Staatliche Bibliothek
Regensburg

10 IX 2

10 IX 2

Prü. 796 / 10

Enc

4 ka

Real-Encyclopädie

oder

Converſations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Zehnter Band.

To bis Zz.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Bei dem neuen, noch ganz friſchen Drucke iſt es durchaus nöthig, wenn die Bände gleich gebunden werden ſollen, die Bogen vorher im Backofen zu trocknen, da ſie ſonſt, ſelbſt wenn beim Schlagen Maculatur dazwiſchen gelegt würde, doch abſchwärzen müßten, was wegen des friſchen und engen Drucks nicht anders ſeyn kann. Anm. v. 1. März 1820.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. Fein Druckp. in ord. 8. Prän. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. Fein Schreibp. in ord. 8. Prän. Preis für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Fein weiß Med. Druckp. in Median Format. Prän. Preis für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Preis für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Preis für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) einzelne Theile werden nur zur Ergänzung abgelaſſen, und wird außerdem das Werk blos im Ganzen verkauft;

2) Privat-Perſonen, welche ſich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können ⅐ des Werths in Abzug bringen, wenn der Betrag nicht weniger als 75 Thlr. (135 Fl.) bleibt;

3) für die Beſitzer der vier erſten Auflagen iſt das Neue dieſer fünften in beſondere Supplemente geſammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (an 120 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Nach dieſen Beſtimmungen ſind die, bei den fünf erſten Bänden dieſer fünften Auflage gemachten, zu berichtigen.

Allgemeine deutſche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Zehnter Band.
To bis Zz.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.

Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1820.

G 97/276

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herauskommenden Converſations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach=druck, gegen die Uebertreter ſolcher Privilegien be=ſtimmten Strafen belegt, und zu dem daſelbſt be=ſtimmten Schadenerſatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober=Cen=ſur=Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Literariſche Anzeigen.

Der Herausgeber des Converſations-Lexicons empfiehlt folgende Werke ſeines Verlags den Beſitzern deſſelben, indem er ſich überzeugt hält, daß ſie die beigefügten Urtheile werden beſtätigt finden.

I.

Schutzſchrift für die evangeliſche Kirche, mit beſonderer Rückſicht auf die Weimarſchen Landtagsverhandlungen. Von D. Fr. Aug. Köthe. Preis 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Ein kräftiger Unmuth über die Unterjochung, unter welcher die evangeliſche Kirche ſeufzt, und über die fortſchreitende Verweltlichung der kirchlichen Verhältniſſe, ein lebendiger Eifer für das, was den Staaten und der Kirche frommt, hat den Verfaſſer dieſer Schutzſchrift getrieben, die Noth und die Klagen der Kirche auszuſprechen, und neue auf Geſchichte und Erfahrung, auf geſundes Rechtsgefühl und Vernunftgrundſätze geſtützte Verhandlungen zur Wiedereinſetzung der evangeliſchen Gemeinde in ihre unveräußerlichen Rechte und ihre gekränkte Freiheit, einzuleiten. Obwohl er ausging von Verhältniſſen in ſeinen nächſten Umgebungen, ſo iſt doch Alles nicht blos aus örtlichen, ſondern aus höhern, allgemeinkirchlichen und wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten aufgefaßt, und bringt Gegenſtände zur Sprache, die für die evangeliſche Kirche von hoher Wichtigkeit ſind.

Im 1. Abſchnitt wird das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche hiſtoriſch, wie beide ſich als Gegenſätze entwickelt haben, und philoſophiſch, wie der Gegenſatz aufzuheben und ein vernunftmäßiges Verhältniß zwiſchen beiden, durch Zurückführung auf einfache Grundſätze, herzuſtellen iſt, anſchaulich gemacht. Der 2. Abſchnitt vertheidigt die Rechtsanſprüche der Kirche und der Geiſtlichkeit auf Vertretung bei den Landtagen. Der 3. Abſchnitt ſtellt ächtproteſtantiſche Grundſätze über die Gränzen der landſtändiſchen Befugniß zu Beſchlüſſen hinſichtlich kirchlicher Angelegenheiten auf, was um ſo nöthiger ſcheint, als ein ſichres und wohlbegründetes Urtheil darüber ſich noch nicht gebildet haben mag, ohne dieſes aber die Freiheit der evangeliſchen Kirche ſelbſt durch das ehrwürdige Inſtitut der landſchaftlichen Verfaſſung gefährdet werden könnte.

In allen drei Abſchnitten iſt Veranlaſſung geweſen, die wichtigſten Zeitangelegenheiten der evangeliſchen Kirche theils zu berühren, theils zu erörtern, und ſo ſcheint dieſe Schrift auch als ein Beitrag zur Verſtändigung über die wichtigſten Verhältniſſe, nicht bloß Theologen und Geiſtlichen, ſondern auch Staatsmännern und Rechtsgelehrten, überhaupt allen Gebildeten, welche für die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt, und für die kirchlichen insbeſondere Sinn haben, zur Prüfung empfohlen werden zu dürfen. Zum Schluß ſind

die Weimarſchen Landtagsverhandlungen über kirchliche Angelegenheiten einer freimüthigen aber bescheidenen Prüfung unterworfen worden.

II.

Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeſchichte deſſelben; ein Buch für Eltern und Erziehende. Herausgegeben von deſſen Vater, dem Prediger Dr. K. Witte. Zwei Bände in Umſchlag geheftet, Preis 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Die gebildete Welt beobachtete den frühen Gelehrten Karl Witte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Thoren hielten ihn für ein Wunder; einige Gegner läugneten anfangs die Thatſachen, verdrehten ſie dann, weiſſagten allerlei Uebel, und nahmen zuletzt zu Hemmungen und Verläumdungen ihre Zuflucht. Indeß, der junge Mann ſteht an Körper und Geiſt ungewöhnlich ausgebildet da. Sein gutes Herz geben ſelbſt jene Widerſacher zu. Die ganze Bildungsweiſe war aber kein Wunder, ſondern von der Wiege an vorher bedacht, und ſo viel als möglich beſtimmt; ging alſo ganz natürlich zu. Es fragt ſich folglich: Wie verfuhr dabei der Vater? Griff die Mutter mit ein? und wie weit? Welche Umſtände der — ſchweren — Zeit und des — einſamen — Ortes machten die Aufgabe ſchwierig? Welche wirkten günſtig? Wer beförderte die Unternehmung? Wer ſuchte ſie zu hindern? Was bewirkten dieſe? was jene? — Wie bildete ſich das Kind, der Knabe, der Jüngling in den verſchiedenen Hinſichten aus? — Wurde das Reinmenſchliche in ihm nicht, wie ſo oft geſchieht, durch Sprachen und Wiſſenſchaften erdrückt? Wie ſteht es mit ſeiner Geſundheit und Heiterkeit?

Ueber alles dies hat ſein Vater und Erzieher, der Prediger D. Karl Witte, ſich in dem Werke ausführlich und klar ausgeſprochen. Es iſt jedem Gebildeten leicht verſtändlich und anziehend geſchrieben. Die rückſichtloſe Wahrheitsliebe beweiſ't, daß der Verfaſſer weniger die Mitwelt, als die Nachwelt, im Auge hatte. Das Werk iſt vom Verleger gut ausgeſtattet, brochirt und mit einem zierlichen Umſchlage verſehen, und eignet ſich deshalb ſehr zweckmäßig zu einem angenehmen Geſchenk.

III.

Catechismo de' Gesuiti esposto ed illustrato in conferenze storico - teologico - morali. Approfitto della Gioventù priva già da tanto tempo di una buona educazione. Ultima edizione corredata dall' Editore con note. Preis 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Was es mit der Ultima edizione etc. für eine Bewandniß habe, wird der Leſer eben ſo leicht errathen, als ſich ihm die Ueberzeugung aufdringen wird, daß der Verfaſſer ein tiefgelehrter, helldenkender und zugleich vornehmer catholiſcher Geiſtlicher ſeyn müſſe, da ihm

außer der umfaſſendſten und genaueſten Kenntniß des Gegenſtandes auch Quellen zu Gebote geſtanden, die ihrer Natur nach nur Geiſtlichen vom höchſten Range zugänglich ſind. Der Gegenſtand aber, welchen der Verfaſſer behandelte, iſt kein andrer, als der Orden der Jeſuiten. Mit ſtrenger Wahrheitsliebe und echtchriſtlicher Geſinnung werden die verderblichen Grundſätze, Lehren und Einrichtungen dieſes berüchtigten Ordens geſchichtlich und dogmatiſch dargeſtellt, und gezeigt, wie das ganze Weſen deſſelben unverträglich ſey mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, welche Beſorgniſſe daher deſſen Wiederherſtellung bei jedem wohlgeſinnten Catholiken erregen müſſe. Kein Vorurtheilsfreier wird das Buch, das einen Reichthum von neuen und intereſſanten Details in einer anziehenden Form vorträgt, ohne große Belehrung über den Orden, über die Anſichten und Abſichten der römiſchen Curie und über den Zuſtand der catholiſchen Kirche überhaupt, aus der Hand legen. Das Ganze zerfällt in acht Abſchnitte, welche handeln: 1) von den Privilegien der Geſellſchaft; 2) von ihren Conſtitutionen; 3) und 4) von ihrer Politik; 5) von ihrem theologiſchen Syſtem in Hinſicht auf das Dogma; 6) von ihrem Moralſyſtem; 7) von ihrer geheimen und 8) von ihrer öffentlichen Geſchichte.

IV.

Für Freunde der Spaniſchen Litteratur, eine Handausgabe des Calderon im Original betreffend.

Die ſeit einigen Jahrzehenden in Deutſchland, England und Frankreich begonnene und täglich wachſende Liebe zur Spaniſchen Litteratur, und die Anerkennung und Würdigung der klaſſiſchen Schriftſteller derſelben, hat ſich durch die von verſchiedenen Gelehrten dieſer genannten Nationen angewandten Beſtrebungen, korrekte und kritiſche Ausgaben Spaniſcher Klaſſiker zu beſorgen, genugſam bewährt. Dieſe Bemühungen ſind um ſo erfreulicher und rühmlicher, da die Seltenheit Spaniſcher Bücher und die Schwierigkeit ſich ſelbſt die bekannteren zu verſchaffen immer fühlbarer wird, und da, bei der jetzigen Lage der Dinge in Spanien, und bei der Richtung, welche die neuere Spaniſche Litteratur genommen, kaum zu erwarten ſteht, daß von Spanien aus für neue Abdrücke der ältern Schriftſteller geſorgt werde. Es ſcheint deshalb wohl an der Zeit zu ſeyn und keiner Entſchuldigung zu bedürfen, wenn Unterzeichneter, durch den Verleger ermuntert und unterſtützt, es unternommen, eine vollſtändige und korrekte Ausgabe eines Spaniſchen Schriftſtellers zu beſorgen, auf den in neuerer Zeit die Augen aller Gebildeten vorzüglich und mit Recht gerichtet ſind, die des Calderon. Seine ſämmtlichen Schauſpiele (mit Ausſchluß der Autos sacramentales) ſollen unter dem Titel:

Las Comedias de D. Pedro Calderon de la Barca etc.

in 8 bis 10 ſaubern Duodezbänden erſcheinen, von denen in jeder Leipziger Oſter- und Michaelismeſſe einer ausgegeben werden wird. Die vorhandenen ſeltenen Ausgaben ſollen verglichen, die beſte Lesart in den Text aufgenommen, und ſinnloſe Stellen nach beſten Kräften wiederhergeſtellt werden. Die ungleiche und veraltete Orthographie wird mit der von der Madrider Akademie im Jahre 1792 beſtimmten

vertauſcht werden, welche vor der neueſten von dieſer Akademie im Jahre 1815 angenommenen unſtreitig bedeutende Vorzüge hat, und die ganz regelloſe und deshalb oft ſinnentſtellende Interpunktion wird einer richtigern, auf einfache Regeln gegründeten weichen. Am Ende eines jeden Bandes werden die bemerkenswertheſten Varianten der verſchiedenen Ausgaben aufgezeichnet, und ein Verſuch gemacht werden, durch kurze Bemerkungen zur Erklärung des oft ſchwierigen Dichters die Bahn zu brechen.

Der erſte Band, den der Verleger mit einem von Maſſol in Paris ſauber geſtochenen und gewiß Vielen willkommenen Bilde des Calderon geziert hat, wird außer der Lebensbeſchreibung des Dichters folgende Stücke enthalten:

La vida es sueño.
Casa con dos puertas mala es de guardar.
El Purgatorio de San Patricio.
La gran Cenobia.
La devocion de la Cruz.
La puente de Mantible.
Saber del mal y del bien.
Lances de amor y fortuna.
La Dama Duende.
Peor está que estaba.

Leipzig, im Auguſt 1819.

J. G. Keil.

Ich werde dieſer Ausgabe des Calderon beſondere Sorgfalt widmen. Es wird dazu ganz neue Schrift genommen, und zwar ſogenannte Petit antiqua. Der Druck iſt gedrängt, ſo daß 48 Zeilen auf die Duodezſeite kommen. Ich laſſe zweierlei Ausgaben veranſtalten, die eine auf dem feinſten Median Druckpapier, aus der Fabrik der Herren Ebart und Strehmann in Berlin; die andere auf franzöſiſchem feinen Median Schreibpapier. Da Satz und Druck bereits begonnen haben und damit ununterbrochen fortgefahren wird, ſo kann noch in dieſem Jahr der erſte Band ausgegeben werden. Ich werde alle Stücke (wenigſtens verſuchsweiſe die des erſten Bandes) auch einzeln abdrucken laſſen und kann alſo ſowohl auf die einzelnen Stücke als auf den ganzen erſten Band in allen Buchhandlungen Beſtellung gemacht werden. Dieß letztere iſt nöthig, da ich es nicht in Commiſſion verſende. Der Preis der einzelnen Stücke wird brochirt 16 gr. (1 Fl. 12 Kr.) ſeyn. Der Preis eines ganzes Bandes dagegen 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) für die Exemplare auf feinem Druckpapier, und 3 Thlr. 16 gr. für Exempl. auf franz. Schreibpapier. Uebrigens verlange ich weder Subſcription noch Pränumeration. Beſtellungen können indeſſen ſchon jetzt durch alle ſolide Buchhandlungen gemacht werden, da ich mich ſelbſt mit der Verſendung einzelner Exemplare an Particuliers nicht befaſſen kann.

Leipzig im Auguſt 1819.

Dieſer erſte Band der vollſtändigen Original-Auflage des Calderons iſt am 1ſten März 1820 ausgegeben worden.

Brockhaus.

V.

Supplemente zum Converſations-Lexicon für die Beſitzer der erſten, zweiten, dritten und vierten Auflage. Enthaltend die wichtigſten neuen Artikel und Verbeſſerungen der fünften Auflage. In vier Abtheilungen. Preis auf Druckpap. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.) Auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Die fünfte Auflage des Converſations-Lexicons iſt gegen die frühern Ausgaben nicht nur durch Hinzufügung einer großen Anzahl neuer Artikel in ihrem Umfange bedeutend erweitert worden, ſondern hat auch durch gänzliche Umarbeitung und Vervollſtändigung früher behandelter Gegenſtände auf das weſentlichſte gewonnen. Die günſtige Aufnahme, deren das Converſations-Lexicon ſich erfreuete, hat den Unternehmer und die Verlagshandlung veranlaßt, nicht Mühe noch Koſten zu ſparen, um ein ſo gemeinnütziges Werk der Vollkommenheit näher zu führen, ſo viel es ſeinem Weſen nach, nur immer dieſem Ziele näher gebracht werden kann. Die Mängel, welche bisher, beſonders in den geographiſchen und ſtatiſtiſchen Artikeln, gefunden wurden, ſind jetzt, nach faſt durchgängiger Umarbeitung derſelben, gehoben. Die neuhiſtoriſchen, neubiographiſchen und alle ſolche Gegenſtände, welche im Laufe der Zeit ihr Entſtehen und ihr Gedeihen finden, ſind mit dieſer vorgeſchritten, und Alles, was ſonſt noch einer Verbeſſerung bedurfte, iſt mit dem ſorgſamſten Fleiß berichtigt worden.

Auf dieſe Weiſe mußte die neue Auflage einen großen Vorzug erlangen, den die Beſitzer der ältern bei einiger Vergleichung leicht finden, und gewiß ungern vermiſſen werden. Die Verlagshandlung iſt daher darauf bedacht geweſen, auch dieſem Mangel abzuhelfen, indem ſie die Lücken der vier erſten Auflagen durch Supplemente auszufüllen geſucht hat. Es werden dieſelben aus vier Abtheilungen beſtehen, von denen die beiden erſten bereits in allen Buchhandlungen zu haben ſind. Sie enthalten alle neuen Artikel (an 2000), welche in die fünfte Auflage aufgenommen worden ſind, zugleich aber auch alle weſentlichen Verbeſſerungen und Erweiterungen, deren oben gedacht iſt. Die Sorgfalt, mit welcher dieſe Supplemente zuſammengeſtellt ſind, wird ſich aus eigener Prüfung leicht ergeben; daß dieſelben ſehr reichhaltig ſind, geht wohl ſchon aus dem Umfange hervor, welcher ungefähr 120 Bogen betragen wird. Deßungeachtet iſt die Verlagshandlung bemüht geweſen, dieſe, den Beſitzern aller frühern Ausgaben des Converſations-Lexicons unentbehrlichen, Ergänzungen möglichſt billig zu liefern, und koſten alle vier Abtheilungen auf Druckpapier nur 2 Thlr. 16 gr. (4 Fl. 48 Kr.), auf Schreibpap. 3 Thlr. 8 gr. (6 fl.)

Auch dieſe Supplemente ſind, ungeachtet die Auflage, nach der ſie gebildet worden, mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien gegen den Nachdruck verſehen iſt, von dem Nachdrucker Erhard genannt Macklot in Stuttgart nachgedruckt worden, und es kann wohl auch ein Zeichen unſrer Zeit genannt werden, daß derſelbe obendrein die Unverſchämtheit hat und haben darf, ſich in ſeinen Anzeigen „den Verleger" und meine Original-Ausgabe „den Leipziger Abdruck" zu nennen, und ſogar ſchon den Tag

der Erſcheinung von den Abtheilungen ſeines Nachdrucks zu verſprechen, die ſelbſt im Original noch nicht erſchienen!! Ich vertraue daher mein Eigenthum abermals blos der Ehre meines deutſchen Vaterlandes an.

VI.

Die Allgemeinen Medizinischen Annalen des neunzehnten Jahrhunderts erhalten mit dem Jahre 1820 eine neue Form, indem durch ſie

Kritiſche Annalen der Medizin als Wiſſenſchaft und als Kunſt

eingeleitet werden ſollen.

Sie zerfallen demnach

1) in Kritiſche Annalen der Heilkunde, in denen die geſammte neueſte mediziniſche Literatur, ſo weit nachzukommen, in Jahresfriſt, von ſachkundigen Gelehrten, vom Standpunkte des rationellen Empirismus aus, mit beſonderer Berückſichtigung des Gewinnes, der der Wiſſenſchaft dadurch zu Theil worden iſt, gewürdigt wird;

2) in ein Mediziniſches Correſpondenzblatt, welches ärztliche Verhandlungen über ausgezeichnete Gegenſtände der Heilkunſt, nebſt ſolchen Mittheilungen befaßt, welche für ausübende Aerzte und Wundärzte, in Beziehung auf ihre Kunſt, eine nahe gelegtes Intereſſe haben.

Eine nähere Darlegung des Plans theilen auf Verlangen alle ſolide deutſche Buchhandlungen mit, und iſt auch unter beſondern Adreſſen an deutſche Aerzte und Wundärzte verſandt worden.

Der Preis (6 Thlr. 16 Gr. (oder 12 Fl.) der Jahrgang) und die Verſendungsweiſe (monatlich durch Buchhandlungen und Poſtämter) bleibt die bisherige.

VII.

Mémoires et Considérations sur les principaux événemens de la revolution française. Ouvrage posthume de Mad. la Baronne de Staël. III volumes in 12mo ſehr ſauber gedruckt, in dem Format meiner Ausgabe des de l'Allemagne derſelben Verfaſſerin. (Mit dem Bildniß der Verfaſſerin.) Preis auf Schreibp. 5 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) und auf Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr.)

VIII.

Examen critique de l'ouvrage de Mad. de Staël, ayant pour titre: mémoires et considérations sur les principaux événemens de la revolution française, par Bailleul. 2 volumes. Preis auf Schreibp. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) auf Velinp. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

IX.

Neueſtes, vollſtändigſtes und wohlfeilſtes chemiſches Wörterbuch.

In der Jubilate-Meſſe 1819 iſt auch der vierte und letzte Theil, des mit ſo allgemeinem Beifalle aufgenommenen chemiſchen Wörterbuchs des Herrn Profeſſor John in zwei Abtheilungen fertig geworden, und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands und des Auslandes zu erhalten. (Dieſer vierte aus zwei Bändchen beſtehende Theil, koſtet 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 Fl. 36 Kr.) Das Ganze aus 4 Theilen in 5 Bändchen beſtehende Werk koſtet 11 Thlr. oder 19 Fl. 48 Kr.

X.

Childe Harold's Pilgrimage, a Romaunt in four cantos by Lord Byron. 2 volumes (vol. I. Childe Harold. vol. II. Notes to Childe Harold). Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

XI.

(Friedrich von Gentz) Seiner Königl. Majeſtät Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Thronbeſteigung allerunterthänigſt überreicht. (Am 16. Nov. 1797.) Neuer wörtlicher Abdruck nebſt einem Vorwort und einem Nachwort über das Damals u. Jetzt von einem Dritten geſchrieben am 16. Nov. 1819. Preis 12 gr. oder 54 Kr.

XII.

Für Freimaurer.

Der Freimaurerei fehlt es eben ſo wenig an einer reichen Literatur, als allen andern Fächern des menſchlichen Wiſſens; Nichts iſt dem Uneingeweihten mehr vorbehalten, da alle geheime Gebräuche, Dogmen, Erkennungs-Zeichen und Worte vielfältig gedruckt, öffentlich zum Verkauf ausgeboten werden, und der denkende und forſchende Maurer ſowohl, als der angehende Lehrling finden eine Menge der beſten Hülfsbücher zu ihrer Leitung. Nur ein allgemeines Handbuch, was durch eine zweckmäßige Bearbeitung und Vollſtändigkeit, die Neugierde des Nichtmaurers befriedigt und den ſtudirenden Geweihten ein treuer Gehülfe ſeyn könne, fehlt noch.

Meine vieljährigen Erfahrungen, Studien, Reiſen und Verbindungen in den Orden, der Beſitz einer reichen Sammlung maureriſcher Bücher und Manuſcripte in mehreren Sprachen, und meine

individuellen Verhältniſſe, die mir Gelegenheit verſchafften wichtige Logenarchive benutzen zu können, haben mich eitel genug gemacht um zu hoffen den Mangel eines ſolchen Handbuchs durch eine

Encyclopädie der geſammten Freimaurerei und aller damit in wirklicher oder vorgeblicher Verbindung ſtehenden geheimen Geſellſchaften in alphabetiſcher Ordnung,

abhelfen zu können. — Schon im Jahr 1812 begann ich dieſe mühſame Arbeit und fühle die Ueberzeugung mit Vorſicht, Unpartheilichkeit, Geduld und Fleiß ſie ſo fortgeſetzt und beendigt zu haben, daß ſie dem wiſſenden Meiſter und dem forſchenden Lehrling, deren Bedürfniß ich dabei immer vorzüglich im Auge hatte, angenehm und nützlich ſeyn kann.

Das Ganze wird in zwei mäßigen Bänden in groß Octav bei Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig erſcheinen und in 3000 bis 4000 Artikeln Urſprung, Geſchichte, Geographie, Statiſtik, Syſteme, Secten, Grade, Hierarchie, Hieroglyphen, Symbole, Gebräuche, Terminologie, Bibliographie und Biographien der berühmten und berüchtigten Perſonen der Freimaurerei enthalten, wobei ich jedoch zur Beruhigung der ängſtlichen Brüder zu bemerken für nöthig finde, daß ich das Geheimniß der Rituale ſo wie der Zeichen, Worte und Griffe getreu reſpectirt habe.

Der Druck iſt bereits begonnen und da das Manuſcript ganz bereit liegt, ſo iſt deſſen Beendigung zur Leipziger Michaelismeſſe 1820 ziemlich mit Gewißheit vorauszuſehen; da aber die Auflage ſehr klein gemacht iſt, ſo glaube ich die Brüder einladen zu dürfen, durch Vorausbeſtellung bei ihren Buchhändlern ihrer Exemplare ſich zu verſichern.

Im Februar 1820.

C. Lenning.

XIII.

D. J. G. Roſenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Theilen. gr. 8. Erſter Theil 1817. (XX und 442 S.) Die Glaubenslehre. Zweiter Theil 1819. (573 S.) Die Sittenlehre. Preis beider Theile 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Allen Freunden und Beförderern der Religion glauben wir hohe Freude zu machen, wenn wir ihnen die vollſtändige Erſcheinung eines Werks ankündigen, welches von dem verewigten Roſenmüller herrührt, einem Manne, der durch Lehre, Schriften und Beiſpiel zur Kenntniß und Verbreitung des ächten Chriſtenthums ſo ſegensvoll gewirkt und der Freunde, Schüler und Verehrer allenthalben ſo viele hat. Was dieſen Mann als Religionslehrer am unvergeßlichſten macht, iſt ſeine von Allen anerkannte, von Vielen bewunderte, von Wenigen erreichte Gabe, die Religionslehren, unbeſchadet der Gründlichkeit, allgemein faßlich und verſtändlich vorzutragen, —

eine Gabe, die er nicht nur ſelbſt raſtlos übte, ſondern auch Andern mitzutheilen redlich befliſſen war. Seine Schriften zur Bildung künftiger Religionslehrer, ſo wie ſeine homiletiſchen und katechetiſchen Uebungsſchulen haben viel genützt. Inſonderheit aber waren es ſeine Vorleſungen über die populäre Dogmatik und Moral, wo er ſeine Meiſterſchaft im populären Unterrichte am glänzendſten darlegte und die er um ſo brauchbarer dadurch machte, daß er ihnen ſein ſo ſehr geſchätztes, ſo allgemein verbreitetes und in ſo vielen öffentlichen Schulen eingeführtes chriſtliches Lehrbuch für die Jugend zum Grunde legte, welches er da genau durchging, erklärte und zeigte, wie es beim Unterrichte gehandhabt werden müſſe. Dieſe Vorleſungen wurden daher nicht nur vorzüglich werth gehalten und zahlreich beſucht, ſondern er wurde auch oft und von vielen Seiten her aufgefodert, ihren Inhalt durch den Druck bekannter und dadurch ſein Lehrbuch ſelbſt gemeinnütziger zu machen. Allein Mangel an Zeit, ſein hohes Alter, andere literariſche Arbeiten, vielleicht auch Abneigung gegen abermalige Bearbeitung eines Werkes, das bereits durch die wiederholten Beſchäftigungen damit den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, ließ ihn nicht dazu kommen. Ein anonymer Brief, den er in dem letzten Jahre ſeines Lebens erhielt und in dem ſich der gebildete und religiöſe Geiſt einer edeln Mutter ausſpricht, enthielt die Bitte an ihn, wenigſtens die beim Religionsunterrichte zu gebrauchenden bibliſchen Sprüche mit Erklärung herauszugeben. Dieſer Brief beſtimmte ihn, mit ſeinem dritten Sohne, dem Herrn Pfarrer zu Oelzſchau, Rückſprache zu nehmen und ihm den Antrag zur Uebernehmung dieſer, ſeiner Meinung nach, allerdings verdienſtlichen, Arbeit zu machen. Als ihn dieſer an die in ſeinen Vorleſungen über populäre Dogmatik und Moral hierzu ſchon reichlich vorhandenen Materialien und überhaupt an die ſchon oft an ihn ergangene Bitte erinnerte, dieſe Vorleſungen durch den Druck gemeinnütziger zu machen, mit der Bemerkung, daß die Erfüllung dieſer Bitte auch die der im Briefe geäußerten in ſich ſchließen würde, ſo zeigte er ſich dazu ſogleich bereitwillig unter der Bedingung, daß ſein Sohn die Bearbeitung des Werkes für den Druck übernehme, worauf er dieſem, der ſich mit Freuden dazu verſtand, die dahin gehörigen Handſchriften zu dieſem Zweck einhändigte. Der bald nachher erfolgte Tod des verehrten Greiſes, ſo wie die viele Mühe und Sorgfalt erfodernde Uebertragung der ſo oft überarbeiteten und verbeſſerten Handſchrift in eine zum Abdruck geeignete, verzögerte bisher die Erſcheinung des Werkes. Gegenwärtig iſt es vollſtändig unter dem Titel erſchienen: D. Johann Georg Roſenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. Das Werk beſteht aus zwei Octavbänden, deren erſterer die chriſtliche Glaubens- und der andere die chriſtliche Sittenlehre abhandelt. Die Abſicht des Verfaſſers war, practiſch zu zeigen, wie die Lehren der chriſtlichen Religion allgemein faßlich vorgetragen werden können. Er liefert daher einen Commentar zu ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend, in welchem der Text deſſelben nebſt den bibliſchen Stellen zergliedert, erläutert und weiter ausgeführt wird, nebſt eingeſtreuten Bemerkungen und Winken für tiefer denkende und forſchende Kenner der Religion überhaupt, ſo wie für künftige Religionslehrer insbeſondere. Es finden hier

alſo diejenigen, welche als Prediger, Schullehrer, Erzieher, Väter oder Mütter Religion faßlich lehren wollen, ein vollſtändiges Handbuch — ſo wie diejenigen, die als denkende Freunde der Religion über den einſt in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht hinausgehen und Religion gründlich lernen wollen, ein unterrichtendes Lehrbuch; gelehrte Theologen werden nicht ohne Intereſſe leſen, wie einer der Würdigſten und Erfahrenſten aus ihrer Mitte über manche in unſern Tagen zur Sprache gebrachten theologiſchen Gegenſtände dachte, ungelehrte Laien aber mit Verwunderung wahrnehmen, wie viel ſich bei der ſchon im Lehrbuche ſo faßlichen und vollſtändigen Darſtellung der Religionslehre gleichwohl noch denken und lernen laſſe; wer das Lehrbuch ſelbſt beſitzt und gebraucht, erhält hier einen Schlüſſel, der ihn tiefere Blicke in den geſchickt angelegten und ſorgfältig ausgeführten Bau des Ganzen thun und ihn unter dem Gewande des leichteſten und verſtändlichſten Vortrages, gleichwohl eine in ſtrenger Ordnung, Kürze und Gründlichkeit entworfene Skizze eines religiöſen Unterrichts entdecken laſſen wird; — wer hingegen das Lehrbuch nicht beſitzt, erhält ein Buch, welches auch ganz frei und unabhängig von jenem betrachtet und gebraucht werden kann. Der Name ſeines würdigen Verfaſſers, der gemeinnützige Zweck und Inhalt dieſes Werkes, ſein ſo wohl aufgenommener Vorbote — das Lehrbuch, endlich ſelbſt das religiöſe Bedürfniß unſerer Zeit, wo ein rein bibliſcher, klarer, nüchterner Religionsunterricht um ſo nöthiger, als ſeltener zu werden ſcheint: — Alles dies vereinigt ſich, es zu einer, wie wir hoffen, für Viele willkommenen Erſcheinung zu machen.

XIV.

Leben Auguſt von Kotzebue's. Nach ſeinen Schriften und nach authentiſchen Mittheilungen dargeſtellt. Preis 2 Thlr. 12 gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Dieſes vollſtändig entwickelte biographiſche Gemälde eines der vielbeſprochenſten Männer unſerer Zeit, darf eine nähere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, da theils die Züge des Kotzebueſchen Charakters dargeſtellt ſind mit den Werken des Mannes ſelbſt, theils ſein Leben nicht vereinzelt erſcheint, ſondern, wie es ſeyn muß, in Verbindung geſtellt wird mit allen bedeutenden Erſcheinungen unſerer Tage. Hieraus ergibt ſich auf der einen Seite Treue und Wahrheit; auf der andern ein allgemein geſchichtlicher Werth. Der Zeitgeiſt wird ſtreng gewürdigt, damit der für Wahrheit empfängliche Leſer auch in dieſem Bilde erkennen mag, daß ohne ſittliche Haltung ſelbſt das thätigſte, ruhmvollſte Leben eine Truggeſtalt iſt, deren Nichtigkeit, früh oder ſpät anerkannt, manchem Irrenden zur Warnung gereichen muß. —

Die vorſtehend angezeigten Werke ſind in allen deutſchen Buchhandlungen zu den beigeſetzten Preiſen zu erhalten.

In der Verlagshandlung dieſes Converſations-Lexicons erſchienen bis jetzt (1. April) im Laufe des Jahres 1820 und werden ferner in demſelben und ſpäterhin erſcheinen:

A. Fortſetzungen.

Annalen, mediciniſche. Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer. Jahrgang 1820.

Calderon's Schauſpiele, überſetzt vom Freiherrn C. F. G. O. von der Malsburg. 3r Bd. u. ff.

Conſtitutionen, die, der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. 3r Theil u. flg.

Dante Alighieri, die göttliche Comödie. 3r und letzter Theil: das Paradies. Herausgegeben von C. L. Kannegießer.

Dichter-Proben, brittiſche. Nr. 2. (enthält unter andern die Belagerung von Corinth und die Finſterniß, nach Lord Byron.)

Ebert's allgemeines bibliographiſches Lexicon. 2te Lieferung u. ff.

Hermes, oder kritiſches Jahrbuch der Literatur. 2r Jahrgang (geleitet von F. A. Brockhaus) VI. VII. VIII.

Iſis. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1820.

Kreyſig's Syſtem der practiſchen Heilkunde. 3r Theil u. folgende.

Pierer's mediciniſches Realwörterbuch. 4r Bd. und folgende.

Saalfeld's allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit. 4r (und letzter) Band, oder 7te und 8te (und letzte) Abtheilung.

Schopenhauer, Johanna, Gabriele. 2r (und letzter) Band.

Steffen's Caricaturen des Heiligſten. 2r (und letzter) Theil.

Taſchen-Encyclopädie, deutſche. Vierter (und letzter) Theil. Mit 12 Kupfern.

Theater, claſſiſches, der Franzoſen. Nr. 2. (enthaltend Semiramis von Voltaire, überſetzt von Peucer.)

Winckell's Handbuch für Jäger. Zweite Auflage. 2r und 3r (und letzter) Theil.

Wolfart's Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. 3n Bandes 1s u. 2s Heft (V. VI.) und folgende.

Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. 5n Bandes 3s u. 4s Heft (XIX. u. XX. der ganzen Folge) u. folgende.

Urania. Taſchenbuch für 1821. Mit 6 Kupfern.

B. Neuigkeiten.

Apollo der Leukopeträer. Ein Beitrag zur griechiſchen Anthologie, enthaltend ſechs bisher unbekannte alte Gedichte, entdeckt, überſetzt und erläutert vom Prof. Krug. 2te Aufl.

Benzenberg, über Preußens Geldhaushalt und neues Steuerſyſtem.

Beurtheilung der Voßiſchen Schrift wider Stolberg und einiger andern damit verwandten Schriften. (Aus dem Hermes VI.)

Calderon's Schauſpiele (im Original) 1r Bd. u. ff.

Chezy, Helmina von, die drei weißen Roſen, Romantiſches Gedicht in drei Geſängen.

Ebert's Geſchichte und Beſchreibung der Königlichen Bibliothek in Dresden. Mit vielen Kupfern. (Wird ein Buch für Bibliomanen.)

Encyclopädie der geſammten Freimaurerei. In alphabetiſcher Ordnung. Von Lenning. In 2 Bänden.

Ewald über alte Myſtik und neuern Myſticismus.

Förſter, Dr. Friedrich, der Feldmarſchall Fürſt Blücher von Wahlſtatt. Ein deutſcher Heldenſpiegel.
Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 1r Band (Tancred und Balduin III.)
Gentz, an F. v. Friedr. Wilh. III. bei der Thronbeſteigung im J. 1797. Nebſt einem Vorwort über das Damals und Jetzt.
Haupt, Leopold, Landsmannſchaften und Burſchenſchaft. Ein freies Wort über die geſelligen Verhältniſſe der Studirenden auf den deutſchen Hochſchulen. Nebſt den nöthigen Urkunden.
Henning, L. von, und L. Wieland, Sammlung denkwürdiger engliſcher und franzöſiſcher Parlamentsreden, in deutſcher Ueberſetzung, mit dem Originaltext und mit hiſtoriſchen Einleitungen.
Holberg's Werke. Neu herausgegeben von Oehlenſchläger.
Hufeland, über die naturgemäße Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Nach dem Engliſchen des Darwin und nach eigenen Beobachtungen.
Klopſtock's Nachlaß. Ein Denkmal für ſeine Verehrer.
Körte, das Leben L. N. M. Carnot's. Aus den beſten gedruckten, ſo wie aus handſchriftlichen Nachrichten dargeſtellt.
Köthe, für häusliche Erbauung. Erſter und zweiter Band.
—— Lehrbuch der practiſchen Theologie. Zwei Bände.
—— Geſch. d. Kirche, von d. früheſten bis a. d. neueſten Zeiten. 4 Bde.
Krug, Prof., Handb. d. Philoſophie u. d. philoſ. Literatur. 2 Bde.
Derſelbe, Syſtem der Wiſſenſchaft und der wiſſenſchaftlichen Literatur, encyclopädiſch dargeſtellt. Zwei Bände.
Derſelbe, Geſchichte der Philoſophie neuerer und neueſter Zeit, vornämlich unter den gebildeten europäiſchen Völkern.
Lucchesini, Marquis von, Geſchichte der Entſtehung des Rheinbundes. A. d. Italieniſchen.
Moſch, die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz. Ausgabe für 1820. Zwei Theile mit 50 Kupfern.
Müllneriana. Verhandlungen über eine Rezenſion des Yngurd im Hermes, zwiſchen Hrn. Hofrath Müllner, Hrn. Prof. Krug und Hrn. Brockhaus. 2te Aufl.
Oehlenſchläger, Aladdin. Dramatiſches Gedicht. Neue Auflage.
Deſſelben Reiſe nach Paris und Italien.
Pradt, de, le Congrès de Carlsbad. 2 Vols.
Quellen, die, des deutſchen Staats und Privatrechts, in dem Zeitraume vom September 1814 bis zum 20. September 1819. Mit einer Einleitung von Grävell.
Sakontala, oder: der verhängnißvolle Ring; indiſches Drama des Kalidas in ſechs Aufzügen. Metriſch für die Bühne bearbeitet von W. Gerhard.
Schmelzing's Staatsrecht des Königreichs Bayern. 2 Bände.
Schopenhauer, Johanna, Boiſſerée's Gemäldeſammlung.
Schulze's, Ernſt, ſämmtliche poetiſche Schriften. Vier Bände. Neue Auflage. Mit Kupfern.
Vaux, eines engliſchen Diebsgenie's, Memoiren. A. d. Engliſchen.
Verfaſſungs Urkunde der Jenaiſchen Burſchenſchaft. (Aus Haupt's Landsmannſchaften ꝛc. einzeln abgedruckt.)
Vico's Grundzüge einer neuen Wiſſenſchaft über die gemeinſchaftliche Natur der Völker. A. d. Italieniſchen von Weber.
Volksſagen und Mährchen der Deutſchen und Ausländer. Von Lothar.

Drittes
Verzeichniß der Pränumeranten
enthaltend
die Abnehmer der 5ten Auflage
vom 1. Nov. 1818 bis 29. Febr. 1820.*)

			Exempl.
Aachen.	Hr. Buchhändler F. W. Forſtmann		6
	: —— J. A. Mayer		97
Aarau.	: —— H. R. Sauerländer		220
Abo.	ſiehe Rußland.		
Altena.	Hr. Buchbinder G. Rüdiger		2
Altenburg.	: Hoforganiſt Barthel		1
	: Buchbinder C. Laurentius		1
	: Hofrath Dr. J. F. Pierer		10
	: Buchbinder C. Reuter		2
	Die Schnuphaſeſche Buchhandlung		15
Altona.	Hr. Buchhändler Fr. Bechtold		2
	: —— K. Buſch		71
Amberg.	: —— Uhlmann		8
Amſterdam.	: —— J. Müller et Comp.		16
	: C. A. Pielſtiker		1
	: Buchhändler C. G. Sülpke		25
Annaberg.	Die Freyer'ſche Buchhandlung		1
	Hr. J. C. Köſelitz		2
Ansbach.	: Buchhändler W. G. Gaſſert		19
Arnſtadt.	: Fr. Klüger		2
Arnswalde.	: Conrector Fr. Reich		2
Arolſen.	: Buchhändler A. Speyer für:		
	Hrn. Rector Buhl in Arolſen	1	
	: Cand. Heſſe in Arolſen	1	
	: Canzelliſt Jäckel in Arolſen	1	
	: Secr. Prentzel in Arolſen	1	
	: Rentmeiſter Dreves in Billinghauſen	1	
	: Hofr. Wigand in Corbach	1	
	Mdm. Luckemeyer in Elberfeld	1	
	Hrn. Oberförſter Beck in Helſen	1	
	: —— Gombſon in Schmillinghauſen	1	
	Ungenannter	1	
		——	10
Aſchaffenburg.	Hr. Buchhändler D. Knode		11

*) Die beiden erſten Verzeichniſſe dieſer Art, welche die Pränumeranten auf die 1ſte bis 4te Auflage enthalten, befinden ſich im 5ten und 10ten Bande der 4ten Aufl.

		Exemp
Augsburg.	= Buchhändler A. Bäumer	
	= J. M. Eßlinger	2
	= Gramich et Comp.	
	Die v. Jeniſch et Stageſche Buchhandlung	
	Die Math. Rieger'ſche Buchhandlung	
	Hr. J. C. Wirth	
	Die J. Wolff'ſche Buchhandlung	2
Ballenſtädt.	Hr. Aſſiſtenzrath Gottſchalk	1
Baltimore.	= R. Sauerwald	1
Bamberg.	Das Comptoir der Zeitung	
	Die Göbhardt'ſche Buchhandlung	5
	Hr. Buchhändler C. F. Kunz	
Baſel.	= —— J. G. Neukirch	2
	Die Schweighäuſer'ſche Buchhandlung	
Bautzen.	Hr. Buchhändler C. H. Schulze	
Berlin.	= —— Achenwall et Comp.	
	= —— F. L. Albanus	
	= —— C. F. Amelang	10
	= —— C. H. G. Chriſtiani	4
	= —— F. Dümmler	5
	= —— Duncker et Humblot	7
	= —— Th. J. C. F. Enslin	7
	= —— Fink	8
	Die C. G. Flittner'ſche Buchhandlung	5
	Hr. Buchhändler Gebr. Gädicke	1
	= Prof. F. W. Gubitz	1
	= Buchbinder A. W. Guhl	6
	= Buchhändler Haude et Spener	4
	= —— G. Hayn	2
	= Antiquar C. Heymann	2
	= Kunſthändler Jacoby	1
	= C. Jäkel	2
	= Buchhändler W. Laugier	13
	= Stadtrath Fr. Maurer	1
	Die Maurer'ſche Buchhandlung	11
	Hr. M. H. Mendheim	1
	= Buchhändler E. S. Mittler	18
	= —— A. Mylius	3
	= —— G. C. Nauck	20
	Die Nicolai'ſche Buchhandlung	10
	Hr. Buchhändler F. Oehmigke	2
	= —— Th. Petri	2
	= —— A. Rücker	11
	Die Sander'ſche Buchhandlung	3
	Hr. Buchhändler A. W. Schade	1
	= —— A. M. Schleſinger	57
	= —— C. G. Schöne	2
	Die Schüppel'ſche Buchhandlung	1
	Hr. Kunſthändler S. Schropp et Comp.	6
	= Buchbinder H. F. Schwartz	19
	= Buchhändler J. F. Sommerbrodt	78
	= —— C. A. Stuhr	30
	Die Voß'ſche Buchhandlung	1

		Exempl.
Berlin.	Hr. Dr. K. Witte d. ältere	2
	: Buchhändler L. W. Wittich	3
	: Profeſſor Dr. Wolfart	2
Bernburg.	: G. Lambrecht	1
	: Prof. Sachſe	10
Biberach.	: Gutermann zum Blumenſtrauß	1
	: Fr. Lieb	1
	: Chr. Lieb	1
	: Schönfärber Petſch	1
	: Rock et Graner	1
	: Ch. F. Stail	1
	: J. D. Stecher	1
Bonn.	: Buchhändler A. Marcus	10
	: —— E. Weber	49
Böſa (Nieder.)	: Prediger Cannabich	1
Brandenburg.	: Buchhändler J. J. Wieſike	5
Brandbg. (Neu:)	: Loholm	1
Braunſchweig.	: Buchhändler L. Lucius	77
	: —— G. C. E. Meyer	7
	: —— Al. Pluchart	8
	: —— F. Vieweg	154
Bremen.	Das Comptoir für Literatur	126
	Hr. Buchhändler J. G. Heyſe	98
	: L. von Kapff	1
	: C. F. Stelling	7
Breslau.	: Buchhändler W. A. Holäufer	162
	: Prof. Dr. Kayßler	7
	: Buchhändler J. Fr. Korn	76
	: —— W. G. Korn	117
	: —— J. Max et Comp.	36
	: —— E. G. Meyer	2
	: —— R. F. Schöne	17
	: Prof. H. Steffens	1
Brieg.	: Capitain v. Stutterheim	7
Bromberg.	: M. Stoldokowski	1
Brüggen.	: Dr. Benzenberg	1
Brünn.	: Buchhändler J. G. Gaſtl	25
	: —— L. F. Haller	27
	: —— J. G Traßler	26
Brüſſel.	: —— J. Frank	26
Cadiz.	: P. Ambrogio	6
Carlsbad.	Die Franieck'ſche Buchhandlung	4
Carlsruhe.	Hr. Buchhändler G. Braun	35
	: —— Ph. Macklot	7
	: —— D. R. Marx	26
	: Hofbuchdr. C. F. Müller	12
Caſchau.	: Buchhändler O. Wigand	7
Caſſel.	: —— J. J. Bohné	4
	: Antiquar H. Jacobi	2
	: C. Klocke	1
	: Buchhändler J. M. Meßner	2
	: Geh. Staatsminiſter v. Schmerfeld	1
Caſtellaun.	: J. M. Peters	6

		Exempl.
Celle.	= Bürgermeiſter Schulze	1
Chemnitz.	= Buchhändler C. G. Kretſchmar	2
	= —— W. Starke	2
	= Candidat C. G. Uhlig	1
	= J. . Weisbach	1
Chriſtiansfeld.	= J. R. Uttendörfer	3
St. Chriſtoph.	= Chirurg A. Mulzer	3
Cleve.	= Buchbinder F. Oellig	6
Coblenz.	= Buchhändler H. J. Hölſcher	47
	= Poſtſecr. Stephan	1
Coburg.	= Buchhändler Biedermann	2
	= —— J. D. Meuſel et Sohn	4
	= Buchbinder Riemann	1
	Die Sinner'ſche Buchhandlung	2
Cöln.	Hr. Buchhändler J. P. Bachem	64
	= —— M. Dumont-Schauberg	13
	= —— H. Rommerskirchen	26
	= —— J. G. Schmitz	7
Conſtanz.	= —— W. Wallis	32
Copenhagen.	= —— Fr. Brummer	5
	Die Gyldendal'ſche Buchhandlung	19
	Hr. Buchhändler Chr. H. Nöer	1
Cöthen.	Die Aue'ſche Buchhandlung	6
Cottbus.	Hr. Poſtſecr. Lutze	21
Cracau.	= E. Löwenthal	7
Crefeld.	= Buchhändler P. Giesbers	5
	= Abr. ter Meer	1
Danzig.	= F. S. Gerhard	18
	= Buchhändler G. A. Krauſe	13
Darmſtadt.	= —— Heyer et Leske	123
Delitzſch.	= Buchdrucker L. Meyner	1
Deſſau.	= Buchhändler C. G. Ackermann	11
	= Buchdrucker J. C. Fritſche	1
Dillenburg.	= L. Haas	10
Dortmund.	= Buchhändler C. F. Köppen	12
Dresden.	= Gerichtsactuar Albrecht	1
	Die Arnold'ſche Buchhandlung	129
	Hr. Hauptmann Becker	2
	= Geh. Legationsrath Beigel	1
	= Kammerſänger Benelli	1
	= Hofrath Böttiger	1
	= Dr. u. Bibliothekſecr. F. A. Ebert	2
	= Sen. u. Polizeyrath Friedrich	1
	= Kämmerey-Secr. Gebhard	1
	= Kupferſtecher Gottſchick	1
	= J. P. Hacault	1
	= A. H. Hammerdörfer	1
	= Prof. Haſſe	3
	Die Hilſcher'ſche Buchhandlung	17
	Hr. Schuldirector Krug	1
	= Diaconus Leonhardi	1
	= W. A. Lindau	6
	= Miniſter von Noſtiz u. Jänkendorf	1

		Exempl.
Dresden.	Hr. B. F. Pochmann	3
	= Kunſthändler H. Rittner	1
	= Hofjuwelier Roßbach	7
	= Plankammer=Director v. Schlieben	30
	Frau Hofräthin Tittmann	1
	Die Walther'ſche Hofbuchhandlung	3
Droſſen.	Hr. Poſtmeiſter Greck	1
Düſſeldorf.	= Arnz et Comp.	1
	= Buchhändler J. H. C. Schreiner	17
Egeln.	= Poſtcommiſſair Ackermann	1
Eger.	= Buchhändler J. Kobrtſch	8
Eibenſtock.	= Rector Ficker	10
Eichſtädt.	= Buchhändler J. M. Beyer	2
Eiſenach.	= —— J. F. Bärecke	22
Eiſenberg.	= —— W. Schöne	3
Elberfeld.	= —— H. Büſchler	26
	= Fr. Hoffbauer	1
	Hrn. J. J. Platzhoffs Erben	1
	Hr. Buchhändler J. E. Schaub	11
	Hrn. Joh. Simon's Erben	1
Elſterwerda.	Hr. Juſtiz Amtmann Senff	1
Erdmannsdorf bei Chemnitz.	= Prediger Liebmann	4
Erdmannsdorf in Schleſien.	Frau Gräfin v. Gneiſenau	1
Erfurt.	Die Keyſer'ſche Buchhandlung	27
	Die Maring'ſche Buchhandlung	2
	Die K. Pr. Poſtamts Zeitungs=Expedition	7
Erlangen.	Hr. Buchhändler C. Heyder	7
	= —— Palm et Enke	25
Eſſen.	= —— G. D. Bädeker	52
Flensburg.	= H. Göttig	1
	= Buchhändler J. C. Korte Jeſſen	14
Frankfurt a. M.	Die Andreä'ſche Buchhandlung	123
	Hr. Buchhändler F. Boſelli	20
	= —— H. L. Brönner	45
	= —— P. W. Eichenberg	12
	= J. Noé du Fay	1
	= Buchhändler Gebhard et Körber	1
	= —— P. H. Guilhauman	15
	= Cl. Heerdt	7
	Die Hermann'ſche Buchhandlung	66
	Die Jäger'ſche Buchhandlung	50
	Hr. Buchhändler B. Körner	47
	= Em. Müller	1
	= Buchhändler J. D. Sauerländer	99
	= —— W. Schäfer	12
	= C. H. Schultz	3
	= Buchhändler J. D. Simon	66
	= —— J. P. Streng	41
	= —— Fr. Varrentrapp	45
	= —— Gebr. Wilmans	4
Frankfurt a. O.	Die Hoffmann'ſche Buchhandlung	49

		Exempl.
Frankfurt a. O.	Hr. Prediger Wehmer	7
Freyberg.	Hr. Buchhändler Craz et Gerlach	6
Freyburg im Breisgau.	Die Herder'ſche Buchhandlung	16
	Die Wagner'ſche Buchhandlung	2
Fürth.	Hr. Buchhändler Fr. Korn	3
Gabel.	= F. G. Lorenz	9
St. Gallen.	= Buchhändler Huber et Comp.	27
Gardelegen.	= Prediger Viering	7
Gatterſtedt.	= Krug von Nidda	1
Gera.	= Buchhändler W. Heinſius	5
	= Director A. G. Rein	1
Gießen.	= Buchhändler G. F. Heyer	24
	= —— C. G. Müller	3
Glogau.	Die neue Günter'ſche Buchhandlung	48
Görlitz.	Hr. Buchhändler C. G. Anton	1
	= W. Menzel	1
Goslar.	= Buchdrucker Kircher	13
Gotha.	Die Becker'ſche Buchhandlung	2
	Hr. Buchhändler C. Gläſer	6
	Die Hennings'ſche Buchhandlung	3
	Hr. Geh. Cabinetsrath Madelung	1
	= Buchhändler J. Perthes	3
Göttingen.	= —— R. Deuerlich	32
	Die Dieterich'ſche Buchhandlung	32
	Hr. Buchhändler Vandenhöck et Ruprecht	90
Grätz.	= —— Fr. Ferſtl	88
Greifswalde.	= —— E. Mauritius	28
	= P. H. C. Schmidt	5
Greitz.	= Chr. H. Plietz	1
Grimma.	= Major Krug v. Nidda	7
Gröbel.	= Holzverw. C. Ch. Schubert	1
Gunſtedt.	= Schullehrer J. G. Schleiffer	1
Gütersloh.	= A. Bertelsmann	8
Haag.	= Buchhändler H. C. Volcke	3
Halberſtadt.	= Dr. Fr. Cramer	1
	= Buchhändler F. A. Helm	36
	Die Vogler'ſche Buchhandlung	57
Halle.	Hr. Stadtrath Bertram	1
	= Dr. H. Friedländer	1
	= Buchhändler Hemmerde et Schwetſchke	74
	= Staatsrath u. Prof. v. Jacob	1
	= Buchhändler C. A. Kümmel	12
	Die Renger'ſche Buchhandlung	9
	Die Ruff'ſche Buchhandlung	1
	Die Schimmelpfennig'ſche Buchhandlung	2
	Hr. Prof. C. J. Schütz jun.	1
	Die Waiſenhaus-Buchhandlung	13
Hamburg.	Hr. Buchhändler J. G. Herold	41
	= —— Hoffmann et Campe	61
	= Antiquar J. H. Neſtler	52
	= Buchhändler Perthes et Beſſer	174
Hamm.	= —— Schultz et Wundermann	29

			Exempl.
Hanau,	Hr. E. J. Edler		5
	Hr. J. H. Hoy's Fr. Wittwe		2
Hannover,	= Buchhändler Gebr. Hahn		224
	= Hoſpital-Inſpector G. Harrys		7
	Die Helwing'ſche Hofbuchhandlung		92
Heidelberg,	Die akademiſche Buchhandlung		16
	Hr. Buchhändler Mohr et Winter		17
	= —— A. Oswald		7
Heilbronn,	= P. Bruckmann et Comp.		7
	= Buchhändler Claß		5
Heiligenſtadt.	= Buchbinder Delion		7
Helmſtädt.	Die Fleckeiſen'ſche Buchhandlung		23
Hettſtädt.	Hr. Stadt-Controlleur Kirchhoff		7
Hildburghauſen	= Buchhändler Keſſelring		2
Hildesheim.	= —— Gerſtenberg		3
Hirſchberg,	= —— H. W. Lachmann		12
	Die Thomas'ſche Buchhandlung		1
Hof,	Hr. Buchhändler G. A. Grau		113
	= Poſtſecr. Thannhäuſer		8
Hohenſtein.	= Rahlenbeck		1
Hopen,	= Amtsauditor Amann		7
Hückeswagen,	= H. W. Kocher		7
Innsbruck.	Die Wagner'ſche Buchhandlung		17
Jena,	Hr. Buchbinder W. Cloß		1
	Die Cröker'ſche Buchhandlung		16
	Hr. Dr. H. E. Katterfeld		1
	= Dr. J. F. Katterfeld		1
	= Buchhändler Aug. Schmid		13
	Dem. Henr. Schubart		1
Kiel,	Die akademiſche Buchhandlung		11
Kirchheim-Bolanden,	Hr. A. Gießen		7
Klagenfurt.	= Buchhändler J. Sigmund		10
Klingenthal,	= Ch. A. Heß		1
Königsberg.	= Buchhändler Gebr. Bornträger		129
	= —— A. W. Unzer		155
Landshut,	= —— Ph. Krüll		13
Langenſalza,	= Apotheker Reiſig		1
Laubach.	= Bibliothekar J. C. G. Richter		5
Lauban.	= Trautmann		1
Lauterbach,	= Apotheker F. Klügel		16
Leipzig,	= Buchhändler C. Andrä		
	für:		
	Hrn. M. Höpfner in Leipzig	1	
	= Poſtſecr. Müller in Zeitz	1	
	= Oberhofgerichtsr. v. Zehmen a. Grabzig	2	
	——	—	4
	Hr. Buchhändler J. A. Barth		20
	Die Baumgärtnerſche Buchhandlung		2
	Hr. Fr. Behrens		1
	= Bergmann, Lehrer am Taubſt. Inſt.		1
	= Bergmann et Geriſcher		7
	= C. G. Böttger		1

		Exempl.
Leipzig.	= Buchhändler Breitkopf et Härtel	11
	Hr. C. E. Breccius	7
	Das lit. Central Comptoir	1
	Hr. Buchhändler C. Cnobloch	39
	= —— W. Engelmann	58
	= —— Fr. Fleiſcher	26
	= —— Gerhard Fleiſcher	11
	= Antiquar Frank	2
	= Buchhändler C. F. Franz	3
	Hrn. Füllmich's Erben	2
	Hr. W. Gerhard	1
	= Buchhändler J. F. Gleditſch	52
	= —— G. J. Göſchen	2
	= —— H. Gräff	2
	= —— G. A. Grieshammer	9
	= —— C. H. F. Hartmann	106
	= Häſeler	1
	= Buchhändler F. L. Herbig	26
	Die Herter'ſche Buchhandlung	1
	Die Hinrichs'ſche Buchhandlung	25
	Hr. Ober Poſtamts-Rath Hüttner	1
	= Finanz-Procurator Jacobi	1
	= C. Freiherr v. Jacobi-Klöſt	1
	Das Induſtrie Comptoir	6
	Hr. W. Kattemann	1
	= Student Kieſer	3
	= Buchhändler C. Klein	78
	= B. L. Koch	1
	= Buchhändler H. A. Köchly	3
	= —— C. F. Köhler	7
	= —— Ch. E. Kollmann	15
	Die Kühn'ſche Buchhandlung	1
	Hr. Buchhändler P. G. Kummer	210
	= Hofrath Küſtner	2
	= Buchhändler W. Lauffer	7
	= —— F. A. Leo	2
	= —— A. G. Liebeskind	36
	= Lieutenant v. Lindenau	7
	= M. Lindner	1
	= Landſteuer Einnehmer Mannsfeld	6
	= M. F. T. Märker	1
	= R. Melly et Comp.	2
	= Merck Dürbig et Comp.	1
	= Buchhändler J. G. Mittler	13
	= —— Im. Müller	4
	= Hofr. Meth. Müller	1
	= Regierungsrath A. Müller	1
	= Oehme	1
	= T. Oettler	1
	= Buchhändler C. F. Peters	3
	= Prof. Pölitz	1
	= Dr. F. A. B. Puchelt	2
	= Dr. Puttrich	1

			Exempl.
Leipzig.	Hr. Queitſch		1
	= Antiquar Rau		1
	= Buchhändler C. H. Reclam		96
	Die Rein'ſche Buchhandlung		13
	Hr. Kupferſt. F. Roßmäßler jun.		1
	= Seb. Salzgeber		1
	= A. L. Schettler		7
	= Buchhändler J. B. Schiegg		1
	= Antiquar F. Schmidt		22
	= Regiments-Chirurgus Schwabhäuſer		1
	= Buchhändler Th. Seeger		2
	= Seyffert		1
	= Ober-Güterbeſchauer Siebig		1
	Die Sommer'ſche Buchhandlung		3
	Hr. Buchdrucker W. Staritz		4
	= Buchhändler Steinacker et Wagner		14
	= M. Stimmel		1
	= Lieutenant Steckmann		1
	= J. Sühring		138
	= C. Tauchnitz		1
	= F. W. Tecklenburg		1
	= Buchdrucker B. G. Teubner		414
	= T. Trautwein		3
	= B. Trinius		1
	= L. de Villers		7
	= Antiquar P. Vogel		2
	= Buchhändler W. Vogel		35
	= —— L. Voß		
	für:		
	Hrn. Oberamtman Hafenöhrl } in Kamnitz in Böhmen	1	
	= Waiſenverw. Pollack	1	
	= Gerichtsact. Roth	1	
	= Oberamtſchreiber Seidel	1	
	= Dechant Wenzl	1	
	= Kaufmann Jenichen	1	
	= Dr. Merian in Prag	1	
	= Dreßler in Leipzig	1	
	Ungenannte	6	
			14
	Die Weidmann'ſche Buchhandlung		1
	Hr. Proclamator J. A. G. Weigel		4
	Fr. Wittwe Weinoldt		1
	Hr. Prof. A. Wendt		1
	= Theater-Caſſierer Werner		1
	Die Weygand'ſche Buchhandlung		1
	Hr. J. G. Wolff et Comp.		2
	= J. F. Zeiſing		4
Lemberg.	= Buchhändler C. G. Pfaff		42
Lemgo.	Die Meyer'ſche Buchhandlung		25
Leutensdorf (Ober-)	Hr. J. Frey		6
Lewalde.	= J. G. Richter		1
Lichtenſtein.	= Cämmerer J. G. Amthor		1

		Exempl.
Liegnitz.	Hr. Buchhändler J. F. Kuhlmey	131
	: Prof. Moſch	1
Lingen.	: Buchhändler F. A. Jülicher	15
Linz.	: —— C. Haslinger	25
Livorno.	: A. D. Blecker	7
London.	: Buchhändler Bohte et Comp.	2
	: J. C. Hüttner	1
	: Buchhändler Treuttel et Würtz	1
Lübeck.	: Dr. Lembke	29
	: Buchhändler B. G. Niemann	15
	: —— J. J. v. Rohden	54
Ludwigsburg.	: J. Knapp	1
Ludwigsluſt.	: Dr. C. W. Scott	3
Lüneburg.	: Buchhändler Herold et Wahlſtab	9
Luxemburg.	: Lieutenant F. Wolff	10
Magdeburg.	Die Creutz'ſche Buchhandlung	68
	Hr. Buchhändler W. Heinrichshofen	89
	: —— F. Rubach	41
	: Prediger Störig	10
Mainz.	: Buchhändler Fl. Kupferberg	47
	Die S. Müller'ſche Buchhandlung	6
Malta.	Hr. P. Lehnhardt	2
Mannheim.	: Buchhändler T. Löffler	7
	: —— Schwan et Götz	19
Marburg.	: —— J. C. Krieger	24
Marienwerder.	: Kummer	9
Meiningen.	: Buchhändler Fr. Keyßner	4
Meißen.	: —— F. W. Gödſche	8
Memel.	: Aſſeſſor J. F. Golendzio	16
Merſeburg.	: Capitain Schulze	1
Pr. Minden.	: Buchhändler J. Körber jun.	40
Mirow in Litthauen.	ſiehe Rußland.	
Moskau.	— —	
Mühlhauſen.	Hr. F. Danner.	1
München.	: Buchhändler E. A. Fleiſchmann	25
	: —— J. Giel	3
	: —— J. J. Lentner	6
	: —— J. Lindauer	16
	: J. Richter	5
	: Buchhändler C. Thienemann	27
	: J. G. Zeller	3
Münſter.	Die Aſchendorf'ſche Buchhandlung	2
	Die Coppenrath'ſche Buchhandlung	47
	Hr. Buchhändler Fr. Theiſſing	6
Naſſau-Diez.	: J. W. Eibach	7
Naumburg.	: Dr. Meſſerſchmidt	2
Neuburg a. D.	: Hofrath Hebberling	8
Neuhoff.	: Zieſe	1
Neuſtadt a. O.	: Buchhändler C. Wagner	1
Neuſtadt in Schleſien.	: Kreisſecr. Pätzolt	7
Neuſtrelitz.	: Buchhändler Violet	18

		Exempl.
Neuwied.	Hr. Dr. Bernſtein	1
Neuzedliſch.	= J. Glauber	3
Norden.	= H. C. Storch	17
Nördlingen.	= Buchhändler C. H. Beck	2
Nürnberg.	= —— Bauer et Raspe	11
	= J. G. Leyckam	1
	= Buchhändler Monath et Kußler	8
	Die Raw'ſche Buchhandlung	1
	Hr. Buchhändler Riegel et Wießner	42
	= —— Schneider et Weigel	2
	Die Stein'ſche Buchhandlung	21
Offenbach.	Hr. Buchhändler C. L. Brede	2
Offenburg.	= Poſtverwalter Sichler	4
Ohlau.	= Kammerherr Ed. Graf Hoverden	7
Oldenburg.	= Buchhändler Schulze	5
Oelsnitz.	= C. F. Fickelſcherer	1
Oschersleben (Groß=)	= Apotheker Fr. Engelmann	7
Osnabrück.	= Buchhändler C. Crone	3
	= Poſtſecr. v. Geismar	15
	= W. v. Gülich	1
Oettingen (Neu=)	= Dr. Schmelzing	17
Paderborn.	= Buchhändler J. Weſener	2
Pappenheim.	= Secret. Fr. Wagner	7
Paris.	= Baudouin	1
	= Heſſe	1
Paſſau.	= Buchhändler A. Puſtet	3
Perleberg.	= Buchbinder J. Frank	11
Peſth.	= Buchhändler Eggenberger	2
	= —— C. A. Hartleben	12
	= —— G. Kilian	31
St. Petersburg.	ſ. Rußland.	
Pirna.	Hr. Archidiaconus Bärtzſch	1
	= G. Peſcheck	1
Plauen.	= Amts=Regiſtrator C. Hellwig	1
Poſen.	= Lieutenant Aug. Pierer	40
Potsdam.	= Buchhändler Horvath	17
	= Regierungsſecr. F. L. Wehle	1
Prag.	Die Buchler'ſche Buchhandlung	23
	Die Calve'ſche Buchhandlung	35
	Hr. Buchhändler C. W. Enders	43
	Die Haas'ſche Buchhandlung	12
	Hr. Buchhändler J. Krauß	190
	= —— C. Widtmann	33
Prenzlau.	Die Ragoczy'ſche Buchh[illegible]lung	24
Preßburg.	Hr. Buchhändler A. S[illegible]iger	8
Pyrmont.	= —— G. Usla	28
Quedlinburg.	= —— G. Baſſe	6
	= —— F. J. Ern[illegible]	28
Ratibor.	= —— C. H. Juhr	13
Regensburg.	= J. G. Brauſer	12
	= G. W. Henle	7

		Exempl.
Regensburg.	Hr. Geh. Rath Baron v. Leykam	1
	= Regierungs=Expeditor F. J. Lobenhoffer	7
	= Buchhändler Montag et Weiß	7
	Frau Fürſtin von Thurn u. Taxis Hoheit	2
	= — Eſterhazy, geb. Prinzeſſin von Thurn u. Taxis Durchl.	1
	Die Fürſtl. Thurn u. Taxis'ſche Bibliothek	1
	Hr. Kammerherr v. Uechtritz	1
	= Oberrechnungsrath Wiener	7
Reichenbach.	= Accis=Inſpector C. L. Baumgarten	1
Reval.	ſiehe Rußland.	
Riga.	— —	
Rochlitz.	Hr. Köhler et Comp.	1
Rom.	= Buchhändler J. Mayer	10
Ronneburg.	Das literariſche Comptoir	1
	Die Poſt=Expedition	1
Roſtock.	Hr. Candidat A. H. Reinecke	7
	= Buchhändler K. C. Stiller	83
Rothweil.	Die Herder'ſche Buchhandlung	9
Rudolſtadt.	Die Hofbuchhandlung	26
Rußland.	Da in Rußland das Einbringen des C. Lex. nur auf Spezial=Erlaubniß geſetzlich zugeſtanden iſt, ſo finden wir es gerathen, die dahin gegangenen Expl. nur im Allgemeinen der Zahl nach anzugeben.	674
Salzburg.	Die Mayr'ſche Buchhandlung	15
Salzwedel.	Hr. Aſſeſſor Oelze	10
Schleswig.	= Buchhändler R. Koch	31
Schlettau.	= Forſtmeiſter F. v. Einſiedel	1
Schleuſingen.	= Conrector Schmidt	2
Schneeberg.	= Buchdrucker A. F. Fulde	2
Schönbrunn.	= Prediger Faber	1
Schwedt.	= Rendant Mittelhuſen	1
Schwelm.	= Buchhändler M. Scherz	6
Siegen.	= J. H. Vorländer	7
Sondershauſen.	= Buchhändler B. F. Voigt	115
Sorau.	= Dr. Nürnberger	8
Speyer.	= Buchhändler J. C. Kolb	13
Stendal.	= Franzen et Groſſe	1
Stockholm.	= Buchhändler A. Wiborg	20
Stolberg bei Aachen.	= J. A. Schleicher	1
	= M. Seeger	27
Stralſund.	= Buchhändler C. Löffler	56
Straßburg.	= — F. G. Levrault	3
	= — Treuttel et Würtz	13
Straubingen.	= — C. Schmidt	1
Strehlitz in Schleſien.	= Gen. Commiſſionsſecr. Jekel	1
Stuttgart.	Die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung	1
	Hr. Rechnungsrath Härlin	1
	Frau Louiſe v. Herder	1
	Hr. Buchhändler F. C. Löflund	51

		Exempl.
Stuttgart.	Hr. Oberrechnungsrath Ludwig	7
	Die Metzler'ſche Buchhandlung	21
	Die Sattler'ſche Buchhandlung	1
	Hr. Buchhändler J. F. Steinkopf	4
Sulzbach.	Die Seidel'ſche Buchhandlung	3
Teſſin.	Hr. Dr. C. F. Hinke	5
Torgau.	= G. W. Opitz	2
Trieſt.	= Dr. Ferd. Heisler	33
Tübingen.	= Buchhändler H. Laupp	20
	= —— C. F. Oſiander	9
Ulm.	= —— J. Ebner	132
	Die Stettin'ſche Buchhandlung	52
Upſala.	Hr. Buchhändler Em. Bruzelius	264
Uttig.	= Schullehrer B. Krauſe	14
Voigtsberg.	= Amts=Actuar W. A. Herold	7
Wackerbarts=ruhe.	= Dr. C. Lang	1
Warſchau.	= Hofrath v. Buſſe	1
	= Buchhändler N. Glücksberg	21
Warendorf.	= P. Hueßman	11
Weilburg.	= Buchh. W. L. John	7
Weimar.	= Buchhändler Gebr. Hoffmann	18
	Das Induſtrie=Comptoir	1
	Das geographiſche Inſtitut	2
Weißenfels.	Hr. Hofr. Dr. A. Müllner	1
	= Juſtiz=Amtmann Richter	1
	= Hptmann v. Rohrſcheidt	1
	= Warmann	1
Wertheim.	= Buchdrucker Holl	11
Weſel.	= Buchhändler J. A. Klönne	46
Wien.	= —— B. Ph. Bauer	39
	Die C. F. Beck'ſche Buchhandlung	22
	Hr. Matth. Edler v. Collin	1
	= J. C. Endris	1
	Die Gerold'ſche Buchhandlung	284
	Hr. Buchhändler C. Haas	6
	= —— J. G. Heubner	122
	= —— C. G. Kaulfuß	21
	= —— C. Kupfer	8
	= —— J. Mayer et Comp.	40
	= Gebr. Meisl	1
	= Buchhändler J. G. v. Mösle Fr. Wwe.	4
	= —— P. J. Schalbacher	39
	= —— C. Schaumburg et Comp.	58
	= —— Tendler et Comp.	60
	= —— F. Wimmer	10
Wiesbaden.	= Canzelliſt G. Roth	14
	= Buchhändler L. Schellenberg	3
Wieſenburg.	= Amtshauptmann C. v. Zezſchwitz	1
Wilhelmshöhe.	= Schullehrer Sinzinger	14
Wilna.	ſiehe Rußland.	
Winterthur.	Die Steiner'ſche Buchhandlung	7
Wismar.	Hr. G. F. Herrmann, Lehrer am Lyceo	17

			Exempl.
Wittenberg.	Hr. Buchhändler S. G. Zimmermann		1
Wolfenbüttel.	: Buchbinder Ch. Eichhorn sen.		6
Würzburg.	: W. Moſthaff		7
	: J. Speeth		12
	Die Stahel'ſche Buchhandlung		43
Wurzen.	Hr. Anton Sommer		1
Zeitz.	: C. Schulze		7
Zerbſt.	: Buchhändler A. Füchſel		10
Zittau.	: Diaconus Petri		3
	: Buchhändler J. D. Schöps		17
Zörbig.	: C. G. Jäger		1
Züllichau.	: Buchhändler Darnmann		77
Zürich.	: —— Geßner		1
	: Orell Füßli et Comp.		29
	Die Trochsler'ſche Buchhandluug		2
	Hr. Buchhändler Ziegler et Söhne		50
	: Diaconus Zimmermann		6
Zwickau.	: Buchhändler Gebr. Schumann für:		
	Hrn. Zolleinnehmer Bähr in Reichenau	10	
	Ungenannte	8	18
	Perſonen in verſchiedenen Plätzen, die die Nennung ihres Namens durchaus verbeten haben.		179
	Totalbetrag der Pränumeranten auf die 5te Auflage vom 1. Nov. 1818 — 29. Februar 1820		Ex. 13589

Vorrede.

Wir halten es für angemeſſen, den in der Vorrede zum erſten Bande verſprochenen ausführlichern Bericht über dieſe fünfte Ausgabe unſers Werks mit einigen ſchon in den verſchiedenen frühern Vorreden zu den vier erſten Ausgaben mitgetheilten allgemeinen und hiſtoriſchen Nachrichten über daſſelbe in Verbindung zu bringen, wodurch ſowohl der Zweck und die Tendenz, als auch die ſucceſſive Ausbildung deſſelben von ſeiner Entſtehung an, angedeutet und bezeichnet werden.

Die erſte Idee zu unſerm Werke wurde um das Jahr 1796 von dem nun verſtorbenen D. Löbel gefaßt. Von welchem Geſichtspunkt derſelbe ausging, gibt er in der Vorrede zur erſten Auflage auf folgende Weiſe an.

„Vor dreißig, vierzig Jahren, als im Allgemeinen größtentheils nur eine gewiſſe Gattung von Kenntniſſen, nämlich die politiſchen, Gegenſtand der Converſation war, mochte Hübners Zeitungs- und Converſations-Lexicon mehr als hinreichend ſeyn, das erwähnte Bedürfniß zu befriedigen; allein zu einer Zeit, in welcher eine Menge Gegenſtände aus den verſchiedenſten Wiſſenſchaften in das geſellige Geſpräch eingedrungen ſind, hat ſich der

Begriff der Converſation mit dem Gebiete derſelben gar ſehr erweitert. Zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Streben nach Geiſtesbildung, wenigſtens nach dem Scheine derſelben, (zugleich die Urſache und die Folge der immer mehr ſich verbreitenden Annäherung der Geſchlechter und Stände in ihren Begriffen an einander,) das Weib wie den Mann, den Nichtgelehrten wie den Gelehrten in einen gemeinſchaftlichen Converſations-Kreis führt; in welchem man gewiſſe gemeinſchaftliche Begriffe und Kenntniſſe bei einem jeden ſchon aus Höflichkeit vorausſetzt, deren Mangel zwar nicht ſelten Statt findet, aber doch ohne Schaam nie verrathen wird, zu einer ſolchen Zeit, muß ohne Zweifel ein dem gegenwärtigen Umfange der Converſation angemeſſenes Wörterbuch für dieſelbe mehr als jemals nothwendig und nützlich ſeyn. — Mit der Converſation hält, wenigſtens bei dem männlichen Geſchlechte, die Lectüre gleichen Schritt; nur daß der Schriftſteller bei ſeinen Leſern noch mehr Begriffe vorausſetzen zu dürfen glaubt, als es bei der Converſation der Fall iſt."

„Indem wir es verſucht haben, durch gegenwärtige Erklärung der in das gemeine Leben übergegangenen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Begriffe die Theilnahme an einer lehrreichen Unterhaltung und zu gleicher Zeit die Benutzung ſchätzbarer Schriften zu erleichtern, haben uns im Allgemeinen folgende Grundſätze vorgeſchwebt: erſtlich mit ſorgfältiger Vermeidung der Einſeitigkeit uns ſo viel als möglich über alle gemeinnützigen Zweige des menſchlichen Wiſſens zu verbreiten, zweitens aber aus dieſen verſchiedenen Kenntniſſen bloß das Gemeinintereſſante heraus zu heben, wovon vorzüglich im gemeinen Leben die Rede iſt.

Dieſer zweite Geſichtspunkt enthält zugleich die Urſache, warum aus einer Wiſſenſchaft mehr, aus der andern weniger Begriffe ausgehoben ſind."

„Der Zweck eines ſolchen Wörterbuchs kann auf keinen Fall der ſeyn, vollſtändige Kenntniſſe zu gewähren; es wird vielmehr dieſes Werk — welches eine Art von Schlüſſel ſeyn ſoll, um ſich den Eingang in gebildete Cirkel und in den Sinn guter Schriftſteller zu öffnen — aus dem weitſchichtigen Gebiete der Geographie, Geſchichte, Mythologie, Philoſophie, Naturlehre, der ſchönen Künſte und andern Wiſſenſchaften, bloß diejenigen Kenntniſſe enthalten, welche ein jeder als gebildeter Menſch haben muß, wenn er an einer guten Converſation Theil nehmen und ein Buch leſen will, wiefern gewiſſe wiſſenſchaftliche Begriffe unter den Begriffen des gemeinen Lebens das Bürgerrecht erlangt haben."

Nach dieſen Zwecken und Anſichten hatten D. Löbel und ſeine Mitarbeiter nicht ohne Geſchick die Ausführung des Werks in ſeiner erſten Auflage unternommen und einige Bände durchgeführt, als Erſtern der Tod übereilte und die Fortſetzung in weniger geübte Hände kam. Es wirkte überdies ſehr nachtheilig auf das Ganze, daß dem damaligen Verleger hinlängliche Geldkräfte fehlten, um die Vollendung zu beſchleunigen. Als das Werk 1807 durch Ankauf des Verlagsrechts in die Hände des jetzigen Eigenthümers kam, waren erſt 5 Bände, jeder 36 bis 40 Bogen ſtark, fertig, über deren Herausgabe volle 11 Jahre verfloſſen waren. Der nunmehrige Eigenthümer ließ — vor allen Dingen ſeine Sorge ſeyn, die erſte Auflage zu vollenden,

was auch unter der frühern Redaction in 2 Jahren geſchah, während welcher der 6te (und letzte) und zwei Supplementbände erſchienen.

Wie mangelhaft und unvollkommen unter ſo ſtörenden Umſtänden das Conv. Lex. auch in ſeiner erſten Geſtalt erſcheinen mußte, ſo bewies doch der Beifall, welchen ihm deſſen ungeachtet das Publikum ſchenkte, deutlich genug, daß das Bedürfniß eines Hülfsmittels, wie es hier dargeboten worden, vorhanden ſey.

1812 wurde eine neue Ausgabe nöthig, und da ſich nicht ſogleich ein Redacteur, wie ein Werk dieſer Art ihn erheiſcht, für die Leitung deſſelben finden wollte, ſo faßte der mitunterzeichnete Eigenthümer den Entſchluß, ſich ſelbſt und allein an die Spitze der neuen Unternehmung zu ſtellen und Kräfte und Urtheil dabei zu verſuchen. Unter dieſer ſeiner alleinigen Leitung erſchien auch der erſte Band, und der zweite war bis zur Hälfte vollendet, als der zweite Unterzeichnete und Mitredacteur gewonnen wurde. Seit dieſem Zeitpunkte haben beide der Unternehmung, die jetzt ſich immer mehr ausbildete, ununterbrochen vereint vorgeſtanden.

So leicht es einzuſehen war, daß die Grundſätze der erſten Redaction unter dem D. Löbel, welche ſich auf den bloßen Standpunkt des gemeinen Lebens geſtellt hatte, nicht mehr befolgt werden konnten, da die Anſprüche desjenigen Publikums, für welches das Buch zunächſt beſtimmt war, ſich ſeit 1796 in einem hohen Grade geſteigert hatten, ſo ſchwer war die Aufgabe, nach welchen Grundſätzen

die neue Redaction verfahren ſollte, praktiſch zu löſen. Die vorige Redaction hatte ſich darauf beſchränkt, aus dem Gebiete der Geographie, Geſchichte, Mythologie, Naturlehre und der ſchönen Künſte diejenigen Gegenſtände auszuwählen, von welchen ſie annahm, daß ſie für den Kreis ihrer Leſer, den ſie aber ſehr niedrig gezogen hatte, paßte. Die neue Redaction fand dieſes Ausgewählte durchaus unzureichend, und, auf dem jetzigen Standpunkt der Geſellſchaft und der Wiſſenſchaft, nur ſelten noch brauchbar. Das Vorhandene erfoderte alſo zuerſt Erweiterung und meiſtentheils vollſtändige neue Bearbeitung. — Außerdem glaubte die neue Redaction aber vor allem die Biographie ſehr erweitern und auch auf lebende merkwürdige Zeitgenoſſen — in ſo fern dieſe in der Literatur oder der Welt zu den ſogenannten public Characters gehören — ausdehnen zu müſſen; nicht minder glaubte ſie der Politik und Diplomatik, der neueſten Zeitgeſchichte, der Staatswirthſchaft, der Religionsphiloſophie, der claſſiſchen und der modernen europäiſchen Literatur, der Archäologie, der Anthropologie und populären Medizin, der Mathematik, den Natur-, Handels- und Kriegswiſſenſchaften, und ſelbſt der Jurisprudenz eine Reihe von Artikeln widmen und die wichtigſten Gegenſtände aus dem unermeßlichen Gebiete dieſer Doctrinen, welche Gegenſtand der mündlichen Unterhaltung oder der Lectüre für höher gebildete Cirkel oder Individuen werden können, auf eine angemeſſene, zwar einfache, jedoch nie zum Gemeinen herabſinkende, immer den neueſten Standpunkt bezeichnende Weiſe abhandeln zu müſſen.

So ſchwierig die ſo gefaßte Aufgabe ſchon an und für ſich war, ſo würde ſie es dadurch noch mehr, daß ſie in einer immerhin nur kleinen Bändezahl gelöſet werden mußte; daß ferner eine Vereinigung über die Artikel, welche man zu geben habe, kaum möglich war, indem jedes Individuum darüber andere Foderungen zu haben ſchien; und endlich daß das Ganze in einer möglichſt kurzen Zeit ausgeführt werden mußte, wenn es harmoniſch ausfallen und dem Vorwurfe und Fehler aller ähnlichen ſeitherigen Wörterbücher und Encyclopädien, daß der Anfang nirgends zum Ende und kaum zur Mitte paſſe und ſie dadurch im Grunde immer wenig Brauchbarkeit darbieten, begegnet werden ſollte. — Der Unternehmer glaubte ferner dem Werke einen ſo niedrigen Preis geben zu müſſen, daß es Jedem, der ſeiner intellectuellen Cultur nach zu den gebildeten Ständen gehört, zugänglich ſey. Ihm ſchwebte bei dieſem allen die Idee vor, ein Werk zu liefern, das nicht für einzelne Perſonen der Geſellſchaft, ſondern für Alle und Jeden auf einer gewiſſen Stufe der Bildung paſſend und anziehend ſeyn, das ſich zwar allenthalben vom Gemeinen entfernen, aber ſich auch eben ſo ſehr durch einfache, klare und verſtändige Behandlung empfehlen ſolle.

Man wird zugeſtehen, daß Muth und Vertrauen zu ſich ſelbſt und zum Publikum, Kenntniß der Welt, der Zeit und der Literatur, und eine große Thätigkeit und Ausdauer dazu gehörten, um mit den beſchränkten Kräften und Mitteln, die damals dem Unternehmer zu Gebote ſtanden, an die Löſung dieſer ſo geſtalteten Aufgabe zu gehen, zumal in der bedenklichen Zeit von 1812, der zwar bald die Morgenröthe von 1813, aber auch zwei Kriegsjahre folgten,

die für literariſche Unternehmungen nirgends günſtig waren und alles doppelt erſchwerten.

Die Bändezahl, welche in der erſten Ausgabe 6, und mit den beiden Supplementbänden 8 betragen hatte, wurde, als nun zur Ausführung geſchritten wurde, zwar nur auf 8 und in der Folge auf 10 als Maximum normirt, allein es wurden dieſe Bände von 36 nach und nach bis auf 60 und mehr Bogen verſtärkt, und eine ſo compendiöſe und raumbenutzende Einrichtung des Drucks gewählt, daß der Bogen noch einmal ſo viel faßt, als früher.

Die Beſtimmung der aufzunehmenden Artikel übernahm der Unterzeichnete V. in letzter Inſtanz ſelbſt; denn es war nur ſachverwirrend, darüber viel mit Andern zu rathſchlagen. Indem jeder ſein Fach herausgehoben wiſſen wollte, der Theolog, Juriſt, Mediciner, Philolog, Militär, der Kaufmann, der Landwirth, der Politiker, machte jeder in ſeiner Art andere Anfoderungen, und es blieb für die beiden Redactoren nichts übrig, als ſich dabei am Ende ihrem individuellen Takt zu überlaſſen, zwar alle darüber laut werdenden Stimmen zu hören, jedoch nur dem zu folgen, was ihnen die eigne Beachtung der Welt, der Literatur und der Wiſſenſchaft darüber anrieth.

Die Aufgabe, das ganze Werk in etwa zwei Jahren zu vollenden und ihm dadurch die erfoderliche Harmonie zu geben, gehörte zu den ſchwierigſten, wie nur derjenige ganz beurtheilen kann, der ſich je mit der Redaction literariſcher Werke, die mit Hülfe vieler Mitarbeiter und nach alphabetiſcher Ordnung zuſammen zu ſtellen ſind, beſchäftigt hat. Deſſen

ungeachtet würde die Foderung, mit dem Ganzen in ein paar Jahren fertig zu werden, wohl gelöſ't worden ſeyn, wenn nicht erſtlich jene ſchon gedachten Kriegsjahre, und dann der Beifall des Publikums ſelbſt ſtörend darauf eingewirkt hätten. Erſtere unterbrachen die Communicationen mit den Mitarbeitern oft Wochen ja Monate lang, ſo daß in dieſer Zeit die Redactoren ſich faſt allein mit ihren eignen Kräften und Materialien zu helfen ſuchen mußten. Die einige Zeit weiterhin ſtets nöthigen neuen Drucke, erſt einzelner Bände und dann zu wiederholtenmalen des Ganzen, nahmen aber die Aufmerkſamkeit und die Zeit der Redactoren ſo ſehr in Anſpruch, und beſchäftigten in gleichem Grade die für ſie diſponibeln Preſſen ſo ſehr, daß die Förderung der Hauptfortſetzung nothwendig darunter leiden mußte. Dennoch wurde die 2te, 3te und 4te Ausgabe in 10 Bänden, welche das Sechsfache der erſten Ausgabe in ſich faſſen, in Zeit von 6 Jahren vollendet, während die erſte 13 Jahre bedurft hatte. Dieſe 5te Ausgabe iſt in 2 Jahren neu redigirt worden, und das Publikum hat nur 18 Monat auf die Vollendung des Ganzen zu warten gehabt.

Den Preis ſetzte der Unternehmer endlich ſo niedrig, und er gab denjenigen, welche ſich für die Verbreitung des Werks beſonders intereſſiren wollten, ſo günſtige Bedingungen, daß dabei alles erſchöpft ſcheint, was die Billigkeit nur irgend erheiſchen konnte. Dennoch gelang es ihm nicht, ſein Eigenthum vor den Nachdruckern zu ſichern. Der verſtorbene König von Würtemberg autoriſirte einen Nachdruck, und obgleich der jetzt regierende König dem Unternehmer ein Privilegium gegen die Wiederholung deſſelben ertheilte,

ſo war dies doch bei der Unvollkommenheit der würtembergiſchen Geſetzgebung und der Begünſtigung des Nachdrukkerweſens durch das würtembergiſche Miniſterium ohne Erfolg, und der Nachdrucker durfte unter dem Vorgeben, einen Auszug des Werks liefern zu wollen, einen zweiten Nachdruck veranſtalten. Dabei hat jedoch das Publikum mehr als der Eigenthümer verloren, indem dieſe Nachdrücke den Abſatz der Originalausgabe nicht unterbrachen, wohl aber die Redaction und den Unternehmer in ihren Anſtrengungen für das Werk dadurch hemmten und ſtörten, daß ſie dieſelben nöthigten, ſtets ein Auge auf die Operationen der Nachdrucker zu halten, um nicht von dieſen, die bloß Setzer und Drucker anzuſtellen brauchten, die Sorge für den Text aber ihnen überließen, überflügelt zu werden.

Auf mancherlei Einrichtungen, die, wenn ſie auch unbedeutend ſcheinen, doch den Gebrauch eines ſolchen Werks ſehr erleichtern und ſeine Brauchbarkeit erhöhen, wurde nicht minder Rückſicht genommen. So erhielten die Wörter und Namen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, wo es nöthig war, eine Bezeichnung, die dem Unkundigen die richtige Ausſprache angibt; in die Columnentitel wurde das volle erſte und letzte Wort geſetzt; jedem Bande wurde zur ſchnellen Ueberſicht des Inhalts ein Regiſter beigefügt u. ſ. w.

Nach dieſen und andern hier mehr angedeuteten als ausgeführten Ideen verfuhren die beiden Unterzeichneten bei der Arbeit, welche ſie auf folgende Art unter ſich theilten.

Der erſte Unterzeichnete B. übernahm außer dem Mer-

kantilen und Techniſchen auch die äußere Leitung des Ganzen im Allgemeinen; er zunächſt bezeichnete die aufzunehmenden Artikel, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Arbeiten unter ſie, deutete Quellen und Materialien dafür an, ſorgte für die Anſchaffung dieſer, und correſpondirte häufig mit ihnen über die nach ſeiner Anſicht aufzufaſſenden Geſichtspunkte. Er verglich bei neuen Auflagen die von wohlwollenden Freunden eingegangenen Bemerkungen, und beachtete vor allem die Zeit und ihre Erſcheinungen mit Sorgfalt und mit Rückſicht auf die für das Werk daraus reſultirenden Gegenſtände. Außerdem hatte er die höchſte Aufmerkſamkeit auf die geſammte europäiſche Literatur gerichtet, und ſobald die Unterſtützung des Publikums es zuließ, wurde jedes neue Werk, welches Ausbeute für das Lexicon hoffen ließ, angeſchafft. Nicht bloß die deutſchen, ſondern auch faſt alle wichtigeren ausländiſchen Zeitſchriften wurden in Beziehung auf das Werk beſtändig von ihm durchlaufen und aus ihnen alles angemerkt, was für daſſelbe paſſend oder näherer Erwägung werth ſchien. Er nahm ferner die von den Mitarbeitern eingehenden Artikel in Empfang und conferirte über ihre Aufnahme nach Inhalt, Form und Umfang mit dem zweiten Unterzeichneten. Eigenen Ausarbeitungen unterzog er ſich dagegen nur ſelten und nur im Fach der neueſten Zeit- und Literär-Geſchichte und Biographie. (In letzterer übernahm er jedoch bei der 4ten und 5ten Auflage die letzte Redaction.) Eine große Thätigkeit, ein beſonders auf das Praktiſche gerichteter Blick, eine allgemeine encyclopädiſch-literariſche Bildung, ein viel bewegtes Leben, bedeutende Reiſen, Kenntniß der neuern Sprachen und der neuern europäiſchen Literatur, verbunden mit einem lebendigen Eifer für alles, was

Kunſt und Literatur und deren Förderung betrifft, machten ihn zur Leitung dieſer nicht für die Schule, ſondern für die Welt beſtimmten Unternehmung vielleicht vor vielen Andern geſchickt.

Die innere Leitung im Ganzen und im Einzelnen, mithin die eigentliche Redaction der Artikel hatte dagegen der zweite Unterzeichnete. Ihm lag es zunächſt ob, in die vielen Hunderte der deſignirten Artikel aus jeder Doctrin eine gewiſſe Harmonie zu bringen, die Lücken derſelben anzugeben, die Verweiſungen anzuordnen und die gleichbezeichnenden auszumerzen. — Wo ſich nach gedruckten Hülfsmitteln Artikel entwerfen, bearbeiten oder ausziehen ließen, faßte er dieſelben in der Regel ab, und es rühren daher mehrere Tauſende von ihm her. (Nur die wichtigern derſelben hat er mit ſeiner Chiffer ſignirt.) Die Beiträge fremder Mitarbeiter wurden, nachdem darüber mit dem erſten Unterzeichneten mehr oder minder im Allgemeinen conferirt worden, von ihm ſtyliſtiſch und materiell näher geprüft und nach Befinden dem Zweck des Werks adaptirt. Bei neuen Drucken und Auflagen machte er auf die in Verbindung ſtehenden Artikel aufmerkſam, und ſuchte durch Verweiſungen und Zuſammenziehungen den Raum zu gewinnen und auszuſparen, an welchem es immer gebrach, da die Maſſe der zur Aufnahme ſich eignenden Artikel täglich wuchs.

Beide Redactoren behandelten ihre gegenſeitigen Verhältniſſe ohne alle Pedanterie und es hat in dieſer Hinſicht in einer jetzt achtjährigen Dauer nie ein aus entgegengeſetzten Anſichten herrührendes Mißverhältniß zwiſchen ihnen ſtatt gefunden.

An Materialien für den eigenen Gebrauch, wie auch für die Mitarbeiter, wurde nach und nach alles angeſchafft, was die Ausführung unterſtützen und befördern konnte. Die Hülfsmittel, die wir in der deutſchen Literatur fanden, glauben wir übergehen zu können, da ihre Aufzählung zu weit führen würde. Von den ausländiſchen wollen wir wenigſtens einige nennen. So haben uns die engliſchen Encyclopädien, als Rees Encyclopaedia — die Encyclopaedia britannica mit Napiers reichhaltigen Supplementen — Brewster's Edinburgh Encyclopaedia — the Metropolitan Encyclopaedia — Nicholson's Encyclopaedia — und Gregory's Encyclopaedia viele Dienſte geleiſtet; ein Gleiches gilt von dem Edinburgh Gazetteer, den beiden biographical Dictionaries von Aikin und Chalmers, dem trefflichen Annual Register von Stockdale, den Monthly, Edinburgh und Quarterly Reviews, den Monthly und New monthly Magazines, welche Werke wir nebſt vielen andern dieſer Sprache ſtets zur Hand hatten. Von franzöſiſchen Werken benutzten wir insbeſondere Bayle's reichhaltiges Werk, die d'Alembertſche Encyclopädie, die Biographie universelle, das Dictionnaire historique, das Dictionnaire des Sciences médicales, das Dictionnaire des hommes vivans, die Brüſſeler Galerie des Contemporains, den vollſtändigen Moniteur und außerdem vieles, was die ältere und neueſte franzöſiſche Literatur darbot, ſo wie die intereſſanteſte neueſte franzöſiſche und engliſche Journaliſtik. Auch die ältere und neuere italieniſche und holländiſche Literatur, in ſo fern ſie uns brauchbare Materialien zeigte, blieb nicht unbeachtet und nicht unbenutzt.

Nicht ſo leicht als bloße Materialien waren thätige, einſichts-

volle, kenntnißreiche und den Zweck des Conv. Lex. ſtets berückſichtigende Mitarbeiter zu finden. Indeſſen wurde die Unternehmung auch darin begünſtigt, und wir nennen hier dankbar die Namen derjenigen Mitarbeiter, ſo weit wir dazu Erlaubniß haben, welche an der zweiten, dritten, vierten und fünften Auflage Theil genommen haben, und fügen ihren Namen zugleich ihre Chiffern bei, jedoch mit der Bemerkung, daß viele Artikel abſichtlich gar nicht oder mit einer andern Chiffer bezeichnet worden, auch manche Mitarbeiter, beſonders ſolche, denen wir nur einzelne Artikel verdanken, gewünſcht haben, nicht ausdrücklich genannt zu werden.

Es gehörte wol die unermüdliche Thätigkeit beider Redactoren dazu, um die unglaublichen Schwierigkeiten, die mit der Zuſammenſtellung eines ſolchen Werks verbunden ſind, welches der Ordnung des Alphabets folgt und zu welchem man einer großen Anzahl von fremden, durch ganz Deutſchland zerſtreuten Mitarbeitern bedarf, zu überwinden. Ein einziger ausbleibender wichtiger Artikel kann dabei die ganze Unternehmung aufhalten. Es kommt hinzu, daß auch der regſamſte Eifer der Thätigſten nach Verlauf einiger Zeit in der Regel zu erkalten pflegt, daher auch nur wenige Mitarbeiter mit den Redactoren die ganze Bahn durchmeſſen haben. — Insbeſondre müſſen wir auch des Umſtandes gedenken, daß wir nur zu häufig auch von ſonſt ſchätzbaren Mitarbeitern, ſtatt dem Zweck des Lexicons angemeſſener kurzen und bündigen Artikel, ganze Abhandlungen oder doch viel zu weit ausgeſponnene Artikel erhielten, die uns entweder völlig unbrauchbar waren, oder erſt wieder eine eigene, Zeit koſtende, Bearbeitung foderten, oder auch wol

im Gedränge der Arbeit ganz aufgenommen wurden, wodurch öfters ein Uebelſtand eingetreten, dem wir bei ſpätern Drucken zwar durch Abkürzungen abzuhelfen geſucht, der aber noch immer nicht gänzlich beſeitigt worden iſt. — Die größte Bedenklichkeit und Schwierigkeit fanden wir aber, beſonders für Deutſchland, in der Auffindung von biographiſch-charakteriſtiſchen Notizen über unſere eigenen Zeitgenoſſen, die in den Welthändeln und in der Literatur zu den public Characters gehören und folglich eine Stelle in unſerm Lexicon haben ſollten. Auch bei der größten Mühe, die wir uns deßfalls gegeben, iſt uns doch nicht alles darin ſo gelungen, wie wir gewünſcht hätten, und unſer Werk bietet auch in der fünften Auflage in dieſer Hinſicht noch ſehr viele, uns nicht unbekannte, Lücken dar.

Hier folgen die Namen unſerer Mitarbeiter, ſo weit die Nennung derſelben uns zugeſtanden worden:

D. A. Apel in Leipzig. (Al.)
Prof. Beier in Leipzig. (Ber. und B—r.)
— Benzenberg in Brüggen. (Bg.)
Hofrath von Boſſe in Braunſchweig (ohne Chiffer.)
Brockhaus. (B. B—s und ohne Chiffer.)
Prof. Bucher in Halle. (o.)
Rector Cannabich in Greußen. (Ch. und ohne Chiffer.)
D. Chladni in Wittenberg. (y.)
Pred. Crome in Lüneburg. (C—e.)
Depping in Paris. (Dg.)
M. Ebert in Dresden. (A—s.)
Appellationsrath D. Eichmann in Jena. (En.)

Prof. Eiſenmann in München. (S. M.)
D. Ficinus in Dresden. (F.)
Prof. Carl Förſter in Dresden. (K. F.)
D. Friedr. Förſter in Berlin. (F. F.)
D. und Prof. Herrmann Friedländer in Halle. (Fr.)
— Otto, genannt Georgius, in Bayreuth. (V.)
— Gerſtäcker in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Prof. Gilbert in Leipzig. (U.)
D. Fr. Gleich in Erfurt. (F. G.)
— Greiner in Eiſenberg. (H.)
Prof. Gruber in Halle. (dd.)
D. Ludw. Hain (M. und ohne Chiffer.)
Prof. Haſſe in Dresden. (K. und ohne Chiffer.)
D. Haſſel in Weimar. (ohne Chiffer.)
Prof. Heinroth in Leipzig. (ff.)
Freiherr von Hormayr in Wien. (Bmr. u. ohne Chiffer.)
Frau Thereſe Huber, geb. Heyne. (H. g. H.)
D. Keferſtein in Danzig. (ee.)
— Koſegarten in Hamburg. (ohne Chiffer.)
D. und Prof. F. A. Köthe in Jena. (K—e.)
M. Kraft in Naumburg. (M. K.)
D. und Prof. Krauſe in Dresden. (Z.)
Prof. Krehl in Dresden. (Kl.)
D. Kritz in Leipzig. (Dm.)
Prof. Krug in Leipzig. (D.)
— Lampadius in Freiberg. (Ss.)
Juſtizrath Lawätz in Altona. (ohne Chiffer.)
Prof. Leonhardi in Leipzig. (X.)
Lindau in Dresden. (R.)
Prof. Lindner in Leipzig. (W. L.)
Rath Lüders in Altenburg. (I.)

Baron von der Malsburg in Dresden. (Mlb. und ohne Chiffer.)

M. Meißner in Döhlen. (M-s-r.)

Prof. Meſſerſchmid in Altenburg. (bb.)

M. Michaelis in Leipzig. (M. S.)

D. Moſch in Dresden. (ohne Chiffer.)

M. Mößler in Dresden. (ohne Chiffer.)

A. Müller in Dresden. (ohne Chiffer.)

Regier.Rath Adam Müller in Leipzig. (ohne Chiffer.)

D. Corn. Müller in Hamburg. (κ. μ. δ.)

Hofr. Meth. Müller in Leipzig. (K. L. M. u. ohne Chiffer.)

— A. Müllner in Weißenfels. (A. Mnr. u. ohne Chiffer.)

D. Carl Murhard in Frankf. a. M. (K. M.)

Canzler D. Niemeyer in Halle. (Ll.)

D. Nürnberger in Sorau. (D. N. und ohne Chiffer.)

Hofr. Oken in Jena. (O.)

Kirchenrath Paulus in Heidelberg. (ohne Chiffer.)

M. Peſchek in Zittau. (F.)

Diaconus M. Petri in Zittau. (E.)

D. Pfeilſchifter in Frankfurt a. M. (ohne Chiffer.)

Lieut. Pierer in Poſen. (P—r.)

Prof. Pohl in Leipzig. (P—l.)

— Pölitz in Leipzig. (Q. u. ohne Chiffer.)

D. und Prof. Puchelt in Leipzig. (B. P.)

— Puttrich in Leipzig. (B. L.)

Hofr. Reinhard in Altona. (D. H.)

D. und Prof. Roſenmüller in Leipzig. (ohne Chiffer.)

Prof. Friedr. Saalfeld in Göttingen, (Cz.)

D. Schink in Berlin. (ohne Chiffer.)

Plankammer-Director von Schlieben in Dresden. (P. S.)

Pred. Schloſſer in Gr.Zſchocher. (S. g. r.)

Prof. Schmeißer in Frankfurt a. d. O. (S: x.)
Conrector Schmidt in Schleuſingen. (St.)
Prof. Schubert in Erlangen. (C. G.)
Capitain Schulze in Merſeburg. (S—z.)
D. Sievers in Paris. (Pq.)
Prof. Curt Sprengel in Halle. (ut.)
M. Stenzel in Berlin. (Stl. und ohne Chiffer.)
Prof. Sturm in Jena. (Bc.)
D. Treitſchke in Leipzig. (H. L.)
Superintend., D. u. Prof. Tzſchirner in Leipzig. (N.)
Muſikdirector Uber in Dresden. (U—r.)
Prof. Uebelen in Stuttgart. (Y. Z.)
Varnhagen von Enſe in Carlsruhe. (ohne Chiffer.)
D. Carl Venturini in Hordorf. (zz.)
Prof. Wachter in Danzig. (L.)
Adolph Wagner in Leipzig. (Wa.)
Prof. Am. Wendt in Leipzig. (T. und ohne Chiffer.)
Inſp. Werner in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Fräulein Thereſe von Winkel in Dresden. (Wl.)
Hofr. Carl Winkler in Dresden. (Wr.)
Legationsrath von Woltmann in Prag. (G. und andere Chiffern.)
Conſiſtorialrath Wunſter in Breslau. (Wst.)
Prof. Zinſerling in Warſchau. (M. A.)

So dankbar wir aller hier genannten und nicht genannten Mitarbeiter gedenken, ſo gebietet uns doch die Rückſicht auf die literariſche Verantwortlichkeit, welche zum Theil noch aus ihren Chiffern für ſie hergeleitet werden könnte, zu erklären, daß durch die häufigen Redactionen und Reviſionen, welche bei neuen Drucken und Auflagen unſers Werks mit

den einzelnen Artikeln Statt gefunden haben, von den reſp. Redactoren und Reviſoren nach der ihnen dazu gelaſſenen nothwendigen Freiheit ſo viele Aenderungen, Zuſätze, Weglaſſungen und andere Umgeſtaltungen mit faſt allen Artikeln vorgenommen worden, daß es nicht wohl auszumitteln ſeyn würde, welches der urſprüngliche Antheil geweſen, den der erſte Verfaſſer an ihnen, wie ſie in der 5ten Auflage erſcheinen, noch habe.

Als bei der häufigen Wiederholung neuer Drucke der erſten Bände die Arbeit für die beiden Redactoren ſich zu ſehr häufte, übernahm Herr D. Sievers, jetzt in Paris, die Spezialredaction des 5ten und Hr. Prof. Zinſerling, jetzt in Warſchau, die des 6ten Bandes. Von den eigenen dazu gelieferten Beiträgen Beider iſt jedoch bei den neuen Drucken dieſer Bände wenig übrig geblieben.

Insbeſondere aber fühlen ſich die Unterzeichneten verpflichtet, die Herrn Prof. Haſſe in Dresden und Wendt in Leipzig, ſo wie den Herrn Pred. Petri in Zittau als diejenigen zu nennen, welche mit vorzüglicher Treue die ganze Bahn mit ihnen durchmeſſen und ſie ſtets mit Rath und That dabei auf das kräftigſte unterſtützt haben. Herr Prof. Haſſe und Herr Prof. Wendt übernahmen auch ſpäterhin theils mehrere Bände zu einer vollſtändigen Reviſion, theils in andern Bänden und ganzen Ausgaben die Reviſion einzelner Hauptfächer, und ſie haben durch dieſe mühſame Arbeit ebenfalls unſer Werk weſentlich gefördert. Herr Pred. Petri übernahm von Anfang an das Fach der Pädagogik, Kirchengeſchichte und Dogmatik, und wir ſind von wenigen Mitarbeitern mit der Treue und Conſequenz unterſtützt worden, wie von ihm.

Herr Prof. Gruber, jetzt in Halle, war zu Anfang und bis zum 5ten Bande ebenfalls einer der thätigſten und ſchätzbarſten Mitarbeiter und Reviſoren, und wir haben es ſehr bedauert, daß er ſpäterhin durch andere Geſchäfte und Berufsarbeiten abgehalten wurde, weitern Theil an unſerm Werk zu nehmen.

Bei der fünften Auflage fanden noch mehrere Spezialreviſionen für einzelne Fächer Statt, deren wir ebenfalls noch gedenken müſſen.

So beſorgte Herr Rector Cannabich, nachdem Hr. D. H—l in Weimar ſeine übernommenen Verbindlichkeiten in dieſer Hinſicht unerfüllt gelaſſen, die Reviſion ſämmtlicher geographiſchen und ſtatiſtiſchen Artikel. — Herr M. Schmidt in Schleuſingen revidirte die philologiſchen; — Hr. Kirchenrath Paulus in Heidelberg eine Anzahl Artikel der neuern Zeitgeſchichte; — Hr. D. Nürnberger in Sorau die naturwiſſenſchaftlichen (mit Ausnahme des 6ten bis 8ten Bandes); — Hr. Plankammer-Director v. Schlieben in Dresden die mathematiſchen; — Hr. Capitain Schulze in Merſeburg und ein Ungenannter die kriegswiſſenſchaftlichen; — Hr. D. Greiner in Eiſenberg die mediziniſchen; — Hr. Hofrath Müllner in Weißenfels einen Theil der auf Dramaturgie und Mathematik ſich beziehenden Artikel, aus welchen wir aber bemüht geweſen ſind, alle perſönlichen Ausfälle, dergleichen dieſer ſonſt vielfach unterrichtete und geiſtreiche Mann ſich nur zu gern erlaubt, wegzulaſſen; und die vorhin gedachten Freunde, die Herren Haſſe, Petri und Wendt die Politik, Diplomatik, neueſte Staatenge-

ſchichte, Kirchengeſchichte, Pädagogik, ſchönen Künſte und Philoſophie.

Wir erhielten auch eine große Anzahl einzelner Beiträge, die wir dankbar benutzten. So lieferte zu der 5ten Auflage ein deutſcher Reiſender, der Italien erſt vor kurzem beſucht hat, eine ganz neue Bearbeitung der wichtigſten Italien betreffenden Artikel mit beſonderer Rückſicht auf Kunſt und Literatur.

Dagegen mußten wir zahlloſe Erinnerungen wegen fehlender Artikel unbeachtet laſſen. Der Scherz, mit welchem wir einſt Jemanden antworteten, der uns eine lange Liſte ſolcher im Conv.Lex. vermißten Artikel überſandte, daß wir nach Vollendung unſers Werks in 10 Octavbänden ein anderes in 100 Foliobänden herauszugeben gedächten, welches die dort fehlenden Artikel enthalten ſolle, mag unſere Anſicht darüber gewiſſermaßen andeuten.

Aus dem bisher Angeführten wird man jedoch keinesweges folgern, daß wir uns einbildeten, die Aufgabe, die wir zu löſen unternommen, wirklich vollſtändig gelöſet zu haben.

Dieſe Aufgabe iſt an und für ſich zu ſchwierig, um je erwarten zu können, daß ſie ohne Fehl und Irrthum verwirklicht werden dürfte; ſie modifizirt ſich dabei nach der Subjectivität jedes einzelnen Menſchen und — endlich, ſchreitet die Zeit ſo raſch und unaufhaltſam fort und es treten faſt täglich ſo bedeutende Veränderungen in allen Staats- und politiſchen Verhältniſſen, in der Literatur und dem

Geſammtgebiete aller Wiſſenſchaften ein, daß das, was heut wichtig, neu und richtig war, oft ſchon in wenig Monaten veraltet und ungültig iſt. Eben ſo ſchnell entſtehen auch neue Intereſſen für früher unbeachtete oder gar nicht da geweſene Gegenſtände. Jedoch iſt den Redactoren keinesweges unbekannt, daß auch hievon abgeſehen bei dieſer 5ten Auflage für mehrere wichtige Fächer bei weitem noch nicht geſchehen, was wünſchenswerth geweſen wäre; ſie rechnen hiezu vorzüglich das unermeßliche Gebiet der Naturwiſſenſchaften, — das Gebiet der Archäologie und der Rechtskunde. — Auch fühlen ſie den Mangel eines Geſammtrepertoriums, welches zweckmäßiger und nützlicher ſeyn würde, als die jedem einzelnen Bande angehängten Inhaltsverzeichniſſe. Es war ihnen aber nicht möglich, in der gegebenen Zeit mit einem ſolchen Repertorium, das an und für ſich eine höchſt ſchwierige Aufgabe iſt, fertig zu werden.

Die Redactoren ſind ſich bei allen Mängeln ihres Werks bewußt, alle ihnen zu Gebot geſtandenen und zugänglich gewordenen, ſo wie in dem Kreis ihrer Beurtheilung liegenden Hülfsmittel angewendet zu haben, um ihrem Werke eine würdige und der deutſchen Literatur Ehre bringende Geſtalt zu geben. Sie haben ſich nie verführen laſſen durch den ihrer Unternehmung gewordenen Beifall, in ihren Bemühungen für die ſtete Vervollkommnung derſelben inne zu halten, ſondern dieſer Beifall iſt ihnen vielmehr der größte Sporn geweſen, Fleiß und Sorgfalt zu verdoppeln.

Die Dankbarkeit gebietet dieſes Beifalls mit einiger Ausführlichkeit zu gedenken, da er zugleich eine literariſche und bibliographiſche Merkwürdigkeit iſt, indem vielleicht ſeit

Erfindung der Buchdruckerkunſt von keinem Werke gleicher Bogenzahl in ſo wenigen Jahren eine ſolche Maſſe Exemplare gedruckt und abgeſetzt worden, als von dem unſrigen.

Von der erſten Auflage, welche vom D. Löbel begonnen wurde, waren 2000 Exempl. gedruckt worden, und zu dem Verkauf dieſer 2000 Ex. waren 16 Jahr (1796 — 1812) erfoderlich geweſen. Dagegen war der erſte Druck des erſten Bandes von der 2ten Auflage, freilich nur von 1500 Ex., da der Unternehmer vorſichtig zu Werke gehen wollte, ſchon vergriffen, ehe der 2te Band vollendet war. Jetzt wurden die Auflagen der folgenden Bände zwar verſtärkt und die frühern Bände immer nachgeſchoſſen; dennoch genügte keine auch noch ſo ſtarke Auflage nach den gewöhnlichen Berechnungen den Bedürfniſſen des Publicums. So folgte der zweiten bald die dritte, vierte und fünfte Ausgabe, und der Abſatz iſt von 1812 bis jetzt ſtets geſtiegen.

Rechnet man zu den mehr als 40,000 Exempl., welche in den verſchiedenen Originalausgaben gedruckt ſind *), noch drei Nachdrücke, (der erſte nach der erſten Auflage und mit dem Voigt'ſchen Handwörterbuch für Geſchäftsführung [Leipzig bei Seeger; in einer neuen Auf-

*) Die Pränumerantenliſten, welche dem 5ten und dem 10ten Bande der 2ten, 3ten und 4ten Auflage und dem 10ten Bande der 5ten Auflage vorgedruckt ſind, weiſen allein bis Ende Februar 1820 über 33,000 Pränumeranten nach. Aus dieſen Pränumerantenliſten würden ſich intereſſante literariſch-ſtatiſtiſche Sätze abſtrahiren laſſen, beſonders wenn man auch über den Abſatz der Nachdrücke ſolche Notizen hätte.

lage von Reinhardt verbeſſert, bei Hammerich in Altona] gemiſcht, von Schrämbl in Wien und die beiden andern von dem berüchtigten Nachdrucker Carl Erhard genannt Macklot in Stuttgart), ſo mögen nahe an 50,000 Exempl. von dieſem Werke in nicht mehr als 8 Jahren gedruckt und größtentheils auch ins Publicum gebracht worden ſeyn, eine Erſcheinung, die gewiß außerordentlich iſt und als ein merkwürdiges Zeichen unſerer Zeit und des Characters unſres Werks betrachtet werden kann.

Es iſt außerdem auszugsweiſe ins Däniſche überſetzt worden (Copenhagen bei Soldin); wir haben von dieſer Ueberſetzung die erſten 6 Bände, die bis zum Buchſtaben L gehen, vor Augen. — Von einer holländiſchen Ueberſetzung und Bearbeitung (Zütphen bei Thieme) haben wir den Proſpectus erhalten, und in Paris wie in London iſt man beſchäftigt, dieſelbe Idee auszuführen, wofür der unterzeichnete Unternehmer ſich vielleicht ſelbſt einigermaßen mit intereſſiren wird, wenn ihm dafür Muße und Geſundheit bleiben.

Die Zeit, wo der Herausgeber und Eigenthümer des Conv. Lex. ſich über die diebiſchen Nachdrücke, übrigens keineswegs ohne vollgütiges Recht dazu, ereiferte, iſt vorüber, und er iſt mit der Strafe zufrieden, welche dieſe Freibeuter ſich am Ende durch ihre Ungeſchicklichkeit ſelbſt zugezogen haben, indem ihnen dem Vernehmen nach ihre letzte Auflage zu Makulatur geworden oder hat verſchleudert werden müſſen, während von der Originalausgabe nie hat genug gedruckt werden können. Aber immerhin wird der Umſtand, daß deutſche Regierungen, und unter dieſen beſonders die Königl. Würtembergiſche, nicht blos unter

dem König Friedrich, was vielleicht weniger befremden dürfte, ſondern auch unter dem König Wilhelm, noch in den erſten Decennien des 19. Jahrhunderts, zu dieſem Raube an den Unterthanen anderer deutſchen Regierungen förmliche Autoriſationen geben, ſolchen Nachdruck auf vielfache Weiſe begünſtigen und ihre eigenen Privilegia gegen denſelben nicht wahrhaft handhaben mochten, ein ewiges Denkmal der Barbarei ſeyn, die trotz aller voll- und wohltönenden Worte noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts in einigen deutſchen Staaten in den Elementarbegriffen von Recht und rechtmäßig herrſchten, ſo wie der Geringſchätzung, womit dieſe Regierungen einerſeits Wiſſenſchaft und Literatur, andererſeits die öffentliche Meinung betrachteten *).

Rußland iſt übrigens das einzige Land, in welchem unſer Lexicon das Unglück gehabt hat, der Regierung in dem Grade zu mißfallen, daß es, nachdem früher die Cenſurbehörden ſich mit dem Herausſchneiden einiger hundert Blätter begnügt hatten (!), ſpäterhin eine Zeitlang ganz

---

*) Sehr richtig ſagt Pölitz in einer neuerlichen Anzeige: „Im Geiſte der trefflichen Verfaſſung, welche Würtemberg ſeit dem 25. Sept. 1818 ſeinem Könige verdankt, würde es ſeyn, wenn bei der gegenwärtigen Verſammlung der würtembergiſchen Stände ein kräftiger Mann in deren Mitte ſeine Stimme gegen die Ungerechtigkeit und Schmach des Nachdruckergewerbes erhöbe und wenigſtens vor der Hand die öffentliche Mißbilligung deſſelben vor einer ehrwürdigen Verſammlung bemerkte, bis endlich auch im ſüdlichen Deutſchland das Geiſteseigenthum des Norddeutſchen ebenſo durch das öffentliche Recht geſichert und geheiligt wird, wie bereits ſeit Jahrhunderten das Geiſteseigenthum unſerer ſüddeutſchen Brüder im nördlichen Deutſchland, namentlich in Sachſen und Preußen, geſchützt iſt.“

und gar verboten, und nachher die Einfuhr nur gegen polizeiliche ſpecielle Erlaubniß zugeſtanden worden iſt, wobei es auch gegenwärtig noch ſein Bewenden hat. Warum dieſe Maßregel verhängt worden, und wie ſie ſich mit den geprieſenen liberalen Anſichten der ruſſiſchen Regierung vereinigen laſſe, wiſſen wir nicht aufzufinden.

Den Titel unſers Werks haben wir mehreremal modifizirt und geändert, wobei wir jedoch den des Converſations-Lexicons — der, allein gebraucht, vielen Beſitzern des Werks unangenehm war und allerdings weder den Inhalt noch die Geſammt-Tendenz deſſelben gehörig und vollſtändig bezeichnete — unter welchem es einmal allgemein bekannt iſt, immer beibehielten. — In der fünften Auflage haben wir den Haupttitel: „Allgemeine deutſche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände" angenommen, der uns den Inhalt und Zweck unſers Werks ziemlich genau, obgleich allerdings nicht ohne einige Anmaßung, gegen die wir uns aber ausdrücklich verwahren wollen, zu bezeichnen ſcheint.

Ueber das Format, die kleine Schrift, den fortlaufenden und nicht mit Abſätzen verſehenen Druck und die ungemeine Papierbenutzung haben wir vielfältige Klagen und Beſchwerden hören müſſen. Wollten wir aber die Bändezahl von Zehn nicht überſchreiten, — was wir, ohne der allgemeinen Verbreitung des Werks Eintrag zu thun, uns nicht glaubten erlauben zu dürfen — und den Preis nicht bedeutend ſteigern — was uns eben ſo wenig räthlich ſchien — ſo konnten wir bei der Maſſe des Stoffs, die wir dem Werke beſtimmten, keine andern Einrichtungen annehmen. Auch hat uns immer geſchienen, daß, da ein Werk

dieſer Art eigentlich nie hinter einander geleſen, ſondern nur in einzelnen Artikeln nachgeſehen wird, die kleine Schrift und der enge Druck keine zu großen Inconvenienzen darbiete. Bei der fünften Auflage ſorgte der Unternehmer auch für Ausgaben mit breitem Rande und auf feineren Papieren, wie dies auf der Rückſeite der Schmutztitel bei jedem Bande näher zu erſehen.

Beim zehnten Bande dieſer fünften Auflage haben wir in einem Anhange noch mehrere Artikel, die entweder beſonders an der Tagesordnung waren, oder auf die wir beim 7., 8., 9. und 10ten Bande im Text verwieſen hatten, indem uns im Augenblick der Zuſammenſtellung vollſtändige Nachrichten fehlten, nachgeliefert. Dieſe Artikel betreffen den D. Müllner in Weißenfels — Radical-Reformers — Sand den Mörder Kotzebue's — Frau von Stael — die deutſche Taſchenbücher-Literatur — und die vielbeſprochenen demagogiſchen Umtriebe. Endlich haben uns noch die neueſten ſo wichtigen Ereigniſſe in Spanien zu einem nachträglichen Artikel Anlaß gegeben.

Wir müſſen zum Schluß noch der Inconvenienzen gedenken, welche bei den ſo ſchnell auf einander gefolgten Ausgaben für diejenigen entſtanden, welche ſich die vorhergegangenen angeſchafft hatten. Daß ein Werk wie das unſrige, welches ſich mit der jedesmaligen Gegenwart beſchäftigt, bei neuen Ausgaben ſtets eine große Menge Zuſätze erhalten muß, wenn es ſeinem Zweck nachkommen will, ſpricht von ſelbſt; eben ſo, daß bei neuen Ausgaben, um Raum für das Neue zu finden, das allmäh-

lig Veraltende, in ſo fern es nicht in der Geſchichte der Zeit oder der Literatur einen bleibenden Platz behält, weggelaſſen oder zuſammengezogen werden müſſe. Es iſt daher unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache und des Zwecks des Werkes, daß eine neue Ausgabe, wenn die Redaction ihre Schuldigkeit thut, jedesmal auch als ein gewiſſermaßen neues Werk auftreten müſſe. Hierüber mit dem Unternehmer unzufrieden ſeyn wollen, heißt die Zeit ſelbſt und ihr rieſenmäßiges Fortſchreiten anklagen. Allerdings iſt jetzt ein einziges Jahr reicher an hiſtoriſchen Erſcheinungen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritten, als es ſonſt ein Jahrzehend ſeyn mochte. — Bei dieſen Verhältniſſen konnten und können Unternehmer und Redactoren ſich nicht bewogen finden, um den Beſitzern einer frühern Auflage kein unangenehmes Gefühl zu erwecken, die ſpäteren Auflagen unverändert zu laſſen *); ſie mußten und müſſen vielmehr dafür ſorgen, daß jede neue Ausgabe ſich ſowohl von innen mehr ausbilde, als auch ſich der neueſten Zeit immer möglichſt anpaſſe. — Von der andern Seite waren

*) Die einzige Ausnahme, die hierin Statt gefunden, iſt bei der 5ten Ausgabe eingetreten. Die 12,000 Exemplare ſtarke Auflage, von welcher die erſten 5 Bände am 1. Novbr. 1818 ausgegeben wurden, war auf eine dem Unternehmer ſelbſt höchſt überraſchende Weiſe in einem einzigen Jahre völlig verkauft und ehe noch der 9te und 10te Band in dieſer fünften Auflage vollendet waren. Noch mit der äußerſt ſchwierigen Umarbeitung dieſer beiden Bände beſchäftigt, die ſie erſt Ende März 1820 beendigt haben, konnten die Redactoren ſich nicht einer neuen Durchſicht des Ganzen unterziehen, und es wurde daher ein bloßer Nachſchuß (unveränderter Abdruck) beſchloſſen, von welchem die erſten 5 Bände (mit der Jahrzahl 1820) am 1. März ausgegeben ſind, und die zweiten 5 Bände am 1. Juli (1820) fertig werden ſollen.

und ſind ſie aber auch billig genug, das menſchlich motivirte Gefühl des Unangenehmen zu würdigen, das für Jemand darin liegt, ein Werk eben angeſchafft zu haben, von welchem man kurze Zeit nachher erfährt, daß ſchon eine neue und viel bereicherte Ausgabe erſchienen; und ſowohl dieſe Würdigung als überhaupt die Erwägung, daß es Pflicht ſey, die Veränderungen in der Zeit und den Wiſſenſchaften, wie ſie in der jedesmaligen neueſten Auflage angegeben, auch den Beſitzer der erſten oder der vorhergegangenen Ausgaben mitzutheilen, beſtimmte den Unternehmer zu einer Einrichtung, welche ihm allen billigen Anſprüchen, die man an ihn machen könnte, genug zu thun ſcheint. Er liefert nämlich das jedesmalige Neue, das eine neue Ausgabe enthält, für die Beſitzer der frühern Auflagen in beſondern Supplementen nach, die er für einen ſehr billigen Preis erläßt. So wurde für die Beſitzer der 1, 2 und 3ten Auflage das Neue der vierten in einem ſtarken Supplementband geſammelt, und eben ſo das Neue der fünften für die Beſitzer der erſten bis vierten Auflage in zwei dergleichen Supplementbänden, die, obgleich über 120 Druckbogen ſtark, doch nicht mehr als 2 Thlr. 16 Gr. koſten. Die Beſitzer der frühern Ausgaben können auf dieſe Weiſe den neuern immer folgen, und da aus dieſen vieles hat weggelaſſen werden müſſen, was ſich in den früheren befand, um Platz für das Neue zu finden, ſo ſind ſie ſelbſt in dieſer Hinſicht reicher als die Beſitzer der neueſten Auflage.

Noch können wir zur Ergänzung des Converſations-Lexicons ein treffliches Werk empfehlen, das unter der Redaction des Hrn. Prof. Haſſe in Dresden unter dem in

der Note *) vollſtändig angegebnen Titel erſchienen iſt, und das, mit Ausſchluß der Biographie, in alphabetiſcher Ordnung alle Elementarbegriffe der Künſte und Wiſſenſchaften, welche zur encyclopädiſchen Ueberſicht derſelben erforderlich ſind, nach einem vom Converſations-Lexicon ganz verſchiedenen Plane enthält. Es iſt zudem mit einer Sammlung von 50 inſtructiven Kupfern und mit einem trefflichen Repertorium begleitet, und liefert auch bei den Artikeln die neueſte Literatur darüber, wofür die Redactoren des Conv.Lex. zu ihrem eigenen Bedauern in ihrem Werke nicht Raum fanden.

Von öffentlichen Beurtheilungen iſt uns bis jetzt nur eine von Bedeutung, die in der halliſchen Literaturzeitung, zu Geſicht gekommen. Wir danken dem uns unbekannten Verfaſſer für das Wohlwollen und die Nachſicht, welche er darin für uns und unſer Werk zeigt, und wünſchen, daß künftig andere Beurtheiler gleiche Geſinnungen für unſer Werk hegen mögen, indem wir ſelbſt nur zu ſehr fühlen, wie leicht es übelwollenden oder gar hämiſchen Rezenſenten ſeyn würde, aus der großen Maſſe von Notizen, die daſſelbe enthält, eine Reihe irriger aufzuführen, oder unter den 10,000 Artikeln, welche es in ſich faßt, eine Anzahl noch ſchlecht redigirter zu nennen, oder endlich die Lücken, deren es, beſonders nach jedesmaliger ſubjectiven Anſicht des Beurtheilers, ſehr viele haben muß, aufzufinden und anzugeben. Wohl ließe ſich für ein ſolches Werk ein Ideal aufſtellen, das aber in der Wirklichkeit nicht auszuführen ſeyn möchte. Die Beurtheilungen dürften daher viel-

*) Deutſche Taſchen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphabetiſcher Ordnung. 4 Theile mit 50 Kupfern, 1816—1820. Leipzig, bei Brockhaus. Preis 8 Thlr.

leicht immer mehr das Ganze im Auge halten müſſen, als ſich zu ſehr mit dem Einzelnen beſchäftigen.

Es ſind mannichfache Speculationen auf das Converſations-Lexicon gebaut worden.

Mehrere Perſonen haben geglaubt, daß ein Auszug daraus ſehr nützlich ſeyn, und ein großes Publikum finden würde. Wir ſind dieſer Meinung nicht, da ein ſolcher Auszug nicht mehr als Nomenclatur werden kann, wenn er bedeutend wohlfeiler werden ſoll. Umfaßte er mehrere Bände, ſo würde er im Preiſe dem Ganzen ſo nahe kommen, daß jeder Liebhaber doch eher zum Hauptwerk greifen möchte. Denn nur durch die Stärke der Auflage des Hauptwerks und den ſchnellen Umſatz iſt es dem Herausgeber und Unternehmer deſſelben möglich, einen Preis dafür zu machen, der in der Geſchichte des europäiſchen Buchhandels und nach dem Maßſtabe der jetzigen Bücherpreiſe in ſeiner Wohlfeilheit einzig iſt. Ein Auszug, der aber nur zu 1500 bis 2000 Auflage in etwa 3 bis 4 Bänden gedruckt würde, müßte faſt daſſelbe koſten, was das Werk ſelbſt in 10 Bänden koſtet. Dieſelbe Bedenklichkeit wird ſich jeder andern Unternehmung entgegenſtellen, welche ein dem Conv. Lex. ähnliches Werk beabſichtigte.

Andere Perſonen haben ſich beſchäftigt, Nachträge zu demſelben zu ſammeln, um ſie beſonders herauszugeben. Keine Aufgabe iſt leichter als dieſe, und wir haben unſere Anſicht darüber ſchon oben angedeutet.

Eine andere Speculation iſt auf die Art gemacht worden, daß eine Sammlung in Kupfer geſtochener Bildniſſe von ihren Unternehmern, den Gebr. Schumann in Zwickau, als Zubehör zum Converſations-Lexicon ausgeboten wird. Bei einer klareren Geſetzgebung über literariſche und

buchhändleriſche Befugniſſe und Nichtbefugniſſe, als wir haben, würden wir dieſe Benutzung unſeres Titels und Werks nicht zugeben; ſo begnügen wir uns mit der Verſicherung, daß wir an dieſer Kupferſtichunternehmung nicht den geringſten Theil haben.

In Wien würde 1819 ein „Converſations-Blatt" angefangen, das nach einem guten Plane angelegt ſchien, deſſen Ausführung aber den Erwartungen nicht entſprach, welche man davon gehegt hatte. Vielleicht gelingt es dem Unternehmer dieſes Lexicons, bei dem von Kotzebue gegründeten Literariſchen Wochenblatt, deſſen Eigenthum er eben (April 1820) an ſich gebracht hat und das vom 6ten Band an in ſeinem Verlage und unter ſeiner Leitung erſcheinen wird, dieſe Idee eines Converſations-Blattes, wenigſtens in literariſcher Hinſicht, glücklicher durchzuführen *).

*) Nachſtehender Auszug der darüber erſchienenen öffentlichen Anzeige des Herausgebers gibt ſeine deßfalſigen Abſichten und Anſichten näher an:

Ich habe, ſagt derſelbe, die ſich darbietende Gelegenheit, das Eigenthum des bekannten „Literariſchen Wochenblatts" von den Gebr. Hoffmann in Weimar zu erwerben, benutzt, um eine längſt von mir genährte Idee, die mit der des Lit. W. Bl., wie es urſprünglich war, wenigſtens in einer Hinſicht Aehnlichkeit hat, ausführen zu können, ohne dazu ein neues Inſtitut gründen zu müſſen.

Dieſe Idee beſteht in der Bildung einer eigentlich „literariſch-bibliographiſchen Zeitung," die das für die Europäiſche Literatur werde, was unſere guten politiſchen Zeitungen für die Europäiſchen politiſchen Tagesneuigkeiten ſind, und die zugleich ein „literariſches Converſationsblatt" ſey, in welchem über die neueſten Schriften, die für das größere Publikum Intereſſe haben, ſchnell und in angenehmer leichter Form Bericht gegeben werde.

Beide Zwecke wird das Lit. W. Bl. unter meiner Aufſicht und Leitung künftig zu erreichen ſuchen, alle anderen aber, womit daſſelbe beſonders in der letzten Zeit das Publikum amüſirte oder quälte, fahren laſſen, und ſich überhaupt beſtreben, alle perſönliche Polemik möglichſt zu vermeiden. Auch ſoll es zugleich das jetzt beendigte „Converſa-

Durch die gemachten Mittheilungen glauben wir unſere Leſer auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung unſers Werks geſtellt zu haben, und es bleibt uns nur noch übrig, allen denen, die durch Rath und That unſere Unternehmung bisher ſo wohlwollend befördert haben, dafür unſern verbindlichſten Dank abzuſtatten.

Leipzig, den 15. April 1820.

Friedrich Arnold Brockhaus.
Ludwig Hain.

---

tions-Lexikon" in literariſcher Hinſicht fortführen und ergänzen, und ſich mit dem „Hermes," der „Iſis von Oken," und den „Zeitgenoſſen," die ebenfalls entweder in meinem Verlage oder unter meiner Leitung erſcheinen, in Wechſelwirkung ſetzen.

Der Titel und die äußere Form des Lit. W. Bl. werden vor der Hand im Weſentlichen beibehalten, nur daß, vom Zeitpunkte meiner Herausgabe an, anſtatt wöchentlich zwei ganze Bogen, täglich, mit Ausnahme des Sonntags, ein halber Bogen erſcheinen wird. So wie bis jetzt 52 ganze Bogen einen Band bildeten, werden es künftig 104 halbe thun, und wie ſeither berechnet werden, d. h. zu vier Thalern der Band.

Durch die Leipziger Zeitungs-Expedition wird das Lit. W. Bl. täglich mit der Leipziger Zeitung expedirt und ausgegeben werden, ſo daß das Publikum (wenigſtens das in Sachſen) neben der politiſchen Zeitung auch täglich eine literariſche erhalten kann. Im Wege des Buchhandels findet dagegen nur eine wöchentliche Verſendung Statt.

Obgleich der fünfte Band, an deſſen Redaction ich jedoch keinen Theil habe, erſt gegen Ende May vollendet ſeyn dürfte, ſo wird mit dem ſechſten Bande doch ſchon gleich nach der (diesjährigen [1820] Jubilate-) Meſſe begonnen werden, u. ſ w.

Leipzig, den 15. April 1820.

Brockhaus.

Wir bitten die zahlreichen Beſitzer des Conv.Lexikons, auch dies neue Unternehmen, welches ſich gewiſſermaßen an daſſelbe anſchließt, zu unterſtützen und es in ihrem Kreiſe einzuführen. Beſtellungen darauf ſind durch alle Buchhandlungen und auch durch die Poſtämter zu machen.

Die Redaction des Conv.Lex.

T.

Toaldo (Giuſeppe), ein berühmter italieniſcher Mathematiker, Aſtronom und Meteorolog, geboren den 11ten Julius 1719 auf einem Dorfe unweit Vicenza, kam 1733 in das Seminarium zu Padua, widmete ſich der Theologie, beſchäftigte ſich aber hauptſächlich mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Er zeichnete ſich rühmlich aus, wurde in der Folge ſelbſt Lehrer am Seminarium, und 1762 Profeſſor der Aſtronomie und Meteorologie an der Univerſität zu Padua. Er bewirkte es, daß eine Sternwarte zu Padua erbaut wurde; auch wurden auf ſeine Veranlaſſung an vielen Orten des damaligen venetianiſchen Staats Blitzableiter errichtet und landwirthſchaftliche Akademien geſtiftet. Seine mathematiſchen Lehrbücher zeichnen ſich durch Klarheit und Beſtimmtheit aus und wurden in vielen Schulen Italiens eingeführt. Um die Meteorologie oder Witterungslehre erwarb ſich Toaldo ein vorzügliches Verdienſt. Er gab zuerſt einen meteorologiſchen Verſuch, und dann ſeit 1773 ein aſtronomiſch-meteorologiſches Journal ununterbrochen bis zu ſeinem Tod heraus. Im J. 1774 gab die Societät der Wiſſenſchaften zu Montpellier die Preisfragen auf: Welchen Einfluß hat die Witterung auf das Wachsthum der Pflanzen, und welche practiſche Folgerungen laſſen ſich in dieſer Rückſicht aus den bisher gemachten Wetterbeobachtungen ziehen? Toaldo beantwortete dieſe Fragen; ſeine Schrift erhielt den Preis und wurde als ein claſſiſches Werk in dieſem Fache angeſehen. Deutſch erſchien ſie unter dem Titel: Toaldo's Witterungslehre für den Feldbau, überſetzt von J. G. Steudel, 3te Auflage, Berlin 1786. Toaldo war ſtets ein aufmerkſamer Beobachter der Natur, und ein fleißiger Schriftſteller. Er gab noch verſchiedne andre aſtronomiſche und meteorologiſche Schriften heraus, machte im J. 1788 eine gelehrte Reiſe durch einen großen Theil Italiens, und ſtarb am 11ten November 1798, geſchätzt von den gelehrten und betrauert von ſeinen Freunden und Bekannten.

Toaſt (engliſch), bedeutet als Zeitwort zuerſt röſten, bähen, z. B. Brot; dann eine Perſon, auf deren Geſundheit man trinken will, mit Namen nennen, vorzüglich Frauenzimmer; das Subſtantiv Toaſt bedeutet daher nicht nur eine Geſundheit, die man ausbringt, ſondern auch im beſondern Sinne irgend eine berühmte Schöne, auf deren Geſundheit in Geſellſchaften öfters getrunken wird. Man verſteht jedoch unter Toaſts nicht blos die gewöhnlichen Geſundheiten, ſondern auch die ſogenannten Sentiments, kurze Sätze, die auf irgend eine Perſon Bezug haben, und weitläuftige Trinkſprüche, die bei feierlichen Gaſtmählern ausgebracht werden. — Bei keiner Nation iſt der Gebrauch, bei jedem Gaſtmahle auf die Geſundheit der Anweſenden zu trinken, ſo allgemein und ſo unerlaßlich, als bei den Engländern. In Deutſchland, wo die ehemals ſo beliebten Leberreime nur Wenigen noch dem Namen nach bekannt

ſind, ſo wie in Frankreich und Italien, ſchien dieſer Gebrauch bisher als veraltet blos den niedern Volksclaſſen überlaſſen zu ſeyn; was Fröhlichkeit in dieſer Art hervorbrachte, war wenigſtens von ſteifer Form entfernt. Aber in England iſt das Geſundheittrinken allgemeine Volksſitte, und geſchieht nach feſt beſtimmten Regeln. Kein Gaſt darf bei einem Mahle, ſo durſtig er auch ſeyn möge, das Glas eher an die Lippen bringen, als bis der Herr des Hauſes auf die Geſundheit einer der anweſenden Frauen getrunken, und dieſe ſolches erwiedert hat; die übrigen Gäſte folgen dieſem Beiſpiele der Reihe nach. Später werden auch die Geſundheiten von Abweſenden, vorzüglich der königlichen Familie, getrunken, und Trinkſprüche ausgebracht. Dieſe Geſundheiten und Trinkſprüche werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt. Bei feierlichen Gaſtmählern, wo nur Männer gegenwärtig ſind, bringt der Wirth oder der Vornehmſte der Geſellſchaft den erſten Toaſt aus, und da es an ſehr zahlreich beſetzten Tafeln nicht möglich ſeyn würde, daß die Entferntern alle Worte deutlich genug vernehmen könnten, ſo wird bisweilen einer der Aufwärter dazu beſtellt, jeden Trinkſpruch als Echo mit lauter Stimme zu wiederholen. In Deutſchland hat man auch ſeit einiger Zeit bei feierlichen Gaſtmählern die Trinkſprüche eingeführt.

Tobolsk, Hauptſtadt der gleichnamigen ruſſiſchen Statthalterſchaft in Sibirien, am Einfluſſe des Tobol in den Irtiſch. Man theilt ſie ein in die obere und die untere Stadt. Die obere liegt auf dem öſtlichen Ufer des Irtiſch auf einem Hügel. Die untere iſt größer als jene, und leidet ſehr von den Überſchwemmungen des Irtiſch. Die Häuſer ſind größtentheils von Holz und nur wenige von Stein. Die geſammte Stadt zählt 2120 Häuſer, 13 Kirchen, darunter eine lutheriſch-deutſche, zwei Klöſter und zwei Moſcheen. Ohne die Verwieſenen, die Soldaten und Geiſtlichen, befinden ſich hier über 17,000 Einwohner, die Ruſſen, Tataren und Deutſche ſind; die Tataren machen über den vierten Theil aus. Tobolsk iſt der Sitz eines Gouverneurs und eines ruſſiſch-griechiſchen Erzbiſchofs, mit einem theologiſchen Seminarium. Alles Pelzwerk, das von den Verwieſenen gewonnen wird, bewahrt man hier auf, und liefert es ſodann nach Moskau. Es iſt eine Juftenfabrik hier; auch werden chirurgiſche Inſtrumente für die Armeen, Flotten und Lazarethe verfertigt. Der Handel der hieſigen Kaufleute mit China iſt ſehr beträchtlich; desgleichen der mit dem ruſſiſchen Nord-Archipel. Die Bucharen und kalmückiſchen Kaufleute ſtehen mit der hieſigen zahlreichen Kaufmannſchaft in ununterbrochnem Verkehr. Eine weitläuftige Slobode oder Vorſtadt wird von Bucharen bewohnt. — Das Gouvernement Tobolsk gehört zu Aſien, und hat 16,813 Quadratmeilen und 463,000 Einwohner (nach Säblowskoi 550,300). Die vorzüglichſten Flüſſe deſſelben ſind der Ob, Tobol, Irtiſch, Iſchim, Tura ꝛc. Die Beſchaffenheit des Clima's und des Bodens iſt ſehr verſchieden. In den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Gegenden iſt es im Sommer warm und angenehm, ſelbſt im mittlern Landſtrich iſt die Luft gemäßigt, obgleich der Winter mit vielem Schnee begleitet iſt. Die ganze größere nördliche Hälfte iſt einer heftigen, furchtbaren Kälte unterworfen. Im kurzen Sommer hat man zwar an manchem Tage einige warme Stunden, aber ſobald der Wind aus dem Eismeere bläſ't, welches oft geſchieht, ſo wird die Kälte ſchneidend. Die ſüdlichen und die ſüdweſtlichen Landſtriche

ſind ſehr fruchtbar, und tragen Getraide und Flachs in großem Überfluſſe; ihre grasreichen Weiden begünſtigen die Viehzucht, daher man beträchtliche Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht unterhält. Hin und wieder zieht man ſogar Kameele. Wild und Fiſche ſind in Menge vorhanden. Auch der mittlere Strich läßt den Fleiß des Landmanns nicht ganz unbelohnt. Im höhern Norden aber iſt der Boden ganz unfähig zur Cultur. Er iſt da mit dichten moraſtigen Waldungen bedeckt; dieſe hören näher gegen das Eismeer hin nach und nach gänzlich auf; kaum ſieht man noch Mooſe und einzelne Stauden; nie thauen dieſe eiſigen Wildniſſe auf. Ihr Reichthum beſteht in koſtbaren Pelzthieren, in Wild und Fiſchen, auch in Rennthierheerden, welche von den Oſtiaken und Samojeden in der Wirthſchaft und zum Fahren gebraucht werden. Außer den Ruſſen wohnen in dieſem Gouvernement Tataren unter mancherlei Benennungen, als Turalinzen, Tobolskiſche Tataren, Bucharen und andere, ferner Samojeden, Wogulen, Sirjänen und obiſche Oſtiaken.

Toccator, Toccato, Toccata nannte man ſonſt ein Clavier- oder Orgelſtück, in welchem beide Hände im Vortrag einer Notenfigur häufig abwechſeln. Es beſtand gewöhnlich in freier Phantaſie. Toccatina hieß es bei kleinerem Umfang und weniger Ausführung. Beide Namen ſind jetzt veraltet. — Toccato (touquet) nennt man in den Aufzügen der Trompeterchöre die vierte Stimme, welche in Ermangelung der Pauken die Grundſtimme bildet.

Tockay, ein Marktflecken in der Sempliner Geſpannſchaft in Ober-Ungarn, am Einfluß des Bodrog in die Theiß. Er hat 2800 Einwohner mehrerer Confeſſionen, und iſt der Sitz eines Poſtamts. Von ihm führen die vortrefflichen Weine, welche man Tockayer nennt, den Namen. Der eigentliche Tockayerberg heißt ſeit 1741 Thereſienberg, und erzeugt ganz vorzüglich guten Wein. Den allervorzüglichſten giebt der Szarwaſchbezirk, der mit Säulen umgeben iſt, welche der doppelte Adler ziert. Aber bei weitem die wenigſten Weine wachſen bei dem Flecken; die meiſten erzeugen die Berge von Mada, Tarczal, Zombor ꝛc., welche zu der vier Meilen ſich fortziehenden Bergkette Hegy-allya gehören. Jede dieſer Ortſchaften hat einige Arten, welche ſich entweder durch Stärke und Haltbarkeit, oder durch Feinheit im Geſchmack auszeichnen. Man ſchätzt das jährliche Erzeugniß des ganzen Tockayer Weingebirges auf 110,000 Eimer. Die beſten der erwähnten Weine nennt man Eſſenzen, und ſie entſtehen aus dem, was von den Trockenbeeren ohne Preſſe abfällt. Auf dieſe folgt der Ausbruch, ein ebenfalls ſehr guter Wein; hierauf der Maſchlaſch oder der geringere, und zuletzt der gemeine Wein.

Tod wird gewöhnlich als dem Leben geradezu entgegengeſetzt, als ein Aufhören deſſelben angeſehen. Wenn wir aber dieſen Begriff des Todes an den Zuſtand halten, der gewöhnlich mit dieſem Namen belegt wird, und wenn wir keineswegs ſogleich ein vollkommnes totales Aufhören aller Lebenserſcheinungen wahrnehmen (denn die Erſcheinungen, die dem Momente des Todes folgen, die der Fäulniß, ſind immer noch als Lebenserſcheinungen und Lebensäußerungen anzuſehen, und nicht, wie oft angenommen wurde, rein chemiſche Erſcheinungen), ſondern vielmehr nur einzelne Functionen (die Bewegung und Empfindung, und alle die, welche von dieſen beiden abhängen), verſchwinden und ſchweigen: ſo ergiebt ſich, daß

der Begriff des Todes zu weit ausgedehnt, und der Übergang vom Leben zum Tode auch ſchon ſo genannt werde. Ja wenn wir am Ende in höherer Anſicht die ganze Natur als belebt erkennen, ſo muß wohl der Begriff des Todes, wie er oben aufgeſtellt wurde, aus derſelben ganz verſchwinden, und der Zuſtand, der dieſen Namen trägt, iſt nichts als ein Zerfallen des organiſchen Einzelweſens, ein Wechſeln der Form, wobei es in einen größern Lebenskreis oder Organismus wieder aufgenommen wird, und nur als Individuum verſchwindet. Es geht aber dies nicht ſo gar ſchnell, ſondern wird in den meiſten Fällen durch Krankheiten oder die Verhältniſſe des Alters vorbereitet; nur wo das Centrum der Bewegung, das Herz oder das der Empfindung, das Hirn (und dies auch nur an einigen Stellen) verletzt wird, erfolgt ohne vorhergehende wahrnehmbare Krankheit plötzlich bisweilen der Zuſtand, der Tod genannt wird. — Herz und Hirn ſind es wohl auch eigentlich, von denen der Tod ausgeht; dieſe ſterben zuerſt entweder beide zugleich oder eins von beiden; weil aber das wirkliche und vollkommne Aufhören ihrer Thätigkeit nicht ſo ſehr in die Augen fällt, als die Reſpiration, die vom Herzen und Hirn abhängt, ſo ſetzt man willkührlich das Moment des Todes auf den Augenblick, wo der letzte Athemzug bemerkt wird. In den Organen der Empfindung und Bewegung werden deshalb die Folgen des Todes zuerſt ſichtbar, die Muskeln ſtrecken ſich, und werden ſteif, Kälte und Bläſſe verbreiten ſich über den ganzen Leichnam, das Auge hat ſeinen Lebensglanz, der ganze Körper ſeine Turgeſcenz verloren. Man kann jedoch aus dieſen Veränderungen nicht mit voller Sicherheit ſchließen, daß der Tod wirklich eingetreten ſey, und ſeine Herrſchaft begonnen habe. Denn es lehrt die Erfahrung, daß ein dem beſchriebenen äußerlich ganz gleicher Zuſtand bisweilen nur vorübergehend ſey, und es wird derſelbe Scheintod oder Aſphyxie genannt. Nur erſt die nach einigen Tagen eintretende Fäulniß, als letzte Stoffverwandlung und Auflöſung des organiſchen Körpers, iſt das ſicherſte Zeichen des wirklichen Todes des Individuums. Es beginnt dieſelbe in dem Unterleibe und in den Genitalien, indem beide aufgetrieben, locker und weich werden, und ſich entfärben, auch die Haut verändert ſich, wird hie und da roth, bekommt Blaſen, das Blut wird wieder flüſſiger, und ergießt ſich aus dem Munde, der Naſe, den Augen, Ohren und After. Nach und nach zerfallen und entmiſchen ſich dann auch die übrigen Theile, am letzten die harten, die Knochen, Zähne ꝛc. — Im Anfange dieſes Herganges entbindet ſich Stickgas und Ammonium; bei fortſchreitender Fäulniß erhält das Waſſerſtoffgas im gekohlten, geſchwefelten, gephosphorten Zuſtande die Oberhand, und veranlaßt den heftigen Geſtank, ſo wie auch das Leuchten, das an faulenden Körpern bisweilen beobachtet wird. Zuletzt endlich wird nur kohlenſaures Gas ausgeſchieden, und es riecht dann der faulende Körper wie friſchaufgegrabene Erde. So bleibt endlich eine fettige, talgartige Erde, und eine ſchleimige ſeifenartige Subſtanz zurück, die ſich dem Humus beimiſcht, und welche mit den übrigen Excretionsſtoffen zur Fruchtbarkeit deſſelben beiträgt, weil auch in dieſen Rückſtänden des Organismus das Leben noch nicht ganz erloſchen iſt, ſondern vielmehr fortwirkt, und neue, ſowohl thieriſche als vegetabiliſche Organismen mit ſich entſtehen läßt und ſie erhält. Ob nun gleich auch die Fäulniß als eine Lebenserſcheinung anzuſehen iſt, ſo ſteht ſie doch, wie jede andre, unter dem Einfluſſe der Außenwelt;

beſonders ſind Luft, Wärme und Waſſer nöthig, wenn die beſchriebnen Veränderungen erfolgen ſollen; wo dieſe Bedingungen fehlen, da verwandelt ſich der Körper in Adipocire, eine fettige Wachsmaſſe, und dies geſchieht in viel längerer Zeit, als die gewöhnliche Fäulniß braucht; wo die Feuchtigkeit fehlt, da trocknet zuvörderſt der Körper mumienartig ein; ſo werden die Leichname in den heißen und trocknen Steppen, beſonders wenn der Sirocco den Tod herbeigeführt hatte, gefunden. Merkwürdig, obwohl noch nicht gehörig erklärt, ſind einige Begräbnißplätze, z. B. der Bleikeller in Bremen, dadurch, daß in ihnen der Prozeß der Fäulniß entweder ſehr langſam oder gar nicht von Statten geht. Auch iſt es bekannt, daß einige Subſtanzen, z. B. der Gerbeſtoff und andre, der Fäulniß entgegenwirken, und es gründet ſich darauf theils die Erhaltung mancher thieriſchen Stoffe und die Zubereitung derſelben, des Leders z. B., theils auch die Aufbewahrung menſchlicher Leichname durch Einbalſamiren. B. P.

Tod (Mythologie). Die Erſcheinung des Aufhörens menſchlicher Lebensthätigkeit konnte nicht anders, als einen ſehr tiefen Eindruck auf die Gemüther der Überlebenden machen. Ihre Anſicht von dieſer Erſcheinung richtete ſich immer nach der Stufe und Beſchaffenheit ihrer Cultur, und wie ſich die Anſichten der Menſchen über ihr Verhältniß zur Natur, und über die Beſtimmung des ewigen Geiſtes, der ſie beſeelte, änderten, änderte ſich auch ihre Vorſtellung von dieſer Erſcheinung, ihren Urſachen und Wirkungen. Die Griechen hatten für den Tod mehrere Gottheiten, die Keren und den Thanatos; jene waren Göttinnen des Todesgeſchicks (wie die Walkyren in der nordiſchen Mythologie), oder die Nothwendigkeit zu ſterben, in ſo fern ſie beſonders den Menſchen vor den Jahren trifft, dieſer iſt der Zuſtand des Todes ſelbſt, oder der natürliche Tod. Nach Homer ſind Schlaf und Tod Zwillingsbrüder (die Ähnlichkeit ihrer Erſcheinung), und nach Heſiod Söhne der Nacht. Als ſolche ſind ſie auf Kamäen u. dgl. oft der Gegenſtand der bildenden Kunſt. Namentlich wird der Tod zur Zeit der heitern Blüthe der Kunſt auf Grabmälern als freundlicher Genius mit der umgekehrten Fackel gebildet. Nach einer aus dem Orient entſprungenen Meinung wurde insbeſondere der Tod in der Jugend als Entführung durch liebende Götter vorgeſtellt und abgebildet, und nach Zeit und Art des Todes oder nach dem Geſchlecht des Verſtorbenen beſtimmten Göttern zugeſchrieben, z. B. dem Jupiter, oder deſſen Adler, wenn Blitz und Wetter, den Nymphen, wenn das Waſſer ihn getödtet hatten (man denke an Ganymed und Hylas), der Aurora, wenn es am Morgen, der Selene, wenn es bei Nacht geſchehen war (man denke an Cephalus und Endymion), dem Apoll, wenn es ein junger Mann war ꝛc. Und in der That waren ſolche Bilder geeigneter, die Hinterlaſſenen zu tröſten, als die leidigen Troſtgründe der Schulphiloſophen, oder die Schreckensbilder der ſpätern Dichter und Künſtler. Siehe die claſſiſchen Abhandlungen von Leſſing (Sämmtl. Schrift. Band X. S. 190) und Herder unter dem Titel: wie die Alten den Tod gebildet. Euripides brachte in der Alceſtis den Tod ſogar auf die Bühne, gehüllt in ein ſchwarzes Gewand, in der Hand einen Stahl, womit er dem Sterbenden das Haar abſchnitt, und ihn ſo den unterirdiſchen Göttern weihte. Die ſpätern römiſchen Dichter ſchildern ihn mehr von ſeiner ſchrecklichen Seite, wie er die hungrigen Zähne fletſchet, mit

blutigen Nägeln ſeine Opfer bezeichnet, ein Ungeheuer an Geſtalt, ganze Schlachtfelder überſchattend. Die Hebräer haben ebenfalls einen furchtbaren Todesengel, Samael mit Namen, der auch der Fürſt der Welt genannt wird, und mit dem Teufel zuſammenfällt; die frühſterbenden Frommen aber entführt er mit einem ſanften Kuß; Henoch wird lebendig gen Himmel geholt. — Unſere heiligen Bücher ſchildern den Tod der Guten als eine Rückkehr in die Heimath, Eingehen zur himmliſchen Seligkeit. Gleichwohl hat man ihn in der neuen Kunſt häufig als ſcheußliches Todtengerippe mit der Senſe, womit er die Sterblichen gleich Gräſern wegmäht, abgebildet. Die geſchmackvollere Kunſt iſt davon zurückgekommen, und ſchließt ſich hierin mehr an jene Darſtellung der Alten an, oder bedient ſich der Allegorie vom Schmetterling.

Todeskampf (Agonie), wird der Zuſtand genannt, der unmittelbar dem Tode ſelbſt vorhergeht, in welchem der Tod gleichſam mit dem Leben ringend und daſſelbe beſiegend gedacht wird. Nach Maaßgabe der Veranlaſſungen, die den Tod herbeiführen, iſt dieſer Zuſtand durch verſchiedene Erſcheinungen ausgezeichnet, welche bald in einer völligen Ermattung und Abſpannung aller Lebensverrichtungen, bald in einem furchtbaren Sturme und in einer höchſt unregelmäßigen Thätigkeit derſelben beſtehen, welche endlich nach ſehr kurzer Raſt den Tod herbeiführt. Das Bewußtſeyn iſt bald ſchon lange vor dem Tode erloſchen, bald dehnt es ſich durch den ganzen Todeskampf hindurch aus, und erliſcht erſt mit dem Ende deſſelben. Das Anſehen deſſen, der mit dem Tode kämpft, iſt ſchon leichenähnlich, das Geſicht blaß, gelblich, ſchmutzig, die Augen hohl, die Haut der Stirn angeſpannt, die Naſe ſpitzig und weiß, die Ohren und Schläfe zuſammengefallen; ein kalter, klebriger Schweiß bricht an der Stirn und den Extremitäten aus, die Ausleerungen des Stuhls und Urins geſchehen unwillkührlich und bewußtlos, der Athem wird röchelnd, ſtockt und hört endlich ganz auf und auf dieſen Augenblick ſetzt man den Eintritt des Todes ſelbſt. Die Dauer dieſes Zuſtandes iſt ſehr verſchieden, bald nur minutenlang, bald ſich mehrere Tage hinausdehnend. — Wo wirklicher Todeskampf einmal eingetreten, da iſt keine Rettung mehr, nur erleichtern läßt ſich dieſer Zuſtand durch freundliche Zuſprache, Tröſtung, Gebet, Theilnahme, die auch bei dem nicht fehlen ſoll, deſſen Bewußtſeyn erloſchen zu ſeyn ſcheint; denn man kennt jetzt viele Zuſtände, in denen kein Bewußtſeyn vorhanden zu ſeyn ſchien, und aus denen doch ſogar Erinnerung übrig blieb; ja wer will ſagen, ob auch mit dem letzten Athemzuge ſchon in jeden Falle das Bewußtſeyn aufhört? So lange der Sterbende ſchlucken kann, mag man ihm ein wenig Wein von Zeit zu Zeit einflößen. Arzneimittel ſind unnütz, dem Sterbenden unangenehm und nur in den Fällen zuläſſig, von denen man es nicht mit Gewißheit erkennen kann, ob der Todeskampf zugegen ſey, oder nur eine noch beſiegbare Schwäche. Grauſam iſt auch die Gewohnheit, dem Sterbenden das Kopfkiſſen wegzuziehen. B. P.

Todesſtrafe (poena capitalis). Die Strafe am Leben iſt in allen ältern und neuern Staaten angewendet und für nöthig geachtet worden. Nur ein mißverſtandenes Gefühl von Menſchlichkeit konnte in den neuern Zeiten Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafe erregen; und dies geſchah, ſeit Beccaria ſein Buch von den Verbrechen und Strafen herausgegeben hatte. Wenn aber

von der Rechtmäßigkeit der Todesſtrafe überhaupt die Rede iſt, ſo wird damit gefragt, ob die Strafe überhaupt bis zum Tode gehen könne, oder, was gleichviel iſt, ob es Fälle gebe, in welchen die Staatsgewalt auch den Tod, als Folge der Übertretung eines Geſetzes, verfügen, und über jemand verhängen könne, oder ob die Todesſtrafe überhaupt ungerecht ſey; nicht, ob ſie nur in einzelnen Fällen, und in welchen unzuläſſig ſey; denn es wird keinem einfallen zu behaupten, daß die Todesſtrafe überall rechtmäßig und zweckmäßig zugefügt, oder im Geſetze für mögliche Verbrechen beſtimmt worden ſey. Was nun die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafen überhaupt anlangt, ſo muß dieſelbe in der Angemeſſenheit einer ſolchen Strafe an gewiſſe Verbrechen beſtehen, denn das rechtliche Princip der Beſtrafung (ſ. d. Art. Strafe) iſt ein Princip der Ausgleichung, und lautet, wie das Verbrechen, ſo die Strafe. Hiernach alſo ſoll die Strafe als Folge mit der Geſetzübertretung unzertrennlich verbunden, und durch Größe und Beſchaffenheit derſelben beſtimmt ſeyn. Giebt es nun Verbrechen, welche den Tod beabſichtigen, und zur Folge haben, Mord und Todtſchlag, ſo iſt auch der Tod ihre vollkommen angemeſſene Strafe. Denn giebt es einmal eine Strafgewalt, und kommt dieſelbe dem Staat als Rechtsgeſellſchaft, um ſeines Zweckes willen, nothwendig zu, und iſt die Anwendung derſelben nur durch das Verbrechen beſtimmt, ſo muß dieſelbe ſich auch auf das Leben der Bürger erſtrecken, gegen welches von dem pflichtvergeſſenen Bürger gefrevelt werden kann; und das unmittelbare Verbrechen gegen das Leben der Bürger wird am natürlichſten mit dem Leben des Verbrechers gebüßt. Denn wer das Leben eines Bürgers willkührlich vernichtet, ſey nun der Mord nur Mittel, oder Zweck, der hebt die Grundbedingung der bürgerlichen Geſellſchaft und des Rechts auf; er macht ſich alſo, weil das Recht gegenſeitig iſt, durch ſeine Handlung ſelbſt der Rechte, die er zerſtörte, des Lebens überhaupt verluſtig. Allein auch daraus geht hervor, daß das Verbrechen gegen die Exiſtenz des Staats, welches man im ſtrengen Sinne Hochverrath nennt, in ſo fern daſſelbe nämlich die Aufhebung der Wirkſamkeit des Rechtsgeſetzes in einer beſtimmten bürgerlichen Geſellſchaft, und damit aller Sicherheit bezweckt, ebenfalls mit dem Tode beſtraft werden könne. Hierzu fügen Einige auch das Verkaufen eines Menſchen in die Sklaverei, welches jedoch an und für ſich durch Beraubung der Freiheit, nach dem Geſetze der Ausgleichung, angemeſſener beſtraft zu werden ſcheint. Obige Verbrechen ſind es alſo, für welche die Todesſtrafe rechtmäßige Strafe iſt. Die Gründe dagegen, welche man angeführt hat, um die Unrechtmäßigkeit der Todesſtrafe zu beweiſen (die meiſten derſelben findet man in Bergks Überſetzung des Beccaria 2. Theil, S. 65 u. ff.), ſind größtentheils von einem ganz falſchen und einſeitigen Standpunkte aus hergenommen. Man behauptet nämlich z. B., man könne nicht am Leben ſtrafen, denn das Leben ſey ein unveräußerliches Recht. Allein alle Rechte ſchlechthin ſind nur wirkſam unter der Bedingung der gegenſeitigen Anerkennung der Perſönlichkeit, von der alle Rechte abhängen, mithin auch das Recht auf Leben; wer daher am Leben geſtraft wird wegen eines begangenen Mordes, der veräußert ſein Recht nicht, ſondern die Strafgewalt entzieht ihm das Recht, deſſen er ſich durch rechtswidrige Handlung verluſtig gemacht hat, weil ſie überhaupt die rechtmä-

ſige Gewalt gegen alle Störung der Rechtsgeſellſchaft ausübt. So kann man alſo auch nicht ſagen, es könne niemand am Leben beſtraft werden, weil ſich niemand zur Todesſtrafe anheiſchig machen könne. Allerdings kann ſich niemand zur Todesſtrafe anheiſchig machen, in ſo fern er ſich nicht zum Verbrechen anheiſchig machen darf, ſondern der Staat iſt befugt, ſie zuzufügen, in ſo fern ſie überhaupt das dem Verbrechen angemeſſene Übel iſt, welches als Folge mit demſelben verbunden werden muß; und der Verbrecher iſt ihr unterworfen, weil jeder Menſch den Geſetzen einer Rechtsgeſellſchaft, als dem ausgeſprochenen allgemeinen Willen ihrer Glieder und der zu ihrer Geltendmachung wirkſamen Gewalt des Staats unterworfen iſt, und als Bürgſchaft eines ſolchen Rechtsvereins jeder ſein Leben einſetzen ſoll. Die hier angeführte Einwendung iſt vorzüglich die des Beccaria, der den Staat auf Verträge gegründet, und behauptet, man könne nicht durch Verträge einwilligen, ſich im Fall eines Verbrechens das Leben nehmen zu laſſen. Rouſſeau leitet dagegen in ſeinem Contrat social die Todesſtrafen aus eben dieſen Verträgen her. Andere Einwendungen gegen die Todesſtrafe ſind hergenommen von der politiſchen und moraliſchen Anſicht der Strafe. Man ſagt nämlich, die Todesſtrafe ſchrecke nicht ab, und beſſere auch nicht. Indeſſen iſt nur die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafen erwieſen, ſo würde die Nichterreichung dieſer mit der Strafe ſich verbindenden Zwecke im Einzelnen kein Grund gegen die Anwendbarkeit der Todesſtrafe ſeyn. Allein es läßt ſich die Behauptung, daß die Todesſtrafe dieſe Zwecke nicht erfülle, gar nicht unbedingt im Allgemeinen, ſondern nur in Beziehung auf einzelne Fälle, mithin nur auf dieſelbe Weiſe aufſtellen, wie man dies auch von jeder andern Strafe behaupten kann, weil kein Mittel gewiſſe Zwecke überall erreicht; wiewohl es gewiß iſt, daß die Todesſtrafe für die Mehrheit der Verbrecher wirklich die abſchreckendſte iſt. So wenig man nun aller andern Strafen entbehren kann, welche man abſchaffen müßte, wenn jener Grund gültig wäre, ſo wenig kann derſelbe die Todesſtrafe für zweckwidrig, geſchweige denn für unrechtmäßig erklären. Aber man hat ferner geſagt, man bedürfe der Todesſtrafe nicht, da man ſie durch andere Strafen erſetzen könne, ohne die Handlung des Verbrechers in der Strafe nachzuahmen. Hierauf iſt zu antworten, da zwiſchen dem Verbrechen und der Strafe, vermöge des rechtlichen Princips derſelben, eine nothwendige Proportion Statt finden muß, ſo iſt die Handlung des Mörders und die Todesſtrafe in dem Erfolg zwar gleich, aber als Handlung ſelbſt, d. i. in Beziehung auf Geſinnung und Zweck derſelben unvergleichbar. Dieſe Nothwendigkeit der Retorſion, welche in dem Begriffe der rechtlichen Strafgewalt liegt, hört auf, wenn man an die Stelle der Todesſtrafe eine andere Strafe an ſich ſetzen wollte. Man ſagt, man könne ſich vor den gefährlichſten Menſchen ſichern durch Landesverweiſung oder lebenslängliches Gefängniß. Aber erſtens ſetzt dies voraus die nicht zu erweiſende Behauptung, daß die Strafe den Zweck habe, die bürgerliche Geſellſchaft vor nachfolgenden geſetzwidrigen Handlungen des Verbrechers zu ſichern. Und dann können in der That die angeführten Strafen die Todesſtrafe nicht abſolut erſetzen. Denn abgeſehen davon, daß die Rückkehr des Verwieſenen nicht ganz verhindert, und die Landesverweiſung eine Ungerechtigkeit gegen andere bürgerliche Geſellſchaften werden kann, in welche der gefährliche

Verbrecher flüchtet, ſo behält der landesverwieſene Mörder ſelbſt alle Rechte, welche er frevelhaft verletzt hat, und verliert blos die bürgerlichen Rechte hinſichtlich desjenigen Staates, in welchem er verbrochen hat; ein Verluſt, der nur als zweckmäßige Strafe des Verbrechens gegen denſelben individuellen Staat, und zwar nur ſo lange angeſehen werden kann, als noch die Vaterlands-liebe in einem hohen Grade lebendig iſt. — Die Todesſtrafe wirkt auch ſicherer als Landesverweiſung und lebenslängliches Gefängniß. Was das lebenslängliche Gefängniß anlangt, welches man ſtatt der Todesſtrafe vorgeſchlagen hat, ſo iſt dieſes die natürlichſte Retorſion der Verbrechen, welche an der Freiheit der Bürger begangen werden, und da es Fälle giebt, in welchen das Schreckliche einer ſchnellen Todesſtrafe noch übertreffen kann, ſo iſt die Behauptung der Philanthropiſten, welche die Todesſtrafe durch eine mildere, und wie man ſich ausdrückte, weniger grauſame Strafe erſetzen wollten, auch in Beziehung auf die lebenslängliche Einſperrung unbegründet, die doch dem Staate noch die Laſt auflegt, den Mörder, der das Leben vermöge ſeiner Handlung verwirkt hat, auf öffentliche Koſten zu erhalten. Wenn man endlich ganz auf gemeine Weiſe geſagt hat, daß der Gemordete durch die Hinrichtung des Mörders nicht wieder lebendig werde, ſo hat man die Strafe ganz materiell als Erſatz und das Verbrechen gegen das Leben gleich einer Privatinjurie betrachtet, deren Beſtrafung von dem Willen des Verletzten abhängig iſt. Allein die Strafe iſt rechtmäßig, abgeſehen von einem materiellen Vortheil, welchen verletzte Perſonen dabei erhalten können, das Verbrechen aber bringt die Ungleichheit zwiſchen dem rechtlichen und unbeſcholtenen, und zwiſchen dem gewiſſer Rechte unwürdigen Bürger zu Tage, und ruft die Strafgewalt des Staats auf, dem letztern dieſe Rechte zu entziehen; ſo wie das Verbrechen insbeſondere, welchem die Todesſtrafe als rechtmäßige Strafe entſpricht, ein Verbrechen gegen die ganze Rechtsgeſellſchaft iſt, die durch den Mord des Einzelnen, oder durch den unmittelbaren Angriff auf ihr eigenes Beſtehen, in den Bedingungen ihrer Wirkſamkeit angegriffen wird, und den höchſten Grad von Gefährlichkeit hat. Wenn nun überhaupt die Todesſtrafe nicht unrechtmäßig und zweckwidrig iſt, ſo kann ſie doch nach Beſchaffenheit der Fälle modificirt, ferner in eine andre verwandelt, ja durch Begnadigung gehoben werden, wenn ſie an ſich dem gegebenen Falle nicht entſprechen würde. Dieſes iſt der Fall z. B. bei ſehr ungleichen Verhältniſſen der Perſonen, oder wenn der Mord noch mit einem andern Verbrechen, oder Anzeigen beſonderer Rechtswidrigkeit verknüpft iſt. Hier wird eine Schärfung der Strafe (poena capitalis qualificata) eintreten, wodurch zugleich auch das Volk auf die Größe des Verbrechens aufmerkſam gemacht wird.. Dieſe Schärfung kann in einer Verbindung der Todesſtrafe mit einer Polizeiſtrafe beſtehen, oder die Art und Vollziehung der Todesſtrafe betreffen; z. B. Hängen iſt eine entehrendere Todesart als Köpfen. Aber ſo wie überhaupt die Retorſion, welche bei der Strafe Statt findet, nicht materiell zu nehmen iſt, ſo kann der Staat ohne ſeine Würde als Rechtsinſtitut aufzugeben auch keinesweges die Todesart mit beſondern Qualen (Rädern, Kneipen mit Zangen), Vierteln, Erſäufen, Verbrennen, und Mißhandlungen des Verbrechers verbinden, wodurch die ſtrafende Gerechtigkeit in eine grauſame, blutige Rachgewalt ausarten, und die Menſchheit, wie Kant ſagt, in

der leidenden Perſon zum Scheuſal gemacht würde. Guillotiniren, Enthauptung durch das Schwert und Erſchießen würden daher die einfachen Todesſtrafen ſeyn. Im übrigen aber muß man bei Beſtimmung und Beurtheilung Art und Vollziehung der Todesſtrafe, auch Culturſtufe und Sitte der Völker nicht ganz aus den Augen laſſen, beſonders was die Gefährlichkeit eines Verbrechens für den Staat und den Zweck der Abſchreckung betrifft. Nach eben dieſem Grundſatze werden die Strafen zu betrachten ſeyn, welche der Mörder noch an ſeinem Leichnam erfahren kann, z. B. Aufſtecken des Körpers auf den Schandpfahl, unehrliches Begräbniß. Zwar ſagt man, ein Todter ſey kein Object der Strafe; allein ſo wie der Menſch im bürgerlichen Verein ein Recht auf Ehre noch nach ſeinem Tode hat, ſo kann ihm dieſe bürgerliche Ehre auch mit der Todesſtrafe und nach dem Tode durch beſondere ſymboliſche Handlungen entzogen werden. In gebildeten Staaten aber ſucht man den Ekel und Widerwillen, den der Anblick des getödteten und verſtümmelten Verbrechers erregt, und welcher leicht in Abſcheu gegen die rächende Gerechtigkeit übergehen kann, zu vermeiden, und achtet das Verbrechen mit dem Tode abgebüßt. — Daß übrigens die Vollziehung der Todesſtrafe öffentlich ſeyn müſſe, ergiebt ſich aus der Beziehung der Verbrechen auf das Volk. Dem Volke muß die Gewißheit gegeben werden, daß das Verbrechen nicht ſtraflos bleibe; die hierdurch entſtehende Anſicht von der Strafgerechtigkeit wirkt ſicherer und ſtärker im Volke, als ſelbſt die Härte der Todesſtrafen; die geheime Vollziehung der Todesſtrafen aber würde in vielen Fällen zum grauſamen Mißbrauch der Gewalt führen. Die Todesſtrafe kann, wie oben angedeutet worden, unter gewiſſen Umſtänden auch in eine mildere Strafe verwandelt und (jedoch nur in ſeltenen Fällen) durch Begnadigung gehoben werden Dies kann natürlich nicht der Fall ſeyn ohne Milderungsgründe, d. h. ohne ſolche Umſtände, durch welche gewiſſe Bedingungen, die bei der Anwendung des Geſetzes vorauszuſetzen ſind, aufgehoben werden, oder in Hinſicht auf die Unvollkommenheit der Criminalgerechtigkeit überhaupt; und die Anwendung dieſer Milderung geſchieht, wenn dieſe Milderungsgründe nicht ſelbſt im Geſetz angedeutet worden ſind, meiſtens von Seiten des Fürſten ſelbſt, dem als Geſetzgeber die Erkenntniß über dieſen Fall unmittelbar zuſteht, und erſcheint dann als ein Werk der Gnade, weil niemand nach dem Geſetze Erlaß der vom Geſetz im Allgemeinen beſtimmten Strafe mit Gewißheit erwarten darf. Hieher würde gehören der Fall, wo es entſchieden iſt, daß jemand einen andern getödtet hat, um ſelbſt getödtet zu werden; denn hier würde, weil die Strafe der Abſicht des Verbrechers in dieſem Falle nicht angemeſſen ſeyn würde, eine andere Strafe eintreten; nicht aber gehört hieher der Fall, wenn einer, der gemordet hat, ſonſt unbeſcholten lebte, und ſeine Geſinnung für den Staat nicht weiter gefährlich ſcheint; der Richter findet in dem Gebiete der Geſinnungen keine beſtimmte Gränze. Eher wird die Härte der Verhältniſſe die Strafe des Kindermords mildern, der von der Mutter an dem neugebornen unehelich erzeugten Kinde begangen wird. Eine völlige Begnadigung wäre aber wohl dann möglich, wo wegen einer dringenden, aber vorübergehenden Lage des Staats das Wohl deſſelben geböte, gewiſſe in Hinſicht derſelben beſonders gefährliche Handlungen, z. B. Subordinationsfehler im Kriege, mit Todesſtrafe zu belegen, und andere Verdienſte des Fehlenden, oder das Verſchwinden dieſer Umſtände, oder end-

lich die Menge der Theilnehmer an einem ſolchen Vergehen gegen den Staat oder eine regierende Perſon die Begnadigung empfähle. Größtentheils wirkt in ſolchen und ähnlichen Begnadigungsfällen auch Rückſicht auf die Familie des zu Beſtrafenden. So ungerecht dieſe Rückſicht werden kann, wenn ſie für ſich zum Begnadigungsgrund gemacht wird, eben ſo ungerecht iſt es, wenn man die mit der Todesſtrafe verbundenen Wirkungen, als Verluſt der bürgerlichen Ehre, der Standesrechte oder des Vermögens auf die Familie ausdehnt; denn kein Unſchuldiger darf durch den Schuldigen leiden, ſo weit die menſchliche Gerechtigkeit Schuld und Unſchuld unterſcheiden kann. Bekannt iſt dagegen die Conſtitution der Kaiſer Arcadius und Honorius, welche den Verluſt des Vermögens, des Erbfolgerechts und der bürgerlichen und Standesehre der Kinder des Verbrechers mit der Strafe des Hochverraths verbanden, von welcher Grauſamkeit man längſt abgegangen iſt. — Was nun die Praxis überhaupt anlangt, ſo hat man nirgends die Todesſtrafe ganz entbehren können, ja ſelbſt da, wo man ſie aus einſeitigem Menſchlichkeitsgefühl abſchaffen wollte, iſt man genöthigt geweſen, ſich ihrer wiederum zu bedienen, und zwar aus dem Grunde, weil nach der herrſchenden Anſicht des ſinnlichen Menſchen der Tod das größte Übel iſt, dem ſelbſt das mühſamſte Leben, ſo lange demſelben zu entgehen noch Hoffnung übrig bleibt, vorgezogen zu werden pflegt, mithin weil die Todesſtrafe die abſchreckendſte iſt. Indeſſen iſt es gewiß, daß in einem Staate auch dahin gewirkt werden ſoll, die Todesſtrafe immer mehr entbehrlich zu machen, nämlich dadurch, daß man durch moraliſche und polizeiliche Anſtalten zur Verminderung der Verbrechen wirke, auf welche die Todesſtrafe geſetzt iſt. Die vordem und jetzt nur noch zum Theil in Deutſchland üblichen Todesſtrafen ſind: 1) Enthauptung durch das Schwert, 2) Erſchießen, beſonders beim Militär, 3) der Galgen oder das Henken, 4) Rädern von unten (die ſchärfere Strafe) und von oben, 5) Säcken oder Erſäufen, 6) Vierteln, 7) Verbrennen, 8) Pfählen. Die fünf letztern kommen faſt nicht mehr vor; — die dritte (in England und Italien häufig) und die vierte, zum Theil als geſchärfte Todesſtrafe. Die ſonſtigen Schärfungen, als Schleifen zur Gerichtsſtätte auf der Kuhhaut, Reißen und Kneipen mit glühenden Zangen, u. a. ſind als barbariſch ganz abgekommen; dagegen findet ſich noch das Abhauen der Hand vor der Tödtung, das Aufſtecken des Kopfes und der Hand des Enthaupteten auf den Pfahl, oder das Flechten des Körpers auf das Rad, Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung (nebſt Zerſtreuen der Aſche in die Luft, alte Strafe des Hochverraths in England), Begraben des Enthaupteten unter dem Galgen oder unter der Richtſtätte, endlich (wiewohl nur hier und da) das Niederreißen des Hauſes und die Errichtung eines Schandpfahls (das ſonſt ſogenannte Zimmerbrechen). T. — Die Vollſtreckung der Todesſtrafe pflegt in catholiſchen Ländern gewöhnlich drei Tage nach der Intimation oder Verkündung des Urtels, in proteſtantiſchen Ländern ſpäter zu geſchehen. Auch wird der zum Tode Verurtheilte gewöhnlich nach geſchehener Verkündigung des Urtels in ein beſſeres Gefängniß gebracht, von dieſer Zeit an weniger ſtreng gehalten, mit beſſern Nahrungsmitteln erquickt, und durch einen Geiſtlichen ſeines Religionsbekenntniſſes zum Tode vorbereitet. Die Befugniß eines zum Tode Verurtheilten, über ſein Vermögen zu verfügen, ſteht, ſoweit daſſelbe nicht zum Erſatz des von ihm etwa ſonſt angerichteten Schadens angewendet werden muß,

oder aus andern geſetzlichen Gründen dem Gericht verfallen iſt, nicht zu bezweifeln. Wenn ein zum Tode Verurtheilter weder Verwandte noch eine Dispoſition hinterließ, ſo fallen ſeine Güter dem peinlichen Gerichte, falls dieſes mit dem Jure fisci verſehen iſt, anheim. — Sollte ein zum Tode Verurtheilter ſein Geſtändniß widerrufen, ſo wird ihm in der Regel freilich noch eine Vertheidigung zugeſtanden, aber in dem darauf erfolgenden die Todesſtrafe beſtätigenden Urtel zugleich auf wirkliche Vollziehung der Strafe, und Nichtbeachtung eines nochmaligen ungegründeten Widerrufs erkannt. Das Letztere kann jedoch nur hinſichtlich derjenigen Urſachen des Widerrufs geſchehen, die man falſch befunden hat; denn ſollte ein zum Tode Verurtheilter ſein Bekenntniß aus andern ſcheinbaren Urſachen auch zum zweiten- und drittenmale vor gehegtem peinlichen Halsgericht widerrufen, ſo kann dennoch die erkannte Todesſtrafe nicht vollzogen, ſondern es muß ihm zu einer neuen Vertheidigung eine hinlängliche Friſt zugeſtanden werden. Bei dem erſten Widerruf muß dies ſelbſt dann geſchehen, wenn er auch erſt auf dem Richtplatze ſelbſt erfolgen ſollte. Nach eröffnetem Todesurtel wird dem Verbrecher gewöhnlich ſo viel Zeit verſtattet, daß er ſeine Angelegenheiten noch in Ordnung bringen kann. Die Vollziehung des Urtels wird gleichfalls dann aufgeſchoben, wenn man den Verurtheilten zu der Entdeckung der Mitſchuldigen, oder zu der Anſtellung der Confrontation, oder zu Entdeckung dem Staat vortheilhafter Geheimniſſe noch nöthig haben ſollte. Nach dem Gerichtsgebrauch pflegt man das eröffnete Todesurtel nicht ſogleich zu vollſtrecken, wenn der Inquiſit, wohl gar mit Beziehung auf das jüngſte Gericht und den Richterſtuhl Chriſti, ſeine Unſchuld betheuert, ſondern der Grund einer ſolchen Berufung wird vorher genauer unterſucht, und dieſelbe als Widerruf des Geſtändniſſes betrachtet. Wenn bei einer Todesſtrafe Aufruhr und Tumulte zu beſorgen ſind, ſo wird die Vollziehung entweder aufgeſchoben, oder geſchieht mit landesherrlicher Bewilligung im Stillen. Eine überfallene Krankheit kann die Vollziehung der Todesſtrafe verhindern, beſonders wenn der Kranke des Gebrauchs ſeines Verſtandes und ſeiner Sinne beraubt iſt; fühlt ſich der Verurtheilte blos ſchwach, oder will man das Zudrängen des Volks vermeiden, ſo pflegt man ihn zum Richtplatze zu fahren. Der Schlag, wodurch dem Verurtheilten kurz vor der Execution ſeine Beſinnung geraubt wird, iſt, ſo lange dieſer Zuſtand dauert, ein Aufenthalt und Hinderniß der Urtelsvollſtreckung. Eben ſo wenig kann ein Miſſethäter, der in Raſerei oder Wahnſinn verfällt, hingerichtet werden; er bleibt bis zu ſeiner Herſtellung in ſicherer Verwahrung. Schwangerſchaft iſt gleichfalls eine temporäre Verhinderung der Todesſtrafe, die man in dieſem Falle erſt nach den geendeten ſechs Wochen der Entbindungszeit zu vollſtrecken pflegt. Nach der richtigen Meinung vieler Rechtsgelehrten darf der Schwangern ein wider ſie ergangenes Todesurtel nicht vor ihrer Entbindung bekannt gemacht werden. Beharrlicher Unglaube iſt kein Grund des Aufſchubes einer Todesſtrafe, allein wenn Ausſichten zur Sinnesänderung da ſind, ſo wird dem Verurtheilten noch einige Friſt geſtattet. Der Übertritt eines Juden u. ſ. w. kann jedoch weder eine Erlaſſung, noch Milderung der Strafe bewirken. Indeſſen pflegt man ſelbſt dort die letztere aufzuſchieben, wo der Verurtheilte zu einer andern als der herrſchenden Religion übertreten will. Sollte ein Urthelsverfaſſer vielleicht auf eine an dem Orte des Ge-

richts ungewöhnliche Todesſtrafe erkannt haben, ſo darf der Richter ſie nicht vollziehen, ſondern muß es dem Urtelsverfaſſer melden, und auf Erkennung einer andern Strafe antragen. Ehe man zur *Vollziehung der Todesſtrafe* (Execution) *ſchreitet*, muß der Richter die nöthigen Gerichtsplätze in den gehörigen Stand ſetzen laſſen, und die zur Execution erfoderlichen Leute annehmen. Dies iſt ein Recht, welches mit der peinlichen Gerichtsbarkeit verbunden iſt, ſelbſt wenn die Lehnbriefe nichts davon ſagen. Es geht auch dadurch nichts verloren, daß die alten Gerichtsplätze verfallen oder umgeſtürzt ſind. Dem bloßen Civilrichter ſteht aber die Anlage ſolcher Gerichtsplätze nicht zu. Die Anlegung derſelben geſchieht, nach alterthümlichem Herkommen, mit gewiſſen Feierlichkeiten, die der Richter ſelbſt mit einigen Hieben ins Holz und dem Legen des Grundſteins beginnt, und wo möglich an größern, freien Plätzen, wo das Volk die Vollziehung ſehen kann. Zweckmäßig iſt es, daß dieſe da geſchehe, wo das Verbrechen begangen worden; wenn jedoch keine Gerichtsplätze daſelbſt vorhanden ſind, ſo kann dies mit landesherrlicher Erlaubniß auch in einer andern, demſelben Landesherrn unterworfenen Gerichtsbarkeit geſchehen. Iſt das Verbrechen ein ſehr ſchändliches und anſtößiges, ſo pflegt man auch die Execution an Privat- und abgelegenen Örtern zu vollziehen. An Sonn-, Feſt-, Feier- und öffentlichen Freudentagen finden in der Regel auch keine Executionen Statt. Während der Faſten- und Adventszeit können Todesſtrafen vollſtreckt werden. Bei Verurtheilten, die als Chriſten ſterben, wählt man gewöhnlich den Freitag, als den Todestag des Heilandes, oder den Dienstag. Vor der Vollziehung der Strafe ſelbſt wird das *hochnothpeinliche Halsgericht* gehegt, welches nach den verſchiedenen Gewohnheiten eines jeden Orts mit mancherlei Feierlichkeiten, die noch von den altdeutſchen Gebräuchen herſtammen, verbunden iſt. Einige davon ſind von Carl V. in der peinlichen Halsgerichtsordnung feierlich beſtätigt, und werden, um den Eindruck bei den Zuſchauern zu vermehren, an den meiſten Orten noch beobachtet. Zu den noch üblichen Feierlichkeiten gehört die *Zuſammenberufung* der Richter und Beiſitzer (bei früher Tageszeit) durch das Läuten der Maleſizglocke, durch Trompetenſchall, oder ein anderes Zeichen, wodurch zugleich die unter dem Gerichtszwang Befindlichen die Nachricht erhalten, daß peinliche Verbrechen öffentlich gerügt und beſtraft werden ſollen. Die peinliche Gerichtsordnung erfodert zur Beſetzung des hochnothpeinlichen Halsgerichts ſieben bis acht Schöppen, manche Landesordnungen noch mehrere. In Ermangelung beſonderer Vorſchriften genügen vier bis fünf Beiſitzer, und in einigen Fällen, wo der Thatbeſtand des vollendeten Verbrechens hinlänglich erwieſen, der Thäter völlig ausgemittelt, und zur Todesſtrafe auch ein *bloßer* Conatus (ein Verſuch) hinreichend iſt, wie beim Vatermorde, würde ſelbſt die Gegenwart zweier Beiſitzer und des Gerichtsſchreibers hinreichen. Wenn Richter und Beiſitzer an dem für die Haltung der peinlichen Gerichte beſtimmten Orte zuſammengekommen ſind, und das Gericht ſelbſt mit der nöthigen Wache bedeckt iſt, nimmt der Richter ſein entblößtes Schwert oder den Stab in die Hände, und fragt die Schöppen (Beiſitzer), ob das peinliche Gericht zur peinlichen Handlung wohl beſetzt ſey. Nach Bejahung dieſer und einiger andern Fragen erfolgt die feierliche Eröffnung des hochnothpeinlichen Halsgerichts, welches die Frohnboten öffentlich bekannt machen müſſen. Hierauf tritt der

beſtellte Ankläger, den man auch Blutſchreier, Zeterſchreier, zu nennen pflegt, vor Gericht, bittet um Erlaubniß, klagen zu dürfen, und um Vorführung des Angeklagten. Sodann erfolgt an den meiſten Orten das Wehe rufen über den Angeklagten, welches gewöhnlich der Ankläger oder der Scharfrichter mit verſchiedenen Formalien verrichtet. Dieſes Zetergeſchrei ſtammt aus den Zeiten der Fehden, in welchen die beleidigte Familie damit den Todtſchläger ihres Verwandten oder Freundes verfolgte, um ſeiner habhaft zu werden, und ſich rächen zu können. Nach erfolgtem Zetergeſchrei (wo ſolches nämlich üblich iſt) wird der Gefangene in Feſſeln und unter genugſamer Bedeckung vorgeführt. Hierauf wird er entfeſſelt, und über die weſentlichſten Dinge der Miſſethat befragt. Beharrt er bei ſeinem Bekenntniß, ſo wird ihm das Urtel von dem Gerichtsſchreiber öffentlich vorgeleſen, und er zur Vollſtreckung dem Nachrichter auf Eid und Pflicht übergeben. Auch wird erfoderlichen Falls dem Nachrichter alle Sicherheit verſprochen, und öffentlich bei ſchwerer Strafe verkündigt, ihm nichts Leides zu thun. Sodann endigt man gewöhnlich mit dem Zerbrechen des Stabes über dem Angeklagten, dem Umwerfen, oder wenigſtens doch dem Umlehnen der Tiſche, Stühle und Bänke. Dieſe Formalitäten bewirken jedoch keinesweges, wie man häufig glaubt, die Unabänderlichkeit des Todesurtels, ſondern dienen blos zur Beſtätigung des Urtels auf ſo lange, als die Sachen ſich im gegenwärtigen Zuſtande befinden. Ein gegründeter Widerruf, eine rechtliche Vertheidigung, eine landesherrliche Begnadigung oder Veränderung der Strafe können noch auf dem Richtplatze die Vollziehung des Urtels aufheben oder aufſchieben. Den Stab zerbricht der Richter gewöhnlich ſelbſt, und wirft ihn vor ſich hin. Hierauf begeben ſich die ſämmtlichen Gerichtsperſonen nach der Fehmſtatt, oder dem Richtplatze. Der Miſſethäter wird unter Begleitung von Geiſtlichen, und unter einer gehörigen Bedeckung dahin abgeführt. Das anfängliche Mißlingen der Execution hebt die Todesſtrafe an ſich nicht auf. Der Scharfrichter kann aber, wenn er ſein Amt nicht recht verwaltet, mit Gefängniß, Abſetzung vom Dienſt, am Vermögen oder ſonſt willkührlich beſtraft werden. Dem Richten durch das Schwert iſt bei der einfachen Todesſtrafe das Guillotiniren vorzuziehen. Nach der Vollſtreckung des Todesurtels hält gewöhnlich der Richter oder der Prediger die Warnungsrede an die Umſtehenden, wobei er ſich jeder Beurtheilung der peinlichen Geſetze, oder des richterlichen Verfahrens zu enthalten hat. Sodann fragt auch der Scharfrichter gewöhnlich den Richter: ob er das Urtel nach deſſen Willen und pflichtmäßig vollſtreckt habe. Hierauf ertheilt der Richter die geſetzmäßige (in der peinlichen Halsgerichtsordnung vorgeſchriebene) Antwort. In dem bei der Vollziehung abzuhaltenden Protokoll müſſen zur Rechtfertigung des ganzen Verfahrens von dem Gerichtsſchreiber die Zeit, die Umſtände und die Förmlichkeiten, welche bei der Execution Statt hatten, genau verzeichnet werden. Bei den Römern wurden die Leichname der Hingerichteten gewöhnlich beerdigt. Die Gehängten bleiben in Deutſchland meiſtens am Galgen, die Geräderten werden auf das Rad geflochten, die Geviertheilten bleiben vor Jedermanns Augen an den vier Landwegen liegen, und die Körper der Enthaupteten werden in der Regel auf dem Richtplatze oder nicht weit davon in einem gemeinen Sarg eingeſcharrt. Doch pflegt man häufig in beſſer eingerichteten Staaten ſolche Körper an die Anatomien abzuliefern. N. P.

Todi (Maria Franceſca), eine der berühmteſten Sängerinnen des 18ten Jahrhunderts, geboren zu Liſſabon um d. J. 1748, ſang zu London, Paris, Potsdam (1780) und Petersburg mit außerordentlichem Beifall, nahm dann einen Ruf nach Berlin an, wo ſie als Andromeda, Medea ꝛc. glänzte, erhielt aber ihren Abſchied, als ſie auf 6000 Rthlr. Gehalt beſtand. Sie bereiſte noch in ihren letzten Lebensjahren Italien, Holland und England, und ſtarb 1793 in ihrem Vaterlande. Ihre Stimme, mehr Alt als Discant, war ſchön, klar und hinreißend; ihr Geſang, der rein, kunſtmäßig und im Adagio ganz vorzüglich war, machte ſie eine Zeit lang zur Rivalin der Mara. Den Künſtlerſtolz trieb ſie, wie manche ihrer Mitſchweſtern, bis zur höchſten Ausſchweifung.

Todſünden nennt die römiſche Kirche diejenigen Sünden, welche den ewigen Tod oder die Verdammniß nach ſich ziehen, und zählt deren ſieben.

Todte Hand (nach dem Latein des Mittelalters: manus mortua), heißen im deutſchen Privat- und Staatsrechte alle Stiftungen und Corporationen, beſonders geiſtliche (z. B. Klöſter, Kirchen), in Beziehung auf die unbeweglichen Güter, welche ſie beſitzen. Denn in ſo fern ihre von Zeit zu Zeit abgehenden Glieder immer wieder durch andere erſetzt werden, mithin ſie ſelbſt, ungeachtet des Abſterbens einzelner Glieder, fortdauern, ſo bleiben jene Güter immerfort in ihrem Beſitz und können nicht leicht wieder in Handel und Wandel kommen, wie das Eigenthum einzelner wirklicher Perſonen, folglich ſind ſie für den Staat und für die Volksinduſtrie todt und ohne großen Nutzen, und die Anſtalt, der ſie angehören, iſt im Gegenſatz jener Perſonen gleichſam eine todte Hand, die ſie unter ſich feſthält und dem lebendigen Verkehr entzieht. Es iſt daher die Veräußerung liegender Güter an die todte Hand oder zur todten Hand, als dem gemeinen Weſen nachtheilig, in vielen Ländern eingeſchränkt worden, und wird nicht ohne beſondere Erlaubniß des Staats geſtattet. — Im Lehnrechte iſt todte Hand die Unfähigkeit des Leibeigenen, über ſeine Habe zu teſtiren, und das daraus folgende Recht des Leibherrn oder eines Dritten, einen Theil der Verlaſſenſchaft (mortuarium) des Leibeigenen oder Gutsunterthanen zu fodern. Die Leibeigenen haben todte, d. i. keine freien Hände, über ihre Sachen zu disponiren und zu teſtiren (ſ. Leibeigenſchaft). Daher pflegte man ehedem, um anzuzeigen, daß man in einer Sache uneingeſchränkte Befugniß habe, und unter keiner Leibeigenſchaft, Hörigkeit oder Curatel ſtehe, den Zuſatz beizufügen, daß man ſeine Urkunden mit eigner Hand, manu propria, unterſchrieben, welches jetzt größtentheils einen andern Sinn hat.

Todten-Austragung, (Todtenfeſt, Tod-Austreiben), ein altes ſlaviſches Feſt, das im Monat März, oder zu Anfange des Frühlings, mit welchem die Slaven ihr Jahr anfingen, wie Einige glauben, zum Andenken der Verſtorbenen gefeiert wurde. Noch jetzt wird in einigen ehemals ſlaviſchen Ländern (Lauſitz, Böhmen, Schleſien, Polen) am Sonntage Lätare, welcher daher der Todten-Sonntag genannt wird, das Todtenfeſt mit der faſt überall gebräuchlichen Ceremonie gefeiert, daß man einen Strohmann, der den Tod vorſtellen ſoll, in Prozeſſion und mit Geſang durch das Dorf trägt, und ihn endlich vor dem Dorfe ins Waſſer wirft, oder verbrennt. Dieſe Feierlichkeit wird jetzt gewöhnlich nur von Kindern oder jungen Leuten begangen. Ehemals wurde auch in eini-

gen deutſchen Ländern, z. B. in Franken, eine ähnliche Ceremonie, jedoch nur von Kindern, gefeiert. Die Meinung, daß dieſe Feier eigentlich das Frühlingsfeſt bedeutete, und daß man dadurch anzeigen wollte, der Winter ſey nun mit Gewalt verdrängt, hat mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich. Auch die Lieder, die dabei geſungen werden, haben Beziehung auf das Ende des Winters und den Anfang des Frühlings. Daß dieſer Gebrauch erſt nach Einführung des Chriſtenthums entſtanden, und daß das zur Schau herumgetragene Symbol des Todes die Abſchaffung des Götzendienſtes bedeute, wird dadurch widerlegt, daß dieſe Ceremonie überall an dem nämlichen Tage gefeiert wird, es aber nicht wahrſcheinlich iſt, daß der Götzendienſt auch überall an dem nämlichen Tage abgeſchafft worden ſeyn möchte. (S. Antons Verſuch über der ältern Slaven Urſprung. Leipzig, 2 Thle. 1783 und 1789.)

Todtengericht war bei den alten Ägyptern eine merkwürdige, dieſem Volke eigenthümliche Sitte, welche Diodor der Sicilier (B. 1. 92.) beſchreibt, die jedoch nicht allgemein üblich, ſondern nur auf die Hauptſtadt des Reichs, Memphis, beſchränkt geweſen zu ſeyn ſcheint. Ehe der Leichnam eines Verſtorbenen beerdigt werden konnte, verſammelten ſich an einem beſtimmten Orte, nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem beſondern Kahne an das jenſeitige Ufer übergefahren wurden, vierzig Richter, und es ſtand Jedermann frei, vor ihnen den Verſtorbenen anzuklagen. Fanden die Richter die Anklage gegründet, hatte beſonders der Verſtorbene Schulden hinterlaſſen, ſo wurde ihm das gewöhnliche ehrliche Begräbniß verweigert, und die Verwandten mußten die Leiche bei ſich in der Stille beiſetzen. Wurde hingegen von dem Verſtorbenen viel Rühmliches geſagt, und wurden die wider ihn angebrachten Klagen als falſch befunden, ſo wurden die Ankläger beſtraft, und die Beerdigung geſchah mit aller Feierlichkeit. Dieſem Todtengerichte waren nicht blos Privatperſonen, ſondern die Könige ſelbſt unterworfen. Eine vortreffliche Einrichtung, zur Tugend aufzumuntern und vom Laſter abzuſchrecken! — Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Griechen ihre Dichtungen von der Unterwelt, von den Höllenrichtern, dem Charon ꝛc. von dieſer Sitte entlehnt haben. — In England giebt es eine andere Art des Todtengerichts. Es iſt nämlich ein eigner königlicher Beamter, Coroner, angeſtellt, deſſen Geſchäft es iſt, die Veranlaſſung eines jeden gewaltſamen Todes, er möge durch Selbſtmord oder durch fremde Hand verurſacht worden ſeyn, zu unterſuchen. Zu dieſem Behuf muß der Coroner jedesmal eine Jury von 12 Perſonen (Geſchworne) verſammeln, die dann über den vorliegenden Fall entſcheiden. Bei den in England ſo häufigen Selbſtmorden iſt dieſe Einrichtung ſehr nothwendig.

Todtenkopf (sphinx atropos, Linn.) ein ſchöner Schmetterling, der beſonders auf Jasmin ſich gern aufhält; er hat ſeinen Namen von der einem Todtenkopfe ähnlichen Zeichnung, die ſich auf ſeinen Schultern findet. (S. auch den Art. Caput mortuum.)

Todtentanz nennt man eine Reihe allegoriſcher Gemählde, in denen die verſchiedenen Geſtalten und Wirkungen des Todes in verſchiedenen Lebensverhältniſſen, beſonders als Tanz, den der Tod anführt, dargeſtellt werden. Die Idee ſolcher Todtentänze ſcheint urſprünglich deutſch zu ſeyn und der Poeſie anzugehören, ſpäter auch in England und Frankreich von Dichtern und bildenden Künſtlern behandelt wor-

den zu ſeyn. Die Franzoſen haben einen ſolchen Tanz *la Danse Macabre* genannt, man ſagt von einem wenig bekannten deutſchen Dichter Eremius Macaber. Ein ſolcher war an den Wänden des Kirchhofes der unſchuldigen Kinder um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gemahlt, welchen das Capitel von St. Paul zu London copiren ließ, um ſeine Kloſtermauern damit zu ſchmücken. Man findet dergleichen oft auch auf den catholiſchen Begräbnißplätzen. Der berühmteſte war der in Fresco gemahlte Todtentanz auf einer Mauer des Predigerkirchhofes in der Vorſtadt St. Johann zu Baſel, der ſchon früher durch überſtreichen ſehr verdorben worden war, und nun ganz zerſtört iſt. Durch Mißverſtändniß hatte man dieſes Gemählde für das Werk des berühmten Hans Holbein gehalten. Allein es iſt ſchon längſt bewieſen, daß dieſer Todtentanz faſt ſechzig Jahre vorher, ehe Holbein geboren wurde, zum Andenken der Peſt, welche 1431 zu Baſel während der Kirchenverſammlung daſelbſt herrſchte, und mehrere Mitglieder des Raths hinraffte, von einem unbekannten Künſtler gemahlt worden iſt, und zwar ſo, daß der Tod alle Stände, vom Papſt und Kaiſer herab bis zum Bettler, zum Tanze auffodert, welches durch erbauliche Reime gedeutet wurde. Das Gemählde enthielt gegen 60 Figuren in Lebensgröße. Man hielt in der Folge einen Mahler, *Glauber*, ebenfalls ohne Grund, für den Verfertiger deſſelben. Dieſer Johann Glauber oder Klauber ſoll ihn nach andern Nachrichten nämlich nur *vollendet*, ein anderer, Hans Bock, ihn im Jahre 1480 erneuert (er ſcheint ſpäterhin mit Ölfarben übermahlt worden zu ſeyn), und noch ein anderer, Hans *Hugo Klauber*, im J. 1520 (nach Andern 1568) die letzte Hand dar gelegt haben, deſſen Name unter einer der Figuren zu leſen war. Er iſt von Joas Dennecker (Augsburg 1544) und von Matthäus Merian dem ältern (1621) in 44 Blättern in Kupfer geſtochen worden; die neueſte Ausgabe von Merians Werke iſt 1726 erſchienen. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Baſel iſt eine Copie dieſes Gemähldes in Waſſerfarben vorhanden. Holbein hat vielleicht von dieſem Gemählde die erſte Idee zu ſeinem *Todtentanze* genommen, von welchem die Originalzeichnungen in das Cabinet der Kaiſerin von Rußland, Catharina II., gekommen ſind. Einige wollen behaupten, daß Holbein ſelbſt dieſe Zeichnungen in Holz geſchnitten habe. Der neueſte Stich dieſes Holbeinſchen Todtentanzes in 33 Blättern iſt in den Oeuvres de Jean Holbein par Chr. de Mechel, T. I. Bâsle 1780. Auch in andern Städten der Schweiz wurden im 15ten Jahrhunderte ähnliche Abbildungen gemacht. (S. Müllers Geſchichte der Schweizer, B. 4.) Zu Dresden iſt an der Mauer des Neuſtädter Kirchhofs noch jetzt ein ähnlicher Todtentanz zu ſehen. Er beſteht aus 27 halberhabenen, aus Sandſtein gearbeiteten Figuren, welche Perſonen beiderlei Geſchlechts aus allen Ständen vorſtellen. Die Arbeit des Bildhauers hat etwas mehr Verdienſt, als die ſpäter hinzugefügten unpoetiſchen Reime. In neuern Zeiten hat man dieſes Kunſtwerk wieder aufgefriſcht.

Todter Winkel heißt ſehr päßlich ein einſpringender Winkel bei Feſtungswerken, welcher von dem Feuer keines andern Werkes beſtrichen wird.

Todtes Kapital (Nationalökonomie), Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche nicht gegen andere Güter jeder Art augenblicklich umſetzbar ſind. Dem *todten Kapitale* ſteht das *lebendige* (ſ. dieſen Art.) entgegen, welches die Eigenſchaft einer

ſolchen Umſetzbarkeit beſitzt. Der gemeine Sprachgebrauch verwechſelt häufig das todte Kapital mit dem müßigen. Beide Gattungen ſind aber weſentlich von einander verſchieden; unter müßigen Kapitalen müſſen nämlich blos ſolche verſtanden werden, welche nicht in Thätigkeit geſetzt ſind, ſondern ruhen, eine ſolche Unthätigkeit aber kann eben ſowohl bei dem lebendigen als todten Kapitale Statt finden. (S. Kapital.) K. M.

Todtes Meer iſt ein großer Landſee in der zum türkiſchen Reiche in Aſien gehörigen Provinz Syrien, der ſchon aus der bibliſchen Geſchichte bekannt iſt, indem hier das ſchöne Thal Siddim mit Sodom, Gomorra und andern Städten durch einen vulkaniſchen Ausbruch in den Abgrund verſenkt wurde, und hierauf dieſer See entſtand, welcher von den Anwohnern Bahharet Luth, d. i. Loths Meer, genannt wird. Er iſt 11 Meilen lang, in der Mitte 3 Meilen breit, und hat nach Seetzens Angabe ſechs Tagereiſen im Umfange. Dieſer See erſtreckt ſich von Norden nach Süden zwiſchen hohen Bergen, deren Boden aus Sand und Salz beſteht, unter welchem man tiefer eine Lage von zähem, ſtinkendem, ſchwarzem Peche findet; daher hier keine anderen Pflanzen als Kali wachſen und die ganze Gegend eine Wüſtenei iſt. Einige Stunden von dem Südende iſt der See ſo ſeicht, daß man im Sommer hindurch waten kann. Das Waſſer iſt überall klar und hell, aber äußerſt ſalzig und von ekelhaftem Geſchmacke. Am Oſtufer legt ſich das Salz in fußdicken Schollen an und alle Steine an den Ufern ſind voll Incruſtate, denen der Gradirhäuſer ähnlich. Alles, was in die Nähe des Sees kommt, ſelbſt die Kleider der Reiſenden, pflegt mit einer Salzkruſte überzogen zu werden, ſo ſtark iſt die unſichtbare beſtändige Ausdünſtung des Waſſers. Zuweilen ſteigen auch Dampfſäulen von Zeit zu Zeit aus demſelben auf. Das Waſſer des todten Meeres übertrifft an Salzgehalt alle bekannten Gewäſſer der Erde, und ſeine ſtarke Anſchwängerung mit bittern Salzen iſt die Urſache, daß darin weder Thiere noch Pflanzen leben können, zugleich iſt es dadurch bei ſo vergrößertem eigenthümlichen Gewichte fähig, Laſten zu tragen, die auf dem Ocean unterſinken würden. In 100 Theilen Waſſer ſind 42,80 Theile Salz, davon 24,40 ſalzſaure Bittererde, 10,60 ſalzſaure Kalkerde und 7,80 ſalzſaures Natrum. Dies beſtätigt das beſchwerliche Untertauchen im See, das neuere Reiſende verſichern; dies erklärt die merkwürdige Erſcheinung, daß die ſchwerere Uferwelle des Sees nicht ſo leicht als anderwärts ſpielt, plätſchert und an dem Ufer emporſchlägt, und der Wind dieſes Meer nicht ſo leicht wie andere Seen in Bewegung ſetzt. Aus der Tiefe des Sees quillt Asphalt oder Judenpech in ſehr großer Menge durch die unterirdiſche Hitze geſchmolzen hervor, welches durch die Kälte des Waſſers aber wieder verdichtet wird, und wovon Seetzen erzählt, daß es zuweilen Stücke groß für Kameelladungen ſind. Nach demſelben Reiſenden iſt es poros, als wäre es vorher flüſſig geweſen, und wird vorzüglich nur in der kalten und ſtürmiſchen Jahreszeit ausgeworfen. Verſchieden von dieſem iſt das Pech einer zweiten Art, welches nur aus der Erde gegraben wird, wenige Schritte vom todten Meere, wo es in kleinen Stücken mit Salz, Kieſeln und Erde vermengt liegt, nicht den Glanz und Naphthageruch von jenem hat, und erſt beim Gebrauche zum Theriak gereinigt wird. Mit dieſer zweiten Art (man nennt es Anotanon) ſcheint die ganze Nordküſte des Sees umgeben zu ſeyn. Die vielartige Benutzung des Asphalts in alter und

neuer Zeit zu Arznei, wie zu Bereitung des Theriak, der Mumien, (zum Einbalſamiren), zum Kalfatern der Schiffe, zur Sculpturarbeit, zur Färbung der Wolle, hat dieſes Material bis heute zu einem wichtigen Handelsartikel gemacht. Der dortige Kalkſtein mit dem Bitumen durchdrungen (Stinkkalk), welcher die brennbare Maſſe ſo verbirgt, daß ſie nur durch Reibung hervorgelockt werden kann, ja ſich auch entzündet und bis zur Kohle glüht, ohne zu verbrennen, dieſer ſogenannte ſodomitiſche oder Moſeſtein iſt eben dieſer geheimen Kräfte wegen im Oriente überall als myſteriöſer Stein betrachtet, und als Material zu Amuleten ſeit den älteſten Zeiten verarbeitet worden. Aus ihm beſteht ein großer Theil der Amulete, die man in den Catacomben zu Saccara gefunden hat, und noch gegenwärtig liefert er das meiſte Material zu den Roſenkränzen, die jährlich zu Jeruſalem für den Orient verfertigt, und in ganzen Schiffsladungen auch nach dem Occident verſendet werden. Dieſer See nimmt den Hauptfluß von Paläſtina, den Jordan, auf, und hat keinen Abfluß; das Waſſer, das ihm zuſtrömt, geht wieder durch die ſtarken Ausdünſtungen fort, welche durch die unterirdiſche Hitze des hier gewiß noch brennenden vulkaniſchen Feuerheerds erzeugt werden.

Toga (von tegere, bedecken), das weite mantelartige Obergewand von Wolle, welches die römiſchen Bürger in Friedenszeiten öffentlich trugen, und zwar in der ſpätern Zeit faſt ausſchließend das männliche Geſchlecht. Unter den Kaiſern kam die Toga überhaupt in Abnahme. Da nur freigeborne römiſche Bürger die Toga tragen durften, ſo war es ein Ehrengewand, und zugleich ein Merkmal, das den Römer von andern Völkern unterſchied; daher gens togata — das Volk in der Toga — ſo viel als das römiſche Volk. Weil aber zugleich dieſes Gewand nur vom Bürger im Frieden getragen wurde (der Krieger trug dafür das sagum), ſo bezeichnet das Wort toga bisweilen auch den friedlichen Bürger und den Friedenszuſtand überhaupt im Gegenſatze des Krieges. Übrigens wurde die Toga über die linke Schulter geworfen, und ging unter dem rechten Arme weg, ſo daß dieſer gänzlich frei blieb. Mit einer eignen Geſchicklichkeit wußten die Römer dies Gewand ſo zu behandeln, daß der Faltenwurf ein gefälliges Anſehen bekam. Sie war von unten bis an die Bruſt zugenäht, und da die Römer keine Taſchen trugen, ſo diente ihnen der Bauſch (sinus genannt), welchen ſie vorn in der Gegend der Bruſt bildete, zum Aufbewahren und Verbergen kleinerer Dinge, die ſie mit ſich führten. Die Verſchiedenheit der Farbe, Feinheit der Wolle und Verzierung bezeichnete Stand und Lage der Perſonen. Gewöhnlich trug man ſie weiß (alba t.) Reichere trugen ſie weit, ärmere enger. Diejenigen, welche ſich um ein Staatsamt bewarben, pflegten eine glänzendweiße Toga (toga candida) zu tragen; daher nennt man noch jetzt diejenigen, welche ſich um ein öffentliches Amt bewerben, Candidaten. Trauernde trugen eine ſchwarze, gerichtlich Angeklagte eine ſchmutzige, abgetragene, graue, oder überhaupt unſcheinbare Toga (toga sordida). War ſie mit einen Purpurſtreif eingefaßt und verziert, ſo hieß ſie toga praetexta; eine ſolche Toga trugen alle höhere obrigkeitliche Perſonen und Prieſter, auch war ſie eine Auszeichnung der Knaben und Mädchen, jener bis zum 17ten, dieſer bis zum 14ten Jahr, wo dann erſtere ſie mit der ſogenannten toga virilis, der männlichen, d. h. der gewöhnlichen einfach weißen Toga, die auch pura und libera hieß, vertauſchten. Die

Triumphatoren trugen eine mit Gold und Purpur verzierte Toga (toga picta, auch palmata). Unter den Ältern hat Ald. Manutius über die Toga, neuerlich v. Seckendorf über die Grundform der Toga geſchrieben.

Toggenburg (Tockenburg), in der Schweiz, war ehemals der Name einer beſondern Grafſchaft, die aus verſchiedenen Thälern beſtand, und zwiſchen der Landſchaft des ehemaligen Stifts St. Gallen, dem Thurgau und den Cantons Zürich und Appenzell lag. Die Länge derſelben betrug 10 Stunden, die größte Breite 3 Stunden; die Bevölkerung beſtand aus 900 Menſchen. Die Grafen von Toggenburg gehörten im 15ten Jahrhunderte unter die reichſten und mächtigſten Landeigenthümer in der Schweiz. Zweimal gab die Grafſchaft zu blutigen Fehden zwiſchen den verbündeten Cantons Veranlaſſung. Gegenwärtig macht das ehemalige Toggenburg den 4ten und 5ten Diſtrict des Cantons St. Gallen aus.

Toilette (franzöſiſch; eigentlich das Diminutiv von toile), ein Tuch, das über einen Tiſch gebreitet oder gehängt wird, au[f] welchem ſich die zum Putz für Weiber gehörigen Sachen befinden; dann die Sachen, die auf einem ſolchen Tiſche ſtehen, und zum weiblichen Putze gehören, auch der Putz- oder Nachttiſch ſelbſt. Daher wird Toilettenſtütze (pilier de toilette) im Scherz ein Menſch genannt, der ſich gewöhnlich bei der Toilette einer Dame einfindet. Endlich verſteht man unter Toilette auch alles und jedes, was zu einem ordentlichen Anzuge gehört; daher der Ausdruck, ſeine Toilette machen (ſich ordentlich und wie es ſich gehört, anziehen).

Toiſe, ein franzöſiſches Längenmaaß von 6 Fuß oder 3 Ellen, an deſſen Stelle das Metre trat.

Tököly (Emmerich Graf von), ein edler Ungar, berühmt durch ſeine Anſtrengungen, ſein Vaterland von öſterreichiſcher Herrſchaft zu befreien, war der Sohn Stephans, Grafen Tököly, eines lutheriſchen Edelmanns, der ſich nach der Hinrichtung des Grafen Zrin und anderer ungariſchen Edelleute, die einer Verſchwörung gegen Öſterreich ſich ſchuldig gemacht hatten, an die Spitze der Mißvergnügten ſtellte. Der General Heiſter wurde gegen ihn geſchickt, und Tököly zog ſich in ſein Schloß Kas zurück, wo er belagert ward. Er ſtarb während dieſer Belagerung, nachdem er noch vorher ſo glücklich geweſen war, ſeinen Sohn, damals 15 Jahr alt, zur Flucht aus dem Schloſſe zu verhelfen. Emmerich Tököly ging nach Siebenbürgen, wo er ſich bei dem dortigen Fürſten durch ſeinen Muth und ſein Betragen ſo beliebt machte, daß derſelbe ihm den Oberbefe[hl] über ein Corps Truppen, welches er den ungariſchen Mißvergnügten zu Hülfe ſandte, übertrug. Die letztern wählten ihn 1678 z[u] ihrem Oberfeldherrn, und feſt entſchloſſen, nicht eher zu ruhen, bi[s] er ſein Vaterland von der deutſchen Herrſchaft befreiet habe, brach e[r] mit einer ſich täglich verſtärkenden Armee in Oberungarn ein, eroberte mehrere Feſtungen und die Bergſtädte, ließ Mähren durch eine Abtheilung ſeiner Truppen verwüſten, und drang, von Frankreich und der Pforte unterſtützt, ſogar bis in Oberöſterreich vor. Der Kaiſer ha[lf] zwar einigen Beſchwerden auf dem Reichstage zu Ödenburg 1681 a[b], aber Tököly ſetzte ſeinen Widerſtand fort, begab ſich in den Schu[tz] Sultan Muhameds IV. und wurde von dieſem 1682 zum König von Ungarn erklärt. Ein Krieg zwiſchen dem Kaiſer und der Pforte war hiervon die Folge, worin die Türken ſogar 1683 bis Wien vor drangen, und dieſe Kaiſerſtadt belagerten, aber bald gänzlich g

ſchlagen wurden. Der Großvezier wollte die Schuld des ganzen Unglücks auf Tököly ſchieben, dieſer reiſ'te jedoch ſelbſt nach Adrianopel, und bewies dem Sultan ſeine Unſchuld ſo klar, daß man ihm allen Schutz verhieß, und den Großvezier ſtrangulirte. Tököly ſelbſt ſetzte den Krieg unglücklich gegen die Kaiſerlichen fort, verlor mehrere entſcheidende Schlachten, wurde deshalb 1685 von den Türken gefangen genommen, und das Heer der Mißvergnügten zerſtreute ſich. Er erhielt, als unſchuldig, ſeine Freiheit wieder, aber von ſeinen Anhängern verlaſſen, konnte er nichts Erhebliches ausrichten. Das Glück lächelte ihm aufs neue, da er von der Pforte zum Fürſten von Siebenbürgen beſtimmt wurde. Er drang in dies Land ein, ſchlug den kaiſerlichen General Heusler und wurde von den Siebenbürgen wirklich zum Fürſten erwählt; allein der Markgraf Ludwig von Baden vertrieb ihn wieder. So war er unaufhörlich den Launen, bald der Pforte, bald des Schickſals, Preis gegeben, wurde in Ketten nach Adrianopel geſchickt, und nachher wieder zum Fürſten von Widdin ernannt; begab ſich nach dem Frieden von Carlowitz 1699 nach der Türkei, wo er auf einem Landgute bei Nicomedien wohnte und den 13ten September 1705 ſein unruhiges Leben endete. Er war ein Mann von hohem Muthe, ſcharfer Beurtheilungskraft, gereifter Einſicht und einer Gegenwart des Geiſtes, die ihn nie verließ. Mit dieſen Eigenſchaften waren ein ſchönes Äußere und ſehr einnehmende Sitten verbunden, welches alles ihn wohl zu einem glücklichern Erfolge ſeiner Bemühungen für ſein Vaterland berechtigt hätte. Indeſſen muß Ungarn doch in ihm den Wiederherſteller ſeiner alten conſtitutionsmäßigen Freiheit verehren. „Es iſt unſer Unglück geweſen, Bruder, ſagte er zu dem Fürſten Demetrius Cantemir, in dem Dienſte eines Souverains geweſen zu ſeyn, deſſen Wille veränderlicher iſt, als das Licht, welches er in ſeinem Wappen führt."

Toledo, die Hauptſtadt der Provinz gleiches Namens im Königreiche Neucaſtilien, auf einem Felſen, am Tajo, der zwiſchen hohen und felſichten Ufern die Stadt auf drei Seiten umgiebt. Die Stadt iſt dieſer Lage wegen ſehr ungleich; das nöthige Waſſer wird aus dem Fluſſe durch Eſel auf den Felſen hinauf getragen. Toledo war ehemals ſehr anſehnlich, hatte 200,000 Einwohner und war der Sitz mauriſcher Könige, deren alte Reſidenz, der Alkazar, jetzt in ein Hoſpital verwandelt worden iſt. Die Stadt iſt dermalen ſehr verfallen, hat zwar viel Kirchen und Klöſter, aber nur 25,000 Einwohner. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, der den Titel als Primas von Spanien führt, 8 Biſchöfe unter ſich hat, und ſonſt 300,000 Ducaten jährliche Einkünfte bezog. Die Univerſität, die ſich hier befand, iſt ſeit 1808 aufgehoben. Unter den Gebäuden zeichnet ſich die in gothiſchem Geſchmack erbaute Domkirche aus, mit einer Bibliothek, worin 700 ſeltene Handſchriften. In der Nähe der Stadt finden ſich noch überreſte römiſcher Alterthümer. Es giebt hier Seidenfabriken und eine dem Könige gehörige Degenklingenfabrik.

Toleranz, ſ. **Duldung** und **Freiheit** (kirchl.)

Tollheit (auch Tobſucht, Raſerei, Wuth, mania, genannt) iſt die Form von Geiſteszerrüttung oder Seelenſtörung, welche durch Wuth, Toben, Kühnheit und durch die Neigung zu zerſtören und Andre anzufallen ausgezeichnet iſt. Die Tollheit kommt gewöhnlich in einzelnen Anfällen, die bisweilen gewiſſe Perioden halten und zwiſchen denen der Kranke entweder an einer andern Form von Seelenſtörung leidet oder auch ganz geſund zu ſeyn ſcheint. Die Anfälle kündigen ſich meiſtens

durch ein Gefühl von Zuſammenſchnüren in den Präkordien, durch Brennen in den Eingeweiden, Gefräßigkeit oder Ekel vor Speiſen, Geſprächigkeit, Röthe und wilden Blick der Augen, Unruhe und Herumlaufen an. Im Anfalle, der gewöhnlich plötzlich eintritt und ſchnell ſeine Höhe erreicht, ſpricht der Kranke fürchterliche Dinge, ſchreit und heult, tobt wild herum, bricht in Gezänk und Verwünſchungen aus, zerreißt mit ungewohnter Kraft ſeine Bande und zerſtört, was ihm aufſtößt. Auch die nächſten Bekannte, Verwandte und Freunde werden angefallen, entweder mit heftigem Zank und Drohungen oder auch thätlich mit Waffen, den Händen und Zähnen; ſie werden hart gemißhandelt, oft getödtet. Kann ſich die Wuth nicht gegen Andre äußern, ſo wendet ſie ſich oft gegen den eignen Körper; der Kranke verwundet ſich, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand ꝛc. Auf der Höhe des Anfalls wird das Geſicht blaß, gelblich, die Augen von Blut unterlaufen, die Zunge trocken, Schaum tritt vor den Mund, der Puls wird groß und fieberhaft, der Schlaf von ſchrecklichen Träumen (von Feuer und Brand, Schlachten und Zank) unterbrochen. — Der Ideengang hält gewöhnlich den ganzen Tag hindurch an und ändert ſich erſt den folgenden. — Die Dauer der Anfälle iſt ſehr verſchieden, bald nur eine oder einige Stunden, bald mehrere Tage; ſie endigen ſich gewöhnlich mit Abſpannung, oft mit einem langen und tiefen Schlaf. — Die Veranlaſſungen, welche dieſe Krankheit herbeiführen, ſind allzu mannichfaltig, die Curmethoden allzu ungewiß, als daß darüber hier etwas geſagt werden könnte. Daß aber diejenigen, welche Anfällen von Tollheit ausgeſetzt ſind, ganz vorzüglich ſorgfältig bewacht und auch in den Zwiſchenzeiten in Aufſicht gehalten werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Während der Anfälle ſind Zwangsmittel nothwendig, um Unglück zu verhüten. B. P.

Tolly (Barclai de), ſ. Barclai de Tolly.

Tomback iſt eine Metallmiſchung von röthlichgelber Farbe. Die Siamer werden für die erſten Erfinder deſſelben gehalten. Sie nehmen das beſte chineſiſche Kupfer und Gold dazu und ſchätzen es auch höher als Gold. In Europa ward es erſt im 17ten Jahrhundert durch eine Geſandtſchaft, die von dort an Ludwig XIV. geſchickt wurde, bekannt und nachgemacht. Zu dem europäiſchen nimmt man Kupfer, Meſſing und etwas gutes Zinn oder Zink, welches zuſammen verſchmozen wird.

Tombuktu, ein berühmtes Negerreich in der afrikaniſchen Landſchaft Nigritien oder Sudan, zu beiden Seiten des Nigerſtromes, wohin von den nordafrikaniſchen Küſtenländern viele Handelskarawanen ziehen, welches aber den Europäern noch bis jetzt faſt gar nicht bekannt iſt. Mungo Park, der bis dahin vordringen wollte, erreichte dieſes Ziel nicht. Auch jetzt ſind wieder brittiſche Reiſende mit einer nähern Unterſuchung dieſes den Geographen räthſelhaften Landes beſchäftigt (ſ. d. Art. Niger). Die neueſten Nachrichten über dieſes Land und ſeine Hauptſtadt verdanken wir dem amerikaniſchen Schiffer Riley, der ſie während ſeiner Sklaverei in der Zahara von ſeinem Herrn, einem Araber, erhielt und ſie mitgetheilt hat, und wonach wir hier Tombuktu ſchildern wollen, in Verbindung mit dem Berichte des amerikaniſchen Matroſen Adams, der einige Monate zu Tombuktu geweſen iſt. Der Boden des Reiches Tombuktu iſt fruchtbar und wohl bewäſſert, und wird mit Kaeſten bearbeitet. Guineakorn, Gerſte, Reiß, Datteln, Feigen, Cokosnüſſe, Rüben, Kartoffeln und Bohnen werden hier gezogen. Zahme Thiere ſind Rindvieh

Ziegen, deren Fleiſch die vorzüglichſte Fleiſchſpeiſe iſt, Eſel Kameele, Dromedare und ein kleines Kameel, Heirie genannt, Hunde und Kaninchen. Von wilden Thieren findet man Elephanten, Antilopen, Wölfe, Paviane, Füchſe, Stachelſchweine, Tiger, Löwen. Die Neger leben in kleinen Städten, die mit Rohr eingezäunt ſind. Ihre Wohnungen von Rohr erbaut, ſind kleine runde mit Koth übertünchte Hütten. Sie werden von einem Könige beherrſcht, der Schegar heißt, welches gleich bedeutend mit Sultan iſt. Weder der König noch ſeine Unterthanen ſind Muhamedaner. Er hat eine Leibwache von 100 Mann mit Maulthieren beritten und mit guten Flinten bewaffnet und von 100 Mann zu Fuß, mit Flinten und langen Meſſern verſehen. Die Hauptſtadt und Reſidenz des Königs, **Tombuktu**, iſt eine ſehr große Sadt, die nach des Arabers Bericht ſechsmal ſo viel Einwohner als Souera im Reiche Marocco hat (alſo 216,000), womit auch die Ausſage des amerikaniſchen Matroſen Adams übereinſtimmt, der ſie ſo groß als Liſſabon ſchätzt. Sie iſt auf einer ebenen Fläche erbaut, die an allen Seiten von Hügeln umgeben iſt, ausgenommen im Süden, wo die Ebene ſich bis an die Ufer des Joliba (des Nigers) ausdehnt, von welchem Fluſſe die Stadt nördlich eine Stunde entfernt liegt. An der Weſtſeite der Stadt fließt ein kleinerer Fluß. Die Stadt iſt mit einer ſtarken Mauer umgeben, deren Steine mit Thon zuſammengefügt ſind. Das Haus des Königs iſt ſehr groß und hoch. Es giebt noch eine Menge anderer von Stein erbauter Häuſer, die auf der einen Seite Boutiken haben, wo man Salz, Meſſer, blaues Tuch, Haiks und eine Menge anderer Dinge verkauft, mit vielen goldnen Zierathen. Aber der größte Theil der Häuſer iſt aus großem Rohr erbaut, das ſo dick wie eines Manns Arm iſt und auf den Enden ſteht, ſo daß es erſt von dünnerem Rohr und dann von Dattelbaumblättern überdeckt iſt. Dieſe Häuſer ſind rund, und gehen oben in eine Spitze aus, die einem Steinhaufen gleicht. Die Einwohner der Stadt ſind keine Moslemins, nur in einer durch eine ſtarke Mauer von der übrigen Stadt getrennten Abtheilung wohnen Moslemins. Alle Mauren und Araber, denen verſtattet, wird, nach Tombuktu zu kommen, müſſen ſich des Nachts entweder in dieſem Stadtviertel aufhalten, oder die Stadt ganz verlaſſen. Tombuktu iſt eine eben ſo reiche als große Stadt. Sie hat vier Thore, welche den ganzen Tag geöffnet und ſorgfältig bewacht, des Nachts aber verſchloſſen ſind. Die Einwohner von Tombuktu treiben einen lebhaften Handel mit allen Karawanen, welche von Marocco und den Küſten des mittelländiſchen Meeres kommen. Von Algier, Tunis, Tripoli ꝛc. werden alle Arten von Tuch, Eiſen, Salz, Flinten, Schießpulver, Blei, Schwerter oder Säbel, Tabak, Opium, Gewürz, Räucherwerk, Ambraſchnuren und andere Schmuckſachen, nebſt noch einigen andern Artikeln gebracht. Dieſe Kaufleute bringen dafür in ihre Heimath zurück Elephantenzähne, Goldſtaub, verarbeitetes Gold, Senegalgummi, Straußfedern, ſehr kunſtreich verfertigte Turbäne und Sklaven, welche ſehr wohlfeil verkauft werden. Dieſe Stadt hat auch mit Waſſanah (einer weit ſüdöſtlich, am Niger liegenden noch größern Stadt) einen lebhaften Handel in allen jenen Artikeln, die ſie ſelbſt erſt durch die Karawanen erhalten hat, und ſie erhält dagegen Sklaven, Elephantenzähne, Gold ꝛc.

Ton, Tonart, Tonleiter, Tonſyſtem, in muſikaliſcher Hinſicht (denn auch in mahleriſcher, declamatoriſcher und proſodiſcher Hinſicht redet man von Ton) bedeutet den Klang in Rückſicht des

Verhältniſſes von Höhe und Tiefe im allgemeinen und jeden einzelnen Klang unſers Tonſyſtems insbeſondere. Der Ton in dieſer Bedeutung — und dies iſt die muſikaliſche Grundbedeutung — wird durch die größere oder geringere Schnelligkeit gleichartig wiederkehrender Schwingungen des elaſtiſchen Körpers, welche unſer Ohr afficiren, beſtimmt. Die muſikaliſchen Töne unterſcheiden ſich von den Sprachtönen beſonders dadurch, daß dieſe kurz herausgeſtoßen, jene aber mehr durch einen anhaltenden Druck herausgezogen werden, und daher dem Gehör eine beſtimmtere Empfindung ihrer Höhe, Bildung und ihrer Verhältniſſe einprägen. Die Verſchiedenheit des einen Tons von dem andern in Hinſicht der Höhe und Tiefe bildet das Intervall (ſ. d. Art.). Da aber in der Tonkunſt nicht alle Töne brauchbar ſind, ſondern nur diejenigen, durch welche eine Zuſammenſtimmung möglich iſt, ſo hat man die muſikaliſchen Töne in ein Syſtem (Tonſyſtem) gebracht, welches daher den ganzen Inbegriff der in der Muſik brauchbaren, durch Höhe und Tiefe verſchiedenen, Klänge in abgemeſſener Ordnung aufgeſtellt bezeichnet. Dieſe abgemeſſene Ordnung und mithin das Tonſyſtem ſelbſt iſt erſt eine Erfindung der Zeiten, wo über die Töne genauere Nachforſchungen angeſtellt, und ihre Verhältniſſe an muſikaliſchen Inſtrumenten feſtgeſtellt wurden; denn der Naturmenſch folgt nur ſeiner Empfindung, wenn er Töne hervorbringt, ohne von einer beſtimmten Abmeſſung zu wiſſen: was auch daraus erhellt, daß die Lieder der Wilden in unſer heutiges diatoniſches Tonſyſtem ſo wenig paſſen wollen. Da nun das Inſtrument nicht wie die menſchliche Stimme alle verſchiedenen Töne ohne beſondre Vorrichtung angiebt, ſo mußten diejenigen, welche durch Inſtrumente eine beſtimmte Melodie hervorbringen wollten, gewiſſe Töne denſelben gleichſam auf beſtimmte Weiſe zutheilen, und in regelmäßiger Folge feſtſetzen: Saiten mußten zu Hervorbringung gewiſſer Töne auf beſtimmte Weiſe geſtimmt, ihnen eine beſtimmte Länge gegeben, und Löcher auf Blasinſtrumenten in abgemeſſenen Zwiſchenräumen ausgehöhlt werden. Zuerſt wird man die einfachſten, von Natur am leichteſten in die Ohren fallenden Tonverhältniſſe auf dieſe Weiſe fixirt haben. So ſagt die Fabel, Hermes habe die Lyra mit vier Saiten beſpannt, und ſie in das Verhältniß der Quarte, Quinte und Octave geſtimmt; und wahrſcheinlich waren dieſe Töne zur einfachſten Begleitung der Stimme hinreichend. Nach und nach fügte man die noch fehlenden Töne der Octave ein. In dieſem erſten Syſtem nun, welches vier Saiten oder Töne begriff, lagen zwei Quarten, welche die beiden äußerſten Töne bildeten z. B. a d e a. Daher nannte man dies Syſtem, oder die Abtheilung der Töne nach Quarten, Tetrachord. Die Vermehrung der Töne ſcheint ebenfalls durch Quarten fortgeſchritten zu ſeyn, ſo daß man z. B. der Saite d ihre noch fehlende Quarte g gab, und unterwärts dem Ton e die Quarte h, indem man immerfort nach Quarten ſtimmte. Nun hatte g ſeine reine Quarte noch nicht; um aber nicht über die Octave hinauszugehen, nahm man dieſelbe in der Octave von g unterwärts; dieſe bekam die Quarte f und ſo hatte man die ganze Octave, die in den Tönen

	A	B	C	D	E	F	G	a	
in dem Verhältniſſe von	1	$\frac{8}{9}$	$\frac{27}{32}$	$\frac{3}{4}$	$\frac{2}{3}$	$\frac{81}{128}$	$\frac{9}{16}$	$\frac{1}{2}$	beſtand.

Da man aber die Quarten auf verſchiedene Arten in kleinere Inter-

vallen theilte, ſo entſtanden daraus die Ton- oder Klanggeſchlechter, nämlich 1. das enharmoniſche, bei welchem die Quarte ſo getheilt war, daß die zwei erſten Intervallen kleiner als unſere halben Töne waren (ſ. Enharmoniſch), z. B. nach Ptolemäus

H	♮H	C	E
1	$\frac{45}{46}$	$\frac{15}{16}$	$\frac{8}{14}$

2. Das chromatiſche, in welchem die Quarte ſo eingetheilt wurde, daß die zweite Saite gegen die erſte, und die dritte gegen die zweite Intervalle bildeten, die etwas kleiner waren, als ein halber Ton, die vierte gegen die dritte aber ein Intervall, das ungefähr mit unſerer kleinen Terz übereinkommt (ſ. Chromatiſch). 3. Das diatoniſche, in welchem nur ganze und halbe Stufen vorkommen. Das neuere diatoniſche Syſtem iſt diejenige Tonabtheilung, nach welcher die Octave in ſieben Töne eingetheilt wird, welche aus fünf ganzen und zwei halben Stufen (Tönen — daher auch ein Ton oft ſo viel als das Intervall eines ganzen Tons heißt) beſteht, und man in denſelben nie in kleinern, als halben Tönen, auch nie durch zwei halbe Töne hinter einander fortſchreitet. Da nun die Alten die Halbtöne (Semitonia) cis, dis, fis, gis in ihr Syſtem noch nicht aufgenommen hatten, und die Tonleiter, oder die fortſchreitende Reihe der acht Töne der Octave (welche man vom Grundton an aufwärts durch Zahlen bezeichnet und benennt, z. B. Secunde, Terz ꝛc.) etwa folgende war:

C D E F G A b B c

indem die ſiebente Stufe einen doppelten Ton, klein und groß B, hatte, aus welchem letztern ſpäterhin aus Irrthum H geworden iſt, ſo erhielten ſie dadurch 2 Hauptarten oder modos des Klanggeſchlechts, nämlich die harte und die weiche (in einem andern Sinne reden wir von einer harten oder weichen Tonart. Siehe weiter unten.) Wurde nämlich an der Doppelſaite B der höhere Ton (jetzt h) genommen, ſo hieß der Geſang hart (cantus durus), wurde der tiefere genommen, ſo entſtand der weiche Geſang (cantus mollis). Da man nun jeden der 7 Töne der Octave zum Grundton (tonica) — auch dieſer wird oft der Ton ſchlechthin genannt, wenn man ſagt, ein Stück gehe aus dem oder jenem Ton — nehmen kann, und hierbei die halben Töne des diatoniſchen Syſtems immer eine verſchiedene Lage erhalten, ſo entſtehen daraus 7 verſchiedene Tonarten. Die alten Kirchenſänger, welche in ihrer Melodie die Gränzen einer Octave nicht überſchreiten durften, erhielten dadurch, daß ſie bald von dem Grundton zur Quinte und Octave, bald von der Quinte des Grundtons (Dominante) zur Octave und Duodecime aufſtiegen, eine Verdoppelung ihrer Tonarten, nämlich die authentiſche und plagaliſche. Hätte nun jeder Ton ihres Syſtems ſeine reine Quinte und Quarte gehabt, ſo würden in allem 14 Tonarten, nämlich 7 authentiſche und 7 plagaliſche geweſen ſeyn; weil aber dem H die Quinte, dem F die Quarte fehlte, ſo konnte jener nur plagaliſch, dieſer nur authentiſch ſeyn, daher gab es überhaupt nur 12, nämlich 6 authentiſche und 6 plagaliſche Tonarten der alten Kirchenmuſik, davon jede einen eigenthümlichen Charakter hatte. Jede dieſer ſogenannten Tonarten der Alten, oder ſogenannten Kirchentöne, hatte ihren eigenen griechiſchen Namen, und ſie ſind in folgender Überſicht enthalten:

Auth.	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$		doriſche	Tonart.
Plag.	A	H	c	d	e	f	g	a		hypodoriſche	
Auth.	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$		phrygiſche	
Plag.	h	c	d	e	f	g	a	h	$\bar{e}$	hypophrygiſche	
Auth.	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	$\bar{f}$		lydiſche	
Plag.	c	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$		hypolydiſche	
Auth.	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	$\bar{f}$	$\bar{g}$	$\bar{a}$	myxolydiſche	
Plag.	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$		hypomyxolydiſche	
Auth.	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	$\bar{f}$	$\bar{g}$	$\bar{a}$		äoliſche	
Plag.	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$		hypoäoliſche	
Auth.	c	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$		ioniſche	
Plag.	G	A	H	c	d	e	f	g		hypoioniſche	

Wir haben noch viele Choralmelodien in dieſen Tonarten (ſ. **Prinz** muſikaliſche Kunſtübung). Nach dem alten diatoniſchen Syſtem nun konnte kein Ton, b ausgenommen, vergrößert werden. Das Gefühl dieſer Unvollkommenheit und das Bedürfniß der Transpoſition veranlaßte die Erfindung neuer halber Töne zwiſchen den ganzen Stufen. Man theilte daher die Octave in 12 Stufen, ſo daß ſie mit Wiederholung des Grundtons 13 Stufen und Saiten erhielt. Hätte man nun jeder Saite des Inſtruments auch ſeine reine, ſowohl kleine als große, Terz, reine Quarte und Quinte geben wollen, ſo würde man noch viel mehr Zwiſchenſaiten bekommen, und durch den Gebrauch der Viertelstöne, durch welche z. B. es und dis verſchieden ſeyn würden, die Ausübung der Tonkunſt unendlich erſchwert haben. Man blieb alſo bei den 13 Tönen und Saiten ſtehen, ſo daß jeder der zwölf Töne der Octave zum Grundton in der harten und weichen Tonart gemacht werden kann, doch ſo, daß nicht alle Intervallen ihre vollkommene Reinheit erhalten, ſondern bald dieſer, bald jener Ton auf eine faſt unbedeutende Weiſe höher oder tiefer gebraucht wird. Dieſes nennt man die T e m p e r a t u r des Tonſyſtems. Sie wird bei Sulzer definirt als eine wohlüberlegte kleine Abweichung von der höchſten Reinheit eines Intervalls, um es dadurch in Verbindung mit andern deſto brauchbarer zu machen, und insbeſondere als die Einrichtung eines ganzen Tonſyſtems, nach welcher einigen Tönen etwas von ihrer genauen Reinheit, die ſie in Abſicht auf gewiſſe Tonarten haben ſollten, benommen, damit ſie auch in andern Tonarten brauchbar ſind, und alle in möglichſter Harmonie bleiben. Die Anfoderungen an die Temperatur ſind, daß jeder der 12 Töne des Syſtems als Grundton in der harten und weichen Tonart gebraucht werden könne, ohne die Anzahl der Saiten zu vermehren, daß die Octave völlig rein ſey, und die Quinte nicht merklich von ihrer Reinheit abweiche. G l e i c h ſ ch w e b e n d heißt die Temperatur, bei welcher alle 12 halbe Stufen des Syſtems gleich abgemeſſen werden, durch welche mithin a l l e n reinen Quinten etwas von ihrer urſprünglichen Reinheit entzogen, und den Quarten zugefügt wird (hier ſagt man die Quinten ſchweben abwärts), auch eine große Terz um ſo viel zu hoch geſtimmt wird, als die andere; u n g l e i ch ſ ch w e b e n d, wenn einige Quinten und Terzen von einander abweichen, ſo daß einige ein wenig höher, die andern tiefer ſind. Nun kann man aber auf der Tonleiter entweder durch die großen oder kleinen Terzen aufſteigen (und dieſe Beſchaffenheit der T o n l e i t e r wird bei uns im

engern Sinne Tonart (modus) nämlich die Aufſteigung durch die große Terz die große, harte, oder Durtonart, die durch die kleine, die kleine weiche oder Molltonart genannt). Es giebt alſo hiernach in der neuern Muſik 24 Tonleitern oder Tonarten im weitern Sinne (Gattungen der zu einem Tonſtücke verbindungsfähigen Töne, in Beziehung auf den Grundton). — Die Dur= und Molltonart haben jede ihren eigenthümlichen Charakter; jene dient mehr zum Ausdruck fröhlicher und lebhafter, dieſe zum Ausdruck weicher und trauriger Empfindungen. Die uncultivirten Völker lieben die letztere. Nicht minder hat jede Tonleiter, nach der Verſchiedenheit ihres Grundtons und deſſen Lage und Verhältniß im Tonſyſtem, ihren eignen Grad der Härte und Weichheit und ihren beſondern, zum Ausdruck gewiſſer Empfindungen vorzüglich geeigneten Charakter. Erſteres hängt damit zuſammen, daß die harten und weichen Tonleitern nicht für alle Töne völlig gleich ſind, indem weder die Terzen, noch die Sexten in jedem Tone gleiche Verhältniſſe haben. Dieſer Vortheil eines innern Unterſchiedes der Tonleiter findet aber nicht bei der gleichſchwebenden Temperatur Statt, bei welcher vielmehr die Tonleiter Cdur und Amol ſich in den andern Tönen wiederholt. Folgendes iſt die Überſicht aller Tonleitern in beiden Tonarten, wobei zu bemerken iſt, daß 1. in der Durtonart ſowohl auf= als abſteigend dieſelben Töne, nur in umgekehrter Folge, berührt werden, in der Molltonart aber beim Aufſteigen die große Sexte und Septime berührt wird; die letztere, um einen Leitton (Subſemitonium) zu haben, die erſtere, um die unharmoniſche Fortſchreitung der übermäßigen Secunde zu vermeiden, daher bei der aufſteigenden Folge mehr Verſetzungszeichen vorkommen; 2. beide Arten der Tonleiter eine Octave von fünf ganzen und zwei halben Tönen enthalten, und daß die verſchiedene Lage der letztern, welche bei den Alten nicht in alle Töne verſetzt werden konnten, nebſt den dadurch veränderten Verhältniſſen der Reinheit, eine verſchiedene Schattirung in den Tonleitern hervorbringen.

Tabelle der Tonleiter in Hinſicht der Verhältniſſe ihrer Töne und nach ihrer Vorzeichnung.

Durtonarten:

Cdur ohne Vorzeichnung	C	D	E	F	G	A	H	C
G = mit 1 Kreuz	G	A	H	C	D	E	#F	G
D = = 2 =	D	E	#F	G	A	H	#C	D
A = = 3 =	A	H	#C	D	E	#F	#G	A
E = = 4 =	E	#F	#G	A	H	#C	#D	E
H = = 5 =	H	#C	#D	E	#F	#G	#A	H
Fis = 6*) =	#F	#G	#A	H	#C	#D	#E	#F
Cisdur = 7 =	#C	#D	#E	#F	#G	#A	#H	#C
Gisd.**) = 8 =	#G	#A	#H	#C	#D	#E	##F	#G
Disd. = 9 =	#D	#E	##F	#G	#A	#H	##C	#D

*) Grundton und Octave zählen nur ein Kreuz.

**) In Gisdur findet man ein Doppelkreuz, welches zwei einfache gilt. Letzteres iſt auch bei den folgenden Tonleitern zu bemerken.

Durtonarten mit Erniedrigungszeichen.

F	mit	1	b	F	G	A	♭H	C	D	E	F
Bdur	„	2	„	♭H	C	D	♭E	F	G	A	♭H
Esdur	„	3	„	♭E	F	G	♭A	♭H	C	D	♭E
Asdur	„	4	„	♭A	♭H	C	♭D	♭E	F	G	♭A
Desdur	„	5	„	♭D	♭E	F	♭G	♭A	♭H	C	♭D
Gesdur	„	6	„	♭G	♭A	♭H	♭C	♭D	♭E	F	♭G

In dieſer Tabelle ſind 16 Durtonarten aufgeführt; da aber cis und des, dis und es, as und gis, ges und fis auf den meiſten Inſtrumenten (Clavierinſtrumenten) nur durch einen Ton dargeſtellt werden, und überdies wegen Erſchwerung der überſicht Tonſtücke ſeltner aus cis, dis und gis geſchrieben werden, wo die Kreuze zu 7 bis 9 ſteigen, geſchweige denn noch weiter, ſo führt man oft nur 12 Tonleitern an.

Tabelle der Molltonarten.

A moll	ohne Vorzeichnnng			In abſteigender Folge	A	G	F	E	D	C	H	A
E	„	mit 1 Kreuz			E	D	C	H	A	G	♯F	E
H	„	„ 2 „			H	A	G	♯F	E	D	♯C	H
Fis	„	„ 3 „			♯F	E	D	♯C	H	A	♯G	♯F
Cis	„	„ 4 „			♯C	H	A	♯G	♯F	E	♯D	♯C
Gis	„	„ 5 „			♯G	♯F	E	♯D	♯C	H	♯A	♯G
Dis	„	„ 6 „			♯D	♯C	H	♯A	♯G	♯F	♯E	♯D
A moll	ohne Vorzeichnung			In aufſteigender Folge	A	H	C	D	E	♯F	♯G	A
E	„	mit 1 Kreuz			E	♯F	G	A	H	♯C	♯D	E
H	„	„ 2 „			H	♯C	D	E	♯F	♯G	♯A	H
Fis	„	„ 3 „			♯F	♯G	A	H	♯C	♯D	♯E	♯F
Cis	„	„ 4 „			♯C	♯D	E	♯F	♯G	♯A	♯H	♯C
Gis	„	„ 5 „			♯G	♯A	H	♯C	♯D	♯E	♯♯F	♯G
Dis	„	„ 6 „			♯D	♯E	♯F	♯G	♯A	♯H	♯♯C	♯D

Molltonarten mit b

D moll	mit	1	b	In abſteigender Folge	D	C	♭H	A	G	F	E	D
G	„	„ 2 „			G	F	♭E	D	C	♭H	A	G
C	„	„ 3 „			C	♭H	♭A	G	F	♭E	D	C
F	„	„ 4 „			F	♭E	♭D	C	♭H	♭A	G	F
B	„	„ 5 „			♭H	♭A	♭G	F	♭E	♭D	C	♭H
Es	„	„ 6 „			♭E	♭D	♭C	♭H	♭A	♭G	F	♭E
H	„	„ 7 „			♭A	♭G	♭F	♭E	♭D	♭C	♭H	♭A
Des „ *)		„ 8 „			♭D	♭C	♭♭H	♭A	♭G	♭F	♭E	♭D
Ges	„	„ 9 „			♭G	♭F	♭♭E	♭D	♭C	♭♭H	♭A	♭G

*) Das Doppel b wird ebenfalls 2 gerechnet.

In aufſteigender Folge

D moll mit 1 b	D	E	F	G	A	♮H	♮♯C	D
G = = 2 =	G	A	♭H	C	D	♮E	♯F	G
C = = 3 =	C	D	♭E	F	G	♮A	♮H	C
F = = 4 =	F	G	♭A	♭H	C	♮D	♮E	F
B = = 5 =	♭H	C	♭D	♭E	F	♮G	♮A	♭H
Es = = 6 =	♭E	F	♭G	♭A	♭H	♮C	♮D	♭E
H = = 7 =	♭A	♭H	♭C	♭D	♭E	♮F	♮G	♭A
Des = = 8 =	♭D	♭E	♭F	♭G	♭A	♮♭H	♮C	♭D
Ges = = 9 =	♭G	♭A	♭♭H	♭C	♭D	♮♭E	♭F	♭G

Auch hier werden gewöhnlich es und dis, as und gis, des und cis, ges und fis moll als gleich angenommen, wie die Durtonarten dieſer Töne.

Bei Sulzer werden auch die Tonleitern in Hinſicht des ihnen eignen Grades von Härte und Reinheit in folgende Überſicht gebracht, wobei zugleich die natürlichſten Ausweichungen aus einem Grundton in einen andern durch Zuſammenſtellung ſich ergeben, welche der Tonſetzer kennen muß, um in jedem Fall den zum Ausdruck ſeiner muſikaliſchen Empfindungen und Gedanken angemeſſenſten Ton zu finden. Unter den Durtönen ſind C G D F die reinſten, und zwar C der reinſte, G weniger ꝛc. A E H Fis ſind härter, B, Cis, Gis, Dis die härteſten. — Unter den Molltönen ſind A E H D die reinſten, und zwar im höchſten Grade A ꝛc., Fis Cis Gis Dis weicher, C G F B die weichſten. Die reinſten Töne, ſetzt er hinzu, ſind zum pathetiſchen Ausdruck weniger geſchickt, hingegen mit Rückſicht auf den beſondern Ausdruck der Moll- und Durtonart zum lärmenden, kriegeriſchen, gefälligen und ſcherzhaften Ausdrucke brauchbar. Die weniger reinen Töne ſind nach den Graden ihrer geringern Reinheit oder größern Härte und Weichheit zum Ausdruck ſtärkerer oder gemiſchter Empfindungen geſchickter, und die hörteſten und weichſten ſind von den gewaltſamſten Wirkungen. — Was den Charakter der einzelnen Töne betrifft, ſo hat der geniale Schubart eine intereſſante Charakteriſtik derſelben (in ſeinen Ideen zu einer Äſthetik der Muſik, Wien 1806, S. 377) geliefert, wobei er bemerkt, daß jeder Ton entweder gefärbt iſt, oder nicht; Unſchuld und Einfalt drücke man mit den letztern, ſanfte melancholiſche Gefühle mit bTönen, wilde lebhafte und ſtarke Gefühle mit bekreuzten Tönen aus. Der Tonſetzer muß den verſchiedenen Charakter der Tonarten hauptſächlich kennen lernen; denn jede Empfindung hat ihre Tonart, die ihr am angemeſſenſten iſt, weshalb die Verſetzung eines guten Tonſtücks in einen andern Grundton (Transpoſition) nie ohne Nachtheil geſchieht. Schubarts Charakteriſtik iſt wenigſtens ein geiſtreicher Verſuch, dies genauer zu beſtimmen. — Um endlich am Schluſſe dieſes Artikels eine noch bisher unberührte Bedeutung des Ausdrucks Ton anzuführen, ſo bemerken wir, daß man in der Muſik durch Ton auch die Art des Klanges bezeichnet, welchen die Töne eines Inſtruments oder einer Stimme haben. Man ſagt ein Sänger, ein Inſtrumentaliſt hat einen ſchönen Ton, wenn der Ton, welchen er durch ſeine Stimme, durch ſein Inſtrument hervorbringt, wohltönend, mannichfaltig, voll und dem Charakter ſeines Inſtruments, ſeiner Stimme

vollkommen angemeſſen iſt; dagegen redet man auch von einem ſchlechten, dumpfen ꝛc. Ton, von einem Kehlton, Naſenton ꝛc. Vergleicht man die menſchliche Stimme mit Inſtrumenten, ſo hat jene unſtreitig einen ſchönern, das iſt bedeutſameren, der größten Mannichfaltigkeit des Ausdrucks fähigen Ton; denn ſie iſt dem Gefühle in ihrer Entſtehung unmittelbar verwandt. Der Ton der Inſtrumente iſt um ſo vollkommner, je mehr er ſich der menſchlichen Stimme annähert. Blasinſtrumente haben einen andern Ton als Saiteninſtrumente, und unter dieſen wieder einen andern Schlaginſtrumente, einen andern Inſtrumente, deren Saiten geriſſen oder gezupft werden. Der Tonſetzer muß dieſe Verſchiedenheit des Tons der Inſtrumente kennen, um ſie der Idee ſeines Tonſtücks gemäß zu benutzen.

Tonart, ſ. Ton.

Tonica. Durch dieſes Wort wird in der Muſik der bleibende Grund- oder Hauptton jedes Stückes bezeichnet, in welchem Geſang und Harmonie fortgehen und den Satz ſchließen. Einige nennen Tonica (Nebentonica) den Grundton jeder Tonart, in welche ein Stück ausweicht. Der fünfte Ton (aufwärts gerechnet) von der Tonica iſt die Dominante, welche ſonſt auch toniſche Tonica genannt wurde. Beide Töne haben ihre eignen Accorde. Der Accord der Tonica iſt allezeit der vollkommne Dreiklang. — In der Arzneikunde nennt man Tonica (remedia) toniſche Mittel, Arzneien, durch welche die verloren gegangene Elaſticität der Fibern des Magens und der Eingeweide, ſo wie des ganzen Körpers wieder hergeſtellt werden ſollte.

Tonkunſt, ſ. Muſik.

Tonleiter, ſ. Ton.

Tonne, ein großes Faß; ein Gefäß von beſtimmtem Maaße, meiſtens für flüſſige Dinge, das aber in verſchiedenen Ländern ſehr verſchieden iſt. In Sachſen iſt eine Tonne Bier der vierte Theil eines Faſſes, und enthält 90 Kannen. Auch der Landwein wird bisweilen nach Tonnen, zu 100 Kannen, berechnet. Öl, Butter, Schmalz, Heringe werden auch nach Tonnen berechnet. In Niederdeutſchland, Oſtfriesland und Dänemark iſt Tonne ein Getraidemaaß. In Dänemark ſind die Abgaben von den Ländereien nach Tonnen Hartkorn (wie in Sachſen nach den Hufen) feſtgeſetzt; man verſteht da unter einer Tonne Hartkorn ſo viel Land, als mit 8 Tonnen Korn, Gerſte und Hafer beſäet werden kann, und das gewöhnlich 112,000 Quadratfuß enthält, aber nach Beſchaffenheit des Bodens auch verſchieden iſt. — Eine Tonne Goldes ſind 100,000 Thaler oder Gulden, je nachdem in einer oder der andern Münzſorte gerechnet wird. — In der Schifffahrt bedeutet Tonne 1. das Maaß des körperlichen Raumes eines Schiffes, nämlich einen Raum von 42 Quadratfuß; 2. das Maaß der Laſt, oder Schwere, welches ein Schiff tragen kann. In dieſer Bedeutung iſt eine Tonne ſo viel als eine Laſt von 2000 Pfund. Wenn daher von einem Schiffe geſagt wird, daß es 200 Tonnen führe, oder 200 Tonnen groß ſey, ſo heißt dies ſo viel, als es kann eine Ladung von 4000 Centnern, à 100 Pf., oder 400,000 Pfund tragen. Zwei Tonnen, oder 4000 Pfund machen eine Schiffslaſt. Bei den Schiffern heißt Tonne (Schiffstonne, Baake, Boye) ein ſtarkes, mit eiſernen Reifen beſchlagenes Gefäß, wie eine Tonne, nur mit dem Unterſchiede, daß es an einem Ende ſpitziger iſt, als an dem andern, welches mit

Ketten an einem Anker oder ſchweren Stein gehangen, und in das Meer, oder in die Mündungen großer Ströme, wo Untiefen oder Felſen ſind, geſenkt wird, um durch die oben auf dem Waſſer treibende oder ſchwimmende Tonne das Fahrwaſſer zu bezeichnen, und die Schiffer zu warnen. Dieſe Tonnen haben nach Beſchaffenheit der Umſtände und Jahreszeiten verſchiedne Farbe, und es giebt ſchwarze, weiße und rothe Tonnen. Die rühmlichſt bekannte patriotiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe in Hamburg ſtellte im J. 1815 eine Preisaufgabe über die beſſere Einrichtung der Tonnen und Eisbogen auf der Elbe auf.

Tonnengewölbe nennt man in der Baukunſt eines der ſtärkſten, aber dabei einfachſten Gewölber, das, einen halben Cirkel bildend, auf zwei mit einander parallel laufenden Wänden anſchließt. Sehr oft findet man in gothiſchen Kirchen und Gängen dergleichen Gewölbe angebracht.

Tonſur. Seit den älteſten Zeiten gehörte ein kahlgeſchornes Vorderhaupt unter die Ehrenzeichen des Prieſterſtandes, doch nicht der erſten chriſtlichen Lehrer, die, um ſich von heidniſchen Prieſtern zu unterſcheiden, die Haare nur nach Männerart kurz geſchnitten trugen. Büßende ließen ſich den Kopf kahl ſcheren, und nach ihrem Beiſpiele thaten dies auch die Mönche bis in das 6te Jahrhundert. Um dieſe Zeit ging mit mehreren andern Eigenheiten des Mönchslebens auch die Gewohnheit, ſich eine Platte ſcheren zu laſſen, auf die chriſtlichen Kleriker über. Man unterſchied ein kahlgeſchornes Vorderhaupt unter dem Namen der Tonſur des Apoſtels Paulus von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, die man Tonſur des Apoſtels Petrus nannte. Jene war in der griechiſchen Kirche, bei den Britten und Irländern üblich, dieſe in der römiſchen und den von ihr abhängigen Kirchen. Auf einer Synode zu Toledo im Jahr 633 wurde letztere den Klerikern geſetzlich vorgeſchrieben, und die prieſterliche Krone (corona clericalis) genannt. Die römiſche Tonſur blieb ſeitdem in der occidentaliſchen Kirche Prieſtern und Mönchen gemein, und wurde ein Mittel zur Unterſcheidung der höhern Würden des geiſtlichen Standes von den niedern. Dieſe tragen ſie kleiner — die erſten Anfänger nur im Umfange eines halben Kopfſtücks, die Prieſter im Umfange einer Hoſtie — die Biſchöfe am größten, ſo daß bei dem Papſte faſt das ganze Vorderhaupt kahl iſt, und nur ein ſchmaler Kreis von Haaren über der Stirn ſtehen bleibt. Das Abſcheren geht der Ordination voran, und wird wöchentlich oder doch vor jedem hohen Feſte wiederholt, um den Nachwuchs der Haare auszurottten. Die Geiſtlichkeit der griechiſchen Kirche blieb bei ihrer alten Sitte. E.

Tontine, eine Art von Leibrenten, ſ. Leibrenten.

Topas iſt gewöhnlich von weingelber, ſeltner von fleiſchrother, blaßröthlich violblauer, gelblichweißer, aſchgrauer und blaßgrüner Farbe, und ſteht als Edelſtein in keinem beſonders hohen Werthe. Er hat ſeinen Namen von einer Inſel im rothen Meere, welche bei den Römern und Griechen Topazos genannt wurde; aber die Alten nannten ihn nicht Topas, ſonder Kryſolith, hingegen unſern Kryſolith bezeichneten ſie mit dem Namen Topas. Er findet ſich urſprünglich nur in Urgebirgen, und macht einen eignen Gemengtheil einer beſondern Gebirgsart aus, die ſich bei Falkenſtein im ſächſiſchen Voigtlande findet, und Topasfels genannt wird. Außerdem kommt er in Sibirien, im Ural, und bei Nertſchinsk, und in Braſilien und Na-

Staatliche Bibliothek Regensburg

tolien vor; an den letztern Orten der blaue und rothe. Dieſe letztern werden am meiſten geſchätzt, die ſächſiſchen aber oft weiß gebrannt, und zu Schnallenſteinen verarbeitet. Die gebrannten braſilianiſchen Topaſe werden blaßroth, und dann für Ballas-Rubine verkauft. Ein braſilianiſcher gelber Topas von einem Karat Schwere koſtet 4 Thaler, ein dergl. gebrannter 6 Thaler, ein natürlich rother 10 Thaler. Die ſächſiſchen koſten in der Niederlage zu Freiberg das Pfd. Ringſteine 26 Thaler. Der meergrüne Topas heißt auch Aquamarin.

Töpferkunſt (Töpferhandwerk) lehrt aus Thon, der mit Waſſer geknetet iſt, Geräthſchaften formen, und im Feuer hart brennen. Das hohe Alter dieſer Kunſt ergiebt ſich aus verſchiedenen Stellen der Moſaiſchen Geſchichte. Zeitig ſchon verfertigten die Griechen zu Samos, Athen und Corinth Töpferwaare. Demeratus, Vater des Tarquinius Priscus, unterrichtete die Etrurier und Römer in dieſer Kunſt, deren damalige Vollkommenheit die etruskiſchen Vaſen bezeugen. Seit der Erfindung des Porzellans ſteht ſie unläugbar auf einer noch höhern Stufe. Die verſchiedenen Geräthe, welche ſie liefert, theilt man in folgende: 1. gemeine Töpferwaare, 2. Delft und Fayence, 3. Steingut, 4. Porzellan, 5. Pfeifen, 6. Schmelzgefäße, 7. Ziegelſteine. Gemeine Töpferwaare, beſtehend in Schüſſeln, Tellern, Töpfen, Kacheln u. ſ. w., wird aus gemeinem eiſenhaltigen Thone bereitet, der im Feuer ſich porös, und nicht weiß brennt. Wegen dieſer Poroſität erträgt das Geſchirr die ſchnellen Abwechſelungen der Kälte und Hitze, die man ihm zumuthet, ganz gut. Der Thon wird durch Einweichen, Kneten und Schlagen, damit er eine gleichförmige Maſſe werde, durch Abſonderung aller Steine vorbereitet; einem ſehr fetten, der ſich nicht porös genug brennt, wird auch Lehm oder Sand zugeſetzt. Die runden Gefäße werden dann aus ihm auf der Scheibe gedreht. Dieſe iſt eine perpendiculäre Drehbank, beſtehend aus einem untern maſſiven Rade, das der davor ſitzende Töpfer mit ſeinen Füßen in Bewegung ſetzt, und welches ein kleineres, oberes (Wellbank) in Umdrehung bringt. Auf dieſe legt der Arbeiter feuchte Tonklöße, drückt in ſie ein Loch, dreht ſie mit naſſen Händen größer, glättet ſie durch Holzſchienen, bringt auch wohl Zierrathen mit der Schablone an. Henkel und Füße werden aus freier Hand angeſetzt, Teller und Schüſſeln durch die Bechertraube geformt. Alle nicht runde Geräthe werden durch hölzerne oder Gypsformen geſtaltet. Dieſe fertige Waare wird an der Luft, ſo weit es möglich, getrocknet, dann in den Ofen gebracht und gebrannt. Anfangs wird nur mäßig geheizt, ſpäter aber der Ofen bis zum Glühen erhitzt. Durch dieſen einfachen Brand werden alle unglaſurten Geräthe gahr. Solche aber, die nicht porös bleiben ſollen, bekommen einen glasartigen Überzug (Glaſur, ſ. d.), beſtehend gemeinhin aus 3 Th. Bleiglätte und 2 Kieſel, und die unſchädlich (d. i. unauflöslich) iſt, ſobald kein ſtärkerer Zuſatz von Blei dabei Statt findet. Weiße Glaſur erfodert Beimiſchung von Zinn und Pottaſche, die blaue Zafera, die grüne Kupfer, die gelbe und rothe Eiſenocker, die dunklen Braunſtein. Bleifreie Glaſur kann aus Flußſpath, Schwerſpath, Gyps, Glaspulver bereitet werden. Fayence oder Delft iſt unechtes Porzellan, das zwar ſeinen Namen von Faenza in Italien hat, aber wohl dort nicht erfunden ward (ſ. d. Art.). Der Thon dazu muß ſich weiß und weniger porös brennen, als bei der gemeinen Töpferwaare, mit der in der Bereitung übrigens alles übereinkommt. Die Waare bekommt eine weiße Zinnglaſur, auch wohl Mahlerei dar-

über. Wird der Thon mit den verlangten Eigenſchaften nicht natürlich vorgefunden, ſo ſetzt man ihn aus mehrern fein gemahlenen Thonſorten, Gyps, Mergel, Sand u. ſ. w. zuſammen; nach der Zubereitung ſchlägt man ihn in Tücher, und läßt ihn eine Zeit lang liegen. Das Drehen wird mit größerer Genauigkeit, auch wohl mit Hülfe eiſerner Inſtrumente, vorgenommen; das Brennen geſchieht in Kapſeln, damit die im Ofen herumfliegende Aſche die Glaſur nicht beflecke. Der Ofen ſelbſt hat zwei Stockwerke, die mit einander durch Züge in Verbindung ſtehen; in dem unterſten werden Kapſeln, im obern aber die Fayence ſelbſt gebrannt. Nach dem erſten Brande bekommt die Waare einen Anſtrich von Glaſurmaſſe. Farben werden alsbald nach dem Eintrocknen derſelben aufgetragen, und beides mit einander gebrannt. Einzubrennende Kupferſtiche werden mit Hauſenblaſe angeleimt, das Feuer zerſtört das Papier, und läßt den Stich zurück. — **Steingut** (ſ. d.) iſt durch und durch dicht, ſteinartig, und wird mit Kochſalz ohne Blei glaſurt. Seine Farbe iſt verſchieden. An mehreren Orten von Europa, z. B. in Lüneburg, Bunzlau, Hohenleipe, wird farbiges Steingut gemacht, auch gehören hieher die ſteinernen Krüge, worin Selters-, Eger-, Bitterwaſſer verfahren wird. Der Thon dazu iſt fetter, als zur Fayence, wird größtentheils künſtlich zuſammengeſetzt, die übrige Bereitung iſt nebſt dem Ofen wie bei der Fayence. Nur das white stone ware oder weiße engliſche Steingut, wird aus völlig eiſenfreiem Thone gebrannt, und iſt wohl auch mit etwas Blei glaſurt. Seine Erfindung geſchah 1690 zufällig durch einen Töpfer in Staffordſhire; dieſe iſt auch ſo gut benutzt worden, daß ſeitdem der nördliche Theil der Grafſchaft über 9 Meilen weit mit einer Menge Flecken und Dörfern angefüllt iſt, die faſt nichts als Töpfer und Steingutfabriken enthalten, und daher Potterie heißen. Dieſe verarbeiten jährlich an 100,000 Centner Kieſel von der Küſte Hull. Wedgewood zu Etrurien in derſelben Grafſchaft erfand eine andre Sorte Steingut, die nach ihm Wedgewood benannt iſt. Er bereitete es von allen Farben, als: weißes Biscuit oder jasper, ſanftes weißes oder white-china, porphyrähnliches oder terra cotta, ſtrohfarbiges oder bamboo, blaugraues oder basaltes. Es zeichnet ſich durch ſeine Härte, indem es am Stahle Funken giebt, und durch ſeine Unauflöslichkeit in Säuren aus. Außer Kaffee- und anderm Trinkgeſchirr u. ſ. w. findet man davon auch im Handel Cameen, Büſten, Mörſer, Trichter, Schaalen u. a. **Porzellan** iſt die feinſte Sorte Töpferarbeit (ſ. d. Art.). **Pfeifenbrennerei** iſt ebenfalls als ein Zweig der Töpferkunſt anzuſehen. Roman Pano, ein ſpaniſcher Mönch, lieferte 1496 das erſte Modell zu irdenen Pfeifen aus Domingo nach Spanien. Später ſahen die Engländer dergleichen in Virginien. 1621 legte Jacob I. von England eine Fabrik davon an, etwas ſpäter die Holländer eine zu Tergau. Pfeifenthon muß ſich vollkommen weiß brennen, wird gut geſchlämmt, und zu einem zähen Teige ausgeknetet. Dieſer Teig wird in gleichgroße Stücke, jedes zu einer Pfeife, getheilt, ſolche Stücke von dem Roller in die Pfeifengeſtalt (Welger) gebracht, darauf durch den Former oder Kaſter mit Draht durchſtochen, und ihm in einer meſſingenen Form die gehörige Figur gegeben. Hier wird der Kopf mit dem Stopfer ausgehöhlt, die geformte Pfeife nochmals geebnet, geglättet, bezeichnet und mit Glasröhren polirt (geglaſet). Sind die Pfeifen an der Luft ausgetrocknet, ſo ſchichtet ſie der Töpfer in Thonkaſten zwiſchen Pfeifenbrocken, ſetzt ſolche in

einen backofenähnlichen Brennofen, und brennt ſie hart. Nach den Brennen erhalten ſie wohl noch durch Tragantſchleim, Wachs oder Fett, eine vollkommnere Politur. Schmelzgefäße ſind von zweierlei Art. Heſſiſche Tiegel bereitet man zu Almerode in Heſſen aus geglühtem, gemahlenen Sande mit ⅓ Thon, und brennt ſie 18 Stunden lang. Paſſauer Tiegel beſtehen aus gleichen Theilen Graphit und Thon, und ſehen ſchwarzgrau aus. Ziegelſteine oder Backſteine werden aus Lehm gemacht. Dieſer iſt eine Thonart, welche viel Eiſen enthält, und ſich daher im Feuer roth brennt. Der Lehm wird eingeweicht (es iſt ſehr gut, wenn er einen Winter über durchfrieren kann), durchgetreten, der fette mit Sand vermiſcht, alle Kalknieren vorzüglich zerrieben, weil dieſe im Brennen die Steine ſonſt zerſprengen, dann in hölzernen Formen von dem Ziegelſtreicher geformt, die Ziegel in der Trockenſcheuer lufttrocken gemacht, und in Öfen oder Haufen gebrannt. Man ſetzt dazu die Backſteine kreuzweis mit geringen Zwiſchenräumen zum Durchſtrömen der Hitze, fängt mit gelindem Halbfeuer an zu heizen, ſteigt bis zum Glühen der Steine (Mittelfeuer), und verſtärkt dieſes bis zur Erſcheinung einer weißen Flamme (Ganzfeuer) an der obern Öffnung. Gewöhnlich dauert ein Brand neun Tage. Die Ziegel haben von ihrer Form und ihrem Zwecke verſchiedene Namen. Ägyptiſche Luftſteine werden nur an der Luft getrocknet. Brunnenziegel und Keſſelziegel ſind mondförmig; Falz- oder Mauerziegel haben eine parallelepipediſche Geſtalt; Pflaſterziegel ſind vier- oder ſechseckig, und dienen zum Auspflaſtern der Fußboden; Keilziegel haben eine keilförmige Geſtalt; Biberſchwänze ſind unten rund, oben aber durchlöchert zum Aufnageln; Kaffziegel ſind ſehr breite Biberſchwänze mit einer Öffnung in der Mitte. Hohlziegel ſind concave Dachziegel zum Decken der Forſte. Ochſenmäuler ſind Dachziegel von einer runden, gedrückten Geſtalt. Paßziegel, Pfannenziegel, Schlußziegel ſind wie ein ∽ gebogen, ſehr gut zum Dachdecken, aber ſehr ſchwer von Gewicht. Sehr dauerhaft ſind glaſurte Ziegel, die in China mit Blei, ſonſt auch mit Kalk, Gyps oder Flußſpath überſchmolzen werden. Klinker Backſteine haben einen Zuſatz von Kalk, und werden bei ſehr ſtarkem Feuer gebrannt; ſie ſind ſehr hart und dauerhaft. Daſſelbe gilt von den Mundſteinen oder ſolchen Ziegeln, die zufällig am Mundloche des Ofens geſtanden, und einen ſehr ſtarken Feuergrad ausgehalten haben. Fs.

Topik. Der Ausdruck Topik hat eine doppelte wiſſenſchaftliche Bedeutung, eine rhetoriſche und theologiſche. Was die erſte betrifft, ſo pflegten die alten griechiſchen und römiſchen Lehrer der Redekunſt unter dem Namen Topik eine ſyſtematiſche Darſtellung gewiſſer allgemeiner Begriffe und Sätze vorzutragen, welche ſowohl bei der Ausarbeitung jeder öffentlichen Rede, als bei beſondern Gattungen redneriſcher Vorträge zu einem Leitfaden für die Wahl und Erſindung zweckmäßiger überzeugender Gründe und Beweiſe benutzt werden konnten. Sie unterſchieden Beweisplätze (locos argumentorum, τόπους, Quellen der Beweiſe, fontes argumentorum,) und Gemeinplätze (locos communes). Unter den erſteren verſtanden ſie allgemeine Begriffe, aus welchen der Redner mit Hülfe ſeiner Urtheilskraft, welche den gegenwärtigen beſtimmten Fall, den Gegenſtand der Rede mit jenen allgemeinen Anſichten vergleicht, hinreichende Beweiſe für ſeine Behauptung zu entwickeln im Stande ſey, z. B. das Ähnliche, das Unähnliche, das Entgegengeſetzte, oder Urſache und Wirkung, oder Gattung und Art u. dgl. Gemeinplätze nannte man dagegen allgemeine Sätze, welche dadurch gebildet werden,

daß wenn die vermittelſt der Beweisquellen aufgefundenen Beweiſe, die ſich zunächſt auf beſtimmte Perſonen und Thatſachen beziehen, auf die ganze Gattung überträgt. Ein ſolcher locus communis war z. B. bei den gerichtlichen Reden der Alten, die ſich mit einer Anklage oder mit einer Vertheidigung beſchäftigten, der Satz: alle Rechtsſachen ſind in ſo fern von gleicher Wichtigkeit, als ſie die Frage betreffen: was iſt Rechtens? Man ſammelte daher in der Topik theils die Beweisquellen, theils die Gemeinplätze, von welchen der Redner ſowohl zur Belehrung des Verſtandes, als zur Rührung und Erſchütterung der Gemüther Gebrauch machen konnte. Vergl. Ariſtoteles Rhetorik, B. 1, vorzüglich Cap. 2, 3; den Verfaſſer der rhetoriſchen Bücher ad Herennium 1. 2. 3. Buch; Cicero de inventione 1. Buch, Cap. 6 — 15, Cap. 24 — 52, und 2. Buch; Ebend. Topica und partitiones oratoriae Cap. 1, 2, 3, 9 — 15; Ebend. Bücher de oratore B. 2, Cap. 30 folg. Quinctilians Werk Institutiones oratoriae B. 5. Ob ſich gleich die Topik der Alten immer zunächſt auf die griechiſche und römiſche Staatsberedſamkeit, insbeſondere die gerichtliche bezog; ſo finden wir doch in ihren Anweiſungen auch manchen, für unſere Redner, ſelbſt für den geiſtlichen, brauchbaren und intereſſanten Wink. Schätzbare Beiträge zu einer für unſere Rhetorik geeigneten, beſonders homiletiſchen Topik haben verſchiedene neue Schriftſteller geliefert. Mehrere ſind bereits in Schotts kurzem Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit, zweiter Ausgabe, Leipzig 1815, 8. S. 102 folg. angeführt worden. Außerdem müſſen in eben dieſer Hinſicht auch noch die neueren Schriften von Käſtner: Topik, oder Erfindungswiſſenſchaft, Leipzig 1816, 8.; Reinbeck Handbuch der Sprachwiſſenſchaft, 2 B. 1. Abtheilung, Eſſen und Duisburg 1816, 8. S. 10 folg.; Kaiſer Entwurf eines Syſtems der geiſtlichen Rhetorik, Erlangen 1816, 8., S. 52 folg. genannt und verglichen werden. Im theologiſch-dogmatiſchen Sinne aber iſt Topik eine Theorie der Grundſätze, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der bibliſchen Beweisſtellen zu beobachten hat. Denn, um die reine bibliſche Glaubens- und Sittenlehre aufzuſtellen, in welche nichts Fremdartiges hineingetragen wird, muß der Theolog nothwendig bei jeder einzelnen Lehre, die für eine bibliſche erklärt wird, vor allen Dingen über die Frage mit ſich einig werden: ob es auch in der That Stellen der heiligen Schrift gebe, in welchen dieſe Lehre ausdrücklich vorgetragen wird, oder aus welchen ſie leicht und natürlich durch eine Schlußfolge abgeleitet werden kann und muß. Da es nun hier nicht ſowohl auf die Menge der Stellen ankommt, die man für eine Lehre anführt, als auf die Richtigkeit ihres Textes, ihre Deutlichkeit, ihren Zuſammenhang mit der Lehre, welche als eine bibliſche dargethan werden ſoll, ihre beweiſende Kraft: ſo bedarf der Theolog auch beſtimmter Grundſätze, nach welchen er entſcheidet, ob eine Stelle für einen ſolchen Zweck angewendet werden könne oder nicht, und einer zweckmäßigen Methode in der Darlegung der Art und Weiſe, wie aus der angeführten Stelle (wo dies nicht ſelbſt einleuchtet) der zu beweiſende Lehrſatz folgt.

Topiſch, örtlich, von dem griechiſchen Worte τοπος (topos), der Ort; daher topiſche Mittel, in der Medicin, örtliche Mittel, ſolche, welche auf einen leidenden Theil des Körpers ſelbſt angewandt, und daher den allgemeinen Mitteln entgegengeſetzt werden, deren Wirkungen ſich auf den ganzen Körper, oder doch auf einen beträchtlichen Theil deſſelben beziehen. Die topiſchen Mittel ſollen

nur auf die Stelle wirken, wo ſie angebracht werden, dahin gehö-ren z. B. Bähungen und Aufſchläge, Einreibungen, Ätzmittel, Bla-ſen ziehende Mittel u. ſ. w.

Töplitz, ſ. Teplitz.

Topognom, Ortsweiſer, ein von dem däniſchen Generaladju-tanten von Ries erfundenes Werkzeug, das zu Ortsbeſtimmungen dient.

Topographie, die örtliche Beſchreibung eines Landes, einer Gegend, einer Stadt u. ſ. w. Gewäſſer, Berge, Wälder, beſon-ders angebaute Plätze, einzelne Wohnungen, Wege, Brücken, Gaſſen, und ihre Verbindung unter einander, ſind die weſentlichſten Gegen-ſtände derſelben. Unter einer topographiſchen Zeichnung oder Auf-nahme denke man ſich demnach eine ſolche, wo alle dieſe Gegenſtände im Grundriſſe beſtimmt und genau angegeben ſind. Man unter-ſcheidet ſie von generellen Riſſen, wo dieſe Bezeichnungen fehlen, und dann wiederum von Riſſen beſonderer Zweige, als Cameral-riſſe, militäriſche Riſſe, Waſſerbauriſſe, wo jedesmal die dar-auf Bezug habenden Gegenſtände beſonders herausgehoben, bemerkt und ausführlich dargeſtellt ſind. P. S.

Tora (Thora), Hathorah (hebräiſch), das Geſetz. Man ver-ſteht darunter die fünf Bücher Moſis, weil in dieſen das eigentliche geſchriebene Geſetz der Juden enthalten iſt. In den Synagogen iſt die Tora die pergamentene Rolle, auf welcher die fünf Bü-cher Moſis geſchrieben ſind, und woraus am Sabbath gewiſſe Abtheilungen vorgeleſen oder geſungen werden. Dieſes geſchriebene Geſetz iſt von der Cabala oder den mündlichen Überlieferun-gen unterſchieden, die Gott dem Moſes auf Sinai mitgetheilt haben ſoll, und die in der Folge im Talmud geſammelt worden ſind.

Toreutik (τορευτικη). Da dieſes Wort ſo höchſt verſchieden und bald im weitern, bald im engern Sinne genommen wird, ſo wollen wir hier die Anſichten einiger vorzüglichen Archäologen darüber mittheilen. Zuerſt Erneſti in ſeiner Archaeologia literaria Cap. V. nimmt es in ſo weiter Bedeutung, daß es beinahe dem Begriffe der Bildnerei gleich kommt, nur daß er als Nebenart derſelben noch die Plaſtik im eigentlichen Sinne an-führt. Er rechnet zur Toreutik die Bildhauerkunſt (in Stein), (ars statuaria); die Bildnerei in Edelſtein, Metallen, und El-fenbein (caelatura) und in Holz (sculptura), doch ſetzt er hin-zu, daß man dieſe Namen nicht durchgehends gleich gebraucht ha-be. Er ſagt, die Griechen nennen τορευτὸν und γλυπτὸν, was mit dem Meißel oder einem ähnlichen Inſtrumente gearbeitet wird. Winckelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt ſagt, Toreutik ſey die erhabene Arbeit in Silber und Erz genannt worden; die er-habene Arbeit auf Edelſteine dagegen ἀναγλυφὸν; beides ohne hin-länglichen Grund. Eſchenburg und Heyne verſtehen darunter die Bildgießerei. Letzterer führt in ſeinen antiquariſchen Aufſätzen 2. B. S. 127 an: τορεύειν, welchem das lateiniſche caelare ent-ſpreche, ſey bei den Alten nur von erhabenen Gußarbeiten gebraucht worden. Nach Schneider (griech. Handwörterbuch) iſt es erwieſen, daß τορευω und τορευμα nur von halb oder ganz erhobener Arbeit in Metall gebraucht werden, welche durch Formen und Gießen, nicht durch Graben oder Graviren gemacht wird. Von eini-gen Schriftſtellern wird es auch von erhabenen Figuren auf (irdenen und gläſernen) Gefäßen und geſchnittenen Steinen gebraucht. Die ſpätern Griechen, wie Pauſanias, brauchten es auch von ganz runden Figuren. Plinius aber hat unter toreutice überhaupt Bildnerei in

Bronze verſtanden. Endlich hat man angenommen, daß es auch von dem überarbeiten und Vollenden der gegoſſenen Bilder mit dem Meißel gebraucht worden ſey; ſo z. B. Veltheim.

Torf. Unter dieſem Namen kennt man in der nördlichen Halbkugel eine verbrennliche Erdart, welche auf ſumpfigen Wieſen gefunden wird. Ganz unrichtig wird in einigen Gegenden Deutſchlands auch die Braunkohle mit jenem Namen belegt, da doch beide weſentlich verſchieden ſind. Der Torf beſteht in halbverweſeten Wurzeln der Sumpfpflanzen, von brennbaren Stoffen durchzogen, die zum Theil als wirklicher Schwefel, oft aber nur als Erdharz erſcheinen, und bisweilen blos in einer Verbindung des Waſſerſtoffs mit dem Kohlenſtoff und den Extractivtheilen der Sumpferde beſteht. Es iſt merkwürdig, daß es nur in den kältern Gegenden der Erde und in den höhern Regionen der Gebirge Torf giebt. Ja wir glauben annehmen zu können, daß in den Gegenden, welche nicht über 200 Schuh ſich über die Meeresfläche erheben, nur dann Torf vorkommt, wenn ſolche Wieſen über dem 45. Grad Norder-Breite liegen. Denn je weiter nach Norden, deſto häufiger wird der Torf, ſo daß die ganze Nordküſte von Aſien, bis auf 100 Meilen ins Land hinein, faſt aus einem zuſammenhängenden, über 800 Meilen langen Torf-Moor beſteht. Dies hat höchſtwahrſcheinlich ſeinen Grund darin, daß der friſch fallende Schnee die ſchnellere Verweſung und Verdünſtung der brennbaren Theile oder des Waſſerſtoffs hindert. Dieſe treten daher an den Extractivſtoff des Bodens und bilden dergeſtalt dieſes Brennmaterial. Immer wird man auf den Torfwieſen Waſſer von brauner Farbe und von einer gewiſſen Fettigkeit finden, welches ſich nicht leicht mit dem Regenwaſſer vermiſcht. Sehr oft ſieht man auch gelbrothe Ochererde mit der Torfart gemiſcht. Der Sauerſtoff des in der Ocher zum Theil verkalkten Eiſens verbindet ſich mit dem Waſſerſtoff des Torfs zum Schwefelkies, daher man von dem beſten Torf immer einen ſehr ſtarken Schwefelgeruch bemerkt. Solche Wieſen, wo Torf ſteht, ſind gemeiniglich mit eigenthümlichen Pflanzen bedeckt. Unter den Moſen ſind es die Gattungen sphagnum und splachnum, unter den Gräſern die Gattungen eriophorum, scirpus schoenus und einige Riedgräſer, welche Torfboden anzeigen. — Das Torfſtechen geſchieht nach gewiſſen Regeln. Zuerſt muß man Abzugsgräben für das Waſſer machen, welches am beſten bei trockener Witterung geſchieht. Dann muß man den Boden ebenen. Dies geſchieht durch Abſtechen der oberſten ungleichen Schicht, die ohnehin den ſchlechteſten Torf enthält, weil auf ihn die atmoſphäriſche Luft viel ſtärker eingewirkt hat, als daß er die nöthige Menge verbrennlicher Theile enthalten ſollte. Die darauf folgende nun geebnete Schicht ſticht man in gleichförmigen, vierkantigen Stücken aus, und ſetzt ſie zum Trocknen auf eine Anhöhe. So fährt man fort, eine Schicht nach der anderen abzuſtechen, bis die unterſten Lagen keine Reſte von unverweſeten Pflanzen zeigen. Bei dieſer Arbeit muß dahin geſehen, werden, daß theils das Waſſer nicht zu ſtark abfließe und die Torfwieſe alſo ganz trocken gelegt werde, theils aber darf man die ſtehen bleibende Schicht nicht zu hoch unter Waſſer liegen laſſen, weil das gewöhnliche Waſſer den Torf auszehrt und verdirbt; ſondern die Torfſchichten müſſen, ehe ſie geſtochen werden, von ihrem eigenen Waſſer, dem vorher angeführten braunen und fettigen, durchzogen ſeyn, da dies die Brennbarkeit des Torfes erhält. Man muß ferner den Torf auch nicht zu tief ſtechen, weil man ſonſt auf unfruchtbare Erde kommt. Gewöhnlich aber ſteht Sand, oft wahrer Flugſand un-

ter dem Torfe. Sticht man zu tief, ſo hat man außer dem Nachtheil, einen unbrauchbaren Torf zu bekommen, noch den, daß kein neuer Torf nachwächſt, da es dann an den nöthigen Wurzeln ſolcher Pflanzen fehlt, die durch Vermehrung Torf liefern. Man muß aber immer dahin ſehen, daß ſich der Torf wiedererzeuge, welches ungefähr in 5 bis 10 Jahren geſchieht, und auf dieſe Art kann unter günſtigen Umſtänden eine Torfwieſe, wenn ſie richtig behandelt wird, eine unerſchöpfliche Quelle von Feuerungsſtoff werden. Daß man aber eine Wieſe, die bisher keinen Torf gegeben, zu einem Torfmoor machen könne, ſcheint uns nicht glaublich, weil die eigenthümlichen Pflanzen, ſo wie das eigenthümliche Waſſer dieſer Wieſen, ſchwerlich durch Kunſt erzeugt werden können.

Torgau, eine an dem Elbſtrom, über welchen eine halb ſteinerne und halb hölzerne Brücke führt, gelegene ſtark befeſtigte Stadt, gehört zum Merſeburger Regierungsbezirk der preußiſchen Provinz Sachſen, und war bis 1815 königlich ſächſiſch. Sie hat fünf Kirchen, ein Lyceum, 700 Häuſer und 4000 Einwohner, ohne die Beſatzung. Im dreißigjährigen, ſo wie im Befreiungskriege 1813, nachdem es vorher vom Könige von Sachſen zur Feſtung umgeſchaffen war, litt Torgau viel. Es wurde 1813 von den Preußen belagert und den 10ten Januar 1814 an dieſelben übergeben. Innerhalb der Stadt liegt das Schloß Hartenfels und dabei das Fort Zinna. Hier verfertigten Luther und ſeine Freunde 1530 die Torgauer Artikel, Grundlage der Augsburgiſchen Confeſſion, und das Torgauiſche Buch, das gegen den Cryptocalvinismus gerichtet war, ward hier von mehr denn 8000 Geiſtlichen unterſchrieben und publicirt. Die Stadt iſt der Sitz eines Rent-, Juſtiz-, Forſt- und Poſtamts. In alten Zeiten war die Tuchmanufactur und Brauerei ſehr beträchtlich, und das Torgauer Bier berühmt; die Tuchmanufactur hat ſich erhalten. Der Elbhandel iſt beträchtlich, und hat in gewiſſen Artikeln Stapelrecht. Bei Torgau, eigentlich bei den Dörfern Zinna, Siptitz, Usnig ꝛc. fiel am 3ten November 1760 eine wichtige Schlacht zwiſchen den Öſterreichern und Preußen zum Nachtheil der erſtern vor.

Torricelli (Evangeliſta), ein ſehr berühmter Philoſoph und Mathematiker, wurde 1608 zu Faenza, wo ſein Vater Bürger war, geboren. Er legte ſich ſehr eifrig auf Mathematik, und kam in ſeinem 18ten Jahre nach Rom, wo er unter der Leitung Benedetto Caſtelli's, der dort Profeſſor jener Wiſſenſchaft war, fortſtudirte. Nach Leſung von Galilei's Werke „über die Bewegung" ſchrieb Torricelli eine Abhandlung, worin er ſeine Anſichten von dieſem Gegenſtande entwickelte. Caſtelli theilte dieſe Abhandlung dem Galilei mit, der voll Bewunderung den Verfaſſer zu ſich einlud. Nicht lange genoß Torricelli den Umgang jenes großen Mannes, indem Galilei ſchon drei Monate nachher ſtarb. Er wollte deßhalb nach Rom zurück; allein der Großherzog Ferdinand II. ernannte ihn zum Lehrer der Mathematik und Philoſophie zu Florenz. Hier ſetzte er ſeine mathematiſchen und phyſikaliſchen Studien mit dem größten Eifer fort, wurde jedoch ſchon 1647 in einem Alter von 39 Jahren durch einen frühen Tod den Wiſſenſchaften entriſſen. Indeſſen hat er genug gethan, um ſeinen Namen unter den ausgezeichnetſten Naturkundigen zu verewigen. 1644 gab er ſeine „Abhandlung über die Bewegung" vermehrt, nebſt anderen mathematiſchen und phyſikaliſchen Werken heraus. In dieſer Sammlung zeigt er ſich nicht blos als einen würdigen Nachfolger Galilei's, ſondern er hat auch durch eigene Entdeckungen die Naturwiſſenſchaft ungemein be-

reichert. (Vergl. die beiden folgenden Art.) Die Mikroſcope, welche er machte, waren von außerordentlicher Vollkommenheit, und auch in Verfertigung der Linſengläſer für die Teleſkope, um deren Verbeſſerung er ſich ungemeine Mühe gab, beſaß er eine ſeltene Geſchicklichkeit. Die genauere Darſtellung dieſer und anderer Erfindungen Torricelli's findet man in den „Lezioni academiche,“ welche Tommaſo Bonaventuri 1715 zu Florenz in Quart nebſt dem Leben Torricelli's herausgegeben hat. Er ſchrieb übrigens ſeine Mutterſprache mit Reinheit und Eleganz, und war in Hinſicht ſeines Betragens höflich, gefällig und zuvorkommend, ſo daß er ſich die Liebe und Achtung Aller, die ihn perſönlich kannten, erwarb.

Torricelliſche Leere. Die wichtigſte Entdeckung, mit welcher Torricelli (ſ. d. vor. Art.) die Naturwiſſenſchaften bereichert hat, iſt die wahre Theorie des Barometers. Sein großer Vorgänger Galilei hatte zwar bereits wahrgenommen, daß das Waſſer in den Saugpumpen nicht höher als 32 Fuß ſteige; aber zu den Gründen dieſer Erſcheinung hatte ſich ſein Geiſt, gefeſſelt durch die Vorurtheile der Ariſtoteliſchen Philoſophie, nicht erheben können. Torricelli kam auf den glücklichen Gedanken, ſie vom Drucke der Luft abzuleiten. Um ſeine diesfallſigen Verſuche mit mehr Bequemlichkeit betreiben zu können, wählte er, ſtatt des Waſſers, Queckſilber, womit er eine hinreichend lange, oben zugeſchmolzene gläſerne Röhre, nach Art der Behandlung unſerer jetzigen Barometer (ſ. d. Art.), füllte. Daher heißt der, bei dieſem Verſuche leer werdende, obere Theil der Röhre die Torricelliſche Leere. D. N.

Torricelliſche Röhre wird, aus den voraufgehenden Gründen, das Barometer genannt, welches auch in der That nichts weiter iſt.

Torſo (italieniſch), eigentlich der Kröbs von einem Apfel, einer Birne und dergl., dann der Rumpf oder Reſt einer Statue, welcher Kopf, Arme und Füße fehlen. Der Torſo des Hercules in Belvedere des Vaticans zu Rom iſt das berühmte Fragment einer Statue des Hercules, das von Kennern für eins der größten Meiſterwerke des Alterthums gehalten wird. „Auf das äußerſte gemißhandelt und verſtümmelt,“ ſagt Winckelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt, „und ohne Köpf, Arme und Beine, wie dieſe Statue iſt, zeigt ſie ſich noch jetzt denen, welche in die Geheimniſſe der Kunſt hineinzuſchauen vermögend ſind, in einem Glanze von ihrer ehemaligen Schönheit. Der Künſtler hat ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers, und eine Natur männlich vollkommner Jahre in dieſem Hercules gebildet. — Er hat, wie die Stellung des übrigen Reſtes urtheilen läßt, mit geſtütztem und aufwärts gerichtetem Haupte geſeſſen. — Man könnte ſagen, daß dieſer Hercules einer höhern Zeit der Kunſt näher kommt, als ſelbſt der Apollo.“ Eine griechiſche Inſchrift nennt den Künſtler Apollonius als Verfertiger dieſes Meiſterwerks, das gegen Ende des 15ten Jahrhunderts zu Rom gefunden wurde.

Torſtenſohn (Leonhard), ein berühmter ſchwediſcher General im 30jährigen Kriege und einer der beſten Zöglinge aus des großen Guſtav Adolphs Kriegsſchule. Als Capitän der Leibcompagnie kam er (1630) mit ſeinem Könige nach Deutſchland, machte unter ihm und nachher unter Banner, alle Feldzüge mit Ruhm und Glück mit, ſtieg immer höher und commandirte bisweilen abgeſonderte Corps. Er ging 1639 nach Schweden zurück, und wurde zum Reichsrath ernannt, nach Banners Tode aber wurde ihm 1641 von der ſchwediſchen Regierung das Generalcommando übertragen. Er fand hier die ſchwe-

diſchen Angelegenheiten in einer ſchlimmen Lage, faſt alle Bundesgenoſſen waren zurückgetreten. Aber die Verſtärkung an Truppen und das Geld, das Torſtenſohn mitbrachte, ſetzten ihn in den Stand, den Krieg bald in die Erblande des Kaiſers zu verſetzen. Er lieferte den Kaiſerlichen bei Schweidnitz (den 21ſten Mai 1642) ein glückliches Treffen, mußte deßungeachtet aber vor ihrer Übermacht ſich nach Sachſen ziehen. Hier belagerte er Leipzig, wurde (den 23ſten October 1642) bei Breitenfeld in eben der Gegend, wo Guſtav Adolph ſeinen erſten großen Sieg (1631) erfochten hatte, von den Kaiſerlichen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm angegriffen, und ſchug ſie mit einem Verluſte von 9000 Mann. Die Folge dieſes Sieges war, daß faſt ganz Sachſen wieder in die Gewalt der Schweden kam, und daß der Krieg nach Schleſien und Mähren verſetzt wurde. — Die däniſche Regierung hatte ſchon ſeit einiger Zeit feindſelige Geſinnungen gegen Schweden und beſonders die Abſicht gezeigt, durch Unterhandlungen zu bewirken, daß Schweden keine Beſitzungen in Deutſchland behalten möchte. Strenge Unterſuchungen der ſchwediſchen, den Sund paſſirenden Schiffe, welche die däniſche Regierung befohlen hatte, gaben die Veranlaſſung zum völligen Ausbruch zwiſchen beiden Staaten. Torſtenſohn marſchirte unerwartet und ſchnell im December 1643 aus Schleſien nach Holſtein, und bemächtigte ſich, da man in Dänemark auf einen ſolchen Angriff nicht vorbereitet war, des ganzen feſten Landes, die Feſtungen Glückſtadt und Krempe ausgenommen. Doch wurde die Abſicht, etwas gegen die däniſchen Inſeln ſelbſt zu unternehmen, durch einen allzu gelinden Winter vereitelt. Dieſer lange, gegen 100 Meilen betragende, und in einer rauhen Jahreszeit ausgeführte Marſch Torſtenſohns iſt immer bewundert worden. Das Talent des Feldherrn abgerechnet, läßt er ſich nur daraus erklären, daß die Armeen damals verhältnißmäßig weit mehr Reiterei hatten, als in den folgenden Kriegen, und daß man keine Magazine mit ſich führte, ſondern, wie in den neueſten Zeiten, auf Requiſition lebte. Der kaiſerliche General Gallas rückte mit einer Armee den Schweden nach, und glaubte ſie in Jütland und Schleswig aushungern zu können; aber Torſtenſohn zog ſich unerwartet bei ihm vorbei nach Deutſchland, wohin ihm Gallas folgte, aber von Torſtenſohn an verſchiedenen Orten ſo umſetzt wurde, daß er viel Menſchen und Pferde durch Hunger verlor, und zuletzt mit nur wenigen Truppen in Böhmen ankam. Torſtenſohns kühner Zug hatte viel zu dem nachher (den 23ſten Aug. 1645) zu Bromſebrö mit Dänemark geſchloſſenen, für Schweden ſehr vortheilhaften Frieden beigetragen. Bald nach Gallas Niederlage drang Torſtenſohn in Böhmen ein, in der Abſicht, ſich mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Ragoczki, zu vereinigen, der kurz vorher mit dem Kaiſer in Krieg gerathen war. Eine kaiſerliche Armee unter Hatzfeld und Götzen kam ihm entgegen, aber Torſtenſohn ſchlug ſie (24ſten Februar 1645) bei Jankow (Jankowiz) mit einem Verluſte von 9000 Mann, und kam Wien ſo nahe, daß er der Stadt gegenüber ſtand, und die Schanze an der Donaubrücke eroberte. Die Schweden vereinigten ſich in Öſterreich ungehindert mit Ragoczki; aber dieſer machte bald darauf Friede mit dem Kaiſer, und Torſtenſohn belagerte Brünn vergebens. — Vom Podagra heftig geplagt, war Torſtenſohn öfters genöthigt, ſich während der Actionen in einer Sänfte tragen zu laſſen. Eben dieſe Kränklichkeit nöthigte ihn auch im Jahre 1646 das Commando an die Generale Wrangel und Königsmark abzugeben und nach Schweden zurückzugehen, wo ihn die Königin Chriſtina in den Grafenſtand erhob und ihn zum

Statthalter verſchiedener Provinzen ernannte. Er ſtarb 1651, noch nicht völlig 48 Jahr alt, und hinterließ nicht nur den Ruhm eines großen und glücklichen Feldherrn, ſondern auch eines Kenners und Beförderers der Wiſſenſchaften und Künſte. Er war Strateg im eigentlichen Verſtande; vorzüglich wußte er die Artillerie gut zu gebrauchen, und dadurch viel zur Entſcheidung des Sieges zu bewirken.

Tortur, Folter, ſcharfe Frage oder Marter, nennt man im Criminalrecht die Zufügung körperlicher Schmerzen vor Gericht, durch welche man von einem Verdächtigen das Geſtändniß eines Verbrechens zu erzwingen ſucht. Man findet dieſes barbariſche Zwangsmittel ſchon bei Völkern alter Zeit, beſonders bei den Juden, bei den Rhodiſern, Athenienſern, Römern. Man bediente ſich deſſelben jedoch nur gegen die Sclaven (Servos) und die Größe der Anzeigen beſtimmte vornehmlich den Grad der Tortur. Die alten Deutſchen wußten anfänglich nichts von derſelben, und bedienten ſich ſtatt deſſen der Ordalien oder Gottesurtel. (M. ſ. Ordalien.) Als nachher mit der Einführung des römiſchen Rechts auch die Tortur in Deutſchland aufgenommen wurde, bediente man ſich derſelben ebenfalls blos gegen Knechte; gegen die Freien behielt man die Ordalien bei. Nach Aufhören der letztern aber und mit dem wachſenden Anſehen des fremden Rechts wurde ſie auch auf Freie ausgedehnt. Die peinliche Halsgerichtsordnung (Art. 8) beſtätigte ihren Gebrauch im allgemeinen, in eigentlich peinlichen, beſonders in Capitalfällen. Man hat jedoch mit milder werdenden Sitten, und vornehmlich durch die Beiſpiele von tyranniſchem Mißbrauch einer ſolchen richterlichen Gewalt empört, das Ungerechte und Zweckwidrige dieſer barbariſchen Erfindung in der neuern Zeit und ſeit des Thomaſius Angriffe auf ſie immer mehr einſehen gelernt, und ſie iſt daher zur Ehre der Menſchheit in den meiſten cultivirten Ländern heutiger Zeit, beſonders in Deutſchland, entweder geſetzlich abgeſchafft worden, oder außer Gebrauch gekommen. Sie iſt zweckwidrig; denn ſie ſoll ein Mittel ſeyn, die Wahrheit zu erforſchen; und man ſetzt doch bei Anwendung derſelben ſchon voraus, daß der Gefolterte Verbrecher ſey; denn man will ihn zwingen, dies als Wahrheit zu geſtehen; ſie ſoll, wie der obige Ausdruck ſagt, Frage ſeyn, und man legt doch dem Gefolterten die Antwort peinigend in den Mund. Iſt nun der Gefolterte ſchuldig, überſteht er aber die Marter durch einen ſtarken Körper, oder iſt er unſchuldig, aber die Marter erpreßt ihn das falſche Geſtändniß, daß er Verbrecher ſey, ſo iſt in beiden Fällen die Wahrheit nicht erforſcht worden, und da dies oft der Fall ſeyn wird, je nachdem der Gemarterte ſtark und muthig oder kraftlos und ſchwach iſt, ſo giebt ſie dem Gerichte keine Gewißheit; denn ein erzwungenes Geſtändniß iſt kein Beweis. Eine freiwillige Beſtätigung des erzwungenen Geſtändniſſes kann ohnehin nicht Statt finden, wenn eine zweite Tortur droht; der Widerruf iſt in den meiſten Fällen fruchtlos und hört auf bei der folgenden Tortur. Bliebe aber der Gequälte durch ſeltenen Muth und glückliche Körperbeſchaffenheit noch nach der dritten ausgeſtandenen Tortur der Ausſage von ſeiner Unſchuld treu, ſo hätte er deſſen ungeachtet dadurch die letztere nicht bewieſen. Daraus ergiebt ſich aber auch, daß ſie höchſt ungerecht ſei; denn ſie behandelt den Verdächtigen als einen Verbrecher, ſie fügt Martern zu, für die es, wenn der Gefolterte unſchuldig iſt, keinen Erſatz giebt, und die ihm oft auf Lebenszeit ſeine Geſundheit rauben, ſie ſtraft grauſam ohne Verbrechen. Sie iſt aber auch

ſelbſt ungerecht im Falle, daß der Gefolterte ſchuldig iſt; denn ſie ſchärft und verlängert die Strafe ungerechter Weiſe durch eine grauſame Vorbereitung und ſtraft vor dem vollkommenen Beweis die Schuld. Indeſſen, entgegnet man, fehlt es an andern Mitteln, das noch fehlende Geſtändniß vom hartnäckigen Inquiſiten herauszubringen und nur ſo müſſe man die Tortur betrachten. Allein die Mangelhaftigkeit der richterlichen Unterſuchung entſchuldigt nicht die Ungerechtigkeit der Tortur. Wenn es hartnäckige Inquiſiten giebt, welche durch ſtarke Anzeigen als höchſt gefährliche und verbrecheriſche Menſchen erſcheinen, und die, ohne ſich von dieſem Verdachte reinigen zu können, dennoch kein Geſtändniß ablegen, ſo iſt es natürlich zweckmäßig, ſie in fortdauernde polizeiliche Aufſicht und Verwahrung zu ſtellen, bis Schuld oder Unſchuld erwieſen iſt. Und wenn bei dieſer Maaßregel dennoch mancher ſchuldige Inquiſit ſeiner Strafe entgeht, ſo iſt es doch beſſer, daß viele Schuldige unbeſtraft bleiben, als daß ein Unſchuldiger geſtraft und gemartert werde. Bei denjenigen alten Völkern, bei welchen die Tortur üblich war, hat man viele Arten derſelben gehabt, von denen manche überaus grauſam waren. Die gewöhnlichſten Torturinſtrumente in Deutſchland waren, der Daumenſtock oder die Daumenſchrauben, die Beinſtiefeln oder die Beinſchraube, die Leine oder Schnüre, die Leiter mit oder ohne geſpickten Haſen, das meklenburgiſche Inſtrument (welches nie in Meklenburg, wohl aber in vielen andern Ländern üblich, und höchſt grauſam war), das Bambergſche Inſtrument, der Mannheimer Bock, der Schwefelfaden, der Lüneburgſche Stuhl, der Halskragen, die pommerſche Mütze, das doppelte ſpaniſche Fußband und die Folter mit dem Feuer. Ungeachtet mehrerer Localbenennungen waren dieſe Marterinſtrumente doch faſt allgemein in Deutſchland üblich, und beurkunden eben ſo ſehr die Hartherzigkeit der Menſchen, als ihre Erfindſamkeit in Qualen für andere. Im Meklenburgiſchen bediente man ſich einer Bank, worauf der entkleidete Inquiſit feſtgebunden lag, in den übrigen deutſchen Ländern einer Leiter, an welche er mit Händen und Füßen angebunden war, um die Tortur bei ihm anzuwenden. Die alten Rechtsſtühle pflegten durch gewiſſe Formeln ſowohl die Arten, als die Grade der Tortur auszubrücken. Indeſſen war man in Hinſicht der Grade ſehr uneinig, und es kam hier viel auf örtliche Gewohnheiten an. Raſende, Wahnſinnige, Taubſtumme wurden nur dann (oder ſollten nur dann) gefoltert werden, wenn man ſich von ihrem Wahnſinn, ihrer Stummheit u. ſ. w. überzeugen wollte. Gleichfalls waren und ſind der Regel nach von der Folter ausgenommen: 1. Kranke, 2. mit der fallenden Sucht oder dem Schlage Behaftete; 3. Schwangere und Kindbetterinnen (letztere konnten jedoch in wichtigern Fällen mit dem erſten Grade der Tortur belegt werden), 4. alle Leute, die ihr Gedächtniß verloren haben. Alle dieſe wurden mit einer außerordentlichen Strafe belegt. Gemildert wurde die Folter 1. wegen körperlicher Schäden oder Mängel, 2. bei Frauensperſonen, die ſelbſt ihre Kinder ſtillen u. ſ. w. Nach römiſchem Rechte waren die Viri illustres und clarissimi von der Tortur frei, und dieſen Grundſatz wollte man auf Adeliche, fürſtliche Räthe, Geiſtliche u. ſ. w. in Deutſchland anwenden. Indeſſen blieb doch bei ihnen die Folter (mit Vorbewußt oder Einwilligung des Landesherrn), wenn ſchwere Verbrechen vorhanden waren, zuläſſig. Um auf die Tortur erkennen zu können, war erfoderlich: 1. eine moraliſche Gewißheit des Corporis

delicti, 2. ein wirklicher peinlicher Fall, 3. ein ſolches Verbrechen, weshalb ein gegründeter Verdacht vorhanden war, beim Mangel anderer Beweismittel, 4. eine hinlängliche Vertheidigung des Inquiſiten, 5. nicht blos ein halber Beweis, ſondern daß derſelbe auch durch mehrere Vermuthungen und Anzeigen beſtärkt ſeyn mußte. Ein Unterrichter durfte nur nach Befragung des Oberrichters oder der Rechtsſtühle auf die Marter erkennen. Dem Gemarterten ſchadete ſein Bekenntniß auf der Folter nicht, wofern es nicht nachher, wenn die Schmerzen vorüber waren, wiederholt wurde. Doch konnte die Tortur im Fall des Widerrufs oder falſch angegebener Umſtände wiederholt werden. Ein Angeſchuldigter, der, ohne ein Bekenntniß abzulegen, die Tortur überſtand, mußte frei geſprochen werden. Doch konnte die Marter, wegen neuer, von den vorigen unterſchiedener Anzeigen wiederholt werden. Man durfte auch in der Regel nicht zur Marter ſchreiten, um das Verbrechen außer Zweifel zu ſetzen, ſondern blos um zu erfahren, ob der Inquiſit die Miſſethat, welche an und für ſich moraliſch gewiß war, begangen habe. Nach der peinlichen Halsgerichtsordnung hatte die Tortur nur bei ſolchen Verbrechen Statt, worauf eine Todesſtrafe ſtand, und nur wegen eines vorſätzlichen, nicht aber wegen eines aus Fahrläſſigkeit begangenen Verbrechens war ſie zuläſſig. Die Größe der Tortur richtete ſich nach der Größe des Verbrechens, und der geſetzlich angedrohten Strafe, nach der Menge und Wichtigkeit der Anzeigen und der Halsſtarrigkeit des Inquiſiten. Vor dem Erkenntniß auf die Tortur mußte der letztere mit ſeiner Vertheidigung gehört werden. Die Eröffnung des Beiurtels, worin auf Tortur oder Territion erkannt war, mußte auf ſolche Weiſe geſchehen, daß der Angeſchuldigte den ihm zuerkannten Grad der Tortur nicht erfuhr, die Marter ſelbſt wurde gewöhnlich früh Morgens oder zur Nachtzeit angeſtellt; Zeit und Stunde, wo es aber geſchehen ſollte, dem Inquiſiten ſorgfältig verheimlicht. Feiertage waren in der Regel hiervon ausgenommen. Wann die Tortur angeſtellt wurde, begab ſich der Richter nebſt zwei Beiſitzern in die Marterkammer. Vorher ward noch ein gütliches Verhör des Angeſchuldigten verſucht, wozu auch häufig ein Prediger zugezogen wurde. Bei beharrlichem Läugnen wurde der Inquiſit dem Scharfrichter übergeben, der ihn in die Marterkammer führte, ihm die Folterinſtrumente und die Art und Weiſe ihrer Anwendung zeigte. Kehrte ſich der Inquiſit hieran nicht, ſo wurde er an die Leiter oder die Bank feſtgebunden, und ſodann begann die wirkliche Folter, während welcher der Richter dem Angeſchuldigten zureden mußte, zu geſtehen. Der Gerichtsſchreiber mußte, während der Scharfrichter und ſeine Gehülfen den Inquiſiten folterten, alles, beſonders was das Betragen des Gemarterten betraf, genau aufſchreiben. Sobald der letztere ſich zum Geſtändniſſe erbot, mußten Banden und Marterinſtrumente abgenommen werden. Nach dem Gerichtsbrauch durfte die Tortur nicht über eine Stunde dauern. Wenn mehrere Mitſchuldige vorhanden waren, ſo wurde mit dem, welchen man am wenigſten verſtockt und für den furchtſamſten hielt, ferner mit dem, der von zarterem Alter war, oder der die meiſten Anzeigen gegen ſich und die größten Grade der Tortur zu erwarten hatte, angefangen. Gewöhnlich wurde der Sohn vor dem Vater, eine Frauensperſon vor einer Mannsperſon gemartert. Wenn der Inquiſit heftig ſchrie, ſo ward ihm, um dies zu hindern, die ſogenannte Birne auf den Mund geſetzt, und ihm ein Zeichen angegeben, woran man erkennen konnte, wenn er zu einem Geſtändniſſe

geneigt ſey. Da das auf der Tortur abgelegte Bekenntniß zum Beweis nicht genügte, und nachgehends beſtätigt werden mußte, ſo mußte der Richter die Wiederholung eines ſolchen Geſtändniſſes fodern, wenn die Eindrücke und Schmerzen der Folter ſich größtentheils verloren hatten. Einige Rechtslehrer behaupteten, daß es drei Tage, andere, daß es vierundzwanzig Stunden nach geſchehener Folter Statt haben mußte. Die Beſtätigung des auf der Tortur abgelegten Geſtändniſſes nannte man die Urgicht, und ſie geſchah an dem gewöhnlichen Gerichtsorte. Wenn der Richter das geleiſtete und von dem Inquiſiten nach der Marter beſtätigte Bekenntniß nach aller Wahrſcheinlichkeit begründet fand, ſo vertrat es die Stelle eines vollſtändigen Beweiſes gegen den Inquiſiten, und es konnte die Verurtheilung zur peinlichen Strafe erfolgen. Wenn der Inquiſit nach ausgeſtandener Marter widerrief, und die Urſache ſeines Widerrufs beweiſen konnte, ſo wurde er frei geſprochen. Konnte er blos die Urſachen des Widerrufs wahrſcheinlich machen, ſo wurde er außerordentlich beſtraft. Ein blos von der Furcht der Tortur und den empfundenen Schmerzen hergenommener Widerruf war der Regel nach unnütz. Nach einer zweimal erfolgten Marter und zweimaligem Widerruf des abgelegten Geſtändniſſes ſchritt man höchſt ſelten zum drittenmale zur Tortur, ſondern der Inquiſit wurde zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt. Wenn der Inquiſit die ganze angeſchuldigte That ſammt ihren Umſtänden auf der Folter, oder bei der Territion abgeläugnet hatte, und dabei beharrte, und nicht anderweitig derſelben rechtlich überwieſen werden konnte, ſo wurde er nach geleiſteter Urphede, d. h. nach eidlicher Verſicherung, ſich wegen der ausgeſtandenen Gefangenſchaft und Marter nicht rächen, und falls er des Landes oder der Gerichtsbarkeit verwieſen wurde, binnen der geſetzten Zeit nicht zurückkehren zu wollen, völlig freigeſprochen, und in den Beſitz ſeiner ſequeſtrirten Güter und bürgerlichen Rechte wieder eingeſetzt. Die gegen ihn vorhanden geweſenen Anzeigen konnten weder einzeln noch zuſammengenommen zur Beſtärkung eines gegründeten Verdachts wider den Inquiſiten dienen, und wurden für erloſchen geachtet. Wer ihm die Tortur auf irgend eine ſchimpfliche Weiſe vorrückte, konnte mit der Injurienklage belangt werden. Im Anklageprozeß wurden die Koſten compenſirt, im inquiſitoriſchen fielen ſie dem Gemarterten nur in ſo weit zur Laſt, als er durch unerlaubte Handlungen zu dem Verdachte Anlaß gegeben hatte. Ein Richter, der ohne genugſame Anzeigen zur Tortur geſchritten, oder auch die vorgeſchriebenen Gränzen nicht beobachtet hatte, wurde nicht blos beſtraft, ſondern auch den Umſtänden nach angehalten, dem Angeſchuldigten Genugthuung zu leiſten; denn im Fall dieſer ſeine Unſchuld bei der Tortur behaupten, oder wenigſtens nicht überführt werden konnte, aber doch ein unziemliches Verfahren des Richters zu beweiſen ſtand, ſo mußte der letztere dem Gemarterten nicht blos alle Schäden und Koſten erſetzen, ſondern konnte auch mit der äſtimatoriſchen Injurienklage belangt werden. Wenn der Gemarterte durch die Grauſamkeiten des Richters ſogar das Leben verlor, ſo konnte dieſer bei erwieſenem Vorſatz ſogar am Leben, oder ſonſt peinlich beſtraft werden. Einem überführten Verbrecher gereichte der geſetz- und urtelswidrige Gebrauch der Tortur zum Milderungsgrunde der Strafe. — Mit der Tortur ganz nahe verwandt iſt die Territion, d. i. die Bedrohung mit der Tortur. Man machte einen Unterſchied zwiſchen Real- und Verbalterrition. Bei der Realterrition wurden ſcheinbar alle Anſtalten zur förmlichen Tortur gemacht; ja

wohl auch die Marterinſtrumente nach geſchehener Entkleidung des Inquiſiten wirklich angelegt, jedoch ſo, daß man ihm damit keine Schmerzen zufügte. Bei einer Verbalterrition fand nur eine ernſtliche Verwarnung Statt, welche derjenigen, die vor der Tortur von dem Richter und Scharfrichter zu geſchehen pflegte, völlig gleich war. Indeſſen fiel hier ſowohl das Entkleiden, als das wirkliche Anlegen der Marterinſtrumente hinweg. Die Realterrition geſchahe gewöhnlich in der Marterkammer, die Verbalterrition häufig in der Gerichtsſtube. Die Territion hatte Statt, wenn es an genugſamen Anzeigen zur Tortur fehlte, und zur Verbalterrition insbeſondere ſchritt man dann, wenn jene Anzeigen nur gering oder durch andere Umſtände entkräftet worden waren. Wer ſeines Standes halber nicht mit der Tortur belegt werden konnte, war in der Regel auch von beiden Arten der Territion frei; indeſſen konnten ſolche Perſonen, welche durch ihre kränkliche oder körperliche Beſchaffenheit von der Tortur ausgenommen waren, doch mit derſelben (ſowohl wörtlich als thätlich) bedroht werden. Die Territion hatte, wie die Marter ſelbſt, ihre Grade, welche zum Theil eben ſo wie bei der Folter nach den an einem Orte üblichen Torturinſtrumenten beſtimmt wurden. — Die Territion iſt aus denſelben Gründen wie die Tortur zu verwerfen; ſie iſt eben ſo wenig ein zuverläſſiges Wahrheitserforſchungsmittel, und was die Gerechtigkeit nicht anwenden darf, damit darf ſie auch nicht drohen. Sie fällt mit der Tortur; weil die Drohung keine Wirkung hat, wenn gewiß iſt, daß ſie nicht ausgeführt werden darf. In den Fällen, wo vormals die Tortur oder die Territion Statt fand, tritt jetzt gewöhnlich, nach Befinden der Umſtände, entweder eine außerordentliche Strafe, oder der Reinigungseid (Juramentum purgatorium) ein. N. P.

Tories und Whigs, Parteien in England, deren Urſprung unter König Jacob I. zu ſuchen iſt, welcher von dem Erbrechte der Könige und ihrer Gewalt ſehr überſpannte Begriffe hatte, und dadurch mit einem großen Theil der engliſchen Nation in Mißhelligkeit kam, aber doch noch viele Höflinge fand, die ſeine Grundſätze billigten. Unter ſeinem Sohne Carl I. ging das Übel weiter. In dem innerlichen Kriege, der zwiſchen ihm und dem Parlament ausbrach, nannten die Anhänger des letztern die königlich geſinnten Tories, ein irländiſches Wort, welches ſo viel bedeutet, als Räuber. Hiemit zielten ſie beſonders auf die Räuberbanden in Irland, und auf die Beſchuldigung, welche man dem Könige machte, daß er die damals in Irland entſtandene Empörung, mithin Rebellen und Räubergeſindel begünſtigte. Die von der Partei des Königs belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs, ein ſchottiſches Wort, das einen kleinen Hut bedeutet, und zielten damit auf ihre Verbindung mit den Schottländern, beſonders auf die puritaniſche Partei in Schottland, welche ſich durch ihre Hüte auszeichnete, und ſchon gegen Jacob I. die Waffen ergriffen hatte. Inzwiſchen wurden dieſe Schimpfnamen, welche beide Theile einander gaben, wenig bekannt. Erſt unter Carl II., der den religiöſen und politiſchen Geiſt der Nation nicht faßte, und durch ſeine Despotenlaune die alten Parteien wieder erweckte, wurden Tory und Whig anſehnliche Namen und zwar 1678 bei Gelegenheit der Verſchwörung gegen den König, deren die Catholiken beſchuldigt wurden. Diejenigen, welche die Verſchwörung für eine leere Erdichtung anſahen, wurden Tories, und die, welche ſie für wahr hielten, Whigs genannt. Denn ihre Verſchiedenheit in der Geſinnung wirkte auch auf

die Beurtheilung der Wahrſcheinlichkeit jener Sache. Die Tories waren nämlich Freunde des Königs, welche, ohne Carls II. höchſt leichtſinniges Benehmen zu billigen, das Vorrecht der Krone vertheidigten; die Whigs hingegen wollten der königlichen Macht das Anſehen der Geſetze entgegenſtellen; ſie wollten dieſen mehr Kraft und dem Parlamente mehr Unabhängigkeit geben. Der geiſtvolle, aber höchſt unmoraliſche Shaftesbury war die Seele der Whigs. Um ſich an dem Könige zu rächen, deſſen Miniſter und verderblicher Rathgeber er lange Zeit geweſen, bis er in Ungnade gefallen, und dem Haſſe des Herzogs von York aufgeopfert worden war, trat er auf die Seite der Volkspartei, nahm die Larve der Freiheitsliebe vor, und lenkte, ohne es zu ſcheinen, durch die Überlegenheit ſeines Verſtandes, den größeren Haufen, bald mit Liſt, bald mit Kühnheit, und bediente ſich jener angeblichen oder wirklichen Verſchwörung, um durch Furcht die Einbildungskraft des Volks zu beherrſchen, und den Glauben zu verbreiten, daß mit der Thronbeſteigung des bigotten Herzogs von York die catholiſche Religion und der Despotismus in England triumphiren würden. (Vergl. den Art. Stuart.) Als nun Jacobs II. Regierung dieſe Furcht nur zu ſehr beſtätigte, ſo riefen die Whigs endlich den Erbſtatthalter Wilhelm (als König von England der III.) auf den Thron. Seit dieſer Zeit (1688) blieben die Whigs die herrſchende Partei; allein die Macht, welche ſie beſaßen, wurde endlich der Königin Anna läſtig, und mehrere Umſtände führten den Sturz der Whigpartei im Jahre 1710 herbei. Ein Prediger, Namens Sacheverell, hatte nämlich in Gegenwart der Königin eine Predigt zu Gunſten der Tories gehalten, und ſich darin gegen die letzte Revolution, gegen die Toleranz und gegen das Whigminiſterium heftig erklärt. Darüber kam es im Parlamente zu ſtarken Debatten. Der Doctor wurde auf drei Jahre ſeines Amtes entſetzt, und ſeine Predigt öffentlich verbrannt; allein die Königin, welche bei dieſer Gelegenheit bemerkt hatte, daß die Grundſätze der Tories der königlichen Macht weit günſtiger wären, als die der Whigs, neigte ſich ſeitdem auf die Seite der Tories; doch verbarg ſie ihre Geſinnung, bis ein heftiger Zwiſt mit der Herzogin von Marlborough ſie veranlaßte, auf die Vorſchläge der Feinde des Herzogs von Marlborough (ſ. d. Art.), welcher das Haupt der Whigpartei war, zu hören. Nun verloren alle Whigs ihre Stellen, die jetzt an Tories vergeben wurden. Auch berief die Königin ein neues Parlament, in welchem die Mehrheit aus Tories beſtand, weil dieſe ſich für den Frieden mit Frankreich erklärt und dadurch das Volk gewonnen hatten. (S. d. Art. Utrechter Friede.) Dieſe Veränderung hatte den Sturz des mächtigen Marlborough zur Folge. Allein die Whigs verdrängten aufs neue die Tories aus den Stellen des Miniſteriums, als vermöge der von dem Whigparlamente verfaßten Succeſſionsacte das Haus Hannover nach Anna's Tode zum Beſitz des engliſchen Throns gelangte. Doch dauerten die Parteien und ihre Benennungen immer fort bis in die Zeit Georgs II., da ſie ſeltener gehört wurden, obgleich die Grundſätze beider Parteien ſich entgegengeſetzt blieben. Die Freunde der Stuarts verwandelten ſich allmählig in die Schutzredner der Krone und der Regierung (Miniſterialpartei) und die Feinde der Stuarts, oder die ehemaligen Whigs, wurden wieder, was ſie urſprünglich geweſen waren, die Schutzredner der Volksſache und die Gegner der Regierung. Sie bildeten ſeitdem fortdauernd die Oppo-

ſition (ſ. d. Art.). Indeß wählte der König auch oft aus den Whigs ſeine Miniſter, wenn er die Häupter der Oppoſition für das Syſtem der Regierung gewinnen, oder wenn er der Stimmenmehrheit der Oppoſition nachgeben mußte. Übrigens hatten beide Parteien viel von ihrer gegenſeitigen Erbitterung und Heftigkeit nachgelaſſen. Nur bei wichtigen Anläſſen zeigte ſich die letztere aufs neue; z. B. in der Oppoſition gegen North (ſ. d. Art.), bei Gelegenheit des amerikaniſchen Kriegs, und noch mehr gegen Pitt (der indeß ſeinen Grundſätzen nach ſelbſt mehr Whig als Tory war), während des franzöſiſchen Kriegs. Seit dieſer Zeit hat ſich in der Oppoſition eine doppelte Partei gebildet: die der alten Whigs, an deren Spitze Fox und alle Gegner des Krieges mit Frankreich ſtanden, und die der neuen Whigs oder der neuen Oppoſition, zu welcher Burke und die Feinde der franzöſiſchen Revolution gehörten. Nach Burke's Tode trat Lord Grenville an die Spitze dieſer neuen Oppoſition, an welche ſich mehrere ausgezeichnete Männer anſchloſſen. Mit der alten, unter Fox, vereinigten ſich die Freunde des Marquis von Landsdown und die des Prinzen von Wales. Sie hatten die Meinung des Volks für ſich. Als nun der König nach Pitts Tode den Lord Grenville über die Bildung eines neuen Miniſteriums befragte, ſo vereinigte ſich derſelbe mit Fox, und da beide nur auf die Stimmen von 150 Mitgliedern des Parlaments rechnen konnten, beriefen ſie auch einige Tories in das neue Miniſterium. So kam durch dieſe Art von Coalition der Parteien Lord Sidmouth in das Miniſterium. Ungeachtet dieſer mehrmals verſuchten Neutraliſirung der Parteien giebt es noch immer ſtrenge Tories oder Verfechter der Vorrechte der biſchöflichen Kirche und der Krone; gemäßigte Whigs oder Freunde der beſtehenden Volksrepräſentation, und ſtrenge Whigs oder Verfechter der Parlamentsreform, die jährliche Parlamentswahl, allgemeines Stimmrecht u. ſ. w. vorſchlagen. Man nennt letztere auch Reformers, wie z. B. Francis Burdet iſt (ſ. d. Art.). Folglich unterſcheiden ſich die Tories und Whigs noch jetzt durch ihre Grundſätze in Abſicht auf Kirche und Staat. Die Tories behaupten die Nothwendigkeit des biſchöflichen Kirchenregiments; die Whigs hingegen die Gleichheit aller und jeder Kirchendiener, und die Verwaltung der Kirchenſachen durch Conſiſtorien. Die Heftigkeit der Eiferer unter den Erſtern geht ſo weit, daß ſie ihre engliſche Kirche für die allein ſeligmachende halten, von andern Proteſtanten ſehr lieblos denken und reden, und den Catholiken vor ihnen den Vorzug geben; wogegen die Whigs einen übertriebenen Abſcheu gegen alles, was päpſtlich iſt, haben und die andern Proteſtanten als Glaubensgenoſſen erkennen. In Anſehung des Staats legen die ſtrengen Tories dem Könige eine von Gott urſprünglich herrührende Gewalt, und ein unwiderſprechliches Erbrecht bei, und verlangen von den Unterthanen unbegränzten Gehorſam. Hingegen finden die Whigs die königliche Gewalt nur in der Bewilligung des Volkes gegründet, und halten es für erlaubt, ihren König, wenn er ſolche mißbraucht, abzuſetzen, und auch, wenn es die Umſtände erfodern, ſeine Familie von der Thronfolge auszuſchließen. So weit die Heftigen unter beiden Parteien ſich von einander entfernen, ſo ſehr nähern ſich diejenigen, welche gemäßigt denken; denn es giebt beträchtliche Stufen in ihren Geſinnungen, jedoch nur wenige, die heutiges Tages in ihren Grundſätzen bis auf das Äußerſte gehen. Es iſt übrigens möglich, daß eine und eben dieſelbe Perſon in Kir-

chenſachen Tory, und in Staatsſachen Whig iſt, und umgekehrt; obgleich die kirchlichen und politiſchen Grundſätze jeder Partei in verſchiedenen Punkten ſo genau mit einander verwandt ſind, daß eine ſolche Trennung in einerlei Perſon wenigſtens unter die ſeltenen Fälle gehört. K.

Toscana, ein Großherzogthum in Mittelitalien, hieß in den älteſten Zeiten, nur in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien und Thuscien. Die Hetrusker (Etrurier) vermiſcht mit den Tyrrhenern (einer pelasgiſchen Colonie aus Kleinaſien) waren eins der gebildetſten Völker in Weſten. Sie hatten Geſchichtsſchreiber und Künſtler. Capua und Nola in Campanien waren Colonien dieſes berühmten Handelsvolks (ſ. Etrurien), das eine verbündete Republik von 12 Stämmen bildete. Anfangs Feinde der Römer (ſ. Porſena), wurden ſie endlich von dieſen um d. J. 283 vor Chr. völlig beſiegt. Sitten und Geſetze, die Wahl ihrer Conſuln, und überhaupt billige Freiheit, ließen ihnen die Römer; nur Oberbefehlshaber gaben ſie ihnen. Nach dem Falle des römiſchen Reichs im Abendlande (476 n. Chr.) herrſchten hier Oſtgothen, dann Griechen, endlich Longobarden. Hetruscien ward ein eignes Herzogthum als Lehen der longobardiſchen Könige. Von dieſer Zeit an erhielt es den Namen Toscana. Carl der Große machte Tuscien zu einer fränkiſchen Provinz. Die Grafen oder Statthalter des Landes nännten ſich, nachdem Ludwig der Fromme Italien in verſchiedene Marken eingetheilt hatte, bald Markgrafen, bald Herzoge, und wußten ihre Würde erblich zu machen. Aber 1160 gelangte es durch Kauf an Kaiſer Friedrich I. Doch die Städte ſuchten ſich unabhängig zu machen. Florenz verband ſich nebſt mehrern andern Städten gegen das Reich; Piſa mit wenig andern Städten blieb dem Reiche treu (1197). Nun ward Toscana 300 Jahre lang durch den Kampf der Welfen und Gibellinen verheert. Seit der Mitte des 13. Jahrh. bildete auch Siena einen blühenden Freiſtaat. Darauf befeindeten ſich in den Städten der Adel und die Bürger. Jener ward durch die Revolution von 1343 von aller Theilnahme am Stadtregimente in Florenz ausgeſchloſſen. Dann befehdeten ſich die wohlhabenden und die armen Bürger. Endlich erwarb ſich die durch Großhandel reiche Familie von Medici die Zuneigung der ärmeren Bürger (ſ. Mediceer), und die Herrſchaft von Florenz, von 1434 bis 1737. In dieſer Zeit waren Piſa (ſ. d. Art.) ſeit 1569, und Siena ſeit 1557 von Florenz unterworfen worden. Im J. 1737 gelangte, in Folge des wiener Friedens, das Land, das 1509 durch Kosmus I. von Medicis zum Großherzogthume erhoben worden, an Herzog Franz von Lothringen, und als dieſer den deutſchen Kaiſerthron beſtiegen, an das Haus Öſterreich. Es ward von einem Erzherzoge regiert, bis auch dieſes Land von Napoleon an ſich geriſſen, und mit dem alten Namen Hetrurien bezeichnet ward. (Vergl. d. Art. Etrurien und Lucca.) Nach Napoleons Sturz nahm, im April 1814, der Erzherzog Ferdinand III., zeitheriger Großherzog von Würzburg, wieder Beſitz von Toscana. Hierauf vereinigte der Congreß zu Wien den Staat degli Preſidj, das Fürſtenthum Piombino nebſt Elba (ſ. d. Art.) und die Enclaven, welche ehemals kaiſerliche Lehen waren, mit Toscana; nach dem Tode der Erzherzögin Maria Luiſe von Parma wird auch das Herzogthum Lucca damit verbunden werden. Der jetzt regierende Großherzog von Toscana, Ferdinand III. (geb. 6 Mai 1769), Bruder des Kaiſers Franz I. von

Öſterreich, folgte ſeinem Vater Kaiſer Leopold II. (ſ. d. Art.) in Toscana den 21ſten Julius 1790; den 9ten Februar 1801 trat er in Folge des Lüneviller Friedens Toscana an den nachherigen König von Etrurien ab, erhielt dafür durch den Reichsdeputations-Schluß vom 27ſten Februar 1813 Salzburg nebſt Zubehör als Churfürſtenthum, trat dieſes Land wieder ab im Preßburger Frieden den 26ſten December 1805, erhielt dafür den 1ſten Februar 1806 Würzburg; endlich gab ihm der Pariſer Friede vom 30ſten Mai 1814 Toscana zurück. Er iſt Witwer. Sein Sohn, der Erbgroßherzog Leopold, geboren 1797, vermählte ſich 1817 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachſen. — Das Großherzogthum Toscana iſt eine Secundogenitur des Hauſes Öſterreich (ſ. d. Art.). Es enthält gegenwärtig auf 410 Quadratmeilen in 30 Städten, 87 Marktflecken und 2559 Kirchſpielen 1,250,000 Einwohner, alſo auf 1 Quadtratmeile 2981 Einwohner, darunter 16,000 Juden, vorzüglich in Livorno (ſ. d. Art.). Der Regent iſt unumſchränkt. Das Land hat weder Conſtitution noch privilegirte Stände. Die Einkünfte belaufen ſich auf 5 Millionen Gulden. Zur Bezahlung der Landesſchuld wurden unter der franzöſiſchen Verwaltung die Domänen verwandt; doch iſt ſie noch immer bedeutend. Die Truppenzahl iſt 6000 Mann, ohne die Landwehr. Die Marine iſt vernichtet; doch iſt Toscana in dem Schutzbriefe, den Öſterreich von der Pforte gegen die Barbaresken erhalten hat, mit begriffen. Als Ritterorden ſind vorhanden 1. der Orden des heiligen Stephan, geſtiftet 1562, erneuert 1817. 2. Orden des heiligen Joſeph, geſtiftet in Würzburg 1807, auf Toscana übertragen 1817, als Verdienſtorden für alle Stände catholiſcher Religion. 3. Orden des weißen Kreuzes, geſtiftet 1814 für das Militär. — Toscana iſt ein mit allen Reizen der Natur ausgeſtattetes Land, von einem milden Clima. Die Winter ſind ſo wenig kalt, daß nur in ſehr wenigen Häuſern Kamine gefunden werden. Die Luft iſt größtentheils geſund; mit Ausnahme der Sumpfgegenden, namentlich um Siena. Zu großer Beſchwerde gereichen die Winde Sirocco und Libeccio. Der Apennin verbreitet ſeine Äſte in verſchiedenen Richtungen durch das Land. Die flächeren Gegenden ſind mit Oliven-, Citronen-, Pomeranzen-, Aprikoſenbäumen und Weinſtöcken u. ſ. w. bedeckt; die bergigern tragen Kaſtanienwälder. Kleine Vulkane finden ſich auch hier. Beſonders reich iſt Toscana an Gewäſſern, von denen aber nur der Arno ſchiffbar iſt; unter den Seen iſt der Lago di Caſtiglione della Pescaja der bedeutendſte, von ungefähr 20 Meilen Umfang; Canäle ſind überall angelegt. Mineralquellen ſind vorzüglich um Piſa und Siena, kalte und warme, auch Sauerbrunnen. Unter ihnen iſt das ſogenannte Bad des Königs Porſenna. Im Mineralreiche finden ſich Kupfer, Eiſen, Blei, Queckſilber, Zinnober, Schwefel, Vitriol, Alaun, Kalk, Gyps, Jaſpis, Laſurſtein, Chalcedon, Karneol, Bergcryſtall, Steinſalz, Seeſalz und nicht unbedeutende Steinkohlenlager. Die Gebirge beſtehen aus Granit, Kalk, Gyps, Sandſtein, Tuffſtein u. ſ. w. In ihnen finden ſich bisweilen Höhlen und Stellen, welche mephitiſche und Schwefeldämpfe ausſtoßen. Das Pflanzenreich enthält alle Arten vortrefflichen Getraides, Weinſtöcke (bekannt iſt der Wein von Monte Pulciano), und Ölbäume, deren Producte ſtark ausgeführt werden, die meiſten Obſtarten, Mandeln, Kaſtanien, die Brotfrucht der Gebirgsleute, Maulbeerbäume, Feigen, Apfelſinen, Pomeranzen, Citronen, Krapp, Saff-

ran, Flachs, Melonen u. ſ. w. An Holz hat das Land hinlänglichen Vorrath. Der Wieſenwachs iſt vorzüglich gut in den Berggegenden. Der Berg Montenero bei Livorno iſt beſonders berühmt wegen des Schatzes von ſeltenen Pflanzen, den er enthält. Es giebt hier gute Pferde, treffliches Rindvieh, Büffel, gute Schafe, Schweine, aber wenig Wildpret; an Geflügel Ortolane, Schnepfen, Lerchen, Rephühner u. ſ. w., und viele Arten Waſſervögel. — Die Toscaner ſind ſchön gebaute Menſchen, von ſehr angenehmer Geſichtsbildung, zu Künſten und Wiſſenſchaften am meiſten geneigt unter allen italieniſchen Völkern, nicht ohne Anlage zur Dichtkunſt; dabei gutherzig, artig und wohlgeſittet, fröhlich und doch arbeitſam. Die Sprache der Toscaner wird für die ſchönſte und reinſte Mundart des Italieniſchen gehalten. In der Landwirthſchaft zeichnen ſie ſich vortheilhaft aus, wozu die Geſellſchaft des Ackerbaues viel beiträgt; die Colonien von Val di Chiama bei Arezzo, welche der Großherzog Leopold angelegt oder erweitert hat, ſind für jeden Ackerbaukundigen und Staatsmann von Intereſſe; auch treibt man viel Seidenbau, aber der Bergbau iſt in einem jammervollen Zuſtande. Gewerbfleiß und Handel blühen. Es giebt vorzüglich Fabriken in Seide; man zählt 80 Papiermühlen; der Florentin. Sammet, die köſtlichen Blumen und Strohhüte ſind bekannt. Bedeutend iſt der Producten=, Speditions= und Tranſitohandel, beſonders mit der Levante. An die ehemalige Blüthe der Künſte und Wiſſenſchaften in Toscana erinnern die Namen Dante, Petrarca, Galilei, Macchiavelli, Giotto, Cimabue, Lenardo da Vinci, Michel Angelo u. A. m., deren Vaterland Toscana war. Univerſitäten hat das Land zu Florenz, Piſa und Siena, mit wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen. Zu Piſa iſt eine Sternwarte; zu Florenz die Florentiniſche Akademie und die der ſchönen Künſte. Es giebt mehrere Kunſtvereine, auch Vorbereitungsſchulen; aber für den Volksunterricht fehlt es an Anſtalten. Denn man zählte im Jahr 1818 in dieſem civiliſirteſten Lande Italiens 750,000 Menſchen (alſo faſt drei Viertel der ganzen Bevölkerung), die weder leſen, ſchreiben noch rechnen können. Man will daher Volksſchulen nach Lancaſters Lehrart anlegen. Die allein herrſchende Kirche iſt die römiſch=catholiſche. Über die Reſidenz= und Hauptſtadt Florenz am Arno ſ. d. Art.

Totaleindruck (Geſammteindruck) iſt der Eindruck, welchen ein Gegenſtand als Ganzes und überhaupt hervorbringt. Insbeſondre verlangt man von ſchönen Kunſtwerken einen Totaleindruck, und fodert damit, daß alle Theile derſelben, unbeſchadet ihrer Mannichfaltigkeit, zur Hervorbringung eines ſolchen Eindrucks wirken ſollen. Dieſer Totaleindruck aber ſoll ein äſthetiſcher ſeyn, d. h. es ſoll das Kunſtwerk das Gemüth des Gebildeten in eine harmoniſche Stimmung verſetzen können. Dies geſchieht bei den ſogenannten Künſten der Zeit (Dichtkunſt, Muſik), dadurch, daß eine Reihe von Gedanken und Empfindungen in uns allmählige rweckt wird, durch welche eine ſolche in ſich ſelbſt vollendete Stimmung zu Stande kommt, und mit dem uns in jedem Augenblicke Gegebenen, gleichſam wie aus einem Keime, ſich immer entſchiedener entwickelt; bei den Künſten des Raumes dagegen ſo, daß wir ſelbſt mit fortgeſetztem Anſchauen deſſen, was als Ganzes ſogleich äußerlich vor uns ſteht, die innere, von der Idee ausgehende und durch wechſelſeitige Beziehung der einzelnen ſichtbaren Theile auf dieſelbe bewährte Einheit, anerkennen, und zu einer harmoniſchen Stimmung uns angeregt finden. Ein ſolcher Totaleindruck findet nicht Statt, 1. wo eine unüber=

ſchauliche Vielheit der Theile die Auffaſſung des Ganzen unmöglich macht (daher z. B. ein Werk der bildenden Kunſt von irgend einem Standpunkte, dem ſogenannten Augenpunkte, als ein Ganzes muß wahrgenommen werden können); 2. wo der lebendige Zuſammenhang der Theile (Organismus) mangelt, vermöge deſſen eine das Ganze beherrſchende Idee, gleichſam das Lebensprincip des Ganzen, alle Theile durchdringt, verbindet und geſtaltet (ſ. d. Art. Organiſation), mithin die Theile entweder nicht innig und kräftig verbunden, oder ſo heterogen ſind, daß eine Verbindung unmöglich iſt, und einer die Wirkung des andern vernichtet, oder endlich das Einzelne in ſeiner Ausbildung und Wirkung aus ſeinem natürlichen Verhältniſſe heraustritt, die Aufmerkſamkeit von dem Ganzen abzieht, und das Zufällige das Weſentliche in Schatten ſtellt (ſ. d. Art. Kunſt III). T.

Totalität (Geſammtheit) bezeichnet die Eigenſchaft eines Dinges als eines Ganzen (welches in der Verbindung aller ſeiner Theile beſteht), oder den Inbegriff aller Perſonen oder Sachen einer beſtimmten Gattung; entgegengeſetzt der Singularität (Einzelheit) und Pluralität (Mehrheit). Sie iſt insbeſondre Eigenſchaft des Kunſtwerks, welches alle diejenigen Beziehungen und Gedanken enthalten ſoll, durch welche ſich eine äſthetiſche Idee klar und erſchöpfend ausſpricht — daher ſie in dieſer Hinſicht auch von einigen Vollſtändigkeit genannt wird, wiewohl ſich nie mit völliger Beſtimmtheit feſtſetzen läßt, wie viel zur Sphäre eines äſthetiſchen Ganzen, ſowohl den Theilen, als ihrer Beziehung zum Ganzen nach gehöre, um den darzuſtellenden Gegenſtand, oder die Idee deſſelben zu erſchöpfen, oder welche Theile ein Kunſtwerk haben müſſe, um vollſtändig zu ſeyn. Denn die Wirkſamkeit des Künſtlergeiſtes iſt frei, und das Kunſtwerk unendlich in ſeinen Beziehungen (ſ. Begeiſterung). T.

Tōtila, König der Oſtgothen in Italien, beſtieg den Thron 541 nach Chr. Geb. Er ſchlug die römiſchen Heere, durchzog Italien als Sieger, und bemächtigte ſich eines großen Theils deſſelben. Dabei verfuhr er gegen die Bewohner ſchonend und milde. Er war mit der Belagerung Roms beſchäftigt, als Beliſar erſchien, und die Gothen lebhaft aber vergebens angriff. Die Stadt wurde durch Hunger auf das äußerſte gebracht. Endlich öffneten einige Iſaurier, welche die Wälle vertheidigten (17. December 546), dem gothiſchen Heere die Thore, und Totila zog mit ſeinen Truppen in die von der römiſchen Beſatzung verlaſſene Stadt ein. Auf des Pelagius Bitten ſchonte der Sieger das Leben der Einwohner und die Ehre der Frauen, allein er geſtattete ſeinen Truppen eine freie Plünderung. Erzürnt, daß Juſtinian ſeine Friedensvorſchläge an Beliſar verwieſen hatte, fing Totila an, die Stadt abbrechen zu laſſen. Den dritten Theil der Wälle hatte er ſchon abtragen laſſen, und wollte ſo eben die prachtvollſten und ehrwürdigſten Gebäude in Aſche verwandeln, als er vom Beliſarius eine Vorſtellung gegen dieſes barbariſche Verfahren erhielt. Hierdurch zur Überlegung gebracht, verließ er die Stadt, und führte die Senatoren mit ſich nach Lucanien fort. Als Totila ſich entfernt hatte, nahm Beliſarius mit ſeinen wenigen Truppen die Stadt ein, ſtellte die Wälle wieder her, und rief die zerſtreuten Einwohner zurück. Auf die Kunde hievon kam auch Totila wieder, um die Stadt von neuem einzunehmen. Aber ſeine Angriffe waren vergebens, und er mußte

ſich nach großen Verluſten zurückziehen. Darauf ſchlug er ein römiſches Heer in Apulien, erſchien mit Verſtärkungen abermals vor Rom und nahm es durch Verrätherei der iſauriſchen Wachen ein. Jetzt verlangte er vom Juſtinian die Abtretung von ganz Italien, allein der Kaiſer ließ die Abgeordneten nicht vor ſich. Totila rüſtete alſo eine zahlreiche Flotte aus, nahm Rhegium (Reggio) und Tarentum ein, und ging nach Sicilien über. Er unterwarf ſich dieſe Inſel, bemächtigte ſich dort großer Schätze, und einer außerordentlichen Menge von Pferden und Hornvieh, bemeiſterte ſich auch Sardiniens und der Inſel Corſica, und verheerte die Seeküſten von Griechenland. Zugleich belagerten ſeine Truppen Ancona, allein die gothiſche Flotte wurde gänzlich von einer Flotte des Juſtinian geſchlagen, die Gothen mußten die Belagerung aufheben, und bald nachher wurde ihnen auch Sicilien wieder genommen. Juſtinian, jetzt ernſtlich gewilligt, Italien von Totila's Gewalt zu befreien, erſetzte nach des Beliſarius Zurückberufung deſſen Stelle durch den Narſes, einen tapfern und geſchickten Feldherrn. Narſes kam mit einer großen Armee nach Italien, und ging geradezu auf Rom los. Totila verſammelte alle ſeine Truppen in der Nähe dieſer Stadt, und ging dem Narſes bis Buſta Gallorum entgegen. Narſes ließ dem Totila in Juſtinians Namen Verzeihung anbieten, allein der Gothenkönig antwortete auf die ſchimpfliche Botſchaft, daß er entweder ſterben oder ſiegen wolle. Er griff ſeinen Feind am nächſten Morgen (im Julius 552) an, allein die gothiſche Reiterei wurde in die Flucht geſchlagen, und ſetzte auch das Fußvolk in Verwirrung. Narſes nahm des Vortheils wahr, und die Gothen wurden gänzlich beſiegt. Totila entfloh mit fünf Begleitern. Er wurde jedoch vom Asbad, einem Anführer der Gepiden, eingeholt, der ihn, ohne ihn zu erkennen, mit einer Lanze durchbohrte. Mit ihm ſank auch der Ruhm der Gothen. Sein Charakter wird von den Schriftſtellern jenes Zeitalters wegen ſeines Heldenmuths, ſeiner Mäßigung, ſeiner Menſchlichkeit und Gerechtigkeit ſehr günſtig geſchildert.

Tott (Baron von), ein bekannter ungariſcher Edelmann. Nachdem er 1755 im Gefolge des franzöſiſchen Geſandten Vergennes Conſtantinopel beſucht und während eines achtjährigen Aufenthalts daſelbſt die türkiſche Sprache erlernt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, war dann eine Zeit lang franzöſiſcher Reſident bei dem Chan der crimmiſchen Tataren und begab ſich nach deſſen Tode wieder nach Conſtantinopel, wo er von der Pforte zur Verbeſſerung des Artilleriewesens und der Stückgießerei, ſo wie zur Befeſtigung und Vertheidigung der Meerenge gebraucht wurde und weſentliche Dienſte leiſtete. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Frankreich, beſuchte darauf in Auftrag der Regierung die levantiſchen Handelsplätze, zog ſich dann in die Einſamkeit zurück, und ſtarb zu Tatzmannsdorf in Ungarn 1793. Wir verdanken Tott ſehr intereſſante Nachrichten über die Türkei, Tartarei, den Archipelagus, Ägypten, Syrien u. ſ. w.

Toulon, eine berühmte Stadt in der Provence am mittelländiſchen Meere, jetzt der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement des Var, mit einem vortrefflichen Hafen für Kriegsſchiffe, wozu auch die Galeeren, die vormals ihre Station zu Marſeille hatten, gekommen ſind; liegt an einer Bucht des mittelländiſchen Meeres, und beſteht aus dem alten und neuen Quartiere; in dem erſtern iſt die ehemals biſchöfliche Kathedralkirche und das ſchöne

Rathhaus, in dem neuen ſchön gebauten Quartiere iſt der Champ de Bataille, eine herrliche Promenade. Der alte und neue Hafen haben vermittelſt eines Canals Verbindung mit einander, und ſind mit einem ſchönen Kai und zwei Dämmen (Molos) eingefaßt. An dem Hafen findet man das große Seearſenal, große Magazine, die Schiffswerfte und die Werkſtätte der Handwerker, die für die Flotten arbeiten. Ein jedes Kriegsſchiff hat hier ſein beſonderes Magazin; die Kanonen und Segel ſind aber an gewiſſen Orten beiſammen. Das allgemeine Magazin mit ſeiner bewundrungswürdigen Ordnung und ſeinen großen Vorräthen, die geräumigen Werkſtätte der zum Schiffsbau gehörigen Handwerker, und das 320 Klafter lange maſſive Gebäude zur Verfertigung der Taue und Schiffsſeile haben wenig ihres Gleichen. Jeder von beiden Häfen hat einen engen Eingang und wird von ſtarken Batterien beſchützt. Vor dem Hafen liegt die vortreffliche Rhede, die in die alte und neue eingetheilt wird, zwiſchen welchen ein hoher ſtarker Thurm ſteht; auch dienen mehrere Forts zur Vertheidigung derſelben, ſo daß überhaupt Toulon von der Seeſeite unangreifbar iſt. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt 22,000 und die der Häuſer 2400. Die Fabriken ſind von keiner Wichtigkeit. Die große Segeltuchfabrik und Taudreherei arbeiten blos zum Dienſte der Marine. Wichtiger ſind die Fiſcherei und der Handel, der nach der Levante und nach Amerika getrieben wird. In der Umgegend wachſen viele Capern. Im J. 1707 wurde dieſer Platz von den Alliirten unter dem Herzoge von Savoyen und dem kaiſerl. General Prinzen Eugen von Savoyen zu Lande, und von der engl. und holländiſchen Flotte zu Waſſer bombardirt, ſo daß die Stadt meiſt zerſtört, und mehrere Schiffe im Hafen verbrannt wurden. Die Belagerung mußte jedoch aufgehoben werden. Nachher ſind die zerſtörten Werke wieder ausgebeſſert und noch viele Forts auf den Anhöhen angelegt worden. 1744 fiel zwiſchen dieſer Stadt und den hieriſchen Inſeln eine ſehr blutige Seeſchlacht zwiſchen der engliſchen und der combinirten franzöſiſch-ſpaniſchen Flotte vor. 1793 übergaben die gegen die revolutionäre Regierung aufgebrachten Einwohner und Soldaten in Toulon die Stadt durch freiwilligen Accord der engliſchen und ſpaniſchen Flotte. Beide wurden zwar bald darauf durch eine Belagerung verdrängt; aber ſie zerſtörten vor ihrem Abzuge einen großen Theil der Arſenale, verbrannten 20 Kriegsſchiffe und Fregatten, und führten die übrigen 3 Kriegsſchiffe und 6 Fregatten mit hinweg. Hierdurch und noch mehr durch die darauf erfolgte harte Züchtigung von Seiten der revolutionären Regierung verlor Toulon beträchtlich an Bevölkerung und Wohlſtand. Die Arſenale ſind jetzt größtentheils wieder hergeſtellt, und im Jahre 1810 wurde eine Marineſchule von 300 Zöglingen hieſelbſt errichtet.

Toulouſe, die ehemalige Hauptſtadt in Languedoc, und jetzt im Departement Haute-Garonne. Sie iſt eine alte Stadt, hat acht Thore, wohlgebaute Kirchen und Häuſer, aber meiſt krumme und enge Gaſſen, eine königliche Münze, eine Univerſitätsakademie mit vier Facultäten, ein königliches Collegium, eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, eine öffentliche Bibliothek, eine Sternwarte, einen botaniſchen Garten, 8800 Häuſer und 52,000 Einwohner. Über die Garonne, an welcher die Stadt liegt, führt eine der ſchönſten Brücken von 810 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, mit einem Triumphbogen, und verbindet die Stadt mit der Vorſtadt St. Cyprien. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich beſonders aus: der erzbiſchöfliche Palaſt, das Rathhaus oder Capitol, deſſen Façade kurz vor der Revolution prächtig neu erbaut worden iſt, eins der ſchön-

ſten in ganz Frankreich, das große Schauſpielhaus, die Saturninskirche mit vielen Reliquien, die Capuzinerkirche mit einer merkwürdigen Crypta, die Dominicanerkirche mit Thomas von Aquino Sarkophage ꝛc. Auch giebt es hier noch verſchiedene Überreſte von römiſchen Amphitheatern und Waſſerleitungen. Sowohl die Garonne, als der unterhalb der Stadt hingehende Canal von Languedoc, ſind dem Handel ſehr vortheilhaft. Die Handlung mit Getraide, Mehl und Bauholz der Landſchaft, mit ſpaniſcher Wolle und den hieſigen Manufacten von feinen Tüchern, Seiden- und Baumwollenſtoffen iſt freilich beträchtlich, entſpricht aber nicht der zum Handel ſo ſehr günſtigen Lage der Stadt. Die Einwohner waren ehemals ſehr eifrig für ihre Religion, und das hieſige Parlament verurtheilte 1762 den unglücklichen Calas. Wegen der von Paris aus zu ſpät angelangten Nachricht von der Thronentſetzung Buonaparte's wurde bei Toulouſe noch im April 1814 zwiſchen den verbündeten Engländern, Spaniern und Portugieſen und den Franzoſen eine Schlacht geliefert, und die Stadt von den Engländern am 11ten April eingenommen.

Tournefort (Joſeph Pitton de), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix in der Provence den 5. Jun. 1656, fand ſchon in ſeiner Kindheit das größte Vergnügen am Kräuterſammeln, ſo daß er ohne Anleitung ſich mit allen in der Gegend von Aix wachſenden Kräutern in ſehr kurzer Zeit bekannt machte. In dem Jeſuitercollegium erhielt er ſeine Schulerziehung, ſtudirte nachher zu Montpellier Theologie, Anatomie und Medicin, vorzüglich aber Botanik. Der Tod ſeines Vaters 1676 verſchaffte ihm völlige Freiheit, ſeiner Lieblingsneigung zu folgen, und jetzt unternahm er mehrere Reiſen durch Frankreich, die Pyrenäen, England, Holland und Spanien, und eine machte er auf Koſten des Königs nach der Levante. 1683 wurde er als Profeſſor der Kräuterkunde bei dem königlichen Garten in Paris angeſtellt, zu deſſen Bereicherung er viele Reiſen machte, und 1692 zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. 1694 gab er ſein erſtes Werk: Elémens de Botanique ou Méthode pour connaître les plantes in 3 Quartbänden mit vielen Kupfern heraus. Durch dieſes Syſtem der Kräuterkunde erwarb ſich Tournefort einen unſterblichen Namen, da er eine beſſere Beſtimmung der Pflanzengattungen einführte, deren Charaktere beſonders von der Geſtalt der Blumen hergenommen ſind. Bis zu Linné's Zeiten war Tourneforts Syſtem das beliebteſte, und eine Menge von Pflanzen verdanken ihm ihre Benennungen. 1700 erſchien eine vermehrte Ausgabe von Tourneforts Elementen unter dem Titel: Institutiones rei herbariae, 3 Vol. 4., und 1719 eine von Anton Juſſieu mit 489 Kupfern. Dieſem Werke folgten ſeine Histoire des Plantes, qui naissent aux environs etc. Paris 1698, 12.; ferner ſeine Relation d'un voyage du Levant, Paris 1712, Vol. 2., 4. (deutſch, Nürnberg 1776, 3 Bde. 8.) u. ſ. w. Tournefort ging überall mit philoſophiſchem Geiſte zu Werke; wodurch ſeine Schriften um ſo ſchätzbarer werden. Durch einen unglücklichen Zufall quetſchte er ſich an einem ſchnell vorüberfahrenden Wagen die Bruſt, und ſtarb an den Folgen davon den 28ſten Nov. 1708.

Tournois (Livre), ſ. Livre.

Touſſaint l'Ouverture, ein Neger auf St. Domingo, der die Talente eines Feldherrn und Geſetzgebers mit Edelmuth, Rechtsſinn und Menſchlichkeit vereinigte. Als Sklave geboren (1745 auf einer Pflanzung des Grafen Noé, unweit des Cap François) hütete er die Heerden von Breda, und erlernte während dieſer Beſchäftigung

für ſich ſchreiben, leſen und rechnen. Sein Durſt nach Kenntniſſen erwarb ihm nicht blos die Gunſt ſeines Vorgeſetzten, des Oberaufſehers der Plantagen, Bayon de Libertas, der ihn zu ſeinem Kutſcher machte, ſondern auch die Achtung und Bewunderung ſeiner Mitſklaven. Indeſſen blieb er nach ſeiner, im 25ſten Jahre erfolgten Verheirathung Sklave ſeines Herrn, der ihm jedoch ſeinen Zuſtand möglichſt zu erleichtern ſuchte. Dies benutzte er, und machte ſich mit den in Libertas Bibliothek befindlichen philoſophiſchen Schriften (worunter ihn die von Raynal am meiſten anzogen), mit den Werken über Staats- und Kriegswiſſenſchaften bekannt. Als 1791 in der Nacht vom 21. zum 22. Aug. die erſte Negerempörung auf St. Domingo ausbrach, ward auch er von ſeinen Landsleuten zu Rathe gezogen. Er nahm aber anfangs an dem Kampfe für Freiheit keinen Antheil, ſondern ſuchte erſt ſeinen Herrn, Bayon de Libertas, nach dem feſten Lande von Amerika in Sicherheit zu bringen. Als dies geſchehen war, begab er ſich zur Armee ſeiner Landsleute, nahm bei dem unter Biaſſou's Befehlen ſtehenden Corps Dienſte und ward der nächſte nach dieſem im Commando. Als Biaſſou ſich theils durch Grauſamkeiten, theils durch fehlgeſchlagene Unternehmungen den Haß ſeiner Armee zugezogen hatte, ward Touſſaint l'Ouverture an ſeiner Stelle (1793) zum Diviſionsgeneral ernannt. Hier entwickelte er eben ſo viel Genie, als Kenntniß der Kriegskunſt, und der zur Staatsverwaltung erfoderlichen Fähigkeiten. Die Grauſamkeiten in dem Kriege wider die Weißen wurden ihm mit Unrecht zur Laſt gelegt. Manche von den Barbareien, welche Deſſalines verübte (ſ. Hayti), fielen auf Touſſaint zurück, weil dieſer, obgleich mit der oberſten Gewalt in der Colonie bekleidet, nicht im Stande war, den wilden Deſſalines daran zu verhindern. Unſtreitig beſaß kein Heerführer der empörten Sklaven ſo viel Gerechtigkeit und Mitleidigkeit als Touſſaint. Menſchlich in dieſem unmenſchlichſten aller Kriege, hatte er, ſo viel an ihm war, jede Art von Barbarei zu verhindern geſucht. Da er die Freiheit ohne Verbrechen liebte, ſo übte er nur dann Rache, wenn die Nothwendigkeit ſie gebot. Ein engl. Offizier Rainsford giebt in ſeiner Geſchichte der Inſel St. Domingo dem Touſſaint l'Ouverture das Zeugniß, daß er ſich als Gouverneur und Obergeneral durch Gerechtigkeits- und Menſchenliebe, durch gutes Benehmen und muſterhafte Anſtalten zum Beſten des Landes mit Recht die Liebe der Neger erworben habe. 1796 hatte Touſſaint, als er bei einem Volksaufſtande in der Capſtadt mit einer Armee dahin ging, den franzöſiſchen, zum Gefangenen gemachten General Laveaux befreit, und als Gouverneur wieder eingeſetzt. Hierdurch erwarb er ſich die Achtung der franzöſiſchen Regierung, und wurde zum Diviſionsgeneral und Gouvernementslieutenant auf St. Domingo ernannt. Hierauf commandirte er unter Rochambeau einen Theil der franzöſiſchen Armee. Die beſſere Ordnung, die er allenthalben einführte, erwarb ihm viele Anhänger; auch machte er 1797 bedeutende Fortſchritte gegen die Engländer, ſo daß ihm das franzöſiſche Directorium einen Ehrenſäbel ſchenkte, und ihn zum Obergeneral aller Truppen auf St. Domingo ernannte. Indeſſen widerſetzte ſich doch Touſſaint, nachdem er 1798 noch wichtigere Fortſchritte gemacht hatte, der Anerkennung der franzöſiſchen Agenten, und ſuchte ſich von ihnen unabhängig zu machen. Das Directorium ſtellte ſich jedoch fortwährend gut gegen ihn, und auch er ſchien in gutem Verhältniſſe bleiben zu wollen, weshalb er ſeine beiden Söhne nach Frankreich ſchickte, um ſie dort

erziehen zu laſſen. Als aber der Diviſionsgeneral Hebouville dem General Rigaut befahl, Touſſaints Befehle nicht anzuerkennen, ſo brach 1799 zwiſchen Touſſaint und Rigaut, dem Oberhaupte der Mulatten in den ſüdlichen Departements, ein heftiger Bürgerkrieg aus; Ströme Blutes floſſen; zuletzt war Touſſaint Meiſter der ganzen Colonie. Er ſtellte nun die Ordnung im Norden wieder her, kündigte eine Amneſtie an, entwaffnete die rebelliſchen Schwarzen, und ſchickte die ränkevollen franzöſiſchen Agenten, welche durch ihre Umtriebe alle Unordnungen verſchuldet hatten, den General Hedouville, Santhonax u. A. m. nach Frankreich zurück, die ihn nachher aus Rache verleumdeten. Von 40 Gefangenen verurtheilte Touſſaint 13 und unter dieſen ſeinen eignen Neffen, Moyſe, zum Tode. Die Einwohner der Capſtadt wollten ihn auf das feierlichſte empfangen, und überreichten ihm eine Goldmünze mit den Worten um ſein Bildniß: Après Dien, c'est lui! Allein er lehnte jede Auszeichnung ab. Seine Abſicht war, durch die Rettung von Frankreichs wichtigſter Colonie ſich die Achtung der franzöſiſchen Regierung zu erwerben. Allein ſeine Maaßregeln erſchienen dem argwöhniſchen Oberconſul immer verdächtiger. Er ſendete deshalb 1801 eine Flotte unter dem General Leclerc und dem Admiral Villaret Joyeuſe nach Domingo ab. Touſſaint ließ ihnen bei ihrer Ankunft zu erkennen geben, daß er auf keine Weiſe ihnen erlauben werde, in die Stadt zu kommen. Als nun die Übergabe der Stadt den franz. Befehlshabern verweigert wurde, begannen ſie einen heftigen Angriff. Die Schwarzen unter dem Befehl des Generals Chriſtoph flüchteten und warfen, mit Fackeln bewaffnet, Feuer ſowohl in die Stadt, als in die übrigen Beſitzungen, durch welche ſie ſich zurückzogen, wodurch die Colonie ſchrecklich verheert wurde. Vergebens ſchickte Leclerc dem Touſſaint ſeine beiden Söhne, welche er aus Frankreich mit zurückgebracht hatte, zu, um ihn nachgebender zu machen; daher erklärten die franzöſiſchen Generale ihn und Chriſtoph in die Acht; ſie wurden geſchlagen, mußten ſich in die Wälder zurückziehen, und endlich Unterhandlungen anfangen. Leclerc bewilligte einen Waffenſtillſtand und nahm die Unterwerfung der Negergenerale unter der Bedingung an, daß Touſſaint und Chriſtoph ſich nach den ihnen angewieſenen Orten begeben mußten. Deſſalines und Chriſtoph ſuchten jetzt, voll Haß und Neid, Touſſaint ganz aufzuopfern. Ein Brief, worin Touſſaint insgeheim einen Aufſtand vorbereitet haben ſollte, ward dem franz. General in die Hände geſpielt, worauf dieſer den nichts beſorgenden, im Schooße ſeiner Familie auf ſeinem Landgute lebenden Touſſaint und einige Andere zu Anfange des Junius durch den General Brünet verhaften, und nach Frankreich einſchiffen ließ. Bei ſeiner Ankunft in Nantes im Auguſt 1802 beſuchten ihn im Gefängniſſe der Stadt der Präfect und andere Behörden, denen er in Beziehung auf ſein Schickſal mit großem Nachdruck ſagte: Vous avez ma tête, mais vous n'avez pas ma queue, et Vous vous repentirez de vos inconséquences. Vier und zwanzig Stunden darauf wurde er nach der Feſtung Joux bei Beſançon gebracht, wo man ihn 1803 in ſeinem Zimmer, neben einem Tiſche hingeſtreckt, todt gefunden hat. Er war 58 J. alt an Gift geſtorben, und hinterließ 3 Söhne. Der älteſte, Iſaac Louvertüre, wurde auf die Inſel Belle Isle verwieſen; er ſteht jetzt als Rittmeiſter in franzöſiſchen Dienſten. St.-Jean wird in einer engliſchen Kriegsſchule erzogen; der dritte lebte bei ſeiner Mutter, die eine

Frau von ſeltener Bildung des Herzens war und 1816 ſtarb, zu Agen. Touſſaint war ein ſeltener Mann; eben ſo ſtark im Unglück als im Glück, that er nichts der Tugend Unwürdiges. Die außerordentlichſten Opfer koſteten ihm nichts, wenn er dadurch ſeine Landsleute aus der Sklaverei reißen konnte; mit unbegreiflichem Scharfblick entdeckte er auch die verborgenſten Fallen, die man zu ſeinem Verderben erſann. Er war um ſo unerforſchlicher in ſeinen Planen, weil er ſie unter einer anſcheinenden Offenheit verbarg. Der Leichtigkeit wegen, mit der er in alle vertragſame Vorſchläge einging, hatte man ihm den Beinamen Louverture gegeben. Er baute die Grundlagen zu der bürgerlichen Bildung eines neuen Volks, mit jener Umſicht, welche beurtheilt, was dauern kann, und was untergehen wird. Sein für den Krieg wie für den Frieden gleich fähiges Genie verband in der Gefahr jene Kaltblütigkeit der Anordnung mit dem Feuer der Ausführung, welches ſelbſt Unfälle unſchädlich macht. Nie konnte ihn ein noch ſo unerwartetes Ereigniß aus der Faſſung bringen, er fand ſchnell den ſicherſten Ausweg. Mit dieſen Geiſtesgaben verband er die genaueſte Kenntniß des Landes. Sein Körper war gewandt und nicht zu groß; ſein Anſtand war edel und kräftig; ſein Geſicht voll Ausdruck, ſein Blick raſch und durchdringend, ſeine ganze Haltung Aufmerkſamkeit gebietend. In ſeinen Genüſſen war er mäßig, in ſeiner äußern Erſcheinung aber liebte er Pracht und Glanz. Er war mißtrauiſch, eine Folge ſeiner Verhältniſſe und Schickſale; auch war er religiös und beſtieg wohl ſelbſt die Kanzel, wo er dem Volke und den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Ruhe bedurfte er wenig; immer beſchäftigt arbeitete er mit größter Leichtigkeit. Er hatte fünf Secretäre, die täglich mehr als hundert Briefe beantworten mußten. Übrigens beſaß er ein außerordentliches Gedächtniß, war guter Gatte und Vater, ſehr dankbar gegen ſeine Wohlthäter und Freunde, im bürgerlichen Leben eben ſo zuverläſſig als ſchlau im politiſchen. Seine Landsleute liebten und bewunderten ihn bis zum Fanatismus, und ſeine Feinde fürchteten ihn. „Touſſaint," ſagt Gregoire von ihm, „war der Wiederherſteller des Gottesdienſtes auf St. Domingo, und ſein Eifer hatte ihm den Beinamen des **Capuziners** von Leuten erworben, denen man einen ganz andern geben könnte. . . . Daß Touſſaint grauſam, Heuchler geweſen ſey, — ich habe keinen Beruf es zu läugnen; aber die Weißen —! Man muß in keiner Sache urtheilen, in welcher man nur eine Partei hörte. Vielleicht kommt die Zeit, wo auch die Neger ſchreiben und drucken laſſen, oder wo irgend ein Weißer mit unparteiiſcher Feder erzählt *)."

Tower, eine Art von Citadelle an der Oſtſeite der Stadt London, nicht weit von der Themſe, iſt ſehr alt und merklich in Verfall. Ihr Name kommt von dem **Thurm**, den König Wilhelm aus Quaderſteinen zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptſtadt errichten ließ. Dieſes Gebäude ward nach und nach durch Zuſätze mehr vergrößert und befeſtigt. Das Ganze umfaßt zwölf Morgen

*) Dies iſt geſchehen. M. ſ. Hist. de l'insurrection des Esclaves dans le Nord de St. Domingue, par **Ant. Metral** (von 1789 bis 1804) 3 Vol. Paris 1819, und des Mulatten **Regis** Mém. sur Toussaint Louverture, justifié par ses actions des accusations dirigées contre lui. Paris 1818.

Fläche, und iſt mit einem mit Steinen ausgelegten Wall und tiefen Graben umgeben. Die Merkwürdigkeiten des Towers für den Fremden ſind die wilden Thiere, als Löwen, Tiger ꝛc. Ferner das Zeughaus, ein ungeheures zwei Stock hohes Gebäude. Das Geſchütz iſt im Erdgeſchoß; oben iſt ein herrlicher Waffenſaal, 350 Fuß lang, 50 breit, voll Flinten, Säbel und Piſtolen, die ſämmtlich ſo ordentlich, als geſchmackvoll aufgeſtellt ſind, und woraus 200,000 Mann bewaffnet werden können. Die Horſearmory oder die Pferderüſtkammer iſt die Vorſtellung der engliſchen Könige von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Georg II. in ihren Rüſtungen zu Pferde nach dem Leben. Die ſpaniſche Armory (ſpaniſche Rüſtkammer) enthält die Waffen und Rüſtungen, welche der ſpaniſchen unüberwindlichen Flotte 1588 abgenommen und nach London gebracht worden ſind. Auch König Heinrichs VIII. nächtlicher Spazierſtock, worin ſich drei Piſtolen befinden, und das Beil, womit Anna Boleyn enthauptet worden ꝛc., ſind hier. Die hier befindlichen engliſchen Reichskleinodien werden nur hinter einem Gitter gezeigt, und wer ſie ſehen will, muß ſich überdies ſo lange einſchließen laſſen; denn ein engliſcher Oberſt Blood unter Carl II. wollte ſie mit Gewalt wegnehmen, ſeit welcher Zeit man ſich dieſer Vorſicht bedient. Dieſe Reichskleinodien beſtehen in einigen Kronen von großem Werthe, ingleichen Reichsapfel, Scepter, einem Taufbecken, worin die königliche Familie getauft wird, einem goldnen Adler, worin das Salböl für die Könige und Königinnen enthalten iſt, u. ſ. f. Alles engliſche Geld wird im Tower geſchlagen, und es iſt keine Münze weiter im Königreiche, außer der Münzmaſchine eines Privatmanns in der Gegend von Birmingham, wo Scheidemünzen geprägt werden. Im Tower iſt auch ein großes und ſehr ſicheres Pulvermagazin, und eine Kirche, worin viele vornehme Perſonen, die hier enthauptet ſind, begraben liegen, z. B. Anna Boleyn und Catharina Howard, beide Gemalinnen Heinrichs VIII. u. A. m. Es iſt auch ein Archiv im Tower, worin Nachrichten und Urkunden von den Zeiten Königs Johann bis auf Richard III. in 56 Schränken aufbewahrt werden. Gegen Erlegung einer Kleinigkeit darf man davon nachſehen, was man will. Die Stelle eines Governors oder Oberbefehlshaber im Tower iſt ſehr anſehnlich und einträglich. Unter ihm ſteht ein Lieutenant-Governor, ein Deputy-Lieutenant und ein Major. Der Tower dient zugleich zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen. Hinter dem Tower an der Themſe ſtehen 60 Kanonen, die bei Feierlichkeiten, und wenn der König ins Parlament geht, abgefeuert werden.

Toxicologie, die Lehre von den Giften, von dem griechiſchen Worte τοξικον, welches eine beſondere Art des ſtärkſten Giftes, womit die Alten ihre Pfeile und Wurfſpieße vergifteten, nachher aber jede Art von Gift bedeutete.

Toze (Eobald), ein ausgezeichneter hiſtoriſcher Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, geboren 1715 zu Stolpe in Hinterpommern, war in Göttingen Privatdocent und Univerſitätsſecretär, kam von dort nach Bützow, erhielt von dem Herzoge von Meklenburg den Titel eines Juſtizraths und ſtarb im März 1789. Als Geſchichtsſchreiber beſaß er viel Forſchungsgeiſt und Beurtheilungskraft, und hat dadurch ſeinen Schriften einen dauernden Werth gegeben. Wir bemerken in dieſer Hinſicht von ihm ſeine Einleitung zur allgemeinen und beſondern europäiſchen Staatskunde,

2. Th. Bützow und Wismar 1779, 8. 4te Auflage, neu bearbeitet von W. A. Heinze. Schwerin und Wismar 1790 bis 1799; Geſchichte der vereinigten Niederlande, oder neue Welthiſtorie, 16ter und 17ter Theil. Halle 1770, 4., Kleinere Schriften hiſtor. und ſtatiſt. Inhalts, herausgegeben von K. F. Voigt. Leipzig 1791, 8. und beſonders ſeine Geſchichte der mittlern Zeit, herausgegeben von Ebendemſelben 1791.

Trabanten. Hiermit bezeichnet man 1. diejenigen himmliſchen Körper, die zwar ihr Licht und ihre Wärme von der Sonne ihres Syſtems erhalten, jedoch nur mittelbar ſich um dieſelbe bewegen, indem ihr unmittelbarer Lauf um den ihnen zugehörigen Planeten geſchieht. Man kennt ſie auch unter dem Namen Monde oder Nebenplaneten. Unſere Erde hat einen, Jupiter 4, Saturn 7, Uranus 6. — 2. verſteht man unter Trabanten eine reitende Leibwache des Fürſten, wozu gemeiniglich ausgeſucht große und wohlgewachſene Jünglinge genommen werden. P. S.

Tradition, Überlieferung, kann jede Sage genannt werden, die ſich nur durch mündliche Fortpflanzung von einem Geſchlecht zum andern erhalten hat. Bekanntlich kam der hiſtoriſche Stoff aus den Zeiten vor Erfindung der Schreibekunſt durch ſolche Traditionen bis auf die erſten Geſchichtſchreiber. Wie treu auch das Gedächtniß der Erzähler ſie wiedergeben mochte, ihre Brauchbarkeit für ſpätere Hiſtoriker mußte ſchon darum zweifelhaft ſeyn, weil die Nachwelt eine durch Jahrhunderte von ihr geſchiedene Vorzeit ganz zu verſtehen unfähig iſt. Jedes Volk bewahrt die Erinnerungen ſeines Daſeyns vor den Anfängen ſeiner Literatur in Sagen, die, je ſpäter dieſe entſtand, deſto weiter zurückweiſen und ſich in mythiſches Dunkel verlieren. Unter den Quellen der Geſchichte iſt daher die Tradition eine der unzuverläſſigſten, dagegen hat ſie der Poeſie reichhaltigen Stoff und über die Bedeutung des Cultus, den die Religionen des Alterthums aus der vorgeſchichtlichen Zeit in die geſchichtliche mitbrachten, Aufſchluß gegeben. Die catholiſche Kirche verſteht unter **Tradition** das ungeſchriebene Wort Gottes, d. h. die Überlieferungen aus dem mündlichen Vortrage Jeſu und der Apoſtel, welche nicht aufgeſchrieben wurden und ſich durch Mittheilung von einer Generation der Biſchöfe zur andern mit Hülfe des heiligen Geiſtes in der Kirche erhielt. Als Hauptquelle derſelben werden die Kirchenväter betrachtet, die allerdings Kirchengebräuche anführen, welche die heilige Schrift nicht vorgeſchrieben hat. Mehrere ſolche Gebräuche, z. B. die Kindertaufe, die Beichte, die Feier der hohen Feſte, haben die Proteſtanten wegen ihrer Zweckmäßigkeit beibehalten. Nur weigern ſie ſich, was die catholiſche Kirche für apoſtoliſche Überlieferung ausgiebt, als eine von der heiligen Schrift ganz unabhängige Erkenntnißquelle des Chriſtenthums gelten zu laſſen. Dies thut die catholiſche Kirche; ſie ſchreibt ihrer Tradition göttliche Autorität zu und macht ſie dadurch zu einem Princip ihres Lehrbegriffs. Nach ihrem Grundſatze, daß die Kirche (nämlich die Concilien, die übereinſtimmenden Kirchenväter und die Päpſte) in fortwährendem Beſitze derſelben Offenbarung des heiligen Geiſtes ſey, deren die Apoſtel genoſſen, thut ſie es auch ganz conſequent. Denn daraus folgt die vom Tridentiniſchen Concilium beſtätigte Lehre, daß nicht nur die Echtheit der bibliſchen Bücher blos darum anzunehmen ſey, weil die Kirche ſie für echt erklärt, und daß ſie allein in dem Sinne ausgelegt und verſtanden werden dürfen, den die Kirche ihnen beilegt,

ſondern auch alle die Dogmen und Gebräuche, welche in ſpätern Zeiten nicht nach Anweiſung der heil. Schrift, ja, wie die Proteſtanten zeigen, oft ſogar im Widerſpruch mit dem bibliſchen Chriſtenthume, durch Concilien und Päpſte in der Kirche aufgebracht worden ſind, als göttliche Inſtitutionen zu achten wären. Der angegebene, bei den echtpapiſtiſchen und als orthodox geltenden catholiſchen Kirchenlehrern nachzuweiſende Traditionsbegriff ſtützte das Dogma von der unumſchränkten Gewalt der Kirche über Glauben, Cultus und Leben der Chriſten und jene Menge kirchlicher Satzungen, Gebräuche und Einrichtungen, die bei den Proteſtanten im Rufe ſchriftwidriger und ſchädlicher Empfindungen des Aberglaubens, der Herrſchſucht und der Geldgier ſtehen. Die hiſtoriſche Kritik, wie ſie von proteſtantiſchen Theologen geübt wird, darf daher an die catholiſche Traditionslehre nicht rühren, ſie würde mit ihr das ganze Syſtem des Catholicismus umwerfen. Vielmehr muß ein unbedingter Glaube an die göttliche Autorität der Kirche und an die ihr fortwährend beiwohnende Inſpiration dieſe Lehre heiligen und die Tridentiniſche Kirchenverſammlung hat nicht ganz conſequent decretirt, daß der Tradition nur gleiche Ehrfurcht wie der heiligen Schrift gebühre, da erſtere als kirchlich anerkannte alleinige Auslegerin der letztern eigentlich das höhere normative Anſehen hat. Hieraus ergiebt ſich die zur Beurtheilung der theologiſchen Gegenſätze unſerer Tage dienende Bemerkung, daß die Tradition dem echten Catholiken daſſelbe iſt, was die Vernunft dem Rationaliſten und der wiſſenſchaftlich ausgemittelte Buchſtabe der heil. Schrift dem Supernaturaliſten. B.

Traditoren wurden diejenigen Chriſten genannt, die ſich unter den Chriſtenverfolgungen, beſonders Diocletians, des Vergehens der Auslieferung heiliger Bücher und Gefäße an die heidniſche Obrigkeit ſchuldig machten. Meiſt waren es zaghafte Geiſtliche, die die Kirche durch Entſetzung von ihren Ämtern beſtrafte. Da die Donatiſten (ſ. d. Art.) ſolche Auslieferer ſogar den ärgſten Ketzern gleichſtellten, milderte die orthodoxe Kirche ihr Urtheil über dieſes Vergehen, zu dem es unter den chriſtlichen Kaiſern keine Gelegenheit mehr gab. E.

Trafalgar (Schlacht von). Im Sommer 1805 hatte ſich die 24 Kriegsſchiffe ſtarke franzöſiſche Flotte, welche zu Toulon ausgerüſtet worden, unter dem Admiral Villeneuve mit der ſpaniſchen unter dem Admiral Gravina im Hafen zu Cadix vereinigt und war in die weſtindiſchen Gewäſſer geſegelt, wo ſie Furcht und Schrecken verbreitete, aber ohne irgend eine Inſel zu nehmen; kaum einige engliſche Kauffahrer und ein Cutter waren ihr in die Hände gefallen. Unterdeſſen hatten die Engländer der franzöſiſchen Flotte Nelſon mit einer etwa halb ſo ſtarken Flotte nachgeſandt; aber vergeblich ſuchte dieſer die franzöſiſch-ſpaniſche Armada in Barbados, in Martinique, in St. Luzie und ſegelte mißmuthig nach Europa zurück. Hier hatte bei Corunna (22. Julius 1805) bereits der Admiral Calder mit 15 Linienſchiffen die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht geliefert, welche aber unentſchieden blieb, da ein dicker Nebel im Augenblick des Kampfes alles verdunkelte und jeder Theil beträchtlichen Schaden litt; doch hatten ſich die Britten zweier ſpaniſchen Schiffe bemächtigt. Die ſpaniſch-franzöſiſche Flotte lief in den Hafen von Corunna ein, wo ſie ſich verſtärkte, ſo daß ſie 34 Linienſchiffe zählte. Calder zog ſich daher zurück. Wäh-

rend dies geſchah, hatte Nelſon ſich in London aufs neue verſtärkt und ſegelte nun vor Cadix, wo die feindliche Flotte vor Anker lag. Es lag ihm nicht daran, was vorher ſchon Admiral Collingwood, der bei Gibraltar ſtationirt war, verſucht hatte, die Flotte zu blockiren, ſondern ſie zu einer Schlacht zu bringen. Er zog ſich daher ganz von Cadix zurück, und in der That lockte er dadurch die Flotte heraus. Den 19ten ſegelte ſie aus dem Hafen, den 21ſten traf ſie Nelſon beim Cap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltars Meerenge. Nelſon hatte den Plan zu einer Schlacht ſeinen Unterbefehlshabern ſchon am 4. October aus einander geſetzt. Es bedurfte alſo dazu keines Augenblicks. In zwei Colonnen ſegelte ſeine 27 Linienſchiffe ſtarke Flotte gegen die durch mehrere Escadren verſtärkte franzöſiſch-ſpaniſche von 33 Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten, und bei Annäherung der Engländer ſich in einem Halbkreis ordneten. Allein Nelſon wurde vom Winde, wie von der Erfahrenheit und Kühnheit ſeiner Mannſchaft beſſer unterſtützt, als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie mit ſeinen zwei Colonnen an zwei Punkten, auf Piſtolenſchußweite lagen die Schiffe an einander; mehrere wurden geentert, andre in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war der Kampf geendet; Gravina, der ſpaniſche Admiral, ſtarb an ſeinen Wunden, 19 Schiffe waren verloren, worunter eines von 130 und das andere von 120 Kanonen. Der franzöſiſche Admiral Villeneuve ward gefangen, eben ſo Alava, der ſpaniſche Viceadmiral, und der Contreadmiral Zisneros. Dies war Nelſons letzter und glorreichſter Triumph. Ein feindlicher Scharfſchütze auf der Santa Trinidad erkannte ihn an ſeinen Orden und ſchoß ihn mitten durch den Stern, der ſein tapferes Herz ſchmückte. In wenig Minuten ſank er als Held, jedoch wie Epaminondas vom Siege bereits bekränzt. Collingwood übernahm ſtatt ſeiner das Commando. Vier franzöſiſche Schiffe retteten ſich und ſteuerten nach Ferrol, wo ſie aber den 4ten November dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Nur zehn Schiffe blieben von der ganzen Flotte übrig, die Napoleon in ſechs Jahren mit Mühe durch die Thätigkeit der ganzen franzöſiſchen Nation geſchaffen hatte. 15,000 Mann betrug der Verluſt an Todten, Verwundeten und Gefangenen, indeß die Engländer kaum 1800 Dienſtunfähige und Todte zählten. Seit dem Tage von Trafalgar giebt es keine Flotte mehr, die der brittiſchen Seemacht die Herrſchaft des Weltmeers ſtreitig machen kann.

*r.

Trägheit, im phyſiſchen Sinne, iſt das Vermögen der Körper, in ihrem Zuſtande zu beharren, ſey dieſer ein ruhiger, oder finde dabei Bewegung Statt. Man nennt dieſes, zu den phyſiſchen Eigenſchaften der Körper gehörende, Vermögen auch — und zwar richtiger bezeichnend — Beharrungsvermögen, Gleichgültigkeit gegen Bewegung und Ruhe. Es iſt dieſes aber keine Kraft, weil dieſe letztere Änderung des Zuſtandes bedingt, ſondern ein innres, jedem Körper eigenthümliches Vermögen, in dem Verhältniſſe zu bleiben, in dem er ſich eben befindet. Daher ſchreibt man den Planeten Trägheit zu, weil dieſe ihre einmal angenommene Bahn ſtets verfolgen. — Im gewöhnlichen Sinne verſteht man darunter Hang zur Ruhe, oder doch zur möglichſt geringen Bewegung und Anſtrengung; von den Geiſteskräften gebraucht, wofern dieſe nicht durch phyſiſche Urſachen an ihrer Thätigkeit verhindert werden, erſcheint Trägheit ſelbſt als Un-

tugend, weil die Pflicht der geiſtigen Wirkſamkeit dadurch unausgeübt bleibt.

Tragiſch — Tragödie. Das urſprünglich griechiſche Wort bedeutet eigentlich einen Bockgeſang. Entweder weil dem Bacchus, an deſſen Feſten man ernſthafte, lyriſche und heroiſche Geſänge öffentlich ausführte, ein Bock geopfert zu werden pflegte, oder weil der beſte Sänger (Declamator nach unſerer Art zu reden) einen Bock zum Preis erhielt, wurde jenen Gedichten der ſeltſame Name zu Theil. Man ſchreibt die Erfindung der Tragödie in ihrer erſten, roheſten Geſtalt dem Theſpis zu, der zu den Zeiten des Solon lebte, ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Äſchylus. So wie Ariſtoteles ſie vorfand, beſchrieb er ſie als ein dramatiſches Gedicht, welches zum Zweck hat, durch Furcht, Schrecken und Mitleid, welche die dichteriſche Nachahmung einer Handlung erregt, die Leidenſchaften zu reinigen. Wie oft dieſe Erklärung auch nachgebetet worden iſt, ſie giebt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenſchaften durch Leidenſchaften ins Klare ſetzt. Die künſtliche Erregung jener genannten Leidenſchaften, die uns in einen unangenehmen Zuſtand verſetzen, kann wohl auf die Reinigung unſeres Gemüths keinen andern Einfluß haben, als den, daß ſie es ſtärkt und übt, die Leidenſchaften überhaupt zu beherrſchen. Zu einer ſolchen Übung ſcheint in der That nichts geeigneter, als ein Zuſtand, in welchem der Menſch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenſchaften, und auch die Kraft fühlt, ſich von ihr zu befreien, ſobald er will. In dieſen Zuſtand will uns die Tragödie verſetzen. Sie will uns jene Leidenſchaften, die auf der Sympathie beruhen, und ſchon darum das Bewußtſeyn der inneren Freiheit weniger als die rein egoiſtiſchen verdunkeln, durch einen künſtlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens ohne Wirklichkeit der That und Begebenheit erregen, und indem ſie den Mangel der Wirklichkeit nicht verhehlt —

> Aufrichtig iſt die wahre Melpomene,
> Sie kündigt nichts als eine Fabel an —

will ſie uns das Gefühl des innern Vermögens laſſen, uns davon nach Willkühr wieder zu befreien, wär' es auch nur die Selbſtmahnung an die Weſenloſigkeit deſſen, was uns bewegt. Wer hat nicht wohl einmal in ſeinem Leben in demjenigen Halbſchlummer ſchon geträumt, wo unſer inneres Auge Schreckliches mit Ruhe oder Genuß anſchaut, weil noch das Gefühl in uns wach iſt, daß es unſere eigne Phantaſie iſt, welche den Traum erſchafft? wo wir träumen mit dem ſchwankenden, ſchläfrigen Bewußtſeyn, daß wir träumen? Gleich einem ſolchen Traume will der Dichter mit der Lebendigkeit ſeiner Geſtaltungen auf uns wirken, und dadurch in uns die Kräfte aufwecken, die den Leidenſchaften das Gegengewicht halten. Da es auf eine Übung dieſer Kräfte abgeſehen iſt; ſo muß er ſich hüten, es mit der Erregung der ſympathetiſchen Gemüthsbewegungen ſo weit zu treiben, daß wir dem Schmerz nur durch ein völliges Zerſtören der traumartigen Täuſchung entrinnen können. Denn ſobald wir zu dieſem Mittel greifen, fällt jene Übung des moraliſchen Vermögens weg. Wir müſſen die Vorſtellung, in der Lage der Handelnden zu ſeyn, aushalten können, ſelbſt da, wo wir ſie darin untergehen ſehen, indem wir in uns noch das Daſeyn der Kräfte fühlen, deren ſie für den Augenblick beraubt zu ſeyn ſcheinen. Aus dieſem Ge-

ſichtspunkte vielleicht iſt die Ariſtoteliſche Erklärung mit demjenigen zu vereinbaren, was in neuern Zeiten über das Weſen der Tragödie philoſophirt worden iſt. Wir pflegen die Tragödie in unſerer Sprache Trauerſpiel zu nennen (vergl. Schickſalstragödie), und es ſcheint nicht, daß die Klarheit des Begriffs bei dieſem Purismus gewonnen habe. Wohl manche dramatiſche Schriftſteller haben das Traurige mit dem Tragiſchen verwechſelt, und ſtatt eines wahren Trauerſpiels einen τράγος (Bock) gemacht. Es läßt ſich aus der obigen Erklärung entwickeln, daß das Weſen der Tragödie nicht auf dem traurigen, Mitleid erregenden, zu Thränen rührenden Ausgange, ſondern auf der Größe und Erhabenheit der Hauptidee ruht, auf welche die Fabel hinweiſ't, und welche ſie als ein lebendiges Beiſpiel belegt. Indem das Gemüth über die Folge trauert, muß der Geiſt an der Größe und Erhabenheit ihrer Urſache ſich ergötzen können, weil ſonſt nichts, als eine unvermiſcht ſchmerzliche Empfindung in uns entſtehen kann, welcher wir nur durch die Selbſtmahnung an die Täuſchung zu entrinnen ermögen. Die meiſten neuern Kunſtphiloſophen haben das weniger eingeſehen, als gefühlt, und ſich angeſtrengt, die Frage, was tragiſch ſey, a priori aufzulöſen, und den Begriff dieſes Beiworts auf ein höchſtes Princip zurückzuführen. Das kann ſchon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten Beiwortes ſich weſentlich ändert, je nachdem man es mit dieſem oder jenem Hauptworte verbindet. Gebraucht man es von der Hauptidee, welcher der Stoff zum Beleg, zur Anſchaulichmachung dient, ſo fällt ſein Sinn mit dem Begriffe des Erhabenen zuſammen. Sagt man es von der Fabel, oder einem einzelnen Theile deſſelben, ſo drückt es nur die Eigenſchaft aus, vermöge deren die Begebenheiten uns zu einer erhabenen Hauptidee aufzuregen geſchickt ſind, woraus keinesweges folgt, daß jede derſelben an ſich und allenfalls mit ihren nächſten Urſachen betrachtet, ein erhabener Gegenſtand für die Anſchauung ſey. Spricht man von dem tragiſchen Helden (des Stücks), von ſeinem tragiſchen Charakter, ſo weicht deſſen Bedeutung noch weiter vom Begriffe des Erhabenen ab. Ariſtoteles will den Helden tugendhaft aber menſchlich ſchwach. Das iſt an ſich nicht erhaben; aber der Held ſoll auch eben nicht durch ſeine moraliſche Größe uns imponiren, ſondern hauptſächlich unſern Antheil, unſer Mitgefühl erwecken und feſthalten, damit das, was in dem Stücke mit ihm ſich begiebt, mit Geiſt und Gemüth auf die erhabene Hauptidee uns leite. Redet man endlich von tragiſchen Hebeln, ſo verſteht man darunter Mittel zu Aufregung unſeres Geiſtes und Gemüths, die oft den Anſchein des Kleinen vielmehr, als des Erhabenen an ſich tragen, und bisweilen gerade dadurch um ſo zweckdienlicher werden, weil die Anſchauung einer großen Idee uns um ſo mehr überraſcht, wenn wir mittelſt des gleichſam electriſchen Stoßes der Ideenverbindung durch kleine Begegniſſe daran gemahnt werden. So iſt es im Lear mehr als einmal ein Einfall des Hofnarren, der wie ein Blitz das coloſſale Gebäu der moraliſchen Weltordnung erleuchtet, und unſerem Geiſte ſichtbar macht. Schon um dieſer Verſchiedenheiten willen iſt es eine Abſurdität, den Begriff des Tragiſchen, als einen abſtracten, in einer einzigen Erklärung erſchöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade bis zu dem unverſtändlichen Galimathias hinauf abſtrahirt, daß das Tragiſche ein Mißverhältniß der menſchlichen Willenskraft zu den Lebensgöttern ſey. Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es einſeitiger Weiſe einen Kampf der menſchlichen Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Willens und

der That mit dem Schickſal u. ſ. f. nennen. Das Komiſche menſchlicher Handlungen iſt in vielen Fällen nichts anderes. Jener Kampf gehört zum Weſen des Drama überhaupt. Am ſicherſten bleiben wir bei der lexicographiſchen Erklärung ſtehen: Tragiſch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig iſt oder auch von ihr herrührt; ja ſelbſt, was ihr durch ſeine Wirkung verwandt iſt. Tragiſch in dem letztbezeichneten Sinne iſt Schillers Gedicht: die Kraniche des Ibicus, und die berühmte Gruppe des Laokoon, obſchon ſie keine Tragödien genannt werden können. A. Mnr.

Trajanus (Marcus Ulpius), ein berühmter römiſcher Kaiſer, war der Sohn des Trajanus, eines ausgezeichneten Feldherren, der in dem jüdiſchen Kriege unter dem Vespaſian befehligte, der ihn zum Conſul und Patricier machte, und ihn als Statthalter und Befehlshaber nach Syrien ſchickte. Der junge Trajan, in Spanien geboren, begleitete ſeinen Vater in einem Feldzuge gegen die Parther am Euphrat, und diente auch am Rhein. Er zeichnete ſich allenthalben durch Muth aus, und ſuchte ſich beſonders durch große Märſche zu Fuß abzuhärten. Zugleich machte er ſich mit allen zum Kriege nöthigen Kenntniſſen bekannt, und durch ſein einnehmendes Betragen bei den Soldaten beliebt, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. Im Jahre 86 nach Chr. Geburt wurde er Prätor und im 91. Conſul. Nachher hielt er ſich einige Zeit in Spanien auf, von wo er durch den Kaiſer Domitian zum Befehlshaber der Truppen in Niederdeutſchland berufen wurde. Als der vortreffliche, aber ſchon bejahrte Kaiſer Nerva zur Regierung kam, fand derſelbe Niemand würdiger zu ſeinem Mitregenten, als den Trajan, den er deßhalb adoptirte und (97) zum Cäſar erhob. Trajan, damals 42, nach Andern 45 Jahr alt, beſaß neben ſeinen übrigen Vorzügen, die ihm auf eine ſolche Würde Anſpruch gaben, eine majeſtätiſche Geſtalt, und eine ſehr einnehmende, geiſtvolle Geſichtsbildung. Gleich nach ſeiner Erhebung beſchränkte er die prätoniariſche Garde, welche den Nerva gezwungen hatte, ihr die Mörder des Domitian zum Beſtrafen auszuliefern, und ließ die Urheber des Aufruhrs beſtrafen. Nerva ſtarb bald darauf, und Trajan beſtieg ohne Widerſpruch (98 n. Chr. Geb.) den Thron. Nichts konnte die Güte und Freundlichkeit, womit er allen Ständen und Perſonen begegnete, übertreffen. Zuerſt machte er allen Einwohnern Roms, die Abweſenden und die Kinder (zu deren Erziehung er Verordnungen traf) mit eingeſchloſſen, ein Geſchenk an Korn und Geld, und gegen die Provinzen bewies er ſich eben ſo freigebig. Um die Stadt mit Getraide hinlänglich zu verſehen, erlaubte er die ganz freie Einfuhr, und dieſes Mittel war ſo zweckmäßig, daß bei einer Theurung in Ägypten, der damaligen Kornkammer Roms, dieſes Land von der Stadt aus mit Getraide verſorgt werden konnte. Die verderbliche Rotte von Angebern (Delatores), welche unter der Tyrannei des Domitian hauptſächlich entſtanden, und während Nerva's ſanftmüthiger Regierung nicht gehörig beſtraft war, fand in Trajan einen unerbittlichen Feind. Er ließ ſie einſchiffen und nach eben den unfruchtbaren Inſeln bringen, wohin die unglücklichen Opfer ihrer Bosheit verwieſen worden waren. Auch erließ er ein Edict, worin alle künftigen falſchen Anklagen mit den ſchärfſten Strafen bedroht wurden, und ſtellte die Abgabe des Zwanzigſten, welche Auguſtus auf die Collateralerbſchaften gelegt hatte, ab. Durch Mäßigkeit und Sparſamkeit ſetzte er ſich in Stand, Alles dies auszuführen, ohne daß die Staatseinkünfte dadurch verringert wurden. Mit der edelſten und

gewiſſenhafteſten Rechtlichkeit zog er alle Männer von Verdienſt und Kenntniſſen hervor, und vertraute ihnen die Staatsämter an. Wie er dem Saburanus als prätorianiſchem Präfecten das Amtsſchwert überreichte, ſagte er zu ihm: „dies Schwert gebe ich dir, damit du es zu meiner Vertheidigung führſt, wenn ich gut regiere; aber gegen mich, wenn ich übel regiere.“ Auch als er ſchon Kaiſer war, lebte er mit den Senatoren und übrigen Perſonen von Stande auf demſelben freundſchaftlichen Fuß wie vorher, weshalb Plinius auch von ihm ſagt: „er beſaß Freunde, weil er ſelbſt Freund war.“ So wie Auguſt, beſuchte auch er ſeine Freunde in ihren Häuſern, ganz als Privatperſon, und ſeine Freundſchaft war um ſo uneigennütziger, da es denen, welchen er ſie ſchenkte, frei blieb, in ſeine Dienſte zu treten, oder für ſich zu leben. Aber ſein Palaſt war nicht blos ſeinen Vertrauten, ſondern einem jeden offen, und allen Bürgern gab er zu jeder Zeit willig Gehör. Bei ſeiner Tafel waren beſtändig einige der geachtetſten und angeſehenſten Römer, die ſich mit ihm auf die freieſte, munterſte und ungezwungenſte Weiſe unterhielten. Seine Mahlzeiten waren einfach und mäßig, und man ſahe dabei nichts von der Üppigkeit der vorigen Kaiſer. Obgleich er in ſeinem frühern kriegeriſchen Leben keine gelehrte Ausbildung erhalten hatte, ſo kannte er doch den Werth der Wiſſenſchaften und ſchätzte alle Gelehrten. Daher ſtiftete er auch Bibliotheken, und unter ſeinem Schutze blüheten die Zweige der Literatur wieder auf, die unter Domitian gelitten hatten. Dieſe Beweiſe ſo vieler Tugenden eines vortrefflichen Regenten, deſſen einziges Streben war, ſein Volk glücklich zu machen, veranlaßten den Senat, ihm einſtimmig den Beinamen Optimus (der Beſte) zu ertheilen, und obgleich ihm derſelbe ſchon in den erſten Zeiten ſeiner Regierung beigelegt wurde, ſo hat er ſich doch deſſelben als Regent nie unwürdig gemacht. Im dritten Jahre ſeiner Regierung nahm er zum drittenmal das Conſulat an, welches er mit allen den Förmlichkeiten, die durch die republikaniſche Verfaſſung vorgeſchrieben waren, verwaltete. Er band ſich ſelbſt durch einen feierlichen Eid, die Geſetze zu beobachten, und erklärte, daß ſie nicht weniger verbindlich für einen guten Fürſten als für einen guten Bürger wären. Während er dieſer Magiſtratur vorſtand, hielt Plinius die vortreffliche Lobrede auf ihn, welche wir noch beſitzen, und die uns das Bild eines vollkommenen Fürſten darſtellt. Im folgenden Jahre, als Trajan wieder Conſul war, brach ein Krieg mit dem Decebalus, dem Könige der Dacier, aus, der den Kaiſer zu den Ufern der Donau rief. Eine blutige Schlacht wurde geliefert, in welcher die Römer ſiegten, aber nicht ohne bedeutenden Verluſt. Die Verwundeten waren ſo zahlreich, daß Trajan ſeine Kleidungsſtücke zum Verbinden hergab. Endlich wurde der daciſche König beſiegt, mußte um Frieden bitten, und wurde ein Vaſall des römiſchen Reichs. Nun kehrte Trajan zurück, und genoß die Ehre des Triumphs, und der Beiname der Daciſche (Dacicus) ward ihm gleichfalls zuerkannt. Die beiden folgenden Jahre (102 und 103) brachte er mit heilſamen Anordnungen und Verbeſſerungen im Innern ſeines Reichs zu, legte unter andern den Hafen zu Centumcellä (jetzt Civitavecchia) an, und beſtellte (103) den Plinius zum Statthalter von Pontus und von Bithynien, wodurch ein Briefwechſel zwiſchen dem Kaiſer und jenem berühmten Schriftſteller veranlaßt wurde, der den klarſten Begriff von Trajans gütiger und aufgeklärter Regierung giebt. Unter jenen Briefen befinden ſich auch diejenigen, welche die Chriſten betreffen, und in deren einem Trajan

dem Plinius befiehlt: keine Verſuche zur Entdeckung der Anhänger dieſer Religionspartei zu machen; wenn ſie aber vor ſeinen Richterſtuhl gebracht würden, ſie zu beſtrafen; indeſſen ſollte, wenn ſie den Göttern des Staats opfern wollten, auch von Beſtrafung nicht die Rede, und das Vergangene vergeſſen ſeyn. Wegen dieſer Vorſchriften hat man den Trajan unter die Verfolger der Chriſten verſetzen wollen. Er ſuchte aber ausdrücklich ihre Verfolgung zu verhindern, indem er es verbot, Verſuche zu ihrer Entdeckung zu machen, und nur dann ihre Beſtrafung verordnete, wenn ſie angeklagt wurden. Im Jahr 104 fing Decebalus von neuem Krieg an, und Trajan, um deſto ſchneller in Dacien einfallen zu können, ließ bei dem heutigen Zeverin in Niederungarn eine Brücke über die Donau ſchlagen, welche zu den Wundern jener Zeit und den größten Werken des Alterthums gehört. Darauf fiel er in Dacien ein, eroberte die Hauptſtadt des Decebalus, der ſich ſelbſt umbrachte, und verwandelte dieſes Land in eine römiſche Provinz, welche er von andern Theilen des Reichs her bevölkerte. Bei ſeiner Rückkehr nach Rom hatte Craſſus eine Verſchwörung angeſponnen, und Trajan begnügte ſich damit, ihn blos zu verbannen. Seine angeborne Liebe zum Kriege, der einzige Fehler, den man ihm als Regenten mit Recht vorwerfen kann, war durch das Glück noch mehr entflammt, und der übrige Theil ſeiner Regierung zeigt ihn uns hauptſächlich als ſiegreichen Feldherrn, deſſen Abſicht es war, die Gränzen des römiſchen Reichs zu erweitern. Schon lange war das Verfügungsrecht über die Krone von Armenien ein Gegenſtand des Streits zwiſchen den Römern und Parthern geweſen. Da nun Chosroes, der König der letztern, einen König in Armenien eingeſetzt hatte, ſo ließ ſich Trajan dies um ſo mehr als Vorwand zum Kriege dienen, da auch die Parther durch innere Streitigkeiten getheilt waren. Er ging (106) mit einem Kriegsheere nach Armenien, eroberte es (107), und machte es zur römiſchen Provinz. Nachdem er ſeine Eroberungen geſichert, und die Huldigungen einiger benachbarten Fürſten empfangen hatte, ging er nach Edeſſa, deſſen König Abgarus in ſeinem Betragen zwiſchen den Römern und Parthern gewankt hatte. Durch die Verwendung ſeines Sohnes, eines ſchönen jungen Prinzen, erhielt Abgarus indeſſen vom Trajan eine günſtige Behandlung, und der letztere unterwarf ſich nachmals ganz Meſopotamien. Das ſteinichte Arabien wurde gleichfalls um die Zeit von Trajan als eine Provinz mit dem römiſchen Reiche verbunden. Auch unterwarf er ſich alle die kleinen Könige im nördlichen Armenien zwiſchen dem Euxin und dem caspiſchen Meere. Im J. 114 baute er das prächtige Forum Trajanum; auch wurde zu Rom die berühmte Trajaniſche Säule (Columna Trajani) errichtet, die das Andenken ſeiner Siege verewigte, noch jetzt vorhanden iſt, und nach ſeinem Tode auf ſeinem Grabe aufgerichtet ward. 115 ging er auf einer Schiffbrücke über den Tigris, unterwarf ſich Adrabene und ganz Aſſyrien, Cteſiphon und Suſa, ſegelte ſodann mit einer Flotte auf dem Tigris bis zum Ausfluſſe in den perſiſchen Meerbuſen hinab, und war der erſte und letzte römiſche Feldherr, der denſelben beſchiffte. Als er in den indiſchen Ocean kam, verheerte er die Küſte des glücklichen Arabiens, und beklagte, wie er ein Schiff nach Indien fahren ſah, nichts mehr, als daß er nicht jung genug ſey, um auch dies Land zu bekriegen. Der Ruhm Alexanders ſchwebte um dieſe Zeit ſeinem Geiſte vor; aber ungeachtet des Glanzes, welchen ſein Kriegsglück über ſeinen Namen verbreitet, ſchmerzt es ein denkendes Ge-

müth, einen weiſen, menſchlichen Fürſten in einen ehrgeizigen Eroberer verwandelt zu ſehen, welcher, die Rechte der Nationen nicht achtend, die theuerſten Güter ſeines eignen Volks blos ſeinem perſönlichen Ruhme opfert. Er fand ein eitles Vergnügen daran, ſeine Briefe an den Senat mit barbariſchen Namen noch barbariſcherer Völker zu füllen, die er dem großen Reiche einverleibt hatte; und die Erfindſamkeit der Senatoren beſchäftigte ſich mit neuen Ehrentiteln und den Zeichnungen neuer Triumphbogen bei ſeiner Rückkehr. Allein dieſe erfolgte nicht. Nachdem er einige Zeit mit der Wiederunterjochung mehrerer Völker verbracht, und den Parthern, die jetzt gleichfalls vom römiſchen Reiche abhängig gemacht waren, einen König gegeben hatte, belagerte er Atra, die Hauptſtadt einer arabiſchen Völkerſchaft. Er mußte jedoch dieſe Belagerung aufgeben, und ſich nach Syrien zurückziehen. 117, als er mit ſeinem Heere wieder nach Meſopotamien gehen wollte, wurde er krank, übertrug dem Hadrian den Oberbefehl über ſein Kriegsheer, und ſchiffte ſich nach Italien ein. Er erreichte Selinus (Trajanopel) in Cilicien, wo er im Auguſt 117 im 64ſten Jahre ſeines Alters und im 20ſten ſeiner Regierung ſtarb. Sein Nachfolger war Hadrian, den er adoptirt hatte. — Außer der Kriegsliebe konnte dem Trajan als Regenten kein Vorwurf gemacht werden. Er wachte mit der größten Sorgſamkeit für die Aufrechthaltung der Geſetze, war überaus gerecht, herablaſſend, gütig und wohlthätig; den Wohlſtand ſeiner Unterthanen ſuchte er aus allen Kräften zu fördern, legte deshalb neue Städte an, bauete neue Straßen, Brücken und Häfen, ermunterte den Handel, die Wiſſenſchaften und die Künſte, zierte Rom mit herrlichen Gebäuden, und ſorgte väterlich für die Erhaltung und Erziehung der Waiſen. Dennoch iſt es zu bedauern, daß einige Laſter und Ausſchweifungen, von denen die Liebe zum Trunk am wenigſten ihn ſchändete, ſeinen Charakter beflecken. Die Liebe und Verehrung der Römer für ihn war ſo groß, daß noch 250 Jahre nach ſeinem Tode die Senatoren bei der Thronbeſteigung eines neuen Kaiſers demſelben wünſchten: er möchte glücklicher ſeyn, als Auguſt, und beſſer als Trajan! N.P.

Trajectoria. Wenn ein Körper durch gleichzeitige Einwirkung mehrerer Kräfte in Bewegung geſetzt wird, ſo beſchreibt er unter gewiſſen Umſtänden eine krumme Linie; dieſe heißt ſeine „Trajectoria,“ vom lateiniſchen trajicere, von einem Orte zum andern ſchaffen. Der durch die Kraft des Wurfs in Bewegung geſetzte Stein z. B. wird durch die, außerdem auf ihn einwirkende Kraft der Schwere von ſeiner urſprünglich geradlinigen Richtung allaugenblicklich abgelenkt, und, wofern der Wurf nur nicht vertical geweſen iſt, in welchem Falle der Stein in der nämlichen Richtung wieder herunterfällt, zur Beſchreibung einer paraboliſch-gekrümmten Linie, als ſeiner Trajectoria, gezwungen. S. Balliſtik.

Tramontane heißt der Nord- oder Polarſtern.

Trancheen, ſ. Laufgräben.

Trankebar (Trankenbar, franz. Tranquebar), eine Stadt und Feſtung auf der Küſte von Coromandel im Staat von Tanjore in Oſtindien, gehört den Dänen und liegt ſüdlich vom Fluſſe Kolaru. Im Jahr 1612 wurde zu Copenhagen eine däniſch-oſtindiſche Compagnie errichtet, und 1616 kam das erſte däniſche Schiff auf der Küſte von Coromandel an, wo es von dem Rajah von Tanjore gütig aufgenommen wurde. Der letztere ließ ſich mit dem Oberkauf-

mann Roland Krappe wegen Abtretung eines Landſtrichs zur Anſiedelung für die Dänen in Unterhandlungen ein, und 1620 erhielt der däniſche Befehlshaber Ove Giedda den Diſtrict von Trankebarer wofür er eine jährliche Abgabe von 2000 Perdons oder 1666⅔ däniſche Thaler verſprach. Er legte hier die Stadt Trankebar und das Fort Dansburg an, und Krappe blieb als Gouverneur zurück. 1777 überließ die Compagnie dieſe Colonie an die Krone. Das däniſche Gebiet begreift, außer der Stadt und Feſtung, den Flecken Porejaru und 30 Dorfſchaften, welche die Krone theils eigenthümlich, theils pfandweiſe vom Rajah beſaß, dem ſie dafür 9650 Rthlr. bezahlte, und enthält 20 Quadratmeilen mit 50,000 Einwohnern. Die Stadt allein zählt 15,000 Einwohner, und iſt der Sitz einer Miſſionsanſtalt, König Friedrich IV. legte nämlich eine Anſtalt zur Bekehrung der Heiden an, und 1705 gingen die erſten Miſſionarien von Copenhagen nach Trankebar ab, wo ſie im Jul. 1706 ankamen. Nun wendete man ſich von Copenhagen aus nach Berlin und Halle, um ſich Miſſionarien vorſchlagen zu laſſen, und am letztern Orte, wo auch noch die Berichte der Miſſionsanſtalt herauskommen, wurde eine malabariſche oder eigentlich tamuliſche Druckerei angelegt. Den Heidenbekehrern fehlte es übrigens mehr an Fortgang, als an Eifer in ihrem Geſchäft. Ihre Arbeit wurde bis in die neueſten Zeiten mit anſehnlichen Geldſummen, aus Dänemark, Deutſchland und England unterſtützt, und ſeit geraumer Zeit haben ſie auch eine eigne Druckerei zu Trankebar. In dieſer Stadt ſind fünf heidniſche Tempel, eine muhamedaniſche Moſchee, eine lutheriſche Hauptkirche mit zwei Predigern, eine däniſch-malabariſche Miſſionskirche, und eine catholiſche Kirche. In Porejaru iſt eine catholiſche Miſſionskirche, und in den übrigen Dörfern, und den angränzenden Ländern waren ſtets königlich däniſche lutheriſche Miſſionarien mit der Heidenbekehrung beſchäftigt. Man hat auch ſelbſt aus der malabariſchen Nation Landprediger, Catecheten und Schullehrer gebildet und angeſtellt. Trankebar iſt der Hauptort der däniſchen Beſitzungen in Oſtindien, wo auch der Gouverneur ſich befindet, und treibt einen ziemlich beträchtlichen Handel. 1800 liefen in den Hafen 34 Schiffe ein. Auch befinden ſich hier Baumwollenfabriken und Seeſalzſiedereien.

Transfiguration, Umwandlung, wird in der römiſchen Kirchenſprache die Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor genannt, zu deren Gedächtniß ſie am 6ten Auguſt ein beſonderes Feſt erſten Ranges feiert, welches aber erſt im 12ten Jahrhundert erfunden zu ſeyn ſcheint. Papſt Calixtus III. verſah daſſelbe 1456 zum Andenken des Siegs über die Türken mit vielen Ablaſſen. Unter dieſer Benennung iſt auch eines der vorzüglichſten Gemählde Rafaels, von dem wir auch einen ſehr guten Kupferſtich von Dorigny und R. Morghen beſitzen, bekannt.

Tranſitohandel, Durchfuhrhandel, heißt der durch ein Land blos durchgehende Handel, an welchem dieſes Land keinen andern Antheil hat, als daß es ihm durch die nöthigen Anſtalten Erleichterung und Sicherheit verſchafft, ſeine Landſtraßen und Waſſerfahrten demſelben öffnet, dafür Abgaben erhebt und des Verdienſtes genießt, zu welchem die Waarendurchfuhr längs dieſer Waſſer- und Landſtraßen Gelegenheit giebt. Es ſetzt derſelbe immer den Eigenhandel anderer Nationen voraus und iſt im wahren Sinne des Worts kein eigentlicher Handel, ſondern nur eine beſondere Benennung des Eigenhandels in der erwähnten Beziehung. KM.

Transparent heißt durchſichtig, durchſcheinend, und wird bekanntlich von beſondern mit Öl getränkten Gemählden gebraucht, auf welche dann, wenn eine angemeſſene Beleuchtung dahinter geſtellt wird, gewiſſe Gegenſtände, Inſchriften und dergl. ſich vorzüglich herausheben. Es kann daraus der Kunſt zwar nie großer Vortheil erwachſen, allein für beſtimmte Zwecke iſt dieſe Art der Darſtellung beſonders günſtig. Die vorzüglichſten transparenten Gemählde ſind unſtreitig die Proſpecte, die der Mahler König in Bern verfertigt hat. Sie ſtellen mehrere mahleriſche Anſichten aus den Gebirgsgegenden der Schweiz mit überraſchender Wahrheit dar.

Transporteur iſt ein mathematiſches Inſtrument zum Auftragen der Winkel. Er beſteht gemeiniglich aus Meſſing oder Holz und bildet einen halben Cirkel, der nicht allein in ſeine 180 Grade, ſondern jeder Grad noch in halbe und Viertel-Grade, oder von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilungen bezeichnet iſt. Oft ſind ſehr ſorgfältig gearbeitete Transporteurs mit einem Nonius verſehen, wodurch ſich noch kleinere Abtheilungen beſtimmen laſſen.

Transſpiration (gewöhnlich Tranſpiration) Ausdünſtung, die Verrichtung der Haut, gewiſſe Stoffe aus dem Blute abzuſondern und in Luftgeſtalt aus dem Körper zu ſchaffen. (S. d. Art. Haut).

Transſubſtantiation, ſ. Abendmahl.

Transzendent, transzendental, Transzendentalphiloſophie. — Transzendent und transzendental ſind Kunſtausdrücke der Philoſophie. Der Etymologie nach (von transcendere) bedeuten dieſe Ausdrücke: was über einen Gegenſtand, über eine gewiſſe Gränze hinausgeht; in der Philoſophie, was über den Kreis der Erfahrung, oder des nicht durch den Sinn Wahrnehmbaren hinausgeht. In dieſem Sinne iſt jede wahre Philoſophie transzendental, weil alle philoſophiſche Unterſuchungen ſich über den Kreis des Sinnlichen erheben müſſen. Es kommt aber darauf an, ob man in dieſen Unterſuchungen von der Erfahrung, oder von reinen Principien und Ideen ausgeht. Letzteres wird im engern Sinne transzendental oder rein genannt. Die Kantiſche Schule macht nachfolgenden dem Worte nach willkührlichen Unterſchied. Transzendental nennt ſie dasjenige, was zwar nicht aus der Erfahrung entſprungen iſt, aber doch mit der Erfahrung zuſammenhängt, weil es den Grund der Möglichkeit der Erfahrung enthalte oder (nach Kritik d. r. Vern. S. 352 u. f.) was über die Erfahrungsgränze hinausreicht; transzendent, was ſich nicht mit der Erfahrung verbinden und auf ſie anwenden laſſe, was alſo — nach dieſer Anſicht — die Gränze möglicher Erfahrung und des Philoſophirens überſteige. Ein transzendenter Grundſatz iſt nach Kant ein ſolcher, der die Schranke der Erfahrung aufhebt, ja ſie zu überſchreiten gebietet. Das Transcendente wird daher eigentlich dem Immanenten entgegengeſetzt; immanente Grundſätze ſind die, deren Anwendung ſich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung hält. „Ich nenne alle Erkenntniß transzendental," ſagt Kant (Krit. d. rein. V. S. 25), „die ſich nicht ſowohl mit Gegenſtänden, ſondern mit unſerer Erkenntnißart von Gegenſtänden (folglich mit formeller Erkenntniß), ſo fern dieſe a priori möglich ſeyn ſoll, überhaupt beſchäftigt; und ein Syſtem ſolcher Begriffe würde Transzendentalphiloſophie heißen, das Syſtem aller Principien der reinen Vernunft, oder" wie er ſie an einem andern Orte

nennt, „Weltweisheit der reinen blos ſpeculativen Vernunft, wovon das Practiſche abgeſondert wird." Hiernach hat man insbeſondere der Metaphyſik den Namen Transzendentalphiloſophie gegeben. Aber an einem andern Orte unterſcheidet er das Metaphyſiſche von dem Transzendentalen. Metaphyſiſche Erörterung, ſagt er (ebendaſ. S. 38) iſt diejenige, welche das enthält, was den Begriff als a priori gegeben darſtellt, aber metaphyſiſche Erörterung (S. 40) iſt ihm die Erklärung eines Begriffs, als eines Princips, woraus die Möglichkeit anderer ſynthetiſcher Erkenntniſſe a priori eingeſehen werden kann, und den transzendentalen Schein beſchreibt er als einen ſolchen, der, obſchon man ihn aufgedeckt hat, noch nicht aufhört, weil er in einer Verwechſelung der ſubjectiven Nothwendigkeit unſrer Begriffe und ihrer Verbindung mit der objectiven (von unſerm Erkenntnißvermögen unabhängigen, auch außer unſerer Erkenntniß beſtehenden) Gültigkeit unſrer Erkenntniß beruhe. — Indem es nun unter den philoſophiſchen Syſtemen einen Realismus und Idealismus giebt, denen ſich der Synthetismus zugeſellt (ſ. Syntheſis), ſo giebt es auch einen transzendentalen und transzendenten Realismus und Idealismus. (S. den Art. Realismus und Idealismus.) Die Kantiſche Philoſophie nennt ſich auch transzendentalen (kritiſchen, formalen) Idealismus. Kant ſelbſt definirt ihn (ebendaſ. S. 518 u. f.) als den Lehrbegriff, welcher behauptet, daß alles, was in Raum oder Zeit angeſchaut wird, mithin alle Gegenſtände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erſcheinungen, d. i. bloße Vorſtellungen ſind, die ſo wie ſie vorgeſtellt werden, als ausgedehnte Weſen, oder Reihen von Veränderungen außer unſern Gedanken keine an ſich gegründete Exiſtenz haben (ſ. Kant, Kantiſche Philoſophie, Idealismus). Der transzendentale Idealismus behauptet alſo nur eine empiriſche oder ſubjective Realität der Dinge. Der transzendentale Realismus betrachtet die Erſcheinungen als an ſich ſubſiſtirende Dinge. — In der Mathematik heißen transzendentiſche (oder transſcendente) Linien diejenigen Curven, deren Natur durch keine algebraiſche Gleichung erklärt werden kann. Descartes nannte ſie mechaniſche Linien, und verwies ſie aus der Geometrie, Leibnitz aber nahm ſie wieder auf, indem er eine beſondere Art von Gleichungen erfand, wodurch ihre Natur eben ſowohl erklärt wird, als die der algebraiſchen Curven. A. Mnr.

Trapezunt (franzöſiſch Trebisonde, türkiſch Tarabosan), eine Stadt in Kleinaſien im ehemaligen cappadociſchen Pontus oder heutigen Natolien (Anadoly) in der türkiſchen Provinz Amaſan, der Sitz eines Paſchaliks. Die Stadt liegt am ſchwarzen Meere zwiſchen zwei hohen Felſen, hat einen großen Umfang, weil ſie viel Gärten in ſich ſchließt, aber nur 15,000 Einwohner. Der Hafen wird von den Schiffen, welche auf dem ſchwarzen Meere Handel treiben, häufig beſucht, weil er einer der beſten in dieſen Gegenden iſt, und Reiſende nehmen öfters von Conſtantinopel aus den Weg über Trapezunt nach Erzerum, welches nur fünf Tagereiſen davon entfernt iſt, und dann weiter nach Perſien. Es giebt hier einen Schiffswerft, Färbereien und Kupferwerke. Ehemals hatte die Stadt ein größeres Anſehn, und gab einem kleinen Reiche, dem Trapezuntiſchen Kaiſerthume, den Namen. Als durch die innern Streitigkeiten der griechiſchen kaiſerlichen Familie zu Conſtantinopel die Kreuzfahrer (Franzoſen und Venetianer) veranlaßt wurden, Conſtantinopel zu be-

lagern, und als nach Eroberung der Stadt (1204) die regierende kaiſerliche Familie vertrieben und Balduin, Graf von Flandern, zum Kaiſer ernannt wurde, errichtete, bei der allgemeinen Zerrüttung, ein Prinz aus dem vertriebenen kaiſerlichen Hauſe, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Aſien, und nahm ſeinen Sitz zu Trapezunt, wo er vorher nur Statthalter war. Seine Nachfolger legten ſich den kaiſerlichen Titel bei, und führten ihren Familiennamen der Comnene fort. Über zwei Jahrhunderte behauptete ſich dieſer kleine Staat, mußte aber endlich der türkiſchen Übermacht unterliegen. David Comnen, der zwölfte und letzte Kaiſer von Trapezunt, wurde in ſeiner Hauptſtadt 1461 von Mahomed II. belagert, und war, da früher ſchon das griechiſche Reich zu Conſtantinopel gefallen war, und ihm alle auswärtige Hülfe fehlte, genöthigt, ſich mit allen ſeinen Schätzen dem Sieger zu ergeben, der das Land dem türkiſchen Reiche einverleibte. Wider das gegebene Verſprechen führte Mahomed II. den unglücklichen David zuerſt zu Conſtantinopel im Triumph auf, und ließ ihn dann mit ſeiner Familie zu Adrianopel hinrichten.

Trappe (La), Trappiſten. In einem 34 Stunden nordweſtlich von Paris in der Normandie (Depart. Orne) gelegenen, von Wald und Felſen eingeſchloßnen Thale hatte Rotrou, Graf von Perche, ſchon 1140 unweit Montagne eine Ciſterzienſerabtei geſtiftet, und ſie nach dem engen, ſchwierigen Eingange in dieſes Thal la trappe (die Fallthüre) genannt. Es giebt keinen gebahnten Weg, der dahin führt; man muß ſich nach dem Sonnenſtande und nach den Kennzeichen der Bäume richten. Das tiefe Schweigen alles Lebens umher muß ſelbſt den ſtrengſten Foderungen der Entſagung genugthun. Dennoch verfielen im 16ten Jahrhundert die Mönche in ausgelaſſene Zuchtloſigkeit. Straßenraub, Mordthaten und das Stehlen weiblicher Kinder machten ſie zum Schrecken des Landes, darum ſie auch nur die Banditen von la Trappe genannt wurden. Dieſe im 17ten Jahrhunderte kaum noch ſieben Mönche zählende Abtei fiel 1636 durch Familienverhältniſſe dem zehnjährigen Junker Jean Bouthillier de Rancé als eine geſchäftsloſe Pfründe zu. (S. d. Art.) Rancé wurde nach einer in Ausſchweifungen vergeudeten Jugend durch den Tod ſeiner Freundin, der Frau von Montbazon (wie ſein Zeitgenoſſe, Pegneul Marville im 3. Bde. 3. Aufl. ſeiner Denkwürdigkeiten der Geſchichte und Literatur erzählt), ſo erſchüttert, daß er in den Mönchsſtand trat, und 1664 als regulirter Abt von la Trappe eine Reform ſeines Kloſters unternahm, die, unter allen die härteſte, viel Bewunderung bei den Andächtigen, aber wenig Nachahmung fand. Im Eingange lieſ't man folgende Inſchrift:

> C'est ici que la mort et la vérité
> Elévent leur flambeau terrible,
> C'est de cette demeure au monde inaccessible
> Que l'on passe à l'éternité.

Die Trappiſten beten täglich 11 Stunden, ihre übrige Zeit bringen ſie bei harter Arbeit und in ſchweigender Betrachtung zu. Außer den gottesdienſtlichen Gebeten und Geſängen und dem Memento mori, womit ſie einander begrüßen, darf kein Wort über ihre Zunge kommen, denn auch ihre Wünſche und Bedürfniſſe geben ſie nur durch Zeichen zu erkennen. Ihre kärgliche Nahrung beſteht in Früchten und Gemüſen; Fleiſch, Wein und Butter iſt ihnen gänzlich unterſagt. Von dem, was in der Welt vorgeht, und von den Schickſalen ihrer Verwandten erfahren ſie nichts; ihre Gedanken müſſen

ſtets auf Buße und Tod gerichtet ſeyn, und jeden Abend graben ſie an ihren Gräbern. Die Prinzeſſin Louiſe von Condé ſtiftete auch einen weiblichen Zweig dieſes Ordens. Als die Revolution ſie aus Frankreich vertrieb, fanden einzelne Colonien ihres Ordens Aufnahme in Deutſchland (Hamburg 1801), Rußland, England und Nordamerika, und fuhren fort, Novizen aufzunehmen. Der Abt de la Prade ging mit dem Hauptſtamme ins Paderborniſche mußte, ſich aber 1802 auf Befehl der preußiſchen Regierung von da entfernen, und auch den Canton Freiburg, wohin er ſich gewendet hatte, 1812 wieder verlaſſen. Seitdem hielten ſich dieſe Trappiſten zu Dorfeld im Münſterſchen auf, und kehrten, nachdem ſie ihr Stammkloſter la Trappe (im October 1816) wieder an ſich gekauft hatten, 1816 dahin zurück. Auch die Colonie, die ſich einſtweilen in England niedergelaſſen, iſt im Sommer 1817 wieder von da zurückgekehrt. Ein Reiſender, der 1818 La Trappe beſuchte, fand daſelbſt ſchon 100 Trappiſten, wovon nur die kleinere Hälfte eigentliche Profeſſen oder Glieder des erſten Ordens ſind, die größere aber aus Laienbrüdern und Frères donnés beſteht. Letztere halten ſich nur einige Zeit zur Bußübung in La Trappe auf, um ernſte Eindrücke zu empfangen. Die Profeſſen tragen dunkelbraune Kutten, Mantel und Kappen, welche ihr Geſicht faſt ganz verhüllen. Die Novizen ſind mitunter noch ſehr jung und werden durch grauſame Behandlung zum Gehorſam gegen die jetzt ſtrenger als je gehandhabte Regel gewöhnt. Dieſer Orden hat jetzt auch wieder ein weibliches Kloſter unweit La Trappe. E.

Traſſiren, in der Handelsſprache, einen Wechſelbrief von einem Orte auf einen andern ausgeben, und dafür das Geld einziehen, oder jemanden eine Summe Geldes in der Abſicht geben, daß das Geld an einem andern Orte wieder ausgezahlt werde, weswegen der Empfänger des Geldes dem, der es ihm zahlt, einen auf einen Dritten gezogenen Wechſelbrief giebt, den dieſer zu gehöriger Zeit zu bezahlen ſchuldig iſt. **Traſſirter Wechſel** (Tratta, Traite, negotiirter Wechſel) iſt ein Wechſelbrief, in welchem der **Traſſirer** (Traſſant, Ausſteller oder Ausgeber des Wechſels) einen Andern (den **Traſſat**) erſucht, dem Vorzeiger des Wechſels (Präſentanten) eine gewiſſe Summe Geldes zu der beſtimmten Zeit und am benannten Orte auszuzahlen. Der Traſſat, auf welchen der Wechſel ausgeſtellt iſt, wird auch **Acceptant** genannt, wenn er den auf ihn gezogenen oder traſſirten Wechſel zu zahlen **acceptirt** oder angenommen hat.

Traube, ſ. Canone und Cartätſche. **Traubenhagel**, **Traubenſchuß**, ſ. Cartätſche.

Trauermonumente gehören zu den architektoniſchen und plaſtiſchen Denkmalen (ſ. **Denkmale**) und erfodern ihrem Zwecke gemäß (den Verluſt einer geliebten oder geachteten Perſon zu bezeichnen) ernſte Formen oder Figuren, welche aber nicht nothwendig Tod und Grab in den ſchrecklichſten Bildern darſtellen müſſen. Die Griechen vorzüglich wußten dieſen Zweck durch eine Menge freundlicher aber ernſter Ideen zu bezeichnen (ſ. d. Art. **Tod**). Die Neuern ſind auf den Sarkophag, die Ara, das Kreuz, den fackelſenkenden Genius ꝛc. größtentheils beſchränkt, welche Gegenſtände ſie mit mannichfaltigen Veränderungen bearbeiten. Übrigens unterſcheidet man **Grabmale**, als Denkmale, welche wirklich auf dem Grabe eines Verſtorbenen ſtehen, von ſolchen **Trauermonumenten**, bei welchen dieſes nicht der Fall iſt, und die zur Verzierung eines andern Ortes,

den man dem Verſtorbenen weiht, aufgeſtellt werden. Zu den letztern gehören alſo die Kenataphien.

Trauerſpiel, ſ. Tragiſch und Tragödie.

Traum nennen wir die Thätigkeit der Seele im Schlafe, in ſo fern wir uns deren nach dem Erwachen noch bewußt ſind. Die Thätigkeit der Seele bezeugt ſich uns im Wachen in der Wahrnehmung ihres Körpers und der Außenwelt durch die Aufnahme der Gefühle und Empfindungen, der Sinneseindrücke, in der Bildung von Vorſtellungen, von Begriffen und Urtheilen, endlich in dem Hellwerden der Vernunft, den Ideenſchöpfungen und in dem Selbſtbewußtſeyn. Dieſe Geiſtesthätigkeit iſt in dem irdiſchen Leben an das Phyſiſche, und zwar an beſtimmte Organe des Körpers mehr oder weniger gebunden, indem die Seele ſelbſt auf das innigſte mit dem Körper mittelſt jener Organe vereinigt iſt. Dieſe Vermittelungsorgane nennen wir das geſammte Nervenſyſtem. Die Seele wirkt in ihnen und durch ſie auf den Körper, ſo wie dieſer durch ſie auf die Seele und deren Zuſtand Einfluß hat. Das Nervenſyſtem ſelbſt bildet verſchiedene Syſteme in dem Körper; eins für die Bildung und Erhaltung des Körpers (das reproductive Nervenſyſtem oder das Gangliensyſtem), deſſen Centralpunkte in dem Unterleibe befindlich ſind; eins für die Verhältniſſe des Körpers mit der Außenwelt (das Cerebral- und das Vertebralſyſtem), deſſen Mittelpunkt das Gehirn iſt; endlich ein beide Syſteme verbindendes, zwiſchen beiden ſich ausbreitendes Syſtem, das ſympathiſche Nervenſyſtem, welches ſeiner Idee nach keinen Centralpunkt hat, ſondern beiden Syſtemen angehört. (Vergl. weiter den Artikel Nervenſyſtem). Die abwechſelnd vorherrſchende Thätigkeit von einem der beiden Hauptſyſteme iſt die Urſache der beiden verſchiedenen ſich einander entgegengeſetzten Zuſtände des animaliſchen Lebens, des Wachens und des Schlafes; das vermittelnde oder leitende Syſtem bedingt die Möglichkeit der Erſcheinung des Traumzuſtandes. Im Wachen herrſcht die Thätigkeit des Cerebral- und Vertebralſyſtems vor, im Schlafe hingegen die des Gangliensyſtems. Im Wachen ſind daher diejenigen Kräfte der Seele, welche an die Organe des Cerebralſyſtems, namentlich an das Gehirn gebunden ſind, vorzüglich in Thätigkeit. Dahin gehören die Aufnahme der Sinneseindrücke, die freie Willkühr in den Bewegungen, das Selbſtbewußtſeyn, das ſich in der Beziehung der Sinneseindrücke auf die Gegenſtände, von denen dieſe Einwirkungen herrühren, in der richtigen Beurtheilung derſelben, in der Zweckmäßigkeit der ſich darauf beziehenden Handlungen als Beſonnenheit darſtellt, endlich auch die Willkühr in der Erinnerung, die wir Gedächtniß nennen. Obgleich aber in dem Wachen der freie Wille der Seele vorherrſcht, ſo bleiben doch die Vermögen und die Thätigkeit derſelben innerhalb der Gränzen beſchränkt, welche ihnen die Organiſation der Theile, an welche ſie gebunden ſind, beſtimmt, ſo daß die Thätigkeit ſelbſt in ihrer Ausübung von dem Zuſtande, in welchem ſich dieſe Organe befinden, abhängig ſind. Die Wahrnehmung der Außenwelt z. B. bleibt auf die Sinnesorgane und deren Fähigkeit beſchränkt, das Gedächtniß hängt von dem geſunden oder kranken Zuſtande des ihm angewieſenen Hirnorgans ab. Im Schlafe verſinkt das Cerebralſyſtem (wenigſtens ſeiner eigenthümlichen Function nach) in Ruhe; die an die Hirnorgane gebundenen nur genannten Vermögen der Seele ſind ganz, oder doch größtentheils in ihrer Thätigkeit gehemmt. So gut wir aber zugeben müſſen, daß gewiſſe Vermögen und Thätigkeiten

der Seele an die Function beſtimmter Hirnorgane gebunden ſind, ſo ſteht auch nichts der Annahme entgegen, welche durch Thatſachen beſtätigt iſt, daß andere Vermögen der Seele an die Centralpunkte des reproductiven Nervenſyſtems, an die großen Nervenneze des Gangliensyſtems angewieſen ſind. Darunter ſetzen wir z. B. das dem körperlichen (reproducirenden) Bildungsſyſtem analoge Vermögen der Phantaſie und Imagination, welche letztere beſonders als wahres Einbildungsvermögen, d. h. das Vermögen, alle abſtracte Vorſtellungen, Begriffe und Ideen in Bilder einzukleiden, ſich darſtellt; ferner das Erinnerungsvermögen, das von der Willkühr unabhängig iſt; endlich das Fernſehen, unabhängig von den Sinnesorganen und von Combinationen des Verſtandes, unbeſchränkt von Raum und Zeit, ein Vermögen, von welchem wir etwas ähnliches bei Thierclaſſen finden, welche kein ausgebildetes Cerebralſyſtem, ſondern nur ein Gangliensyſtem haben, z. B. bei den Inſecten, der Biene, Ameiſe u. m. a. Wenn nun im Schlafe die Thätigkeit des Gangliensyſtems im Menſchen erhöhter als im Wachen Statt findet, welches wirklich der Fall iſt, ſo muß auch eine freiere Thätigkeit der mit ihm verbundenen Seelenvermögen Statt finden. Während alſo im Schlafe die Seele keine Wahrnehmungen von der Außenwelt durch die Sinne bekommt, keine Willkühr über die Bewegungen des Körpers, über die Richtung ihrer Geiſtesthätigkeit im Innern, ausübt, erhebt ſich in ihr das Selbſtgefühl ihres Körpers in dem Gemeingefühl, und die von ihm abhängige Gewalt der Triebe und Inſtincte, blüht ferner das Vermögen der Bilderſprache lebendiger in ihr auf, wodurch ſie alle Gefühle, Vorſtellungen und Gedanken in Bildern ſich denkt, erwacht das tief verborgene Fernſehen, wodurch ſie im Stande iſt, Blicke in das Leben entfernter Perſonen, ſelbſt in die Zukunft hinaus, zu thun, regt ſich das unbeſchränkte Erinnerungsvermögen der Seele, welches ihr alles wieder vorzuführen im Stande iſt, was irgend einmal ſie berührt hat. Die Thätigkeit der Seele im Schlafe iſt alſo wunderbar geſtaltet, und weit verſchieden von der Thätigkeit derſelben im Wachen. Hier geht das Leben derſelben mehr nach außen, mehr auf den Wechſelverkehr mit der äußerlich uns umgebenden Welt und den Menſchen, die Seele beherrſcht ihre Thätigkeit nach den Zwecken der Vernunft und den Vorſchriften des Verſtandes mit klarem Bewußtſeyn; dort wendet ſie ſich von der Außenwelt weg und ganz nach ihrem Innern, die Außenwelt iſt jetzt nicht mehr für ſie vorhanden, ſie denkt und lebt ohne weitere Rückſicht auf die Verhältniſſe und Zwecke des äußern Lebens, ohne Beachtung der Vorſchriften des Verſtandes, alle ihre Thätigkeit geht in lebhaften Bildern vor ſich, die unzählbar in ſtetem Wechſel entſtehen und verſchwinden, und unter den mannichfaltigſten Geſtalten und Auftritten alles darſtellen, was in der Seele vorgeht. Nach dem Erwachen tritt jedoch der vorige Zuſtand der Seelenthätigkeit wieder ein, beide Syſteme werden mehr von einander iſolirt, das Bewußtſeyn wendet ſich wieder mehr nach außen, und es würde keine Erinnerung der im Schlafe vorgegangenen Geiſtesthätigkeit Statt finden, wir würden uns keines Traumzuſtandes erinnern können, wenn nicht durch das ſympathiſche Nervenſyſtem eine Verbindung zwiſchen beiden Regionen vermittelt würde, wodurch die Iſolation beider in gewiſſen Fällen mehr oder weniger aufgehoben werden kann. Indem nämlich die Seele ſich im Schlafe von der Außenwelt zurückzieht, ſich ganz in

ſich ſelbſt verſenkt, wird durch die erhöhte Thätigkeit des Ganglienſyſtems mittelſt jener Verbindungsnerven die Thätigkeit derjenigen Hirnorgane, welche dem Bewußtſeyn der Seele dienen, in dem Grade von Erregung erhalten, daß dieſes Bewußtſeyn, obgleich ganz nach innen gewendet, ſeine Thätigkeit zum Theil zu erhalten vermag, folglich die Seele der beſondern Thätigkeit im Schlafe ſich nach dem Erwachen noch erinnern kann. Iſt dies letztere nicht der Fall, ſo haben wir auch keinen Traum, d. h. wir können uns der beſondern Thätigkeit unſerer Seele im Schlafe nach dem Erwachen nicht erinnern. Zuweilen iſt auch die Erregung des Hirnorgans nur leicht, ſo daß wir zwar noch einige Erinnerung haben, daß wir mancherlei Traumbilder hatten, aber ſie nicht mehr deutlich unterſcheiden können. Die Bedingungen, unter welchen der Traumzuſtand in dem Schlafenden entſteht, ſind verſchieden, nach der Erregbarkeit des Nervenſyſtems, und nach dem in der Naturanlage des Menſchen gegründeten leichtern Übertritt des Nervengeiſtes aus dem Ganglien- in das Cerebralſyſtem. Einige der veranlaſſenden Urſachen des Traumzuſtandes wollen wir noch kürzlich anführen. In der Zeit des Einſchlafens und des Aufwachens iſt der Menſch am meiſten geneigt zum Traum, weil das Hirnorgan in dieſer Periode entweder von den Sinneseindrücken noch erregt wurde oder nach der Erquickung und Ruhe durch den Schlaf ſchon wieder an ſich ſelbſt erregbarer wird. Iſt der Schlaf nur leicht, mit öfterm Erwachen unterbrochen, ſo bleibt eher das Hirnorgan in Erregung, und die Eindrücke auf die Sinne erhalten leicht das Bewußtſeyn in einem geringen Grade von Thätigkeit, miſchen ſich auch oft auf eigene Weiſe in die Traumbilder ſelbſt. Auch ſtärkere Reizungen der Hirnorgane von andern Organen, beſonders aus dem Ganglienſyſtem ſelbſt, verſetzen das Hirnorgan oft in den Grad von Erregung, wodurch der Traumzuſtand entſteht. Daher geben die Krankheiten, beſonders Fieber und Nervenkrankheiten, ſo häufige Veranlaſſungen zu Träumen, die uns um ſo lebhafter vorkommen, d. h. deren wir uns um ſo deutlicher wieder erinnern, jemehr das Hirnorgan dadurch in Erregung verſetzt wurde. Auch manche innerlich genommene Stoffe, Getränke, Arzneimittel und Gifte, können dies auf eine beſondre Weiſe bewirken, indem ſie entweder mittelbar durch Beſchleunigung des Blutumlaufs und Richtung deſſelben nach dem Gehirn, theils unmittelbar, durch heftige Erregung des Nervengeiſtes im Ganglienſyſtem, eine ſtärkere Erregung des Hirnorgans bewirken. Allein es kann nicht geläugnet werden, daß von der Seele ſelbſt auch die Entſtehung des Traumzuſtandes ausgehen kann. Theils ſchon durch eine vor dem Schlafe noch im Wachen Statt gefundene erhöhte Thätigkeit derſelben, wodurch die Hirnorgane harmoniſch in ſtärkere Erregung verſetzt wurden; — oder durch Aufnahme gewiſſer Einwirkungen, welche ihr Intereſſe durch Liebe oder Haß beſonders erregen; theils auch durch ihre Thätigkeit im Schlafe ſelbſt, vorausgefaßten feſten Vorſatz (z. B. zu einer beſtimmten Zeit aufzuwachen), im Schlafe vorkommende lebhafte Erregung gewiſſer Ideen, Affecten u. ſ. w., welche durch ihre Einwirkung auf das Bewußtſeyn der Seele das Organ deſſelben zugleich in dem Grade afficiren, daß der Traumzuſtand entſtehen kann. — **Träume** ſind die Bilder und Begebenheiten ſelbſt, welche uns der Traumzuſtand im Schlafe vorführt, deren wir uns nach dem Erwachen noch erinnern. Sie ſind demnach die Folge der im Schlafe fortgehenden Thätigkeit der Seele, und der charakteri-

ſtiſchen Eigenthümlichkeit dieſer Thätigkeit ſelbſt. Dieſes Eigenthümliche der Seelenthätigkeit im Schlaf müſſen wir zuvörderſt noch etwas aus einander ſetzen. Das Selbſtbewußtſeyn der Seele wendet ſich von der Außenwelt, von den Sinneseindrücken ab und ganz nach innen zu auf ihre innere Thätigkeit und auf die von ihrem Körper ihr zukommenden Wahrnehmungen mittelſt des ſogenannten Gemeingefühls. Das Gemeingefühl, welches von dem geſammten, über den ganzen Organismus verbreiteten, reproductiven Nervenſyſtem ausgeht, iſt eben deshalb im wachenden Zuſtande nur ein dunkles Gefühl von dem Wohl- oder Übelbefinden des Körpers, wird aber im Schlafe erhöht; und giebt der Seele deswegen, und weil ſie bei der Abwendung von den Sinneseinwirkungen ſich mehr nach dem Innern zuwendet, deutlichere Wahrnehmungen und Gefühle von der Beſchaffenheit und dem Zuſtande ihres Körpers. Hierzu kommt, daß das in der Seele urſprünglich liegende Vermögen der Bilderſprache in dem erhöhten Zuſtande des Gangliensſyſtems, welcher durch den Schlaf herbeigeführt wird, freier wird, und den reichlichen Stoff in den mannichfaltigſten und lebendigſten Bildern verarbeitet. Der Stoff zu den Träumen liegt theils ſchon in der Seele ſelbſt, theils wird er ihr auf verſchiedenen Wegen zugeführt. Schon die Sinne ſelbſt, obgleich durch die Bande des Schlafes größtentheils gefeſſelt, geben doch, zumal bei nicht ganz feſtem Schlafe, noch einigen Stoff durch leiſe Einwirkungen, welchen die Seele als dunkle Gefühle aufnimmt und zu entſprechenden Bildern verarbeitet. Noch häufigern Stoff zu den Traumbildern erhält die Seele durch das erhöhte Gemeingefühl, deſſen Einwirkungen ſie ſich unter Bildern vorſtellt. Die Wahrnehmung von dem Normalzuſtande des Körpers im Allgemeinen ſtellt ſie ſich z. B. unter angenehmen Bildern vor, unter fröhlichen Begebenheiten, unter Bildern, die eine beſondere Leichtigkeit und Gewandtheit des Körpers anzeigen, z. B. unter der Fertigkeit, nach Willkühr ſich hoch in die Lüfte zu erheben. Die Wahrnehmung von einem krankhaften Zuſtande ihres Körpers drückt ſie durch unangenehme und traurige Bilder aus, vorzüglich durch ſolche, die eine Schwere und Unbehülflichkeit des Körpers ausdrücken, z. B. das Verſinken in tiefe endloſe Gruben, die Unfähigkeit vor Verfolgungen ſich durch die Flucht zu retten, u. ſ. w. Auch nach dem verſchiedenen Charakter der Krankheiten bilden ſich heftige und wilde, oder mehr ſchwermüthige und ſanfte Träume aus. Selbſt das Ausbilden einer Krankheit, die im Wachen noch nicht bemerkt wird, erkennt die Seele nicht ſelten im Schlafe, und bildet dieſe Bemerkung in Traumbildern, z. B. von drohenden Gefahren aus. Die Periode der Geneſung, welche die Seele früher vorherſieht, als ſie durch ihre Folgen und ſchon bewirkte Veränderungen dem Wachenden fühlbar und ſichtbar wird, kündigt ſie dagegen wieder in angenehmern und mildern Auftritten an. Den verfolgenden Schreckgeſtalten z. B. ſtellen ſich ſchützende Genien entgegen, der wirbelnde Tumult um den Kranken verliert ſich allmählig, und an ſeiner Stelle bilden ſich muntere Geſellſchaftsgruppen u. ſ. w. Die in dem Gemeingefühl gegründeten Inſtincte, Triebe und Begierden geben auch der Seele reichlichen Stoff zu Traumbildern, da dieſe bei der Erhöhung des Gemeingefühls ſich auch um ſo deutlicher ausſprechen. Der Durſtige träumt ſich an friſche Quellen und an die Ufer eines Fluſſes, leert die vollen Becher, ohne ſeinen Durſt zu ſtillen; der Hungrige ſieht im Traume reichlich beſetzte Tafeln. Auch die Leidenſchaften ermangeln nicht, ſich an den

Zauberkünſten des Traums zu ergötzen, und ſich für das, was ihnen die Wirklichkeit verſagt, ſchadlos zu halten. Doch nicht blos die Einwirkung von dem Körperlichen giebt der Seele Stoff zur Thätigkeit im Schlafe und zu den Traumbildern, auch aus ſich ſelbſt vermag ſie dieſe ſehr oft darzuſtellen. Schon die von der Leidenſchaft gebildeten Träume ſind zum Theil ein Eigenthum der Seele, wenn dieſe den vom Körperlichen zunächſt ausgegangenen Begierden ſich hingegeben hat, allein auch die rein geiſtigen Thätigkeiten, die Bildung der Begriffe und Urtheile, die höhern Zwecke und Ideen der Vernunft ſtellt ſich die Seele in ihrer eigenthümlichen lebhaften Bilderſprache vor. Selbſt die im Wachen mehr gebundenen, im Schlafe ſich freier erhebenden Vermögen der Seele, die Erinnerung und das Fernſehen, geben Stoff zur Thätigkeit im Schlafe. Daher ſieht ſich der Träumende oft in Auftritte der fernſten Vergangenheit zurückgeführt, die ihm das Gedächtniß im wachenden Zuſtande nicht wieder vorgeſtellt hätte; dadurch entſtehen ſogar Träume, welche zukünftige Begebenheiten enthalten, obgleich es ſchwer ſeyn mag, dieſe rein pſychiſchen Träume von denen durch Einwirkung des Körperlichen entſtandenen zu unterſcheiden. Die Träume ſtellen allerdings meiſtens ein buntes Gemiſch von wunderſeltſamen Geſtalten, ſchnell wechſelnden Bildern, dem Anſcheine nach ohne Plan, ohne Zweck und Bedeutung dar, allein ſie ſind deswegen doch kein leeres Spiel der Einbildung, immer liegt ihnen irgend eine Bedeutung zum Grunde, die ſie in der Bilderſprache der Seele, bald geradezu unter einem Bilde, bald allegoriſch und ſymboliſch, bald ironiſch, indem ſie die irdiſchen Angelegenheiten nach dem höhern Intereſſe der Seele beurtheilt, darſtellen, ausdrücken und deren Inhalt von dem Zuſtande des Körpers, den Bedürfniſſen und Wünſchen, Vorſtellungen und Ideen deſſelben, Begebenheiten aus der Vergangenheit und Zukunft, moraliſchen Principien, Ausſprüchen des Gewiſſens u. ſ. f. hergenommen iſt. Tiefer als der theils zu leichte, theils zweifelſüchtige und kritiſirende Geiſt der neuern Zeit es vermochte, drang die ältere Zeit in die Bedeutung der Träume ein, ſuchte ſie wenigſtens darin, und fand ſie mehr noch in der älteſten Zeit auf eine wunderbare Weiſe, wie uns z. B. die Traumdeutung Joſephs in Canaan und Ägypten beweiſt, — als in der nachfolgenden. Die Verſuche, in die Bedeutung der Traumbilder einzudringen, gaben die Veranlaſſung zu den Traumbüchern, mit deren Abfaſſung, Vervielfältigung und Verbreitung, ſo wie mit dem Gebrauche in der Folge freilich Täuſchung und Betrug, Aberglaube und Frivolität ihr verderbendes Spiel trieben, und ſie daher den Gebildeten und Aufgeklärten zum Spott machten, denen indeſſen wahrſcheinlich eine fruchtbare Idee zum Grunde lag, und von denen urſprünglich die älteſten, noch in reiner Beobachtung, reifer Erfahrung und frommem Ernſt verfaßten, viel Weizenkörnchen unter der Spreu verbergen. Weitere Ausführungen findet man in Schuberts Symbolik des Traums. H.

Trautmannsdorf (das gräfliche Haus von), ein berühmtes altes öſterreichiſches Geſchlecht, deſſen Namen mehrere Schlöſſer oder Flecken in Tyrol, Steyermark und Öſterreich führen. Der tapfere Hector von Trautmannsdorf, Friedrich des Schönen von Öſterreich Mitgefangener zu Trausnitz, erhielt vom Kaiſer Ludwig 1336 einen Kampfbrief, der ſeinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten 352jährigen Adel beſtätigte. Maximilian von Trautmannsdorf (ſ. d. Art.) wurde mit ſeinen beiden Brüdern vom Kaiſer

Ferdinand II. im J. 1623 in den Reichsgrafenſtand erhoben. Im December 1804 erhielt das Haus nach dem Rechte der Erſtgeburt für die männlichen Nachkommen die reichsfürſtliche Würde; daher giebt es außer dem älteren Aſte der böhmiſchen Hauptlinie, die fürſtlich iſt, noch mehrere gräfliche Linien. Die Güter des Hauſes liegen in Öſterreich, Böhmen und im Großherzogthum Heſſen; dahin gehören Weinsberg und Neuſtadt am Kocher, die Grafſchaft Umpfenbach und die Majoratsherrſchaften Theinitz, Hoſtau, Gitſchin, Brandeis, Hirſchſtein u. a. m. Der jetzige Majoratsherr, Fürſt Ferdinand zu Trautmannsdorf (geb. 1749), iſt k. k. geheimer Rath, Kämmerer, Staats- und Conferenzminiſter und erſter Oberhofmeiſter des Kaiſers und Oberſter aller k. k. Leibgarden. K.

Trautmannsdorf (Maximil. Graf von), geboren zu Grätz 1584, geſtorben zu Wien 1650, war einer der erſten Staatsmänner und Diplomatiker ſeiner Zeit. Er brachte das Friedenswerk zu Münſter und Osnabrück 1648 zu Stande. Früher hatte er ſich ſtandhaft gegen den kühnen Übermuth des Cardinalbiſchofs Melchior Cleſel (Miniſter des Kaiſers Matthias) erklärt und viel beigetragen, um dem Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiſer Ferdinand II.) die Nachfolge nach Matthias in Öſterreich, Ungarn und Böhmen zu verſchaffen. Im Jahre 1619 ſchloß er zu München den wichtigen Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern (ſ. d. Art. dreißigjähr. Krieg) ab; darauf verabredete er als kaiſerlicher Geſandter in Rom mit dem Papſte und mit dem ſpaniſchen Geſandten die gemeinſchaftlichen Maaßregeln zur Führung des Kriegs. Auch übernahm er wichtige Aufträge bei Wallenſtein, der ihn ſehr achtete. Trautmannsdorf hatte durch vertrauten Umgang von Jugend auf den ſchwindelnden Ehrgeiz dieſes Feldherrn kennen lernen, und war der Erſte, welcher dem Kaiſer über die gefährlichen Plane Wallenſteins die Augen öffnete. Darum wurde er mit dem Hofkriegsrathe von Queſtenberg zur nähern Unterſuchung in Wallenſteins Lager abgeſendet. Nach der Nördlinger Schlacht (1634) bewog er den Churfürſten von Sachſen, ſich von Schweden zu trennen, und ſchloß den Prager Frieden 1635 ab, durch den Sachſen die Lauſitz erhielt. Sein größtes Werk und ſein größtes Verdienſt aber war der Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens. (S. d. Art.) Trautmannsdorf hatte ſich bei ſeinem ſchnellen und durchdringenden Verſtande vorzüglich durch Reiſen gebildet. Sanft und freundlich, dabei voll Würde und Verſchwiegenheit, diente er nur der Sache, ohne eitle Sorge für ſeinen perſönlichen Ruhm und Einfluß. Die Jeſuiten haßten ihn, weil er duldſam war; Ferdinand II. war er treu ergeben mit der Anhänglichkeit eines Jugendgeſpielen. Ferdinand III. ehrte ihn, wie ſeinen väterlichen Freund. Bei dem Friedenswerke ſelbſt war er die Seele des Ganzen. Vergebens reizten Servien und Oxenſtierna durch ihren Siegertrotz ſeine perſönliche Empfindlichkeit; er blieb ſtets gemäßigt und unerſchütterlich. Sein feſter Charakter und ſeine Ruhe hielten den Gegner in Schranken. Dadurch rettete er Öſterreich und Deutſchland aus dem Unheil jenes verderblichen Kriegs. Gleichwohl ſchrieb er den Erfolg mit beſcheidener Entſagung ſeinen gelehrten Mitarbeitern zu. Aber Vollmar hatte nur die Formen des Inſtruments abgefaßt; Trautmannsdorf hatte das Werk geſchaffen und vollbracht. S. über ihn von Hormayr im öſterr. Plut. und von Woltmann in der Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. K.

Trauung heißt diejenige Handlung, wodurch Verlobte feierlich zur Ehe verbunden und einander anvertraut werden, es geſchehe dies nun blos durch obrigkeitliche Beſtätigung ihres Verlöbniſſes und Ehecontracts (Civiltrauung) oder durch kirchliche Copulation und Einſegnung (prieſterliche Trauung). Überall, wo die Ehe als ein bleibendes rechtliches Verhältniß geachtet wird, bezeichnet man ihren Anfang mit Einweihungsgebräuchen, die bei den meiſten Völkern religiöſe Bedeutung haben. Wie nach den Berichten der Seefahrer faſt jedes der wilden Völker, die ſie kennen lernten, eigenthümliche Hochzeitfeierlichkeiten beobachtet, lehrt auch die Geſchichte, daß die Sitte der aſiatiſchen und europäiſchen Vorwelt Ceremonien zur Weihe des Ehebundes mit ſich brachte, edlere und bedeutungsvollere freilich da, wo der Mann ſich nur Einem Weibe verbindet, als unter den der Vielweiberei ergebenen Nationen. Bekannt ſind die Gebete und Opfer, die die Verlobten bei den alten Griechen dem **Hymen** (ſ. d. Art.) widmeten; bei den Römern in den ältern Zeiten der Republik verbanden ſich die Verlobten, während der Prieſter ein Fruchtopfer darbrachte, durch gemeinſchaftlichen Genuß von Salzkuchen (confarreatio) und Zuſammenſitzen auf einer Schafhaut, um den Verein zum häuslichen und ehelichen Leben anzudeuten; nach den puniſchen Kriegen hielten ſie jedoch auch Ehen, die nur durch Unterzeichnung des Contracts und durch die **Heimführung** geſchloſſen wurden, für gültig. Letztre war überall mit Feierlichkeiten begleitet: und auch die Mohammedaner, deren Religion die Vielweiberei verſtattet, laſſen ihr Gebet und Segen eines Imams über die Verlobten vorangehen. Bei den Juden, denen Moſes keine beſtimmte Form der Trauung vorgeſchrieben hatte, beſtand ſie in der vorchriſtlichen Zeit hauptſächlich in einer feierlichen Heimführung, auf deren Prunk und Jubel viele bibliſche Stellen hinweiſen. Erſt nach der Zerſtörung von Jeruſalem wurde folgende, mit wenigen Veränderungen auch von den heutigen Juden beibehaltene Ceremonie zur Einſegnung der Ehe geſetzlich. Die Verlobten treten mit ihren Führern und Führerinnen unter ein Gezelt (Chuppa), worin die Braut dreimal um den Bräutigam geführt, von dieſem einmal umgangen, verſchleiert, und wenn Beider Hände verbunden ſind, von den Anweſenden unter dem Zuruf: ſeyd fruchtbar! mit Getraide überſchüttet wird. Reiche werfen über das Brautpaar Geldſtücke, die die Armen ſammeln. Hierauf bedeckt der Rabbi den Kopf der Braut mit dem Tallis oder Gebetsmantel, und ſpricht eine Einſegnungsformel, indem er dem Paare einen Becher mit Wein oder Bier zum Trinken reicht. Nach dieſem Trunke wird der Braut vom Bräutigam ein Goldring mit den Worten angeſteckt: Siehe, du ſollſt mir verehlicht ſeyn nach der Weiſe Moſis! — dann der Heirathscontract verleſen, und dem Paare vom Rabbi unter Ausſprechung von ſieben Segensformeln wiederum ein Becher gereicht, den, wenn beide ihn ausgeleert haben, der Bräutigam an die Wand, oder falls ſeine Braut Wittwe iſt, an die Erde wirft. An dieſen Trauungsact ſchließen ſich ſiebentägige Gelage an, zwiſchen denen der Bräutigam die Braut dotirt. Achtung gegen dieſe jüdiſche Sitte und Vertrauen zur Geiſtlichkeit bewog ſchon die erſten Chriſten, ihre Ehen unter Mitwirkung derſelben zu ſchließen, obwohl der Stifter des Chriſtenthums keine Trauungsgebräuche angeordnet hat. Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts war es unter den Chriſten Gewohnheit,

jedes Verlöbniß dem Biſchofe oder Presbyter anzuzeigen, und keine Ehe ohne prieſterlichen Segen (Benedictio sacerdotalis) einzugehen. Doch fand dieſe Anzeige (Professio), welche ſpäterhin (1218) zur Einführung der kirchlichen Aufgebote benutzt wurde, nur bei dem Abſchluß der Sponſalien (ſ. d. Art.) Statt, worauf ſich auch ein auf der Synode zu Carthago 389 gegebenes Ehegeſetz lediglich bezieht. Zum wirklichen Anfange der Ehe wurden kirchliche Einſegnungen wohl häufig begehrt und ertheilt, aber keineswegs für weſentlich nothwendig gehalten. Im ſechsten Jahrhundert kam eine beſondere Trauungsliturgie in Gebrauch, und im neunten Jahrhundert erklärten bürgerliche Geſetze im griechiſchen und abendländiſchen Kaiſerthum dieſen religiöſen Act für rathſam und nützlich, ohne darum Ehen, die ohne ihn angefangen worden waren, die Gültigkeit zu nehmen. Selbſt nachdem die Kirche die Eheſachen völlig unter ihre Jurisdiction gebracht, und im zwölften Jahrhunderte angefangen hatte, die Ehe unter die Sacramente zu rechnen, legte ſie immer noch mehr Gewicht auf die Anzeige und Einſegnung der Sponſalien, als auf die eigentliche Trauung, deren Ritual nächſt einer Meſſe nur Segenswünſche und Bekanntmachung der Ehe vor der Gemeine enthielt. Erſt in Trauungsliturgien aus dem funfzehnten Jahrhundert findet man die Formel: ego vos conjungo in matrimonium in nomine Dei etc. (ich verbinde euch zur Ehe im Namen Gottes u. ſ. w.), wodurch der Prieſter als Stellvertreter Gottes den Ehebund bekräftigte und das Paar förmlich copulirte. Doch wurde dieſer Gebrauch bei der zweiten Ehe nicht für nöthig gehalten, und ſelbſt bei der erſten bis zu den Zeiten der Reformation bisweilen unterlaſſen, da nach den Kirchengeſetzen der Ehebund ſchon durch die vor dem Prieſter abgeſchloſſenen Sponſalien Rechtskraft erhielt. Die Reformatoren ſetzten aus moraliſchen Gründen feſt, daß nach dreimaligem Aufgebot die prieſterliche Trauung zum Anfang der Ehe weſentlich nothwendig ſey, und daher kein ohne dieſe kirchliche Einſegnung geſchloſſener Ehebund irgend einige Gültigkeit habe. Nur in Holland, wo alle Ehen als bürgerliche Contracte vor der Obrigkeit geſchloſſen, und dadurch ſchon rechtskräftig werden, bleibt es dem Gewiſſen der Verlobten überlaſſen, ob ſie die religiöſe Weihe hinzufügen laſſen wollen; jedoch ſind kirchliche Aufgebote und Copulationen auch hier, beſonders unter den Lutheriſchen, üblich. Die Form dieſes Acts wurde bei den Proteſtanten durch Weglaſſung der Meſſe vereinfacht. Weſentlich iſt dabei, daß der copulirende Pfarrer die Verlobten nach ihrer beiderſeitigen Einwilligung fragt, und wenn ſie dieſe gegeben haben, kraft ſeines Amtes für Eheleute erklärt, worauf Ermahnungen, Gebete und Segensſprüche folgen. Das Trauungsformular der anglicaniſchen Kirche legt den Verlobten außer dem Jawort noch einige herzliche Erklärungen gegenſeitiger Liebe und Treue in den Mund, die man unter den Nachrichten von der am zweiten Mai 1816 erfolgten Vermählung der Prinzeſſin Charlotte von Wallis mit dem Prinzen Leopold von Coburg faſt in allen öffentlichen Blättern geleſen hat. Für die catholiſche Kirche ließ das Tridentiniſche Concilium es in Anſehung der canoniſchen Gültigkeit der Ehen bei den oben gedachten Kirchengeſetzen über die Anzeige und Benediction der Verlöbniſſe bewenden, verordnete aber auch, daß die Ehen erſt durch die prieſterliche Trauung nach dreimaligem Aufgebot ſacra-

mentaliſche Kraft erhalten ſollten, daher ſie nun bei den Catholiken auf die ſeit dem funfzehnten Jahrhundert übliche Art allgemeiner Gebrauch iſt. Das ſchon bei den Hochzeitfeierlichkeiten der alten Griechen, Römer und Germanen gewöhnliche Wechſeln der Ringe gehört zu den nothwendigen Formalitäten catholiſcher Trauungen, unter den Proteſtanten hat man es aber neuerdings an mehreren Orten weggelaſſen, da es ſchon bei der Verlobung erfolgt. Von den Hochzeitkränzen, die in der alten Kirche beiden Verlobten bei ihrer Einſegnung aufgeſetzt wurden, iſt unter den abendländiſchen Chriſten nur noch der Brautkranz als Symbol der unverletzten Jungfrauſchaft übrig geblieben, und die Verweigerung deſſelben für ſolche Bräute, die nicht mehr Jungfrauen ſind, ein Mittel der Kirchenzucht. In der griechiſchen Kirche gehören die Verlobungen, wie die Trauungen, unter die religiöſen Gebräuche, die man mit Gebet und Segen in der Kirche begeht. Bei den Verlobungen iſt das Wechſeln der Ringe die Hauptſache, bei den Trauungen werden beiden Verlobten, falls ſie zum erſtenmale heirathen, grüne Kränze aufgeſetzt, dann trinken ſie Wein aus einem Becher, den ihnen der Prieſter reicht, und müſſen nach beendigter Einſegnung vor dem Altar einander küſſen. Alle chriſtliche Religionsparteien halten die Gegenwart von Zeugen bei der Trauung für nothwendig. Dieſe wird, einzelne Diſpenſationsfälle ausgenommen, ſtets von demjenigen Pfarrer verrichtet, in deſſen Kirchſpiel die Braut einheimiſch iſt, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Confeſſionen; da keine chriſtliche Religionsgeſellſchaft die von Pfarrern andrer Confeſſionen verrichteten Trauungen für ungültig hält, ſo daß catholiſche Paare von proteſtantiſchen, und proteſtantiſche von catholiſchen Geiſtlichen u. ſ. w. ohne canoniſches Hinderniß getraut werden können. Die kleinern Secten und ſchismatiſchen Kirchen haben meiſtentheils die Trauungsgebräuche derjenigen Kirchen, von denen ſie ausgingen, mit wenigen Modificationen beibehalten; nur die Quäker und einige Parteien der Wiedertäufer ſchränken ſie auf ein vor ihren Älteſten zu leiſtendes Eheverſprechen ein. In Frankreich wurde während der Revolution die Civiltrauung oder der Abſchluß des Ehecontracts vor der bürgerlichen Obrigkeit für allein weſentlich zur Bekräftigung der Ehe erklärt, den bürgerlich Verehelichten aber freigeſtellt, ob ſie ſich der prieſterlichen Copulation bedienen wollten. Das Concordat von 1801 beſtätigte dieſe Einrichtung und das Geſetzbuch Napoleons dehnte ſie auf alle Confeſſionen im franzöſiſchen Reiche, die es unbedingt annahmen, aus; daher in dieſer Periode viele Ehen ohne prieſterliche Trauung geſchloſſen worden ſind. Seit dem Jahre 1814 iſt jedoch auch in Hinſicht der Ehen die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt worden. E.

Traveſtie, Traveſtirung, (nach dem franzöſiſchen travestir) — Umkleidung, Verkleidung — bezeichnet eine ſcherzhafte Darſtellung (beſonders in der Poeſie), vermöge deren ein bereits ernſthaft behandelter Stoff (Gegenſtand) ſeiner urſprünglichen Form entkleidet und als lächerlich dargeſtellt wird. Sie ſetzt voraus ein falſches Pathos des traveſtirten Gegenſtandes, einen in demſelben verſteckten, nicht ihm willkührlich beigelegten Unſinn, den ſie auf naive Weiſe enthüllt. Aber ſie ſcheitert gewöhnlich an dem letztern, indem ſie, nach der Art einiger dramatiſcher Kritiker, den zu beurtheilenden Stoff erſt ins Kleine zieht, und auf niedrigere

Verhältniſſe überträgt, um ihn als klein darzuſtellen. Die Traveſtie macht ein Gedicht nicht klein und verwandelt nicht das Erhabne in Unſinn, ſondern ſie ſtellt das als groß dargeſtellte Kleine ſcherzhaft als klein dar. Sie unterſcheidet ſich daher weſentlich von der Parodie, welche ſich der vorhandenen dichteriſchen Einkleidung eines ernſthaften Gegenſtandes zur Darſtellung eines lächerlichen Stoffes bedient. Beide wirken durch den Contraſt, und können, glücklich durchgeführt, ihres Zwecks, Lachen zu erregen, nicht verfehlen. Gleichwohl aber nehmen ſie, bei ihrer größern Abhängigkeit von andern vorhandenen Kunſtwerken, nur eine ſehr untergeordnete Stelle unter den Dichtarten ein. Es iſt gefragt worden, ob ſie überhaupt zuläſſig ſeyen. Von der Parodie, die ſich lediglich an das Äußere hält, nur mit dem Wandelbaren der Form ein heiteres Spiel treibt, möchte dies ohne Weiteres zu bejahen ſeyn. Anders ſcheint es ſich mit der Traveſtirung zu verhalten, die ſich an das Ewige der Idee wagt, und es mit keckem Übermuthe in das Gebiet des Lächerlichen hinüberträgt. Allein es ſcheint auch nur ſo; denn es liegt eben in dem Weſen des Scherzes, daß derſelbe in freier Willkühr auch das Edelſte und Erhabenſte in ſeinen Kreis herabzieht. Weiß nur der traveſtirende Dichter ſeinem Gegenſtande mitten unter den Umgebungen von Größe, Anſehen und Würde die ſchwache Seite abzugewinnen, und für denſelben eine Form zu wählen, die die komiſche Wirkung ſichert, ſo wird er auch ſeinen Zweck, Beluſtigung des Leſers, erreichen, und es fällt ihm weder eine Entweihung des Heiligen, noch eine Verkümmerung des Vergnügens an dem ernſthaften Kunſtwerke zur Laſt, wie ihm ſeit La Mothe oft vorgeworfen worden. Wie die herrlichſten komiſchen Schöpfungen der Griechen aus dieſer freien Herrſchaft des Scherzes hervorgegangen, iſt bekannt genug, und, obgleich der griechiſche Geiſt ſich mehr zur Parodie hinneigte (man denke an die Batrachomyomachie, die Parodien des Matron und an unzählige Stellen des Ariſtophanes. Vergl. Bühle zu Ariſtoteles Poetik, C. 1. §. 4.), ſo war ihnen doch auch das Ergötzliche der Traveſtirung keineswegs ganz fremd, vielmehr ſcherzte dieſe in den Erzeugniſſen bildender Kunſt, wie in den komiſchen Dichterwerken, mit gleich kühner Ausgelaſſenheit, und der oberſte der Götter durfte ſich nicht weigern, auf plaſtiſchen Werken und Vaſengemählden eben ſowohl, als auf der Bühne in der Schellenkappe als komiſche Maske zu erſcheinen. — Die Traveſtirung iſt entweder rein komiſch, freier Erguß des Humors, oder ſie verbindet mit dem Zwecke der Beluſtigung den der Satire. Dieſe richtet ſich entweder gegen den Stoff, indem ſie die lächerlichen Seiten deſſelben durch die Einkleidung hervorhebt, oder gegen die Form, indem ſie das Unſtatthafte des Ernſtes in Beziehung auf den dargeſtellten Gegenſtand ins Licht ſtellt. Beide Zwecke ſchließen den allgemeinen Zweck aller Satire, Geißelung der Thorheit und des Laſters überhaupt, nicht aus. — In Hinſicht der Form iſt die Traveſtirung entweder lyriſch, epiſch oder dramatiſch. — Unter den Neuern iſt ſie am häufigſten von den Franzoſen bearbeitet worden, namentlich von Marivaux, Scarron (traveſtirter Virgil) und Moreau; die Italiener beſitzen eine traveſtirte Ilias von Loredano, welche dem Begriffe nicht entſpricht; die Deutſchen, außer mehreren kleinern lyriſchen Scherzen der Art, eine zwar oft in das Gemeine herabſinkende, aber doch nicht witzloſe Traveſtirung der Äneis von Blumauer, „ein tiefes Marſch-

land voll Schlamm, obwohl voll Salz," wie Jean Paul ſie nennt. F.

Trebellius Pollio, ein römiſcher Geſchichtſchreiber des dritten Jahrhunderts, der die Biographien der Kaiſer von Philippus bis Claudius ſchrieb. Von ſeinem Werke, das nachläſſig und weitſchweifig geſchrieben iſt, haben wir nur noch einen Theil übrig.

Treckſchuyten (d. h. Ziehſchiffe), eine Art von bedeckten Schiffen, die von Pferden gezogen (getreckt), und in den Niederlanden auf den Canälen gebraucht werden. Sie gehen zu beſtimmten Stunden von einer Stadt zur andern, und haben ein großes Zimmer für alle Reiſende zuſammen, nebſt dem aber ein Cabinet (Roef, Ruhf) für diejenigen, welche für ſich ſeyn wollen.

Treibhäuſer nennt man Gebäude, die durch künſtliche Wärme nicht allein die Pflanzen warmer Climate erhalten, ſondern auch Gewächſe in ungewöhnlicher Jahreszeit zum Blühen und Fruchttragen nöthigen. Die Geſchichte menſchlicher Künſte lehrt, daß dieſe Erfindung ziemlich neu iſt. Das weſentlichſte Erfoderniß eines Treibhauſes iſt ſeine Lage; da alles darauf ankommt, daß auch im Winter die ſeltene und niedrigſtehende Sonne gehörige Wirkung thue. Man braucht zu dem Ende nicht die Wände genau nach der Mittagslinie aufzuführen. Es iſt ſogar gut, wenn das Haus ein wenig öſtlich gerichtet iſt, doch muß die Abweichung von der Mittagslinie nicht bedeutend ſeyn. Die etwas öſtliche Lage hat den Vortheil, daß die Morgenſonne, die äußerſt erquickend für die ganze Pflanzenwelt iſt, ihre Wirkung nicht verfehle. Überhaupt aber muß bei der ſüdlichen Richtung des Hauſes auch dahin geſehen werden, daß der ſüdliche Horizont ſo frei als möglich ſey. Dagegen muß das Treibhaus von den übrigen Seiten her geſchützt ſeyn, beſonders von Weſten, weil die weſtlichen Stürme außer anderen Nachtheilen auch den haben, daß ſie den Rauch leicht in die Schornſteine zurückdrücken, daher halten wir beſonders auch auf höhere Schornſteine. Was den Bauſtoff zu den Treibhäuſern betrifft, ſo iſt dieſer ſehr verſchieden. Die Wände der Nord-, Oſt- und Weſtſeite müſſen entweder maſſiv gemauert oder von Lehm aufgeführt ſeyn, wo denn ihre Dicke auf eine Elle berechnet wird. In England und in einigen deutſchen Gärten hat man angefangen, Treibhäuſer ganz aus Glaswänden aufzuführen, wo natürlich doppelte Glaswände erfoderlich ſind. Bedeutende Vortheile ſehen wir davon nicht ein; dagegen ſind die Nachtheile, die die geringere Wärme, und die leichtere Verletzbarkeit dieſer Wände hervorbringen, überwiegend. Daß die vordere Wand ganz aus Glasfenſtern beſtehen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, nur iſt die Frage, welche Richtung man dieſer zu geben habe. Senkrechte Fenſterwände an der Südſeite können die Erwärmung und Wirkung des Lichts nie ſo verſtärken, als wenn die Sonnenſtrahlen, die doch ſelbſt in den kürzeſten Tagen des Winters unter einem Winkel von 28° auffallen, unter einem rechten Winkel die Fenſter treffen. Daher giebt man allgemein der ſüdlichen Fenſterwand eine gegen den Horizont geneigte Richtung, und dieſe hat man ſelbſt nach der Polhöhe verſchieden einrichten wollen. Indeſſen kann man im Allgemeinen ſich auf die Erfahrung berufen, daß in Deutſchland und England, in Frankreich und Schweden, alſo etwa von 45 bis zum 56° nördlicher Breite, die Neigung der Treibhausfenſter nicht unter 34 und nicht über 45° ſeyn dürfe. Was das Holzwerk anbetrifft, ſo muß dies natürlich die Fenſterwand verbinden und

ſtützen. Ein Träger oben in der Länge des Daches, und Säulen, die zwiſchen den Fenſtern ſtehen, ſind nothwendig. Allein man hat dahin zu ſehen, daß dieſe Pfeiler keinen zu ſtarken Durchmeſſer haben, weil ſie ſonſt zu viel Schatten geben. In England macht man jetzt die Fenſterſäulen ganz von Eiſen, welches allerdings große Vortheile hat, nicht allein weil man bei weitem nicht ſo dicke Säulen nöthig hat, ſondern weil auch die Dauer ungleich größer iſt. Sowohl Holz als Eiſen müſſen mit Ölfarbe angeſtrichen werden. Außer dem Sonnenlicht fodern die Gewächſe, wenn ſie geſund bleiben ſollen, durchaus erneuerte Luft. Um die Luft zu erneuern, hat man bewegliche Fenſter in der Glaswand, die entweder ganz aufgemacht, oder mit eiſernen durchlöcherten Riegeln in einer gewiſſen Weite offen erhalten werden. Allein bei ſehr kalter Luft darf man nicht wagen, die äußere Atmoſphäre unmittelbar auf die Pflanzen treffen zu laſſen. In dieſem Falle pflegt man kleinere Klappfenſter zu öffnen, die beſonders in der ſchrägen obern Glaswand keinem Fenſter fehlen dürfen. Da nun doch immer die äußere Luft im Winter auf die Pflanzen einen ungewohnten Eindruck macht, ſo ſind die Engländer, als die größten Gartenkünſtler neuerer Zeit, darauf gefallen, die äußere Luft dergeſtalt in das Treibhaus zu leiten, daß ſie nur erwärmt auf die Pflanzen treffen kann. Man führt zu dieſem Ende Luftcanäle an der äußern Seite der Heizröhren herum. Dieſe ſind außer dem Hauſe offen, und haben an einzelnen Stellen im Hauſe auch Öffnungen, die geſchloſſen werden können. Nimmt man dieſe Deckel ab, ſo zieht die äußere Luft dergeſtalt hinein, daß ſie nur durch die Heizcanäle erwärmt die Pflanzen berühren kann. Wir haben nur dies gegen dieſe Einrichtung einzuwenden: die Luft in den obern Schichten des Treibhauſes wird dadurch entweder gar nicht oder nur ſehr ſpät und unvollkommen erneuert. Dieſe obere Luftſchicht iſt allemal verdorben und wärmer. Die Gipfel alſo der höhern Pflanzen bleiben von ſchlechter und heißer Luft umgeben, wenn die untern Theile derſelben, und die niedrigen Gewächſe einer erneuerten Luft genießen; nicht gerechnet, daß die Luft, welche mit dem Licht und der Wärme der Sonne zugleich eintritt, immer viel wohlthätiger iſt, als die, welche man von der beſchatteten Erde herleitet. Bei der Anlegung der Fenſterwand muß ferner Bedacht auf die Einfaſſung des Glaſes genommen werden, die Fenſterrahmen müſſen vorzüglich von trockenem Holze, das keinen Splint enthält, ſo gefertigt werden, daß ſie auf das genaueſte einfaſſen. Denn die ſchrägen Fenſter ſind der Einwirkung des Regens weit ſtärker ausgeſetzt, werfen ſich dann und vermodern auch ſehr leicht, wenn das Holz nicht die gehörige Härte und Güte hat. Die einzelnen Scheiben legt man entweder in Blei oder kittet ſie auf einander. Das letztere hat bedeutende Vortheile. Im Hauſe ſelbſt iſt das nothwendigſte Stück der Heizcanal. Es wird dieſer aus einem Ofen geleitet, welcher mit dem Boden des Treibhauſes ungefähr gleiche Höhe hat, und nicht viel über anderthalb Fuß im Lichten Höhe haben darf. Dieſer Ofen wird am beſten von ſtarken eiſernen Platten zuſammengeſetzt. Aus ihm führt zuerſt ein eiſerner Canal, ungefähr eine Elle lang, in die eigentlichen Heizcanäle. Dieſe werden am beſten von ſtark gebranntem Thon dergeſtalt zuſammengeſetzt, daß Platten einen Fuß ins Gevierte mit Fugen verſehen, gehörig auf einander gepaßt werden. Natürlich muß in dieſem Fall der Canal viereckig ſeyn; doch braucht man, wie leicht zu begreifen, nur für drei Seiten dieſe Platten zu beſorgen, da die untere Seite von

dem Boden gebildet wird. Es iſt indeſſen nothwendig, daß hier und da die Platten herausgenommen werden können, weil man das Reinemachen der Canäle anders nicht vornehmen kann. Die Länge der Canäle darf nicht über 60 Schuh ſeyn, weil ſonſt die Wärme ſich zu ſehr vermindert, und am Ende ſich nur Rauch niederſchlägt. Der Ausgang des Canals wird ſenkrecht in der Wand hinaufgeleitet, und ebenfalls mit einer Thür verſehen, durch die man die Reinigung vornehmen kann. Der Feuerungsſtoff der Treibhäuſer iſt natürlich Holz, wo man dies haben kann. Außerdem ſind noch gute Steinkohlen ſehr zu empfehlen, nur muß alles angewandt werden, daß nicht der Dampf der Steinkohlen durch die Ritzen der Platten dringe, und ſich im Hauſe verbreite. — Es kommt ferner bei dem Anziehen der Pflanzen im Treibhauſe darauf an, ihnen auch von unten eine gleichmäßige Wärme mitzutheilen. Dies bewirkt man entweder durch einen Lohkaſten, oder, wo die Eichenrinde nicht zu haben iſt, durch Pferdedünger, auf deſſen Oberfläche die Töpfe geſtellt werden. Es gehört dazu ein Kaſten, der dergeſtalt gemauert wird, daß er die gehörige Tiefe, Breite und Länge habe. Ohne dieſe Eigenſchaften hält ſich die Wärme nicht lange, und doch muß man bei Anlegung des Lohkaſtens darauf ſehen, daß er wenigſtens auf vier Monate hinreiche. Die Länge muß wenigſtens 20 Fuß, die Breite wenigſtens 8 Fuß, die Tiefe 4 Fuß ſeyn. Er wird entweder, wie geſagt, mit Lohe oder mit Pferdemiſt gefüllt, und die Töpfe, damit die Hitze nicht unmittelbar auf die Pflanzen wirke, werden in eine Schicht von Sägeſpänen eingefüttert, welche ungefähr einen Schuh hoch den Miſt bedeckt. Die Hauptſorge für die Gewächſe in einem Treibhauſe beſteht immer darin, daß man ſie nicht blos erhalte, ſondern auch zur möglichſten Vollkommenheit bringe. Sie müſſen daher blühen, Früchte tragen und ſich vermehren. Dieſe Zwecke erreicht man zwar nicht immer, aber doch deſto eher, je mehr man das Vaterland und Clima, den eigenthümlichen Boden, und die beſondern Eigenſchaften eines jeden Gewächſes ſtudirt. Erfahrung iſt hier die beſte Lehrmeiſterin. Alles kommt auf ſchickliche Miſchung der Erdarten an. Kennt man den natürlichen Standort der Pflanzen, ſo muß man dieſen nachahmen. Wo uns die Kenntniß des natürlichen Standortes fehlt, und wir feine Gewächſe zu behandeln haben, miſchen wir eine Erde, die ſo viel als möglich ſubſtanziell, d. h. reich an Extractivſtoff iſt. Dies iſt die Erde, welche aus verweſetem Holz entſteht, und die man am leichteſten aus Sägeſpänen gewinnt, oder in hohlen Weiden findet. Dieſe macht man noch kräftiger, wenn man ihr ſolche Erde zuſetzt, die aus Hornſpänen oder aus Kuhfladen entſtanden iſt. Um ſie lockerer zu machen, miſcht man ſie mit etwas Sand. Das Begießen der Gewächſe muß mit der größten Vorſicht, und nur dann unternommen werden, wenn die Erde wirklich trocken iſt. Bei feineren Gewächſen muß man ſich ſorgfältig hüten, daß das Waſſer nicht unmittelbar an den Stamm dringe. Sehr oft iſt es auch nöthig, den Topf in einen Unterſetznapf zu bringen, in den man das Waſſer gießt, welches ſich alsdann durch die Abzugslöcher der Erde mittheilt. Auf das Waſſer endlich, welches zum Begießen gebraucht wird, kommt viel an. Es darf nicht gypshaltig und hart ſeyn. Regenwaſſer und Fließwaſſer, welches man im Winter gehörig erwärmt hat, iſt das beſte. — Die Temperatur des Treibhauſes betreffend, ſo richtet ſich dieſe begreiflich nach dem verſchiedenen

Clima, und der verſchiedenen Natur der Gewächſe. Die wärmſten, worin Piſang und Ananas getrieben werden, muß man faſt immer auf 70 Gr. Fahrenheit bringen, dagegen die andern auf 65 oder auch auf 60 Gr. eingerichtet ſind. Zu dem Ende darf keinem Treibhaus ein Thermometer fehlen, deſſen Grade im nördlichen Deutſchland, wie in Großbritannien und Schweden, nach Fahrenheit abgetheilt ſind. C. S-l.

Treibheerd, Treibeheerd, flache weite Heerde, deren man ſich in der Hüttenkunſt zur Scheidung des Silbers vom Blei bedient.

Tremulant, tremolo, bezeichnet in der Muſik das Beben oder die allergelindeſte Schwebung der Stimme auf einem Tone, welches auch auf Inſtrumenten nachgeahmt wird (z. B. bei der Violine durch wiederholtes Aufdrücken und gleichſam Zittern des Fingers auf der Saite und eben ſo auf der Taſte beim Clavier); daher auch ein Zug in der Orgel, wodurch ein bebender, zitternder Ton hervorgebracht wird, der Tremulant heißt, jetzt aber weniger gebraucht wird, als ſonſt. S. auch den Art. Triller.

Trenck (Franz, Freiherr von der), kaiſerlich königlicher Pandurenoberſt, ein moraliſches Ungeheuer ſeiner Zeit, war auf Sicilien, wo ſein Vater Oberſtlieutenant war, 1714 geboren, ſtudirte bei den Jeſuiten in Ödenburg, nahm in ſeinem 17ten Jahre öſterreichiſche, nachher ruſſiſche Kriegsdienſte, wurde aber wegen ſeiner Zügelloſigkeit caſſirt, und des Landes verwieſen. 1740, beim Ausbruche des Succeſſionskrieges, erbot er ſich gegen Maria Thereſia ein Regiment Panduren zu errichten, welches er nachmals als Oberſtwachtmeiſter bis 1746 befehligte. Er bildete mit ſeiner wilden Schaar immer die Avantgarde, warf alles vor ſich nieder, und beging mit Sengen, Brennen, Morden und Plündern die fürchterlichſten Unmenſchlichkeiten. Beſonders empfand Bayern die Brutalität dieſes barbariſchen Kriegers, deſſen Raubſucht und Geldgeiz keine Gränzen hatten, obgleich er ſich ein Vermögen von beinahe zwei Millionen erobert hatte. Wegen ſeiner Pflichtwidrigkeiten ward ihm 1746 ein peinlicher Prozeß gemacht, und er ward zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Spielberge zu Brünn in Mähren verurtheilt, wo er den 4ten October 1749 ſtarb. Trenck war ein überaus ſchöner Mann, von unglaublicher Stärke, und zu allen Strapazen abgehärtet. Er redete ſieben Sprachen ſehr fertig und beſaß tiefe Einſichten in allen militäriſchen Wiſſenſchaften; aber in ſittlicher Hinſicht war er ſo böſe, wie es zum Glück für die Welt nur wenig Menſchen giebt. Er ſelbſt hat ſein Leben bis zum Jahre 1747 unter dem Titel: Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der Trenck, Wien 1807, 8., geſchrieben. Man ſehe auch Franz von der Trenck, dargeſtellt von einem Unpartheiiſchen (C. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart, 3 Bändchen, Stuttgart 1788, 8.

Trenck (Friedrich, Freiherr von der), geboren zu Königsberg in Preußen den 16ten Februar 1726, beſuchte ſchon im 13ten Jahre daſelbſt akademiſche Vorleſungen, nahm bald Kriegsdienſte, und ward beim Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Kriegs 1744 Adjutant Friedrichs des Großen. Weil er jedoch in Verdacht kam, mit dem kaiſerlichen Pandurenoberſten, Franz von der Trenck, ſeinem Verwandten, in einem geheimen Verſtändniſſe zu ſeyn, ſo ließ ihn der König nach Glatz auf die Citadelle bringen. Mehrmalige Verſu-

che zur Flucht vermehrten den Verdacht und Unwillen Friedrichs, allein endlich entkam Trenck ungeachtet des engen Verwahrs, und machte durch Mähren, Polen und Preußen eine Fußreiſe von 169 Meilen zu ſeiner Mutter. Darauf wandte er ſich an Franz von der Trenck nach Wien, der aber bereits im Gefängniſſe ſaß, und ihn ſehr übel aufnahm. Deshalb ging er nach Moskau, und von dort nach Danzig, um mit ſeinen Geſchwiſtern die Erbſchaft ſeiner Mutter zu theilen. Hier ward er, ungeachtet er Rittmeiſter in kaiſerlichen Dienſten war, auf Anſuchen Friedrichs II. verhaftet und nach Magdeburg in ein ſchreckliches Gefängniß gebracht. Er verſuchte ſich zu befreien, zog ſich aber dadurch noch ein härteres Gefängniß zu, in dem er an Händen, Füßen und Leib mit eiſernen 68 Pfund ſchweren Feſſeln angeſchmiedet wurde, welche man beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges noch vermehrte. Die mit großer Klugheit angelegten Entwürfe, ſich zu befreien, mißglückten ihm, und erſt im December 1763 ward er aus ſeinem Gefängniſſe entriſſen, und nach Prag gebracht. Auch hier, in Wien, Aachen, Spaa, Mannheim, an welchen Orten er nach und nach ſich aufhielt, zog er ſich durch ſeine theils freimüthigen, theils vorlauten Urtheile, die er auch durch ſeine Schriften verbreitete, viele Verfolgungen zu, und verlor durch ſie einen großen Theil ſeines Vermögens. Friedrich Wilhelm II. gab ihm nach ſeinem Regierungsantritt ſeine in Preußen confiscirten Güter wieder, und obgleich er nun glücklich hätte leben können, ſo trieb ihn doch ſein unruhiger Geiſt beim Ausbruche der Revolution nach Paris, wo ihn Robespierre im Julius 1794 als einen Verdächtigen und angeblichen Agenten fremder Mächte guillotiniren ließ. Trenck beſaß einen hohen Grad von Eigenliebe und Prahlerei, aber als Menſch verdient er wegen ſeiner Energie, ſeines Muths und ſeiner Standhaftigkeit Achtung. Sein wenigſtens zum Theil unverdientes Schickſal iſt um ſo mehr zu bedauern, als er unter andern Verhältniſſen ſich gewiß einen ehrenvollen Platz unter den preußiſchen Feldherrn erworben hätte. Seine Schriften wurden zum Theil mit großem Beifall aufgenommen, beſonders ward ſeine Lebensgeſchichte, die übrigens wohl nicht durchgehends lauter Wahrheit enthält, mit der Theilnahme geleſen, worauf der Unglückliche immer rechnen kann. Sie erſchien in 4 Bänden, Berlin und Wien 1786, 8., und ward von ihm ſelbſt ins Franzöſiſche überſetzt (Paris 1789). Seine übrigen Schriften ſind zum Theil in der Sammlung unter dem Titel: Sämmtliche Gedichte und Schriften, 8 Bände, Leipzig (Wien) 1786, 8. erſchienen.

Trepaniren iſt eine chirurgiſche Operation, welche in der Öffnung der Hirnſchale vermittelſt eines eigens dazu beſtimmten Inſtruments beſteht. Dies Inſtrument heißt der **Trepan** oder die **Trephine**, und iſt eigentlich eine Cirkelſäge oder ein hohler eiſerner Cylinder, von dem Durchſchnitt ungefähr eines Zolls, deſſen unterer Rand, die Krone genannt, mit ſägeförmigen, ſehr ſcharfen Zähnen verſehen iſt. In der Mitte des Trepans geht ein ſehr ſpitz zulaufender ſtählerner Stift herab; der Krone beinahe gleich, welcher die Pyramide genannt wird, um welche herum die Krone des Trepans beweglich iſt. Oben iſt derſelbe mit einem Knopf verſehen, mit welchem die Pyramide in den Knochen feſtgedrückt, und an welchem die Krone im Cirkel herum bewegt werden kann. Die Operation ſelbſt wird im Weſentlichen auf folgende Art bewerkſtelligt. Zuerſt wird die Stelle des Schädels von Haaren ganz entblößt,

dann wird ein Einſchnitt durch die Haut bis auf den Knochen, am beſten in Form eines großen römiſchen V (V) oder T (T) gemacht und die Hautlappen werden abgelöſ't. Man bohrt nun mit einem Knochenbohrer eine kleine Öffnung in die Hirnſchale, worein die Pyramidenkrone geſetzt wird. Darauf ſetzt man den Trepan perpendiculär auf, und fängt an, durch das Herumdrehen deſſelben im Kreiſe um ſeine Axe, den Knochen anzubohren, womit man nach den Vorſchriften und Regeln der Kunſt fortfährt, bis ein rundes Knochenſtück losgebohrt iſt, welches alsdann weggenommen wird. Die Trepanation iſt vorzüglich dann als nothwendig angezeigt, wenn nach Verletzungen des Kopfes und Entzündung der Hirnhäute ſich unter den Schädelknochen eine Ergießung von Eiter, oder ſchon vor der Entzündung ein Extravaſat von Blut gebildet hat, welches durch die vorher anzuwendenden Mittel nicht wegzuſchaffen iſt. Auch die Niederdrückung eines Knochenſtücks des Hirnſchädels, die Entſtehung von Knochenriſſen oder Splittern an demſelben, macht oft die Trepanation nothwendig. Nach der Operation wird die Wunde mit einem leichten Faſerbäuſchchen, das mit einer milden Salbe beſtrichen wird, belegt, und ſo bald, als es die Umſtände geſtatten, zugetheilt. Die Trepanöffnung ſchließt ſich ſehr langſam. Zuerſt wird aus der Lymphe, welche aus den Knochenrändern, der Knochenhaut und den Muskeln ausſchwitzt, eine Membran gebildet, dieſe wird allmählig knorpelartig und endlich knöchern. Ehe dies geſchieht, muß der Kranke, ſobald die Narbe der Wunde ſich gehörig gebildet hat, eine kleine weich ausgefütterte Platte von Gold, Silber oder Blei auf der Stelle tragen, damit das Gehirn gegen allen äußern Druck geſchützt wird. H.

Treſſan (Louis Eliſabeth de la Vergne, Graf von), ein berühmter franzöſiſcher Dichter und Schriftſteller, wurde 1705 in einer aus Languedoc ſtammenden Familie zu Mans geboren. Er kam jung nach Paris, wurde mit Voltaire, Fontenelle und andern großen und berühmten Männern bekannt, von denen er in ſeiner Liebe zur ſchönen Literatur beſtärkt wurde. Er vernachläſſigte jedoch darüber den Kriegsdienſt nicht, wozu jeder junge Mann von Stande damals in Frankreich beſtimmt war. In dem Kriege von 1741 wohnte er allen Feldzügen in Flandern bei, war in der Schlacht von Fontenoy Ludwigs XV. Adjutant, und ſchwang ſich bis zum Generallieutenant empor. Nach dem Frieden begab er ſich an den Hof des Königs Stanislaus Leczinski zu Lüneville, und glänzte dort durch ſeinen Geiſt und ſeine Talente als eine der vorzüglichſten Zierden dieſes kleinen, aber auserleſenen Hofſtaats. Der jeſuitiſche Beichtvater des Königs, welcher ſeinen Einfluß fürchtete, klagte ihn des Verbrechens der Philoſophie an. Als Stanislaus ihm Vorwürfe darüber machte, verſetzte Treſſan: „Ich bitte Ew. Majeſtät zu bedenken, daß in dem Gefolge der Ligue 3000 Mönche, aber kein einziger Philoſoph war. Dieſe Antwort gefiel Niemanden mehr als Voltaire, da ſie ganz in ſeinem Geiſte gegeben war, und er hörte nie auf, Treſſan zu erheben und zu bewundern. Nach Stanislaus Tode lebte der Graf in der Einſamkeit, und verwandte ſeine letztern Jahre auf die Abfaſſung einer großen Menge von Schriften verſchiedener Art. Er hatte in ſeiner Jugend einige beißende und witzige Epigramme geſchrieben, die ihm viele Feinde zugezogen hatten, und dies war vielleicht die Urſache, daß er erſt in ſeinem fünf und ſiebzigſten Jahre in die franzöſiſche Akademie aufgenommen wurde. Das Podagra, woran er häufig litt, endete 1782 ſein Leben. Seine Liebe und ſeine Talente zur

Dichtkunſt blieben ihm bis an ſeinen Tod, und la Harpe hat in ſeiner Correspondance littéraire von Treſſan ein kurz vor ſeinem Ende gemachtes ſehr reizendes Gedicht aufbewahrt, worin er ſeinen Aufenthalt zu Franconville in dem Thale Montmorency beſingt. Seine Werke ſind ſehr zahlreich. Die Aufzählung derſelben wäre hier unzweckmäßig. Einige davon ſind Romane oder Rittererzählungen. Seine Umarbeitung des *Amadis von Gallien* und ſeine Überſetzung des Arioſt zeichnen ſich vorzüglich aus. Von ſeinem Chevalier du Soleil (2 Vol. 12.) erſchien zu Leipzig 1781, und von ſeinem Chevalier Robert zu Pirna 1803 eine deutſche Überſetzung. Durch einen Verſuch über das electriſche Fluidum in zwei Bänden zeigte ſich Treſſan auch als einen ſehr einſichtsvollen Phyſiker. Seine Oeuvres complettes erſchienen zu Paris 1780 — 1791 in 12 Octavbänden.

Treue iſt in moraliſcher Bedeutung die unveränderliche Bewährung wohlwollender Geſinnungen gegen Andere. Sie geht hervor aus einem Herzen voll Liebe und Pflichteifer, äußert ſich vorzüglich gegen Höhere, oder ſolche, die uns gleich ſind, und iſt eine freie Handlungsweiſe, geſetzt auch, daß wir ihnen äußerlich verpflichtet wären. So redet man von Kindestreue, Dienertreue, Unterthanentreue, aber auch von Treue in der Liebe und Freundſchaft. In allen dieſen Geſtalten derſelben iſt ein Feſthalten an der Erfüllung einer Pflicht des Wohlwollens, der Achtung und Ehrfurcht, wozu man in ſeinen Verhältniſſen gegen Andere eine Aufforderung findet, ein Anſchließen an Andere, welches Achtung der Pflicht, und einen hohen Grad der Liebe, Freundſchaft oder Ehrfurcht bewährt. In den *Künſten* redet man von Treue beſonders, wo vom Verhältniſſe einer Copie zum Original die Rede iſt. Eben ſo in der *Geſchichte* bei Darſtellungen und Schilderungen, die wir mit den vorhandenen Quellen und Überlieferungen gewiſſer Begebenheiten zuſammenhalten. Die äſthetiſche Treue iſt die Übereinſtimmung einer Kunſtdarſtellung mit den Bedingungen und weſentlichen Eigenſchaften, unter welchen ihr Gegenſtand in Natur, Leben und Geſchichte erſcheint. Sie gränzt daher an Haltung und Wahrheit, und iſt wie dieſe dem Geſetze der Schönheit unterworfen, daher ſie nicht Veränderung und Verſchönerung überhaupt, ſondern nur die *willkührliche* ausſchließt. Es giebt daher ſogar eine gewiſſe Treue, welche peinlich werden kann, weil, indem ſie die bloße Abhängigkeit der Darſtellung von einem andern Gegenſtande an den Tag legt, den ſelbſtſtändigen Werth verliert, den ein Kunſtproduct durch ſeinen freien Urſprung im Geiſte haben ſoll. Die *geographiſche* und *hiſtoriſche* Treue iſt daher nicht das oberſte Geſetz einer Darſtellung. (S. auch d. Art. *Nachahmung* und *Copie*.) Mehr herrſcht die Treue in denjenigen niedern Gattungen der Kunſt, wo die Darſtellung einer *beſtimmten Individualität* Aufgabe iſt, mithin in den *Portraits* (ſ. d. Art.); und doch beſteht ſie auch hier mehr in der übereinſtimmenden Auffaſſung des Ganzen, als in der ſclaviſchen Nachahmung des Einzelnen und Veränderlichen. Göthe ſagt daher trefflich: der Künſtler darf keineswegs ſtreben, daß ſein Werk eigentlich als Naturwerk erſcheine. Es will durch einen Geiſt, der harmoniſch entſprungen und gebildet iſt, aufgefaßt ſeyn, und dieſer Geiſt findet das Treffliche auch ſeiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff. Er behandelt ein Kunſtwerk wie einen Gegenſtand, den er auf dem *Markte* antrifft; aber der geiſtreiche Liebhaber

ſieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, ſondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geiſtreiche der Zuſammenſtellung, und das Überirdiſche der kleinen Kunſtwelt. T.

Triangel, ſ. Dreieck.

Triangular- oder Trigonalzahlen, eine Claſſe der Polygonalzahlen, welche erhalten wird, wenn man, mit der Einheit anfangend, die Zahlen, wie ſie ferner auf einander folgen, in Geſtalt eines gleichſeitigen Triangels

1.
2. 3.
4. 5. 6.
7. 8. 9. 10. u. ſ. w.

ordnet. Die auf der rechten Seite deſſelben folgenden:

1. 3. 6. 10.

nämlich heißen, weil ſich die Anzahl ihrer Einheiten in Geſtalt gleichſeitiger Triangel

. . . . u. ſ. f.

ordnen läßt, Triangularzahlen. Sie ſind nichts als eine arithmetiſche Reihe zweiter Ordnung, d. h. eine ſolche, wo die zweiten Unterſchiede beſtändig werden. Denn die Unterſchiede der Glieder der voranſtehenden Reihe ſind 2. 3. 4. . . . . und die Unterſchiede dieſer Unterſchiede, d. h. die zweiten Unterſchiede, 1 .1. . . . beſtändig.

Trianguliren. Wenn der Feldmeſſer eine weit ausgedehnte Erdſtrecke aufzunehmen hat, ſo muß er damit anheben, eine Anzahl von Haupt- oder Fixpunkten auf dieſer Strecke zu beſtimmen, die er als Winkelpunkte von Triangeln betrachtet, in welche alſo die Strecke zerlegt erſcheint. Dieſe Operation heißt das Trianguliren. Man wählt Triangel, wegen der Leichtigkeit, mit welcher ſich bei denſelben aus einigen gemeſſenen Beſtimmungsſtrecken die übrigen durch bloße Rechnung finden laſſen, wie dies im Art. Trigonometrie gezeigt iſt.

Trianon iſt der Name von zwei kleinen Luſtſchlöſſern in der Nähe von Verſailles, Groß- und Kleintrianon (le grand, le petit Trianon). Durch den Garten von Verſailles führt ein angenehmer Spazierweg nach Großtrianon, welches im orientaliſchen Geſchmack nur ein Stockwerk hoch erbaut iſt, und durch den von außen häufig angebrachten bunten Marmor ein gefälliges Anſehen hat. Die Gärten, welche dieſes Schloß umgeben, ſind von dem berühmten le Notre angelegt. Am Ende des Parks liegt Klein-Trianon, das blos in einem Pavillon von römiſcher Bauart beſteht, und einen Garten in engliſchem Geſchmack hat.

Tribaden (griechiſch), werden Frauen genannt, welche mit ihrem eigenen Geſchlechte ausſchweifen.

Tribonianus, ein berühmter Rechtsgelehrter unter der Regierung Kaiſers Juſtinian, war aus Side in Pamphilien gebürtig, erwarb ſich durch ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit, beſonders durch ſeine Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft, die Gunſt jenes Kaiſers, und ſchwang ſich zu den höchſten Staatsämtern empor. Er war Magister officiorum, Quaestor sacri palatii und Conſul, aber ſeine Laſter machten ihn verhaßt, und wegen eines Volksaufſtandes wurde er 532 nach Chr. Geb. entſetzt. Er war außerordentlich geizig und beſtechlich. Durch ſeine Fähigkeiten und Kenntniſſe gewann er ſich

wieder Juſtinians Vertrauen, der ihm und neun andern Rechtsgelehrten die Anfertigung der verſchiedenen Sammlungen der Geſetze, die den groͤßten Theil des Juſtinianeiſchen Geſetzbuches (oder des corpus juris civilis) ausmachen, uͤbertrug. Er ſoll ein heimlicher Feind des Chriſtenthums, und dem Atheismus und der heidniſchen Religion ergeben geweſen ſeyn, welches aber vielleicht blos auf ungerechte Beſchuldigungen ſeiner bigotten Zeitgenoſſen ſich gruͤndet. Er ſtarb 546 nach Chriſti Geburt.

Tribrachys, ſ. Rhythmus.

Tribunal hieß bei den Roͤmern ein erhabener Ort, eine Buͤhne, wo der Praͤtor (ſ. d. Art.) auf ſeiner sella curulis ſaß, wenn er Gericht hielt; ſeine Raͤthe oder Gerichtsbeiſitzer ſaßen neben ihm. Auch in den roͤmiſchen Lagern hatte der commandirende General ein ſolches, von Raſen gemachtes Tribunal oder Buͤhne, wo er uͤber die vorgefallenen Sachen entſchied. Tribunal heißt alſo keinesweges ein Richterſtuhl. — Die Franzoſen haben daraus das Wort Tribune gemacht, und verſtehen darunter einen erhabenen Ort, von welchem man ſich andern zeigt, eine Buͤhne, z. B. Rednerbuͤhne; auch eine gewiſſe Art Emporkirchen in großen Kirchen. Die Bedeutung Gerichtshof iſt erſt in den neuern Zeiten aufgekommen.

Tribunat. Die franz. Republik hatte unter ihren organiſchen Formen mehrere mit dem Namen von Einrichtungen der alten Republiken Roms und Griechenlands bezeichnet, ohne dieſe ſelbſt ihrem Weſen nach in ſich aufzunehmen. Dahin gehoͤrt auch das Tribunat. Die Conſtitution vom 15. Dec. 1799, welche Buonaparte und Sieyes entworfen hatten, und die den 7ten Februar 1800 fuͤr angenommen erklaͤrt worden war, uͤbertrug naͤmlich die geſetzgebende Gewalt mehr zum Schein, als in der Wirklichkeit einem geſetzgebenden Koͤrper von 300, und einem Tribunate von 100 Mitgliedern, welche vom Erhaltungsſenate aus der dritten Candidatenliſte der Departementswahlen, genannt Nationalliſte, ausgewaͤhlt werden ſollten. Der Regierung (den drei Conſuln) ward ausſchließlich der Vorſchlag zu den Geſetzen zugeſprochen, dem Tribunate aber blos die Berathung uͤber die vorgelegten Geſetzentwuͤrfe, und dem geſetzgebenden Koͤrper, nachdem dieſem das Tribunat das Reſultat ſeiner Debatten uͤber die Geſetzentwuͤrfe vorgelegt hatte, blos die Abſtimmung uͤber die Annahme oder Verwerfung derſelben, ohne Berathung zugeſtanden; außerdem erhielten die Redner des Staatsraths, als Wortfuͤhrer der Regierung, in beiden Verſammlungen einen bedeutenden geſetzlichen Einfluß. Dem Tribunate ward jedoch das Recht, ſeine Vorſtellungen und Wuͤnſche der Regierung vorzutragen, gelaſſen, und bald war es kuͤhn genug, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Jeder Tribun mußte wenigſtens 25 Jahr alt ſeyn; er erhielt 15,000 Fr. jaͤhrlichen Gehalt. Jedes Jahr trat ein Fuͤnftheil aus dem Tribunat heraus, und ward durch neue Mitglieder erſetzt; die austretenden konnten, ſo lange ſie auf der Nationalliſte ſtanden, wieder gewaͤhlt werden. In ſo fern nun im Tribunate alle Geſetzvorſchlaͤge die Muſterung paſſiren mußten, und die beſten Koͤpfe hier einen weiten Spielraum hatten, ihre Talente glaͤnzen zu laſſen, ſo war dies Corps ein Schutzpfeiler der Freiheit, und mußte ſeinem Zweck um ſo mehr genuͤgen, je mehr die groͤßten Rednertalente und freiſinnigſten Maͤnner in demſelben mit einander wetteiferten. Namentlich zeichneten ſich Lucian Buonaparte, Carnot, Benjamin Conſtant aus. Allein ihre freimuͤthigen Eroͤrterungen in demſelben und ihre muthi-

gen Erklärungen gegen die Schritte des conſulariſchen Despotismus ſcheiterten gar bald an der Beſtechlichkeit des geſetzgebenden Körpers, der ihren Reſultaten erſt das Siegel aufdrücken konnte, und an den Cabalen, die Buonaparte anwandte, die beſten Köpfe zu entfernen, als 1803 in die Stellen des austretenden Fünftheils nachgiebigere Männer erwählt wurden. Daher finden wir die letzten Zeichen des republikaniſchen Charakters des Tribunats in Carnots Rede gegen Buonaparte's Kaiſerwahl, welche dennoch auf den Antrag des Tribunats, den der Tribun Curée den 30. Apr. 1804 zuerſt gemacht hatte, den 4. Mai erfolgte. Sonderbar, daß der, den Cäſar gebrauchte, ihm die lebenslängliche Dictatur zu verſchaffen, auch ein Tribun war und Curio hieß! Der einzige Carnot unterzeichnete das Wahlprotocoll des Tribunats nicht. Hierauf wurde das Tribunat durch das organiſche Senatusconſult vom 18. Mai 1804 faſt ganz mit dem geſetzgebenden Körper verſchmolzen, indem Napoleon die Generalverſammlungen des Tribunats aufhob, und blos den drei Sectionen deſſelben (der Geſetzgebung des Innern und der Finanzen), unter vom Kaiſer ernannten Präſidenten und Quäſtoren, ihre Amtsverrichtungen ließ. Seitdem verſtummte das Tribunat ganz; es war gleichſam ein integrirender Theil des geſetzgebenden Körpers, vor welchem nur zwei Redner das Gutachten ihrer Tribunatsſection ausſprechen durften. Endlich hob der Kaiſer durch das Senatusconſult vom 19. Aug. 1807 das Tribunat ganz auf, indem er die vorläufige Erörterung der Geſetze, welche durch die Sectionen des Tribunats bisher bei verſchloſſenen Thüren geſchehen war, drei Commiſſionen des geſetzgebenden Körpers übertrug, und die Mitglieder des Tribunats, deſſen letzter Präſident Fabre (de l'Aude) war, in den geſetzgebenden Körper verſetzte; der Tribun Koch, der bekannte publiciſtiſche Schriftſteller und Profeſſor von Straßburg, erhielt eine Penſion von 4000 Fr. K.

Tribunus. Dieſes Wort bezeichnete bei den Römern im Allgemeinen eine öffentliche Perſon, einen Vorſteher; aber nicht immer bedeutete es einerlei, ſondern das damit verbundene Wort muß entſcheiden, von welchem Tribun die Rede iſt. So gab es Kriegstribunen und Tribunen des öffentlichen Schatzes (tribuni militares und aerarii). Jene waren Befehlshaber einer Abtheilung der Legion, gewöhnlich aus 1000 Mann beſtehend, dieſe waren Gehülfen des Quäſtors, beſonders bei Austheilung des Soldes. Vorzüglich merkwürdig und wichtig aber ſind die Volkstribunen (tribuni plebis) die, um die Rechte der Plebejer und des gemeinen Volks gegen die Anmaßungen der Patricier zu vertreten, aus den Plebejern gewählt wurden, und zwar nicht eigentlich in die Reihe der obrigkeitlichen Perſonen gehörten, aber oft eine ſehr bedeutende Rolle ſpielten, und nicht ſelten einen großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten. Die Veranlaſſung, dergleichen Tribunen anzuordnen, gab bald nach Einführung der freien Verfaſſung unter den Conſuln die Auswanderung der Plebejer, die ſich von den Patriciern gedrückt und ungerecht behandelt ſahen, auf den heiligen Berg. Dieſe Tribunen konnten durch ihren Einſpruch einer Senatsverordnung, wodurch ſie das Wohl des Volkes gefährdet glaubten, die Beſtätigung verweigern. Oft brachten ſie auch ſelbſt Verordnungen in Vorſchlag, die dem Intereſſe der Patricier entgegen zu ſeyn ſchienen. So kam es, daß dieſe urſprünglich wohlthätige und gutgemeinte Einrichtung oft die Veranlaſſung wurde zu heftigen Streitigkeiten und Unruhen, vorzüglich da nicht ſelten Parteiſucht und Leidenſchaft dabei thä-

tig waren. Die Zahl der Volkstribunen wurde ſpäterhin auf 10 beſtimmt, und ſo wie ſie nicht den Obrigkeiten beigezählt wurden, genoſſen ſie auch keine der äußern Auszeichnungen, die mit der obrigkeitlichen Würde verbunden waren.

Tribus. Romulus theilte die Einwohner Roms in drei Abtheilungen, die er nach der Zahl Tribus nannte. Jede hatte ihren Vorſteher, Tribunus, und war in 10 Curien getheilt. Servius Tullius theilte die Stadtbewohner nach den vier Bezirken der Stadt in vier Theile, welche den Namen Tribus behielten. Zu dieſen vier tribus urbanae kamen noch die tribus rusticae, in welche die Landbewohner getheilt waren, und deren Zahl nach und nach auf 31 ſtieg, ſo daß die Geſammtzahl 35 betrug.

Tribut. Das Wort Tribut kommt von dem lateiniſchen tribus her, womit die Abtheilungen der römiſchen Bürger bezeichnet wurden. (S. den Art. Tribus.) Der Tribut (Tributum) war in Rom nämlich eine Abgabe in Geld, welche nach den Tribus entrichtet wurde, und die jeder nach Verhältniß ſeines Vermögens an den Staat bezahlen mußte. Sie hing alſo von dem Cenſus oder der Schätzung ab. Es gab bei den Römern drei Arten von Tribut. Die eine wurde ohne Unterſchied nach den Köpfen auferlegt, und fand unter den Königen Statt. Die andere wurde nach dem Vermögen angeſchlagen, und kam nach dem unter Servius Tullius eingeführten Cenſus auf. Die dritte fand nur in außerordentlichen und dringenden Fällen Statt, und war an keine Regel gebunden, wurde oft freiwillig gegeben, und manchmal wieder zurückbezahlt. Jetzt gebraucht man das Wort Tribut hauptſächlich von ſolchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen, oder von ſolchen, welche an den Landesherrn theils von liegenden Gründen, theils von Perſonen (als Kopfſteuer) entrichtet werden müſſen. Für die letztern Abgaben bedient man ſich gewöhnlicher jedoch des Ausdrucks Steuern u. ſ. w. Figürlich nennt man auch Tribut, was einer von dem Andern als Schuldigkeit fodert, z. B. Tribut der Ehre, Tribut der Dankbarkeit.

Tridentiniſches Concilium. Was auf den Concilien zu Coſtnitz und Baſel für die gute Sache der Kirchenverbeſſerung beabſichtigt worden war, hatte die despotiſche Politik der Päpſte nicht zur Ausführung kommen laſſen. Pius II. verbot 1460 jede Appellation an ein allgemeines Concilium, und Julius II. erneuerte dieſes Verbot 1512 auf einer Synode zu Rom. Gleichwohl konnte die catholiſche Chriſtenheit die Befriedigung ihres lauten Verlangens nach gründlicher Reformation der Kirche nur von einem allgemeinen, freien, d. h. von Papſt und Fürſten unabhängigen Concilium hoffen, und im Laufe der deutſchen Reformation gaben ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten ihre Bereitwilligkeit zum Frieden der Kirche oft durch die Foderung eines ſolchen Conciliums zu erkennen. Am eifrigſten betrieb es Kaiſer Carl V. Er hatte während ſeiner Regierung kein wirkſameres Mittel, zugleich den Papſt zu ſchrecken, und die Proteſtanten hinzuhalten, und ſo beider Parteien Meiſter zu bleiben, als daß er ein Concilium auf deutſchem Boden beharrlich von jenem foderte, und es dieſen verhieß; denn während der Papſt die Unterſuchungen, die dabei zur Sprache kommen konnten, mit Recht als die gefährlichſte Klippe ſeines Anſehens fürchtete, durften die deutſchen Proteſtanten aus Rückſicht gegen ihre catholiſchen Mitſtände ſich wenigſtens nicht weigern, eine Vertröſtung anzunehmen, die eigentlich

nur noch für Letztere Bedeutung hatte. Carl kündigte auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 den Ständen das Concilium feierlich an, und um wenigſtens zu verhüten, daß er es nicht auch ſelbſt ausſchriebe, mußte man in Rom Anſtalten dazu treffen. Daher ſetzte es Clemens VII. noch in demſelben Jahre unbeſtimmt und ſein Nachfolger Paul III. zum 27ſten Mai 1537 nach Mantua an. Wegen der nicht zu bewilligenden Bedingungen des Herzogs von Mantua wurde daraus Vicenza und der 1ſte Mai 1538, worauf, weil dahin keine Prälaten kamen, wieder Aufſchub, erſt bis Oſtern 1539, und da weder Frankreich noch Deutſchland den Ort genehmigten, gar auf unbeſtimmte Zeit folgte. Vom Regensburger Reichsabſchiede 1541 gedrängt, ſetzte Paul es aufs neue zum 1ſten November 1542, und um doch ſeine Bereitwilligkeit zur Wahl einer deutſchen Stadt zu zeigen, nach Trient an. Seine Legaten kamen den 22ſten November wirklich daſelbſt an, aber ein neuer Krieg des Kaiſers mit Frankreich gab Veranlaſſung zu abermaliger Suspenſion auf gelegnere Zeit. Dieſe glaubte der Papſt mitten unter Carls Rüſtungen gegen die Proteſtanten gefunden zu haben, und ſchrieb das Concilium zum 15ten März 1545 aus. Die Cardinäle Del Monte, Cervino della Cruce und Polus langten zu rechter Zeit als präſidirende Legaten zu Trient an, weil aber zu wenige Biſchöfe (20) und Geſandten nachkamen, vertrieb man ſich die Zeit mit Rangſtreitigkeiten und Spazierfahrten; der Sommer verſtrich, während die Prälaten ab- und zufuhren, bis endlich auf Befehl des Papſtes am 13ten December 1545 die Tridentiniſche allgemeine Kirchenverſammlung (Sacrosancta oecumenica et generalis synodus Tridentina, praesidentibus legatis apostolicis, nannte er ſie in ſeinem Breve) mit der erſten Seſſion von 25 Biſchöfen und einigen andern Prälaten feierlich eröffnet wurde. In den darauf folgenden vertraulichen Conferenzen traf man die Einrichtung, daß Ausſchüſſe von Biſchöfen und Doctoren der Theologie die zu verhandelnden Gegenſtände bearbeiten und vorbereiten, in Particular- und General-Congregationen (nichtöffentlichen Seſſionen der Väter) dann die entworfenen Decrete und Canones zur Berathſchlagung und durch Mehrheit der Stimmen (nicht nach den Nationen, wie zu Coſtniz, ſondern nach den Köpfen) zur Entſcheidung kommen, die öffentlich in der Kathedralkirche mit Hochamt und Predigt zu haltenden Seſſionen ſelbſt aber nur Ceremonialhandlungen zur Publication und Sanction der gefaßten Beſchlüſſe ſeyn ſollten. Schon dieſe Art der Abſtimmung nach den Köpfen, unter denen die päpſtlichen Creaturen aus Italien und die Titularbiſchöfe leicht die Mehrzahl ausmachten, und der Umſtand, daß die Ausſchüſſe von den Legaten gewählt und inſtruirt wurden, hätte hingereicht, das Concilium nach dem Willen des Papſtes, der eine beſondre Congregation von Cardinälen zur Berathung über die Angelegenheiten dieſer Kirchenverſammlung in Rom niedergeſetzt hatte, zu lenken; dazu kam aber noch der kräftige, ſtolze Herrſchergeiſt des ſeinem Herren ganz ergebnen Cardinals Del Monte, deſſen tägliche, ja ſtündliche Correſpondenz durch eine ununterbrochne Courierlinie bis Rom, die ihm nach den wechſelnden Entſchließungen des Papſtes öffentlich vorzuzeigende und geheime Inſtructionen für jede Wendung des Ganges der Verhandlungen zuführte, und eine Menge andrer Mittel der Intrigue und Überredungskunſt, wodurch die römiſche Politik nach Befinden der Umſtände auf die verſammelten Prälaten zu wirken, und Widerſprüchen zu begegnen wußte, ſo daß die

Klage, „das Concilium ſey nicht frei,“ ſelbſt von italieniſchen Biſchöfen gehört wurde. Fürſten und Völker erwarteten von dieſem Verein heiliger Männer die Abſtellung alter Mißbräuche, und eine Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern, die die Vorwürfe der Proteſtanten widerlegen, und ſie zur Rückkehr in den Schooß der catholiſchen Kirche einladen ſollte; die kaiſerlichen Geſandten drangen ihrer Inſtruction gemäß ganz unverholen darauf, dieſen Gegenſtand zur Hauptaufgabe der Verhandlungen zu machen; in der zweiten und dritten Seſſion den 7ten Januar und den 4ten Februar 1546 geſchah aber weiter nichts, als daß man Regeln für die Lebensordnung der Väter zu Trient, Ermahnungen zur Ausrottung der Ketzer und das Nicäiſche Glaubensbekenntniß vorlas. Erſt in der vierten am 8ten April, wo ſchon fünf Erzbiſchöfe und 48 Biſchöfe gegenwärtig waren, kam es zu zwei Decreten, worin die Aufnahme der Apocryphen in den Canon der heil. Schrift vorausgeſetzt, die Tradition (ſ. d. Art.) ihr als Erkenntnißquelle der Religion gleichgeſtellt, die unter dem Namen der Vulgata bekannte lateiniſche Bibelüberſetzung für authentiſch, und die Kirche für die einzige rechtmäßige Auslegerin derſelben erklärt wurde. Sowohl aus dieſen, als aus den Decreten der 5ten, 6ten und 7ten Seſſion am 17ten Junius 1546, am 13ten Januar und am 3ten März 1547 über die Lehren von der Erbſünde, Rechtfertigung und den bisher noch durch kein Kirchengeſetz ſanctionirten ſieben Sacramenten war zu erkennen, daß der Papſt und ſeine Legaten es darauf abgeſehen hatten, den Catholicismus in möglichſt ſcharfem Gegenſatze gegen die Lehre der Proteſtanten aufzuſtellen. Jedem dieſer Decrete wurden mehrere Canones, d. h. Bannflüche gegen Andersdenkende beigefügt. Um den vom Kaiſer nachdrücklich unterſtützten Wünſchen der Völker einige Beachtung zu gönnen, ließen die Legaten mit den dogmatiſchen Beſtimmungen dieſer drei Seſſionen Reformationsdecrete verbinden, wodurch das Predigtweſen und die Verwaltung der geiſtlichen Ämter, vom biſchöflichen abwärts, zweckmäßiger geordnet wurde, ohne jedoch die eingeriſſenen Mißbräuche an der Wurzel anzugreifen. Aber ſchon mit dieſen halben Maaßregeln fürchteten die Legaten zu viel nachgegeben zu haben, und da heftige Auftritte und Streitigkeiten unter den Prälaten und verſchiedenen Ordenstheologen, kühne Behauptungen und Anträge der kaiſerlichen Geſandten und deutſchen Biſchöfe den Gang der Verhandlungen immer bedenklicher machten, auch eine baldige Erledigung des päpſtlichen Stuhles vorherzuſehen war; benutzten die Legaten das ungegründete Gerücht einer Seuche in Trient, um unter dieſem Vorwande zufolge der ihnen ſchon längſt aus Rom zugekommenen Vollmacht in der 8ten Seſſion am 11ten März 1547 die Verſetzung des Conciliums nach Bologna zu decretiren, worauf dann die Abreiſe der italieniſchen Väter ſogleich erfolgte. Die feierliche Proteſtation des Kaiſers gegen dieſen Schritt nöthigte achtzehn Biſchöfe aus ſeinen Staaten bei dem Biſchof und Herrn von Trient, Cardinal Madruzzi, in dieſer Stadt zurückzubleiben; während die Legaten mit ſechs Erzbiſchöfen, zweiunddreißig Biſchöfen und vier Ordensgeneralen in der 9ten und 10ten Seſſion am 21ſten April und 2ten Junius zu Bologna ſich begnügten, wiederholte Prorogationsdecrete zu publiciren, ohne weiter etwas über die Gegenſtände des Conciliums zu entſcheiden. Die Scheinſynode zu Trient hielt inzwiſchen keine Seſſion, und da der Kaiſer ſich ſtandhaft weigerte, die Verſammlung zu Bologna als ein Concilium anzuerkennen, auch die

daſelbſt befindlichen Biſchöfe nach und nach abreiſ'ten, ſprach der Papſt endlich in einer Bulle vom 17ten September 1549 die Suspenſion des Conciliums aus. Nach ſeinem Tode beſtieg der bisherige Legat Del Monte am 8ten Februar 1550 ſelbſt den päpſtlichen Stuhl unter dem Namen Julius III., und kündigte auf Betrieb des Kaiſers die Fortſetzung des Conciliums zu Trient noch in demſelben Jahre förmlich an. Sein Legat, der Cardinal Marcellus Crescentius, ein heftiger, gewaltthätiger Menſch, kam nebſt zwei Nuntien nach Trient, und eröffnete das Concilium den 1ſten Mai 1551 mit der 11ten Seſſion. Dieſe zweite Periode deſſelben begann wegen der geringen Anzahl von gegenwärtigen Prälaten eben nicht glänzend, und auch nachdem, vom Kaiſer bewogen, die deutſchen Erzbiſchöfe nächſt mehreren ſpaniſchen, italieniſchen und deutſchen Biſchöfen, im Ganzen 64 Prälaten, angelangt waren, konnte, weil es an Theologen fehlte, bei der 12ten Seſſion den 5ten September 1551 nur der Gegenſtand künftiger Verhandlungen entſchieden werden. Frankreich hielt ſeine Biſchöfe, wie in der erſten Periode des Conciliums, davon zurück, und legte in dieſer Sitzung durch den Geſandten Jacob Amyot, wegen der zwiſchen dem König Heinrich und dem Papſt damals obwaltenden politiſchen Spannung, eine feierliche Proteſtation gegen die Fortſetzung deſſelben ein. Nichts deſto weniger ſchritten die Väter wieder zum Werke. Die als päpſtliche Theologen angelangten Jeſuiten, Lainez und Salmeron, hatten entſcheidenden Einfluß auf die Decrete, die nun mit Beſeitigung ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten kurz und bündig über das Abendmahl, die Buße und die letzte Ölung abgefaßt, und erſteres mit 11 Canones in der 13ten Seſſion am 11ten October, letztere beide mit 19 Canones in der vierzehnten am 15ten November publicirt wurden. Man fügte ihnen zwei Reformationsdecrete über die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe hinzu, worin die Gränzen der biſchöflichen Macht und die Fälle zuläſſiger Appellationen an den Papſt beſtimmt, Eingriffe in fremde Sprengel und Mißbräuche im Gebrauch des Patronatrechts und in der Kleidung der Geiſtlichen unterſagt, und die privilegirten geiſtlichen Corporationen, Univerſitäten, Klöſter, Spitäler u. ſ. w. von der biſchöflichen Gerichtsbarkeit ausgenommen waren. Die mit den Glaubensdecreten verbundenen Canones enthielten nur Verdammungsurtheile über die Meinungen Luthers und Zwingli's, und doch hatte der Papſt die Proteſtanten durch mehrere Nuntien zu dieſem Act des Conciliums eingeladen, weil der Kaiſer auf ihrer Zulaſſung beſtand. Wirklich erſchienen einige Geſandte derſelben zu Trient, die brandenburgiſchen, um durch Schmeicheleien vom Papſt die Beſtätigung des Prinzen Friedrich im Erzbisthum Magdeburg zu erhalten, die würtembergiſchen und Deputirte aus den oberländiſchen Städten dem Kaiſer zu Gefallen, und wohl auch getrieben vom Churfürſten Moritz, deſſen eigne Geſandte noch am 7ten Januar 1552 eintrafen, und in einer Generalcongregation am 24ſten Januar Gehör erhielten. Zu ſeinem größten Verdruß mußte der Cardinallegat einwilligen, daß auch ihre Theologen gehört und mit ſicherm Geleit verſehen werden ſollten. Um jede Möglichkeit eines Vergleichs mit den Proteſtanten abzuſchneiden, hatte er ein Decret über die Prieſterweihe voll des ausſchweifendſten Hildebrandismus entworfen; doch ſetzte der Kaiſer es durch, daß bei der 15ten Seſſion am 25ſten Januar dies Decret nicht publicirt, ſondern nur ein Aufſchub der Verhandlungen bis zur Ankunft der proteſtantiſchen Theologen beſchloſſen wurde. Unter kai-

ſerlichem Schutze kamen nun auch die würtembergiſchen und oberländiſchen (ſtädtiſchen) Theologen nach Trient, und die ſächſiſchen befanden ſich unter Anführung Melanchthons ſchon auf dem Wege. Daß aber dieſe Maaßregel von Seiten Sachſens nur eine Kriegsliſt war, um den Kaiſer ſicher zu machen, zeigte ſehr bald der unerwartete Feldzug des Churfürſten Moritz, der den Kaiſer in die Flucht und das Concilium aus einander jagte. Es beſchloß daher in der 16ten Seſſion am 28ſten April ſeine Suspenſion auf zwei Jahre, ohne die Unterhandlungen mit den Proteſtanten auch nur angefangen zu haben. Unter dieſen für das Anſehen des Papſtes höchſt mißlichen Umſtänden kam nicht nur der Paſſauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede (ſ. d. Art.) zu Stande, ſondern zwei catholiſche Fürſten, der römiſche König Ferdinand und der Herzog von Bayern, wagten es auch, die ihnen vom Concilio verſagte Erlaubniß des Kelchs für ihre evangeliſchen Unterthanen auf eigne Hand zu ertheilen. In Frankreich ſchien die wachſende Macht der Proteſtanten ähnliche und noch größere Begünſtigungen erzwingen zu wollen, und weil der Papſt Paul IV. (1555—1559), der nur durch blutige Inquiſitionsgerichte zu herrſchen wußte, von einem außerhalb der Stadt Rom zu haltenden Concilium durchaus nichts hören mochte, gingen die franzöſiſchen Biſchöfe ſchon damit um, eine Nationalſynode zur Stillung der Religionsunruhen zu veranſtalten. Pauls Nachfolger Pius IV., ſah ſich daher genöthigt, 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortſetzung der allgemeinen Kirchenverſammlung ausgehen zu laſſen. Obgleich die Proteſtanten ſie nicht annahmen, und auch die Krone Frankreich mit Verwerfung der bisherigen Tridentiniſchen Beſchlüſſe ein ganz neues freies Concilium foderte, wurde es nun dennoch nach zehnjährigem Stillſtande von ſechs Legaten des Papſtes, unter denen der Cardinal Prinz Hercules Gonzaga von Mantua der vorſitzende war, mit 112 Biſchöfen, meiſt Italiener, vier Äbten, und vier Ordensgeneralen durch die 17te Seſſion am 18ten Januar 1562 wieder eröffnet. Die Decrete dieſer Seſſion betrafen nur die Lebensordnung der verſammelten Väter, und das Vorrecht der Legaten, allein zu proponiren. In der 18ten Seſſion am 26ſten Februar wurde blos ein Decret wegen Abfaſſung eines Index der verbotnen Bücher publicirt, in der 19ten am 4ten Mai und der 20ſten am 14ten Junius aber wiederholter Aufſchub der Publication neuer Decrete beſchloſſen. Dieſe Unthätigkeit war nur ein gewöhnliches Mittel der römiſchen Politik, Widerſprüche durch Laviren zu umgehen; denn Frankreich ſowohl als der Kaiſer und Bayern erneuerten ihre Anträge auf Reformation der Kirche, und Verſtattung des Laienkelches im Abendmahle, der Prieſterehe und der verbotenen Speiſen, und in der dem Papſte höchſt verhaßten Behauptung, daß die biſchöflichen Würden und Rechte nicht päpſtlichen, ſondern göttlichen Urſprungs wären, ſtimmten alle Biſchöfe außer den italieniſchen überein. Durch die Überzahl der letztern wendeten ſich aber die Beſchlüſſe dennoch bei der Abſtimmung jedesmal nach den Abſichten des römiſchen Hofes. So kamen die Decrete von der Abendmahlsfeier und vom Meßopfer, wobei vorbereitende Erklärungen in den Landesſprachen erlaubt, aber die Laien mit ihrem Verlangen nach dem Abendmahlskelch an den Papſt verwieſen würden, in der 21ſten und 22ſten Seſſion am 16ten Julius und 17ten September 1562 zu Stande. Zu den bei dieſen Seſſionen außer den Geſandten der catholiſchen Höfe gegenwärtigen 230 Prälaten, fand ſich am 13ten November

noch der Cardinal von Lothringen mit vierzehn Biſchöfen, drei Äbten und achtzehn Theologen aus Frankreich ein, und gab nicht nur der Oppoſition neues Gewicht, ſondern trug auch vierunddreißig franzöſiſche Reformationsartikel vor, die der päpſtlichen Partei ungemein anſtößig ſeyn mußten. Dieſe ſuchte daher wieder einen Ausweg im Verſchieben der nächſten Seſſion von einem Monat zum andern. Der allgemein geachtete, redliche Gonzaga, der ſich bei jedem Schritte durch die römiſchen Inſtructionen gebunden fühlte, ſtarb darüber am 2ten März 1563, und an ſeiner Stelle präſidirten nun die neuen Legaten, *Moroni* und *Stavageri*, welche die Väter theils mit leeren Förmlichkeiten, theils durch die Zänkereien der Theologen hinzuhalten wußten, ſo daß man am kaiſerlichen und franzöſiſchen Hofe endlich einſah, von dieſem Concilio ſey keine Verbeſſerung der Kirche, noch weniger ein Friede mit den Proteſtanten zu hoffen, die es auch völlig verwarfen. Überdies wurde der Cardinal von Lothringen durch geheime Verſprechungen zu ſeinem perſönlichen Vortheile für die päpſtliche Partei gewonnen; und ſo heftig auch bisher die deutſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Biſchöfe auf der Verwahrung des göttlichen Urſprungs ihrer Rechte beſtanden hatten, willigten ſie doch endlich, durch die Länge der Zeit ermüdet oder durch Intriguen umgeſtimmt, in das ganz aus päpſtlicher Anſicht abgefaßte Decret von der Prieſterweihe und Hierarchie ein, das bei der 23ſten Seſſion am 15ten Julius 1563 mit acht Canones öffentliche Sanction erhielt. Mit gleicher Nachgiebigkeit ließ man bei der 24ſten Seſſion am 11ten November das Decret vom Sacrament der Ehe mit zwölf Canones, worin der Cölibat der Geiſtlichen geboten war, und bei der 25ſten und letzten am 3ten und 4ten December die ſehr eilfertig abgefaßten Decrete vom Fegfeuer, Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienſt, den Kloſtergelübden, Ablaß, Faſten, Speiſeverbot und Verzeichniß der verbotenen Bücher, welches nebſt der Redaction eines Catechismus und Breviers dem Papſt überlaſſen ward, durchgehen. In den bei dieſen fünf letzten Seſſionen publicirten Reformationsdecreten, die meiſt unerhebliche, oder ſich von ſelbſt verſtehende, oder auch nur mit andern Worten wiederholte Verordnungen enthielten, war beſonders für die Abſtellung der bisherigen Mißbräuche bei Ertheilung und Verwaltung geiſtlicher Ämter und Pfründen geſorgt, und das nützlichſte die Vorſchrift, Seminarien zur Bildung der Geiſtlichkeit anzulegen, und die Ordinanden zu prüfen. Am Schluß der letzten Seſſion ſchrie der Cardinal von Lothringen: „*verflucht ſeyen alle Ketzer!*" und das Corps der Prälaten ſtimmte ein: „*verflucht, verflucht!*" daß der Dom von ihren Verwünſchungen wiederhallte. So endigte ſich die Tridentiniſche Kirchenverſammlung, deren Beſchlüſſe, von 255 Prälaten unterſchrieben, die Trennung der Proteſtanten von der catholiſchen Kirche verewigten, und für dieſe die Kraft eines *ſymboliſchen* Buchs erhielten. Der Papſt beſtätigte ſie den 26ſten Januar 1564 in ihrem ganzen Umfange. Der Hauptzweck dieſes Conciliums, die Proteſtanten wieder zu gewinnen, war freilich verfehlt, und der Gegenſatz gegen ſie und die griechiſche Kirche mit einer Schärfe aufgeſtellt, die keine Hoffnung jemaliger Verſöhnung erlaubt. Doch hatte es das Verdienſt, daß durch ſeine Beſchlüſſe der Lehrbegriff des Catholicismus feſter beſtimmt, und doch manchen Mißbräuchen, wenn auch gerade den ärgſten und verderblichſten nicht, abgeholfen worden war. Dieſe Beſchlüſſe fanden in Italien, Portugal und Polen unbedingte, in den ſpaniſchen Staaten

durch die Obſervanz der Reichsgeſetze bedingte Aufnahme, in Frankreich, Deutſchland und Ungarn dagegen einen Widerſpruch, der allmählig in ſtillſchweigende Billigung der Glaubensdecrete von Seiten der Catholiſchen überging, aber der Annahme der mit manchen Landesgeſetzen unvereinbaren Reformationsdecrete ſtets entgegengeſtanden hat, obwohl die wahrhaften Verbeſſerungen, die ſie anordneten, allenthalben dankbar benutzt und in Anwendung gebracht worden ſind. Zur Erläuterung und Auslegung der Beſchlüſſe dieſes Conciliums ſetzte Sixtus V. 1588 eine Congregation von Cardinälen nieder, deren Fortdauer auch ſeine Nachfolger nöthig gefunden haben. E.

Trient (lateiniſch Tridentum, italieniſch Trento), eine Stadt in der Grafſchaft Tyrol, welche ehemals nebſt einem nicht unbedeutenden Gebiete, einem Biſchofe gehörte, der unmittelbarer Reichsfürſt war. Im Jahre 1803 wurde die Stadt und das ganze Bisthum von Öſterreich als ein weltliches Erbfürſtenthum in Beſitz genommen, und mit Tyrol vereinigt, mit welchem es nachher einerlei Schickſal gehabt hat, bis es ſeit 1814 wieder unter öſterreichiſche Herrſchaft gekommen iſt. Der Fürſtbiſchof wurde durch eine jährliche Penſion von 40,000 Gulden entſchädigt. — Die Stadt Trient liegt in einem tiefen, von hohen, mit vielen Landhäuſern und Weinſtöcken beſetzten Bergen umgebnen Thale, an der Etſch, über welche eine 146 Schritte lange Brücke führt. Die Stadt iſt unanſehnlich und düſter, die Straßen ſind ungleich und unreinlich; ſie hat 760 Häuſer und 9600, nach Liechtenſtern 14 bis 15,000 Einwohner. Das ehemalige biſchöfliche Schloß iſt ein altes, unanſehnliches Gebäude mit ſchönen Gartenanlagen. Die Kathedralkirche iſt ſehenswerth und in der Kirche Santa Maria iſt ein intereſſantes Gemählde mit vielen Porträts der vorzüglichſten Mitglieder des hier gehaltenen berühmten Conciliums. Es iſt hier ein Lyceum, an welchem von dreizehn Profeſſoren Unterricht in den beiden höhern Facultätswiſſenſchaften der Philoſophie und Theologie ertheilt wird. Die Stadt treibt einen ſtarken Handel, wozu die hier bereits ſchiffbare Etſch benutzt wird, und unterhält Seidenweberei und Seidenzwirnmühlen.

Trier (franzöſiſch Trèves, lateiniſch Trevisi, von einem galliſchen Volksſtamme, welcher in dieſer Gegend wohnte), eine alte, zu den Zeiten der Römer, und nachher unter den fränkiſchen Königen ſehr angeſehene Stadt, in einem reizenden Thale, das von zwei mit Weinſtöcken bepflanzten Bergen gebildet wird, an der Moſel, über welche eine alte auf acht Schwiebbogen ruhende ſteinerne Brücke führt. Sie war ehemals die Hauptſtadt des Churfürſtenthums Trier; durch den Frieden zu Lüneville (1801) kam ſie mit dem größten Theile des Landes an Frankreich, ſeit dem Pariſer Frieden aber gehört ſie zu dem preußiſchen Großherzogthum Niederrhein, und iſt der Hauptort des dritten Regierungsbezirkes dieſer Provinz, und der Sitz der Regierung. Die Stadt iſt weitläuftig, weil in ihrem Umfange verſchiedne große Gärten ſind, hat aber nur 1200 Häuſer mit 13,000 Einwohnern. Unter den Gebäuden ſind vorzüglich ſehenswerth: die alte churfürſtliche Reſidenz, jetzt eine Caſerne; die ſchöne Liebfrauenkirche, eins der herrlichſten Werke deutſcher Baukunſt; die Kathedralkirche, von unregelmäßiger Form, mit ſchönen Altären und einer Gallerie von Marmor, und die Kirche zum heiligen Simeon, ein uraltes Gebäude, welches ſchon den Galliern zu ihren Comitien, und den Römern zum Capitol gedient haben ſoll. Sie hat zwei Bogengewölbe, durch die man vormals in die Stadt ging, und weil ſie als

Pforte gebraucht wurde und von ſchwarzer Farbe iſt, ſo erhielt ſie den Namen porta nigra, das ſchwarze Thor, das wichtigſte römiſche Gebäude, welches Deutſchland beſitzt. Gegenwärtig hat man alle ſpätere Verunſtaltung weggenommen und dem Gebäude ſeine alte, reine Form wiedergegeben. Überhaupt ſind in Trier noch verſchiedene römiſche Alterthümer, als das Amphitheater, jetzt faſt ganz zerſtört, die Thermen, in der Nähe des heiligen Kreuzberges ꝛc. Fünf Viertelſtunden von Trier, bei dem Dorfe Igel, iſt der Igelſtein, das Mauſoleum der Familie der Secundiner, welches ſich in Form eines Obeliskes 72 Fuß hoch erhebt. Das hieſige Gymnaſium beſitzt eine zahlreiche Bibliothek, und eine Geſellſchaft Gelehrter hat einige wiſſenſchaftliche und antiquariſche Sammlungen angelegt. Das ehemalige Bisthum Trier, welches im J. 327 zu einem Erzbisthum erhoben worden ſeyn ſoll, war das älteſte in Deutſchland. Der Churfürſt von Trier führte den Titel eines Kanzlers des heiligen römiſchen Reichs durch Gallien und Arelat; ſeine gewöhnliche Reſidenz war Coblenz. Der letzte Churfürſt, Clemenz Wenceslaus, ein Prinz aus dem ſächſiſchen Hauſe, erhielt, nachdem ſein Land ganz ſäculariſirt worden war, von Frankreich und einigen deutſchen Regenten eine jährliche Suſtentationsſumme von 300,000 Gulden. Er ſtarb 1812 zu Augsburg.

Trieſt (italieniſch Trieste, lateiniſch Tergestum), eine berühmte See- und Handelsſtadt in dem zum öſterreichiſchen Staate gehörigen 1815 neu gebildeten Königreiche Illyrien, jetzt die Hauptſtadt des Gouvernements Trieſt, iſt offen und liegt an dem Trieſter Buſen des adriatiſchen Meeres. Sie beſteht aus der auf dem Abhange des mit einem Caſtelle verſehenen Schloßberges liegenden Altſtadt und aus der ſich bis an das Meer erſtreckenden Neuſtadt, wozu noch die neu angelegte Joſephs- und Franzenſtadt kommen. Die Altſtadt hat noch viele enge, krumme, unreinliche Gaſſen, beſonders in der ehemaligen Judenſtadt, aber die Thereſien- oder Neuſtadt bildet ein regelmäßiges Viereck mit ſchönen Häuſern, großen Plätzen, breiten Straßen, und einigen Canälen, unter denen der große Canal einen vorzüglichen Anblick gewährt. Trieſt hat 31 öffentliche Plätze, worunter der Thereſien- und der Joſephsplatz in der Neuſtadt, der große und kleine altſtädter Platz ꝛc. ſich auszeichnet, 214 Straßen, zehn Kirchen, darunter auch eine lutheriſche, eine reformirte und eine griechiſche, und 1540 Häuſer (nach Liechtenſtern 2406). Außer mehreren anſehnlichen öffentlichen Gebäuden, wohin die catholiſchen Kirchen, die Börſe, der Palazzo, das Zollamt, das Schauſpielhaus ꝛc. gehören, enthält die Stadt auch viele ſchöne und große Privathäuſer. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt 36,000. Sie ſind eine Miſchung von Deutſchen und Italienern, und dieſe Verſchiedenheit ſpricht ſich in ihrem Charakter und Benehmen ſehr deutlich aus. Als Trieſt im Jahr 1719 zum Freihafen erklärt wurde, betrug die Bevölkerung nicht ganz 6000 Menſchen; ſo bedeutend iſt ſie durch die Handelsfreiheit vermehrt worden. Kaiſer Carl VI. erklärte in gedachtem Jahre Trieſt zum Freihafen; ſeine Tochter Maria Thereſia beſtätigte und erweiterte dieſe Freiheit. Alle Waaren, nur einige Artikel ausgenommen, können zollfrei ausgeführt werden. Der Handel iſt äußerſt bedeutend; daher Trieſt als der erſte und wichtigſte Handelsort der ganzen öſterreichiſchen Monarchie angeſehen werden muß, wo faſt alle europäiſche Handelsnationen Conſuln unterhalten. Es ſind hier ſiebenzehn Banken und Aſſecuranzen, über-

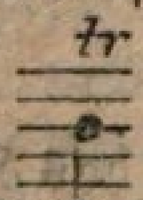
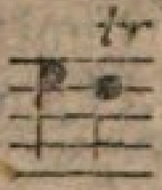
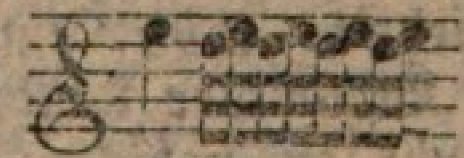
haupt 1000 Kaufleute aller Art und 1700 Mäkler. Die Geſchäfte, die hier gemacht werden, gehen ins Große, und werden von Jahre zu Jahre lebhafter. Schon vor 1804 ſchätzte man ihren Betrag auf zwanzig Millionen Gulden. 1815 liefen 7676 Schiffe ein und über 5,500,000 Centner Waaren wurden ausgeladen und weiter verführt. Der Hafen, der durch eine ſtarke Batterie auf dem neuen Damme vertheidigt wird, iſt gut, doch ſind die Schiffe darin nicht völlig gegen Stürme geſichert. Auf den vier Schiffswerften werden beſtändig Schiffe gebaut. Bei dem Hafen ſind zwei Lazarethe (Lazaretto sporco und netto) zur Quarantäne für die aus ungeſunden oder verdächtigen Gegenden kommenden Schiffe. Unter den Fabriken zu Trieſt zeichnen ſich vorzüglich die dreizehn Roſoli-Fabriken aus; eine derſelben verfertigt jährlich gegen 2000 Eimer dieſes Liqueurs. Sonſt giebt es hier noch eine Zuckerſiederei, eine Bleiweiß-, eine Fayence-, eine Spielkartenfabrik, eine Rothgarnfärberei, eine Rumbrennerei, drei Confiturenfabriken, mehrere jedoch nur unbedeutende Buchhandlungen und überhaupt zahlreiches Gewerbe. In den Salinen bei St. Servolo, eine Stunde von Trieſt, werden jährlich zwiſchen 20 und 80,000 Metzen Seeſalz erzeugt. In der Gegend der Stadt wachſen verſchiedene leichte Deſſertweine. Einen angenehmen Anblick gewähren die Hügel, welche die Stadt umgeben, und die alle mit ſchönen Landhäuſern und Gärten, in denen ſich der Luxus der Trieſtiner zeigt, bedeckt ſind. Vor ungefähr 70 Jahren waren dieſe Hügel noch öde, nackte Steine. Mit großen Koſten wurde aus Iſtrien Erde auf Schiffen herbeigeführt, und ſo die Gegend nach und nach zum Paradieſe umgeſchaffen. — Nach dem Wiener Frieden (1809) wurde Trieſt mit ſeinem Gebiet zu Illyrien geſchlagen; ſeit 1814 iſt es wieder unter ſeinen vorigen Beherrſcher gekommen.

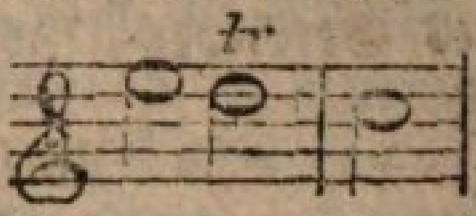
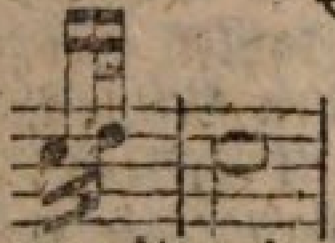
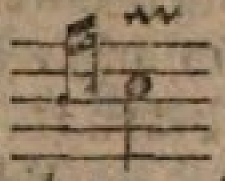
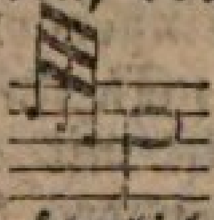
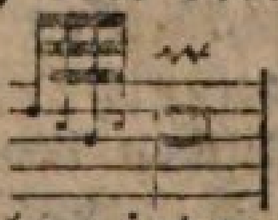
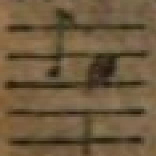
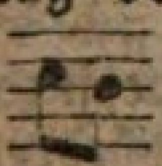
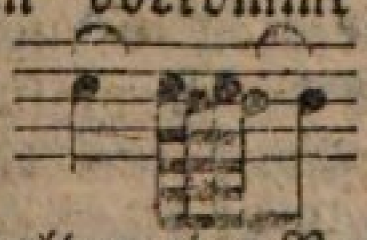
Triglas auch **Triklaff** (nordiſche Mythol.), eine Gottheit der Wenden, deren Tempel auf dem Harlingsberge ſtand, und welche mit drei Geſichtern und einer Mondſichel dargeſtellt wurde. Ihr war ein ſchwarzes Roß gewidmet, deſſen Wartung einem Prieſter übertragen war. Wenn ein Krieg angefangen werden ſollte, ſo ſteckte der Prieſter dieſes Gottes 9 Spieße, eine Elle von einander, in die Erde, führte dann jedes Roß dreimal darüber hin, und wenn keines dabei mit dem Fuße anſtieß, ſo prophezeihte er daraus einen glücklichen Ausgang für den Krieg.

Triglyphen, ſ. **Säulen**.

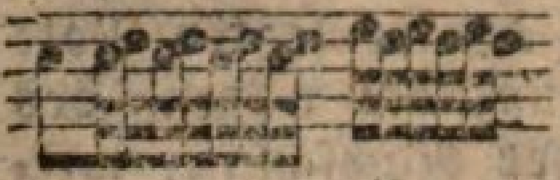
Trigonometrie. Nach ſeiner Etymologie bedeutet das Wort Trigonometrie nur Dreieckmeſſung. Der Begriff iſt aber viel weiter, und fodert die Beſtimmung der Lage und Entfernung aller Punkte des Raumes, wenn beides von einigen derſelben bekannt iſt. Der Landmeſſer, um uns deutlicher zu machen, mißt eine oder einige Standlinien, einige Winkel; und findet hieraus alle übrigen Beſtimmungsſtücke durch bloße Rechnung. Dies einzige Beiſpiel wird hinreichen, um auf die ganze practiſche Wichtigkeit der Trigonometrie aufmerkſam zu machen. Denkt man ſich die verſchiedenen Punkte des Raums durch gerade Linien verbunden, ſo ſind, außer der Länge dieſer Linien und den Winkeln, welche ſie unter ſich einſchließen, noch diejenigen zu betrachten, die die verſchiednen Ebenen mit einander machen, auf die ſie ſich beziehen. Wenn der Landmeſſer, um wieder zum obigen Beiſpiele unſre Zuflucht zu nehmen, Behufs der Aufnahme eines Plans von einer Gegend, eine Anzahl Bergſpitzen von ungleicher Höhe zu Fixpunkten (ſ. **Trianguliren**) gewählt

hat, die er ſich zu Dreiecken verbunden denkt, ſo liegen dieſe Dreiecke in verſchiedenen Ebenen, und müſſen alſo in dieſer Beziehung auch noch beſonders berückſichtigt (auf die Horizontalebene reducirt) werden, damit die Entwerfung des Plans, auf welchem alle dieſe verſchieden erhöheten Gegenſtände in einer Ebene erſcheinen, ausführbar ſey. Betrachtet man dagegen die ſcheinbare Himmelskugel, in deren Mittelpunkte der Beobachter zu ſtehen ſcheint, ſo kann man ſich die verſchiedenen Punkte derſelben durch *Bogen* vereinigt denken, welche von dieſem Mittelpunkte aus gezogen ſind; und es entſtehen auf dieſe Weiſe, ſtatt der vorher erwähnten geradlinichten, ſphäriſche oder Kugeldreiecke, welche ihrer Seits wiederum zur Beſtimmung der reſpectiven Lage der Kugelflächenpunkte dienen. Somit iſt die allgemeine Foderung ausgeſprochen, welche man an die Trigonometrie macht, die, nach der angegebenen Modification, hinwiederum auch in die ebene oder geradlinichte, und in die ſphäriſche zerfällt und im Allgemeinen lehrt, aus drei gegebenen Beſtimmungsſtücken eines Dreiecks (unter denen aber, wofern von einem *geradlinichten* die Rede iſt, eine Seite ſeyn muß; einer in einem beſondern Falle eintretenden Ungewißheit nicht zu gedenken), die drei übrigen durch Rechnung zu finden. Wie ſie dies in jedem ſpeciellen Falle anfange, kann hier nicht gezeigt werden; der allgemeinſte Begriff davon iſt im Art. *Sinus* gegeben. Dr. N.

Triller (ital. trillo) in der Muſik, iſt das ſchnelle, gleichförmig abwechſelnde Angeben zweier neben einander liegenden Töne. Der Triller iſt eine angenehme Verzierungsmanier, welche eine biegſame und gewandte Kehle und eine fleißige Übung erfodert; er iſt um ſo vollkommner, je *reiner* die angegebenen Töne an ſich und in ihrem Verhältniſſe zu einander ſind, und je ſchneller und gleichförmiger die Abwechſelung dieſer Töne iſt, ſo daß er, unbeſchadet dieſer Verhältniſſe, wie eine einzige Bebung erſcheinen, und man keinen der beiden abwechſelnden Töne vor dem andern vorhören, und durch ein Übergewicht der Dauer von dem andern getrennt wahrnehmen muß. Die beiden Töne, aus welchen der Triller weſentlich beſteht, ſind ein oberer und ein unterer. Der untere iſt der *Hauptton*, welcher, wie man ſagt, das Trillo trägt, und welcher auch in der Notenſchrift *angezeigt wird*, und auf welcher er ſchließt, z. B.  der obere iſt der Hülfston, und um einen ganzen oder halben Ton von dem Hauptton entfernt. Ob man den ganzen oder halben Ton aufwärts zum Hülfston nehmen ſoll, hängt von der Tonart ab und von der Stellung der Hauptnote. Man nimmt den ganzen Ton, wenn der Hauptton in eine Durtonart gehört, den halben, wenn er in eine Molltonart gehört, oder unterer Leitton iſt. Die gewöhnliche Regel für die Ausführung des Trillers iſt, daß man mit dem *Hülfstone* anfange, weil er dadurch reiner zu werden pflegt; mithin  ausgeführt: Doch giebt es andre, welche ihn ſo:  ausführen, mithin den Hauptton zuerſt anſchlagen. Den Schluß des Trillers betreffend, ſo unterſcheidet man den *ganzen* und den *halben* Triller. 1. Der ganze

Triller iſt derjenige, welcher einen Nachſchlag hat. Dieſe Art des Trillers findet gewöhnlich Statt, wo derſelbe auf der vorletzten Note eines Satzes ſteht, mithin gewöhnlich die Hauptnote wegen des Schlußfalls einen größern Zeitwerth hat; und dieſer Nachſchlag, welcher dem Triller angehängt wird, wird mit dem unterwärts liegenden ganzen oder halben Tone gemacht, alſo  ausgeführt: oder:  Diejenigen, welche den Triller von unten ſchlagen, führen ihn in dem angegebenen Beiſpiele etwa ſo aus: Der ganze Triller iſt **zuſammengeſetzt**, wenn er auch noch einen Vorſchlag hat, der gewöhnlich noch durch ein vorn angehängtes Häkchen bezeichnet wird. Hierzu gehört: der **Triller von unten**, d. i. der einen Vorſchlag von unten hat, bezeichnet  oder jetzt der gewöhnlichſte; und **der Triller von oben**, der einen Vorſchlag von oben hat. Er wird durch ein Häkchen von oben, oder durch drei oder vier kleine Noten angezeigt, z. B. oder  oder  Statt des Zeichens ⁓ bedient man ſich jetzt gewöhnlich der Abbreviatur *tr*, wenn es überhaupt angezeigt wird, was nicht immer geſchieht. 2. Der **halbe** oder einfache Triller iſt der, welcher keinen Nachſchlag hat, und wird gewöhnlich gebraucht, wenn der Zeitwerth der Note keinen ſolchen zuläßt. Zu dem halben oder einfachen gehört auch der kurze oder **Pralltriller**, welcher nur bei einer niederwärts gehenden Secunde oder Vorſchlag von oben vorkommt, bezeichnet durch ⁓, z. B.  oder  wie:  Der **Mordent** (ſ. d. Art.) kommt dagegen nach Vorhalten oder Vorſchlagen von unten vor. Mehrere fortſchreitende Triller heißen eine **Trillerkette** (catena di trilli); ein Triller von zwei Stimmen oder Partien ausgeführt, ein **Doppeltriller**. Nach dem Geſagten iſt es ein Fehler, wenn beim Triller der zweite Ton wenig oder gar nicht gehört wird; und dies nennt man auch wohl einen Bockstriller oder Tremulanten, wenn man auf demſelben Tone ſtatt des Trillers nur etwa lange fortzittert, oder der Triller enger iſt als das Intervall einer halben Note verträgt. Auf den Inſtrumenten iſt der Triller weit leichter, als beim Geſang; daher ſelbſt einige große Sänger keinen vollkommenen Triller hatten. Doch hört man oft auch auf Inſtrumenten und bei ſonſt guten Virtuoſen, beſonders auf der Violine, einen zu engen oder zu weiten Triller. Um ſich den Triller zu erwerben, muß man erſt, bald mit ſchwacher, bald mit ſtarker Stimme langſam anfangen, damit man das Tonverhältniß rein vernehme, und die Kehle ſich allmählig dazu einrichte, und dann immer ſchneller werde. Einige ſchicken zu dieſem Behufe dem gewöhnlichen Triller, einen umgekehr-

ten, der mit der unterliegenden Secunde gemacht wird, voraus, z. B.



u. ſ. w.

Trilling (Dreiling oder Laterne) iſt in der Maſchinenkunſt diejenige Art des Getriebes, wo die Triebſtöcke zwiſchen zwei Scheiben eingeſetzt ſind.

Trillion, eine Million Billionen, oder eine Million in der dritten Potenz. Um ſie in Zahlen auszudrücken, bedarf es alſo einer Eins mit achtzehn anhängenden Nullen.

Trinidad (franz. la Trinité), eine Inſel der kleinen Antillen, welche unter allen Inſeln, die zu dieſer Gruppe gehören, am nächſten bei dem feſten Lande, unweit der Mündung des großen Fluſſes Oronoko (Orinoko) liegt, und vom feſten Lande nur durch den Meerbuſen von Paria, auch der traurige Meerbuſen, das Meer des ſüßen Waſſers genannt, geſchieden wird. Colomb entdeckte ſie 1498 und gab ihr dieſen Namen. Die Spanier legten auf ihr eine Colonie an, um von dieſer Inſel aus eine Verbindung mit dem feſten Lande zu unterhalten; in der Folge wurde ſie eine lange Zeit vernachläſſigt, und erſt ſpäter, jedoch ohne ſonderlichen Eifer, wieder angebaut. Die Länge der Inſel beträgt 13 deutſche Meilen, ihre Breite gegen 9 bis 10 Meilen und der Flächeninhalt 78 Quadratmeilen. Das Clima wird für ungeſund gehalten, doch iſt es nur den Fremden nachtheilig; die Eingebornen hingegen genießen faſt immer eine gute Geſundheit, und man findet viele alte Leute. Keine Inſel von einem ſolchen Umfange iſt mit einer ſo großen Menge ſchiffbarer Flüſſe verſehen, wohin beſonders der Caroni auf der Weſtſeite gehört. Die ganze Weſtſeite hat ſehr viele Baien. Gegen Norden enthält die Inſel eine Kette von Bergen, ſüdlich eine Gruppe von Hügeln und in der Mitte iſt eine andere, deren höchſter Punkt der Berg Tamana iſt, bei deſſen Gipfel ſich ein kleiner See befindet. Der Boden iſt fruchtbar, wiewohl man auch an mehreren Orten große Sümpfe oder Lagunen antrifft, welche viele Manglebäume hervorbringen. In der trocknen Jahreszeit verwandeln ſich dieſe Lagunen in Savannen, worauf das Vieh die üppigſte Weide findet, und wo ſich eine große Menge von Geflügel und Erdſchildkröten aufhalten. Die Inſel bringt Zucker hervor, vortrefflichen Tabak, Indigo, Ingwer, indianiſch Korn, viele Arten der beſten Früchte, und eine vorzüglich ſchöne Baumwolle, deren Cultur noch vermehrt werden könnte; auch war die Inſel ehemals ſtark mit Holz bewachſen, und hatte ſchöne Mahagonibäume. Als die Spanier noch die Inſel beſaßen, bauten ſie faſt blos Cacao, der von vorzüglicher Güte war, und mit welchem ein einträglicher Handel getrieben wurde. Aber im J. 1727 gingen alle Cacaobäume ein, und ſeitdem hat man keine wieder angepflanzt, weil man glaubt, daß die Nordwinde ihnen ſchädlich ſind. Eine vorzügliche Wichtigkeit erhält die Inſel durch ihre Lage, die ſie in gewiſſer Art zum Schlüſſel des mexikaniſchen Meerbuſens macht, und den öffentlichen oder Schleichhandel mit Südamerika ſehr begünſtigt. Daher zog dieſe Inſel auch immer die Aufmerkſamkeit der andern Seemächte auf ſich. Im Jahre 1595 wurde ſie von den Engländern, unter dem bekannten Walter Raleigh, erobert, aber im Frieden wieder an Spanien zurückgegeben. Im J. 1676 wurde ſie von den Franzoſen eingenommen, geplündert und verheert. In dem am Ende des Jahres 1796 zwiſchen England und Spanien ausgebrochenen, für die Seemacht des letztern ſo verderblichen, Kriege wurde,

nachdem am 16ten Februar 1797 eine ſpaniſche Escadre in dem Meerbuſen von Paria von den Engländern vernichtet worden war, die Inſel am folgenden Tage von den Engländern unter dem General Abercrombie und Admiral Harvey angegriffen. Sie ergab ſich am 18ten durch Capitulation, mit einer Beſatzung von ungefähr 600 Mann, vielem Geſchütz, Kriegs- und andern Vorräthen und 2 Millionen Piaſtern an baarem Gelde. Im Frieden zu Amiens (den 27ſten März 1802) überließ Spanien die Inſel an England als völliges Eigenthum und Souverainität. Seitdem die Inſel im Beſitz der Britten iſt, hat ſich die Cultur und die Zahl der Einwohner vermehrt. Letztere beträgt 38,000. Die vorzüglichſten Häfen der Inſel ſind der von Chagaramus, welcher die größten Kriegsſchiffe aufnehmen kann, der Hafen von Carénage, für Fregatten und Kauffahrer. Den Hafen Puerto de Espanna haben Handel und Kunſt zum Haupthafen von Trinidad erhoben. Er liegt an der Weſtſeite der Inſel, iſt eine der ſicherſten und weiteſten Baien der Erde, und hat einen ſehr ſchönen Kai, der durch eine Batterie vertheidigt wird. Von ihm hat die Hauptſtadt den Namen. Die Berge, welche dieſelbe beherrſchen, ſind befeſtigt. Der wichtigſte Hafen nach dieſem iſt der von Anna parima, wo eine Stadt entſtanden iſt, ſeitdem die Inſel den Britten gehört. Im Innern des Landes liegt die vormalige Hauptſtadt der Inſel, St. Joſeph d'Oruna, mit 300 Häuſern und 3000 Einwohnern.

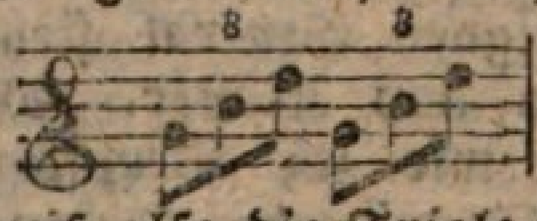
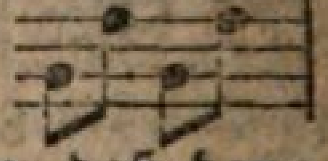
Trinitarier heißen die Glieder des 1198 in Spanien geſtifteten **Ordens von der heiligen Dreieinigkeit**, welcher neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Auguſtins auch die Verpflichtung übernahm, Almoſen zur Loskaufung gefangener Chriſtenſklaven zu ſammeln. Schon 1201 entſtanden in Spanien auch weibliche Klöſter dieſes Ordens, der weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Skapulier und Mantel trägt. Sein milder Zweck verſchaffte ihm bald bedeutenden Anwachs in Spanien, Frankreich, wo die Trinitarier wegen der Anlegung ihres Kloſters zu Paris bei einer Capelle des heiligen Mathurin **Mathurinen** hießen, in Portugal, Italien und Polen, auch in Amerika und andern außereuropäiſchen Colonien. Er beſaß im 18ten Jahrhundert mit Inbegriff der bei Gelegenheit ſeiner Reformen in Spanien geſtifteten und ſeit 1636 unter einem eignen General ſtehenden **Trinitarier-Barfüßer** in Europa 300 Klöſter. Mit gleichem Gelübde und zu gleichem Zweck, ſo wie zur Verpflegung der Armen und Gefangenen, wurde 1230 in Spanien der Orden U. L. Fr. **von der Gnade** (de merced) **zur Auslöſung der Gefangenen** zuerſt als Ritterorden errichtet, verwandelte ſich aber bald in einen Mönchsorden, der auch in Frankreich und Italien, noch mehr aber in Amerika und Oſtindien Fortgang hatte. Er vermehrte ſich ebenfalls ſeit 1568 durch weibliche Klöſter in Spanien und durch eine Congregation von Barfüßern, welche wie die Brüder von der alten Obſervanz weiße Kleidung und auf dem Skapulier unter einem goldenen Kreuze das Wappen von Aragonien tragen. Beide Orden wirkten anfangs mit Enthuſiasmus und großen Erfolgen für ihren Zweck, Tertiarier ſchloſſen ſich an ſie an und ſtatteten ſie mit reichen Mitteln aus. Doch allmählig gewöhnte ſich der eine wie der andre, den Ertrag ſeiner Sammlungen und Vermächtniſſe größtentheils ſelbſt zu verzehren, und die Sache, für die er geſtiftet war, mit höchſt geringfügigen jährlichen Gaben von jedem Kloſter abzufinden. Auch die in beiden Orden vorgenommenen Reformen wirkten mehr für ihre

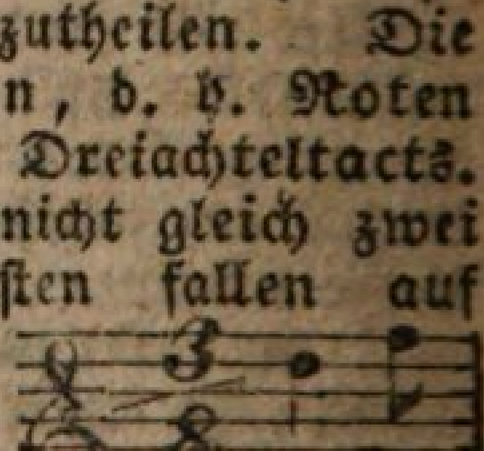
Kloſterzucht als für eine genügendere Erfüllung ihres urſprünglichen Zwecks. Jetzt fangen ſie an, ſich wieder thätiger dafür zu verwenden, haben aber ihre meiſten Klöſter nur noch in Spanien, Portugal und Amerika, wenigere in Italien und auf den Inſeln. Im Öſterreichiſchen giebt es nur Trinitarier-Barfüßer. E.

Trinität, ſ. Dreieinigkeit.

Trinklied, ſ. Skolien.

Trio, 1. ein Inſtrumentalſtück von drei obligaten Stimmen, oder auch zwei Hauptſtimmen und einem begleitenden Baß, z. B. Flöte, Violine, Violoncello, dergleichen man von Dreßler hat, oder Violine, Viole und Violoncell (wie von Cramer und Andern). Man nennt es dann auch eine Sonata a tre, dreiſtimmige Sonate, und es gehört in der Regel zur Gattung der Sonate (ſ. d. Art). Es iſt aber nicht immer nothwendig dreiſtimmig (ſ. d. Art.), wie z. B. wenn das Clavier oder Fortepiano ein mitwirkendes Inſtrument iſt, welches bei der Benennung Trio gewöhnlich nur als eine Partie gerechnet wird, da es doch wenigſtens zwei Stimmen ſpielt (ſo viele Trio's für Pianoforte, Violine oder Flöte und Violoncello von Beethoven, Ries, Prinz Louis Ferdinand). Doch ſollte der dreiſtimmige Satz immer herrſchend ſeyn. Das Trio nähert ſich in ſeinem Ideenumfange dem Quartett. Sonſt gab es ſogenannte Kirchentrio's, die im ſtrengen und gebundenen Kirchenſtyl geſetzt waren, und förmliche Fugen enthielten. Sie wurden gewöhnlich auf zwei Violinen und einem Baßinſtrument ausgeführt. Die Kammertrio's hatten ſonſt ihre eigenen Geſetze, gewöhnlich wurde ein melodiſcher Satz zum Thema genommen, in den Stimmen aber mit größerer Einheit abwechſelnd ausführt. 2. Bei einer Menuet bedeutet das Trio den mit der eigentlichen oder erſten Menuet abwechſelnden und ihr entſprechenden Satz, welchen man daher auch ſonſt Menuetto alternativo oder die zweite Menuet genannt hat; er wird gewöhnlich in der verwandten Molltonart geſchrieben (ſ. Menuet), und wurde ſonſt dreiſtimmig geſetzt, daher der Name Trio (dreiſtimmige Menuet).

Triole iſt in der Muſik eine Verbindung (Notenfigur) von drei Noten, welche den Zeitwerth von zweien gleicher Bezeichnung haben. Sie wird gewöhnlich durch eine 3 über der Notenfigur angezeigt, z. B.  gilt ſo viel als  der Zeit nach; man muß alſo die Triole immer ſo eintheilen, daß der erſte Ton derſelben mit der erſten von den zwei gleichgeltenden zuſammentrifft, der zweite zwiſchen hineinfällt, die letztere wieder ein wenig nachkommt. Schwerer iſt es, die Triole zu vier kürzeren Noten, alſo z. B. die Achteltriole zu vier Sechzehntheilnoten einzutheilen. Die Triolen ſind verſchieden von den Tripelnoten, d. h. Noten des ungeraden Tactes, z. B. die drei Haupttheile des Dreiachteltacts. Hier ſind die drei Theile, welche den Tact bilden, nicht gleich zwei andern gleicher Bezeichnung, ſondern die zwei erſten fallen auf ein Viertel, die letzte gilt ein Achtel, z. B.



Die drei Achtelnoten im Baſſe, im Beiſpiele, ſind daher keine Triolen. Auch kann ſich wegen ihrer ſelbſtſtändigern Geltung auf jeder Tripelnote die Harmonie ändern, auf den Noten einer Triole, wo die zweite als Ausfüllung angeſehen wird, nicht. Über den Vortrag der Triolen ſ. Leopold Mozarts Violinſchule 6. Abſchn.

Triolett, eine Reimform von acht Zeilen, wobei nach der dritten Zeile die erſte, und nach der ſechsten die beiden erſten Zeilen wiederholt werden, ſo daß man die erſte Zeile dreimal hört, woher der Name. Dieſe Dichtungsart iſt von den Franzoſen, von denen ſie auch wahrſcheinlich herſtammt, mehr als von den Deutſchen bearbeitet worden, und eignet ſich für das Leichte, Scherzhafte und Naive.

Tripel iſt eine zum Thongeſchlechte gehörige Steinart, welche gemeiniglich von gelblich-grauer Farbe, weich und ziemlich leicht iſt. Er hat ſeinen Namen von der Stadt Tripolis in Afrika, von wo aus er zuerſt bekannt geworden iſt. Er wird zum Poliren verſchiedener Steinarten, der Gläſer und Metalle benutzt. Finden ſich grobe fremdartige Theile darin, ſo muß er vor dem Gebrauche erſt geſiebt und geſchlemmt werden. Man verfertigt auch aus ihm Formen zu Paſten und feinen Metallgüſſen. Er findet ſich in Böhmen, England und Auvergne; auch in den Steinkohlenwerken anderer Länder.

Triple-Allianz von 1717, ſ. Quadruple-Allianz.

Tripolis, ſ. Barbaresken.

Trippel (Alex.) einer der berühmteſten Bildhauer der neuern Zeit, geboren zu Schafhauſen 1747, geſtorben zu Rom 1793. Man bewundert in ſeinen Arbeiten, die von einem tiefen Studium der Antike zeugen, ſchöpferiſche Einbildungskraft, die wirkſamſte Beſtimmtheit des Ausdrucks, das genaueſte Ebenmaaß in den Umriſſen und die zarteſte Behandlung des Marmors im Nackenden.

Triptolemus (Mythol.), ein Sohn des Celeus, Königs von Eleuſis und der Metanira. Nach Einigen hatte er andere Ältern, und zwar zum Vater den Trochillus oder Oceanus, oder Eleuſinus u. ſ. w., zur Mutter aber die Erde, oder die Kothonea, oder Polymnia u. ſ. w. Ceres, die ihre verlorene Tochter Proſerpina auf der ganzen Erde ſuchte, kam auch zu den Ältern des Triptolemus nach Eleuſis, und ward von der eben mit einem Sohne, dem Triptolemus, nach Andern dem Demophon, entbundenen Mutter als Amme angenommen. Sie beſchloß, den geliebten Säugling unſterblich zu machen, und legte ihn deswegen des Nachts ins Feuer, um alles Irdiſche an ihm zu zerſtören. Allein ſein Vater überraſchte ſie dabei und ſtörte durch ſein Geſchrei die Stille der geheimnißvollen Handlung. Ceres beſtrafte ihn dafür mit dem Tode, den Triptolemus aber beſchenkte ſie mit einem drachenbeſpannten Wagen, um als ihr Geſandter an die Sterblichen die ganze Erde zu durchziehen, und den Anbau des Getraides zu lehren. Ceres ſchützte zu verſchiednenmalen das Leben ihres Lieblings, dem auf ſeiner Reiſe Gefahr drohte. Bei ſeiner Heimkehr ſtellte dem Triptolemus (nach Einigen) ſein eigener Vater nach dem Leben, aber Ceres rettete ihn wieder und bewog den Vater, ihm das Reich abzutreten. Er war der Erfinder des Pfluges und Wagens, der Erbauer der Stadt Eleuſine, und der Stifter der eleuſiniſchen Myſterien (ſ. Eleuſis). In Attika beſäete er mit dem erſten Getraide das Rhariſche Feld, und in Arcadien lernte Arcas von ihm den Ackerbau, ſo wie auch Eumelus in Attika, den er gleich-

falls die Kunſt, Städte zu bauen, lehrte. Triptolemus hatte zu Eleuſis einen eignen Tempel, und auf dem Rharischen Felde einen Altar. Man ſtellte ihn vor, bald mit Kornähren in der Hand, bald ſteht er neben einem Pfluge, bald ſitzt er auf dem mit Drachen beſpannten Wagen. Die Römer bildeten aus dem Triptolemus ihren Bonus Eventus.

Trismus, Kinnbackenkrampf, eine unwillkührliche und ſo feſte Zuſammenziehung der Kinnladenmuskeln, daß die Zähne unbeweglich feſt auf einander gepreßt werden, und, wenn ſie noch im Anfang, oder bei geringerm Grade des Krampfes, oder bei Abwechſelung deſſelben, ſich an einander reiben, ein Geräuſch entſteht, welches man Zahnknirſchen nennt.

Triſſino (Giovanni Giorgio), berühmt als Dichter und Gelehrter, war 1478 zu Vicenza von adelichen Ältern geboren. Erſt ſpät widmete er ſich den Wiſſenſchaften. Demetrius Chalcondylas, deſſen Andenken er ſpäter durch ein edles Grabmal ehrte, war ſein Lehrer in der griechiſchen Sprache. Nach dem Tode ſeiner erſten Gattin verließ er ſeine Vaterſtadt und begab ſich nach Rom. Leo X. bezeigte ihm beſonderes Wohlwollen und übertrug ihm ehrenvolle Geſandtſchaften an den König von Dänemark, den Kaiſer Maximilian und die Republik Venedig. Auch Clemens VII. ſandte ihn an Kaiſer Carl V., der ihn ſehr wohl aufnahm und mit Auszeichnungen und Ehren überhäufte. Inzwiſchen hatte ſich Triſſino zum zweitenmal verheirathet, dadurch aber ſeinen Sohn erſter Ehe, Giulio, zu einem Prozeß gegen ihn veranlaßt, der zu Venedig gegen den Vater entſchieden wurde, und dieſen um einen großen Theil ſeines Vermögens brachte. Darüber erzürnt, verließ er die venetianiſchen Staaten und ging nach Rom, wo er 1550 ſtarb. Triſſino erwarb ſich den Ruhm, Italien in ſeiner Sophonisbe die erſte nach den Regeln des Ariſtoteles abgefaßte Tragödie gegeben zu haben. Sie wurde bei ihrer Erſcheinung gleichſam als ein Werk, worin der Geiſt der Griechen ſich erneut habe, mit unglaublichem Beifall aufgenommen und Leo X. ließ ſie mit höchſter Pracht aufführen. Dieſer Enthuſiasmus mußte jedoch bald ſchwinden, da die Sophonisbe als eine kalte Nachahmung des Alterthums dem Geiſte der Nation ſelbſt fremd blieb. Dennoch ſind einzelne Scenen nicht ohne Verdienſt, aber dem Ganzen ſowohl, als auch beſonders der Schreibart fehlt es an Kraft, Hoheit und Schwung. Triſſino ſoll in der Sophonisbe der Schöpfer des reimloſen, elfſylbigen Verſes (verso sciolto) geweſen ſeyn. Wie wenig er aber verſtand, dieſem Verſe tragiſche Würde zu geben, beweiſ't die vollkommen gleiche Anwendung, die er davon in ſeinem, dem Plautus nachgeahmten, Luſtſpiel I Simillimi macht. Auf demſelben Wege wie zum Drama, wollte Triſſino auch zum Epos gelangen, nämlich den Homer und die Regeln des Ariſtoteles vor Augen. Da ihm aber Schöpfungskraft und Originalität fehlten, ſo konnte es ihm auch in ſeiner Italia liberata dai Goti nicht gelingen, ein Nationalepos aufzuſtellen, ſo volksmäßig auch der Gegenſtand zu ſeyn ſcheint. Glücklicher iſt Triſſino als lyriſcher Dichter; einzelne Gefühle weiß er zart und oft ſinnreich auszudrücken. Außerdem verfaßte er eine Poetik, die noch jetzt nicht ohne Werth iſt, und von gründlichen Kenntniſſen zeugt, wie denn überhaupt ſein Ruf als Gelehrter feſter ſteht, als ſein dichteriſcher. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke beſorgte Maffei in zwei Bänden in klein Folio.

Tritheiten werden in der chriſtlichen Kirche diejenigen Irrlehrer genannt, die den Mißverſtand der Dreieinigkeitslehre bis zur Annahme von drei Gottheiten treiben.

Triton, ein Sohn des Neptun und der Amphitrite. Er war einer der berühmteſten Meergötter, und man ſcheint durch ihn das Brauſen des Meeres haben andeuten wollen. Er blies auf einer Muſchel, und beſänftigte damit, wenn Neptun es ihm befahl, das aufgeſchwollene Meer. Im Kriege der Götter mit den Giganten trieb er durch den Ton ſeines Inſtruments die letztern in die Flucht. Er tödtete des Äneas Steuermann Miſenus, weil dieſer mit ihm im Blaſen wetteifern wollte. — In der älteſten Fabel war Triton eigentlich der Gott des libyſchen Sees Triton. Homer erwähnt ihn nicht, aber Heſiodus beſingt ihn als einen gewöhnlichen Waſſergott. Amphitrite und Neptun, ſingt er:

Zeugeten Tritons Macht, des gewaltigen, der an des Meeres
Tiefem Grund zur Mutter geſellt, und dem herrſchenden Vater
Wohnt in dem goldenen Hauſ', ein furchtbarer Gott.

Späterhin machte man ihn zu einem der untern Meerdämonen, der nicht allein bei den Syrten, ſondern auch in andern Gegenden des Mittelmeers waltet. Endlich erſcheint nicht mehr ein Triton, ſondern mehrere Tritonen, die gleich den ſpätern Panen, Priapen und Silenen den Namen ihres Vaters geerbt hatten, die in halbthieriſcher Geſtalt vorgeſtellt wurden, und den Nereiden zum Geſpann und Reiten dienten. Auch wird Triton als ein Mann mit zweiendigem Fiſchſchwanze und ſichelförmigen Floßfittichen beſchrieben. Pauſanias ſchildert die Tritonen noch vollſtändiger: das Haupthaar grünem Sumpfkraute gleich, den Leib von feilharten Schuppen umſtarrt, Kiemen unter den Ohren, menſchliche Naſen, weite Mäuler und Thierzähne, blaue Augen, ſchuppige Hände und Finger mit Klauen, an Bruſt und Bauch Floſſen. Dabei hatten ſie eine Menſchenſtimme und blieſen auf Schnecken. Andere laſſen den Triton das Meer mit bläulichen Roſſen durchjagen, und ſo wurde er auch mit Krebsſcheeren, die dem Oceanus und der Amphitrite gleichfalls eigen ſind, abgebildet. Endlich fabelte man gar wirkliche Seethiere, die gefangen und getödtet wurden, in Tritonen um.

Triumph. Eine der größten und imponirendſten Feierlichkeiten des alten Roms und die größte Belohnung ſiegreicher Feldherrn war der glänzende Triumphaufzug. Man unterſchied aber einen doppelten Triumph: einen **großen** und **kleinen**. Beide mußten vom Senat mit Zuſtimmung des Volks bewilligt werden; und zwar wurde nach dem Geſetz der große Triumph nur einem Dictator, Conſul oder Prätor geſtattet, der als **Oberfeldherr** (suis auspiciis) in der Provinz im gerechten Kriege über auswärtige Feinde und zugleich freie Leute einen Sieg erfochten hatte, in welchem wenigſtens 5000 Feinde in offenem Kampfe umgekommen waren. Der Feldherr mußte nach der Lex Porcia triumphalis an der Spitze ſeines Heeres vor Rom (ad urbem) erſcheinen, und dem im Tempel der Bellona verſammelten Senate dieſes vortragen. Wenn ihm nun der Triumph durch einen Senats- und Volksbeſchluß bewilligt worden war, ſo ging die Feierlichkeit vor ſich. Früherhin rief der Triumphator in ſeinem glänzenden Schmucke, den Lorbeerzweig in der Hand, das Volk zuſammen, und vertheilte unter ſeine Soldaten Geld, Ehrenzeichen, Armſpangen, Lanzen und Kränze. Dann ging

der ganze Senat dem Sieger entgegen, der auf einem vergoldeten Wagen, gewöhnlich von vier weißen Roſſen gezogen, mit einer purpurnen Tunica (t. palmata) und geſtickter Toga (toga picta) bekleidet, geſchmückt mit einem Lorbeerkranze, und einen elfenbeinernen Scepter mit dem Adler in der Hand, vom campus Martius aus durch die feſtlich geſchmückten Straßen der Stadt aufs Capitolium fuhr. Voraus gingen Sänger und Muſikanten, darauf folgten die ſchön geſchmückten, auserleſenen Opferthiere, hernach wurde die gemachte Beute vorgetragen oder gefahren, und die eroberten Städte und Gegenden wurden im Bilde vorgeführt, dann kamen die gefangenen Fürſten oder Feldherrn in Ketten. Darauf der Sieger. Dem Triumphator folgten ſeine Verwandten und Freunde und ein langer Zug anderer Bürger im Feſtgewand mit lautem Jubelruf, zuletzt das ſiegreiche Heer, zu Fuß und zu Roß, lorbeerbekränzt und mit den erhaltenen Ehrenzeichen geſchmückt, Io triumphe! rufend, und mancherlei Jubel- und Spottlieder ſingend. Einer alten Sitte gemäß, die etwas wahrhaft Rührendes hat, befand ſich dicht hinter dem gefeierten Feldherrn ein Sklav, der eine goldene mit Edelſteinen beſetzte Krone in der Hand hielt und ihm wiederholt die ernſten Worte zurufen mußte: Sieh hinter dich, bedenke, daß du ein Menſch biſt! — Auf dem Capitolium dankte der Triumphator öffentlich den Göttern für den verliehenen Sieg, ließ die Opferthiere ſchlachten, und weihte dem Jupiter die Krone und einen Theil der Siegesbeute. Dann gab er gewöhnlich ein großes Gaſtmahl, und Abends begleitete ihn das verſammelte Volk mit Fackeln und freudigem Zuruf nach Hauſe. Kein Wunder, daß jeder Römer nach der Ehre des Triumphes ſtrebte, und daß er es für die höchſte Auszeichnung hielt, dieſer Ehre gewürdigt zu werden. Wer die Feinde zur See überwunden hatte, hielt einen triumphus navalis, wie zuerſt Duillius, als er über die Carthaginienſer geſiegt hatte. Diejenigen, welche triumphirt hatten (viri triumphales), genoſſen auch noch beſondere Auszeichnungen, z. B einen Ehrenplatz ꝛc. Bei dem kleinen Triumphe, ovatio genannt (man glaubt von ovis, ein Schaf, weil ein ſolches dabei geopfert wurde), fuhr der Feldherr nicht auf dem prächtigen Siegeswagen, ſondern hielt ſeinen Einzug zu Fuß oder zu Pferde mit der toga praetexta und einem Myrtenkranze geziert. Dieſer weniger feierliche und glänzende Triumph wurde dann bewilligt, wenn der erfochtene Sieg nicht ſo bedeutend war, daß der Imperator von Rechtswegen auf die höchſte Auszeichnung Anſpruch machen konnte. — Seit Auguſt wurden wenige Triumphe gehalten, und nur von den Kaiſern ſelbſt; andern Feldherrn gab man Siegeszeichen.

Triumphbogen, eine Art von Ehrenpforte, die den ſiegreichen Feldherrn bei ihrem Triumpheinzuge in Rom errichtet wurde, anfangs einfach, dann nicht ſelten von Marmor und mit Figuren und Inſchriften prächtig verziert. So wurden ſie beſonders den Kaiſern errichtet, und noch ſind einige zu Rom, zum Theil nur in Trümmern, vorhanden, z. B. die Triumphbogen des Conſtantin, des Gallienus, des Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch merkwürdig iſt, daß die daran befindlichen vortrefflich gearbeiteten Basreliefs ſich auf die Beſiegung der Juden und die Eroberung Jeruſalems beziehen. Die drei angeführten Triumphbogen ſind in der Form einander ſehr ähnlich. Alle drei bilden ein großes Portal, zu deſſen beiden Seiten ſich noch zwei kleinere befinden. Die andern und

hintern Hauptſeiten ſind mit Säulen verziert, die ein vollſtändiges Gebälke mit darüber geſetzter Attika tragen. Über dem Bogen und an dem Fries des Gebälkes findet man die Abbildung der Thaten in Stein ausgehauen, welche dieſes Denkmal veranlaßten. An die Stelle der Triumphbogen ſind unſre leichten Ehrenpforten gekommen.

Triumvirat. Die Römer hatten mehrere Ämter, deren gemeinſchaftliche Verwaltung drei Perſonen übertragen wurde. Als Cäſar ermordet war, ließen ſich Antonius, Octavius und Lepidus von dem römiſchen Volke die Gewalt übertragen, den Staat wieder in Ordnung zu bringen, und ſie wurden daher Triumviri reipublicae constituendae, ihr gemeinſchaftliche Amtsführung aber das Triumvirat genannt. Octavius wußte ſich indeſſen ſeine beiden Collegen vom Halſe zu ſchaffen, und führte die Monarchie ein. Man nannte auch die Verbindung zwiſchen Cäſar, Pompejus und Craſſus ein Triumvirat, aber mit Unrecht, indem dieſelbe blos ein Verein zwiſchen Privatleuten ohne Beſtätigung des Staats war. Ein Triumvirat, d. h. eine dreien Perſonen vom Staate übertragene und beſtätigte höchſte gleichmäßige Staatsgewalt beſtand in neuern Zeiten während der conſulariſchen Regierung in Frankreich (aber blos dem Anſehen nach), da der zweite und dritte Conſul dem erſten untergeordnet waren, und dieſer ſich alſo eigentlich ganz allein im Beſitze der höchſten Gewalt befand.

Trivium, ſ. Schulen.

Troas, ſ. Troja.

Trochäus, ſ. Rhythmus.

Trockenheit iſt der Zuſtand des trocknen Körpers; trocken aber iſt ein Körper, dem die fühlbare Feuchtigkeit entzogen iſt. Die Luft iſt trocken, wenn ſie keine auf das Hygrometer (ſ. d. Art.) wirkende Feuchtigkeit enthält. Trocken iſt, wie kalt, nur ein negativer Begriff.

Troglodyten nannte man Menſchen oder ganze Völkerſchaften, die in Höhlen wohnten. In verſchiedenen Ländern des alten Aſiens, beſonders in Äthiopien, auch in Ägypten, ſollen Troglodyten geweſen ſeyn, aber die Nachrichten, welche die alten Schriftſteller über ſie hinterlaſſen haben, ſind ſehr ſchwankend. — In der ältern Kirchengeſchichte werden gewiſſe Ketzer ſo genannt, die von allen übrigen Parteien ausgeſtoßen worden waren, und daher ihre religiöſen Verſammlungen in Höhlen halten mußten. Auch Juden, denen man Schuld gab, daß ſie in verborgnen Höhlen Abgötterei trieben, hat man dieſen Namen beigelegt. — In der Naturgeſchichte hat man dem Chimpanſe, der Gattung ungeſchwänzter Affen, die dem Orang-Outang ähnelt, die Benennung Troglodytes beigelegt.

Troja. Keine Stadt des graueſten Alterthums iſt wohl öfter genannt und durch den Geſang der Dichter verherrlicht worden, als Troja, obwohl Neuere ſogar den Zweifel erregten, ob ſie jemals exiſtirt habe. Der eigentliche alte Name der Stadt war Ilios oder Ilium, und Troja bezeichnet auch die Gegend um die Stadt; doch iſt Troja als Name der Stadt ſelbſt, bei den Späteren wenigſtens, ganz gewöhnlich. Sie lag in Phrygien, in der Landſchaft Troas, auf einer Anhöhe, zwiſchen den Flüſſen Simois und Skamandros oder Xanthos, nicht weit von der Meeresküſte, am Fuße des Berges Ida. Die Fabel erzählt, daß der Name Troja oder Troas von Tros, einem Sohne des Erichthonius, herſtamme, der ſein Reich zuerſt ſo genannt und mit Kallirhoe, der Tochter des Skamandros, vermählt, den

Ilos und andere Kinder erzeugt habe. Die Feindſchaft mit Tantalos ſoll den erſten Grund zu dem ſpätern unglücklichen Schickſale von Troja gelegt haben. Als der Sitz eines kleinen Fürſten, des Königs Priamos, wäre ſie vielleicht von den Griechen kaum genannt worden, hätte nicht die von Paris, dem trojaniſchen Königsſohne, entführte Helena Veranlaſſung zu dem zehnjährigen Kampfe des vereinigten Griechenlandes gegen Troja gegeben, der ſich mit der Eroberung und Zerſtörung dieſer Stadt endigte, und hätte nicht Homer durch ſeine Ilias dieſen Kampf verherrlicht. Doch zeigt ſchon die Wahl des Gegenſtandes, daß dieſer Krieg durch die Volksſage früher bereits eine allgemeinere und größere Theilnahme erregt hatte. Die Stadt war übrigens von ſo gewaltigen und feſten Mauern umgeben, daß man ihre Erbauung den Göttern zuſchrieb. Ganz genau läßt ſich die Zeit des Krieges nicht beſtimmen, doch geben Neuere das Jahr 1184 vor Chr. Geb. als dasjenige an, wo Troja zerſtört worden. Früher ſollte ſchon einmal Hercules dieſe Stadt erobert haben; doch wurde dieſe frühere Eroberung in Schatten geſtellt durch die ſpätere des unter Agamemnons, Königs von Mycene, Anführung vereinigten griechiſchen Heeres, vorzüglich, weil der genannte berühmte Dichter ſie durch ſeine Geſänge der Unſterblichkeit überlieferte. Unter Troja's Heldenſöhnen erſcheint in der Ilias Hektor, Priamos Sohn, als der edelſte und tapferſte. Er iſt Hauptanführer und ſein Tod durch Achilles Hand entſcheidet über Iliums Fall. Unter den übrigen Trojanern iſt Äneas vorzüglich durch ſeine Auswanderung nach Italien, und als Held des Virgiliſchen Epos merkwürdig und berühmt geworden. Noch bemerken wir, daß die höher gelegene Burg von Troja, die Akropolis, Pergamos hieß, und daß ſpäterhin in der Gegend der zerſtörten Stadt eine neue kleinere entſtand, die den alten Namen führte und, ſo wie ſie, der Pallas geweiht war. Die Stadt Neu-Ilium, ebenfalls ſpätern Urſprungs, wie ſchon der Name zeigt, lag, wie man glaubt, nicht an der Stelle des alten Troja, obwohl dies eine gewöhnliche Meinung war, und die Bewohner ſelbſt es behaupteten. In neuern Zeiten haben Reiſende an Ort und Stelle ſorgfältige Unterſuchungen über die wahre Lage des alten Troja angeſtellt, beſonders zwei Franzoſen, der Graf Choiſeul-Gouffier und Lechevalier, auch zum Theil noch Überbleibſel zu entdecken gemeint. Nach Lechevalier ſtand das alte Troja oder Ilium an der Stelle, wo ſich jetzt das Dorf Bunarbaſchi befindet. Man vergleiche Reiſe nach Troas, oder Gemählde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zuſtande vom Bürger Lechevalier. Nach dem Franzöſ. von Lenz, mit Kupfern und Karten, Altenburg und Erfurt bei Rink und Schnuphaſe, 1800, wo man auch eine Abbildung des Dorfes und der Umgegend findet. Ferner die Ebene von Troja, nach dem Grafen Choiſeul-Gouffier und andern neuern Reiſenden ꝛc. v. Lenz, Neu-Strelitz bei Michaelis, 1798. Vortreffliche Bemerkungen über dieſe altclaſſiſche Gegend finden ſich auch in des Engländers Wood Essay on the original Genius and Writings of Homer.

Trokar (franz.), ein chirurgiſches Inſtrument, das aus einer dreiſchneidigen Spitze oder Nadel beſteht, die in eine Röhre von verſchiedener Länge paßt. Man ſtößt die Spitze mit der Röhre zugleich an dem beſtimmten Orte bis zu der nöthigen Tiefe ein, zieht dann die Spitze heraus, läßt aber in der Öffnung die Röhre ſtecken, durch welche nun bei Waſſerſüchtigen das Waſſer abfließen, oder bei dem

durch zu vieles friſches Futter aufgeblähten Rindvieh die Luft aus der Bauchhöhle und aus den Gedärmen heraustreten kann.

Trollhätta heißt der große Waſſerfall in dem ſchwediſchen Fluſſe Gothelbe, welcher aus dem Wenerſee ausläuft, und bei Gothenburg ins Meer fällt. Dieſer Fall iſt unter dem Ausfluſſe des erwähnten Stroms aus dem gedachten Wenerſee, wo das Waſſer bis zwölf Klafter hoch mit einem ſolchen Getöſe herunterfällt, daß man es auf zwei Meilen weit hören kann. Dadurch wurde die Schifffahrt auf dieſem Fluſſe unterbrochen. Daher unternahm 1793 eine Geſellſchaft von Privatperſonen die Ausführung eines Canals, um den Schiffen eine Fahrt neben den Waſſerfällen hin zu eröffnen. 1800 wurde er mit einem Koſtenaufwande von 360,000 Thlrn. vollendet. Wie wichtig dieſes Werk zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt von Schweden iſt, ſieht man daraus, daß 1809 die Zahl der denſelben paſſirenden Fahrzeuge 3080, und die Schleuſengelder 26,830 Thlr. betrugen. Der ganze Canal, welcher ¼ ſchwediſche Meile lang, 22 Fuß breit, und an den niedrigſten Stellen über ſieben Fuß tief iſt, hat neun Schleuſen. Wenn die Verbindung des Wenerſees mit dem Hielmar- und Mälerſee vollends hergeſtellt iſt, ſo können Seefahrzeuge von Stockholm nach Gothenburg kommen, ohne den Sund zu paſſiren. Die ganze Höhe des Falls durch die verſchiedenen Schleuſen beträgt 56 Ellen.

Trommel (le tambour), das beſonders bei kriegeriſcher Muſik übliche Schlaginſtrument, beſteht aus einem von dünnem Holze, Meſſing oder Kupfer gearbeiteten cylindriſchen Körper, über welchen oben und unten ein halbgegerbtes Kalbfell geſpannt iſt, auf welches man mit Klöppeln ſchlägt. Der ſtarke rauſchende Ton bei dieſem Schlage wird durch eine Darmſaite hervorgebracht, welche über das untere Fell geſpannt iſt. Wird daher zwiſchen dieſe Saite ein weicher Körper geſteckt, ſo hört das Rauſchen auf, und der Klang der Trommel wird gedeckt. Da die Trommel nur einen Ton hat, ſo erklärt ſich daher der Name Trommelbaß, welchen man braucht, wenn man einen einförmigen, aus einem immerfort angeſchlagenen Tone beſtehenden Baß (z. B. bei dem Clavier) bezeichnen will. Da aber dieſes Inſtrument auf einen Ton beſchränkt iſt, ſo iſt es deſto geſchickter zur Hervorbingung der mannichfaltigſten Grade der Stärke und Schwäche (wodurch oft die Täuſchung, als würden verſchiedene Töne angeſchlagen, entſteht), ſo wie der verſchiedenſten rhythmiſchen Figuren. Das Verdienſt des Trommelſchlägers (auch le tambour genannt) beſteht daher vorzüglich in der Fertigkeit im crescendo und decrescendo, wodurch er eigenthümliche, dem Donner ähnliche Wirkungen hervorbringen kann, und in der deutlichſten Bezeichnung des Rhythmus bei den verſchiedenſten, die größte mechaniſche Fertigkeit erfodernden Schlagfiguren. Letzteres iſt vorzüglich der militäriſche Gebrauch der Trommel, indem ſie den Soldaten im geordneten und abgemeſſenen Gange erhält, und dadurch ſelbſt das Marſchiren mechaniſch leichter macht. Das Tambourin (ſ. d. Art.) iſt einfacher als unſere jetzige Trommel, und daher wohl älter als dieſe. Die Pauke (ſ. d. Art.) fällt in ihrer Entſtehung mit letztern zuſammen. Die große Trommel, welche oben mit dem Klöppel, unten mit einer Ruthe geſchlagen wird, gehört der türkiſchen Muſik an; ſie fällt nur bei den Hauptaccorden, welche gleichſam den Grundrhythmus bezeichnen, ein, während die kleinere Trommel daneben größtentheils immer fort wirbelt und fluthet. — Daß übrigens mehr me-

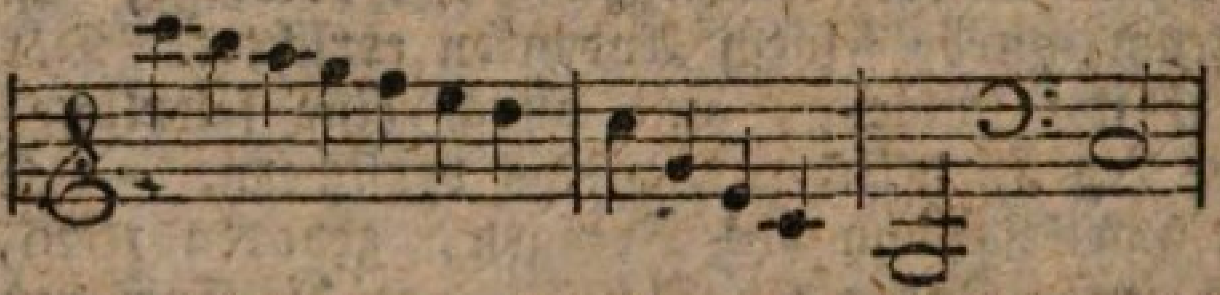
chaniſche Fertigkeit, als höherer Kunſtſinn dazu gehöre, dieſe Inſtrumente zu ſpielen, bezeugt Vaucanſons berühmtes Automat, welches auf der Trommel wirbelte, während die andre Hand das Flageolet ſpielte.

Tromp (Martin Harpertzoon), einer der berühmteſten holländiſchen Seehelden und Admirale, wurde 1597 zu Brille geboren. In ſeinem achten Jahre wurde er von ſeinen Ältern in Dienſt eines nach Oſtindien fahrenden Schiffs gegeben. Noch ſehr jung ward er von einem engliſchen Kaper mit zum Gefangenen gemacht, und hatte hier in Dienſten deſſelben Gelegenheit, alle Künſte und Manoeuvres des kleinen Seekrieges kennen zu lernen. Einige Jahre nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland wurde er im mittelländiſchen Meere von den Türken gefangen, aus deren Händen er jedoch glücklich entkam. Späterhin trat er in die Dienſte der Generalſtaaten, und begleitete den berühmten Admiral Peter Hein, deſſen größter Liebling er war, bei allen ſeinen Unternehmungen, und focht an deſſen Seite, als Hein getödtet wurde. Er ward (1639) Admiral von Holland, und auf die Nachricht, daß eine ſpaniſche Flotte von zehn Linienſchiffen, vier Fregatten und mehreren kleinen Fahrzeugen von Randyk ausgelaufen ſey, verfolgte er ſie bei Grevelingen, und nahm und zerſtörte fünf Linienſchiffe und vier Fregatten. Im October des nämlichen Jahres griff er in den Dünen, vom Admiral Cornelitzoon de Witte begleitet, die mächtige ſpaniſche Flotte unter Oquendo an, welche von den Engländern unterſtützt ward, und gewann durch Wegnahme und Zerſtörung des größten Theils der feindlichen Flotte einen glorreichen Sieg. Oquendo's eignes Schiff würde untergegangen ſeyn, hätte nicht Tromp ihm großmüthig eine Fregatte zu Hülfe geſchickt. Dieſer Sieg machte ſeinen Namen in ganz Europa berühmt, und der König von Frankreich erhob ihn dafür in den franzöſiſchen Adelſtand. 1652 brachen Zwiſtigkeiten zwiſchen Holland und England aus, und Tromp und der engliſche Admiral Blake hatten ein Gefecht vor den Dünen, wobei die holländiſche Flotte einigen Verluſt erlitt, und ſich zurückziehen mußte. Bald nachher, als Blake einige Schiffe, die auf den Heringsfang ausgelaufen waren, genommen hatte, erhielt Tromp Befehl, ihn anzugreifen, allein ein heftiger Sturm zerſtreute und vernichtete ſeine Flotte, gerade als das Signal zum Angriffe gegeben war, weshalb er nach dem Hafen zurückkehrte. Dieſer Unfall, obgleich Tromp unſchuldig daran war, veranlaßte die Regierung, ihn zu entlaſſen, und de Ruyter an ſeine Stelle zu berufen. Indeſſen wurde ihm das Commando noch in dem nämlichen Jahre wieder übertragen, und den 29ſten November ſchlug er, von Evertzoon und de Ruyter unterſtützt, die engliſche Flotte, welche unter Blake in den Dünen lag, ſo, daß ſie ſich bis in die Themſe mit einem Verluſt von fünf Schiffen zurückziehen mußte. Tromp ließ bei dieſer Gelegenheit in wahrem Matroſengeiſte einen Beſen an ſeinen Hauptmaſt befeſtigen, zum Zeichen, daß er den Canal ausfegen wollte. Am Jahresſchluſſe lief er mit einer zahlreichen von ihm geleiteten Kauffahrteiflotte in einen Hafen ein, und empfing den öffentlichen Dank der Generalſtaaten. 1653 wurden Tromp und de Ruyter, welche eine große Anzahl Handlungsſchiffe begleiteten, durch die vereinigten Flotten von Monk, Dean und Blake angegriffen; beide Theile waren ſehr mächtig, aber die Engländer am ſtärkſten. Eine dreitägige Seeſchlacht erfolgte, in welcher die Holländer elf Schiffe verloren, ſich aber in guter Ordnung zurückzogen, und ihre Convoy nach Hauſ brachten. Tromp, der an ſeinem Ruhme hierdurch nicht verlor

wurde zur Begleitung einer andern Kauffahrerflotte ausgeſandt, welche er, ohne ein Schiff einzubüßen, bis an die Nordküſte von Schottland brachte. Darauf griff er, um ſich zu rächen, im Junius die engliſche Flotte unter Monk, Dean und Lawſon bei Nieuport an, mußte ſich aber mit beträchtlichem Verluſt nach Weilingen zurückziehen. Er und de Ruyter retteten ſich bei dieſer Gelegenheit beide gegenſeitig aus der drohendſten Gefahr. Nachdem ihre Flotten wieder mit Schiffen und Menſchen verſehen waren, ſegelte Tromp mit 85 Fahrzeugen nach der Küſte von Seeland, wo er die engliſche Flotte von 94 Schiffen wahrnahm. Ein Sturm verhinderte anfangs den Angriff, aber den 6ten Auguſt 1653, als Tromp durch de Witte bis auf 120 Schiffe verſtärkt war, begann zwiſchen Scheveningen und der Maas das Gefecht. Der erſte Tag entſchied nichts. Am zweiten Tag aber durchbrach Tromp, ſeiner Gewohnheit gemäß, die feindliche Linie, wurde jedoch bald umzingelt, und von ſeiner eignen Flotte verlaſſen. Er focht wie verzweifelt, um ſich herauszuziehen, bis er von einer Flintenkugel durchbohrt niederſank. „Faßt Muth, meine Jungen,“ rief er verſcheidend aus; „meine Bahn iſt mit Ruhm vollendet!“ Jede Anſtrengung de Ruyters und der übrigen Befehlshaber, die holländiſchen Truppen zu ermuthigen, waren, ſobald Tromps Tod bekannt ward, vergebens, und eine unglückliche, aber theuer erkaufte Niederlage beſchloß den Tag und den Krieg. Tromp ſoll im Ganzen 33 Seetreffen gewonnen haben. Das Schickſal, für ſein Vaterland ſein Blut zu vergießen, hatte er ſelbſt ſich gewünſcht. Prachtvoll wurde ſein Leichnam in der Kirche zu Delft beerdigt, und ein glänzendes Mauſoleum wurde ſeinem Andenken errichtet. Der Staat ließ Denkmünzen auf ihn ſchlagen, und durch eine feierliche Deputation Tromps Witwe des öffentlichen Beileids verſichern. — **Cornelius Tromp**, der zweite Sohn des Vorigen, geboren 1629, befehligte ſchon in ſeinem 19ten Jahre ein Schiff gegen die Corſaren der afrikaniſchen Küſte. Zwei Jahre nachher ward er von der Admiralität zu Amſterdam zum Contreadmiral ernannt. 1665 war er im Kriege zwiſchen England und den vereinten Staaten bei dem Treffen von Solebay zugegen, wo die niederländiſche Flotte geſchlagen, und der Admiral Opdam in die Luft geſprengt wurde. Durch einen meiſterhaften Rückzug gelang es jedoch Tromp, den Siegern ihre meiſten Vortheile zu vereiteln. Durch Geſchicklichkeit und Muth gelangte er zu dem Ruhme ſeines Vaters, und war gleich ihm der Oraniſchen Partei ergeben; deshalb fand de Witte, obgleich in politiſcher Hinſicht das Gegentheil, es rathſam, ihm bis zur Rückkehr de Ruyters, der abweſend war, den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen. Obgleich Tromp nach de Ruyters Ankunft ſich weigerte, unter ihm zu dienen, ſo mußte er endlich doch nachgeben. Bei der viertägigen Schlacht in den Dünen (im Julius 1666) zeigte er eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit, ohne jedoch ſo glücklich zu ſeyn, wie de Ruyter. Als er im Auguſt deſſelben Jahres mit zu großer Hitze eine engliſche Flotte, die er geſchlagen hatte, verfolgte, ward er von der holländiſchen Hauptflotte abgeſchnitten, wodurch er verhindert wurde, dem Admiral de Ruyter zu Hülfe zu kommen, welcher ſich zurückziehen mußte. Indeſſen gelang es Tromp, mit geringem Verluſt ſeine Flotte in den Texel zu bringen; allein auf de Ruyters Klagen wurde er ſeiner Stelle entſetzt. Als jedoch 1673 der Krieg zwiſchen Holland und den verbündeten Königreichen England und Frankreich ausbrach, ward

Tromp wieder in Dienſt genommen, und mit ſeinem Nebenbuhler de Ruyter vollkommen ausgeſöhnt. In dieſem Kriege zeichnete der erſtere ſich durch mehrere Siege, die er gegen die Engländer erfocht, ruhmwürdig aus, und als er (1675) nach dem Frieden England beſuchte, wurde er auf das ehrenvollſte empfangen, und von Carl II. zum Baronet ernannt. In eben dem Jahre wurde er mit einer Flotte nach Copenhagen zur Unterſtützung Dänemarks gegen Schweden geſchickt, und von dem Könige von Dänemark mit dem Elephantenorden bekleidet. Nach de Ruyters Tode folgte er demſelben als Admiral-Generallieutenant der vereinten Staaten, blieb jedoch während des Krieges in däniſchen Dienſten, und hatte großen Antheil an den Eroberungen dieſer Krone im Norden. Als er 1691 nach der Erneuerung des Krieges zwiſchen Holland und Frankreich eben im Begriff war, den Oberbefehl über die holländiſche Flotte zu übernehmen, ſtarb er zu Amſterdam den 29ſten Mai, und wurde in dem prächtigen Grabmale ſeines Vaters beerdigt, deſſen würdiger Nachfolger er war. N. P.

Trompete (ital. clarino, tromba). Dies bekannte Blasinſtrument, aus einer langen und dünnen, dreifach zuſammengelegten metallenen (gewöhnlich meſſingenen, aber auch ſilbernen und kupfernen) Röhre beſtehend, oben mit einem Mundſtücke verſehen, unten in eine weite Öffnung auslaufend, hat den Umfang von Tenor G bis Discant C. Es gränzt an das Waldhorn, mit dem es nicht nur dieſen Umfang hat (nur daß die Trompete eine Octave höher ſteht als das Horn), ſondern auch gleiche Leiter; nämlich folgende:



Die Töne der obern Octave haben ſie nämlich vollſtändig, in der mittlern nur den harmoniſchen Dreiklang und in der Tiefe noch eine Quinte und Octave abwärts. Auch ſind ein Paar Töne der Leiter nicht rein; nämlich f iſt zu hoch, und h zu tief, daher der Bläſer durch den Anſatz nachhelfen muß. Ihre Noten werden, wie bei dem Waldhorn, immer im Violinſchlüſſel, und aus C geſetzt, durch Anſetzſtücke wird ſodann der Ton herabgeſtimmt. (Siehe Altenburgs Anleitung zur Trompeter- und Paukerkunſt.) Auf eine treffende Weiſe ſpricht den Charakter der Trompete der perſiſche und türkiſche Name *Nakara* aus, womit die höchſte Scharlachfarbe bezeichnet wird, die nicht minder in die Augen fällt, als der Trompetenton in die *Ohren*. Es iſt in dieſem ſchmetternden Tone etwas Hellleuchtendes, Durchdringendfröhliches und Feſtliches, wenn er nicht auf unnatürliche Weiſe gedämpft wird, ſo daß die Trompete bei feſtlicher und glänzender Muſik nicht fehlen darf. Auch iſt ſie wegen ihres ſtarken, den weiteſten Luftraum durchſchneidenden Tons ſtets den Herolden, Parlementairs ꝛc. beigegeben und zu Zeichen in die Ferne gebraucht worden. Die Trompete ſcheint ſchon in den älteſten Zeiten (bei den Perſern, Medern, Juden), nur in veränderter Form, dageweſen zu ſeyn; das griechiſche Inſtrument, welches σαλπιγξ hieß, ſcheint ihr am nächſten gekommen zu ſeyn. Auch die alten Deutſchen hatten ein ähnliches, wahrſcheinlich hölzernes Inſtrument. In der neueſten Zeit hat der Hoftrompeter Weidinger in Wien eine Trompete mit Klappen erfun-

den, auch hat man Concerte auf derſelben gehört, doch verliert die Trompete das an Güte des Tons, was ſie dadurch an Umfang gewinnt. Wo die Trompeten zweiſtimmig blaſen, da figurirt die Secondo (die zweite) in Hinſicht des Tonumfangs und der Zunge mehr als die Prime. In Deutſchland gab es ſonſt gelernte und ungelernte Trompeter. Erſtere hatten eine Art von Zunft, die ſich Cameradſchaft nannte, unter ſich errichtet, und erhielten darüber von Ferdinand II. und mehreren folgenden Kaiſern bis auf Joſeph II. mehrere Privilegien. Auch hatte nach der alten deutſchen Reichsverfaſſung der Churfürſt von Sachſen als Erzmarſchall über alle Trompeter und Pauker des heiligen römiſchen Reichs ein beſondres Protectorat.

Tropäen oder Trophäen (τρόπαια) ſind Denkmäler zum Zeichen eines erhaltenen Siegs, von eroberten Waffen zuſammengeſetzt, im weitern Sinne Siegeszeichen aller Art. Die alten Völker richteten dergleichen gewöhnlich an dem Orte auf, wo ſie einen Sieg erfochten hatten. Schon in den früheſten Zeiten hing man bei den Griechen die dem Feinde abgenommenen Waffen oder Beute an einer Eiche oder wildem Ölbaum auf, und zwar ſo, daß ſie die Figur eines Bewaffneten vorſtellten. Von dem nächſten Baume wurden Zweige heruntergehauen, bis auf einige wenige, an welche Schilder, Schwerter, Spieße ꝛc. gehangen wurden; den obern Gipfel bedeckte man mit einem Helme, und an den Stamm wurde ein Panzer oder Harniſch geſtellt. Dann wurden auch von Holz Träger der Tropäen errichtet, nicht aber von Stein, weil die Griechen anfangs die Monumente der Feundſchaft nicht fortdauern laſſen wollten. Erſt ſpäterhin wurden auch Tropäen aus Bronze und Marmor, ſelbſt Gold errichtet, und ſie waren ein Gegenſtand, der ſpäterhin oft auf Münzen abgebildet wurde. Die Sinnbilder der beſiegten Provinzen oder Städte wurden zuweilen unten an dem Stamme in trauernder Stellung angebracht, dem Ganzen aber eine Inſchrift, welche mit einigen Worten den erfochtenen Sieg andeutete, beigefügt. Auch geſchah dies auf Altären. Zuweilen wurde einem aufgehängten Schilde eine Inſchrift gegeben, die den Sieg verewigte. Bei Triumphen pflegte man die Tropäen vor dem triumphirenden Feldherrn herzutragen (ſ. Triumph). In der Baukunſt hat man nachher zur Nachahmung derſelben allerhand Zierrathen in Holz oder Stein bei Gebäuden, beſonders an Triumphbogen oder auch an Pfeilern und Wänden derſelben, angebracht.

Trope (griechiſch τροπος, Umkehrung), diejenige Umänderung des gewöhnlichen Redegebrauchs, vermittelſt deren an die Stelle des eigentlichen Ausdrucks, zur Beförderung der Anſchaulichkeit und Lebhaftigkeit der Darſtellung, ein anderer uneigentlicher und bildlicher Ausdruck geſetzt wird. Die Tropen unterſcheiden ſich folglich von den Redefiguren dadurch, daß ſie nicht, wie dieſe, blos das urſprüngliche Verhältniß der Umgebungen einer Hauptvorſtellung, ſondern die Bezeichnung der Hauptvorſtellung ſelbſt verändern. Sie heben eine einzelne Idee aus einer Gedankenreihe hervor, während die Figuren eine ganze Ideenreihe in ihren Theilvorſtellungen beleuchten. — Die tropiſche Ausdrucksweiſe iſt ſo alt, als die Anwendung der Sprache auf unſinnliche und abſtracte Begriffe. Das Bedürfniß, Begriffe zu bezeichnen, für welche der unvollkommne Sprachſchatz nicht ausreicht, nöthigte, aus dem vorhandenen Vorrathe von Be-

zeichnungsmitteln Benennungen ſinnlicher Gegenſtände nach oft nur dunkel gefühlten Ähnlichkeitsbeziehungen auf unſinnliche Begriffe überzutragen. Keine Sprache, die nicht eine große Anzahl ſolcher tropiſchen Ausdrücke beſäße, die zum Theil, wie Geiſt, Tugend, Begriff, Urtheil, im Verlaufe der Zeit ihre erſte eigentliche Bedeutung verloren, zum Theil dieſelbe neben der uneigentlichen bewahrt haben, wie Anſchauung, erwägen u. a. Allein dieſe reichen für den Zweck ſinnlich-lebendiger Darſtellung nicht hin, indem ſie durch langen Gebrauch ſich mit dem uneigentlichen Begriffe, den ſie ausdrücken, ſo innig vermählt haben, daß die eigentliche, ſinnliche Bedeutung, wenn ſie nicht durch die nächſten Umgebungen hervorgehoben wird, ohne Wirkung für Veranſchaulichung und Belebung der Rede verloren geht. Mit jedem Jahrhundert," ſagt Jean Paul (Vorſch. z. Äſth. Abth. 2, S. 491), „verliert eine Flur von Dichterblumen ihre lebendige Geſtalt, und vermodert zu todter Materie." So entſteht für die lebhaftere Darſtellung das Bedürfniß neuer verſinnlichender Bezeichnungen, und dieſe ſind es eigentlich welche die Rhetorik als Mittel zur Schönheit des Ausdrucks unter dem Namen von Tropen aufführt. Sie erheben und beleben die Darſtellung, indem ſie das, was in ſeiner urſprünglichen Geſtalt blos Sache des Verſtandes ſeyn würde, dem Gefühl und der Einbildungskraft näher bringen. Zu dem Ende genügt es ihnen nicht, das Unſinnliche zu verſinnlichen, ſondern ſie verſtärken auch oft wohl einen ſinnlichen Begriff durch einen andern verwandten, aber anſchaulichern, wie dies bei der perſonificirenden Metapher der Fall iſt. Was die verſchiedenen Arten von Tropen betrifft, ſo hat man ihrer bald mehr, bald weniger gezählt. Quintilian klagt über das Unbeſtimmte und Streitende in den Meinungen der Grammatiker über dieſen Gegenſtand. Der Grund davon lag in der unkritiſchen Vermiſchung der Begriffe von Figuren und Tropen. Er verſuchte daher eine genauere Scheidung und Begränzung beider. Wie ſchwankend aber auch ſeine Anſicht hierüber geweſen, würde ſich aus dem bloßen Verzeichniß ſeiner Tropen ergeben, von denen bei weitem die Mehrzahl augenſcheinlich in die Reihe der Figuren gehört. Der Erſte, der ſich das Verdienſt einer ſtrengern Sichtung erwarb, war Adelung. Wenn er aber zu den Tropen nur die Metonymie, die Synekdoche und die Metapher rechnet, ſo ſcheint er hiermit den Begriff nicht zu erſchöpfen. Neuere fügen daher mit Recht die Allegorie und Perſonendichtung (Proſopopöie, Perſonification) hinzu, deren tropiſche Natur allerdings nicht verkannt werden kann. F.

Tropenländer ſind die Länder unter den Tropen oder den Wendekreiſen, deren genauere Kenntniß wir hauptſächlich den großen Forſchungen Alex. von Humboldts verdanken. Alles, was Clima und Vegetation und überhaupt die Natur Schönes und Großes hat, vereinigt ſich in dieſen Gegenden. In einer ſenkrechten Höhe von 14,400 p. F., von den Palmen- und Piſanggebüſchen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, erſcheinen die verſchiedenen Climate gleichſam ſchichtenweiſe über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luftwärme Jahr aus, Jahr ein faſt keine Veränderungen; alles in der Atmoſphäre geht nach unwandelbaren Geſetzen. Daher hat jede Höhe unter den Tropen ganz beſtimmte Eigenheiten, die von ſo mannichfaltigen Formen ſind, daß ein Gebirgsabhang der peruaniſchen Andeskette, welcher 500 Klaftern hoch iſt, mehr Verſchiedenheit in Naturerzeugniſſen darſtellt als eine vierfach größere Fläche in der gemä-

ßigten Zone. Dies gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher vom 10ten Grad nördlicher, bis zum 10ten Grad ſüdlicher Breite geht; näher nach der gemäßigten Zone tritt ſchon mehr Unbeſtimmtheit und ein mehr unähnlicher Charakter ein. In dieſer Gegend finden wir die Kette der Andes, deren höchſter Gipfel, der Chimboraſſo, 3357 Toiſen Höhe erreicht, den verheerendſten aller feuerſpeienden Berge, den Cotopaxi (ſ. d. Art.) von 2952 Toiſen, und den Antiſana, deſſen dick beeiſ'ter Gipfel ſich 2993 Toiſen über der Meeresfläche erhebt. In den heißeſten Gegenden iſt die mittlere Luftwärme 27°, wenn ſie in Paris und Rom 11°,9 und 15° iſt, und die Abnahme der Wärme verhält ſich dergeſtalt, daß, wer unter den Tropen 1281 Toiſen an der Andeskette anſteigt, aus dem Clima von Berlin in das von Rom gelangt. Der Luftdruck muß natürlich unter dieſen Umſtänden höchſt verſchieden ſeyn. Je höher man gelangt, deſto mehr nimmt Ermattung und Schwäche des ganzen Nervenſyſtems zu; man fühlt bisweilen Neigung zum Erbrechen; über 2975 Toiſen fließt das Blut aus Lippen, Augen und Zahnfleiſch. So trocken auch die Luftſchichten auf den Gebirgen ſind, ſo ſchwebt doch ein faſt immerwährender Nebel über 1283 Toiſen an denſelben, welcher der Vegetation dieſer hohen Wildniſſe ein unnachahmlich prangendes Grün leiht. Die tiefern Tropenregionen enthalten in ihrer viele Monate hindurch wolkenfreien Luft eine ſo große Menge Waſſer, daß die Tropenvegetation ſich blos durch Anziehung deſſelben in der Trockenheit ganzer fünf bis ſechs Monate aufrecht erhalten kann; daß eine Blätterfülle ununterbrochen fortdauert in einem Lande wie Cumana, wo es oft in zehn Monaten weder Regen, noch Thau und Nebel giebt. Die Höhe der untern Wolkenſchicht ſcheint 615 Toiſen zu betragen; die des dicken Gewölkes über 16 — 1700 Toiſen, und die der kleinen leichten oberſten Wölkchen 4104 Toiſen. Die tiefen Luftſchichten zeigen gewöhnlich eine nur geringe electriſche Ladung, die dagegen in den Wolken vereinigt zu ſeyn ſcheint. Dieſer Mangel am Gleichgewicht erregt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern ſtets bei Nacht; am ſtärkſten ſind dieſe in den Gebirgsebenen, über 1026 Toiſen ſind ſie ſeltner, und noch höher zeigen ſie ſich höchſtens nur in Hagel und Schnee. Sternſchnuppen ſind in dieſen wärmern Ländern außerordentlich häufig. Humboldt hat die Luftbläue unter den Tropen viel dunkler gefunden als in gleicher Höhe in den gemäßigten Zonen. Von den Tropennächten ſagt er: die ſchönſten ſpaniſchen und italieniſchen Sommernächte ſind nicht mit der ſtillen Majeſtät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Äquator glänzen alle Geſtirne mit ruhigem planetariſchen Lichte. Funkeln iſt kaum am Horizonte bemerkbar. Die ſchwächſten Fernröhre, welche man aus Europa nach beiden Indien bringt, ſcheinen dort an Stärke zugenommen zu haben: ſo groß und beſtändig iſt die Durchſichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derſelben iſt das Licht der Sonne viel ſtärker, als in Europa unter gleicher Höhe, ſo daß man ſich mehr vor der Helle als der Wärme fürchtet. Die verfinſterte Mondſcheibe wird bei uns in der Regel nicht geſehen; aber in den Tropenländern erſcheint ſie in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufſteigt. Die Nerven werden durch das Sonnenlicht, deſſen Kraft an den niedern Gegenden geſchwächt iſt, in den höhern ſo gereizt, daß die Einwohner von Quito und Mexiko außerordentlich über Schwäche klagen, wenn ſie in 1800 Toiſen Höhe den ſtehenden Son-

nenſtrahlen ausgeſetzt ſind. Von den Gebirgsarten liegt der Granit auch hier zu unterſt. Auf ihm der Gneus, der in Glimmerſchiefer, ſo wie dieſer in Urthonſchiefer übergeht. Auf ihm erſcheint ſodann der Porphyr, der Mandelſtein, der Trapp und alle neuere Flötzformationen. Die Steinkohlenpflötze der Tropengegend liegen oft 1352 Toiſen hoch; Verſteinerungen finden ſich noch in einer Gegend von 2205 Toiſen Höhe. An brennenden Vulkanen ſind die Tropenländer vorzüglich reich, und man zählt deren vom Cap Horn bis Analaska 54. Nach glaubwürdigen Sagen war der Capa-Urcu einſt höher als der Chimboraſſo, ſtürzte aber nach langen, durch acht Jahre dauernden Ausbrüchen ſeines Vulkans zuſammen, ſo daß er jetzt nichts als emporſtarrende Zacken zeigt, die, wenn die ſinkende Sonne ſich an den beeiſ'ten Trümmern bricht, das herrlichſte Farbenſpiel geben. — In der Region der Palmen- und Bananengewächſe, vom Meere an bis 513 Toiſen Höhe, giebt es Mais, Cacao, Ananas, Orangen, Caffee, Zuckerrohr und Indigo; ferner Rieſenſchlangen, Manati's, Krokodille, Flußſchweine, Alouaten, Sapajou-Affen, Faulthiere, Papageien, Tanagra's, Hocco's, Löwen, Jaguars, Tiger, Hirſche, Ameiſenbäre, giftige Fliegen, Bremſen, Spinnen, und Ameiſen. In der Region der baumartigen Farrenkräuter, von 513—1026 Toiſen, findet man alle Getraidearten, Baumwolle, den Tapir, das Nabelſchwein; in der obern Region der Cinchona, von 1026 — 1539 Toiſen, den ſtärkſten Getraidebau, die Tigerkatze, Bären und den großen Hirſch. In den kalten Gebirgsſtrecken von 1539 — 2052 Toiſen iſt der kleine Puma-Löwe, der kleine weißſtirnige Bär und ſogar manche Colibriart zu treffen. Die Region der Grasfluren, von 2052 — 2565 Toiſen, nährt Kameelſchafe, Vicunna's, Alkapa's ꝛc. Der Condor allein ſchwebt in einer Höhe von 3334 Toiſen. Mehr hierüber ſ. in dem Werke: Ideen einer Geographie der Pflanzen, nebſt einem Naturgemählde der Tropenländer von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

Tropfbarkeit, ſ. Flüſſigkeit.

Tropfen iſt eine kleine Quantität von Flüſſigkeit, welche Kugelgeſtalt angenommen hat. Wovon aber iſt die Kugelgeſtalt abhängig, welche der Regentropfen während ſeines Falls durch die Luft annimmt? Von der nämlichen mächtigen, durch das ganze Univerſum verbreiteten Kraft des Zuſammenhanges, welcher die Weltkörper ihre Kugelgeſtalt verdanken, welche verhindert, daß ein Stäubchen derſelben verloren gehe, und von deren Daſeyn uns die Erſcheinungen überzeugen, ohne daß wir im Stande wären, etwas Befriedigendes über ihre Natur anzugeben.

Tropfſtein, ſ. Stalaktit.

Trophäen, ſ. Tropäen.

Trophonius, ein Sohn des Erginus, Königs von Orchomenus in Böotien. Er und ſein Bruder Agamedes halfen dem Apollo den Tempel zu Chryſa bauen. Der Gott legte den Grundbau, ſie aber ſteinerne Schwellen darüber. Sie erbaueten auch den Tempel zu Delphi, und baten nachher den Gott um eine Belohnung dafür. Dieſe ward ihnen auf den ſiebenten Tag verheißen, und ſie wurden ermuntert, ſich bis dahin durch Gaſtmahle zu ergötzen. Am ſiebenten Tage ſtarben ſie beide im Schlafe. Andere erzählen: Beide errichteten dem Hyrieus ein Gebäude zur Aufbewahrung ſeiner Schätze, ſetzten aber einen Stein ſo in die Mauer ein, daß ſie ihn des Nachts herausnehmen, von dem Gelde nach Belieben entwenden, und die

Öffnung wieder verſchließen konnten, ohne daß etwas zu bemerken war. Hyrieus ſah ſeinen Schatz täglich abnehmen, aber Thüren und Schlöſſer unverſehrt. Er ließ alſo Schlingen legen, Agamedes fing ſich darin, und Trophonius, um nicht verrathen zu werden, ſchnitt ihm den Kopf ab, und nahm ihn mit ſich. Bald nachher verſchlang ihn die Erde im Hain Lebadia. Nach Andern geſchah dieſe Geſchichte bei dem König Augias in Elis, und es wird den beiden Brüdern dann noch ein dritter Mitgenoſſe ihrer Diebereien, Cercyon, zugegeben. Trophonius floh aus Elis nach Lebadia in Böotien, legte ſich unter der Erde eine Wohnung an, ſpielte hier den Wahrſager, ſtarb in derſelben, und ward in der Folge vergöttert. Dieſe Erzählung iſt offenbar eine Erklärung von der, daß ihn die Erde verſchlungen habe. Trophonius erhielt in der Folge einen Tempel, worin er als Jupiter Trophonius verehrt wurde, und theilte Orakel aus. Sein Orakel ward bei folgender Gelegenheit entdeckt. Eine zweijährige Dürre bewog die Böotier, das delphiſche Orakel um Rath zu fragen. Es befahl ihnen, ſich an den Trophonius in Lebadia zu wenden. Lange ſuchten die Abgeordneten nach dem Orakel, welches Niemand kannte. Endlich ſah der älteſte von ihnen einen Bienenſchwarm, dem ſie nach einer Höhle hin folgten. Hier gewahrten ſie die Gegenwart eines Götterweſens, bezeigten dem Trophonius göttliche Ehrfurcht, erhielten eine befriedigende Antwort, und zugleich Unterricht, wie man ihn künftig verehren und um Rath fragen ſolle. Wahrſcheinlich war alſo die Entſtehung dieſes Orakels eine Speculation der Prieſter zu Delphi. Es werden von dem Orakel des Trophonius in den griechiſchen Schriftſtellern viele Fabeln erzählt, die wir hier eben ſo wenig, als die mancherlei Gebräuche alle anführen können. Der Aufenthalt in der Höhle dauerte bald längere, bald kürzere Zeit. Einige kamen erſt nach einem Tage und zwei Nächten wieder herauf. Die Prieſter brachten den Herausgekommenen ſogleich auf einen Stuhl, Mnemoſynens Sitz genannt, und fragten ihn, was er geſehen und gehört habe. Was er hier in der Betäubung ausſprach, galt als die Antwort des Orakels. Nun brachte man ihn in die Capelle des guten Genius und der Glücksgöttin, wo er nach und nach wieder zu ſich kam. Von dem fürchterlichen Eindruck der verſchiedenen gräßlichen Erſcheinungen auf das Gemüth der Abergläubiſchen behielten meiſtens diejenigen, welche aus der Höhle zurückkehrten, ihr ganzes Leben hindurch einen Anſtrich von Schwermuth und Traurigkeit, daher man von einem äußerſt niedergeſchlagenen Menſchen ſprichwörtlich zu ſagen pflegte: Er kommt aus der Höhle des Trophonius. So grob und offenbar die Betrügerei bei dieſem Orakel war, ſo wurde es doch ſehr häufig beſucht. Die Prieſter hatten wahrſcheinlich geheime Aus- und Eingänge in die unterirdiſche Höhle, um darin ihr Gaukelſpiel zu treiben. Kam ein Vorwitziger hinein, deſſen Rechtgläubigkeit man nicht trauete, ſo mußte er auch wohl für ſeine Kühnheit mit dem Leben büßen. So ging es einem Begleiter des Königs Demetrius, der in die Höhle hinabgeſtiegen war, um dort verborgene Schätze zu ſuchen. Er kam nicht wieder lebendig zum Vorſchein, ſondern ſein Leichnam wurde nachher an einem ganz andern Orte gefunden. — Trophonia waren feierliche Spiele, die dem Jupiter Trophonius zu Ehren jährlich zu Lebadia gehalten wurden.

Tropicus, Wendezirkel. Wenn die Sonne in der nördlichen Halbkugel ihren größten Abſtand von dem Äquator erreicht hat, ſo

tritt ſie in einen Parallelzirkel, der 23 Grad 30 Minuten vom Äquator abſteht, und der *nördliche Wendezirkel* oder *Wendezirkel des Krebſes* (tropicus borealis, tropicus cancri) genannt wird. Die nördliche Halbkugel der Erde, oder Europa, hat alsdann den längſten, die ſüdliche den kürzeſten Tag. Die Sonne *wendet* ſich dann, nähert ſich wieder dem Äquator, und tritt in der ſüdlichen Halbkugel in einen Cirkel, der ebenfalls 23 Grad 30 Minuten von dem Äquator entfernt iſt, und der *ſüdliche Wendezirkel* oder der *Wendezirkel des Steinbocks* (tropicus australis, tropicus capricorni) genannt wird.

Tropiſches Jahr, ſ. Aſtronomie.

Tros, ſ. Troja.

Troubadour. Eine ſchöne jugend- und lebenvolle Zeit nimmt uns auf, indem wir in die heitere Zeit zurückgehen, welcher jene Dichterſänger angehören, die ihren Namen von trouver, finden, charakteriſtiſch genug und paſſend, um im Gegenſatz des griechiſchen ποιητής die Leichtigkeit dieſer Poeſie zu bezeichnen, ableiten. Troubadours, behaupten wir, gab es eigentlich nur in Frankreich; allenfalls ziehen wir noch einen Theil des obern Italiens und die Reiche Catalonien und Aragon in Spanien aus dem 13ten Jahrhundert hierher; und die Zeit, welche das bunte Leben dieſer Dichterſchmetterlinge ausfüllte, fällt in die ſchönen Jahrhunderte des Mittelalters, umfaßt aber von dieſen nur drei, das zehnte, elfte und zwölfte bis in die Mitte des dreizehnten. Es war die einzige Blüthe, die Frankreich auf dem Gebiete der Poeſie hervorgebracht hat; zu etwas Höherem hat es die franzöſiſche ſchöne Literatur nicht bringen können, als zu den Tenſonen und Sirventen der Provenzalen; und wenn wir werden bewieſen haben, daß die Poeſie der Troubadours in die Kindheit der neuen romantiſchen Zeit gehört, ſo wird auch dies ein neues Zeugniß für die alte Behauptung ſeyn, daß der Franzoſe nie über die Kinderſpiele und Kinderjahre hinauskommen kann. Der Gascogner, nachdem er aufgehört hat, provenzaliſch zu ſingen, iſt in ſeinem Mannesalter allgemein als der franzöſiſche Abderite anerkannt. — Man erlaube uns einige allgemeine Bemerkungen. Das Mittelalter ſteht an dem Ende der ungewiſſen, der fabelhaften Zeit der neuern Geſchichte, noch mit dem einen Fuß in das heilige Dunkel des Ungewiſſen und hiſtoriſch nicht Erweisbaren gehüllt. Ein jeder Cyclus einer ganzen in ſich beſchloſſenen Stufe menſchlicher Entwickelung hat eine ſolche Zeit, und ſie iſt, wie hier nicht weiter bewieſen zu werden braucht, der Culminationspunkt, das wahre Zenith derſelben. Bei den Griechen iſt es die herrliche Heldenperiode, mit welcher die ungewiſſe Geſchichte dieſes Volks *endigt* und die *gewiſſe* anfängt, und welcher die wunderbaren Völkerbewegungen unter Pelasgus, Deucalion, Danaus u. A., ein rechtes Gegenſtück der großen Völkerwanderung in der chriſtlichen Zeit, vorangingen. Unverkennbar iſt auch das Mittelalter eine ſolche Heldenperiode für den chriſtlichen Cyclus — der die einzelnen Strahlen des Heldenzeitalters vereinigende Brennpunkt ſind die Kreuzzüge. Das Ungewiſſe, Mythiſche aus dieſer Zeit hinwegnehmen, und in gewiſſe Geſchichte ſublimiren oder präcipitiren wollen, heißt den Stein der Weiſen ſuchen, und alchymiſtiſchen Träumereien nachhängen. Indem du dieſes ungewiſſe, heilige Helldunkel jener Zeit abzieheſt, hebſt du dieſe Zeit ſelbſt auf, und eine Geſchichte des Mittelalters kann in der That nur eine Ilias und Odyſſee deſſelben geben. — In dieſer Periode glühte durch ganz Europa der rechte ritterliche Geiſt, aber

nach Ländern und Völkern ſich anders und anders geſtaltend; und die wahre Seele dieſes Ritterthums war doch nichts anders als ſchönes, friſches, jugendlichfreudiges und unverdorbenes Sinnen und Kämpfen um die im heitern Licht der Phantaſie mehr geahnete als erkannte Liebes- und Lebensbraut; darum eigentlich heiteres, dichteriſches Spiel, Drama in der Wirklichkeit, wovon die ſpätere Zeit des ſichern Beſitzes und des ruhigen Genuſſes erſt die Bilder für ihre Bühnendrama's abnehmen mußte. Das Leben dieſer Zeit war ſelbſt Poeſie und hauchte ſich deshalb nothwendig in Poeſie und Gedicht aus, wie der Vogel im Frühling unwillkührlich in heitere Geſangsweiſen ſich ergießt, die er im heißen Sommer wieder vergeſſen hat. Dies allein der Grund, aus welchem wir über das ganze Europa des Mittelalters eine Poeſie ſich ergießen ſehen, die das natürliche Erzeugniß des Lebens dieſer Zeit, der eigentliche Ausdruck und Wiederklang deſſelben, mit dem ritterlichen Geiſte gleichen Schritt haltend, nach Länder- und Völkerverſchiedenheit ſich verſchiedentlich geſtaltete und entwickelte, auffallend contraſtirend mit der Poeſie der ſpätern Zeit (in Italien z. B. von Dante an, in Deutſchland im 18ten Jahrhundert), zu dieſer in demſelben Verhältniß ſtehend, in welchem Ernſt zum Spiel, Wahrheit zur Dichtung, Spiel in der Kindheit zum Spiel im männlichen Alter ſteht. So ſehen wir die Minneſänger in Deutſchland, die hohen nordiſchen Dichtungen in ihrer cycliſchen Geſtalt, die Romanzendichtung in Spanien, und die Troubadours in Frankreich, von welchen die Trouveren der franzöſiſchen Normannen und die Minſtrels in England eine bloße Abart ſind. Wir betrachten dieſen Gegenſtand, um ihn beſſer zu beleuchten, noch von einem etwas veränderten Geſichtspunkt. Das ſchöne Mittelalter iſt der liebliche Frühling, und die ſorgloſe aber kampfluſtige und im Kampfe faſt unbewußt dem Ziel entgegenſiegende Jugend der neuen Zeit. In der Jugend erſtarkt der Menſch erſt, um in den ſpätern Jahren in ſeiner Kraft ruhen, kämpft und arbeitet, um dann genießen zu können. Aber das Ziel iſt es nicht, wovon er zur Arbeit und zum Kampfe angeregt wird. Er weiß am Ende in dieſer Periode ſelbſt nur wenig von der Abſicht, zu welcher er ſich müht und anſtrengt, und allein die Gewalt der Zeit führt ihn, nach einer innern Vorherbeſtimmung, dem Ziele näher und näher, ohne daß er Luſt hat, etwas davon zu bemerken. Das Gefühl der erwachenden, allmählig erſtarkenden Kraft läßt ihn in der Arbeit ſelbſt, in dem Kampfe als ſolchem, ſchon ſeine Befriedigung finden, aber der Unſichtbare macht indeß dieſe Kämpfe ſelbſt zum Weg zu einem höhern Ziele. So iſt die Arbeit des Jünglings für ihn nur Übung, heiteres Spiel der jungen, friſch ſich regenden Lebenskräfte, die üppig anſchwellend ausbrechen, und ein Feld der Thätigkeit aufſuchen, um auf ihm gleichſam auszubrauſen. Natürlich ſpricht ſich dieſes Streben zugleich durch eine heitere Form aus, und wir ſehen nicht nur, daß die Natur ſchon die Wange des Jünglings mit der Blüthe der Schönheit ſchmückt, und über die ganze Geſtalt den Zauber der Anmuth und Lieblichkeit ausgegoſſen hat, ſondern unverkennbar liegt auch dem jugendlichen Gemüth nichts näher, als der Hang zum heitern Spiele der Dichtung und des Geſanges, zum romantiſchen Schmuck ſeiner Gewänder, zu allen fröhlichen Wiſſenſchaften und Künſten des Lebens. Aus dieſem Geſichtspunkt allein kann dem Mittelalter und ſeinen ritterlichen Kämpfen, ſo wie ſeiner Poeſie, die rechte Bedeutung gegeben werden. Jene Kämpfe ſind das an ſich abſichtloſe, nur von dem unſichtbaren Erzieher des Menſchengeſchlechts zu großen Abſichten hingeleitete Ausbrauſen

der jugendlichen Kräfte des neuen Geſchlechts. Das Leben der Edlern im Volke in dieſer Zeit unter allen Himmelsſtrichen beſtand in fröhlichen, raſchen, kühnen Äußerungen der friſchen Lebenskraft, in gewagten romantiſchen Unternehmungen, in einer Thätigkeit, die für ſich nichts weiter war, als ein unwillkührliches Streben und Ausſtrömen der jungen Kräfte, wie zum Spiele. Daher das ganze Ritterweſen, die Tourniere, die kühnen mit heißer Begierde aufgeſuchten Abenteuer. Einem ſolchen Leben — welche andere Formen, welcher andere Ausdruck konnte ihm paſſen, als äußere Pracht, mitunter phantaſtiſche Verzierung an Waffen und Kleidern, fröhliche Verſammlungen zu zierlichen Gaſtmahlen, zu Spiel und Tanz, romantiſche Ausſchmückung des ganzen häuslichen Lebens? — und hätte da Poeſie, dieſe urſprüngliche Dryas des jugendlichen Lebensbaums, hätte eine Dichtkunſt fehlen können, zu welcher das jugendliche Geſchlecht nach vollbrachtem Kampfe ſich wendet, um ſich zu erhöhen, wie das ſpätere Alter dann der beſchaulichen Ruhe ſich ſo gern überläßt? — eine Dichtkunſt, welche die natürliche, nie ausbleibende Begleiterin der jungen Lebensaccorde iſt — eine Dichtkunſt, die, Jünglingspoeſie, wohl nie den Foderungen eines kunſtgebildeten Zeitalters Genüge leiſten kann, die aber den ſchönen Vorzug hat, ein rechtes Naturgewächs und ein unmittelbares Erzeugniß des ewigen Weltgeiſtes ſelbſt zu ſeyn. Ein ſolches Gewächs iſt die Poeſie des Mittelalters, und hat auch andere Anlage, anderes Clima, andere Natur der Länder und Völker ſie da und dort anders entwickelt und ausgebildet, das Weſen, der innere Geiſt und Typus iſt doch überall ein und derſelbe. Man mißdeute dieſe in ihrer Kürze freilich Mißdeutungen leicht unterliegende Einleitung zu unſerm Gegenſtand nicht. Vielleicht gelingt es uns, manches Dunkle in dieſen allgemeinen Reflexionen mehr aufzuklären, indem wir das Eigenthümliche der franzöſiſchen Poeſie im Mittelalter, der der Troubadours, nun darzuſtellen, unternehmen. — Frankreich theilt ſich im Mittelalter, auch ſelbſt in ſeiner politiſchen Geſchichte, faſt fortwährend in zwei Hälften, in die nördliche und in die ſüdliche, in die Länder von der Sprache oui (oil) (langue d'oui, walloniſchromaniſch, die Mutter des jetzigen franzöſiſchen Idioms) und die von der Sprache oc (langue d'oc, provenzaliſchromaniſch) und ſo auch ſeine Poeſie in die der Trouveres und die der Troubadours, jene dem nördlichen, dieſe dem ſüdlichen Frankreich angehörig. Schon die Theilung, die Ludwig der Fromme mit ſeinem Reiche vornahm, ſchied Aquitanien, welches damals wahrſcheinlich ganz Südfrankreich umfaßte, und erſt ſpäterhin Provence und die nahe liegenden Länder ausſchied, von dem nördlichen Frankreich mit Lothringen und Oberburgund, welches Lothar zu Italien erhielt. Die ungefähre Gränze möchte die Loire ſeyn, wie ſie, etwa Burgund ausſchließend, quer von Oſten nach Weſten mitten durch Frankreich fließt, und in der ſüdlichen Spitze von Bretagne ins Meer fällt; und wie in der Verfaſſung und den politiſchen Schickſalen, ſo ſpiegelt ſich in der Poeſie der Charakter des verſchiedenen Bodens und Clima's treulich ab. Die Trouveren, in England auch Minſtrels (ministeriales, Hofleute) genannt, wiewohl dieſe letztern zum Theil auch nur gebraucht wurden, um, wie die Jongleurs der Troubadours, die Gedichte abzuſingen, bildeten das walloniſchromaniſche Idiom, wie geſagt, die Wurzel des heutigen Franzöſiſchen, aus, und waren da, wo ſie nicht etwa die Dichtungsweiſe der Provenzalen, auch in der provenzaliſchen Mundart copirten, die epiſchen Dichter Frankreichs, in ihrer

Geſängen und Ritterromanen die Fabelkreiſe der Amadis, der Ritter von der Tafelrunde, und von Carl dem Großen und ſeinen Pairs beſchreibend. Sie gingen vornehmlich von dem durch Rollo, den Normann, geſtifteten Herzogthume der Normandie aus, zwiſchen Frankreich und England ſich theilend, und reichten von dem zwölften Jahrhundert bis zum Urſprung der neuern franzöſiſchen Literatur im ſechzehnten Jahrhundert. Treu dem Charakter des nördlichen Frankreichs beſchränkte ſich ihr Dichten auf räſonnirendes Erzählen, noch jetzt das Herrſchende in dem undichteriſchen Lande. Aber von ihren wenig bedeutenden Werken haben wir unter dem Artikel Ritterweſen weitläuftiger geſprochen, und ſo können wir der Mühe leicht überhoben ſeyn; hier umſtändlicher von ihnen zu reden, zumal ihr Name ohnehin nicht die univerſale Bedeutung erhalten hat, die den Troubadour noch jetzt auszeichnet. Handeln wir alſo jetzt blos noch von den Dichtern des ſüdlichen Frankreichs, den Troubadours. Das ſüdliche Frankreich, die herrlichen Küſtenländer von Provence, Languedoc, und Guyenne mit Gascogne umfaſſend, war ſchon durch ſeine frühere Bekanntſchaft mit den Römern der Cultur fähiger geworden, und die germaniſchen Völkerſtämme, die auch dahin drangen, fanden hier offenbar weit mehr Veranlaſſung, ſich zu humaniſiren, als in den nördlichen Provinzen. Marſeille blühte damals ſchon als der bedeutendſte Handelsplatz Frankreichs. Wir müſſen hier beſonders auf zwei Stücke aufmerkſam machen, welche auf die Eigenthümlichkeit der ſüdlichen provenzaliſchen Poeſie beſtimmenden Einfluß hatten, die phyſiſche Beſchaffenheit des Landes und dann die politiſchen Schickſale deſſelben in dem Mittelalter. Nicht ſo in ſich abgeſchloſſen wie Spanien, das in ſeinen herrlichen Gränzgebirgen gleichſam beſtändige electriſche Zuleiter, eine ſtetige Anregung innerer Kraft und Selbſtſtändigkeit beſitzt, theilt das ſüdliche Frankreich mit jenem Lande die ſchöne Üppigkeit des Süden, ohne ſeine Energie und adeliche Männlichkeit zu beſitzen. Reiche Fluren mit den ſchönſten, feuerreichen Erzeugniſſen des ſüdlichen Bodens, romantiſche Thäler und Berge in dem fruchtbaren Sevennengebirge, eine freundliche, langausgedehnte Küſte am mittelländiſchen Meere, in einem heißen, erſchlaffenden Clima, geben dem Lande den lieblichen Anſtrich des Idylliſchen, und laſſen das Leben leicht von dem Ernſt der Arbeit, die hier gar nicht ſo mühſam gefodert wird, zu einer gewiſſen wollüſtigen Weichlichkeit und Trägheit hinneigen. Es verliert ſich der Süden Frankreichs ohne eine feſtere Gränze, als die eines leicht zu paſſirenden Fluſſes, allmählig in den Norden, und hat ſo in ſich ſelbſt kein Element, das ihn beſtimmte, ſeiner Weichlichkeit durch das Beſtreben, ſelbſtſtändig zu ſeyn, Gränzen zu ſetzen. Dies giebt natürlich dem Charakter ſeiner Bewohner jene Hinneigung zu einem heitern, fröhlichen, faſt nur ſpielenden Lebensgenuß, zu weiblicher und in ihrer Weiblichkeit lieblicher Tändelei mit allen Gütern des Lebens, die wir noch jetzt aus Thümmels Reiſen ins ſüdliche Frankreich an den Südfranzoſen kennen. Ihre Ritterlichkeit (Chevalerie) mußte eine andere ſeyn, als die Spaniens oder des Nordens — galanter als dieſe, weicher und heiterer als jene — und ihr Heroismus mußte äußern ſpielenden Prunk als ein wichtiges Stück zu jedem ritterlichen Unternehmen mitbringen. — Dazu nun aber noch die politiſchen Schickſale dieſes Landes, die gewiſſermaßen ſelbſt in dem Charakter des Clima's geblieben ſind, wenig durch große, erſchütternde

Umwälzungen, mehr durch Königsthrone, faſt nur zum Spiel aufgerichtet, und Hofhaltungen, mehr der Liebe und dem heitern, glänzenden Lebensgenuß, als dem ernſten Regieren gewidmet, ausgezeichnet. Frankreichs Schickſale in dem Mittelalter bieten ein ſeltſames Gewirre, ein wahres Chaos dar, in welchem die entgegengeſetzten Kräfte noch völlig geſchieden ſind, und ſich bald anziehend, bald abſtoßend, nur nach langem Streite zur Ruhe kommen können. Der Carolingiſche Königsſtamm mußte bald genug die Hand der rächenden Nemeſis erfahren, und die Blutrache, die er ſich durch ſeine Ungerechtigkeiten gegen die Merovinger zugezogen hatte, wurde hart an ihm geübt. Durch Theilung ſeiner Länder unter ſeine vielfältigen Zweige wurde zuerſt der verderbliche Apfel der Eris in Frankreichs Mitte geworfen, und die Geiſtesſchwäche der Theilenden vollendete die Verwirrung. Die Großen des Reichs konnten ſich vergrößern, indeß ihre Könige in unſeligen Familienkriegen ſich ſchwächten; und ſie benutzten die Gelegenheit dazu mit viel mehr Geſchick, als nöthig geweſen wäre, die ſchwachen Könige zu täuſchen. Bald war Frankreich unter mehrere Carolinger zerſplittert, bald zum Scheine wieder unter Einem vereinigt. Carl der Kahle (um 870) unterwarf das ganze große Reich ſeinem Scepter, und eben ſo zuletzt Carl der Dicke auf wenig Jahre nach 880. Aber alle dieſe Wechſelfieber des mürben Stamms dienten nur dazu, ſeine Auflöſnug herbeizuführen, bis denn 987 der berühmte Hugo Capet, des Großen Sohn, Herzog von Frankreich und Graf von Burgund und Aquitanien, ſich des Throns zu bemächtigen wußte. Alle dieſe Bewegungen hatten jedoch mehr den Norden Frankreichs berührt. Der Süden war die ganze Zeit hindurch beinahe blos ſich ſelbſt überlaſſen geblieben, und nur Burgund, das ſchon vor Hugo in Rudolph Frankreich einen König aus ſeinen Großen gegeben hatte, mit ſeinen abwechſelnden Schickſalen, diente gleichſam als Medium, durch welches die Länder der Provence mit dem eigentlichen Frankreich in Beziehung kamen. Der Süden, meinte man vermuthlich, folge von ſelbſt dem Schickſale des Norden, und ſo ließ man das liebliche Kind ruhig fortſpielen und fortträumen. In der That geſtalteten ſich auch die Dinge hier dem Charakter des Landes gemäß, ſpielend und in ſanften, milden Übergängen und die tragiſchen Auftritte des Norden wiederholten ſich hier als ſtille, friedliche, ungeſucht herbeigeführte Entwickelungen. Wir geben eine ganz kurze Überſicht der wichtigſten Veränderungen in Südfrankreich im Mittelalter unter den großen Stürmen im Norden. Von Aquitanien, welches Ludwigs Sohn, Pipin, zu Theil geworden war, und auch von dem Sohne dieſes, auch Pipin genannt, als Königreich beherrſcht wurde, trennte ſich ein Theil der Länder nach dem andern (Languedoc, Provence u. ſ. w.) in Folge der Streitigkeiten der Carolinger, beſonders Lothars in Italien mit ſeinem Halbbruder, Carl dem Kahlen in Frankreich; und in Aquitanien (Guyenne mit Gascogne und der Grafſchaft Poitou) bildete ſich, wie in Languedoc, Provence, Burgund, Auvergne u. a., unter dem Hinſchwinden der königlichen Macht, die Gewalt der Großen, der Herzoge und Grafen unvermerkt und ungehindert aus. Sie machten ihre Würde nicht nur erblich, ſondern entzogen den Königen einen Theil ihrer Beſitzungen nach dem andern, ſie dafür etwa mit einem Heerzug gegen ihre feindlichen Verwandten oder einer ähnlichen

vorübergehenden Gefälligkeit entſchädigend. So hören wir ſchon am Ende des 9ten Jahrhunderts von Odo, Herzoge von Guyenne und Grafen von Poitou, welcher ſich Carl dem Einfältigen gegenüber zum König von Frankreich aufwarf; von Rudolph von Burgund, dem Stifter des oberburgundiſchen Königreichs; von den mächtigen Grafen zu Toulouſe mit Provence aus dem Hauſe St. Gilles; von Fürſten von Orange; von Dauphins von Viennois. Aquitanien theilte ſich in Guyenne und Gascogne, wurde durch Wilhelms IV. Vermählung mit Briſke, Erbin von Gascogne, wieder vereinigt, hatte ums Jahr 1071 den berühmten Troubadour Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, groß unter den Kreuzfahrern, und als ſolcher mit Raymund de St. Gilles verherrlicht von Italiens Taſſo, zum Beherrſcher, kam 1151 durch die Vermählung der berühmten verſtoßenen Eleonore von Frankreich an den erſten engliſchen Plantagenet, Heinrich II., und blieb bei England bis 1453. In Languedoc herrſchten im 9ten Jahrhundert die Grafen von Toulouſe mit den Grafen von Provence, aber im 10ten riſſen ſie auch die Herrſchaft der letztern an ſich, und im 11ten herrſchte der berühmte Sänger, Raymund von St. Ägidius, und Alphons gewann durch ſeine Verheirathung mit Faydide, der Tochter Boſo's II., Grafen von Provence, einen Theil der Länder ſeines Schwiegervaters. — Die Provence machte ſich unter Ludwig dem Stammler unabhängig. Der Herzog von Burgund (Niederburgund) Boſo, ließ ſich 879 zum König der Provence, ein Titel, welcher unter ſeinen Nachkommen in den eines Grafen von Provence verwandelt wurde, krönen, und dies Königreich, das von ſeiner Hauptſtadt Arles, das arletaniſche, ſonſt auch das niederburgundiſche heißt, höchſt wichtig für die Geſchichte der Troubadours, blühte über zwei Jahrhunderte in dem erquickendſten Frieden. Im 11ten Jahrhundert (1092), wo mit Boſo II. der männliche Stamm abging, fiel ein Theil der dazu gehörigen Länder, wie geſagt, an die Grafen von Toulouſe, und der andere, durch Vermählung der zweiten Tochter Douce an den gefeierten Grafen von Barcelona, Raymund Berengar (vorher IV. jetzt I.). Um und neben dieſen politiſchen Sternen erſter Größe welch eine Menge kleinerer, Grafen, Vitzthume, Barone, dem Namen nach abhängig von den größern, der That nach aber in ihrem Bezirk völlig unabhängig und ſelbſtherrſchend. — Wenig, wie geſagt, erfuhr der Süden Frankreichs von den erſchütternden Kriegen des übrigen Europa. In die ritterlichen Feſte der Provence klang bisweilen das ernſtere Waffengeräuſch einer Privatfehde zwiſchen mächtigen Baronen, oder auch der, hier jedoch ſchon weder ſonderlich heftige noch häufige, Anfall eines normänniſchen oder mauriſchen Streifzugs. Außerdem rief höchſtens der Wunſch nach Abenteuern oder der Kriegsruf fremder Länder mitunter die provenzaliſche Ritterſchaft auf die Schlachtfelder der übrigen Chriſtenheit. So, um die beiden wichtigſten Punkte anzuführen, einmal, der Hülferuf des Königs Alfons VI. von Caſtilien, dem viele Ritter des ſüdlichen Frankreichs folgend, an der Seite des einzigen Spaniers, des Cid, Toledo 1085 am 25ſten Mai von den Mauren erobern halfen, und dadurch in die folgenreichſte Verbindung mit arabiſcher Cultur kamen; und dann die Kreuzzüge, deren erſte Anregung ſelbſt im ſüdlichen Frankreich, in Clermont, durch den trefflichen Kirchenfürſten, Papſt Urban VII. (1095) geſchah, eine Erſcheinung, die, wie für das ganze damalige Europa entſcheidend, ihre

Wirkung auf die Provence nicht verfehlen konnte. Ein einziger Krieg iſt in den geſegneten Fluren der Provence gekämpft worden, hat aber freilich auch die herrliche Blüthe der Provence begraben, und die zarte Pflanze ihrer Poeſie ſo zertreten, daß ſie nie wieder aufblühen mochte — der unſelige Kreuzzug wider die Albigenſer im Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo das alte Haus der Grafen von Toulouſe zu Grunde ging, und die ganze Provence mit Greuel und Mordſcenen angefüllt ward. So bietet uns die Geſchichte des ſüdlichen Frankreichs vom 9ten bis zum 13ten Jahrhundert das freundliche Bild eines unter den verheerenden Stürmen, die Europa zergeißelten, ruhig und heiter da liegenden Eilandes dar; einer Pflanze, die in üppigen Boden gepflanzt, wunderbarlich von allen Seiten gehegt und geſchirmt, üppig und lüſtern emporwächſt, aber freilich darum auch dem erſten rauhen Nordſturme erliegt. Es ſollte und konnte das Volk in dieſem Himmelsſtriche und Lande nichts anders ſeyn, als ein ſpielendes Kind, und als ſolches hat es der wunderbare Geiſt der Geſchichte auch immer gepflegt und behandelt, bis er, des lieblichen Spielzeugs überdrüßig, es mit einem einzigen Zuge ſeiner allmächtigen Hand zerdrückte. Wie es bei Kindern ſchon der Fall iſt, welchen Tiefe der ſchönen Anlagen fehlt, daß ſie frühzeitig reif werden, ſo ſehen wir die Provenzalen frühzeitig und früher als ihre Nachbarn ihre Eigenthümlichkeit entwickeln. Reichthum und Fruchtbarkeit des Landes, äußere Ruhe, dies die Baſis dieſer Entwickelung, und befördernd ſchloß ſich daran die Leichtigkeit, mit Spanien, Afrika und Italien auf dem mittelländiſchen Meere von der Provence aus in Berührung und Verbindung zu kommen. Ungemein bildend für die Provence wurden beſonders die Zeiten Raymund Berengars I., unter welchem ein Theil des Königreichs Arles mit Barcelona und Catalonien vereinigt wurde, und, dahin provenzaliſche Poeſie verpflanzend, ſie bereichert zurück erhielt. Der eigenthümliche Geiſt des Mittelalters, Ritterlichkeit, bildete ſich wohl in der Provence am frühſten, aber zugleich auch in der weichſten Form aus, und was wir Spielendes, Tändelndes, Idylliſches bei der Chevalerie überhaupt antreffen, das kann man füglich als den Provenzalen nachgeahmt anſehen, wenigſtens war es hier nicht nur am frühſten da geweſen, ſondern auch offenbar dasjenige, wodurch ſich als durch ihre unterſcheidende Eigenthümlichkeit die provenzaliſche Ritterſchaft auszeichnete. Nirgends iſt Courtoiſie und Galanterie, dieſe lieblichen Zierrathen der Chevalerie, ſo ſelbſtſtändig und ernſthaft aufgetreten als hier, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Friedrich der Rothbart in Deutſchland, Richard Löwenherz in England, Alfons II. in Aragon, die provenzaliſchen Ritter an ihre Höfe zogen, um in ihnen die rechten ritterlichen Ceremonienmeiſter zu haben. Die Provence iſt das Land der Gerichtshöfe der Liebe (ſ. d. Art.), und außer den Untergerichtshöfen dieſer Art, ſo zahlreich als die Burgen der Vitzthume und Barone, gab es ja ſelbſt vier beſtändige Cours d'amour, zu Pierrefeu, zu Romagny, zu Aix und zu Avignon. Der königliche Hof in der Provence, zu Arles, von Boſo I. an, war zwei volle Jahrhunderte hindurch der Schauplatz der anmuthigſten Chevalerie, der Mittelpunkt alles heitern, romantiſch-ſpielenden Ritterlebens, und die Zuſammenſetzung der Hofhaltung aus Rittern, Troubadours, Jongleurs mit ihren mauriſchen Erzählern und Poſſenreißern, in Sachen der Courtoiſie entſcheidenden oder ſelbſt mit wettkämpfenden Damen giebt das bunteſte Gemählde von

ſpielender, weichlicher, üppiger Heiterkeit und Lebensluſt. Der provenzale Ritter war es vornehmlich und zuerſt, welcher das heitere Leben im Dienſte des Heilandes und der Dame recht poetiſch ernſthaft ausbildete, Tanz und Spiel im Tournier als wirkliches Geſchäft trieb, und in heitern Feſten und ihrer bunten Ausſchmückung ſeine rechte Lebensweisheit fand. Jeder Baron in ſeinem Bezirk ein unumſchränkter Gebieter, rief er ſeine nachbarlichen Liebeshelden und Ritter auf ſeine Burg zu Tournier und Spiel und Wettgeſängen, ſtatt daß Deutſchlands oder Nordfrankreichs Ritter, einander zu blutiger Fehde zu rufen, Boten und Abſagebriefe ſandten. Da ſah man die fröhlichen Züge buntgeſchmückter Damen und Ritter unter duftenden Orangenwäldern, auf bunten Wieſenteppichen; das tiefblaue Zelt des heitern provenzaliſchen Himmels über ihnen, wie frohe Kinder, von einem Feſttage zum andern ſpielen; dort brach der kampfesfreudige Ritter ſeine Lanze an dem Schild des männlichen Gegners; hier ſaß im Kreis der Damen die Fürſtin, und hörte ernſthaft dem Wettgeſang in lieblichen Reimen über die Geſetze der Liebe ſtreitender Helden zu, um dann ein Urtheil (arrêt d'amour) auszuſprechen. Leicht und fröhlich floß das Leben dahin, und jeder Morgen warf vor allem die Frage auf: welch Spiel an dieſem Tage das dringendſte ſey. So war das Leben des Provenzalen ſelbſt im höchſten Grade lyriſch, und wenn es in ſeinen Auswüchſen in Wolluſt und Schamloſigkeit ausartete, ſo war dies die natürlichſte Folge des mangelnden kräftigen Halts und innern Gewichts. — Hier nun Troubadours — in dieſem Kreiſe Poeſie! was mußte ſie werden? und was iſt ſie geworden? Fehlen konnte, das begreift jeder, natürlich die heitere Gabe der Dichtkunſt einem ſolchen Menſchenkreiſe nicht. War ſie irgend ritterlichem Weſen im Mittelalter angemeſſen, unter welchem Himmelsſtriche es ſich entwickelte, ſo war ſie dem heitern Provenzalen ganz unentbehrlich. Poeſie iſt ja an ſich und überall das Organ, durch welches die Freude des Lebens und die Luſt des Herzens ſo gut in Thränen als im fröhlichen Lachen ſich ausſpricht; wie vielmehr bei einem Volke, das unter Leben gar nichts anders verſteht, als fröhlich von einer Blume des Genuſſes zur andern flattern. Aber die Eigenthümlichkeit des Provenzalen beſtimmte auch die Eigenthümlichkeit ſeiner Poeſie. Sie mußte durch und durch lyriſch ſeyn, d. h. nichts als Ausdruck des innern Zuſtandes, der Gefühle und Leidenſchaften, die durch die Saiten der Seele bebten. Denn der heitere Vogel will ja in ſeinem Frühlingsleben nicht fremde oder eigene Thaten erzählen — er hat ja keine — ſondern nur die innere Behaglichkeit in bezeichnenden Tönen und Klängen ausathmen, um ſie dadurch gleichſam zu fixiren, und mit einem Körper zu begaben. Auch die That wurde dem Provenzalen am Ende blos durch das Medium und in der Form der Empfindung offenbar. Eine ſolche Poeſie konnte nie zur Kunſt im eigentlichen Sinne erwachſen, denn ſie war ein Theil des Lebens ſelbſt, reine Naturpoeſie, ein beſtändiges Improviſiren, das in ſeiner Idee ſchon zu Grunde geht, wenn es dem Ernſt der Kunſterfoderniſſe ſich unterwerfen ſoll. Sie konnte nie über eine gewiſſe Oberflächlichkeit ſich erheben, und mußte Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftlichen Gehalt als etwas ihr fremdes verſchmähen; denn wie hätte der ſpielende Kinderſinn des Provenzalen in die Tiefen der Wiſſenſchaften ſich verſenken mögen — wie irgend etwas, das mehr als ſpielende Anſtrengung erfoderte, in ſeinen Lebenskreis aufnehmen können? Sie wurde von ſelbſt am Ende

nichts weiter, als eine der bunten, glänzenden Zierrathen des fröhlichen Lebens, ein Flimmer mehr an den glänzenden Feſten der Provence; konnte nur Werth haben, unter den begleitenden Harmonien der Muſik im Kreis der Damen abgeſungen, nicht als Nationaleigenthum der erhaltenden Schrift anvertraut; und der Beifall, welchen der Troubadour einerntete, gleicht mehr dem Preis, den des Mimen vorübereilende Darſtellung gewinnt, als dem unſterblichen Ruhme, der dem wahren Dichter gewiß bleibt. Wie die lyriſche Poeſie faſt nie über den Kreis des Subjectiven hinauskommt, ſo iſt es die Perſon des Troubadour, mit welcher ſeine Lieder leben und ſterben. So, ganz ſo zeigt uns die Geſchichte den provenzalen Dichter. — Die Provence hatte unter allen romaniſchen Ländern ihr Romanzo am frühſten ausgebildet. Die Urſachen davon — die frühere Cultur dieſer Gegenden, bedingt theils durch die natürliche Beſchaffenheit, theils durch die frühere nähere Verbindung mit den Römern, und die frühzeitige freundſchaftliche Berührung mit den ſchon im 7ten und 8ten Jahrhundert ſo hoch gebildeten Arabern, und der friedliche Zuſtand, in dem die ſüdlichen Provinzen lebten, während die nördlichen die ſchrecklichſten Kriegsſcenen ſehen mußten — haben wir oben ausführlicher erwähnt. Schon im 10ten Jahrhundert, am Hofe zu Arles, gründete ſich dies Romanzo, provenzaliſch-romaniſch genannt zum Unterſchiede von der Sprache d'oui, dem walloniſch-romaniſchen. Im 11ten und 12ten Jahrhundert war es in der höchſten Blüthe, indeß das Caſtilianiſche, das Nordfranzöſiſche und Italieniſche ſich zu bilden erſt anfing; hatte ſich nach Spanien (durch Catalonien nach Aragon) und in die Lombardei verbreitet, und ſelbſt deutſche Kaiſer (Friedrich der Rothbart) und engliſche Könige (Richard Löwenherz) dichteten in der Mundart der Provence; und im dreizehnten Jahrhundert hatte es bereits ſeinen Lauf vollendet und ſank mit der Provence ſelbſt in den Zuſtand der Abhängigkeit herab, in welchem es ſich noch befindet. Dieſe Sprache war eine der weichſten, die es geben kann, und trug auch ſo das Gepräge ihres Landes an ſich. Sie hält offenbar das Mittel zwiſchen dem Klingklang des jetzigen Franzöſiſchen und der kraftvollen Weichheit des Italieniſchen, dem letztern noch mehr in ihren Beugungen ſowohl als in der Form der Wörter überhaupt ſich anſchließend. Keine Sprache hat, um nur Einiges anzuführen, ſo viele Onomatopöien, ſo viel Unbeſtimmtheit in dem Geſchlecht der Wörter, dieſem an ſich nicht nothwendigen und darum, wo es gilt, höchſt veränderlichen Accidens der Sprache, ſo ausgebildete Diminutiven, Vergrößerungen u. ſ. w.; alles Zeugniſſe ihrer großen Weichheit und ſpielenden Zartheit, bei welcher nichts vermißt wird, als Kraft und Energie. Eine ſolche Sprache hätte ſich die Dichtkunſt der Troubadours ſchaffen müſſen, wenn ſie nicht ſchon das gemeinſchaftliche Band geweſen wäre, das die Großen und Herren der Provence zu einem Ganzen vereinigte. Sie wurde alſo von den occitaniſchen Dichtern (Dichtern in der Sprache von oc) mit Begierde ergriffen, und, wozu ohnehin die Elemente in ihr lagen, für den Reim, der nun doch ohne Widerrede, hiſtoriſch, als arabiſchen Urſprungs, in der That aber, als der neuen Poeſie überhaupt nothwendig anerkannt iſt, ausgebildet. Im Reim und der ihm ſich anſchließenden neuern Metrik haben die Provenzalen gewiß nicht blos das Verdienſt, die erſten geweſen zu ſeyn, die davon Gebrauch machten, ſondern auch überhaupt der beſtimmten Form, in welcher fort-

an Reim und Metrik in dem ganzen Umfang der Romantik auftraten, die Richtung gegeben zu haben — vielleicht der einzige bleibende Einfluß, den ihre Poeſie ſich aneignen darf. Aber wie ſo ganz ihrer Individualität gemäß haben ſie nicht Reim und Metrik angewendet! Sie haben ſich faſt nie über den einfachen Jamben, den ſie größtentheils aus Bequemlichkeit an den ungleichen Stellen gar oft mit dem Trochäus, Pyrrhichius und Spondeus vertauſchten, erhoben, und wenn ſie in ihren zehnſylbigen Verſen, den gewöhnlichſten, nur die Cäſuren und die Schlußſylbe gehörig betont hatten, ſo kümmerten ſie ſich wenig um das Maaß der übrigen Sylben. Wie konnten improviſirende, in ewiger Heiterkeit ſchwebende Dichter das Peinliche einer feſter geregelten Metrik ſich aufbürden laſſen? Aber deſto geneigter geſtimmt fühlten ſich die lieblich Spielenden für das wechſelvolle Spiel mit dem Reim in ſeinen künſtlichſten Verſchlingungen. Wir finden in ihren Stanzen nicht nur denſelben Reim oft durch eine lange Reihe von Verſen ſich wiederholen; nicht nur daſſelbe Reimwort am Schluſſe des zweiten Verſes gar künſtlich wiederkehren; höchſt mannichfaltige Verſchlingungen der Reime in Terzinen und andern Reimarten ſpielen der beſtimmten Anordnung in Petrarca's Canzonen und Sonetten deutlich vor, und geben den Dichtungen der Troubadours den bunten Glanz, das klingelnde Töneſpiel, das Kindern ſo ſehr lieb und allen eine freundliche Zugabe des Heitern und Fröhlichen iſt. — Mit dieſen Mitteln ſehen wir den Troubadour, wie es nun gar nicht anders zu erwarten iſt, auch wirklich kein anderes Gebiet der Poeſie betreten, als das der lyriſchen. Kaum eine Spur des Epiſchen, faſt keine Ahnung von der Romanzendichtung des Spaniers; überall iſt der Dichter nur mit dem Zuſtande ſeines Gemüths beſchäftigt, und ſtatt zu erzählen, giebt er ſeine gemüth- und gefühlvollen Reflexionen über das bewegte Leben, das ihn umgiebt, und oft ſelbſt in Kampf und Tod mit fortreißt. Was wir von Poeſien der Troubadours haben, ſind Wettgeſänge (tensons), Satiren (Sirventes), und bei weitem die größte Anzahl, Kriegs- und idylliſche Liebes- und Lebenslieder (soulas, Lais, Pastourelles, Aubades (Morgen-) Serenades (Abendſtändchen), Retrouanges und Redondes, die letztern durch mühſam und künſtlich eingeflochtenen Refrain ausgezeichnet). Und die Lyrik der Troubadours iſt dabei nicht jener königliche Aar, der zur Sonne triumphirend auffliegt, ſondern die heitere Nachtigall, die jetzt in langgezogenen Tönen der Sehnſucht und des Verlangens, jetzt im heitern Schmettern der vollſten Lebensluſt unter dem ſchattigen Gebüſch fröhlich und ſorglos umherflattert. Keine Ode, kein kühner Aufſchwung der Phantaſie wie im Dante; größtentheils nur heitere Naivetät, mitunter Lüſternheit und ungezogene Üppigkeit, alles Ab- und Ausdruck des heitern, wollüſtigen Lebens der Provence. Wenn wir denn nun hiernächſt den Troubadour zum Feſte mit der Harfe wandern ſehen, wo er den fröhlichen Kreis der Ritter und Frauen zu heiterm Lebensgenuß verſammelt, und die beiden mächtigſten Götter der Erde, Bacchus und Amor, der fröhlichen Erſcheinung der Muſe ſchon lange harrend findet — freundlicher Empfang verkündigt dem Eintretenden die Offenheit der Gemüther für ſeine freundliche Gabe, und Ritter und Damen wenden ſich begrüßend zu ihm, hoffend, in ſeinem Lied den hellen Wiederſchein und die verklärende Echo ihrer innerlichen Freudengeſänge, oder in ſeinem Wettſtreit ein treues, veredelndes Bild ihres zärtlichen Lieberingens zu vernehmen; wenn

wir ſelbſt Ritter und Damen, Könige und Fürſten und ſie gerade vornehmlich als Dichter erſcheinen, und die heitere Kunſt (el gai saber) in gewandter Anſtrengung üben ſehen; wenn an die heitere Erſcheinung des Dichters ſich der mitunter ziemlich fauniſche Hauſe der Jongleurs (Joculatores), Gaukler und Poſſenreißer anſchließt, und ſo ein lyriſches Drama, ein Triumphzug des Bacchus unbeabſichtigt ſich vor die Augen ſtellt; wie leicht begreifen wir da, daß der Troubadour, zumal in ſeiner großen Entfernung von allem Wiſſenſchaftlichen, nur den Augenblick des Beifalls feſthalten, in ſeinem perſönlichen Auftreten ſeine Unſterblichkeit finden, aber nicht daran denken konnte, durch den innern Gehalt ſeiner Lieder auf die Nachwelt kommen zu wollen! — Auch die Poeſie der Troubadours hatte ihre Perioden der Kindheit, der Blüthe und des allmähligen Verwelkens; aber wundern darf es uns nicht, wenn wir ſehen, daß Weſen und Gehalt ihrer Geſänge, vom erſten bis zum letzten Dichter, ſich beinahe durchaus gleich bleibt, ſo daß, wenn wir eins ihrer Lieder geleſen haben, es ſchier ſo gut iſt, als hätten wir ſie alle geleſen. Aber reichere und anziehendere Reſultate ohne Widerrede muß die Lebensgeſchichte der Troubadours liefern, und in ſo fern ſind die Arbeiten eines Noſtradamus und Creſcimbeni unſers Bedünkens ſehr leſenswerth, die freilich nach der Meinung der neuern Kritiker in ihren Biographien der Provenzalen viel Fabelhaftes gegeben haben, was indeß der ſchaale Millot in ſeinen Auszügen aus den Sammlungen von St. Palaye vollkommen genug ausgeſchieden hat. Wir bekennen, daß wir uns beim Leſen des Werks von Noſtradamus, bearbeitet von Creſcimbeni, von ſeiner hiſtoriſchen Wahrheit im Allgemeinen aus Gründen einer höhern Kritik überzeugt und freilich vieles ganz natürlich gefunden haben, was bei unnationaler Anſicht der Provenzalen fabelhaft erſcheinen mußte. — Die Poeſie der Troubadours, wie ſie im Fortgang der Zeit immer gemeiner und gemeiner wurde, ſank nicht ſelten zu bloßer Gaukelei und Bänkelſängerei herab, und mußte ſo auch manchen Spott und Hohn erfahren, worüber die edlern Sänger ſich oft genug bitterlich klagend vernehmen laſſen. Allein ſie glänzte unſtreitig auch recht ſehr lieblich am Hofe zu Arles, und zwar unter dem Grafen von der Provence, Berengar III. im 12ten Jahrhundert — die eigentliche Zeit ihrer Blüthe. Nennen wir nun noch die Namen einiger der merkwürdigſten Troubadours, über welche keiner berufener geurtheilt hat als Simonde Sismondi, in ſeiner nur etwas zu breiten und deſultoriſchen Manier, im erſten Theile ſeiner Literatur des ſüdlichen Europa. Zuerſt königliche und fürſtliche Sänger. Den Zug beginnt der als Dichter und Held gleich berühmte Wilhelm IX., Graf von Poitou, und Herzog von Aquitaine (geb. 1071), zugleich der erſte berühmte Troubadour, und ihm ſchließen wir die auswärtigen Fürſten und Herren, die, wie ſie mit den Weinen des Süden ihre Tafeln ſchmückten, ſo auch die ausländiſche Frucht der galanten Dichtkunſt gern an ihren Höfen reifen ſahen: Kaiſer Friedrich I. Barbaroſſa; König Richard Löwenherz in England mit ſeinem berühmten auch provenzaliſch dichtenden Minſtrel Blondel, der ihn nach der ſchönen Fabel durch den Zauber des Saitenſpiels aus dem Gefängniß befreite; die Könige Alfons und Peter von Aragon; und eine Menge Fürſten und Grafen in Spanien, Frankreich und Italien. Welcher andere Grund aber, als der der Berühmtheit durch ihre Schickſale, kann uns beſtimmen, aus der übrigen Menge von mehr

als 200 Troubadours, deren Namen und Gedichte noch übrig ſind, einige vor den andern zu nennen? Wir führen noch an: Sordello von Mantua, berühmt durch ſeine mährchenhaft vergrößerten Ritterthaten und Dante's Lobſpruch; Peyrols, der glückliche und unglückliche Diener der Schweſter des Dauphins von Auvergne, der Gemahlin des Barons von Mercoeur; Bertrand de Born, in Richard Löwenherzens romantiſche Schickſale verſchlungen; Arnald von Maraviglia im Dienſte der hohen Frau von Beziers, der gefeiertſte Troubadour und tapferſte Ritter. Wer kennt den zuletzt genannten nicht aus der Sängerliebe unſers Fouqué, voll provenzaliſchen Geiſtes und in dem wieder aufgefriſchten Motto: à Dieu mon ame, ma vie au roi, mon coeur aux dames, l'honneur pour moi, die Leerheit wie den Reichthum provenzaliſcher Ritterlichkeit treffend genug bezeichnend? M. s. r.

Troygewicht, das Markgewicht, deſſen man ſich in England und Holland beim Golde und Silber bedient.

Trübſinn, ſ. Melancholie.

Truche (geheime), nicht Truhe, iſt ein altherkömmlicher, längſt (ſ. die Haupturkunden der würtemb. Landesgrundverfaſſung, geſammelt von Dr. Paulus. Heidelberg 1815, S. 87.) ſchon durch den Ausſchußſtaat von 1608 begründeter Kunſtausdruck in der landſchaftlichen Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg, welcher ſeit der königlichen Publication einer neuen Staatsverfaſſungsurkunde vom 15ten März 1815 viel und oft leidenſchaftlich beſprochen wurde. Der engere Ausſchuß würtembergiſcher Prälaten und Landſchaft, welcher aus 2 Prälaten und 6 von der Landſchaft beſtand, und welcher ſeit dem durch den ſo benannten Erbvergleich von 1770 beendigten Verfaſſungsſtreit zwiſchen Herzog Carl und den Landſtänden, vermöge eines eigennützigen ſtillen Einverſtändniſſes zwiſchen dem zur Nachgiebigkeit genöthigten Fürſten und einigen wenigen herrſchend gewordenen Familien faſt allein in ſtändiſchen Angelegenheiten von Bedeutung war, hatte die Befugniß, jedes Jahr eine beſtimmte größere oder kleinere Summe aus der allgemeinen Landesſteuercaſſe, die er verwaltete, zu nehmen, und darüber nach Gutdünken für ſtändiſche Zwecke zu disponiren, ohne, ſo lange nicht ein Landtag, d. i. eine volle Ständeverſammlung, eintrat und ihn ſelbſt eben dadurch auflöſ'te, jemand anderm als ſich ſelbſt Rechenſchaft darüber ſchuldig zu ſeyn, weil alle Ausgaben dieſer Art im Namen des Landes allein, in ſo fern es mit der Regierung in einem Verfaſſungsvertrage ſtand, gemacht ſeyn ſollten und folglich nicht von der Regierung zu beurtheilen waren. Nur der Landtag ſelbſt, wo ſämmtliche Volksſtellvertreter, Prälaten und Bürgerabgeordnete zuſammenkamen, war, wie es auch erſt 1797 noch geſchah, berechtigt, über dieſe geheime, d. h. ihrer Natur nach nicht mit der Regierung zu verabredende, Landesausgaben die detaillirte Rechnung zu verlangen. Es gab alſo zwei ſtändiſche Caſſen: die größere, in welche die Landesſteuer floß, und von welcher jährlich vor einer herrſchaftlichen Commiſſion Rechnung geſtellt werden ſollte, und eine kleinere, die ihre Zuflüſſe aus der größern erhielt, — dieſe hieß die geheime Truche von dem Geheimniß ihres Weſens und Wirkens. Die Entſtehung dieſer in ihrer Art einzigen Caſſe läßt ſich nicht hiſtoriſch ſicher nachweiſen; wahrſcheinlich aber ging es ſo. Schon mit dem Tübinger Vertrag, welcher die Exiſtenz der würtembergiſchen Landſchaft oder der Rechte des dritten Standes nicht erſt gründete, aber ſchriftlich befeſtigte, erhielt dieſelbe

eine Caſſe. Man hatte eine Million Schulden, welche Herzog Ulrich
auf die geſammten Rentkammereinkünfte gemacht hatte, übernommen,
weil ſonſt ein großer Theil dieſer Domänen, von denen die Regie-
rungskoſten zu beſtreiten waren, an die Schuldgläubiger hätte abge-
geben werden müſſen. Statt daß manche andere gleichfalls verſchwen-
deriſche Dynaſten ſeiner Zeit, wie die Herzoge von Teck, die
Pfalzgrafen zu Tübingen, um der Schulden willen Domänen und
Regierung verloren, rettete das Land ſeine Regentenfamilie durc
freiwilliges Eintreten in einen Theil der Kammerſchulden, hatte aber
auch natürlich den Knopf auf dem Beutel, den es füllte. Die Schul-
denſumme ſollte terminweiſe von einer jährlich dazu bewilligten Steuer
abgetragen werden, und dieſe Steuer floß in eine eigene Caſſe, deren
Verwalter Herzog und Landſchaft gemeinſchaftlich ernannten, un
welche dem Herzog und der Landſchaft Rechnung zu ſtellen hatten.
Der Nachfolger Ulrichs, der gemäßigtere Herzog Chriſtoph, ernannt
im Anfang ſeiner Regierung nur noch Einen Caſſier, während di
Landſchaft zwei ernannte, und die Aufſicht über die Schuldenzahlungs-
caſſe ſelbſt ward dem hauptſächlich deshalb errichteten engeren land-
ſchaftlichen Ausſchuſſe vorzugsweiſe übertragen. Gegen das Ende die-
ſer Regierung ernannte der Ausſchuß alle Caſſiere, und die Caſſier
ſelbſt verwandelten ſich ganz in Officialen des Landes, aus dem na-
türlichen Grunde, weil der Regent Würtembergs verpflichtet war
die Regierung ſo einzurichten, daß alle Regierungsausgaben aus den
beträchtlichen Einnahmen des Kammerguts, als Staatsdomäne, di
Erhaltung der fürſtlichen Familie aber größtentheils aus den Patri-
monialgütern der Familie ſelbſt, Kammerſchreiberei genannt, gedeckt
werden konnten. Nur wenn die Rentkammer für Regierungszweck
Schulden hatte machen müſſen und das Land durch die Handelsver-
ſammlung einen Theil ſolcher Schulden durch Beiſteuern abzutrage
übernommen hatte, wurden, nach der Natur der Sache, dieſe Steuer-
beiträge, als freibewilligte Gabe des Landes, auch durch Abgeordnet
und Diener des gebenden Landes eincaſſirt. Nur weil immer wiede
Schulden von der Regierungscaſſe übernommen werden mußten, konnt
auch dieſe Landesſteuercaſſe immer weniger aufhören. Die Landtag
oder auch die Ausſchüſſe übernahmen vielmehr billiger Weiſe auf das
Land auch neue Beiträge zu neuen, vorher auf der Rentkammer nich
gelegenen Regierungsanſtalten, wie zum ſtehenden Militär ꝛc., aber nu
durch vertragsmäßige Landesbewilligungen. Weder das Land, noch di
Landtage, noch die Ausſchüſſe erſchlichen alſo dieſe von der Regie-
rungscaſſe (Rentkammer) und der Kirchencaſſe (geiſtlichem Gut) na
der Natur der Sache geſonderte Landescaſſe. Was das Lan
nur bewilligend der Regierung zuſchoß, wenn dieſe mit den ihr z
dieſem Zweck überlaſſenen Rentkammereinkünften mehrere Jahre nic
ausgereicht hatte, und wenn die neue Zeit neue Inſtitute, die da
Land für unvermeidlich erkannte, und alſo neue Koſten aufnöthigt
dieſes wurde begreiflicher Weiſe vom Lande auch am liebſten den Bevol
mächtigten des Landes anvertraut. Weil aber das Land mit ſein
Regentenfamilie in einer rechtlichen, eidlich anerkannten Vertragsver-
faſſung lebte, ſo folgte von ſelbſt, daß das Land, als der Eine Ver-
tragstheil im Nothfall auch dasjenige, was zur Erhaltung ſeine
Vertragszuſtandes verwendet werden mußte, ſeinen Bevollmächtigte
gab und daß darüber der andere Vertragstheil, deſſen Überſchreitun-
gen dadurch gehindert werden ſollten, ohne Inconſequenz keine Co-
nition verlangen durfte. Unter mehreren Regierungen konnte da

Land manche Maaßregeln der Macht nur durch nachgiebigere Verwilligungen, als durch ein minderes Übel, abwenden. Herzog Carl, jugendlich prachtliebend, hatte ſich ſogar zu einem beſondern Hülfskrieg für das Haus Öſterreich gegen Friedrich den Großen und dadurch zu übergroßen Ausgaben, zu einſeitiger Ausſchreibung von Steuern und Militärausbebungen und andern abſoluten Handlungen bewegen laſſen. Friedrich garantirte und ſchützte um ſo thätiger des Landes freiere, ſolche Überſpannungen hemmende Vertragsverfaſſung. Zu Erhaltung dieſes die Regentenwillkühr wenigſtens mäßigenden Vertragsrechte nahm ein förmlicher bei dem Oberhaupt des Reichs rechtmäßig unter der Fürſprache dreier Regierungen und der würtemberg. Agnaten geführter Prozeß zwiſchen der Landſchaft und Herzog Carl vor dem Reichshofrath den Anfang; jetzt galt es, wie bei jedem in Rechtsſtreit gerathenen Vertrag, für den einen Vertragstheil, das Land, und durch denſelben für die Bevollmächtigten des Landes eine von der Einwirkung der andern Vertragspartei unabhängige und in ſo fern geheime Caſſe oder Truche zu haben, weil ohne Geldaufwand des Landes Rechte nicht vertheidigt werden konnten. Aus ihr bildete ſich 1767 eine in eben dieſem Sinn geheime Negotiationscaſſe, hauptſächlich zu Betreibung des Prozeſſes, ſo wie ſie hauptſächlich, als endlich der Erbvergleich, eine neue Reviſion der würtembergiſchen Verfaſſung, von der würtembergiſchen Familie und der Landſchaft anerkannt, und vom Kaiſer beſtätigt, 1770 zu Stande kam, die Garantie deſſelben durch die drei Höfe von Preußen, England-Hannover und Dänemark, deren Geſandtſchaftskoſten erſtattete und andere für die Vertragserhaltung nöthige Ausgaben nach des Landes Vollmacht deckte. Unter dem Titel: „Die Verwaltung der würtembergiſchen Landescaſſe durch die vormaligen, nun (durch die Landesverſammlung) caſſirten Ausſchüſſe der würtembergiſchen Landſtandſchaft. Aus landſchaftlichen Rechnungen, Acten und Urkunden gezogen, 1799." (8. 119 S., wie man behauptet von Gerſt, Repräſentanten von Balingen) wurden die zwiſchen 1758 und 1770 gemachten Ausgaben der geheimen Truche und der Negotiationscaſſe ſo gehäſſig wie möglich kritiſirt. Dagegen führten die Tadler niemals gern an, daß in einer ſehr gründlichen und klaren Beleuchtung der 1815 halbofficiell erſchienenen (Leypoldiſchen) „Bemerkungen über eine Wiederherſtellung der landſtändiſchen Verfaſſung Würtembergs und Einführung einer landſtändiſchen Caſſe," unter dem Titel: „Ausſprüche des Rechts und der Pflicht," ſchon im Auguſt 1815 Punkt für Punkt gezeigt worden iſt, wie jene in 12 Jahren für Erhaltung der Vertragsverfaſſung des Landes gemachten ſeparaten Ausgaben nicht acht, ſondern nur vier Millionen und 238,000 Gulden betrugen, unter welchen von 3,716,833 Gulden nachgewieſen iſt, daß ſie dem damaligen Herzog und ſeiner Rentkammer zu gut kamen und durch Veranlaſſung deſſelben aufgewendet werden mußten. Neben den Ausgaben, welche für Führung des Rechtſtreits für die Verfaſſung, für die Geſandtſchaften der Garanten und andere dem Lande, als Vertragstheil, nützliche Sendungen und Arbeiten vom Lande allein, ohne Zulaſſung einer Einwirkung der Regierung, nach der Natur der Sache nöthig wurden, war aus gleicher Abſicht eine der untadelhafteſten dieſe, daß man Staatsdiener, welche ſich in landſchaftlichen Dingen die Ungnade des Fürſten zugezogen hatten, und um Brot und Dienſt gekommen waren, mit Penſionen entſchädigte. So beſtand noch dieſe geheime Truche im Jahr 1797, als der letztverſtorbene König von Würtem-

berg noch als Herzog unter dem Namen Friedrich II. die Regierung antrat. 1804 griff er das landſchaftliche Caſſen- und Rechnungsweſen überhaupt, das nur in Verbindung mit der landſchaftlichen Verſammlung hätte revidirt werden ſollen, einſeitig an. Die Rechnungen ſollten vorgelegt und abgehört werden, aber kurz ehe die Räthe zur Unterſuchung erſchienen, hatte die Frau des Landſchafts-Secretarius Stockmaier dieſelbe, weil der Herzog einſeitig kein Recht darüber habe, weggeſchafft. 1806 hob König Friedrich nach angenommener Königswürde die ganze Verfaſſung des Herzogthums auf, um unbedingten Gehorſam einzuführen. Die im Jahr 1815 zuſammenberufenen Stände des Königreichs erklärten immer freiwillig, daß die für die Landesverſammlung als Bevollmächtigte des einen Vertragtheils zu Erhaltung der Vertragsverfaſſung nöthigen, vom Lande gegebenen Gelder künftig unter einer öffentlicheren Controle des Landes ſtehen, dennoch aber, wie die Sache ſelbſt es mit ſich bringt, von dem Regierungseinfluß unabhängig ſeyn ſollten. Von der andern Seite aber begriff man zu gut, daß ohne Geld alles Reden in die Luft verfliegt. Man beſtand darauf, daß die Ständeverſammlung nicht einmal ihre Verhandlungen drucken zu laſſen oder ihre Correſpondenz zu führen Geld hatte. Das äußerſte war der Antrag, daß die Regierung (der Eine Vertragstheil) mitbeſtimme, über wie viel die Stände (die Vertreter des andern Vertragstheils) jährlich zu disponiren haben ſollten.

Truchſeß (nach der wahrſcheinlichſten Ableitung die Überſetzung des lat. Triclinarius), im Mittelalter ein vornehmer Hofbeamter (am alten franzöſiſchen Hofe Seneſchall, und gegenwärtig an mehrern deutſchen Höfen der Oberküchenmeiſter), der über Küche und Ökonomie eines Hofes die Oberaufſicht führte, bei feierlichen Gelegenheiten die erſte Schüſſel auf die Tafel ſeines Herrn trug, und ſie demſelben präſentirte. Nach der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung hatte der Churfürſt von der Pfalz das Erz-Truchſeſſen-Amt (ſ. **Erzämter und Erbämter**). — Das alte reichsgräfliche, jetzt in mehrern Äſten in Schwaben fürſtliche, in Preußen blos als gräflich, fortblühende Haus der **Truchſeſſe von Waldburg**, bisweilen auch blos **Truchſeß** genannt, hatte ſchon in frühern Zeiten bei den ſchwäbiſchen Kaiſern die Truchſeſſen-Würde, und erhielt im J. 1525 von Carl V. das Vorrecht, ſich **Reichs-Erb-Truchſeß** zu nennen.

Trüffeln nennt man Schwämme von faſt kuglicher Form, die auswendig ſchwarzbraun von Farbe, und inwendig voll Adern und Zellen ſind. Sie werden bekanntlich als Leckerei angeſehen, und in manchen Waldungen neben den Wurzeln der Bäume unter der Erde gefunden. Die unter Eichen geſammelten hält man für die beſten, und es iſt merkwürdig, daß ſie ſich verlieren, wenn das Holz abgetrieben wird. Man ſucht die Trüffeln mit Hülfe der Hunde auf, die durch ihren ſcharfen Geruch das Daſeyn der Trüffeln wittern, welches man ſonſt nicht leicht entdecken würde. Es paſſen dazu beſonders die Pudel. Um dieſe abzurichten, näht man eine Trüffel in Leinwand, damit der Hund ſie nicht freſſen lerne, läßt ſie ihn apportiren, verſteckt ſie nachher in die Erde, und befiehlt dem Hunde, ſie zu ſuchen. Auf dieſe Art gewöhnt ſich der Hund ſehr leicht daran, Trüffeln zu ſuchen. Doch muß man ihm, ehe er auf die Jagd genommen wird, nichts als einige Biſſen Brot zu freſſen geben. In Frankreich läßt man die Trüffeln auch von Schweinen aufwühlen, die

man ausdrücklich dazu abrichtet, indem man ſie gewöhnt, wenn ſie Trüffeln gefunden, ihren Fund gegen Eicheln oder noch angenehmeres Futter zu vertauſchen. Wir wiſſen, daß in Meklenburg und Pommern die Trüffeln ohne Hunde und Schweine von Menſchen geſucht werden, die daran ein Kennzeichen der verborgenen Trüffeln haben, daß die Erde über denſelben etwas aufgeriſſen iſt. Auch ſagt man, daß ein eigenes Inſect, eine Fliegenart, über der Stelle ſchwärme, wo Trüffeln liegen. Wenn es zu Ende Auguſts und im September anhaltend regnet, ſo vermehren ſich die Trüffeln ungemein. Die vorzüglichſten kommen aus Italien, beſonders aus Piemont, wo das Stück bisweilen mehrere Pfund wiegen ſoll.

Truhten, ſ. Druiden.

Trunkenheit, der Zuſtand, in welchen der Menſch nach dem verhältnißmäßig zu ſtarken Genuſſe weingeiſthaltiger Getränke verfällt. Alle Flüſſigkeiten, welche durch die weinichte Gährung zubereitet werden, enthalten einen Antheil des Weingeiſtes (ſ. den Art. Weingeiſt). Die Trunkenheit tritt allmählig ein, und kann in verſchiedenen Graden Statt finden. Der Weingeiſt iſt nämlich ein auf die Nerven des Herzens und der Arterien direct und erregend wirkendes Mittel; anhaltend und in großer Menge genoſſen, beſchleunigt er alſo die Function des geſammten arteriellen Syſtems, erregt einen zu ſchnellen und ſtürmiſchen Umlauf des Blutes, Anhäufung deſſelben im Gehirn, zu ſchnelle Abſonderung des Nervenäthers in den Nervenſcheiden ſowohl als im Gehirn ſelbſt. Daher gehen zwar anfangs alle Verrichtungen des Körpers, welche von dem Blutſyſtem abhängen, raſcher und leichter von Statten, allein dieſer Zuſtand kann nicht von Dauer ſeyn, weil die aufgeregte Blutmaſſe endlich die Nervenfunction unterdrückt. Die Seele verliert daher allmählig die helle Überſicht ihrer eigenen Thätigkeit, die Herrſchaft über dieſelbe und die Beſonnenheit der Verhältniſſe der Außenwelt. Das phyſiſche Leben kann dabei zwar lange beſtehen, weil die Naturkraft ſich ſelbſt wieder hilft, entweder ſchon gleich anfangs den ihr aufgedrungenen Stoff auswirft, oder den Wirkungen deſſelben, der übermäßigen Blutbewegung, der Congeſtion im Gehirn u. ſ. w. eben durch heftige Bewegungen und Reactionen wieder abhilft, wodurch die Blutſtockungen zertheilt und die Erregung erſchöpft wird, worauf gewöhnlich Stillung des Tumults erfolgt, das vorige Gleichgewicht der Functionen und die Ruhe in einem tiefen Schlafe wieder zurückkehren. Daß indeſſen dieſe ſtürmiſche Unordnung im Körper auch ſchädliche Folgen haben kann, läßt ſich leicht aus deren Wirkungen auf das Gehirn und auf das geſammte Nerven- und Blutſyſtem ſchließen, und lehrt auch die tägliche Erfahrung. Im Anfalle der Trunkenheit ſelbſt kann Schlagfluß erfolgen (ſ. d. Art. Schlagfluß). Öftere Wiederholungen derſelben zerrütten allmählig das Gehirn in ſeiner feinſten Organiſation, machen das Seelenorgan, beſonders die Organe des Bewußtſeyns und des Gedächtniſſes, unfähig zu der Ausübung ihrer Functionen. Daher entſteht bei ſolchen Menſchen Muskelſchwäche und Zittern der Glieder, Vergeßlichkeit, Dummheit, Stupidität oder Anlage zum Wahnſinn. Die Trunkenheit hat verſchiedene Grade, nach welchen ſich auch die äußern Erſcheinungen derſelben richten. Im erſten Grade iſt der Menſch was man weinwarm nennt. Die Circulation des Blutes iſt zwar um etwas lebhafter, ſo daß die Erzeugung der Wärme, ſo wie überhaupt beinahe jede Function freier und leichter von Statten geht, doch noch nicht bis zum Übermaaß, ſo daß

ſie noch nicht Congeſtion in den Lungen oder im Gehirn erregt. In dieſem Grade ſind einige Seelenvermögen freier, die Thätigkeit einiger erſcheint erhöht, das Bewußtſeyn iſt noch nicht angegriffen. Die Phantaſie, das Vermögen der Bilderſprache, das Gefühl der eigenen Kraft, der Muth des Menſchen zeigen ſich verſtärkt. In dem zweiten Grade iſt die Einwirkung auf das Gehirn ſtärker. Die Temperamentsſtimmung des Gemüths wird bedeutend erhöht, die Fehler des Temperaments, welche der nüchterne beſonnene Menſch zu beherrſchen und zu verbergen weiß, offenbaren ſich deutlich, die Thüre zu den verborgenſten Geheimniſſen iſt eröffnet, die unüberlegten Reden ſtrömen zu dem beredten Munde heraus, und ſchon fängt der Menſch an, die Foderungen des Wohlſtandes und der Schicklichkeit außer Acht zu laſſen. Im dritten Grad ſteigt dies alles noch höher, das Bewußtſeyn wird noch mehr vermindert, das Gleichgewicht des Körpers geht verloren, indem ein Zuſtand von Schwindel in dem Gehirn erzeugt wird. Von dieſem geht es dann ſchnell in den vierten Grad über, in welchem die Seele gänzlich von dem Tumulte der aufgeregten phyſiſchen Kräfte überwältigt wird; alles Bewußtſeyn geht verloren, die Sprache verwandelt ſich in ein unarticulirtes, unverſtändliches Lallen, der Menſch beſinnt ſich nicht mehr darauf, wo er iſt; das Geſicht iſt glühend roth, die Augen ſind vorgetreten, der Schweiß läuft ihm über den Körper, er verfällt in einen tiefen, dem Schlagfluß ganz ähnlichen, ſoporöſen Schlaf, in welchem er auch ſterben kann, wenn nicht die Naturkräfte auf ſchon oben erwähnte Art ſich helfen. Die Trunkenheit zu verhüten, hat man ſonſt wohl verſchiedene Mittel empfohlen, z. B. einige Löffel voll Mandelöl vor dem Trinken zu nehmen, Mandeln, beſonders bittere zu kauen und zu genießen, im Anfange nicht zu ſchnell hinter einander, ſondern nur allmählig und in kleinen Quantitäten, auch nicht bei nüchternem und leerem Magen zu trinken, mit den Getränken nicht zu wechſeln. Alle dieſe Mittel ſind wohl gut, und können bei übrigens mäßigen Trinkern die höhern Grade der Trunkenheit verhüten; indeſſen vermögen auch ſie nichts gegen einen zu großen Schwall von erhitzenden Getränken. Der Choleriſche kann am wenigſten vertragen, er wird bald vom Weine überwältigt, fängt in der Trunkenheit Zank und Streit an und kommt ſchnell zu den höhern Graden derſelben. Der Sanguiniker kann eben ſo wenig lange widerſtehen. Er wird leicht Phantaſt, verliebt und dient den andern zum Geſpötte. Der Phlegmatiker kann mehr vertragen, er wird etwas munterer, fröhlich, vergißt aber doch auch endlich ſeine Würde, giebt ſich in der Trunkenheit zu ſehr preis, und kommt, wie man ſagt, aus dem Häuschen. Der Melancholiker widerſteht am längſten. Er wird blos etwas ſentimental, leichter gerührt, ſelten geht es bei ihm bis zu lauter Fröhlichkeit über. Er verſteht noch am meiſten die Kunſt, ſich zu beherrſchen, und zu rechter Zeit aufzuhören. H.

Tſchaiken (oder Sayken, ein türkiſches Wort, das ſo viel als ein Schiff bedeutet) heißen in Ungarn eine Art kleiner Galeeren, die auf der Donau gebraucht werden, mit Segel und Ruder verſehen ſind, und ſich ſehr geſchwind und leicht, auch wider Strom und Wind bewegen. Sie ſind von verſchiedner Größe, von 2 Kanonen und 10 Mann bis zu 12 Kanonen und 100 Mann. Die Soldaten, die zum Dienſt auf dieſen Schiffen gebraucht werden, heißen Tſchaikiſten, gehören zu den ungariſchen Gränztruppen, ſind in dem Winkel, den die Donau und die Theiß bei ihrer Vereinigung in der ungari-

ſchen Geſpannſchaft Bacs machen, anſäſſig, und bilden ein Bataillon, das aus ungefähr 1100 Köpfen beſtehen ſoll. Ihre Waffen ſind Flinten, Musketonen, Säbel und Lanzen; die Wunden, welche mit den letztern gemacht werden, ſollen ſehr gefährlich ſeyn. Dieſe Tſchaiken ſollen zur Beſchützung der Donau, Save und Theiß gegen die Unternehmungen der Türken dienen; Prinz Eugen machte in ſeinen Feldzügen einen vortheilhaften Gebrauch davon.

Tſchercaſſen, ſ. Circaſſien.

Tſcherning (Andreas), ein ausgezeichneter deutſcher Dichter des 17ten Jahrhunderts, geboren den 18ten Nov. 1611 zu Bunzlau, ſtudirte zu Breslau und Roſtock, ward daſelbſt 1644 Profeſſor der Dichtkunſt, und lebte bis zum 27ſten Sept. 1659. Tſcherning war als Dichter für ſein Zeitalter ſehr achtungswerth, vorzüglich glücklich war er in dichteriſchen Schilderungen der Natur und des Menſchen. Eine ſtarke, kraftvolle Sprache und treffende Bilder zeichnen ſeine Gedichte beſonders aus. Doch hat er in Wendungen, Ausdrücken und Gedanken Opitzen häufig nachgeahmt. Er hat einen Frühling und Sommer deutſcher Gedichte u. ſ. w. geſchrieben. Mehreres des Vorzüglichern aus ſeinen poetiſchen Schriften hat Eſchenburg im 3ten Bande zu Zachariä's auserleſenen Stücken der beſten deutſchen Dichter ausgezeichnet. Von ſeinen Sinngedichten gab Ramler unter der Aufſchrift: Wernicke's Überſchriften, nebſt Opitzens, Tſchernings, A. Gryphius und A. Olearius epigrammatiſchen Gedichten (Leipz. 1780, 8.) eine Auswahl heraus.

Tſchirnhauſen (Ehrenfried Walter Graf von), Herr zu Kislingswalde und Stolzenberg, einer der berühmteſten Mathematiker und Naturforſcher, ward den 10ten April 1651 zu Kislingswalde in der Oberlauſitz geboren. Sein Lieblingsſtudium war von Jugend an die Mathematik, auf die er ſich zu Leyden mit großem Fleiße legte. Achtzehn Monate war er ſeit 1672 als Volontair in holländiſchen Dienſten, durchreiſ'te dann Frankreich, Italien, Sicilien und Malta, und hielt ſich in Deutſchland beſonders am Hofe Kaiſers Leopold I. zu Wien auf. Überall beſchäftigte er ſich mit den Wiſſenſchaften, vorzüglich mit der Mathematik, und als er 1682 zum drittenmale Paris beſuchte, ward er daſelbſt in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Von da begab er ſich wieder nach Holland, und dann auf ſeine Güter in Sachſen. Hier ſtarb er den 11ten October 1708 an Steinſchmerzen, als churſächſiſcher Rath. Tſchirnhauſen war als Naturforſcher, Mathematiker und Philoſoph ein ſehr verdienſtvoller Mann. Durch ſeine mechaniſchen und optiſchen Kenntniſſe brachte er die größten Brennſpiegel zu Stande, von denen man weiß, und womit er den Magnetſtein in Eiſen, Aſche und Erdgewächſe in Glas verwandelte, und Sachen, die im Waſſer lagen, anzündete. Bekannt iſt die von ihm entdeckte Brennlinie (Linea reflectionis) oder kauſtiſche Linie, deren Eigenſchaften aber von ihm, weil er die Differenzialrechnung nicht ſchätzte, nicht ſo genau als von den Gebrüdern Jacob und Johann Bernoulli beſtimmt worden ſind. Er errichtete die erſten Glashütten in Sachſen, und ſoll auch eine Art Porzellan zu machen angegeben haben. Seinen Ruhm als philoſophiſcher Selbſtdenker gründete er durch ſeine Medicina Mentis (Tentamen genuinae Logicae) Amst. 1687, Lips. 1695, 1705 und 1753, 8. Tſchirnhauſen dachte ſich unter Philoſophie eine Wiſſenſchaftslehre, deutete die allgemeine Verbindung der philoſophiſchen Disciplinen an, verband die analytiſche Methode mit der ſynthetiſchen

ſchen, und drang auf mathematiſche gründliche Sacherklärung, ohne mathematiſche Erkenntniß von der philoſophiſchen gehörig zu unterſcheiden. Er erklärte ſich auch zu hart gegen Syllogiſtik und Ontologie, philoſophirte mehr für das Leben, als für die Schule, und nahm die Metaphyſik in die Logik auf.

Tuba war bei den Römern ein Blasinſtrument, das im Kriege gebraucht wurde, und unſern Poſaunen oder Trompeten zu vergleichen ſeyn dürfte, ob es gleich eine etwas davon verſchiedene Form hatte.

Tuberkeln, im Allgemeinen Knoten und kleine Verhärtungen, welche nach Entzündung kleiner Fett- und Schleimdrüſen, auch anderer Drüſen des lymphatiſchen Syſtems zurückgeblieben ſind. Insbeſondere kleine Verhärtungen in den Lunge, von der Größe der Hirſenkörner bis zu der einer Erbſe und Haſelnuß, Überbleibſel von Entzündung der Schleimdrüschen in der Lunge, oft aber auch Folgen von Skrofeln und urſprünglicher Bildung. Sie behalten immer die Neigung, ſich wieder zu entzünden, wodurch ſie ſich jedesmal vergrößern, und endlich Veranlaſſung zur Lungenſucht geben, indem zuletzt die größern in Eiterung übergehen und Lungengeſchwüre bilden. Sie verrathen ſich durch Beengung des Athems bei ſtärkerer Bewegung, beſonders bei dem Bergſteigen, durch kurzen trockenen Huſten, durch flüchtige Stiche in der Bruſt, u. a. m. Wer Tuberkeln in den Lungen hat muß alle heftige Erregung des Blutes, Laufen, Tanzen, hitzige Getränke u. ſ. w. vermeiden, und kann durch eine zweckmäßige Diät immer noch ein hohes Alter erreichen.

Tübingen iſt eine der ältern Städte des Königreichs Würtemberg, wird als die nächſte Hauptſtadt nach Stuttgart angeſehen und iſt bedeutend, vorzüglich wegen ſeiner Univerſität, mit einer Bevölkerung von etwas über 6000 Seelen. Es liegt ſechs Stunden von Stuttgart, ſüdöſtlich, hart am Neckar. Größtentheils über den Rücken und die beiden Seiten eines Hügels hergebaut, fällt es weniger angenehm in den Proſpect. Doch iſt dieſer von der Neckarſeite her anziehend und die Gegend von Tübingen gehört unter die ſchönſten und fruchtbarſten des würtembergiſchen Oberlandes. Die Stadt hat beträchtlichen Getraide- und Weinbau und nicht unbedeutende Wollwebereien. Schon von Kaiſer Heinrich IV. wurde 1079 Tübingen belagert. So wurde es als feſte Stadt der Sitz der Pfalzgrafen von Tübingen, jener einſt ſo mächtigen und ſo begüterten Dynaſtenfamilie in Schwaben, die aber 1631 ausſtarb, nachdem längſt das große Erbe der Ahnherren gänzlich zerſplittert war und, weil keine Landſtände in die Mitte traten, das Familien- und Regierungsvermögen um der Schulden willen meiſt an die mehr haushälteriſchen Grafen von Würtemberg hatte verkauft werden müſſen. Wo jetzt das Schloß iſt, lag die alte Pfalz (palatium, Regentenwohnung), das Schloß ſelbſt hieß Hohentübingen, und hat in frühern Zeiten zum Theil merkwürdige Belagerungen ausgehalten. 1342 erkaufte Graf Ulrich von Würtemberg Burg und Stadt von den Pfalzgrafen Götz und Wilhelm für 20,000 Pfd. Heller. Die Univerſität wurde 1477 von Graf Eberhard im Bart, dem nachmaligen erſten Herzog von Würtemberg, geſtiftet. Auch ſeine Mutter Mathilde, eine churpfälziſche Prinzeſſin, unterſtützte dieſe Stiftung, wie 1456 die von Freiburg. Eberhards Freiheitsbrief erklärt: „ſo haben Wir der guten Meinung halber, zu graben einen Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt ohnerſichtlich geſchöpft mag werden tröſtliche und

heilſame Weisheit zu Erlöſchung des verderblichen Feuers menſchlicher Unvernunft und Blindheit — uns auserwählt und fürgenommen, eine hohe gemeine (allgemeine) Schul in unſerer Stadt T. zu ſtifften und aufzurichten.“ Sie gedieh gleich in den erſten vierzig Jahren bis zur Reformation ſchnell und ſtattlich. Schon 1498 befand ſich eine Druckerei in Tübingen; Reuchlin und Melanchthon waren unter den Lehrern. Die Reformation ſchadete weder ihrem innern Werth, noch ihrem Ruf bei Auswärtigen. Es iſt bekannt, in welchem Anſehen die Tübingiſchen Theologen eine lange Reihe von Jahren hindurch bei allen Lutheranern ſtanden, wie bedeutenden Einfluß einige von ihnen auf die lauteſten theolog. Controverſe in Deutſchland hatten. Nur kümmerlich erhielt ſich während des dreißigjährigen Krieges die Univerſität ſelbſt. Nach ihm lebten wieder in allen Wiſſenſchaften von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Männer auf den Lehrſtühlen. Eine Zeit erneuerter Blüthe ſchien für die hohe Schule beginnen zu wollen in den ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts unter Herzog Carl. Carl intereſſirte ſich für ſie; in der Freude darüber nahm ſie den Namen Eberhardino-Carolina an und ernannte ihn zu ihrem fortdauernden Rector. Allein ſie blieb dennoch für ihn, weil man in Abhaltung des Einfluſſes der Regierung auf die Fonds und die Erſetzung der Lehrſtellen lieber etwas zu viel, als zu wenig that, blos Stiefkind. Sein Herz hing an ſeiner Carlsakademie zu Stuttgart, welche Tübingen zwar in der Rechts- und Arzneiwiſſenſchaft einige Schüler entzog, hauptſächlich aber in Würtemberg einen bis dahin unerhörten Anfang in äſthetiſcher, künſtleriſcher und cameraliſtiſcher Bildung machte, welcher indeß nach der eilfertigen Zerſtörung des vielſeitig nützlichen Inſtituts noch immer keine gleiche Fortſetzungsmittel erhalten hat. Unter König Friedrich begann zu Tübingen eine thätigere Periode für die Medicin und die der Naturforſchung nöthigen Anſtalten. Auch in den andern Facultäten wurde das Lehrerperſonale vermehrt. Da die Fonds der Univerſität zu ihrer Beſoldung nicht hinreichten, ſo übernahm der Staat dieſelbe, wie überhaupt die Erhaltung allgemeiner Schulen, und der juridiſchen und mediciniſchen Facultäten offenbar mehr der Staatsgeſellſchaft als der kirchlichen und ihrem Kirchengute obliegt. Wiſſenſchaftliche Preiſe in allen Facultäten wurden jedes Jahr zur Aufmunterung der Studirenden vertheilt. Dagegen nahm ihr auch Friedrich einen bedeutenden Theil ihrer alten Eberhardiniſchen Rechte, und entzog ihr namentlich die Selbſtverwaltung ihrer Einkünfte. Neu und nach liberalen Grundſätzen ſind die Verhältniſſe der Univerſität von der jetzigen Regierung in einem eignen Statute beſtimmt worden, welches dem königlichen Verfaſſungsentwurfe von 1817 angehängt iſt. Tübingen hat 7 theologiſche Profeſſoren, 6 Juriſten, 5 Mediciner, 11 Profeſſoren, die ſich zur philoſophiſchen Facultät zählen, und 2 Cameraliſten, im Ganzen 31 Profeſſoren. Mehrere davon ſind außerordentlich. Die ordentlichen bilden den akademiſchen Senat, an deſſen Spitze der halbjährig gewählte Prorector ſteht. Das Amt und die Würde des Kanzlers iſt mit der erſten theologiſchen Profeſſur verbunden. 1817 iſt der theologiſche Kanzler entlaſſen und 1819 ein Mediciner zum Vicekanzler ernannt worden. Der Kanzler iſt als Commissarius Principis zu betrachten. Das theologiſche Seminar, das Clinicum, der botaniſche Garten ſind Anſtalten, welche jeder Univerſität zur Zierde gereichen würden; die Bibliothek, deren Gebrauch den Studirenden

offen iſt, gehört zwar nicht unter die größten, aber ſie enthält manches Merkwürdige und erhält ſo eben ein neues Local auf dem Schloſſe. Die Univerſität hat viele zum Theil ſehr reiche Stipendien zur Unterſtützung für Studirende.

Tübinger Vertrag. Er wurde geſchloſſen den 8ten Jul. 1514 zwiſchen Herzog Ulrich von Würtemberg und ſeinem, damals ohne Adel, durch Geiſtlichkeit und Städteabgeordnete repräſentirten und durch vertragsmäßige Übernahme ſeiner Schulden ihn vom Verkauf der Domänen und vom Regierungsverluſt, ſich ſelbſt aber von Zerſtückelung des Landes rettenden Volks. Dieſer Vertrag iſt die ſchriftliche Beſtätigung der durchaus nicht unbedingten Verhältniſſe des Landes zu dieſem Regentenſtamm. In dieſem Sinn iſt er die vorzeigbare, rechtliche Grundlage aller Freiheiten der Würtemberger. Ulrich war übel erzogen, feurig, prachtliebend. Auf Turniere und Hoffeſte, auf Krieg, Ritterzüge und Luſtigmacherei waren große Summen gegangen. Wie neben dergleichen Vergeudungen es gewöhnlich iſt, verwalteten unredliche Männer die Rentkammereinkünfte, von denen die Regierungskoſten, ohne andere Steuern als den *Landſchaden* (die Vertheilung der von *einzelnen* Gegenden und Communen für das *ganze* Land gemachten Ausgaben und Leiſtungen) damals gedeckt werden mußten. Schon als Ulrich die Regierung antrat, laſteten mehrere hunderttauſend Gulden Schulden auf der dem Herzoge als Haus- und Regierungsvermögen anvertrauten Kammercaſſe; was Wunder, wenn ſie unter ſolchen Umſtänden 1514 über eine Million geſtiegen waren? Seine Gläubiger fingen an zu dringen. So manche Dynaſtenfamilie mußte in jener Zeit, wo die Städte mächtiger und betriebſam waren, ihre Schulden mit dem Verluſte aller ihrer Herrſchaft büßen. Ulrich wünſchte ſchnell aus der unangenehmen Lage herauszukommen; aber nicht durch eigne Einſchränkung, wodurch er ſich wohl hätte helfen mögen, ſondern durch neue Abgaben und Steuern ſeiner Unterthanen, wozu ſie, weil ſie ſchon für die Regierungskoſten an die Kammer zahlten, nicht verbunden waren. Schon ſeit 50 Jahren war es im Herzogthume Sitte, in Fällen, wo man des Landes freier Willigkeit bedurfte, einen Landtag der Prälaten, Ritterſchaft und der Landſchaft auszuſchreiben, und, hauptſächlich mit letzterer, wegen Beihülfe durch beſtimmte, kurze Steuerbeiträge ſich bittlich zu vergleichen — aber gerade eine ſolche Verſammlung ſcheuten die alles über den Herzog vermögenden Räthe, auf welchen die Unzufriedenheit des ganzen Landes laſtete. Von ihnen bewogen, ritt er lieber ſelbſt in einzelnen Städten umher, und ſuchte die Einwohner und Ortsvorſteher durch gute Worte und Verſprechungen zu Übernahme ſeiner Schulden zu bewegen. Sie hatten ſich ſchon zu einer ſtarken Abgabe auf zwölf Jahre anheiſchig gemacht, nur bedungen ſie, daß aus ihrer Mitte Steuereinnehmer, ſie zu erheben, aufgeſtellt werden müßten, damit ihr Opfer für ſeinen Zweck nicht verloren wäre. Ein Beiſpiel, warum nachher auch die Landſchaft und deren Ausſchuß *eigne Steuereinnehmer* und eine eigne *Landescaſſe* für die vom Lande nur als Ergänzungsmittel der Regierungscaſſe frei bewilligten Steuern, der Natur der Sache gemäß, ſich ausbedungen. Aber ſey's, daß es dem Herzog, der ſchnell ſeine Kammereinkünfte wieder frei und nach ſeinem Willen anwendbar zu ſehen wünſchte, mit dieſer Steuer überhaupt zu langſam ging, oder daß er zu eigner Verwendung einen Theil derſelben haben wollte; er ließ die bewilligte Abgabe

fahren, und gab dem ihm gefällig dargeſtellten Project Gehör, auf Fleiſch, Wein, Mühlen u. ſ. f. eine Abgabe zu legen, welche gleichſam ohne Geld nur durch Verminderung des Genuſſes, alſo durch Verkleinerung an Gewicht und Maaß bei fortdauernd altem Kaufpreis bezahlt werden ſollte. Ohne Rückſprache mit der Landſchaft war auch nicht einmal ein Verſuch dieſer Art zu wagen; die ganze Landſchaft aber mochte man ſich nicht durch eine allgemeine Verſammlung auf den Hals laden. Nach der Art, wie man die ſogenannten Staatsdiener eher zu gewinnen pflegt, wurden alſo von einzelnen Städten nur die Beamten einberufen, um durch ſie die Sache wie im Namen des ganzen Landes gutheißen zu laſſen. Wenn ein Regent ſolche Steuern auf ſolche Art einem Volke aufbringt, welches an edlere Behandlung gewöhnt und auf dieſe eiferſüchtig iſt, ſo beleidigt er es an ſeiner empfindlichſten Seite, und ſteigert die Unzufriedenheit über die Regierung bis zur Abneigung und zum Haß gegen ſeine eigne Perſon. So geſchah es jetzt in Würtemberg. Das ganze Land wurde über die neue unerhörte Laſt ſchwierig; unter Bauern und Weingärtnern brach eigentlicher Aufſtand aus. Die erſte Bewegung geſchah im Remsthale, im Schorndorfer Oberamt. Abgaben an den Fürſten und ſtarke Bezahlungen an ſeine Beamten hinderten ſie in ihrem gutem Fortkommen um ſo mehr, da eine Reihe von Mißjahren auf einander gefolgt war, das Wild ihre Felder verwüſtete, häufige Jagden und andere Frohndienſte Fleiß und Betriebſamkeit der ſogenannten „armen Leute" lähmten. Die Flamme ſchien das ganze Land, ja ganz Schwaben ergreifen zu wollen. Dies geſchah am Ende Aprils und im Mai 1514. Der Herzog befand ſich gerade in Heſſen und eilte ſchnell herbei. Es mißlang ein Verſuch, welchen er in Perſon zur Beruhigung des Volkes machte, und bald blieb nichts übrig, als die Stände zu verſammeln. Namentlich beſtanden einige Städte darauf, und er gab um ſo williger nach, weil er nur von ihnen Bezahlung ſeiner Schulden zu erwarten hatte, ſie die nächſte Hülfe zu Dämpfung des Aufſtandes waren, auch weil ſich hoffen ließ, die Mißvergnügten möchten ſich von ſelbſt beruhigen, wenn ſie einen Landtag zu Abſtellung ihrer Beſchwerden veranſtaltet ſähen. Er ward auf den 25ſten Jun. nach Stuttgart ausgeſchrieben. Allein die Bauern und Weingärtner hatten zu den Landtagen, worauf bißher nur Städteabgeordnete und Beamtete erſchienen waren, kein Zutrauen mehr. Sie ſelbſt müßten dabei ſeyn, wenn geholfen werden ſollte. Ihr Begehren ward abgeſchlagen; aber nur wenige Ämter ließen ſich bewegen, den Abgeordneten der Städte ihre Klagen und Beſchwerden ſchriftlich mitzugeben. Dieſe verſammelten ſich jetzt zu Stuttgart, aber auch ſie voll Mißtrauen gegen den Herzog. Er ſtand allgemein in dem Verdachte, daß er durch fremde Völker zwingen wolle. Vom Kaiſer und andern benachbarten Fürſten waren indeß vornehme Räthe zu Stiftung eines Vergleichs angekommen. Der Landtag ſelbſt war ein Bild des ganzen Landes; alles voll Sturm und Unordnung. Ungeachtet des Verbots war alles voll Bauern als Sprechern der Landämter, die mit größerer Dreiſtigkeit dem Herzoge am beſchwerlichſten fielen. Darum verließ er ſchnell Stuttgart und begab ſich nach Tübingen. Hierher durften die Abgeordneten der Städte nachfolgen; hier kam es endlich zum Tübinger Vertrag, welcher ausdrücklich im Namen und nach gütlicher Handlung der Geſandten des Kaiſers und der andern Nachbarfürſten (Pfalzbayern, Würzburg und Baden) abgefaßt und unter kaiſerliche Beſtätigung geſtellt iſt. Weil er jedoch noch immer nicht

genug gegen Willkührlichkeit der Machthaber zu ſchützen ſchien, wollten einige Ämter, namentlich das erhitzte Volk im Remsthale, ihn nicht annehmen; aber bald hatte ſie der Herzog dazu genöthigt, vorzüglich mit Hülfe der Bürger von Tübingen und Stuttgart. Mit dieſem Vertrag übernahm nun das Land die Bezahlung der vom Herzog auf die Regierungscaſſe der Kammer gemachten Schulden, über eine Million Gulden; allein dafür wurden ihm auch herrliche Rechte verſichert, aber ſolche, welche an ſich und nach der Natur der Sache von den Regierten angeſprochen werden dürfen, weil ſie in den Pflichten der Regenten gegründet ſind. Ohne Wiſſen und Rath der Landſchaft ſoll der Herzog keinen Rettungs=, d. i. Vertheidigungskrieg als Hauptkrieg führen; ohne ihr Wiſſen und ihren willen aber in keinen andern für ſich ſelbſt ſich einlaſſen, wenn er dazu des Landes Hülfe wolle. Der Landſchaft wurde nicht nur das Recht der unbeſchränkteſten Selbſtbeſteurung, ſondern ihr voriges Recht, außer den ſchon zur Rentkammer um der Regierungskoſten willen zu liefernden Gefällen und Nutzungen des Fürſtenthums, keine andere Schatzung oder Hülfe zu bezahlen, ſchriftlich beſtätigt. Andere Schulden ſollte das Land nicht zu übernehmen haben, Ausſteuern für Prinzeſſinnen ſollen von Verwilligung abhangen; kein Stück Land darf künftig veräußert werden; allen Einwohnern iſt freier Abzug geſtattet; kein Würtemberger wird künftig in peinlichen Sachen ohne Urtheil und Recht geſtraft; im Anhang zum Vertrag wird der Landſchaft ein Antheil an der Geſetzgebung geſtattet; Stuttgart und Tübingen erhalten das Recht, den Herzog an Haltung eines Landtags, wenn ſie es nöthig finden, mahnen zu dürfen. Zwanzig Tage ungefähr hatte die Verſammlung gedauert, zum Beweis, daß auch in kurzer Zeit Wichtiges vollendet werden kann, wenn guter Wille vorhanden und nicht von einem ganzen Verfaſſungsvertrage, ſondern zunächſt von Hebung der gefühlteſten Übel die Frage iſt. Die Rechte des Tübinger Vertrags verſicherte der Herzog ſeinen Unterthanen eidlich für ſich und ſeine Nachkommen, der Kaiſer beſtätigte ſie, und die Landſchaft huldigte ihm von neuem auf dieſen Vertrag. Alle Regenten Würtembergs nach Ulrich haben bis auf unſere Zeit ſogleich beim Antritt ihrer Regierung ihn beſtätigt und dann erſt hat das Volk ihnen gehuldigt. Nur als man den Rechtsſchutz der deutſchen Reichsgerichte nicht mehr zu achten hatte, und g e b i e t e r i ſ c h e Zeitumſtände alles möglich, manches Dictatoriſche auch zur augenblicklichen Hülfe gewiſſermaßen nöthig machten, blieb auch der Tübinger Vertrag und die bis auf den Erbvergleich von 1770 herab darauf gegründete, bedingte und gemäßigte Regierungsnorm oder Landesconſtitution zehn Jahre außer Übung; aber mit ſeiner Thronbeſteigung erklärte König Wilhelm ſeinen Unterthanen, daß er mit ihnen über eine Verfaſſung ſich vereinigen wolle, welcher die Tübinger Rechte zur Grundlage dienen ſollen. Der Ständeverſammlung wurde den 3ten März 1817, nachdem ein ſtändiſcher Verfaſſungsentwurf vorgelegt war, auch von Seiten des Königs ein Entwurf zur Berathung aller Punkte übergeben; manches wurde darin durch ein Reſcript vom 26ſten Mai verbeſſert, zugleich aber nun die Annahme als durch ein Ultimatum verlangt. Da die Stände mit 67 Stimmen gegen 42 auf Freilaſſung der vorerſt durchzuführenden Prüfung, Berathung und Annahme beſtunden, die 35 Deputirten des Herzogthums aber die Vertragsverfaſſung deſſelben, wenn nicht Zeitgemäßeres zu Stande käme, zurückbegehrten, wurde die Verſammlung mit Unwillen aufgelöſt. Gerade jetzt aber ſind ſeit dem 13ten Jul. 1819 wieder Unterhandlun=

gen über eine den alten und neuern Rechtsverhältniſſen gemäße Vertragsverfaſſung angeknüpft, denen jeder Zeitverſtändige den wohlthätigſten Erfolg wünſcht.

Tubus, ſ. Fernrohr.

Tudor, (das Haus) ein in der engl. Geſchichte berühmtes Regentengeſchlecht, das von 1485 bis 1603 herrſchte. (S. Großbritannien.)

Tufſtein. Mit dieſer Benennung bezeichnet man gemeiniglich einen Kalkſtein, welcher eigentlich Kalktuf genannt wird. Er iſt von gelblich grauer Farbe und hat ſich bei ſeiner Bildung nach den vorhandenen vegetabiliſchen und animaliſchen Formen gerichtet, um welche er ſich anſetzte: pfeifenröhrig, moosartig, äſtig ꝛc. Er umſchließt viele Landſchnecken und Knochen von Landthieren, ſogar Elephantengerippe, Überbleibſel von Fiſchen, Vögeln, Schlangen und Eidechſen. Bei Meißen ſind in ihm in ziemlicher Tiefe Menſchenſchädel und eiſerne Nägel gefunden worden. Er iſt ein ganz neues Erzeugniß und bildet ſich meiſtens in tiefen Sumpfgegenden, wo das Waſſer die von den benachbarten Kalkgebirgen losgeriſſenen Kalktheilchen abſetzt und damit die hier befindlichen Körper überzieht. Er findet ſich bei Meißen, Langenſalze, Weimar, Würzburg, Glashütte in Ungarn und bei Pyrmont.

Tugend iſt die vollkommene Übereinſtimmung aller Kräfte und Thätigkeiten des Menſchen unter der Geſetzgebung der Vernunft. Da die Harmonie, welche unter der Geſetzgebung der Vernunft die verſchiedenen Vermögen des Gemüths beſtimmt, nur Eine ſeyn kann, ſo giebt es auch nur Eine Tugend. Die mancherlei Arten der Tugenden ſind nur eben ſo viele Äußerungen der Einen Tugend.

Tugendbund, Tugendverein. Der ſogenannte Tugendbund war ein patriotiſcher Verein, welcher im Königreiche Preußen bald nach dem Tilſiter Frieden entſtand und zum Zweck hatte, theils das unſägliche Elend, welches der Krieg hinterlaſſen, zu mildern, theils die geiſtige, ſowohl intellectuelle als moraliſche Kraft des Volkes zu beleben und dadurch den Verluſt zu erſetzen, welchen der preußiſche Staat in phyſiſcher und politiſcher Hinſicht erlitten. Deswegen hieß auch dieſer Verein in den Statuten, welche deſſen Zweck und innere Einrichtung ausſprachen, der ſittlich-wiſſenſchaftliche, und unter dieſem Namen ward er von der preußiſchen Regierung nicht blos geduldet, ſondern auch förmlich anerkannt, indem die jener Regierung zur Prüfung vorgelegten Statuten durch eine vom Könige ſelbſt unterſchriebene Cabinetsordre beſtätigt wurden. Auch ließ ſich die Regierung von Zeit zu Zeit Bericht von der Thätigkeit des Vereins erſtatten und Verzeichniſſe von den Mitgliedern deſſelben einreichen. Der Verein war alſo ſchon darum keine geheime Geſellſchaft; er war es aber auch darum nicht, weil er weder Grade hatte, um nach und nach mit den Zwecken und Beſchäftigungen des Vereins bekannt zu werden, noch Zeichen, an welchen die Mitglieder ſich außer der Geſellſchaft erkennen möchten; es wurden vielmehr jedem, der ſich zum Beitritte meldete, wenn man ihn ſonſt für würdig hielt, ſo wie jedem, den man dazu einlud, die Statuten vor der Aufnahme zur Einſicht und Prüfung vorgelegt; und wenn er dann noch beitreten wollte, ſo ſtellte derſelbe blos einen ſchriftlichen Revers aus, wodurch er ſich verbindlich machte, die Zwecke des Vereins zu befördern, die Statuten deſſelben zu befolgen und dem in Preußen regierenden Hauſe Hohenzollern treulich anzuhängen. Es wurden

daher auch nur wirkliche Unterthanen des Königs von Preußen aufgenommen, und die, welche dies zu ſeyn aufhörten, hörten eben dadurch auch auf, Mitglieder des Vereins zu ſeyn. Auch ſtand jedem, der aus irgend einem Grunde nicht weiter Mitglied ſeyn wollte, der Austritt frei, ſo wie andrerſeits der Verein ſich das Recht vorbehielt, denjenigen wieder auszuſchließen, der das im Revers ausgedrückte Verſprechen nicht hielt, oder ſonſt als ein unwürdiges Mitglied ſich zu erkennen gab. Aufgenommen konnte jeder gebildete und geſittete Mann werden, ohne Unterſchied des Standes und der Religion; ſelbſt Juden waren nicht unbedingt ausgeſchloſſen. Hingegen waren Weiber und Kinder, ſo wie ſolche Männer, die aus irgend einem Grunde die öffentliche Achtung verloren hatten, der Aufnahme unfähig. Da der Verein mit dem Zwecke, die geiſtige Kraft des preußiſchen Volks zu beleben und dadurch den phyſiſch = politiſchen Verluſt des preußiſchen Staats zu erſetzen, natürlicher Weiſe auch den Zweck verband, den preußiſchen Staat von dem franzöſiſchen Joche, das gegen die Bedingungen des Tilſiter Friedens fortwährend auf ihm laſtete, zu befreien und in Hoffnung günſtiger Ereigniſſe, die Wiedergewinnung des Verlornen vorzubereiten, ſo durfte der Verein eben ſo natürlicher Weiſe dieſen letzten Zweck in ſeinen Statuten nicht beſtimmt ausſprechen, auch überhaupt nicht in ſeiner Wirkſamkeit vorlaut und vorſchnell hervortreten, indem die Franzoſen nicht nur die vom preußiſchen Staate abgeriſſenen Provinzen, ſondern auch den größten Theil der nach dem Frieden zurück zu gebenden immerfort beſetzt hielten und auf alles, was im preußiſchem Staate geſchahe, ſehr aufmerkſam waren. In dieſer Hinſicht hatte der Verein allerdings etwas Geheimes an ſich; und dies war wohl auch der Grund, warum ihn Viele, beſonders aber die Franzoſen, als ſie Kenntniß von der Exiſtenz des Vereins erhielten, für eine geheime politiſche Geſellſchaft hielten. Da nun die Franzoſen die feindſelige Stimmung des ganzen preußiſchen, von ihnen ſo hart gedrückten und ſo tief gebeugten Volkes ſehr wohl kannten; da ihnen ferner die feindſelige Richtung, welche der Verein in ſeiner Wirkſamkeit gegen ſie nehmen mußte, nicht entgehen konnte: ſo wirkten ſie ihm natürlich entgegen und ſuchten ihn auf alle Weiſe zu unterdrücken. Indeſſen konnten ſie doch nicht verhindern, daß ſich der Verein von Königsberg aus, wo er entſtanden war und wo ſich damals nicht nur der Hof und die Regierung, ſondern auch die Vorſteher des Vereins befanden, in Oſt = und Weſtpreußen, Pommern, Schleſien und der Mark (wiewohl in der letzten Provinz am wenigſten), bald und unter allen Claſſen des Volks verbreitete. Als aber der Hof und die Regierung nach Berlin zurückgekehrt waren, wußte es die franzöſiſche Regierung dahin zu bringen, daß der König durch ein allerhöchſtes Reſcript die augenblickliche Aufhebung des Vereins und die Einſendung aller Acten und Arbeiten deſſelben befahl. Man war darüber einig, daß der edle König, deſſen offner und feſter Charakter bekannt war, nicht ſelbſt dieſe Aufhebung bei ſich beſchloſſen habe, ſondern daß dieſes auf Anſuchen Buonaparte's geſchehen ſey. Obgleich nun Einige dafür ſtimmten, daß man durch eine Bittſchrift die Fortdauer des Vereins zu bewirken ſuchen ſollte, ſo ſahe doch die Mehrheit das Zweckloſe dieſes Schrittes ein, der den Monarchen in die Verlegenheit geſetzt haben würde, gegen ſeinen eigenen Wunſch eine abſchlägige Antwort zu

ertheilen. Man erklärte alſo in einer Sitzung, dem Willen des Königs gemäß, den Verein für aufgehoben. Bei Beendigung derſelben trat einer von den Vorſtehern auf und ſagte: „Meine Herren! nach dem Willen unſers Königs iſt der Verein ſeiner Form nach aufgelöſ't; nie werden wir uns mehr verſammeln; unſere gemeinſame Thätigkeit hat aufgehört. Ich hoffe in unſerm Herzen dauert unſer Bund fort, und das nicht gegen den Willen unſers Monarchen. Arbeite jeder für ſich zum großen Zweck; wir werden einſt beſſere Zeiten ſehen." Nur in dem hier ausgeſprochenen Sinne dauerte der Verein noch fort. Es wurden keine Zuſammenkünfte mehr gehalten, keine gemeinſchaftlichen Arbeiten mehr unternommen; aber das alles war auch jetzt nicht mehr nöthig. Der wahre Bürgerſinn, der Sinn für das Gute, die Empfänglichkeit für das Große und Edle war im Lande verbreitet, wurde von jedem einzelnen Mitgliede durch Wort und That unterhalten und das heilige Feuer genährt, das bald die Herzen mit dem Muthe zur Wiedererringung der Freiheit entflammen ſollte. Eine Miturſache der Aufhebung des Vereins war wohl der Umſtand, daß derſelbe ſeinen Protector im Miniſterium verloren hatte. Dies war der Freiherr von Stein. Dieſer Mann hatte zwar keinesweges den Verein geſtiftet — dies war blos durch eine freiwillige Vereinigung einiger Privatperſonen geſchehen — auch hat er nie als Mitglied am Verein Theil genommen, weil er dies als damaliges Mitglied der Regierung nicht konnte; aber jener kraftvolle und großherzige Mann begriff augenblicklich, als ihm die Idee des Vereins mitgetheilt wurde, die Größe und Wichtigkeit derſelben, und unterſtützte daher auch den Verein mit dem ganzen Gewichte ſeines Anſehens, ſo lange er im preußiſchen Miniſterium war. Nachdem aber Napoleon jenen Mann daraus entfernt hatte, fanden die Gegner des Vereins Mittel und Wege, den Verein bei der Regierung verdächtig zu machen, als wenn er ihrem Anſehen gefährlich werden, Maaßregeln wider ihren Willen durchſetzen, ſie bei der franzöſiſchen Regierung compromittiren könnte. Dieſe Einflüſterungen fanden um ſo mehr Eingang, als der Major von Schill, der ein Mitglied des Vereines war, obwohl ohne Anlaß des Vereines, im Jahr 1809 ſeinen abenteuerlichen Zug von Berlin aus gegen die Franzoſen unternahm, und Napoleon, der dadurch (ſo wie durch den ähnlichen, obwohl gelungenern, Kreuzzug des Herzogs von Braunſchweig) nicht wenig erſchreckt worden war, die Aufhebung des Vereins nun um ſo dringender foderte. Dieſe Foderung unterſtützten dann jene Gegner des Vereins — zu welchen nicht blos die Wenigen gehörten, die mit den Franzoſen befreundet waren, ſondern auch die Vielen, die ſich vor der franzöſiſchen Allmacht fürchteten und denen Unterwerfung klüger und bequemer ſchien, als Kraftanſtrengung zur Rettung — und ſo mußte der König endlich nachgeben und den Verein aufheben. In ſich ſelbſt war der Verein, ſo lange er beſtand, auf folgende Art organiſirt: Ein oberſter oder hoher Rath, der ſeinen Sitz zu Königsberg hatte, leitete das Ganze. Er beſtand aus ſechs erwählten Mitgliedern, die im Vorſitze wechſelten, und einem ſogenannten Obercenſor, der Sitz und Stimme in jenem Rathe, aber nie den Vorſitz hatte, weil er bei dem ihm anvertrauten wichtigen Wirkungskreiſe immer dem oberſten Rathe in deſſen Geſammtheit verantwortlich bleiben ſollte, damit er von ſeiner Gewalt keinen

Mißbrauch machte, er ſelbſt aber auch wieder den oberſten Rath gleichſam controlliren ſollte, damit auch dieſer nicht ſeine Gewalt über die Gebühr und zum Nachtheile der Regierung ausdehnte. Dieſe Glieder des oberſten Raths wurden auf ein halbes Jahr gewählt, konnten aber wieder gewählt werden, wenn man mit ihnen zufrieden war und ſie ſelbſt die Wahl annahmen. Dem oberſten Rathe war ein Secretär zugegeben, welcher in den Sitzungen das Protokoll führte, und die gefaßten Beſchlüſſe ausfertigte, aber ſelbſt keine Stimme dabei hatte. Ein Schatzmeiſter oder Caſſirer erhob die freiwilligen Geldbeiträge der Mitglieder des Vereins zur Beſtreitung der Ausgaben und legte Rechnung darüber ab. Niemand aber empfing irgend ein Honorar für ſeine Bemühung. Unter dem oberſten Rathe ſtanden die Provinzialräthe, die eben ſo organiſirt waren und die unmittelbare Aufſicht und Leitung für die einzelnen Vereine oder ſogenannten Kammern in den Provinzen hatten. Daher hatten auch ſowohl die Provinzialräthe als die Kammern ihre beſondern Cenſoren, welche dem Obercenſor ihre Mittheilungen machten und von demſelben Aufträge und Beſcheide nach den Umſtänden erhielten. Die Cenſoren überhaupt wachten über die Beobachtung der Statuten, leiteten nach denſelben die Wahlen der Vorſteher, urtheilten über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit aufzunehmender oder auszuſchließender Mitglieder, legten Streitigkeiten unter den Mitgliedern bei, und vertraten das Intereſſe der Staatsregierung beim Vereine, damit dieſer auf keine Weiſe die ihm in den Statuten vorgezeichneten Gränzen ſeiner Wirkſamkeit überſchritte. Sie waren alſo, wie ſich der Profeſſor Krug in Leipzig (der während ſeines Aufenthalts in Königsberg ſelbſt ein halbes Jahr lang Obercenſor war) in ſeiner nachher anzuführenden Schrift ausdrückt, „nicht ſowohl Sittenrichter, wie die altrömiſchen, ſondern vielmehr Geſellſchaftswächter, gleichſam die correctionalen Organe des Vereins.“ Außerdem theilten ſich alle Mitglieder des Vereins, die eine beſtimmte örtliche Kammer ausmachten, in gewiſſe Geſchäftskreiſe, welche ſich mit Unterſtützung der Nothleidenden und Hülfsbedürftigen (deren Zahl ſich durch den Krieg bis ins Ungeheure vermehrt hatte, ſo daß die Regierung, die nicht einmal die an Frankreich zu zahlenden Summen aufbringen konnte, nicht allen zu helfen vermochte), mit Ausmittelung neuer Nahrungsquellen und Erwerbszweige, mit Verbeſſerung des Unterrichts und der Erziehung, und überhaupt mit allen auf die öffentliche Wohlfahrt ſich beziehenden Gegenſtänden beſchäftigten. Dahin gehörte auch das Kriegsweſen, mit deſſen Bearbeitung ſich inſonderheit die Offiziere, welche im Vereine waren, beſchäftigten. Viele Ideen über Bekleidung und Bewaffnung des Kriegers, über Landwehr und Landſturm, die ſpäterhin ins Leben eingeführt wurden, waren hier ſchon angeregt und entwickelt, und der General von Scharnhorſt hat mehrere hierauf abzweckende Arbeiten des Vereins geſehen, gebilligt und benutzt, ob er gleich für ſeine Perſon, als damaliger Stellvertreter des Kriegsminiſters uud mithin als Mitglied der preußiſchen Regierung, die den Verein unter ihrer Aufſicht hatte, kein Mitglied des Vereins ſeyn konnte. Durch den Verein wurde daher auch der Haß beſchwichtigt, welcher bis dahin im preußiſchen Staate zwiſchen dem Bürger und Krieger beſtanden hatte, und durch den Krieg noch mehr aufgeregt war, weil man den unglücklichen Erfolg deſſelben größtentheils dem Heere, wo nicht im Ganzen, doch dem größeren

Theile nach Schuld gab. Die Ausſöhnung und gegenſeitige Annäherung dieſer beiden Stände der Geſellſchaft iſt daher ebenfalls durch den Verein gefördert worden, und unſtreitig hat der Verein auch hierdurch ſehr viel zu dem glänzenden Erfolge beigetragen, welchen die preußiſchen Waffen ſpäterhin errungen haben. Übrigens haben ſich zwar auch in andern Gegenden Deutſchlands ähnliche Vereine gebildet, aber nicht als Theile oder Zweige des preußiſchen Vereins, der nach den Statuten lediglich auf den noch übrigen Theil des preußiſchen Staates berechnet war. Auch verſichert der Profeſſor Krug in der vorhin berührten Schrift ausdrücklich, daß der oberſte Rath, ſo lang er in demſelben war, keinen Theil an der Bildung jener Vereine hatte und wahrſcheinlich auch ſpäterhin nicht gehabt habe. Dieſe Schrift führt den Titel: das Weſen und Wirken des ſogenannten Tugendbundes und anderer angeblichen Bünde (Leipzig 1816. 8.) und iſt mit einer andern, zwar anonymen, aber doch das Gepräge hiſtoriſcher Treue an ſich tragenden Schrift zu verbinden, die den Titel führt: Darſtellung des unter dem Namen des Tugendbundes bekannten ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins nebſt Abfertigung ſeiner Gegner (Berlin u. Leipz. 1816. 8.). Die Statuten des Vereins ſind im Fürſten- und Volksfreund abgedruckt, aber ohne Gewähr ihrer Echtheit. Doch ſcheinen ſie in der Hauptſache echt zu ſeyn.

Tuilerien (nicht Thuilerien; von tuile, Ziegel, weil ehedem an dieſem Platze eine Ziegelbrennerei war), das berühmte Reſidenzſchloß der franzöſiſchen Monarchen an dem rechten Ufer der Seine zu Paris. Catharina von Medicis, die Gemahlin Franz II., fing den Bau deſſelben 1564 an. Heinrich IV. erweiterte es, und ließ die Gallerie anlegen, die es mit dem Louvre verbinden ſollte, und die er zur Wohnung für 24 Künſtler beſtimmte, Ludwig XIV. vergrößerte es (1654) und vollendete die große Gallerie. Die Façade nach der Seite des Louvres beſteht aus fünf Pavillons und vier Hauptgebäuden; die entgegengeſetzte Seite hat nur drei Pavillons. In dem Pavillon der Flora wohnte ehemals Napoleon, jetzt wohnt Ludwig XVIII. darin. Das Äußere der Tuilerien iſt ohne gehörige Harmonie, weil zu verſchiedenen Zeiten und nach ſehr verſchiedenen Riſſen daran gebaut worden iſt; aber das Innere iſt prachtvoll. Die Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbinden ſoll, iſt an der Seite der Seine vollendet; der untere Theil derſelben beſteht aus offenen Bogen, im obern Stockwerk iſt die Bilderſammlung. Die zweite Gallerie, nach dem Platz Rivoli und der Straße St. Honoré zu, wurde von Napoleon 1808 angefangen, iſt aber nicht vollendet worden. Um Platz dazu zu gewinnen, wurden viele Häuſer und ganze Straßen niedergeriſſen; jetzt liegt noch vieles in Schutt, und Häuſer-Ruinen ſtehen neben anfangenden Paläſten. An den Palaſt der Tuilerien ſchließt ſich gegen Weſten der Garten an, der ein Viereck bildet, ſo breit als das Schloß ſelbſt, und 1800 Fuß lang iſt; ſein Flächenraum ſoll 67 Arpens betragen. Auf zwei Seiten wird er von langen Terraſſen, unter welchen die nach der Seine zu gelegene eine beſonders ſchöne Ausſicht gewährt, und von eiſernen Gittern eingeſchloſſen. Dieſer Garten, den Ludwig XIV. durch den berühmten Baumeiſter Le Notre anlegen ließ, und der in den neuern Zeiten ſehr verſchönert worden, iſt in franzöſiſchem Geſchmacke, und enthält Orangen- und

andere Alleen, ſchattige Baumpartien, Raſenſtücke mit Blumen und blühenden Geſträuchen, Springbrunnen und Baſſins mit Schwänen und Goldfiſchen, eine große Menge Vaſen und mehr als ſechzig Statuen, größtentheils nach Antiken geformt. Er iſt dem Vergnügen des Publicums gewidmet, und den ganzen Tag über mit Spaziergängern und Leuten aus allen Volksclaſſen angefüllt. Zur Bequemlichkeit ſind Stühle, und zur Unterhaltung alle öffentlichen Blätter um einen geringen Preis zu haben. Auch ein anſehnliches Kaffeehaus iſt hier, bei der Terraſſe Rivoli, ehemals der Feuillants (weil die gemäßigte republikaniſche Partei dieſes Namens hier ihre Sitzungen hielt). An den Tuilerien nach der Stadt zu, und von derſelben durch ein ſchönes Portal und ein Gitter abgeſondert, iſt der Carrouſſelplatz. Er hat ſeinen Namen von einem Carrouſſel, das Ludwig XIV. im Jahre 1664 hier gab. Napoleon vergrößerte ihn, indem er viele der benachbarten Häuſer niederreißen ließ. Der Platz hat dadurch ein freieres Anſehen bekommen, iſt ungefähr 400 Schritte breit, und es iſt öfters über mehr als 15,000 Mann Revue daſelbſt gehalten worden. — Cabinet der Tuilerien. Dieſer Ausdruck wird in eben dem Sinne von dem Syſtem und der Handlungsweiſe der franzöſiſchen Regierung in Rückſicht der auswärtigen Mächte gebraucht, wie man z. B. die engliſche Regierung das Cabinet von St. James nennt. Als der alte königliche Hof unter Ludwig XV. und XVI. zu Verſailles reſidirte, brauchte man den Ausdruck Cabinet von Verſailles. Als Napoleon, als erſter Conſul, ſeinen Aufenthalt zu St. Cloud nahm, ſagte man das Cabinet von St. Cloud. In der Folge war die gewöhnliche Reſidenz in den Tuilerien, und nun hieß es, und heißt es jetzt noch: das Cabinet der Tuilerien.

Tuiscon (Taut, Teut, Tot, Theot ꝛc.), bei den nordiſchen Völkern, den Galliern und Deutſchen, die Gottheit, der ſie ihr Daſeyn zuſchrieben. Tuisco hat mit der Erde (Artha oder Hertha) die Menſchen gezeugt; daher ſie ſich ſeine Kinder, Teuts Söhne, Teutonen nannten. Doch wurden eigentlich nur die Bewohner der ſkandinaviſchen Inſeln, zwiſchen den äußerſten Küſten des ſüdlichen Skandinaviens und dem cimbriſchen Cherſones gelegen, ſo genannt. In Rückſicht dieſer Herleitung ſchreiben auch Viele die Teutſchen (Teutiſchen). — Die alten Deutſchen verehrten den Tuiscon als einen Mann mit einem großen grauen Barte, in die rauhe Haut eines wilden Thieres gehüllt, einen Scepter in der Rechten haltend, die Linke mit ausgeſpreizten Fingern vor ſich hinſtreckend. Nach Julius Cäſar ſollen ſie ihm ſogar Menſchenopfer gebracht und die Druiden ſie in dunkeln Wäldern geſchlachtet haben. Die Benennung Dienſtag (Dins-Thûstag) hat man ebenfalls von ihm ableiten wollen.

Tula, eine wichtige Handels- und Fabrikſtadt in Rußland, ehemals zum Moskowſchen Gouvernement gehörig, ſeit 1783 aber die Hauptſtadt eines beſondern Gouvernements gleiches Namens, am Fluſſe Upa, welche hier die Tuliza aufnimmt, mit 3500 Häuſern und 18,000 Einwohnern (Clarke giebt ihr 30,000). Die Stadt enthält 26 Kirchen, zwei Klöſter, ſiebenzehn Armenhäuſer, ein Seminar-, ein Schauſpiel-, ein Findel- und ein Zuchthaus. Die Gewehrfabrik iſt die wichtigſte in ganz Rußland und beſchäftigt über 5500 Menſchen; ſie gehört der Krone eigenthümlich und verſorgt die ganze Armee mit Waffen. Sie liefert nicht blos Flinten und andere

Gewehre von großer Schönheit und Güte, ſondern auch feine Eiſen-, Stahl- und Galanteriewaaren. Es ſind hier überdies 2 Eiſengießereien, 600 Schmiden, Gerbereien, Juftenfabriken, Talgſchmelzereien, welche jährlich an 50,000 Pud Talg verfertigen. Die übrigen hier befindlichen Fabriken liefern wollene Zeuge, Leinwand, Siegellack, Schminke, Berliner Blau und veranlaſſen einen beträchtlichen Handel.

Tulpe, eine bekannte Blumengattung, welche jetzt in allen Gärten zu finden, und die doch erſt ſeit 1559 in Europa bekannt geworden iſt. In dieſem Jahre blühte die gewöhnliche Gartentulpe zuerſt in Augsburg, und der berühmte Botaniker, Conrad Geßner, gab von ihr die erſte Nachricht. Sie war aber von dem öſterreichiſchen Geſandten zu Conſtantinopel, Busbeck, zuerſt nach Deutſchland geſchickt worden. Der Name Tulpe ward ihr wegen Ähnlichkeit der Blumen mit dem Turban der Morgenländer, der eigentlich Dülbend geſprochen wird, beigelegt. Obgleich die Blume in allen morgenländiſchen Gärten noch früher allgemein war, als in den europäiſchen, ſo ſtammt ſie doch nicht aus dem claſſiſchen Boden Griechenlands und Kleinaſiens, ſondern aus Taurien, oder der Crimm, wo ſie Pallas und Marſchall von Biberſtein wild wachſend fanden. Daher kommt ſie auch bei den Alten nie vor, obgleich andere Tulpenarten in Griechenland, in Italien und im ſüdlichen Europa wild wachſen. Über den zu einer gewiſſen Zeit bis ins Unſinnige getriebnen Tulpenhandel ſehe man den Art. Blumenhandel in Holland.

Tunguſen ſind ein zahlreiches Volk in Sibirien, von mandſchuriſcher Abkunft, welches in den untern Gegenden des Jeniſei, an dem Tunguscafluſſe, an der Lena, dem Amur bis zum penſinskiſchen Meerbuſen, ja bis an das Eismeer hin, zerſtreuet anzutreffen iſt. Die jenſeit des Amurfluſſes ſtehen unter chineſiſchem Schutze; die diesſeits ſich aufhaltenden unter ruſſiſchem. Einige von den Tunguſen ſind getauft und haben ſich zum Ackerbau bequemt, die meiſten aber ſind ſchamaniſche Heiden, und ziehen ſtets, theils mit Pferden, theils mit Rennthieren, theils mit Hunden, die ihre Schlitten ziehen und ihnen auch zur Speiſe dienen, umher, und zwar ſo, daß ſie gewöhnlich nicht länger als eine, höchſtens zwei Nächte an einem Orte verweilen. Jagd, Fiſcherei und zum Theil auch Viehzucht iſt ihr Geſchäft. Nach den Gegenden ihres Aufenthaltes werden ſie in Wald- und Steppen-Tunguſen eingetheilt. Die erſtern, unterſcheiden ſich nach ihrer Lebensart in Rennthier-, Jagd- und Fiſch-Tunguſen. Die Steppen-Tunguſen ſind Hirten, werden im gemeinen Leben Pferde-Tunguſen genannt, und beſitzen Pferde, die ihren vorzüglichſten Reichthum ausmachen (zuweilen 1000 Stück), Rinder, Schafe, Ziegen und Kameele. Sie ſind ein munteres und ſtarkes Volk; ihr Geſicht iſt platt, und die Augen klein, doch nicht ſo merklich, wie bei den Kalmücken. Von Geld und dem Gebrauche des Goldes und Silbers wiſſen ſie nichts. Ihren Tribut entrichten ſie in Zobelfellen und andern Pelzwaaren nach der von der ruſſiſchen Krone vorgeſchriebenen Taxe. Einige ſchwache Stämme ſind frei vom Tribut, und dienen dafür als leichte Truppen an der mongoliſchen Gränze. Sämmtliche Tunguſen haben eine gemeinſchaftliche Sprache und ſind daher ungeachtet ihrer großen Zerſtreuung als ein Volk anzuſehen. Wie ſtark ihre Anzahl ſey, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Nach Wichmann ſteuern ſie für 26,404 Köpfe, wobei aber nur

die erwachſenen Perſonen männlichen Geſchlechts gerechnet ſind. Diejenigen in der jakutzkiſchen Provinz in der Gegend von Ochozk am Meer heißen Lamuten, welches in ihrer Sprache; (worin Lam ſo viel als Meer bedeutet) Leute, die am Meere wohnen, anzeigt. Dieſe ſind beſonders diejenigen, welche ſich der Hunde zum Fahren und Eſſen bedienen.

Tunica, ein Untergewand, das von den Römern von beiden Geſchlechtern unter der Toga auf dem bloßen Leibe getragen wurde. Gewöhnlich war es von Wolle und weiß, und reichte bis über das Knie. Man trug auch mehrere Tuniken über einander. Öffentlich gingen in dieſem Gewande nur die Sklaven und ganz gemeine Leute; aber im Hauſe trugen die Römer meiſt nur die Tunica, und dann nicht gegürtet, welches jedesmal der Fall war, wenn man öffentlich erſchien, oder auch bei der Arbeit; daher die Ausdrücke: ſich gürten zu etwas, gegürtet — ſo viel heißen, als ſich fertig machen, bereit, gerüſtet. Die Senatoren trugen eine Tunica mit einem breiten Purpurſtreif (clavus) beſetzt, die Ritter eine ähnliche mit zwei ſchmälern Streifen. Daher die Benennungen laticlavii und angusticlavii von Perſonen beider Stände. Eine Gattung der Tunica, welche unter einer andern von Frauen getragen wurde, mit Ärmeln verſehen und auch von Linnen war, hieß indusium und kam faſt ganz mit unſerm Hemd überein.

Tunis iſt ein militäriſch-republikaniſcher Staat in der Barbarei, welcher am mittelländiſchen Meere liegt und öſtlich an Tripolis und weſtlich an Algier gränzt. Die Größe beträgt etwa 3400 Quadratmeilen. Im Süden iſt dürres Steppenland und das Nefuſa- und Megalagebirge, Äſte des Atlas, im Weſten und an der Küſte aber fruchtbarer Boden, der von dem Medſcherda oder Bagrada, dem Nil des Landes, durchſtrömt wird. Tunis iſt reich an Getraide aller Art (Hafer ausgenommen), Gartengewächſen, köſtlichen Baumfrüchten und Weintrauben. Die Viehzucht iſt beträchtlich. Man hat gute Pferde, beſonders ſchöne Eſel, Mauleſel, Rindvieh, vortreffliche Fiſche. Jährlich werden 20,000 Centner Wolle und an 100,000 Stück Häute ausgeführt. Mit der Korallenfiſcherei beſchäftigen ſich etwa 160 Kähne, welche ſämmtlich von Sicilien oder Neapel kommen. Nach der Zerſtörung Carthago's hatten die Römer in der Gegend des jetzigen Tunis ein neues Carthago erbauet, und mit römiſchen Einwohnern bevölkert, welches bald eine der wichtigſten Städte der alten Welt wurde. Sie ward aber nachmals von den Arabern zerſtört, und nun kam Tunis, vorhin ein unbedeutender Ort, empor. Die ſicilianiſchen Normänner, welche ſich der Stadt Tunis nachher bemächtigten, wurden wieder von Abdalmamum aus Marocco vertrieben. 1530 entſtanden innere Unruhen in dieſem Staate und da unternahm Kaiſer Carl V. ſeinen berühmten und glücklichen Zug dahin. Er ſchlug die Türken unter Hariaden oder Hairadin Barbaroſſa, welche ſich unter dem Schein, dem Thronbewerber Alraſchid beizuſtehen, der Stadt bemächtigt hatten, und drang in die Stadt ein, wo ſeine Soldaten viele Gräuel verübten, und eine herrliche Sammlung arabiſcher Bücher verbrannten. Haſſan, Alraſchids Gegner, wurde aber wieder als Vaſall von Spanien auf den Thron geſetzt. Vergl. d. Art. Barbaresken. 1570 ward Amida König von Tunis, von den algieriſchen Türken verjagt, und Philipp II. von Spanien ſchickte, um ſeinen Vaſallen zu ſchützen, den Don Juan d'Auſtria mit einer ſtarken Flotte nach Tunis. Die

Türken entflohen, allein ſtatt des den Seinigen verhaßten Amida, wurde Mehemed, ein Vetter von ihm, zum Könige gemacht. Don Juan ließ zum Schutze der Stadt ein Fort anlegen, doch ſchon 1574 eroberten die Türken ſowohl Tunis und Golletta von neuem, als auch das Fort, wobei ſie freilich viele Menſchen verloren, aber auch die ſpaniſchen Soldaten ſämmtlich theils tödteten, theils zu Sklaven machten, welches Schickſal ſelbſt die ſpaniſchen Befehlshaber Serbelloni und Puertocarrero traf. Hierauf ward eine türkiſche Regierung und Militärverfaſſung eingeführt. Der Divan, das vornehmſte Collegium, erhielt einen Aga zum Vorſteher, der es immer 6 Monate lang blieb, und ein Paſcha übte Namens des Großherrn die höchſte Gewalt. Ungefähr 15 bis 16 Jahre erhielten ſich die Aga's als Vorſteher des Divan, da ward durch die Empörung der Miliz eine Veränderung bewirkt, und ein Dey für beſtändig als Staatsoberhaupt eingeführt. Innerliche Unruhen zerrütteten von jetzt an dieſen Staat, 1686 bemächtigten ſich ſogar die Algierer deſſelben, und übten viele Grauſamkeiten aus. Jetzt ſteht an der Spitze dieſer militäriſchen Ariſtokratie ein Bei, der ſeine Würde gegenwärtig erblich gemacht hat, und kein Türke, ſondern ein Maure iſt. Ihm zur Seite ſteht ein Divan von ſiebenunddreißig Mitgliedern. Er erkennt zwar die Schutzherrlichkeit der Pforte, nimmt aber keine Befehle von ihr an. Seine jährlichen Einkünfte ſchätzt man auf 600,000 Thaler, ſeine Landmacht auf 15,400 Mann und ſeine Seemacht auf 20 Corſarenſchiffe. Im Nothfalle kann der Bei 50,000 irregulaire Beduinen ſtellen. — Die Einwohner von Tunis, deren Anzahl 2 bis 3 Millionen beträgt, beſtehen aus Mauren, Beduinen, Berbern, Juden, Türken und Chriſtenſklaven. Die Hauptſtadt Tunis liegt an der Südſeite der Meerenge von Golletta, hat eine deutſche Meile im Umfange, und iſt mit Mauern und einer guten Citadelle verſehen. Die Häuſer ſind niedrig, die Straßen ſchmutzig und eng, um gegen die Sonnenhitze zu ſchützen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 150,000, unter denen 30,000 Juden ſind, die hier 8 Synagogen haben. In Tunis befinden ſich mehrere Fabriken, welche Leinwand, einige Seiden= und Wollenzeuge, auch Saffian liefern. Die wichtigſten aber ſind die von Tuneſer Mützen, welche alle Claſſen von Moslemi, Juden und Chriſten, die ſich das Haupt ſcheeren, tragen. Sonſt beſchäftigten dieſe Fabriken 50,000 Menſchen, und man verbrauchte 3000 Ballen ſpaniſcher Wolle, jetzt ſind ſie auf den dritten Theil heruntergebracht. Tunis iſt der Mittelpunkt des Handels vom ganzen Lande. Man führt aus: Getraide, Öl, Wolle, Häute, Wachs, Seife und Producte, die aus dem Innern Afrika's und aus den benachbarten Staaten kommen, und in Tunis zu Markte gebracht werden, als Datteln, Sennesblätter, Krapp, Korallen, Roſeneſſenz, Straußfedern. Daher halten ſich hier auch Conſuln oder Agenten von mehreren europäiſchen Handelsnationen auf. Der Hafen iſt von der Stadt ziemlich entfernt, und hat vom mittelländiſchen Meere her durch den Canal von Goletta einen ſchmalen Eingang. Für große Schiffe iſt dieſer Canal nicht tief genug, und ſie müſſen auf kleinen Fahrzeugen ihre Waaren nach der Stadt hin= und zurückbringen. Im Jul. 1728 wurde eine franzöſiſche Escadre hieher geſchickt, um die Tuneſen wegen einiger von ihren Kapern verübten Ungebührlichkeiten zu züchtigen. Allein Tunis bequemte ſich zum Frieden, verſprach Beſtrafung der Schuldigen, Erſatz des Schadens, und daß die Kaper nicht mehr an den franzöſiſchen Kü=

ſten kreuzen, auch eine Geſandtſchaft nach Frankreich gehen und um Verzeihung bitten ſollte.

Tunkin (Tunquin, Tonquin), ein Königreich auf der jenſeitigen Halbinſel Oſtindiens. Der Name bedeutet in chineſiſcher Sprache ſo viel als den öſtlichen Hof, weil Tunkin ſonſt eine Provinz von China war, jetzt macht es mit Cochinchina (ſ. d. Art.) ein Kaiſerthum, Anam genannt, aus, welches ſeinen Namen von Nuoc-Anam hat, womit die Eingebornen von Tunkin ihr Land benennen. Tunkin breitet ſich wie ein Dreieck mit der Spitze nach Süden zwiſchen den Gebirgen von Birma und Laos und zwiſchen dem Golf von Tunkin aus, hat zur ſüdlichſten Gränze Cochinchina, und ſtößt gegen Norden an China. Es iſt reichlich bewäſſert, mehrere kleine Flüſſe und die beiden Hauptſtröme Holi-Kiang und Leſi-Kiang kommen von den großen Gebirgen herab, und durchſtrömen die Thäler. Der Boden iſt äußerſt fruchtbar. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernten. Beſonders gedeiht der Reiß vortrefflich. Arekanüſſe, Zucker, Zimmet-, Firniß- und Talgbäume, Baumwolle, Orangen, Bananen, Feigen, Ananas und Granatäpfel ſind im Überfluſſe. In den Wäldern findet man das trefflichſte Schiffbauholz, nämlich den Tiekbaum, ferner Adlerholz, Roſenholz ꝛc. und viele wilde Thiere, als: das Nashorn, den Königstiger und Elephanten, auch viele Affenarten. Büffel und Pferde ſind die hier einheimiſchen Hausthiere. Die hieſigen Schwalben, von denen die indianiſchen eßbaren Neſter herkommen, ſind berühmt. Die Gebirge ſind zwar reich an edlen (beſonders Gold) und unedlen Metallen, aber der Bergbau iſt wenig bekannt. Das übrige von dieſem Lande, ſo wie auch von den Einwohnern ſ. unter dem Art. Cochinchina. Die Hauptſtadt Tunkins iſt Cecho, von Andern auch Backing genannt.

Turban (türkiſch Dülbend) iſt ein Bund oder eine Art Mützen, welche die Türken und die meiſten morgenländiſchen Völker tragen. Sie ſind von einem Stück Leinwand oder Taffent gemacht, welches vielmal um eine Mütze gewickelt iſt. Des Sultans Turban iſt ſehr dick, mit drei Reiherbüſchen, nebſt vielen Diamanten und andern Edelſteinen geziert, und die Türken halten ihn ſo ſehr in Ehren, daß ſie kaum es wagen, ihn anzurühren. Der Großvezier hat auf ſeinem Turban zwei Reiherbüſche; geringere Befehlshaber führen deren einen oder auch gar keinen. Die Emirn tragen grüne Turbane. Dieſes Vorrecht haben ſie als Anverwandte von Mohammed und Ali.

Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von), ein berühmter Feldherr, der zweite Sohn Henri's de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und der Eliſabeth, Tochter Wilhelms I., Fürſten von Oranien. Er wurde 1611 zu Sedan geboren, und zeichnete ſich von Kindheit an durch ſeine Neigung zum Militärſtande aus. Seine Lieblingslectüre war das Leben großer Feldherrn und beſonders die Geſchichte Alexanders von Curtius. Unter ſeinem Oheim, dem berühmten Prinzen Moritz von Naſſau, ward er zum Krieger gebildet, erhielt 1634 ein franzöſiſches Regiment, und diente bei der Belagerung von Lamothe in Lothringen unter dem Marſchall la Force, nahm eine Baſtion weg, deren Einnahme dem Sohne des Marſchalls fehlgeſchlagen war, und la Force empfahl ihn deshalb dem Hofe. In eben dieſem Jahre erhielt Turenne noch den Rang eines Maréchal de Camp, und da er bei der Einnahme von Brei-

ſach ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hatte, ſo bot ihm der Cardinal Richelieu eine ſeiner Nichten zur Gemahlin an, welche Turenne aber aus Anhänglichkeit an der reformirten Religion, worin er erzogen war, ausſchlug. 1639 wurde er nach Italien geſchickt, wo er die Belagerung von Caſale aufhob, und bei Montcallier die Feinde ſchlug, während der Marſchall von Harcourt Turin belagerte. 1643 machte er ſich durch die Eroberung von Rouſſillon um ſein Vaterland höchſt verdient, und erhielt 1644 den Marſchallsſtab von Frankreich, nachdem er 17 Jahre lang unter verſchiedenen Feldherrn gedient hatte. Ihm ward nunmehr der Oberbefehl über die Armee in Deutſchland, deren Bedürfniſſe er aus ſeiner eigenen Caſſe beſtritt, übertragen. Er ging über den Rhein, ſchlug den Bruder des Generals Merci, und unterſtützte die Operationen des Herzogs von Enghien, ward 1645 bei Mergentheim (Marienthal) geſchlagen, gewann aber drei Monate ſpäter die Schlacht bei Nördlingen. 1646 vereinigte er ſich, nach einem Marſche von 150 franzöſiſchen Meilen, mit der ſchwediſchen Armee unter Wrangel, ſchlug in Verbindung mit dieſem die Bayern bei Zusmershauſen, fiel in Bayern ein, und zwang den Herzog, um Frieden zu bitten. Als dieſer Fürſt nachher den Vertrag brach, wurde ſein Kriegsheer von Turenne geſchlagen, und er ſelbſt aus ſeinem Lande vertrieben. Der bürgerliche Krieg der Fronde gegen das Miniſterium Mazarins brach 1649 aus, und Turenne wurde zuerſt von dem Herzog von Bouillon für die dem Hofe entgegenſtehende Partei gewonnen. Er ward 1650 von dem Marſchall du Pleſſis Praslin bei Rhetell geſchlagen, und als Turenne nachher gefragt ward, wie er dieſe Schlacht habe verlieren können, erwiederte er: durch mein eigenes Verſehen; denn wenn Jemand keinen Fehler im Kriege begeht, ſo iſt es ein Beweis, daß er noch nicht lange dabei geweſen iſt. Der ſpaniſche Hof ſandte ihm, um ihn zur Fortſetzung des Krieges aufzumuntern, 100,000 Kronen, die Turenne aber, in der Erwartung einer Ausſöhnung mit der Hofpartei, zurückſchickte. Dieſe Ausſöhnung erfolgte auch wirklich 1651, und Turenne wurde nunmehr zum General der königlichen Armee ernannt. Sein großer Gegner war der Herzog von Enghien, nachmals Prinz von Condé, der in ſpaniſchen Dienſten war. Mit abwechſelndem Glücke führten dieſe beiden Feldherren den Krieg, bis endlich Turenne durch die Einnahme Dünkirchens und des größten Theils von Flandern den Cardinal Mazarin in Stand ſetzte, den pyrenäiſchen Frieden zu ſchließen. 1653 vermählte ſich Turenne mit der Tochter des Marſchalls und Herzogs von la Force, einer Proteſtantin, von der er keine Kinder hatte. Bei Erneuerung des Krieges mit Spanien 1667 wählte der hochmüthige Ludwig XIV. den Marſchall Turenne zu ſeinem Lehrer in der Kriegskunſt, gab ihm den Titel eines Generalmarſchalls der franzöſiſchen Armeen, und machte ihn zu ſeinem Unterfeldherrn, um durch Turenne's kriegeriſche Talente ſich ſelbſt Lorbeeren zu erwerben. Flandern und Franche Comté wurden erobert, und Turenne trat zur catholiſchen Kirche (1668) über. Die Catholiken ſtellen dieſe Religionsveränderung als das Ergebniß wirklicher Überzeugung dar; die Proteſtanten hingegen ſchreiben ſie ehrgeizigen Abſichten zu. Voltaire, vielleicht unparteiiſcher als beide, ſagt: „die Bekehrung Turenne's kann vielleicht aufrichtig geweſen ſeyn. Das menſchliche Herz vereinigt häufig Politik, Ehrgeiz und die Schwachheiten der Liebe mit religiöſen Geſinnungen.“ Als Ludwig XIV. 1672 die Eroberung Hollands beſchloß,

wurde Turenne wieder der Oberbefehl übertragen, und er nöthigte 1673 den Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher den Holländern beiſtand, den Frieden von Voſſen zu unterzeichnen. Turenne bewies ſich allenthalben ſehr ehrliebend und uneigennützig. Als ein General ihm einen Vorſchlag machte, durch deſſen Annahme und Ausführung er 400,000 Livres hätte gewinnen können, erwiederte Turenne: er habe oft Anerbietungen dieſer Art ausgeſchlagen, und würde nie ſein Betragen ändern. Eine Stadt bot ihm ein Geſchenk von 100,000 Speciesthalern an, um ihn zu bewegen, nicht durch ihr Gebiet zu marſchiren. „Da Ihre Stadt, erwiederte Turenne, nicht auf der Marſchroute liegt, welche ich für meine Armee gewählt habe, ſo kann ich auch ihr Anerbieten nicht annehmen." Nach der Einnahme von Franche Comté vertheidigte Turenne die Gränzen dieſes Landes, ging 1674 bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim, und ſchlug die kaiſerliche Armee unter Caprara und dem Herzoge von Lothringen bis an den Mayn zurück. Darauf wandte er ſich gegen den Prinzen von Bournonville, der mit friſchen Truppen angelangt war, beſiegte ihn gleichfalls, und verhinderte ſeine Vereinigung mit der kaiſerlichen Hauptarmee. Der Kaiſer fiel mit einem Heere von 70,000 Mann in das Elſaß ein, und belagerte Breiſach und Philippsburg. Turenne hatte nur 20,000 Mann, wurde aber von Condé verſtärkt. So marſchirte er über ſchneebedeckte Gebirge, und war mitten unter den feindlichen Heeren im Oberelſaß, als dieſe ihn noch in Lothringen wähnten. Er zerſtreuete die große Heeresmacht, welche ihm gegenüber ſtand, ohne eine bedeutende Schlacht, beſchützte das Elſaß, und zwang die Deutſchen, über den Rhein zurückzugehen. Das Vertrauen ſeiner Soldaten zu ihm war faſt gränzenlos, und gerade dies machte es ihm möglich, ſo große Dinge auszuführen. Der Ruhm, welchen Turenne ſich in dieſem Feldzuge erwarb, war um ſo glänzender, da er ganz ſeinen eigenen Anſichten, und nicht den wiederholten Befehlen des Königs folgte. Allein durch die grauſame Verwüſtung der Pfalz befleckte er jenen Ruhm und man muß vermuthen, daß er, in Hinſicht dieſer Maaßregel, wider ſeinen Willen den Vorſchriften des Miniſteriums folgte. „Nach der Schlacht von Sinzheim, erzählt Voltaire, verheerte Turenne die Pfalz, ein ebenes und fruchtbares Land mit Feuer und Schwert. Der Churfürſt von der Pfalz ſahe von ſeinem Schloſſe zu Mannheim zwei Städte und 25 Dörfer in Feuer. In Verzweiflung darüber foderte er Turenne in einem Briefe voller Vorwürfe zum Zweikampfe heraus. Der Marſchall ſandte das Schreiben dem Könige zu, der die Annahme der Herausfoderung verbot, und Turenne antwortete darauf durch ein unbeſtimmtes Compliment, welches nichts bedeutete. Er pflegte ſich gewöhnlich mit Mäßigung und Zweideutigkeit auszudrücken. Eben ſo kaltblütig ließ er einen Theil der Kornfelder des Elſaſſes verheeren, um dem Feinde die Mittel zur Subſiſtenz abzuſchneiden, und erlaubte ſeiner Reiterei, auch Lothringen zu verwüſten. Er wollte lieber der Vater der ihm anvertrauten Soldaten, als des Volks ſeyn, welches nach den Geſetzen des Krieges immer das Opfer iſt." Turenne's außerordentliches Glück veranlaßte den kaiſerlichen Hof, ſeinen beſten General ihm entgegenzuſtellen, und Montecuculi wurde (1673) an den Rhein geſandt. Nach einer Menge der kunſtreichſten Manövers kam es zu einem Treffen, worin Turenne (den 27ſten Julius 1675) durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Dieſelbe Kugel riß auch dem General von

St. Hilaire den Arm weg, der ſeinem Sohn, welcher darüber in Thränen ausbrach, zurief: „Nicht mich, ſondern dieſen großen Mann mußt Du beweinen!“ Turenne's überreſten wurde von dem Könige die höchſte Ehre bewieſen. Sie wurden, gleich der Leiche des Connetable du Gueſclin zu Saint Denis beigeſetzt. Turenne beſaß bei einer rohen und gemeinen äußerlichen Erſcheinung eine große Seele. Seine Gemüthsſtimmung war kalt; ſeine Sitten waren anſtändig und einfach. Er war nicht immer glücklich im Kriege, und beging Fehler; „aber,“ ſagt Voltaire, „er machte ſie immer wieder gut, und bewirkte mit geringen Hülfsmitteln viel.“ Er galt für den geſchickteſten Feldherrn in Europa, gerade zu einer Zeit, wo die Kriegskunſt mehr, als je vorher, ſtudirt ward. Obgleich er wegen ſeines Abfalls im Frondekriege getadelt wurde; obgleich er in einem Alter von beinahe ſechzig Jahren ſich durch die Liebe verleiten ließ, ein Staatsgeheimniß zu entdecken; obgleich er in der Pfalz unnöthig ſcheinende Grauſamkeiten verübte: ſo behält er doch den Ruf eines Mannes von Wort, eines weiſen und gemäßigten Mannes, da ſeine Tugenden und großen Talente die Schwachheiten und Fehler bedeckten, welche er mit ſo vielen andern Menſchen gemein hatte. (Man vergleiche die Art. Condé, Fronde, Montecuculi und Ludwig XIV.). N. P.

Turgot (Anne-Robert Jacques), Baron von Aulne, ein patriotiſcher und aufgeklärter franzöſiſcher Staatsminiſter, Sohn des Präſidenten M. E. Turgot, wurde 1727 zu Paris geboren, und beſtimmte ſich in ſeiner Jugend zum geiſtlichen Stande. Er ſtudirte in der Sorbonne Theologie, und hielt in ſeinem 22ſten Jahre zwei Reden „über die Vortheile, welche das Chriſtenthum der Menſchheit verſchafft habe.“ Im 24ſten Jahre überſetzte er Virgils Gedicht vom Landbau, und dies veranlaßte ihn wahrſcheinlich, ſeine Studien zu ändern, ſich den Staatswiſſenſchaften zu widmen, und ſich beſonders der ökonomiſtiſchen Schule, deren Haupt Quesnai war, anzuſchließen. Er verließ alſo die Sorbonne und begleitete den Handelsintendanten de Gournay auf ſeinen Reiſen, ward nachher (1761) zum Intendanten von Limoges ernannt, welches Amt er 12 Jahre lang zur größten Zufriedenheit der Einwohner jener Provinz verwaltete. Er lebte überaus ſparſam, theilte ſehr große Wohlthaten aus, und ſorgte auf das thätigſte für Beſchäftigung und Nahrung ſeiner Untergebenen. Er ſchaffte alte, durch Mißbrauch entſtandene Auflagen ab, und ihm verdankte man die erſte Idee und die erſte Errichtung wohlthätiger Arbeitsanſtalten. Den 24ſten Aug. 1774 ernannte ihn Ludwig XVI. zum Generalcontrolleur der Finanzen, und hier bewies er in einem weitern Kreiſe ſeine edle, auf wirkliche Verbeſſerungen in der Verwaltung gerichtete, Denkart. Er verringerte die Zölle auf Einfuhrartikel, welche zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörten, ohne daß die Einnahme vermindert ward; er befreiete den Handel von ſeinen Feſſeln; er ermunterte die Gewerbe durch Erweiterung der Rechte der Perſonen, welche ſie betrieben, und durch die Aufhebung der ausſchließlichen Vorrechte von Geſellſchaften und Zünften; er beförderte den Ackerbau durch Verringerung der Auflagen; er machte einen Entwurf zur Veränderung der Lehnrechte, welcher den Herren und Vaſallen gleich heilſam geweſen wäre; er wünſchte gleichfalls das Salz in Frankreich zum freien Handelsartikel zu machen, und die Haushaltungskoſten des Königs zu beſchränken, allein die Königin Maria

Antoinette warf ſchon deshalb einen unauslöſchlichen Haß auf ihn; man machte ſeine Plane lächerlich, und gab zu dem Ende kleinen Schnupftabacksdoſen den Namen Turgottinen oder Plattituden. Indeſſen brachte Turgot mehrere ſeiner wohlthätigen Plane zur Ausführung. Die Garonne und der Hafen von Marſeille wurden für die Ausfuhr der inländiſchen Weine geöffnet; er ſtellte die Freiheit des Getraidehandels wieder her, welche der Abbé Terray 1772 zerſtört hatte; er befreite das Ländchen Gex von allen unmittelbaren Steuern u. ſ. w. Niemand übertraf ihn an Thätigkeit. „In meiner Familie, ſagte er, lebe ich nicht über 50 Jahre; ich habe noch ein Paar Jahre vor mir, und muß nichts unvollendet laſſen.“ Er ſtarb 1781 im 49ſten Jahre ſeines Alters. Schon lange vorher hatte er die Finanzverwaltung, welche er nur 20 Monate lang führte, niederlegen müſſen. Die Zeit nachher bis zu ſeinem Tode verwandte er auf literariſche Beſchäftigungen. Ludwig XVI. ſagte einmal von ihm: Niemand liebt das Volk, außer Turgot und ich. Laharpe ſchildert Turgot ſo: „Er war ein Mann von einem ſtarken Charakter, den nichts, ſelbſt am Hofe und unter den größten Verhältniſſen, von der Rechtlichkeit abwendig machen konnte; unter den Gegenparteien und Unannehmlichkeiten ſeiner Verwaltung von unerſchütterlicher Gleichmüthigkeit; dabei von einer arbeitſamen Thätigkeit, die keine Krankheit ſchwächen konnte; er hatte nur zwei Leidenſchaften: Gelehrſamkeit und das Glück des Volks.“ Man hat Turgot und faſt allen franz. Philoſophen und Gelehrten ſeiner Zeit Schuld geben wollen, daß ſie die erſten Urheber der franzöſiſchen Revolution wären, und daß beſonders ſeine Neuerungen zu Gunſten des Volks das letztere auf größere und günſtigere begierig gemacht hätten. Allein auf dieſe Weiſe könnte man jede gerechte und menſchliche Neuerung mit eben ſolcher Schuld belaſten. Turgot war übrigens ein überaus tugendhafter Mann und ein enthuſiaſtiſcher Freund der Wiſſenſchaften, beſonders der ſchönen Literatur. Er machte Frankreich zuerſt mit Oſſians Gedichten bekannt, überſetzte außer dem Erwähnten gleichfalls aus dem Italieniſchen den Pastor fido von Guarini, und aus dem Deutſchen Klopſtocks Meſſias und Geßners Tod Abels. Gedruckt ſind von ihm einige Abhandlungen über das Finanzweſen ꝛc. In ſeinem Äußern war er einfach und angenehm, in großen Geſellſchaften etwas ängſtlich; aber im Conſeil deſto muthvoller. Auffallend war es, daß er trotz ſeines frühern Eifers für die chriſtliche Religion und ungeachtet ſeiner ſich gleichbleibenden ungeheuchelten Frömmigkeit bei reifern Jahren den chriſtlichen Cultus als das Werk eines thörichten Aberglaubens betrachtete.

Turin (ital. Torino), die Hauptſtadt der königl. ſardiniſchen Staaten auf dem feſten Lande, die Reſidenz des Königs von Sardinien, und die Hauptſtadt des Herzogthums Piemont, eine der ſchönſten und regelmäßigſten Städte Italiens, am linken Ufer des Po, hat eine überaus angenehme Lage in einem weiten Thale, das von der einen Seite mit Hügeln, die mit Klöſtern, Schlöſſern und Landhäuſern bebaut ſind, umgeben wird. Über den Po führt eine ſchöne ſteinerne Brücke. Turin war ehemals eine ſtarke Feſtung, und wurde 1706 von den Franzoſen vergebens belagert. Jetzt ſind die Feſtungswerke abgetragen und in Spaziergänge verwandelt; auch hat die Stadt jetzt keine Mauern und nur noch ein Thor (porta nuova) an der Mittagsſeite. Turin hat 32 Hauptſtraßen, die alle

gerade gehen und ſich in rechten Winkeln durchſchneiden. Unter den Häuſern giebt es viele palaſtähnliche, die meiſten ſind 4 bis 5 Stockwerke hoch, und aus gebrannten Steinen gebaut. In mehrern Straßen, beſonders in der Po-Straße, welche die ſchönſte iſt, beſteht das Parterre der Häuſer aus Bogengängen, in welchen ſich Kaufläden befinden. Unter den ſechs öffentlichen Plätzen iſt der viereckige Königs- oder Carls-Platz der ſchönſte und größte, und mit ſchönen Gebäuden umgeben; die vorzüglichſten darunter ſind: die Kirche St. Carlo, das königliche Schloß und das Operntheater. Bei dem Schloſſe iſt ein ſchöner Garten, der zur öffentlichen Promenade dient, und von welchem aus man die herrlichſten Ausſichten hat. Das Univerſitätsgebäude iſt ebenfalls ein ſehr anſehnliches Gebäude. Zu der Univerſität gehören eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet und ein botaniſcher Garten. Die Bevölkerung beträgt jetzt 88,600 Seelen. Für den Handel, und als eine Hauptſtraße aus Frankreich nach Italien, iſt die Stadt ſehr wohl gelegen. Der meiſte Handel wird mit piemonteſiſcher Seide getrieben, und es giebt hier ſehr wichtige Seidenfabriken, auch Tapeten-, Tabacks-, Porzellan- und Gewehrfabriken. Doch ſoll es, wie neuere Reiſende verſichern, den Einwohnern an Betriebſamkeit fehlen. Im J. 1796 wurde Turin von den franzöſiſchen Republikanern erobert, aber am 25ſten Mai 1799 von den Öſterreichern und Ruſſen unter Suwarow wieder genommen. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) kam es wieder in die Gewalt der Franzoſen und blieb in derſelben als Hauptort des Po-Departements, bis es 1814 ſeinem ehemaligen Herrn, dem Könige von Sardinien, zurückgegeben wurde.

Türken, ein tatariſches Volk, gehören urſprünglich in die Steppen zu Hauſe, die ſich vom Altai bis zum caspiſchen See erſtrecken; noch jetzt ſind dort ihre Stammverwandten, die Kirgiſen, Bucharen, Usbeken und Turkomanen ſeßhaft. Ob ſie ein und daſſelbe Volk ſind, welches die Römer unter dem Namen Turcä kannten und zu den Sauromaten zählten, iſt ſehr zweifelhaft. Ihr Eintritt in die Geſchichte beginnt erſt mit dem ſechsten Jahrhundert, wo ſie in die benachbarten Provinzen der Römer und Parther brechen, und ſich in Khoraſan und Armenien feſtzuſetzen ſuchen. Seit dieſer Zeit finden wir ſie in beſtändigen Fehden mit Parthern und Römern verwickelt. Späterhin ſcheinen einige ihrer Horden von den Arabern überwältigt, und zur Annahme des Islam gezwungen zu ſeyn; wenigſtens waren ſie vom zehnten bis zwölften Jahrhundert Kriegsgefährten der Araber, bei welchen ſie bald ſich auszeichnen, und den Khalifen die Leibwache, dem Heere die Anführer geben. Zwei von ihnen in dieſem Zeitraume geſtiftete ſelbſtſtändige Reiche beſtanden indeß nur eine kurze Zeit: das der Gaznawiden in Khoraſan entſtand um das J. 1000, und dauerte kaum ein halbes Jahrhundert, das der Seltſchukiden in Anadoli und Armenien 1055 zerfiel bei dem Andrange der Mongolen. — Ob die **Osmanen** eine dieſer türkiſchen Horden gebildet, ob ſie von den Mongolen abſtammen, oder Überbleibſel der vor den Mongolen geflohenen Cumanen ſind, wird wohl unentſchieden bleiben; wahrſcheinlich beſtand der Stamm aus einem Amalgama mehrerer zerſplitterter und ſich unter einem gemeinſchaftlichen Anführer von neuem geſammelter türkiſcher, tatariſcher und caucaſiſcher Horden. Dieſer Anführer hieß Osman, ein glücklicher Krieger, der ſich um die Mitte des dreizehnten Jahrh. in den Gebirgen des Taurus feſtſetzte, von da in die Ebenen Anadoli's herab-

ſtieg, und 1285 Bithynien eroberte; er nahm hierauf den Titel eines Sultans an, und hinterließ ſeinen Kriegsgefährten ſeinen Namen, der ſie von den übrigen türkiſchen Stämmen unterſchied. Er iſt der eigentliche Stifter des osmaniſchen Reichs, und der Stammherr der noch jetzt regierenden Sultandynaſtie. S. Osmaniſches Reich.

Turkheſtan, eine Landſchaft in Mittelaſien, die man zu der freien Tatarei rechnet, und welche am rechten Ufer des Sir Darja (Jaxartes bei den Alten) liegt. Turkheſtan, d. i. Türkenland, iſt das Stammland der jetzigen Osmanen, und wird jetzt von einem kirgiſiſchen Regenten beherrſcht, der mit den Einwohnern ſich zur mohammedaniſchen Religion bekennt. Dies Land iſt wohl bewäſſert und fruchtbar an Getraide, Gartengewächſen, Obſt, vorzüglich Pflaumen, Aprikoſen, Pfirſichen, Maulbeeren, Kirſchen. Auch treibt man Viehzucht und Seidenbau. Die Einwohner ſind Tataren, welche einige Cultur beſitzen. Nach Elphinſtone begreift man unter dem Namen Turkheſtan alles Land längs des Gebirges Belur und im Norden von Sir Darja; desgleichen vom Belur-Gebirge oſtwärts, ſo weit man Türkiſch ſpreche, heiße es auch unter fremden Beherrſchern Chineſiſch Turkheſtan, und das Alpenland zwiſchen dem Amu Darja (Oxus) mit türkiſchen Einwohnern ſey das afghaniſche Turkheſtan zu nennen, weil das Afghanen-Oberhaupt da ſeinen Einfluß ausübt. — Turkheſtan, Stadt an einem Nebenfluſſe des Sir-Darja, iſt jetzt in Verfall, und hat kaum 300 Erdhütten, keine Bazars und wenig Handel. Nach Witſen iſt in der Mitte der Stadt ein gezimmertes pyramidaliſches Sepulcrum, in welchem ein Scheikh (ein Chodſcha, d. i. ein Nachkomme Mohammeds) verehrt werde. Man nenne es Aſtana, es ſei 162 Fuß lang, 150 breit, die Mauern zierlich bemahlt, vergoldet und mit Thürmen verſehen. Daneben wird das Grab des Eroberers von Sibirien (Iskir, Sibir, aus Dſchingiskhans Geſchlecht) verehrt.

Türkis iſt der verſteinerte Knochen eines Thieres und von himmelblauer, etwas zum Grünen ſich hinneigender Farbe. Die letztere erhält er wahrſcheinlich durch vitrioliſches Kupferwaſſer, das über ihn hinfließt und in ihn eindringt. Man kann künſtlichen Türkis verfertigen, wenn man calcinirtes Elfenbein in eine mit Hirſchhorngeiſt gemachte Kupferauflöſung legt, und es eine Woche in einer gelinden Wärme ſtehen läßt. Das beſte Mittel, ſie von den echten zu unterſcheiden, iſt, daß man ſie mit einem Federmeſſer ſchabt. Die natürlichen Türkiſſe geben dann einen feinen Staub, die nachgeahmten aber kleine Späne. Die erſten kommen aus der Türkei, woher ſie auch den Namen „Türkis" erhielten. Man findet ſie auch in Perſien. Lange Zeit hielt man ſie für Edelſteine und bezahlte ſie theuer.

Türkiſche Münzen finden ſich insbeſondere ſeit der Eroberung von Conſtantinopel durch Mahomet II. im Jahr 1453, ſeitdem ſie eigne Münzen ſchlagen. Frühere Münzen ſind entweder perſiſche mit türkiſchem Stempel, oder kufiſche mit altarabiſcher Schrift, welche die Chalifen zu Bagdad, Damascus, Kufa (woher der Name kufiſche Münzen entſtanden) und andere Arten in Aſien und Afrika, — auch zu Corduba in Spanien — prägen ließen. Unter den türkiſchen Münzſtädten ſind Conſtantinopel, Alexandrien, Bagdad, Cahira, Algier, Tunis, Tripolis 2c. die bekannteſten. Ein feſter Münzfuß findet in dieſem Reiche nicht Statt, wo oft die Willkühr als Geſetz gilt, und insbeſondere die Statthalter in den entfernteren Provinzen den Münzfuß nach Belieben ändern. Der

türkiſche Glaube verbietet Bildniſſe von Perſonen überhaupt, daher enthalten auch ihre Münzen keine dergleichen, ſondern auf einer Seite nur den Thoghra, d. h. den Namen und die Inſignien des Sultans in verſchlungenen Linien, auf der andern einen Spruch aus dem Koran. Die Jahreszahl iſt nach der Hedſchra angegeben. Die bekannteſten türkiſchen Münzen, nach welchen auch gerechnet wird, ſind die Piaſter, welche ungefähr 12 Gr. gelten, die Para's, deren 40 auf einen Piaſter und die Aſper, deren drei auf einen Para gehen.

Türkiſche Sprache und Literatur. So wie die Türken oder Osmanen ein tatariſcher Stamm ſind, ſo iſt auch ihre Sprache eine tatariſche Mundart. Sie iſt ihrem ganzen Bau nach ſowohl von der perſiſchen, als von der arabiſchen, und den mit dieſer verwandten Sprachen durchaus verſchieden; alle dieſe Sprachen weichen unter einander eben ſo ab, wie die ruſſiſche und die derſelben verwandten Sprachen von der lateiniſchen und deutſchen. Die türkiſche Sprache hat für das Ohr etwas Volltönendes, aber zugleich Rauhes und Ernſtes. Die Morgenländer haben verſchiedene Sprichwörter, wodurch ſie den Charakter der drei jetzt in einem großen Theile Aſiens herrſchenden Hauptſprachen, der arabiſchen, perſiſchen nnd türkiſchen, zu bezeichnen pflegen; z. B. die arabiſche Sprache überrede, die perſiſche ſchmeichle, die türkiſche ſtrafe; arabiſch habe im Paradieſe die Schlange unſere Stammmutter angeredet, p.rſiſch haben Adam und Eva ſich von Lieb' und Gegenliebe unterhalten, türkiſch habe der Engel geſprochen, als er den erſten Ältern das Paradies verſagen müſſen. Die türkiſche Sprache iſt zwar in ihrem grammatiſchen Bau ſehr regelmäßig, aber an ſich iſt ſie arm. Dieſer Armuth ihrer Sprache haben die Türken jedoch dadurch abgeholfen, daß ſie den ganzen arabiſchen und perſiſchen Sprachſchatz ſich angeeignet und mit ihrer Sprache ſo verſchmolzen haben, daß man ohne Kenntniß des Arabiſchen und Perſiſchen zu keiner gründlichen Kenntniß des Türkiſchen gelangen kann. Durch die Vermiſchung drei ſo ganz verſchiedener und ſich ungleicher Sprachen wird aber auch die Erlernung des Türkiſchen ſehr ſchwierig; denn eigentlich türkiſche, arabiſche und perſiſche Wörter und ganze Redensarten wechſeln ſowohl in der Sprache des gemeinen Lebens, als in Schriften ohne Unterſchied mit einander ab. Das Perſiſche iſt den Türken nöthig, ihrer Sprache im Umgang, in der Poeſie, und in dem allen, was zum feinen Geſchmack gehört, Annehmlichkeit und Zierlichkeit zu verſchaffen; das Arabiſche aber, um wiſſenſchaftliche und religiöſe Begriffe und Gegenſtände mit Beſtimmtheit und Würde auszudrücken. Sie bedienen ſich der arabiſchen Buchſtaben mit einigen geringen Veränderungen, und leſen auch, wie die Juden und Araber, von der Rechten zur Linken. Sie ſchreiben auf eben dieſe Weiſe. Das Papier erhalten ſie aus Europa, meiſtens aus Venedig, laſſen es aber vor dem Gebrauche ſo glätten, daß es wie unſere Glanzleinwand ausſieht. Ihre Federn werden von einem feinen Rohre geſchnitten, und ihre Dinte gleicht unſerer Buchdruckerfarbe. Sie ſchreiben auf den Knien, und höchſtens dient ein Pappdeckel zur Unterlage. Die Lautbuchſtaben oder Vocale, welche in kleinen geraden oder gekrümmten Strichen beſtehen, und bald über, bald unter die Conſonanten geſetzt werden, ſind, den Koran ausgenommen, ſelten beigeſchrieben. Das Leſen wird überdies noch durch die vielen ungleichen Alphabete und Charaktere, deren man ſich im Schreiben bedient, ungemein erſchwert; ein ganz anderes Alphabet wird in der

Kanzlei, ein anderes in Briefen, ein anderes in den Gerichten, ein anderes in wiſſenſchaftlichen Aufſätzen, ein anderes in Rechnungen u. ſ. w. gebraucht. Wer das eine recht fertig lieſ't, kann darum noch nicht ein Wort in dem andern leſen. — Die türkiſchen Horden, welche ſich zuerſt in Kleinaſien ſetzten, und von da in der Folge nach Europa übergingen, waren in dem dreizehnten Jahrhundert von den hinter ihnen hervorſtürmenden Mongolen aus dem weſtlichen Theile der großen Tatarei in größern und kleinern Haufen in das mittlere und vordere Aſien getrieben worden und hatten, einzeln nicht ſtark genug zu eigenen Unternehmungen, bei den Dynaſtien, in die ſich damals Vorderaſien getheilt hatte, Kriegsdienſte genommen. Während dieſer Lage traten ſie zu Mohammeds Religion über, und nahmen mit dem Koran zugleich die arabiſche Schrift an. Aus jener frühern Periode iſt keine Spur eines ſchriftlichen Denkmals vorhanden, welches vermuthen ließe, daß ſich die Türken mit Wiſſenſchaften beſchäftigt hätten. Erſt nachdem ſie mit dem Mohammedaniſchen Religionsbuch eine Schrift erhalten, und, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, unter einem ihrer Emirn, Osman, in Kleinaſien auf den Trümmern des griechiſchen Kaiſerreichs von Bizanz eine ſelbſtſtändige Macht begründet hatten, fingen ſie allmählig an, das Bedürfniß wiſſenſchaftlicher Bildung zu fühlen. Schon Sultan Orkhan, Osmans Nachfolger, obgleich mit Krieg und Eroberungen beſchäftigt, ſtiftete im J. 1336 zu Bruſſa in Natolien eine wiſſenſchaftliche Lehranſtalt (Mâdrâsa), welche durch die Gelehrſamkeit der dabei angeſtellten Lehrer ſo berühmt wurde, daß ſelbſt Araber und Perſer es nicht verſchmähten, Schüler der Osmanen zu werden. Ihre eignen Geſchichtſchreiber bemerken, daß die Monarchen dieſer Dynaſtie, von Osman, ihrem Gründer, bis auf Achmed den Erſten, obgleich ſie ihre Regierungen nicht alle in gleichem Maaße durch rühmliche Unternehmungen und Regententugenden verherrlichten, ſie doch alle durch ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften, und durch die Aufmunterungen, die ſie denſelben zu Theil werden ließen, auszeichneten. Das goldene Zeitalter der türkiſchen Literatur war (in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung) die Regierung Suleimans, mit dem Zunamen der Geſetzgeber, des Urenkels Mohammeds des Zweiten, deſſen Siege dem römiſchen Reich ein Ende machten. In den türkiſchen Schulen und höheren Lehranſtalten, die gemeiniglich mit Moſcheen verbunden ſind, und deren Zahl ſich in Conſtantinopel auf mehrere Hundert beläuft, wird hauptſächlich arabiſche Grammatik, Logik, Rhetorik, Dialectik nach Lehrbüchern gelehrt, die im Mittelalter von Arabern in ihrer Sprache abgefaßt worden ſind. Überhaupt ſind die Araber des von uns ſogenannten Mittelalters in Philoſophie, Mathematik, Phyſik, Heilkunde, Geſetzwiſſenſchaft und Theologie noch immer die Lehrer der Türken, über die ſie ſich nie zu erheben vermochten. Schriften über Aſtrologie, Traumdeuterei, und alle Arten von Wahrſagungskünſten machen keinen unbeträchtlichen Theil der türkiſchen Literatur aus, und werden noch immer ſtudirt. Beſonders behauptet die Aſtrologie bei den Türken nicht nur noch immer den Rang einer Wiſſenſchaft, ſondern ſie iſt auch von bedeutendem Einfluſſe auf alle Staats- und Privatangelegenheiten. Der Munedſchim Baſchi, d. i. der Ober- oder Hofaſtrolog, iſt einer der wichtigſten Hofbeamten, indem die Zeit der wichtigſten Geſchäfte von ihm beſtimmt wird. Unter ſeiner Aufſicht werden auch die jährlichen Calender gefertigt.

Allein die Werkzeuge, ohne welche die Unterſuchungen des ſcharfſinnigſten Phyſikers unvollkommen bleiben würden, ſind in der Türkei, entweder ganz unbekannt oder man kennt ſie blos als kindiſches Spielzeug, das Anſtaunen der Unwiſſenheit zu erregen, oder eine leere Neugierde zu befriedigen. Das Teleſkop, das Vergrößerungsglas, die Electriſirmaſchine und andere dergleichen Hülfsmittel der Naturwiſſenſchaften wiſſen die Türken nicht zweckmäßig zu gebrauchen. Selbſt des Compaſſes bedienen ſie ſich bei ihrer Schifffahrt nicht allgemein. Es iſt daher natürlich, daß Nautik, Aſtronomie, Geographie, Ackerbau, Chemie, und alle die Wiſſenſchaften, die nach den großen Entdeckungen der beiden letztverfloſſenen Jahrhunderte faſt ganz umgeſchaffen worden ſind, bei den Türken in einem höchſt unvollkommnen Zuſtand ſeyn müſſen. Geſchichte lieben die Türken; aber ihre Geſchichtswerke ſind größtentheils entweder in einem trocknen Chronikenſtyl, oder in einer ſchwülſtigen, mit Bildern überladenen poetiſch-proſaiſchen Schreibart abgefaßt. Einer ihrer älteſten und geſchätzteſten Annaliſten iſt Saad-ed-din, der, nachdem er Lehrer und Erzieher zweier Sultane geweſen war, als Mufti zu Conſtantinopel im J. 1599 ſtarb. Seine Chronik hat den Titel: Tadſch-et tawarich, d. i. die Krone der Annalen, und geht vom Urſprung der Osmanen bis auf Selims I. Tod (1520), und wird von den Türken als ein claſſiſches Werk betrachtet. Es iſt von Launclavius in die lateiniſche, von Bratutti in die italieniſche, und von Podeſta in die deutſche und lateiniſche Sprache überſetzt worden. In den Werken Naima's, Naſchid's und Tſchelebiſade's ſind die Annalen des türkiſchen Reichs vom Jahre 1592 bis 1727 in ununterbrochener Folge fortgeführt. Ausgezeichnet durch ſeine unter türkiſchen Gelehrten ungewöhnlichen hiſtoriſchen und literariſchen Kenntniſſe war Hadſchi Chalfa, mit dem Zunamen Tſchelebiſade, der als Beiſitzer des Centralrechnungsbureau (Baſch Muhaſſeba) im J. 1657 zu Conſtantinopel ſtarb. Unter dem Titel: Aufgedeckte Bücher- und Wiſſenſchaftskunde verfaßte er in viel umfaſſendes encyclopädiſches und bibliographiſches Werk, worein die Namen aller von den Arabern, Perſern und Türken gepflegten Wiſſenſchaften, und die Titel aller in den Sprachen dieſer drei Völker geſchriebenen Werke vom erſten bis zum tauſend und funfzigſten Jahre der Hedſchra (1640 der chriſtl. Zeitrechn.) aufgeführt ſind. Dieſes Werk diente zur Grundlage der Encyclopädiſchen Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients (von Joh. v. Hammer), Leipzig 1804, welcher Hadſchi Chalfa's Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt verfaßt, vorgeſetzt iſt. Außer jenem bibliographiſchen Werke verfaßte Hadſchi Chalfa mehrere Schriften, unter welchen beſonders Chronologiſche Tafeln bemerkt zu werden verdienen, die von Adam beginnen, und bis zum Jahr 1640 gehen. Die von Reiske verfertigte lateiniſche Überſetzung derſelben befindet ſich noch ungedruckt auf der königlichen Bibliothek zu Copenhagen. Wie in den Wiſſenſchaften, ſo ſind auch in der Dichtkunſt den Türken Araber und Perſer die Muſter, die ſie nachahmen. Der Inhalt ihrer Gedichte iſt größtentheils auf Myſtik, Moral und Liebe beſchränkt. Auch Räthſel, Logogryphen, Chronogrammen und andre dergleichen poetiſche Künſteleien ſind bei ihnen ſehr beliebt. Alle ihre dichteriſchen Erzeugniſſe ſind gereimt. Die Proſodie und die poetiſche Technik iſt ganz dieſelbe wie die der Araber und Perſer Mosnevi iſt

ein langes Gedicht, worin jedes Diſtichon ſeinen beſondern Reim hat; Gaſel und Kaſſide ſind Oden oder Lieder mit einem Reim; das Rubaji (Tetraſtichon) iſt meiſtens epigrammatiſch; das Kitaa hat vier bis acht Strophen mit verſchiednen Reimen, und iſt auf alle Gegenſtände anwendbar. Nachrichten von türkiſchen Dichtern und Proben aus ihren Dichtungen enthält Latifi, oder biographiſche Nachrichten von vorzüglichen türkiſchen Dichtern, nebſt einer Blumenleſe aus ihren Werken. Aus dem Türkiſchen des Monla Abdul Latifi und des Aſchik Haſſan Tſchelebi, überſetzt von Thomas Chabert, Zürich, 1800, 8. — Im Jahr 1727, unter der Regierung Achmeds III., wurde von einem aus Ofen gebürtigen Renegaten, Namens Ibrahim, mit Beihülfe eines Prager Juden, Chacham Jonas und durch Unterſtützung des Großvezirs, Ibrahim Paſcha, zu Conſtantinopel eine türkiſche Buchdruckerei errichtet, in welcher bis zum Jahr 1742 ſiebzehn Werke in 23 Bänden und 13,000 Exemplaren gedruckt wurden. Nach einem Stillſtand von 43 Jahren ward die Buchdruckerei im Jahr 1783 unter der Regierung des Sultans Abdolhamid wieder hergeſtellt. Doch arbeitete ſie nur etwa zwei Jahre, nach welchen ſie wieder durch ſieben andre unthätig ſtand. Im Jahr 1793 wurde ſie von Abdorrhaman Efendi, einem verdienſtvollen türkiſchen Geometer, welcher der Pforte als Abgränzungscommiſſär nach dem Frieden zu Siſtov gute Dienſte geleiſtet hatte, wieder in Thätigkeit geſetzt, und mit der in Chaßkoj (einer Vorſtadt Conſtantinopels auf der Seite Pera's) neu errichteten Ingenieurſchule verbunden. Hier blieb ſie jedoch nur einige Jahre, und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward ſie in die zu Skutari angelegten Caſernen der neuen Miliz verlegt. Bis zum Jahr 1806 wurden in derſelben 26 Werke gedruckt. In den Stürmen der beiden Revolutionen von 1807 und 1809 wurde aber auch dieſe Buchdruckerei zerſtört, jedoch von dem jetzt regierenden Sultan Mahmud IV. ſogleich im Jahre 1809 wieder hergeſtellt. Ein vollſtändiges der in Conſtantinopel bis zum Jahr 1813 gedruckten Werke hat von Hammer in der Leipziger Literaturzeitung Nr. 42 des Jahres 1813 und Nr. 197 und 198 des Jahres 1814 gegeben. Vergl. auch Toderini's türkiſche Literatur (den ganzen dritten Band) und Lüdecke's Beſchreibung des türkiſchen Reichs 3r. Th. S. 51 fgg. Alle in die Theologie und in die Geſetzwiſſenſchaften einſchlagenden Bücher ſind vom Druck ausgeſchloſſen; die Verbreitung aller übrigen wiſſenſchaftlichen Bücher durch den Druck iſt durch beſondere Gutachten der Ulema's (Geſetzgelehrten), welche einigen der vorzüglichſten Werke vorgedruckt ſind, gut geheißen und empfohlen. — In Europa begann das Studium der türkiſchen Sprache erſt mit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts. Der kaiſerliche Hiſtoriograph, Hieronymus Megiſer, gab im Jahre 1612 die erſte türkiſche Sprachlehre heraus. Seitdem wurde das Studium der türkiſchen Sprache vorzüglich zu Wien betrieben, da Öſterreich und die Pforte durch Nachbarſchaft und durch mannichfaltige Unterhandlungen in Angelegenheiten des Kriegs, des Friedens und der Handlung ſtets in Berührung mit einander ſtanden, wobei es der erſtern Regierung immer einleuchtender werden mußte, wie viel beſſer ihr Intereſſe bei der Pforte durch Geſandte und Geſchäftsmänner, welche ſelbſt der türkiſchen Sprache mächtig wären, würde wahrgenommen werden, als durch gewöhnliche Dolmetſcher, wie ſie der Zufall in dem Augenblicke des Bedürfniſſes und

der Geſchäfte darbot. Das größte Verdienſt um das Studium der türkiſchen Sprache erwarb ſich Franz von Mesgnien Meninski, kaiſerlicher Hofkriegsrath und Hofdolmetſcher, welchem man nicht nur die beſte türkiſche Sprachlehre (in lateiniſcher Sprache, zuerſt Wien, 1680, Fol.), ſondern auch das vollſtändigſte türkiſche Wörterbuch verdankt. Die erſtere wurde, mit Übungen im Analyſiren und Leſeſtücken vermehrt von Kollar (Wien, 1756, 4.), das letztere, gleichfalls ſtark vermehrt, von Jeniſch, auf kaiſerliche Koſten (Wien 1780 — 1803) aufs neue herausgegeben. Türkiſche Sprachlehren in franzöſiſcher Sprache, in welchen die türkiſchen Worte mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind, hat man von Preindl (Berlin 1789, 8. mit einem Wörterbuche), und von Viguier (Conſtantinopel 1790, 4.). Aus der von der Kaiſerin Maria Thereſia im J. 1753 zur Bildung junger Diplomatiker für Geſchäfte mit der Pforte geſtifteten orientaliſchen Akademie zu Wien gingen mehrere gelehrte Kenner des Türkiſchen hervor, von welchen beſonders von Jeniſch, von Stürmer, von Chabert und von Hammer genannt zu werden verdienen. Außerdem haben ſich auch Toderini (durch ſein in italieniſcher Sprache verfaßtes Werk über die türkiſche Literatur, Venedig 1787 in drei Octavbänden), Muradgea d'Ohſſon, Joh. Chriſt. Clodius, Goldermann und von Diez um die Kenntniß der türkiſchen Sprache und Literatur verdient gemacht.

Turkomannien iſt der Name vorzüglich zweier aſiatiſchen Länder, welche von den Turkomannen, richtiger Truchmenen (einem Volke, das ſich auch noch in mehreren andern Gegenden Aſiens verbreitet hat) bewohnt werden. Das eine Turkomannien oder Truchmenenland iſt ein Theil der freien Tatarei, und liegt auf der Oſtſeite des caſpiſchen Meeres, zwiſchen dieſem und dem Aralſee, eine meiſt ſandige zum Theil unfruchtbare Steppe, die Mangel an Bewäſſerung leidet, jedoch auch einzelne, ziemlich fruchtbare Landſtrecken in ſich ſchließt; zum Theil iſt das Land auch bergig. Es bringt etwas Getraide hervor, doch iſt die Viehzucht wichtiger als der Ackerbau. Es giebt daſelbſt Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Wildpret und an Geflügel und Fiſchen iſt kein Mangel. Die Einwohner, Truchmenen, gewöhnlich Turkomannen genannt, ſind ein tatariſcher Stamm, ſehr roh, unwiſſend, ungebildet, Freiheit liebend und mit Geſetzen unbekannt. Sie leben nomadiſch, nur wenige treiben Ackerbau und Gewerbe. Sie haben weder Fürſten noch Adel, ſondern ſtehen blos unter erwählten Stammälteſten, die jedoch auch wenig Anſehen und Gewalt haben. Sie können gegen 40,000 Mann ins Feld ſtellen. Die herrſchende Religion iſt die Mohammedaniſche. Dazu gehören die kulaliſchen Inſeln im caſpiſchen Meere, wohin die Ruſſen des Seehundfangs wegen kommen, der Bezirk Mangiſchlak mit dem Hafen Katſchak-Kultuk, welcher für einen der beſten an den Küſten des caſpiſchen Meeres gehalten, und des Handels wegen häufig von ruſſiſchen Schiffen beſucht wird. Das zweite Turkomannien, auch türkiſch Armenien genannt, begreift den türkiſchen Antheil an dem Lande Armenien (wovon der öſtliche Strich zu Iran gehört), und liegt im öſtlichen Theile der aſiatiſchen Türkei, zwiſchen Iran, den ruſſiſch caucaſiſchen Ländern, Natolien, Syrien und Kurdiſtan. Es iſt ein ziemlich raues Gebirgsland, wo ſich die Zweige der Gebirge Taurus und Caucaſus in einander verflechten, ſich der ſehr hohe Ararat erhebt, und wo die Flüſſe Tigris, Euphrat und Kur entſpringen.

Der Boden iſt im Ganzen nicht ſehr fruchtbar, ſo daß ſein Anbau einen anhaltenden Fleiß erfodert. Doch giebt es auch, beſonders in dem ſüdlichen Theile, ſchöne Gegenden, die einen ergiebigen Boden haben, und unter andern Feigen, Mandeln, Granatäpfel ꝛc. hervorbringen. Die hier wohnenden Turkomannen, oder Truchmenen (außer welchen es auch Armenier giebt) ſind gleichfalls ein nomadiſirendes Volk, das in Horden getheilt iſt, deren jede ein Oberhaupt an der Spitze hat. Ihr Vermögen beſteht meiſtens in Vieh, in Büffeln, Kameelen, Ziegen und beſonders Schafen. Die Weiber ſpinnen Wolle und weben Tapeten. Die Männer thun nichts, als Tabak rauchen und ihr Vieh hüten. Sie ſind beſtändig zu Pferde, haben ihre Lanze auf der Achſel, den krummen Säbel an der Seite, die Piſtole im Gürtel, und ſind muthige Krieger, die von den Türken gefürchtet werden. Dieſes türkiſche Armenien oder Turkomannien iſt in die drei Paſchaliks Arzerum oder Erzerum, Kars und Wan getheilt. Man findet darin die ziemlich anſehnlichen Städte Arzerum oder Erzerum, Bajazet und Wan.

Turmalin, oder electriſcher Schörl, iſt eine zum Kieſelgeſchlecht gehörige Steinart, am häufigſten von grüner und brauner Farbe verſchiedner Höhe. Er hat die beſondre Eigenſchaft, daß er durch Erwärmung electriſch wird, und electriſche Pole erhält. Um das zu bemerken, darf man ihn nur 1 — 2 Minuten in heißes Waſſer tauchen, und ihm hierauf leichte Körper nähern; ſogleich werden dieſe wechſelsweiſe von ihm angezogen und abgeſtoßen. Indeſſen äußert er dieſe Electricität nur bei gewiſſen Graden der Erwärmung (30 — 80° Reaumur), ſo daß er bei größerer Hitze nur dann erſt die electriſchen Erſcheinungen wieder zeigt, wenn er etwas abgekühlt iſt. Nicht alle Turmaline äußern gleich ſtarke electriſche Wirkungen; aber der braune und hyazinthrothe die ſtärkſten. Er wird in Ceylon, Braſilien, Spanien, Frankreich, der Schweiz, Deutſchland und andern Ländern gefunden. Die weißen Bergcryſtalle, in welchen ſchwarze, nadelförmige Turmalin-Cryſtalle eingewachſen ſind, werden Haarſteine genannt.

Turniere (franz. tournois, lat. torneamenta, von den Schwenkungen und Wendungen der Kämpfenden), ritterliche Luſtkämpfe zu Roß oder Fuß, wo Mann gegen Mann in voller Rüſtung mit Speer oder Schwert kämpfte. Die Schilderung derſelben findet man unter dem Artikel Ritterſpiele. Hier blos von dem Geſchichtlichen. Der erſte Urſprung der Turniere iſt ungewiß. Einige neuere, wie Herder, haben behauptet, daß der Urſprung der Turniere und des Ritterthums bei den Arabern zu ſuchen und das deutſche Ritterweſen blos eine Nachbildung des arabiſchen ſey. Allein alle geſchichtlichen Denkmale beurkunden, daß das Ritterthum ein reingermaniſches Inſtitut iſt, und ſich außer Deutſchland nur noch in den Ländern entwickelt hat, wo deutſche Völkerſtämme ſich niedergelaſſen hatten; wobei freilich nicht geläugnet werden kann, daß die Kämpfe und der Verkehr mit Normannen und Arabern viel zur fernern romantiſchen Ausbildung dieſer Inſtitute beigetragen haben. Im 9ten oder 10ten Jahrhundert erhielten ſie ihre völlige Ausbildung bei den Franzoſen, denn bei dieſer Nation ſind ſie unſtreitig am erſten in ihrer nachmaligen Geſtalt bekannt geweſen. Ein franzöſiſcher Edelmann, Gottfried von Preuilly, war um 1066 der erſte, der die Geſetze und Gewohnheiten der Turniere ſammelte, die im 12ten und 13ten Jahrhundert auch bei andern Nationen angenommen wurden. Daß der deutſche König Heinrich I, die Turniere erfunden habe, iſt un-

gegründet. Sebaſtian Münſter, ein nicht ganz verwerflicher Zeuge, meldet in ſeiner Erdbeſchreibung, daß das erſte große deutſche Turnier ſchon im J. 1036 zu Magdeburg gehalten worden. Die Geſetze bei den Turnieren waren in der Hauptſache überall gleich, aber in Nebendingen, beſonders was die polizeilichen Anordnungen dabei betraf, waren ſie oft ſehr verſchieden. Eine Sammlung ſolcher Geſetze findet ſich in Rüxners Turnierbuch. Außer der ritterlichen Geburt, (turnierfähige Geſchlechter), war ein durchaus unbeſcholtner Wandel eine unerlaßliche Bedingung, um beim Turnieren zugelaſſen zu werden. Es ſcheint jedoch, daß man nicht immer ganz ſtreng dieſe Geſetze beobachtet habe, weil ſonſt viele Ritter nicht hätten zugelaſſen werden können. Die ältern Turniere waren die, wo Haufen gegen Haufen, die ſpätern, wo Mann gegen Mann focht (Rennen). Zu den großen Turnieren, welche ein Fürſt oder ein Hoher von Adel anſtellte, geſchahen die Einladungen an benachbarte Fürſten und Ritter auf eine ſehr feierliche Art; eben ſo wurden auch die Kampfrichter oder Turnierkönige gewählt. Die Turniere wurden dann durch Herolde öffentlich ausgerufen. In Deutſchland wurden dieſe Spiele gewöhnlich auf dem Markte oder andern freien Plätzen der Städte gehalten, in Frankreich aber auf freiem Felde in der Nachbarſchaft von Städten. Es wurden dazu eigne Schranken und Rennbahnen errichtet, und viel Volks ſtrömte herzu. Vor dem Tage des Turnierens ſelbſt mußten die, welche daran Theil nehmen wollten, wenn es nicht fürſtliche Perſonen, oder ſonſt ſchon bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Der, welcher das Turnier veranſtaltete, ſetzte nicht nur den Preis (Dank) für die Sieger aus, ſondern trug auch alle übrigen Koſten des Turniers und bewirthete die fremden Gäſte bisweilen mit großem Aufwande. Eine Beſchreibung davon findet man in Beckers Weltgeſchichte IV. Theil S. 476. Außer dieſen feierlichen Turnieren foderten bisweilen einzelne Ritter andere zu einem Turniere heraus, um etwa eine gekränkte Ehre oder ſonſt etwas zu verfechten. Sie durchzogen in dieſer Abſicht wohl mehrere Länder, und hießen **irrende**, **fahrende** Ritter. — Die Waffen, deren man ſich bei den Turnieren bediente, waren anfangs unbeſchlagen Kolben, und ſtumpfe Schwerter, dann aber, und faſt ausſchließlich, Lanzen oder Speere. Je größer die Zahl der zerbrochenen Lanzen war, die ein Ritter bei einem Turniere aufzuweiſen hatte, deſto größer war ſein Ruhm. Man nannte dieſe Waffen **ſtumpfe Waffen** (armes courtoises, gracieuses). In der Folge wurden auch **ſcharfe Waffen** gewöhnlich, und die Turniere wurden nun blutig und mörderiſch. Aus dieſem Grunde, und wegen des ausſchweifenden Luxus, der oft dabei Statt hatte, verboten Könige, Päpſte und Kirchenverſammlungen die Turniere bei ſchwerer Ahndung; deſſen ungeachtet aber dauerten ſie noch lange Zeit fort. Die Einführung des Schießpulvers, welches die bis dahin gewöhnliche Rüſtung der Ritter unnütz machte, die ganz veränderte Art Krieg zu führen, vielleicht auch Änderung des Geſchmacks und der Mode, trugen dazu bei, daß die Turniere im 16ten Jahrhunderte nach und nach aufhörten. In Frankreich hatte das unglückliche Ende Heinrichs II. (1559) ſie ganz verhaßt gemacht. Man erneuerte ſie zwar ſpäter hier und da wieder, aber blos zur Luſt. Die Carouſſels (ſ. d. Art.) traten an ihre Stelle. An einigen deutſchen Höfen wurden noch bis ins 18te Jahrhundert **Fuß-Turniere**, ganz im Geſchmack der frühern Zeiten, jedoch blos als Luſtbarkeit, angeſtellt. Das letzte bekannte Feſt dieſer Art

war das Turnier, welches am Hofe des Konigs Auguſt II. im Jun. 1709 auf dem Markte zu Dresden gehalten wurde. Offiziere von gleichem Range turnierten gegen einander mit Schwert und Lanze. Die Formalitäten dabei waren ganz nach alter Art eingerichtet.

Turnkunſt, die jüngſte Tochter der uralten Gymnaſtik (ſ. d. Art.), verdankt ihr Daſeyn ſeit 1810 dem um die Sache des Vaterlandes vielfach verdienten D. Friedr. Ludw. Jahn (ſ. d. Art.). Die Turnkunſt will durch eine mit Umſicht geregelte und mit Sorgfalt geleitete Ausbildung der Körperkraft anſtändige Haltung des Körpers, nach den Umſtänden ſcharf abgemeſſene ſchnelle Bewegung, phyſiſche Stärke und Dauer, Sinnenſchärfe und frohen Muth hervorbringen. Es iſt bekannt, wie ſchon die Griechen, und wie unſere Altvordern im Turnweſen und den ritterlichen Übungen ein Ähnliches zu erringen bemüht geweſen. Aber es verſchwanden alle dieſe Übungen durch die Zeit und die veränderten Anſichten der Menſchen. Erſt in neuerer Zeit gedachte man wieder in Deutſchland der Nothwendigkeit einer Leibesbildung, neben jener des Geiſtes. In Baſedows Philanthropin zu Deſſau wurden zuerſt ſolche Leibesübungen getrieben, die man mit dem Namen Gymnaſtik bezeichnete. Von hier aus gingen ſie mit Salzmann nach Schnepfenthal, wo bald die vorzüglichſte Pflanzſchule für Gymnaſtik entſtand, die Guts-Muths vorzüglich ausbildete. Sein Werk über die Gymnaſtik (1 Aufl. 1793) und Vieths Encyclop. der Leibesübungen 2. Theil, Berlin 1794, lenkten die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſen Erziehungsgegenſtand in mehrern Gegenden, vor Allem in Dänemark. Als nun zur Zeit des Franzoſendruckes jeder deutſche Mann nach Freiheit ſchmachtete, überall aber Verweichlichung des Volks das Streben nach ihr hemmte, da ward es den Verſtändigern im Volke klar, wie nur durch Jugendbildung die Freiheit vorbereitet werden könne; und D. Jahn machte ſchon im J. 1810 die Einwohner Berlins mit der körperlichen Ausbildung der Jugend zugleich in Beziehung auf künftige Vaterlandsvertheidigung unter dem Namen der Turnkunſt bekannt; hierauf eröffnete er 1811 im Frühjahr den erſten Turnplatz in der Haſenhaide. Obſchon, wie faſt jede gute neue Einrichtung, auch dieſe Anſtalt anfänglich viele Widerſacher fand, ſo ward doch dem Volke der wahre Zweck des Ganzen immer mehr klar. Die Anſtalt nahm zu; ſchon 1812 konnten mehrere als Vorturner auftreten. Hierbei bildete ſich ein Verein, welcher zum Zweck hatte, über alles, was dem Turnweſen förderlich ſeyn könnte, ſich zu beſprechen. Als aber Jahn ſpäterhin mit allen wehrhaften Turnern ins Feld zog, ſtand einer ſeiner beſten Schüler, Ernſt Eiſeler, der Turnanſtalt zwei Jahre lang vor. Nach beendigtem Kriege breitete ſich die Turnkunſt, deren Vortheil in ihm ſich bewährte, in Deutſchland immer weiter aus, und es gab bei vielen Schulen zugleich Turnanſtalten. Turn iſt ein altdeutſches Wort, das drehen, wenden, lenken, ſchwenken 2c. bedeutet und aus dem Deutſchen mit in das Latein des Mittelalters (tornare, torneamentum, Turnier) und in das Franzöſiſche hinüberkam. So wie dies, ſind alle bezeichnende Kunſtwörter bei der Turnkunſt aus dem Deutſchen entlehnt. — Ein Turnplatz muß hoch und trocken liegen, eben und von feſtem Boden ſeyn und wenigſtens einige Bäume haben; von großem Vortheil ſind nahe Anhöhen; wo dieſe fehlen, ſollen wenigſtens Schanzen von den Turnern aufgeworfen werden. Auch muß gutes Trinkwaſſer in der Nähe ſeyn. Die Bahnen werden, wo feſter Boden mangelt, von Lehm geſchlagen,

und dann durch aufgeſtreuten Sand weicher gemacht. Kann ein kleiner Laubwald in die Anlage des Turnplatzes gezogen werden, ſo iſt es deſto beſſer, nur hüte man ſich vor Nadelwald. — Zu dem nothwendigſten Turnzeuge gehören: Springel, Beutel, Schnuren, Springſtangen, Recke, Schwingel, ein Schwebebaum, ein Pfahlkopf, Gere, Zieh- und andere Seile, Klettertaue, ein Klettermaſt, Kletterſtangen, eine Klimmleiter, ein Schwimmgürtel mit Stange ꝛc. Der Springel oder Springpfeiler beſteht aus zwei aufrecht ſtehenden Pfählen, in denen Löcher über einander angebracht ſind, in welche man Pflöcke ſteckt, über welche eine Schnur gezogen wird. Die Springſtäbe nimmt man von Fichten- oder Kiefernſtämmchen, 7 — 11 Fuß lang, am ſtärkern Ende zum Einſetzen etwas zugeſpitzt. Das Reck iſt eine auf zwei Balken wagrecht ruhende Stange, gegen 2½ Zoll ſtark und 4 — 5 Ellen lang. Für Geübtere muß es ſo hoch ſeyn, daß ſie es nur im Sprunge erreichen; für Kleinere nur ſchulterhoch, oder auf einem höhern und niedrigen Balken ruhend. Es dient dieſes Reck zu vielen Hang-, Schwung- und Handlaufübungen. Der Schwingel iſt ein gepolſtertes Gerüſt, in der Mitte ſattelähnlich, in der Hauptſache wie die Schwing- und Springpferde auf den Voltigirſälen. Unter Schwebe- oder Wagbaum verſteht man einen ſchlanken, aſtloſen Fichtenſtamm, von 40 Fuß Länge und 10 Zoll Stärke am Stammende. Dieſer ruht auf einem zwiſchen zwei Ständern angebrachten Dorn, welcher, da die Ständer mit Löchern über einander verſehen ſind, höher und niedriger geſteckt werden kann. Der Baum darf weder zu viel noch zu wenig ſchwanken; auf ihm muß ſich der Turner, ungeachtet ſeines Schwankens, erhalten und bewegen lernen. Der Pfahlkopf iſt ein auf einer Säule befeſtigter Kopf mit einem Gelenke, mittelſt deſſen er auf den Treffwurf zurückſchlägt und hängen bleibt. Da die Würfe oft weit abgehen, ſo iſt es nöthig, daß die Wurfbahn wenigſtens 30 Fuß Breite habe, und hinten durch eine Bretwand oder einen Erdwall geſchloſſen ſey. Ger heißt ein langer Schaft, mit einer vier Zoll langen, kegelförmigen, eiſernen Spitze und einem zwei Zoll langen eiſernen Ring am Schaftende; der Ring muß ſo viel Gegengewicht halten, daß der Schwerpunkt des Gers um zwei bis drei Zoll aus der Mitte nach der Spitze zu geht. Nach Alter und Kraft müſſen dieſe Gere verſchieden ſeyn. Die Klettertaue müſſen ¾ — ⅝ Zoll ſtark und 20 — 40 Fuß lang ſeyn. Der Klettermaſt mag 20 — 60 Fuß Höhe, 6 — 12 Zoll Stärke und oben einen Querbalken zum Ausruhen haben. Die Kletterſtange muß von 2 — 4 Zoll Stärke und 10 — 30 Fuß Höhe und, wie der Klettermaſt, gut gehobelt ſeyn. Die Klimmleiter iſt nichts weiter, als eine Strickleiter. Unter Schwimmgürtel verſteht man einen breiten Bund, der um die Bruſt bei Schwimmübungen gelegt und vorn zugeknöpft wird. Hinten iſt am Bunde ein Seil befeſtigt, das der Schwimmlehrer entweder frei hält oder das an einer Stange feſtgemacht iſt, die unten einen hölzernen Bügel hat, welchen man gerade auf die Hüfte ſtemmt. Hierdurch kann man nach Gefallen den Turner über dem Waſſer erhalten oder ihn unterſinken und tauchen laſſen. — Die Turnübungen zerfallen überhaupt in Vor- und Hauptübungen und ſind folgende: I. Das Gehen. Hierbei wird in den Vorübungen Anſtand, Dauer, Schnelligkeit und Gewandtheit geübt. Als Turnübungen betrachtet man 1. den Kriegsſchritt, wobei Haltung des Körpers, das Blickwerfen oder die Kopfbewegung, halbe und ganze Wendung, gewöhnlicher und Ge-

ſchwindſchritt, die Richtung in Gliedern, das Schließen, Marſch gerad aus, der Schräg- und Reihenmarſch, die Richtungsveränderung, Frontſtellung aus dem Reihenmarſche, Auslaufen der Rotten, Schwenkung von der Stelle und im Marſchiren berückſichtigt wird. 2. Den Turngang, ein ſtarker, anhaltend fortgeſetzter Weg in irgend eine Gegend, wobei Jeder ſein Bedürfniß in einer Taſche ſelbſt trägt und ſo wenig als möglich zu bedürfen ſich gewöhnt. 3. Den Turnzug. Er beſteht in einer unvermutheten Wanderung nach einem vorgeſteckten geraden Ziele, ohne auf örtliche Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen, alſo durch Flüſſe, Wälder ꝛc. ohne Weg und Steg; er ſoll den Fall darſtellen, daß dem Feinde durch einen ſolchen Zug zuvorgekommen werden ſoll. 4. Den Turnſchritt: ein Geſchwindſchritt auf der Turnbahn nach der Zeit beſtimmt, der den Zweck hat, durch Schnelligkeit Zeitkürze zu überwinden. 5. Das Laufen. Vorübungen ſind langſames Traben und Ablaufen eines Weges von 10 Minuten, die endlich kaum zum dritten Theil gebraucht werden; dabei darf Keiner am Ziele außer Athem ſeyn. Turnübungen ſind: der Schlängellauf, wobei eine Bahn in Schlangenlinien oder ſternförmig angelegt werden muß; der Schnelllauf, wozu die Bahn, 312 rheinl. Fuß lang, nicht zu angreifend werden darf; der Langlauf, auf die Dauer im Laufe berechnet, wobei mit offner Bruſt und unbedecktem Kopfe zu laufen und dann 10 — 12 Minuten langſam umherzugehen iſt; der Springlauf, welcher zur Abſicht hat, die beim Laufen ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe des Bodens durch Sprung zu überwinden, was man durch aufgeworfene Gräben bewirken kann; und der Trablauf, deſſen Zweck es iſt, den Feind, dem man ſich langſam genähert, nachdem man ſein Feuern abgewartet, beim Laden ſchnell anzufallen. II. Das Springen. Der Sprung, welcher mit Beihülfe der Arme und Beine geſchieht, iſt ein gemiſchter, der hingegen, welcher nur durch Schnellkraft der untern Glieder erfolgt, ein reiner Sprung. Zu dem Sprung überhaupt gehört 1. der Hochſprung. Vorübungen ſind der Hüpfgang, der Hüpflauf und das Hüpfen, wobei die Fußſpitzen allein thätig ſind, der Anſchlag mit den Ferſen an das Geſäß, der Kniehub nach der Bruſt zu. Hauptübung iſt der Hochſprung, welcher ſich in den Hochſprung mit Anlauf und ohne Anlauf theilt; der Anlauf muß ſtets leicht auf den Fußſpitzen fortlaufend genommen werden. Wenn die Turner wenigſtens bis zur Hüfte zu ſpringen gewöhnt ſind, kann man zum Kreisſprung vorſchreiten. Dann bilden die Turner laufend einen Kreis, auf deſſen Bahn der Springel ſteht; jeder überſpringt die Schnur des Springels, ſobald er ſich ihr nähert und durchläuft dann den Kreis von neuem. Wird dieſer Sprung mit der Waffe gemacht, ſo darf dieſe die Schnur nicht berühren; geſchieht er mit dem Degen zum Herabſtoßen und Forttragen des Ringes vom Ringpfeiler, ſo muß der Stich geſchehen, wenn der Turner über der Schnur ſchwebt. Der Turnſprung geſchieht gliederweiſe, wobei die Springelpfeiler ſo weit aus einander gerückt werden müſſen, als das Glied breit iſt. 2. Der Weitſprung. Vorübungen ſind: der Satz und der Fortſatz, der in immer wiederholten Sätzen bis zum Ende einer Bahn beſteht. Hauptübung iſt der eigentliche Weitſprung. Er theilt ſich in den Anlauf, Abſatz und Niederſprung. Als Turnübungen dienen: der Sprung über den langen, 1 Fuß tiefen Graben, zuerſt ungebunden, dann mit Gewehr, endlich im Trab; und der Schlängelſprung über einen in Krümmungen laufenden Bach oder Graben. 3. Der Tiefſprung. Dieſer

iſt rein, wenn die Hand nicht dabei angewendet wird, gemiſcht, wenn man dieſe gebraucht. Damit der Stoß ſich nicht in gerader Richtung durch das Rückgrath fortflanze, ſpringe man nie auf die Ferſe, ſondern auf die Zehen und beuge den Körper zuſammen. Zu dem gemiſchten Sprunge gehören der Sprung mit dem Stabe und der Hochſprung mit dem Stabe. Die Vorübungen beſtehen in der Hebung und der Wendung, bei welcher letztern das Geſicht im Niederſpringen nach dem vorigen Standpunkte des Turners gerichtet ſeyn muß. Hauptübung iſt der Hochſprung mit dem Stabe ſelbſt. Hierbei muß der Anlauf nach dem Stützpunkte hin immer ſchneller werden, und Aufſprung und Einſetzen des Stabes eins ſeyn. Man hat auch den Weit- und Tiefſprung mit dem Stabe. Als Anhang hierzu gehört der Sprung im Reifen, im Strick und im Seile. Bei den erſtern beiden Übungen ſchwingt ſich der Turner, aufhüpfend, den Reifen und den Strick ſelbſt unter den Beinen und über den Kopf weg; bei dem Sprung im Seil thun dies andre als der Springer. III. Das Schwingen. Zum Behuf deſſelben dient der Schwingel oder das Schwingpferd. Die Vorübungen müſſen allein Hände und Arme gewöhnen, durch Stemmen, Heben, Handgehen, Aufſprung in den Sattel, Sprung über den Sattel, Hinaufſprung ſtehend in den Sattel. Außerdem ſind noch als Turnübungen: Aufſchwung in den Sattel, Aufſprung im Sattel, Niederſchweben in den Sattel, Herabſchwingung vom Sattel, Überſprung rechts, Aufſprung ſtehend in den Sattel. IV. Das Waghalten oder Schweben. Dieſes zerfällt als Vorübung in das Wagſtehen auf einem Beine, auf einem Pfahle und in das Waggehen auf dem Ruhbaum (einem auf dem Boden liegenden geſchälten Fichtenſtamm), der Kante eines Bretts u. ſ. w. Die Pfähle dürfen nur einen Fuß hoch und oben drei Zoll ſtark ſeyn. Hauptübung iſt das Waghalten auf dem Wag- oder Schwebebaum. Auf dieſem verſucht der Anfänger zuerſt ſich an der Hand des Lehrers zu halten, dann ohne dieſen; ſpäter auch, wenn man ihm ſeine Bahn durch Steine, durch eine vorgehaltene Ruthe ꝛc. erſchwert. Endlich nöthigt man ihn, auf der ſchwankenden Spitze des Baums ſich umzudrehen, rückwärts zu gehen, einem ihm begegnenden Turner auszuweichen, ſich zu ſetzen und aufzuſtehen ꝛc. Hierbei iſt nöthig, daß man die Füße auswärts ſetze, langſam und mit geradem Körper gehe und den Baum, wenn er zu ſehr ſchwankt, wieder in Ruhe kommen laſſe. Als Turnübung dient der Wagekampf, wenn ſich zwei Turner auf einer ſchmalen Fläche begegnen und einander herabzuſtoßen bemüht ſind, der Steg, wo ein Wagbaum über ein tiefes Waſſer gelegt und von den Turnern überſchritten wird ꝛc. Hieher gehören auch die bekannten Übungen: das Stelzengehen, das Schlittſchuhlaufen und das Gleiten mit den Füßen auf dem Eis. — V. Das Klimmen und Steigen. Hierbei kommt alles an auf Muskelkraft und Nervenſtärke, auf Muth und Faſſung. Zu den Vorübungen gehören hier: das Hängen am Reck mit geſtreckten und gekrümmten Armen, das Heben, wobei der Turner ſich mittelſt der Arme ſo hoch hebt, daß er über das Reck hinüberſieht; der Hangſchwung oder das Hängen am Reck mit hinauf- und hinabgeſchwungnen Füßen; der Liegehang, wo man mit Armen und Beinen das Reck umklammert; der Ruhhang, wo dies nur eine Seite des Körpers thut, indeß die Glieder der andern ruhend herabhängen; das Gehen mit den Händen am Reck, das Anhängen mit den Knien, indem man die Hände losläßt; das Fortgleiten ſitzend auf dem Reck,

indem man bei jedem Fortgleiten ſich auf die Hände ſtützt ꝛc. Zu den wirklichen Turnübungen rechnet man: die verſchiedenen Arten die Leiter zu erklimmen; das Klimmen am Maſt, an der Strickleiter, am Seile ſenkrecht und quer, am Baume ꝛc. — VI. Das Ringen. Als Vorübungen deſſelben ſind zu betrachten: das Heben mit ausgeſtrecktem Arme; das Ziehen mit der Hand und den Schultern, das Ringen um einen Apfel oder dergleichen, damit die Hände ſich gewöhnen feſt zuzuſchließen; das Fortdrängen des Gegners; das Heben und Umfaſſen deſſelben, damit er den Boden nicht mehr berühre; das Niederwerfen. Als Turnübungen: der Kampf am Seile, wobei beide Partien das Seil an ſich zu ziehen bemüht ſind; der Gränzkrieg, wo der Einfall abgewehrt werden ſoll. Hierbei iſt es leicht, gewiſſe, für künftige Vaterlandsvertheidiger unerlaßliche Grundſätze in Abſicht auf Kriegsſtand einzuprägen und allerhand Dinge auszuführen, wie ſie im Kriege zu geſchehen pflegen. — VII. Das Werfen. Die Abſicht dabei iſt: Stärkung der Hand, des Arms, der Schultern und Bruſtmuskeln und Übung des Auges. Das Werfen iſt zweierlei: Steinwerfen und Werfen mit dem Spieß oder Ger. Bei der erſtern Art hat man Steine nöthig, die breitgedrückten Kugeln oder Linſen gleichen; andere ſind für Anfänger nicht anwendbar. Mit dieſen macht man nun entweder den Schwungwurf, der am gewöhnlichſten iſt, oder den Hebewurf, wie z. B. beim Kegelſchieben üblich. Als Ziel dient eine Scheibe oder der Pfahlkopf. Bei dem Werfen mit dem Spieß iſt der Wurf entweder Kernwurf geradeaus, oder Bogenwurf in einem Bogen nach dem Ziele. — VIII. Das Schießen. Dies geſchieht bis zu einiger Reife des Turners mit dem Bogen, der am beſten von Maasholder, Iben- oder Ahornbaum genommen wird. Die Pfeile macht man von Fichtenholz; die Befiederung nimmt man von den Schwanzfedern der Vögel und leimt ſie hinten am Pfeile feſt. Iſt der Turner verſtändiger, älter und kräftiger geworden, ſo übt er den Büchſenſchuß nach dem Ziele; anfänglich mit Anſtemmen und Auflegen, ſpäter aus freier Hand. — IX. Das Baden, am beſten in fließendem Waſſer. Mit Anfängern beginne man es nur in der heißen Jahreszeit, und bade überhaupt lieber Nachmittags, wo das Waſſer durch die Strahlen der Sonne ſchon mehr erwärmt worden. Sobald man aber einiges körperliche Übelbefinden bemerkt, iſt das Bad auszuſetzen; desgleichen zur Zeit der Verdauung. Wie ſehr man ſich vor aller Erhitzung zu hüten, iſt bekannt genug. Ehe man in das Bad geht, benetze man Kopf, Bruſt und Beine, und werfe ſich dann ſchnell ins Waſſer. So lange bis Froſt eintritt, kann man immerhin im Waſſer bleiben. — X. Das Schwimmen. Dabei kommt es vorzüglich auf die Muskeln der Bruſt und Arme an, deren Stärkung durch den Eindruck des friſchen Waſſers gar ſehr befördert wird. Das Rudern bewirkt man dadurch, daß man die breitern Flächen der untern und obern Glieder dem Waſſer entgegenſetzt, und wenn man einen zweiten Ruderſchlag beginnen will, die ſchmalen ſchneidenden Seiten zur Rückbewegung dem Waſſer entgegenſtellt. Die Hauptarten des Schwimmens ſind: 1. das Schwimmen auf der Bruſt: die allgemeinſte Art und der Grund von allen übrigen Schwimmarten. Der Turner liegt dabei ſchräg im Waſſer, mit ſcharf zurückgebognem Kopf und Hals, die Arme vor ſich hinausgeſtreckt, mit dem Daumen der Hand etwas tiefer, die Finger feſt geſchloſſen, die Beine tiefer und aus einander geſpreitet, die Füße bis zum Hintern heraufgezogen. Hierauf ſtreichen die beiden Arme ſeitwärts in

einem Bogen, jedoch nicht bis zu den Hüften aus, die Daumen immer noch tief; die Füße ſtreichen in zwei Bogen weit aus einander und zugleich in die Tiefe, wobei die äußern Flächen der Beine und die obern der Füße rückwärts gegen das Waſſer drücken. Um einen neuen Stoß oder Ruderſchlag zu machen, müſſen ſich die Hände mit der ſchmalen Seite gegen das Waſſer vor die Bruſt ziehen, und werden da wie vor dem erſten Ruderſchlage ausgeſtreckt, desgleichen ziehen ſich die Beine in dieſelbe Stellung wie vorher, und ſo erfolgt ein neuer Ruderſchlag. Nur iſt zu bemerken, daß die Kniee nicht nach dem Kinn hinaufſtehen, ſondern weit aus einander geſpreitet ſeyn müſſen, weil man außerdem ſich unter das Waſſer arbeiten würde. 2. Das Waſſertreten. Hierbei gebraucht man die untern Glieder eben ſo, wie beim Schwimmen auf der Bruſt; der Turner ſteht aber und hält die Hände dabei über Waſſer. 3. Das Schwimmen auf dem Rücken. Man legt ſich ſanft aufs Waſſer rücklings nieder und hält den ganzen Körper mit angeſchloſſenen Oberarmen ſtarr. Die Hände liegen neben dem Schenkel, doch ſo, daß die Daumenſeite mehr abwärts gekehrt iſt. In dieſer Lage macht man die Ruderſchläge in der Gegend der Schenkel kurz und ſchnell und erhält ſich dadurch über dem Waſſer. 4. Das Tauchen geſchieht kopf- und fußwärts. Beim erſtern ſteckt man, wenn man auf der Bruſt ſchwimmt, den Kopf ins Waſſer und ſtreicht mit der innern Handfläche nach der obern Waſſerfläche hinauf; beim letztern ſtellt man ſich in die Lage des Waſſertreters und hält die Hände ſteif an die Schenkel, dann ſchlägt man mit ſteifen Armen und Händen von den Schenkeln nach dem Waſſerſpiegel aufwärts und ſinkt ſo ziemlich ſchnell. Will man wieder herauf, ſo tritt man mit den Füßen ſtark auf und ſchlägt mit den Händen nach unten. 5. Das Schwimmen unter dem Waſſer iſt aus Tauchen und auf der Bruſt ſchwimmen zuſammengeſetzt. Der Schwimmer taucht und ſchiebt ſich während des Tauchens gerade unter der Waſſerfläche fort. 6. Das Waſſerſpringen. Hierbei muß man die Arme vor die Bruſt legen und die Beine an einander ſchließen; will man mit dem Kopfe zuerſt ins Waſſer, ſo hält man beide Hände vors Geſicht, ſo daß ſie einen Schnabel bilden, welcher die Waſſerfläche ſpaltet, durch welche nun der übrige Körper nachfolgt. Sehr hat man ſich hierbei zu hüten, daß der Leib mit ſeinen Flächen aufs Waſſer falle. Beim Unterricht iſt der Schwimmgürtel ſehr zu empfehlen. Als Turnübungen dienen: das Schnellſchwimmen, das Wettſchwimmen auf Dauer, das Überſchwimmen eines Stroms, die Botſchaft, das Schwimmen in voller Kleidung, das Grundholen, die Rettung. — Da alle Turnkunſt den jungen Menſchen ſo bilden ſoll, daß er von den Beſchwerden des Lebens ſo viel als möglich zu ſeinem Vortheile kehre, und insbeſondere den Krieg ſich erleichtere, ſo muß bei den Turnübungen auf Übung der Sinne geſehen, mithin das Auge durch Fernſehen, das Gehör durch Horchen und durch Bewußtwerden der Richtigkeit des Geſehenen und Gehörten geübt werden. — Dies alles gab der Turnkunſt eine große pädagogiſche Wichtigkeit, ſelbſt in den Augen des Staats. Die Turnanſtalt in Paris (von einem geflüchteten Spanier Amoros 1818 errichtet) fand den Beifall der Regierung und des Kriegsminiſters Gouv. St. Cyr. In Deutſchland zählte man im Jahr 1818 ſechzig Turnplätze, u. a. gab es deren in Bremen, Hamburg, Gotha, Eiſenach, Frankfurt a. M. Tübingen, u. ſ. w. In Dänemark iſt die Unterweiſung in Leibesübungen bereits ſeit längerer Zeit mit allen Landſchulen aufs zweckmä-

ſigſte verbunden. Dagegen wurden Streitigkeiten zwiſchen den gelehrten Schulen und den Turnern, die zum Theil ſehr heftig in Schriften geführt wurden, bei welcher Gelegenheit der Rec. in den Wien. Jahrb. 1819, erſtes St. und der im Hermes, St. 2, mehr als ein gediegenes Wort ſagten, Urſache, daß die preußiſche Regierung den 15ten März 1819 alle Turnplätze in der Monarchie ſo lange ſchloß, bis die Turnlehre in das gehörige Verhältniß mit dem ganzen Erziehungsweſen geſetzt und demſelben untergeordnet worden ſey. S. Jahns und Eiſelens deutſche Turnkunſt. Berlin 1816. GutsMuths Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Frankfurt a. M. 1817. Deſſelben Catechismus der Turnkunſt. Frankfurt a. M. 1818. Paſſows Turnziel. Breslau 1818. Steffens Turnziel. Bresl. 1818. Vergleiche den folgenden Art. Turnziel.

Turnziel. Die Idee der Turnkunſt, vom Leibe aus und an und mit demſelben auch Seele, Geiſt und Herz zu bilden und zu üben, weicht ganz von der Anſicht unſerer Väter ab, welche die Bildung zur Frömmigkeit und Gottesfurcht als die einzige feſte Grundlage aller Erziehung betrachteten. Die Gegner der Turnkunſt glauben daher ſo wenig an die Erreichung dieſes Turnziels, daß ſie vielmehr den Turngeiſt ſelbſt anklagen, als einen Geiſt roher Gleichgültigkeit gegen das, was die ſittlich edle und geiſtig feinere Bildung der Jugend, von der man Beſcheidenheit, Anſpruchloſigkeit, Liebenswürdigkeit und ernſte Liebe zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit verlangt, bisher begründen ſollte. Die Vorwürfe, welche man der Turnkunſt an ſich macht, als ſeyen ihre Übungen dem Körper und der Geſundheit nachtheilig, wollen wir nicht wiederholen, da kein Arzt in dieſer Hinſicht gegen das Turnen geſprochen, und der königlich preußiſche Obermedicinal- und Regierungsrath von Könen in ſeinem amtlichen Berichte (vergl. deſſelb. Verf. Leben und Turnen. Berlin, 1817.) die Turnübungen als höchſt zuträglich und heilſam in Schutz genommen hat. Denn die Vorbereitungen ſind ſo einfach, die Stufenfolge ſo allmählig, die Vorſichtsmaaßregeln ſo ſorgfältig und die Aufſicht ſo genau, daß wohl nichts dabei zu wünſchen übrig ſeyn möchte. Nur das öffentliche Wettturnen erſcheint weniger empfehlungswerth, auch könnten ſolche Übungen, welche den Kunſtſtücken der Gaukler zu ähnlich ſehen, von den Turnplätzen verbannt werden. Wird im Allgemeinen das fehlerhafte Übermaaß vermieden, ſo kann man der Turnkunſt keinesweges vorwerfen, ſie raube Zeit, ermatte für Geiſtesanſtrengungen und gebe zu viel Zerſtreuung. Aber eben darum iſt Aufſicht von Seiten des Staats nöthig, denn die Turnmeiſter ſelbſt möchten wohl das richtige Mittelmaaß nicht allzeit treffen, da man weiß, wie ſehr diejenigen, die eine Kunſt ausſchließend treiben, geneigt ſind, ihre Beſchäftigung für die Hauptſache in der Welt zu halten. Die Beſtimmung über Zeit, Ort und Maaß der Leibesübung ſollte daher von den Ordnern der ganzen Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt abhangen. Indeß tadelt man nicht ohne Grund, daß die meiſten Turner in Gang, Stellung, Haltung und Bewegung etwas Ungefälliges und unangenehm Derbes, ja ſogar in ihren Geſichtszügen nicht ſelten einen unjugendlichen Ernſt und faſt finſtern Ausdruck zeigen. Hieran iſt aber nicht ſowohl die Turnkunſt Schuld, als vielmehr die falſche Vorſtellung der Meiſter, welche die unbefangene, leichte, fröhliche Geberdung eines beſcheidenen, offenen und eben dadurch für ſich einnehmenden Knaben mit glatter und gehaltloſer Zierlichkeit verwechſeln. Sie ſehen auf dem Turnplatze nur auf einſeitige Ausbildung

der bloßen Kraft, wodurch nothwendig die Erwerbung eines gefälligen Anſtandes ſehr erſchwert wird. Darum darf für dieſen Zweck die Tanzkunſt nicht aus der Reihe der jugendlichen Leibesübungen ausgeſchloſſen werden, wohlverſtanden, daß die Tanzkunſt etwas anderes lehren ſoll, als Tänze. Endlich bemerkt man, daß die bisherige Turnkunſt alle Knaben und Jünglinge, ohne Rückſicht auf ihre künftige Beſtimmung, gleichförmig muskelkräftig und gelenkſam ausarbeite; da doch mehrere, z. B. die Reck-, Barren- und Klimmübungen, nur mit Vorſicht bei ſolchen Statt finden ſollten, die zu ihrem künftigen Berufe einer beſonders leichten, biegſamen und geſchmeidigen Hand bedürfen, wie Mahler, Kupferſtecher, Wundärzte, Geburtshelfer, Tonkünſtler u. ſ. w. — Die ſtrengſte Rüge hat ſich gegen den Geiſt des Turnens erhoben, in wie fern er die höhere Ausbildung des Menſchen, die ſittliche, begründen ſoll. Zwar läßt ſich nicht läugnen, daß gewiſſe Eigenſchaften des Charakters, als: Entſchloſſenheit, Beſonnenheit, Ausdauer und Muth, aus dem durch das Turnen erprobten Gefühle der Kraft mit entſpringen können; allein dies berechtigt nicht zu der übertriebenen Anpreiſung des Turnens als des wichtigſten Erziehungsmittels zur Umbildung und Wiedergeburt des Volkes. Die tiefſte, die reinſte, die umfaſſendſte und die in allen Verhältniſſen bewährteſte Bildung geht von der herrſchenden Geſinnung aus, und kein menſchliches Surrogat kann für die Entwickelung der Geſinnung des Menſchen das leiſten, was der religiöſe Glaube an Gott, Unſterblichkeit, Tugend und Freiheit Großes und Vortreffliches erzeugt. Zwar machen die Turngeſetze (in Jahns deutſcher Turnkunſt) die ſtrengſte Befolgung des Sittengeſetzes zu ihrer Aufgabe; allein die Turnmeiſter glauben (vergl. Paſſows Turnziel), daß die Turnkunſt durch ſich ſelbſt mittelſt ihrer Allgemeinheit und Öffentlichkeit jenes Reſultat hervorbringe, und daß die religiöſe Bildung, die Erhebung der Seele zu Gott, einem reiferen Alter, „wenn die Vernunft der Sinnlichkeit Meiſter zu werden begonnen hat,“ vorbehalten bleiben müſſe! Als wenn das Kind in ſeiner reinen Unbefangenheit — daher das große Wort: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen u. ſ. w. — Gott zu lieben unfähig wäre! Aber auch ſehr unbeſtimmt, ja bedenklich iſt die Vorſchrift der Turngeſetze, welche Abneigung gegen alle Ausländerei und endlich rückſichtsloſe Hingebung an das Wohl der Turngemeinſchaft *) den Turnern zur Pflicht macht; und zu welcher Anmaßung verleitet der Turnmeiſter ſeine jungen Turner, wenn er ſie auffordert, Muſter, Beiſpiel und Vorbild zu werden, oder wenn ein Andrer die Turnknaben mit Verachtung gegen das ältere Geſchlecht als gegen ein „kümmerliches in ſich verſunkenes Daſeyn“ erfüllt, und ſie erinnert, daß einzig von ihnen als den Reinſten der Zeit „Hülfe,“ die „Wiedergeburt des Volks und die „Geneſung des kranken Geſchlechts“ zu erwarten ſey! Glaubt der junge Turner, daß er durch die Turnübungen dieſen perſönlichen Vorzug und dieſe öffentliche Bedeutſamkeit erlange, ſo wird er gleichgültig vornehm auf alle Beſtrebungen des ſtillen Ernſtes und des beſcheidenen Fleißes der nicht turnenden Jugend herabſehen. Dieſe gehört ja zu den „timiden“ Naturen! Es war daher wohl folgerecht, daß unter den Tugenden, welche die Turnmeiſter nach Jahns

*) Das auf den letztern Punkt ſich beziehende Turngeſetz iſt von Jahn öffentlich zurückgenommen worden. Auch treffen dieſe Bemerkungen GutsMuths Turnlehre nicht.

Theorie der Jugend einzuflößen unternahmen, der Demuth, jener Hingebung an den göttlichen Willen, nicht gedacht wurde, welche allein das Herz mit dem Geiſte, die Kraft mit dem Willen dauerhaft pflichtmäßig verbindet, und die Hoffnung mit dem Schickſal verſöhnt. Ganz im entgegengeſetzten Sinne ſah man bei der ſpartaniſchen Erziehung dahin, daß der Jugend neben Kraft, Gewandtheit, Muth, Ausdauer und Entſchloſſenheit zugleich die tiefſte Ehrfurcht vor den beſtehenden Einrichtungen und perſönliche Achtung des älteren Geſchlechts eingeflößt wurde. Doch dieſe Bemerkungen treffen mehr einen zufälligen Auswuchs in Jahns Turnlehre, als die Sache ſelbſt. Und wenn die Gegner den dermaligen Turngeiſt beſchuldigen, daß er Anmaßung, Selbſtgefühl, Rückſichtsloſigkeit und Unbeſcheidenheit bei der Jugend hervorbringe, ſo müſſen ſie dennoch auf der andern Seite zugeben, daß — größtentheils eine Folge des Turnehrtriebes — zugleich Ernſt, tüchtiger Fleiß, Mäßigkeit und vor allen Dingen Keuſchheit zugenommen haben. Selbſt die unter dem Namen der Burſchenſchaft bekannte Verbindung der Studirenden auf Univerſitäten, welche die meiſten Turner unter ſich zählt, iſt in vieler Hinſicht auf die ſittliche Vervollkommnung der Jünglinge höchſt lobenswürdig berechnet. Sie würde alle Gegner entwaffnen, wenn ſich zu der offenbar edlen Richtung des Willens, die ſie bezeichnet, noch Demuth und Beſcheidenheit geſellten. Auch den düſtern Ernſt einer die Verhältniſſe und die Zeit überſpringenden Thatkraft milderte dann die Anmuth eines ſich auf ſich ſelbſt beſchränkenden, in dem Idyllen-Leben des Wahren, Guten und Schönen ſich frei und froh bewegenden Geiſtes. Dies hat GutsMuths in ſ. Abr. der deutſchen Gymnaſtik (Katechismus der Turnkunſt, Frankfurt a. M. 1818) nicht überſehen. Er prägt ausdrücklich dem jungen Turner ein: Du ſollſt dein Muth- und Kraftgefühl unter der Zucht deines Geiſtes in Demuth halten. Du ſollſt nicht dich zur Schau ſtellen. Muthwillig mit ſeiner Leibeskraft Jemanden zu nahe treten, heißt Gefallen haben an der unvernünftigen Stärke des Roſſes. Du ſollſt Maaß halten in der Arbeit des Leibes. Du ſollſt der geiſtigen Ausbildung nicht die Zeit ſtehlen für die leibliche u. ſ. w. Schon dieſe Verſchiedenheit der Anſichten einzelner Turnlehrer beweiſ't die Wichtigkeit der Aufgabe, die bisherige Turnerziehung mit dem wahren Geiſte der Jugendbildung in Übereinſtimmung zu bringen. Unſtreitig hat ſich der Stifter der Turnkunſt ſelbſt dabei den höchſten Zweck, ein ſittliches Ziel, redlich gedacht und zu erſtreben vorgeſteckt. Darüber giebt ſein Buch: Deutſches Volkthum (1808; — N. A. 1817) die beſte Auskunft. Allein er will die ſittliche Geſinnung, auf welcher das feſte Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft errichtet werden ſoll, nur durch äußere menſchliche Einrichtungen erwecken und ausbilden, ohne die ewig feſte Grundlage aller Geſinnung, die Religion, welche allein das Sichtbare dem Unſichtbaren, die Maſſe dem Geſetz, durch freiwilligen Gehorſam — aus Liebe — unterzuordnen vermag, zum Grundſtein ſeines Gebäudes zu machen. Jede Kunſt muß ſich aber auf die Natur ihres Gegenſtandes, das Turnen alſo auf das Verhältniß des Körpers zum Geiſte beſchränken. Daher iſt die Turnkunſt nur ein Beſtandtheil der männlichen Erziehung, nicht die Baſis derſelben überhaupt. Denn wenn ſie auch gewiſſe ſehr ſchätzbare Eigenſchaften, wie Muth, Ausdauer, Entſchloſſenheit erweckt und befeſtigt, ſo vermag ſie dennoch, da ihr Verfahren vielmehr eine blos äußerliche Abrichtung, als eine innere Geſtaltung iſt, die moraliſche Geſinnung im Ganzen, den Geiſt der Tu-

gend überhaupt durch ſich ſelbſt weder zu gründen noch einzuflößen. Sie kann, wenn ſie nicht ſelbſt mit einer höheren Aufgabe in Widerſpruch kommen ſoll, kein anderes Ziel haben, als Bildung eines geſunden, kräftigen, leiblich geſchickten und tüchtigen Geſchlechts; ſie muß daher der ganzen übrigen — religiös = ſittlichen — Erziehung ſich unterordnen, folglich den allgemeinen Grundſätzen derſelben nicht widerſtreben, noch deren Wirkſamkeit durch vorherrſchende Einſeitigkeit hemmen, ſie muß, wie es bereits in den däniſchen Volks = und Kriegsſchulen geſchieht, auf Stand, Beruf und die beſondern Anlagen der einzelnen Zöglinge ſorgfältig Rückſicht nehmen, ſie muß dem Körper nicht blos Kraft, Gewandtheit und Fertigkeit überhaupt ertheilen wollen, ſondern zugleich auf Anſtand und gefällige Form der Bewegungen ſehen, vor allen Dingen aber das Entbehrliche von dem Nothwendigen wohl unterſcheiden. — Vergl. über dieſen wichtigen Gegenſtand: Beckdorfs Rec. in den Wiener Jahrb. der Literat. 5. B. 1819, S. 215 fgg. und den Hermes 2. St. 1819. K.

Tuſch. Jedermann weiß, daß unter dieſem Namen ſchwarze, viereckte Kuchen, oder Tafeln, mit chineſiſchen Charakteren bedruckt, verkauft werden. Die Farbe hat das Eigenthümliche, daß ſie ſich mit Waſſer äußerſt leicht abreiben läßt, und alle Schattirungen von dem ſchwächſten Grau bis zur vollkommenſten Schwärze giebt, daher ſie von den Zeichnern ſo allgemein vorgezogen wird. Die Zubereitung iſt den Europäern lange unbekannt geweſen, obwohl man aus dem übeln Geruch eines älteren Aufguſſes auf Tuſche und aus der Anlockung der Fliegen wohl geſchloſſen, daß ein thieriſcher Leim den ſchwarzen Farbeſtoff verbinde. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das Ruß von verbrannten feinen Pflanzenölen, beſonders von dem Seſamöl, den Hauptbeſtandtheil des Tuſches ausmache. Welcher thieriſche Leim aber dazu genommen werde, iſt nicht ganz ausgemacht. Um den Geruch des letzteren zu unterdrücken, ſetzt man wahrſcheinlich etwas Moſchus, und andere wohlriechende Sachen hinzu. Die europäiſchen Nachahmungen können nicht gelingen, weil es uns an den feinen Pflanzenölen fehlt, deren Ruß der Grundſtoff des Tuſches iſt, und weil wir die Natur des thieriſchen Leims, als des Verbindungsmittels, nicht kennen.

Tuſchmanier, beim Zeichnen, bildet den Übergang aus dem trocknen Zeichnen mit Kreide oder Stiften in das Mahlen. Saftig und weich verſchmolzen kann eine getuſchte Zeichnung ſeyn und durch die verſchiedenen dunklern und hellern Schattentöne wird ſie alle Farben darzuſtellen vermögen, in ſo fern ſie zum Lichteffect des Ganzen beitragen. Alle Lichter müſſen bei dieſer Manier ausgeſpart werden, von dem reinen weißen Papier, welches den Grund bildet. Es iſt die Hauptſache bei der Tuſchmanier, alles recht weich und duftig anzulegen, ſo lange die Schatten noch naß ſind, ſie zu verwaſchen, um die Übergänge in das Licht ganz zart und verſchmolzen herauszubringen, ſie dann aber nicht eher wieder zu berühren, bis ſie ganz trocken ſind, und dann allmählig durch das ſtufenweiſe Auftragen von ſtärkern Schattentönen die dunkeln Maſſen herauszubringen, und die kleinern Partien hineinzuzeichnen. Durch ein ſanftes Schraffiren und ein mit weichen Punkten verſchmelzendes Überarbeiten werden die Schattentheile, die erſt in ganzen Maſſen angelegt wurden, ausgeführt und vollendet, ſie bekommen dadurch die Durchſichtigkeit, die allein Rundung und Tiefe hervorbringen kann. Ein zarter genauer Umriß, weiche ſaftige Schatten, und zuletzt recht markige Drucker in den

dunkelſten Stellen und recht rein erhaltene Lichter in den hellſten machen eine ſchöne getuſchte Zeichnung. Das Papier muß zum Tuſchen auf ein Reißbrett geſpannt werden. Die Münchner Haarpinſel ſind am beſten zum Tuſchen zu gebrauchen. Landſchaften nehmen ſich beſonders ſchön in dieſer Manier aus. Alles was hier von dem Tuſchen geſagt iſt, gilt auch für die jetzt weit beliebtere Sepiamanier; es iſt daſſelbe, ob die Farbe ſchwarz oder braun iſt, es bleibt immer dieſelbe Behandlung, die man au lavis nennt, und die durch die in Aquatinta gearbeiteten Kupferſtiche nachgeahmt wird. Die größte Wirkung der Zeichnungen in dieſer Manier hängt beſonders von concentrirtem Licht und ſchönem Helldunkel ab, kleine verſtreute Lichter zerſtören die Wirkung ganz; je mehr Einheit im Ganzen iſt, und jemehr alle noch ſo reichen Einzelnheiten ſich jener unterordnen, mit deſto höherm ruhigen Wohlgefallen wird des Kenners Auge darauf verweilen.

Tuſculanum, eine berühmte Villa (Landhaus) des Cicero in der Nähe der Stadt Tuſculum. Cicero verweilte hier am liebſten, und verſchönerte dieſe Villa nicht nur mehr, als ſeine übrigen Landhäuſer und Güter, ſondern gab hier auch Unterricht in der Philoſophie, und unterredete ſich mit ſeinen Freunden und Schülern über das, was er in den nach dieſem Orte benannten tuſculaniſchen Quäſtionen niederſchrieb. Tuſculum war eine der Hauptſtädte des alten Latiums, von Rom aus gegen Norden über Alba in einer überaus angenehmen Gegend, weshalb die Landſchaft von hier bis Rom ſo mit Gärten und Villen angefüllt war, daß man ſie für einen zuſammenhängenden Garten hielt. Tuſculum ſelbſt war eine beträchtliche Stadt, und iſt es gegenwärtig noch unter dem Namen Fraſcati, welchen ſie von den vielen Luſtwäldern und Buſchwerk (Frasca) erhalten haben ſoll. Nach der Fabel iſt Tuſculum von dem Sohne des Ulyſſes und der Circe erbauet worden.

Tutel, ſ. Vormundſchaft.

Tutti (ital.) bedeutet: Alle, und zeigt in der Muſik an, daß alle Inſtrumente oder Stimmen einer Gattung eintreten ſollen, nachdem vorher eine oder wenige derſelben ſich hören ließen.

Twiſte. Das berühmteſte Baumwollengarn iſt das engliſche (Twiſt), beſonders ſeit der Zeit, wo es auf Maſchinen geſponnen wird und deshalb Maſchinengarn heißt. Es zeichnet ſich vor allem übrigen in Europa durch Feinheit, Glätte und Gleichheit der Fäden aus. Das ſtärkſte wird Waſſergarn (Water twist), die andere weniger gedrehte Sorte Mulegarn (Mule twist) genannt. Die Spulenmaſchinen, welche (nach geſchehenem Verſpinnen auf der Vorſpinnmaſchine) den Twiſt liefern, heißen Mulemaſchinen (Mules). Zum Einſchlaggarn oder Weft (Weft) hat man eine andere Maſchine, die den Namen Jenny führt. Das Garn oder der Twiſt wird aufgehaſpelt. Die Haſpeln haben 54 Zoll im Umfange. Man berechnet den Twiſt auf folgende Art: 54 engliſche Zoll oder $1\frac{1}{2}$ Yard machen einen Faden (Thread); 80 Fäden machen ein Unterband (Lea oder Wrap); ſieben Unterbänder machen eine Zaſpel (Hank) und zwanzig Zaſpel einen Strang (Dotting). Zur Erleichterung ſolcher Berechnungen giebt es in Englands Fabriken eigne gedruckte Tafeln. Waſſergarn hat einen feſtern Faden, und iſt theurer als Mulegarn. Es wird daher meiſtens zur Kette gebraucht. Die geringſte Baumwolle, welche man zu Waſſergarn ſpinnen kann, iſt die weſtindiſche; die beſte aber iſt die braſiliſche; ſmirniſche und

andere levantiſche ſowohl, als auch Surate-Baumwolle laſſen ſich gar nicht zu Twiſt ſpinnen. Waſſergarn kann nicht höher als ungefähr bis Nr. 50 geſponnen werden. Die niedrigſte Sorte iſt Nr. 10. Mulegarn hat einen weichern, nicht ſo ſtark gedrehten Faden. Man gebraucht es daher am meiſten zum Einſchlage. Zu allen Mouſſelinen aber gebraucht man das Mulegarn nicht blos zum Einſchlage, ſondern auch zur Kette. Von Nr. 40 an bis zu Nr. 200, 250, auch wohl 300 wird das Mulegarn geſponnen. Manche ſpinnen dieſes Garn ſo feſt, daß es dem Waſſergarne nahe kommt und alle Operationen des Färbers aushalten kann. Daher findet man auch auf ſolche Garnpäcke die Worte: Warranted Turkey red geſchrieben. Dies verſteht ſich indeſſen blos von Nr. 40 bis 60. Mulegarn von Nr. 40 bis 50 kann aus weſtindiſcher Baumwolle geſponnen werden; Nr. 70 bis 120 aus Georgia-Baumwolle. Um höhere Nummern zu ſpinnen, muß man ſogenannte oſtindiſche Baumwolle nehmen. Dieſe kann man ungefähr zu Nr. 300 bringen. Weft dient blos zum Einſchlage. Der Faden iſt ganz weich und läßt ſich leicht in Fäſerchen aus einander rupfen. Aus allen Sorten von Baumwolle wird Weft geſponnen, je nachdem die Waare fein oder gering werden ſoll. Man darf aber ja keine Sorte Baumwolle mit einer andern vermiſchen; denn zweierlei Sorten nehmen nicht immer dieſelbe Farbe an, ſondern es wird vielleicht eine dunkler als die andere. So würde alſo leicht eine unangenehme Ungleichheit der Farbe entſtehen. Indeſſen laſſen ſich alle Arten levantiſcher Baumwolle zuſammen färben und können mithin auch ohne Unterſchied zuſammen geſponnen werden. Das Garn kommt entweder zum Weber oder es wird verſchickt. Waſſergarn wird in der Quantität von 10 Pfund, und Mulegarn in der von 5 oder 6 Pfund eingepackt. Jenes wird mit grauem, und dieſes erſt mit weißem oder hellblauem und dann mit grauem Papier umwickelt. Die Päcktchen werden mittelſt einer beſondern Packmaſchine ganz feſt zuſammengeſchraubt. Wenn Weft verſchickt werden ſoll, ſo wird es gemeiniglich gehaſpelt. Dieſes iſt aber ſehr unnöthig. Denn wenn Weftgarn gewebt werden ſoll, ſo muß man es doch wieder auf Spulen bringen. Am beſten geſchieht daher die Verſendung in Kops, d. h. ſo wie das Garn von der Spule kommt. Der Unterſchied der Benennungen von Reeled Weft und Kop Weft bezieht ſich auf das oben Gemeldete, und zeigt alſo keine verſchiedene Quantität an. — Ein Päcktchen Weft hält zwölf Pfund.

Tycho (Tyge) Brahe, ein berühmter Aſtronom, aus einer altadelichen, urſprünglich aus Schweden abſtammenden Familie, wurde auf dem Landgute ſeines Vaters, Knud-Strup in Dänemark, am 19ten December 1546 geboren. Von der früheſten Jugend an zeigte er eine entſchiedene Neigung für die mathematiſchen Wiſſenſchaften. Als er vierzehn Jahr alt war, machte das Ereigniß, daß eine Sonnenfinſterniß zu dem von den Aſtronomen angekündigten Zeitpunkte genau eintraf, einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er für die Aſtronomie ſelbſt die größte Hochachtung bekam, und ſich ihr mit allem Eifer widmete. Er wurde auf die Univerſität Leipzig geſchickt, um da die Rechte zu ſtudiren, aber er beſchäftigte ſich hier faſt ausſchließend mit aſtronomiſchen Beobachtungen. Als er nach Dänemark zurückgekommen war, heirathete er ein Landmädchen von dem Gute ſeines Vaters. Dies entzweite ihn mit ſeiner Familie, mit welcher er jedoch durch die Vermittlung des Königs wieder ausgeſöhnt wurde.

Er unternahm hierauf verſchiedene Reiſen nach Italien und Deutſchland, lehnte aber die Anträge einiger Fürſten, die ihn, unter vortheilhaften Bedingungen, in ihre Dienſte ziehen wollten, ab. Friedrich II., König von Dänemark, gab ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt, und räumte ihm die kleine, ſeit 1658 Schweden gehörige Inſel Hween im Sunde auf Lebenszeit ein. Hier erbaute Tycho, auf königliche Koſten, das Schloß Uranienburg und einige Sternwarten. In dieſer Einſamkeit, wo er von verſchiedenen Fürſten beſucht wurde, arbeitete er das Weltſyſtem aus, das noch unter ſeinem Namen bekannt iſt. Er nahm an, daß die Erde im Mittelpunkte des Weltſyſtems unbeweglich feſt ſtehe, die Sonne aber, und alle übrigen Weltkörper, ſich um dieſelbe herumbewegten. Er wollte ſo das alte Ptolemäiſche Syſtem verbeſſern; aber die nachfolgenden Aſtronomen haben Brahe's Syſtem mit Recht verworfen, und das Syſtem des Copernicus vorgezogen (ſ. d. Art. Copernicus). Sein reger Eifer, die Aſtronomie zu vervollkommnen, bewog ihn, ſelbſt große Summen deswegen zu verwenden. Aber man verdankt auch ſeinen ununterbrochenen Beobachtungen ein richtigeres Verzeichniß der Fixſterne, mehrere wichtige Entdeckungen über die Bewegungen des Mondes und der Cometen, über die Refraction (ſ. d. Art.) und bedeutende Verbeſſerungen der aſtronomiſchen Inſtrumente, wie ſie denn auch die Grundlage des ſchönen von Kepler gegründeten aſtronomiſchen Gebäudes wurden. Tycho war dabei ein geſchickter Chemiker, liebte die ſchönen Wiſſenſchaften, und fand in der Dichtkunſt ſeine Erholung von ernſtern Studien. Von dem charakteriſtiſchen Fehler ſeines Zeitalters, der Vorliebe zur Aſtrologie und dem Hange zum Aberglauben, war er keineswegs frei. Sein heftiger, aufbrauſender Charakter, und ſeine Neigung, ſich Spöttereien über Andre zu erlauben, zogen ihm Feinde zu, die es bei dem Nachfolger Friedrichs II., König Chriſtian IV., ſo weit brachten, daß dieſer ihm den Jahrgehalt entzog. Tycho verließ (1597) unwillig ſein Vaterland, und nahm einen ehrenvollen Ruf des Kaiſers Rudolph II. an, der ein großer Freund der Aſtronomie und Aſtrologie war. An Rudolphs Hofe zu Prag wurde Tycho wohl aufgenommen, gut bezahlt, und erhielt alle mögliche Freiheiten und Unterſtützungen, ſeine Studien ungeſtört fortſetzen zu können. Er ſtarb aber ſchon am 24ſten Octb. 1601. Tycho Brahe war bei allen Schwachheiten und Fehlern ein großer und ausgezeichneter Mann ſeines Zeitalters. Seine Werke, durchaus aſtronomiſchen Inhalts, ſind alle in lateiniſcher Sprache geſchrieben; die von ihm noch vorhandenen lateiniſchen Gedichte ſind ohne großen poetiſchen Werth. Seine koſtbaren aſtronomiſchen und andern Inſtrumente kaufte der Kaiſer Rudolph II., aber ſie wurden nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (1620) größtentheils vernichtet; nur ein großer Sextant ſoll davon noch in Prag befindlich ſeyn. Die berühmte meſſingene Himmelskugel, die ſechs Fuß im Durchmeſſer hatte, und deren Verfertigung 5000 Thaler gekoſtet haben ſoll, kam nach mancherlei Schickſalen wieder nach Copenhagen, wo ſie aber bei dem großen Brande im Jahr 1728 mit verloren ging. Von dem Schloſſe Uranienburg auf der Inſel Hween ſind jetzt nur noch einige Ruinen übrig. Ein mehreres über Tycho's Leben und das ganze Verzeichniß ſeiner Schriften ſ. in Tycho Brahe ꝛc. ein Verſuch von Helfrecht, Hof 1798.

Tympanum (griech.), ein Inſtrument bei den Griechen und Römern, ungefähr dem Tamburin ähnlich, das mit der Hand geſchlagen, und vorzüglich bei religiöſen Ceremonien gebraucht wurde; eine Art Pauke, nicht Trommel; denn unſere heutigen Trommeln kannten die Alten nicht. In der Baukunſt verſtand man darunter ein Zug- oder Tretrad, auch ein Giebelfeld. In der Anatomie nennt man das Trommelfell im Ohr auch Tympanum; aber dieſe Bedeutung war den Römern nicht bekannt. — Tympanitis (Tympanitis, die Trommelſucht), ein krankhafter Zuſtand des Menſchen, wobei der Unterleib von Luft in den Gedärmen ausgedehnt und angeſpannt iſt.

Tyndariden heißen von ihrem Vater Tyndarus, König von Laconien, die Zwillingsbrüder Caſtor und Pollux (ſ. d. Artikel Caſtor).

Typhon, eine ägyptiſche Gottheit, ein Sohn des Kronos und der Rhea, und Bruder des Oſiris, Areris, der Iſis und Nephthys. Der Gemahl ſeiner Mutter war Helios; ſie liebte aber den Kronos, wurde vom Helios mit ihm in unerlaubtem Umgange überraſcht und verurtheilt, weder in einem Jahre, noch in einem Monate zu gebären. Hermes, ein anderer Liebhaber der Rhea, half ihr aus der Noth. Er gewann dem Monde im Würfelſpiel den 72ſten Theil jedes Tages ab. Aus dieſen $\frac{365}{72}$ Tagen machte er fünf Tage, welche er der Rhea ſchenkte, und welche von den Ägyptern als Schalttage zur Vollzähligmachung des Jahres gebraucht wurden. Rhea gebar die dritte Claſſe der ägyptiſchen Götter, von denen Typhon am dritten der im Würfelſpiel gewonnenen Tage geboren ward. Typhon ſtrebte nach der Herrſchaft, welche ſein Bruder Oſiris, deſſen Gemahlin Iſis geworden war, über Ägypten führte. Lange ward es von der Iſis vereitelt (ſ. Iſis), allein als Oſiris von einer Reiſe durch die Welt zurückkam, ward er vom Typhon umgebracht, zerſtückelt und in einem Kaſten in den Nil geworfen. Während nun Typhon regierte, legten alle Könige ihre Kronen ab, zum Zeichen, daß ſie ſich ihrer Herrſchaft begeben hatten. Als aber Horus, des Oſiris jüngſter Sohn, das Jünglingsalter erreicht hatte, überwand er den Typhon nach einem harten Kampfe, und überſchickte ihn gefeſſelt ſeiner Mutter, welche ihn aber wieder frei ließ, ſo daß der Krieg aufs neue begann, bis Typhon endlich im zweiten Treffen vom Horus geſchlagen wurde. Er ſetzte nun ſieben Tage ſeine Flucht auf einem Eſel fort, zeugte, als er ſich in Sicherheit ſahe, den Hieroſolymus und Judäus, welche, wie Tacitus meint, die Juden aus Ägypten führten. Dem Horus entging er, indem er ſich in ein Krokodill verwandelte. Nach einer andern Sage überwand ihn Hermes oder Mercur, der ihm die Sehnen ausſchnitt und aus ihnen Saiten machte. Nach Herodot verbarg er ſich in dem See Serbonis (ſ. d. Art. Typhon, griech. Mythologie), der deswegen von den Ägyptern der Typhoniſche genannt wurde. Seine Gemahlin war ſeine Schweſter Nephthys. Den Ägyptern war er eine böſe Gottheit, von der alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührte. Alle verhaßten und unreinen Thiere waren ihm heilig, z. B. der Eſel, der Hippopotamus und das Krokodill. Man ſchimpfte und ſchmähte auf ihn an gewiſſen Feſttagen. Bei übermäßiger Hitze, epidemiſchen Krankheiten und andern Landplagen ſperrte man einige der ihm heiligen Thiere an einem dunkeln Orte ein, erſchreckte ſie durch Drohungen, und wenn dies dem

Übel nicht abhalf, ſo wurden ſie geſchlachtet. Dies that man auch mit rothhaarigen Menſchen, welche ihm heilig waren, weil er ſelbſt rothes Haar hatte. Man bildete ihn gewöhnlich als Eſel, Hippopotamus oder Krokodill ab, nicht in menſchlicher Geſtalt. Auch hält man ihn für das Symbol des Meeres, das den Nil verſchlingt, oder des heißen höchſt verderblichen Südwindes. Der griechiſche Typhon iſt übrigens nichts anders, als der ägyptiſche. Beide waren böſe Dämonen und verfolgten die guten Götter. Das meiſte in der Fabel vom griechiſchen Typhon iſt aus ägyptiſchen Ideen hergeleitet, worauf ſchon ſehr beſtimmt die Mythe hindeutet, daß die Götter vor dem Typhon nach Ägypten geflohen wären, und aus Furcht vor demſelben ſich in Thiere verwandelt hätten.

Typhon (Typhaon, Typhonus, Typhos), nach der griechiſchen Mythologie ein Ungeheuer, von dem die Erzählungen der Dichter höchſt verſchieden ſind. Nach Heſiodus ward es von der Erde und dem Tartarus erzeugt, um ſich an den Göttern zu rächen, welche die Titanen und Giganten beſiegt hatten. Nach Homers Hymne auf den Apollo war Juno ſeine Mutter, welche, dem Jupiter zum Trotz, der die Athene aus ſich ſelbſt geboren hatte, auch den Typhon aus ſich ſelbſt gebar, und ihn von dem Drachen Delphyne erziehen ließ. Euſtathius, noch beſſer berichtet, erzählt: die Erde habe aus Verdruß über die Niederlage der Giganten Uneinigkeit zwiſchen Juno und Jupiter geſtiftet. Jene beklagte ſich deshalb beim Saturn, der ihr zwei Eier gab, die ſie auf die Erde legen ſollte. Das aus ihnen herauskommende Geſchöpf würde mächtig genug ſeyn, den Jupiter vom Throne zu ſtoßen. Juno legte dieſe Eier auf dem Gebirge Arima in Cilicilien nieder, verſöhnte ſich jedoch mit ihrem Gemahl und entdeckte ihm alles, worauf er ſich mit ſeinen Blitzen gegen das Ungeheuer, deſſen Geburtsort nach den Meiſten Cilicilien war, rüſtete. Pindar läßt den Typhon dort in einer Höhle leben, welche Typhoneum hieß, und mit giftigen Dämpfen angefüllt war. Das Ungeheuer war ſchrecklich, und größer und ſtärker als alle, welche die Erde geboren hatte. Bis zu den Hüften war es menſchlich geſtaltet. Sein Haupt reichte über die höchſten Gebirge empor und berührte die Sterne. Die Arme reichten vom Aufgang bis zum Niedergang. Statt der Finger gingen aus den Händen hundert Drachen hervor, und um die Hüften wanden ſich Schlangen in fürchterlichen Kreiſen, welche über ſein Haupt emporragten, und ein ſchrecklichen Geziſch machten. Sein Körper war beſiedert, den Kopf bedeckte borſtiges Haar, das Kinn ein fürchterlicher Bart. Seine Augen blitzten Feuer. Heſiodus ſagt: ſeine Hände und Füße ſind in ſteter Bewegung. Feurige Augen blitzen aus hundert Schlangenköpfen, welche ſchwarze Zungen hervorſchießen. Seine Stimme iſt bisweilen den Göttern verſtändlich, bisweilen brüllt er wie ein Löwe, heult wie ein Hund und ziſcht ſo fürchterlich, daß die Berge erbeben. Dieſe Beſchreibung paßt auf einen Sturmwind, wofür Heſiodus den Typhon ſelbſt erklärt. Einige Dichter laſſen die hundert Drachen gleich aus ſeinen Schultern wachſen und Feuer ausſpeien. Auf dem Rücken giebt man ihm auch Flügel. Er ſtürmte den Olymp mit glühenden Felsſtücken und Feuerflammen, und bahnte ſich unter fürchterlichem Ziſchen der Schlangen den Eingang in denſelben. Die Götter flohen nach Ägypten, wo ſie, als Typhon ſie verfolgte, ſich in Thiere verwandelten. Jupiter ward ein Widder, Apollo ein Rabe, Bacchus ein Ziegenbock, Diana eine Katze ꝛc. Nach Apollodor ſchleu-

derte Jupiter auf den verfolgenden Typhon ſeine Blitze, und drohete ihm, als er ihm nahe kam, mit ſeiner diamantnen Sichel, ſo daß das Ungeheuer nach dem Gebirge Caſius oder Caukaſus entfloh. Hier wagte Jupiter einen Zweikampf mit ihm, weil Typhon verwundet war, allein dieſer umſtrickte ihn mit ſeinen Schlangen und warf ihn zu Boden. Darauf entriß er dem Gott die Sichel, durchſchnitt ihm die Sehnen an Händen und Füßen und trug ihn nach Cilicilien, wo er ihn in die coryciſche Höhle verſchloß. Die abgeſchnittenen in eine Bärenhaut gewickelten Sehnen ließ er vom Drachen Delphyne bewachen; Mercur aber und Ägipan ſtahlen die Sehnen, und heilten den Jupiter. Dieſer verfolgte jetzt auf ſeinem mit geflügelten Roſſen beſpannten Wagen den Typhon bis an den Berg Nyſa bei Peluſium am See Serbonis. Hier hielten die Parzen den Fliehenden durch eine Liſt auf, und beredeten ihn, zu ſeiner Erfriſchung einige Früchte zu eſſen. Jupiter erreichte ihn zwar, allein Typhon floh aufs neue nach Thracien, und am Berge Hämus kam es zu einem entſetzlichen Gefechte. Typhon ſchleuderte ganze Berge, aber auch ſein Blut floß. Endlich floh er durchs Meer nach Sicilien, Jupiter ſchleuderte den Ätna auf ihn, und beſiegte ihn ſo völlig. Heſiodus läßt ihn zerſchmettert in den Tartarus ſtürzen; nach Homer aber lag er unter den arimiſchen Bergen begraben, wo der zürnende Gott noch immer ſeine Blitze um ſein Grabmal ſchleudert. Pindar erzählt: das beſiegte Ungeheuer lag im Tartarus, und die phlegräiſche Gegend bei Cumä in Italien auf ihm, ſo daß die haarige Bruſt unter dem Meere hin bis nach Sicilien zum Ätna reichte. Bei Tage ſpie das Ungeheuer Dampfſäulen, bei Nacht Flammen und Steine mit fürchterlichem Getöſe ins Meer; denn angefeſſelt lag er zwiſchen dem Gipfel und der Wurzel des Ätna mit zerfleiſchtem Rücken. Ovid läßt ganz Sicilien auf ihm liegen, den Ätna auf dem Kopfe, das peloriſche Vorgebirge auf dem rechten, das pachyniſche auf dem linken Arme, und das lelybäiſche auf den Beinen. Nach Einigen erſchoß ihn Apollo. Aus ſeinem vergoſſenen Blute entſtand der Drache, welcher das goldene Vließ bewachte und alle Schlangen. Mit der Echidna zeugte Typhon den Ortheus, Cerberus, die lernäiſche Schlange und Chimära. Auch der nemäiſche Löwe, der heſperiſche Drache, der caucaſiſche Geier und die Sphinxe waren ſeine Kinder. Nach Heſiodus waren auch, mit Ausſchluß des Notus, Boreas und Zephyrus, alle verderblichen Winde ſeine Kinder. Die ganze Fabel vom Typhon iſt nichts anders, als Verbildlichung unterirdiſcher Winde, Erdbeben, Vulkane und der ſchädlichen Wirkungen derſelben.

Typhon oder Typho (ecnephius vibrans, vortex) wird vom Plinius jener heftige Sturm oder Wirbelwind genannt, der noch jetzt, vorzüglich im großen indiſchen Weltmeere, bei China, Japan und auf der Halbinſel jenſeits des Ganges während der wärmern Jahreszeit erſcheint. Gewöhnlich bricht er mit Heftigkeit aus einer dichten und ſchwarzen Wolke hervor. Dieſe Art Wirbelwind hat mit jenen plötzlichen Stürmen im äthiopiſchen Meere und vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Travados genannt werden, große Ähnlichkeit. Dieſe letztern zeigen ſich ebenfalls, wie der Typhon, bei ſtillem und heiterm Wetter und fangen mit einer kleinen ſchwarzen Wolke an, breiten ſich nach einer Stunde überall aus und zerſtören mit größter Wuth die Schiffe in dem Hafen und auf dem Lande die Wohnungen. Es iſt nichts Seltnes, daß in den drei Monaten April, Mai und Junius, an manchen Tagen zwei bis drei ſolcher verwüſtenden Travaten, außer dem Cap der guten Hoff-

mung, auch auf der Küſte von Guinea, in Loango und Guardafui entſtehen. Wenn ein ſolcher Typhon oder Wirbelwind eine Wolke faßt, ſo entſtehen daraus die ſogenannten Waſſerhoſen (ſ. d. Art.). Die Blitze und der ſchwefliche Geruch, welche man bei dieſen Lufterſcheinungen wahrnimmt, zeigen wohl deutlich, daß hier die Electricität eine mitwirkende Urſache iſt. Dieſe Naturkraft mag nun aus den höheren Luftregionen herab, oder aus dem Innern der Erde, wie aus dem heißen Meeresgrunde bei China, in die Atmoſphäre heraufwirken, ſo ſcheint wohl ſo viel außer Zweifel zu ſeyn, daß der freie Wärmeſtoff und ſeine Modificationen, die Electricität — magnetiſche oder galvaniſche oder eine andere Abart jener Hauptkraft — zur Bildung oder Production dieſes Phänomens das Ihrige beitragen. Dr.

Typhus (τυφος, Betäubung), zeigt eigentlich eine Krankheit an, die durch Betäubung und Stumpfheit der Sinne ausgezeichnet iſt, und kommt in dieſer Bedeutung bei dem Hippokrates vor. Aber theils in den unechten Schriften deſſelben, theils vom Galen, und ganz beſonders in der Kunſtſprache der andern Ärzte wird dies Wort in ſehr verſchiedener Bedeutung gebraucht; mannichfaltige Fieber werden bald mit dieſem Namen belegt, bald wird auch eine ganze Claſſe von Fiebern (die aſtheniſchen oder die Nervenfieber) darunter verſtanden. In den neueſten Zeiten endlich ſtellte beſonders Hildenbrand (über den anſteckenden Typhus. Wien 1810.) nach dem Vorgange von Sauvages die erſte Bedeutung wieder her, und man verſteht jetzt darunter eine ſelbſtſtändige Fieberkrankheit eigner Art, welche anſteckend iſt, eigne und beſtimmte Stadien durchläuft und deren einziges beſtimmtes Sympton in allen Stadien Betäubung mit Delirium iſt. Es iſt dies die Krankheit, die in Spitälern und Lazarethen, in Gefängniſſen, Feldlagern, auf Schiffen und in belagerten Städten ſo häufig entſteht, und dann bald endemiſch, bald epidemiſch herrſcht und große Verwüſtungen anrichtet. Dieſelbe Krankheit iſt es, die gewöhnlich den Krieg begleitet und deshalb von Hufeland Kriegspeſt genannt wird, und welche beſonders in dem denkwürdigen Jahre 1813 mit dem Kriege einen großen Theil von Europa durchzog, Millionen auf das Krankenlager, Tauſende in das Grab warf. — Über das eigentliche Weſen der Krankheit ſind ungeachtet der ſo häufigen Beobachtungen doch die Meinungen der Ärzte noch getheilt. Einige halten ſie für eine Gefäß- und Nervenaffection, wie jedes andere Fieber; Andern ſchien der Hautausſchlag, der die Krankheit oft begleitet, ſo conſtant, daß ſie nicht anſtanden, ſie für eine Hautkrankheit zu halten und mit den Blattern ꝛc. in eine Claſſe zu ſtellen; noch Andre glauben, ihr Weſen in eine Leberaffection ſetzen zu müſſen; Marcus hält ſie für eine Hirnentzündung, weil das Hirn in derſelben immer afficirt iſt. Dazu kommen noch die verſchiedenen Erklärungsarten der angegebenen mediciniſchen Syſteme, zufolge deren ſie bald ein aſtheniſches Fieber iſt, bald in einer Entmiſchung der Säfte oder der feſten Theile beſteht u. ſ. w. — Die Urſache dieſes Typhus iſt immer ein Anſteckungsſtoff, der ſich unter günſtigen Bedingungen zu jeder Zeit und an jedem Orte nicht nur erhält, ſondern auch erzeugt. Dieſe Bedingungen beziehen ſich ganz beſonders auf die Luft und beſtehen in unreiner ſogenannter irreſpirabler Luft jeder Art, ſie mag herrühren von den Ausdünſtungen ſtehender Waſſer, oder lebender organiſcher, beſonders thieriſcher Weſen, oder von der Fäulniß thieriſcher oder vegetabiliſcher Körper. Sammeln ſich Stoffe der Art in einge-

ſchloſſener Luft in Lazarethen, Spitälern, Kerkern, Schiffen, in Städten oder Häuſern, die mit Menſchen überfüllt ſind, in einer gewiſſen Menge an, ſo bildet ſich daraus, wenn die Umſtände günſtig ſind, der Typhusſtoff, ob unmittelbar in der Atmoſphäre, oder in einem menſchlichen Körper, in dem jene Momente zuerſt die Typhuskrankheit erzeugt hatten, iſt ungewiß; die erwähnten Stoffe aber tragen auch zur Erhaltung und Bekräftigung des Anſteckungsſtoffes, der aus einem kranken Körper ausgeſchieden wurde, ſehr vieles bei, ſey es, daß ſie gute Leiter für denſelben abgeben, oder daß ſie ſogar die Reproduction deſſelben unterhalten und ſo zur Vermehrung deſſelben in der Atmoſphäre mitwirken. — Dahingegen giebt es andere Umſtände, die feindlich auf den Anſteckungsſtoff einwirken, indem ſie ihn entweder zerſtören oder nicht fortleiten. Dahin gehört eine reine Luft, beſonders wenn ſie ſauerſtoffreich oder auch angeſchwängert mit ſalzſauern oder ſalpeterſauern Dämpfen iſt. — Über die eigentliche Natur des Typhuscontagium wiſſen wir eben ſo wenig, als über jedes andere; eigenthümliche Eigenſchaft deſſelben iſt es aber, daß es nicht an einen ſichtbaren thieriſchen Stoff (Schleim oder Eiter) gebunden iſt, wie z. B. das Luſtſeuchen- und Pockengift, ſondern daß es flüchtiger iſt als dieſe beiden und mit der Ausdünſtungsmaterie der Luft ſich mittheilt. Darum wirkt es auch nicht blos durch die unmittelbare Berührung des Kranken, ſondern auch in einiger, obwohl nicht ſehr großen, Entfernung. Jedoch hängt es ſich auch an Stoffe an, die mit Typhuskranken in Berührung kommen; ganz vorzüglich kräftig entwickelt und erhält es ſich in ſchwarzer Wäſche, wenn ſie nicht aufgehangen und gelüftet, ſondern auf einen Haufen geworfen wird. — Die Anſteckung ſelbſt erfolgt aber endlich, wenn der erwähnte Stoff (am wahrſcheinlichſten vermittelſt der Lungen und Haut) in einen Körper aufgenommen wird, der Empfänglichkeit für das Contagium und Dispoſition zur Krankheit beſitzt. Worin dieſe Dispoſition beſtehe, iſt nicht bekannt, nur ſo viel wiſſen wir, daß es mehrere Individuen gegeben hat, die troß der mannichfaltigſten Gelegenheit zur Anſteckung, doch nie angeſteckt wurden. Erhöht wird die Dispoſition jedoch durch mancherlei Umſtände, z. B. Leidenſchaften und Affecten, beſonders durch Furcht, Kummer, Ärger, durch erhöhte Reizbarkeit aus irgend einer andern Urſache, ſehr bedeutend; auch ſoll entweder die Empfänglichkeit oder die Dispoſition durch manche Dinge, z. B. Salben mit Öl, Fontanelle, Kauen gewürzhafter Speichelfluß erregender Mittel vermindert werden. — Sobald nun die Anſteckung geſchehen, gehen krankhafte Prozeſſe in dem angeſteckten Körper vor; es geben ſich dieſe jedoch nicht jederzeit durch Symptome ſogleich zu erkennen. Wenn auch Manche Gefühl von der Anſteckung haben, und wenn auch dann die Krankheit in dem Augenblicke der Anſteckung ihren Verlauf beginnt, ſo giebt es dagegen Andere, die von der Anſteckung ſelbſt gar nichts empfinden und ſich auch einige Tage nach derſelben noch vollkommen wohl fühlen, oder höchſt unbedeutende Beſchwerden, eine veränderte Gemüthsſtimmung, verminderten Appetit, leichten Schwindel, leichte Ermüdung ꝛc. empfinden. Die Dauer dieſes Zuſtandes ſoll ſich bis auf ſieben Tage ausdehnen können. Die eigentliche Krankheit fängt, wie alle Fieber, mit Froſt oder Fröſteln an, und hat in den erſten Tagen viel Ähnlichkeit mit einem catarrhaliſchen oder rheumatiſchen Fieber. Weiter hin nimmt die Schwere des Kopfes, der Schwindel mit anfangender Betäubung, Ohrenſauſen, bisweilen auch

Schwerhörigkeit zu, die catarrhaliſchen Zufälle gehen in Bruſtbeſchwerden, die von Reizung des Magens und der Leber abhängenden in Schmerz und Spannung der Hypochondrien über. Ganz vorzüglich merkwürdig und conſtant iſt aber die große Abſpannung, Trägheit und Gleichgültigkeit, die während der übrigen Zufälle von Reizung zugegen iſt und den Typhus von andern Fieberarten unterſcheidet. Den vierten Tag beobachtet man oft Naſenbluten mit einiger vorübergehenden Erleichterung der Kopfzufälle, oft tritt auch in dieſer Zeit das Exanthem auf, das dem Typhus eigenthümlich iſt und mit dem Frieſel einige Ähnlichkeit hat; oder es bilden ſich kleine Petechen aus, und endlich iſt auch eine leichte Ohrendrüſengeſchwulſt bisweilen ſchon bemerklich. — Unter den erwähnten Symptomen, beſonders unter anhaltender Hitze, die ſehr wenig und ſelten nachläßt, verläuft die Krankheit bis gegen den ſiebenten Tag, alsdann aber nimmt ſie eine ganz andere Geſtalt an, indem ſie das ſogenannte nervöſe Stadium entwickelt. Es geſchieht dies gewöhnlich dadurch, daß der Kranke nach einer kurzen Remiſſion in heftigeres Fieber verfällt, die Hitze bedeutender wird. Die Betäubung, in welcher der Kranke ſchon vorher lag, vermehrt ſich bedeutend. Dabei verliert ſich das Bewußtſeyn ſo vollkommen, daß der Kranke ſich an gar nichts aus dieſer Zeit erinnern kann, wenn die Krankheit überſtanden iſt; dies giebt ſich oft durch Delirien kund, die dann gewöhnlich murmelnd, ſelten heftig raſend ſind, oft aber ſcheint der Kranke bei ſich zu ſeyn, urtheilt recht gut, ſpricht vernünftig und doch iſt auch dann nach überſtandener Krankheit keine Erinnerung mehr da. Das Exanthem verſchwindet mit Ausnahme der Petechen, die oft jetzt erſt erſcheinen. Periodiſche Verſchlimmerungen ſind beſonders den zehnten Tag zu bemerken und dieſer Zuſtand dauert bis zum vierzehnten Tage der Krankheit mit mehr oder weniger Heftigkeit. Es giebt Kranke, die ziemlich leicht davon kommen, mehrere (und auch der Verfaſſer dieſes) konnten ſogar die größte Zeit des Tages außerhalb des Bettes zubringen, einige Betäubung und ein geſchwächtes Erinnerungsvermögen war aber bei aller Gelindigkeit der Zufälle doch zu bemerken. — Den vierzehnten Tag endlich tritt gewöhnlich die wohlthätige Criſis ein, die ſich durch eine ſtärkere Exacerbation den dreizehnten Tag ankündigte, in deren Folge die bisherigen Zufälle ſich mildern und heilſame Ausleerungen durch Urin, Ausdünſtung, Stuhlgang und Auswurf ſich einſtellen, wobei der Kranke ſich oft ſchnell erleichtert fühlt; er erwacht, wie aus einem Traume, aus ſeinem unbewußten Zuſtande, die Augen bekommen Leben und Intereſſe an der Welt und die Theilnahme an angenehmen Gegenſtänden erwacht wieder. Indeſſen bleiben immer noch verſchiedene Beſchwerden, Ohrenſauſen, eine krankhafte Reizbarkeit, Schwäche des Kopfes, der Augen, Gefühl von Mattigkeit u. ſ. w. zurück und nur nach und nach verſchwinden ſie, die dürre und abgeſtorbene Oberhaut löſ't ſich unter Kleienform los, die Haare fallen aus und der Kranke kehrt nun nicht nur zu ſeiner frühern Geſundheit zurück, ſondern befindet ſich oft ſogar viel wohler, als lange Zeit vor der Krankheit. — Indeſſen verläuft der Typhus weder immer ſo glücklich, noch ſo regelmäßig. Sein Verlauf wird durch die herrſchende epidemiſche, oder individuelle Conſtitution, oder auch durch einzelne Schädlichkeiten, freilich bisweilen auch durch verkehrte Heilmethoden, oft gar ſehr modificirt; ja man kann wohl ſagen, er, ſo wie jede andere Krankheit, verläuft bei jedem Individuum anders. Vorzüglich häu-

ſig beobachtet man in dem erſtern Zeitraume, in dem entzündli-chen Stadium bisweilen, wirkliche Entzündung oder es entwickelt ſich ein apoplektiſcher Anfall, der ſehr gefährlich iſt; ferner wird nicht ſelten ein auffallend gaſtriſcher, beſonders gallichter Zuſtand beobach-tet; der nervöſe Charakter tritt zu frühzeitig ein, oder es verlän-gert ſich der entzündliche bis zum neunten, elften Tage. — Durch dieſe mannigfaltigen Complicationen, ſo wie durch manche andere Ur-ſachen, werden dann auch die Criſen, aber freilich immer zum Nach-theile, abgeändert, verhindert, verſpätigt; und es bringen alle dieſe Abänderungen entweder den Tod, oder ſie verzögern die Krankheit oder veranlaſſen auch endlich mancherlei Nachkrankheiten, die nicht ſelten noch den hinwegraffen, der den Typhus überſtanden hat. — Es iſt daher der anſteckende Typhus immer als eine in mancher Hinſicht Ge-fahr bringende Krankheit anzuſehen, die edelſten Gebilde, Herz und Hirn, werden ja, wie die Symptome zeigen, von ihm ergriffen, und das letztere beſonders bedroht. — In gelindern Fällen des Typhus kommt man vielleicht meiſtens mit den diätetiſchen Maaßregeln allein aus und es iſt dann auch nöthig, alles das zu entfernen, was irgend ſtörend wirken könnte. Allein wo einmal eine Störung eingetreten, eine Complication der Krankheit entſtanden, oder wo irgend ein be-ſonderer, der entzündliche oder nervöſe Zuſtand gar zu überwiegend geworden iſt, da muß die Kunſt mit ihrer ganzen Kraft auftreten, da muß die ganze Kraft auch mit der feinſten und umſichtigſten Ge-wandtheit verbunden werden, wenn die Kranken zweckmäßig behan-delt werden ſollen. Niemand wird daher vernünftiger Weiſe von ir-gend einem einzelnen Heilmittel oder von einer beſtimmten Heilme-thode in dieſer Krankheit Hülfe erwarten können. Hier aber in das Detail über die Anwendung der einzelnen Heilmittel einzugehen, ſcheint nicht zweckmäßig; wir wollen daher blos von der Vorbeugung dieſer Krankheit noch einiges erwähnen. — Dieſe aber iſt ihrer Tendenz gemäß eine doppelte, entweder nämlich ſoll ſie den Typhus in ſei-ner Entſtehung überhaupt verhindern, oder ſie ſoll nur einzelne In-dividuen ſchützen. Die Schutzweiſe der erſtern Art iſt Sache des Staats und der mediciniſchen Polizei, welche theils dahin zu arbei-ten haben, daß der Typhus gar nicht entſtehe, oder wenn er irgend wo entſtanden iſt, nicht weiter ſich ausbreiten könne. Das erſte kann nur dadurch erreicht werden, daß die Urſachen der Krankheit, die wir oben angegeben, vermieden werden; insbeſondere muß verhütet werden, daß nicht zu viel Menſchen in Spitälern, Gefängniſſen, Schiffen ꝛc. angehäuft leben, und daß beſonders hier immer gehörig reine Luft ſey. Iſt die Krankheit einmal entſtanden, ſo wird ihre Ausbreitung theils durch Sonderung der Kranken von den Geſunden, theils durch Zerſtörung des Anſteckungsſtoffes verhindert werden kön-nen. Um aber die Kranken ſo wenig als möglich in Berührung mit Geſunden zu bringen, werden beſondere Typhusſpitäler oder wenig-ſtens Zimmer in den Spitälern für Typhuskranke allein einzurich-ten ſeyn. Um den Anſteckungsſtoff, der etwa in der Atmoſphäre ſich befindet, zu zerſtören, ſind von jeher Räucherungen und in den neueſten Zeiten mit dem größten Nutzen die Guyton-Morveauiſchen mit oxydirt ſalzſauren oder ſalpeterſauern Dämpfen angewendet wor-den. Klebt aber das Contagium an andern Dingen, z. B. Kleidern, Wäſche ꝛc., ſo müſſen dieſe entweder, und zwar durch Verbrennen in freier Luft, zerſtört werden, oder ſie müſſen in ſehr heißem oder ſehr kaltem Waſſer gewaſchen, und mit den erwähnten ſauren Däm-

pfen durchräuchert werden. — Der einzelne Menſch wird ſich freilich am ſicherſten vor Anſteckung ſchützen, wenn er die Gelegenheit dazu gänzlich vermeidet und keinen Ort beſucht, wo das Contagium ſich befindet; indeſſen iſt dies nicht allemal möglich. Wer aber Typhus-kranke beſuchen muß, der verweile nicht zu lange bei ihnen, vermeide die Berührung, gehe nicht nüchtern oder wenn er noch nicht ausgeſchlafen hat, oder wenn er ſich in Gemüthsbewegung irgend einer Art, beſonders Angſt und Furcht, befindet, zu ihnen, räuspere und ſchnäuze ſich fleißig, reinige ſich durch kaltes Waſchen und Ausſpülen des Mundes und der Naſe, durch Anlegen anderer Kleider. Auch künſtliche Geſchwüre, Fontanelle u. ſ. w. ſind als Vorbeugungsmittel der Anſteckung empfohlen worden. — Iſt die Anſteckung ſchon geſchehen, ſo läßt ſich die Krankheit durch Brechmittel und durch äußere Anwendung der Kälte bisweilen noch unterdrücken. Jedoch muß dies vor dem Ausbruche des Fieberfroſtes geſchehen; iſt dieſer einmal eingetreten, dann iſt die Krankheit nicht mehr zu unterdrücken und ſie verläuft ihren Stadien gemäß, und andere Rückſichten treten in Hinſicht auf die Behandlung ein, die nur von einem verſtändigen und erfahrenen Arzte gehörig getroffen werden kann. B. P.

Typographie (aus d. Griech.), die Buchdruckerkunſt; eigentlich die Handlung oder Verrichtung, die Typen oder Lettern zu ordnen, zu ſetzen und abzudrucken. Die Bedeutung dieſes zuſammengeſetzten Wortes iſt neu, ſo wie die Sache ſelbſt. (S. **Buchdruckerkunſt**.)

Typolithen, Spurenſtein, ſind diejenigen Verſteinerungen, wo nur die äußere Form des organiſchen Naturkörpers geblieben iſt. Dieſer Letztere wurde nämlich in der Bildungsperiode der Erdrinde von noch flüſſigen, ſpäter verhärteten, mineraliſchen Stoffen umgeben, nicht aber durchdrungen, wie bei andern Verſteinerungsarten, ging dann in Verweſung über und hinterließ keine anderen Spuren als die ſeiner Form, an dem umgebenden Mineral. Es wurde die leere Höhlung aber auch oft durch andere anorganiſche Körper ausgefüllt, welche dann **Verſteinerungskerne** genannt werden. Die Typolithen finden ſich nur von Conchylien, nicht von anderen Naturkörpern.

Typometrie heißt die von Breitkopf (ſ. d. Art.) erfundene, und nachher auch von andern, z. B. von Haas d. J. zu Baſel, ausgeübte Kunſt, Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken.

Typus, Typik oder Typologie. Typus, ein griechiſches Wort, und die Etymologie (von τυπτω, ich ſchlage, ſtoße) führt auf die Begriffe: Eindruck, Spur vom Schlag oder Stoß zurückgelaſſen, und wie nahe liegt hier nicht die Bedeutung: Form, die, durch Kunſt und bildenden Verſtand ausgehöhlt, die weiche bildſame Maſſe in ſich aufnimmt, um ihr Geſtalt und Beſtimmtheit zu geben (noch ziemlich urſprünglich erhalten in dem Ausdrucke: Buchdruckertypen); Vorbild im eigentlichen Sinne des Worts, in welchem das Abgebildete ſeine Form erſt erhält und das überhaupt nur als ſolches, und blos lediglich um dem Abgebildeten Geſtalt zu geben, mitbin blos in der Idee da iſt. Die Form wird zerbrochen, wenn das Bild in ihr ausgeprägt iſt und hat an und für ſich weder Sinn noch Werth. In dieſer Bedeutung vornehmlich iſt dies Wort in der deutſchen Sprache, in vielfacher Beziehung, für Theologie ſo gut wie für Pathologie und Phyſik, eingebürgert worden und unterſcheidet ſich von Symbol (Sinnbild), das das Weſen ſo gut wie die Form

der Dinge angeht (ſ. Symbol), hinlänglich, indem es ganz allein auf die Form ſich bezieht. So bezeichnet es denn im Allgemeinſten die Formen, die für die Einzelweſen als in dem urbildlichen Verſtande (mens archetypa nach dem ſcholaſtiſchen Ausdrucke) liegend angenommen werden müſſen und welche den Erſcheinungen in ihrer zeitlichen Geburt aufgeprägt worden ſind. Kant hat in einigen Stellen ſeiner Kritik den Ausdruck: Schema, gebraucht, um etwas ähnliches zu bezeichnen, als wir hier meinen; allein mit Typus darf weder ſein Begriff noch dies Wort verwechſelt werden; denn von jenem iſt dieſes nur eine Species, welche Form nur in ſo fern auffaßt, in wie fern ſie mehrern zugleich gemeinſchaftlich iſt, und die Beziehung derſelben aufs Individuum in der Reflexion vorbeigeht, indeß Typus beides vereinigt. — Die Form, die Geſtalt eines Dinges, iſt die wunderbare Gränze, Schranke, welche die Sphäre des Individuums abſchneidet und doch auch zugleich daſſelbe wieder in die Einheit des Alls aufnimmt. Von einer Seite angeſehen, iſt ſie das gemeinſchaftliche Product aller Lebens- und Charakteranlagen eines Weſens; in ſo fern tief bezeichnend und viel inniger mit dem Weſen eines Dinges zuſammenhängend, als der abgezogene Begriff der Form vermuthen läßt; entſcheidend über Gehalt und Werth des Individuums; aber daneben auch in all ihren unendlich verſchiedenen Erſcheinungen doch nur Offenbarung Eines und deſſelben, derſelbe Lichtſtrahl in ſeine verſchiedenen Farben gebrochen und doch in jeder ganz und untheilbar Licht. Eben ſo muß nothwendig auch die Form der Form, Typus, dieſes Urelement, dieſe mathematiſche Wurzel aller Geſtalt in ſolchem Schweben gehalten und aufgefaßt werden, um die rechte Erklärung zu finden. Jedes Einzelweſen iſt nach einem beſondern, in dem ewigen Verſtande begriffenen Typus gebildet; dieſer Typus iſt gleichſam die Idee, nach welcher jedes Einzelne geſchaffen, die Bücher der Natur geſchrieben ſind. Durch ihn wird die Eigenthümlichkeit jedes Weſens nach allen ihren Theilen beſtimmt. Aber ihm iſt auch zugleich ein Element eingeboren, durch welches ſich Verwandtſchaft, ja Einheit eines Weſens mit dem ihm zunächſt ſtehenden offenbart, eine Sehnſucht gleichſam nach dem nächſten Höheren, die durch Ähnlichkeit, vorherbeſtimmtes Übereintreffen ſich ausſpricht; und ſo wird durch Vermittlung des Typiſchen das Höchſte an das Niedrigſte, das Oberſte an das Unterſte angeknüpft, zum deutlichen Zeugniß, daß ein Geiſt das All durchwandele — der Grund aller Claſſification. So ſehen wir vorerſt jede einzelne Claſſe und Art der organiſchen Weſen nach einem beſondern, dieſe Claſſe und Art beherrſchenden Typus gebildet und entwickelt. Aber jeder Typus der einzelnen Claſſe ſpielt auch zugleich der Bildung und Textur der nächſten höhern Ordnung vor; und ſieh ihn als Modell, als Ausführung im Kleinen an, ſo wirſt du mit leichter Mühe in den einzelnen Fällen die Ausführung im Großen nachweiſen können, und ſo kommt durch das Typiſche in die große unendliche Scala der Weſen ein ſinnvoller Zuſammenhang, ein wunderbar durchhin ſich ſchlingendes Band, das den Mikrokosmus und Makrokosmus der Bildungen in ihrer Einheit zugleich in einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Zwiſchenſtufen aus einander hält. Wie ſinnvoll ſehen wir in den zarten Veräſtelungen mancher Mooſe ſchon die herrliche, freie Baumgeſtalt vorgebildet, und die nach den Geſetzen der Cryſtalliſation gebildeten Eisblumen des Winters ſind gewiſſermaßen ahnungs- und bedeutungsvolle Träume der ſchlafenden Natur (Typen)

von ihren herrlichen Blumenſchöpfungen in der Jahreszeit ihres Wachens. Und wenn der Arzt in dem Verlaufe einer Krankheit den **Typus** derſelben, d. h. ihre **eigenthümliche Form und die Folge ihrer Erſcheinungen**, erkannt hat, ſo ſieht er doch zugleich unwillkührlich von dieſer beſondern Ordnung hinüber auf die übrigen Krankheitsformen. Sollte nun aber das Geſetz, das augenſcheinlich für die Bildungen der Natur, **neben** einander betrachtet, conſtitutiv iſt, nicht auch für die Entwickelung derſelben in der Zeit, **nach** einander, gültig ſeyn? Iſt es nicht offenbar eben ſo nothwendig eine typiſche Bedeutung der Geſchichte anzunehmen, wie ſich in den Spielen des Kindes auch ſchon, der genauern Beobachtung, die Thaten und Schickſale des zukünftigen Mannes abſpiegeln? Dies die Veranlaſſung der einſt in der Theologie mit ſo viel Vorliebe ausgebildeten, in der neuern Zeit aber als Aberwitz und kindiſche Spielerei verworfene **Typik** oder **Typologie**, d. h. der Wiſſenſchaft von Perſonen, Ereigniſſen und Einrichtungen des A. T., welche eine vorbildende Beziehung auf Perſonen, Ereigniſſe und Einrichtungen in den neuteſtamentlichen Zeiten, dem großen Gegenſatz der alten und neuen Welt entſprechend, haben ſollen. Wir glauben, es iſt viel Thorheit mit dem Aufſuchen der Vorbilder im A. T. getrieben worden. Aber — wenn von Weiſſagungen auf den Heiland im A. T. noch ferner die Rede ſeyn ſoll, iſt es möglich, daß wir die typiſche Anſicht der alten Zeit überhaupt fallen laſſen können? Kann wohl etwas lächerlicher, wenigſtens unnatürlicher ſeyn, als ein vier bis fünf Stellen des A. T. für weiſſagend zu halten, die, wahre Dii ex machina, in die proſaiſche, bedeutungsloſe Reihe der reinvergangenen alten Zeit, aller Analogie entgegen, ſich eingeſchlichen haben ſollen? Keinen Unparteiiſchen wird der Einwand ungläubiger Theologen: wenn es Typen geben ſolle, ſo müſſe ihre Abſicht von den Zeitgenoſſen ſchon erkannt worden ſeyn, ſonderlich beunruhigen können. Denn was kann den unerſchöpflichen Weltgeiſt hindern, um eine Harmonie zu begründen, die nur ſeinem Auge ſich ganz enthüllt, da und dort den Dingen Bedeutung zu geben, die dem menſchlichen Verſtande im Augenblicke verborgen bleibt, und in Hieroglyphen zu ſchreiben, wovon wir nur den kleinſten Theil entziffern können, der größte Theil erſt mit der Zeit zur Klarheit gelangt? M. s. r.

Tyr war nach der alten nordiſchen Götterlehre der muthige, tapfere Gott des Kriegs und Sieges, alſo was Mars bei den Römern war. Er war ein Sohn Odins und der kühnſte und tapferſte der Götter. Von ihm wird auch noch bei den Dänen und Isländern der Dienſtag **Tirstag**, **Tyrstag** genannt. Siehe darüber Guſtav **Büſching**, das Bild des Gottes Tyr gefunden in Oberſchleſien, Breslau 1819.

Tyrann, aus dem Griechiſchen, wo es urſpünglich und im beſſern Sinne ſo viel als einen Alleinherrſcher, einen Souverain, bedeutete, und daher auch als ein Titel für wirklich gute Fürſten gebraucht wurde. In neuern Zeiten nennt man dasjenige Staatsoberhaupt einen Tyrannen, welches die ihm zur Realiſirung der Staatszwecke anvertraute Gewalt zu andern Zwecken mißbraucht. Am Ende des peloponneſiſchen Krieges (im vierten Jahre der 93ſten Olympiade) führten die Lacedämonier die Regierung der dreißig Tyrannen in Athen ein, die jedoch nur acht Monate dauerte (ſ. **Attika**). In der römiſchen Geſchichte bezeichnet man mit dem Namen

der dreißig Tyrannen die neunzehn Feldherrn, welche unter der ſchlechten Regierung des römiſchen Kaiſers Gallien (vom Jahr 259 bis 268 nach Chriſti Geburt), der, gleichgültig gegen Ruhm und Herrſchaft, nur für Vergnügen und Schwelgerei Sinn hatte, ſich gegen denſelben empörten und zu unabhängigen Beherrſchern der von ihren untergebenen Soldaten beſetzten Provinzen, z. B. in Britannien, Gallien, Spanien, Rhätien, Illyrien, Aſien, Afrika, ſelbſt in Italien, erklärten. Es entſtand dadurch eine dem römiſchen Reiche völligen Untergang drohende Menge kleiner Staaten, die jedoch von keiner Dauer war, indem die Uſurpatoren theils von ihren eignen Legionen, die ſie erhoben hatten, geſtürzt, theils von den auf den Gallien folgenden Kaiſern Claudius und Aurelian beſiegt wurden. Die bekannteſten jener Tyrannen waren Poſthumus, Lälian, Lollian, Älian, Victorin I. und II., Marius, Tetricus I. und II., Regalian, Trebellian u. A. m. Die von ihnen geſchlagenen Münzen, die größtentheils ſehr ſelten ſind, nennt man vorzugsweiſe **Tyrannenmünzen**.

Tyrol iſt eine zu den deutſchen Staaten des Kaiſerthums Öſterreich gehörige gefürſtete Grafſchaft und eins der merkwürdigſten Länder Deutſchlands, ſowohl wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit (man könnte es die deutſche Schweiz nennen), als auch wegen ſeiner Bewohner, die ſich vor allen übrigen Deutſchen durch Redlichkeit und Offenherzigkeit, durch unerſchütterliche Treue gegen ihren Landesfürſten und eine ſeltene Vaterlandsliebe auszeichnen. Tyrol gränzt (mit Einſchluſſe der vorarlbergiſchen Herrſchaften, ſ. d. Art.) an Bayern, das Land ob der Ens, Illyrien, das lombardiſch-venetianiſche Königreich, Helvetien und den Bodenſee. Nach dieſem Umfange beträgt ſeine Größe 520 Quadratmeilen und ſeine Bevölkerung 715,000 Einwohner, welche 22 Städte, 36 Marktflecken und 3150 Dörfer bewohnen. Tyrol iſt ein Gebirgsland, denn die Gebirge nehmen ⅘ ſeines Areals ein, und man kann es als eine Fortſetzung der Schweiz anſehen. Man findet hier eben ſo hohe Gebirge mit ewigem Schnee bedeckt, zwiſchen denſelben die ſchrecklichſten Abgründe mit donnernden Waſſerfällen, Eisfelder, Gletſcher, hier Ferner genannt, und eben ſolche verwüſtenden Schnee-, Stein- und Sandlavinen, hier Lähnen genannt, wie in der Schweiz. Die Gebirgsnatur iſt in Tyrol eben ſo wild und eben ſo reizend, wie in der Schweiz, und Tyrol würde in dieſer Hinſicht eben ſo berühmt ſeyn, wenn es eben ſo häufig bereiſ't und beſchrieben worden wäre. Die tyroler Gebirge, welche größtentheils das Land von Weſten gegen Oſten durchziehen, ſind eine Fortſetzung der rhätiſchen Alpen und treten aus dem ſchweizeriſchen Canton Bündten mit dem Innfluſſe in das Land. Sie beſtehen theils aus Granit, theils aus Urkalk. Wie der Gotthardt in der Schweiz, ſo bildet in Tyrol der Brenner die größte, aber nicht die höchſte Gebirgsmaſſe, indem er ſich nur 6360 Fuß erhebt. Die höchſten Berge befinden ſich theils im Ötzthale, theils an der weſtlichen Gränze des Landes. Der Orteles, der höchſte Berg nicht nur Deutſchlands, ſondern auch einer der höchſten Europa's, indem er nur wenig dem Montblanc nachgiebt, mißt 14,416 Fuß, nach andern 14,016 und wurde 1804 zum erſtenmal von einem Menſchen, nämlich einem Paſſeyrer Jäger, Joſeph Pichler, nach oft wiederholten verunglückten Verſuchen erſtiegen. Nur vier Minuten konnte er ſich mit ſeinen Begleitern dort erhalten. Die meiſten Berge in dieſer Gegend ſind mit ewigem Eiſe und

Schnee bedeckt. Dem Orteles faſt an Höhe gleich, aber noch ziemlich unbekannt, ſind die Alpen und Gletſcher im Ötzthale. Ob ſich gleich aus dem Ötzthale ungeheure Gebirge in die Wolken erheben, ſo iſt doch das Thal ſelbſt über die Meeresfläche noch beträchtlich erhöht. Je weiter man in das Thal kommt, je weniger zeigen ſich Spuren von Vegetation. Endlich ſcheint alles Leben aufzuhören, und wenn man zu dem großen Ferner kommt, der nördlich die Inn und ſüdlich die Etſch beherrſcht, ſo erblickt man nichts als blendenden Schnee und ewiges Eis. Überhaupt laufen die Ferner vom Urſprunge der Etſch quer durch das Land bis an das Zillerthal, beinahe in einem ununterbrochenen Zuſammenhange. Wo die Alpen Tyrol verlaſſen und ſich nach Oſten in das jetzige Königreich Illyrien und in das vormalige Salzburgiſche hineinziehen, wo unter andern als Gränzſtein zwiſchen Tyrol, Salzburg und Kärnthen ſich der Großglockner bis zu 12,754 Fuß erhebt, erhalten ſie andere Namen, und ſetzen als noriſche und karniſche Alpen den Zug der tyroler Gebirge fort. Außer dieſen hohen Alpengebirgen, welche Tyrol einnehmen, giebt es auch niedrigere und fruchtbarere Berge, welche ſchöne Thäler einſchließen, Mitterberge heißen und die Alpenkette umgeben. Dieſe großen Gebirgsmaſſen Tyrols geben mehreren Flüſſen ihren Urſprung; dahin gehören der Lech, (der in Vorarlberg entſpringt), die Etſch, Eiſak, Iſar, Sill, Drave, Sarca und Brenta. Der Inn, welcher gleichfalls Tyrol durchfließt, hat ſeinen Urſprung nicht im Lande ſelbſt, ſondern in der Schweiz. Der Rhein berührt nur die Gränzen des vorarlbergiſchen Kreiſes. Außer dieſen größern und kleinern Flüſſen giebt es in Tyrol eine Menge Bäche, deren ſich der Landmann zu Wäſſerung ſeiner Wieſen mit Vortheil bedienen kann. Aber eben dieſe Bäche, und beſonders die Wildbäche verurſachen oft fürchterliche Zerſtörungen. Unter den Seen ſind beſonders der Baden= und der Gardaſee zu bemerken, die aber nur an den Gränzen Tyrols ſich befinden. Das Clima iſt ſehr verſchieden nach der höhern Lage und größern oder geringern Entfernung von den Eisbergen. In den obern oder nördlichen Thälern iſt die Luft ſtets ſehr rauh und kalt. Im Puſterthale hält der Winter ſtreng und lange an. Dagegen aber iſt in den ſüdlichen, vornehmlich in den trientiſchen Alpenthälern im Sommer die Hitze oft ſo heftig, daß die Einwohner genöthigt ſind, während dieſer Monate ihre Häuſer zu verlaſſen, und im Gebirge kühle und friſche Wohnungen zu ſuchen. Unter den Winden iſt der Südwind, Sirocco und vom gemeinen Mann Fön genannt, ſeiner Wirkungen wegen merkwürdig. Er ermattet den Körper, treibt das Blut nach dem Kopfe und erzeugt öfteres und heftiges Erbrechen. Dieſer Wind pflegt gegen das Ende des Sommers und vorzüglich im Herbſte oft mit ungemeiner Schnelligkeit den Schnee im Gebirge aufzulöſen, daher gemeiniglich in dieſer Zeit die Wildbäche anſchwellen, und verheerende Überſchwemmungen im Lande verurſachen. Da der größere Theil des Landes aus ungeheuren Bergen und Felſen beſteht, die jeder Cultur unfähig ſind, und ſelbſt die Thäler meiſtens Felſenboden haben, und mehr zu Weiden als zu Ackerfeldern taugen, ſo iſt der eigentliche Ackerbau ſehr eingeſchränkt, und der Tyroler muß viel Mühe und Fleiß anwenden, um auch dies wenige Ackerland in gehörigem Culturſtande zu erhalten. Der Hauptſitz des Getraidebaues iſt im Vingſtgau=, im Puſterthal und im Sterzigger Diſtricte, und man baut außer dem gewöhnlichen Getraide auch Buchweizen (hier Plenten genannt) und Mais;

indeſſen reicht der jährliche Fruchtertrag bei weitem nicht hin, das Bedürfniß des Landes zu befriedigen. Von größerer Wichtigkeit iſt die Viehzucht, indem die Natur die beſten Futterkräuter hervorbringt. Auch der Flachs- und Hanfbau wird ſtark betrieben, und in den wälſchen Confinen wird viel Tabak gezogen. Ein wichtiges Hauptproduct iſt der Wein, welcher hauptſächlich im Etſchthale und in den wälſchen Confinen gewonnen wird. Jährlich werden 30,000 Eimer ausgeführt, nur hält er ſich nicht lange und muß bald vertrunken werden. Nebſt dem Weinſtock giebt auch die Obſtbaumzucht dem Tyroler einen beträchtlichen Gewinn. Die Äpfel des Innthales werden weit verſendet, und von Botzen geht ebenfalls eine große Menge Obſt, theils friſch, theils gedörrt, außer Landes, und macht einen beträchtlichen Handelsartikel aus. Die Äpfel aus der Gegend von Meran gehen ſelbſt bis Petersburg. Das Gericht Botzen liefert jährlich 48,000, das Gericht Riva 30,000 Stück Citronen, welche theils in das nördliche Tyrol, theils ins Ausland verführt werden. Überhaupt reifen in den ſüdlichen Gegenden die edelſten Früchte, mit welchen ein anſehnlicher Handel ins Ausland geführt wird. Es giebt hier treffliche Paradiesäpfel, Granatäpfel, Feigen, Pignolen, Quitten, Pomeranzen, Mandeln und Kaſtanien im Überfluß. Auch fehlt es dem Lande nicht an Waldungen. Außer der bedeutenden Rindviehzucht, welche nach ſchweizer Art getrieben wird, der Schaf-, Ziegen- und Pferdezucht, beſchäftigt die Seidenzucht viele tauſend Menſchen. An Wildpret und an wildem Geflügel leidet Tyrol keinen Mangel; es giebt Gemſen, Murmelthiere, wenig Steinböcke. Mit Mineralien aller Art iſt das Land geſegnet, und man findet etwas Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, Queckſilber, Salz, Alaun, Salpeter, Galmey, der vorzüglich geſchätzt wird, Vitriol, Marmor, Alabaſter, Steinkohlen, Oker, Farben, mineraliſche Bäder und Geſundbrunnen. Der Bergbau beſchäftigt daher viele Menſchen. Unter den Fabrikanſtalten ſtehen die Seidenfabriken oben an, oder ſie ſind vielmehr die einzig vorzüglich wichtigen dieſes Landes. Der Hauptſitz der Seidenſpinnerei und Färberei iſt Roveredo und deſſen Umgebung; hier findet man die meiſten und größten Maſchinen zur erſten Zubereitung der Seide; die weitere Verarbeitung derſelben geſchieht dann an verſchiedenen Orten und zum Theil ſogar außer Landes, wohin die hier gewonnene Seide gebracht wird. Die zweite wichtigere Fabrication iſt die Metallwaarenerzeugung, indeſſen ungleich mehr, als die vorige beſchränkt; dann folgt an Wichtigkeit und Ausdehnung die Lederbereitung und Lederfabrication, dann die Leinweberei, vorzüglich im Puſterthale, im Vintſchgau, im Etſchthale ꝛc. Auch giebt es Muſſelin- und Battiſtfabriken, eine Kattunfabrik, eine Tuchfabrik, Tabaksfabriken. Ferner verdient die Verfertigung allerlei Geſchmeidewaaren in Stubay, der künſtlichen Blumen, der Baumwollenſpinnerei und Strickerei in Schwatz und Vorarlberg, das Spitzenklöppeln an mehrern Orten, die Deckenweberei und Lodenweberei im Puſterthale und die Verfertigung der Holzwaaren um Gröden hier angeführt zu werden. Mit den meiſten dieſer Natur- und Kunſterzeugniſſe wird ein ziemlich lebhafter Handel mit dem Auslande getrieben, wodurch Tyrol auch größtentheils die Mittel erhält, ſeinen Bedarf an ausländiſchen Artikeln ſich anzuſchaffen. Der Verluſt der größern Einfuhr als Ausfuhr wird durch den Gewinn des überaus wichtigen Zwiſchenhandels und Waarendurchzuges erſetzt. Die Lage Tyrols zwiſchen Deutſchland und Italien, und

die Vortheile eines bequemern Straßenzuges über die Alpen (da der Brenner, über welchen die Hauptſtraße führt, der niedrigſte Alpenpaß iſt) nebſt den gut unterhaltenen Kunſtſtraßen begünſtigen dieſes Land, wenigſtens vor allen weſtlichen Ländern, in dieſer Hinſicht. Auch benutzt der Tyroler anſcheinende Kleinigkeiten, um ſie zu Handelsgegenſtänden zu benutzen. So iſt zum Beiſpiel die Zucht und der Handel mit Kanarienvögeln, womit er faſt ganz Europa verſorgt, ferner der Handel mit Bildern und Kupferſtichen, der beſonders zu La Pieve ſeinen Sitz hat, und von da ſich die Bilderhändler in die meiſten Hauptſtädte von Europa ausgebreitet haben, nicht unbedeutend. Jährlich wandern 30 bis 40,000 Tyroler in andere Länder, wo ſie entweder als Bilder-, Decken- und Holzwaarenhändler oder als mancherlei Handwerker ſich ein kleines Vermögen zu erwerben ſuchen, das ſie jährlich in ihre Heimath entweder zurückbringen oder zurückſchicken. Der größere Theil der Tyroler iſt deutſcher Abſtammung, nur in der ſüdlichen Spitze, in den ſogenannten wälſchen Confinen, leben Italiener, deren Zahl ſich höchſtens auf 150 bis 160,000 Köpfe belaufen mag. Die herrſchende Religion iſt die catholiſche. Der Tyroler iſt fröhlich, aufgeweckten, muntern Sinnes. In ſeinem Geſichte iſt Treue, Redlichkeit und Geradſinn ausgedrückt. Der ſchönſte und edelſte Zug in dem Charakter des Tyrolers iſt ſeine unerſchütterliche feſte Anhänglichkeit an ſein Vaterland und an ſeinen Regenten. Der Charakter der ſüdlichen iſt verſchieden von dem Charakter der nördlichen Einwohner. Der ſüdliche Tyroler iſt nüchterner, weniger abergläubiſch fromm, weniger aufrichtig, als der nördliche. Jagdluſt iſt unter allen Ständen die allgemein herrſchende Leidenſchaft. Schon als Knabe weiß der Tyroler mit dem Stutzen umzugehen und mit bewundernswürdiger Genauigkeit das weit entfernte Ziel zu treffen. Tyrol hat 1816 die Beſtätigung ſeiner alten Rechte und Freiheiten durch eine neue Verfaſſung erhalten, wo noch die Landſtände aus vier Claſſen, nämlich dem Prälaten-, dem Ritter-, dem Bürger- und dem Bauerſtande, beſtehen. Weder die Conſcription noch das Mauthſyſtem iſt hier eingeführt. Vorarlberg, obgleich in der Verwaltung mit Tyrol verbunden, hat ſeine beſondern Privilegien, Landſtände und Landtage. Die Einkünfte ſchätzt man auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden. Für den öſterreichiſchen Staat wird übrigens Tyrol wegen ſeiner Gebirgspäſſe und kriegeriſchen Einwohner als eine Vormauer angeſehen. Die Hauptfeſtung des Landes iſt Kufſtein und zu Innſpruck hat das Gubernium des ganzen Landes, welches jetzt in ſieben Kreiſe (mit Vorarlberg) eingetheilt iſt, ſeinen Sitz. Tyrol wurde anfangs von celtiſchen und galliſchen Stämmen bewohnt, wovon die Rhätier die bekannteſten ſind. Unter des erſten römiſchen Kaiſers Auguſt Regierung wurde die Eroberung dieſes Landes nach vielen Schwierigkeiten vollendet, und dieſe Alpenvölker geriethen unter die Herrſchaft der Römer, welche ſich zugleich um die erſte Cultur dieſes Landes verdient machten. Wie die römiſche Größe hinſank, ſo ging auch der Wohlſtand des Landes unter, welches dann über ein Jahrhundert hindurch der Tummelplatz der Völker war, die Roms Herrſchaft vertheidigten und bekämpften. Marcomannen, Alemannen, Gothen, beſonders die Hunnen unter Attila, verheerten wechſelsweiſe das Land. Nach dem gänzlichen Sturze des abendländiſchen Kaiſerthums gerieth es unter die Herrſchaft der Gothen. Als dieſe zertrümmert wurde, kam der ſüdliche Theil Tyrols in die Gewalt der Longobarden und der nördliche wurde von den Bojen

oder Bojoaren (Bayern) beſetzt. Hierauf wurde Tyrol den Franken unterworfen, welche es, gleich andern fränkiſchen Landen, in Gauen theilten und von Grafen verwalten ließen, welche die Könige nach Gefallen ernannten. Nach dem Erlöſchen des carolingiſchen Hauſes und nach der Wiedereinſetzung bayeriſcher Herzoge nahmen dieſe auch wieder den größten Theil von Tyrol in Beſitz, und unterwarfen ſich die Grafen als Vaſallen, welche ſich unterdeſſen, während der Unordnungen im fränkiſchen Reiche, und bei der Schwäche ſeiner Regenten, die ihnen anfangs zur Verwaltung anvertrauten Gauen erblich zugeeignet hatten. Doch blieben noch einige mächtige Dynaſten übrig, unter welchen ſich beſonders die Grafen von Andechs auszeichneten. Einem Grafen aus dieſem Hauſe, Berthold IV., gab Kaiſer Friedrich I., nach der Achtserklärung des bayeriſchen Herzogs, Heinrichs des Löwen, Tyrol zu Lehen. Berthold war der erſte tyroliſche Landesfürſt, der ſeinen Sitz in Meran hatte, und ſich einen Herzog von Meran nannte. Schon im zwölften Jahrhunderte erſcheinen mächtige Grafen von Tyrol in der Geſchichte, deren Stammſchloß die alte Bergfeſte Terioli war. Einer derſelben, Heinrich genannt, hinterließ eine einzige Tochter, in der bekannten Margaretha Maultaſche, welche ihren Vettern, den Herzogen von Öſterreich, 1359 ihre Beſitzungen in Tyrol verſchrieb. So kam Tyrol an das Haus Öſterreich, bei welchem es bis 1805 blieb, nachdem es erſt 1803, durch die gänzliche Vereinigung der Gebiete der Biſchöfe von Trient und Brixen, ein ganz geſchloſſenes Gebiet geworden war. Durch den Presburger Frieden 1805 wurde Tyrol nach dieſem Umfange an Bayern überlaſſen, welches aber davon einen kleinen Diſtrict im Süden an das Königreich Italien, und 1810 den ganzen ſüdlichen Theil jenſeits der Centralkette der Alpen an daſſelbe Königreich und den öſtlichen Theil des Puſterthales an die neugeſchaffene Provinz Illyrien abtreten mußte. Beide letztern Theile wurden 1814 wieder von Öſterreich erobert, und der bayeriſche Antheil an Tyrol in eben dieſem Jahre von Bayern wieder an Öſterreich abgetreten, welches hierauf auch die ſalzburgiſchen Enclaven, nämlich das Ziller- und Brixenthal und Windiſch Matray, damit vereinigt hat.

Tyrrhenia, Tyrrhener, ein alter Name für Etrurien und ſeine älteſten Bewohner, die aus Lydien eingewandert ſeyn ſollten, und als geübte Seefahrer und Handelsleute, auch wohl als Freibeuter, erwähnt werden.

Tyrtäus (Tyrtäos), ein griechiſcher Dichter, blühte um die 24ſte Olympiade. Die Spartaner hatten ſchon zweimal in Schlachten unglücklich gegen die Meſſenier, ihre Nachbarn, gefochten, die jetzt von dem kühnen und tapfern Ariſtomenes angeführt wurden. In dieſer Noth wendeten ſie ſich an das delphiſche Orakel, das ihnen einen Fremden zum Vermittler eines ehrenvollen Friedens anzunehmen rieth. Sie baten die Athenienſer um einen ſolchen. Dieſe ſandten ihnen ihren Mitbürger Tyrtäus (den Einige zu einem gebornen Mileſier machen), der ſich eben nicht durch das Anſehen eines Kriegers empfahl, aber ein geſchickter Mann, und dabei ein guter Dichter und Flötenſpieler war. Dieſer ſtimmte nicht nur durch ſeine Lieder die Herzen der Spartaner zur Eintracht unter ſich ſelbſt, ſondern entflammte auch ihren Muth durch ſeine begeiſternden Kriegsgeſänge dergeſtalt, daß ſie durch ihn den Sieg erlangten. Er wurde zugleich der Stifter der eigentlichen Chorgeſänge (Χοροδιδάσκαλος), die man gewöhnlich dem Lykurg beilegt, und ſeine

Lieder wurden in der Folge in ſolchen Ehren gehalten, daß ſie zu beſtimmten Zeiten geſungen werden mußten. Noch ſind drei Lieder im elegiſchen Versmaaß unter Tyrtäos Namen vorhanden; und ſie ſind in der That des alten Sängers würdig und konnten wohl die jungen Spartaner zum Siege entflammen. Sie ſtellen das Bild ungebeugter, trotziger Krieger, furchtloſer Greiſe, welche des feigen Jünglings ſpotten, und einer unbezwinglichen Begeiſterung fürs Vaterland zur Nachahmung auf, und gehören zu dem Schönſten, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben iſt, wenn man auch ſollte annehmen müſſen, daß wir dieſe alten Kriegslieder nicht mehr völlig in der urſprünglichen Geſtalt beſäßen. Denn zu den älteſten Überreſten griechiſcher Poeſie würden ſie allerdings zu zählen ſeyn, da der zweite meſſeniſche Krieg, wo Tyrtäos ſie ſang, um das Jahr 680 vor Chr. Geb. fällt. Eine beſondere Ausgabe des griechiſchen Textes mit einem ſehr ausführlichen Commentar und Abhandlungen beſitzen wir von Klotz, Altenburg 1767. Eine neuere in Franckii Callinus; acc. Tyrtaei reliquiae, Altb. et Lips. 1816. In deutſche gereimte Verſe hat ſie ſchon früher Weiße und Conz (angehängt der Überſetzung des Tibull von Reinhard, Zürich 1783) überſetzt. Eine metriſche Verdeutſchung findet ſich auch als Anhang bei den Liedern für Deutſche im Jahr der Freiheit 1813 von E. M. Arndt. Siehe auch Wielands attiſches Muſeum 1. Bd. St. 2. S. 336. S.

Tyrus, eine der berühmteſten Städte des Alterthums; ſie war, nebſt ihrer ältern Schweſter Sidon, der wichtigſte und reichſte Handelsplatz des ehemaligen Phöniciens; jetzt iſt ſie, unter dem Namen Sur, ein unbedeutender Ort in der türkiſchen Provinz Syrien, im Paſchalik Akre. Tyrus, ſchon um das J. 1300 vor Chr. eine anſehnliche und blühende Stadt, ward durch Handlung und Schiffahrt reich und mächtig, aber auch Künſte und Wiſſenſchaften blühten in ihr. Einer ihrer Könige, Hiram, war der Freund und Bundesgenoſſe des iſraelitiſchen Königs Salomo, und es iſt aus der Geſchichte des letztern bekannt, daß die Iſraeliten Baukunſt und Schifffahrtskunde von den Tyriern lernten. Den Phöniciern, und beſonders den Tyriern gehören die verbeſſerte Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Geſtirne, und andere wichtige Erfindungen in der Schifffahrt zu. Sie beſuchten nicht nur alle Küſten des mittelländiſchen Meeres, ſondern drangen auch in den atlantiſchen Ocean, holten Zinn aus Britannien, und wahrſcheinlich auch Bernſtein aus der Oſtſee. Gades, das heutige Cadix in Spanien, und Carthago in Afrika waren tyriſche Colonien. Die Stadt Tyrus, auf einem Felſen, der auf allen Seiten vom mittelländiſchen Meere umgeben war, erbaut, und durch dieſe Lage feſt, hatte in ſeinen Mauern einige der berühmteſten Tempel des Alterthums, des olympiſchen Jupiters, des Hercules und der Aſtarte. Als Alexander das Heer des Darius bei Iſſus zerſtreut, und gleich darauf ganz Phönicien und Syrien mit der Küſte des mittelländiſchen Meeres ſich unterworfen hatte, widerſtand dem kühnen und glücklichen Sieger Tyrus, auf ſeine feſte Lage trotzend, ganz allein, und weigerte ſich, ihn als Oberherrn zu erkennen. Alexander unternahm die Belagerung von Tyrus, eine der merkwürdigſten in der ältern Kriegsgeſchichte. Nach unglaublichen Anſtrengungen von beiden Seiten — nach der Erzählung des Curtius (B. 4. Cap. 3.) vernichteten die Belagerten die Werke der Belagerer durch Taucher

und Brander — und nachdem die Belagerung bis in den ſiebenten Monat gedauert hatte, fiel endlich Tyrus in die Hände des Siegers, der es glimpflicher behandelte, als von ihm zu erwarten war. Unter der Herrſchaft der Römer wurde Tyrus, ſeines noch immer ausgebreiteten Handels wegen, ſehr begünſtigt. Später kam es, mit dem Lande ſelbſt, in die Gewalt der Saracenen, und galt in den Zeiten der Kreuzzüge für einen feſten Platz, der von den Kreuzfahrern gegen die Saracenen ſtandhaft behauptet wurde. Unter der türkiſchen Regierung iſt der Ort ganz geſunken; er iſt, nach des Barons Tott Bericht, dem Oberhaupte der Mutualis, einer Völkerſchaft des Libanons, unterworfen. Zwar iſt der Hafen von Tyrus noch immer der beſte an der ganzen ſyriſchen Küſte, aber der Handel hat ſich vorzüglich nach dem benachbarten Said (dem alten Sidon) gezogen, wohin Sur blos etwas Tabak, Getraide und geſponnene Seide verführt.

Tzetzes (Johann und Iſaak), zwei Brüder, die in der Mitte des 12ten Jahrhunderts nach Chr. zu Conſtantinopel lebten, von denen wir noch Commentare über griechiſche Schriften, vorzüglich über den Lykophron, haben, und von Johannes auch Gedichte in griechiſcher Sprache, deren eines die Geſchichte des trojaniſchen Krieges bis zum Anfang der Ilias, ihren Inhalt ſelbſt, und die Begebenheiten von Hektors Tode bis zur Heimkehr der Griechen erzählt; das andre größre eine Erklärung der Homeriſchen Mythen liefert. Beide ſind ſchätzbar, nicht ſowohl in poetiſcher Hinſicht, wo ihr Werth unbedeutend iſt, als deshalb, weil ſie mehrere alte Bruchſtücke, Nachrichten und Mythen aus ältern verloren gegangenen Quellen enthalten.

U.

U, der einundzwanzigſte Buchſtabe des deutſchen Abc, und unter den Selbſtlautern der fünfte.

Übel iſt im Allgemeinen alles dasjenige, was ein denkendes und empfindendes Weſen von ſeinem Zwecke entfernt. Der Zweck des Menſchen aber iſt ein doppelter: ein phyſiſcher, der das Wohlſeyn des phyſiſchen Lebens, und ein moraliſcher, der die ſittliche Veredlung beabſichtigt; und dieſem nach giebt es auch ein phyſiſches und ein moraliſches Übel. Jenes entfernt ihn vom äußerlichen Wohlbefinden, z. B. Schmerz, Krankheit, Mangel, dieſes von der Sittlichkeit.

Überbein, ein verhärteter Auswuchs an den Sehnen, auch wohl an den zartern Knochen der Hände und Füße, dergleichen durch Stoß und Druck erzeugt werden kann.

Übergangsgebirge ſind diejenigen Gebirge, welche gleichſam den Übergang von den Ur= zu den Flötzgebirgen bilden, und eine Reihe Gebirgsarten in ſich faſſen, welche Übergangsgebirgsarten genannt werden. Die Übergangsgebirge entſtanden ſpäter als die Urgebirge, mithin nach der chaotiſchen Periode der Bildung der Erdrinde und als ſchon die Schöpfung der organiſchen Körper begonnen hatte, jedoch früher als die Flötzgebirge. Sie verbinden die reinere Bildung mit der gröberen, und ſind weniger

chemiſch als die Ur-, aber auch weniger mechaniſch niedergeſchlagen, als die Flötzgebirge. In ihnen finden ſich zuerſt Verſteinerungen und Abdrücke organiſcher Naturkörper, z. B. Conchylien, See- und Sumpfpflanzen, und zwar insbeſondere ſolche, deren Originale in der jetzt lebenden Natur nicht mehr aufgefunden werden; allein ſie ſind nicht in ſo großer Menge vorhanden, als in den Flötzgebirgen. Die Übergangsgebirgsarten ſind gewöhnlich auf den Urgebirgen, und unter den Flötzgebirgen gelagert, ſo wie es die Reihenfolge der Entſtehung mit ſich bringt; in gleichem Verhältniſſe ſtehen daher die Übergangsgebirge rückſichtlich der Höhe zu den beiden anderen Gebirgsformationen, ſo daß ſie niedriger als die Urgebirge, höher aber als die meiſten Flötzgebirge ſind. — Sie ſind erzführend, enthalten aber nur wenige Metallgeſchlechter. Zu den Übergangsgebirgsarten rechnet man folgende theils einfache, theils gemengte Mineralien: 1. die Grauwacke, eine mechaniſch gemengte, aus Bruchſtücken von Feldſpath, Quarz-, Thon- und Kieſelſchiefer zuſammengeſetzte, durch ein thoniges Bindemittel verbundene Gebirgsart, gewöhnlich von grauer Farbe; 2. Übergangs-Thonſchiefer; 3. Übergangs-Kieſelſchiefer; 4. Übergangs-Kalkſtein, der als Marmor bearbeitet wird, und nicht ſelten ſchroffe Klippen, enge tiefe Thäler und Höhlen bildet, z. B. die Baumanns- und Bielshöhlen am Harz und viele andere, in denen ſich der herabträufelnde Kalkſinter zu den mannichfaltigſten Figuren geſtaltet, welche die rege Einbildungskraft dann zu abenteuerlichen Dingen umſchafft; 6. den Übergangsgyps; 7. den Übergangstrapp, wozu wiederum Hornblende, Grünſtein, Kugel- und Lederfels, ſo wie der porphyrartige und mandelſteinartige Trapp gezählt wird. — Man rechnete die Übergangsgebirgsarten früher zu den Urgebirgen, jedoch Werner erhob ſie zu einer beſondern Claſſe, ſo wie ſie ſeitdem auch von allen übrigen Mineralogen als eine beſondere Gebirgsformation aufgeführt werden.

Überſetzungskunſt. Eine vollkommen gute Überſetzung erfordert 1. Übereinſtimmung der Gedanken des Originals und der Überſetzung im Ganzen und Einzelnen. Hierzu iſt nöthig vollkommne Sprach- und Sachkenntniß. Wörtliche Treue darf die Deutlichkeit des Gedankens nicht aufheben. Der ihr entgegengeſetzte Fehler iſt das Paraphraſiren oder Moderniſiren, durch welches der Gedanke faßlicher gemacht wird. Aber die Überſetzung iſt von der Erklärung zu unterſcheiden. Der Überſetzer muß ſogar die Dunkelheit und Zweideutigkeit des Originals nachahmen; er darf den Schriftſteller nicht verbeſſern, noch überhaupt demſelben etwas geben oder hinwegnehmen, es müßte denn z. B. eine Weglaſſung nur in der Sprache des Originals verſtändlich ſeyn, welche in der Sprache der Überſetzung unverſtändlich wäre. 2. Übereinſtimmung des Charakters und Styls der Überſetzung mit dem Originale; die Überſetzung ſoll nicht blos ausdrücken, was das Original ſagt, ſondern auch wie es daſſelbe ſagt. Der individuelle Charakter und Styl des Schriftſtellers muß alſo ebenfalls nachgebildet werden. Dies ſchränkt den Überſetzer natürlich ein. Hierzu gehört ein freier Sinn für das Charakteriſtiſche eines Schriftſtellers, Fähigkeit, ſich in fremde Individualitäten zu verſetzen und ein geübter Geſchmack. Man kann die Aufgabe ſo ſtellen: Der Überſetzer ſoll ſich ſo ausdrücken, wie der Schriftſteller, wenn er in ſeiner (des Überſetzers) Sprache geſchrieben hätte, ſich ausgedrückt haben würde, wo-

bei natürlich auch auf die jedesmalige Bildungsſtufe der Sprache, in welche überſetzt wird, Rückſicht zu nehmen iſt. Die Treue der Nachbildung in dieſer Hinſicht iſt daher ein Ideal, und wird natürlich durch den verſchiedenen Genius der Sprachen beſchränkt. Den Charakter der fremden Sprache darf der Überſetzer nur in ſo weit nachbilden, als dies dem Charakter der ſeinigen nicht widerſpricht. Ferner muß auch die Sprachform berückſichtigt und daher Poeſie in Poeſie übertragen werden, wo möglich in demſelben Metrum. Was Styl und Diction anlangt, ſo ſoll die Überſetzung die Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Originals haben, doch ohne ungebundner zu werden. Oft kann nur durch ähnliche Redensarten, Sprichworte überſetzt werden, und nicht ſelten iſt Überſetzen ſchwieriger, als ſelbſt ſchreiben. Das ſchwere Problem iſt Freiheit mit Treue zu verbinden. Die Überſetzungskunſt mußte natürlich geübt und gebildet werden, ſobald ein Volk die Bildung eines andern erbte. Daher finden wir ſie zuerſt zur Zeit, wo die Griechen durch ägyptiſche Kunſt ſich zu bilden bemühten. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften nennt Manetho, einen ägyptiſchen Prieſter, als einen der früheſten Überſetzer; er ſoll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus die Geſchichte ſeines Landes in die griechiſche Sprache überſetzt haben. Die Griechen bemühten ſich, die Schätze der morgenländiſchen Völker ſich zu eigen zu machen; daher denn Ptolemäus Philadelphus ſchon die fünf Bücher Moſis überſetzen ließ, und Philo Byblius die Annalen des Sanchoniathon aus dem Phöniciſchen ins Griechiſche übertrug. Die Kritik brachte die Überſetzungskunſt, wie jede andere, in Regeln. Schon Cicero, Plinius und Quintilian ſprechen von den Regeln guter Überſetzungen. D'Alembert, Batteux und Garve theilten einige ſcharfſinnige Bemerkungen über dieſe Kunſt mit. So auch die Schrift: Essay on the principles of translation (deutſch von Löbel, Leipz. 1793) und Hezel in ſeiner Vorrede zur Überſetzung des N. T. H. Stephanus und J. Billius gaben Regeln, wie man die griechiſchen Schriftſteller gut überſetzen könne. Dieſe Regeln beſchränkten ſich aber mehr auf Hinweiſung auf den Weg, worauf man zu einem richtigen Verſtändniſſe der Schriftſteller kommen könne, als auf den darſtellenden Ausdruck. (Siehe auch die Art. Exegeſe und Hermeneutik.) Unter den Deutſchen haben erſt Voß, Schlegel und Gries einer beſſern Überſetzungsweiſe Eingang verſchafft. Das Beſtreben, nebſt dem Wortverſtande auch das eigenthümliche Colorit eines Schriftſtellers auszudrücken, hat der Reichthum und die Bildſamkeit der deutſchen Sprache erleichtert. Keine der neuern Sprachen kommt den alten, der griechiſchen und römiſchen, im Charakter ſo nahe, als die deutſche, keine iſt im Stande, die Sylbenmaaße der Alten ſich anzueignen: daher auch keine beſſere Überſetzungen der alten Dichter aufweiſen kann. Homer von Voß, Calderon von Schlegel, Torquato Taſſo und Calderon von Gries überſetzt, ſind herrliche Copien für den, dem der Genuß der Originalwerke verſagt iſt.

Ubiquität — ein nach Art des Lateins der ſcholaſtiſchen Philoſophie gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung der Allgegenwart — wurde von Luthern diejenige Eigenſchaft des Leibes Chriſti genannt, vermöge deren er unter dem Brote im Abendmahle allenthalben gegenwärtig iſt. Die Hitze des erſten Acts der Sacramentsſtreitigkeiten hatte dieſen unbequemen Ausdruck ſchon verhaßt gemacht, als ihn die ſteiflutheriſchen Prediger zu Bremen ſeit 1556

aufs neue in einem noch härteren, der gesunden Vernunft widersprechenden Sinne gegen die Calvinisten anwendeten und die würtembergischen Theologen in dem 1559 von Johann Brenz aufgesetzten Glaubensbekenntnisse zu einem Hauptpunkte der lutherischen Orthodoxie in ihrer Landeskirche erhoben. Da indessen auch die Calvinisten eine wahre, obwohl nur dem Glauben erkennbare Gegenwart, des Leibes Christi im Abendmahle zugestanden, brachten die lutherischen Zeloten, um sich ja recht scharf von diesen verhaßten Gegnern zu unterscheiden, die Hypothese von der wirklichen gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christo (communicatio idiomatum) in ihren Lehrbegriff und suchten dadurch zu beweisen, daß der Leib Christi in, mit und unter dem Brote im Abendmahle allenthalben, ohne Rücksicht auf den Glauben der Communicanten, gegenwärtig seyn müsse. Damit jedoch dieser, vielen Mißverständnissen ausgesetzten, Vorstellung, die ihren Vertheidigern den Namen Ubiquisten oder Ubiquitisten zuzog, die scheinbare Ähnlichkeit mit der catholischen Transsubstantiationslehre nicht mehr vorzuwerfen wäre, erklärten die Verfasser der bergischen Concordienformel (s. d. Art.) ausdrücklich, die Ubiquität des Leibes Christi finde nicht auf eine räumliche und irdische Weise Statt. Das Interesse für die, ohnehin aus der heil. Schrift keinesweges unwidersprechlich beweisbare Ubiquitätslehre, über die sich noch 1610 ein neuer Streit zwischen den ihr eifrig ergebenen Tübingischen Theologen und den gemäßigteren Gießenschen erhob, haben die folgenden Jahrhunderte auch unter den lutherischen geschwächt, und die unbefangeneren evangelischen Theologen beider Kirchen wurden im 18ten Jahrh. darüber einverstanden, daß Christus im heil. Abendmahle denen, die es würdig genießen, allerdings gegenwärtig, die Bestimmung der Art und Weise dieser Gegenwart und der Vereinigung seines Leibes mit dem Abendmahlsbrote (unio sacramentalis) aber kein Gegenstand menschlicher Lehrvorschriften und daher dem Glauben der Individuen zu überlassen sey. E.

Uhr. Viele Erfindungen, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, verdanken wir den müßigen Mönchen des Mittelalters, die in ihrer Einsamkeit, von allen Nahrungssorgen befreit, die Nebenstunden, die ihnen die Andachtsübungen übrig ließen, mit Versuchen aller Art, in nützlichen und unnützen Künsten, zubrachten. Dies ist auch der Fall mit den Uhren, die durch Räder, Pendel und Stahlfedern in Bewegung gesetzt werden. Die ersten Spuren derselben finden wir in den Klöstern des Mittelalters. Zwar das Wort horologium kommt schon bei einigen Alten vor, und man möchte aus manchen Angaben schließen, daß sie schon dergleichen Kunstwerke, wie unsere Taschen- und Stubenuhren sind, gekannt hatten. Allein gewiß ist, daß die Uhren der Alten theils Sand-, theils Wasser-Uhren waren. Die letztern brachte namentlich Julius Cäsar aus Britannien. Eine Wasseruhr war es, die Cassiodorus im 6ten Jahrhundert seinen Mönchen empfahl, wenn die Trübigkeit der Tage sie hindere, die Sonnenuhren zu beobachten. Eine Wasseruhr war es, die der Schwelger Trimalchio, beim Petronius, in seinem Speisezimmer stehen hatte, und bei der er einen Trompeter anstellte, der die abgelaufenen Stunden ausrufen mußte. Im Vitruvius kommt die Nachricht von einem alexandrinischen Künstler, Ktesibius, vor, der hundert und vierzig Jahr vor unserer Zeitrechnung mit der Wasseruhr Triebräder verbunden habe. Aber die Nachricht ist zu dunkel und unvoll-

ſtändig, als daß man über die eigentliche Einrichtung dieſes Kunſtwerks deutliche Begriffe haben könnte. In einer alten Chronik wird erzählt, daß Kaiſer Carl der Große von dem damaligen Beherrſcher Perſiens im Jahre 807 eine Uhr zum Geſchenk erhalten, woran Glöckchen angebracht waren, und kleine Figuren von Reitern nach Ablauf der Stunden an fenſterähnlichen Löchern hervorkamen und wieder hineingingen. Allein eine genauere Beſchreibung dieſes Kunſtwerks, welche wir in den dem Eginhard zugeſchriebenen fränkiſchen Annalen leſen, giebt ausdrücklich an, daß es eine Waſſeruhr geweſen, und daß nach Ablauf der Stunden kleine Kügelchen von Metall auf eine kleine Glocke herabgefallen, und den Ton hervorgebracht haben. Eben ſo wenig kann die Uhr, welche Pacificus, Geiſtlicher zu Verona, in der Mitte des neunten Jahrhunderts erfunden haben ſoll, mit Beſtimmtheit für ein ähnliches Kunſtwerk, als unſere Uhren ſind, angeſehen werden. Denn die Worte in ſeiner Grabſchrift ſind zu undeutlich, als daß man etwas gewiſſes daraus herleiten könnte. Auch dem berühmten Gerbert von Auvergne, der nachmals unter dem Namen Sylveſter der Zweite Papſt war, und im Jahre 1003 ſtarb, hat man die Erfindung der Uhren zugeſchrieben. Allein der glaubwürdige Zeuge Ditmar von Merſeburg ſagt nichts weiter davon, als: Gerbert habe in Magdeburg für den Kaiſer Otto ein Horologium richtig aufgeſtellt, indem er durch eine Röhre den Stern, nach dem ſich die Schiffer richten, beobachtet habe. Es kann unmöglich etwas anderes als eine Sonnenuhr geweſen ſeyn, die Gerbert nach der Polhöhe ſtellte. Im zwölften Jahrhunderte fing man in Klöſtern an, Uhrwerke zu gebrauchen, welche die Stunden durch den Schall einer Glocke, welche durch Räder in Bewegung geſetzt wurde, anzeigten. Denn man findet von da an öfters den Ausdruck: die Uhr hat geſchlagen; auch wird des Weiſers an der Uhr ſchon erwähnt. Von einem Wilhelm, Abt von Hirſchau, ſagt ſein Lebensbeſchreiber: Er habe ein Horologium erfunden nach dem Muſter der himmliſchen Sphären. So kurz dieſe Angabe iſt, ſo möchte man doch deswegen glauben, dieſer Abt von Hirſchau ſey der Erfinder der Uhren, weil man findet, daß er einen eigenen Menſchen angeſtellt, der dieſes ſein Kunſtwerk in Ordnung erhalten und ſtellen mußte. Dieſer Abt von Hirſchau ſtarb zu Ende des 11ten Jahrhunderts. Im 13ten Jahrhunderte kommt die Nachricht von einem Kunſtwerke vor, welches Sultan Saladin dem Kaiſer Friedrich II. verehrte. Dies wurde offenbar durch Gewichte und Räder in Bewegung geſetzt. Nicht allein zeigte es die Stunden an, ſondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreiſe. Gewiß haben die Sarazenen dieſe Kunſt nicht von den Mönchen der europäiſchen Klöſter gelernt, ſondern vielleicht waren ſie die eigentlichen Erfinder, und die Kreuzzüge das Mittel, wodurch die Europäer dieſe Erfindung kennen lernten. Im 14ten Jahrhundert findet man ſchon mehr Spuren unſerer heutigen Uhrwerke. Dante erwähnt ausdrücklich der Schlaguhren. Richard, Abt von St. Albans in England, verfertigte im Jahre 1326 eine Uhr, dergleichen man bis dahin noch nicht geſehen hatte. Es war eine aſtronomiſche Uhr, die nicht allein den Lauf der Sonne und des Mondes, ſondern ſogar die Ebbe und Fluth anzeigte. Große Thurmuhren kamen auch zuerſt im vierzehnten Jahrhunderte auf. Vielleicht iſt Jacob Dondi in Padua der erſte, der eine ſolche gebaut; wenigſtens ward ſein Geſchlecht nach ihm dell' orologio genannt. Auch ein Deutſcher, Heinrich de Wyck, ward in demſelben

Jahrhunderte berühmt durch die große Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich, Carls V., baute. Dieſe Uhr war noch 1737 zu ſehen. Die Taſchenuhren müſſen von weit ſpäterer Erfindung ſeyn, ungeachtet man auch ſie ſchon im vierzehnten Jahrhundert hat finden wollen; wenigſtens giebt es vor dem Anfange des 17ten Jahrhunderts keine zuverläſſigen Spuren davon. Die Pendel wurden von dem Sohne des großen Galilei zuerſt 1649 bei einer Stuhenuhr angebracht. Huygens ſcheint der Erfinder der Unruhe in den Taſchenuhren zu ſeyn. Dieſe Erfindung fällt ins Jahr 1676. Um die Reibungen zu vermeiden, erfand ein Genfer, Facio, die Kunſt, in Rubinen und Diamanten Löcher für die Stifte zu bohren, um dergeſtalt die Taſchenuhren noch ſicherer gehen zu laſſen. So entſtand die Erfindung der Zeitmeſſer oder Chronometer, worin die Engländer es zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht haben. Auch ſind ſie ſchon früher die Erfinder der Repetiruhren geweſen. Ein gewiſſer Barlow machte im Jahre 1676 eine ſolche Uhr für König Carl II. Ein Engländer, Graham, war im Jahre 1715 der Erfinder der Compenſiv-Pendel. Dies ſind breite Pendel aus abwechſelnd verſchiedenen Metallen dergeſtalt zuſammengeſetzt, daß Temperaturveränderungen auf die Länge des Pendels, von deſſen Unveränderlichkeit die Gleichheit der Zahl der Schwingungen in derſelben Zeit, und alſo die Gleichförmigkeit des Ganges der Uhr abhängig iſt, keinen Einfluß ausüben können (ſ. Pendel). Dieſe Erfindung ward von Harriſon dadurch noch vervollkommnet, daß er ſeinen Pendel aus neun runden Stäben zuſammenſetzte, unter denen 5 ſtählerne und 4 kupferne waren. Mit dieſen Pendeln ſind noch jetzt die aſtronomiſchen Wanduhren verſehen, und man kann ſich ganz auf die Gleichmäßigkeit ihrer Schwingungen verlaſſen. — Im Ganzen muß man bei den Pendeluhren bemerken, daß der Pendel mit dem ſogenannten engliſchen Haken eine gemeinſchaftliche Welle haben muß, wodurch vier Haupträder in gleichförmiger Bewegung erhalten werden. Nämlich das Bodenrad, welches ſich in 12 oder 24 Stunden, das Minutenrad, welches ſich in einer Stunde, das Mittelrad, das ſich in ſieben und einer halben Minute, und das Steigrad, welches ſich in einer Minute herumdreht. In einer Taſchenuhr dagegen kommt die Hauptkraft von der elaſtiſchen Stahlfeder, die ſich in ihrem eigenen Hauſe um einen Stift windet. An dieſer Feder iſt eine Kette befeſtigt, die ſie mit der Kegelſchnecke vereinigt, und an dieſer treibt das Schneckenrad gewöhnlich mit achtundvierzig Zähnen um. Damit aber die Bewegung dieſes und der übrigen Räder gleichförmig ſey, hat man eine Spindel mit Lappen angebracht, die ſtets in die Zähne des Steigrades eingreifen. Auf der Spitze der Spindel ſteht die ſogenannte Unruhe, eine dünne metallene Scheibe mit drei Kreuzſchenkeln, die, weil ſie durchgehends gleich ſchwer ſind, auch immer gleiche Schwingungen machen. Unter der Unruhe bringt man noch, um den gleichmäßigen Gang zu erhalten, eine haarfeine Spiralfeder an, die ſich um die Spindel windet und die Bewegungen der Unruhe regelt. Dieſe Spiralfeder kann durch den ſogenannten Rücker verkürzt oder verlängert werden, um die Uhr ſchneller oder langſamer gehen zu laſſen.

Ukaſe heißt in Rußland jede Verordnung oder Mandat, das der Kaiſer, oder der Senat im Namen des Kaiſers, erläßt.

Ukräne, das fruchtbare Land, welches ſich auf beiden Seiten des Dnepr bis tief in Rußland erſtreckt, die Wohnorte der Koſacken

umfaßt und bis auf Peter den Großen der ſtete Zankapfel zwiſchen Rußland und Polen geweſen iſt. Es war ein Theil von Kleinrußland, und wegen ſeiner herrlichen Weiden, ſeiner Pferde und Ochſen berühmt. Der Name iſt jetzt meiſtens verſchwunden, und lebt blos noch in dem Gouvernement der ſlobodiſchen Ukräne.

Ulanen (Uhlanen), eine Gattung leichter Reiterei, die eigentlich tatariſchen Urſprungs iſt, dann aber in Polen eingeführt und von den Königen zunächſt zum beſondern Dienſte, z. B. Escortiren, nachher aber auch im Kriege gebraucht wurde. Ihre Waffen ſind Carabiner, Piſtolen, Säbel und vorzüglich die Lanze. Die oben an der Lanze befeſtigte farbige Fahne dient zum Unterſchiede der Regimenter oder Pulks. Dieſe Lanze iſt die Hauptwaffe der Ulanen, und, wenn ſie geſchickt geführt wird, allerdings von großer Wirkung. In der Folge wurde dieſe Gattung Reiterei bei der öſterreichiſchen, und im ſiebenjährigen Kriege auch bei der preußiſchen Armee eingeführt. In den neueſten Zeiten hat man bei den meiſten Armeen Ulanenregimenter errichtet.

Ulema heißt bei den Türken die Claſſe der Rechtsgelehrten, welche zugleich als Geiſtliche betrachtet werden, da das Recht oder bürgerliche Geſetz der Türken eben ſowohl, als ihre Religion von Mohammed herkommt, und in ihrem Religionsbuche, dem Coran, auf den ſich auch alle ſpätern geſetzlichen Vorſchriften gründen, enthalten iſt. Das Oberhaupt der Ulema iſt der Mufti (ſ. d. Art.). Die oberſte Stelle nach dieſem nimmt der Cadileskier ein, deren es drei giebt, einen in Europa, einen in Aſien und den dritten in Ägypten. Sie haben Sitz und Stimme im Divan; alle Cadi's oder Unterrichter in dem ihnen untergebnen Theile des Reichs ſtehen unter ihnen und werden von ihnen angeſtellt. Die Stelle des Cadileskier bahnt den Weg zur Würde eines Mufti; es kann keiner die letztere erlangen, wenn er nicht vorher das Amt eines Cadileskier mit Ehre und Beifall bekleidet hat. Die dritte Claſſe der Ulema's machen die Mollahs, die, nach der Größe ihres Gehalts, vom erſten oder zweiten Range ſind, und die Oberrichter in einzelnen Provinzen vorſtellen. Nach ihnen kommen die Cadi's oder Unterrichter, welche überall in erſter Inſtanz Recht ſprechen. (S. d. Art. Mollah und Cadi.)

Ulfilas (Ulphilas oder Wulfilas) war in dem Zeitraume von 360 bis 380 Biſchof der chriſtlichen Gothen in Dacien und Möſien, oder der ſogenannten Möſogothen, und ſtand bei ihnen in großem Anſehen, durch welches er ſie auch zur Annahme der Arianiſchen Lehre, welcher er ſelbſt beigetreten war, bewogen haben ſoll. Er war ein für ſein Zeitalter gelehrter Mann, und wurde einigemale als Geſandter an den kaiſerlichen Hof nach Conſtantinopel geſendet. Man ſchreibt ihm gewöhnlich die Erfindung der gothiſchen Buchſtaben zu; wahrſcheinlich aber wurde durch ihn die gothiſche Schrift nur mehr verbreitet und bekannter. Er überſetzte die Bibel in die gothiſche Sprache. Von dieſer merkwürdigen Überſetzung haben ſich bedeutende Bruchſtücke erhalten. Der ſogenannte ſilberne Codex enthält die vier Evangeliſten, eine Handſchrift zu Wolfenbüttel Bruchſtücke des Briefes an die Römer, und nach einer Entdeckung des verdienſtvollen Maja beſitzt die Mailändiſche Bibliothek von Ulfilas die Pauliniſchen Briefe. Die neueſte und vollſtändigſte Ausgabe von Ulfilas Bibelüberſetzung hat Zahn beſorgt. Sie enthält die vier Evangeliſten und den Brief an die Römer.

Ulloa (Don Antonio di), geboren zu Sevelion 1716, widmete ſich dem Seedienſte, und wurde, als der Sohn einer altadelichen Familie, ſchon 1733 Capitain einer königlichen Fregatte. Ein Jahr darauf ging er mit der Commiſſion, die zu der bekannten Gradmeſſung zur Beſtimmung der Geſtalt der Erdkugel nach dem ſüdlichen Amerika abgeſchickt war, nach Quito, und blieb daſelbſt bis 1744. Nach ſeiner Rückkehr durchreiſ'te er auf königlichen Befehl zur Vervollkommnung ſeiner ſtaatswirthſchaftlichen Kenntniſſe einen großen Theil von Europa und kehrte mit reichen Erfahrungen zurück, die er zum beſten ſeines Vaterlands in Anwendung brachte. Die großen Canäle und Baſſins von Ferrol und Carthagena wurden durch ihn vollendet, und die berühmten Queckſilberminen von Almada und Guançavellica in Peru bekamen durch ihn neues Leben. Er ging 1755 zum zweitenmal nach Amerika, und wurde, als er zurückkam, 1767 zum Generaldirector der ſpaniſchen Marine ernannt. Er ſtarb in einem hohen Alter den 5ten Julius 1795 auf ſeinem Landſitze unweit Cadix. Ulloa gehört zu den berühmteſten und verdienſtvollſten Männern, die ſein Vaterland im vorigen Jahrhunderte aufzuweiſen hatte. Er war unermüdet mit der Verbeſſerung der Manufacturen und der Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften in ſeinem Vaterlande beſchäftigt. Von ſeinen gelehrten Kenntniſſen und ſeinem Beobachtungsgeiſte zeugen folgende ſeiner Werke: Relacion historica del Viage a la America meridional, Madr. 1748. (Ins Engliſche und Franzöſiſche überſetzt, und deutſch im IX. Bande der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen). Noticias americanas sobre la America meridional y la septentrional oriental, Madr. 1772 (Deutſch von J. A. Dieze. Leipz. 1781. 2 Bde. 8.) — Don Bernardo di Ulloa iſt ein Verwandter des vorigen, und Verfaſſer eines wichtigen Werkes über den Handel und das Fabrikweſen Spaniens. — Don Luis de Ulloa y Pereira, ein berühmter ſpaniſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts. Seine Sonetten werden von den Spaniern vorzüglich geſchätzt.

Ulm, unter dem 48° 23′ 39″ N. Br. und 27° 39′ 15″ O. L. an der Donau, an deren linkem Ufer eine Viertelſtunde oberhalb der Ringmauern die Iller, aus der Stadt ſelbſt aber an ihrer Südſeite in zwei Armen die Blau ausfließt, war eine freie Reichsſtadt des ſchwäbiſchen Kreiſes, auf deſſen Verſammlungstagen ſie das Directorium führte. Sie beſaß ein Gebiet von funfzehn Quadratmeilen, und hatte, die Bewohner deſſelben mit eingerechnet, eine Bevölkerung von 37,000 Einwohnern. Durch den Reichsdeputationsreceß vom Jahre 1803 wurde ſie ſammt mehreren oberländiſchen Reichsſtädten an das damalige Churfürſtenthum Bayern überlaſſen, aber vermöge einer am 18ten Mai 1810 abgeſchloſſenen Convention von Bayern an Würtemberg abgetreten. Gegenwärtig iſt ſie der Sitz einer der vier Provinzialregierungen des Königreichs mit einem Gerichtshofe und einer beträchtlichen Garniſon. Sie enthält in 1600 Häuſern ungefähr 11,000 Einwohner. Bis auf jenen Zeitpunkt, der ihre politiſche Lage änderte, hatte ſie lauter evangeliſche Bürger, nur wenige catholiſche Einwohner, die ihren Gottesdienſt in dem ehemaligen deutſchen Hauſe und in dem Auguſtinerkloſter zu den Wengen hielten. Dieſes Kloſter wurde, wie das lutheriſche Fräuleinſtift, die Sammlung genannt, unter der bayeriſchen Regierung aufgehoben, jedoch die Kirche deſſelben zu einer catholiſchen Pfarrkirche gemacht. Die Umgegend iſt fruchtbar an Obſt und Getraide;

der Weinbau hat ſchon ſeit zweihundert Jahren aufgehört. Durch ihre Lage an der Donau, welche hier zweihundert Fuß breit und zehn bis zwölf Fuß tief iſt, und durch das Einſtrömen der Iller und Blau ſchiffbar wird, iſt die Stadt zum Handel ſehr geeignet; auch war er in frühern Zeiten beträchtlich und noch bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts wenigſtens nicht unbedeutend. Durch die Handelsverbote und Mauthſyſteme der deutſchen Regierungen ſehr beſchränkt, beſteht gegenwärtig das Gewerbe hauptſächlich in Spedition auf der Donau nach Öſterreich, Leinwand, feinem Mehl und feiner Brotbäckerei, ulmer Graupen, Pfeifenköpfen aus Maſerholz geſchnitten, und Zunder. Die Barchentfabrication hat als Handlungszweig gänzlich aufgehört. Ulm hat ein berühmtes Gymnaſium. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet ſich vor allen die Münſterkirche aus, die, obgleich der Thurm nicht vollendet iſt, zu den ſchönſten Werken gothiſcher Bauart gehört; die Vorderſeite des Thurms iſt von erhabener Schönheit, eben ſo die Gewölbe der Kirche mit ihren Pfeilern und Säulen; die Kirche iſt eine der höchſten, weiteſten und hellſten in Deutſchland. Die Stadt hat durch ihre Lage an der Oberdonau auch in politiſcher Hinſicht eine bedeutende Wichtigkeit und wurde in der neueſten Kriegsgeſchichte dadurch merkwürdig, daß die am 14ten und 15ten October 1805 bei Elchingen ſiegenden Franzoſen ſie unmittelbar darauf unter Anführung Napoleons einnahmen und den General Mack mit 24,000 Mann zu Kriegsgefangenen machten. Die Feſtungswerke, kurze Zeit vor dieſem Ereigniſſe ihrem größten Theile nach niedergeriſſen, wurden nun vollends eingeebnet, aber der Bundestag der Deutſchen ſcheint den Platz zu einer Bundesfeſtung machen zu wollen.

Ulpianus (Domitius), ein berühmter alter römiſcher Rechtsgelehrter, gebürtig aus Tyrus in Syrien. Er bekleidete verſchiedene Ehrenſtellen unter dem Kaiſer Alexander Severus, und wurde zuletzt Präfect des Prätoriums, aber im Jahre 226 bei einem Tumulte der Prätorianer von dieſen ermordet. Er war ein Feind der chriſtlichen Religion, und verfolgte die Bekenner derſelben mit Heftigkeit. Seine Ausſprüche über Gegenſtände des Rechts und Erklärungen deſſelben ſind aus ſeinen Schriften ausgezogen und in die Pandecten aufgenommen worden.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, geboren am 15ten Februar 1487, war ein Sohn des wahnſinnig gewordenen Grafen Heinrich. Er kam zur Regierung, weil von Eberhard im Bart, dem erſten Herzog, und deſſen Nachfolger, Eberhard II., keine männlichen Nachfolger vorhanden waren. Die abſcheuliche Vertreibung des letztern durch ſeine Räthe, Diener und Amtleute im Jahre 1498 ſetzte ihn ſchon als elfjährigen Knaben in den Beſitz des Herzogthums; aber dieſe Räthe regierten dann in ſeinem Namen während ſeiner Minderjährigkeit, und beſorgten höchſt nachläſſig und zweckwidrig ſeine weitere Erziehung. Um der kaiſerlichen Hülfe gegen den vertriebenen Eberhard deſto gewiſſer zu ſeyn, verlobten ſie ihn ſogleich mit der Prinzeſſin Sabine von Bayern, einer Schweſtertochter des Kaiſers, veranlaßten aber eben dadurch, daß der Kaiſer, welcher ein Regiment von dreizehn Perſonen weder für das Land, noch den jungen Herzog vortheilhaft finden mochte, ihn ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre für volljährig erklärte. Ulrich war kraftvoll, feurig, muthig, ein Jüngling von Kopf und Herz; aber ſo viel er lateiniſch gelernt hatte, war dennoch weder das Eine, noch das Andere gebildet worden, und er eben durch dieſe Rohheit und ſein ungeſtü-

mes Feuer ungeheurer Handlungen fähig. Späterhin machten ihn ſeine widrigen Schickſale hart, was er urſprünglich nicht war, und verſäuerten ſeinen Charakter durch Argwohn und Mißtrauen gegen alle Welt. Die erſten Jahre ſeiner Selbſtregierung zeichnen ſich aus durch ſeine Theilnahme am bayeriſch-landshutiſchen Succeſſionskriege, welcher Würtemberg bedeutend vergrößerte; durch den glänzendſten Hof in Deutſchland, welcher der Sammelplatz alles ſüddeutſchen Adels war; durch ſeine prachtvolle Vermählung mit Sabine von Bayern, obſchon er ſie gegen ſeine Neigung geheirathet zu haben ſcheint; durch die Gnade Kaiſers Maximilian I., der den Tochtermann ſeiner Schweſter ſichtlich begünſtigte. Aber bald folgte Unglück auf Unglück. Gerade jener Krieg und andere Ritterzüge, jener glänzende Hof und ſeine verſchwenderiſchen Feſte hatten die zum voraus beträchtlichen Schulden der Familie bis zu einer Million Gulden erhöht; drückende Behandlung, überhaupt ſchwere Abgaben und unfruchtbare Jahre dazu machten die Unterthanen mißmuthig und unzufrieden, und ſo erhob ſich 1514 der gefährliche Aufſtand des armen Konrad, den der Herzog kaum dadurch zu ſtillen vermochte, daß er den Würtenbergern im Tübinger Vertrag (ſ. d. Art.) jene außerordentlichen Rechte und Freiheiten einräumte. Schon das Jahr darauf ermordete er eigenhändig ſeinen bisherigen Liebling, Hans von Hutten, den er im Verdacht von allzugroßer Vertraulichkeit mit der Herzogin hatte. Da entfloh ihm dieſe; er verlor Ehre und guten Namen und die Gunſt des Kaiſers; der Adel von ganz Süddeutſchland ward durch die Hutten gegen ihn aufgehetzt und drohte ihm; die Herzoge von Bayern, die Brüder ſeiner Gemahlin, wurden ſeine erboßteſten Gegner; nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Kaum hatte er ſich aus dieſer Verlegenheit herausgewunden, als er in noch größeres Unglück unrettbar gerieth. Einige Bürger von Reutlingen hatten ihm 1519 ſeinen Burgvogt auf Achalm erſchlagen, und er, in der erſten Wuth darüber, nahm plötzlich die Reichsſtadt ſelbſt weg, und vereinigte ſie, als erobertes Gut, mit ſeinem Herzogthume. Nun erwachte der bisher verhaltene Groll ſeiner alten Gegner aufs neue in aller Kraft; der ganze ſchwäbiſche Bund, deſſen Mitglied die Reichsſtadt war, den Herzog von Bayern an ſeiner Spitze, waffnete ſich gegen ihn, und in wenig Wochen war Ulrich von Land und Leuten gänzlich vertrieben. Ohne weitere Rückſicht auf ihn oder ſeine Familie verkaufte der ſchwäbiſche Bund das ausgeplünderte Herzogthum an die öſterreichiſchen Brüder Carl und Ferdinand, und bis zum Jahre 1534 bildete es einen Theil der vordern Lande des Hauſes Öſterreich unter König Ferdinand. Ulrich ſaß inzwiſchen auf der Bergfeſte Hohentwiel und weilte in Mömpelgardt, das ihm geblieben war, oder ſuchte Brot und Hülfe in Frankreich bei Franz I., oder in Caſſel bei Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Mehrere Verſuche, ſein Land wieder zu erobern, waren mißlungen; ſein wiederholtes Anſuchen um rechtliche Entſcheidung ſeiner Sache war nicht geachtet worden; umſonſt hatten ſich die angeſehenſten deutſchen Fürſten auf öffentlichen Reichstagen bei Carl und Ferdinand für ihn verwendet. Bereits ſtanden damals die Parteien der Catholiken und Proteſtanten im Reich einander gegenüber, und zum Glauben der letztern war auch Ulrich übergetreten; insgeſammt glaubten ſich die deutſchen Fürſten vom Kaiſer in ihrer Freiheit gefährdet, und gerade hatte er und ſein Bruder die Hände voll zu thun mit andern weitigen

Feinden; Frankreich gab Geld und hetzte gegen ſie. Um ſo eher entſchloß ſich der kühne Landgraf von Heſſen, eines der Häupter der Proteſtanten, zu einem Wageſtück für Ulrich, ſeinen Glaubensgenoſſen und Anverwandten. Er führte ihn an der Spitze ſeines Heeres im Jahre 1534 nach Würtemberg zurück, und der Gewinn der einzigen Schlacht bei Laufen am Neckar verſchaffte dem lang Vertriebenen endlich ſein Herzogthum wieder. Zwar mußte er es, ſo ungern er auch einwilligte, als öſterreichiſches Afterlehen annehmen, weil Philipp und ſeine andern Freunde ſich mit Kaiſer Carl und König Ferdinand wieder ausgeſöhnt ſehen wollten; aber auch ſo behielt er Macht genug, um ſogleich das Lutherthum darin einzuführen, zu welchem ſich ſein Volk um ſo ſehnſuchtsvoller hinneigte, je ſtrenger der neuen Lehre der Zugang unter König Ferdinand war verſchloſſen worden. Die große theologiſche Anſtalt in Tübingen und das reiche Kirchengut der Würtemberger verdankten damals ſeinem guten Willen ihre erſten Anfänge. Doch auch jetzt ſollte Ulrich ſich keiner dauernden Ruhe erfreuen. Sein neues Verhältniß zu Öſterreich, das den Verluſt des ſchönen und wohlgelegenen Herzogthums nicht ſo leicht vergaß, und ihn öfters neckte und ununterbrochen beobachtete, verurſachte ihm manche Unannehmlichkeit in den nächſten zwölf Jahren, und verſetzte ihn gegen das Ende ſeines Lebens noch einmal in die peinlichſte Verlegenheit. Als evangeliſcher Fürſt war er Mitglied des Schmalkaldiſchen Bundes geworden. Er hatte im Jahre 1546 ein beträchtliches Contingent zum Heer der Verbündeten an die Donau rücken laſſen, und Würtemberg war nach der unglücklichen Wendung des Krieges für die Verbündeten eines der erſten Länder, das vom Heer des Kaiſers beſetzt wurde. Gegen Bezahlung einer beträchtlichen Summe und Einführung des Interim im Herzogthume war ſein Friede mit dem Kaiſer bald geſchloſſen; aber jetzt rückte König Ferdinand mit einer Felonieanklage gegen ihn, ſeinen Afterlehnsmann, hervor, ließ den Prozeß in Form gegen ihn einleiten, und bald war vorauszuſehen, daß er diesmal das Herzogthum auf dem Wege Rechtens an ihn verlieren dürfte. Schon hatte ſich der alte Herzog entſchloſſen, was ihm ſauer ankam, daſſelbe ſeinem Sohn Chriſtoph abzutreten, der keinen Antheil am Kriege genommen hatte, als am 6ten November 1550 Kummer und Verdruß über dieſe letzte Widerwärtigkeit ſeinem Leben ſchnell ein Ende machten.

Ultra nennt man jetzt überhaupt Alle, die aus Vorurtheil und Leidenſchaft in dem, was ſie wollen, weder Maaß noch Ziel halten, und das Ziel verlieren, indem ſie über daſſelbe hinausſtreben. Die Benennung iſt aus dem Worte **Ultrarevolutionärs** entſtanden, womit man im Jahre 1793 diejenigen bezeichnete, die in ihrem republikaniſchen Schwindel die Gränzen der angenommenen Revolutionsgrundſätze überſchritten. Von vielen herrſchſüchtigen Demagogen geſchah dies abſichtlich, um ihre Gegner verdächtig zu machen und aus dem Wege zu räumen. Das berüchtigte Revolutionstribunal (ſ. d. Art.), Dantons Werk, war die Giftfrucht jener Tollheit der ſchwarzen Jacobiner. Seit der Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich bildeten ſich die Parteien der **Ultraroyaliſten** und der **Ultraliberalen**: Gegenſätze, die ſich aus dem Meinungskampfe der Revolutionären und Antirevolutionären entwickelt und ſich mehr oder weniger über einen großen Theil von Europa verbreitet haben. Beide ſind überſpannte Wort-

kämpfer, jene für die alte, dieſe für die neue Zeit; dadurch haben ſie eine wichtige Bedeutung in der Geſchichte der öffentlichen Meinung und des Zeitgeiſtes erhalten. Die neuere Geſchichte Frankreichs insbeſondere läßt ſich ohne die genaue Kenntniß beider Parteien nicht verſtehen. — Die Ultravoyaliſten erklärten ſich, weil die freiſinnigen Vertheidiger der Volksrechte auf die Philoſophie Voltaire's und Rouſſeau's ſich beriefen, gegen alle Philoſophie und nannten ſich die Unaufgeklärten. Lemeſtre und Bonald ſchrieben im Sinne dieſer erſten Ultra, und Chateaubriand war der geiſtvollſte Sachwalter der neuen Frömmelei. Buonaparte haßte die Aufgeklärten, welche er Ideologen nannte; aber eben ſo ſehr haßte er die Ultra als Finſterlinge und Bourboniſten. Schon nach der erſten Reſtauration gab es Ultra, aber noch nicht als politiſche Partei nach einem Plane handelnd. Sie organiſirten ſich als Faction erſt während der hundert Tage. Denn in Gent ſchoben Jaucourt (der Miniſter), Louis, Beugnot u. A. alle Schuld des 20ſten März auf die Ultraroyaliſten; dagegen war der Graf von Bruges (Soults Freund) die geheime Seele der Ultra's, welche ſich um den Grafen von Artois ſtellten und den Republikanern, dann den Liberalen überhaupt, alle Schuld des 20ſten März beimaßen. Damals bildeten die Grafen Lally, Chateaubriand u. A., die ſich an den Grafen Blacas (ſ. d. Art.) anſchloſſen, eine Art von Mittelpartei. Als aber Talleyrand, das Haupt der Partei Jaucourts, Beugnots und Louis, mit Ludwig XVIII. nach Paris zurückgekehrt war, ſchob er die H. H. Blacas, Lally und Chateaubriand vom Miniſterium weg; daher traten dieſe (Lally nur für den Augenblick) auf die Seite der Ultra's. Damit begann die eigentliche politiſche Verbindung der Ultra's gegen das Miniſterium, welche noch jetzt fortdauert. Um jene Männer gruppirten ſich die meiſten Royaliſten, ſelbſt die liberal Geſinnten. Ihr erſtes Werk war der Sturz Fouché's und des an Fouché haftenden Talleyrand'ſchen Miniſteriums. Die Cazes bewirkte dieſen Sturz. Talleyrand hatte ihn zum Polizeipräfecten ernannt; an dieſem Amte ſchloſſen ſich die Ultra's, vorzüglich der Herzog Jules de Polignac, an ihn an. Nach Fouché's Fall wurden Decazes und Vaublanc die eigentlichen Miniſter der Ultra's. Allein Letzterer verdarb den Plan, die ganze Verwaltung im Sinne der Ultra's umzubilden, durch ſeinen Ungeſtüm, ſeine Überſpannung und Eitelkeit: daher die Spaltung zwiſchen ihm und Decazes, der erſte Keim der Trennung der Miniſteriellen und der Ultra's. Die Kammer von 1815 gehörte größtentheils der geheimen Faction der Ultra's an, welche die geiſtlichen Güter der Kirche und die Güter der Emigranten ihren Eigenthümern zurückgeben wollten. Dieſer geheime Bund ſtand um Monſieur; der Stifter deſſelben aber war der durch Talent, Energie und dunkle Intriguenſucht ausgezeichnete Graf von Brüges. Allein der franzöſiſche Charakter iſt für Verſchwörungen zu lebhaft; die Franzoſen verſchwören ſich auf öffener Straße, ſie reden zu viel; alſo durchſchaute Decazes ſehr bald ihr ganzes, auf eine Contrerevolution hinarbeitendes Verfahren. Er ſtellte Lainé an Vaublancs Platz, und begann den Kampf mit den Ultra's, wobei ihn das aus Anhängern der Revolution zuſammengeſetzte Fouché'ſche Polizeiminiſterium trefflich unterſtützte. Hierauf erfolgte die Auflöſung der Kammer der Deputirten von 1815 und die merkwürdige Ordonnanz vom 5ten Sept. 1816. (S. d. Art. Frankreich.) Allein um ſo heftiger

entbrannte der Kampf der Ultra's gegen die Liberalen, welche in der neugewählten Kammer der Deputirten das Übergewicht erlangten. Beide Parteien bedienten ſich gegen einander der Waffen der Verleumdung. Die Ultra's nannten ſich jetzt ſelbſt Ultra's und ſtempelten dieſen anfänglichen Spottnamen zu ihrem Ehrennamen. Nun ſchloſſen ſich ſogar ehemals berüchtigte Jacobiner an die Ultra's an, z. B. Donadieu und Canuel; daher man die Ultra's ihrer leidenſchaftlichen Heftigkeit wegen auch weiße Jacobiner nannte. Sie beförderten Unruhen, um ihren Dienſteifer geltend zu machen. (S. Lyon im J. 1817). Dergleichen Umtriebe wurden ein engeres Vereinigungsmittel für die Liberalen, die nun in der Minerve française eine Art Nationaltribune neben der Deputirtenkammer errichteten. Darauf pflanzten die Ultra's ihre Standarte in dem Conservateur auf. Unterdeſſen neigten ſich Richelieu und Lainé immer mehr zu den Ultra's, folglich Decazes zu den Liberalen. Die Erhaltung des Wahlgeſetzes wurde der Triumph der Letztern; dadurch kam Decazes (den 29. Dec. 1818) ganz empor, und Abbé Louis, ein Erbfeind der Ultra's, ward Miniſter. Auch der Kriegsminiſter Gouvion St. Cyr iſt ein Feind der ultraroyaliſtiſchen Garde. Dagegen war Talleyrand, als ein Feind der Miniſter, aus dem Lager der Liberalen in das der Ultra's übergegangen. Er und Molé, der geſtürzte, ehrſüchtige, talentvolle Miniſter, leiteten die Taktik der Pairskammer im Jahre 1819, als ſich hier der Ariſtokratismus gegen die Miniſter und die Charte verſchwor, und zuerſt die Abſchaffung des Wahlgeſetzes in Vorſchlag brachte. Von außen ſpielte der Baron Vitrolles eine große Rolle in den Cirkeln der Ultra's. Endlich ſiegten die Miniſter in der Pairskammer durch die Ernennung von ſechzig neuen Pairs (5ten März 1819). — Zu den Ultra's gehörten (nach den Lettres Normandes) im Jul. 1819, von 262 Mitgliedern der Pairskammer 115, an deren Spitze jene Zeitſchrift den Kanzler d'Ambray ſetzt; unter ihnen: Marq. Barthelemy, Marſchall Victor, Card. Beauſſet, Vicomte Chateaubriand, Graf von Clermont Tonnere, die Herzoge von Duras und Fitzjames, Marq. Fontanes, Card. la Luzerne, Gen. Marq. Lauriſton, Marq. Paſtoret, Herz. und Graf Polignac, Marſch. Oudinot, Bar. Seguier, Präſident des Pariſer Appellationshofes, Fürſt Talleyrand, Card. Talleyrand, Marſch. Macdonald, Marſch. Suchet u. A. Außerdem zählt man 59 miniſterielle Pairs, darunter die Marſchälle Beurnonville und Davouſt, Gen. Maiſon, Exminiſter Molé, der Herz. von Cadore (Champagny) u. A. Unter 79 liberalen Pairs nennt man die Grafen Boiſſy d'Anglas, Chaptal, Daru, Lacepede, Lanjuinais, Volney, La Tour Maubourg, Mollien, die Marſchälle Lefebre, Moncey, Jourdon, Marmont, Mortier, Kellermann; die Herzoge von Brancas, von Broglie, von Choiſeul, von Rochefoucault, von Piacenza (Exconſ. Lebrun) u. A. m. Im Namen der Ultra's ſprechen in der Kammer der Deputirten Hr. von Villele und von Corbières, die Häupter der verſtändigeren Ultra's, deren man 1819 etwa dreißig in der Kammer der Deputirten zählte. Ihnen iſt vorzüglich das Wahl- und das Recrutirungsgeſetz (das alle Stände nach dem Grundſatze der Gleichheit behandelt) zuwider. Die reinen Ultra's, etwa zwanzig, welche von keinem Nachgeben wiſſen und unter denen die heftigſten den Ankäufern die Nationalgüter entreißen, jeden, der nicht ihrer Meinung iſt, aus ſeinem Amte vertreiben, die Proteſtanten verjagen, und alle, die in ihren Augen politiſch ſtrafbar ſind, zum Tode ver-

urtheilen oder verbannen wollen, folgen der Fahne des H. de la Bourdonnaye. Zu den Ultra's gehören geiſtreiche Schriftſteller: als Bonald, Lemeſtre, Montlozier, Chateaubriand, Fievée und Andere. Als ehrſüchtige und talentvolle Intriguanten unter ihnen bezeichnet man den Grafen Bruges und den Baron Vitrolles. Endlich zählen ſie Abtrünnige von nationaler Bedeutung in ihren Reihen, unter Andern Talleyrand und Lainé. Die Ultra's haben die Gunſt der Prinzen, und ihre erſten Familien umgeben den König; allein ihr Betragen im Jahre 1815 und ihr Ränkeſpiel mit den Waffen der Verleumdung und geheimer Anklagen, — ob ſie gleich von Religion, Tugend und altadelicher Großmuth ſprechen, — haben ſie in den Augen der Nation verächtlich gemacht. Offenbar haben ſie dadurch auch die Partei der Liberalen, in deren Namen in der Kammer der Deputirten gewöhnlich H. von Chauvelin ſpricht, zu kühneren Äußerungen gereizt; und es iſt kein Zweifel, daß, wenn die Miniſter den Ultra's nachgäben, die größere Maſſe der leidenſchaftlich Liberalen ſich exaltiren, für die Republik ſich erklären und über Adel und Prieſter herfallen würde. In der Kammer von 1818 kannte man übrigens unter 242 Deputirten nur zwanzig Ultraliberale. — Die Übrigen theilten ſich in Doctrinaires, Miniſterielliberale (60), Reinminiſterielle (60) und ſolche, die es nur bedingt ſind (50). Den Ultraroyaliſten und den Miniſtern gegenüber ſtehen die Independenten, welche alle Verbannten zurückgerufen wiſſen wollen. Sie haben keinen Chef; doch nennt man ſie gewöhnlich die Partei des H. Lafitte. Die große Mehrheit der Deputirten iſt gegen ſie. Seit der Sitzung vom 17ten Mai 1819, wo der Miniſter Deſerre ſein dreimaliges Jamais gegen die Zurückberufung der verbannten Regiciden ausſprach, haben ſich viele Liberale an die Independenten angeſchloſſen. Übrigens wird in keiner von beiden Parteien auf Sittlichkeit geſehen; in beiden ſpielen zum Theil ſolche Männer die erſte Rolle, die als unſittlich öffentlich anerkannt ſind. Am lebhafteſten bekämpfen ſie ſich in den Zeitungen. Den Ultraroyaliſten, deren Organ der Conservateur iſt, gehören an: die Quoditienne die Gazette de France, das Drapeau blanc, und das Journal des débats. Auch bedienen ſie ſich eines engliſchen Tagblattes, der New Times, um ihre Meinungen zu verbreiten. Die ultraliberalen Journale ſind: das Journal de Commerce (le Constitutionnel), das J. général, (l'Indépendant), die Renommée (des H. Benj. Conſtant) und der Censeur (der H. H. Comte und Dunoyer). — In Deutſchland giebt es Ultra in entgegengeſetzten Richtungen des Alten und des Neuen im Kampfe in der Theologie wie in der Gymnaſtik. In der Politik haben Reichsräthe und Mediatiſirte die Rolle der deutſchen Ultra übernommen, und während die Liberalen ſich auf den 13. Art. der Bundesacte und auf ſo manches andere Fürſtenwort berufen, ſtützen jene ſich auf den 14ten Art. der Bundesacte und verfechten die alten Vorrechte. Man hat daher vorgeſchlagen, die deutſchen Liberalen Dreizehner und die Ultra's Vierzehner zu nennen. Vergleiche den Artikel Liberale.

Ultramarin iſt die ſchöne, himmelblaue, aber auch ſehr koſtbare Farbe, welche aus dem Laſurſteine (lapis lazuli) gemacht wird. Bekanntlich giebt es zweierlei Arten von Laſurſtein, mit Goldflecken durchſetzten und völlig blauen. Aus dieſem letztern wird die Ultramarinfarbe bereitet. Der Stein wird zum feinſten Pul-

der zerrieben, mit verſchiedenen harzigen Materien vermiſcht und zu einem Teig geknetet. Das Pulver wird dann von den harzigen Theilen wieder geſchieden. Was ſich zuerſt abſondert, giebt das ſchönſte Ultramarin; nach und nach wird es immer bläſſer, und folglich auch ſchlechter. Dieſes Ultramarin und die aus den Koballerzen bereitete blaue Farbe (Smalte) ſind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten, und daher zu Email- und zu Mahlereien auf Porzellan gebraucht werden können. Da der Laſurſtein ſich nur in kleinen Stücken findet, ſo iſt das Ultramarin die koſtbarſte unter allen Mahlerfarben. Ehemals wurde ſie häufiger gebraucht als jetzt, vorzüglich im Mittelalter zu den Mahlereien in den Handſchriften, und nachher am meiſten von Titian.

Ultramontan (aus dem Lateiniſchen, ultra montes), was jenſeit der Gebirge, d. h. der Alpen, iſt, aber nur in Beziehung auf die Perſon des Redenden. In Italien verſteht man Deutſchland und Frankreich darunter, in Frankreich hingegen Italien.

Ultimatum kommt zwar aus dem Lateiniſchen, von ultimus, her, iſt aber kein eigentlich lateiniſches, ſondern ein neueres, in der diplomatiſchen Sprache gebräuchliches Wort. Man verſteht darunter die letzten Bedingungen, die man bei einem zu ſchließenden Tractate oder bei irgend einer andern Verhandlung macht, und bei denen man unwiderruflich feſtzuſtehen erklärt.

Ulyſſes (griechiſch Odyſſeus), war ein Sohn des Laertes und der Antikleia, und König über die kleinen Inſeln Ithaka und Zacynthus, die jetzt zu der Republik der ioniſchen Inſeln gehören, und an der Küſte Albaniens liegen. In ſpäterer Zeit des Trojaniſchen Kriegs wird er auch Fürſt der Kephallener genannt. Er gehört unter die merkwürdigen Männer des Alterthums, aber ſeine Geſchichte iſt mit vielen Fabeln vermiſcht worden. Seine Gemahlin war Penelope, einzige Tochter des Ikarion. Ihre Freier mußten um ſie einen Wettlauf halten, in welchem Ulyſſes den Preis davon trug. Als die griechiſchen Fürſten den Krieg gegen Troja beſchloſſen hatten, wollte er keinen Theil daran nehmen, weil ihm geweiſſagt worden war, daß er erſt nach zwanzig Jahren zurückkehren werde. Er ſtellte ſich daher wahnſinnig; allein Palamedes entdeckte die Verſtellung, und Ulyſſes ward genöthigt, mitzuziehen. Er kam mit zwölf Schiffen vor Troja an. Während der Belagerung zeichnete er ſich durch Gewandtheit und Liſt und großes Rednertalent aus. Überall wird er als Kundſchafter, Vermittler, Geſandter gebraucht. Er ſchlich ſich verkleidet nach Troja und ins Lager der Trojaner, er übernahm das Geſchäft der Ausſöhnung des Agamemnon und Achill, und nach des Letztern Tode verſchaffte ihm ſeine Beredſamkeit deſſelben Waffen, weshalb Ajax ſein Feind ward. Er half das Palladium aus Troja entwenden, und war mit unter denen, die ſich in das bekannte hölzerne Pferd verbargen, welches die Trojaner in die Stadt zogen, und wodurch die Eroberung Troja's bewirkt wurde. Nachdem dieſe Stadt eingenommen und verbrannt worden war, mußte Ulyſſes durch ein beſonderes Schickſal zehn Jahre lang an verſchiedenen Küſten herumirren. Er kam an die Küſte der Cyclopen, wo Polyphem (ſ. d. Art.) ſechs ſeiner Gefährten fraß. Er ſelbſt würde ein gleiches Schickſal gehabt haben, wenn er nicht den Cyclopen berauſcht, und ihn im Schlafe ſeines einzigen Auges beraubt hätte. Deshalb verfolgte ihn Neptun. Er beſuchte hierauf die ſchwimmende Inſel des Aolus, ward zu den Läſtrygonen verſchlagen, entfloh ihnen und kam zu

der Inſel Äëa, wo die Zauberin Circe herrſchte (ſ. d. Art.), bei welcher er ein Jahr blieb, und ſtieg ſelbſt in den Orkus hinab. Darauf kam er zur Inſel der Sirenen, dann zur Scylla und Charybdis. Durch Zufall und durch den Zorn der Götter hatte er nach und nach alle ſeine Schiffe und Gefährten verloren. Als Schiffbrüchiger kam er ganz allein auf der Inſel Ogygia an, wo er von der Nymphe Kalypſo gut aufgenommen wurde, und mit ihr faſt acht Jahre ſehr vertraut lebte. Darauf ward er nach Scheria, der Inſel der Phäaken, verſchlagen. Durch den Beiſtand der Minerva, deren Liebling er natürlich war, mußte ihn hier die ſchöne Königstochter Nauſikaa finden, die ihn zu ihrem Vater Alcinous brachte. Von hier aus kam er, von Minerven in einen Greis verwandelt, endlich wieder in ſein Vaterland Ithaka zurück, wo er ſeine Gemahlin Penelope, die ihm beſtändig treu geblieben war (ſ. d. Art. Penelope) und ſeinen Sohn Telemach wiederfand. Diejenigen, welche während ſeiner Abweſenheit ſich um die Hand der Penelope bewarben und ſein Gut verzehrt hatten, tödtete er. Nach einer langen friedlichen Regierung wurde er in einem Gefechte von ſeinem eigenen, mit der Circe erzeugten Sohne, Telegonus, durch einen Pfeil tödtlich verwundet. Alle jene Abenteuer des Ulyſſes und ſeine Reiſen hat Homer in der Odyſſee (von dem griechiſchen Namen des Ulyſſes, Odyſſeus) beſungen.

Umber, Umbererde, eine weiche thonichte Torfart von brauner Farbe, die zum Mahlen, Anſtreichen und Färben gebraucht wird. Sie ſoll ihren Namen von der ehemaligen Landſchaft Umbrien, dem heutigen Herzogthum Spoleto im Kirchenſtaate, erhalten haben; wahrſcheinlicher aber iſt die Ableitung von Umbra, Schatten; auch die Franzoſen nennen ſie terre d'ombre. Sie wird in verſchiedenen Nuancen, lichtbraun, dunkelbraun, auch grau und röthlich gefunden. Die cypriſche wird für die beſte gehalten. Sie findet ſich häufig an verſchiedenen Orten des ſächſiſchen Erzgebirges. Die Cölniſche Erde, von brauner, bisweilen auch ſchwärzlicher Farbe, die von Cöln am Rhein durch ganz Europa verſendet wird, wird ebenfalls zu der Umbererde gerechnet.

Umdrehung, Umwälzung, Rotation. Wir wiſſen von unſerer Erde, daß ſie ſich in 24 Stunden einmal umwälzt; auch an der Sonne und den meiſten übrigen Haupt- und Nebenplaneten iſt eine Rotation (man verwechſele dies Wort nicht mit Revolution, welches die Beſchreibung der Bahn bezeichnet) beobachtet worden, und bei den übrigen folgern wir ſie, mit größter Wahrſcheinlichkeit, aus Analogie. Bei dieſer Umwälzung der Erdkugel beſchreiben ihre Punkte, mit Ausnahme der in der Axe belegenen, größere oder kleinere Kreiſe um dieſe letztere, während ſie ſelbſt in ſo fern ruht. Die Punkte, in welchen die Axe die Oberfläche der Erde ſchneidet, heißen bekanntlich Pole. — Daß die Umdrehung der Erdkugel mit vollkommner Gleichförmigkeit erfolge, lehrt uns die Beobachtung der Fixſterne. Von ihrem Einfluſſe auf die Kugelgeſtalt der Erde iſt im Art. Abplattung die Rede geweſen.

Umfang, ſ. Volumen.

Umgekehrte Methode der Tangenten, ſ. Inversa methodus tangentium.

Umlauf, Revolution, heißt die Bewegung eines um einen Mittelpunkt laufenden Körpers durch ſeine ganze Bahn. Die Zeit,

in welcher ein ſolcher Körper ſeine ganze Bahn einmal zurücklegt, heißt die Umlaufszeit. Das Verhältniß der dabei Statt findenden geſchwindern oder langſamern Bewegung zu der Entfernung vom Mittelpunkte und der dem Körper mitgetheilten Kraft und anderen Einwirkungen erläutert die Mathematik. — Über die Umlaufszeit der bis jetzt bekannten Planeten um die Sonne ſ. d. Art. Sonnenſyſtem.

Umlaufender Wind. So nennt der Seefahrer den Wind, wenn er ſich ſchnell von einem Compaßſtriche zum andern dreht.

Umlaufendes Kapital (Nationalökonomie) iſt derjenige Gütervorrath, welcher, wenn er zur Hervorbringung neuer Güter mitwirken ſoll, zuvor aus dem Beſitze deſſen treten muß, der ihn zu dieſem Zweck anzuwenden beabſichtigt. Das umlaufende Kapital kann nur ſinnlich ſeyn, nie geiſtig, denn nur ſinnliche Güter können ihren Beſitz verändern, niemals geiſtige; es ſind dahin alle rohe Stoffe zu rechnen, aus welchen der Gewerbfleiß der Menſchen Waaren bereitet, die Münzſtücke, womit die Arbeiter gelohnt, die Nahrungsmittel, welche denſelben während der Äußerung ihrer Thätigkeit gereicht werden; denn von ſämmtlichen Gütervorräthen dieſer Art muß man den Beſitz aufgeben, will man die Güter ins Daſeyn rufen, zu deren Hervorbringung jene Vorräthe beſtimmt ſind. (S. Kapital.) K. M.

Ummerapura, die große Hauptſtadt des birmaniſchen Reichs in Hinterindien, auf einer Halbinſel des Irawaddy, die erſt ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus den Trümmern des alten Ava aufgebaut und dergeſtalt angewachſen iſt, daß Coxe vor 1800 bereits 20 bis 25,000 Häuſer und 175,000 Einwohner rechnet. Ihre vorzüglichſten Merkwürdigkeiten ſind der kaiſerliche Palaſt, der für ſich eine kleine Stadt ausmacht und jeden Fremden beſonders durch die ungeheuere darin angebrachte Goldverſchwendung überraſcht, und der Kiomdogie oder das kaiſerliche Kloſter, worin ebenfalls alles von Golde ſtarrt und die höchſte Gottheit der Birmanen, der Gaudma (der Buddha der Singaleſen), verehrt wird. Beide Gebäude gehören zu den ausgezeichnetſten Gegenſtänden der orientaliſchen Architektur.

Umriß (Contour) nennt man in den zeichnenden Künſten die äußerſten Linien, wodurch man die Schranken — mithin die Form irgend eines Körpers — andeutet. Daher man auch Bilder, wo blos die Figur der Körper, ohne Erhabenheit oder Tiefe, ohne Schatten und Lichter, und ohne belebende Farben angegeben iſt, Contouren oder Zeichnungen in Umriſſen nennt. Solche Bilder können daher nur von Anordnung und richtiger Zeichnung zeugen; da dies aber die Elemente der Mahlerei ſind, ſo haben ſie für den Kunſtkenner großen Werth. Man hat daher in unſerer Zeit mit Recht angefangen, Bedeutung auf ſolche Contouren zu legen, und die vorzüglichſten Bilder auch auf dieſe Weiſe in Kupfer geſtochen. Contouren von Bildern aber, deren Vorzüge etwa in künſtlicher Beleuchtung, blühender Farbengebung u. dgl. beruhen, konnen natürlich von keinem ſonderlichen Werthe ſeyn. — In Gemählden ſelbſt können die Umriſſe entweder ſcharf prononcirt, oder die Übergänge mehr verwaſchen ſeyn. Dieſes gilt als eines der unterſcheidenden Merkmale der altdeutſchen und der italieniſchen Schule. Jene liebte ſcharfe Linien und ſcharfes Nebeneinanderſtellen der Farben; dieſe, in Folge treuer Naturbeobachtung, die Stellen, wo ein Körper über den andern hervorgeht, mit dunkeln Schatten anzudeuten; denn nirgends hören die Körper mit Linien auf.

Umſchattig. Man verſinnliche ſich die Stellung der Bewohner der kalten Zonen auf der Erdkugel, und wähle zur Verdeutlichung einen Bewohner des Pols ſelbſt. Hat die Sonne ſich ihm nähernd, den Äquator (ſeinen Horizont) erreicht, ſo geht ſie ihm, bis zur Rückkehr zu demſelben, nicht mehr unter, ſondern läuft, in und über dem Horizonte, ganz um ihn herum, ſo daß ſich ſein Schatten, in Verlauf von 24 Stunden, immer durch alle Punkte deſſelben dreht. Dies gilt, mit der von der kürzern Dauer der Erſcheinung abhängigen Einſchränkung, auch für die übrigen Bewohner der kalten Zonen; und ſie heißen deswegen Umſchattige.

Unbiegſamkeit, Steife, die der Biegſamkeit entgegengeſetzte Eigenſchaft der Körper. Beide Begriffe ſind relativ, da die Natur weder vollkommen ſteife, noch vollkommen biegſame Körper kennt. Wenn die Mechanik daher von der Unbiegſamkeit des Hebels, von der Biegſamkeit der Seile u. ſ. w. redet, ſo iſt das im theoretiſchen Sinne zu verſtehen.

Undurchdringlichkeit. Die Wahrnehmung, daß in einen Raum, den ein Körper erfüllt, ein zweiter Körper nicht eindringen kann, ohne jenen erſteren daraus zu verdrängen, führt auf den Begriff der Undurchdringlichkeit, als einer Negation, deren allgemeinſte Bedeutung durch die Erfahrung mit hinreichender Beſtimmtheit gegeben iſt. Damit ſoll aber keine abſolute Raumerfüllung bezeichnet werden; denn auch dieſer Begriff iſt nur relativ, da die Erfahrung keinen vollkommen dichten oder undurchdringlichen Körper kennen lehrt. (S. Durchdringlichkeit.)

Undurchſichtigkeit, ſ. Durchſichtigkeit.

Uncialbuchſtaben, eigentlich Buchſtaben, die einen Zoll breit ſind, wie man ſie bei Inſchriften, auf Monumenten und ſonſt zu machen pflegt, damit ſie auch in der Entfernung in die Augen fallen, von dem lateiniſchen Worte uncia, welches nicht blos ein Gewicht, ſondern bei den alten Geometern auch ein Maaß, nämlich den zwölften Theil eines Bauſchuhes, oder einen Zoll, bedeutete.

Unehelich. — Uneheliche Kinder ſind ſolche, die außer der Ehe erzeugt worden, deren Geburt alſo nicht durch die Geſetze der Kirche und des Staats geheiligt iſt. (S. d. Art. Ehe.) — Die Geſetze machen mehrere Unterſchiede, je nachdem die Ältern mit einander verwandt, verlobt, oder ſonſt verheirathet, oder die Mutter unehrbaren Standes geweſen. Der einer ſolchen Geburt anklebende Makel wird durch die Legitimation (d. i. die Aufhebung des Standes ungeſetzmäßiger Geburt) abgewaſchen. Dieſe Legitimation erfolgt, wenn die Ältern nach der Geburt des Kindes noch eine Ehe mit einander eingehen, oder durch ausdrückliche Verordnung des Fürſten, oder durch ein richterliches Urtheil, nämlich bei Kindern, deren Ältern ſchon verlobt waren.

Unendlich (in der Mathematik). Es kann hier nicht der Ort ſeyn, erſchöpfend über die Anwendung des Begriffs „unendlich“ in der Mathematik reden zu wollen; dies iſt in eigenen Büchern geſchehen, die auch nichts entſchieden haben. Wir laſſen ferner, um mit Niemand zu rechten, unentſchieden, in wie fern das Gebäude der höheren Analyſis auf der Grundlage dieſes Begriffs errichtet werden muß, wie nachdrücklich und ſiegreich ſich auch Lagrange in ſeiner Functionentheorie dagegen erklärt hat. Hier kann nur die Rede von der allgemeinſten Bedeutung deſſelben in der Mathematik, und von der unzweifelhaften Anwendung auf die Summation einiger

Reihen ſeyn. In dieſer Beziehung wollen wir den Gegenſtand durch ein Paar Beiſpiele außer allen Zweifel ſetzen. Man betrachte die Reihe

$$\tfrac{1}{2},\ \tfrac{2}{3},\ \tfrac{3}{4},\ \tfrac{4}{5},\ \tfrac{5}{6},\ \tfrac{6}{7} \text{ u. ſ. f.}$$

Jedes Glied derſelben kann unter der Form $\frac{x}{x+1}$ dargeſtellt werden, und es iſt offenbar, daß man ſie nach dieſem Geſetze ins Unendliche fortſetzen und den Werth der Glieder der Einheit ſomit immer näher bringen kann. Wann wird er derſelben aber wirklich gleich werden? Darauf antwortet die Mathematik: „wenn der obige Ausdruck $\frac{x}{x+1}$ ſich in $\frac{x}{x} = 1$ verwandelt; welches erſt der Fall werden kann, wenn x ſo groß geworden iſt, daß die 1 dagegen verſchwindet:“ und dies iſt, wofern die Eins in dieſem Beiſpiele als Repräſentant jeder endlichen Größe *) betrachtet wird, der Begriff, den die Mathematik mit dem unendlich großen, welches ſie unter dem Symbole ∞ darſtellt, verbindet. Eben ſo wird die Reihe

$$\tfrac{1}{2} + \tfrac{1}{4} + \tfrac{1}{8} + \tfrac{1}{16} \ldots\ldots,$$

ins Unendliche fortgeſetzt, auf ein Glied führen müſſen, deſſen Nenner unendlich groß, welches alſo ſelbſt $= \frac{1}{\infty}$, d. h. unendlich klein iſt, und nach Analogie des vom unendlich großen oben gezeigten muß eine ſolche unendlich kleine Größe hinwiederum als verſchwindend gegen jede endliche Größe gedacht werden. Dieſer Sätze nun bedient ſich die Mathematik mit ſiegreichem Erfolge zur Summation von Reihen, die aus einer unendlichen Zahl von Gliedern beſtehen. Bekanntlich iſt die Summe einer fallenden geometriſchen Reihe gleich der Differenz zwiſchen dem erſten Gliede und dem Producte des Exponenten in das letzte Glied, dividirt durch die Differenz zwiſchen 1 und dem Exponenten. Iſt das letzte Glied unendlich klein, ſo verſchwindet, nach dem Vorgetragenen, jenes Product, und es wird die Summe alſo gleich dem Quotienten des erſten Gliedes durch die Differenz zwiſchen der Einheit und dem Exponenten. Hiernach findet die Mathematik die Summe der obigen unendlichen Reihe

$$\tfrac{1}{2} + \tfrac{1}{4} + \tfrac{1}{8} + \tfrac{1}{16} \ldots\ldots$$

$$\text{z. B.} = \frac{\frac{1}{2}}{1-\frac{1}{2}} = \frac{\frac{1}{2}}{\frac{1}{2}} = 1$$

Dr. N.

Ungarn, Magyar Orszag, das Land der Magyaren, machte in den ältern Zeiten der Geſchichte einen Theil des weiten Pannoniens aus. Seine großen Ebenen wurden im Mittelalter nach und nach von verſchiedenen Völkerhorden durchzogen, von welchen bloß die Avaren bleibende Wohnſitze ſtifteten. Carl der Große beſiegte ſie, und zwang ihnen das Chriſtenthum auf, aber kaum hatte dies Wurzel gefaßt, als eine zahlreiche Horde Kalmyken, die ſich

*) Daß die 1 hier der Repräſentant jedweder noch ſo großen endlichen Größe ſey, davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man Nenner und Zähler der obigen Brüche jedwede beliebige Zahl von Nullen anhängt: z. B. $\frac{1000}{2000}$, $\frac{2000}{3000}$ .... $\frac{x}{x+1000}$ verwandelt, ſich dann erſt in $\frac{x}{x} = 1$, wenn, wie vorhin die 1, hier die 1000 dagegen verſchwindet.

Magyaren nannten und am Fuße des Urals zu Hauſe gehörten, ihre Wohnſitze verließ und durch die Ukräne und Polen gegen die Karpathen zog, die ſie 889 überſtieg, und vereinigt mit andern Horden innerhalb eines Jahrzehends das ganze Land von den Karpathen bis zur Save, und von der Morawa bis zur Gränze der Moldau, eroberte. Ihre Anführer theilten unter ſich das Land und Arpad, ihr erſter Feldherr, nahm für ſich mehr als die Hälfte; jeder Anführer theilte dann wieder mit ſeinem Pulke, und die alten Einwohner, theils Slaven, theils Avaren oder Altrömer, wurden Sklaven. Dies iſt der Anfang des Magyarenreichs in Ungarn. Ein wildes Volk, wie die Magyaren, war aber durchaus nicht geſchaffen, ſich an eine ruhige Exiſtenz zu gewöhnen; die beiden erſten Jahrhunderte ihrer Geſchichte füllen die Streifzüge, die ſie bald gegen Weſten, wo jedoch Heinrich der Städteerbauer und Otto der Große ihren weitern Anfällen Schranken ſetzten, bald gegen Oſten, wo ſie bis vor die Thore von Conſtantinopel drangen, unternahmen. Erſt unter Arpads Urenkel Geiſa hören dieſe Streifzüge auf und die Magyaren lernen allmählig in ihrem eroberten Lande einheimiſch ſeyn; Geiſa ſelbſt nimmt 973 die Taufe und ruft auch aus dem Abendlande Miſſionare zu ſich, um das Chriſtenthum überall zu verbreiten. Mit den Miſſionarien zogen nun auch Deutſche herbei, die ſich überall verbreiteten und deutſche Cultur auf magyariſchen Boden verpflanzten. Geiſa beſchützte die Fremdlinge, deren Werth er bald gehörig würdigen lernte; noch mehr aber ſein Sohn Stephan der Heilige, der im Jahre 1000 von Rom den Königstitel annahm, und den kirchlichen und politiſchen Einrichtungen ſeines neuen Reichs eine ganz veränderte Geſtalt gab. Die deutſche Verfaſſung, wie ſie im zehnten Jahrhunderte beſtand, wurde dabei zum Grunde gelegt, das ganze Land in 72 Comitate getheilt und in dem höchſten Beamten, dem Comes, die Civil- und Militärgewalt vereinigt. Es entſtand eine Nationalrepräſentation, wohin jedoch blos die höhern Diſtrictsbeamten und die dem Könige unmittelbar unterworfenen Grundeigenthümer berufen wurden. Es war eine treffliche, ſchön in einander greifende Verfaſſung, ſo lange das beſtand, was König Stephan angeordnet hatte. Nur war es unmöglich, daß unter einem ſo uncultivirten Volke, wie damals noch die Magyaren waren, dieſe neugebildete Verfaſſung ſich lange in ihrer Integrität halten konnte. Beſonders war ein Punkt, an den ſich bald alles ſtieß, die Erbfolge im königlichen Hauſe, die nichts weniger als geordnet war und blos auf Obſervanzen beruhte; daher denn die vielen und großen Unruhen, die nach Stephans Tode 1038 über 40 Jahre lang das Reich zerrütteten, und den deutſchen Königen Gelegenheit gaben, ſich in Ungarns Angelegenheiten zu miſchen, und ſelbſt König Peter 1044 zwangen, ſein Erbe von Deutſchland als Lehn zu empfangen. Doch wurde dies Lehnsverhältniß ſchon 1063 wieder aufgelöſ't und mit Ladislav I. kehrte 1077 die Ruhe zurück. Unter ihm und ſeinem Nachfolger wurden 1095 Kroatien, und 1105 ganz Dalmatien mit der Krone vereinigt. Unter Stephan II. wanderte 1124 ein großer Schwarm von Cumanen, und unter Geiſa II. 1154 mehrere Tauſende von Flandrern und Niederdeutſchen in das Reich ein; erſtere bekamen Wohnſitze an der Theiß, letztere in Siebenbürgen. Von Geiſa II. bis auf ſeinen Enkel Andreas II. war ein ſteter Wechſel der Regierungen und eine Ungewißheit in der Thronfolge, bei der die Ausbildung der Nation nothwendig ſtill ſtehen mußte. Endlich erhielt 1222

die Nationalfreiheit durch die Urkunde Königs Andreas II. ihre erſte vertragartige ſchriftliche Fixirung, und das Reich hätte ſich nun erholen können, wenn der unvermuthete Einfall der Mongolen unter Khan Batu 1241 nicht alles zerrüttet und das Land auf das äußerſte verwüſtet hätte. Doch erſetzten den ungeheuren Menſchenverluſt bald deutſche und italieniſche Coloniſten, denen nach dieſer Periode Ungarn die Entſtehung mehrerer Städte und die Zunahme des Bergbaus verdankt. Mit Andreas II. ſtarb 1301 der Mannsſtamm der Arpader aus. Auf ihn folgten nun auf Ungarns Throne mehrere Könige aus verſchiedenen Häuſern, unter welchen Ludwig der Große von 1342 bis 1382 einen vorzüglichen Rang einnimmt. Dieſer größte aller Könige Ungarns beſaß zugleich die polniſche Krone, erwarb ſeinem ungariſchen Reiche Rathreuſſen, die Moldau, Wallachei, Bulgarien, Bosnien und Dalmatien, und zeichnete ſeine Regierung durch die weiſeſten Einrichtungen aus; unter ihm rückten Cultur und Verfaſſung des Landes um mehr als ein Paar Menſchenalter vorwärts. Allein nach ſeinem Tode brachen über die Thronfolge neue Unruhen hervor, und unter Siegmund, der endlich König blieb, war das Reich nicht glücklich, und verlor die meiſten ſeiner Ausländer, ſelbſt Rothreuſſen, die Zipſer Städte und Dalmatien. Zu dieſer Zeit bekam auch das Reich ſeinen gefährlichſten Feind, die Osmanen, die ſich von jetzt an in alle ſeine Händel miſchten. Zwar widerſtand ihnen unter Wladislav und Ladislav der tapfere Johann Huniad mit Glück, und wurde der Retter ſeines Vaterlandes; zwar erhielt es in Johanns Sohne Mathias 1458 einen Monarchen, wie es nach Ludwig dem Großen keinen gekannt hatte, einen Mann von ſeltener Geiſtesgröße, unter dem das große Magyarenreich faſt ganz zu ſeinem vorigen Umfang zurückkehrte, aber nach ſeinem Tode erhoben ſich von neuem die unglücklichen Erbfolgeſtreitigkeiten, und Ungarn verlor in wenigen Jahren alles, was ihm Mathias wieder gewonnen hatte. Unter Mathias Nachfolger, Wladislav von Böhmen, der 1490 den Thron beſtieg, wurde Wien und alles, was Mathias in Öſterreich, Steyer und Krain erobert hatte, abgetreten; Schleſien, Mähren und die Lauſitz lößten ſich allmählig ab, viele Städte in Dalmatien ergaben ſich den Venetianern, der Woiwode von der Moldau ſuchte polniſchen Schutz. — Die Zügelloſigkeit im Reiche, der Kampf des Klerus mit dem Adel, der Magnaten mit den geringern Edelleuten nahm dergeſtalt überhand, als ob kein König da ſey. An der Spitze des niedern Adels ſtand Johann Zapolya, an der Magnaten Stephan von Bathori; der Ehrgeiz beider Parteianführer ſtürzte das Reich in namenloſes Unglück, und gab den Osmanen Gelegenheit, daſſelbe mit Glück anzugreifen. Suleiman entriß Wladislavs unmündigem Nachfolger Ludw. II. 1521 Sabacz, Belgrad und ganz Servien; der mündig gewordene König, der ihnen ſpäterhin entgegen ging, wurde 1516 mit ſeinem Heere bei Mohacz niedergemetzelt, und die Osmanen überſchwemmten Ungarn bis nach Raab hinauf. Nun wurde Johann Zapolya zum Könige gewählt, aber Stephan Bathori rief Ferdinand I. von Öſterreich auf den Thron, den dieſer auch gegen Zapolya behauptete, aber einen großen Theil von Ungarn in den Händen der Osmanen laſſen mußte, die ſelbſt Ofen beſetzt hatten. Ferdinand war der erſte Habsburger, welcher Ungarn auf immer (denn ſchon früherhin hatte es zwei Habsburger zu Herrſchern gehabt) mit Öſterreich verband; er und ſeine Nachfolger bis auf Leopold I. führten den Krieg mit den Osmanen meiſtens unglücklich (welche den ſchönſten

Theil des Reichs in eine osmaniſche Provinz, die Beglerbegſchaft Ofen, verwandelt hatten), und unter beſtändigen Reibungen mit den Ariſtokraten, die voller Eiferſucht ſtets dem Monarchen gegenüberſtanden und bei jeder Capitulation neue Vorrechte für ſich, neue Einſchränkungen der Krone ertrotzten. Erſt unter Leopold I. wendete ſich das Glück auf Öſterreichs Seite: es gelang Leopolden, nicht blos ganz Ungarn und Slavonien bis auf das Banat und Siebenbürgen im Frieden von Carlovicz 1699 wieder zu gewinnen, ſondern auch das alte Wahlreich 1682 in ſeinem Hauſe erblich zu machen. Die Rackoczyſchen Unruhen wurden unter Leopolds zweitem Nachfolger Carl VI. durch den Szathmarer Frieden beendigt; die Nation erhielt in demſelben ihre Freiheit und den Acatholiken wurde die geſetzmäßige Religionsfreiheit beſtätigt. Nun erſt kehrte die Ruhe auf immer in das Reich zurück; der Paſſarowitzer Frieden erwarb demſelben das Banat, ein großer Gewinn, wenn auch ſchon die übrigen Früchte dieſes Friedens in dem ſchmachvollen Belgrader Frieden 1739 wieder aufgeopfert werden mußten. Als Carl VI. ſtarb, traten die Magyaren einmüthig für ſeine Erbtochter, Maria Thereſia, unter die Waffen, und retteten mit großen Aufopferungen die alte öſterreichiſche Monarchie, mit welcher Ungarn durch ſo mancherlei Bande verbunden iſt. — Unter Ungarn im weitern Sinne verſteht man die ſämmtlichen Länder, die die öſterreichiſche Staatspraxis zur ungariſchen Krone rechnet, als: Ungarn, Kroatien und Slavonien, ſo viel davon zum Civile gehört, nicht aber Siebenbürgen und Dalmatien, ſo wie die Militärbezirke, welche unter beſondern Regierungen ſtehen; Ungarn im engern Sinne begreift blos das Königreich Ungarn. Dieſes herrliche Land wird durch die Karpathen im Norden von Galizien, im Oſten von der Bukowina, Siebenbürgen und der Wallachei, im Süden durch die Donau und Drave von dem osmaniſchen Reiche, Slavonien und Kroatien geſchieden; im Weſten hat es Steyermark, das Land unter der Ens, Mähren und Schleſien zu Gränzen, und hält im Areale mit der Militärgränze 3971⅔, ohne dieſelbe 3827⅓ Quadratmeilen. Es iſt im Norden, Oſten und Weſten voller Berge, die von den Karpathen abſtreifen, ſchließt aber im Südoſten ſehr große Ebenen ein. Der Boden iſt ſehr verſchieden, meiſtens aber von hoher Fruchtbarkeit und beſitzt einen ſehr großen Productenreichthum, worunter beſonders Weizen, Wein, Taback, Obſt, Pferde, Ochſen, Schafe, Bienen und die mancherlei Metalle und Mineralien, die in keinem Lande von Europa in einer ſolchen Mannichfaltigkeit gefunden werden, Erwähnung verdienen. Zu den vornehmſten Gebirgen gehören die Karpathen mit ihren Verzweigungen, dem Matra, Tatra und Fatra und den öſtlichen ungariſchen Bergen, dann das cetiſche Gebirge, welches auf dem rechten Donauufer ſich aus Öſterreich unter der Ens in einer Richtung von Weſten nach Oſten hereinzieht. Zu den größern Strömen gehören: die Donau, der Hauptfluß Ungarns, Theiß, Drave, Muhr, Raab, Leitha, Gran, March, Köröſch, Mareſch und Temes; zu den Binnenſeen der Platten- und Neuſiedler See, der Palaitſcher Sumpf; zu den verſchiedenen Canälen der Bega-, Franz-, Albrechts-, Jarszin- und Sarwitzcanal; kein Land in Europa beſitzt mehr Mineralquellen. Die gemeine Sage nennt Ungarn ungeſund und einen Kirchhof der Deutſchen, aber nur die Gegenden ſind ungeſund, wo Moräſte ſich häufen, und dieſe findet man am häufigſten im Südoſten; der große Überreſt des Landes iſt ſo geſund, wie irgend ein anderes Land, und ſowohl der Menſch

als das Thier und die edelſten Pflanzen gedeihen gleich gut. Die Volksmenge beläuft ſich mit der Militärgränze auf etwa 7,300,000, ohne dieſe auf 7,130,000 Köpfe. Nach Blumenbach wird Civilungarn mit Kroatien und Slavonien von 8,200,000 Menſchen bewohnt, worunter etwa 3,984,000 Slaven, 2,675,000 Magyaren, 633,000 Wallachen, 570,000 Deutſche, 129,000 Juden, 48,000 Zigeuner und 1500 Griechen ſeyn mögen, die in 43 Städten, 657 Marktflecken, 8400 Dörfern und 922,672 Häuſern wohnen. In Ungarn haben Catholiken, Griechen, Lutheraner und Reformirte gleiche Rechte; man rechnet im Reiche 4,870,000 römiſche und griechiſche Catholiken, 1,344,100 Griechen, 1,050,000 Reformirte, 650,000 Lutheraner und 129,000 Juden. In Hinſicht der Stände unterſcheiden ſich Adel und Volk: zu jenem gehören die hohen Prälaten und er iſt Herr, zu dieſem die Bürger und Bauern, wovon die erſtern zwar perſönlich frei ſind und gewiſſer Vorrechte genießen, auch in den königlichen Freiſtädten Theil an der Reichsſtandſchaft nehmen, doch aber einzeln keines der Vorrechte des Adels genießen. Die Bauern theilen ſich wieder in freie, wohin die Jazygen, Cumanen, deutſchen Coloniſten u. a. gehören und in leibeigne, deren Zuſtand in neuern Zeiten gemildert iſt, doch ſchmachten ſie auch unter einer Menge von Frohnen und Herrndienſten und tragen die Staatslaſten ganz allein, wie denn in der ungariſchen Reichstagsſprache blos der Adel, die Prälaten und königlichen Freiſtädte populus in diaeta, alles übrige aber misera contribuens plebs genannt wird. Wo die arbeitende Volksclaſſe unter einem ſolchen Fluche ſeufzt, da kann der Ackerbau und die producirende Induſtrie auf keiner hohen Stufe ſtehen. Dies iſt auch in Ungarn der Fall, und trotz des geſegneten Bodens befinden ſich Ackerbau und Viehzucht in dem elendeſten Zuſtande, und nur wo deutſcher Fleiß den Boden düngt, da ſieht es etwas beſſer aus. Eine Stapelwaare des Landes iſt der Wein, wovon man in Mitteljahren mehr als 21½ Mill. Eimer keltert, und worunter ſich die edelſten Gewächſe finden; wer kennt nicht den herrlichen Moſt, den die Hegyalla um Tokai und Tarczal erzeugt? nicht den vorzüglichen Menesch und andere Ungarweine? Aber auch an Tabak und Flachs, ſo wie an Obſte, an edlen Früchten, an Honig, Wachs, Fiſchen, Galläpfeln und andern Producten des Thier- und Pflanzenreichs iſt Ungarn außerordentlich reich; doch wirft das Mineralreich das Meiſte in die Schale der Ausfuhr. Man rechnet das jährliche Ausbringen an Metallen auf 2100 Mark Gold, 83,220 Mark Silber, 38,000 Centner Kupfer, 24,500 Cnt. Blei, 192,000 Centner Eiſen, 130 Cnt. Queckſilber, 5250 Cnt. Antimonium, 5000 Cnt. Kobald, 500 Cnt. Gallmei, 90 Cnt. Auripigment, 1250 Cnt. Berggrün, 1800 Cnt. Alaun, 15,000 Cnt. Natrum, 400,000 Cnt. Steinkohlen und 955,000 Cnt. Salz; außerdem hat Ungarn die edelſten Opale und mancherlei edle Steine. Der Kunſtfleiß iſt zwar in neuern Zeiten um vieles lebhafter geworden und einige Zweige deſſelben werden mit Fleiße und Vorliebe cultivirt, doch hängt es in andern wieder ganz von dem Auslande ab, und dürfte, ſo lange es ſeine veraltete Verfaſſung und Öſterreich ſein Coloniſationsſyſtem gegen Ungarn beibehält, nie ſich zu einem Manufacturſtaate erheben können. Der Handel liegt ebenfalls in dieſen Feſſeln, und iſt von dem Handelsſyſteme des großen Kaiſerſtaats ganz iſolirt. Trotz aller Beſchränkungen bringt es aber ſo viele natürliche Güter zur Ausfuhr, daß deſſen ungeachtet das Übergewicht auf ſeiner Seite iſt; 1800 betrug mit Ausſchluſſe des osmaniſchen

Handels ſeine Ausfuhr 29,150,000, die Einfuhr 20,140,000 Gulden; doch verliert es in ſeinem Landhandel mit den osmaniſchen Staaten. Die vornehmſten Handelsſtädte ſind Peſt, Debreczyn und Preßburg. — Ungarn iſt eine erbliche Monarchie, die eigentlich einen mit dem öſterreichiſchen Kaiſerreiche conföderirten Staat ausmacht. Der König hat viele wichtige Rechte; ihm ſind alle Majeſtätsrechte eigen und ſeine Gwalt erſtreckt ſich über alles, was zum Zweck des Staats als Mittel dient. Zu ſeinen Reſervatrechten gehören: 1. das Patronat über alle kirchlichen Beneficien, 2. das Recht, den Adel und alle Privilegien zu ertheilen, 3. die Beſetzung aller Staatsämter, 4. das Recht, Krieg und Frieden zu beſtimmen, 5. er iſt die höchſte Obrigkeit des Reichs und 6. alle erledigten Stammgüter fallen ihm zu. Dagegen muß er die Aufrechthaltung der Reichsverfaſſung vor und nach ſeiner Krönung, welche ihn zum apoſtoliſchen Könige inaugurirt, beſchwören, muß ein Catholik ſeyn, und kann Geſetze, Auflagen und andere Verfügungen nur durch das Organ des von ihm berufenen Reichstags machen, woſelbſt die Stände eine vielſagende Stimme führen und ſich nicht ſelten gegen die Eingriffe der Krone ſetzen. Die Reichsſtände beſtehen: 1. aus den Prälaten, wozu die ſämmtlichen catholiſchen und griechiſchen Erzbiſchöfe, Biſchöfe, die meiſten Äbte und Pröpſte gehören; 2. aus den Magnaten oder den großen Reichsbeamten und Obergeſpane, wovon einige ihre Würden erblich beſitzen; 3. aus den niedern Edelleuten und 4. aus den königlichen Freiſtädten, wovon jede jedoch nur eine Stimme hat. Der Reichstag ſoll nach den Geſetzen alle drei Jahre, wenn es das Beſte des Reichs beſiehlt, durch königliche Comitialbriefe ausgeſchrieben werden; er theilt ſich in zwei Kammern — die Magnatentafel, wozu die Prälaten, Magnaten, Grafen und Freiherrn, und die Ständetafel, wozu die Edelleute und Freiſtädte gehören. — Die Regierungsgeſchäfte verwaltet nach den Landesgeſetzen die königliche Statthalterei, welche ganz independent und keiner Hofſtelle unterworfen iſt. Sie iſt das höchſte Verwaltungscollegium, ihr Präſident der Palatin, und ihr ſind die 53 ungariſch-illyriſchen Comitate ſämmtlich obligat. An der Spitze der Comitate ſteht der Obergeſpan, deſſen Würde in einigen Comitaten erblich iſt. Das höchſte Juſtizreviſorium iſt die Septemviraltafel, das Appellationsgericht, die königliche Tafel, an welche von den Diſtrictualtafeln appellirt wird; niedere Gerichte ſind die Herrnſtühle für die Bauern, die Magiſträte für die Freiſtädte und Marktflecken und die Comitatsgerichte für den Adel. Übrigens iſt Ungarn unſtreitig eine der wichtigſten Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie: es recrutirt ohne die Gränzen 14 Infanterieregimenter und einen bedeutenden Theil der Cavallerie, und bietet in Zeiten, wo dem Vaterlande Gefahr droht, eine Adelsinſurrection auf, die 1809 auf 18,000 Mann Cavallerie und 21,000 Mann Infanterie betrug. Dabei trägt es zu den Laſten der Monarchie wenigſtens 20 Millionen Gulden bei, wobei es die innere Verwaltung aus eignen Mitteln beſtreitet. Civilungarn zerfällt in vier große Kreiſe dieſſeit und jenſeit der Donau und dieſſeit und jenſeit der Theiß, deren jeder wieder in Geſpanſchaften oder Comitate getheilt iſt.

Ungariſche Militärgränze, ſ. Militärgränze.

Ungarweine heißen die ſämmtlichen Weine, die in Ungarn und den dazu gehörigen Ländern erzeugt werden, und zu den edelſten Gewächſen Europa's gehören; nur wirft man dem Ungarweine überhaupt vor, daß er zu ſtark in das Blut gehe. Die beſſern Sorten

ſind die von Tokai und Tarczal, die auf einem Raume von fünf Quadratmeilen in der Hegyalla und, was werkwürdig iſt, unter 48° Breite ſich zu der ſüßeſten Eſſenz verkochen; dann folgt der rothe Meneſcher, den Kenner dem Tokaier gleich ſetzen, der Neuſtädter, welcher dem Burgunder, der Schiraker, welcher dem Champagner ähnelt, der Ödenburger, Ruſter, Seckzarder, Erlauer u. a. Ungarn allein erzeugt im Durchſchnitte auf 911,176 Joch Weinbergen 21,863,560 Eimer, wovon es nach Schwarter jährlich 14,257,812½ Eimer ſelbſt verzehrt, und das Übrige ausführt; Tokai gewinnt allein 180,000, Erlau 200,000 und Ofen 100,000 Eimer. Die beſſern Ungarweine unterſcheiden ſich in Eſſenz, Ausbruch, Maſchlaſch und gemeinen Wein.

Unger (Joh. Georg), geboren zu Goos unweit Pirna, den 26ſten Oct. 1715, lernte in einer unbedeutenden Officin die Buchdruckerei, und nebenbei, getrieben von ſeinem regen Geiſte, für ſich ſelbſt das Holzſchneiden. Im Jahr 1740 ging er nach Berlin, wo er unabläſſig arbeitete, die in den Buchdruckereien gewöhnlichen Verzierungen zu verbeſſern, und in der Formſchneidekunſt ausgezeichnete Fortſchritte machte. Um ſich in dieſer ſeiner Lieblingskunſt recht zu vervollkommnen, widmete er ſich ihr 1757 ein ganzes Jahr und löſ'te dabei die ſchwierigſten Aufgaben, ſo z. B. brachte er fünf Landſchaften zu Stande, die wahre Kunſtwerke ſind. Ohne ſeine Verdienſte um typographiſche Schönheit hinreichend erkannt und belohnt zu ſehen, ſtarb der beſcheidne Künſtler den 15ten Auguſt 1788. — Sein Sohn, Joh. Friedr. Gottlieb Unger, geb. 1750, trat rühmlich in die Fußſtapfen ſeines Vaters, und ward einer der ausgezeichnetſten Männer ſeines Faches. Seine Bemühungen gingen dahin, die deutſche Schrift durch mehr Abrundung und Annäherung an die lateiniſche zu verſchönern und ihr ſo viel Einfachheit zu geben, daß ſie zwiſchen der gothiſch-deutſchen und echtrömiſchen Curentſchrift gleichſam in der Mitte ſtände. So entſtand denn die ſogenannte Ungeriſche Schrift, die man zu gebrauchen bereits ſehr wieder nachgelaſſen hat. Noch größer waren ſeine Verdienſte in der Holzſchneidekunſt, die er in Deutſchland zuerſt wieder hob. Eine verdiente Anerkennung war es daher, daß er 1810 zum Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Berlin, deren Mitglied er bereits war, ernannt wurde. Als Buchhändler zeigte er den rühmlichſten Eifer und große Thätigkeit bis an ſeinen Tod, der am 26ſten December 1804 erfolgte.

Unglaube iſt die Weigerung, Wahrheiten anzuerkennen, die entweder durch zuverläſſige hiſtoriſche Zeugniſſe bekräftigt, oder in unmittelbarem Bewußtſeyn der menſchlichen Vernunft gegründet, oder durch das Anſehen der geoffenbarten Religion verbürgt ſind. Im erſtern Falle befindet ſich der gemeine Unglaube, der, die wiſſenſchaftlich ausgemittelte Geſchichte umwerfend, alles menſchliche Wiſſen vernichtet und gegen Thatſachen proteſtirend, Unſinn wird; im andern der philoſophiſche oder vielmehr unphiloſophiſche, der Poſtulaten der Vernunft, z. B. den Lehren vom Daſeyn Gottes und von der geiſtigen Natur der Menſchenſeele, ihre urſprüngliche Gültigkeit ſtreitig macht; im letzten der religiöſe oder vielmehr irreligiöſe, der entweder, wie der Naturalismus pflegt, der göttlichen Offenbarung überhaupt, oder einer gewiſſen Form und Weiſe derſelben, wie Juden, Mohammedaner und Heiden (Ungläubige im kirchlichen Sinne) der chriſtlichen Religion, oder einzelnen Religionslehren, wie die Socinianer der Trinitätslehre, die Glaubwürdigkeit abſpricht. Das

Verfahren des vorſätzlichen Unglaubens, „für die Wahrheiten, die er verwirft, Überzeugungsgründe zu fodern, die ſich nach der Natur der Sache nicht geben laſſen,“ iſt eben ſo unbillig als ungereimt. Indem er augenſcheinliche, in die Sinne fallende Beweiſe für überſinnliche Gegenſtände, z. B. den Anblick geiſtiger Weſen, oder poſitive Begriffsbeſtimmungen von unbegreiflichen Dingen, z. B. von der Ewigkeit Gottes, verlangt, werden die Mißverſtändniſſe, von denen er ausgeht, ſogleich erkennbar. Wenn aber auch der relative Unglaube, oder das Sträuben gegen die Annahme einzelner, ſubjectiv nicht gleich einleuchtender Wahrheiten nur unter die Inconſequenzen gehört, ſo iſt der abſolute, der alles, was geglaubt werden ſoll, ſchlechthin verwirft, eine der größten Verirrungen des menſchlichen Verſtandes, die nie ohne nachtheilige Folgen für die Sittlichkeit bleibt. Meiſtentheils hat der Unglaube ſeinen Grund in den Neigungen des Herzens, die bei einer ſtrengen, beſchwerlichen Wahrheit ihre Rechnung nicht finden, und bezieht er ſich auf die überſinnliche Welt, die die Religion uns aufſchließt, ſo werden ſeine Urſachen im Mangel an Bildung und Sinn für das Höhere zu ſuchen ſeyn. Mit allen dieſen Arten des Unglaubens iſt jedoch die Bedenklichkeit des Philoſophen, ſich für ungeprüfte Behauptungen zu erklären, oder in Sachen der Überzeugung Autoritäten anzuerkennen, nicht zu verwechſeln. Dieſe Schwerglaubigkeit kann aus der reinſten Wahrheitsliebe entſpringen. Vergl. d. Art. Glaube, Indifferentismus, Skepſis. E.

Uniformitätsacte hieß eine Verordnung des engliſchen Parlaments vom Jahre 1662, zufolge welcher alle Geiſtlichen bis zum 24ſten Auguſt dieſes Jahres ihre Übereinſtimmung mit der Liturgie der hohen biſchöflichen Kirche erklären und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten ſollten, wenn ſie von engliſchen Biſchöfen geweiht wären. Zweitauſend nonconformiſtiſche Prediger legten daher an dieſem Tage ihre Ämter nieder. Erſt das Toleranzedict des Parlaments vom J. 1689 unter Wilhelm III. hob die den Diſſenters ſo ungünſtige Uniformitätsacte auf. E.

Unigenitus Dei filius etc. ſind die Anfangsworte einer vom Papſte Clemens XI. 1713 erlaſſenen Bulle, die unter dem Namen der Conſtitution Unigenitus eine dem päpſtlichen Anſehen und dem Frieden der catholiſchen Kirche ſehr gefährliche Celebrität erhalten hat. Um einen Hauptſtreich zur Unterdrückung der Janſeniſten auszuführen, entwarf die jeſuitiſche Partei am Hofe Ludwigs XIV., beſonders der Beichtvater des Königs le Tellier, dieſe Bulle, und nöthigte ihre Bekanntmachung dem Papſte ab. Es waren darin 101 unverfängliche, mit Bibel und Kirchenlehre faſt wörtlich übereinſtimmende Sätze aus den damals ſehr beliebten moraliſchen Betrachtungen über das neue Teſtament, die Paſchaſius Quesnel, ſonſt Prieſter des Oratoriums zu Paris, nun im Exil zu Amſterdam, ſeiner franzöſiſchen Überſetzung des N. Teſt. beigefügt hatte, mit allgemeinen Machtſprüchen, als ketzeriſche und gotteslaſterliche, oder doch anſtößige Behauptungen verdammt. Nur die Wuth der Jeſuiten wider Quesnel, den man nach Arnaulds und Nicoles Tode als Wortführer des Janſenismus betrachtete (vergl. d. Art. Janſen), und wider den allgemein verehrten Erzbiſchof von Paris, Cardinal Noailles, der Quesnels Buch öffentlich empfohlen hatte, und ſeine Unabhängigkeit gegen le Tellier männlich zu behaupten wußte, konnte einen ſo empörenden Gewaltſchritt begreiflich machen. Die Stellen, wo Quesnel im Tone ſeiner Partei der

göttlichen Gnade (ſ. d. Art.) einen unbedingten und unwiderſtehlichen Einfluß auf das menſchliche Gemüth zuſchreibt, mochten allerdings allein durch die Schriften des heiligen Auguſtinus zu rechtfertigen, ſeyn; aber wenn die Conſtitution Unigenitus damit auch Sätze, die auf Reinheit der Antriebe zum ſittlichen Handeln, auf Nothwendigkeit wahrer Gottesliebe zur Tugend und Verſöhnung mit Gott, auf Allgemeinheit des Gebrauchs der heil. Schrift, auf Verbeſſerung der Sitten und gewiſſenhaftere Führung des geiſtlichen Amtes drangen, zuſammenwarf und zu lehren verbot, ſo mußte die Welt erſtaunen, wie das Oberhaupt der Kirche der jeſuitiſchen Rachgier und franzöſiſchen Hofpolitik ſo weit hatte nachgeben können, unter ſeinem Namen ein Manifeſt wider die Grundwahrheiten der chriſtlichen Moral ausgehen zu laſſen. Denn dafür wurde dieſe Conſtitution bald nicht blos von den Janſeniſten und den zahlreichen Freunden des verurtheilten, nun um deſto begieriger geleſenen Buches, ſondern auch von vielen neutralen Catholiken angeſehen. Das Parlament, der Cardinal Noailles mit einem großen Theile des franzöſiſchen Klerus, die Mehrheit der Theologen in der Sorbonne, ſelbſt die franzöſiſche Damenwelt, der die Conſtitution durch Verketzerung des Quesnelſchen Satzes: „daß eine genaue Kenntniß der Religion und heiligen Schrift den Frauen nicht vorzuenthalten ſey," dies erſte Recht aller Chriſten abſprach, und die herrſchende Stimmung des Volks brachen in offenem Widerſpruch oder geheimen Gegenwirkungen wider dieſes jeſuitiſche Machwerk aus, während die Jeſuiten durch den König alle Mittel der Macht und Überredung anwendeten, um es in Frankreich zum Reichsgeſetz zu erheben und ſeine Einführung in allen Diöceſen zu erzwingen. Konnte aber auch der große Haufe ſchwächerer Gemüther durch königliche Befehle, Beſtechungen, Drohungen und Verhaftungen einzelner Widerſpenſtigen von niederm Range umgeſtimmt werden, ſo war doch gegen das Parlament und den Cardinal auf dieſem Wege nichts auszurichten. Jenes verſtand ſich nur unter Bedingungen, die die Bulle faſt ganz entkräfteten, zu ihrer Einzeichnung in die Reichsgeſetze; dieſer wollte ſie erſt gar nicht, ſpäter nur nach ſeiner eigenen mildernden Auslegung annehmen und bekannt machen laſſen. Während des unter dem Namen der Conſtitutionsſtreitigkeiten bekannten heftigen Kampfes ſtarb Ludwig XIV., ohne den Jeſuiten einen vollſtändigen Sieg verſchafft zu haben. Die Gaſſen von Paris ertönten von Spottliedern auf die Conſtitution, deren Namen das leichtfertige Publicum einer natürlichen Tochter ihres Überbringers, des päpſtlichen Nuncius Bentivoglio, beilegte; die gegenſeitige Erbitterung ſprach ſich in Streitſchriften aus, die den Parteigeiſt entflammten; Frankreich theilte ſich in Conſtitutioniſten oder Acceptanten, die die Bulle annahmen, und Anticonſtitutioniſten, Recuſanten oder Oppoſanten, die ſie verwarfen. Unter der Regentſchaft, die den Jeſuiten nicht günſtig war, wagten es mehrere Biſchöfe, denen die Sorbonne und Noailles beitrat, feierlich gegen die Annahme der Bulle an ein zu haltendes allgemeines Concilium zu appelliren, wodurch für die nun bald durch die angeſehenſten Univerſitäten und geiſtlichen Corporationen verſtärkte Oppoſitionspartei der Name Appellanten aufkam. Dieſe Partei zerfiel in gemäßigtere und ſtrengere Factionen, als Noailles ſich 1720 zur bedingten Unterſchrift der Bulle verſtanden und dadurch die eifrigeren Appellanten wider ſich aufgebracht hatte. Die ſtrengeren Maaßregeln Ludwigs XV. und ſeines Miniſters Fleury, der um den Car-

dinalshut buhlte und den Jeſuiten ſchmeichelte, bedrängten die Gegner der Bulle von neuem, die Prieſter unter den Appellanten wurden entſetzt, den appellirenden Laien die Sacramente verweigert; dem 80jährigen Noailles gewann der Hof endlich 1728 eine unbedingte Unterſchrift der Bulle ab und zwang 1730 das Parlament, ſie ohne Vorbehalt anzunehmen, wodurch ſie feierlich zum Reichsgeſetz erhoben wurde. Gleichwohl blieben die verfolgten Appellanten insgeheim immer noch thätig, den Geiſt des Widerſpruchs rege zu erhalten, und um die grauſame Sacramentsverweigerung, wodurch der für die Conſtitution gewonnene Klerus ſie ängſtigte, abzuſtellen, wagte das Parlament ſeit 1752 neue, kühnere Schritte. Der nun mit der alten Erbitterung wieder ausgebrochene Conſtitutionsſtreit wurde endlich durch ein ſehr gemäßigtes Breve Benedicts XIV. beigelegt, welches die meiſten Parteien zufrieden ſtellte und nur gegen offenkundige Appellanten Strenge gebot. Dazu kam noch die Aufhebung des Ordens der Jeſuiten, deren natürliche Folge ein allmähliger Verfall des Gewichts der Conſtitution Unigenitus auch in Frankreich war. In andern catholiſchen Ländern hatte man ſie zwar angenommen, aber wenig beachtet, da ſie doch eigentlich nur die Parteien in Frankreich anging. In der öſterreichiſchen Monarchie, wo einige Biſchöfe ſie in ihren Diöceſen verbreitet hatten, wurde ſie 1781 durch ein Edict Josephs II. nebſt der Bulle In coena Domini förmlich unterdrückt. Jetzt gehört ſie nur noch der Geſchichte an, da ſelbſt die Päpſte ſie nicht mehr für eine Glaubensregel ausgeben. E.

Union (kirchliche), oder Religionsvereinigung, iſt ſeit dem Zeitalter der Kirchentrennung ein Gegenſtand eifriger Wünſche und vielfältiger, bis auf die neueſten Zeiten ſtets fehlgeſchlagner Verſuche geweſen. Im Munde des Papſtes und ſeiner Hoftheologen bedeutete dieſes Wort nie etwas anders, als unbedingte Unterwerfung und Rückkehr unter ſeine geiſtliche Oberherrſchaft, wie ſchon die im Art. Griechiſche Kirche erwähnten Unionsverhandlungen mit den griechiſchen Kaiſern beweiſen. Derſelbe Anſpruch war auch das Haupthinderniß, wodurch die Projecte zur Wiedervereinigung der evangeliſchen Kirchen mit der catholiſchen vereitelt werden mußten. Nicht zu gedenken, daß die in Rom als kaiſerliche Veranſtaltungen ſtets gemißbilligten Religionsgeſpräche zwiſchen den Catholiſchen und Evangeliſchen, ſelbſt das 1541 zu Regensburg gehaltene, welches die beiderſeitigen Theologen einander nahe genug brachte, die Erbitterung nur vermehrten und ſelten mehr als täuſchende Zwiſchenſpiele waren; auch die Unionsvorſchläge aufgeklärter catholiſcher Theologen, wie Erasmus Schrift von der Eintracht der Kirche 1533, und die von dem friedliebenden Kaiſer Ferdinand I. 1564 noch kurz vor ſeinem Tode veranlaßten, mit edler Wahrheitsliebe und Mäßigung abgefaßten Gutachten Caſſanders und Wicels fand gerade die römiſche Kirche am anſtößigſten. Die 1644 von Rom, doch nicht einmal unter päpſtlicher Autorität, ausgegangene Conſultation, die eine Vereinigung der proteſtantiſchen Fürſten und Städte mit der catholiſchen Kirche blos durch Verhandlungen der Laien bewerkſtelligt wiſſen wollte, war ſchlau genug, doch wegen gänzlicher Verkennung des proteſtantiſchen Geiſtes unbrauchbar. Redlichere Willfährigkeit zu nachgiebigem Entgegenkommen ſprach aus den Vereinigungsvorſchlägen, die der Churfürſt von Mainz, Johann Philipp (Schönborn) 1660 durch ſeinen Kanzler von Boyneburg aufſetzen und unter der Hand an einige deutſche Höfe gelangen ließ. Sie trugen auf eine Synode von 24

Deputirten beider Confeſſionen an, die die beiderſeitigen ſymboliſchen Bücher gegen einander abwägen und über das Religionsweſen Deutſchlands entſcheiden ſollte, mußten aber ſchon wegen allzumilder Accommodation der catholiſchen Unterſcheidungslehren nach den Anſichten der evangeliſchen geheim und erfolglos bleiben. Lauter regte ſich der Biſchof Chriſtoph Rojas de Spinola, der als Beichtvater der Gemahlin des Kaiſers Leopold I. aus Spanien nach Wien gekommen war und ſeit 1675 bei zwanzig Jahr durch ironiſche Schriften und Reiſen an die deutſchen evangeliſchen Höfe auf die Wiedervereinigung der Proteſtanten mit der catholiſchen Kirche hinarbeitete. Die Rückſicht auf den Kaiſer, als deſſen Abgeſandter er ſich ankündigte, verſchaffte ihm freundliche Aufnahme, beſonders zu Berlin und Hannover; doch brachten nähere Beſprechungen nur ſeine Zweideutigkeit und den Mangel einer hinlänglichen Vollmacht vom Papſte an den Tag, und auch ſein letzter Verſuch, die verſchiedenen Confeſſionen in Ungarn und Siebenbürgen zuſammenzubringen, ſcheiterte an der Vorſicht der Proteſtanten. Inzwiſchen trat der ihm weit überlegene Biſchof Boſſuet (ſ. d. Art.), der ſchon zur Bekehrung der franzöſiſchen Proteſtanten eine nach Möglichkeit verſüßte Auslegung des catholiſchen Glaubens geſchrieben hatte, als Friedensvermittler ſeiner Kirche in Unterhandlungen mit dem evangeliſchen Abt zu Loccum Molanus, der wahrſcheinlich durch die Wünſche ſeines Herrn, des damals dem Kaiſer ſehr ergebenen und von Frankreich aus bearbeiteten Churfürſten Ernſt Auguſt von Hannover und der Gemahlin deſſelben Sophie beſtimmt oder gar aus Einfalt weit mehr, als einem proteſtantiſchen Theologen geziemte, nachgab, und ſie dadurch den Verdacht einer heimlichen Vorliebe für den Catholicismus zuzog. Noch viel entſcheidender hätte der warme Antheil wirken können, den der große Leibnitz mit freimüthiger Abweiſung der Boſſuetiſchen Sophismen an der Sache nahm, wenn bei den Bedingungen Boſſuets, die im Grunde auf eine Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten des Proteſtantismus hinausgingen, irgend einiger Beifall von Seiten der Evangeliſchen zu hoffen geweſen wäre. Daher blieb dieſer im letzten Decennium des 17ten Jahrhunderts mit großem Eifer und lebhaftem Schriftenwechſel betriebene Vereinigungsentwurf ein Privatunternehmen, daß ſich durch den beinahe gleichzeitigen Tod der dabei handelnden Hauptperſonen zerſchlug. Seitdem war wenig mehr von ſolchen Vorſchlägen die Rede. Die von dem ſorbonniſchen Theologen Du Pin mit dem Erzbiſchofe Wake von Canterbury über eine Union der franzöſiſchen und engliſchen Kirche 1717 bis 1719 gewechſelten Schriften kamen damals nicht einmal zur öffentlichen Kunde; die nicht gehörig überlegten Annäherungen des pſeudonymen Febronius (ſ. d. Art. Hontheim) wurden in ſeiner eigenen Kirche noch mehr gemißbilligt, als von den Evangeliſchen; auf den Privatantrag des Erzbiſchofs von Turin della Lanze folgte 1772 mit Recht ein ablehnendes Gutachten vom Abt Jeruſalem, und die Einladung zur Rückkehr in den Schooß der Kirche, die Lecoz, Erzbiſchof von Beſançon, 1804 öffentlich an die proteſtantiſchen Prediger zu Paris richtete, konnten dieſe auch nur ablehnend beantworten; denn jene reumüthige Wiederkehr und Unterwerfung der Proteſtanten, worauf die catholiſche Kirche ſo lange beſtehen muß, als ſie ihren hierarchiſchen Grundſätzen nicht entſagen will, iſt doch nur einzelnen Proſelyten zuzumuthen. Der letzte, ernſtlich gemeinte, auch ſelbſt dem Kaiſer Napoleon 1806 vorgetragene Unionsplan des franzöſiſchen Rechtsgelehrten Beau-

fort, der den Kirchenfrieden durch das Übergewicht der Staatsgewalt ſtiften laſſen wollte, hatte endlich aus guten Gründen beide Kirchen wider ſich. Die Vernünftigen aller Parteien ſind jetzt in der Überzeugung einverſtanden, daß hier weder durch Zwangsmittel, noch durch Religionsgeſpräche, noch durch Friedensverträge über einzelne ſtreitige Punkte, überhaupt durch keine halbe Maaßregel etwas Erſprießliches auszurichten, ſondern nur neuer Streit zu entzünden iſt; und wer das innere Weſen beider Kirchen kennt, wird mit Plank (ſ. deſſen Worte des Friedens an die catholiſche Kirche 1809) entweder für eine vollſtändige, oder wenn dieſe nicht zu hoffen ſteht, wider jede Art von Vereinigung ſtimmen. Denn da der Catholicismus und Proteſtantismus (vergl. d. Art.) ungeachtet ihrer Einigkeit in den Grundlehren des Chriſtenthums, doch gerade in Rückſicht auf das Kirchenthum, worauf bei einer äußern Vereinigung offenbar das Meiſte ankommt, die ſchärfſten und unverſöhnlichſten Gegenſätze bilden: ſo muß entweder eine von beiden Kirchen ganz und ohne Vorbehalt in die andere übergehen, oder der Stand der Dinge bleiben, wie er gegenwärtig iſt, bis mit der Zeit die fortſchreitende Cultur und die ſtille Annäherung im Geiſt Erfolge vorbereitet, die jetzt nur die unverzeihlichſte Indiscretion laut zu vermuthen, oder gar anzukündigen wagen könnte. Etwas anders verhält es ſich mit dem Wunſche einer Union der beiden proteſtantiſchen Hauptparteien. So ſtark die evangeliſchen Theologen des 16ten Jahrhunderts ſich in die Meinung hineingeſtritten hatten, Calvinismus und Lutheranismus wären im Grunde und Weſen der Lehre von einander verſchieden und ganz unvereinbar; ſo klar iſt es doch, daß ihrer Vereinigung eigentlich nur zwei Differenzpunkte im Wege ſtehen: von Seiten der lutheriſchen Kirche die buchſtäbliche Erklärung der Einſetzungsworte des h. Abendmahls („das iſt mein Leib;" vergl. d. Art. Abendmahl und Ubiquität), die die philoſophirende Vernunft der Reformirten anſtößig findet, und von Seiten der reformirten Kirche, die in aller Strenge von Calvin aufgeſtellte und von der Dortrechter Synode beſtätigte Auguſtiniſche Theorie von einer partiellen Prädeſtination oder Gnadenwahl (ſ. d. Art. Gnade), die den Glauben der Lutheriſchen an die allgemeine Liebe Gottes in Chriſto kränkt. Über den erſten dieſer Punkte hatten ſich die beiden Kirchen entzweit und die Wittenbergiſche Concordie (Vergleichs- und Eintrachts-Formel), die der Straßburgiſche Theolog Bucer 1536 der Billigkeit oder Klugheit Luthers abgewann, konnte keinen wirklichen Frieden herſtellen (vergl. d. Art. Reformirte Kirche), ja die leidenſchaftlichen Streitigkeiten und gegenſeitigen Verfolgungen in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gaben dem Sectenhaß immer neue Nahrung. Friedlicher gingen die Theologen beider Theile von den übrigens fruchtloſen Religionsgeſprächen zu Leipzig 1631 und zu Caſſel 1661 aus einander. In dieſem Jahrhunderte wollte nun auch ein einzelner Mann ausrichten, was den Fürſten und gelehrten Corporationen beider evangeliſchen Kirchen bisher mißlungen war. Der Engländer John Dury, anfangs Prediger der engliſchen Gemeinde zu Elbing, wendete den größten Theil ſeines Lebens (ſtarb 1680 zu Caſſel) auf, um durch Reiſen in alle proteſtantiſchen Länder von Europa und Verhandlungen mit den Höfen, Obrigkeiten, Univerſitäten und geiſtlichen Miniſterien die Union der engliſchen, holländiſchen, ſchweizeriſchen und deutſchen reformirten Kirchen mit den lutheriſchen zu bewerkſtelligen. Doch ungeachtet der Unterſtützung, die er in Eng-

land und einigen Gegenden Deutſchlands fand, blieben ſeine faſt 50jährigen, eines leichtſinnigen oder unredlichen Syncretismus endlich verdächtig gewordenen Bemühungen ohne Wirkung. Mehr verſprach man ſich von den Maaßregeln des reformirten preußiſchen Hofes in dieſer Sache. König Friedrich I. veranſtaltete 1703 Berathſchlagungen reformirter und lutheriſcher Theologen zu Berlin, ließ Unionskirchen, wo beide Confeſſionen ſich zu gemeinſchaftlichem Gottesdienſte verbinden ſollten, in Berlin und Charlottenburg einweihen, in den Waiſenhäuſern zu Berlin und Königsberg Kinder beider Confeſſionen zuſammenbringen und 1706 Entwürfe zur Einführung der engliſchen Liturgie in ſeinen Staaten machen. Weil er aber doch billig genug war, nichts erzwingen zu wollen, wurden dieſe Unionsverſuche durch die nicht ungegründete Beſorgniß der lutheriſchen Theologen, ihrer Kirche dabei zu viel vergeben zu müſſen, vereitelt. Derſelbe Grund hinderte die Genehmigung der nach Anleitung einer Ausſöhnungsſchrift des Tübingenſchen Theologen Klemm 1719 von den proteſtantiſchen Reichstagsgeſandten zu Regensburg in Überlegung genommenen 15 Unionspunkte, und als dieſe Geſandten 1722 einen unter Berathung des Tübingiſchen Kanzlers Pfaff im Namen der evangeliſchen Reichsſtände abgefaßten Vereinigungsentwurf zur Ratification bringen wollten, proteſtirten die Conſiſtorien zu Dresden und Gotha mit einem Nachdruck dagegen, der das ganze Unternehmen rückgängig machte. Dennoch dachte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., darauf, dieſe Idee wenigſtens in ſeinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Er wollte ſeiner Seits gern der calviniſchen Prädeſtinationstheorie entſagen, wenn nur die Lutheriſchen ihre mit dem reformirten Cultus unvereinbaren Ceremonien aufgäben, und verordnete 1736 wirklich die Abſchaffung des Singens der Collecten, der Chorhemden, Meßgewänder und Lichter beim Abendmahl, wozu auch die meiſten lutheriſchen Gemeinden in ſeinem Reiche ſich verſtanden. Da aber 1740 Friedrich II. die vorige Freiheit wieder herſtellte, gingen einige derſelben gleich zu den alten Formen des lutheriſchen Cultus zurück. Rechtlich konnte auch das kleine, meiſt aus Coloniſten beſtehende Häuflein reformirter Unterthanen — 18 bis 20,000 — die Preußen damals hatte, nicht verlangen, daß die Millionen lutheriſcher Unterthanen ſich nach ihm bequemen ſollten, und wie ſehr immer die fortſchreitende Aufklärung eine Übereinkunft in den Ceremonien erleichterte, ja ſelbſt eine Annäherung der Anſichten von den Unterſcheidungslehren beider Confeſſionen beförderte, blieben doch die bedeutenden Vortheile, welche die Lutheriſchen in Anſehung des Kirchenguts voraus hatten, und mit den Reformirten zu theilen nicht genöthigt werden konnten, ſchwer zu beſiegende Hinderniſſe der Union. Im umgekehrten Falle befinden ſich dieſe beiden Confeſſionen in den Rheinländern, beſonders in der ehemaligen Pfalz, wo die Reformirten ſich bis jetzt weigerten, die Lutheriſchen zum Mitgenuſſe ihres viel bedeutenderen Kirchengutes zuzulaſſen. Doch haben ſich ſchon unter franzöſiſcher Herrſchaft mehrere gemiſchte Gemeinden am linken Rheinufer im Cultus vereinigt, und auch in andern Gegenden Deutſchlands iſt durch die Berufung lutheriſcher Prediger zu reformirten Gemeinden, z. B. in Bremen, eine Übereinſtimmung beider Confeſſionen in der Lehre factiſch anerkannt worden. Mehr als je geſchah in dem Jahre 1817 für ihre Vereinigung. Ergriffen von dem ſchönen Gedanken, das dritte Jubiläum der evangeliſchen Kirche durch entſcheidende Schritte für dieſes ſo lange ſchon beabſichtigte Unionswerk

auszuzeichnen, trat die Geiſtlichkeit beider Bekenntniſſe im Herzogthum Naſſau und in den Gegenden der preußiſchen Monarchie, wo Reformirte und Lutheraner bei einander wohnen, zu gemeinſchaftlichen Synoden zuſammen, in denen ſich der beſte Wille zu inniger kirchlicher Gemeinſchaft ausgeſprochen hat. Das Edict des Herzogs von Naſſau vom 11ten Auguſt 1817 verordnete zur Beſtätigung der naſſauiſchen Synodalbeſchlüſſe, daß beide Religionsparteien von dem Zeitpunkte des diesjährigen Reformationsfeſtes an nur eine evangeliſche Kirche ausmachen, und an bisher gemiſchten Orten alle kirchlichen Verhältniſſe, gottesdienſtlichen Übungen und Gebräuche, vorläufig bis zur Abfaſſung einer eignen Kirchenordnung nach der pfälziſchen Agende, mit einander gemein haben, erwachſene Chriſten aber nicht gehindert werden ſollten, das Abendmahl auch ferner auf die ſonſt gewohnte Weiſe zu empfangen. In Preußen, wo Conſiſtorien und Univerſitäten ſchon ſeit mehrern Jahren beiden Confeſſionen gemein ſind, erfolgte nach einer vom Miniſter des Innern am 30ſten Junius erlaſſenen Erklärung, worin die Abſchaffung der Sectennamen, ſelbſt des nur der Geſchichte angehörigen Ausdrucks „Proteſtanten," und der allgemeine öffentliche Gebrauch des Namens „evangeliſche Kirche" angerathen war, unter dem 27ſten September eine eben ſo religiös, als liberal abgefaßte königliche Auffoderung an die Geiſtlichkeit, auf die Vereinigung beider Confeſſionen zu einer evangeliſch-chriſtlichen Kirche hinzuwirken, welche ohne allen Zwang die bereitwilligſte Aufnahme fand. Nach ſtiftungsmäßigem Ritus, wobei die bibliſchen Einſetzungsworte unverändert angewendet, und wirkliches Brot gebrochen und ausgetheilt wurde, haben die zu den Synoden verbundenen Geiſtlichen beider Confeſſionen das Abendmahl begangen, zu Berlin den 30ſten Oct. in Gemeinſchaft der Behörden und vieler andern Laien, zu Potsdam mit dem Könige und ſeinem Hauſe, und an mehrern andern, ſelbſt ungemiſchten Orten am 31ſten Oct. An dieſem feſtlichen Tage iſt daſſelbe außer den preußiſchen Staaten im Naſſauiſchen, zu Frankfurt a. M. und in Paris geſchehen und dadurch die Vereinigung wirklich eingeleitet worden. Der Einfluß der Regierung auf die Verwaltung des Kirchengutes wird die in Rückſicht deſſelben möglichen Anſtände bei der Willfährigkeit der Geiſtlichen nun leicht beſeitigen. Die zur völligen Union nöthige Gleichſtellung beider Parteien in bürgerlichen Rechten iſt in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands, wie in den Niederlanden ſchon früher erfolgt, doch eine öffentlich declarirte oder wenigſtens ſtillſchweigende Abſchaffung des Gebrauchs, die Geiſtlichen auf ſymboliſche Bücher zu verpflichten, in den meiſten Staaten noch zu wünſchen übrig. Weislich hat daher der König von Preußen und ſeine Geiſtlichkeit der Zeit überlaſſen, dieſe Vereinigung allgemein zu machen, für die auch in Bayern (in Rheinbayern kam ſie 1818 auf einer Synode zu Speier förmlich zu Stande) manches geſchehen und anderwärts wenigſtens Neigung gezeigt worden iſt. Heſſen, wo die Hanauiſche Diöceſe das Vereinigungswerk ſchon durchgeſetzt hat, Baden und Würtemberg hätten als gemiſchte Länder Urſach, dem Beiſpiele Preußens zu folgen; ungemiſchte dagegen, wie die lutheriſchen Reiche Schweden und Dänemark und die reformirten Cantons in der Schweiz, ſind durch kein Bedürfniß dazu getrieben. Daher möchte der von der Berliner Synode ernſtlich abgewieſene Vorwurf: „man begründe durch dieſe Vereinigung im Abendmahlsritus nur eine dritte evangeliſche Kirche," doch in ſo fern einigen Sinn behalten, als dieſer neuange-

ordnete ſtiftungsmäßige Ritus von den Abendmahlsgebräuchen beider bisher geſonderten Confeſſionen abweicht, nämlich im Brotbrechen von der lutheriſchen und in der Anwendung der unveränderten Einſetzungsworte beim Austheilen von der reformirten Kirche. Nur können von dieſer Folge der, ſchon im Zuſammentritt verſchiedener Tropen in der evangeliſchen Brüdergemeine (vergl. d. Art.) bemerkbaren Vereinigung der beiden evangeliſchen Confeſſionen bei der gegenwärtigen Stimmung und Verfaſſung der evangeliſchen Kirchen im Allgemeinen keinesweges Nachtheile zu beſorgen ſeyn, welche die unverkennbaren großen Vortheile der Union für gemiſchte Staaten aufwägen. E.

Unirte Griechen ſind griechiſche Chriſten, welche die römiſche Kirche unter gewiſſen Bedingungen mit ſich vereinigt (unirt) hat. Sie unterſcheiden ſich von der griechiſchen Mutterkirche dadurch, daß ſie den Ausgang des heil. Geiſtes auch von Gott dem Sohne, die geiſtliche Obergewalt des Papſtes, das Fegefeuer und die Kraft der Seelenmeſſen nach den Satzungen der römiſchen Kirche anerkennen; übrigens haben ſie ihre innere Kirchenverfaſſung, die Namen der geiſtlichen Würden, die Verſtattung der Ehe, der Bärte und Mützen für ihre Prieſter, die alte Liturgie mit Beibehaltung der griechiſchen Sprache beim Gottesdienſte, die ſtrengeren Faſten und die Austheilung des Abendmahls in beiden Geſtalten noch mit der orthodoxen griechiſchen Kirche gemein, weil die jeſuitiſchen Miſſionare, welche ihre Bekehrung im 17ten und 18ten Jahrh. allmählig bewerkſtelligten, nur durch dieſe Nachgiebigkeit bei ihnen Eingang finden konnten. Solche unirte Griechen ſind in Italien, beſonders zu Venedig und Rom, im ſüdlichen Neapel und Sicilien, in den öſtlichen Gränzländern der öſterreichiſchen Monarchie, wie in Siebenbürgen, Ungarn, Croatien, Slavonien, Dalmatien u. ſ. w., wo Hunderttauſende griechiſcher Chriſten theils durch Eroberungen, theils als Flüchtlinge, welche unter öſterreichiſchem Scepter Schutz vor dem türkiſchen Despotismus ſuchten, einheimiſch wurden, und im öſtlichen Polen, zu deſſen alten Einwohnern ſie gehören. Im Ganzen wird die Anzahl dieſer mit der römiſchen Kirche verbundenen Griechen auf zwei Millionen geſchätzt. Von ihnen unterſcheiden ſich die außer Italien ebenfalls zahlreichen, nicht unirten oder disunirten Griechen in den genannten Ländern, welche den Patriarchen zu Conſtantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt und die unirten als Abtrünnige betrachten. E.

Uniſonus (Einklang), wird in der Muſik das Verhältniß zweier Töne von gleicher Größe (d. h. von gleicher Höhe oder Tiefe) auf derſelben Stufe genannt. Der Einklang entſteht alſo aus einer gleichen Anzahl von Schwingungen zweier vibrirender Körper in einem gleichen Zeitraum. Wenn mithin eine Saite in einer Secunde 100 Schwingungen macht, und den Ton c giebt, (bekanntlich ſind wenigſtens 32 Schwingungen in einer Secunde erfoderlich, um eine hörbare Wirkung hervorzubringen), ſo wird eine andre Saite, welche jener an Länge, Dicke und Spannung gleich iſt, in derſelben Zeit dieſelbe Anzahl von Schwingungen machen, und folglich denſelben Ton c geben. Dieſe beiden Töne c : c verhalten ſich demnach wie zwei gleiche Zahlen, weshalb man alſo ſagt: der Einklang verhalte ſich wie 1 : 1. Z. B. 1 : 1 = c : c, 2 : 2 = $\bar{c}$: $\bar{c}$, u. ſ. f. Da nun dieſes gleiche Verhältniß (ratio aequalitatis) das faßlichſte und folglich das beruhigendſte iſt, ſo iſt auch natürlich der Ein-

klang die erſte und vollkommenſte Conſonanz. Die ältern Thonlehrer unterſchieden den Unisonum desolatum und den Unisonum auctum. Unter erſterem verſtanden ſie einen Einklang im ſtrengſten Sinn, d. h. einen einzelnen Ton, ohne Vergleichung mit einem andern; unter dem letztern aber das, was man gegenwärtig ausſchließlich einen Einklang (nach obiger Definition) nennt, und dieſem nach wäre wohl die ſchon von Walther in ſeinem Lexicon vorgeſchlagne Benennung: Gleichklang (aequisonus) die richtigſte. Man hat viel darüber geſtritten, ob der Einklang unter die Intervalle zu rechnen ſey oder nicht. Die Entſcheidung dieſes Streites hängt indeß wohl vorzüglich von der Beſtimmung des Begriffs eines Intervalls (ſ. d. Art.) ab. Die älteren, ſo wie ſelbſt mehrere neuere Tonlehrer ſagen: „Ein Intervall ſey die Entfernung oder der Raum von einer Note zur andern.“ Nach dieſer Definition wäre denn allerdings der Einklang kein Intervall, da zwiſchen zwei Tönen, die im Einklange ſtehen, keine Entfernung Statt findet. Allein dem zu Folge wäre auch die übermäßige Prime (die doch jeder Syſtematiker unbedingt unter die Intervalle rechnet) ebenfalls kein Intervall, da beide Töne, welche dieſelbe bilden, blos durch ihre innere Größe verſchieden ſind, und folglich, da ſie ebenfalls auf einer und derſelben Stufe ſtehen, auch zwiſchen ihnen keine Entfernung (die doch nach jener Definition das Merkmal eines Intervalls wäre) Statt findet. Nehmen wir hingegen an: „Ein Intervall ſey das Verhältniß zweier Töne gegen einander in Hinſicht ihrer Höhe oder Tiefe, ſo iſt nicht allein wirklich die übermäßige Prime, ſondern auch der Einklang unter die Intervalle zu zählen, da auch der Einklang ein ſolches Verhältniß begründet, nämlich das Verhältniß gleicher Höhe oder Tiefe, ſo wie die übermäßige Prime, z. B. c: cis, ein Verhältniß ungleicher Höhe oder Tiefe hat. Auch iſt es durchaus falſch, wenn ſowohl ältere als neuere Tonlehrer den Einklang und die Prime als gleichbedeutend nehmen. Denn daß der Einklang oft auf der erſten Stufe Statt findet, und dann zugleich Prime iſt, begründet keine Identität, da man ſonſt eben ſo gut auch den Einklang mit der Octave als gleichbedeutend nehmen müßte, weil er oft die Stelle derſelben vertritt. Der Unterſchied zwiſchen dem Einklange und der Prime iſt kurz folgender: 1. Die Prime iſt entweder rein oder übermäßig. Die reine Prime iſt der jedesmalige erſte (tiefſte) Ton einer Tonleiter, und gar kein Intervall, ſondern eigentlich der oben bemerkte Unisonus desolatus. Nur durch ihre Verdoppelung auf derſelben Stufe kann die Prime zugleich zum Einklange werden, kann aber (wie ſchon die Benennung zeigt) nie auf einer andern als der erſten Stufe einer Tonleiter Statt finden; da hingegen der Einklang ſehr wohl auf jeder Stufe einer Tonleiter ſich zeigen kann, indem wohl in einem mehrſtimmigen Satz zwei und mehrere Stimmen auf der Secunde, Terz, Quart u. ſ. w. in den Einklang treten können. 2. Kann der erſte Ton einer Tonleiter, alſo die Prime, um einen kleinen halben Ton erhöht werden, ohne ihre Natur als Prime zu verlieren, da ſie dabei ihre Stufe behauptet, woraus das Intervall der übermäßigen Prime entſteht. Allein der Einklang iſt keiner Erhöhung oder Erniedrigung fähig, ohne ſeine Eigenſchaft als ſolcher zu verlieren; denn ſobald einer von den beiden im Einklange ſtehenden Tönen erhöht oder erniedrigt wird, hört er auf, Einklang zu ſeyn, und tritt

aus dem Verhältniſſe der Gleichheit. Ein übermäßiger Einklang iſt ein offenbarer Widerſpruch. Übrigens vertritt häufig der Einklang die Stelle der Octave, und iſt dann in der Anwendung denſelben Regeln wie jene unterworfen. F. U.

Unitarier heißen die Glieder einer chriſtlichen Secte, welche im alleinigen Beſitze des Glaubens an die Einheit (Unitas) Gottes zu ſeyn meint und die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit verwirft, daher ſie auch Antitrinitarier und neue Arianer genannt werden. Schon gegen die Mitte des 16ten Jahrh. hatten ſie Gemeinden in Polen und Siebenbürgen gegründet, unter denen erſtere ſich polniſche Brüder nannten, Lehrer von ausgezeichneter wiſſenſchaftlicher Bildung und in Rakau auch eine gelehrte Schule nebſt einer Buchdruckerei beſaßen. Innere Lehrſtreitigkeiten ſtörten den Frieden dieſer polniſchen Unitarier, deren freie Religionsübung hauptſächlich durch den Schutz angeſehener adelicher Familien, die ihnen angehörten, bis in die Mitte des 17ten Jahrh. geſichert ward. Ein Exceß ihrer Studirenden zu Rakau zog in Folge des Reichstags im Jahre 1638 die Aufhebung ihrer dortigen Schule und Kirche und harte Verfolgungen von Seiten der Catholiſchen nach ſich, die ſie wegen ihres Zuſammenhaltens mit den Schweden in den damaligen Kriegen treffen mußten. Endlich wurde 1658 durch ein königliches Edict ihre Religionsübung in Polen gänzlich unterdrückt, und jedem dieſer neuen Arianer oder Socinianer, wie man ſie nannte, geboten, entweder catholiſch zu werden oder binnen drei Jahren das Land zu räumen. Manche wählten das erſte, doch die Meiſten flüchteten ſich mit den Reſten ihres Vermögens in weſtliche proteſtantiſche Länder. In Preußen gründeten ſie zwei Colonien, wovon die eine zu Andreaswalde im Amte Johannisburg noch mit einer eigenen Kirche und freier Religionsübung beſteht; in Deutſchland verſtattete man ihnen nur einen vorübergehenden Aufenthalt; in Holland verloren ſich mehrere unter den ähnlich geſinnten Remonſtranten und Taufgeſinnten. Nur die nach Siebenbürgen geflüchteten fanden brüderliche Aufnahme; denn dieſes Großfürſtenthum iſt das einzige Land in Europa, wo die Unitarier eine durch Geſetze geſicherte freie Religionsübung bis jetzt genießen, unter die vom Staat recipirten Confeſſionen gehören, an allen bürgerlichen Rechten und öffentlichen Ämtern Theil nehmen und ihre eigenen Deputirten zu den Landtagen ſchicken. Ihre Anzahl beläuft ſich jetzt auf 32,000 Seelen, faſt durchaus Ungarn und Szekler, die 164 Kirchen unter einem Superintendenten und zwei Conſiſtorien, auch zu Clauſenburg, ihrem Hauptſitze und zu Thoarda gelehrte Schulen haben. In Cultus und Kirchenverfaſſung ſtimmen ſie meiſtentheils mit den Proteſtanten überein. Ob ſie gleich gemeiniglich Socinianer genannt werden, weicht doch ihr Lehrbegriff merklich vom ſociniſchen ab und verdient nicht alle die Vorwürfe, die theils die Uneinigkeit der polniſchen unitariſchen Schriftſteller, theils der Sectenhaß der occidentaliſchen Chriſten veranlaßt und bis auf die neueſten Zeiten zu ihrem Nachtheile in Umlauf erhalten hat. Dieſer zu wenig bekannte Lehrbegriff der ſiebenbürgiſchen Unitarier kann am beſten nach dem 1787 unter dem Titel: Summa Theologiae secundum Unitarios zu Clauſenburg erſchienenen dogmatiſchen Werke ihres Profeſſors Markos beurtheilt werden. Daraus erhellt, daß ſie die Bibel als die einzige Quelle ihrer Religionserkenntniß achten, aber an manchen Stellen willkührlich auslegen, Jeſum als den Sohn Gottes ehren, aber ihn auch nach ſeiner Gottheit dem Vater ſubordini-

ren und ſein Erlöſungswerk durch ſchriftwidriges Allegoriſiren in ein dem evangeliſchen Lehrbegriffe mehrfältig widerſprechendes Licht ſtellen und die Sacramente keineswegs als Gnadenmittel, ſondern nur als heilige Gebräuche begehen. Ihre Moral kann dagegen nicht ſchriftwidrig genannt werden. Der Geiſt ihrer Glaubenslehre, die noch viel Unbegreifliches im hiſtoriſchen Chriſtenthume ſtehen läßt, wird am richtigſten als ein auf halbem Wege gebliebener und daher inconſequenter Rationalismus charakteriſirt, den die theologiſchen Schulen der neuen Proteſtanten immer noch ſehr altgläubig finden werden. In ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung ſtehen ſie weit hinter den Proteſtanten zurück. Vergl. d. Art. Socinianer und Socinianismus. E.

Unität der evangeliſchen Brüder, ſ. Brüdergemeinde.

Univerſitäten (Geſammtſchulen) ſind hohe Schulen, auf welchen alle Haupt- und wichtigen Hülfswiſſenſchaften gelehrt werden, und die zugleich das Recht haben, in allen Hauptwiſſenſchaften die höchſten Würden zu ertheilen. Sie unterſcheiden ſich dadurch von den eigentlichen Akademien (ſ. d. Art.), die eine Vereinigung von Gelehrten zu einem gemeinſchaftlichen wiſſenſchaftlichen Zweck ſind, bei welchen aber keine Verbindung zwiſchen Lehrenden und Lernenden, keine Ertheilung von Graden oder Würden Statt findet, ob man gleich in Deutſchland ſeit dem 16ten Jahrhunderte die Benennungen Akademie und Univerſität als gleichbedeutend braucht. Die Univerſitäten unterſcheiden ſich ferner von den Lyceen, Gymnaſien und Specialſchulen, wo nur eine oder einige der Hauptwiſſenſchaften gelehrt, und keine Grade ertheilt werden. Der lateiniſche Name Universitas (das Ganze, die Geſammtheit) kam im Anfange des 13ten Jahrhunderts auf, und man bezeichnete damit zuerſt die Geſammtzahl der Studirenden oder Schüler, in der Folge die an einem Orte vereinigte Geſammtheit der Lehrenden und Lernenden (universitas magiſtrorum et ſcholarium); ſpäter brauchte man den Ausdruck universitas literarum, um anzuzeigen, daß auf einer Univerſität alle Haupt- und Hülfswiſſenſchaften gelehrt würden. Bei den Alten hießen die Lehrinſtitute scholae oder studia; dieſe letztre Benennung blieb in Italien am längſten gewöhnlich, und man findet noch in ältern Schriftſtellern die Ausdrücke Studium Patavinum, Bononiense (Univerſität zu Padua, Bologna). — Die eigentliche Zeit des Urſprungs der erſten Univerſitäten in Europa läßt ſich nicht mit völliger Gewißheit angeben. Bis zu den Zeiten Carls des Großen war Europa durch die Völkerwanderungen und unaufhörliche verwüſtende Kriege in die größte Barbarei verſunken. Carln gebührt das Lob, daß er in den ſeinem Scepter unterworfnen weitläuftigen Ländern, nach dem Rath und durch die thätige Mitwirkung des Engländers Alcuin (ſ. d. Art.), wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu verbreiten ſuchte. Auf ſeinen Befehl wurden bei jedem Kloſter und bei jeder Stiftskirche Schulen errichtet, die zwar hauptſächlich der Bildung künftiger Geiſtlichen gewidmet waren, wo aber auch Jünglinge aus vornehmen Familien, die nicht für den geiſtlichen Stand beſtimmt wurden, Unterricht erhielten. Es wurde in dieſen Kloſter- und Dom-Schulen zwar nicht in allen Wiſſenſchaften Unterricht ertheilt, aber ihre ganze Einrichtung war geeignet, die geiſtigen Talente zu entwickeln. Aus ihnen gingen die bekannten und für ihre Zeit ſehr gebildeten Schriftſteller Adam von Bremen, Lambert von Aſchaffenburg und Andere, hervor. Dieſe Schulen waren mehrere Jahrhunderte hindurch

die einzigen Anſtalten, wo Wiſſenſchaften gelehrt wurden. Nach und nach traten an einigen Orten Lehrer auf, welche in Wiſſenſchaften, die man bis dahin noch nicht gelehrt hatte, Unterricht ertheilten. Der Reiz der Neuheit oder das Eigenthümliche des Vortrags dieſer Lehrer ſammelte bald eine Menge wißbegieriger Schüler um ſie her. So entſtanden einzelne, von den Dom- und Kloſterſchulen ganz verſchiedene Schulen; der Lehrer, welcher eine ſolche Schule um ſich ſammelte, hieß der Rector (Vorſteher, Regierer) ſeiner Schule. In Paris ſtanden im Anfange des 12ten Jahrhunderts mehrere ſolcher Lehrer auf, die vorzüglich Philoſophie, Rhetorik und Theologie lehrten; ſie waren nicht alle aus dem geiſtlichen Stande, ſelbſt der berühmte Abelard (ſ. d. Art.), der zu dieſen Lehrern gehörte, war, als er ſeine Schule öffnete, noch nicht Geiſtlicher. Der große Ruf, den ſich dieſe Lehrer erwarben, und die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Stadt Paris zogen auch aus fremden Ländern eine Menge junger Leute herbei, die ſich unterrichten wollten, und ſo entſtand noch und nach die erſte Univerſität in Europa. Sie war von keinem Regenten gegründet oder mit Privilegien verſehen worden; Lehrer und Schüler waren ganz unabhängig und konnten den Ort ihres Aufenthalts nach Belieben ändern; ſie ſelbſt gaben ſich eine Verfaſſung, die von der Regierung ſtillſchweigend genehmigt worden zu ſeyn ſcheint. Gegen Ende des 12ten Jahrhunderts ertheilte ihnen König Philipp Auguſt die Befreiung von allen königlichen Gerichten. Lehrer und Schüler conſtituirten ſich ſelbſt zu Corporationen, und anſtatt daß vorhin jede Schule ihren beſondern Vorſteher gehabt hatte, wählten ſie (1206) durch Übereinkunft einen gemeinſchaftlichen Rector. Dadurch wurden ſie eine Commun, ein Körper, den man universitas nannte. Die immer ſtärker anwachſende Menge der Lehrer und Schüler machte jedoch verſchiedne Verfügungen von Seiten der Obrigkeit zu Erhaltung der guten Ordnung nothwendig. Eine öffentliche Beleidigung, die (1229) den Studirenden zu Paris zugefügt worden war, und für welche ſie die verlangte Genugthuung von Seiten des Hofes nicht erlangen konnten, erbitterte ſie ſo, daß ſie ſich mit ihren Lehrern größtentheils von Paris wegbegaben. Dieſer Verluſt ſchien zu empfindlich zu ſeyn; der Hof ſuchte den begangenen Fehler wieder gut zu machen; durch Vermittlung des Papſtes Gregor IX. wurde eine Ausſöhnung bewirkt, und die Rechte der Univerſität, die ſie ſich ſelbſt zugeeignet, und die man bisher ſtillſchweigend zugeſtanden hatte, wurden erweitert und beſtätigt. Von dieſer Zeit an wurde die Pariſer Univerſität berühmter, als ſie vorher geweſen war. Ungefähr zu gleicher Zeit als in Paris, vielleicht ſelbſt noch früher, waren zu Salerno im Königreich Neapel und zu Montpellier die erſten Lehrer der Arzneikunde aufgetreten; die erſte dieſer beiden hohen Schulen (schola salernitana) erlangte nachher auch im Auslande, durch die unter ihrem Namen bekannt gewordnen diätetiſchen Regeln, einen ausgebreiteten Ruf. Zu Bologna wurde der erſte Unterricht im römiſchen Recht gegeben; Irnerius (Werner), ein Deutſcher, lehrte es hier zuerſt im Anfange des 12ten Jahrhunderts, und mit dem größten Beifall. An allen dieſen Orten fand ſich eine große Anzahl junger Leute ein, die in dieſen Wiſſenſchaften Unterricht zu erhalten wünſchten; die Verhältniſſe zwiſchen Lehrern und Schülern, ſo wie beider gegen die Regierungen, waren denen in Paris ähnlich; die Einrichtungen, die ſie ſich ſelbſt gegeben hatten, wurden ſpäter, aber noch im 12ten Jahrhunderte, von den Regierungen beſtätigt

und durch Privilegien befeſtigt. Zu eben der Zeit, als Lehrer und Lernende ſich zu Einem Körper conſtituirten, entſtand auch die Eintheilung der Mitglieder dieſer hohen Schulen in Nationen oder einzelne Corporationen, ſolcher, die aus gewiſſen Ländern gebürtig waren, ihre eigenthümlichen Vorſteher (procuratores), Caſſen und andere Einrichtungen hatten, kurz gelehrte Zünfte. Dieſe Eintheilung in Nationen macht einen weſentlichen Theil in der urſprünglichen Verfaſſung der älteſten Univerſitäten aus. Die Zeit ihrer Entſtehung läßt ſich nirgends genau beſtimmen, gewiß iſt es aber, daß Paris die erſte hohe Schule iſt, deren Eintheilung in Nationen am früheſten in den Urkunden und Geſchichtſchreibern erwähnt wird. Im J. 1206 war die Eintheilung derſelben in vier Nationen bereits vollendet; dieſe waren: die franzöſiſche (zu welcher auch Italien und Spanien gerechnet wurden), die picardiſche, die normänniſche und die engliſche; zu dieſer letztern wurden die Deutſchen und überhaupt alle Nordländer gerechnet, in der Folge wurde ſie die deutſche genannt. Dieſe, wahrſcheinlich blos zufällige, Zahl der Nationen wurde nachher auch auf den deutſchen Univerſitäten angenommen. Auf den italieniſchen Univerſitäten fand eine ähnliche Eintheilung in Nationen Statt. Eben ſo dunkel als der Urſprung jener Einrichtung iſt auch der Anfang von der Ertheilung der akademiſchen Würden und von der Errichtung der Facultäten. Wahrſcheinlich entſtanden ſie ebenfalls zuerſt in Paris in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. Die erſten öffentlichen Lehrer (Abelard zu Paris, Irnerius zu Bologna, u. A.) hatten von niemanden einen Ruf oder einen Auftrag zu lehren erhalten. In der Folge mußte es jedoch dem Staate und den Mitgliedern der Univerſität ſelbſt daran liegen, daß nur geſchickte Lehrer aufträten. In dieſer Rückſicht wurden Prüfungen angeſtellt. Dem, der bei einer ſolchen Prüfung gut beſtand, und für würdig und geſchickt erkannt wurde, auch Andre zu lehren, wurde, dem Geiſte des Zeitalters gemäß, unter gewiſſen ſymboliſchen, die verſchiednen Grade der Würde bezeichnenden Feierlichkeiten die Erlaubniß zu lehren und die Würde eines öffentlichen Lehrers ertheilt. Der erſte akademiſche Grad war der eines Baccalaurei, — wahrſcheinlich von dem franzöſiſchen Worte bachelier, womit man ſonſt einen jungen Menſchen, der in ſeinem Fache als Krieger, Künſtler, Handwerker ſchon eine gewiſſe Fertigkeit erlangt hatte, bezeichnete. Der zweite Grad war der eines Licentiati. Wenn der Baccalaureus ſich hinlänglich ausgebildet hatte und bei wiederholter Prüfung gut beſtanden war, ſo erhielt er die Licenz, d. h. er wurde von aller fernern Aufſicht und allen Pflichten, die er bisher als Lernender zu erfüllen gehabt hatte, entbunden und erhielt die Freiheit, als vollendeter Mann ſelbſt zu lehren. Wenn er dann nach Erlegung einer gewiſſen Summe Geld die Inſignien der Magiſter-Würde, das Baret, erhalten hatte, ſo wurde er ein College ſeiner bisherigen Lehrer und aller ihrer Vorrechte theilhaftig. Solche Prüfungen und feierliche Promotionen waren, wie aus Urkunden erhellet, zu Paris im Anfange des 13ten Jahrhunderts ſchon gewöhnlich. Was man in Paris Magiſter nannte, wurde in Bologna Doctor genannt. Dieſe Einrichtung der Prüfungen und Promotionen veranlaßte in der Folge die Entſtehung der Facultäten. Schon lange vorher exiſtirte die facultas artium, die Facultät der ſieben freien Künſte, nämlich: der Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Muſik, Arithmetik, Geometrie

und Aſtronomie, oder die jetzige philoſophiſche Facultät. Da dieſe Wiſſenſchaften von den älteſten Zeiten her in Paris waren gelehrt worden, ſo behauptete auch die Facultät der Künſte den Vorrang, der ihr jedoch in der Folge nicht mehr zugeſtanden worden iſt. Die übrigen Facultäten waren, wie ſie es noch jetzt ſind, in der Theologie, der Rechte und der Arzneiwiſſenſchaft. Man nimmt das Jahr 1259 als den eigentlichen Zeitpunkt der Einrichtung der Facultäten an. In dieſem Jahre vereinigten ſich die Bettelmönche und Weltgeiſtlichen zunftmäßig als Lehrer der Theologie, ſchloſſen ſich an die Nationen an und verdrängten dadurch die Ordensgeiſtlichen. Im J. 1260 ahmten dieſes die Lehrer der Medicin und des canoniſchen Rechts nach, und die vier Nationen, welche im Beſitz aller Gerechtſame blieben, bildeten die Facultät der Künſte. Die Facultäten wählten aus ihrer Mitte Decane, welche mit den Procuratoren der Nationen die Univerſität repräſentirten. Zu den öffentlichen Anſtalten, welche im 13ten und in den folgenden Jahrhunderten auf den Univerſitäten errichtet wurden, gehörten die Collegia, oder ſolche Gebäude, die auf ewige Zeiten blos in der Abſicht geſtiftet wurden, damit Studirende, beſonders unvermögende, in denſelben unter Aufſicht beiſammen wohnen, und entweder freie Wohnung allein, oder auch freien Unterhalt, wohl auch noch andre Unterſtützung finden möchten. Die erſten und vorzüglichſten dieſer Anſtalten waren in Paris, aber hier, ſo wie auf andern Univerſitäten, arteten ſie in der Folge aus, und blieben nicht mehr die Zufluchtsörter armer Studirender. Auf den deutſchen Univerſitäten wurde eine ähnliche Anſtalt — die Burſen — eingeführt. Milde Geber errichteten Burſen, wo Studirende für eine geringe Miethe Wohnung erhielten. Man nannte aber auch Burſen gewiſſe von den Lehrern der Univerſität errichtete Penſionsanſtalten, wo die Studirenden für einen beſtimmten Preis Wohnung, Koſt und andere Bequemlichkeiten erhielten, ſich aber auch gewiſſen Geſetzen unterwerfen mußten. Die, welche in ſolchen Burſen wohnten, nannte man Burſarien, woraus in ſpätern Zeiten die Benennung Burſchen entſtanden. Die erſten Lehrer auf den älteſten Univerſitäten wurden nicht vom Staate beſoldet, ſie lebten von den Honorarien, die ihnen ihre Schüler bezahlten. Ein Lehrer, der Ruhm und zahlreiche Schüler hatte, konnte damals leicht Reichthümer erwerben. In der Folge erhielten die Lehrer bisweilen Geſchenke von den Obrigkeiten, um ſie dadurch mehr an den Ort ihres Aufenthalts zu binden; ſpäter wurden ihnen fixe Beſoldungen angewieſen. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurden auf den meiſten Univerſitäten die Beſoldungen der Lehrer, und die Zahl der beſoldeten Lehrer ſelbſt vermehrt, ihnen aber auch zur Pflicht gemacht, dafür öffentliche und unentgeldliche Vorleſungen zu halten. Auf den proteſtantiſchen Univerſitäten fand man in der Folge dieſe öffentlichen Vorleſungen nicht hinreichend, und traf die Einrichtung, daß mehr Privat-Collegia, welche die Studirenden beſonders bezahlen, gehalten wurden, und daß eine größere Concurrenz der akademiſchen Lehrer in Rückſicht der vorzutragenden Wiſſenſchaften entſtand. Eine wichtige Veränderung in der Verfaſſung der Univerſitäten brachte im 15ten Jahrhunderte die Erfindung der Buchdruckerkunſt hervor. Alle die Hülfsmittel, die jetzt das Studiren erleichtern, waren damals noch nicht vorhanden; der Vortrag der Lehrer wurde dictirt, die Zuhörer ſchrieben ihn nach. Dabei mußte natürlich viel Zeit verloren gehen, und der Curſus, d. h. die Zeit, die auf das Lehren und Ler-

nen einer Hauptwiſſenſchaft oder eines Theils derſelben verwendet wurde, mußte länger dauern. Durch die vermittelſt der Buchdruckerkunſt vervielfältigten Lehrbücher wurde das Dictiren und Nachſchreiben entbehrlich, der Curſus einer Wiſſenſchaft konnte abgekürzt, und die Zeit auf Erlernung andrer Wiſſenſchaften verwendet werden. — Was von der Entſtehung der älteſten Univerſitäten in Frankreich und Italien oben geſagt worden, gilt auch von den hohen Schulen Englands, Oxford und Cambridge. Die eigentliche Zeit ihrer Entſtehung iſt unbekannt, aber gewiß iſt es, daß ſie mit zu den älteſten gehören, und ſchon im 12ten Jahrhunderte ihre Einrichtung, faſt ganz nach der Pariſer Univerſität, erhielten. Die vorhin erwähnte Zerrüttung der letztern (1229) war für die engliſchen Univerſitäten vortheilhaft; mehrere berühmte Lehrer in Paris nahmen die Einladung Heinrichs III. von England an, und gingen nach Oxford. — Die erſten Univerſitäten, die in Deutſchland geſtiftet wurden, waren die zu Prag (1348) und zu Wien (1356); beide wurden nach dem Muſter der Pariſer hohen Schule eingerichtet, auf beiden wurde die Eintheilung in vier Nationen angenommen. Dieſer Umſtand gab zum Verfall der erſtern, und zur Gründung einer neuen Univerſität Anlaß. Kaiſer Carl IV. hatte bei der Stiftung der Prager Univerſität die Lehrer und Studirenden in die böhmiſche, polniſche (zu welcher hauptſächlich die deutſchen Schleſier gehörten), bayerſche und ſächſiſche Nation abgetheilt; die Deutſchen hatten daher durch ihre Mehrzahl das Übergewicht über die Böhmen. Die letztern wollten den Übermuth der erſtern nicht mehr dulden, und Kaiſer Wenzel ließ ſich durch das Anſehen der beiden berühmten Lehrer, Johann Huß und Hieronymus von Prag, bewegen, ihrem Antrage, aus der böhmiſchen Nation drei zu machen, und alle deutſche in eine zu vereinigen, geſetzliche Kraft zu geben (1409). Mehrere Tauſende von deutſchen Lehrern und Studirenden zogen hierauf von Prag weg, und gaben zur Stiftung der Univerſität Leipzig Anlaß, wo ſie ſich auch in vier Nationen, die meißniſche, ſächſiſche, bayerſche und polniſche bildeten, welche noch jetzt (1819) beſtehen. Mit Recht hat keine der übrigen im 15ten Jahrhunderte in Deutſchland geſtifteten Univerſitäten die Eintheilung in Nationen, wahrſcheinlich durch das Beiſpiel von Prag gewarnt, angenommen. — Die älteſten Univerſitäten entſtanden, wie oben gezeigt worden, gleichſam von ſich ſelbſt, ſie erwarben ſich ihre erſten Vorrechte, eigne Jurisdiction und Geſetze, ohne daß eine höhere Macht ihnen ſolche geſchenkt hätte. In der Folge wurden die Univerſitäten feierlich geſtiftet und ihre Vorrechte beſtätigt. Das letztre geſchah faſt drei Jahrhunderte hindurch von den Päpſten, die zugleich das Recht ausübten, die von ihnen beſtätigten hohen Schulen zu beſchützen, aber auch viſitiren und reformiren zu laſſen. Die Regenten, welche hohe Schulen in ihren Ländern errichten wollten, verlangten von den Päpſten die Beſtätigung derſelben, die ihnen auch nie verweigert wurde, und ließen ſich die angemaßte Herrſchaft, welche jene über ihre Landes-Univerſitäten ausübten, gefallen. Wittenberg war die erſte deutſche Univerſität, die nicht vom Papſte, ſondern vom Kaiſer Maximilian I. (1502) das Beſtätigungsdiplom erhielt; doch wurde ſpäterhin auch für ſie um die päpſtliche Beſtätigung nachgeſucht. Marburg wurde 1525 ohne päpſtliche oder kaiſerliche Privilegien und Beſtätigungsbriefe errichtet, erhielt aber in der Folge noch die Beſtätigung des Kaiſers. Seit der Reformation iſt keine proteſtantiſche Univerſität mehr von

den Päpſten, ſondern blos von den Kaiſern beſtätigt worden. Auch **Göttingen** erhielt (1734) kaiſerliche Privilegien, und zwar nach dem Muſter der Privilegien von Halle. Die ſeit einigen Jahren ganz veränderte deutſche Staatsverfaſſung hat auch in dieſer Rückſicht eine Veränderung hervorgebracht, und die Regenten ſuchen nicht mehr Beſtätigungen für Univerſitäten, die ſie errichten. — Die traurige Periode des dreißigjährigen Krieges hatte auch auf die deutſchen Univerſitäten den nachtheiligſten Einfluß. Fleiß und gute Sitten ſchienen von denſelben ganz verſchwunden zu ſeyn. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts hoben ſich die deutſchen Univerſitäten wieder, vorzüglich die proteſtantiſchen, denen die catholiſchen bis in die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts weit nachſtanden. — Deutſchland, das uns in dieſer Rückſicht am meiſten intereſſiren muß, giebt auch dadurch einen Beweis von ſeiner höhern Cultur, daß, obgleich ſeine hohen Schulen ſpäter als in andern Ländern entſtanden oder ausgebildet wurden, es doch eine weit größere Anzahl von Univerſitäten aufzuweiſen hat, als irgend eins der andern wegen ihrer geiſtigen Cultur berühmten Länder. Noch vor 25 Jahren zählte man mehr als 40 hohe Schulen in Deutſchland. Das nachfolgende chronologiſche Verzeichniß der vorzüglichſten derſelben nach den Jahren ihrer Stiftung, mit Inbegriff der ſeit einigen Jahren aufgehobnen, dürfte nicht ohne Intereſſe ſeyn. Prag (1348), Wien (1356), Heidelberg (1387), Cöln (1388), Erfurt (1392, aufgehoben 1816), Leipzig (1409), Roſtock (1419), Greifswalde (1456), Freiburg (1457), Trier (1472), Ingolſtadt (1472, ſeit 1802 in Landshut), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502, aufgehoben und mit Halle vereinigt 1815), Frankfurt an der Oder (1506, aufgehoben und mit Breslau vereinigt 1810), Marburg (1527), Dillingen (1549), Jena (1558), Helmſtädt (1576, aufgehoben 1808), Altdorf (1578, aufgehoben 1807), Würzburg (1582), Gießen (1607), Rinteln (1621), Straßburg (1621), Salzburg (1623, aufgehoben 1810), Bamberg (1648, aufgehoben 1804), Kiel (1665), Insbruck (1672, aufgehoben 1810 und reſt. 1814), Halle (1694), Breslau (1702), Göttingen (1734), Erlangen (1743), Berlin (den 15ten October 1810), Bonn (1818). Übrigens vergl. Ch. **Meiners** Geſch. der Entſtehung und Entwickelung der hohen Schulen unſeres Erdtheils, Göttingen 1802—3. 2 Bände, 8.

Univerſum, ſ. **Weltgebäude**.

Unmittelbarkeit, Reichsunmittelbarkeit, nach dem deutſchen Staatsrechte der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung die unmittelbare Unterordnung der Stände unter Kaiſer und Reich. S. d. Art. **Landeshoheit**, **Mediatiſirte Fürſten** und **Reich** (deutſches).

Unmündigkeit, ſ. **Minorennität** und **Vormundſchaft**.

Unſchattige heißen die Bewohner der heißen Zone, weil ihnen die Sonne in den Scheitelpunkt tritt, wonächſt, bei verticaler Stellung, der Schatten vom Körper ſelbſt verdeckt, und letzterer alſo, in ſo fern, unſchattig wird.

Unſchuld (Stand der), wird in der chriſtlichen Dogmatik der Zuſtand genannt, in dem ſich die erſten Menſchen vor dem Sündenfalle befanden. Unſchuld iſt in dieſem Sinne die urſprüngliche Unverdorbenheit und Reinheit der menſchlichen Natur, in der ſie das Bild Gottes noch unentſtellt an ſich trug und vollkommen war, was

ſie nach Gottes Abſicht ſeyn. Die Meinung einiger Theologen ſchreibt den erſten Menſchen in dieſem Zuſtande große Kenntniſſe, Einſichten und Tugenden zu; nach der bibliſchen Erzählung läßt ſich aber nur annehmen, was auch die Natur der Sache lehrt, daß die Freiheit ihres Verſtandes von Irrthümern und ihres Herzens von ſündlichen Neigungen ſie eben ſo tüchtig zur richtigen Erkenntniß des Wahren, als zur freudigen Ausübung des Guten machte. Nothwendig genoſſen ſie dabei einer völligen Freiheit von allen Übeln des Leibes und der Seele und einer Glückſeligkeit, von der die Menſchheit im Stande der Sünde keine beſtimmte Vorſtellung haben kann, weil die reinen Freuden der Unſchuld auch eine völlig unverdorbene Beſchaffenheit des Gemüths vorausſetzen. Was endlich die ihnen ebenfalls beigelegte Unſterblichkeit des Körpers betrifft, ſo iſt wenigſtens ſo viel gewiß, daß ſie den Tod nicht kannten und alſo auch nicht zu fürchten hatten. Vergl. d. Art. Paradies. E.

Unſchuldsproben, ſ. Ordalien.

Unſterblichkeit. Der Menſch hat nach dem Ausſpruche der Theologie und Naturbetrachtung gleichſam eine doppelte Art von Unſterblichkeit: nämlich erſtens die mit allen Körpern gemeinſame des Körpers, welche darin beſteht, daß die getrennten Stoffe eines Körpers unter andern Verhältniſſen in der Natur fortwirken, und in andere Körper übergehen (ſ. d. Art. Tod); dann aber die höhere, den Geiſtern eigenthümliche der Seele. Dieſe wird vorzugsweiſe Unſterblichkeit genannt und iſt die Fortdauer unſerer geiſtigen Perſönlichkeit mit Bewußtſeyn und Willen. Da ſchon unter dem Art. Fortdauer die Lehre ſelbſt berührt worden iſt, ſo wollen wir in dieſem Art. das Geſchichtliche derſelben entwickeln. Sie findet ſich in den Religionen der gebildetſten Völker aller Zeit, vornehmlich aber in dem Chriſtenthum. Die Idee der Fortdauer wird von den verſchiedenen Völkern mannichfaltig modificirt. Am meiſten aber iſt ſie abhängig von der Anſicht, welche man von der Seele und ihrem Verhältniſſe zum Körper hat. Nur der rohſte Materialismus iſt dieſer Vorſtellung unfähig. Sobald man aber anfängt, das eigenthümliche Wirken der Seele wahrzunehmen, und ſeinen Blick von dem ſinnlichen Augenblick abzuwenden, ſobald entſteht auch der Gedanke an die Fortdauer, und wird durch die Regungen der Hoffnung und Furcht, ſo wie durch mannichfaltige noch unerklärbare Erſcheinungen der Natur, ja ſelbſt durch Täuſchungen unterſtützt. Früher aber wird die Fortdauer als eine Fortdauer mit dem Körper, ohne Vorſtellung eines von dieſem Leben verſchiedenen Zuſtandes gedacht, — (vielleicht darum ſuchte man zuerſt die Körper der Todten unverweſ't zu erhalten,) — ſpäter mit einem andern neuverliehnen Körper. Oder die Seele wird wie ein feinerer Körper vorgeſtellt, beſonders als Luftweſen (daher die Benennungen des Geiſtes in den ältern Sprachen durch Hauch und Luft) oder als ein Schatten, der getrennt vom Körper nach dem Tode lebe. In dieſem Falle iſt auch das Leben nach dem Tode, wie nach der Mythologie der Griechen, nur ein Schatten von dem gegenwärtigen. Aber dieß iſt ſchon ſpätere Vorſtellung und ſetzt eine Herrſchaft der Sinnlichkeit voraus. Indem man aber das Leben der Seele verbunden mit dem vorigen oder einem neuen wenn auch ätheriſchen Körper dachte, war man genöthigt, daſſelbe in einen beſtimmten, von dieſem Leben geſchiedenen Raum zu verſetzen. Das Unſichtbare aber wird zunächſt als unterirdiſch vorgeſtellt. Daher der Glaube an eine Unterwelt (ſ. d.

Art.) oder Todtenreich mit dem Glauben an die Fortdauer in der engſten Verbindung ſteht. Indem die Phantaſie nun den Wechſel der Zuſtände auch auf ein anderes Leben überträgt, und ein ununterbrochenes Fortbilden der Natur in verſchiedenen Formen, was auch der Erhaltung des todten Körpers widerſtrebte, oder ein Fortſchreiten des Geiſtes auf verſchiedenen Stufen annimmt, entwickelt ſich die Lehre von einer Metenſomatoſe oder Metempſychoſe (ſ. d. Art. Seelenwanderung). Ferner hängt mit dem Glauben an eine Unterwelt wiederum der Glaube an Erſcheinungen (Geſpenſter), Todtenbeſchwörungen und Einwirkung der Verſtorbenen auf die Lebenden zuſammen, die ſich in ſpätern Zeiten bei den Völkern entwickeln. Nach den Bedürfniſſen und der Bildung geſtaltete man ſich den Zuſtand nach dem Tode, früher auf eine ſinnlichere Art und zwar ſo, daß das, was man hienieden für Vorzug und Verdienſt hielt, auch dort als ſolches ſich geltend machen ſollte, alles aber, was als Schwäche und Unvollkommenheit verachtet wurde, auch jenſeits einen unvollkommenen Zuſtand bewirkte. Natürlich war es, daß die Fortdauer nach dem Tode mit dem Leben auf dieſer Erde in Verbindung gebracht wurde, und ſo trat der Zuſtand nach dem Tode in Beziehung auf das, was man für Beſtimmung des Menſchen hielt, mit dem Begriffe der Vergeltung, welcher moraliſchen Urſprungs iſt, in Verbindung. Daraus entwickelten ſich die Vorſtellungen von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, und von beſondern Arten für dieſelben (Hölle und Himmel), welche die Phantaſie der Völker mannichfaltig ausſchmückte. Erſt unter Vorausſetzung der Vorſtellung von einem vergeltenden Zuſtande, ſcheint ſich die Lehre von einer Auferſtehung (oder Wiederbelebung der Grundſtoffe) des menſchlichen Körpers entwickelt zu haben. Mit ihr und mit der Seelenwanderung ſcheint die Lehre von einem dem Seelenſchlafe entgegengeſetzten Reinigungszuſtande (purgatorium) zuſammenzuhängen, ſo wie die Annahme eines Gerichts nach dem Tode in der Unterwelt, wie das des Oſiris, der drei Richter in der griechiſchen Mythologie, oder ein Gericht am Ende der Welt oder einer Wiederkehr in die Oberwelt. So war die Unſterblichkeitslehre theils beſchränkter und roher, theils umfaſſender und geiſtiger. Spuren von dem Glauben an die Fortdauer des Geiſtigen nach dem Tode liegen ſchon in der frühen religiöſen Verehrung verſtorbener Perſonen. Der reinere Glaube an die Unſterblichkeit iſt erſt durch die chriſtliche Religion herrſchend geworden. Dieſer chriſtliche Glaube an die Unſterblichkeit zeichnet ſich aus theils durch die Zuverſicht und Gewißheit, mit welcher er ſich ausſpricht, — er iſt geſtützt auf die Auferſtehung Jeſu, und durch ſie verbürgt, — theils durch die Beziehung auf das Religiöſe und Sittliche im Menſchen. Nur der edlere und weſentlichere Theil des Menſchen ſoll nach ihm leben. Wir wandern nach ihm aus dieſem Vorbereitungsleben in ein anderes, wir laſſen an der Schwelle deſſelben die Hülle, aber nehmen das tröſtende oder quälende Bewußtſeyn unſerer freien Handlungen mit hinüber zu Segen oder Strafe. T.

Untergang der Geſtirne, ſ. Aufgang und Aſtronomie.

Unterhaus, das Haus der Gemeinen (House of Commons), der zweite Haupttheil und der wichtigſte (in Hinſicht auf Volksrechte, öffentliche Meinung und Steuerbewilligung) des Parlaments der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland,

(vgl. wegen des Oberhauſes d. Art. Großbritannien), iſt nach und nach im 13ten Jahrhundert (1265 fgg.) entſtanden. Im J. 1297 erlangte es das Recht der Steuerbewilligung, oder der Subſidien. Es beſteht gegenwärtig aus den 658 Deputirten des Bürgerſtandes der vereinigten Königreiche; als: 80 Knights von 40 engl. Shires; 50 Citizens von 25 engl. Citys; 339 Burgeſſes von 172 engl. Boroughs; 4 Repräſentatives von den Univerſitäten Oxford und Cambridge; 16 Barons von den 8 Cinque Ports; 12 Knights von den 12 Shires in Wales; 12 Burgeſſes von den 12 Boroughs in Wales; 30 Knights von 30 ſchottiſchen Shires; 15 Burgeſſes von 65 ſchottiſchen Citys und Boroughs; und 100 Deputirte von Irland. Die Mitglieder des Unterhauſes werden theils von den Grundbeſitzern, zu welchem Ende das Reich in Shires oder Countys getheilt iſt, theils von gewiſſen Citys oder Boroughs, wovon aber manche kaum noch in wenig Häuſern beſtehn (dagegen Städte von 40—100.000 Menſchen keinen einzigen Repräſentanten haben), theils von den Cinque Ports, theils von den beiden Univerſitäten geſtellt. Über die Wähler (Freemen, Freeholder), und die wahlfähigen Candidaten, die 21 Jahr alt ſeyn müſſen, ſ. d. Art. Großbritannien; desgleichen über den Sprecher des Unterhauſes. Die Mitglieder des Unterhauſes erhalten, mit Ausnahme der Schotten und Iren, keinen Gehalt oder Diäten, genießen aber bedeutende Vorrechte. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Wahlen der Deputirten vorgenommen; doch können die Abgegangenen wieder gewählt werden. Die Deputirten ſind nicht an die Vorſchriften ihrer Wahlherren gebunden und erhalten daher oft keine. Das Unterhaus beſchäftigt ſich vorzüglich mit den Subſidien, dann mit der Unterſuchung ſtreitiger Wahlen, der Ausſtoßung ſeiner eigenen Mitglieder und dem Vortrage öffentlicher Beſchwerden über die Reichsverwaltung; es hat das Recht, öffentliche Verbrecher zur Beſtrafung anzuzeigen, und ſelbſt die Miniſter bei dem Oberhauſe anzuklagen. Ein ſolcher Anklageprozeß heißt Impeachment. Die Mitglieder ſtimmen mit Ja und Nein. Wenn der König im Hauſe der Lords, in Gegenwart einiger dazu berufenen Mitglieder des Unterhauſes, die dem Throne gegenüber am andern Ende des Saals, hinter Schranken ſtehn, das Parlament aufgehoben, aufgelöſ't, (dissolved) und der Lordkanzler den mit dem großen Siegel beſiegelten Befehl deshalb erlaſſen hat, ſo macht der High Sheriff (die höchſte bürgerliche Obrigkeit in jeder Grafſchaft) in der Grafſchaft und der Mayor (Bürgermeiſter) in den Cities und Boroughs den Tag der neuen Wahl bekannt. Die Candidaten müſſen ſich bei ihm legitimiren, und den Eid der Treue (the oat of allegiance) in Hinſicht der gegenwärtig regierenden Familie ſchwören. Die Candidaten ſuchen hierauf die Stimmen der Freeholders durch allerhand Mittel, Mahlzeiten, Dienſte, Stiftungen, Entſchädigung, Bewirthung und Reiſekoſten, wenn die Freeholders nach der Hauptſtadt reiſen müſſen, um zu ſtimmen (Geſchenke machen die Wahl ungültig) zu gewinnen. Oft koſtet einem ſeine Wahl an 20,000 Pf. Die Liſte, welche die Zahl der Stimmen enthält, die jeder Candidat an einem Tage erhalten hat, heißt Poll. Truppen müſſen, ſo lange die Wahl dauert, ſich auf drei Meilen davon entfernt halten. Da auf vielen verfallenen Flecken (rotten Boroughs) das Wahlrecht zum Parlamente noch haftet, ſo werden dieſe deshalb ſehr theuer erkauft. Mehr hierüber ſ. in Hüttner's Beiträge zur Kenntniß von England, II. St. 101 fgg. Über die Parteien im Unterhauſe ſ. d. Art.

Miniſterialpartei und Oppoſition. Eine Reform der Parlamentswahl, weshalb ſchon Pitt 1785 eine Bill ins Unterhaus brachte, iſt jetzt mehr als je Volkswunſch. Städte, wie Mancheſter und Birmingham, haben über 100,000 Einwohner und keinen Repräſentanten; eine Menge Boroughs hingegen, bei kaum 6 Wahlmännern, zwei Parlamentsglieder. Daher geſchah es im Julius 1819, daß das Volk in Birmingham ſich eigenmächtig einen Repräſentanten wählte. Weil das Parlament nur alle ſieben Jahre neu gewählt wird, ſo dringt das Volk jetzt eben ſo ungeſtüm auf jährliche Parlamentswahlen. Dieſem allen widerſetzt ſich aber der Ariſtokratismus des Reichthums und die nur zu gegründete Furcht vor einer durch den Haß der Armen gegen die Reichen, und der Diſſenters gegen die Episkopalen herbeigeführten Revolution. K.

Unterleib, der untere Theil des Rumpfes des menſchlichen Körpers, deſſen Anfang man von der Gegend der Herzgrube nach beiden Seiten auf den kurzen Rippen hin bis an das Rückgrath beſtimmt. Man unterſcheidet äußerlich beſonders folgende Gegenden an demſelben. Die Herzgrube, da, wo der Knochenanſatz des Bruſtbeins ſich endet; die Hypochondern, die auf beiden Seiten von den kurzen Rippen bedeckt ſind; die Nabelgegend, in der Mitte; die Lendengegenden, auf beiden Seiten unter den Hypochondern; die Hüftgegend, unter den vorigen, mit den Hüftknochen; die Weichengegend, in der Beugung, wo Schenkel und Unterleib zuſammenkommen. Die **Unterleibshöhle** iſt oben weit, unten enger. Sie wird gebildet oben von dem Zwerchfell, welches ſie von der Bruſthöhle abſcheidet, hinten von dem Rückgrath, zu beiden Seiten von den kurzen Rippen und zum Theil von den Bauchmuskeln, vorn durch die nämlichen, nach unten durch die Beckenknochen. Sie enthält die meiſten Eingeweide in ſich, die Verdauungsorgane, die Organe der Urinbereitung und Ausſonderung, und die innern Geſchlechtsorgane. In der Gegend der Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens mit dem größten Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Lappen der Leber, dem kleinen Netze, und einem Theil der Bauchſpeicheldrüſe (Pankreas). In dem rechten Hypochonder liegt der rechte Lappen der Leber, und der rechte Theil des Quergrimmdarms. In der Gegend des linken Hypochonders liegt der blinde Sack des Magens, die Milz, der ſchmälere Theil des Pankreas, der linke Theil des Quergrimmdarms, mit den daſelbſt befindlichen Netzen. In der Nabelgegend liegen, von dem großen Netze bedeckt, die Windungen des dünnen Darms. In der rechten Lendengegend liegen die rechte Niere und der aufſteigende Grimm= (Dick=) Darm; in der linken Lendengegend die linke Niere und der abſteigende Dickdarm. In der rechten Hüftgegend iſt der Blinddarm, in der linken der abſteigende Dickdarm und ein Theil der Sförmigen Krümmung deſſelben. In der Gegend der Weichen liegen die Weichendrüſen, tiefer unten im Becken liegt nach vorn die Harnblaſe, hinter dieſer der Maſtdarm, zwiſchen beiden bei dem weiblichen Geſchlecht der Fruchthälter. In dem Unterleib iſt der Hauptſitz des Erhaltungs= (Reproductions=) Syſtems des Körpers. Die Verdauungsorgane ſind es, die vorzüglich den Raum ausfüllen Der Unterleib ſteht daher im Gegenſatze mit dem Oberkörper, welcher die Bruſthöhle enthält. Wie dieſer der Aufnahme und dem Einfluß der Luftſtoffe, ſo iſt jener der Aufnahme und der Verarbeitung der irdiſchen, grober materiellen Stoffe gewidmet, und beide haben ihren Vereinigungspunkt

im Herzen. Dieſem gemäß gehen die Verrichtungen der Unterleibsorgane dahin, den irdiſchen Stoff von außen aufzunehmen und zu verarbeiten, die brauchbaren Theile zurückzubehalten und die unbrauchbaren fortzuſchaffen, aus dem Blute ſelbſt das Übermaaß gewiſſer materiellen Stoffe durch deren Ab- und Ausſonderung zu entfernen und der Erhaltung des Geſchlechts zu dienen. Der Antheil von der allgemeinen Blutmaſſe des Körpers wird den Organen des Unterleibes durch die große unmittelbar aus dem Herzen herabſteigende Schlagader (Aorta descendens) zugeführt. Das Blut im Unterleibe hat einen eigenthümlichen Umlauf, der von der Circulation in andern Theilen des Körpers abweicht. Alle die Aderzweige, welche das Blut von dem ganzen Darmcanal wieder aufnehmen und zurückführen, vereinigen ſich in Einen Stamm, Pfortader genannt. Das Nervenſyſtem des Unterleibes hat gleichfalls ſeinen eignen merkwürdigen Charakter (ſ. d. Art. Nerven). Dieſe Eigenthümlichkeit in dem Blutumlauf und dem Nervenſyſtem des Unterleibes giebt auch den Krankheiten deſſelben einen beſondern Charakter. Zu den Unterleibskrankheiten gehören zwar im Allgemeinen alle die Krankheiten, welche den Umfang des Unterleibs oder die in der Höhle deſſelben befindlichen Organe betreffen; allein gewöhnlich verſteht man darunter beſonders gewiſſe langwierige Kränklichkeiten, welche in der fehlerhaften Beſchaffenheit und Function eines der größern und wichtigern Organe des Unterleibes, oder in einer anhaltenden Unregelmäßigkeit des Blutumlaufs, oder in einer dauernden Verſtimmung des Nervenſyſtems des Unterleibes ihren Grund haben. Unter den Krankheiten der erſten Claſſe ſind die vorzüglichſten: die Verdauungsbeſchwerden (ſ. d. Art. Verdauung), welche theils in Mangel an Eßluſt oder ungewöhnlicher und krankhafter Eßluſt, fehlerhafter Abſonderung des Magenſaftes, Säure und Schärfe im Magen, desgleichen im übrigen Darmcanal, woher langwierige Durchfälle aller Art entſtehen, theils in Abnormität der Organe ſelbſt, Verhärtung des Magens, gewöhnlich am Magenmund oder am Ausgang deſſelben, Verengerung einer Partie der Gedärme, Geſchwüre in dem Umfang dieſer Theile, beſtehen. Auch die Krankheiten der die Verdauung unterſtützenden Organe, der Milz, des Pankreas und vorzüglich der Leber, gehören hierher (ſ. dieſe Art.). Die zweite Claſſe der Unterleibskrankheiten beruht auf einem Mißverhältniſſe der Thätigkeit des arteriellen und des venöſen Blutſyſtems im Unterleibe, indem der Rückfluß des Blutes nicht in dem Maaße geſchieht, als der Zufluß es nöthig machte. Indem nämlich der Zufluß des Blutes nach den Organen des Unterleibs durch die Arterien, namentlich durch die arteria coeliaca ungehindert und unaufhörlich, oft noch durch beſondere Reize vermehrt, Statt findet, zugleich aber der Rückfluß des Venenblutes aus dem ganzen Darmcanal, durch die Gekrösvenen, aus der Milz durch die Milzvene, von dem Magen und dem Zwölffingerdarm durch die Kranzvene (vena coronaria) des Magens und die vena duodenalis in die Pfortader langſamer vor ſich geht, muß nothwendig eine Anhäufung von Venenblut in den Blutgefäßen der benannten Theile, Druck der aufgetriebenen Adern, Stockung des Blutes in denſelben, und dadurch eine Reihe mancherlei krankhafter Zufälle entſtehen, von denen beſonders die Hämorrhoiden, Blutflüſſe aus dem Darmcanal, Blutbrechen, Magenkrämpfe, Milzkrankheiten und Hypochondrie öfters vorkommen. In Rückſicht der Urſache dieſer Krankheiten kommt die Leber in beſondere Betrachtung, von deren Thätig-

keit hauptſächlich der freie Rückfluß des Venenblutes aus dem Unterleibe abhängt. Denn je lebhafter die Leber ihre Function, die Bereitung der Galle aus dem Venenblute der Pfortader, ausübt, deſto ſchneller iſt der Umtrieb dieſes Blutes in der Leber, und der Rückfluß aus derſelben in die untere Hohlader; je träger hingegen die Function der Leber iſt, deſto langſamer iſt der Verbrauch des Venenblutes aus der Pfortader, deſto mehr häuft ſich demnach das Blut in den Venen des Unterleibes an. Hierzu kommt dann noch um ſo öfter eine Krankheit aus der dritten Claſſe, da Verſtimmung des Nervenſyſtems ſchon an ſich ſtörend auf die Function der Leber wirkt, und wiederum jede Abnormität derſelben zunächſt in einer Abweichung der Herrſchaft des Nervenſyſtems über die Function der Leber gegründet ſeyn muß. Es kann aber auch die Verſtimmung des Nervenſyſtems des Unterleibes von dem Nervengeflechte eines andern Organs des Unterleibes, z. B. den weiblichen Sexualorganen, ausgehen, und ſich von da über das ganze Nervenſyſtem des Unterleibes ausbreiten. Dieſe Verſtimmung äußert ſich vorzüglich durch eine krankhafte Empfindlichkeit, durch eine fehlerhafte Einwirkung (reactio) auf die Organe und daher rührende Irregularität der Functionen, und durch einen ſtürmiſchen Uebertritt der Nerventhätigkeit aus den Unterleibsnerven bis in die Nerven des Gehirnſyſtems. Daher die Zufälle, welche unter dem Namen der Hypochondrie, der Hyſterie, des Magenkrampfes und der allgemeinen Krämpfe und Convulſionen bekannter ſind (ſ. d. Art.). Bei der Cur dieſer genannten chroniſchen Unterleibskrankheiten kommt es zuvörderſt auf die Erforſchung der Urſachen an, welche zum Grunde liegen, und derjenigen Organe oder Syſteme, welche urſprünglich angegriffen ſind. Bei dem örtlichen Leiden einzelner Organe muß durch ſpeciſiſche Mittel zunächſt auf dieſe gewirkt werden. Bei Stockung des Blutumlaufs im Unterleibe, Anhäufung von Venenblut, daher rührender Anſchwellung der Blutadern des Darmcanals, der Milz, des Magens, ſelbſt der Leber, muß beſonders eine Erhöhung und Regulirung der Function der Leber zum Ziele genommen werden. Blutverminderung durch Aderlaß allein iſt ohne dauerhaften Nutzen; die, welche von der Natur ſelbſt aus den leidenden Blutgefäßen veranſtaltet wird (zuweilen periodiſch, wie bei manchen Arten von Blutbrechen, beſonders aber bei den Hämorrhoiden), iſt zwar die zweckmäßigſte in Anſehung der Erleichterung der Beſchwerden, macht aber den Gebrauch der auf die Urſache wirkenden Heilmittel nicht überflüſſig. Die Cur der Krankheiten dritter Claſſe, nämlich der Unterleibsnervenkrankheiten, muß dahin gerichtet werden, die krankhaft erhöhte Nerventhätigkeit zu beſchränken, zu reguliren. Dies geſchieht entweder durch unmittelbare und allgemeine Einwirkung auf das Nervenſyſtem des Unterleibes, auf das Gangliensſyſtem, vermittelſt magnetiſcher Einwirkung (ſ. d. Art. Magnetismus), oder durch mittelbare und partielle Erregung einzelner Nervenpartien beſtimmter Organe und dadurch Statt findende Ableitung der excedirenden Nerventhätigkeit auf andere Objecte, beſonders durch die dadurch bewirkte Erſchöpfung derſelben in einem Productionsgeſchäfte. Die vorgefaßte Meinung, daß dieſe Krankheiten von Schwäche (Nervenſchwäche) herrührten, und daher mit ſtärkenden Mitteln behandelt werden müßten, gereicht den Kranken zum Verderben, weil nicht Schwäche der Nerventhätigkeit, ſondern Exceß und Unregelmäßigkeit derſelben und Uebermaaß der Empfindlichkeit (Empfänglichkeit für Eindrücke) Statt findet, demnach die ſtärkenden und ſogenannten Ner-

venmittel (krampfſtillende Mittel) den Exceß der Nervenmittel vermehren, verlängern, den Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe verſtärken, oft entzündlichen Zuſtand veranlaſſen. H.

Unterſchlächtig, ſ. Mühlen und Oberſchlächtig.

Unterthanen. Der Gang der Geſchichte bildete erſt Herren und Knechte, ehe Glieder eines vernünftig gebildeten Staates im Lauf der Zeiten hervortraten. Durch dieſen Geſchichtsgang wurde auch das Wort und der Begriff Unterthan, als der Knecht eines Einzelnen, gebildet, die Zeit aber hat eine Umwandlung deſſelben bewirkt, und kennt jetzt eigentlich nur einen Unterthan des Staats oder der Staatsgeſetze. Nach dem ſtehenden Rechte giebt es unmittelbare Unterthanen des Regenten, und auch Unterthanen eines Unterthanen. Die fortgeſchrittene Civiliſation hat aber die Willkühr in dem Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Unterthanen aufgehoben, und das Geſetz dazwiſchen geſetzt, wornach die Verhältniſſe nur noch in einer beſtimmten Leiſtung und einem geſetzlichen Gehorſam gegen den Herrn beſtehen. Daher Unterthanenpflichten, u. ſ. w.

Unterwalden, einer der kleinen Cantone Helvetiens, im Mittelpunkte des Landes, ein Hirtenland, das nur 13 Quadratmeilen groß iſt und von 21,200 catholiſchen Einwohnern bewohnt wird. Er gränzt an die Cantone Uri, Schwyz, Luzern und Bern. Nur ſüdlich liegen in ſeinem Umfange mit ewigem Schnee bedeckte Berge, unter welchen der 10,296 Fuß hohe und bei drei Stunden weit mit Gletſchern bedeckte Titlis der merkwürdigſte iſt; weſtlich ſcheidet ihn der Pilatusberg von dem zu Luzern gehörigen Thale Entlebuch. Unterwalden beſteht, außer den Bergen und dem Ufer des vier Waldſtädterſees, vorzüglich aus zwei Thälern. Der Boden iſt reichlich bewäſſert und enthält, außer dem eben genannten See, der dieſen Canton eine große Strecke weit gegen Nordoſten beſpült, mehrere Seen. Das Clima iſt im Ganzen nicht rauh, doch wird kein Getraide-, blos Kartoffelbau getrieben. Wieſen- und Obſtbau ſind aber bedeutend, und Viehzucht iſt der Haupterwerbszweig der Einwohner. Im Sommer werden bei 10,000 Stück Rindvieh auf den Alpen ernährt, und der Unterwaldner Käſe iſt ſehr ſchmackhaft und gut. Er theilt ſich in die beiden durch den Kernwald geſchiedenen Hauptheile: Ob und Nid dem Walde, die beide für ſich beſondere Staaten bilden, eine demokratiſche Verfaſſung haben und wechſelsweiſe einen Deputirten zur Tagſatzung ſenden, und gehört zu den Urcantonen der Schweiz, die 1308 ſich die Hand zum ewigen Bunde reichten, zeichnete in den neueſten Zeiten aber ſich durch ſeine Widerſetzlichkeit gegen die Staatsreformen aus. Zur Bundesarmee ſtellt dieſer Canton 382 Mann und der Geldbeitrag iſt auf 1907 ſchweizer Franken angeſetzt.

Unterwelt. Zwei Vorſtellungen ſind es, an welche die Idee von einer Unterwelt vorzüglich angeknüpft iſt; dies ſind die Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Welt und unſerer Erde, und die Vorſtellung von einer Fortdauer nach dem Tode (ſ. d. Art. Unſterblichkeit). Natürlich iſt die Erde für den in kindlicher Unwiſſenheit lebenden Menſchen noch die ganze Welt. Es lebt, nur was auf ihr athmet; und unter ihr iſt dichte Finſterniß. Über ihr iſt der Lichtraum, die natürliche Wohnung der Götter. Schon nach der indiſchen Mythe iſt die Tiefe der Finſterniß (Onderah) für die gefallenen Geiſter als Ort der Strafe beſtimmt; aber in ihr ſchon die Welt, das Univerſum, zur läuternden Entwickelung beſtimmt, und beſteht aus 15 Regionen, von welchen die 7 niedrigſten die Regionen

der Strafe, unter der Erde, die achte aber die Erde ſelbſt, die ſieben obern der Reinigung aber über der Erde ſind. Es ergiebt ſich alſo, daß dieſer Begriff der Unterwelt mit der Seelenwanderung zuſammenhängt. Bei den Ägyptiern wird die Unterwelt zum Todtenreiche oder Schattenreiche, in welchem Oſiris, ſpäter Serapis und Iſis mit ihren Genien herrſchen und Gericht halten, zu welchen Anubis die Seelen leitet und deſſen Eingang Wölfe bewachen. Dies findet man auf mehrern Denkmälern abgebildet, z. B. auf einem Sarkophage im brittiſchen Muſeum, wo die Wagſchale vor Oſiris Throne ſteht. (Man ſ. Zoega de obelisc. an mehrern Orten.) Der Ort der abgeſchiedenen Seelen oder überhaupt der Verſtorbenen ſelbſt hieß Amenthes, d. h. der gebende und empfangende. Hier blieben die Seelen, bis ſie nach der Prieſterlehre von der Seelenwanderung zu Oſiris zurückkamen. Dieſe Vorſtellung des Todtenreichs leiten Einige von dem gebräuchlichen Todtengerichte ab, welches bei den Ägyptiern vor dem Begräbniß eines Leichnams gehalten zu werden pflegte (ſ. d. Art.). Allein nach Anderen war dies ſpäteren Urſprungs. Zur Ausbildung der Vorſtellung des Todtenreichs aber wirkte der finſtere Charakter der Ägyptier und ihre Religion, ſo wie die Beſchaffenheit ihrer Begräbniſſe mit. Letztere zur möglichſten Erhaltung des Körpers, wozu das Mumiſiren beitrug, eingerichtet, waren gleichſam Wohnungen der Todten, Todtenkammern (Katakomben) in Steinmaſſen angelegt, oder erhabene Paläſte mit Mahlereien, beſonders Hieroglyphen, prächtig ausgeſchmückt und gleichſam auf ewige Dauer berechnet und werden in Ober- und Mittelägypten noch häufig gefunden (man ſehe die Abbildungen bei Denon). In Unterägypten wurden die Todten auf Kähnen, und von Memphis aus über den See Möris in die Begräbnißkammern gebracht. Die Menge dieſer Begräbniſſe in gewiſſen Theilen des Landes vermittelte die Vorſtellung von einem ſolchen Todtenreiche, die ſich beſonders in Mittel- und Unterägypten ausgebildet zu haben ſcheint. Vielleicht gründete ſich auf die ägyptiſche Vorſtellung von der Unterwelt, über welche man eine intereſſante Abhandlung von Hammer in deſſen Fundgruben des Orients findet, auch die Vorſtellung der Hebräer von ihrem Schattenreiche, Scheol genannt. Von den Griechen ſagt Diodors von Sicilien (I. 92 und 96) ausdrückliches Zeugniß, daß Orpheus von ihnen die Begriffe von Hades, Elyſium und Tartarus entlehnt habe. Unter Tartaros, Erebos, Hades, finden wir bei den Griechen urſprünglich nur überhaupt die Unterwelt, das heißt den dunklen Raum verſtanden, der unter der Erdſcheibe befindlich iſt. Bald iſt der Tartaros, auf dem die Erde ruht, ein Sohn des Chaos, (des urſprünglich dunkeln Raums, der unendlichen Leere überhaupt) und Bruder des Erebos, bald als Kerker der Titanen und der Verdammten der tiefſte Theil der Unterwelt; aber damit noch nicht Todtenreich. Eben ſo wird Erebos und Hades (letzterer iſt wie der Orcus der Römer eigentlich Perſon) früher als unterirdiſcher Raum überhaupt gebraucht, ſpäterhin iſt er Aufenthaltsort der Verſtorbenen in demſelben Schattenreich; nur daß der Aufenthalt der Seligen nach andern Vorſtellungen auch an das Ende der Welt auf die Inſeln der Seligen (wie bei Heſiod) oder auf eine elyſiſche Flur (wie bei Homer Odyſſ. 4, 564) geſetzt wird. An einer andern Stelle (Odyſſ. 10, 507) heißt es: Eine Tagereiſe weit von der Inſel Äa, am weſtlichen Ende des Weltſtroms Okeanos liegt das dunkle, des Sonnenlichts beraubte Land der Kimmerier. Hier

iſt der Eingang zur Wohnung des Aides und an dem Felſen des unterirdiſchen Eingangs der Pfuhl Acheron, in welchen ſich der feurige Pyriphlegethon ſtürzt und der Cocytus, ein Arm des Styx. In der Unterwelt ſitzt Aides mit goldenem Scepter geſchmückt, die Geſtorbenen richtend; „hier iſt die Asphodeloswieſe, wo die Seelen zugleich, die Gebild' Ausruhender wohnen," und Gute und Böſe ungekannt ſind. Nur beſondere Lieblinge der Götter wohnen auf einer glücklichen Inſel auf der Oberwelt. (Siehe den Aufſatz: Homeros Unterwelt, im Morgenblatte, St. 92 und J. 1817.) Dieſe Vorſtellung wurde mit der Vorſtellung von der Erde weiter ausgebildet. Es wurde das Todtenreich nun in die Erde verſetzt, und beſonders wilde und graunvolle Gegenden der Erde, wo ſich der Abgrund derſelben zu eröffnen ſchien, wurden als Eingänge zu derſelben betrachtet. Die gewöhnlichſte Vorſtellung wurde folgende: Rings war das Todtenreich, umfloſſen vom Styx, und der Eingang zu demſelben war nur möglich durch den ſchlammigen Cocyt. Charon, d. i. der Fährmann, fährt die beerdigten Todten, von Hermes dem Unterirdiſchen geleitet, hinüber. Am jenſeitigen Ufer, wo Charon die Seelen ausſetzt, liegt in einer Höhle der ſchreckliche Cerberus. Dann kommt man auf einen geräumigen Platz, wo der Richter Minos ſitzt und entſcheidet, welchen Weg die Seele wandeln ſoll. Nun theilt ſich der Weg zu des Aides Palaſt und zum Elyſion, welches zur rechten Seite des Eingangs lag (ſ. Elyſium) und zum Tartaros zur linken, als Ort der Strafe für die Verdammten (ſ. Tartaros), wo Rhadamanthos thront. In dieſer Mythe iſt die ägyptiſche Grundlage klar, und ſelbſt die ägyptiſchen Namen des Charon, Cerberus, Cocytus, Acheron, weiſen darauf hin. In der Nähe von Memphis nämlich war nach Diodor der See Acheruſia, der dieſe Dichtung von dem Höllenfluſſe und der Wohnung der Abgeſchiedenen veranlaßte, denn über denſelben wurden die Todten von einem Fährmann, der dafür einen Obolos bekam, zu den Begräbnißplätzen der Ägyptier, den ſchönen Wieſen, nah an dem Tempel der dunkeln Hekate gefahren, woraus die Dichtung entſtand: Charon fahre die abgeſchiedenen Seelen zu den ſchönen Wieſen, ihrem Wohnſitz. Auch verbreiteten die Myſterien ägyptiſche Vorſtellungen von der Unterwelt. Die ſpätern Anſichten der Philoſophen und die Gebilde der Dichter brachten noch mancherlei Modificationen in der Vorſtellung der Unterwelt hervor; ſo wirkte die Vorſtellung der Reinigung und Entſühnung, verbunden mit der Idee der Seelenwanderung, daß man eine Wiederkehr der Verſtorbenen in die Oberwelt nach gewiſſer Zeit (wie Platon) annahm.

Unze (a. d. Lat. uncia), ein Gewicht von 2 Loth, iſt in Deutſchland in den Apotheken und beim Golde gewöhnlich. In den Apotheken und auf den Recepten der Ärzte wird es durch die Abkürzung ℥ bezeichnet. Eine Mark Gold hat 8 Unzen oder 16 Loth. Bei den Römern war die Uncia der zwölfte Theil eines Ganzen, beſonders aber des Pfundes. Dieſe Rechnungsart iſt noch jetzt in Italien gewöhnlich; das italieniſche Pfund hat 12 Unzen oder 24 Loth. — Unze (franzöſiſch Once) heißt auch ein zu dem Katzengeſchlecht gehörendes Raubthier in Afrika, Oſtindien und Perſien, das mit dem Panther viel Ähnlichkeit, nur unregelmäßigere Flecken, als dieſer hat. Dieſes Thier iſt ſanfter als der Panther und Leopard, läßt ſich leicht zahm machen, und zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger

führt es hinter ſich auf dem Pferde; wenn er das Wild eingeholt hat, läßt er die Unze darauf los, die es fängt und ſich nachher willig wieder greifen und auf das Pferd nehmen läßt.

Upſala, eine Stadt in der Provinz Upland in Schweden, in einer weiten, fruchtbaren Ebene, in frühern Zeiten die anſehnlichſte Stadt des Reichs, hat in 580 Häuſern gegen 4000 Einwohner. Die Häuſer ſind größtentheils von Holz, mit Birkenrinde bedeckt, über welche Raſen gelegt wird. Die Domkirche iſt ein großes Gebäude, und die anſehnlichſte im ganzen Lande. Es ſind in derſelben die Grabmäler einiger ſchwediſchen Könige und viele andere Monumente, unter denen auch des Ritters Linné Grabmal iſt. In dieſer Kirche werden die Könige von Schweden gekrönt. Der hieſige Erzbiſchof iſt der einzige in Schweden, und das Oberhaupt der Geiſtlichkeit oder Primas des Reichs. Die Univerſität wurde 1477 von dem Reichsvorſteher Sten Sture geſtiftet, kam aber in den nachmaligen unruhigen Zeiten wieder ſehr in Verfall. König Guſtav Adolph, der ihr eine neue Einrichtung gab, viele Freiheiten ertheilte, liegende Gründe ſchenkte und Stipendien ſtiftete, iſt als ihr zweiter Stifter anzuſehen. Auch die Königin Chriſtina vermehrte die Einkünfte der Univerſität. Unter den Lehrern, welche die Univerſität gehabt hat, ſind Linné und Wallerius die berühmteſten. Sie iſt noch jetzt von 1200 Studirenden beſucht. In dem von Guſtav Adolph (1622) errichteten akademiſchen Gebäude iſt die anſehnliche Univerſitätsbibliothek, bei welcher gegen 1000 Manuſcripte ſich befinden, und wo auch die vom König Guſtav III. hinterlaſſenen und, ſeiner Verordnung gemäß, erſt 50 Jahre nach ſeinem Tode öffentlich bekannt zu machenden Handſchriften verwahrt werden. Die Univerſität beſitzt auch ein Münzcabinet von 11,000 Stück Münzen, eine Sternwarte, eine Mineralien- und Naturalienſammlung, und einen gut eingerichteten, von Linné angelegten botaniſchen Garten, in welchem König Guſtav III. zu Ehren Linnés ein prachtvolles Pantheon hat aufführen laſſen, das erſt 1805 vollendet worden iſt. Es befindet ſich in dieſem Gebäude das ſehr reiche und große Naturaliencabinet. König Friedrich ſtiftete 1728 die hieſige Societät der Wiſſenſchaften (societas literaria et scientiarum.)

Urakan (franzöſ. Ouragan, engl. Hurricane, deutſch Orkan), ein ausländiſches, aus der Sprache der Antillenbewohner in Amerika entlehntes Wort, das den heftigſten und höchſten Grad eines, gemeiniglich im Wirbel ſich drehenden, mit Regengüſſen, Donner und Blitz, auch wohl mit Erdbeben begleiteten Sturmes anzeigt, der in den Antillen nicht ſelten iſt. Ein ſolcher Orkan reißt die ſtärkſten Bäume mit den Wurzeln heraus, zertrümmert Wohnungen und verwüſtet in wenigen Minuten die ſchönſten Pflanzungen. Dieſe Stürme finden nur in der regneriſchen Jahreszeit, vom Julius bis October, Statt. Man hat bemerkt, daß ſie jedesmal von Nordweſt herkommen, und glaubt, daß ſie durch das Zuſammentreffen des Nord- und Weſtwindes verurſacht werden. So verwüſtend auch ihre Wirkung iſt, ſo folgt doch gewöhnlich die größte Fruchtbarkeit darauf.

Ural, ein tartariſches Wort, welches einen **Gürtel** bedeuten ſoll, iſt der Name einer Gebirgskette, welche Europa von Aſien ſcheidet und das ruſſiſche Reich in zwei große Hälften theilt, wovon die öſtliche unter dem allgemeinen Namen Sibirien bekannt iſt. Das Uralgebirge fängt von dem caspiſchen Meere und dem Aralſee an, und erſtreckt ſich durch die ganze Breite des Reichs 300 Meilen weit.

Von demſelben breiten ſich auf beiden Seiten verſchiedene Zweige aus, unter welchen der Obtſchi Sirt der vorzüglichſte iſt. Das Uralgebirge beſteht größtentheils aus Granit, Schiefer und Kalkſtein, auch aus ſandigen Schieferhügeln, in welchen Kupfererze und bei Jekatherinenburg Goldminen vorhanden ſind. Eiſenerz und Magnet giebt es im Überfluß, ſo wie auch Bergcryſtalle, Agathe, Carniole, Amethyſte, Topaſe, Jaspiſſe, Chalcedonier und geſprenkelten Marmor. Die Petſchora, Kama und die Ural entſpringen auf dieſem Gebirge. Man kann das Uralgebirge in drei Theile theilen, nämlich in den kirgiſiſchen, den erzreichen und den wüſten, welcher ſich bis an das Eismeer erſtreckt, und größtentheils unbewohnt und noch unbekannt iſt. — Der Fluß Ural, ehemals Jaik, in ältern Zeiten Rhymnus, entſpringt aus den uraliſchen Gebirgen, und fällt, nach einem Laufe von ungefähr 2000 Werſten oder 300 geographiſchen Meilen, während deſſen er mehrere Flüſſe aufgenommen hat, in verſchiedenen Armen bei Gurjew in das caspiſche Meer. Er iſt zum Theil ſeicht, aber ſehr fiſchreich, beſonders wird in ihm der Stör, aus deſſen Rogen der Caviar bereitet wird, gefangen. In der Steppe auf dem rechten Ufer des Urals bis an das caspiſche Meer, die ungefähr 560 Werſte lang und 60 Werſte breit iſt, wohnen die uraliſchen Koſacken; das linke Ufer des Urals bewohnen die Kirgiſen. Die uraliſchen, ſonſt jaikiſchen Koſacken, die ein Zweig der doniſchen Koſacken, von dieſen aber ſeit 1708 ganz abgeſondert ſind, hatten ſich ſchon im Anfange des 15ten Jahrhunderts hier niedergelaſſen, und blieben ihren Nationalſitten am längſten getreu. Unter ihnen erſchien im J. 1772 der bekannte Abenteurer Pugatſchew, der ſich für den Kaiſer Peter III. ausgab, aber ſeine Rolle nur kurze Zeit ſpielte (ſ. d. Art.). Ungeachtet der Theilnahme, welche die uraliſchen Koſacken an Pugatſchews Aufſtande gehabt hatten, wurde ihnen doch durch eine Ukaſe der Kaiſerin Catharina II. vom 16ten Jan. 1775 eine allgemeine Amneſtie und der Genuß aller ihrer vorherigen Freiheiten bewilligt. Doch wurde der Name Jaik aufgehoben und befohlen, daß der Fluß künftig Ural, und die jaikiſchen Koſacken die uraliſchen genannt werden ſollten. Sie ſtellen 20,000 Mann ins Feld. Von den doniſchen Koſacken unterſcheiden ſie ſich blos durch ihre Kleidung: rothe weite Beinkleider, rothen bis an die Kniee reichenden Rock und rothe ſehr ſpitzige Mützen. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt die Fiſcherei; und ſie verſorgen einen großen Theil des Reiches, auch beide Reſidenzen mit friſchen (gefrornen) und geſalzenen Fiſchen, Kaviar ꝛc. Auch treiben ſie ſtarke Viehzucht und einigen Acker- und Gartenbau. Sie ſind wohlhabend; mancher gemeine Koſack hält auf ſeinem Chutor (Meierei, Viehhof) 2 bis 300 Pferde, eben ſo viel Hornvieh und noch mehr Schafe. Sie ſtehen unter einem ſelbſt gewählten, vom Kaiſer beſtätigten Attaman, halten ſtreng auf alte Sitten und Gebräuche, und gehören zu den ſogenannten Roskolnicki oder Altgläubigen.

Uralsk (ſonſt Jaik, ſ. d. vor. Art.), der Hauptort der uraliſchen Koſacken, an der Mündung des Tſchagan in den Ural, eine unregelmäßige, in Geſtalt eines halben Mondes gebaute Stadt, von ungefähr 3000 hölzernen Häuſern, mit 5 ſteinernen Kirchen, ungefähr 270 Werſte von Orenburg entfernt. Der Fluß Ural iſt hier breit und hat einige mit Holz bewachſene Inſeln, auf denen ſtarke Bienenzucht getrieben wird.

Urania, die Muſe der Sternkunde. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternenkrone auf dem Haupte, und in einem mit Sternen beſä-

ten Gewande, eine Himmelskugel oder eine Leier haltend, vorgeſtellt. Bisweilen ſtellt man ſie auch mit einem Sehrohr vor, mit welchem ſie die Geſtirne beobachtet. Oft hat ſie auch einen Cirkel und eine Himmelskugel zum Kennzeichen. (S. d. Art. Muſen.) — Urania iſt auch der Name der himmliſchen Venus, oder der reinen geiſtigen Liebe, im Gegenſatze der blos ſinnlichen. — Bei den alten griechiſchen Dichtern heißt eine der Oceaniden oder Meernymphen auch Urania.

Uranium, ein von Klaproth entdecktes Metall, welches in dem grünen Glimmer enthalten iſt. Es iſt dunkelgrau, weich, ſpröde und ſtrengflüſſig.

Uranus. Nach der Kosmotheogonie der Griechen ging aus dem Chaos (dem unendlichen, leeren Raum) die Gäa (Erde) hervor. Dieſe erzeugte aus ſich ſelbſt den Uranos (Himmel) und mit demſelben die Titanen, von denen der jüngſte Kronos (die Zeit) hieß. Was nun entſtand, um die Bildung der Natur zu vollenden, entſtand durch die Umarmungen der Titanen und Titaniden, und die Zeugungen durch Uranos hatten aufgehört. Dies drückte die plaſtiſche Sprache des alten Gedichts ſo aus: die Zeit (Kronos) hat der Zeugungskraft des Uranos ein Ende gemacht, und ihn mit ihrer Sichel entmannt. Über den Planeten dieſes Namens ſ. d. Art Planeten.

Urbaniſten, ſ. Franziscaner.

Urbanität. Man verſteht hierunter gewöhnlich feine Lebensart; eigentlich iſt es das feine Benehmen in Geſellſchaft Anderer, wodurch man alles dasjenige zu vermeiden ſucht, wodurch der gebildete Geſchmack, oder das Schönheitsgefühl verletzt werden würde. Es iſt mithin verſchieden von Höflichkeit und Artigkeit; das Gegentheil iſt Ruſticität. — Der Urbane trägt zwar kein Bedenken, in der Unterhaltung mit Anderen nicht ganz angenehme Gegenſtände zu berühren, oder ſein Urtheil unbefangen zu äußern, allein er wird dabei immer eine gewiſſe Achtung gegen die, welchen es gilt, ſo wie gegen die Anweſenden überhaupt beobachten, und durch die Form ſeiner Äußerung das Kränkende derſelben zu benehmen, oder doch zu mildern ſuchen. Der Höfliche dagegen vermeidet, der Sitte des Hofes gemäß, alles dasjenige, was nicht angenehm iſt und nicht ſchmeichelt. Das Wort kommt aus dem Lateiniſchen her, von urbs (die Stadt), und zwar verſtand man ausſchließlich Rom darunter, als das Wort ſelbſt gebildet wurde; mithin heißt Urbanität wörtlich: das Benehmen, wie es zu Rom Statt fand, insbeſondere zur Zeit der Republik. Der Mangel eines einzig Gebietenden und eines Hofes um ihn ließ Höflichkeit nicht aufkommen, ſondern die große Freiheit jedes Bürgers war Urſache eines freien, offenen und furchtloſen Benehmens, wie es in monarchiſchen Staaten nicht Statt finden kann, und da dieſes wiederum durch die ſittliche und äſthetiſche Bildung, ſo wie durch die Achtung der gegenſeitigen Rechte gemildert wurde, ſo bildete ſich nach und nach dasjenige Benehmen aus, welches Urbanität genannt wird.

Urchriſtenthum wollen einige philoſophiſche Bearbeiter der Religions- und Kirchengeſchichte im wahren (idealen) Sinne des Wortes zwar die reine Idee der Religion, die dem Stifter des Chriſtenthums ſelbſt vorſchwebte und in ſeiner Lehre, Geſinnung und Handlungsweiſe verwirklicht war, genannt wiſſen, gemeiniglich aber bezeichnet man mit dieſem Worte die Eigenthümlichkeit der erſten Chriſtengemeinen in der Lehre, Religionsübung, Geſellſchaftsverfaſſung, Sitte und herrſchenden Gemüthsſtimmung, welche das Gepräge des Geiſtes der Apoſtel, die dieſe Gemeinen gegründet hatten, noch unentſtellt an ſich trug. Kindliche Einfalt, ſchlichter, zuverſichtlicher

Glaube an die Worte und Thaten Jeſu, fromme Begeiſterung, ſtrenge Sittlichkeit und feſtes Zuſammenhalten in brüderlicher Liebe waren die Grundzüge dieſer Individualität der erſten Chriſten. Ihnen genügte, treulich anzunehmen, was die heil. Schrift und der Unterricht frommer, mit der gelehrten Bildung und philoſophiſchen Speculation der Weiſen ihres Zeitalters meiſt unbekannter Lehrer ihnen ſagte, ohne den Mangel eines wiſſenſchaftlich begründeten Lehrbegriffs und die wenige Beſtimmtheit ihres Glaubens in den wichtigſten Dogmen, z. B. von der Gottheit Chriſti, von der Dreieinigkeit, von der Modalität der Rechtfertigung des Sünders vor Gott u. ſ. w., zu empfinden. Dafür war ihre zuverläſſige, wenn auch noch keinesweges kritiſch geſichtete Erkenntniß des Hiſtoriſchen im Chriſtenthum deſto lebendiger und fruchtbarer. Ihr Herz entbrannte in Schauern heiliger Ehrfurcht und Freude bei der Verkündigung des Evangeliums, wie ein immer gegenwärtiger, alles beſeelender und allen Gliedern ſeiner Gemeine innig vertrauter Freund ſtand der einſt gekreuzigte und auferſtandene, nun verklärte Heiland vor den Blicken ihres Geiſtes und mit tiefer Rührung hörten ſie die Jünger, die ihn ſelbſt geſehen, betraten ſie die Stätten, wo in einer noch nahen Vergangenheit er ſelbſt umhergegangen war und auch für ſie gewirkt, gelitten und geſiegt hatte. Nicht in Kirchen, deren die erſten nicht vor dem Anfange des dritten Jahrhunderts gebaut wurden, überhaupt ohne alle Beiwerke äußerer Pracht und Sinnenluſt, auch nicht als eigentlichen Gottesdienſt, da der heidniſche und jüdiſche Begriff des Cultus dem Urchriſtenthum fremd war, ſondern zur gemeinſchaftlichen Erbauung hielten ſie ihre Verſammlungen in Privathäuſern, ſpäter, da harte Verfolgungen über ſie kamen, auch in Höhlen, Wäldern und unterirdiſchen Gemächern (Catacomben) meiſt geheim, oft — aus Furcht entdeckt zu werden — unter dem Schutze der Nacht, mit Gebet, Geſang, Vorleſung heiliger Schriften und auslegender Belehrung) verbanden ſie ſich zu traulichen Agapen (ſ. d. Art. Liebesmahle), auf welche die Feier des Abendmahls zum Gedächtniſſe des Todes Jeſu und zur Befeſtigung brüderlicher Gemeinſchaft folgte, ihnen ein Myſterium, durch Entfernung aller Ungetauften und Uneingeweihten auch äußerlich mit heiligem Dunkel umhüllt. Lebendiges Waſſer diente zur Taufe derer, die Aufnahme in die Gemeine Jeſu begehrten und ihren Glauben an Vater, Sohn und Geiſt bekannten. Eine vorläufige Bekanntſchaft mit den Hauptwahrheiten des Chriſtenthums wurde bei ihnen vorausgeſetzt, weil eben dieſe ſie nur bewogen haben konnte, ſich an die äußerlich unſcheinbaren, ja bedrängten und verfolgten Chriſten anzuſchließen — das Inſtitut des Catechumenen-Unterrichts kam erſt gegen Ende des zweiten Jahrhunderts auf. In ſtiftungsmäßiger Einfachheit wurden dieſe Gebräuche begangen, die Innigkeit der Feiernden erſetzte den fehlenden Glanz; von andern ſpäter in den chriſtlichen Cultus eingeflochtenen Ceremonien ſagt die Geſchichte der Kirche des erſten Jahrhunderts nichts erweisliches; die heilkräftige Ölung der Kranken, das Teufelaustreiben und die Pflege der Energumenen (Beſeſſenen, Epileptiſchen) hatten noch faſt allein die Bedeutung einer brüderlichen Hülfe, das Begraben der Leichen in die Erde aber den Zweck der Unterſcheidung von den Heiden, die ſie verbrannten. Demnächſt war in der älteſten apoſtoliſchen Gemeine zu Jeruſalem zum Zeichen der Einheit im Geiſt und gegenſeitigen Hingebung eine Gütergemeinſchaft eingeführt worden, bei der jedes Glied den Ertrag ſeiner Habe zu einer Geſammtcaſſe liefern mußte und aus derſelben zu Herſtellung brüderli-

der Gleichheit nicht mehr als der Ärmſte zu ſeiner Verſorgung erhielt. Aber nach nicht gar langer Zeit erkannte man, daß dieſe von andern Gemeinen nicht nachgeahmte Einrichtung wohl dem engen Vereine Jeſu mit ſeinen Jüngern angemeſſen geweſen, aber für größere Geſellſchaften eher verderblich als heilſam wäre und ſchaffte ſie wieder ab. Eine ähnliche wieder abgekommene Eigenheit der erſten Chriſten war der Gebrauch des Looſes zur Entſcheidung in wichtigen Fällen. Für ihre Geſellſchaftsverfaſſung ordneten ſie nicht mehr als das Nöthige und dies zum Theil nach dem Muſter jüdiſcher Synagogen an. Die Apoſtel hatten, ſo lange ſie lebten, ein überwiegendes Anſehen bei den Gemeinen; an ihre Stelle traten Biſchöfe und Älteſte (Presbyter, ſ. d. Art.), welchen der Vortrag und die Bewahrung der Lehre, die Aufſicht über den religiöſen und ſittlichen Zuſtand, letztern inſonderheit das Geſchäft, in vorkommenden Fällen für die Gemeine zu ſprechen und ihre öffentlichen Angelegenheiten zu beſorgen, übertragen war. Schon früher verordneten die Apoſtel das Amt der Diaconen (Helfer) zur Caſſenverwaltung und Sorge für gute Ordnung bei den Verſammlungen, für Pflege der Kranken und Armen und die Diaconiſſen zu gleichen Dienſten bei dem weiblichen Theile der Gemeine. Einen eigenen Prieſterſtand machten dieſe Geſellſchaftsperſonen nicht aus, da die heidniſche und jüdiſche Prieſteridee erſt ſpäter in die chriſtliche Kirche einſchlich; daher fand auch noch keine eigentliche Hierarchie Statt, denn die Gemeinen regierten ſich unter Berathung dieſer Vorſteher ſelbſt. Jede Gemeine beſtand für ſich unabhängig von den übrigen; nur durch das Band eines Glaubens und einer Liebe, durch wechſelſeitige Mittheilungen und Begrüßungen, die abgeſandte oder reiſende Glieder gelegentlich überbrachten, durch den Eifer, einander in Fällen der Noth mit reichlichen Gaben zu unterſtützen, hingen die einzelnen Geſellſchaften der Chriſten an verſchiedenen Orten mit einander zuſammen. Damit vertrug ſich manche, durch die abweichenden Individualitäten und Anſichten der erſten Stifter und Lehrer veranlaßte Verſchiedenheit in den Meinungen dieſer einzelnen Kirchen. Die Chriſten aus dem Judenthume hielten noch viel auf Moſaiſche Gebräuche und jüdiſche Sitten, ihr Gewiſſen wollte ihnen nicht erlauben, die Beſchneidung, die Sabbathsfeier, die Vermeidung des Genuſſes erſtickter Thiere und jene Faſten und Reinigungen zu unterlaſſen, an die das Judenthum ſie gewöhnt hatte. Dagegen war den Chriſten aus dem Heidenthume vom Apoſtel Paulus, der die meiſten gewonnen hatte, eben ſo wenig etwas von den Gebräuchen des Moſaismus aufgenöthigt, als die Fortſetzung des Verkehrs mit den Heiden und der Theilnahme an ihren Opfermahlen geſtattet worden, und nur, um Zwietracht zu verhüten, legte ihnen ein Beſchluß der ſogenannten erſten Kirchenverſammlung, die die Apoſtel mit den Älteſten zu Jeruſalem um das Jahr 50 wegen ſolcher Verſchiedenheiten hielten, die Pflicht auf, ſich wie die Judenchriſten des Blutes erſtickter Thiere zu enthalten. Ob nun gleich hier durch gemeinſchaftliche Übereinkunft für gegenſeitige Nachgiebigkeit in unſchädlichen Dingen entſchieden worden war, ſonderten ſich doch um die Zeit der Zerſtörung Jeruſalems einzelne Haufen ſtrenger Eiferer für das Moſaiſche Geſetz unter den Chriſten in Paläſtina von der Gemeinſchaft mit den übrigen ab und bildeten die wenig bedeutend gewordene Secte der Nazarener, während die Mehrzahl der chriſtlichen Gemeinen, durch die Gewaltthätigkeiten der Juden empört, ſich von den Reſten Moſaiſcher Gebräuche in ihrer Sitte und Lebens-

art immer mehr frei machten. Ungeachtet dieſer Annäherung kam es aber noch keinesweges zwiſchen den einzelnen Gemeinen in verſchiedenen Gegenden zu einer völligen Übereinſtimmung, die erſt ſeit der Mitte des zweiten Jahrh. durch die Diöceſan- und Metropolitanverfaſſung vorbereitet, und nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte durch die Macht eines kirchlichen Univerſalmonarchen, von der das Urchriſtenthum keine Ahnung hatte, erzwungen werden konnte. So wenig nun das Urchriſtenthum von Glanz und Macht umgeben war, überſtrahlte es doch die Volksreligionen ſeines Zeitalters durch die innere ſittliche Würde ſeiner Bekenner. Die Gemeinen hielten es für heilige Pflicht, über die untadeliche Reinheit der Sitten ihrer Glieder zu wachen; Irrende wurden ermahnt, Frevler erſt vom Abendmahle, dann von den Andachtsverſammlungen und aller Gemeinſchaft ausgeſchloſſen, und nur nach ſtarken Proben der Buße wieder aufgenommen. Dieſes Befugniß des Bannes oder der Excommunication übten die Gemeinen im Ganzen aus, ohne ihren Biſchöfen und Presbytern als Aufſehern über die Kirchenzucht mehr zu verſtatten, als eine berathende Stimme. Denn noch war der Geiſt Jeſu Allen gemein, ſeine wundervollen Gaben und Kräfte (vergl. d. Art. heiliger Geiſt) wirkten nicht blos in den Lehrern, ſondern in jedem Gliede der Gemeine, das durch Glauben und geiſtige Anlage, wie durch eignen Eifer dazu geſchickt war. Was man auch von den Wunderthaten, die den erſten Chriſten nachgerühmt werden; von den außerordentlichen Wirkungen, die ſie durch Gebet und Auflegen ihrer Hände zur Geneſung der Kranken und zur Ausrüſtung der Schwachen mit neuen Geiſteskräften hervorbrachten, urtheilen mag; bewundernswürdig wird man immer die reine Gewiſſenhaftigkeit, die freudige Selbſtverläugnung finden, womit ſie ſich ganz der Sache Jeſu widmeten, die hohe moraliſche Kraft, womit ſie die Rohheit und Verderbniß ihrer Zeit von ſich abhielten und in ihren Sitten das Muſter wahrer Humanität darſtellten, die fromme Gottergebenheit endlich, mit der ſie ihr Glück nur darin ſuchten, Chriſto anzugehören und den Willen ſeines himmliſchen Vaters zu thun. Nirgend haben ſich zugleich ſo viele und ſo ſchöne Züge heroiſcher Tugend, muthiger Verachtung des Todes und aller Güter und Freuden, aller Kränkungen und Feindſeligkeiten der Welt, aufopfernder Bruderliebe und Wohlthätigkeit, ſchonender Sanftmuth und feſter Vereinigung gegen Gefahren, zuverſichtlichen Glaubens und unerſchütterlicher Treue gegen die erkannte Wahrheit (vergl. d. Art. Märtyrer) hervorgethan, als bei den erſten Chriſten, gerade unter den härteſten Drangſalen, mit denen ſie wegen ihrer Religion zu kämpfen hatten. Noch mehr als der Ruf von Wunderwerken und neuen Lehren war es dieſer innere ſittliche Werth und fromme Heldenſinn, was ihnen bei aller ſcheinbaren Niedrigkeit (ſie gehörten meiſt den untern Volksclaſſen an) und wirklichen Armſeligkeit ihres Zuſtandes doch ſo zahlreichen Zuwachs neuer Glieder aus gut geſinnten Juden und aufgeklärten Heiden verſchaffte. Freilich hatte auf dieſe erhabne Geſinnung und tiefe Religioſität, nächſt dem reinen Geiſte des Evangeliums ſelbſt, die unter den erſten Chriſten gangbare, durch ihre Lehrer, beſonders durch die Offenbarung Johannis (ſ. d. Art. Apokalypſe) genährte zuverſichtliche Ausſicht auf eine nahe, zugleich ſchrecklich majeſtätiſche und hoch erfreuliche Wiederkunft Jeſu zur Aufrichtung ſeines Reiches überwiegenden Einfluß. Der hauptſächlich durch dieſe Vorſtellung angefachte Enthuſiasmus erhielt ſich über die Periode des erſten Jahrhunderts

der chriſtlichen Kirche, auf welche der Begriff und die hier angegebenen Merkmale des Urchriſtenthums eigentlich nur paſſen, hinaus; aber er verlor ſpäter viel von ſeiner Lauterkeit und Fruchtbarkeit; und die folgenden Jahrhunderte haben auf dieſe Periode, als auf ein goldenes Zeitalter urſprünglicher Echtheit und Blüthe des Chriſtenthums, oft mit Beſchämung über das Verderben der anwachſenden Kirche zurückgeblickt; die meiſten der Secten, die ſich der römiſchen Hierarchie entgegenſetzten, gingen darauf aus, in ihren bedrängten Gemeinen jene apoſtoliſche Einfalt der Lehre, Verfaſſung und Sitte wiederherzuſtellen. In einem hiſtoriſch erweislichen Zuſammenhange hat ſich die Idee dieſer Erneuerung des Urchriſtenthums von den Waldenſern bis auf die evangeliſche Brüdergemeine (ſ. d. Art.) fortgepflanzt und die Einrichtungen begründet, die noch jetzt als Nachbilder der erſten Liebe und Frömmigkeit bewundert werden. Doch wird ſich jener Geiſt der erſten Chriſten immer nur da erneuern, wo man das Chriſtenthum nicht, wie wir, die wir in der Kindheit getauft und von Chriſten erzogen, gar kein Verdienſt bei unſrer Anſchließung an die Sache Jeſu haben, blos als eine Gabe des Glücks und durch Gewöhnung empfängt, ſondern eben wie die erſten Chriſten als ein ganz neues, ſonſt nie empfundenes und ſchwer zu behauptendes Heil aus eigner Bewegung ergreift und gegen eine Welt voll Hinderniſſe zu vertheidigen hat. E.

Urgebirge, ſ. Gebirge.

Urgicht, ſ. Tortur.

Uri, einer der Cantone Helvetiens, von den Cantonen Schwyz, Glarus, Graubündten, Teſſin, Wallis, Bern und Unterwalden umgeben, der claſſiſche Boden Helvetiens, die Heimath Wilhelm Tells und das Land, wo noch alles an die erſten Hochthaten der Eidgenoſſen erinnert. Er ſchloß 1308 mit Schwyz und Unterwalden den zehnjährigen Bund, der 1315 in den ewigen verwandelt wurde, und hat ſeitdem unter mancherlei Stürmen ſeine rein demokratiſche Verfaſſung zu behaupten gewußt. Sein Flächeninhalt, an 24 Quadratmeilen, beſteht nur aus Bergen und Thälern, ja man kann ihn ein langes Thal mit vielen Nebenthälern nennen, welches am Vierwaldſtädterſee beginnt und der Reuß nach, die alle Gewäſſer der Seitenthäler aufnimmt, aufwärts, bis an die Höhe des Gotthardsüberganges eilf Stunden lang ſich erſtreckt, rings umgeben von hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, unter welchen gegen Abend der Titlis, gegen Morgen der Tödi, Kriſpalt, und gegen Mittag die Spitzen des 9944 Fuß hohen Gotthards ſich befinden. Von den Seitenthälern iſt das Schächenthal bei Altorf das größte. Der fruchtbarſte Landſtrich iſt die Ebene von Altorf bis Amſteg, Reußthal genannt. Die Einwohner, 14,000 an der Zahl, ſind ein armes gutmüthiges Hirtenvolk, von deutſchem Stamme, das ſich zur catholiſchen Religion bekennt. Es wird nur wenig Getraide gebaut, aber gutes Obſt gedeiht, und die herrlichſten Nußbäume umgeben die tiefer gelegenen Dörfer. Viehzucht iſt der Haupterwerbszweig der Urner, indem ihre Alpen im Sommer bei 10,000 Stück Rindvieh ernähren. Der von ihnen bereitete Käſe wird ſehr geſchätzt. Überdies giebt der ſtarke Gebrauch der Gotthardsſtraße viel Verdienſt. Dieſe Hauptſtraße aus Helvetien nach Italien wird jährlich von mehr als 15,000 Menſchen beſucht und beträgt von Altorf bis Airolo vierzehn Stunden. Von Amſteg bis Airolo iſt ſie größtentheils mit Granitplatten gepflaſtert. Die höchſte Gewalt ſteht bei der Landesgemeinde,

wozu jeder Bürger über 20 Jahren Zutritt hat, die vollziehende Gewalt übt der Landrath aus. Städte finden ſich hier nicht; der Hauptflecken und Sitz der Regierung heißt Altorf. Zur Bundesarmee ſtellt dieſer Canton 602 Mann; der Geldbetrag iſt auf 3012 ſchweizer Franken angeſetzt.

Urin, die Flüſſigkeit, welche in lebenden thieriſchen Körpern von beſondern Organen aus dem Blute abgeſondert und aus dem Körper entfernt wird, welches letztere bei verſchiedenen Thierclaſſen (den vollkommnern und dem Menſchen) durch eigens dazu beſtimmte Theile geſchieht. Es ſammelt ſich daher die in den Nieren (ſ. d. Art.) bereitete Flüſſigkeit in einem häutigen Sacke, die **Urinblaſe** genannt, und wird aus dieſer durch die Harnröhre ausgeleert. Der Urin beſteht ſeinen Hauptbeſtandtheilen nach aus einer großen Menge Waſſer, in welchem der eigenthümliche Hornſtoff (Urée), phosphorſaurer Kalk, phosphorſaures Natron, phosphorſaures Ammoniak und etwas Extractivſtoff ſich aufgelöſ't befinden. Da alle dieſe in dem Urin befindlichen Theile hauptſächlich den Stickſtoff in verſchiedenen Verhältniſſen enthalten, ſo macht dies die Meinung wahrſcheinlich, daß die Abſonderung des Urins die Beſtimmung habe, den Körper von dem Überfluſſe dieſes Stoffes zu befreien. Krankheiten verändern die Beſchaffenheit des Urins auffallend, beſonders die allgemeinen Krankheiten des Blutſyſtems, die Fieber, indem die Heilkraft der Natur auf dieſem Wege die ſchadhaften Stoffe zugleich mit entfernt, die Gelbſucht, die eigenthümlichen Krankheiten der Urinwerkzeuge, der Nieren und der Blaſe, daher zuweilen der Abgang eines blutigen Urins, die Harnruhr, (der Abgang einer unverhältnißmäßig großen Menge Urins) u. a. m.

Urkunde heißt urſprünglich jedes Zeugniß zur Bekräftigung der Wahrhaftigkeit einer Sache oder Handlung; daher **kunden** und **urkunden**, Zeugniß geben. Insbeſondere jedes geſchriebene Zeugniß; daher Urkunden von einer Sache, geſchriebene Zeugniſſe. In dieſer letztern Bedeutung heißen alle Diplome Urkunden (ſ. d. Art. **Diplom** und **Diplomatik**).

Urlaub, überhaupt die Erlaubniß; in engerer Bedeutung die von einem Vorgeſetzten erhaltne Erlaubniß, ſich auf einige Zeit zu entfernen. Beſonders gebraucht man es von der den Soldaten gegebenen Erlaubniß, ſich auf eine gewiſſe Zeit aus ihrem Standorte entfernen, ſich in die Heimath begeben zu dürfen. Beſtimmter und unbeſtimmter Urlaub, d. h. wo der Tag des Wiederkommens beſtimmt ausgedrückt iſt, oder noch zu beſtimmen vorbehalten wird.

Urne, ein rundes Gefäß von gefälliger Form, welches bei den Alten dazu diente, die Aſche der verbrannten Todten aufzubewahren. Dieſe Urnen wurden in den Grüften oder Grabgewölben in Seitenniſchen beigeſetzt, oder auch an Sarkophagen angebracht, und waren von verſchiedener Größe, bald von Marmor, bald von Erz. Dann nannte man Urne auch jedes andere ſo geſtaltete Gefäß, daher **Thränenkrüge** oder **Urnen**, kleine Gefäße von Thon oder Glas, worin man die für verſtorbene Verwandte vergoſſenen Thränen ſammelte und aufbewahrte; **Urnen**, woraus die Nymphen und Flußgötter Waſſer ſtrömen laſſen; **Urnen**, worin man z. B. bei Wahlen und andern Abſtimmungen die Kugeln ſammelt. Auf unſern Grabmälern werden die Urnen häufig angebracht, und ſind durch Mannichfaltigkeit und gefällige Form ein Hülfsmittel zur Verſchönerung. Von

den Urnen der Alten hat Montfaucon in einem eigenen prächtigen Werke zahlreiche Abbildungen geliefert.

Urphede ſoll, nach Adelung, Urfehde geſchrieben werden, und aus den Worten Fehde, Krieg, thätliche Feindſchaft, und ur, ſo viel als un, zuſammengeſetzt ſeyn; Urfehde würde alſo ſo viel bedeuten, als Unterlaſſung aller Fehde. Es iſt ein altes, jetzt nur noch in den Rechten übliches Wort, und bedeutet ein eidliches Verſprechen, ſich wegen einer erlittenen Beleidigung, beſonders wegen ausgeſtandenen Verhaftes nicht rächen zu wollen. Urphede iſt alſo der Eid eines entlaſſenen und verwieſenen Verhafteten, das Land, aus welchem er verwieſen worden, nicht wieder zu betreten, noch weniger an demſelben und deſſen Bewohnern ſich zu rächen. In dieſem Sinne ſagt man, daß einer die Urphede geſchworen habe. Die Gewohnheit ſcheint noch aus den Zeiten des Fauſtrechts und der damals ſo üblichen Selbſtrache herzurühren.

Urproduction, in der Staatswirthſchaft, iſt derjenige Zweig der Werthſchaffung, welcher dem Urſtoffe Güter entlockt und dieſelben in ihrer erſten Geſtalt dem Genuſſe darbietet, Urſtoff aber iſt die ganze Natur, welche Genußmittel zu liefern fähig iſt, alſo 1. die Erdfläche, 2. das Waſſer, 3. die freien Landthiere und 4. der Schooß der Erde. Mit der erſten beſchäftigt ſich die Landwirthſchaft (Feldbau, Viehzucht, Gartenbau, Forſtwirthſchaft), mit dem zweiten die Fiſcherei, mit den dritten die Jagd und mit dem vierten der Bergbau. Unter dieſen verſchiedenen Zweigen der Urproduction ſteht die Landwirthſchaft oben an, denn hier gattet ſich die Kraft des Menſchen unmittelbar mit dem Segen der Natur, hier verbindet ſich ſein Fleiß unmittelbar mit der Wirkſamkeit der Elemente; daher wird auch häufig unter Urproduction im engern Sinne die Landwirthſchaft allein verſtanden. Dieſer Gattung der Production gebührt ſchon darum der Vorzug vor allen übrigen, weil ſie es iſt, welche der induſtriellen Production erſt den Stoff zur Bearbeitung liefert und dem Handel die ergiebigſte Quelle der Thätigkeit öffnet. Nur da, wo Urproducte in gehöriger Menge hervorgebracht werden, können dauernde, gegen Unfälle geſicherte, von fremder Production unabhängige Fabriken und Manufacturen entſtehen und blühen, und dieſe ſind es wieder, welche die Urproduction durch einen erhöhten Abſatz beleben, während ſie die Nationalglieder, deren der Ackerbau zu entbehren vermag, nützlich beſchäftigen. Die Urproduction iſt daher die Baſis, welche dem Kunſtfleiße, wo nicht nothwendig unterliegt, und nicht überall unterliegen kann, doch am ſicherſten zur Grundlage dient und eben darum ganz vorzüglich vom Staate befördert zu werden verdient. Dennoch ſieht man gewöhnlich die Regierungen den entgegengeſetzten Weg einſchlagen, Fabrikweſen erkünſteln, ſtädtiſches Gewerbe auf Koſten des Landbaus begünſtigen, Blut in Strömen für den Gewinn des Handels vergießen, und ſo Wirkung für Urſache wähnend, diejenigen Glieder zuerſt ergreifen, mit denen die Kette des Nationalgewerbes am natürlichſten endet. Auf dreifache Weiſe kann von oben herab die Erhöhung der Urproduction befördert werden, nämlich: 1. durch Vermehrung des Urſtoffs. Streng genommen kann zwar der Urſtoff nicht vermehrt werden, denn der Erdball iſt weder zu vergrößern noch zu vermindern; aber große Landſtrecken werden der Production entzogen durch Seen und Gewäſſer, durch nutzloſe Pflanzen, welche den Boden bedecken; die Befreiung der productiven Erdfläche von dieſen Hinder-

niſſen, das Austrocknen der Seen und Moore, die Ausrottung von Wäldern, die Vertheilung ſchlecht benutzter Gemeinheiten kann man daher mit Recht Gewinnung neuen Urſtoffs nennen. 2. Durch Verbeſſerung des Urſtoffs mittelſt Benutzung und Anwendung der in der Landwirthſchaft gemachten neuen Entdeckungen und Erfahrungen, mittelſt Entfeßlung des Ackerbaus von den zahlloſen, ihn niederdrückenden, Laſten, den Überbleibſeln eines rohen Zeitalters. 3. Durch Erleichterung des Abſatzes der Urproducte, mittelſt Entfernung aller demſelben in Wege ſtehenden Hinderniſſe. In der Staatswirthſchaft werden die Mittel gelehrt, welche von Seiten der Verwaltungsbehörden anzuwenden ſind, um den Urſtoff zur höchſtmöglichen Production zu bringen und alle dazu erfoderliche werthſchaffende Kraft in Bewegung und Thätigkeit u? ſetzen. Mit den Fortſchritten jener Wiſſenſchaft und ihrer größern Verbreitung unter allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, und namentlich unter den öffentlichen Beamten, welche das Staatsruder lenken, ſteht daher die Vervollkommnung und Erweiterung dieſes Hauptzweigs der Werthſchaffung in genaueſter und unmittelbarſter Verbindung. (Siehe Staatswirthſchaft.) KM.

Urſache, oft gleichbedeutend mit Grund, Quelle, iſt eine frühere Urſache, welche macht, daß eine andere ihr gemäß erfolgt, und ſo geſchieht, wie ſie geſchieht, z. B. Krankheit iſt Urſache des Todes. Die zweite Sache iſt Folge, Wirkung. Der Begriff der Urſache iſt ein Stammbegriff des reinen Verſtandes, ohne welchen wir nicht hypothetiſch, ja auch nicht aſſertoriſch urtheilen können, und er drückt ein Verhältniß unter Dingen aus, keinesweges ein Erkenntniß des Weſens derſelben. Wenn wir unter der Urſache die Bedingung von dem, was geſchieht, verſtehen, ſo muß alles, wovon die Erfahrung lehrt, daß es geſchieht, eine Urſache haben. Leucipp ſoll zuerſt mit dem großen Satz: nichts ohne Urſache und Grund, aufgetreten ſeyn. Plato aber ſtellte den großen Grundſatz: was geſchieht, muß eine Urſache haben, deſſen ſich die Vorgänger unerkannt bedienten, wahrſcheinlich zuerſt als einen unumſtößlichen deutlich auf. Kant beſchränkt dieſen Satz der Cauſalität auf das Gebiet der Erfahrung. (S. d. Art. Cauſalität.)

Urſprache. Wenn man die Sprache überhaupt als eine menſchliche Erfindung, d. h. als ein allmählig nach Maaßgabe des Bedürfniſſes und der Cultur entſtandenes Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Sprachwerkzeuge betrachtet, ſo kann die erſte Sprache nur aus wenigen, ſehr einfachen und ſehr unvollkommen articulirten Tönen beſtanden haben. Will man nun dies die Urſprache des menſchlichen Geſchlechts nennen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß keine von den uns bekannten, todten oder lebenden, Sprachen jene urſprüngliche Sprache ſeyn könne. Denn alle dieſe Sprachen ſind ſchon viel zu reich und gebildet, ſo unvollkommen ſie auch übrigens ſeyn mögen. Wie die Menſchen mehr und beſſer ſprechen lernten, ſo verlor ſich auch jene erſte rohe Sprache, die wir jetzt, wenn wir ſie irgendwo vernähmen, kaum für eine Sprache anerkennen würden. Wenn man aber die Sprache für ein göttliches Geſchenk, d. h. für einen, den erſten Menſchen gleich angeſchaffenen oder von Gott als Lehrmeiſter mitgetheilten Inbegriff von Worten und Wortformen hält, ſo hätten freilich die erſten Menſchen bereits eine fertige, wenn auch noch nicht ſehr reiche und gebildete, Sprache geredet. Da aber die Annahme einer ſolchen

Urſprache auf ganz willkührlichen, ſowohl unphiloſophiſchen als unhiſtoriſchen, Vorausſetzungen beruht, ſo iſt es auch ganz thöricht, zu fragen, welches dieſe Urſprache geweſen. Ältere Theologen hielten die hebräiſche dafür, weil das alte Teſtament Gott in dieſer Sprache reden läßt. Wie ungereimt dies Argument ſey, bedarf keines Beweiſes.

Urſtoffe, ſ. Elemente.

Urſulinerinnen ſind Nonnen der h. Urſula, die von der h. Angela zu Brescia 1537 zuerſt ohne Clauſur als eine Schweſterſchaft zur Übung der chriſtlichen Liebe geſtiftet wurden und ſpäter zu 12 Congregationen anwuchſen, wovon die meiſten ſeit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöſtern zuſammenleben, einige in Italien jedoch bei der erſten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuſchheit blieben. Dieſer Orden folgt der Regel des h. Auguſtinus, ſteht unter den Biſchöfen und beſchäftigt ſich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein beſonderes Gelübde verpflichtet iſt. Die Kleidung iſt ſchwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Er zählte im 18ten Jahrh. über 350 Klöſter und die Regierungen haben ihn wegen ſeiner Gemeinnützigkeit bis jetzt beſtehen laſſen. E.

Urtheil, im allgemeinen Sinne, iſt die auf Wahrnehmung und Nachdenken gegründete Erkenntniß von der Beſchaffenheit einer Sache; wie auch der auf ſolcher Erkenntniß beruhende Ausſpruch über dieſelbe; daher wahres und falſches, je nachdem die Umſtände richtig erkannt, verbunden und daraus gefolgert worden. In der Logik die in dem Verſtande gegründete Beſtimmung des Verhältniſſes unſerer Vorſtellungen, mithin Verbindung oder Trennung von Begriffen. Analytiſche (zergliedernde) Urtheile ſind ſolche, in welchen, was in dem einen Begriffe (Subjectbegriffe) liegt, nur ausgeſprochen wird; ſynthetiſche ſolche, in welchen man einen Begriff mit einem andern, der nicht als in ihm enthalten durch bloßes Nachdenken erkannt wird, verbindet. In juriſtiſcher Bedeutung der entſcheidende Ausſpruch eines Richters über eine ſtreitige Sache; daher ein Urtheilsſpruch, ein Urtheil fällen. Ein motivirtes Urtheil iſt dann ein ſolches, wobei die Gründe (Motive), wornach oder woraus gefolgert worden iſt, angeführt ſind. — Geſchmacksurtheil, der Ausſpruch des äſthetiſchen Vermögens (des Geſchmackes) über einen äſthetiſchen Gegenſtand. Da bei dieſem Urtheil mehr das Gefühl in Anſpruch genommen wird, ſo erklärt ſich dadurch die Verſchiedenheit der Geſchmacksurtheile, die alles Entſcheiden in Sachen des Geſchmacks ſo ſchwierig machen.

Urtheilskraft (judicium) iſt die zweite Handlungsweiſe des Verſtandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verſtand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geiſtes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere, und Unterordnung des Beſondern unter das Allgemeine zu beſtimmen. Das Geſetz z. B. iſt das Allgemeine, der dem Richter vorgelegte Fall das Beſondere, von dem er entſcheiden muß, ob er unter dieſem Allgemeinen begriffen ſey oder nicht. Der Verſtand iſt zwar einer Belehrung durch Regeln fähig, Urtheilskraft aber, d. i. das Vermögen, das Beſondere, in ſo fern es ein Fall der Regel iſt, aufzufinden, und ſich der Regeln richtig zu bedienen, kann nur durch eigene Übung vervollkommnet werden. Daher auch die Urtheilskraft das Specifiſche

des ſogenannten Mutterwitzes, deſſen Mangel keine Schule erſetzen kann, deren Wachsthum Reife und derjenige Verſtand heißt, der nicht vor den Jahren kommt. Ein großer Mangel der Urtheilskraft iſt eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem ſolchen Gebrechen iſt gar nicht abzuhelfen. — Beiſpiele haben den großen Nutzen, daß ſie die Urtheilskraft ſchärfen. Was aber die Richtigkeit und Präciſion der Verſtandeseinſicht betrifft, ſo thun allzuhäufige Beiſpiele derſelben einigen Abbruch, weil ſie nur ſelten die Bedingung der Regel adäquat erfüllen. Überdies ſchwächen dieſelben auch oft die Fähigkeit des Verſtandes, Regeln im Allgemeinen einzuſehen. Wer Urtheilskraft in Geſchäften zeigt, iſt geſcheit. — Kant hat eine eigene „Kritik der Urtheils" (2te Aufl. Berlin 1793) geſchrieben. In dieſer unterſucht er, ob das Vermögen der Urtheilskraft, das in der Ordnung unſerer intellectuellen Erkenntnißvermögen zwiſchen dem Verſtande und der Vernunft ein Mittelglied oder den Verband zwiſchen beiden ausmache, nicht auch für ſich, wie nach der Analogie ſchon zu vermuthen iſt, wenigſtens ſubjective Principien a priori habe, die nämlich aus dieſem Vermögen entſpringen und in ihm ſeinen Boden haben. Er unterſucht in dieſer Kritik ferner, ob dieſe Principien a priori conſtitutiv oder blos regulativ ſind, und ob die Urtheilskraft nicht etwa mit einer andern Ordnung unſerer Vorſtellungskräfte in Verbindung zu bringen ſey, nämlich dem Gefühl der Luſt und Unluſt die Regel a priori gebe. Die Kritik der Urtheilskraft beſchäftigt ſich nun mit dieſen Principien a priori, welche aus der Urtheilskraft entſpringen, und welche dem Gefühl der Luſt und Unluſt die Regel geben.

Urverſammlungen (assemblées primaires). Eine der erſten und wichtigſten Verfügungen der erſten oder conſtituirenden Nationalverſammlung beim Anfange der Revolution in Frankreich (1789) war eine neue geographiſche Eintheilung des ganzen Landes. Anſtatt der bis dahin gewöhnlich geweſenen Statthalterſchaften (gouvernements généraux) wurde ganz Frankreich in 88 Departements eingetheilt, die von Flüſſen, Bergen oder Wäldern ihren Namen erhielten, und deren Anzahl in der Folge durch die gemachten Eroberungen ſehr vermehrt wurde. So ſchnell auch dieſe neue Eintheilung zu Stande kam, ſo iſt ſie doch bisher immer beibehalten worden, auch nachdem faſt alles Andere, was jene erſte Nationalverſammlung gethan hatte, untergegangen iſt. Dieſe Departements wurden wieder in Kreiſe (arrondissements) und Bezirke (cantons) getheilt. Nach der Conſtitution hatte jeder Activbürger, d. h. jeder, der ſeinen Antheil zu den öffentlichen Staatslaſten entrichtete, das Recht, mittelbar ſeine Stimme bei der Wahl obrigkeitlicher Perſonen oder Conventsdeputirter zu geben. Es wurden deswegen in den Cantons und Arrondiſſements Wahlverſammlungen angeſtellt, in welchen die Activbürger gewiſſe Wahlmänner (électeurs) ernannten, welche ſodann die zu den ledigen Stellen vorzuſchlagenden Candidaten wählten. Dieſe Verſammlungen für die Ernennung der Wahlmänner hießen assemblées primaires, Urverſammlungen, weil ſie gleichſam die Grundlage der nachherigen Wahlen ausmachten. Bei der Einrichtung dieſer Primair- oder Urverſammlungen ging die Nationalverſammlung von der Idee aus, daß jeder Bürger des Staats ſich als durch einen andern repräſentirt ſollte anſehen können. Dieſer Zweck konnte freilich nicht beſſer als durch die kleinern Urverſammlungen und die von dieſen ausgeſonderten Wahlmänner bewirkt

werden, und es dürfte wohl nicht leicht möglich ſeyn, dieſe Einrichtung wieder aufzuheben. Nur beging die Nationalverſammlung darin einen Fehler, daß ſie das Stimmrecht in den Urverſammlungen nicht auf den Beſitz von Grundſtücken einſchränkte; ſondern auf den geringen Beitrag von drei Livres zu den Contributionen ausdehnte. Die Einrichtung der Verſammlungen der Wahlmänner, oder der Wahlkollegien (collèges électéraux) iſt in der Folge anders organiſirt worden. Die Präſidenten derſelben waren unter Napoleons Regierung auf Lebenszeit ernannt. Unter dem Könige ſind dieſe Präſidenten für die Wahlen neuer Deputirten bisher jedesmal beſonders ernannt worden.

Uſo (ital.), eigentlich Gebrauch, Gewohnheit, wird in Wechſelgeſchäften gebraucht, und bedeutet die Nachſichtszeit, welche demjenigen, auf den ein Wechſel gezogen worden, zur Zahlung deſſelben, nach Sicht (oder Anſicht des Wechſels) geſtattet iſt. Dieſer Uſo oder Nachſichtsfriſt iſt nicht überall einerlei, auch bisweilen an einem und demſelben Orte, nach der Entfernung der Länder, aus welchen die Wechſel eingehen, verſchieden. So iſt z. B. in Amſterdam der Uſo für die Wechſel aus Deutſchland und der Schweiz vierzehn Tage nach Sicht, aus Italien, Spanien und Portugal zwei Monate, aus den übrigen Ländern einen Monat nach Dato des Briefes. In London ſind dieſe Friſten noch länger, und für die Wechſel aus Deutſchland iſt der Uſo ein Monat. Außer dieſem ſind noch an beiden Orten Reſpecttage, in London drei, in Amſterdam ſechs, die nach dem Verfalltage des Wechſels anfangen. In Leipzig iſt der Uſo durchgehends vierzehn Tage nach der Acceptirung des Wechſels; Reſpecttage finden hier nicht Statt.

Uſufructus, ſ. Nießbrauch.

Uſurpator (von d. Lat. usurpare), wird derjenige genannt, der auf widerrechtliche Weiſe die Staatsgewalt, einen Thron oder ſonſt fremdes Eigenthum an ſich reißt, mehr unter dem Scheine irgend eines Rechtsgrundes, als aus offener Raubſucht. Der Lauf der Zeit geſtaltet die erſte Uſurpation zu einem rechtlichen Verhältniſſe; denn alle Machthaber haben entweder durch Entfernung ihrer Vorfahren oder durch allmählige Zueignung der Staatsgewalt ihre Thronen erbaut. Die neueſte Zeit hat nach der Rückkehr der Bourbonen auf den franzöſiſchen Thron das Princip der Legitimität der Uſurpation ſcharf entgegengeſetzt, und die Ausbildung dieſes Princips iſt der eigentliche Gegenſtand und Inhalt der jetzigen Staatsgeſchichte.

Uterus, der Fruchthälter, dasjenige Organ im thieriſchen weiblichen Körper, welches die Frucht enthält bis zur völligen Reife. (S. Geſchlecht u. ſ. w.)

Utica, eine berühmte uralte phöniciſche Pflanzſtadt an der Küſte von Nordafrika, unabhängig von Carthago, doch mit ihm verbunden. Eine beſondere Merkwürdigkeit erhielt ſie durch den Selbſtmord des jüngern Cato, der ſelbſt nach ihr benannt wird. (S. Cato.)

Utopien (aus dem Griech.), Nirgendwo, ein Land, das nicht wirklich exiſtirt. Der berühmte Thomas Morus ſchrieb einen politiſchen Roman Utopia, in welchem er das Ideal eines vollkommnen Freiſtaates aufſtellte, wie er aber freilich nirgends anzutreffen iſt. Nach dieſer Idee verfertigte gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der kaiſerlich öſterreichiſche General Schrebelin eine moraliſch-

ſatiriſche Landkarte unter dem Namen: Tabula Utopiae oder Schlaraffenland. Utopien und Schlaraffenland ſind alſo gleichbedeutende Namen eines blos idealiſchen Landes, deſſen Einwohner vollkommen glücklich ſind.

Ut, Re, Mi, etc. Ut heißt in der Muſik die erſte der ſogenannten Guidoniſchen Sylben, womit man noch gegenwärtig in Frankreich und Italien die Töne der diatoniſchen Tonleiter (d. h. einer Stufenfolge von fünf ganzen und zwei großen halben Tönen) bezeichnet. — Guido d'Arezzo nämlich, ein Benedictinermönch und nachmaliger Abt zu Avellana, aus Arezzo gebürtig, im elften Jahrhundert, machte ſich beſonders durch ſeine Unterrichtsmethode im Geſange und andere bedeutende Verbeſſerungen der damaligen Muſik ſehr verdient. Er theilte den Umfang der damals üblichen Töne, ſtatt der griechiſchen Tetrachorde (eine Folge von vier zu vier Tönen), in Hexachorde (eine Folge von ſechs Tönen), von denen das erſte von C, das zweite von F, das dritte von G ausging, und welche Hexachorde den ganzen Umfang (was die Griechen ein Diagramma nannten) aller damals üblichen diatoniſchen Töne enthielten. Jedes ſeiner Hexachorde enthielt ſechs diatoniſche Töne, die er (vermuthlich um ſeine Schüler im Geſange, in der Ausſprache der Vocale zu üben) mit den Anfangsſylben der halben Verſe einer Hymne an Johannes den Täufer benannte, welche ſich alſo anfing:

Ut queant laxis *Re*ſonare fibris
Mi ra geſtorum *Fa* muli tuorum
Sol ve polluti *La* bii reatum
Sancte Johannes.

Hierdurch nun entſtand die Benennung der ſechs diatoniſchen Töne:

c d e f g a

durch die Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la, welche man daher die Guidoniſchen Sylben, und die Art, im Geſange die Töne auf dieſe Sylben auszuſprechen, die Guidoniſche oder Aretiniſche Solmiſation nennt. Nach Guido's Zeit fügte man noch, um den Raum bis zur Octave zu füllen, für den Ton H (als subsemitonium oder Leitton von c) die Sylbe *Si* (die Anfangsbuchſtaben der letzten Zeile: *Sancte Johannes*, obiger Strophe) bei und vermehrte, ſo wie durch die allmählige Erweiterung des Umfanges der Töne das zunehmende Bedürfniß es heiſchte, die Anzahl der Hexachorde, oder nunmehrigen Heptachorde. Da nun aber nach der Grundregel der Guidoniſchen Solmiſation allemal auf die halben Töne die Sylben mi, fa fallen mußten (wie ſolches durch das erſte Hexachord bei dem halben Ton e (mi), f (fa) begründet iſt), ſo mußte man auch den Eintritt der folgenden Hexachorde ſo einrichten, daß man allemal das mi, fa auf einen halben Ton brachte, und dieſe Abänderung des Eintritts eines neuen Hexachords nennt man die Mutation (Umwechſelung). Durch die Mutation geſchieht es nun, daß nicht jede Sylbe blos einen Ton beſtimmt, ſondern daß die Töne bald durch dieſe, bald durch jene Sylbe benannt werden, je nachdem es die Lage der halben Töne (mi, fa) erfodert, da dem mi allemal das re vorangehen muß. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß die 7te Sylbe, Si, überhaupt nur den ſiebenten Ton (er ſey groß oder klein) bezeichnet, und alſo ſowohl für h als für b gilt, im Hexachord aber nicht mit aufgeführt wird. Setzt man nun mehrere ſolche Hexachorde nach der Regel der Mutation unter einander, nämlich alſo:

C D E F G A H oder: B c d e f g a u. ſ. f.

ut, re, mi, fa, sol, la, - - - - - - - - -

ut, re, mi, - fa, sol, la, - - - -

ut, re, mi, - - fa, sol, la, - - -

ut, re, mi, fa, sol, la, u. ſ. w.

ſo erhält alſo der Ton c die Benennung: ut, sol, fa, der Ton d die Sylben: re, la, sol, u. ſ. w. Daher benennen die Italiener, welche ſich noch gegenwärtig der Guidoniſchen Solmiſation bedienen, die ſechs Töne des Hexachords, die wir im Deutſchen blos mit den Buchſtaben unſers Alphabets benennen, auf nachſtehende Art. Nämlich:

Deutſche Benennung:	c	d	e
Italieniſche -	c, sol, fa, ut,	d, la, sol, re,	e, la, mi,
Deutſche Benennung:	f	g	a
Italieniſche -	f, fa, ut,	g, sol, re, ut,	a, la, mi, re.

Unſer deutſches H (den untern halben Ton von c) nennen ſie B mi, und unſer B (das durch b erniedrigte h) nennen ſie B fa. Die durch ♯ erhöhten Töne bezeichnen ſie durch das Beiwort diesis, z. B. cis heißt c, sol, fa, ut, diesis. Dis heißt d, la, sol, re, diesis u. ſ. w. Die durch b erniedrigten Töne aber durch bemolle, z. B. des heißt d, la, sol, re, bemolle. Es heißt e, la, mi, bemolle u. ſ. w. Beim Singen brauchen überdies die Italiener noch ſtatt der Sylbe *Ut* die Sylbe *Do*. Alſo nicht *Ut*, re, mi, fa etc., ſondern *Do*, re, mi etc. — Auch die Franzoſen bedienen ſich noch der Guidoniſchen Sylben zur Benennung der Töne; allein nicht nach der Art der Italiener, ſondern bei ihnen bezeichnet jede Sylbe blos den Ton der natürlichen Tonleiter. Alſo das Ut blos c, das Re blos d u. ſ. w. Auch heißt bei ihnen das H nicht *Bmi*, ſondern blos *si*, und unſer B nicht *Bfa*, ſondern si bémolle, da auch ſie die erniedrigten Töne durch *bémolle*, ſo wie die erhöhten durch *Dièse*, bezeichnen, z. B. des, es, as, ꝛc. re, bémolle, mi bémolle, la bémolle, cis, dis, fis u. ſ. w. ut, dièse, re dièse, fa dièse etc.
F. U.

Uterini, Schooßgeſchwiſter, Kinder einer und derſelben Mutter.

Utraquiſten, ſ. **Sub utraque** und **Calixtiner**.

Utrecht iſt der Name einer der achtzehn Provinzen des jetzigen Königreichs der Niederlande (ſonſt einer der ſieben vereinigten Provinzen) und der Hauptſtadt derſelben. Die Provinz Utrecht, die dritte in der Rangordnung, wird von den Provinzen Holland und Geldern und von der Zuyder See umgeben, iſt 24 Quadratmeilen groß, hat 108,000 Einwohner, und einen fruchtbaren, zum Theil

etwas hergigen Boden. Die Stadt Utrecht liegt in einer angenehmen Gegend am alten Rhein, iſt groß aber alterthümlich gebaut, und hat in 8000 Häuſern über 32,000 Einwohner. Sie hat verſchiedene ſchöne Gebäude, viel Kirchen und Bethäuſer verſchiedener Religionsverwandten, und angenehme Promenaden, unter welchen die an der Oſtſeite der Stadt angelegte, aus acht Alleen von Lindenbäumen beſtehende, über 2000 Schritt lange Maillebahn die berühmteſte iſt. Es giebt hier verſchiedene Seiden-, Spiegel- und Gewehrfabriken. Die hieſige Univerſität wurde 1634 von den Ständen der vereinigten Niederlande geſtiftet und 1636 eingeweiht. Es gehören zu derſelben ein anatomiſches Theater, ein botaniſcher Garten, ein phyſikaliſches Cabinet, eine Sternwarte und ein Muſeum der Künſte. Zu Utrecht wurde am 23ſten Januar 1579 die ſogenannte Union der ſieben vereinigten Provinzen (ſ. d. Art. Union), welche als das erſte und vornehmſte Grundgeſetz derſelben angeſehen wurde, geſchloſſen. Auch wurden die Verſammlungen der Generalſtaaten anfangs hier gehalten, bis ſie 1593 nach dem Haag verlegt wurden, wo ſie nachher bis zu den neuern Zeiten blieben. Über den 1713 hier geſchloſſenen Frieden ſ. den folgenden Artikel.

Utrechter Friede (geſchl. 1713), macht Epoche in der Geſchichte des europäiſchen Gleichgewichtſyſtems, weil er die brittiſche Macht in der Reihe der Hauptſtaaten voranſtellte, und dadurch Frankreichs Politik zuerſt in feſte Schranken zurückwies. — Der Tod Carls II., Königs von Spanien (d. 1. Nov. 1700), des letzten Habsburg in Spanien, veranlaßte einen Erbfolgeſtreit, der ganz Europa unter die Waffen rief und bis ins J. 1710 mit abwechſelndem Glücke fortgeführt wurde. Es galt, die Kronen von Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, Mailand und die großen ſpaniſchen Beſitzungen jenſeit des Weltmeers entweder mit dem mächtigen Öſterreich oder dem nicht minder furchtbaren Frankreich vereinigt zu ſehen. Kaiſer Leopold I., aus dem öſterreichiſchen Hauſe Habsburg, foderte nämlich die ungetheilte Erbfolge für ſeinen zweiten Sohn, den Erzherzog Carl (nachmals Kaiſer Carl VI.), als Agnat. Ludwig XIV. aber foderte ſie aus dem Teſtamente Carls II. für ſeinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou (nachmals König Philipp V.). Für jenen ſtritten England, das Reich und die Generalſtaaten, für dieſen die Churfürſten von Bayern und Cöln als Frankreichs Bundesgenoſſen. Wilhelm III., König von England und Erbſtatthalter von Holland, war der Stifter des Bundes gegen Frankreich geweſen, und Anna, ſeine Nachfolgerin, folgte ſeinen politiſchen Grundſätzen. Als aber nach mehreren blutigen Feldzügen Ludwig XIV. ſchon zum Nachgeben bereit war, änderte des Kaiſers Joſeph I. (Leopolds I. Nachfolger) Tod im Jahre 1711 das Syſtem und in England erhob ſich um dieſelbe Zeit in der Gunſt der Königin die Partei der Tories (ſ. d. Art.), welche für den Frieden war, und ſtürzte das Whigminiſterium und die Kriegspartei, deren Seele Marlborough war. Da nun Carl VI., als Joſephs I. Bruder und Nachfolger, im Beſitz von Öſterreich, Ungarn und Böhmen und der Kaiſerwürde, durch den Anfall der geſammten ſpaniſchen Monarchie eine das Gleichgewicht der Staaten bedrohende Macht vereinigt haben würde, andrer Seits aber Frankreichs und Spaniens Scepter in verſchiedenen Linien getrennt bleiben konnte, ſo neigte ſich der engliſche Hof zur Erneuerung der bereits öfter vergeblich angeknüpften Friedensunterhandlungen. Die (man ſagt) durch franzöſi-

ſche Politik herbeigeführte Ungnade des Herzogs Marlborough, oder, wie Andere ſagen, der durch ein Paar Handſchuhe der Herzogin beleidigte Stolz der Königin Anna förderten ſehr das Friedensgeſchäft. Graf Tallard, der als Kriegsgefangener in England ſich befand, machte dem nach dem Sturze des Whigminiſteriums geſtiegenen Bolingbroke die erſten Eröffnungen; im Oct. 1711 war man bereits über die Hauptpunkte einig und machte ſie als Präliminarien bekannt. Die Königin, durch Verträge zu gemeinſamem Unterhandeln verpflichtet, benachrichtigte ſogleich die Alliirten davon. Allein der Kaiſer fand dieſe Artikel gar nicht angemeſſen und beharrte auf der Fortſetzung des Krieges. England erklärte hierauf, daß es einen Separatfrieden ſchließen werde, wenn man nicht zu einem Congreſſe zuſammentreten wollte. Alſo wurde **Utrecht** zum Verſammlungsorte, und der 12te Januar 1712 zur Eröffnung des Congreſſes beſtimmt. Die ausgezeichnetſten unter den hier verſammelten Geſandten waren der Marſchall d'Uxelles und der Abbé Polignac von Seiten Frankreichs, der Biſchof von Briſtol von Seiten Englands, der Graf von Sinzendorf von Seiten des römiſchen Kaiſers, u. ſ. f. — Frankreich erbot ſich, die jetzt beſtehende Regierung in England und ihre Succeſſion anzuerkennen, die Feſtungswerke von Dünkirchen zu ſchleifen, die Inſeln St. Chriſtoph, Terreneuve u. ſ. w. und die Hudſonsbay, mit Vorbehalt des Stockfiſchfangs, an England abzutreten, den Generalſtaaten Ypern, Knocke u. ſ. w. zu überlaſſen und einen angemeſſenen Handelsvertrag mit denſelben zu ſchließen, wogegen es Douay, Bouchain u. ſ. w. begehrte; auf die italieniſchen Reiche der ſpaniſchen Monarchie zu verzichten, wogegen das Haus Habsburg alle Anſprüche auf die ſpaniſche Erbfolge aufgeben ſollte; am Rheine ſollen die Gränzen dieſelben bleiben, wie ſie vor dem Kriege geweſen; die Churfürſten von Cöln und Bayern ſollen in alle ihre Rechte wieder eingeſetzt werden, wie ſie vor dem Kriege geweſen ſind; dagegen wolle es Preußen in ſeiner königlichen Würde anerkennen; Frankreichs und Spaniens Kronen ſollen nie auf einem Haupte vereinigt werden u. ſ. f. — **Kaiſer und Reich** begehrten, daß Frankreich alles durch die Friedensſchlüſſe zu Münſter, Nimwegen und Ryßwick ihm Zugefallene, ſo wie alle in Spanien, Italien und in den Niederlanden eroberten Plätze wieder herausgeben, und daß das ganze ſpaniſche Erbe dem Habsburgiſchen Hauſe zufallen ſolle. — **England** foderte die Anerkennung der proteſtantiſchen Succeſſion, die Entfernung des engliſchen Kronprätendenten aus Frankreich, Abtretung der Inſeln St. Chriſtoph u. ſ. w., die Errichtung eines Handelstractats, und eine billige Entſchädigung für die Alliirten. Die erſten Conferenzen waren ohne Reſultate, und die franzöſiſchen Geſandten fanden bald Veranlaſſung, ſie zu unterbrechen, in der Abſicht, England zu einem Separatfrieden zu bringen. In dieſem Falle hoffte man dann gegen die übrigen Alliirten entweder im Gang der Unterhandlungen oder durch das Glück der Waffen gemäßigtere Foderungen zu erringen. Wirklich wurden die Unterhandlungen mit England ins geheim mit Erfolg fortgeſetzt; denn die Königin ſchloß einen Waffenſtillſtand, wodurch die Unternehmungen der Alliirten gehemmt wurden, ja der Kaiſer Spanien ganz aufgeben, und einen nachtheiligen Evacuationstractat eingehen mußte. Am 19ten Auguſt wurden Frankreich und England bereits über die Hauptpunkte einig; die Generalſtaaten, Portugal,

Preußen, Savoyen (das Sicilien erhielt) u. ſ. w. traten dieſen Unterhandlungen bei, und ſo brachte Frankreich am 11ten April 1713 in Utrecht neun einzelne Friedensſchlüſſe zu Stande. England erlangte dadurch von Frankreich alles Vorerwähnte, von Spanien Gibraltar und Minorca nebſt dem Negerhandel für das ſpaniſche Weſtindien, und legte insbeſondere den Grundſtein zu ſeiner darauf ſo furchtbar erwachſenen Herrſchaft zur See. In dieſer Hinſicht iſt der an demſelben Tage unterzeichnete Handels- und Schifffahrtsvertrag merkwürdig, deſſen Grundſätze Napoleon hundert Jahre ſpäter gegen England wieder geltend machen wollte. Der 17te Art. verordnete nämlich: „Allen großbritanniſchen und franzöſiſchen Unterthanen ſoll freiſtehen, nach den Häfen zu ſchiffen, die mit dem einen oder andern Theile im Krieg begriffen ſind, und dies nicht nur aus feindlichen Häfen in einen neutralen, ſondern auch aus einem friedlichen Ort in einen feindlichen. Unter dieſer Freiheit der Schiffe ſind auch die darauf befindlichen Menſchen begriffen, wenn ſie keine Soldaten ſind. Und durch den 18ten Art.: „Dieſe Freiheit erſtreckt ſich auf alle auf dem Schiffe befindlichen Waaren, wenn auch dieſe dem Feinde zugehören ſollten, die Contrabanden ausgenommen,“ ward die Handelsfreiheit der Neutralen anerkannt und der völkerrechtliche Grundſatz: frei Schiff macht frei Gut. Vgl. die Schrift: Le traité d'Utrecht réclamé par la France etc. Leips. 1814. England erfuhr ſchon bei dieſem Friedensſchluſſe, welchen Einfluß es auf die Mächte des Continents äußern könne; denn nur ſein Abfall von der Allianz zwang die übrigen zu gleichen Unterhandlungen. Durch dieſen Abfall konnte es ſich günſtige Reſultate erkaufen, denn das furchtbare Dünkirchen verſchwand, es gewann die Hudſonsbay und große Wichtigkeit in Weſtindien, Gibraltar und damit den Schlüſſel zum mittelländiſchen Meere. — Mit Kaiſer und Reich ward in Utrecht gar kein Friede zu Stande gebracht, ſondern die Unterhandlungen kamen erſt im folgenden Jahre zu Raſtadt und Baden zu dem erwünſchten Ende. Spanien und Öſterreich aber verſöhnten ſich erſt durch den Wiener Tractat vom 30ſten April 1725. S. d. Art. Friedensſchlüſſe, Ludwig XIV., Eugen, Marlborough u. ſ. w.

Uz (Johann Peter), zuletzt königl. preuß. geheimer Juſtizrath und Director des Landgerichts zu Anſpach, wurde daſelbſt am 3ten Oct. 1720 geboren. Außer ſeiner allgemeinen Liebe zu den Wiſſenſchaften zeigte ſich ſchon früh ſehr beſtimmt eine Neigung zur Mahlerei und Poeſie in ihm. In Halle, wohin er 1739 zur Fortſetzung ſeiner Studien ging, ſchloß er mit Gleim, der zu gleicher Zeit dort ſtudirte, einen engen Freundſchaftsverein, dem ſich auch ſpäterhin Götz beigeſellte. Uz überſetzte in Halle einige Stücke aus dem Homer, Pindar, Anakreon und nahm zugleich thätigen Antheil an Götzens Überſetzung dieſes letzten Dichters. Im Jahre 1743 verließ er Halle und kehrte nach Anſpach zurück, wo er ſeine Zeit den Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt widmete. Drei Jahre ſpäter erſchien ſeine mit Götz zugleich vollendete Überſetzung des Anakreon, welches vielleicht die geſchmackvollſte Überſetzung eines alten Dichters war, die damals in Deutſchland exiſtirte. Vom Jahre 1748 an trat er bei einem Anſpachiſchen Juſtizrath als Secretär in Dienſt und bekleidete dieſe Stelle ohne Gehalt während zwölf Jahre. Die Muße, welche ihm dieſelbe gewährte, wandte er zu fortgeſetzten Verſuchen im lyriſchen

Fache an, und ſo entſtand die kleine Sammlung lyriſcher Gedichte, die ſein Freund Gleim 1749 zum Druck beförderte. Nachdem bereits durch dieſe Poeſien ſein Ruf als Dichter begründet war, ward ſein Sieg des Liebesgottes, ein erzählendes Gedicht in vier Geſängen, mit nicht geringem Beifalle aufgenommen. Doch zog es ihm Streitigkeiten mit Bodmer und deſſen Freunden zu, die indeß jetzt vergeſſen ſind. Im Jahre 1755 erſchien ſeine Theodicee, ein Werk, welches unter allen ſeinen Gedichten den meiſten poetiſchen Werth hat, und 1760 ſein Lehrgedicht, die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn, welchem damals ein vorzüglicher Werth unter den Erzeugniſſen in dieſem Fache zugeſtanden wurde; auch vermehrte er ſeine bereits 1755 herausgekommenen Oden und Lieder mit einem dritten und vierten Bande. Bisher hatte Uz ohne bedeutende öffentliche Geſchäfte gelebt, und ſeine Zeit der Dichtkunſt gewidmet; im J. 1763 ward er zum Aſſeſſor des kaiſerlichen Landgerichts ernannt. Nachdem er noch eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte, denen das fünfte und ſechste Buch ſeiner Oden und Lieder beigefügt wurde, für den Druck vorbereitet hatte, und dieſe 1768 von Weiße in einer ſplendiden Ausgabe herausgegeben worden war, entſagte er fortan allen poetiſchen Arbeiten, und widmete ſich blos den Geſchäften ſeines neuen Amtes. Späterhin verband er ſich mit ſeinen Freunden Junkheim und Hirſch zu einer proſaiſchen Überſetzung der geſammten Werke des Horaz, welche 1773 erſchien und in ihrer Art gelungen genannt werden kann. Noch arbeitete er 1781 auf Verlangen ſeines Fürſten mit Junkheim das neue Anſpachiſche Geſangbuch aus, das durch ſeine Mitwirkung einen allgemein anerkannten Werth erhielt. Im J. 1771 ward der Wirkungskreis ſeines Amts vergrößert, indem man ihn zum Mitgliede des neu eingerichteten Scholarchats einſetzte. Im J. 1790 ernannte ihn der Markgraf zum burggräflichen Director, und als die Anſpachiſchen Länder dem Könige von Preußen anheim fielen, wurde er zum wirklichen königlich preußiſchen geheimen Juſtizrath und Landrichter zu Anſpach ernannt, und wenige Stunden vor ſeinem Tode, am 12ten Mai 1796, wurde ihm noch das desfallſige Patent überbracht. Einige Wochen vorher hatte er einen Anfall vom Schlagfluſſe gehabt, an deſſen Folgen er in ſeinem 76ſten Jahre ſtarb. Als lyriſcher Dichter zeichnet ſich Uz durch echten Gehalt und Correctheit vortheilhaft aus und mehrere ſeiner Gedichte werden ſtets ihren Werth behalten.

V.

V, der zwei und zwanzigſte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher mit dem F gleich lautet, ausgenommen in der Mitte der Wörter, wo er wie ein W ausgeſprochen wird.

Vacciniren, Vaccine (vom lateiniſchen vacca, die Kuh), die Kuhpocke, die Kuhpocken einimpfen, der bei den Franzoſen gewöhnliche Ausdruck, von den Deutſchen jetzt ſeltener gebraucht. (S. d. Art. Inoculation, Jenner und Kuhpocken.)

Vademecum (ein zuſammengeſetztes lateiniſches Wort: Gehe mit mir) iſt der Titel von Sammlungen luſtiger Einfälle und Schwänke, die zur Unterhaltung dienen ſollen, ein Taſchenbuch, das man mit ſich nimmt, um ſich zu unterhalten. Dieſer Titel wurde zuerſt einem aſcetiſchen Buche gegeben: Vademecum piorum Christianorum, Cöln 1709. Im J. 1764 erſchien zu Altona das Vademecum für luſtige Leute und nun folgten mehrere ähnliche Sammlungen für Dichter, Studenten, Schauſpieler, Soldaten ꝛc. Da die in dergleichen Sammlungen enthaltenen Geſchichten zum Theil ohne Witz und ſchon oft wiederholt worden ſind, ſo bezeichnet man mit der Benennung Vademecums-Geſchichte eine Erzählung ohne innern Gehalt, oder die ſchon oft vorgekommen iſt. An die Stelle der Vademecums traten in der Folge die Sammlungen von witzigen Einfällen und Anekdoten, Anekdotenalmanache u. dergl. In dieſe Claſſe gehören auch die Bücher, welche unter dem Namen der Ana (ſ. d. Art.) bekannt ſind.

Vacuum, ſ. Leere.

Vacuum (Leydner). Die Theorie der Leydner Flaſche iſt in dem Art. Flaſche gegeben, welchen man zuvor vergleichen mag. Iſt eine ſolche Flaſche dergeſtalt eingerichtet, daß man die Luft auspumpen kann, um die Erſcheinungen des electriſchen Lichtes im luftleeren Raume darzuſtellen, ſo erhält ſie den Namen des Leydner Vacuum.

Vagabunden ſind im rechtlichen Sinne alle diejenigen, welche das Domicil, welches ſie hatten, verließen und nun ohne ein ſolches herumſchweifen; dann ein Landſtreicher. (Vergl. Gaunerweſen.)

Valencia, eine der Provinzen Spaniens, welche zur Krone Aragon gehörte und zwiſchen dem mittelländiſchen Meere, Murcia, Cuença, Aragon und Cataluña belegen iſt; ein herrliches Land von 381½ Q. Meilen, das als das gefeierte Eden Spaniens geſchildert wird und ſich unter dem ſchönſten Himmel Europens ausbreitet; voller Berge (ſämmtlich Äſte der iberiſchen Gebirgskette), Thäler und kleiner Ebenen, reichlich bewäſſert, beſonders vom Xucar, Segura und Tyria oder Guadalaviar. Das Clima iſt außerordentlich ſchön, da der Himmel faſt beſtändig heiter iſt, und erfriſchende Seewinde die Hitze mildern. Reif und Nebel ſind ganz ungewöhnlich. Der üppig fruchtbare Boden, der die edelſten Producte Spaniens, beſonders den herrlichen Alicantewein, Olivenöl, Südfrüchte, und unter dieſen auch Datteln, Karuben, Aloe, Zuckerrohr, Waizen, Soda, Flachs und Hanf, Esparto u. ſ. w. in hoher Güte hervorbringt und Überfluß an den gewöhnlichen Hausthieren, Bienen, Seidenwürmern und allerlei Metallen und Mineralien hat, iſt von ſeinen 830,000 Einwohnern auf das beſte angebaut; nirgends in Spanien findet man ſo angenehme Huertas wie hier, nirgends wird die Landwirthſchaft einſichtsvoller betrieben, und nirgends iſt die Kunſt der Bewäſſerung ſo hoch getrieben. Sie iſt zugleich nach Cataluña und Galicia die betriebſamſte Provinz des Reichs, die eine anſehnliche Seiden-, Leinen- und Wollenweberei, ſtarke Brennereien, Papier-, Esparto- und Zuckerfabriken, Töpfereien und Seifenſiedereien unterhält. Alles, was ſie an natürlichen und Kunſterzeugniſſen zur Ausfuhr bringt, ſteigt auf den Werth von faſt 17 Mill. Gulden. Übrigens gehörte ſie von Alters her zur Krone Aragon, war eine Zeit lang von den Mauren eingenommen, und hat zwar ihre Vorrechte 1814 verloren, doch aber noch ihr eignes Provincialrecht und Audienz

behalten. — Die gleichnamige Hauptſtadt liegt in einer höchſt reizenden und fruchtbaren Huerta am Turia oder Guadalaviar, über welchen fünf ſteinerne Brücken führen, und zählt 5290 Häuſer und 100,000 Einwohner. Sie iſt mit Mauern und Wällen umgeben, hat eine kleine Citadelle, fünf Vorſtädte, enge winkliche, aber mit vielen ſchönen Gebäuden gezierte Straßen, neun öffentliche Pläze, 74 Kirchen, 40 Klöſter und 16 Hospitäler. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind beſonders zu merken: der königliche Palaſt, die Börſe, das Zollhaus, mehrere geſchmackvolle Kirchen, das allgemeine Hospital, zugleich Findel- und Irrenhaus, worin 740 Perſonen unterhalten werden. Sie iſt der Sitz des Generalcapitäns von Valencia, eines Erzbiſchofs, einer königlichen Audienz, einer Univerſität, einer Akademie der bildenden Künſte und einer ökonomiſchen Societät. Die hieſigen Seidenzeug- und Strumpfwebereien beſchäftigen 3618 Stühle und mehr als 22,000 Menſchen; um die Stadt her ſtehen gegen funfzig Papiermühlen. Außer dieſen giebt es noch viele andere Fabriken, welche nebſt dem lebhaften Land- und Seehandel der Stadt viele Nahrung verſchaffen. Zwar liegt ſie 3000 Schritte vom Meere, allein es dient die bei dem Flecken Grao, eine halbe Stunde von Valencia, befindliche Rhede ihr zum Hafen. Die Alameda, ein reizender Spaziergang von Orangen-, Granat- und Palmbäumen, führt dahin. Überhaupt ſind die Umgebungen von Valencia äußerſt reizend und fruchtbar an Maulbeer-, Citronen- und Orangenbäumen, deren Wohlgerüche die ganze Atmoſphäre anfüllen. Man findet die vorzüglichſten Reben, welche dreizehn bis vierzehn Pfund ſchwere Trauben tragen, Melonen aller Gattungen, Artiſchocken ꝛc.

Valenciennes, eine franzöſiſche Stadt und ſtarke Feſtung an der Schelde, im Departement Norden. Sie hat eine ſtarke, von Vauban erbaute Citadelle, die, wie die Stadt, mehrere hartnäckige Belagerungen ausgehalten hat, und zählt in 2500 Häuſern 16,918 Einwohner, die nicht allein vortrefflichen Battiſt und Linon, wovon jährlich gegen 50,000 Stück auswärts gehen, ſondern auch die bekannten dentelles de Valenciennes in größter Vollkommenheit liefern.

Valentinian. Dieſen Namen führen drei römiſche Kaiſer. Valentinian I. kam 364 zur Regierung, und theilte dieſe mit ſeinem Bruder Valens, dem er das Morgenland überließ. Zwar tapfer, aber roh und unwiſſend, und den gröbſten Ausſchweifungen ergeben, vermochte er nicht, den Verfall des Reiches abzuwehren. Er ſtarb, nachdem er gegen die ſlaviſchen und teutoniſchen Völker vergebens gekämpft hatte, 375. — Valentinian II., des Vorigen Sohn, regierte unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Juſtina, und wurde von einem fränkiſchen Feldherrn, Arbogeſtes, 392 erſchlagen. — Valentinian III. ſaß vom Jahr 425 — 455 auf dem kaiſerlichen Throne, und ſah in dieſer unglücklichen Zeit Spanien durch die Sueven und Weſtgothen, Gallien durch die Franken verloren gehen, und Italien von den Hunnen unter Attila verwüſtet werden. Nichtswürdig und wollüſtig kam er durch eine Verſchwörung um.

Valentinianer, ſ. Gnoſtiker.

Valerianus (Publius Licinius), römiſcher Kaiſer von 250 bis 260 der chriſtlichen Zeitrechnung, geboren 190. Er ſtammte aus einem edlen Geſchlechte und hatte ſich als Feldherr in verſchiedenen Kriegen, ſo wie überhaupt durch ſeinen großen und vorwurfsfreien

Charakter, ausgezeichnet. Als einer ſeiner Vorgänger, der Kaiſer Decius, um den Verfall des römiſchen Reichs zu hemmen, das in Rom ehemals gewöhnlich geweſene Amt eines Cenſors wieder einführte, wurde Valerian vom Senate einſtimmig für dieſe Stelle gewählt. Aber kein Cenſor konnte damals mehr die ganz geſunkenen Sitten der Römer wieder herſtellen. Valerian wurde, wie verſchiedene ſeiner Vorgänger, von den Legionen zum Kaiſer ernannt. Da er ſchon ſechzig Jahr alt war, als er dieſe Würde erhielt, wollte er ſie, vielleicht im Gefühle ſeiner Schwäche, mit einem Andern theilen, und wählte ſeinen Sohn Gallien zum Mitregenten. Aber die Lage des römiſchen Reichs war damals ſo beſchaffen, daß die ganze Periode ihrer vereinigten Regierung faſt nichts als Verwirrung im Innern des Reichs, und von außen wiederholte Angriffe fremder Völker, der Deutſchen, Gothen und Perſer enthält. In der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts (225) war in Aſien ein neues perſiſches Reich von Artaxerxes geſtiftet worden. Sein Nachfolger Sapor ſuchte die Provinzen, welche die Römer früher von Perſien abgeriſſen hatten, wieder zu erobern, und es gelang ihm. Der Kaiſer Valerian ging ſelbſt mit einer Armee ihm entgegen, ward aber in der Nähe von Edeſſa (260) geſchlagen und ſelbſt gefangen genommen. Sapor behandelte ihn, wenn anders die Erzählungen der Geſchichtſchreiber nicht übertrieben ſind, auf eine unwürdige Art. Der unglückliche Valerian war täglich dem Muthwillen des Volks ausgeſetzt; wenn der perſiſche König zu Pferde ſteigen wollte, trat er mit dem Fuße auf Valerians Nacken, und als dieſer vor Gram ſtarb, ließ er ſeine Haut ausſtopfen, um ſie als ein Denkmal ſeines Triumphes aufzubewahren. Valerian hatte ſich im Anfange ſeiner Regierung ſehr geneigt gegen die Chriſten bewieſen, ließ ſich aber nachher verleiten, ſie heftig zu verfolgen.

Valerius, ein Name, den eine Menge Römer führten, unter denen der merkwürdigſte wohl der ſeyn möchte, der, als ein Haupttheilnehmer an der bekannten Verſchwörung gegen den letzten König, Tarquinius Superbus, ſich durch ſeine Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, wie durch ſeine Rechtlichkeit und Popularität, auszeichnete; daher er auch den Beinamen, **Publicola**, oder **Poplicola**, d. h. Volksfreund, erhielt. Er war auch mit **Brutus** einer der erſten Conſuln des neuen Freiſtaates, und verwaltete dieſe Würde nach deſſen Tode eine Zeit lang allein mit der größten Uneigennützigkeit, und machte verſchiedene dem Volke ſehr nützliche und auf die Erhaltung der bürgerlichen Freiheit abzweckende Verordnungen. Noch dreimal verwaltete er darauf mit Ruhe das Conſulat, und zeichnete ſich auch als Feldherr durch Tapferkeit und Geſchicklichkeit aus. Unter andern beſiegte er die Sabiner und triumphirte über ſie. Bald nachher ſtarb er ſo arm, daß er auf Koſten des Staats begraben werden mußte. Man errichtete ihm aus Dankbarkeit ein Grabmal am Markte, und die römiſchen Frauen ehrten ſein Andenken wie das des Brutus dadurch, daß ſie ein ganzes Jahr um ihn trauerten.

Valerius Flaccus (Caj.), ſ. **Flaccus** (C. Val.).

Valerius Maximus, ein römiſcher Geſchichtſchreiber, der ums J. Chr. 30 in neun Büchern dicta et facta memorabilia ſchrieb, und darin die Sitten, Gebräuche, Tugenden und Laſter u. ſ. w. durch Beiſpiele aus der Geſchichte der Römer und anderer Völker zu erläutern ſuchte. Er ſtammte vermuthlich aus einer Patri-

cierfamilie da, diente unter Sextus Pompejus in Aſien, und zog ſich nachher in die Einſamkeit zurück, deren Frucht obiges Werk iſt. Sein Styl iſt ungleich und geziert. Unter den Ausgaben iſt die von Torrenius (Leyden, 1726, 4.) die vorzüglichſte. Sie liegt den neuern von Kapp (Leipzig 1782, 8.) und Helfrecht (Hof 1799) zum Grunde. Wir beſitzen mehrere deutſche Überſetzungen von dieſem Werke; die neueſte iſt von einem Ungenannten. (Frankfurt a. M. 1805—7.)

Valetta, die bewunderte Hauptſtadt der brittiſchen Inſel Malta, einſt der Hauptſitz des Malteſerordens und jetzt noch eine eigentlich aus fünf Theilen, Citta nuova, Citta Vittorioſa, Senglea, Burmola und Cottonera, beſtehende gutgebaute Stadt, die von der Seeſeite mit ihren vielen Paläſten und ihren prächtigen Kirchen einen überaus reizenden Anblick gewährt und in 3500 Häuſern 33,470 Einwohner zählt. Die Straßen ſind breit und mit Lava gepflaſtert, die Kaien an den Häfen mit den ſchönſten Prachtgebäuden beſetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich der vormalige Palaſt des Großmeiſters, jetzt die Reſidenz des Gouverneurs, die Paläſte der ſieben Zeugen, das Stadthaus, die Kathedralkirche und 25 andere Kirchen, das Zeughaus 2c. aus. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſind eine Bibliothek und eine Sternwarte zu bemerken. Sie hat drei eben ſo geräumige als ſichere Häfen, und iſt ſeit der brittiſchen Beſitznahme ein Markt für die Berbarei geworden, auch zum Freihafen erklärt. Ihr Handel nimmt von Tage zu Tage zu, auch unterhalten ihre fleißigen Bewohner mehrere Manufacturen. Bewundernswürdig ſind ihre Feſtungswerke, die meiſtens in Felſen eingehauen ſind und den Platz unbezwinglich machen, wenn Eintracht ſeine Vertheidiger beſeelt und es nicht an Nahrung und Munition fehlt. An ihren Mauern brach ſich 1565 Suleimans Glück, und die muthvolle Vertheidigung der Ritter, die ſeine ganze Macht bedrohete, gehört gewiß unter die ſchönſten Thaten des ſechzehnten Jahrhunderts. 1798 lieferte ſie Verrath den Franzoſen, 1800 Hunger den Britten in die Hände.

Valkenaer (Ludw. Kasp.) wurde den 7ten Jun. 1715 zu Leuwarden geboren, ſtudirte zu Franecker alte Literatur, Philoſophie und Theologie, wurde 1741 Profeſſor der griechiſchen Sprache in Franecker und in der Folge in Leyden, wo er den 14ten März 1785 ſtarb. Er war einer der verdienſtvollſten Philologen, der große Beſcheidenheit mit gründlicher Kenntniß ſeines Gegenſtandes verband. Er begleitete mehrere griechiſche Schriftſteller mit ſchätzbaren Commentaren, namentlich den Theokrit, die Phöniſſen und den Hippolyt des Euripides, und wirkte gleich thätig durch mündlichen Unterricht für Verbreitung des humaniſtiſchen Studiums.

Valla (Laurentius), ein berühmter Philolog des 15ten Jahrhunderts, der um die Wiederherſtellung der alten claſſiſchen Literatur in Italien viel Verdienſte hat, geboren zu Piacenza 1416. Er lehrte die ſchönen Wiſſenſchaften und Rhetorik mit Ruhm und Beifall in verſchiedenen Hauptſtädten Italiens. Aber ſeine Streitſucht und Neigung, Andere zu tadeln, erregten ihm Feinde, die ihm viel Böſes nachſagten. Er verließ Rom und ging nach Neapel, wo der König Alfons V., ein großer Beſchützer der Wiſſenſchaften, ihn aufnahm, und, obgleich ſchon funfzig Jahre alt, noch von ihm ſich in der lateiniſchen Sprache unterrichten ließ. Die Händel, die er hier mit der Inquiſition wegen ſeiner zu freien Äußerungen über religiöſe Ge-

genſtände gehabt, und die beſchimpfende Strafe, die er deswegen erfahren haben ſoll, daß er nämlich öffentlich mit Ruthen gepeiſcht worden, wollen Einige für bloße Verläumdungen ſeiner Gegner halten. Er ging nach Rom zurück, war hier päpſtlicher Secretär, Canonicus an der Kirche zu St. Johannes im Lateran, und ward, als er 1465 ſtarb, in dieſer Kirche begraben, wo ihm ein ehrenvolles Denkmal errichtet wurde. Unter ſeinen Werken werden die Elegantiae latini sermonis in ſechs Büchern für das vorzüglichſte gehalten; die andern ſind: eine Abhandlung über das Wahre und Falſche; eine Geſchichte Ferdinands, Königs von Aragonien; eine Abhandlung über die angebliche Schenkung Conſtantins des Großen und Überſetzungen des Herodot, Thucydides und Homer.

Valladolid, eine zur Krone Caſtilien gehörige Provinz des Königreichs Spanien; die auf 160¼ Q. Meile nur 187,390 Einw. zählt, und trotz ihrer hohen Fruchtbarkeit zu den ödeſten und nahrungsloſeſten Provinzen des Reiches gehört. Die gleichnamige Hauptſtadt am Piſuerga hat 11,000 Häuſer und etwa 30,000 Einwohner, iſt aber ein todter gewerbloſer Ort, der blos durch die daſelbſt befindliche Univerſität, die vornehmſte in Spanien, einiges Leben gewinnt.

Valle (Pietro della), geboren in einer vornehmen Familie zu Rom im J. 1586, gehört zu den beſten Reiſebeſchreibern des 17ten Jahrhunderts, wiewohl er weder von Leichtgläubigkeit, noch von der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, frei iſt. Seine natürlichen Anlagen waren durch eine ſorgfältige Erziehung früh entwickelt worden, und er beſaß mannichfaltige Kenntniſſe, als er einer unglücklichen Liebe und anderer Widerwärtigkeiten wegen Rom verließ und nach Neapel reiſ'te. Hier beſchloß er, nach Paläſtina zu wallfahrten. Er ging über Rom nach Venedig, wo er ſich 1614 nach dem Orient einſchiffte. Er beſuchte die Türkei, Ägypten, Arabien, Perſien und Indien und verweilte über elf Jahre in dieſen verſchiedenen Ländern, deren Beſchaffenheit und Einwohner er in ſo langer Zeit genau kennen lernte. Auch in den morgenländiſchen Sprachen erwarb er ſich gute Kenntniſſe. Zu Bagdad vermählte er ſich mit einer ſchönen Georgianerin Sitti Maani, die ihm aber bald durch den Tod wieder entriſſen wurde. Dieſer Unfall bewog ihn zur Rückkehr; im J. 1626 kam er mit einem großen Gefolge von Morgenländern wieder in Rom an, wo er ſich mit einer ehemaligen Dienerin ſeiner erſten Gattin, ebenfalls einer Georgianerin, aufs neue verheirathete. Er lebte hier in angeſehenen Verhältniſſen und beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, beſonders auch mit der Muſik, deren gründlicher Kenner er war, und beſchrieb ſeine Reiſe. Dieſes Werk, welches aus 54 Briefen beſteht, zeugt von des Verfaſſers vielſeitiger Gelehrſamkeit und iſt noch jetzt von Werth. Durch ein Ereigniß eigner Art wurde, jedoch nur vorübergehend, ſeine Ruhe geſtört. Als er einſt auf dem Quirinaliſchen Platze einer Proceſſion zuſah, fielen unter des Papſtes Augen die Bedienten deſſelben über ſein morgenländiſches Gefolge her. Er eilte den Seinigen zu Hülfe; da aber Worte nicht helfen wollten, ſtieß er einen päpſtlichen Diener nieder. Der Rache des Papſtes zu entgehen, floh er nach Neapel, und blieb dort, bis es ſeinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinſetzung in ſeine Güter auszuwirken. Er ſtarb zu Rom 1652. Doni ertheilt ihm den kurzen aber großen Lobſpruch: Unicum ferme

hodie habemus in eo expressum antiquae illius ac Romanae virtutis exemplar.

Valliere (Louiſe Françoiſe de la Baume le Blanc, Herzogin de la), Maitreſſe Ludwigs XIV., ſtammte aus einem altadelichen Geſchlechte in Bourbonnois, und war Hofdame bei der Gemahlinn des Herzogs von Orleans. Sie nährte zwei Jahre lang im Stillen eine zärtliche Neigung für Ludwig, bis dieſer ſie endlich bemerkte, und ſie zu ſeiner Favorite machte. Sie beſaß einen ſehr ſanften Charakter, und verläugnete ihn auch nicht im Sonnenglanz ihres Glückes, das ſie jedoch nicht lange genoß. Von der Monteſpan verdrängt, ging ſie in ein Carmeliterkloſter, beweinte ihre Verirrung und hinterließ, als ſie 1710 in ihrem 66ſten Jahre ſtarb, die mit vieler Salbung geſchriebenen Réflexions sur la miséricorde de Dieu. Die Frau von Genlis hat ſie zum Gegenſtande eines anziehenden Romans gemacht, und der berühmte le Brun hat eine büßende Magdalena nach ihrem Bilde gemahlt.

Valmy (Canonade bei). Dieſe Canonade hat das Eigenthümliche, daß ſie, obgleich als Endpunkt des Vordringens der Alliirten im Jahr 1792 wichtig, doch bei weitem intereſſanter durch die Folgen wird, die ſie hätte haben können; denn es war ſehr möglich, daß hier die nachherige Präponderanz Frankreichs im Keime erſtickt, und dem Laufe der Revolution eine andere Richtung gegeben ward — ihn ganz zu hemmen, lag außer dem Bereich menſchlicher Kräfte. Weil alſo in dem Feuer bei Valmy die Kraft der jungen Republik zu ihren künftigen Siegen gleichſam gehärtet ward, ſo halten wir es für nöthig, dieſem Ereigniß eine genauere Erörterung zu widmen, als bei den Bedingungen des Raums ein Gefecht verdienen würde, welches nicht mehr als etwa 800 Mann in den Orkus, oder deſſen Vorhallen, die Lazarethe, beförderte. Selbſt auch die Augenzeugen urtheilen über dieſes Gefecht ganz verſchieden, ſo daß Einige den Entſchluß des Herzogs von Braunſchweig, den Angriff wegen des von Witterung, Krankheit und Mangel verderbten Zuſtandes der Armeen aufzugeben, unter ſeine edelſten Thaten rechnen; während Andere, preußiſcher und franzöſiſcher Seits, den Sieg bei fortgeſetztem Angriffe gegen die undiſciplinirte franzöſiſche Armee für ganz gewiß hielten. Unzweifelhaft ſoll es ſeyn, daß der König wider des Herzogs Willen den Marſch gegen Valmy befohlen hatte. Dumouriez ſtand am 19. Sept. mit ſeinem faſt auf 60,000 Mann angewachſenen Heere bei Menehould, die Argonnenpäſſe les grandes Isletter und la Chalade beſetzt haltend, das Corps von Kellermann gegen Beaux vorſchiebend; die Hauptarmee der Alliirten unter dem Befehl des Herzogs von Braunſchweig lagerte bei Maſſige, die Avantgarde, vom Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen commandirt, machte eine Recognoscirung gegen Vienne le Chateau, die Eroberung des Paſſes von la Chalade beabſichtigend, deſſen Beſitz die nächſte Communication mit dem Hauptmagazin in Verdun verſchafft hätte. Auf dieſem Wege wäre dann unter Mitwirkung des bei Clermont ſtehenden heſſiſchen und des (öſterreichiſchen) Corps bom Fürſten Hohenlohe-Kirchberg bei Varennes der Poſten von les grandes Isletter genommen, die Argonnen vollends beſetzt, und Dumouriez, durch ein gleichzeitiges Vorrücken der Hauptarmee von Rheims und Chalons abgeſchnitten, genöthigt worden, ſeine Stellung zu verlaſſen; auf dem Marſche angegriffen, hätten dann ſeine entmuthigten und größtentheils undiſciplinirten Truppen der taktiſchen

Überlegenheit der verbündeten Armee unbezweifelt unterliegen müſſen. Aber alles geſtaltete ſich anders; denn als am 19ten Kellermanns Bewegung von den Vorpoſten gemeldet ward, hieltman dies für einen Rückzug der ganzen franzöſiſchen Armee *), und der ritterliche König Friedrich Wilhelm, mehr den eignen Muth als die weiſe Ruhe ſeines Oberfeldherrn beachtend, und in der Furcht, der Feind möge ihm entwiſchen, befahl ſelbſt, daß die Armee ſogleich (ungefähr Nachmittags 3 Uhr) aufbrechen, und gegen die große Straße von Chalons nach St. Menehould rücken ſolle. Die Avantgarde marſchirte demnach, ohne die Recognoscirung zu beenden, nach Homme Bionne, die Hauptarmee nach Somme Tourbe. — Eine gedrängte Beſchreibung des Terrains wird hier einzuſchalten nöthig. Das Lager von Dumouriez Hauptarmee befand ſich eine Meile von St. Menehould, das Dorf Breaux vor, Chaude Fontaine hinter dem Centro auf einer Anhöhe, die das vorliegende Terrain beſtrich; es lehnte ſich rechts an die Aisne, links an die große Straße nach Chalons, hinter dem linken Flügel liegt das Dorf Gizaucourt an einer Anhöhe, vor ihm Moräſte, die ſich nach der Höhe von Valmy ziehen; als Außenwerke dieſer Stellung ſind zu betrachten: die Höhe von la Lune an der Straße von Chalons, die von Valmy weiter rechts, und der Cote d'Hyron nordöſtlich von dieſer. Zwiſchen dieſen Anhöhen und dem Lager iſt ein Thal, das ſelbſt durch mehrere Vertiefungen getrennt iſt; von der Höhe von Valmy gegen Garenne Maisnieux ziehen ſich einige Gründe und Hohlwege. — Kellermann hatte, am 19ten in der Stellung von Breaux angekommen, ſie nicht für haltbar erachtet, und war am 20ſten früh im Begriff, über die Auve zurückzugehen, als ſeine Vorpoſten von der preußiſchen Avantgarde gegen Valmy zurückgeworfen wurden. Der Übergang über dieſen kleinen Fluß war nun nicht mehr möglich, und er eilte daher mit den nächſten Abtheilungen die Höhe bei Valmy vor dem Feinde zu gewinnen, auf der 36 ſchwere Kanonen aufgeführt wurden. Der Reſt ſeines Corps folgte dieſer Bewegung. Dumouriez Avantgarde unter Stengel ward auf der Cote d'Hyron zur Deckung der rechten Flanke, faſt alle Cavallerie zur linken der Höhe hinter la Lune à cheval der großen Straße aufgeſtellt, Gizaucourt mit Infanterie beſetzt. Dumouriez hatte nach der erſten Meldung von des Feindes Vordringen den General Chazot mit neun Bataillons und acht Escadrons abgeſchickt, um das ſchwache Detachement bei la Lune zu verſtärken; dieſer verlor aber Zeit; jenes Detachement ward durch Artillerie vertrieben und die zu ſpät auf der Chauſſee vorrückende Unterſtützung zurückgewieſen, worauf ſie ſich hinter die Cavallerie zurückzog; zu gleicher Zeit hatte er ſechzehn Bataillons unter Beurnonville zur Unterſtützung des rechten Flügels von Kellermann und Stengel detachirt, und den General le Veneur von zwölf Bataillons und acht Escadrons in die linke Flanke des Feindes dirigirt (dieſer ſtieß bei Maiſon en Cham-

*) Der General von Köhler ließ durch ſeinen Adjutanten melden: der Feind ſcheine ſich nach St. Menehould zurückzuziehen. Als darauf der Befehl zum allgemeinen Vorrücken ertheilt ward, eilte er mit der Ahnung eines Mißverſtändniſſes in das Hauptquartier, und meldete dem Könige mündlich: nur einzelne feindliche Trupps zögen ſich nach St. Menehould, das Gros der feindlichen Armee ſcheine hinter Vienne la Ville feſt ſtehen zu bleiben; — dennoch blieb es bei dem gegebenen Befehle.

pagne auf die preußiſchen Equipagen, zog ſich aber, mit einer geringen Beute zufrieden, ohne weitere Unternehmungen in das Lager zurück). Die übrigen Truppen endlich blieben in der Hauptſtellung. — Die preußiſche Hauptarmee traf Mittags bei der großen Straße ein und formirte ſich hinter der Avantgarde in zwei Treffen, den rechten Flügel an dieſe Straße gelehnt, das Centrum ungefähr hinter Garenne Maisnieux. Sie begann die Canonade gegen die Höhe von Valmy gegen 1 Uhr, der Feind erwiederte ſie lebhaft, bis ungefähr um drei Uhr eine Granate einige ſeiner Munitionswagen in die Luft ſprengte. Die franzöſiſchen Truppen, die ſchon früher bei Montcheutin keine ſonderliche Contenance gezeigt hatten, geriethen dadurch in Verwirrung, das Feuer ward ſchwächer und die ganze Linie fing an, ſich unordentlich und muthlos zurückzuziehen. In dieſem Augenblicke formirten ſich ſchon die erſten preußiſchen Bataillone zum Angriff; führte man ihn jetzt kraftvoll und muthig aus, ſo war die entſcheidende Höhe von Valmy faſt ohne Verluſt genommen, das Kellermannſche Corps zerſtreut und auf die Hauptarmee geworfen, welche (wie ſich nach den bisherigen Ereigniſſen faſt gewiß vorausſehen ließ) keines bedeutenden Widerſtandes fähig, ſehr bald zerſprengt, vernichtet und gefangen worden wäre. In ihm hätte aber Frankreich ſein einziges Heer von Bedeutung, das Werkzeug der nachherigen Operationen, den Kern für alle ſpäter gebildeten Armeen verloren; und wenn nach unſerer vollkommenen Überzeugung der Herzog von Braunſchweig auch nach dieſem entſchiedenen Siege wegen der eigenen Schwäche nicht nach Paris marſchiren konnte, ſo mußte dieſes Ereigniß doch auf die Lage der Dinge und die Stimmung der Nation einen ungeheuren Einfluß haben, welcher gewiß Deutſchland die herben Erfahrungen der Folgezeit erſpart hätte. Aber dieſer für die Geſchichte des Jahrhunderts höchſtwichtige Moment verfloß ungenutzt; denn während man noch über die Ausführbarkeit eines allgemeinen Angriffs berathſchlagte, hatte Kellermann die Ordnung wieder hergeſtellt, die Reſerve-Artillerie in die Linie gezogen und begann ein ſtärkeres Feuer als vorher. Der Herzog von Brauſchweig, der nach jenem Vorfalle die feindliche Stellung von la Lune aus beobachtete, entſchied ſich gegen den Angriff; das Feuer endete um 5 Uhr Abends und Kellermann zog ſich in der Nacht nach der Hauptſtellung zurück. Die Alliirten beſetzten darauf in den folgenden Tagen die Höhe von Valmy und die Cote d'Hyron, aber an einen Angriff des Feindes war nicht mehr zu denken; er hatte zum erſtenmale die für unüberwindlich geachteten Preußen aufgehalten, und ſein Muth ward dadurch unendlich erhöht, während deſſen der im preußiſchen Lager eingeriſſene Mangel und in deſſen Gefolge anſteckende Krankheiten wütheten, welches denn bald (30ſten September) den ſchrecklichen Rückzug veranlaßte, deſſen Beſchreibung außer dem Bereich dieſer Darſtellung liegt. — Von den Franzoſen waren an dieſem Tage das Corps von Kellermann, die Avantgarde unter Stengel und das Detaſchement des Generals Chazot im Feuer geweſen; preußiſcher Seits die Hauptarmee mit Ausſchluß des Clairfaitſchen Corps und der Emigranten (erſteres traf wegen der grundloſen Wege erſt gegen Abend auf dem Wahlplatze ein, die letztern erreichten in der Nacht erſt Somme Tourbe) und die Avantgarde. Der Verluſt betrug auf jeder Seite etwa 300 Mann.

Valombroſa, Abtei auf den Apenninen unter der Diöceſe von Fieſole im Florentiniſchen, wo Johann Gualbert, der Hei-

lige, 1038 einen Mönchsorden nach der Regel Benedicts ſtiftete, welcher nach dieſem Stammort der Orden von Valombroſa heißt und nach ſeiner ehemaligen Kleidung auch unter dem Namen der grauen Mönche bekannt iſt. Sein Zweck war anfangs nur Einſamkeit und beſchauliche Andacht, doch ging er bald aus dem Einſiedlerleben in die Kloſterverfaſſung über und unterhielt nur einzelne Einſiedeleien in der Nähe ſeiner Klöſter. Das Stammkloſter, das Gualbert nach ſeiner Lage im dichten Tannenwalde am Hochgebirge Valombroſa genannt hatte, wurde durch Schenkungen reich, daher ſich die außerordentliche Größe und Pracht ſeiner 1637 neuaufgeführten Gebäude erklären läßt. Gleichwohl hat dieſer ſtets nur andächtige Orden, der erſte, der Laienbrüder annahm, ſich nur wenig verbreitet, und nie beſondere Bedeutung erlangt. Bei ſeiner Vereinigung mit den Silveſtrinern 1662 nahm er ſchwarze Kleidung an. Valombroſa erhielt ſich mitten unter den Stürmen der Revolution unverſehrt und war während der franzöſiſchen Herrſchaft ein Zufluchtsort der Prieſter. Merkwürdig iſt es auch für die Kunſtgeſchichte, weil ein Mönch zu Valombroſa, Pater Henrich Hugford, 1771 die unter dem Namen Scaglioula bekannte, und ſpäter in Florenz ſehr vervollkommnete Steinmahlerei erfunden und während ſeines Aufenthaltes in der reizenden Einſiedelei il Paradisino bei Valombroſa ausgebildet hat. Noch jetzt blüht dieſes Kloſter und wird oft von Andächtigen und Reiſenden beſucht, welche der herrlichen Ausſicht vom Paradiſino nach dem zehn Meilen weiten Florenz und dem Tusciſchen Meere genießen wollen. E.

Valuta (franz. valeur), der Werth, ein urſprünglich italieniſches Wort, das in den Wechſelbriefen gewöhnlich iſt, um kurz anzuzeigen, woher die Schuld rühre, oder daß man für die zu zahlen aufgegebene Summe den Werth erhalten habe, des Werths vergnügt worden ſey. — Valuta empfangen heißt alſo, ich habe den Werth für die zu zahlende Summe erhalten. Bisweilen wird auch wohl angegeben, worin dieſer Werth beſteht, ob in Geld, Waaren, Wechſelbriefen u. dgl.

Valvation (von dem franzöſ. Worte evaluation), Schätzung des Werthes oder Preiſes einer Sache), iſt die geſetzliche Würdigung einer Geldſorte, oder die auf einen feſtgeſetzten Münzfuß ſich gründende Beſtimmung des Werthes gewiſſer Geldſorten, nach welchem ſie in einem Lande curſiren und angenommen werden ſollen. Das Verzeichniß der Münzſorten, die in einem Lande curſiren ſollen, mit der Angabe des Preiſes, zu welchem ſie anzunehmen ſind, heißt Valvationstabelle. Dergleichen Valvationstabellen werden, z. B. in Sachſen, von Zeit zu Zeit von der Behörde bekannt gemacht. In einigen Ländern nennt man es Münztarif. Die in den Valvationstaellen nicht enthal nen Münzſorten ſollen, eben ſo wie die wirklich verrufenen, weder ausgegeben noch angenommen werden, doch werden beim Handel und Wandel in dieſer Rückſicht mancherlei Ausnahmen gemacht.

Vampyren, die größte Gattung der Fledermäuſe, von welcher es, nach Verſchiedenheit der Größe und Farbe, drei Abarten oder Spielarten giebt. Der Kopf iſt dem eines Hundes ähnlich. Dieſe Thiere halten ſich in einigen Gegenden Afrika's, vorzüglich aber auf den oſtindiſchen Inſeln, auch in einigen Strichen von Südamerika häufig auf, und fliegen oft in großen Schaaren von einer Inſel zur andern. Sie nähren ſich von Früchten, fallen aber auch Thiere und

ſelbſt Menſchen an, wenn ſie ſchlafen, und ſaugen ihnen Blut aus, daher ſie auch Blutſauger genannt werden. Sie fliegen nämlich in die Zimmer, wenn die Fenſter offen ſind, lecken mit ihrer Zunge die entblößten Füße des Schlafenden, bis ſie wund werden und ſaugen ihnen das Blut aus. Der Schrecken ſoll jedoch größer ſeyn, als der Schaden, den ſie damit anrichten. Es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß dieſe Fledermäuſe zu der Fabel von den Harpyen Anlaß gegeben haben, wenigſtens erwähnen ihrer einige alte Schriftſteller. Das Wort Vampyr ſoll ſerviſchen Urſprungs ſeyn. Im Jahre 1732 entſtanden in Ungarn und beſonders in Servien große Bewegungen über die Vampyren, welche Unterſuchungen von Seiten der Regierung, und in Deutſchland verſchiedene Schriften für und wider die Sache veranlaßten. Das gemeine Volk jener Länder glaubte nämlich, und glaubt es vielleicht zum Theil noch jetzt, daß die Leichname derer, die wegen Verdachts der Zauberei oder anderer Vergehungen im Kirchenbanne geſtorben wären, nicht verweſ'ten, ſondern an ſich ſelbſt nagten, des Nachts aus ihren Gräbern gingen, Perſonen, mit denen ſie ehemals in Verbindung geſtanden, das Blut ausſaugten, und ſie ſo umbrächten. Wahrſcheinlich mochte ein Leichnam, den man noch unverſehrt gefunden hatte, zu dieſer abergläubiſchen Erdichtung Anlaß gegeben haben. — Im figürlichen Sinne nennt man bisweilen Vampyren ſolche Menſchen, die durch ungerechte und drückende Auflagen, oder auch durch wucherliche Unternehmungen, Geld von den Bewohnern eines Landes erpreſſen, und ihnen gleichſam ihren Schweiß und ihr Blut ausſaugen.

Vandalen, eine von den Nationen, welche durch die berühmte Völkerwanderung den Untergang des römiſchen Reichs beförderten. Ihr urſprünglicher Wohnſitz war höchſt wahrſcheinlich in dem Theile von Norddeutſchland, der ſich zwiſchen der Elbe und der Weichſel hin erſtreckt; die ältern römiſchen Schriftſteller reden immer ſehr unbeſtimmt von ihnen. Seit dem dritten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung führten ſie, gemeinſchaftlich mit den Burgundern, Kriege gegen die Römer am Rhein. Unter dem Kaiſer Aurelian (um das Jahr 272) ließen ſie ſich im weſtlichen Theile von Dacien oder Siebenbürgen, und einem Theile des jetzigen Ungarns nieder. Als ſie aus dieſen Gegenden von den Gothen verdrängt wurden, erlaubte ihnen Conſtantin der Große, ſich in Pannonien niederzulaſſen, wofür ſie ſich verpflichten mußten, den Römern im Kriege Hülfe zu leiſten. Es war ein großer Mißgriff, den die Kaiſer thaten, daß ſie, bei dem Verfall des römiſchen Kriegsweſens, Fremde unter ihre Legionen aufnahmen und ſie ſelbſt zu den höchſten Würden erhoben. Die innere Schwäche der Römer wurde dadurch bei den ſogenannten barbariſchen, d. h. fremden Völkern immer bekannter, und dieſe dadurch kühner gemacht, wiederholte Angriffe auf das römiſche Reich zu wagen. Daß es unter den Vandalen Männer von Talenten gab, beweiſ't das Beiſpiel des Stilico (ſ. d. Art.). Im Jahre 406 verließen die Vandalen Pannonien, und zogen, vereint mit den Alanen und Sueven, nach Gallien, wo ſie große Verwüſtungen anrichteten, von da über die Pyrenäen (409) in Spanien eindrangen, ſich mit den Sueven in das heutige Altcaſtilien und Galicien theilten, und da ein Reich errichteten, dem ſich die Alanen, die ſich in Luſitanien niedergelaſſen hatten, aber ſich gegen die Angriffe der Weſtgothen allein nicht behaupten konnten (420), unterwarfen. Zwiſchen den Vandalen und Sueven erregte die Eiferſucht öftere Kriege; die erſtern behielten zwar

die Oberhand, mußten aber doch, von den Römern gedrängt, aus Galicien weichen, und ſich nach Bactria — dem Küſtenſtriche des heutigen Königreichs Granada — ziehen. Die Römer bekriegten ſie auch hier, erlitten aber (423) eine große Niederlage, und die Vandalen bekamen Muth zu neuen Unternehmungen, wozu ihnen bald Gelegenheit gegeben wurde. Ihr damaliger König war Genſerich (Ganſerich), ein tapferer, kluger und unternehmender Fürſt, und einer der größten Männer ſeiner Zeit, der aber, weil er viel Verwüſtungen durch ſeine Kriege verurſachte, und von der rechtgläubigen Kirche zu der Arianiſchen Partei übergetreten war, bei den Geſchichtſchreibern einen ſchlimmen Ruf erhalten hat. Das nördliche Afrika war zu dieſer Zeit noch den Römern unterworfen. Der Statthalter dieſer Provinz, Bonifacius, der von dem Kaiſer Valentinian III. beleidigt zu ſeyn glaubte, wollte ſich gegen den Kaiſer durch die Hülfe der Vandalen vertheidigen, und rufte dieſe, unter dem Verſprechen, die Provinz mit ihnen zu theilen, nach Afrika. Genſerich ſchiffte ſich mit ſeinem ganzen Volke (427) in den Häfen von Andaluſien ein, und ging nach Afrika über. Bonifacius war inzwiſchen mit dem Kaiſer wieder ausgeſöhnt worden, wollte daher ſein Verſprechen nicht erfüllen, und ſuchte zuletzt durch Waffen die Vandalen zum Rückzuge zu nöthigen. Aber Bonifacius wurde beſiegt; Genſerich eroberte nach und nach den ganzen Theil von Afrika, der zu dem abendländiſchen Kaiſerthume gehörte, und ſtiftete da ein mächtiges Reich, welches er bald mit den Inſeln Sicilien, Sardinien, Corſica, Majorca und Minorca vermehrte. Seine Schiffe beherrſchten das mittelländiſche Meer und verbreiteten Schrecken an den Küſten Italiens. Die Kaiſerin Eudoxia, Wittwe Valentinians III., welche der Mörder dieſes ihres Gemahls und Uſurpator des kaiſerlichen Throns, Maximus, gezwungen hatte, ſich mit ihm zu vermählen, rufte aus Rache die Vandalen nach Italien. Genſerich erſchien bald (455), aus Begierde nach Beute, mit einer mächtigen Flotte. In Rom war nicht die geringſte Anſtalt zur Vertheidigung gemacht worden; alles floh, und der Kaiſer Maximus wurde nach ſehr kurzer Regierung ermordet. Die Vandalen plünderten nun vierzehn Tage lang Rom, und raubten alle Koſtbarkeiten und Kunſtwerke, welche die Gothen (ſ. d. Art.) vormals übrig gelaſſen hatten. Eine Menge Bildſäulen und andere Denkmäler des Alterthums wurden weggenommen, um, nebſt mehreren Tauſenden vornehmer Gefangenen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieſer Überfahrt ging ein Schiff, das mit den koſtbarſten Kunſtwerken Roms beladen war, zu Grunde. Papſt Leo, der dem Könige Genſerich feierlich entgegen gegangen war, hatte nichts weiter, als die Verſchonung mit Feuer und Schwert von ihm erbitten können. — Dieſe rohe Wuth, mit welcher die Vandalen die ſchönſten Kunſtwerke raubten, und größtentheils zerſtörten, hat zu der Benennung **Vandalismus** Anlaß gegeben, womit man auch in neuerer Zeit die Wuth der Revolutionärs bezeichnete, alles, was das Gepräge der Cultur und Verfeinerung trug, zu vernichten, und dagegen die roheſte Barbarei einzuführen. — Streitigkeiten unter Genſerichs Nachkommen wegen der Thronfolge veranlaßten den Untergang des vandaliſchen Reichs. Gelimer, ein unruhiger, ehrſüchtiger Fürſt, verdrängte den rechtmäßigen König Hilderich, einen guten Regenten, vom Throne, und ließ ihn ermorden. Hilderich hatte in freundſchaftlicher Verbindung mit dem morgenländiſchen Kaiſer Juſtinian geſtanden. Dieſer kündigte, um Jenes Tod zu rächen, eigentlich aber in der Abſicht,

ſich Afrika zu unterwerfen, Gelimern den Krieg an. Juſtinians großer Feldherr, Beliſarius, kam mit nur 15,000 Mann nach Afrika (534), beſiegte aber Gelimern in zwei Schlachten, und brachte ihn dahin, daß er ſich gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Conſtantinopel im Triumphe aufgeführt, und mit ihm hörte das Königreich der Vandalen in Afrika auf, nachdem es 106 Jahre beſtanden hatte.

Vandamme (Dominique), geboren 1771 in Caſſel (im Norddepartement), wo ſein Vater Stadtapotheker war, nahm ſehr jung Kriegsdienſte, und bildete beim Ausbruch des Kriegs von 1792 ein Freicorps, das unter dem Namen der Jäger vom Berg Caſſel bekannt wurde. Im Jahre 1793 ſtand er als Brigadegeneral bei der Nordarmee, kam dann zur Armee der Sambre und Maas, und machte 1795 den Feldzug unter Jourdan, darauf 1796 unter Moreau, und zeichnete ſich in dieſem und dem darauf folgenden am Rhein durch Müth und Kühnheit aus. Nach dem Frieden von Luneville wurde er Diviſionsgeneral und Commandant der 16ten Militärdiviſion, kam dann in das Lager vor Boulogne, und ging bei dem Ausbruch des Krieges mit Öſterreich (1805) nach Deutſchland, wo er ſeinen früher erworbenen Ruhm wieder bewährte. Im Feldzuge 1806 und 1807 wurde er mit der Eroberung Schleſiens beauftragt. Im Feldzuge 1809 gegen Öſterreich ſtanden die Würtemberger unter ſeinem Befehl, und er lieferte mit denſelben bei Urfar, Linz gegenüber, den Öſterreichern ein rühmliches Gefecht. Den Feldzug gegen Rußland machte er wegen eines Streites mit dem damaligen König von Weſtphalen nicht mit. 1813 aber wurde er an die Spitze eines Truppencorps, das ſich in den hanſeatiſchen Departements bildete, geſtellt, und wollte eben die Feindſeligkeiten gegen die Ruſſen eröffnen, als der Waffenſtillſtand eintrat. Nach Verlauf deſſelben drang er (nach der Schlacht von Dresden) Ende Auguſts in Böhmen ein, wurde aber bei Kulm auf allen Seiten angegriffen und eingeſchloſſen, ſo daß er ſich trotz des tapferſten Widerſtandes ergeben mußte. Berüchtigt ſeines üblen Betragens wegen wurde er als Kriegsgefangener mit Verachtung behandelt, und nach Rußland abgeführt, von wo er erſt 1814 zurückkehrte. Nach der Rückkunft Napoleons 1815 wurde er zum Pair von Frankreich ernannt, commandirte im Junius unter Grouchy das dritte Armeecorps, und zeichnete ſich bei dem Angriff auf Wavre beſonders aus. Seinen Rückzug machte er mit vieler Geſchicklichkeit und in beſter Ordnung, brachte faſt ſein ganzes Corps nach Paris, und ging mit demſelben hinter die Loire. In die Verordnung vom 24ſten Julius mit begriffen, verließ er 1816 Frankreich, und ging nach den Niederlanden und von da nach Amerika. Durch Muth und Tapferkeit ſich auszeichnend, hat er anderer Seits durch ſeine unmäßige Raubſucht und ſein tyranniſches Betragen den Haß von ganz Deutſchland auf ſich geladen.

Vanderbourg (Charles), Mitglied des franzöſiſchen Nationalinſtituts, ehemals Marineoffizier, emigrirte zu Anfang der Revolution nach Deutſchland und widmete, wie Charles Villers, dem er in vieler Hinſicht gleichzuſtellen, ſeinen Aufenthalt in Deutſchland blos dem Studium unſerer Sprache, Philoſophie und Literatur. Da er ſich lange perſönlich in Pempelfort bei Düſſeldorf im Hauſe von Friedrich Heinrich Jacobi aufhielt, ſo lernte er beſonders die philoſophiſchen Anſichten deſſelben lieb gewinnen, undmachte ſeinen Landsleuten auch den philoſophiſchen Roman Woldemar bekannt, der

aber in Paris wenig Glück gemacht haben mag. Er überſetzte noch Leſſings Laokoon, Meyers Anſichten von Italien, Krates und Hipparch von Wieland, und mehreres andere. 1814 wurde er an Merciers Statt zum Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Er iſt gegenwärtig einer der Hauptredacteurs des trefflichen Journal des Savans.

Van Dyk, ſ. Dyk.

Vanille (epidendrum vanilla L.), von dem ſpaniſchen Worte Vaynilla, eine kleine Schote, iſt eine windenartige Pflanze, die in Südamerika in den Provinzen Mexiko, Peru, Guiana, und in einigen weſtindiſchen Inſeln auf Bergen wächſt, und wie der Weinſtock Knoten hat, aus welchen hellgrüne, den Lorbeerblättern ähnelnde Blätter hervorkommen. Sie treibt einen ſehr langen Stengel, der ſich, wie der Weinſtock, mit Hülfe ſeiner kleinen Gabeln um Bäume ſchlingt, aber auch, wenn deren keine in der Nähe ſind, auf der Erde fortläuft. Die Blüthe iſt weißlich gelb. Aus dieſer bildet ſich, als die Frucht der Pflanze, eine ungefähr ſechs Zoll lange, ſchmale, rauhe und braune Samenkapſel, in Form einer Schote. Das Innere dieſer Schote iſt mit einem röthlichen, gewürzhaften Mark belegt, und enthält eine ſchwarze ölichte, balſamiſche Feuchtigkeit, in welcher ſich eine Menge kleiner, ſchwarzer und glänzender Körner befinden. Vom Ende des Septembers an bis zu Ende des Decembers ſammelt man dieſe Schoten, trocknet ſie einige Wochen hindurch im Schatten, überſtreicht ſie mit Öl, um die Inſecten abzuhalten, und zu verhüten, daß ſie nicht ganz vertrocknen und zerbrechen, und legt ſie dann partienweiſe in Packete, die mit dünnen Blei- oder Zinnplatten umgeben werden, damit die Schoten den Geruch nicht verlieren. Es giebt drei Sorten dieſer Schoten; die beſte derſelben, und die gewöhnlich in Handel kommt, wächſt auf den ganz hohen Gebirgen in Neuſpanien. Die eigentliche Cultur dieſer Pflanze wird von den Landeseingebornen, die ſich ausſchließlich damit beſchäftigen, als ein Geheimniß bewahrt. Die feinen, flüchtigen und gewürzhaften Beſtandtheile der Vanille ſind nervenſtärkend und durch den Reiz, den ſie im menſchlichen Körper erregen, heilſam; können aber auch durch zu ſtarken Gebrauch ſehr ſchädlich werden. Am häufigſten bedient man ſich der Vanille bei der Zubereitung der Chocolate, dann auch zu feinern Speiſen; man hat ſie bisweilen auch als Medicin gebraucht.

Vanini (Lucilio, oder wie er ſich ſpäter auf den Titeln ſeiner Schriften nannte, Julius Cäſar), war ein gelehrter Italiener am Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, der von ſeinen Zeitgenoſſen des Atheismus beſchuldigt, und deswegen, dem Geiſte jenes Zeitalters gemäß, nach dem Urtheilsſpruche eines Tribunals verbrannt wurde, in der Folge aber von mehreren Gelehrten, namentlich von Bayle und Voltaire, vertheidigt worden iſt. Vanini war 1585 zu Taureſano im Königreiche Neapel geboren, legte ſich frühzeitig und mit Eifer auf die Wiſſenſchaften, und ſtudirte zu Rom und Padua Philoſophie, Theologie, Rechtswiſſenſchaft und Aſtrologie. Er wurde zum Prieſter geweiht, und fing an zu predigen, gab aber dieſe Beſchäftigung bald wieder auf, und widmete ſich ganz dem Studiren. Nach damaliger Art konnte er für einen Polyhiſtor gelten, oder hatte wenigſtens die Eitelkeit, als ſolcher zu erſcheinen. Er durchreiſ'te nachher einen Theil von Deutſchland, Böhmen und die Niederlande, hielt ſich einige Zeit lang in Genf und Lyon auf, wo er ſich mit dem Unterrichte junger Leute beſchäftigte, fand ſich veranlaßt, von

letzterm Orte nach England zu flüchten, wurde hier ins Gefängniß geſetzt, und ging nach erhaltener Freiheit nach Lyon zurück. An allen dieſen Orten hatte er ſich durch ſeine Äußerungen über die Religion verdächtig gemacht, und einen übeln Ruf zugezogen. In Lyon gab er ſein Buch: Amphitheater der göttlichen Vorſehung (amphitheatrum aeternae providentiae) 1615 heraus, das zwar gegen Cardanus und andre Gotteslängner gerichtet zu ſeyn ſchien, durch welches er ſich aber doch den Verdacht, ſelbſt den Atheismus verbreiten zu wollen, zuzog. Er mußte deswegen Lyon verlaſſen, und ging nach Paris. Hier gab er 1616 eine zweite Schrift: über die bewundernswürdigen Geheimniſſe der Natur (de admirandis Naturae Reginae Deaeque mortalium arcanis, libri quatuor) heraus. Dieſes Werk iſt in 60 Dialogen abgefaßt, daher es auch bisweilen unter dem Titel: Geſpräche über die Natur, erwähnt wird, und iſt eigentlich mehr phyſikaliſchen, das erſte hingegen theologiſchen Inhalts. Obgleich dieſes zweite Buch mit Erlaubniß der theologiſchen Facultät zu Paris (der Sorbonne) gedruckt worden, ſo wurde Vanini doch bald deswegen angegriffen, und als Atheiſt angeklagt. Er verließ daher Paris 1617, und ging nach Toulouſe, wo er Unterricht ertheilte. Aber auch hier fand er Gegner, wurde des Atheismus und der Zauberei beſchuldigt, in das Gefängniß gebracht, und, ohne hinlängliche Beweiſe ſeiner Strafbarkeit, durch einen Urtheilsſpruch des Parlaments zu Toulouſe, am 9ten Februar 1619 zum Feuer verdammt. Das Urtheil wurde noch an dem nämlichen Tage vollzogen. Vanini wurde zum Richtplatz geſchleift, nachdem ihm die Zunge herausgeriſſen worden war, erwürgt, und dann verbrannt. Er war 34 Jahr alt geworden. Durch dieſe Art des Todes iſt Vanini berühmter geworden, als er ſonſt durch ſeine Schriften, denen man keinen hohen Werth zugeſtehen will, geworden ſeyn würde. In keinem Falle hatte er eine ſolche Strafe verdient; aber es ſcheint, daß er durch unvorſichtiges Benehmen, durch eine gewiſſe gelehrte Prahlerei und durch beißende Spöttereien, ſich heftige Gegner zugezogen habe. Er hat auch eine Apologie des Tridentiniſchen Conciliums und eine Abhandlung über die Aſtronomie geſchrieben; ob er noch andre Werke, die unter ſeinem Namen angeführt werden, verfaßt habe, iſt ungewiß. Ein Verzeichniß deſſen, was für und wider Vanini geſchrieben worden iſt, enthält das Buch: Leben und Schickſale, Geiſt, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc. von W. D. F. Leipzig 1800.

Vanloo, der Name einer Künſtlerfamilie, die aus Ecluſe in Flandern abſtammte, und mehrere berühmte Mahler der niederländiſchen Schule hervorgebracht hat. Der erſte dieſer Familie, der ſich als Künſtler bekannt machte, war Johann. Sein Sohn Jacob arbeitete anfangs als Porträtmahler zu Amſterdam, ging 1663 nach Paris, wurde Mitglied der daſigen Kunſtakademie, und ſtarb 1670. Jacobs Sohn, Ludwig, war als Zeichner und Frescomahler berühmt, lebte erſt zu Paris, dann zu Aix. Er hatte zwei Söhne die den Namen ihrer Familie zu dem großen Rufe erhoben haben, den ſie in der Künſtlerwelt erlangt hat. Der älteſte derſelben, Johann, Baptiſta, geb. 1684, war Geſchichts- und Porträtmahler, hielt ſich in Frankreich, Italien und England auf, und mahlte ſehr viel Porträts. Von ſeinen hiſtoriſchen Gemählden ſind die meiſten in Paris, Toulon, Turin, Rom und London. Verſchiedne Kupferſtecher haben nach ihm geſtochen. Der zweite Sohn, Carl Andreas, geb. 1705, lernte bei ſeinem ältern Bruder, ſtudirte dann zu Rom, mahlte Hiſtorien

und Landſchaften, wurde 1735 Mitglied der Akademie der Künſte zu Paris, und ſpäter Profeſſor bei derſelben. Seine Gemählde ſind meiſtens in Frankreich geblieben; einige derſelben ſind in Kupfer geſtochen worden. Johann Baptiſta hatte vier Söhne, die alle geſchickte Künſtler waren: Carl Andreas Philipp, lernte bei ſeines Vaters Bruder, wurde nach Berlin als Hofmahler an Pesnes Stelle berufen, mahlte da verſchiedne Deckenſtücke und Porträts, und ging 1770 nach Paris zurück; Ludwig Michael war Geſchichts- und Porträtmahler, wurde 1745 erſter Mahler des Königs von Spanien und ſtarb 1771; Claudius und Franz zeigten beide viele Anlagen, gute Künſtler zu werden, ſtarben aber frühzeitig.

Van Mons, Mitglied der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und Profeſſor an der Univerſität zu Löwen, einer der berühmteſten Chemiker in Europa, iſt 1765 in Brüſſel geboren. Er war hier Apotheker, als durch Lavoiſier der Chemie eine neue Geſtalt gegeben wurde. Van Mons umfaßte das neue Syſtem mit Enthuſiasmus und wurde einer der thätigſten Verbreiter deſſelben im Norden von Europa. Es giebt wenige Gelehrte, die durch einen eifrigen und unterbrochenen Briefwechſel mit den bedeutendſten Literatoren aller Länder ſo viel zum Austauſch der wechſelſeitigen Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften beigetragen hätten, als Van Mons. Auch ſpricht und ſchreibt er faſt alle europäiſche Sprachen mit Leichtigkeit. Seit mehreren Jahren beſchäftigt er ſich insbeſondere mit der Pomologie und hat darin die intereſſanteſten Entdeckungen gemacht. Seine zahlreichen Schriften hier aufzuführen, fehlt es uns an Raum.

Vanpraet (Joſeph), geb. 1757 zu Brügge, einer der Conſervatoren der großen Pariſer Bibliothek und einer der gelehrteſten Bibliographen unſerer Zeit. Er hat davon unter andern durch ſeine Description des manuscrits de la bibliothèque du Duc de la Vallière einen Beweis gegeben. Seit geraumer Zeit iſt er mit einer Bibliographie aller im 15ten Jahrhundert auf Pergament gedruckten Bücher beſchäftigt und ſchon iſt der Druck dieſes, jedoch nicht für den Buchhandel beſtimmten, Werks bedeutend vorgeſchritten.

Vanſittart (Nikolaus), Kanzler der Schatzkammer in England, iſt gegen 1770 geboren. Er begann ſeine Studien auf der Schule von Weſtminſter, und beendigte ſie 1791 in Oxford. Nachdem er ſich durch mehrere kleine Schriften über wichtige Finanzgegenſtände, die von ſeinem Talente in der höhern Adminiſtration der Finanzen eine vortheilhafte Meinung gaben, bekannt gemacht hatte, wurde er nach dem Tode Pitts als Secretär beim Schatze in die Verwaltung gezogen. Nach der Ermordung Percivals kam er bald darauf als Kanzler der Schatzkammer an deſſen Stelle. Er hat dieſem wichtigen Poſten nicht die Bedeutung gegeben, welche man aus den Zeiten Pitts, der ihn ebenfalls bekleidete, gewohnt war, da es ihm an äußerer Beredſamkeit fehlt und er alle Angriffe der Oppoſitionspartei gewöhnlich nur mit Rechnunge und Zahlen beantwortet. — Dem Amortiſationsſyſtem hat er einen neue und verbeſſerte Einrichtung gegeben, ſo wie er überhaupt auf alle Verwaltungsgegenſtände großen und wohlthätigen Einfluß gehabt hat und noch hat. Er iſt zugleich einer der Vorſteher der großen engliſchen Bibelgeſellſchaft und genießt überhaupt den Ruf der ſtrengſten Rechtlichkeit. Man hat viele kleine, aber wichtige Flugſchriften von ihm, die ſich meiſtentheils im Pampleteer geſammelt befinden.

Vapeurs (von dem lateiniſchen Worte vapor, Dunſt) haben außer der wörtlichen Bedeutung in der franzöſiſchen Sprache (Dämpfe, Dünſte) auch noch die in der Umgangsſprache der vergangenen Jahrzehnte übliche erhalten, daß man bei dem weiblichen Geſchlechte gewiſſe Zufälle, die man anfangs blos von aufſteigenden Winden (Blähungen), dann von Nervenſchwäche ableitete, damit bezeichnete. Das Weitere hierüber ſ. unter dem Art. Hyſterie.

Varianten (lectiones variantes, lectiones variae), abweichende Lesarten, ſind die Verſchiedenheiten des Textes, die ſich in den Abſchriften eines und deſſelben Schriftſtellers finden, und die theils durch die Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit, theils durch unzeitige Verbeſſerungsſucht der Abſchreiber entſtanden ſind. Die Varianten zu ſammeln und zu ſichten iſt das Geſchäft der ſogenannten niedern oder Wortkritik, deren Zweck die Wiederherſtellung des Textes in ſeiner urſprünglichen Geſtalt iſt. (S. Kritik.)

Variation (ital. Variazione), heißt in der Muſik überhaupt eine auf mannichfaltige Art veränderte Wiederholung eines (der Regel nach kurzen, einfachen und leicht faßlichen) muſikaliſchen Satzes. Eine ſolche Veränderung wird durch Zergliederung und Verkleinerung der Hauptnoten der Melodie, durch Einmiſchung durchgehender, harmoniſcher Neben- oder Wechſelnoten, melodiſche Verzierungen der einfachen Noten, und andere dergleichen Hülfsmittel, zum Theil auch durch veränderte Harmonie u. ſ. w., bewirkt. Das Haupterfoderniß hierbei iſt, daß man bei allen dieſen verſchiedenen Modificationen der Melodie eines ſolchen Satzes die Grundzüge derſelben nie ganz unterdrückt, und der Hauptgeſang dadurch nicht ganz aus dem Gedächtniſſe verwiſcht wird. Der Hauptſatz, welcher auf dieſe Art variirt wird, heißt das Thema, und es heißt daher die Regel: In einer jeden Variation muß man die Grundmelodie des Thema's beſtimmt bemerken. Ein Thema wird entweder ſo variirt, daß jede auf obige Art modificirte Wiederholung deſſelben einen für ſich beſtehenden, ohne Beziehung auf die übrigen Veränderungen, in ſich abgeſchloſſenen Satz, von durchaus gleichem rhythmiſchen Umfange wie das Thema, bildet, oder ſo, daß man dabei nicht ſo ſtreng auf das Thema ſowohl in Hinſicht der zum Grunde liegenden Melodie als des Umfanges Rückſicht nimmt, die Veränderungen mehr oder weniger ausführt, oder ſie durch eingeſchaltete Zwiſchenſätze ſo verbindet, daß ſie zuſammen ein Ganzes bilden. Im erſtern Fall nennt man den Satz (das Thema) ſtreng variirt, und ſolche Veränderungen heißen dann Variationen (variazioni) im eigentlichen Sinn. Dergleichen werden gewöhnlich für eine Hauptſtimme entweder allein oder mit Begleitung anderer, zuweilen aber auch für mehrere Stimmen abwechſelnd (concertirend) geſetzt. Man hat deren eine unzählige Menge für alle Inſtrumente wie für den Geſang. Im letztern Fall aber nennt man dieſe Veränderungen freie Variationen, oder blos einen variirten Satz, und dergleichen ſind z. B. die meiſten Andante's (oder überhaupt Mittelſätze) in den Symphonien von Haydn (welcher dieſe Manier zuerſt einführte), von Beethoven, Romberg, Mozart u. A. m. Auch macht man davon in Quartetten, Trio's, Sonaten u. ſ. w. Gebrauch. Die Variationen erfodern ein ſehr einfaches Thema, mit welchem ſich auf mannichfaltige Weiſe ſpielen läßt, ohne ſeinen Charakter zu zerſtören. Dergleichen Thema's ſind ſelten, da unſere heutigen Melodien größtentheils ſchon urſprünglich verziert ſind. Auch muß ein ſolches Thema angenehm in die Ohren fallen. Dieſe Bedingungen hat un-

ter allen vorzüglich Mozart in ſeinen Claviervariationen, und Rode in ſeinen Variationen für die Violine erfüllt. Im Ganzen eignet ſich das Variiren mehr für die Inſtrumentalmuſik als für den Geſang, bei welchem der auszuſprechende Text meiſtens das kunſtfertige Variiren in dem Umfange, wie es den Inſtrumenten möglich iſt, verbietet. Daher ſind Geſangsvariationen, wie die herrlichen von Righini, größtentheils mehr für die Übung des Sängers beſtimmt, oder werden angewendet, um blos eine glänzende Virtuoſität des Sängers zu zeigen, wie von der Catalani bekannt iſt.

Variation (Abweichung) der Magnetnadel, ſ. Magnetnadel.

Variation des Mondes. Unter den Ungleichheiten, welche die Berechnung der Bewegung des Mondes in ſeiner Bahn ſo ganz außerordentlich erſchweren, rührt eine davon her, daß ſeine Gravitation gegen die Sonne in der einen Hälfte der Bahn ſeiner ſonſtigen Geſchwindigkeit entgegenwirkt, in der andern Hälfte aber mit derſelben conſpirirt. Sie äußert ihre Wirkungen vorzüglich in den Achteln, d. h. in den 45° von den Linien der Syzygien und Quadraturen entfernten Punkten. — Dieſe, erſt ſeit Tycho Brahe bekannte Ungleichheit des Mondenlaufs führt den Namen Variation.

Variationscompaß. Es iſt bekannt, daß die Richtung der Magnetnadel mehr und weniger von der Richtung der Mittagslinie abweicht. Um die Größe dieſer Abweichung zu finden, ſetzt man einen Compaß ſo auf den Meridian, daß der erſte Theilſtreich in denſelben fällt, und beobachtet den Winkel, den die Nadel damit macht. Ein dazu vorgerichteter Compaß heißt ein Variations-, Abweichungscompaß, auch Declinatorium. Dr. N.

Variationsrechnung. Die Differentialrechnung (ſ. d. Art. „Infiniteſimalrechnung) handelt in einem eignen Abſchnitte (theoria de maximis et minimis) von dem größten und kleinſten Werthe der Functionen, und von den Methoden zur Beſtimmung deſſelben. Ihr einfaches Verfahren lehrt z. B. welchem Werthe der Abſciſſe, bei irgend einer gegebenen Curve, die größte oder kleinſte Ordinate entſpreche, zu welcher Beſtimmung ſie bekanntlich gelangt, indem ſie die gegebene primitive Gleichung zwiſchen den Coordinaten differentiirt und dies Differential $=0$ ſetzt. Erhebt man ſich dagegen von der Theorie des Größten und Kleinſten, in der hier angedeuteten Ausdehnung, zu den wichtigern und ſchwierigern Fragen nach derjenigen oder denjenigen unter allen möglichen Curven, der oder denen gewiſſe Eigenſchaften im höchſten oder geringſten Grade zukommen; fodert man z. B., in dem berühmten Probleme von der Brachyſtochrone (ſ. d. Art. Cycloide), unter allen krummen Linien von gleicher Länge diejenigen, welche ein von gegebenen Kräften bewegter Körper in der kürzeſten Zeit durchläuft: ſo führt die analytiſche Beantwortung dieſer und ähnlicher Fragen auf die Variationsrechnung, welche daher als eine erweiterte Theorie des Größten und Kleinſten erſcheint, und ſtatt ſich, wie im oben angeführten Falle, auf Differentiation zu beſchränken, vielmehr aus einer gefundenen derivirten Gleichung die Primitive abzuleiten verlangt, der die fragliche Eigenſchaft beiwohnt. — Die Methode der Variationen, zu deren Erfindung Johann Bernoulli durch Vorlegung des oben erwähnten berühmten Problems von der Brachyſtochrone im Jahre 1693 die Veranlaſſung gegeben hat, erſcheint

als der Gipfel des von der neueren Geometrie errichteten bewundernswürdigen Gebäudes.

Varinas, ein Sorte Knaſter, der ſeinen Namen von der Stadt Varinas in der Provinz Venezuela im ſpaniſchen Südamerika erhalten hat, wo er vorzüglich gebaut wird. Die Blätter ſind ſchmal, rauh, zugeſpitzt und neun Zoll lang. Unter dieſem Namen wird aber auch virginiſcher Tabak zubereitet und verkauft.

Variolit, ein Stein von dunkelgrüner Farbe, mit runden, ins Graue ſpielenden Flecken.

Variorum (Ausgaben cum notis). Man bezeichnet mit dieſer Benennung gewiſſe meiſtens in Holland im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gedruckte und mit den Anmerkungen vieler Commentatoren ausgeſtattete Ausgaben älterer und neuerer lateiniſcher und griechiſcher Schriftſteller in Octavformat. Obgleich viele dieſer Ausgaben bei den Gelehrten in geringem Anſehen ſtehen, ſo werden ſie doch von den Sammlern geſucht. Die Sammlung dieſer Ausgaben wird von den Bibliographen bald mehr, bald weniger zahlreich angegeben, je nachdem ſie mehr oder weniger neuere und außer Holland gedruckte Ausgaben dazu rechnen.

Varro (Marcus Terentius), einer der gelehrteſten Männer und fruchtbarſten Schriftſteller des alten Roms, geb. im J. Roms 638 oder 116 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er diente in ſeinen jüngern Jahren im Krieg, bekleidete nachher die Würde eines Tribuns und andre öffentliche Ämter, war ein vertrauter Freund des Cicero, wurde in der Revolution, welche die römiſche Republik vernichtete, vom Antonius ins Exil geſchickt, kam aber unter Auguſtus wieder nach Rom zurück, und ſtarb da 89 Jahre alt mit dem Ruhme des gelehrteſten Römers, wenigſtens des gelehrteſten Kritikers ſeiner Zeit. Er hat ſehr viel über Sprache, Geſchichte und Philoſophie geſchrieben; die Anzahl ſeiner Schriften ſoll gegen 500 betragen haben, aber es ſind davon nur zwei bis auf unſre Zeiten erhalten worden: ein Werk über die Landwirthſchaft (de re rustica) in drei Büchern, und die Fragmente von einem andern über die lateiniſche Sprache. Was in dieſem letztern über die Abſtammung (Etymologie) der Wörter enthalten iſt, ſcheint oft zu geſucht zu ſeyn, und nicht durchaus Beifall zu verdienen. Jenes findet ſich in den Ausgaben der Scriptorum rei rusticae; von dieſem erſchien die beſte Ausgabe zu Dordrecht 1619, 8.

Varus (Quintilius), ein Feldherr des römiſchen Kaiſers Auguſtus, der, ohne die merkwürdige Niederlage, die er in Deutſchland erlitt, wohl nicht in der Geſchichte erwähnt werden würde. Die kriegeriſchen Unternehmungen, die Julius Cäſar gegen die Deutſchen begonnen hatte, wurden unter Auguſtus fortgeſetzt. Dieſer ſchickte ſeine beiden Stiefſöhne, Druſus und Tiberius, nach einander nach Deutſchland. Dem letztern folgte Quintilius Varus als Statthalter in Germanien, nachdem er vorher eine ähnliche Stelle in Syrien bekleidet hatte. Varus wollte die Deutſchen an die Sprache, Sitten und Gebräuche der Römer gewöhnen; aber anſtatt dieſe Veränderung mit behutſamer Langſamkeit zu bewirken, verfuhr er dabei mit übermüthiger Eile. In ſeinem Lager, von ſeinen Legionen umgeben, ſaß er zu Gericht, richtete und ſtrafte die Deutſchen nach den römiſchen Geſetzen, die ihnen gänzlich unbekannt waren. Ein ſolches Benehmen mußte ihren Argwohn erregen und die Furcht, ihre Freiheit ganz zu verlieren. Eine Verſchwörung gegen Varus wurde ins-

geheim eingeleitet; der Cherusker Fürſt Hermann war die Seele derſelben. Er faßte den großen Gedanken, Deutſchland von den römiſchen Unterdrüern zu befreien. Dem unter den Verſchwornen verabredeten Plane gemäß, wurden in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands Feindſeligkeiten begonnen. Um ſie zu dämpfen, verließ Varus, auf Hermanns falſchen Rath, und wider Segeſts, des Schwiegervaters von Hermann, Vorſtellungen, ſein verſchanztes Lager, und ſetzte ſich mit drei auserleſenen römiſchen Legionen in Marſch. Als er den Teutoburger Wald — in der Gegend der Stadt Detmold in der Grafſchaft Lippe — erreicht hatte, wurde er von den vereinten Deutſchen auf allen Seiten angegriffen. Varus befand ſich jetzt in einer äußerſt gefährlichen Lage. Unbekannte, unwegſame Gegenden, undurchdringliche Waldungen, ungünſtiges Wetter, zahlreiche und erbitterte Feinde machten hier die Kriegskunſt der disciplinirten und ſieggewohnten Römer unnütz. Zweimal ſchlugen ſich die Römer mit der größten Anſtrengung durch, um ſich in einem Lager zu verſchanzen, aber ſie mußten endlich unterliegen, und wurden völlig zu Grunde gerichtet. Varus entleibte ſich ſelbſt, um die Schande ſeiner Niederlage nicht zu überleben.

Vaſall (Lehnsmann) iſt derjenige, der von ſeinem Oberherrn (Lehnsherrn) den Beſitz irgend eines Gutes (Lehn) unter der Bedingung gewiſſer Verbindlichkeiten (Lehnsverband) und zu leiſtender Dienſte erhalten hat. Wort und Sache ſtammen aus dem Mittelalter her. Die Benennungen Vassus und Vasallus werden in den Schriften jener Zeit als gleichbedeutend gebraucht. Die Lehnsverfaſſung entſtand bekanntlich zuerſt bei den Longobarden in Italien; die Carolinger nahmen das longobardiſche Lehnsrecht zum Muſter, und bildeten es weiter aus. Die von den überwundnen Völkern abgetretenen oder abgenommenen Stücke Landes wurden unter die Tapferſten der Nation vertheilt, und hießen fortes; ſie waren der Urſprung der Lehngüter. Andere Arten der Lehen waren die Beneficia Vegum, welche die Könige von ihren eignen Beſitzungen, auf Widerruf oder auf Lebenszeit, ertheilten, um ſich ſolche beneficiarios, auch Vessos milites ꝛc. genannt, zur Treue und zu Kriegsdienſten näher zu verbinden. — Vasallagium — ein gleichfalls barbariſches Wort des Mittelalters — iſt die Lehnspflicht, womit ein Vaſall ſeinem Oberherrn verbunden iſt (ſ. d. Art. Lehnsweſen).

Vaſari (Giorgio), wichtig als der Erſte, der eine vollſtändige und ausführliche Geſchichte aller neuern Künſtler lieferte, war 1512 zu Arezzo geboren. Seine Lehrer waren Luca Signorelli, Michel Angelo Buonaroti und Andrea del Sarto. Der Cardinal Ippolito de' Medici, Papſt Clemens VII. und der Herzog Aleſſandro hatten ihn nach einander in ihren Dienſten. Nach dem Tode des Herzogs faßte er den Entſchluß, nicht wieder Hofdienſte zu nehmen. Dennoch wurde er von den nachfolgenden Herzogen, von den Päpſten und andern vornehmen Perſonen vielfältig als Baumeiſter und Mahler gebraucht; denn in beiden Eigenſchaften, beſonders aber in erſterer, hatte er einen großen Namen. Von allem, was er in Florenz, Arezzo, Piſa, Venedig, Bologna, Rom und andern Orten arbeitete, hat er ſelbſt uns Nachricht gegeben. Wichtiger und intereſſanter für uns ſind ſeine Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, welche zuerſt 1550 und in wiederholten Auflagen vermehrt erſchienen. Sie ſind noch jetzt ſehr geſchätzt wegen der in ihnen enthaltenen Notizen ſowohl, als auch wegen der eingeſtreuten Reflexionen über die Künſte,

von denen die Rede iſt, und deren Fortſchritte ſehr gut nachgewieſen werden; wiewohl den Verfaſſer allerdings ein doppelter Tadel trifft: einmal, daß er in die Lebensgeſchichten der ältern Meiſter viele Irrthümer, die jedoch durch den Mangel an beſſern Nachrichten zu entſchuldigen ſind, aufgenommen, ſodann, daß er die vaterländiſchen und die nicht toscaniſchen Meiſter nicht mit gleicher Gerechtigkeit gewürdigt, ſondern dieſe gegen jene ſichtlich in Schatten geſtellt hat. Dieſem weniger verzeihlichen Mangel abzuhelfen, haben ſpätere Schriftſteller zu Neapel, Bologna, Venedig u. ſ. w. die Lebensgeſchichten der Künſtler ihres Vaterlandes geliefert. Noch beſitzen wir von Vaſari eine Abhandlung über die Mahlerei und einiges Andre. Er ſtarb 1574.

Vasco da Gama, ſ. Gama.

Vaſe (Lat. vasa) bezeichnet eigentlich nur ein Gefäß; allein wir verbinden damit gewöhnlich den Begriff eines ſchönen, kunſtreich geformten. Daher in engerer Bedeutung gewiſſe bei den Alten gewöhnliche irdene Gefäße, welche verſchiedene Beſtimmungen hatten. Sie wurden theils bei dem Gottesdienſte gebraucht (vasa votiva), theils ſtanden ſie in Grüften (vasa funeraria), theils dienten ſie bei öffentlichen Angelegenheiten, z. B. zum Stimmenſammeln ꝛc. (S. d. Art. Urnen). Diejenigen Vaſen, welche beſonders neuerlich bei dem Ausgraben der Alterthümer aufgefunden worden, ſind von einer ganz vorzüglich feinen, röthlichen Erdmaſſe, mit den herrlichſten Zeichnungen, den ſchönſten Gruppen en hautrelief geziert. Man nannte ſie fälſchlich etruriſche, da doch erwieſen iſt, daß ſie altgriechiſchen Urſprungs, und vielleicht vor mehr als 2000 Jahren in den blühenden Freiſtaaten von Unteritalien, das man von ſeinen griechiſchen Pflanzſtädten auch Großgriechenland nannte, von kunſtreichen Händen nach griechiſchen Modellen verfertigt ſind, und daher weit richtiger campaniſche oder nolaniſche Gefäße genannt werden. Der berühmte W. Tiſchbein zu Neapel hat 1791 in einem prächtigen Kupferwerke Zeichnungen von ſolchen Vaſen geſammelt herausgegeben, nachdem ihm d'Haucarville ſchon vorangegangen war. Unſtreitig enthalten alle dieſe Zeichnungen die intereſſanteſten Belehrungen über Mythologie, Religionsgebräuche ꝛc. des geiſtreichſten Volkes des Alterthums; und Mahler, Zeichner u. ſ. w. finden hier den reichſten Schatz für neue Ideen und Compoſitionen, aus welchen auch ſchon reichlich geſchöpft worden. Winckelmann, Hamilton und Böttiger haben ſich um Sammlung und Erklärung ſolcher Vaſengemählde bleibende Verdienſte erworben.

Väterliche Gewalt (Inbegriff der Rechte, welche die bürgerlichen Geſetze dem Vater über ſeine Kinder beilegen), beſteht namentlich in dem Rechte des Vaters, die Handlungen ſeiner Kinder, ſo lange dieſelben noch nicht aus ſeiner Gewalt getreten, zu leiten, d. h. in ſo fern ſie nicht mit andern Geſetzen in Widerſpruch gerathen, ſo wie in dem Nießbrauche des Vermögens derſelben. Dieſe Rechte laſſen ſich folgendermaßen näher beſtimmen. Dem Vater ſteht das Recht der Erziehung, alſo auch der Correction zu; nicht aber die Beſtrafung eines Verbrechens; ferner das Recht, die Kinder zu Dienſtleiſtungen anzuhalten, und ein modificirtes Recht auf das Eigenthum der Kinder und ihren Erwerb. — Das alte römiſche Recht erkannte dem Vater zu das Recht über Leben und Tod der Kinder, das Recht dreimaligen Verkaufes, d. h. wenn ſie das erſtemal freigegeben waren, ſie wieder zu verkaufen, das Recht auf allen Erwerb derſelben. Nach dieſem Rechte war die Lage der Kinder noch

zugleich ungünſtiger als die der Sklaven, und ſie waren das **Eigenthum** des Vaters im ſtrengen Sinne. Dieſes ſtrenge Verhältniß iſt in den neuern Rechten ſehr gemildert worden. — Die väterliche Gewalt wird erworben durch eine gültige Ehe — nicht durch unehelichen Beiſchlaf — durch **Legitimation** (ſ. d. Art.) und durch **Adoption**. Sie erliſcht mit den Jahren allmählig und wird ganz aufgehoben a) durch den natürlichen bürgerlichen Tod des Vaters; b) durch Rechtsgründe, auf Mißbrauch der väterlichen Gewalt und grobe Vernachläſſigung der älterlichen Pflichten gegründet; wenn z. B. der Vater das Kind ausſetzt oder die Tochter proſtituiren will; c) durch Emancipation, d. h. durch Anſtellung einer beſondern Haushaltung, in ſo fern von den Ältern dazu nichts mehr verlangt wird; bei Töchtern durch Verheirathung; durch rechtliche Entſcheidung nach der Klage über ſchlechte Behandlung ꝛc. Die väterliche Gewalt iſt in der Natur der Dinge begründet und ein reinmenſchliches Inſtitut. Sie iſt am ſtärkſten im patriarchaliſchen Leben der Menſchen, d. h. in den Uranfängen des Staates, und wird ſchwächer, je mehr ſich die Staatsverhältniſſe entwickeln, weil dann der Staat mit ſeiner Vorſorge, wie mit ſeinen Anſprüchen und Rechten, an die Stelle des Vaters tritt. Eine glückliche Harmonie zwiſchen den Rechten des Vaters und des Staates herzuſtellen, iſt für jeden Geſetzgeber eine wohl zu berückſichtigende Aufgabe, indem durch zu große Laßheit der Familienbande die vollkommene Entwickelung des Menſchen geſtört wird.

Vatican, der größte Palaſt des heutigen Roms, auf dem vaticaniſchen Berge erbaut, von welchem er den Namen erhalten hat. Es iſt ein weitläuftiges, aber nicht regelmäßiges Gebäude, das 22 Höfe und 11,000 Zimmer enthält. Mehrere Päpſte haben an demſelben gebaut und erſt unter Sixtus V. († 1590) iſt er vollendet worden. Hier iſt die berühmte vaticaniſche Bibliothek. Der Vatican iſt mit dem wegen ſeiner Statuen berühmten Belvedere und mit der Engelsburg verbunden. Hier wird auch das Conclave zur Wahl eines neuen Papſtes gehalten. Da der Papſt gewöhnlich in dieſem Palaſte wohnt, ſo wird die Benennung **Vatican** auch oft für die päpſtliche Regierung ſelbſt gebraucht.

Vauban (Sebaſtien le Preſtre de), Marſchall von Frankreich, der größte Ingenieur, den Frankreich hervorgebracht hat. Er war geboren den 1ſten Mai 1633 und nahm im 17ten Jahre Kriegsdienſte. Seine Talente und ſein außerordentliches Genie für die Befeſtigungskunſt zeichneten ihn ſehr bald bei den Belagerungen von St. Menehould (1653), von Stenay (1654) und bei andern Gelegenheiten rühmlichſt aus, und ſeine Verdienſte erhoben ihn zu den erſten militäriſchen Würden. Er wurde 1668 zum Gouverneur vor Lille (Ryſſel) — deſſen Befeſtigung für ſein Meiſterwerk gehalten wurde — und im folgenden Jahr zum General-Commiſſär aller franzöſiſchen Feſtungen ernannt. Im J. 1689 erhielt er das Commando an der flandriſchen Küſte und 1703 den Marſchallsſtab. Er ſtarb zu Paris den 30ſten März 1707, 74 Jahre alt. Vauban gehört zu den großen Männern Frankreichs, welche die Kriegskunſt vervollkommneten, und dadurch Frankreich eine geraume Zeit hindurch eine ſo große Überlegenheit über andre Mächte verſchafften. Er hat die Kunſt, Plätze zu befeſtigen und feſte Plätze anzugreifen, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, den man vor ihm nicht kannte; ſein Syſtem iſt noch immer unter dem Namen von **Vaubans Manier** bekannt.

Er hat mehr als 300 Plätze befeſtigt, und die Belagerungen von 53 Feſtungen dirigirt, kam aber nie ſelbſt in den Fall, ſich in einer Feſtung vertheidigen zu müſſen. Als im Anfange des 18ten Jahrhunderts, im ſpaniſchen Erbfolgekriege, das Kriegsglück von den franzöſiſchen Heeren wich, gingen auch die beiden wichtigſten Werke Vaubans, die Feſtungen Landau (1704) und Lille (1708), verloren. Man ſchreibt ihm ein ſehr geſchätztes Werk über die Befeſtigungskunſt zu. Vaubans Thätigkeit erſtreckte ſich auch auf andre Gegenſtände; er war Statiſtiker und politiſcher Arithmetiker. Es wird ihm ein Werk: Projet d'une Dixme Royale, zugeſchrieben, in welchem eine bis dahin nicht gemachte Berechnung des Flächeninhalts und der Bevölkerung Frankreichs enthalten iſt. Auf königlichen Befehl, den Vaubau veranlaßt hatte, mußten die Intendanten der verſchiednen Provinzen die Data einſenden, aus welchen Vauban ſeine Berechnungen fertigte. Wenn man auch in der Folge gegen dieſe Berechnungen, bei fortgeſetzten Nachforſchungen, einige Einwendungen machte, und die Angabe des Flächeninhalts für zu groß, die der Bevölkerung aber für zu gering hielt; ſo bleibt doch Vauban das Verdienſt, dieſe für die Staatswirthſchaft ſo wichtigen Unterſuchungen zuerſt angeſtellt zu haben.

Vaucanſon, ein franzöſiſcher Mechaniker des vorigen Jahrhunderts, gebürtig aus Lyon, geſtorben 1783. Er hat ſich durch ſeine künſtlichen und ſinnreichen Automaten auch im Auslande berühmt gemacht. Dieſe Automaten ſind: a) eine Ente von Meſſing, die alle Bewegungen einer lebendigen Ente macht, das vorgeſtreute Futter verſchlingt, und es auf dem gewöhnlichen Wege wieder von ſich giebt; b) ein provenzaliſcher Schalmeipfeifer; c) der berühmte Flötenſpieler. Dieſes letztere Automat ſtellt eine Figur in gewöhnlicher Mannshöhe, auf einem Piedeſtal ſitzend, vor, in welchem ein Triebwerk und Blaſebälge angebracht ſind, durch die der Wind ſo in die verſchiednen Theile der Maſchine geleitet wird, daß ſich die Lippen des Flötenſpielers und ſeine Finger auf der Flöte ganz regelmäßig bewegen. Vaucanſon zeigte dieſes Automat ſchon 1738 in Paris, und erklärte den Mechanismus deſſelben in einer Abhandlung, die er unter dem Titel: le Mécanisme du fluteur automate par Vaucanson, Paris 1738, herausgab. In der Folge kam es, nebſt den andern Maſchinen, in die Hände eines Mechanikers Du Moulin, der es in Deutſchland zeigte, und dann nach Petersburg brachte. Im J. 1781 kaufte es der bekannte Hofrath und Profeſſor Beireis in Helmſtädt, wenigſtens ſind alle drei Automaten in dem Verzeichniſſe einer Sammlung Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zuſammengebracht durch ꝛc. Beireis, Helmſtädt 1811 aufgeführt, und wurden, wie die übrigen Gegenſtände dieſer ſonderbaren Sammlung, öffentlich zum Kauf ausgeboten.

Vaucluſe (vallis clausa), ein kleiner Flecken in einem Thale unweit Avignon, von welchem ein Departement in Frankreich den Namen Departement von Vaucluſe erhalten hat. Bei Vaucluſe entſpringt, zwiſchen eng geſchloſſenen Felſen, aus einer Höhle, die Sorgue, ein ſonſt unbedeutender Fluß, der aber gleich beim erſten Urſprunge ſtark iſt, ſich von hohen Felſen in verſchiedenen Caskaden herabſtürzt, und nach einem Laufe von ungefähr zwei Meilen durch eine der anmuthigſten Gegenden, bei Avignon in die Rhone fällt. Vaucluſe iſt durch den Aufenthalt Petrarca's und die Quelle der Sorgue durch die Verſe dieſes Dichters berühmt geworden.

Vaud (Pays de), ſ. Pays de Vaud.

Vaudeville, eine Gattung franzöſiſcher leichter Lieder — eine Art Volkslied, das aus mehrern Strophen (couplets) beſteht und heitern, oft auch ſatiriſchen Inhalts iſt, und im letztern Falle irgend eine komiſche Begebenheit des Tages, eine lächerliche Sitte oder Thorheit des Zeitalters ſchildert. Ein Haupterfoderniß des Vaudeville iſt, daß es eine leichte, gefällige Melodie habe, und daß das Hauptwort oder der Hauptgedanke am Ende jeder Strophe mit paſſenden Veränderungen wiederholt werde. Die kleinen, leichten, mit Strophen aus ſolchen Liedern durchwebten, Schauſpiele, die auf dem, ſeit 1791 zu Paris eröffneten, Théâtre du Vaudeville aufgeführt werden, und Comédies-Vaudeville heißen, endigen mit einem Vaudeville; jede der ſpielenden Perſonen ſingt eine Strophe deſſelben, die auf den Charakter, den ſie im Stücke vorſtellte, Bezug hat. Der Verſuch, dieſe Art Theaterſtücke in dem Liederſpiele (ſ. d.) auf die deutſche Bühne zu verpflanzen, iſt nicht gelungen. Über die Etymologie des Worts ſind die Meinungen verſchieden. Das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie leitet es von Vau de Vire, einem Thale in der Normandie, her, wo dergleichen Gedichte geſungen worden ſeyn ſollen. Aber dieſe Herleitung iſt unſtreitig gezwungen; natürlicher ſcheint es, daß Vaudeville einerlei Urſprung habe mit dem Worte vau-de route, ein jäher, abhängiger Weg, das nur noch in der Redensart fuir à vau-de-route, über Hals und Kopf fliehen, ſich gleichſam von der Anhöhe herabſtürzen, gebräuchlich iſt. Beide Ausdrücke ſcheinen von dem lateiniſchen Worte vadere, gehen, abzuſtammen, und dadurch zugleich ihren ſehr alten Urſprung zu beurkunden. Es würde daher auch vergebliche Mühe ſeyn, den Erfinder des Vaudeville erforſchen zu wollen. Aus dieſer Etymologie geht aber auch die Bedeutung des Worts Vaudeville hervor, daß es nämlich ein Lied ſey, das häufig in der Stadt geſungen wird, und gleichſam von Mund zu Mund geht. Man würde es jedoch mit Unrecht durch unſer deutſches Gaſſenhauer, eine Benennung, die gewöhnlich nur im verächtlichen Sinne gebraucht wird, überſetzen.

Vauxhall iſt der Name eines der vielen Vergnügungsörter in der Nähe von London. Es iſt ein äußerſt angenehmer, in einer kleinen Entfernung von der Stadt, am Ufer der Themſe gelegener Garten, in welchem einzelne Baumpartien, Arkaden, Alleen und viele Pavillons ſind. An den ſogenannten Galla-Nächten, wenn der Geburtstag irgend eines Mitglieds der königlichen Familie gefeiert wird, iſt dieſer Garten prachtvoll erleuchtet, und wird dann wohl von mehr als 12,000 Menſchen beſucht. Inſtrumental- und Vocal-Muſik, Tanz, Feuerwerke und andere optiſche Vorſtellungen unterhalten die Geſellſchaft, auch der Gaumen kann hier auf alle Art befriedigt werden. Alle deutſche Reiſende, welche über England geſchrieben haben, und neuerlich Johanna Schopenhauer in ihrer Reiſe durch England (2te Aufl. 1818) ſchildern dieſen Ort und die Unterhaltung daſelbſt als äußerſt reizend. — Man hat angefangen, auch in Deutſchland geſellſchaftliche Verſammlungen zu Muſik und Tanz Vauxhall zu nennen.

Vedam, ſ. Indiſche Literatur.

Vedette, eine Schildwacht zu Pferde im Felde. Das Wort kommt urſprünglich von dem italieniſchen vedetta (von vedere, ſehen) her und heißt eigentlich ein Wartthurm, auf welchem man ſich weit in die Ferne umſehen kann. Die Vedetten am ſchicklichſten

Orte aufzuſtellen und ſie zweckmäßig zu inſtruiren, gehört mit zu der Theorie des kleinen Kriegs, die einem Offizier der leichten Cavallerie unentbehrlich iſt. Es iſt rathſam, zwei Mann als Vedette aufzuſtellen, damit einer den andern gehörig unterſtützen könne. Die Vedette muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, bei Annäherung des Feindes ſich ſogleich zurückziehen und Nachricht geben, oder auch wohl dem Feinde ein Stück entgegengehen. Sie müſſen fleißig viſitirt und, um die Leute nicht zu ſehr zu ermüden, öfters abgelöſt werden.

Vega (Don Frey Lope Felix de) Carpio, gewöhnlich Lope de Vega genannt, der berühmte Theaterdichter der Spanier, war zu Madrid den 25. Sept. 1562 geboren. Von ſeiner zarteſten Kindheit an zeigte er die lebhafteſte Neigung für die Dichtkunſt; er machte Verſe, bevor er ſie ſchreiben konnte, und war, wie er ſelbſt verſichert, kaum zwölf Jahr alt, als er ſchon mehrere Stücke verfertigt hatte. Um dieſelbe Zeit entlief er mit einem ſeiner Cameraden aus der Schule, blos aus Begierde, die Welt zu ſehen. Aber bald fehlten ihnen die Mittel dazu. Zu Aſtorga waren ſie genöthigt, einige kleine ſilberne Koſtbarkeiten zu verkaufen, und wendeten ſich deshalb an einen Goldſchmid, welcher in der Vermuthung, daß dies geſtohlne Sachen ſeyn könnten, die jungen Leute vor die Obrigkeit führte. Dieſe ließ ſie nach Madrid zurückbringen. Lope verlor ſeine Ältern früh und konnte nur durch Unterſtützung des Biſchofs Avila zu Alcala ſeinen philoſophiſchen Curſus vollenden. Hierauf ging er nach Madrid zurück. Lope fand hier an dem Herzog von Alba einen Beſchützer. Aufgefodert von dieſem Mäcen, deſſen Secretär er ward, verfertigte er ſeine Arcadia, ein heroiſches Paſtorale in Proſa und Verſen, zu welcher Gattung Montemayor in ſeiner Diana das Beiſpiel gegeben hatte. Nach Lord Holland, ſeinem neuſten Biographen, iſt die Arcadia nichts anders, als eine Idylle in fünf ſehr langen Acten, worin die Schäfer mit ihren Dulcineen die Sprache des Amadis reden und Unterſuchungen über Theologie, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Muſik und Poeſie anſtellen. Auch kommen mehrere Inſchriften auf berühmte Männer vor, welche ſich an dem Fuße der Statuen derſelben in einem Saal befinden, in welchem ein Theil der Handlung vorgeht. Schon dieſes erſte Werk des ſpaniſchen Dichters bewies eine mannichfaltige Gelehrſamkeit und ſehr ausgebreitete Kenntniſſe. Bizarre Gedanken und Wortſpiele ſind in dieſem, wie in andern Werken Lope's, ſehr häufig, und überhaupt iſt Lope einer von den Schriftſtellern, welche ein gefährliches Beiſpiel jenes falſchen Witzes aufgeſtellt haben, deſſen Geſchmack ſich beinahe in ganz Europa verbreitete. Marini führte ihn beſonders in Italien ein, und erkannte es mit den lebhafteſten Ausdrücken von Verehrung an, daß Lope ſein Vorbild geweſen. — Nach der Bekanntmachung ſeiner Arcadia verheirathete ſich Lope, doch brachte dieſes ſeinen Studien und ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen keinen Nachtheil, vielmehr ſcheint er die Dichtkunſt bis zu dem unglücklichen Ereigniſſe, welches ihn nöthigte, Madrid zu verlaſſen, mit immer ſteigendem Eifer betrieben zu haben. Ein Edelmann von bedeutendem Rang und Anſehen hatte ſich nämlich auf Lope's Koſten luſtig gemacht. Der Dichter rächte ſich an dieſem Kritiker und gab ihn dem Gelächter der ganzen Stadt Preis. Sein Gegner foderte ihn zu einer andern Art von Kampf, in welchem er die Oberhand leichter zu gewinnen hoffte, als in einem literariſchen Streite; aber Lope verwundete ihn gefährlich. Genöthigt, die Flucht zu ergreifen, wählte der Dichter Valen=

cia zu ſeinem Zufluchtsort. Als er nachher nach Madrid zurückgekehrt war, und ſeine Frau verloren hatte, wurde ihm der Aufenthalt daſelbſt unerträglich. Er ſchiffte ſich daher ein und nahm an der merkwürdigen Armade Theil, deren Unſtern bekannt iſt. Während dieſer Expedition verfertigte er la Hermosura d'Angelica (Angelikens Schönheit), ein Gedicht in 20 Geſängen, welches die Geſchichte dieſer Prinzeſſin von da an weiter fortführt, wo Arioſt ſie verlaſſen hat. Er glaubte dadurch ſeinem Vaterlande eine Ehre zu erweiſen, auf deſſen Gebiete, wie er im Turpin gefunden hatte, die folgenden Abenteuer vorfallen. Außer der Gefahr, mit Arioſt zu wetteifern, vermehrte ſich die Schwierigkeit des Erfolgs durch die Herausgabe eines Gedichts des Luis Borhono de Soto über denſelben Gegenſtand unter dem Titel: Las Lagrimas de Angelica, ein Werk, welches für eines der beſten ſpaniſchen Gedichte gilt, und auch im Don Quixote rühmlich erwähnt wird. Nach ſeiner glücklichen Zurückkunft nach Madrid 1590 verheirathete er ſich wieder. Im J. 1598 gewann er einen der poetiſchen Preiſe, welche bei Gelegenheit der Canoniſation des heil. Iſidors ausgeſetzt waren, durch ein dazu verfertigtes Lobgedicht. Dieſes gab er mit einer Mange andrer Gedichte auf dieſen Gegenſtand, und die Preisbewerbung ſelbſt unter dem Namen Tomé de Burguillos heraus. Um dieſe Zeit verfertigte er auch eine große Anzahl Theaterſtücke. Sein literariſcher Ruhm wuchs unaufhörlich, und das häusliche Glück, welches ihm jetzt zu Theil ward, machte dieſe Zeit zu der glücklichſten Periode ſeines Lebens. Aber leider dauerte letzteres nur kurze Zeit. Von drei Perſonen, welche ſeine Familie ausmachten, verlor er ſeinen Sohn im achten Jahre, ſeine Gattin überlebte denſelben kaum und es blieb unſerm Dichter nur ſeine noch ſehr kleine Tochter übrig. Niedergeſchlagen durch dieſen Verluſt entſchloß er ſich, in der Übung der Religion ſeinen Troſt zu ſuchen, und wurde Secretär der Inquiſition und Prieſter. Aber ſeine Andacht unterbrach ſeine poetiſchen Beſchäftigungen nicht, und er ſtrebte immer mehr, den ausgezeichneten Rang, welchen er auf dem ſpaniſchen Parnaß einnahm, zu behaupten, und die Angriffe ſeiner Feinde und Nebenbuhler abzuwehren, unter welchen Luis de Gorgora y Argote der vornehmſte war. Lope, der in deſſen Satiren angegriffen worden, und über die durch dieſen Schriftſteller bewirkten Fortſchritte des verdorbenen Geſchmacks unwillig war, erlaubte ſich in ſeinen Stücken, ihn ſowohl als ſeine Schüler wegen ihres dunkeln und pretiöſen Styls ins Lächerliche zu ſtellen; ob er gleich in ſeinem Gedichte Laurel de Apollo die unläugbaren Talente des Gongora anerkannte. Doch ergriff der falſche Geſchmack des Gongora auch ſeine Gegner, und man kann ſagen, daß ſelbſt Lope's letzte Werke nicht ganz davon ausgenommen ſind. Ein anderer literariſcher Gegner von noch bedeutenderem Talent und Anſehen war Cervantes. Dieſer wagte, ihm öffentlich in einem Sonette den Rath zu geben, er ſolle das epiſche Gedicht, mit welchem er ſich damals beſchäftigte, Jerusalem conquistada, doch unvollendet laſſen. Lope parodirte dieſes Sonett und gab ſein Gedicht heraus, das ſchwächſte ſeiner Werke, welches zwar mehrere Ausgaben erhalten, aber am wenigſten Glück gemacht hat. Der Verf. hatte es mit vielen Anmerkungen begleitet, die man in der letzten Ausgabe von 1777 findet. Doch erwies ihm Cervantes die Gerechtigkeit und erkannte ſein Verdienſt in folgenden Verſen an:

Poeta insigne, à cuyo verso o prosa
Ninguno le avantaje ni aun li llega.

(Ein ausgezeichneter Dichter, den in Vers und Proſa keiner übertrifft noch erreicht). Cervantes ſtarb bald darauf im Elend (1616) in der nämlichen Stadt, in welcher ſein Nebenbuhler im Glanz und Überfluſſe, und im Beſitz der öffentlichen Bewunderung lebte. Wie ganz verſchieden hat über beide Dichter die Nachwelt geurtheilt. Seit zweihundert Jahren iſt ſeitdem Cervantes Ruhm geſtiegen, während Lope in ſeinem eignen Vaterlande vernachläſſigt iſt. Um die Zeit, da Cervantes ſtarb, hatte der Enthuſiasmus der Spanier für Lope die Geſtalt abgöttiſcher Verehrung angenommen, und er ſelbſt war nicht beſonnen genug, dieſelbe zurückzuweiſen. Die Bewunderer Lope's verdammten den Verfaſſer der Spongia, der ihn ſtreng beurtheilt und ihm vorgeworfen hatte, daß er kein Latein verſtehe, als einen literariſchen Ketzer, und er ſelbſt beklagt ſich in dem Prolog zu ſeinem Roman: El peregrino in sua patria, daß man ſeinen Talenten nicht die ihnen zuſtehende Hochachtung und Aufmunterung erwieſen habe. — Die Anzahl ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe iſt außerordentlich. Selten verging ein Jahr, in welchem er nicht irgend ein Gedicht drucken ließ, und kaum ein Monat, ja kaum eine Woche, in welcher er nicht irgend ein Stück aufs Theater brachte. Ein Hirtengedicht in Proſa und Verſen, in welchem er die Geburt Chriſti feiert, begründete ſeine Oberherrſchaft in dieſer Gattung; und viele Verſe und Hymnen über heilige Gegenſtände bewährten ſeinen Eifer für den neuen Beruf, dem er ſich ergeben hatte. Philipp IV., welcher das ſpaniſche Theater ſehr begünſtigte, fand bei ſeiner Thronbeſteigung (1621) Lope im Beſitz der Bühne. Lope übte damals über Dichter, Schauſpieler und Publicum eine Autorität ohne Gränzen aus. Sogleich wurde der Dichter von dieſem Fürſten mit neuen Ehrenbezeigungen und Wohlthaten überhäuft. In dieſer Zeit gab er los Triumphos de la Fé; las Fortunas de Diana; Novellen in Proſa, Nachahmungen von denen des Cervantes; Circe, ein epiſches Gedicht, und Philomena, eine Allegorie, heraus, in welcher er ſich unter der Rolle der Nachtigall an einigen Kritikern zu rächen ſucht, die er unter dem Namen der Droſſel vorſtellte. Sein Ruf ſtieg ſo ſehr, daß er endlich dem Enthuſiasmus, den man ihm bezeigte, zu mißtrauen anfing. Daher machte er den Verſuch und ließ (1626) das Werk Soliloquios a Dios unter dem falſchen Namen R. P. Gabriel de Padecopeo (welcher Name anagrammatiſch den des Lope de Vega de Carpio enthält) in die Welt ausgehen, welches ebenfalls großen Beifall erhielt. Er gab darauf ein Gedicht, welches das Unglück der Königin von Schottland, Maria Stuart, zum Gegenſtand hat, Corona tragica (die tragiſche Krone) heraus, und dedicirte es dem Papſte Urban VIII., welcher ſelbſt den Tod dieſer Königin in einigen Verſen beſungen hatte. Der Papſt antwortete dem Dichter eigenhändig und beehrte ihn mit dem Titel eines Doctors der Theologie; auch ſendete er ihm das Malteſerkreuz und ernannte ihm zum apoſtoliſchen Kammerfiscal: Ehrenbezeigungen, die zugleich ſeinem Eifer für den ſtrengen Catholicismus galten, um deſſen willen ihm auch die Inquiſition die ſeltene Ehre erwies, und ihn zu ihrem Familiar machte. Dies alles trug bei, den Enthuſiasmus der Spanier für „das Wunder der Literatur“ zu unterhalten. Das Volk, für welches er unbekümmert um die Kritik ſchrieb — (denn er ſoll geſagt haben: das Volk müſſe die Komö-

dien bezahlen, es ſey alſo auch billig, daß man es nach ſeinem Gefallen bediene) — lief ihm nach, wo er ſich auf der Straße zeigte, und ſtaunte das Naturwunder (monstruo de naturaleza), wie ihn Cervantes genannt hatte, an. Die Theaterdirectoren riſſen ſich um ſeine Stücke, und bezahlten ihm ſo anſehnliche Honorare, daß er einmal ein Vermögen von mehr als hundert tauſend Ducaten beſeſſen haben ſoll — was aber natürlich nicht bei ihm blieb, da er ſehr freigebig war und die Armen Madrids bei ihm ſtets offene Caſſe fanden; daher er auch wenig hinterlaſſen haben ſoll. Das geiſtliche Collegium in Madrid, in welches er ſich hatte aufnehmen laſſen, erwählte ihn zu ſeinem Vorſteher (capellan mayor). Wollte man in der gewöhnlichen Unterhaltung etwas in ſeiner Art Vollkommenes bezeichnen, ſo nannte man es „lopiſch.“ Bis ins Jahr 1635 fuhr Lope ununterbrochen fort, Gedichte und Theaterſtücke herauszugeben. Aber von da an beſchäftigte er ſich blos mit religiöſen Gedanken, ergab ſich ſtreng den klöſterlichen übungen, und ſtarb den 26ſten Auguſt deſſelben Jahres. Die Wirkung, welche ſein Tod hervorbrachte, übertraf noch die Achtung, welche man ihm während ſeines Lebens bewieſen hatte. Der fürſtliche Glanz ſeines Begräbniſſes, welches der Herzog von Suſa, der vorzüglichſte ſeiner Gönner, den er auch zum Executor ſeines Teſtaments ernannt hatte, anordnete, die große Anzahl, ſo wie der Ton der Lobreden, welche bei dieſer Gelegenheit verfertigt wurden, der Wetteifer einheimiſcher und fremder Dichter, dieſen Tod zu beweinen und ſeinen Ruhm zu feiern, bieten ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte der Literatur dar. Drei Tage lang dauerten die glänzenden Exequien; und auf den ſpaniſchen Bühnen wurde das Ehrengedächtniß des ſpaniſchen Phönix mit großen Feierlichkeiten begangen. Von jeher hat man die ungeheure Anzahl ſeiner Compoſitionen bewundert. Man behauptet, daß er 21 Millionen 300,000 Zeilen habe drucken laſſen, und daß 800 ſeiner Stücke auf der Bühne erſchienen ſind. In einem ſeiner letzten Werke verſichert er, daß der gedruckte Theil derſelben geringer ſey, als derjenige, welcher noch die Preſſe erwarte. Freilich iſt die caſtilianiſche Sprache ſehr reich, die ſpaniſchen Verſe ſind oft ſehr kurz, und die Geſetze des Metrums und des Rhythmus nicht ſtreng. Indeſſen darf man doch die angebliche Zahl der Lopeſchen Werke in Unterſuchung ziehen. Um daran zu glauben, müßte man annehmen, daß er im dreizehnten Jahre zu arbeiten angefangen und täglich ungefähr 900 Verſe verfertigt habe; was unbegreiflich ſcheint, wenn man die Beſchäftigungen und Zerſtreuungen erwägt, die er als Krieger, Secretär, Familienvater und Prieſter nothwendig gehabt hat. Was uns von ſeinen Werken übrig iſt, macht ungefähr nur das Viertel dieſer Berechnung aus; aber es iſt noch genug, um ſeine improviſatoriſche Fruchtbarkeit zu bewundern. Er ſelbſt berichtet, daß er mehr als hundertmal ein Stück innerhalb 24 Stunden verfertigt und auf die Bühne gebracht habe. Perez de Montalvan verſichert, daß Lope eben ſo ſchnell in Verſen als in Proſa gearbeitet und ſchneller gedichtet habe, als ſeine Schreiber es niederſchreiben können; er ſchätzt Lope's Theaterſtücke auf 1800 und auf 400 Frohnleichnamsſtücke (autos sacramentales). Unter ſeinen Werken ſind die dramatiſchen unſtreitig die vorzüglichſten, und haben den meiſten Beifall davon getragen. Diejenigen Stücke Lope's, welche ſich dem Charakter der Tragödie annähern, beſitzen gewöhnlich eine ſo ausgebreitete Intrigue, daß andre Dichter daraus wenigſtens vier Stücke würden gemacht haben,

Einen ſolchen Überfluß findet man beſonders in la Fuerza lastimoza, welches Stück die große Auszeichnung genoſſen hat, in den Mauern des Serails zu Conſtantinopel aufgeführt zu werden. In der Fruchtbarkeit der dramatiſchen Erfindung, Leichtigkeit der Sprache in Proſa und Verſen iſt Lope einzig. Die Ausführung und der Zuſammenhang ſeiner Stücke iſt leicht und loſe. Sonſt tadelt man in Lope's Stücken den zu häufigen und einförmigen Gebrauch der Duelle und Verkleidungen, welcher Tadel jedoch ſeine Nachfolger auf der ſpaniſchen Bühne noch mehr trifft, und die Leichtfertigkeit ſeiner Sittenſchilderungen. Einige, wie Lord Holland, ſchreiben ihm auch die Einführung der Rolle des Gracioso auf der ſpaniſchen Bühne zu. In den unregelmäßigſten Stücken, die Lope für den Volksgeſchmack arbeitete, findet man ſo ſchwülſtige Phraſen und hyperboliſche Bilder, daß man oft verſucht wird, zu vermuthen, er habe ſich über ſeinen Gegenſtand und ſeine Zuhörer luſtig machen wollen. Das Verdienſt der ausgearbeitetſten Stellen ſeiner Tragödien ſetzt man beſonders in die reiche Fülle ſeiner Bilder, und nach dem Urtheil der ſpaniſchen Kritiker, in die Reinheit der Sprache. Seine Kühnheit in der Bearbeitung religiöſer Stoffe iſt nach dem Charakter der Nation und der Natur der ſpaniſchen Bühne zu beurtheilen. Übrigens haben viele ausländiſche Theaterdichter den Lope nachgeahmt, und die erfolgreichſten Stücke und Züge ihm zu verdanken. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur ſagt über Lope Folgendes: „Unſtreitig erſcheint dieſer bald zu ſehr vergötterte, bald zu ſehr herabgeſetzte Vielſchreiber in ſeinen Theaterſtücken im vortheilhafteſten Lichte, da das Theater zur Ablegung ſeiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zuſammenhang, der Weitſchweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrſamkeit, die beſte Schule war. In einigen ſeiner Stücke, beſonders den hiſtoriſchen, die ſich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem Könige von Wamba, den Jugendſtreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro u. ſ. w., herrſcht eine gewiſſe Rohheit der Darſtellung, die aber gar nicht ohne Charakter iſt, und abſichtlich für die Gegenſtände gewählt zu ſeyn ſcheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit ſchildern, z. B. der muntern Toledanerin, der ſchönen Häßlichen, zeigt ſich ſchon ein ſehr gebildeter geſelliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft intereſſanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht ſind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn ſie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel ſind ungefähr die nämlichen: verſchwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachläſſigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen.“ Die zerſtreuten Werke Lope's ſind geſammelt in der Colleccion de las Obras sueltas assi en prosa como en verso de D. Frey Lope etc. Madr. 1776 sq. 21 Voll. 4. Doch finden ſich hier ſeine Theaterſtücke nicht, die früher in 25 Bänden in Quart erſchienen ſind. Über ſein Leben und ſeine Schriften iſt vor kurzem das ſchätzbare Werk des Lord Holland erſchienen: Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio. Lond. 2 Voll. 1817. zweite Ausgabe.

Vega (Georg Freiherr von), Oberſtlieutenant, wurde 1754 in dem Dorfe Sagoritza im Herzogthume Krain von armen Ältern ge-

boren, ſtudirte auf dem Lyceum zu Laibach, und zeigte bald hervorſtechende Talente. Nach beendigten philoſophiſchen Studien wurde er als k. k. Navigations-Ingenieur angeſtellt, ging aber in der Folge zur Artillerie über. Nachdem er den erſten Band ſeiner mathematiſchen Vorleſungen geſchrieben hatte, wurde er zum Unterlieutenant und Lehrer der Mathematik im zweiten Feldartillerie-Regimente befördert; bei Errichtung des Bombardier-Corps erhielt er als Hauptmann die damals creirte Stelle eines Profeſſors der Mathematik, rückte bei dieſer Anſtellung zum Major vor, und wurde endlich bei Errichtung des vierten Artillerie-Regiments zum Oberſtlieutenant deſſelben ernannt. Am 26ſten September 1802 verunglückte er in der Donau. Um die Verbreitung der mathematiſchen Wiſſenſchaften hat Vega ſich viele Verdienſte erworben. Er war der erſte, welcher die Analyſe in den Artillerieſchulen einführte. Die vier Bände ſeiner mathematiſchen Vorleſungen ſind, wenn gleich die Beweiſe nicht immer mit der erfoderlichen Schärfe geführt werden, durch die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegenſtände, und beſonders durch ihre verſtändliche Schreibart zu Lehrbüchern vollkommen geeignet, und im In- und Auslande mit Beifall aufgenommen worden, beſonders zeichnet ſich der vierte Band durch ſeine ſyſtematiſche Ordnung aus. Den größten Ruhm erwarb ſich Vega durch die Herausgabe ſeiner Logarithmentafeln (zuerſt 1783), welche an Correctheit vor allen gleichzeitigen größeren Tafeln den Vorzug verdienen. Für diejenigen, welche mit mathematiſchen Arbeiten verſchiedener Art beſchäftigt ſind, iſt bisher noch kein Werk erſchienen, welches an Reichhaltigkeit der aufgenommenen Tafeln und Formeln gemeinnütziger wäre. Es wurde 1814 zum drittenmale aufgelegt. Um für gewöhnlichere Rechnungen die kleinen Vlacqiſchen, Wolfiſchen Tafeln entbehrlich zu machen, deren Fehler zu vielen Irrungen Anlaß gaben, wurde von ihm ein logarithmiſch-trigonometriſches Handbuch 1793 herausgegeben, welches beinahe allgemein angenommen wurde, ſo daß in den Jahren 1800, 1811 und 1816 neue Auflagen gemacht werden mußten. Aber das größte Verdienſt, welches er ſich um die Mathematik erwarb, iſt die Herausgabe des thesaurus logarithmorum completus, ein Werk, welches ſeinen Namen noch lange erhalten wird, wenn auch ſeine übrigen Schriften in dem Strome der Zeit untergegangen ſind. In der Mechanik eignen ſich ſowohl Vega als Frater David die Erfindung des neuen Rädergebäudes mit einer beweglichen Scheibe zu; gewiß iſt es indeſſen, daß wenn auch der Practiker David bei ſeinen Arbeiten auf die erſte Idee gerieth, Vega die Theorie deſſelben ableitete, und ſie dann dem Frater David mittheilte. Die Chronologie verdankt Vega die Herausgabe der ſehr faßlich und gründlich geſchriebenen Anleitung zur Zeitkunde, die er mit vielen Anmerkungen bereicherte. Endlich hat er ſich auch um die Vergleichung der Maaße und Gewichte in den verſchiedenen Ländern Europa's verdient gemacht. Seiner literariſchen Verdienſte wegen wurde er zum Mitgliede der gelehrten Geſellſchaften zu Berlin, Erfurt, Göttingen und Prag aufgenommen. Als Soldat hat er in den Feldzügen gegen die Türken, dann gegen die Franzoſen bis zum Jahre 1800 mit Auszeichnung gedient, ſo daß er nach der Belagerung von Fort Louis mit dem militäriſchen Maria-Thereſien-Orden belohnt wurde. Im Jahre 1800 wurde er in den Freiherrnſtand erhoben, und im Jahre 1802 zum Landesmitſtand des Herzogthums Krain aufgenommen. Die öſterreichiſche Artillerie wird noch lange das An-

denken dieſes Mannes ehren. Die Berechnungen, welche bei dem Bombenwerfen und Ricochetiren vorkommen, hat Vega auf den höchſten Grad der Einfachheit gebracht. Seine von ihm projectirten und zu Manheim gegoſſenen weit treibenden Mörſer, beſonders die Conſtruction der Schleifen, zeigen den Denker und werden einſt mit Vortheil in der Artillerie angewendet werden.

Vegetabilien (Naturgeſchichte), Pflanzen, ſind diejenigen organiſirten Körper in der Natur, denen die willkührliche Bewegung, welche den Thieren eigen iſt, gänzlich mangelt, und die ihren Nahrungsſaft durch Wurzeln einſaugen, nicht aber, wie die Thiere, ihre Speiſe durch eine beſondere Öffnung zu ſich nehmen. Dieſe Eigenſchaften der Pflanzen begreift man unter dem Namen der Vegetabilität. Die Benennung kommt aus dem Lateiniſchen her: vegetus, munter, lebhaft, geſund. Daher heißt Vegetation eigentlich das Wohlbefinden und das dadurch beförderte Wachsthum der Pflanzen. Eine üppige Vegetation ſagt man, wenn in irgend einer Gegend Baum-, Garten- und Feldfrüchte gut gedeihen, oder die Wieſen vorzüglich ſchönes Gras hervorbringen. In einer ſchlimmen Bedeutung hingegen wird vegetiren von einem Menſchen geſagt, der entweder aus Trägheit oder aus phyſiſcher Schwäche blos ſeinen Körper nährt, ohne mit dem Geiſte thätig zu ſeyn, mithin ein bloßes Pfanzenleben führt. — Vegetabiliſch iſt alles, was aus Pflanzen bereitet wird, z. B. vegetabiliſche Koſt, wenn man blos von Brot und Gemüſen lebt, ohne Fleiſchſpeiſen zu genießen. Vegetabiliſche Säuern (Pflanzenſäuren) ſ. Säuren.

Vehikel (lat. vehiculum, ein Fahrzeug, womit man etwas fortſchafft), ein jedes Mittel, eine Sache zu befördern und zu ihrer eigentlichen Beſtimmung zu bringen; ein Beförderungs-, Hülfsmittel. Bei den Ärzten iſt es ein Mittel, mit welchem ſie ein anderes, das ſonſt wegen des Ekelhaften ꝛc. nicht leicht allein gegeben werden kann, verſetzen.

Vehmgerichte (von Fem, ein altſaſſiſches Wort, d. i. Mahl, Zeichen), waren im Mittelalter eine Criminalanſtalt in Deutſchland, welche die Stelle der damals ganz in Verfall gerathnen Juſtizpflege, beſonders in peinlichen Sachen, erſetzen ſollten. Sie hatten ihren Urſprung und Hauptſitz in Weſtphalen, und ihre Verhandlungen wurden mit dem größten Geheimniſſe betrieben; daher nannte man ſie weſtphäliſche, auch heimliche Gerichte. Das Wort Vehm kommt wahrſcheinlich von dem alten ſächſiſchen Worte verfehmen her, das ſo viel als verbannen, verfluchen, bedeutet. Vehmgericht iſt alſo ein Tribunal, das den Verbrecher verbannen und für vogelfrei erklären kann. Dieſe Gerichtsſtühle leiteten ſelbſt ihren Urſprung von Carl dem Großen her; allein kein gleichzeitiger Schriftſteller erwähnt etwas davon, und man findet überhaupt vor dem 13ten Jahrhunderte keine beſtimmte Nachricht von ihnen. Wahrſcheinlich ſind ſie erſt nach dem Falle Heinrichs des Löwen (1182) entſtanden, oder haben ſich damals weiter ausgebildet und größeres Anſehen erhalten. Als das Herzogthum Sachſen aufgelöſ't wurde, erhielt der Erzbiſchof zu Cöln von Heinrichs Ländern Engern und Weſtphalen unter dem Namen eines Herzogthums. Damals mögen, bei der in der Gerichtspflege eingeriſſenen gänzlichen Unordnung, an die Stelle der Gerichte, welche vorher die Biſchöfe oder die königlichen Commiſ-

ſarien (Missi regii) hielten, dieſe heimlichen, oder — wie ſie ſich ſelbſt nannten — Freigerichte, getreten ſeyn. Während der allgemeinen Anarchie, die zu jenen Zeiten in Deutſchland herrſchte, konnte es ihnen leicht werden, ſich ein furchtbares Anſehen zu verſchaffen, und die Kaiſer vergrößerten daſſelbe in der Folge dadurch, daß ſie ſelbſt dieſe Freigerichte bisweilen zu ihren Abſichten brauchten, um mächtige Große dadurch zu ſchrecken. In den Zeiten, wo Gewalt alles und Recht nichts galt, konnten dieſe heimlichen Gerichte allerdings bisweilen wohlthätige Wirkungen hervorbringen, und vor ihrem Urtheilsſpruche, der plötzlich erſchien und vollzogen wurde, mußte ſelbſt der kühnſte Frevler zittern. Aber dieſe Gerichte arteten in der Folge aus, banden ſich nicht mehr an Geſetze und Vorſchriften, und das Geheimniß, in das ſie ſich hüllten, diente zuletzt blos dem Eigennutz und der Bosheit zum Deckmantel. Durch die große Menge ihrer Mitglieder, die überall verbreitet waren, wurde es ihnen möglich, ihre Wirkſamkeit über ganz Deutſchland zu erſtrecken. Wer in irgend einer deutſchen Provinz eine Foderung an einen Andern hatte, der ihm vor ſeinem ordentlichen Richter nicht zu Recht ſtehen wollte, wendete ſich an ein weſtphäliſches Gericht, und verſchaffte ſich von demſelben Ladungen und Urtheile. Am furchtbarſten waren die heimlichen Gerichte im 14ten und 15ten Jahrhundert. Es war daher kein Wunder, daß ſo viele Stimmen ſich gegen ſie erhoben, und daß im J. 1461 verſchiedne Fürſten und Städte in Deutſchland, denen auch die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen beitraten, unter ſich Vereine errichteten, um einen Jeden bei ſich Recht finden zu laſſen, und um zu verhindern, daß Niemand ſolches bei dem heimlichen Gerichte ſuche. Auch wurden von einzelnen Ständen des Reichs beſondere kaiſerliche Schutzbriefe gegen die Anmaßungen der weſtphäliſchen Gerichte verlangt. Die Kaiſer ſelbſt ließen es blos bei fruchtloſen Verſuchen bewenden, Reformen in der Verfaſſung der heimlichen Gerichte einzuführen. Aber dieſe waren kühn genug, ſich den Kaiſern zu widerſetzen. Ihre Wirkſamkeit hörte dann erſt völlig auf, als in Deutſchland der allgemeine Landfriede errichtet, eine verbeſſerte Gerichtsform und die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt worden. Das letzte Vehmgericht wurde 1568 bei Zelle gehalten. Außerhalb Weſtphalen gab es auch in Niederſachſen und ſelbſt in einigen andern deutſchen Provinzen Vehmgerichte; doch hatten ſie hier ein weit geringeres Anſehen, und ihre Gerichtsbarkeit war blos auf einen gewiſſen Diſtrict eingeſchränkt. — Bei dem Geheimniſſe, in welches dieſe Gerichte ſich verbargen, iſt von ihrer innern Einrichtung wenig hiſtoriſch bekannt. Der Stuhlherr, gewöhnlich ein Fürſt oder Graf, hatte die oberſte Leitung des ganzen Gerichts, deſſen Sprengel oder Freigrafſchaft mehrere Freiſtühle enthält. Der Vorſitzer des heimlichen Gerichts hieß der Freigraf — Grafen hießen in frühern Zeiten die, welche in den Provinzen im Namen des Königs Recht ſprachen —; ſeine Beiſitzer, die bei den Urtheilen ſtimmten und ſie vollzogen, hießen Freiſchöpfen, ihre Sitzungen Freidinge, und der Ort, wo die Sitzung gehalten wurde, der freie Stuhl. Der freien Schöpfen, die von den Freigrafen ernannt wurden, war eine außerordentliche Menge, in allen Provinzen und Städten Deutſchlands gab es deren. Man behauptet, daß ihre Anzahl ſich auf hunderttauſend belaufen habe. Die Freiſchöpfen erkannten einander an gewiſſen Zeichen und Loſungen, welche den Nichteingeweihten unbekannt waren; daher wurden ſie auch die Wiſſenden genannt.

Sie band ein furchtbarer Eid, denn ſie gelobten, „die heilige Vehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schweſter und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne beſcheint, der Regen netzt, vor allem, was zwiſchen Himmel und Erde iſt." Sie erkannten den Kaiſer als ihr Oberhaupt an, und machten ihn deshalb meiſtentheils bei ſeiner Krönung in Aachen zum Mitwiſſenden. Die Aufnahme ſollte, nach ſtrenger Regel, nur auf rother, d. h. weſtphäliſcher Erde geſchehen. Die Sitzungen des Gerichts waren öffentliche und heimliche; jene wurden bei Tage, unter freiem Himmel, dieſe des Nachts in einem Walde, oder in unterirdiſchen verborgnen Orten gehalten. In beiden waren die zu beurtheilenden Gegenſtände und der Gang des Prozeſſes verſchieden. Die Verbrechen, über welche die heimlichen Gerichte ſich das Urtheil anmaßten, waren: Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebſtahl, Raub und Mord. Die Anklage geſchah durch einen Freiſchöpfen, der, ohne weitern Beweis zu führen, durch Ablegung eines Eides verſicherte, daß der, den er anklage, wirklich das Verbrechen begangen habe. Der Angeklagte wurde nun dreimal vor das heimliche Gericht citirt, indem man die Citation insgeheim an die Thüre ſeiner Wohnung oder in deren Nähe heftete; der Ankläger blieb unbekannt. Wenn der Angeklagte auf die dritte Ladung nicht erſchien, ſo wurde er in einer feierlichen Sitzung des Gerichts, die man die heimliche Acht nannte, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch diesmal ausblieb, verfehmt, das hieß, den Freiſchöpfen Preis gegeben. Der erſte Freiſchöpfe nun, der den Angeklagten traf, knüpfte ihn an einem Baume, nicht an einem Galgen, auf, zum Zeichen, daß ein Freiſchöpfe es gethan habe. Wehrte ſich der Verurtheilte, ſo hatten die Freiſchöpfen das Recht, ihn niederzuſtoßen. Sie legten dann ihr Meſſer neben den Körper, ebenfalls um anzuzeigen, daß es kein Mord, ſondern die von einem Freiſchöpfen vollzogene Strafe ſei. Wie viel unverantwortliche Juſtizmorde auf dieſe Art aus Rache, Eigennutz oder Bosheit begangen worden ſeyn mögen, läßt ſich leicht denken. Der Freiſchöpfe, der einem Verurtheilten einen geheimen Wink zu ſeiner Rettung gab, wurde ſelbſt mit dem Tode beſtraft. Wie leicht war es aber auch möglich, daß mancher Furchtſame durch einen Wink auf dieſe Art aus ſeiner Heimath entfernt werden konnte, ohne wirklich angeklagt worden zu ſeyn. — Mit vollem Rechte kann man dieſe geheimen Gerichte die abſcheulichſten Mißgeburten von Juſtizanſtalten nennen, die es bei einem geſitteten Volke jemals gegeben hat. Denn was kann entſetzlicher gedacht werden, als Richter, die die Gründe ihrer Urtheile nie bekannt machen, nie von der Ausübung ihrer Gewalt Rechenſchaft geben wollen, und die, ohne den Angeklagten zu hören, ihre Urtheile auf meuchelmörderiſche Art vollziehen laſſen. Die Vehmgerichte ſind daher ein Schandflecken in der Geſchichte der Deutſchen.

Veitstanz, eine Krankheit, welche ſich vorzüglich durch ſchnell wechſelnde Krämpfe in den Muskeln der äußern Glieder offenbart, wodurch ſo heftige und mannichfaltige Bewegungen des Körpers hervorgebracht werden, daß der Kranke das Anſehen eines Tanzenden und Springenden bekommt. Zuerſt entſtehen einfache Zuckungen in einem Gliede, z. B. in dem einen Beine, wodurch dieſes unwillkührlich bewegt wird; bald kommen die Krämpfe auch in das andere Glied, und die Bewegungen werden vielfältiger; endlich verbreiten ſich dieſelben in mehrere Glieder, Arme und Beine bewegen ſich ſchnell

und abwechſelnd auf eine wunderliche Weiſe, die Kranken laufen in der Stube herum, ſpringen auf Tiſche und Bänke, und mit bewundernswürdiger Schnellkraft an den Wänden hinauf. Durch dieſe übermäßigen Anſtrengungen erſchöpft ſich endlich die Muskelkraft und nachdem dieſe Bewegungen eine Viertel-, halbe oder zuweilen auch eine Stunde lang gedauert haben, tritt auf einige Zeit wieder Ruhe ein. Jeden Tag, in manchen Fällen zur beſtimmten Stunde, zuweilen auch mehrmals des Tages, kehren die Krämpfe zurück und das Springen geht von neuem an. Die weſentliche Urſache dieſer Krankheit iſt höchſt wahrſcheinlich eine unregelmäßige und ſtürmiſche Einwirkung des Nervenreizes auf die Muskeln der Gliedmaßen, deren Bewegung dadurch der Willkühr entzogen wird. Meiſtens ſind die Kranken in dieſem Zuſtande ihrer ſich nicht bewußt. Dieſer Nervenreiz hat vermuthlich in den häufigſten Fällen ſeinen Sitz in dem Unterleibsnervenſyſtem, ſetzt ſich von da fort nach dem Rückenmark und verbreitet ſich durch dieſes auf die Muskeln, welche zur Bewegung des Körpers dienen und von dem Rückenmark mit Nerven verſehen werden. (S. d. Art. Vertebralſyſtem.) Die veranlaſſenden Urſachen ſind nicht allemal zu ergründen. Oft ſind Würmer, oft iſt auch wohl Entwickelung der Sexualorgane Urſache. Die äußere Erſcheinung der Krankheit iſt als eine Regung der Heilkraft der Natur anzuſehen, welche dadurch die Entfernung oder Ausgleichung einer innern heftigen und normwidrigen Reizung zu Stande zu bringen ſtrebt. Bei der Behandlung muß daher die Natur wohl geleitet und unterſtützt, aber nicht durch heftige oder gewaltſame Mittel geſtört oder unterdrückt werden. Der Name dieſer Krankheit ſoll dadurch entſtanden ſeyn, daß in der Vorzeit Wallfahrten zu einer bei Ulm befindlich geweſenen Capelle Sanct Veits Statt fanden, wohin auch Frauenzimmer kamen, welche an dieſer Krankheit litten. Dort brach dann ihre Krankheit aus, ſie tanzten als Raſende ſo lange, bis ſie in Ohnmacht und Verzuckung fielen, worauf ſie für das ganze Jahr ſich hergeſtellt fühlten. War das Jahr verfloſſen, und der Mai nahte ſich wieder, ſo wurden ſie durch ſich wieder einſtellende Unruhe in allen Gliedern ſo ſehr gequält, daß ſie abermals zu einer Wallfahrt zum Feſt bei der Capelle St. Veits ſich entſchließen mußten, um ſich auf die erwähnte Weiſe für ein Jahr wieder Ruhe zu verſchaffen. H.

Veleda, Velleda, eine berühmte Prophetin der alten Deutſchen, die der Sage nach im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung im Lande der Brukterer am Ufer der Lippe ſich aufhielt. Sie wohnte in einem hohen Thurme, und konnte weder geſehen noch geſprochen werden; ihren nächſten Verwandten blos war es geſtattet, die Vermittler zwiſchen ihr und denen zu ſeyn, die ſie befragten. Die Römer hegten große Furcht vor dieſer Prophetin, weil ſie auf die Gemüther der Deutſchen großen Einfluß ausübte. Übrigens ruht alles in ſo tiefem Dunkel, daß man nähere Umſtände von den Verhältniſſen dieſer Prophetin gar nicht angeben kann. Vielleicht iſt ſie mehr als ein beſtehender Charakter, denn als eine eigene Perſon zu betrachten. In dieſer Beziehung hat man auch das in Thüringen und Vogtland bekannte Geſpenſt Holle oder Frau Holde mit ihr in Verbindung bringen wollen.

Velinpapier, eine Papierſorte, deren Erfindung dem berühmten Etienne Montgolfier um das J. 1785 zugeſchrieben wird. Es unterſcheidet ſich von den übrigen Sorten vornehmlich durch ſeine

Feinheit und Glätte, wodurch es dem Pergament (daher der Name) ähnlich wird.

Veliten waren bei den Römern junge, leichtbewaffnete Soldaten, die im Treffen nicht in Reihe und Glied, ſondern vor der Fronte agirten, ſich nöthigenfalls zwiſchen die Glieder des erſten Treffens (Hastati) zurückzogen, folglich blos ſcharmuzirten und in gewiſſer Art unſere heutigen Tirailleurs vorſtellten. Das davon herſtammende lateiniſche Wort velitatio, das Scharmuziren, wird jetzt auch bisweilen im Franzöſiſchen gebraucht, um ein leichtes Gefecht zu bezeichnen. Bei den franzöſiſchen Infanterie-Regimentern wurden unter der kaiſerlicher Regierung auch Veliten eingeführt. In der öſterreichiſchen Armee nennt man die bei den Huſarenregimentern als Landwehr befindlichen Ungarn ebenfalls Veliten.

Vella (Giuſeppe), Abbate, hat ſich durch einen merkwürdigen literariſchen Betrug bekannt gemacht. Als ein geborner Malteſer war er mit dem arabiſchen Dialect, der noch jetzt auf dieſer Inſel geſprochen wird, vertraut. Nachher ſcheint er die Küſten der Barbarei bereiſ't zu haben. Dort, gab er vor, habe er in einer Moſchee eine Handſchrift gefunden und an ſich gebracht, welche mehrere der verloren gegangenen Bücher des Livius in arabiſcher Sprache enthielte. Nächſtdem beſaß er nach ſeinem Vorgeben eine Handſchrift voll der wichtigſten Urkunden aus der Zeit des Königs Roger, wie auch einen Siegelring, aus deſſen arabiſcher (kufiſcher) Inſchrift hervorgehen ſollte, daß derſelbe gleichfalls dem König Roger gehört habe. Jene Urkundenſammlung war aus dem Grunde ſehr wichtig, weil durch ſie die Privilegien des Adels auf Sicilien, die ſich aus der Zeit Rogers herſchreiben, größtentheils vernichtet wurden. Vella gab dem Könige von Neapel von ſeinen angeblichen Schätzen Nachricht und fand, beſonders wegen jener Urkundenſammlung, die günſtigſte Aufnahme. Sowohl der Codex diplomaticus, als auch der Livius ſollten arabiſch mit einer von Vella gefertigten italieniſchen Überſetzung auf königliche Koſten im Druck erſcheinen. So ſonderbar es auch war, daß Vella ſeine Handſchriften nie aus den Händen gab und nur mit höchſter Vorſicht und Schüchternheit ſolchen Perſonen, die kein Arabiſch verſtanden, vorzeigte; ſo konnte man doch keinen Argwohn ſchöpfen, da die Proben des Originals und der Überſetzung, welche den Gelehrten zur Prüfung vorgelegt wurden, ihren Beifall erhielten. Selbſt Olaus Tychſen, dem zu gleichem Zwecke ein Bruchſtück des Livius zugeſandt worden, konnte Vella's divinum ingenium nicht genug preiſen. So erſchien 1791 der erſte Band des Codex diplomaticus (in Quart) und einige Jahre ſpäter der erſte Theil des Livius in einem ſtarken Folioband. Da trat unerwartet der bekannte Joſeph Hager, ein Mann, der ſelbſt nicht ohne gelehrte Charlatanerie und des Arabiſchen wenig kundig iſt, auf, und machte bemerklich, daß in Vella's Livius gewiſſe Eigennamen ganz anders geſchrieben wären, als ſie die Araber ſchrieben; er behauptete ferner, die Inſchrift des Siegelrings ſtimme mit Vella's Überſetzung nicht überein, ohne daß er ſie jedoch zu überſetzen wagte. Aus dieſen und andern äußern Umſtänden zog Hager den Schluß, daß ein Betrug zum Grunde liege. Er machte dies 1799 in einer kleinen Schrift (Nachricht von einer literariſchen Betrügerei ꝛc.) bekannt. Jetzt fiel den gelehrten Prüfern der Schleier von den Augen. Sie ſahen, daß das Arabiſche in beiden Werken nicht die gewöhnliche Schriftſprache, ſondern der verderbene Dialect von Malta, daß der Livius eine dürf-

tige Compilation aus den vorhandenen Quellen und eben ſo der Codex dipl. ein neueres Machwerk ſey. Tychſen entzifferte und überſetzte die Inſchrift des Ringes, die einen Spruch des Coran enthielt. Man unterſuchte jetzt die Handſchriften und der Betrug war unläugbar. Vella kam ins Gefängniß und ſtarb wahrſcheinlich darin, indeß blieb über der ganzen Sache ein gewiſſes Dunkel. Merkwürdig iſt dieſer Betrug an und für ſich, aber noch merkwürdiger dadurch, daß ihn ein Unwiſſender entdeckte, während Sachkenner ſich täuſchen ließen.

Vellejus Paterculus, ein römiſcher Geſchichtſchreiber aus dem Zeitalter des Auguſtus, lebte ungefähr 20 Jahre vor und 31 Jahre nach der chriſtlichen Zeitrechnung, und ſtammte aus einer angeſehenen Familie in Campanien. Er commandirte die Reiterei bei der römiſchen Armee in Deutſchland unter Tiberius, folgte dieſem auch in ſeinen andern Feldzügen, und wurde zuletzt Prätor in Rom. Er war ein eifriger Anhänger und Lobredner des Tiberius und ſeines Günſtlings Sejan. Man vermuthet daher auch, daß er in den Prozeß des letztern mit verwickelt worden und dabei umgekommen ſey. Von ſeinem Auszug der römiſchen Geſchichte, der in gutem Latein, aber nicht ohne Parteilichkeit für die damals regierende Familie geſchrieben iſt, und viel Schmeicheleien für Tiberius und Sejan enthält, ſind noch zwei Bücher übrig, von denen jedoch der Anfang fehlt. Die beſte Ausgabe, die man von ihm hat, iſt von David Ruhnken, Leyden, 1777.

Velthem (Johann), gebürtig aus Halle in Sachſen, begründete um das Jahr 1670 in Deutſchland die erſte Schauſpielergeſellſchaft von Bedeutung und Einfluß auf die Kunſt. Er hatte in Leipzig ſtudirt, und Studenten, alſo mindeſtens Halbgebildete ſtatt der früheren Handwerks-Schauſpieler, machten ſeinen theatraliſchen Verein aus. Er brachte Moliere auf die Bühne, und ſoll deſſen erſte Nürnbergiſche überſetzung (1694) beſorgt haben. Er bereiſ'te die Städte Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig, und war, wenn auch nicht der erſte Schauſpieler-Principal überhaupt, doch gewiß der erſte, welcher der damals noch ſo verachteten Kunſt Achtung erwarb; daher denn auch ſein Name in unſerer theatergeſchichtlichen Literatur ſich ſtets in einem gewiſſen Glanze erhalten hat, und ſelbſt im Auslande bekannt geworden iſt. (Origen, epocas y progressos del teatro español, por Garcia de Villanueva, Madr. 1802, p. 107.) Er wird oft Veltheim genannt, und ſcheint ſich ſelbſt Velten geſchrieben zu haben. (S. d. Art. Schauſpielkunſt.) Löwen in der Geſchichte des deutſchen Theaters, Schmid in der Chronologie des deutſchen Theaters, Eckhof in den Briefen an Löwen, Schütze in der Hamb. Theatergeſchichte, Gottſched u. A. gedenken ſeiner mit mehr oder minder Ausführlichkeit. Mnr.

Veltlin (Veltelin, Valtelin, lat. vallis tellina), eine kleine, aber in natürlicher und politiſcher Hinſicht merkwürdige Landſchaft, ſonſt der Schweiz, und zwar Graubünden zugehörig, jetzt ein Theil des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs. Dieſes Ländchen iſt 8 geographiſche Meilen lang und 2 bis 5 Meilen breit, bildet ein überaus fruchtbares Thal, das ſeiner ganzen Länge nach von der fruchtbaren Adda durchſtrömt wird, und viele Arten Früchte, vorzüglich guten Wein hervorbringt. Es gehörte ehmals zum Herzogthum Mailand; im J. 1512 kam es durch einen Vertrag an Graubünden. Es wurde immer als ein wichtiger militäriſcher Punkt angeſehen,

daher ſuchten auch Öſterreich und Spanien, als dieſes noch in Italien mächtig war, in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts ſich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen; die Abſichten beider wurden von Frankreich vereitelt. Im J. 1620 kündigten die Veltliner den Graubündnern den Gehorſam auf, ermordeten alle evangeliſchen Einwohner und errichteten eine eigene Regierung. Es entſtand nun in dieſer Gegend ein innerlicher Krieg, und erſt im J. 1637 kamen die Graubündner, vorzüglich durch Vermittlung Frankreichs, wieder zum ruhigen Beſitz des Veltlin, bei dem ſie ſich auch in der Folge behaupteten. Als die ciſalpiniſche, nachmals italieniſche Republik entſtand, mußte das Veltlin im J. 1797 an dieſe abgetreten werden; es verblieb auch dem nachher errichteten Königreiche Italien, und machte einen Theil des Departements der Adda aus. Seit 1814 ſteht es unter öſterreichiſcher Herrſchaft, und iſt ein Theil der Provinz Sondrio im lombardiſchen Gouvernement. Die vorzüglichſten Örter darin — eigentliche Städte giebt es in dieſem Ländchen nicht — ſind die Marktflecken Sondrio oder Sonders, in einer ſchönen Gegend, wo der Fluß Maler ſich in die Adda ergießt, mit 3500 Einwohnern, und Tirano an der Adda mit 3700 Einwohnern.

Vendée (ehemals Unter-Poitou), ein Departement des franzöſiſchen Reichs, nach dem kleinen Fluſſe Vendée benannt, wird von den Departements der niedern Loire, der beiden Sèvres und der niedern Charente umgeben, und ſtößt gegen Abend an das atlantiſche Meer. Auf 134 Quadratmeilen hat es gegen 270,000 Einwohner. Die Hauptörter darin ſind: Fontenay, Luçon und Sables d'Olonne. Das Land iſt größtentheils fruchtbar und durch fleißige Cultur gut angebaut; es bringt viel Getraide hervor, und verſorgt zum Theil die Hauptſtadt des Reichs mit Schlachtvieh. Hier führten die Eingeborenen in den erſten Jahren der Revolution gegen die Republikaner den von dem Lande, in welchem er entſtanden war, ſogenannten Vendéekrieg mit der leidenſchaftlichſten Erbitterung. Dieſer gräuelvolle Bürgerkampf hätte der erſt entſtandnen franzöſiſchen Republik ſehr gefährlich werden können, wenn unter den Anführern der Vendéer mehr Übereinſtimmung geweſen wäre. Mehrere Aufſchlüſſe über die zum Theil noch nicht ganz aufgehellte Geſchichte der Vendée ſind in denen, im J. 1816 erſchienenen, obgleich nicht ganz unparteiiſchen Denkwürdigkeiten der Marquiſe de la Roche-Jaquelin gegeben worden. Der Schauplatz des Krieges umfaßte noch drei benachbarte Departements bis an die Loire bei Nantes und Angers; dieſer ganze Landſtrich, der im gemeinen Leben le Bocage heißt, iſt durch ſeine natürliche Beſchaffenheit ganz zu dem kleinen Kriege geeignet. Es giebt wenig eigentliche Waldungen da, aber viele einzelne Baumgruppen; jedes Feld iſt mit einer Hecke umgeben und das ganze Terrain durchſchnitten. Es mußte daher regulären Truppen ſchwer werden, hier zu operiren, und den einzelnen, gewöhnlich unvermutheten Angriffen der mit allen Wegen und Schlupfwinkeln bekannten Eingebornen zu widerſtehen. In dieſem, von der Hauptſtadt weit entfernten, Lande herrſchte beim Ausbruch der Revolution durchaus mehr Religioſität und Sittlichkeit, und in den niedern Ständen mehr Anhänglichkeit an den Adel, als in irgend einem andern Theile Frankreichs, daher mußte auch hier die Zerſtörung der Monarchie, beſonders aber des religiöſen Cultus durch die herrſchende Partei ſehr mißfallen. Wegen Neuerungen in der Religion entſtanden ſchon im J. 1792 unter den Landleuten unruhige Bewegungen, die aber bald wie-

der unterdrückt wurden. Allein im folgenden Jahre wurde durch die anbefohlene Aushebung der jungen Mannſchaft zum Kriegsdienſte die eigentliche und nächſte Veranlaſſung zum Ausbruche des Kriegs gegeben. Am 10ten März 1793 ſollten zu St. Florent die jungen Leute zum Kriegsdienſte ausgehoben werden; ſie ſetzten der Gewalt, die man gegen ſie brauchte, Gewalt entgegen, und nöthigten die öffentlichen Beamten zur Flucht. Ein von ſeinen Mitbürgern geachteter Frachtfuhrmann, Cathelineau, ſtellte ſich an die Spitze der jungen Leute, um ſich der Rache der Republikaner zu entziehen. Mit einem ſchlecht bewaffneten Haufen von etwa 100 Mann griff er einen Poſten republikaniſcher Truppen von 80 Mann mit einer Canone unvermuthet an, überwältigte ihn und bemächtigte ſich der Canone. Durch dieſen erſten glücklichen Erfolg muthig gemacht, führte er noch am nämlichen Tage ein größeres Unternehmen glücklich aus. Sofort entſtanden auf mehreren Punkten ähnliche Bewegungen, jedoch ohne Verabredung oder Verbindung unter ſich; die ſtärkſten in der Gegend von Fontenay, oder in der eigentlichen Vendée. Ein Perückenmacher, Gaſtou, war hier der erſte Anführer, aber er fand bald ſeinen Tod. Nach ihm ſtellte ſich Charette an die Spitze der Inſurgenten, der ſpäterhin ſeine Stellung an der Meeresküſte nahm, und einer der Hauptanführer der Vendéer wurde. Ein Förſter, Stofflet, aus dem Elſaß gebürtig, führte einen andern Haufen an. Die Bewaffnung der Inſurgenten war anfangs ſehr ſchlecht, die meiſten hatten nur Stöcke, Senſen und Spieße; keinem fehlte jedoch das geweihte Herz auf der Bruſt und der Roſenkranz im Knopfloche. Aber ihre Art zu fechten, indem ſie, durch die Vortheile des ihnen bekannten Terrains begünſtigt, die republikaniſchen Truppen unvermuthet überfielen und ſich ſogleich auf die Canonen ſtürzten, verſchaffte ihnen Waffen und größern Muth. Selbſt die Anführer der Inſurgenten hatten wenig Erfahrung in der Kriegskunſt; aber ſie waren immer die erſten beim Angriff. Dieſer Muth, der an Begeiſterung gränzte, und ihre ſich ſchnell entwickelnden Talente verſchafften ihnen bald ein großes Übergewicht über die republikaniſchen Truppen. Auch waren die Truppen, die man ihnen zuerſt entgegenſtellte, größtentheils ſelbſt ungeübt und ohne Enthuſiasmus für die neue Republik. Eine Sonderbarkeit dieſes Krieges war es, daß, wenn ein Gefecht geendigt, ein Unternehmen vollführt war, die Bauern ſogleich wieder nach Hauſe und an ihre Arbeit gingen; nur eine kleine Zahl blieb bei den Anführern. Doch waren alle Anſtalten getroffen, daß die Bauern im Nothfalle ſehr bald wieder verſammelt werden konnten. Wurden ſie zurückgeſchlagen, ſo zerſtreuten ſie ſich einzeln, gingen in ihre Heimath und warteten ruhig, bis man ſie zu einem neuen Unternehmen aufrief. Die erſten Unternehmungen der Vendéer geſchahen ohne Plan, ihre Abſicht war blos die gewaltſamen Verſuche der Republikaner, die jungen Leute zum Kriegsdienſte wegzunehmen, zurückzutreiben; unter den einzelnen Haufen der Vendéer war keine feſte Verbindung, jeder handelte für ſich da, wo es nöthig war. An die Spitze eines dieſer Haufen ſtellte ſich ein neuer Anführer, de la Roche-Jaquelin, der bald Vortheile erfocht, die den Muth der Vendéer vermehrten. Nach und nach vergrößerte ſich die Zahl, mehrere Ausgewanderte aus andern Provinzen vereinigten ſich mit ihnen, ſelbſt von den Republikaniſchen gingen einige zu ihnen über. Jetzt bemächtigten ſich die Vendéer einiger von den Republikanern beſetzten Städte. Ein Sieg, den ſie bei Fontenay, obgleich acht Tage früher an dieſem Orte geſchla-

gen, den 24ſten Mai 1793 erfochten, verſchaffte ihnen 40 Canonen, viele Gewehre, Munition und eine nicht unbedeutende Kriegscaſſe. Die Inſurrection gewann ſeit dem mehr Feſtigkeit, man errichtete einen oberſten Verwaltungsrath, der zu Chatillon die Landesverwaltung leiten ſollte. Die Hoffnung der Vendéer, daß auch in andern Departements ähnliche Inſurrectionen entſtehen ſollten, blieb jedoch unerfüllt. Bisher hatte der Nationalconvent zu Paris den Aufſtand in der Vendée entweder für zu unbedeutend gehalten, oder nicht Kräfte genug gehabt, ihn beim erſten Ausbruche zu unterdrücken. Die Truppen, welche er den Inſurgenten entgegenſtellte, beſtanden größtentheils aus Nationalgarden oder in der Eil zuſammengerafften Leuten. Jetzt zeigte der Convent mehr Ernſt, Linientruppen eilten nach der Vendée; ſpäter wurde auch die Garniſon der (22ſten Jul.) an die Deutſchen übergegangnen Feſtung Mainz dahin geſendet. Die Inſurgenten ſollten von allen Seiten eingeſchloſſen und vernichtet werden. Aber ehe noch alles bewerkſtelligt werden konnte, errangen die Vendéer mehrere wichtige Vortheile. Sie nahmen am 24ſten Juni Saumur weg, eroberten dabei eine beträchtliche Artillerie, viele Gewehre und Munition, machten mehrere tauſend Gefangene, die ſie größtentheils mit kahlgeſchornen Köpfen entließen, und waren nun im Beſitz eines wichtigen Poſtens, der ihnen den freien Übergang über die Loire verſchaffte. Bis dahin hatten die Vendéer ohne fremde Verbindung gehandelt; erſt jetzt wurden ihnen Anträge von Seiten Englands gemacht, aber eine thätige Unterſtützung erfolgte noch nicht. Endlich waren die Truppen der Republikaner verſammelt; vom 19ten bis 23ſten September 1793 wurde an mehreren Orten gefochten; am blutigſten bei Chollet. Die Vendéer waren überall Sieger, ob durch ihre Tapferkeit oder durch heimliches Einverſtändniß, iſt jetzt noch dunkel. Die Gefechte waren mörderiſch, die Gefangenen wurden weniger geſchont; und die republikaniſchen Truppen verübten die größten Grauſamkeiten. Allein unter den Häuptern der Vendéer entſtand Uneinigkeit; Charette ſonderte ſich mit ſeinem Haufen von den übrigen ab. Bald ſahen die Vendéer ſich von den Republikanern gedrängt, und ließen ſich zu dem falſchen Schritte verleiten, bei St. Florent (im October 1793) auf das rechte Ufer der Loire überzugehen, in der Erwartung, im ehemaligen Bretagne Unterſtützung zu finden. Ihre Erwartung wurde nicht erfüllt. Unterdeſſen verwüſteten die Republikaner die Vendée, und die Inſurgenten, welche in der Hoffnung, von England aus Unterſtützung zu erhalten, ſich der Küſte bis Avranches genähert hatten, mußten nach mehreren mörderiſchen Gefechten den Rückzug über die Loire unternehmen. Wer nur von ihnen in die Hände der Republikaner fiel, ward ohne Schonung ermordet. Zwar erkauften die Republikaner ihre Siege theuer genug, aber die Lage der Vendéer war verzweiflungsvoll. Gegen Ende des Decembers 1793 kamen ſie an die Loire zurück, aber der Übergang über dieſen Fluß war nicht mehr möglich; das Treffen bei Savenay (den 24ſten December), nach welchem ſich die Armee der Vendéer völlig auflöſ'te, beſchloß den von beiden Seiten mit gränzenloſer Wuth geführten Feldzug. Aber noch ſchrecklicher war das Schickſal, das, nach jener Niederlage, die Vendéer und ihre unglücklichen Familien erfuhren. Sie wurden ſchaarenweiſe nach Nantes geſchleppt, wo das Ungeheuer Carrier, dem die ſtrengen Befehle des Nationalconvents noch zu milde, und die gewöhnlichen Hinrichtungen zu langſam ſchienen, ſie in ganzen Haufen erſäufen ließ (noyades). Der Convent zu Paris

hielt jetzt dieſen Kampf für beendigt; aber im Frühjahr 1794 ſammelten ſich unter la Roche-Jaquelin (der indeß bald im Gefechte blieb) und Stofflet neue Haufen von Inſurgenten in der Vendée; Charette ſtand mit ſeinem Heere an der Küſte. Zu gleicher Zeit zeigten ſich auf dem rechten Ufer der Loire, in den Departements der Nordküſte und Morbihan, die unter dem Namen der Chouans (ſ. d. Art.) bekannt gewordnen Inſurgenten. Sie gaben zwar einen gleichen Zweck ihrer Bewaffnung, die Erhaltung der Religion, der Königswürde und des Adels, vor, aber ſie machten nicht immer gemeinſchaftliche Sache mit den Vendéern, und ſind daher nicht mit ihnen zu verwechſeln. Die Vorfälle dieſes erneuerten Kampfes waren zwar nicht ſo entſcheidend, als die vorhergehenden, aber die Hartnäckigkeit, mit welcher er von den Inſurgenten geführt wurde, brachte den Nationalconvent zu der Überzeugung, daß die Vendée nicht durch die Waffen beſiegt werden könne. Daher erließ er nach Robespierre's Sturze, auf Carnot's Vorſchlag, den 2ten December 1794, einen Aufruf an die Inſurgenten, in welchem dieſe als Verirrte zur ruhigen Rückkehr in ihre Heimath aufgefodert, und ihnen Verzeihung und völlige Vergeſſenheit alles Geſchehenen feierlich zugeſichert wurden. Darauf vereinigten ſich im Februar 1795 die Conventsdeputirten und einige Inſurgentenhäupter, namentlich Charette, zu Nantes über folgende Punkte: daß eine allgemeine Amneſtie Statt finden, die Vendéer die franzöſiſche Republik anerkennen, dafür aber ungeſtörte Ausübung der Religion, Befreiung vom Kriegsdienſte und Entſchädigung für erlittenen Verluſt bewilligt erhalten ſollten. Unter dieſen Bedingungen nahmen zwei Häupter der Inſurgenten, Charette und Sapineau, den Frieden an. Später verſöhnten ſich auch ein dritter Anführer, Stofflet, und die Chouans, mit den Republikanern. Die Ruhe war aber nur von kurzer Dauer. Die Landung einiger tauſend franzöſiſcher Emigrirten auf Quiberon (ſ. d. Art.) 28ſten Jun. 1795 gab den Vendéern neuen Muth, und ſie griffen wieder zu den Waffen. Charette erklärte in einem Manifeſte, daß die Republikaner den Frieden gebrochen hätten, und führte als einen Grund der Anklage wider ſie den um dieſe Zeit erfolgten Tod des Sohnes Ludwigs XVI. an. Aber das Unternehmen der auf Quiberon gelandeten Emigrirten, von welchem man einen großen Erfolg gehofft hatte, wurde durch die Thätigkeit des republikaniſchen Generals Hoche in einem Tage (21. Jul.) ganz zu Grunde gerichtet. Hoche ſetzte nun den Krieg in der Vendée, mit möglichſter Schonung gegen die Einwohner, aber auch mit raſtloſer Thätigkeit in Verfolgung der Anführer, fort. Einer der erſten derſelben, Stofflet, wurde am 24ſten Februar 1796 gefangen und am folgenden Tage zu Angers erſchoſſen. Charette, der nur noch wenige Anhänger um ſich verſammeln konnte, irrte noch einige Zeit umher, ward aber auch, nachdem er im Gefechte verwundet worden war, am 23ſten März gefangen und drei Tage nachher zu Nantes erſchoſſen. Mit dem Tode dieſes Hauptanführers hörte der dreijährige ſchreckliche Krieg in der Vendée auf; die noch übrigen wenigen Anführer unterwarfen ſich der Republik unbedingt. Ruhe und Ordnung wurden nach und nach in der Vendée wieder hergeſtellt, und die Regierung behandelte ſeitdem dieſen Landſtrich immer mit einer gewiſſen Schonung, jedoch nicht ohne einiges Mißtrauen gegen die Geſinnungen der Einwohner. Dieſes Mißtrauen äußerte ſich vorzüglich unter Napoleons Herrſchaft. Im Winter 1799—1800 ſchien die Vendée noch einmal aufſtehen zu wollen; aber raſche und kluge

Maaßregeln erſtickten die Unruhen im Keime. Im J. 1806 kam die völlige Unterwerfung zu Stande. Indeß waren Einkerkerungen und Verbannungen royaliſtiſch Geſinnter in der Vendée nicht ungewöhnlich. Aber eben da entſtanden auch in den Jahren 1814 und 1815 Bewegungen zu Gunſten der Bourbons, ohne daß ſie jedoch etwas entſchieden hätten. Natürlich werden jetzt die Vendéer von dem Hofe der Bourbons mit beſondrer Vorgunſt behandelt. (S. Poſſelts Annalen 1796, St. 3. 4. 7. und Beauchamp Hist. de la guerre de la Vendée et des Chouans. Par. 1806, 3 Vol.)

Vendome, ein berühmter Name in der franzöſiſchen Geſchichte. Die Vendome waren natürliche Abkömmlinge Heinrichs IV. und der ſchönen Gabrielle d'Eſtrées, die ihm zwei Söhne, Cäſar und Alexander Vendome, gebar. Unter den Nachkommen derſelben hat ſich Louis Duc de Vendome als Feldherr unter Ludwig XIV. vorzüglich ausgezeichnet. Er war 1654 geboren, machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, erhielt dann das Commando einer franzöſiſchen Armee in Spanien, und nahm 1697 Barcelona ein. Beim Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekriegs wurde ihm, nachdem der ſorgloſe Marſchall Villeroi (1702) in Cremona gefangen worden war, das Commando der franzöſiſchen Armee in Italien übergeben. Hier lieferte er bei Luzzara im Mantuaniſchen (den 15ten Auguſt 1702) dem Prinzen Eugen ein Treffen, das zwar nicht viel entſchied, doch konnte Vendome es wagen, im Frühjahr 1703 durch Tyrol in Deutſchland einzudringen, um ſich mit Bayern zu vereinigen. Er drang bis Trient vor, aber der weitere Verſuch wurde durch den tapfern Widerſtand der Tyroler vereitelt. Vendome entwaffnete hierauf die Truppen des Herzogs von Savoyen, der ſich plötzlich wider Frankreich erklärt hatte, nahm verſchiedene Feſtungen deſſelben ein, und belagerte zuletzt Turin. Aber er wurde von da abgerufen, um die Fehler, die Villeroi in den Niederlanden begangen, und wodurch er dem franzöſiſchen Heere die Niederlage bei Ramilliers zugezogen hatte, wieder gut zu machen. Vendome mußte ſich anfangs begnügen, durch geſchickte Märſche die weitern Unternehmungen des Herzogs von Marlborough zu vereiteln. Im Jahr 1708 nahm er Gent, Brügge und andere Plätze in Flandern und Brabant ein. Aber nun wurde ihm der Herzog von Bourgogne im Commando vorgeſetzt, und die Uneinigkeit zwiſchen beiden veranlaßte die Niederlage der Franzoſen bei Oudenarde (den 11ten Jul. 1708), die nicht erfolgt ſeyn würde, wenn Vendome's beſſerer Rath befolgt worden wäre. Durch den Einfluß der Maintenon wurden die geſchickteſten und erfahrenſten Feldherrn, wenn ſie das Unglück hatten, ihr zu mißfallen, nur im höchſten Nothfalle herbeigerufen, um die begangnen Fehler zu verbeſſern, aber auch bald wieder zurückgeſetzt, um ihren Günſtlingen Platz zu machen. In dieſem Falle befand ſich auch Vendome. Er wurde jetzt wieder von der Armee abgerufen, und blieb zwei Jahre lang unthätig. Als aber in Spanien die Angelegenheiten Philipps V. ſich immer mehr verſchlimmerten, baten die Spanier Ludwig XIV. um Vendome. Seine Ankunft in Spanien belebte die Nation mit neuem Muthe; er hatte bald eine Armee und Geld beiſammen, und benutzte den allgemeinen Eifer ſehr gut. Er führte Philipp V. nach Madrid zurück, ſchlug (den 9ten December 1710) den öſterreichiſchen General Stahremberg bei Villaviciofa, und alle Eroberungen, welche die Alliirten in dieſem Feldzuge in Spanien gemacht hatten, gingen durch dieſes einzige Treffen wieder verloren. Nachdem Vendome das Glück

Philipps V. völlig wieder hergeſtellt hatte, ſtarb er 1712. — Philippe Duc de Vendome, Großprior des Malteſerordens in Frankreich, Bruder des Vorigen, geboren 1655, zeichnete ſich ebenfalls im Kriege aus, und machte, vom Jahre 1672 an, die Feldzüge in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien mit. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege erhielt er, nach der Schlacht bei Caſſano (1705) ſeine Entlaſſung, und lebte dann einige Jahre in Rom. Als er (1710) durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde er auf eine ſonderbare Veranlaſſung gefangen genommen. Thomas Maßner, Rathsherr zu Chur, deſſen Unternehmungen in der Geſchichte der Schweizer unter dem Namen der Maßneriſchen Händel bekannt ſind, hatte ſich laut für die öſterreichiſche Partei erklärt. Sein zu Gent ſtudirender ſechzehnjähriger Sohn wurde deswegen auf einer Luſtreiſe von den Franzoſen verhaftet und nach Frankreich geführt. Da der Vater die Befreiung des Sohnes nicht erhalten konnte, lauerte er dem Großprior Vendome auf der Durchreiſe durch das ſarganſer Land auf, nahm ihn gefangen und führte ihn auf öſterreichiſches Gebiet nach Feldkirch. Erſt im folgenden Jahre entließ er den Großprior wieder der Haft, der eine ſchriftliche Verſicherung ausſtellte, ſich für des jungen Maßners Befreiung zu verwenden, die aber erſt 1714 auf Verwendung des öſterreichiſchen Hofes erfolgte. Vendome ſtarb zu Paris 1724.

Venen, Blutadern, die häutigen Röhren in dem Thierkörper, welche das Blut zu dem Herzen zurückführen. (S. d. Art. Adern, Arterie und Blut.)

Venedig, Venezia. Bei dem Andrange der Weſtgothen, der Hunnen (unter Attila 452) und der Longobarden (568) auf das römiſche Reich, welcher beſonders den obern Theil Italiens, der ſchon zu den Zeiten des alten Roms Venetien hieß, traf, flüchteten viele der ärmern Bewohner auf die Laguneninſeln des adriatiſchen Meeres, beſonders auf die Inſel Rialto, die ſchon von den Paduanern des Handels wegen einigermaßen angebaut war. Dieſe Auswanderer ſtifteten hier ein kleines völlig demokratiſches Gemeinweſen unter Tribunen. Erſt 697 wählten die Inſeln ihren erſten Dux oder Doge in der Perſon des Paolucci Anafeſto. Der Doge hatte die vollziehende, das Volk die geſetzgebende, die Tribunen oder der Adel die richterliche Gewalt. Der Sitz der Regierung ward 40 Jahre ſpäter Malamocco und 737 Rialto, wo in kurzem eine volkreiche Stadt aus dem Meere aufſtieg. Dies war das heutige Venedig, das bald durch Handel und Schifffahrt erhoben, die Herrſchaft auf dem adriatiſchen Meere an ſich riß. Große Handelsbegünſtigungen, die Venedig theils von Rom, theils von Conſtantinopel erhielt, waren ſeinem Emporkommen günſtig; bald begnügte ſich die Stadt nicht mehr mit dem Beſitze der Laguneninſeln und des umher belegenen Landes, ſondern machte ſelbſt in Iſtrien und Dalmatien Eroberungen. Denn ſchon in den Kriegen mit den Arabern (im 9ten Jahrhundert) hatten ſich die Venetianer durch die Bekämpfung der Seeräuber zu trefflichen Seeleuten gebildet; daher begaben ſich (um 997) die Städte Dalmatiens unter ihren Schutz. Hierauf gewann Venedig durch die Kreuzzüge ungemein, und wurde nicht allein die reichſte, ſondern auch die mächtigſte Stadt der Lombardei, in welcher die Schätze des ganzen Orients zuſammenfloſſen. Aber ſchon kämpfte der Ariſtokratismus dem Volke entgegen, und der Doge ſuchte ſeine Macht zu erweitern; daher mehrmaliger Aufſtand des Volks. Endlich nach der Ermordung des 38ſten

Doge Michiele 1172 wurde die Verfaſſung dahin abgeändert, daß man die willkührliche Macht des Dogen einſchränkte, und die höchſte Gewalt einer zahlreichen Verſammlung von Edeln (Nobili) übertrug, die durch feſte Geſetze in Schranken gehalten werden ſollten. In dieſem Zuſtande einer gemäßigten Demokratie bildete ſich die Geſetzgebung aus, wie die Verwaltung. Die Sitten wurden beſſer, und die Künſte begannen aufzublühen. Die Handelsmacht der Republik aber erhielt ihre größte Ausdehnung unter dem Doge Enrico Dandolo. Dieſer berühmte Staatsmann und Feldherr eroberte nämlich an der Spitze der venetianiſchen Flotte in dem 1202 von den Venetianern, Franzoſen u. A. unternommenen Kreuzzug Conſtantinopel und erwarb den Venetianern den Beſitz von Candia, und mehrern archipelagiſchen und ioniſchen Inſeln. Aber nach der Wiederherſtellung des byzantiniſchen Kaiſerthums 1261 zog ſich der oſtindiſche Handelsweg von Conſtantinopel nach Alexandrien, und die Genueſer, welche das lateiniſche Kaiſerthum vorzüglich mit geſtürzt hatten, verdrängten Venedig aus dem Beſitze des Handels im byzantiniſchen Reiche. Noch folgenreicher war die letzte entſcheidende Staatsrevolution, welche im J. 1297 den Erbariſtokratismus in Venedig einführte, indem das alte, bisher jährlich neugewählte große Collegium von mitregierenden Großen ſich in eine geſchloſſene Geſellſchaft von Erbariſtokraten (der im goldnen Buche eingezeichneten Familien der Nobili) verwandelte. Hierauf breitete die Republik ihre Beſitzungen auf dem feſten Lande immer weiter aus, beſonders nachdem das rivaliſirende Genua in dem Kampfe um die Oberherrſchaft der Lombardei 1381 untergelegen hatte. Vicenza, Verona, Baſſano, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden ſeit 1402, Friaul ſeit 1421, Brescia, Bergamo und Crema 1428, und die Inſeln Zante und Zefalonia 1483 Beſtandtheile des venetianiſchen Gebiets. Endlich trat auch die Gemahlin Jacobs, des letzten Königs von Cypern, Catharina Cornaro von Venedig, dieſes ſchöne Land 1486 an ihre Mutter, die Republik, ab. Die Macht Venedigs war auf das höchſte geſtiegen, aber nun traten Umſtände ein, die keine Klugheit abzuwenden vermochte. Die Portugieſen entdeckten den Seeweg nach Oſtindien 1498, und Venedig verlor den oſtindiſchen Handel über Alexandrien ganz, die Osmanen waren Herren von Conſtantinopel geworden, und ihre Macht drückte alles vor ſich her zu Boden; ſie entriſſen den Venetianern nach und nach, was ſie im Archipel und auf Morea beſeſſen hatten, auch Albanien und Negroponte. Dagegen rettete ſich die ſtaatskluge Republik durch Separatverträge aus der Gefahr, welche ihr die Ligue von Cambrai 1508 drohte, mit wenigem Verluſte; doch hatte dieſer Krieg die Macht der Republik auf lange Zeit geſchwächt. Allein die Osmanen entriſſen ihr Cypern im J. 1571; und nach einem 24jährigen verderblichen Kriege 1699 auch Candia; die letzten Feſtungen auf dieſer Inſel aber erſt im J. 1715. Der Beſitz des 1699 wieder eroberten Morea mußte im Paſſarowitzer Frieden 1758 aufgegeben werden; doch vertheidigten ſie glücklich Corfu und Dalmatien. Von dieſer Zeit an nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Antheil, und begnügte ſich blos, ihre veraltete Conſtitution zu bewahren und ihr Gebiet, das noch faſt 3 Millionen Unterthanen zählte, zu behaupten. So gelang es ihr, durch Friedensſchlüſſe mit den Barbaresken (1763) ihrer Flagge Sicherheit zu verſchaffen, und gegen die römiſche Curie ihre Hoheitsrechte (1767 und 1769) feſt zu ſtellen. Allein im franzöſiſchen Revolutionskriege unterließ ſie, ihr

Neutralitätsſyſtem durch eine bewaffnete Macht zu ſichern, alſo wurd ſie im J. 1797 ein Opfer der franzöſiſchen Argliſt und Gewalt Zwar erfolgte in der Terra ferma ein allgemeiner Aufſtand des Volk in dem Augenblicke, als der ſiegende Feldherr Buonaparte in Steyermark eingedrungen war, und die Franzoſen wurden in den Rücke genommen; aber leider ſchloß Öſterreich zu voreilig die Präliminarie zu Leoben ab, und die Exiſtenz der Republik war vernichtet. E half nun nicht mehr, daß, um die Sieger zu beſchwichtigen, die ariſtokatiſche Verfaſſung in eine demokratiſche verwandelt wurde: Venedig war einmal zum Opfer beſtimmt. Durch den Frieden von Camp Formio wurde das ganze Gebiet diesſeit der Etſch mit Dalmatien un Cattaro an Öſterreich, das jenſeit der Etſch aber an das Königreic Italien gegeben, welchem 1805 auch das öſterreichiſche Venedig un Dalmatien, jedoch ohne die Inſeln der Levante, zufiel. Erſt ſeit Buonaparte's Fall (1814) macht Venedig mit ſeinem Gebiete von neue einen integrirenden Beſtandtheil des öſterreichiſchen Königreichs Lombardei = Venedig aus, in welchem das venetianiſche Gouvernemen (448 Quadratmeilen 1,937,000 Menſchen) den Theil des ehemalige Gebiets der Republik begreift, der zwiſchen den Gränzen Deutſchlands, dem adriatiſchen Meere und den Flüſſen Po und Mincio liegt Es wird in 8 Delegationen: Venedig, Padua, Vicenza, Verona Poleſina (Rovigo), Treviſo, Belluno und Udine (Friaul) abgetheilt Iſtrien aber nebſt einigen Inſeln des Quarnaro wurden zu dem Küſtenlande des Gouvernements Trieſt, und Dalmatien mit den dazu gehörigen Inſeln zum Königreich Dalmatien geſchlagen. Hauptwerk über die intereſſante Geſchichte dieſer auch in den Annalen der ſchönen Kunſt ſo berühmten Republik ſind: Tentori's Saggio sull historia di Venezia. Venedig 1785—1790. 12 Vol. ferner: L Baume's Hist. abregée de la Rep. de Vénise. Par. 1810. Vol.; ferner (Tentori's) Raccolta cronolog. ragionata d documenti inediti, che formano la storia diplomatica dell caduta della Rep. di Venezia. Augusta 1799. 2 T. 4. und das neueſte Werk: Histoire de la république de Vénise, par Mr. Daru. 7 Vol. Par. 1819.

Venedig, Venezia, die öſterreichiſche Hauptſtadt des Gouvernements Venedig, einſt die Königin der Meere, und noch jetzt eine der merkwürdigſten Städte Italiens und Europa's. Wenigſtens iſt eine Stadt von der Größe, die ganz auf kleinen Inſeln ruht, und worin man ſtatt der Straßen bloße Canäle, ſtatt der Karren Barken, und ſtatt der Kutſchen und Staatswagen ſchwarze Gondeln erblickt, einzig in ihrer Art. — Die Inſeln, worauf die Stadt erbaut iſt, und deren nach Einigen 90, nach Andern 72 ſeyn ſollen, werden durch die Lagunen, einen ſehr breiten und ſeichten Meeresarm, von dem feſten Lande getrennt und ſind mit einander durch 450 Brücken, worunter der prächtige Ponte Rialto, welcher aus einem einzigen Bogen beſteht und 187 Fuß in der Länge und 43 in der Breite hat, ſich auszeichnet, verbunden. Die Häuſer, unter denen ſich viele Paläſte und prächtige Kirchen, die zum Theil mit koſtbaren Denkmälern, zum Theil mit den herrlichſten Gemählden der venetianiſchen Schule prangen, erheben, ſind meiſtens auf Pfählen gebaut und ſtehen faſt ſämmtlich mit der Hauptſeite gegen die Canäle gekehrt, die ſich zu breiten und langen Gaſſen öffnen, dagegen die eigentlichen Straßen kaum für 3 neben einander gehende Fußgänger gangbar ſind. Es giebt zwar 41 öffentliche Plätze, aber, den Mar

cusplatz ausgenommen, verdient nicht einer dieſen Namen. Auf dem Marcusplatze, den eigentlich zwei Plätze in Form eines Winkels bilden, und der mit Arkaden umgeben iſt, ſteht die St. Markuskirche, ein altes gothiſches, im Innern reich ausgeſchmücktes Gebäude, worin die heilige Sage den Körper des Evangeliſten Marcus ruhen läßt. Vor derſelben ſind die antiken Pferde, die einſt zu Conſtantinopel und neuerdings zu Paris ſtanden, von neuem aufgeſtellt. Der vormalige herzogliche Palaſt, worin jetzt das öſterreichiſche Gouvernement ſeinen Sitz hat, iſt ebenfalls von alter gothiſcher Bauart; in demſelben zeigt man noch die verrufenen Staatsgefängniſſe oder Bleidächer, aber der ebenfalls berühmte Löwenrachen exiſtirt längſt nicht mehr. Übrigens iſt der Marcusplatz, den zwei hohe Säulen ſchmücken, das Palais royal der Venetianer, zugleich die einzige Promenade, der Sammelplatz der Fremden, der Abenteurer und Gaukler, ſo wie der Mittelpunkt der Carnevalsluſtbarkeiten. Das Arſenal iſt gleichfalls eine der größten Merkwürdigkeiten Venedigs; es bildet eine mit hohen Mauern und Thürmen umgebene Inſel, die einen Umfang von ½ Meilen hat; in demſelben findet man alles, was zu der Ausrüſtung einer Flotte gehört, ſehr gute Docken, reiche Magazine, Tau- und Segeltuchfabriken, Stückgießereien und Schmieden. Man zeigt hier noch die reich vergoldete Galeere, Bucentaur genannt, welche bei der Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere gebraucht wurde. Außer der Patriarchal- und 29 andern catholiſchen Kirchen giebt es hier Kirchen der Unirten, Armenier und Proteſtanten. Die Juden haben ſieben Synagogen. Unter den nützlichen Stiftungen ſind merkwürdig das Conſervatorio di Pietà, worin mehrere hundert Mädchen in weiblichen Arbeiten und in der Muſik Unterricht erhalten. In dieſer Stiftung werden die künſtlichen Wachsblumen, die ganz Europa bewundert, verfertigt. Dann das Conſervatorium der Muſik mit einem Penſionate für 24 Zöglinge, das von jeher treffliche Künſtler zog; die kaiſerlich königliche Bibliothek, die Akademie der ſchönen Künſte, die Schifffahrtsſchule, das Convictlyceum u. a. Die Zahl der Häuſer wird auf 15,000 angegeben, aber der Einwohner waren 1817 nicht mehr als 109,779. In früherer Zeit war Venedig bevölkerter. Die vorzüglichſten Manufacturen beſtehen in Tuch, Leinwand, Seide, in Gold- und Silberſtoffen, in Masken, Golddraht und andern Goldarbeiten, Seife, Wachs, Theriak und chemiſchen Producten; in Kupfergeſchirr und Meſſingwaaren, Leder, Darm- und Drahtſaiten. Auf ſechzehn Werften wird ein ſtarker Schiffbau getrieben. In Glas war Venedig vormals die Lehrerin von Europa, aber das, was jetzt an Spiegeln und größern Glasarbeiten verfertigt wird, übertrifft Böhmen weit, und blos die Teleſkope, Brillen und Perlen genießen einer verdienten Achtung. Im Ganzen iſt die Fabrikation der Inſelſtadt außerordentlich geſunken, noch mehr aber der Handel. Doch iſt Venedig immer noch als einer der wichtigſten Handelsplätze am adriatiſchen Meere zu betrachten, und ſeine Commiſſions- und Wechſelgeſchäfte dehnen ſich über den größten Theil von Europa aus. Im Jahre 1817 liefen von Venedig unter öſterreichiſcher Flagge 1050 Schiffe aus, und unter derſelben Flagge liefen 2653 Schiffe ein, außerdem noch 315 fremde Schiffe. Von dieſen ſämmtlichen Handelsfahrzeugen wurden 534,000 Ct. verſchiedener Waaren eingebracht, an Werth 34,500,000 Lire. Der Hafen iſt ſicher und geräumig, aber die Einfuhr wird zu ſehr durch die Untiefe der Canäle und den ſich immer verändernden Sand er-

ſchwert. Zu Venedig gehören und machen gewiſſermaßen ſeine Vorſtädte aus: die Inſeln Giudecca, S. Giorgio, Sta Helena, S. Erasmo, il Lido di Malamoco, Michele und Murano; ſie werden meiſtens von Künſtlern, Fabrikanten und Handwerkern bewohnt, auf denſelben auch vorzügliches Gemüſe gezogen. Sonſt hatte Venedig ſo wenig Feſtungswerke als Garniſon, und war blos durch ſeine Lage feſt; jetzt ſind nach der Landſeite zu Feſtungswerke angelegt und eine ſtarke Garniſon vertheidigt den Platz, die aber, ſo viel wenigſtens Deutſche und Ungarn betrifft, hier eine ſehr unangenehme Exiſtenz genießt. Überhaupt iſt das geſellige Leben, das hier von jeher finſter und todt einherſchlich, jetzt ganz verödet und erhält nur während des rauſchenden Carnevals einige lichte Augenblicke. Die Theater ſind ſchön, aber die Kunſt iſt ſehr geſunken. — J. Ch. Maier ſchrieb das ausführlichſte Werk über Venedig. Auch vergl. man Moschini Guida per la città di Venezia etc. Venedig 1815, 2 Thle. m. Kupf.

Venerabile (lat.), das Hochwürdige, heißt bei den Catholiken die geweihte Hoſtie, welche in einem eignen Behältniſſe — Monſtranz — während des Gottesdienſtes oder auch zu gewiſſen heiligen Zeiten, auf dem Altare zur öffentlichen Anbetung ausgeſtellt, und in den Ländern, wo die catholiſche Religion herrſchend iſt, bei feierlichen Prozeſſionen oder wenn ein Sterbender die Communion empfangen ſoll, von einem Prieſter öffentlich herumgetragen wird. Die übrige Zeit hindurch wird dieſe Hoſtie in dem auf einem Altare befindlichen Tabernakel (ſ. d. Art.) verwahrt, und die ewige Lampe dabei ſtets brennend unterhalten.

Veneriſche Krankheit. Zu Ende des 15ten Jahrhunderts und im Anfange des ſechzehnten zeigte ſich faſt gleichzeitig in Europa eine vorher faſt ganz unbekannte Krankheit, die durch ihre ſchnelle Verbreitung, durch die ſchrecklichen ſie bezeichnenden Zufälle, durch ihre leichte Mittheilung und große Anſteckungsfähigkeit, durch die Kraftloſigkeit aller dagegen angewandten Mittel den Ärzten ein Räthſel, den übrigen Menſchen ein Schrecken war, und über deren Urſprung noch bis jetzt nichts beſtimmtes ausgemacht iſt, und auch wohl darum nie ausgemacht werden wird, weil die Ärzte damals im Allgemeinen zu ungebildet waren, um auf den Urſprung einer innern Krankheit zu ſehen, die ſie mit aller ihrer Kunſt nur ſelten vollkommen heilen konnten. Bis auf die neuern Forſchungen glaubte man ziemlich allgemein, das Übel ſey durch die Flotille des Columbus aus Amerika nach Europa gebracht worden. Allein durch die genaueſte Prüfung der Kritik ergiebt ſich das Unrichtige dieſer Anſicht. Der erſte Schriftſteller, der darauf hindeutete, war ein Nürnberger Arzt, Leonhard Schmauß, 1518; er ſtützte ſeine Meinung auf das inzwiſchen bekannt gewordene, aus Amerika zugeführte Guajakholz, das als ein gutes Heilmittel bekannt wurde, und woraus er den Schluß zog, daß die Krankheit, gegen die es nütze, nothwendig da ſeyn müſſe, wo ſich das Mittel fand, indem immer in der Natur das Gegengift beim Gift liege. Am meiſten gewann dieſe Meinung Gewicht durch das Zeugniß vom Sohne des Columbus, dem Nachfolger deſſelben, Oviedo; allein der erſtere ſpricht nur von einer grindartigen Krankheit, die in Domingo herrſchend ſeyn ſoll, der andere aber, ein Tyrann, wie faſt alle damaligen Spanier, hat ſeine Freude daran, dieſe als das gelobte Volk Gottes, die Amerikaner als verworfene Philiſter vorzuſtellen, und wenn man alles ſorgfältig vergleicht, ſo ergiebt ſich nur, daß die ganze Mannſchaft der Columbi-

ſchen Flotte nur eine anſteckende Krankheit mitbrachte, die den größten Theil aufrieb, und ſich auch denen mittheilte, welche mit ihr Umgang hatten, die aber in nichts anderm, als der unvollkommenen Sorge für ihre Geſundheit, und den damals ungewöhnlich großen Beſchwerlichkeiten einer Seereiſe zu ſuchen war, und in keinem Falle die Luſtſeuche ſeyn möchte, indem dieſe faſt im nämlichen Augenblicke, im Sommer 1493, im ſüdlichen Frankreich, in der Lombardei, wie im nördlichen Deutſchland war, und Columbus Flotte erſt im April zu Sevilla landete, ſo daß ſie von da aus unmöglich ſo weit verbreitet, und in einem bis zwei Monaten verführt ſeyn konnte. Andere ſuchten den Urſprung der Krankheit in der Vertreibung der Marranen (heimlichen Juden) aus Spanien, deren zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zwiſchen den Jahren 1485 bis 1493 viele Hunderttauſende verjagt, und in alle Länder Europa's zerſtreut wurden. Viele tauſend dieſer Unglücklichen ſtarben auf der Seereiſe nach Italien, Griechenland ꝛc. an der Peſt; andere Tauſende litten am Ausſatz, und ſie brachten allerdings Krankheit und Elend mit, wo ſie geächtet und verfolgt hinkamen. Aber daß gerade dieſe Krankheitsform bei ihnen begründet geweſen ſey, kann um ſo weniger erwieſen werden, da Deutſchland von dieſer Einwanderung frei blieb, und ſich die erſtere doch 1493 gleichzeitig in Halle, Braunſchweig, Meklenburg ꝛc. zeigte. Was nun vollends die Meinung anbetrifft, daß immer veneriſche Krankheitszufälle obgewaltet hätten, ſo läuft dies auf ein Wortſpiel hinaus, indem krankhafte Erſcheinungen an den Zeugungstheilen, und die das Weſen der Luſtſeuche begründen, durchaus zweierlei Dinge ſind, beſonders wenn man auf die ſchrecklichen Erſcheinungen Rückſicht nimmt, die ſie damals zeigte, und es bleibt daher immer am wahrſcheinlichſten, daß die veneriſche Krankheit das Product einer damaligen epidemiſchen Conſtitution ſey, die dem allgemein verbreiteten Ausſatze dieſe neue Form gab, daher auch die alten Schriftſteller die veneriſche Krankheit viele Jahre lang mehr als eine fürchterliche Haut- und Knochenkrankheit, denn als ein Heer einzelner Zufälle, mehr als eine Peſt, denn als eine nur einzelne Menſchen ergreifende Krankheit ſchildern. Die ganze Krankheitsconſtitution war damals ſo peſtartig, daß die Ärzte in allen Geſtirnen den Grund davon ſuchten. Es konnte ſich daher allerdings um ſo eher nach und nach daraus eine neue Krankheitsform bilden, da die politiſchen Verhältniſſe die Völker damals ungemein zuſammenmiſchten, Spanier und Franzoſen und Deutſche Italien, und jene mit den Italienern Deutſchland durchzogen, und die dem Scharbock nahe verwandte Krankheit der aus Amerika zurückgekehrten Matroſen wohl auch ihren Beitrag ſpenden konnte. — So viel iſt gewiß, daß die Krankheit, die als Luſtſeuche alles in Schrecken ſetzte, damals tauſendmal fürchterlicher war, als jetzt. Sie machte den Kranken zum Scheuſal für ſeine Freunde, und ſtürzte ihn faſt nothwendig in Verzweiflung, da kein Arzt zu helfen wußte, und ſeine Mittel faſt ſo ſchrecklich, wie die Zufälle waren. Weil die Anſteckung damals viel leichter Statt fand, als jetzt, wo eine anhaltende Berührung der Haut an ihren dünnſten oder verletzten Stellen ſie allein möglich macht, und die allgemein gewöhnlichen Freudenhäuſer vollends das Ihrige dazu beitrugen, ſo ward damit keinesweges der zweideutige Begriff verbunden, den man jetzt von einem daran Leidenden hegt. Im Gegentheil blieb Hutten, der Jahre lang daran litt, und endlich erſt durch das Guajak und ſeine kräftige Natur genas, immer in allgemeiner Achtung, und konnte ſeine Schrift darüber

ohne Anſtoß und Beleidigung einem der erſten geiſtlichen deutſchen Fürſten widmen. Wie jede Krankheit allmählig in ihrer Wuth mit der Zeit nachläßt, ſo hat auch dieſe ſich um ſo mehr gemindert, da die Ärzte ſeit Paracelſus beſonders im Queckſilber, und ſeit Swediauer in den Säuern die kräftigſten Mittel dagegen fanden, und allgemeines Leiden des Körpers iſt daher jetzt nur Folge großer Vernachläſſigung, nicht mehr in der Krankheit ſelbſt nothwendig begründet. Fürchterlich bleibt ſie jedoch immer, da ſie 1. nicht allein die ganze Maſchine mehr oder weniger zerrüttet, ſondern auch 2. den Grund zu größerer Hartnäckigkeit und ſchwererer Heilung von Krankheiten anderer Art, beſonders zu Gicht, Rheumatismus, Fehlern der Harnblaſe ꝛc. legt. *r.

Venezuela, eine Provinz und Stadt im ſpaniſchen Südamerika, oder die Provinz Caraccas, von dem Hauptorte dieſes Namens. Venezuela, die Stadt, iſt, wie Venedig, auf Inſeln und Pfählen erbaut. Wegen dieſer Lage gaben ihr die Spanier, die (1499) zuerſt da landeten, dieſen Namen. Sie hat 10,000 Einwohner. Im Jahre 1528 verpfändete Carl V. dieſe Provinz an die Familie Welſer in Augsburg, welche fünfhundert deutſche Coloniſten dahin ſchickte, die aber alle ihren Untergang da fanden. In dieſer Provinz brach den 9ten April 1810 zuerſt die Inſurrection gegen das Mutterland aus. Aber erſt im Jahre 1819 erklärte ſich die **Republik Venezuela** für unabhängig, und daß ſie nie ſich Spanien wieder unterwerfen würde. Die Conſtitution, welche der Oberdirector **Bolivar** (ſ. d. Art.) dem Congreſſe der Republik Venezuela, welcher im Mai 1819 aus den Abgeordneten von den Bezirken Caraccas, Barcelona, Cumana, Varinos, Guiana und Margarita beſtand, vorgelegt hatte, ward jedoch zu ariſtokratiſch befunden, und erwartet noch ihre Ausbildung. Venezuela und Neugranada wurden im Sommer 1819 unter Einer Regierung vereinigt. — Vgl. d. Art. **Caraccas** und **Weſtindien**.

Ventil heißt im Allgemeinen jede Vorrichtung, welche dazu dient, den Rückgang des Luftzugs aufzuhalten. In der Orgel nennt man daher Ventil die Klappe, welche den Wind in den Windladen aufhält, damit er nicht zurückgeht. In Waſſerbauten oder bei Brunnen nennt man Ventil die Klappe, die durch Verdünnung der Luft gehoben wird, und ſo einen Waſſerſtrom durchläßt, aber von der Schwere dieſes Stromes wieder zugedrückt, den Rückgang ihm verſperrt.

Ventilator, eine Vorrichtung, um verſchloſſene Räume mit friſcher Luft zu verſorgen, und die verdorbene zugleich hinauszuſchaffen. Die bekannten Radventilatoren, die man an vielen Fenſtern erblickt, geben die einfachſte Vorſtellung. Brennt Caminfeuer in einem Zimmer, ſo ſtrömt die Zimmerluft zur Ernährung deſſelben herbei, indeß die äußere Luft, um ſich in's **Gleichgewicht** zu ſetzen, durch alle Öffnungen eindringt. Der auf dieſe oder eine ähnliche Weiſe erregte **Luftzug** iſt das Princip, welches der Einrichtung aller Ventilatoren zum Grunde liegt, die man von ſehr verſchiedener, beſonders aber ſolcher Art hat, daß der Zug weniger empfindlich fällt, welches man bewirken kann, indem man die Röhren in der Decke des erwärmten Raums anbringt und den Hals der einen derſelben auswärts bis nahe an den Boden herunterführt, von wo ſchwerere (zuſammengedrücktere) Luft in ihr aufſteigt, und ſich allmählig mit der Zimmerluft miſcht. Vorzüglich werden die Ventilatoren auf den Seeſchiffen gebraucht, wo die Luft zwiſchen den Verdecken gewöhnlich ſehr verdorben zu ſeyn pflegt. Dieſer Umſtand hat

auch zur Erfindung derſelben Veranlaſſung gegeben, welche man einem Engländer Hales (1741) verdankt. Dr. N.

Venus war bei den Römern die Göttin der Liebe; bei den Griechen hieß ſie Aphrodite. Die Fabeldichter erwähnen eigentlich einer ältern und einer jüngern Venus, aber die Begebenheiten beider werden von ihnen auch oft einer und derſelben zugeſchrieben. Von eben dieſen Begebenheiten und von den Orten, wo Venus als Göttin verehrt wurde, hat man ihr verſchiedene Beinamen beigelegt. Die ältere Venus war eine Tochter des Uranus; man nennt ſie deswegen, und weil ſie die reinſte, auf nichts Körperliches abzielende Liebe bezeichnen ſoll, Venus Urania, die himmliſche, und unterſcheidet ſie von der jüngern Venus, oder der irdiſchen Liebe, die eine Tochter des Jupiter und der Diana geweſen ſeyn ſoll. Nach einer andern Fabel entſtand ſie aus dem Schaume des Meeres; man nannte ſie deswegen Anadyomene, ſtellt ſie bisweilen mit einem meergrünen Schleier vor, und ſchreibt ihr eine große Macht über das Meer zu; auch riefen die Seeleute ſie um glückliche Schiffahrt an. Ihr war der Myrtenbaum geheiligt, weil ſie ſich hinter einem ſolchen verbarg, als ſie aus dem Meere nackend am Geſtade der Inſel Cythera ausſtieg. Auf dieſer Inſel des mittelländiſchen Meeres (jetzt Cerigo) wurde ſie beſonders verehrt, und hieß deswegen Cythere, ſo wie ſie aus gleichen Urſachen die Beinamen Cypris, Gnidia, Paphia, Idalia u. ſ. w. erhielt. Sie wird als das höchſte Ideal weiblicher Schönheit abgebildet, theils gar nicht, theils nur leicht bekleidet. Schwäne, Tauben, auch wohl Sperlinge ziehen ihren Wagen. Ihr Sohn Amor oder Cupido iſt gewöhnlich bei ihr, bisweilen ſind auch die Grazien in ihrem Gefolge. Mit ihrem eigentlichen Gemahle, Vulkan, hatte ſie keine Kinder, wohl aber gebar ſie deren viele von andern Göttern, als vom Mars, Bacchus, Mercur u. A., mit denen ſie vertrauten Umgang hatte. Die bekannteſten ihrer Kinder ſind: Amor oder Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe), Hymen, Hermaphrodit, Äneas. Sie hatte auch Umgang mit Sterblichen, und liebte unter dieſen vorzüglich den ſchönen Adonis (ſ. d. Art.). Als die Göttin der Zwietracht (Eris) einen Apfel mit der Überſchrift: der Schönſten, in den Verſammlungsſaal der Götter geworfen hatte, und Jupiter den Streit der Göttinnen darüber nicht entſcheiden wollte, ſprach Paris den Apfel der Venus, als der Schönſten, zu. Von den Abbildungen der Venus ſind die berühmteſten: Venus Aphrodite, Anadyomene und Venus im Bade, ganz nackt, mit der rechten Hand die Bruſt, mit der linken die Scham deckend (die Mediceiſche); oder auf einem von Tritonen und Nereiden gezogenen Muſchelwagen ſtehend und das Haar abtrocknend. Venus Urania erſcheint mit Bogen und Pfeil, oder bekleidet mit einem Spieß, einer Erdkugel oder einer Senne; Venus Callipyges zeigt gewöhnlich nur den Rücken und die Hintertheile. — Über den Planeten Venus ſ. d. Art. **Planeten**.

Vera Cruz Nueva, Hafen und Handelsſtadt in der Intendantſchaft gl. N. (1491 Q. M. mit 156,000 E.) im Königreiche Neuſpanien oder Mexiko, am mexikaniſchen Meerbuſen. Cortez baute hier, wo er (21. April 1519) landete, eine Stadt und nannte ſie Vera Cruz. Die unbequeme und unſichere Lage dieſer Stadt machte, daß man in der Folge in einer Entfernung von einigen Meilen an derſelben Küſte eine neue Stadt baute; jene heißt nun Alt-, dieſe Neu-Vera Cruz. Dieſe letztere, 72 Stunden von der Haupſtadt Mexiko entfernt, hat eine ungünſtige Lage zwiſchen einer Sandebene und ungeſunden Moräſten. Sie hat 16,000 Einwohner, die größ-

tentheils nur des Handels wegen hier bleiben, iſt gut gebaut, hat aber blos hölzerne Häuſer. Der Hafen iſt klein, kann höchſtens einige dreißig Schiffe aufnehmen und iſt gegen die Winde nicht gehörig geſchützt. Aber dieſer Hafen iſt der einzige im mexikaniſchen Meerbuſen, wohin die für Mexiko beſtimmten europäiſchen Waaren gebracht werden können. Von Zeit zu Zeit gehen Kauffahrteiſchiffe aus Cadix mit Ladungen von Wein, Öl, Tüchern, Leinwand, ſeidenen Zeugen und dergl. nach Vera Cruz, wo dieſe Waaren ausgeſchifft und auf die Meſſe nach Xalapa, das zwölf Stunden davon entfernt liegt, gebracht werden. Die Zahlung für die europäiſchen Waaren beſteht außer dem baaren Gelde in Cochenille, Häuten, Campecheholz, Vanille und andern Producten Mexiko's, welches die ſpaniſchen Schiffe als Rückfracht mitnehmen. Da die Inſurrection des ſpaniſchen Amerika ſeit 1810 ſich auch in das Königreich Mexiko verbreitete, ſo wurde dadurch die einzige Communication von Mexiko nach Europa über Vera Cruz eine Zeit lang unterbrochen. Der Vicekönig von Mexiko Apodaca hat ſie jedoch wiederhergeſtellt, und Spanien hat mit England ſich dahin verglichen, daß engliſche Fregatten die Schätze Mexiko's aus Vera Cruz nach Spanien überfahren.

Vera's hydrauliſche Maſchine, eine nach ihrem Erfinder, einem franzöſiſchen Poſtbeamten, (1780) benannte Maſchine, um vermittelſt eines über Rollen laufenden, ſchnell bewegten Seiles ohne Ende, an deſſen rauhe Oberfläche das Waſſer ſich leicht anhängt, große Waſſermaſſen zu einer bedeutenden Höhe zu erheben.

Verbannung, jedes Entfernen oder Ausſtoßen eines Menſchen aus einem Verbande, insbeſondere aber das als Strafe ausgeſprochene Ausſtoßen aus dem Vaterlande (Landesverweiſung). Dieſe Art der Beſtrafung iſt ſo naturgemäß, daß ſie ſchon in den erſten Menſchenvereinen in Ausübung gebracht werden mußte; wirklich finden wir ſie auch bei allen alten Völkern. Die Strafe war um ſo größer und härter, je mehr alle Nachbarvölker (Barbaren) wirklich roh und barbariſch waren, je weniger gleichmäßige Bildung vorhanden und cosmopolitiſcher Lebensverkehr eingeführt, und je größer dagegen die Ehre und das Glück war, Bürger eines beſtimmten Staates zu ſeyn, wie dies in den alten Freiſtaaten der Fall war. Daher Verbannung wirklich als die ſchmerzlichſte Strafe erſchien, wie ſo manche Scenen aus der Geſchichte der Alten uns beweiſen. Doch nicht nur begangener Verbrechen wegen verhing man die Verbannung (Exil), ſondern auch zuweilen aus Vorſicht. (S. d. Art. **Exil**.) — In der neuern Zeit beſtraft man nur ſelten mehr mit Verbannung, Staatsverbrecher etwa ausgenommen, deren Gegenwart man im Vaterlande für gefährlich hält, ohne ihnen vielleicht das Verbrechen hinlänglich nachweiſen zu können. Häufiger iſt die Deportation der Verbrecher. So ſandte Frankreich die ſeinigen nach Cayenne, England nach der Botany Bai, Rußland nach Sibirien, u.ſ.w. (S. d. Art. **Deportation**.)

Verbindlichkeit iſt die ſittliche Nothwendigkeit zur Begehung oder Unterlaſſung einer Handlung, dann die Handlung ſelbſt, zu welcher man verbunden iſt. Die Vielartigkeit der Lebensverhältniſſe des Menſchen macht dieſelben eben ſo vielartig, und bewirkt ſogar oft eine Colliſion derſelben, d. h. einen Kampf zwiſchen zwei Verbindlichkeiten, wovon eine nachgeſtellt werden muß, um die andere zu erfüllen. Man ſpricht in dieſer Beziehung von vollkommnen und unvollkommnen Verbindlichkeiten, d. h. ſolchen, die in keinem Colliſionsfalle aufhören, und ſolchen, die aufhören können. Allein es giebt kaum eine Verbindlichkeit, die nicht durch Umſtände

verdrängt werden könnte. So iſt die Erhaltung unſers Lebens unſtreitig eine unſerer erſten Verbindlichkeiten; doch iſt die Verbindlichkeit, es für die Rettung des Vaterlandes, der Wahrheit u. ſ. w. zu opfern, überwiegend. (S. d. Art. Colliſion und Pflicht.) Man theilt die Verbindlichkeiten in äußere und innere, d. h. ſolche, deren Erfüllung von jedem eben ſo gut erkannt werden kann, als von dem, welchem ſie obliegen, und in ſolche, die nur von dem erkannt werden, der ſie zu erfüllen hat. Die äußern ſind die Rechtsverbindlichkeiten oder Rechtspflichten. (S. d. Art.) Dieſe können entweder ſchon im Naturrechte begründet, oder durch die poſitiven Geſetze auferlegt ſeyn. Die Verbindlichkeit, jemanden jene Dienſte zu leiſten, für die und um derentwillen er uns bezahlt, iſt ſchon im Naturrechte begründet, nicht aber die durch poſitive Geſetze aufgelegte Verbindlichkeit, das Accisbare am Thore anzuzeigen. Die Geſetzgebung theilt die Verbindlichkeiten nach den Folgen, die ſie nach ſich ziehen, d. h. nach dem Zwang, der die Erfüllung derſelben herbeiführen kann, in verworfene, d. i. ſolche, auf deren Erfüllung nicht geklagt werden kann, und in wirkſame, d. i. ſolche, zu deren Erfüllung die Geſetze durch Zwang nöthigen, wenn geklagt wird. Eine nicht minder wichtige Eintheilung iſt die in perſönliche Vebindlichkeiten (obligationes personales) und in dingliche (obligationes reales), d. h. in ſolche, zu denen die Perſon als ſolche verpflichtet iſt (z. B. Verbindlichkeiten, die aus einem Ehecontracte für die Perſonen entſpringen, oder aus Amtsverhältniſſen u. ſ. f.) und in ſolche, die jemanden wegen des Beſitzes einer Sache obliegen, aus dem Grunde, weil einem Andern an dieſer Sache ein Recht zuſtändig iſt, das gegen jeden Beſitzer dieſer Sache geltend gemacht werden kann, z. B. Verbindlichkeiten, die auf Kauf-, Miethscontracten und dergleichen beruhen.

Verbrechen und Quaſiverbrechen. Verbrechen (delictum) iſt im weitern juriſt. Sinne jede willkührliche Übertretung der geſetzlichen Ordnung, oder jede freie Handlung, welche den Grundbedingungen des Rechtsvereins und den Mitteln der bürgerlichen Ordnung entgegen iſt; insbeſondere daher eine ſolche, welche eine abſichtliche Rechtsverletzung enthält, die durch das Geſetz mit Strafe bedroht iſt. In der erſten allgemeinen Bedeutung umfaßt der Begriff des Verbrechens auch das ſogenannte Polizeiverbrechen oder beſſer Vergehen, unerlaubte Handlungen eines Unterthanen, durch welche nur mittelbar Veranſtaltungen zur Sicherheit der Rechte, oder zur Erreichung anderer geſelliger Zwecke, verletzt werden. In der letztern ſetzt das Verbrechen ein Criminalgeſetz voraus, dem zuwider daſſelbe unternommen wird, daher auch Criminalverbrechen. Es bezieht ſich alſo nebſt dem Polizeivergehen auf eine äußere Ordnung, welcher die That entgegengeſetzt iſt, und unterſcheidet ſich dadurch von der unſittlichen Handlung oder dem ſogenannten moraliſchen Verbrechen, wenn gleich ſonſt das juriſtiſche Verbrechen auch ein moraliſches ſeyn kann, und größtentheils iſt, z. B. der Todtſchlag. Ferner unterſcheidet ſich das Criminalverbrechen von dem einfachen Begriffe der Rechtsverletzung dadurch, daß es durch ein beſonderes Geſetz im Staate mit Strafe belegt iſt (Criminalgeſetz); dahingegen Rechtsverletzungen auch außer dem Staate denkbar, ferner nicht alle Rechtsverletzungen abſichtlich ſind, und einige derſelben, welche nicht die Grundrechte und den Zweck der Geſellſchaft, ſondern nur unbedeutende Privatverhältniſſe und die erſt durch richterliche Unterſuchung

zu entſcheidenden Foderungen über Mein und Dein betreffen, ohne vorausgehendes Strafgeſetz nach dem Spruch des bürgerlichen Richters beſtraft werden, daher man von Civilſtrafe redet. Das ſogenannte Quasi-delictum, Quaſiverbrechen, Scheinverbrechen, iſt eine Handlung, die nur in ihrem Äußern dem Verbrechen dadurch ähnlich iſt, daß ſie die geſetzwidrige Wirkung hat, aber verſchieden dadurch, daß ſie nicht aus Bosheit entſprungen, ſondern durch Fahrläſſigkeit bewirkt iſt, welche verantwortlich macht, z. B. wenn jemand etwas aus ſeinem Fenſter wirft und damit auf der Straße Gehende beſchädigt (dejectio et offensio), oder die Schuld des Wirths, in deſſen Gaſthauſe dem einkehrenden Fremden Sachen geſtohlen werden. — Da ein Verbrechen eine freie Handlung iſt, ſo kann es nur dann Statt finden, wenn es bei Verſtand und mit Willkühr begangen worden iſt. Wer einen ſolchen Zuſtand, in welchem ihm Willen und Bewußtſeyn mangelt, ſelbſt herbeigeführt und in demſelben verbrochen hat, der wird, je nachdem er ihn vermeiden konnte oder ihn mit Abſicht herbeigeführt hat, milder oder ſtrenger beſtraft, und es tritt in Hinſicht des Subjects der Unterſchied des culpoſen oder doloſen Verbrechens ein. (S. auch d. Art. Zurechnung.) Auch kann nur derjenige, welcher der geſetzlichen Obergewalt im Staate unterworfen iſt, nicht dieſe ſelbſt, ein Verbrechen begehen. Ferner findet ein Verbrechen nur Statt, wenn die äußere Handlung eine Verletzung wirklicher Rechte zum Gegenſtande hat. Daher die Nothwehr, die auf dem Rechte der Selbſtvertheidigung beruht, kein Verbrechen iſt, denn durch ſeine Handlung begiebt ſich der Angreifende ſeines Rechts. — Die Verbrechen werden eingetheilt, in Rückſicht des Gegenſtands, in öffentliche und Privatverbrechen; jene werden gegen den Staat (Exiſtenz, Verfaſſung, Verwaltung, oder einzelne Hoheitsrechte deſſelben), dieſe an den urſprünglichen oder erworbenen Rechten der Bürger überhaupt oder einzelner Perſonen begangen (z. B. Mord, Raub, Diebſtahl, Fälſchung). Die Verbrechen ſind ferner beſtimmte und unbeſtimmte oder alternative in Hinſicht auf die beſtimmte oder unbeſtimmte Wirkung; einfache oder zuſammengeſetzte, je nachdem nur ein Recht oder mehrere zugleich verletzt werden; in Hinſicht der Art der Willensbeſtimmung Begehungs- oder Unterlaſſungsverbrechen. Letzteres ſetzt eine Verbindlichkeit zu einer gewiſſen Handlung voraus. In Hinſicht auf die Ausführung iſt das Verbrechen entweder nur verſucht (crimen attentatum), wenn die rechtswidrige Handlung zwar noch nicht angefangen, aber zur Realiſirung ihres Zwecks Vorbereitungen gemacht worden ſind, oder begonnen (crimen inchoatum), wenn die zur Ausführung des Verbrechens erfoderliche Handlung wirklich angefangen, aber noch nicht vollendet, oder vollendet (crimen perfectum), wenn die Handlung vollkommen verrichtet, aber das Eintreten des Erfolgs durch äußere Umſtände verhindert worden iſt. Vollführt (consumatum) nennt man das Verbrechen, wenn auch der Erfolg wirklich eingetreten iſt, was an ſich den Verbrecher nicht ſtrafbarer macht. Die Verbrechen ſind endlich in Hinſicht der Geſetze qualificirt (geſetzlich ausgezeichnet), wenn dieſe aus beſondern Gründen ein Verbrechen von ſeiner Gattung ausnehmen und eine beſondere Beurtheilung des Verbrechens gebieten, beſonders wenn ſie die Strafe deſſelben in gewiſſem Falle erhöhen. — Was die Strafbarkeit eines Verbrechens anlangt, ſo iſt dieſe abſolute, welche darin beſteht, daß eine Handlung überhaupt als Verbrechen ſtrafbar iſt, und relativ, d. h. dem Grade nach größer oder geringer. Die Größe der

Strafbarkeit wird beſtimmt 1. nach den Graden der innern Geſetzwidrigkeit der Handlung, mithin nach der ſubjectiven Quantität des Verbrechens, ſo daß, je mehr Bewußtſeyn und Wille bei Begehung des Verbrechens vorhanden geweſen, deſto ſtrafbarer die Handlung iſt. Das doloſe (vorſätzliche) Verbrechen iſt daher immer ſtrafbarer als das culpoſe (ſchuldhafte), auch giebt es Stufen des dolus und der culpa, welche hier zu berückſichtigen ſind; 2. nach der objectiven Quantität des Verbrechens, d. h. nach der Größe der verletzten Rechte, der rechtswidrigen Wirkſamkeit und des Erfolgs (z. B. je nachdem jemand Urheber und Gehülfe iſt, und nach dem Grade ſeines Antheils). Über den Zuſammenhang aber zwiſchen Verbrechen und Strafe ſ. d. Art. Criminalrecht, Strafe u. a.

Verbrennung, die aus Erfahrung hinreichend bekannte, unter Erzeugung von Wärme und Licht (Feuer) mit den Körpern vorgehende Veränderung. Wir wollen uns bei den Hypotheſen, welche die ältere Chemie (Stahl) zur Erklärung dieſes wunderbaren Phänomens aufgeſtellt hat, nicht verweilen, ſondern ſogleich zu der jetzt ziemlich allgemein angenommenen antiphlogiſtiſchen Theorie übergehen. Nach ihr ſind brennbare Körper ſolche, welche, unter Vorausſetzung eines gewiſſen Grades der Temperatur, zum Sauerſtoff eine nähere Verwandtſchaft beſitzen, als dieſer ſeinerſeits zum Wärmeſtoffe, mit welchem er zum Sauerſtoffgas verbunden iſt; und die Verbrennung erfolgt, indem die gedachten Körper letzteres Gas, ſich ſeines Sauerſtoffs bemächtigend, zerſetzen, und den Wärmeſtoff deſſelben ſomit frei machen. Bekanntlich enthält die atmoſphäriſche Luft einen beträchtlichen Antheil Sauerſtoffgas, und die gegebene Erklärung befriedigt daher wenigſtens über die Frage, warum das Feuer zu ſeiner Ernährung der friſchen Luft bedürfe. Geht man aber auf dieſem Wege weiter, und verbrennt Körper unter der Glocke, ſo iſt das Reſultat eine Vereinigung des verbrannten Körpers mit eben ſo viel Sauerſtoff, als die angewendete Luft davon verloren hat; unter der Glocke verbrannter Schwefel z. B. findet ſich, nach dieſem Verhältniſſe, in Schwefelſäure verwandelt. Man kann ferner die Intenſität der Erſcheinungen, welche das Verbrennen begleiten, bis auf einen unglaublichen Grad erhöhen, wenn man, ſtatt atmoſphäriſcher Luft, reines Sauerſtoffgas anwendet: und die Grundidee der gegebenen Theorie ſcheint alſo auf dieſe Art feſtgeſtellt zu ſeyn. Indeß zwingt andererſeits eine beſcheidene Naturforſchung das Geſtändniß ab, daß noch manche Zweifel übrig bleiben, wohin beſonders die Erzeugung des Lichtes beim Verbrennen gehört. Es iſt hier der Ort nicht, uns darüber ausführlich zu verbreiten, um ſo weniger, da die mehreſten der Vorausſetzungen (Natur des Wärme- und Lichtſtoffs unter andern), die dieſer Hypotheſe der Verbrennung zum Grunde liegen, bei dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft, ſelbſt nur noch Hypotheſen ſind, und vielleicht ewig bleiben werden; allein der Vf. dieſes geſteht, wie ſehr ihm dieſe augenſcheinlich dargethane Solidiſication des Sauerſtoffs imponirt hat, ein, daß ihm andererſeits die Foderung des Bedingten als Bedingung, nämlich einer erhöhten Temperatur zur Erzeugung einer mit Licht begleiteten höheren Temperatur, jederzeit befremdend vorgekommen iſt. So ſcheint ferner die aufmerkſame Betrachtung einer brennenden Kerze der Behauptung, das Licht komme nicht aus ihr, ſondern aus der Zerſetzung des verbrauchten Sauerſtoffgaſes her, offenbar zu widerſprechen. — Daher die Modificationen, welche die Lavoiſierſche Theorie

von gleichzeitigen und ſpätern Denkern erfahren hat, und deren faſt eben ſo viel ſind, als dieſer Denker ſelbſt, ohne daß dadurch der Stoff zum Nachdenken über dieſen bewunderungswürdigen Prozeß der Natur erſchöpft wäre. Dr. N.

Verbum heißt in der Sprachlehre der wichtige Redetheil (ſ. Redetheile), durch welchen ein Gegenſtand (Subject) in einem gewiſſem Zuſtand in der Zeit gedacht wird — daher auch die deutſche Benennung Zeitwort. — Es gehört daher zu den ſogen. attributiven Redetheilen, oder denjenigen, welche dem durch das Nomen (ſ. d. Art.) bezeichneten Subject ſein Prädicat beſtimmen. Nun kann man aber einen Gegenſtand in die Zeit überhaupt verſetzen, oder in dem beſondern Zuſtande der Thätigkeit oder Unthätigkeit des Handelns oder Leidens denken. Auf dem erſtern beruht das abſolute oder ſelbſtſtändige Zeitwort (verbum substantivum) ſeyn, welches dann auch als Copula zur Verknüpfung des Subjects und Prädicats (z. B. ich bin krank) gebraucht und Hülfswort (verbum auxiliare) wird. Die Zeitworte, welche einen beſondern Zuſtand des Subjects mit dem Begriffe der Zeit angeben, bezeichnen entweder einen Zuſtand, der nur das Subject betrifft (z. B. ich ſitze, liege), oder einen ſolchen, bei welchem zugleich ein Object genannt oder gedacht wird, zu welchem ſich das Subject thätig oder leidend verhält. Die erſtere Art nennt man intransitiva (nicht auf andere Gegenſtände hinübergehende) oder neutra, weil ſie weder thun noch leiden, und zu ihnen gehört ſelbſt das Verbum ſeyn; die letztern transitiva (hinübergehende). Die transitiven ſind daher activa (Thätigkeit bezeichnend), z. B. ich leſe das Buch, wohin auch die reciproken (zurückwirkende) — z. B. ich bade mich — bei welchen das Subject ſich ſelbſt zum Gegenſtande macht, gehört; oder passiva (ein Leiden bezeichnend, z. B. ich werde geſchlagen). Das activum und passivum ſind ſonach nur zwei verſchiedene Formen des verbi, welche bei einigen Sprachen auch durch beſondere Wortformen (z. B. audio, audior) ausgedrückt werden; dagegen z. B. die deutſche und franzöſiſche ſich zur Bildung des passivi der Hülfsworte bedienen. Die paſſive Form hat auch eine reflective Bedeutung, d. h. eine Beziehung aufs Subject, und heißt dann in der griechiſchen Grammatik medium. Das verbum deponens und neutrale passivum ſind ſpecielle Formen, die beſondern Sprachen angehören. In Hinſicht des Urſprungs ſind die verba Stammzeitworte (primitiva) oder abgeleitete (derivativa). Zu den letztern gehören diejenigen, in welchen der Zuſtand modificirt durch einen andern, oder durch allgemeine Umſtände bezeichnet wird, z. B. dictitare im Lateiniſchen und das diminutivum ſpötteln von ſpotten im Deutſchen. Oft iſt auch das verbum von einem Adjectiv oder Subſtantiv abgeleitet. Beim verbo ſind nun außer dem genus, d. i. der thätigen, leidenden oder intransitiven Form noch beſonders zu beachten, der modus, d. i. die Art und Weiſe, wie das Prädicat auf das Subject bezogen wird — von Einigen Ausſageweiſe genennt; je nachdem etwas beſtimmt, oder als beſtimmt und bedingt, mithin als nothwendig, wirklich oder möglich ausgeſagt wird. Nicht immer jedoch ſtellen die Sprachen dieſe modos in beſondern Formen dar. Zu den beſondern Modiſicationen derſelben aber gehört z. B. der griechiſche Optativ. Sonſt nannte man auch den infinitivus einen modus; allein der infinitivus gehört nicht noth-

wendig zum Prädicat und kann auch die Stelle eines Subſtantivs vertreten; eben ſo iſt das participium kein modus, ſondern nur das vom Verbo gebildete Adjectiv. Ferner ſind zu bemerken die Zeitformen (tempora), d. h. diejenigen Formen des verbi, durch welche der Zuſtand des Subjects in beſondern Zeiten angezeigt wird. Dieſe ſind im Allgemeinen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; daher die einfachen tempora praesens, perfectum oder praeteritum, und futurum ſind; allein letztere werden in den meiſten Sprachen noch näher beſtimmt und durch beſondere Endungen oder durch Umſchreibung mittelſt der Hülfswörter ausgedrückt. Dieſe Zeitformen ſind absoluta, wenn ſie überhaupt und ohne beſondere Beziehung auf etwas anderes, tempora relativa, wenn ſie in Beziehung auf eine andere Zeit oder Handlung beſtimmen (z. B. ich hatte das gethan, als er kam), wohin alſo das imperfectum, plusquamperfectum und futurum exactum gehören. — Nächſt ihnen ſind zu betrachten die Perſonen, von welchen etwas ausgeſagt wird durch das verbum. Hier giebt es drei in der einfachen und drei in der Mehrzahl: ich, du, er, wir, ihr, ſie, welche durch Endung und Fürwörter angezeigt werden. Wird die Perſon nicht beſtimmt, ſo wird das Zeitwort unperſönlich (impersonale) genannt, z. B. es blitzt. Einige Sprachen bezeichnen auch das genus der Perſon (ob es männlich oder weiblich) mit beſondern Formen. Alle die vorher genannten Formen nun zur Bezeichnung der Verhältniſſe des verbi angeben, heißt daſſelbe conjugiren. Die Conjugation aber iſt regelmäßig (das verbum iſt verbum regulare) oder unregelmäßig, jenes, wenn dabei eine in der Sprache vorhandene übereinſtimmende Regel angewendet wird, dieſes, in ſo fern ein Wort von derſelben abweicht.

Verdampfung. Jedermann hat, um zu einem Beiſpiele unſere Zuflucht zu nehmen, beobachtet, daß Waſſer, welches beim Feuer anſteht, allmählig verflüchtigt wird und in dieſer Geſtalt entweicht: es erhält nun den Namen Waſſerdampf. Die Wärme nämlich, welche die neuere Chemie als einen eignen Stoff betrachten lehrt, ſcheint mit dem Waſſer eine Verbindung eingegangen zu ſeyn, um ihm dieſen neuen Aggregatzuſtand zu leihen. Gießt man Waſſer auf ein glühendes Eiſen und betrachtet die ſchnelle Dampfbildung ſammt der gleichzeitigen Erkältung des Eiſens, ſo fühlt man ſich zu dieſer Erklärung hingeriſſen. Ein gleiches wiederfährt den übrigen tropfbar flüſſigen, und ſelbſt vielen feſten Körpern, wenn ſie einer angemeſſen hohen Temperatur ausgeſetzt werden, und der Vorgang ſelbſt heißt Verdampfung.

Verdauung iſt der erſte Act in dem Prozeſſe der Ernährung des thieriſchen Körpers, wodurch die aufgenommenen Nahrungsmittel aufgelöſt und die zur Ernährung tauglichen Stoffe von den dazu untauglichen abgeſchieden werden. Die dazu erfoderlichen Theile des Körpers ſind ſowohl die eigenthümlich dazu gehörigen Verdauungsorgane, als auch Hülfsorgane. Die erſten machen den ganzen Darmcanal aus, welcher in verſchiedenen Abtheilungen aus dem Magen, dem Duodenum, den dünnen und den dicken Därmen beſteht. Zur zweiten Claſſe gehören die Leber, das Pankreas und die Milz. Der erſte Vorgang bei der Verdauung iſt die Auflöſung der Nahrungsſtoffe. Wenn die Speiſen, durch das Kauen gehörig vorbereitet, in dem Magen angelangt ſind, werden ſie vermittelſt der Bewegung des Magens mit der in demſelben befindlichen Flüſſigkeit,

dem ſogenannten Magenſaft, aufs innigſte vermiſcht. (Vergl. d. Art. Magen.) Durch dieſe Beimiſchung einer dem Leben angehörigen Flüſſigkeit wird die eigenthümliche Beſchaffenheit des Nahrungsmittels, ſein körperlicher Zuſammenhang, ſelbſt ſeine chemiſche Eigenſchaft, wenn ſie die Vitalkraft des Magens nicht überſteigt, bezwungen. Die Nahrungsſtoffe werden demnach bis in ihre kleinſten Theilchen mechaniſch getrennt, von dem Magenſafte durchdrungen, mit ihm vereinigt und in eine gleichförmige, breiartige oder auch flüſſigere Maſſe verwandelt. Dabei findet eine Art von Gährung zugleich Statt, nämlich eine Trennung des Nahrungsſtoffes in ſeine einfachen Grundſtoffe, und eine Vereinigung derſelben zu andern Producten, welche theils durch die eigenthümliche Lebenskraft des Magens und der von ihm abgeſonderten Flüſſigkeit, theils durch die Wärme deſſelben bewirkt wird. Dieſer ſo veränderte Speiſebrei (Chymus) geht nun aus dem Magen durch den Pförtner in den zunächſt folgenden Theil des Darmcanals, nämlich in den Zwölffingerdarm (Duodenum). Hier beginnt der zweite Vorgang des Verdauungsgeſchäftes, die Abſcheidung der zur Erhaltung des Organismus nöthigen und brauchbaren Stoffe von den unnützen. Dieſe Abſcheidung beruht auf der animaliſch-chemiſchen Wahlverwandtſchaft der Stoffe und iſt eine Art vitaler Gerinnung. In dieſem Darme miſchen ſich nämlich der ſpeichelähnliche Saft aus der großen Bauchſpeicheldrüſe (succus pancreaticus) und die Galle aus der Leber und Gallenblaſe mit dem Speiſebrei, und dieſe beiden Flüſſigkeiten, beide von ſtarkwirkender Vitalität durchdrungen, beide aber von ganz verſchiedener, im Innerſten einander gerade entgegengeſetzter Beſchaffenheit und Tendenz, wirken ſo mächtig auf den Chymus, daß der milde, den einſaugenden Haargefäßen analoge pankreatiſche Speichelſaft die ihm entſprechende milchähnliche Flüſſigkeit aus dem Chymus an ſich zieht, ſich mit ihr zum ſogenannten Milchſaft (chylus), vereinigt, dagegen der bittere, der animaliſchen Natur widrige und von ihr ausgeſtoßene Gallenſtoff die ihm ähnlichen gröbern und dem Organismus fremdartigen Theile der Nahrungsſtoffe an ſich reißt, den Darmcanal zu den forttreibenden Bewegungen anreizt, und ſo immer weiter fortrückt in die dünnen, und von da in die dicken Därme. (Vgl. d. Art. Ernährung.) Zu einer geſunden und kräftigen Verdauung gehört alſo richtige Beſchaffenheit und der gehörige Grad von Lebenskraft (Energie der Vitalität) ſowohl der eigentlichen Verdauungsorgane, als auch der Hülfsorgane. Die Verdauung geht alsdann geſetzmäßig von Statten, erfodert nicht mehr als die gehörige Zeit (die jedoch nach dem Alter, Geſchlecht, der Lebensweiſe, dem Temperament und den Speiſen ſelbſt verſchieden iſt, und bei einem jugendlichen Körper bei gehöriger körperlichen Bewegung kürzer iſt, als bei ältern Perſonen, und deren Mittel ungefähr drei Stunden beträgt), geht ohne merkliche Empfindung, wenigſtens ohne beläſtigende Gefühle vor ſich, liefert ein geſetzmäßiges Product, einen rein abgeſchiedenen Milchſaft und die gehörig abgeſonderten Auswurfsſtoffe. Iſt die Verdauung fehlerhaft, ſo offenbart ſich dies auf verſchiedene Weiſe. Sie dauert länger als die geſetzmäßige Zeit, z. B. bei einem Erwachſenen über fünf bis ſechs Stunden, verurſacht unangenehme Empfindungen zunächſt ein läſtiges Gefühl von Vollheit und Auftreiben in der Magengegend, Druck und Empfindlichkeit in derſelben, ein Gefühl von fliegender Hitze über den Körper, von Trägheit und Abſpannung. Das Erzeugniß der Verdauung ſelbſt wird

fehlerhaft; die Auflöſung der Nahrungsſtoffe im Magen geht unvollkommen von Statten; ſie werden daher nicht hinlänglich in ihre einfachen Grundſtoffe aufgeſchloſſen, nicht einmal immer mechaniſch fein genug zertheilt, die eigentlichen ernährenden Grundſtoffe werden alſo nicht gehörig von ihrer innigen Verbindung mit den gröbern Theilen befreit, die eigenthümliche chemiſche Natur der genoſſenen Nahrungsſtoffe wird nicht gänzlich überwältigt, ſondern ſticht noch hervor, z. B. die ſaure fette Beſchaffenheit; durch die Langſamkeit des Verdauungsprozeſſes gewinnt der todte Chemismus Zeit, von der Wärme des Magens begünſtigt, ſeine Geſetze auszuüben, und nach dieſem neue dem Organismus ſchädliche Producte, z. B. aus dem Fett die ranzige Fettſäure, zu erzeugen, luftförmige Stoffe zu entwickeln, welche den Magen widernatürlich ausdehnen und das Aufſtoßen bewirken. Ferner geſchieht auch die Scheidung des Chymus nicht kräftig und rein, der Milchſaft iſt nicht ſo mild, ſondern mit untauglichen, zum Auswerfen beſtimmten Stoffen vermiſcht, dagegen der Abgang noch viele flüſſige Theile und dem Chylus angehörige Stoffe in ſich hält, die mit dem Stuhlgang fortgehen. Die Urſachen der fehlerhaften Verdauung liegen theils in der fehlerhaften Wahl der Nahrungsmittel (ſ. d. Art.), theils in der unrichtigen Art des Genuſſes (in Rückſicht der Zeit, des Maaßes, der Art zu kauen), theils in Fehlern der eigentlichen Verdauungsorgane und der Hülfsorgane. Mangel an Lebensenergie des Magens (Schwäche der Nervenfunction), fehlerhafte Abſonderung des Magenſaftes, krankhafte Empfindlichkeit des Magens vom Exceß der Nerventhätigkeit des Magennervengeflechtes, oder aufgeſchwollene Blutadern an demſelben von fehlerhafter Blutcirculation bewirken eine zu langſame, unvollkommene und ſchmerzhafte Verdauung im Magen; gleiche Fehler in dem Fortgang des Darmcanals tragen mit bei zu einer unvollkommnen Scheidung des Milchſafts von dem Excrementalſtoff. Krankhafter Zuſtand der Milz iſt mitwirkende Urſache an der ſchlechten, meiſtens zu ſehr geſäuerten Beſchaffenheit des Magenſafts, wodurch derſelbe an auflöſender Kraft verliert, und als fremdartiger Stoff dem eignen Gefühl der Magennerven widrig wirkt, und verurſacht auch eine fehlerhafte Abſonderung der Galle (vergl. d. Art. Milz). Abnormität in der Function des Pankreas und der Leber ſind vorzügliche Urſachen der unvollkommenen Scheidung des Milchſafts von dem Auswurfsſtoffe. Iſt die Abſonderung der pankreatiſchen Flüſſigkeit fehlerhaft, zu ſparſam, der Drüſenſaft ſelbſt von ſchlechter Beſchaffenheit, zu dünne und unkräftig, ſo fehlt es an der anziehenden Kraft für den Milchſaft; iſt die Verrichtung der Leber zu träge, oder übereilt, oder in ihrer Qualität verändert, ſo wird zu wenig, oder eine zu wäſſerige unkräftige, oder eine zu ſcharfe Galle zubereitet, daher die Excrementalſtoffe nicht gehörig von ihr angezogen werden, dieſe mit vielem Milchſafte vermiſcht bleiben, oder der Überfluß an Galle die Gedärme zu einer zu ſehr beſchleunigten Bewegung reizen, u. ſ. w. Die Heilung der Verdauungskrankheit muß ſich durchaus zuerſt mit Aufſuchung der Urſachen derſelben, und Ausmittelung desjenigen Organs, oder des Syſtems, von welchem ſie urſprünglich ausgingen, beſchäftigen. Einerlei Mittel können unmöglich gegen jede Art von Verdauungskrankheit heilſam ſeyn. Daher der Nachtheil von dem Gebrauch allgemeiner Mittel dieſer Art, z. B. der ſogenannten Visceralmittel. Die erſte und eine unerläßliche Bedingung, eine geſunde Verdauung zu erhalten, iſt

Mäßigkeit und Ordnung im Genuſſe der Speiſen, zweckmäßige Auswahl der Nahrungsmittel nach dem Alter, der Lebensart der Perſon, und nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel ſelbſt. H.

Verdeck (Oberlauf; franz. Pont), heißt der Boden eines Schiffs; bisweilen wird es auch für den Raum zwiſchen zwei Böden, oder das Stockwerk ſelbſt genommen. Die großen Schiffe haben drei Böden oder Verdecke, und werden daher auch Dreidecker genannt; die mittlern haben deren zwei, die kleinen Schiffe nur ein Verdeck. Das erſte Verdeck iſt das unterſte, welches dem Waſſer am nächſten oder demſelben gleich iſt, gerade über dem Schiffsraum. Auf demſelben ſteht, auf Kriegsſchiffen, ringsherum das große Geſchütz; gegen das Hintertheil des Schiffs iſt die Pulverkammer oder heilige Barbara. In den Böden werden Öffnungen (Lucken) gelaſſen, um die Waaren und Sachen hin und her zu ſchaffen. Auf den Kriegsſchiffen wird in dem obern Verdeck ein Gitterwerk gemacht, um den andern Böden Luft zu geben, und damit der Rauch von dem losgebrannten Geſchütz verdampfen könne. Es giebt durchgehende Verdecke, welche über die ganze Länge des Schiffs reichen, und halbe, wenn nur ein Theil des Schiffs, von vorn oder hinten, bedeckt iſt.

Verdichtung [wohl zu unterſcheiden von Verdickung (ſ. d. A.)] Verringerung des Volumens der Körper, ohne Maſſenveränderung. Wird ſie auf mechaniſchem Wege durch den Druck äußerer Kräfte bewirkt, ſo führt ſie den Namen der Compreſſion. Verdichtung durch chemiſche Mittel, namentlich durch Kälte, z. B. die Verkürzung der Pendel beim Froſte, heißt allgemein Zuſammenziehung, Contraction; insbeſondere aber Condenſation, wenn durch Entziehung des Wärmeſtoffs dampfförmige Flüſſigkeiten, auf den Zuſtand tropfbarer zurückgebracht werden.

Verdickung. Wenn Flüſſigkeiten aus zähern und flüſſigern Beſtandtheilen gemiſcht ſind, und man letztere durch Abdampfung aus der Miſchung entfernt, ſo wird dieſe verdickt.

Verdünnung. Wird durch Zuſatz einer dünnflüſſigern Subſtanz zu einer dickflüſſigern die Conſiſtenz der letztern vermindert, ſo ſagt man, ſie ſey mit der erſtern verdünnt worden. Auch ſagt man z. B. „Weingeiſt mit Waſſer verdünnen," weil dadurch die Wirkſamkeit des erſteren verringert wird. Ferner verſteht man unter dieſem Ausdrucke die Verbreitung eines Körpers durch einen größern Raum. Nach den erſten Zügen der Luftpumpe verbreitet ſich die unter der Glocke übrig bleibende verdünnte Luft durch den ganzen Raum derſelben.

Vereinigte Gefälle (droits réunis). Unter dieſem Namen beſteht in Frankreich eine indirecte Steuer, welche auf Wein, Äpfelwein, Bier, Branntwein, Salz, Tabak, Spielkarten, öffentlichen Landkutſchen, dem Silberſtempel u. ſ. w. liegt, und die daher den Namen erhalten, daß man alle die verſchiedenen Abgaben, die auf dieſen Gegenſtänden lagen, in eine einzige Adminiſtration vereinigte, an deren Spitze ein Staatsrath als Generaldirector ſteht, und die den Namen führt: l'administration générale des droits réunis. Dieſe Verwaltung iſt dadurch beſonders wichtig, da ſie jährlich eine Einnahme von 120 bis 150 Millionen giebt, und ſo eine der Haupteinnahmen des öffentlichen Schatzes bildet. Dann zweitens, daß man in ihr, wie in einem großen Spiegel ſieht, auf welche unbequeme Hebung man überall mit den indirecten Steuern kommt, ſobald man bei dieſen hohe Sätze einführt, wo alſo der Gewinn,

der mit der Umgehung verknüpft, ſehr groß iſt, und wo man daher überall einer doppelten und dreifachen Controle bedarf, um zuerſt die Steuerpflichtigen zu controliren, dann zweitens die Beamten, welche ſich leicht mit den Steuerpflichtigen vereinigen, dieſen durch die Finger ſehen, und dann den Gewinn mit ihnen theilen; denn überall, wo die Sätze hoch ſind, bildet ſich außer der Staatsregie noch eine große Menge Privatregien, die billigere Preiſe haben, als jene, und mit denen die Steuerpflichtigen ſich daher leichter und lieber abgeben oder, wie der Kunſtausdruck lautet, ſich arrangiren. Die ganze Geſetzgebung der Regie der vereinigten Gefälle wurde auf Befehl des Generaldirectors in den Jahren 1812 und 1813 neu geſammelt und ſyſtematiſch geordnet, da die Anzahl der Verordnungen ſo groß geworden, daß faſt kein Regiebeamter und kein Steuerpflichtiger ſie mehr kannte und anzuwenden wußte. Jetzt nun, da die Verordnungen geſammelt ſind, nehmen ſie klein gedruckt ſechs Octavbände ein, deren jeder 500 bis 600 Seiten zählt. Dieſe Verordnungen bilden mithin nach ihrem anſehnlichen Umfange eine kleine Bibliothek, welche die Steuerpflichtigen wie die Regiebeamten kennen müſſen, wenn ſie ohne Schaden und Verdruß an einander vorbei kommen wollen. Diejenigen, welche in Deutſchland mit der Einführung indirecter Abgaben beauftragt ſind, mögen dieſe ſechs Bände wohl vorher durchſtudiren, damit ſie im voraus die Schwierigkeit kennen lernen, die ſich der Erhebung derſelben entgegenſtellt, und den großen Apparat und deſſen Koſten überſchlagen, der zu dieſer Erhebung nothwendig iſt. Die Generaldirection iſt in Paris. An ihrer Spitze ſteht ein Generaldirector und fünf Adminiſtratoren. Der Generaldirector arbeitet unmittelbar mit dem Miniſter. Er und die fünf Adminiſtratoren bilden das Generalconſeil der Regie, vor welches alle ſtreitige Gegenſtände kommen, und in dem nach Stimmenmehrheit entſchieden wird. In jedem Departement iſt ein Director der vereinigten Gefälle, unter dem die Inſpectoren und Controleurs ſtehen, ſo wie die verſchiedenen Commis und Préposés. Der Director correſpondirt unmittelbar mit dem Generaldirector in Paris, erhält von dieſem die Befehle und vertheilt ſie an ſeine Untergebenen. Alle funfzehn Tage ſchickt er ſeinen Caſſenbeſtand zur Generalcaſſe nach Paris. Die Inſpectoren in jedem Departement correſpondiren mit dem Director, machen alle drei Monate eine Rundreiſe bei allen Empfängern, ſchließen ihre Rechnungen ab, und machen eine dreifache Überſicht der Situation von Einnahme und Ausgabe, wovon ein Exemplar dem Empfänger bleibt, eins geradezu an die Generaldirection nach Paris geſendet wird, und eins an den Director des Departements. Auf dieſe Weiſe iſt dem vorgebeugt, daß ſich in der Direction keine gefährliche Eigenmacht bildet, daß die Generaldirection in Paris alles unmittelbar vom Inſpecteur erfährt. Die Directeurs haben 3 bis 6000 Franken Gehalt, die Inſpecteurs 2000 bis 2400. Außerdem genießen ſie noch Procente von den eingehenden Summen, welche jährlich von der Regierung feſtgeſtellt werden. Der Generalempfänger muß 100,000 Franken Caution ſtellen. Jeder Directeur den Betrag der Einnahme von einem Monate, da er nie mehr als den Betrag eines Monats in der Caſſe haben kann. Bei allen Strafen und Confiscationen hängt es von der Partei ab, ob ſie an die Tribunäle gehen will oder ſich mit der Regie abfinden. Ziehen ſie dieſes vor, ſo ſind die Entſcheidungen des Directeurs gültig, wenn die Sache nur 600 Franken beträgt, die des Generaldirec-

tors, wenn ſie nicht über 3000 Franken gehen; die höhern gehören vo[r] den Miniſter. Ein Sechstel von den Strafen bekommt der öffentlich[e] Schatz; zwei Sechstel bekommen der Directeur und Inſpecteur; dre[i] Sechstel die Employirten, welche die Sachen gemacht haben. Die Em[-] ployirten müſſen wenigſtens 21 Jahr alt ſeyn, und werden vor den Friedensrichter vereidet. Über jede Ergreifung halten ſie ein Proto[-] koll ab. Gegen Caution müſſen ſie die Gegenſtände wieder verabfolge[n] laſſen. Iſt der Thäter gegenwärtig, ſo wird ihm eine Abſchrift deſ[-] ſelben mitgetheilt, wo nicht, ſo wird dieſe öffentlich angeſchlagen. Innerhalb dreier Tage wird das Protokoll vor dem Friedensrichter i[n] Gegenwart zweier, die dabei geweſen, vorgeleſen und unterzeichnet. Dieſes Protokoll hat nun vollen Glauben, bis die Partei die Inscrip[-] tion de faux dagegen macht. Auf Nullitäten können die Tribu[-] nále nicht erkennen, als nur in ſo fern das eben angeführte Proto[-] koll iſt unterlaſſen worden. Derjenige, der die Inscription d[e] faux beim Tribunal macht, muß dieſes innerhalb dreier Tage thun, un[d] zugleich die Zeugen und die Beweismittel nennen, mit denen er de[n] Beweis zu führen gedenkt. Das Tribunal kann die Regie mit ihre[n] Klagen abweiſen und auch zu einem Schadenerſatz verurtheilen, doc[h] kann dieſer nicht über ein Procent auf den Monat vom Werthe de[r] ergriffenen Sachen gehen. Sind die Sachen verdorben, ſo muß di[e] Regie ſie bezahlen. Die Regie kann innerhalb der erſten acht Tag[e] nach angezeigtem Urtheile Appell einlegen. Nach Verlauf dieſer Zei[t] hat das Urtheil Rechtskraft und muß vollzogen werden. Dieſes iſ[t] im Allgemeinen der Rechtsgang bei der Regie; denn alle Staaten ha[-] ben es anerkannt, daß man bei den indirecten Abgaben die Sicher[-] heit des Eigenthums nur dadurch erhalten könne, daß man di[e] Beamten nöthigt, vor den gemeinen Gerichten Recht zu nehmen, ſobald die Parteien ſolches begehren. — Nach der Gerichtsverfaſſung kommt die innere Organiſation der Re[-] gie. Zuerſt die Cautionnements, ſo jeder zu ſtellen hat, und die Art, wie ſie auf Andere übertragen werden; dann kommt das Perſonal in den Anſtellungen und Entlaſſungen; endlich noch ganz ſpecielle Vorſchriften über die Formalitäten, die bei contentiöſen Gegenſtän[-] den zu beobachten ſind. Nachdem die Maſchine auf dieſe Weiſe ge[-] ordnet und eingerichtet, ſo kommen wir an das eigentliche Materielle, an dasjenige, was nun das Geld einbringt. Zuerſt kommen die Verordnungen über die Beſteurung der Spielkarten; dann die über den Gold- und Silberſtempel; dann die auf die öffentlichen Fuhrwerke, als Hauderer, Poſtwagen u. ſ. w.; endlich die ſpeciellen Abgaben auf Brücken, Canäle, Häfen, Fähren über Flüſſe u. ſ. w., die alle mit der Verwaltung der droits réunis vereinigt ſind. Dieſer Theil des Abgabenſyſtems iſt der am wenigſten einträgliche. Nun kommen die Abgaben auf die Getränke, auf Wein und Cidres; dann die auf Brennereien und Brauereien. Die Abgabe, die hierauf liegt, iſt nicht hoch, nur ein Zwanzigſtel oder fünf Procent; allein auf dem débit des boissons liegt eine ſehr hohe, die anfangs funfzehn Procent war, aber endlich bis auf fünfundzwanzig Procent iſt erhöht worden. Wenn nämlich ein Wirth eine Bouteille Wein für vier Franken ver[-] kauft, ſo muß er hiervon einen Frank an den Staat geben. Der Litre Branntwein thut funfzehn Sous, weil man mißt und berech[-] net, wie viel Gläſer der Wirth aus dem Litre ſchenkt, z. B. dreißig, wovon jedes zwei Sous koſtet. Als dieſe Abgaben im Jahre 1811 und 12 auf 25 Procent erhöht wurden, haben die vereinigten

Gefälle im Rhonedepartement neun Millionen eingetragen, während die Grundſteuer nur 3½ Million eintrug. Für den Tabak, auf dem früher ſchon ſchwere Abgaben lagen, wurde endlich eine beſondere Regie eingerichtet, welche in dieſem Jahre (1819) wieder ſollte aufgehoben werden, die aber, da ſie große Summen einträgt (über vierzig Millionen), nach heftigen Berathungen in der Kammer auf's neue auf ſechs Jahre iſt beſtätigt worden. Eine der Hauptabgaben liegt auf dem Salze, ſeit Buonaparte die Wegegelder abgeſchafft, und aus kaiſerlicher Milde zur Unterhaltung der Wege eine Abgabe auf das Salz gelegt, die das Zehnfache von dem beträgt, was die Wegegelder früher eingebracht hatten. Unter den verſchiedenen indirecten Abgaben iſt dieſe unſtreitig die ſchlechteſte, denn ſie trifft jedermann, den Armen wie den Reichen, da jeder Menſch im Durchſchnitt jährlich achtzehn Pfund Salz gebraucht, er ſey reich oder arm, indem das Salz für niemand ein Luxusartikel iſt. Nimmt der Staat auf das Pfund Salz einen Vortheil von zwei Sous (ſo wie Buonaparte nach dem Decret vom 27ſten März 1806), welches das Doppelte von ſeinem innern Werthe iſt, ſo bezahlt jeder Menſch ein Kopfgeld von 36 Sous, welches in Frankreich bei einer Bevölkerung von dreißig Mill. eine Summe von 54 Millionen Franken einbringt. Dieſe 54 Millionen hätte man auch erhalten, wenn man jeder Gemeine nach ihrer Bevölkerung ein ſolches Kopfgeld auferlegt, und dabei beſtimmt, daß die 36 Sous, die von den ganz Armen nicht beizubringen wären, das nächſte Jahr wieder aufs neue auf die übrigen ſolle umgelegt werden. Man hätte dann keine Defraude, keine koſtbare Hebung gehabt und beging keine größere Ungerechtigkeit, als man bei der jetzigen Einrichtung auch begeht, bei der der Reiche wenig und der Arme verhältnißmäßig viel bezahlt. Dieſelbe unzweckmäßige Abgabe auf Salz beſteht auch im Preußiſchen, und ſie hat blos das Verdienſt, daß ſie viel einbringt. Allein man könnte dieſe Einnahme bedeutend erhöhen, ohne daß man genöthigt wäre, eine größere Summe von Ungerechtigkeit zu begehen, als jetzt. Mit dem Tabak hat es ſchon eine ganz andere Bewandtniß. Er iſt kein nothwendiges, kein unentbehrliches Lebensbedürfniß und drei Viertel der ganzen Bevölkerung gebrauchen keinen, — nämlich die Kinder und Frauen und auch viele Erwachſene nicht. — Dann bezahlt in dieſer Abgabe der Reiche auch mehr als der Arme, weil er beſſere Sorten raucht und dieſe höher beſteuert ſind, wohingegen das Salz immer eins und daſſelbe iſt, denn das, was der Bettler gebraucht, iſt von derſelben Sorte, wie das, was in der königlichen Küche gebraucht wird. Daſſelbe, was vom Tabak gilt, gilt von den Abgaben auf die Getränke, bei denen der Reiche, welcher von einer Flaſche Wein einen Franken an den Staat bezahlt, auch ſtärker herangezogen wird, als der Arme, der für vier Sous Branntwein trinkt, und hiervon einen Sous an den Staat bezahlt. Beide genießen ungefähr dieſelbe Quantität spiritus vini; allein in ganz verſchiedenen Getränken, und dem einen koſtet ein Rauſch das Zwanzigfache von dem, was er dem andern koſtet. So viel im Allgemeinen über die vereinigten Gefälle; (das andere findet ſich in dem Artikel Steuern). Eine vollſtändige Darſtellung dieſes Steuerſyſtems, ſo wie ſeine Geſchichte, würde die Gränzen dieſes Artikels überſteigen, und wir müſſen diejenigen, deren Lage und Verhältniſſe in der Geſellſchaft es mit ſich bringen, eine genaue Kenntniß von den Steuerſyſtemen anderer Länder zu haben, auf die Quelle verweiſen, die im Anfange des

Art. iſt genannt worden. Zum Schluſſe ſey uns noch folgende Bemerkung vergönnt. Wenn man franzöſiſche und deutſche Regierungsverordnungen vergleichend mit einander durchgeht, ſo liegt in Hinſicht der Sprache ein Jahrhundert zwiſchen beiden. In den franzöſiſchen iſt alles klar, kurz, wohlgeordnet; in den deutſchen weitläuftig, verworren, unbeſtimmt. Das, was die Franzoſen l'art de rédaction nennen, das kennen die Deutſchen in ihrem Geſchäftsſtyle nicht. Die Urſache liegt nicht in einer größern Bildung der franz. Sprache, wie viele glauben, ſondern in der Geſchäftseinrichtung. In Deutſchland ſind von jeher die Dicaſterialeinrichtungen und Regierungscollegien geweſen. In dieſen giebt der Referent die Verordnung an und corrigirt nachher einiges in ihr. Der Coreferent ſtreicht ebenfalls einiges durch und corrigirt wieder anderes, eben ſo der Director. Der Copiſt oder Kanzliſt copirt nun endlich dieſen Entwurf und in der Reinſchrift finden ſich alle Beinbrüche der Perioden wieder, an denen ſo viele Menſchen gezimmert haben. Daher findet ſich in den Perioden durchaus nichts Organiſches, und ſie leſen ſich ungefähr ſo, als wenn man Hutfilz kaut. In Frankreich hingegen iſt nie eine Dicaſterialform geweſen, und Regierungscollegien nach der Weiſe, wie ſie in Deutſchland ſind, gehören dort zu den gänzlich unbekannten Dingen. Man kennt nur die Directionen und Bureaueinrichtung. Bei dieſer Einrichtung iſt nun gleich von vorn herein das Gute, daß Ein Mann, der der Chef iſt, alles macht, und daß dieſer blos in einer Sache arbeitet, und nicht, wie ein Rath in einem deutſchen Collegio, über ganz verſchiedene Dinge den Vortrag hat, wie z. B. über Eheſachen und Cataſter. In einem Bureau findet ſich daher immer eine gewiſſe Einheit, ſowohl in Perſonen als in Dingen. Auf eine gewiſſe Eleganz haben die Franzoſen immer gehalten, beſonders auf eine klare und nette Darſtellung im Geſchäftsſtyle, und hieraus hat ſich dann das hiſtoriſch gebildet, was die Franzoſen l'art de rédaction nennen. Bei einer Anſtellung in einem Bureau gereicht es nun nicht allein zu einer Empfehlung, daß einer eine gute Hand ſchreibt, ſondern vor allem, daß er einen guten Brief ſchreibt, weil ihre ganze Geſchäftsführung auf amtlichem Briefwechſel beruht. Diejenigen, die ſich hierin auszeichnen, ſteigen leicht in die Höhe, und ſobald eine Generaldirection in Paris bemerkt, daß ſie aus einem Departement vorzüglich gut abgefaßte Berichte bekommt, ſo muß der reiſende Generalinſpector ſich erkundigen, wer dieſe im Bureau gemacht hat, und dieſer wird dann nach oben gezogen. Auf dieſe Weiſe haben ſie in den Generaldirectionen ganz vorzügliche Bureauchefs, und hierdurch iſt es erklärlich, woher es kommt, daß alle Verordnungen und Circuläre, welche die Generaldirection an ihre Untergebenen ſendet, und die größtentheils gedruckt werden, ſo ganz vorzüglich abgefaßt ſind. Ebenfalls iſt es erklärlich, daß das ganze Syſtem der Unterbehörden ſich nach dieſen Muſtern bildet und derſelbe klare, einfache Geſchäftsſtyl in allen franz. Directionen zu finden iſt. Wenn die ſechs Bände Verordnungen und Circuläre über die droits réunis deutſch wären, ſo würde man ſich dumpf und ſtumpf darin leſen. Jetzt aber wird man immer durch die Eleganz der Faſſung und durch die Annehmlichkeit des Styls feſtgehalten, und man kann ſie durchgehen, ohne zu ermüden, wozu freilich die ſyſtematiſche Ordnung, mit der alles aufgeſtellt iſt, auch das Ihrige beiträgt. — Bg.

Vereinigte Staaten. Der Freiſtaat von Nordamerika iſt noch nicht funfzig Jahr alt, und ſchon bildet er eine Welt-

macht, eben ſo in der phyſiſchen als in der moraliſchen Bedeutung dieſes Worts. Er ſtellt nicht nur einen wohlgeordneten, ſich durch ſich ſelbſt entwickelnden bürgerlichen Verein dar, deſſen Grundlage die Idee eines Rechtsvertrags, und deſſen Lebenswurzel der vernunftgemäße Geſammtwille Aller — Rouſſeau's ſo oft mißverſtandener volonté générale — iſt, ſondern hat auch eben dadurch die Civiliſation eines ganzen Welttheils unter die Obhut eines großen Bundesſtaats geſtellt, der frei von allen den Formen, die den europäiſchen Staaten aus dem wilden Zuſtande der Eroberung, in welchem ſie zuerſt entſtanden, bis jezt noch dem einen mehr, dem andern weniger ankleben, ein politiſches Leben im Innern und nach außen offenbart, wie es die Geſchichte bisher in keinem Staate des Alterthums und der neuern Zeit (ſelbſt England nicht ausgenommen) erblickt hat. Es iſt daher ernſter Betrachtung würdig, die Entſtehung dieſes Staats in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand, wenigſtens in den Hauptzügen, zu erkennen. — Kaum hatte Colon den Blick von Europa auf die Entdeckung einer neuen Welt hingelenkt, als auch ſchon das kühnſte Volk unſeres Erdtheils in die von jenem großen Manne geöffnete Bahn mit eintrat. England ſandte den Seefahrer Sebaſtian Cabot (ſ. d. Art.) in das nördliche atlantiſche Meer, wo er um das Jahr 1497 Newfoundland und den ganzen Landſtrich von der Davisſtraße bis zum Cap Florida entdeckte. Aber Gold und Silber reizten hier nicht den Unternehmungsgeiſt, wie in Weſtindien, Südamerika und Mexiko; daher blieb Nordamerika länger als ein ganzes Jahrhundert ſeiner Wildniß überlaſſen, bis Muth und Freiheitsliebe endlich daſelbſt ihr Vaterland ſuchten und fanden. Die erſten Pflanzer (an der Zahl 107), welche der berühmte Walter Raleigh im Jahre 1585 nach einem Hafen unweit der Mündung des Oronoko führte, kehrten aus Mangel bald nach Europa zurück. Indeß nahm Raleigh im folgenden Jahre förmlich von der großen Küſte des atlantiſchen Gebiets Beſitz, welches damals überhaupt Florida hieß; er nannte ſie zu Ehren der Königin Eliſabeth Virginien. Aber die Anſiedler, welche er und White in den Jahren 1587 und 1590, ſo wie die, welche Gosnold im J. 1602 dahin führte, hatten nicht den Muth ſich anzubauen. Das Land war ein ungeheurer, undurchdringlicher Wald von vielen tauſend Quadratmeilen, unterbrochen bald durch große Seen und Moräſte, bald durch unabſehliche Rohrwieſen und Savannen, dünne bewohnt von einzelnen Horden Wilder, welche unter ſich faſt in ſteten blutigen Fehden auf einander und auf das in dieſen finſtern Dickichten hauſende Wild und Geflügel Jagd machten. Es gab unter den Wilden Nordamerika's kein einziges Hirtenvolk! Daher tödteten Hunger und Seuchen die erſten Anſiedler. Erſt im April des J. 1607 zeigte ſich, nach Ramſay, der Entſtehungspunkt der erſten bleibenden Niederlaſſung an der Küſte von Virginien. König Jacob I. hatte nämlich den Unternehmern in London und Plymouth, welche damals auf einer Halbinſel des Jamesfluſſes die Stadt Jamestown gründeten, für dieſe Anſiedler und deren Nachkommen gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen Englands zugeſtanden; dies war der erſte Keim des politiſchen Lebens von Nordamerika. Noch fehlte es den Ausgewanderten an Frauen. Alſo ſandte im Jahre 1618 die Londoner Compagnie 90 Mädchen hinüber. Sie wurden den Meiſtbietenden, jede zu 100 bis 200 Pfund Tabak überlaſſen. Bald darauf erkannte man in England, daß hier die von der hohen Kirche unterdrückte Gewiſſens-

freiheit einen Zufluchtsort finden könne, und 101 Puritaner (Bekenner eines einfacheren Chriſtenthums) ſchifften ſich im J. 1620 von Plymouth aus nach Amerika ein. Sie gründeten Neu-Plymouth, indem ſie durch Geduld und durch den Glauben an die Vorſehung jedes Hinderniß eines nackten und ungeſunden Bodens überwanden. So entſtanden nach und nach binnen 43 Jahren, durch den Heldenmuth der Glaubensfreiheit, die Anſiedelungen der Puritaner, in Neu-Hampſhire, Maſſachuſets (Hauptort Salem, gegründet von John Endicot 1628), Rhodeisland und Connecticut: zuſammen Neu-England. Sie hatten nämlich von den Indianern gegen europäiſche Waaren Ländereien eingetauſcht, und ordneten die eigene Verwaltung derſelben unter dem Schutze von königlichen Freiheitsbriefen. Zu gleicher Zeit ließen ſich auf ähnliche Weiſe 200 Katholiken, um den Verfolgungen der engliſchen Kirche zu entgehen, nach dem Plane des edlen Lord Baltimore, der 40,000 Pfd. auf ſeine Colonie verwandte und jedem Chriſten die freie Ausübung ſeines Cultus zugeſtand, an den Ufern des Potowmac nieder. So entſtand 1634 St. Maryland. Hierauf gründeten Quäker Neu-Jerſey, welches Land, ſo wie Neu-York, zuerſt Schweden um 1627 und Holländer den Ureinwohnern abgekauft hatten; allein die Schweden wurden von den Holländern, und dieſe wieder von den Engländern überwältigt. Sodann verlieh König Carl II. 1664 das Land ſeinem Bruder, dem Herzog von York, wovon der Staat und die Hauptſtadt den Namen erhielten. Die wichtigſte Colonie aber wurde in jeder Hinſicht Pennſylvanien. Der edle William Penn (ſ. d. Art.) hatte nämlich um das J. 1681 einen mit Waldung bedeckten Landſtrich angebaut, welcher ihm vom König als ein freies Lehn mit allen Hoheitsrechten zu eigen gegeben worden war. Das Land am Delaware erkaufte Penn von den Indianern und den Platz, auf welchem er Philadelphia erbaute, von einigen ſchwediſchen Coloniſten. Seine Einrichtung des Bürgerthums beruhte auf dem Grundſatze der Volksfreiheit. Ein von den Freimännern gewählter Senat, unter dem Vorſitz eines Statthalters, vollzog die vom Volke ſelbſt gebilligten Geſetze. Übrigens hatte dieſer weiſe Geſetzgeber Alles auf die beiden Hauptſtützen der Civiliſation, auf Ackerbau und Handel, berechnet; dadurch wurde ſeine Colonie das Vorbild von ganz Nordamerika. Außer engliſchen und irländiſchen Quäkern ließen ſich auch Holländer und Deutſche in Pennſylvanien nieder; letztere ſtifteten Germantown. In Nord-Carolina ſiedelten ſich um das J. 1710 zuerſt Pfälzer an, welche Religionsdruck und Kriegslaſten aus ihrem Vaterlande dorthin getrieben hatten. In Südcarolina war ſchon um das Jahr 1562 auf Coligny's Rath eine Colonie von Hugenotten entſtanden; allein die Spanier hatten dieſe Unglücklichen als Ketzer ſämmtlich ermordet. Erſt unter König Carl II. legten daſelbſt ſeit 1669 mehrere engliſche Herrn, Graf Clarendon, Lord Granville u. A. eine Niederlaſſung von mehrern des Glaubens wegen verfolgten Ausgewanderten, meiſtens Puritanern, an, und die Colonie erhielt um 1728 eine der engliſchen ähnliche Verfaſſung. Zuletzt ward Georgien, der ſüdlichſte Staat, zuerſt von armen Engländern und Irländern, die ihr Vaterland nicht mehr ernähren konnte, oder die für ihren Glauben Freiheit ſuchten, um das J. 1732 bevölkert; allein erſt nach Ankunft von 116 ſalzburger Proteſtanten und 130 ſchottiſchen Hochländern, welche das brittiſche Parlament unterſtützte, ſtieg der Anbau des Landes, das anfangs einer Geſellſchaft von Eigenthümern gehörte, welche daſſelbe 1752 der Krone verkauften, die es durch ei-

nen königlichen Statthalter nach der engliſchen Verfaſſung regieren ließ. — Seitdem hörte die Auswanderung der Europäer nach Nordamerika nicht auf. Die meiſten trieb politiſcher Druck dahin. So wurde Vermont 1764, Kentucky 1773 gegründet. Um den Muth der Anbauer zu beleben, ertheilte ihnen die brittiſche Regierung große Freiheiten und das Recht, ihre Verfaſſung ſelbſt zu beſtimmen. — Gewiſſensfreiheit und was damit genau zuſammenhängt, bürgerliche Freiheit war der Wahlſpruch aller Wanderer, Britten, Deutſche, Niederländer, Schweden, Schweizer, Franzoſen u. A. m., die der Feſſeln in Europa müde, in Nordamerika's Wildniſſen ein gerechteres Vaterland ſuchten. Alſo ward ein bis dahin unbekannter, von einzelnen Horden roher Wilden bewohnter Erdtheil, durch den edlen Drang nach Geiſtesfreiheit, unterſtützt von dem ganzen Ertrage der damals bereits hochgeſtiegenen Cultur von Europa, binnen kaum anderthalb Jahrhunderten in die Geſchichte der Menſchheit eingeführt. Den Beſitz dieſer großen urſprünglichen Ackerbaucolonie erlangte der Europäer durch friedlichen Tauſchhandel; die neue Ordnung reifte durch die Erfahrung von ſelbſtgegebenen oder nachgeahmten Geſetzen; der Wohlſtand erblühte aus kraftvoller Anſtrengung und verſtändiger Thätigkeit bei einfachen Sitten und ſtrenger Lebensweiſe. Alles aber gedieh nur da am glücklichſten, wo der Geiſt der Bruderliebe der Grund aller geſelligen Tugenden war, unter den Quäkern am Delaware, in Philadelphia. Darum verſchwand in Nordamerika Alles, oder kam gar nicht zum Vorſchein, was in Europa aus dem Zeitalter der Eroberung und dem Feudalweſen ſich erhalten hatte. Dort galten nicht Kaſtenvorrechte, ſondern allein der perſönliche Werth; dort gab es keine Frohnen, Zehnten, Monopolien und Steuerprivilegien, keine erblichen Stellen und angeborenen Amtsanſprüche, ſondern nur allgemeine Bürgerrechte. Doch da nichts, wo Menſchen ſchalten, vom Sturme der Leidenſchaften unberührt bleibt, ward auch die ruhige Fortbildung der neuen Staaten von Zeit zu Zeit durch inneren Zwieſpalt geſtört, auch wurden ſie in grauſame Kriege mit den Indianern verwickelt. Allein beides erweckte den Muth, berichtigte die Meinung und lenkte die Kraft zu Behauptung deſſen, worauf die Wohlfahrt des Gemeinweſens beruhte. Der Handel, anfangs nur mit Peltereien des Binnenlandes, nahm nach und nach durch die Ausführung eigner Naturproducte (Holz, Lebensmittel, Fiſche, Reiß, Korn) beträchtlich zu, Geld kam in Umlauf, und mehrere Staaten legten Druckereien und Schulen an. Das Volk wurde mündig, indem es ſich ſelbſt und den Mutterſtaat ſowohl gegen die Wilden als gegen die Franzoſen in Canada (1740 — 1748 und 1755 — 1763 *) kräftig vertheidigte, und ſeine Verwaltung in dem Innern jeder Provinz nach beſter Einſicht für ſich ſelbſt leitete, ſo wie es ſein Boden, ſeine Bildung und die Natur ſeiner Gränzen am bequemſten zuließen. Dadurch erwachte ein politiſches Selbſtgefühl, welches die Beſchränkungen des Handels durch das Monopol des Mutterlandes ſchon längſt mit Unwillen ertrug, und jetzt nicht dulden mochte, daß Amerika's Bürger, deren Zahl binnen 150 Jahren bis auf dritthalb Millionen Menſchen angewachſen war, von dem brit-

*) Großbritannien beſaß nach dem Pariſer Frieden von 1763 in Nordamerika nicht nur die nachher frei gewordenen dreizehn Provinzen, ſondern auch Neuſchottland, Canada, Cap Breton und die beiden Floridas.

tiſchen Parlamente willkührlich mit Steuern oder Taxen — ſo gerecht und billig auch dieſe Beiträge der Colonien zu den brittiſchen Staatslaſten an ſich waren — belegt wurden, ohne dazu — wie Englands Bürger, mit denen ſie doch urſprünglich gleiche Rechte haben ſollten — durch ihre eignen Repräſentanten im Unterhauſe ihre Einwilligung gegeben zu haben *). Darum erhoben ſie ſich zur Freiheit. Alſo verbrannten die Amerikaner das ihnen 1765 von England zugeſandte Stempelpapier, und das brittiſche Parlament hob auf Camdens und Chatams Rath die Grenvilleſche Stempelacte im März 1766 wieder auf. Daſſelbe geſchah unter Norths (ſ. d. Art.) Miniſterium im Februar 1770 in Anſehung der Auflagen auf Glas, Papier und Mahlerfarben. Nur ward in Gemäßheit der Declarations-Bill, welche die Oberherrſchaft und das Beſteurungsrecht des brittiſchen Parlaments behauptete, auf den Thee, den man in England für zollfrei erklärte, in den amerikaniſchen Colonien eine Abgabe von drei Pfennigen für das Pfund gelegt, wodurch man den Schleichhandel der Amerikaner gänzlich zu Boden drückte. Dies erbitterte das Volk zu Boſton ſo ſehr, daß es die Gewaltthätigkeit ſich erlaubte (1773 d. 26. Dec.), 342 Kiſten Thee, welche der oſtindiſchen Compagnie gehörten, ins Meer zu werfen. Dies ward die Loſung zum Kriege. Das brittiſche Parlament faßte nämlich, ungeachtet Pitt und Burke das Recht der Amerikaner, ſich ſelbſt zu beſteuern, vertheidigten und jede gewaltſame Maaßregel widerriethen (25. März und 20. Mai 1774), mehrere harte Beſchlüſſe. Der Hafen von Boſton wurde geſperrt, bis die oſtindiſche Compagnie Genugthuung erhalten habe, der Freibrief und die Verfaſſung von Maſſachuſets wurden vernichtet, und die Quebeckacte erweiterte das Gebiet von Canada auf Unkoſten der alten Colonien und gab jener Provinz eine von der Krone ganz abhängige Regierung. Dagegen erhob ſich allgemeiner Widerſtand. Dreizehn Provinzen traten den 5ten September 1774 in einen Congreß zu Philadelphia zuſammen, aller Verkehr mit England ward abgebrochen; und als der General Gage die Provinzialverſammlung von Maſſachuſets zu Lexington wollte aufheben laſſen (19. April 1775), floß das erſte Bürgerblut. Noch wollte der Congreß keine Trennung von dem Mutterlande, nur gleiches Recht mit demſelben. Als aber England deutſche Truppen von Heſſencaſſel **), Braunſchweig, Waldeck, Anhalt und Anſpach kaufte, um Nordamerika zu unterwerfen, da erklärten ſich die dreizehn vereinigten Provinzen Maſſachuſets, New-Hampſhire, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jerſey, Pennſylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina und Georgia (den 4ten Juli 1776), für einen unabhängigen Staat. Ihre Anſtrengungen leitete der General Waſhington (ſ. d. Art.). Die Fortſchritte der brittiſchen Waffen hemmte der Muth der Eintracht, die öffentliche Meinung in Frankreich und Europa; ſelbſt ein Theil der brittiſchen Nation erklärte ſich

*) Die nordamerikaniſche Revolution war nach Clay's Bemerkung nur gegen die bloße Theorie der Tyrannei gerichtet. Allein die Bürger Nordamerika's ſahen, daß der Anmaßung, ihnen eine unbedeutende Taxe aufzulegen, eine lange Reihe unterdrückender Handlungen folgen werde.

**) In einer Berechnung der von Seiten Englands im nordamerikaniſchen Kriege an Churheſſen gezahlten Subſidien wird die Zahl der gekauften Truppen auf 12000 Mann und der Kaufpreis zu 21,276,778 Reichsthaler angegeben.

für die Sache Amerika's. Endlich entſchied der Tag von Saratoga, an welchem der brittiſche General Bourgoing mit 6000 Mann von den Amerikanern unter General Gates umzingelt und gefangen genommen wurde (den 16ten October 1777), den Rechtsſtreit zwiſchen der brittiſchen Regierung und dem Volke von Nordamerika. Zu ſpät bot jetzt England den Frieden an. „Nie ſolle in Amerika eine engliſche Armee gehalten oder den Einwohnern ohne Einwilligung ihrer Provinzialverſammlungen eine Steuer aufgelegt werden; ihre Deputirten ſollten Sitz und Stimme im engliſchen Parlamente haben." Der Congreß wollte nicht ſein Vaterland zu einer Provinz von England machen, wodurch daſſelbe in die Umtriebe der europäiſchen Cabinetspolitik verwickelt worden wäre. Nun erſt trat Frankreich öffentlich auf Amerika's Seite; Franklin, Silas Deane und Arthur Lee unterzeichneten den Handels-, Schutz- und Subſidien-Bund mit Ludwig XVI., den 6ten Februar 1778. Vergennes hoffte nämlich, wenn die Colonien frei würden, dem Handel und der Seemacht ſeines beneideten Nebenbuhlers die empfindlichſte Wunde beizubringen, und von deſſen Größe zu erben. Vermöge des Familienpacts trat auch Spanien (Juni 1779) zu dem Bunde mit Amerika gegen England, und da die Niederländer zur Sicherſtellung ihres gewinnreichen Zwiſchenhandels mit Amerika, dem von Rußland aufgeſtellten Syſtem der bewaffneten Neutralität ſich anzuſchließen im Begriff waren, erklärte Großbritannien auch an die Republik den Krieg (den 20. Dec. 1780). Jetzt entbrannte der Kampf auf allen Meeren und in beiden Indien. England triumphirte überall, nur nicht auf dem Boden der Freiheit. Hier fochten Lafayette, Rochambeau, Lameth, Latour-Maubourg und Kosciuszko, von Washington begeiſtert, für Amerika. Bei Yorktown ward der brittiſche General Cornwallis mit 6000 Mann von Washington und Rochambeau (1781, den 18ten Oct.) gefangen. Dieſe Niederlage hatte, nachdem die Präliminarien von den Congreßdeputirten, John Adams, Benj. Franklin, John Jay und Henri Laurens den 30. Nov. 1782 unterzeichnet worden waren, den Frieden zu Verſailles und Paris (den 3ten Sept. 1783) zur Folge. Die vereinigten Staaten von Nordamerika wurden als unabhängig (ſchon am 24. Sept. 1782) von England, folglich von ganz Europa anerkannt; auch blieb ihnen das große Weſtern Territory. Im Weſten war der Miſſiſippi, im Norden der St. Croix und im Süden der Maryfluß die Gränze. Unterdeſſen hatte der politiſche Blick der Nation, durch Staatsmänner wie **Franklin** (ſ. d. Art.) und **Patrick Henry**, erhellt, an Schärfe und Beſtimmtheit gewonnen. Alſo gaben ſich die vereinigten Staaten den 17ten Sept. 1787 eine beſſere **Föderativ-Verfaſſung**, die den 4ten März 1789 in Wirkſamkeit trat, welche das Band zwiſchen ihnen enger knüpfte und die Stellung des Congreſſes in der Mitte des großen Bundesſtaats befeſtigte. Hiernach ſind (was die Patrioten und Völker Deutſchlands bisher von dem deutſchen Bundestage ſo wenig als von dem alten deutſchen Reiche erlangen konnten) alle Sachen, die alle Provinzen — ſo unabhängig auch dieſe übrigens ihr Inneres ſelbſt ordnen und verwalten — auf gleiche Weiſe angehen, und den einzelnen Staaten ohne Nachtheil für das Ganze nicht überlaſſen werden können, dem Repräſentanten des Ganzen, dem **Congreſſe**, allein vorbehalten, wie Handelsgeſetze, Münze, Papiergeld, Zölle, Maaß, Gewicht, die Entſcheidung über Krieg und Frieden, Unterhandlungen, Bündniſſe mit andern Völkern, die Bewaffnung der Staaten, An-

leihen, Poſten, Errichtung von Tribunälen, Ausrüſtung der Flotten, Verſammlung der Milizen und die Abgaben, welche das allgemeine Bedürfniß erfodert. Eben ſo folgerecht wurde feſtgeſetzt, daß der Congreß Richter ernennt, die alle Streitigkeiten der Provinzen unter ſich, oder der Bewohner verſchiedener Provinzen, in allen Admiralitäts- und Handelsſachen, und bei Verbrechen gegen die vereinigten Staaten entſcheiden. Die Mitglieder des Congreſſes aber ſind, — als die Repräſentanten des ganzen Volks beauftragt mit der geſetzgebenden Gewalt, — bei Abfaſſung ihrer Beſchlüſſe unumſchränkt und an keine Vollmacht (oder Inſtructionseinholung) gebunden. Sie theilen ſich in zwei Kammern, den Senat (eine Art Oberhaus) und das Haus der Repräſentanten (Unterhaus). Die letztern werden alle zwei Jahre von den einzelnen Staaten neu gewählt. Jeder muß 25 Jahre alt, ſieben Jahre lang ein Bürger der vereinigten Staaten und in dem Staate, der ihn wählt, wohnhaft ſeyn. Die Zahl derſelben, ſo wie der Betrag der (im J. 1818 aufgehobenen) directen Steuern, richtet ſich nach der Volksmenge jedes Staats. Dieſe wird alle zehn Jahre aus der Zahl aller Freien (mit Ausnahme der nicht ſteuerpflichtigen Indianer) und aus drei Fünfteln der übrigen Einwohner, in der vom Congreß beſtimmten Art ausgemittelt. Auf jedes 30,000 Wähler, nach der Acte vom 14ten April 1792 aber auf 33,000 Wähler, kommt ein Repräſentant. Die Wahlform der Repräſentanten und der Senatoren, welche jeder Staat durch ſeine Legislatur beſtimmt (doch kann auch der Congreß hierüber geſetzlich verfügen), iſt in jedem Staate dieſelbe, wie die bei ſeinen eigenen Repräſentanten in der Provinzialregierung; in den meiſten Staaten wird ſie diſtrictweiſe durch Stimmenmehrheit vollzogen. Für den Senat, in welchem der Vicepräſident den Vorſitz führt, wählt jeder Staat nur zwei Senatoren auf ſechs Jahre. Alle zwei Jahre wird ein Drittheil des Senats erneuert. Ein Senator muß 30 Jahr alt und neun Jahre Bürger der Union geweſen, auch in dem Staate, der ihn wählt, einheimiſch ſeyn. In der Kammer der Repräſentanten, welche allein das Recht des Impeachment ausübt, worauf der Senat die Anklage der Kammer gegen untreue Staatsdiener unterſucht, werden alle Bills angebracht und entworfen, im Senate beſtätigt oder verworfen. Die ausübende Gewalt iſt dem Präſidenten des Congreſſes und dem Senate übertragen. Der Präſident kann nämlich eine große Zahl der Amtshandlungen der vollziehenden nur mit Zuſtimmung der Mehrheit im Senate legaliſiren. Mithin hat, da die geſetzgebende Gewalt weſentlich auf der Repräſentantenkammer beruht, der durch Wahlen gebildete amerikaniſche Senat keine Ähnlichkeit mit unſern erblichen Adelskammern, erſten Kammern und Herrenbänken. Die Trennung der geſetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt war alſo in der nordamerikaniſchen Conſtitution bereits practiſch realiſirt, bevor in der erſten franzöſiſchen Nationalverſammlung dieſe Gegenſtände erörtert wurden. Noch iſt bemerkenswerth, daß jeder, der ein Amt der vereinigten Staaten bekleidet, während deſſelben unfähig iſt, ein Mitglied eines der beiden Häuſer zu ſeyn. Der Congreß verſammelt ſich alle Jahre wenigſtens einmal, am 1ſten Montage im December. In außerordentlichen Fällen kann der Präſident beide Häuſer, oder eines zuſammenrufen. Jedes Haus publicirt von Zeit zu Zeit ſeine Tagebücher. Jedem Hauſe ſteht frei, Ausſchüſſe zu bilden, jedoch nur auf die Dauer der Sitzung. Iſt eine Bill in beiden Häuſern durchgegangen, ſo wird ſie dem Präſidenten zur Unterſchrift vorgelegt. Billigt

er ſie, ſo ſoll er ſie unterſchreiben; wo nicht, ſo ſoll er ſie mit ſeinen Einwendungen dem Hauſe zurückſchicken, wo ſie ihren Urſprung genommen hat, welches ſie nochmals in Erwägung zieht. Wird ſie dann in jedem Hauſe mit zwei Dritteln der Stimmen gebilligt, ſo erhält ſie Geſetzeskraft. Wenn der Präſident eine ihm vorgelegte Bill binnen zehn Tagen nicht zurückſchickt, ſo erhält ſie Geſetzeskraft. Der Congreß hat das Recht, Taxen, Abgaben, Acciſe und dergleichen aufzulegen. Jede Bill in dieſer Beziehung muß von dem Hauſe der Repräſentanten ausgehen; jedoch kann der Senat Verbeſſerungen vorſchlagen, und alle Abgaben müſſen in den vereinigten Staaten gleichförmig ſeyn. Kein Staat kann ohne Einwilligung des Congreſſes Abgaben auf Ein- oder Ausfuhr legen. Übrigens darf der Congreß nie ein Geſetz geben, wodurch eine Religion zur herrſchenden erklärt oder die freie Ausübung einer andern verboten, oder wodurch die Freiheit im Reden und die Preßfreiheit, oder das Recht des Volks ſich friedlich zu verſammeln, und der Regierung Petitionen wegen Abſtellung von Mißbräuchen zu überreichen, vermindert würde. (S. d. **Conſtitutionen** der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. 1ſter Theil. Leipzig. 1818.) Der Präſident iſt Feldherr und erſter Admiral, er ſchließt Bündniſſe ab, die der Congreß beliebt hat, nimmt die Geſandten an, verwaltet die zu den öffentlichen Ausgaben bewilligten Gelder, wovon er Rechnung ablegt, und übt in gewiſſen Verbrechen ein Begnadigungsrecht aus. Sein Amt dauert vier Jahre. Ihm ſteht ein Staatsrath von Miniſtern zur Seite. Auf ähnliche Art iſt in den einzelnen Staaten die ausübende Gewalt einem Gouverneur, die geſetzgebende den Repräſentanten des Volks anvertraut. In einigen zerfallen dieſe in zwei Häuſer, in andern bildet der Gouverneur mit ſeinem Rathe das Oberhaus; hier hat der Gouverneur ein Veto, dort nicht; bald hängen Geldbills allein vom Unterhauſe ab, bald kann ſie auch der Senat verändern, hier werden die Richter vom Gouverneur, dort von den Repräſentanten gewählt. Meiſt werden die Repräſentanten in den Provinzen jährlich, in Connecticut und Rhodeisland halbjährlich, in Südcarolina und Teneſſee aber zweijährig — neu gewählt *). In allen Staaten der Union genießen die Bürger die größte Sicherheit ihrer Perſon und ihres Eigenthums; es herrſcht Freiheit der Religion und der Preſſe; es giebt keinen Unterſchied unter den Bürgern, als den perſönliche Verdienſte oder ein Amt begründen. Soldat iſt jeder im Falle der Noth vom 16. bis ins 60ſte Jahr. Im Frieden wird kein Landheer gehalten; es ſind bloß Stämme für den Feld-, Artillerie- und Geniedienſt vorhanden. Unter dieſer freien und glücklichen Verfaſſung ſind Handel, Wohlſtand, Bevölkerung, Anbau des Landes, Gewerbfleiß und geiſtige Cultur in Nordamerika ſchnell geſtiegen und fortwährend im Wachsthum begriffen. Die Zahl der Anſiedler nimmt zu, obgleich die Schwierigkeiten bei Gründung neuer Niederlaſſungen immer größer werden. Daher vereinigen ſich jetzt in mehrern Ländern von Europa, wo die Völker, was ſie wünſchen, nicht erlangen können, ganze Geſellſchaften, die das Land in Nordamerika, wo ſie ſich ankaufen wollen, vorher erforſchen und alles daſelbſt zu ihrer Aufnahme vorbereiten laſſen. Mit der vermehrten Bevölkerung aber ſind neue Landſtriche und dadurch neue Staaten in der Union entſtanden. So wurden 1790 Vermont, 1796 Kentucky

*) Die Conſtitutionen der einzelnen Staaten findet man in 4. Thl. von Dav. **Ramſay's** Geſchichte der amerikan. Revolut. S. 65 — 253.

und Teneſſee, 1802 Ohio, 1810 Neuorleans, 1816 Miſſiſippi und Indiana, 1818 Illinois und 1819 Alabama (Weſtgeorgien) in den Bund aufgenommen, ſo daß im J. 1819 der Staat außer dem Gebiete der Hauptſtadt Waſhington und den bald zu Aufnahme geeigneten Gebieten von Michigan, Miſſuri und andern, denen es noch an der erfoderlichen Volkszahl fehlt, aus 22 unabhängigen, durch den Congreß verbundenen Staaten beſtand. — Während der junge Freiſtaat ſo an äußerem Umfang wie an innerer Kraft wuchs, und ſein Handel durch ein zweckmäßiges Zollſyſtem und vortheilhafte Handelsverträge über die ganze Welt ſich ausbreitete, hatte der Congreß — unter Waſhingtons zwölfjähriger Leitung — auch die auswärtigen Verhältniſſe der Union geordnet, und ein politiſches Syſtem in Nordamerika gegründet, das, beſchämend für Europa, keine andre Baſis hatte, als das Völkerrecht, und keinen andern Zweck als die Sicherheit und das Aufblühen des Vaterlandes. Auch enthalten der Verfaſſung zufolge alle Staatsverträge der vereinigten Staaten niemals einen geheimen Artikel. Der erſte Handelsvertrag wurde den 6ten Februar 1778 mit Frankreich, der zweite von John Adams den 8ten Oct. 1782 im Haag mit den vereinigten Niederlanden nach dem Grundſatze: Frei Schiff, frei Gut, mit Ausnahme der Contrebande, und ein dritter mit Schweden den 3ten April 1783 geſchloſſen. Einen vierten, den mit Preußen, unterzeichneten im Haag den 10ten Sept. 1785 John Adams, Benj. Franklin und Thomas Jefferſon. Beide Theile hoben darin gegenſeitig das Recht der Caperei von Handelsſchiffen, die ihren Bürgern gehörten, auf, und ſicherten das Eigenthum derſelben, ſelbſt wenn die Schiffe ſogenannte Contrebande (Kriegsbedürfniſſe) für den Feind geladen haben ſollten. Als in der Folge der große Kampf zwiſchen Frankreich und England den Handel der Neutralen bedrohte, erließ Waſhington als Präſident den 22ſten April 1793 eine Neutralitätserklärung, nach welcher ſich die Bürger Nordamerika's des Handels mit Contrebande gänzlich enthalten ſollten. Nun entſtand ein lebhafter Verkehr zwiſchen England und Amerika, der durch den Freundſchafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zu London den 19ten Nov. 1794, welcher den Amerikanern freien Handel nach dem brittiſchen Weſt- und Oſtindien geſtattete, noch mehr begründet wurde. Zugleich ordneten beide Staaten ihre Gränzverhältniſſe genauer *). Allein der 17te Artikel jenes Vertrags, welcher den Grundſatz: Frei Schiff, frei Gut, aufhob, und der kriegführenden Macht nicht blos die Wegnahme der Contrebande, ſondern auch die des feindlichen Eigenthums auf dem neutralen Schiffe überhaupt geſtattete, erregte das Mißfallen des franzöſiſchen Directoriums, welches mit Recht ſich beſchwerte, daß Amerika von den Grundſätzen des mit Frankreich 1778 geſchloſſenen Handelsvertrags abgewichen ſey, und der brittiſchen Regierung zu viel eingeräumt habe. Es erließ daher im Juli 1796 zwei Beſchlüſſe, nach welchen die neutralen und die amerikaniſchen Handelsſchiffe eben ſo von franzöſiſchen Kriegsſchiffen durchſucht und behandelt werden ſollten, wie die Neutralen und die Amerikaner es ſich von England gefallen ließen. Hieraus entſpann ſich der berühmte Streit über das Viſitationsrecht und Blokadeſyſtem der kriegführenden Seemächte gegen die Neutralen.

*) Auch mit Spanien wurde den 27ſten October 1795 ein Handelstractat auf ähnliche liberale Grundſätze geſchloſſen, den aber Spanien in der Folge vielfach verletzte.

Frankreich verbot nämlich den 31ſten October 1796 die Einfuhr aller brittiſchen Manufactur- und Handelswaaren bei Strafe der Wegnahme der damit beladenen Schiffe. Dies war für die Amerikaner, welche den Zwiſchenhandel bisher geführt hatten, ein empfindlicher Verluſt. Zugleich brach das franzöſiſche Directorium auf eine beleidigende Art jede Unterhandlung mit Amerika ab, und erließ das bekannte Geſetz vom 18ten Januar 1798, welches den neutralen Handel der Amerikaner gänzlich vernichtete; daher der Congreß dies als eine Kriegserklärung anſah, und den 7ten Juli d. J. alle bisher zwiſchen Frankreich und Amerika beſtandenen Verträge für aufgehoben erklärte. Nun gab das Directorium nach, und der Oberconſul ſchloß den 30ſten Sept. 1800 einen neuen Vertrag mit Amerika, in welchem der Grundſatz: Frei Schiff, frei Gut, aufs neue anerkannt wurde. Um dieſelbe Zeit hatte Spanien in dem geheimen Vertrage von St. Ildefons den 1ſten October 1800 an Frankreich Louiſiana abgetreten. Dies erregte, als es 1802 bekannt wurde, in Nordamerika eine heftige Bewegung. Ein großer Theil der Nation verlangte ein enges Bündniß mit Großbritannien, das ſich eben zum Kriege gegen Frankreich wieder zu rüſten ſchien. Weil nun Buonaparte zu ſeinem Landungsprojecte gegen England Geld brauchte, ſo entſchloß er ſich, durch den Ceſſionstractat, Paris den 30ſten April 1803, Louiſiana für die Summe von 11 Millionen 250,000 Piaſter (60 Mill. Franken) an die vereinigten Staaten abzutreten. Dieſer Erwerb gab der Union eine feſte Gränze, den Beſitz der Mündungen und des Stromgebiets des Miſſiſippi mit dem gewaltigen Miſſuri, und volle Handelsfreiheit auf dem Ohio. Das Cabinet von Madrid erſchrak; denn nun ſah es ſich in Mexiko von einem mächtigen Nachbar bedroht, und die Florida's von demſelben eingeſchloſſen. Auch war die Oſt- und Nordgränze von Louiſiana noch nicht feſt beſtimmt, denn dort hatte früher (vor 1763) Weſtflorida bis an den Fluß Perdido zu Louiſiana gehört, und hier behaupteten die Amerikaner, daß Louiſiana das ganze Land bis zum Rio del Norte, alſo Neumexiko, mit umfaſſe. Unterdeſſen war der Krieg zwiſchen England und Frankreich aufs neue ausgebrochen, und Spanien 1804 in denſelben mit gezogen worden. Die Amerikaner aber trieben jetzt unter ihrer neutralen Flagge, hierzu durch einen brittiſchen Cabinetsbeſchluß vom 11ten April 1801 berechtigt, den ganzen Colonialhandel der Franzoſen, Spanier und Holländer. Allein ſchon im Mai 1805 hob die brittiſche Regierung, ohne Nordamerika davon in Kenntniß zu ſetzen, jenen Beſchluß auf, beſchränkte den Handel mit den feindlichen Colonien allein auf die brittiſchen Freihäfen in Weſtindien, und ließ die mit feindlichen Colonialwaaren befrachteten Schiffe der Amerikaner wegnehmen, auch wurden die amerikaniſchen Schiffe von brittiſchen Kriegsſchiffen durchſucht, und alle darauf befindlichen engliſchen Matroſen, ob ſie gleich das amerikaniſche Bürgerrecht erlangt hatten, mit Gewalt gepreßt. Sofort verbot der Congreß durch die Acte vom 18ten und 23ſten April 1806 die Einfuhr der meiſten engliſchen Fabrikate in die Staaten der Union. Die deshalb von England angefangene Unterhandlung zerſchlug ſich, weil Amerika ſich weigerte, mit England gemeinſchaftlich ſich der Vollziehung des von Buonaparte zu Berlin den 12ten Nov. 1806 gegebenen Blokadedecrets zu widerſetzen. Als aber ein engliſches Kriegsſchiff den 23. Juni 1807 die amerikaniſche Fregatte, den Cheſapeak, mit Gewalt nach Halifax führte, um ſich einiger auf ihr befindlichen brittiſchen Deſerteurs, die in Norfolk einen Zufluchtsort gefunden und

in der amerikaniſchen Marine Dienſte genommen hatten, zu bemächtigen, ſo foderte man laut in Amerika, daß an England der Krieg erklärt würde. Der Präſident Jefferſon ließ daher (den 2ten Juli 1807) allen engliſchen Schiffen die Häfen der Union ſperren, und damit nicht die Würde der Republik durch die Vollziehung des Blokadedecrets von Berlin, und des brittiſchen Geheimen-Rathsbeſchluſſes vom 7ten Januar 1807 Gefahr liefe, gab der Congreß den 22ſten Dec. d. J. die berühmte Embargoacte, durch welche allen Amerikanern die Schiffahrt nach fremden Ländern unterſagt wurde. Dieſer kühne Beſchluß lähmte den amerikaniſchen Handel, der bisher jährlich Waaren von mehr als 63½ Mill. Doll. und in J. 1807 über 108 Mill. an Werth, darunter zwei Drittel Landeserzeugniſſe, ausgeführt hatte, gänzlich; allein er war nothwendig, weil der Krieg, es ſey nun mit Frankreich oder Großbritannien (ſeit dem Geheimen-Rathsbeſchluſſe der letztern Macht vom 11ten Nov. 1807, welcher allen Handel Amerika's mit Frankreich und den von franzöſiſchen Heeren beſetzten Ländern aufhob) unvermeidlich ſchien, und der Ausbruch deſſelben den Verluſt aller ausgelaufenen amerikaniſchen Schiffe nach ſich gezogen haben würde. Da nun jede Unterhandlung, um eine Aufhebung der Decrete von Berlin und Mailand (vom 21ſten Nov. 1806, und vom 17ten Dec. 1807) in Paris, und die der brittiſchen Geheimen-Rathsbeſchlüſſe vom 7ten Jan. und 11ten Nov. 1807 in London zu bewirken, an der Hartnäckigkeit der beiden Cabinetter ſcheiterte, ſo verſchloß der Congreß durch die Nonintercourſeacte vom 1ſten März 1809 (wiederholt und geſchärft den 1ſten Mai 1810) alle Häfen und Gewäſſer der vereinigten Staaten der brittiſchen und der franzöſiſchen Flagge, ſo wie allen Waaren und Erzeugniſſen brittiſchen oder franzöſiſchen Urſprungs, auf die Zeit der Dauer jenes Blokadeſyſtems; zugleich hob er das Embargo theilweiſe auf, indem die amerikaniſchen Schiffe nach fremden Häfen, außer nach brittiſchen und franzöſiſchen, wieder ſegeln durften. England bot jetzt durch ſeinen Geſandten Erskine die Hand zur Verſöhnung; allein beide Theile konnten ſich über mehrere Punkte nicht vereinigen, und der von Erskine vorläufig abgeſchloſſene Vergleich wurde vom Cabinet von St. James nicht beſtätigt. Die abermals von England erneuerte Unterhandlung zerſchlug ſich durch das Betragen des brittiſchen Geſandten Jackſon, welcher die amerikaniſche Regierung beleidigte. Endlich wurden den 16. Aug. 1810 (der Befehl deshalb ward aber erſt den 28ſten April 1811 unterzeichnet) die Decrete von Berlin und Mailand von der franzöſiſchen Regierung bedingungsweiſe, wenn England auch ſeine Beſchlüſſe zurücknähme, in Beziehung auf Amerika aufgehoben, und der Präſident des Congreſſes Madiſon gab nunmehr den amerikaniſchen Handel mit Frankreich wieder frei. Auch England zeigte ſich den 31ſten Aug. bereitwillig, ſeine Blokadebeſchlüſſe zu widerrufen; allein Madiſon hob die Nonintercourſeacte in Anſehung Englands nicht ſofort auf, ſondern wollte erſt die wirklich erfolgte Zurücknahme der brittiſchen Beſchlüſſe abwarten. Denn im Congreſſe ſiegte damals die republikaniſche (oder franzöſiſche) Partei, zu welcher Madiſon gehörte, über die föderaliſtiſche oder engliſche, und jene hatte die Abberufung des amerikaniſchen Geſandten Pinckney von London bereits im März 1811 durchgeſetzt. Noch mehr ſtieg die Erbitterung, als den 16ten Juni in der Dunkelheit ein engliſcher Kutter auf die amerikaniſche Fregatte, der Präſident, geſtoßen war, und beide Schiffe, ohne ſich zu kennen, ſich mehrere Lagen gegeben hatten, ohne daß man aus

mitteln konnte, wer den erſten Schuß gethan habe. Zugleich ward die brittiſche Eiferſucht durch Nordamerika's Plan, die Florida's zu beſetzen, gereizt. In Weſtflorida verlangte nämlich ein Theil der Einwohner die Vereinigung des Landes mit den Freiſtaaten, und der Präſident Madiſon hatte ſchon den 27ſten Oct. 1810 die Beſitznahme dieſer Provinz bis an den Perdido, als eines Beſtandtheils von Louiſiana, anbefohlen. Darauf ließ er auch den Gouverneur von Georgien mit den Einwohnern von Oſtflorida über die Unterwerfung dieſes Landes verhandeln, um ein Sicherheitspfand für die Foderungen der Amerikaner an Spanien zu erhalten. Dieſem allen widerſprach England nachdrücklich. Beide Theile unterhandelten und rüſteten ſich. Im März 1812 genehmigte der Congreß eine Anleihe von 10 Millionen Dollars, und die Aufſtellung eines Heers von 25,000 Mann. Darauf bedrohte die Acte vom 9ten März jeden Unterthan einer fremden Macht, der einen Matroſen, welcher ein Bürger der vereinigten Staaten ſey, preſſen oder mit Gewalt wegnehmen würde, mit dem Tode, und erlaubte jedem Schiffe unter amerikaniſcher Flagge Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; auch ſollte der Präſident an den Bürgern derjenigen Macht, die amerikaniſche Matroſen preſſe, Repreſſalien üben. Endlich ward auf die Botſchaft des Präſidenten an den Congreß vom 1ſten Juni, welche eine lebhafte Schilderung alles ſeit fünf Jahren von Amerika durch England erlittenen Unrechts enthielt, mit einer Mehrheit von 79 Stimmen gegen 49, der Krieg an England erklärt (den 18ten Juni 1812). Ehe dieſer Beſchluß aber in England bekannt wurde, hatte bereits der Prinz Regent von England den 23ſten Juni die Geheimenrathsbeſchlüſſe vom 7ten Jan. 1807 und vom 26ſten April 1809 in Anſehung Amerika's förmlich zurückgenommen. Der Grund zum Kriege war alſo nunmehr gehoben; allein die Erbitterung beider Theile ließ es zu keiner Ausſöhnung kommen. Großbritannien legte den 31ſten Juli ein Embargo auf alles amerikaniſche Gut, doch erließ es in der Hoffnung, daß der Beſchluß vom 23ſten Juni eine Änderung in dem Syſtem des Congreſſes noch hervorbringen könnte, nicht eher Caperbriefe gegen die Bürger der vereinigten Staaten, als den 13ten Oct. Nun that zwar der Präſident Madiſon zweimal Friedensvorſchläge; allein ſeine Foderung in Anſehung des Matroſen-Preſſens auf amerikaniſchen Schiffen ward vom Lord Caſtlereagh zurückgewieſen, und der angebotene Waffenſtillſtand, um einen Vergleich abzuſchließen, nicht angenommen. Hierauf verließ der amerikaniſche Geſandte Ruſſel London den 1ſten Sept. und England ſuchte ſein angebliches Recht, Matroſen am Bord amerikaniſcher Schiffe zu preſſen, durch die Declaration vom 9ten Jan. 1813 zu beweiſen. Außer altem Haſſe und Handelseiferſucht aber war das brittiſche Cabinet am meiſten gegen Amerika wegen der von dem Congreſſe gegen Frankreich gezeigten Vorliebe erbittert. Unterdeſſen war Admiral Hope ſchon im Juli 1812 mit einer Escadre von fünf Schiffen abgeſegelt, um die Häfen der Republik zu blokiren. Die Amerikaner hatten ihrer Seits eine Menge Kauffahrteiſchiffe zur Caperei ausgerüſtet, und der tapfre Commodore Rogers nahm mit ſeiner Escadre viele reichbeladene engliſche Schiffe. Überhaupt fielen in die Gewalt der Amerikaner in dem erſten Kriegsjahre 218 Schiffe mit 574 Kanonen und 5106 Mann. Dagegen verunglückten zwei Unternehmungen gegen Canada. General Hull drang mit 2300 Mann den 11ten Juli in Obercanada ein; er konnte aber die Verbindung der Engländer und Indianer nicht verhindern. Beide bemäch-

tigten ſich den 17ten Juli des Forts Michilimakinak, und Hull wurde im Auguſt zum Rückzuge nach dem Fort Detroit genöthigt, wo ihn der engliſche General Brook mit 700 Engländern und 600 Indianern angriff. Hull mußte capituliren und das Fort mit 2500 Mann und 33 Kanonen übergeben. In derſelben Zeit ward auch General Wadsworth, der gegen Untercanada auf dem Niagara vordringen wollte, von dem engliſchen General Sheaffe zurückgeworfen und mit dem Reſte ſeiner Truppen von 900 Mann zu capituliren gezwungen. Eben ſo wenig richteten die amerikaniſchen Feldherren im J. 1813 aus, als ſie mit 42,000 Mann Canada angriffen; denn ihren Truppen fehlte es an Mannszucht und den Anführern an Talenten. Der General Wincheſter, welcher die Vorhuth führte, wurde vom Oberſten Proctor bei Frenchtown den 22ſten Jan. überfallen, und mußte ſich mit 500 Mann ergeben. Doch bemächtigte ſich den 26ſten April der amerikaniſche General Dearborn der Hauptſtadt von Obercanada, York, wo ſich beträchtliche Magazine befanden. Nun ward der Krieg am Ontario und Erieſee mit großer Hartnäckigkeit geführt. Proctor wurde den 1ſten Mai am Miami vom General Clay geſchlagen, und Dearborn drang bis zum Fort Erie vor, allein die engliſche Flotille auf dem Ontarioſee, welche Sir James Yeo befehligte, hielt die amerikaniſche unter dem Commodore Chauncey von weiteren Fortſchritten ab. Das Seetreffen am 28ſten Sept. war nicht entſcheidend. Dagegen hatte auf dem Erieſee der amerikaniſchen Commodore Perry den 10ten Sept. die engliſche Flotille unter Capitän Barclay zerſtört, und die Engländer mußten alle ihre Häfen in Obercanada verlaſſen. Allein gegen Ende des Jahres ſammelte Sir Georg Prevoſt alle engliſche Truppen und vertrieb nach mehrern glücklichen Treffen die Amerikaner aus Canada, hierauf bemächtigten ſich die Engländer den 18. Dec. des Forts Niagara, welches ihnen den Eingang in die vereinigten Staaten öffnete. Unterdeſſen hatte der Handel Amerika's faſt ganz aufgehört. Daher ſah ſich im J. 1814 der Präſident Madiſon bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Handelsſtandes und bei dem Verfall der Staatseinkünfte genöthigt, die Embargo- und Non-Importationsacte (den 31ſten März) ganz aufzuheben. Dagegen erklärte jetzt (den 25ſten April) der brittiſche Admiral Cochrane die ganze Küſte der Union in Blokadeſtand. Hierauf unternahmen die Britten mehrere Landungen, vorzüglich zu Norfolk (den 4ten Mai), zu Baltimore und in Virginien. Im Juli ſegelte eine engliſche Flotte den Potowmac hinauf. Zu gleicher Zeit hatte der brittiſche General Drummond, unterſtützt von der Flotille des Sir James Yeo, das amerikaniſche Fort Oswego mit großen Vorräthen zum Schiffbau am Ontarioſee zerſtört. Als hierauf die Engländer Verſtärkungen von 12,000 Mann alter Truppen, die Wellington in Bordeaux einſchiffen ließ, erhalten hatten, ſchlug Drummond, mit dem General Niall vereinigt, am 25ſten Juli den in Canada eingedrungenen General Brown bei Chipawa (die Engländer nannten die Schlacht von den Waſſerfällen des Niagara), ſo daß er ſich nach dem Fort Erie zurückziehen mußte. Doch das Kühnſte, Wildeſte und Roheſte in dieſem Kriege führten im Auguſt der Viceadmiral Sir Alex. Cochrane und der General Robert Roß aus. Sie ſegelten nämlich in den Potowmac, und ein Kriegsſchiff mit einigen kleinen Fahrzeugen drang in die Cheſapeakbay bis oberhalb Baltimore vor, als ob man blos dieſe wichtige Stadt und den Commodore Barney, der mit der Flotille von Baltimore in der Mündung des Patuxent vor Anker lag, an-

greifen wollte. Allein der Plan war auf die Hauptſtadt Waſhington gerichtet, die zwölf engliſche Meilen oberhalb des Forts Warburton am Potowmac liegt. Zu gleicher Zeit ward alſo das Fort Warburton von einem Theile der Flotte beſchoſſen, während Roß mit den am 19ten und 20. Aug. bei Benedict gelandeten Truppen den Paturent hinaufmarſchirte, indem die Matroſen mit den Schiffsböten folgten. Commodore Barney wartete den Angriff nicht ab, ſondern verbrannte ſeine Kanonenböte, ſiebzehn an der Zahl, von welchen eins nebſt ſiebzehn Kauffahrteiſchiffen in die Hände der Engländer fiel. Nun drang Roß mit nur 6000 Mann unaufhaltſam gegen die Hauptſtadt vor, welche General Winder mit 8000 Mann in einer günſtigen Stellung bei dem Dorfe Bladensburg deckte. Aber bei dem erſten Sturmangriff am 24. Aug., den das Feuer mit Congreve's Raketen unterſtützte, nahmen die Amerikaner, welche meiſtens aus Milizen beſtanden, und kaum 400 Mann regulärer Truppen zählten, die Flucht und ließen ihre Kanonen in Stich. Die Engländer hatten 64 Todte und 185 Verwundete. Noch denſelben Tag Abends um 8 Uhr drangen die Sieger in die prächtige Hauptſtadt ein. Sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als ſie zu zerſtören. In wenig Stunden waren das Capitol, der Sitz des Senats und der Kammer der Repräſentanten, der Palaſt des Präſidenten, die Schatzkammer, die Druckerei des National Intelligencer, der Palaſt des Kriegsminiſteriums, das Zeughaus, die Werfte und die Brücke über dem Potowmac eine Beute der Flammen. (Die Magazine, Werfte und Kriegsſchiffe hatten die Amerikaner ſelbſt angezündet). Darauf zogen die Engländer in der Nacht vom 25ſten zum 26ſten wieder ab. Der Hauptzweck ihrer Unternehmung, der Raubbrand von Waſhington, war erreicht. Alles Staatseigenthum, das ſie nicht mitnehmen konnten, wurde vernichtet. Man ſchätzte den Verluſt auf acht Million. Pfd. Sterling. Den 29. ſchifften ſie ſich mit 206 erbeuteten Kanonen wieder ein. Unterdeſſen hatte Capitän Gordon das Fort Warburton zerſtört; er ſegelte darauf bis Alexandrien, das den 29ſten Aug. capitulirte. Auch hier ward alles öffentliche Eigenthum von den Engländern, ſo viel die Zeit geſtattete, zerſtört, und 21 Schiffe wurden als Siegesbeute entführt. Jetzt wollten Cochrane und Roß eine ähnliche Unternehmung gegen die wichtige Stadt Baltimore ausführen. Die Flotte legte ſich daher den 11ten Sept. an der Mündung des Patapsco vor Anker und die Truppen landeten am 12ten Sept. vier Stunden von Baltimore. Aber in einem Gefecht mit den leichten Truppen der Amerikaner wurde General Roß getödtet. Oberſt Brook übernahm den Heerbefehl. Anderthalb Stunden von Baltimore ſtieß er auf ein amerikaniſches Corps von 6000 Mann und zerſtreute es. Am 13ten ſtand er vor Baltimore. Die Stadt war von Werken umgeben, welche 15,000 Mann vertheidigten. Schon ſollte der Angriff beginnen, als ein Eilbote vom Admiral die Nachricht brachte, daß die Flotte nicht in den Patapsco (an deſſen nördlichem Ufer Baltimore liegt) eindringen könne, weil die Mündung mit verſenkten Schiffen verſtopft und durch Batterien gedeckt war. Alſo mußten auch die Landtruppen ſich zurückziehen. Dies geſchah, ohne daß ſie vom Feind beunruhigt wurden. Zu derſelben Zeit hatten ſich die Britten, unter dem Contreadmiral Griffith und dem Generallieutenant Sherbrooke, von Halifax in Neuſchottland aus, eines Landſtrichs des amerikaniſchen Staats Maine zwiſchen dem Penobſcot und dem Gränzfluſſe St. Croix bemächtigt,

und im Namen des Königs von England davon Beſitz genommen. Darauf drang Sir Georg Prevoſt, Generalgouverneur von Canada, am 1ſten Sept. mit 15,000 Mann in den Staat von Neuyork ein. Allein er mußte das ſchon eroberte Plattsburg am Champlainſee wieder aufgeben, weil die brittiſche Flotille unter dem Capitän Downie am 11ten Sept. von der amerikaniſchen unter dem Commodore M'Donough zerſtört worden war. Eben ſo wenig gelang der Angriff des Generals Drummond auf das Fort Erie; doch verließen es ſpäterhin (den 5ten Nov.) die Amerikaner ſelbſt, nachdem ſie es geſchleift hatten. Am rühmlichſten bewährte ſich die Tapferkeit der Amerikaner in der Vertheidigung von Neuorleans. In der Nähe dieſer Stadt hatte die Flotte des Adm. Alex. Cochrane den 23ſten Dec. ein Heer gelandet, welches Sir Eduard Packenham anführte. Am 8ten Jan. 1815 kam es zu einem blutigen Treffen. Packenham fiel, und zwei Generale, die nach einander den Oberbefehl übernahmen, wurden verwundet; nur mit Mühe konnte der General Lambert die Ordnung wiederherſtellen, und die Engländer mußten ſich mit einem Verluſte von 2000 Mann einſchiffen. Der amerikaniſche General Jackſon hatte Neuorleans gerettet. Dagegen gelang es dem Admiral Cochrane und dem General Lambert, ſich des Forts Mobile in Weſtflorida (den 11. Febr.) zu bemächtigen. Unterdeſſen war bereits der Friede zwiſchen beiden kriegführenden Mächten unterzeichnet worden. Denn ſchon im Anfange des J. 1813 hatte Rußland ſeine Vermittelung angeboten, und der Congreß, ſowohl um über den Frieden, als um über einen Handelsvertrag mit Rußland zu unterhandeln, Commiſſarien nach Gothenburg geſchickt. Nun lehnte zwar Großbritannien ſeiner Seits die Vermittelung Rußlands ab, erklärte ſich jedoch bereit, mit Amerika unmittelbar zu verhandeln. Alſo verſammelten ſich endlich (den 6ten Aug. 1814) die engliſchen Friedensbevollmächtigten, Admiral Gambier, der Unterſtaatsſecretär Henry Goulburn und William Adams, und die amerikaniſchen Bevollmächtigten, John Quincey Adams, James Bayard, Henry Clay, Jonath. Ruſſell und Alb. Gallatin, zu Gent. Die erſten Foderungen der Britten wurden von Amerika mit Unwillen verworfen, und der Präſident brachte ſie zur Kenntniß des Congreſſes, um die nordöſtlichen Staaten der Union, welche mit dem Kriege und der Führung deſſelben ſehr unzufrieden waren, von der Nothwendigkeit deſſelben zu überzeugen. England ließ jetzt von jenen Foderungen nach, allein dagegen mußte Amerika die beiden Hauptpunkte, welche den Krieg verurſacht hatten, fallen laſſen, nämlich die Streitfrage wegen des von England in Anſpruch genommenen Rechts, Matroſen auf amerikaniſchen Schiffen zu preſſen, und die Streitfrage wegen des von Amerika aufgeſtellten Grundſatzes des Seerechts, daß frei Schiff frei Gut mache. Über beide wurde in dem Frieden zu Gent (den 24ſten Dec. 1814) nichts beſtimmt, folglich können ſie zu jeder Zeit wieder Urſache zum Kriege geben. Der Friede ſelbſt ſetzte, außer der Rückgabe der Eroberungen und Gefangenen, blos im Allgemeinen feſt, daß beide Staaten die indianiſchen Stämme in den Rechts- und Beſitzſtand vom J. 1811 wieder eintreten laſſen ſollten; auch verſprachen beide Theile im Allgemeinen, zur gänzlichen Abſchaffung des Negerhandels mitzuwirken. Übrigens ſollten drei verſchiedene Commiſſionen ſowohl über die Frage, wem die Inſeln in der Paſſamaquoddy-Bay, die ein Theil der Bay von Fundy iſt, und die Inſel Grande Menan in der Fundybay gehören, als über die nördliche Gränzlinie von dem Urſprung

des St. Croix bis zum Irokeſen= oder Cataraguyfluſſe unter dem 45° N. B. und über die nähere Beſtimmung der im Pariſer Frieden 1783 mitten durch den Ontario=, Erie=, Huronen= und Oberſee gezogenen Gränzlinie, ſo wie zuletzt über die von der Waſſerverbindung des Huronen= und Oberſees bis zu dem nordöſtlichſten Punkte des Waldſees zu ziehende Demarcationslinie und über die Abtheilung der Inſeln entſcheiden; im Fall aber die Commiſſarien (wie ſchon früher einmal) ſich nicht vereinigen könnten, ſollte ein beiden Mächten befreundeter Staat oder Souverain Schiedsrichter ſeyn. Dieſe Gränzbeſtimmungen ſind endlich im Oct. 1818 feſtgeſetzt worden. — Vor dieſem Kriege ſchon hatten ſich die Parteien der Demokraten (am zahlreichſten in den ſüdlichſten und innern Staaten, urſprünglich Anhänger des Ackerbauſyſtems) und Föderaliſten (vorherrſchend in den nördlichen Staaten und Anhänger des Handelsſyſtems) durch die Vorliebe jener für Frankreich, dieſer für England, ſchärfer als je geſchieden. Man ſprach ſogar von einer Trennung der nördlichen und der ſüdlichen Provinzen. Jener Krieg aber, in welchem ſich die junge amerikaniſche Marine ſo ruhmvoll auszeichnete, beſonders der Raubzug gegen Waſhington und die von den Engländen aufgereizte Grauſamkeit der Indianer als Bundesgenoſſen, hatten beide zu größerer Eintracht als zuvor in Hinſicht ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes verbunden *). Seitdem hat ſich die Hauptkraft der Union auf die Bildung einer Marine gerichtet, ſo wie die Thätigkeit der Bürger — eine Folge der Sperrungen — auf die Errichtung von Manufacturen und Fabriken. Mit England ward (den 3ten Juli 1815) ein neuer Handelsvertrag auf zehn Jahre abgeſchloſſen, auf den Grundſatz der Reciprocität in Rückſicht der Freiheit des Handels und der Zölle, nach welchem die Amerikaner freien Handel in allen brittiſch=oſtindiſchen Häfen haben, jedoch keinen Küſtenhandel treiben dürfen, und ihre oſtindiſchen Ladungen in einem amerikaniſchen Hafen ausladen müſſen. Überhaupt hält ſich das bisherige practiſche Seerecht der Amerikaner ſtreng an die Reciprocität. Daher verordnete ihre den 1ſten März 1817 gegebene Navigationsacte, daß das Verbot, „keine Waaren von einem ausländiſchen Hafen in Amerika einzuführen, als in Schiffen der vereinigten Staaten, oder ſolchen, die den Bürgern des Landes gehören, wo die Waaren erzeugt werden" — die Schiffe einer fremden Nation, welche kein gleiches Navigationsgeſetz habe, nicht verpflichte; und eine andere Acte von demſelben Tage beſtimmte, daß alle brittiſchen Schiffe, die aus Häfen kommen, wo amerikaniſche Schiffe nicht zugelaſſen werden (Weſtindien), auch in keinem amerikaniſchen Hafen ſollen zugelaſſen werden. Natürlich ſind die Engländer über beide Acten ſehr unwillig. Sie ſelbſt aber haben ſich den mächtigen Nebenbuhler geſchaffen! — Übrigens wiſſen die vereinigten Staaten ihre Würde als eine unabhängige Weltmacht nicht allein gegen Europa, ſondern auch gegen die Barbaresken zu behaupten. Algier zitterte vor der amerikaniſchen Escadre des Commodore Decatur im J. 1816 und unterzeichnete den vorgeſchriebenen Frieden. Die vieljährigen Streitigkeiten mit Spanien wurden, nachdem General Jackſon bereits 1818 zu voreilig, um die Seminole=Indianer zu züchtigen, das wehrloſe Penſacola in Oſtflorida beſetzt hatte, im Dec. 1818 durch einen

*) Aber auch die amerikaniſchen Truppen hatten bei ihrem Einfalle in Canada viele Ausſchweifungen begangen, Dörfer verbrannt und die öffentlichen Gebäude in York, der Hauptſtadt von Obercanada, zerſtört.

Vertrag geendigt, nach welchem Spanien beide Florida's an die Union abtrat, und der Congreß dafür fünf Millionen Dollars, größtentheils als Entſchädigung an amerikaniſche Bürger, die durch die Spoliationen Spaniens gelitten haben, auszahlen ſollte. Ob nun gleich Ferdinand VII., durch Englands Vorſtellungen abgehalten, dieſen Vertrag (im Aug. 1819) nicht ratificirt hat, ſo wird dennoch die Republik den Beſitz beider Florida's behaupten. Sie erhält dadurch den Beſitz von St. Auguſtin und Penſacola, neue treffliche Ausfuhrhäfen am Golf von Mexiko, ſo wie am Canal von Bahama, und Feſtungen, welche die Vertheidigungslinie nach Süden hin vollenden. Die Gränzberichtigungen gegen England und das ruſſiſche Nordamerika ſind geendigt. Rußland hat den vereinigten Staaten im J. 1818 alle ſeine Anſprüche auf die am ſtillen Ocean ſüdlich vom 56° n. Br. liegenden Länder abgetreten; daſſelbe hat in Beziehung auf jene Länder England gethan, ſo daß nun die Union am ſtillen Ocean ein Gebiet von 15° Br. (vom 41 bis 56° n. Br.) hat. Denn nach dem zwiſchen den vereinigten Staaten und Großbritannien zu London den 12ten Oct. 1818 abgeſchloſſenen Tractate wird die Gränze zwiſchen dem Gebiete der vereinigten Staaten und Englands im Innern von Nordamerika weſtlich vom Miſſiſippi durch eine Linie gebildet, die vom Waldſee (Woodlake) unter dem 49° Br. nach Weſten bis zu den Rocky-Mountains fortläuft. Das Land jenſeit dieſer Gebirge aber bis an den ſtillen Ocean ſoll während zehn Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet ſeyn. Auch gab dieſer Tractat den Amerikanern das Recht wieder, auf den Küſten von Neufoundland und Labrador zu fiſchen. In der innern Verwaltung hat man Jeffersons Syſtem der Adminiſtration, welches Warden in ſ. Statistical Account vertheidigt, aufgegeben. Der Kauf von Louiſiana iſt das Einzige, was Jefferſon Bleibendes gethan hat. Gegenwärtig beſchäftigen den Congreß, außer den Händeln mit Spanien, mehrere wichtige Entwürfe. Dahin gehört der Plan, die indianiſchen Stämme unter die Herrſchaft der Cultur und die Geſetze zu bringen, worüber der Kriegsſecretär Calhoun im J. 1818 einen merkwürdigen Bericht an den Kriegsminiſter Clay erſtattete. Zu dieſem Zwecke hat der Congreß die Kette der militäriſchen Poſten bis an den Miſſiſippi und Miſſuri verlängert, und im J. 1819 eine Niederlaſſung am Obermiſſuri, an der Mündung der Yellow-Stone (Roche jaune) 48° n. Br. 27° Läng. weſtlich von Waſhington, 1800 engliſche Meilen weſtlich vom Miſſiſippi und 100 Meilen nördlicher als Quebeck, gegründet. Hierdurch ſollen nicht nur die freien Indianer civiliſirt, ſondern auch die engliſchen Handelsgeſellſchaften von der Theilnahme an dem Handel mit dem an Pelzwerk ſo reichen Binnenlande ausgeſchloſſen werden, ſo daß wohl die Engländer dieſes Monopol des Pelzhandels den Amerikanern bald ſtreitig machen dürften. Außer dieſem neuen Gebiete des Miſſuri im Nordweſten, an den Quellen des Miſſiſippi, bis an den Oberſee im Norden und den See Michigan im Oſten, welches die reichen Kupferminen einſchließt, hat ſich 1819 noch ein zweites gebildet, das Land vom rothen Fluſſe, im Süden am mexikaniſchen Meerbuſen. Endlich haben die Amerikaner auch das ſogenannt Recht ihrer Entdeckung auf die Marqueſasinſeln geltend gemacht, und nach einem blutigen Kriege mit den Einwohnern von Nukahiwa Beſitz genommen. Dagegen befolgt der Congreß in Anſehung der europäiſchen Angelegenheiten das Syſtem der ſtrengſten Neutralität. Er hat in ſeinen Streitigkeiten mit Spanien die Vermitte-

lung Rußlands abgelehnt, ſo freundſchaftlich übrigens ſeine Verhältniſſe zu dieſer Macht ſind. An dem Entſtehen der Freiſtaaten im ſpaniſchen Amerika nimmt die Nation lebhaften Antheil, und viele Amerikaner rüſten unter der Flagge von Buenos Ayres und Venezuela Schiffe aus; allein der Congreß hat bis jetzt, obwohl er Handelsverbindungen mit ihnen unterhält, jene Republiken ſelbſt noch nicht förmlich anerkannt. Um auf den möglichen Fall eines Krieges mit einer europäiſchen Macht gedeckt zu ſeyn, werden die Gränzen und Küſten der Union nach einem umfaſſenden Plane, den der Congreß im J. 1819 genehmigte, befeſtigt. In demſelben Jahre rüſteten die vereinigten Staaten zum erſtenmale Schiffe zu einer Reiſe um die Welt aus, und zwar die Fregatte Congreß. Auch legte die nordamerikaniſche Geſellſchaft zur Beförderung der Coloniſation an der Nordweſtküſte von Afrika eine nordamerikaniſche Colonie von Schwarzen an. Die größte Unternehmung, welche die Verwaltung des gegenwärtigen Präſidenten Monroe unſterblich machen wird, iſt die Verbindung des ſtillen Oceans mit dem atlantiſchen Meere. Es ſoll nämlich binnen zehn Jahren, wozu 20 Millionen Dollars angewieſen ſind, der Columbiaſtrom, der ſich in das ſtille Meer ergießt, mit dem Maſſuri und Miſſiſippi mittelſt Landſtraßen, welche das Felſengebirge durchſchneiden, verbunden und neue Canäle, für Dämpfböte ſchiffbar, ſollen aus dem Miſſiſippi nach den Seen von Canada hin gezogen werden. Auf dieſem Wege können dann China's Erzeugniſſe auf dem Columbiaſtrom durch die Felſenſtraßen in die Miſſiſippi-Schifffahrt gelangen. Damit ſteht eine wiſſenſchaftliche Entdeckungsreiſe im Innern in Verbindung, welche der Congreß im J. 1819 auf einem Dampfboote von dem Major Stedhen Lone, den mehrere Naturforſcher und Zeichner begleiten, zur Erforſchung der weſtlichen Flüſſe, zuerſt das Miſſuri-Stromſyſtems, unternehmen läßt. Aber eben dieſe ungeheure Ausbreitung des Handels und der Schifffahrt dürfte zuletzt wohl der Politik der vereinigten Staaten eine minder rechtliche und edle Richtung geben, als die bisherige geweſen iſt. — Die ganze Oberfläche des Gebiets der vereinigten Staaten hat in ihrer Geſtaltung einen Charakter von Einfachheit und Regelmäßigkeit, als ob die Natur hier ungeſtörter und mit weniger Neigung zu Abweichungen von ihren Geſetzen als in andern Gegenden gearbeitet habe. Nur Neuengland iſt unregelmäßiger in Hügel und Berge gebrochen, wovon viele mehr iſolirten Anhöhen als Theilen der großen Bergkette der Apalachen und Alleghany gleichen. Der Flächenraum des Gebiets der vereinigten Staaten (vergl. d. Art. Nordamerika) umfaßt gegenwärtig, mit Einſchluß der Florida's, vom atlantiſchen bis zum ſtillen Ocean, (von 26° bis 49½° n. Br.), ungefähr 2,814,550 engliſche Quadratmeilen oder 95,000 deutſche Quadratmeilen. Der Theil, welcher öſtlich vom Miſſiſippi liegt, und die Florida's einſchließt, enthält 942,130 engliſche Quadratmeilen. Die Volksmenge wächſt mit jedem Jahre. Nach Briſted iſt ſie binnen 27 Jahren faſt um das Dreifache geſtiegen. Im J. 1790 betrug ſie 3,929,326, und im J. 1817: 10,405,547 Menſchen. Nach Clay verdoppelt ſich die Volksmenge binnen 25 Jahren. Der am ſtärkſten bevölkerte Staat, Maſſachuſett, enthält 75 Menſchen auf einer Quadratm. Wäre nun das ganze Gebiet der vereinigten Staaten ſo bevölkert, als der Staat Connecticut nach der Zählung von 1810 war, ſo würde es eine Bevölkerung von 135,417,000 Seelen enthalten, und wäre es ſo bevölkert, wie Italien, ſo würde die Zahl ſeiner Einwohner über

500 Millionen betragen. Das Land ſelbſt, welches verſtändige, fleißige und freie Menſchen ſeit 200 Jahren einer zurückſchreckenden Natur abgekämpft haben, iſt noch jetzt im Innern mit großen Waldungen bedeckt, und enthält Sümpfe von einigen hundert engliſchen Meilen im Umfang, die ſich zur Regenzeit in große Seen verwandeln. Überhaupt kommt die Oberfläche aller Gewäſſer innerhalb der vereinigten Staaten der Hälfte von ganz Deutſchland gleich. Die fünf größten Seen umfaſſen die Nordgränze. Der Superiór hat im Umfang 1525, der Huron 1100, der Michigan 945, der Erie 610, und der Ontario 430 Meilen. Dazu kommt das Miſſiſippi-Stromgebiet, welches eine ſchiffbare Uferſtrecke von 100,000 engliſchen Meilen begreift. Der Miſſuri iſt 3000 engliſche Meilen weit ſchiffbar; von den Hauptflüſſen, die er aufnimmt, iſt die Yellow 1200, der Kanſas 1200, der Chayenne 1000, und der Platte mit ſeinen Armen 2000 engl. Meilen weit ſchiffbar. Der Jllinois und ſeine Arme ſind 3000, der Ohio mit den ſeinigen 5000 engl. Meil. ſchiffbar. Dieſer allein bewäſſert ein Land von 198,000 engl. Quadratm. In ihn ergießen ſich von der Weſtſeite der Arkanſas (2000 Meil.) und der rothe Fluß (800 engl. Meil. ſchiffbar). Der Lauf des Miſſiſippi beträgt 2500 engl. Meil. Dieſe Waſſermenge bringt eine Ausdünſtung hervor, welche die Luft mit unermeßlicher Feuchtigkeit ſchwängert; daher die gewaltigen Regengüſſe und der ſtarke Thau, daher die geringere Wärme dieſer Erdbreite. Philadelphia liegt faſt 20° ſüdlicher als Petersburg und Stockholm, und dennoch läßt ſich die Wärme am Delaware mit der an der Newa vergleichen. Virginien, unter gleichen Parallelen mit Spanien und Sicilien, erhält nur erſt im Mai grüne Wälder; Frankreich, obgleich viel nördlicher, einen Monat früher. Das Clima von Nordamerika erzeugt daher noch jetzt jene furchtbaren Amphibien, mit denen die erſten Anſiedler kämpfen mußten, coloſſale Waſſerſchlangen, ungeheure Eidechſen, ellenlange Fröſche, viele Pfunde ſchwer mit dem Gebrüll eines Ochſen (Rana maxima Americana), rieſenförmige Waſſerinſecten und unermeßliche Schaaren großer Landkrabben. Dagegen gab es urſprünglich auf der ungeheuren Fläche von mehr als 600,000 Quadratmeilen an ſtarken fruchtfreſſenden Quadrupeden nur zwei bedeutende Ochſenarten, (Bos Bison, der amerikaniſche Büffel in Heerden zu 40,000 Stück), den Elk oder Cervus alces, den grauen Bär, das Mooſethier, das Rennthier und den canadiſchen Hirſch. Nur ſpät, als das Clima in einigen Gegenden durch die Cultur des Bodens milder wurde, gediehen hier das Pferd, die europäiſchen Hausthiere, unſere Fruchtbäume, und noch hat der Weinſtock in Nordamerika (außer am Ohio) keinen glücklichen Boden gefunden. Dagegen ſetzt die Witterung an der Küſte oft plötzlich um. Dies und die Sumpfluft haben zum Theil ſeit 1793 das gelbe Fieber mehr verbreitet. Übrigens ſind Erdbeben ſelten, und es giebt keinen feuerſpeienden Berg in dem Umfange der vereinigten Staaten. — Das Ganze (vom Miſſiſippi an bis zur Oſtküſte von Nordamerika) beſteht aus drei Ländermaſſen von verſchiedener Bildung. Zwei reiche Ebenen ſcheidet ein großer Gebirgsgürtel. Die öſtliche große Ebene — das atlantiſche Land — ſenkt ſich mit kürzerer Abdachung zum atlantiſchen Meere hinab. Hier liegen die funfzehn älteren Staaten der Union. Sie werden durch mehr als 28 anſehnliche Ströme bewäſſert, die auf jenem mittlern Berggürtel entſpringen. Dieſes über 300 deutſche Meilen hin ſich ziehende Küſtenland mit tiefen Einſchnitten, hervorſtehenden Landzungen, Inſeln, breiten Strommündungen und ſichern

Ankerplätzen, zerfällt in zwei natürliche Abtheilungen. Der nördliche Theil bis Maryland iſt rauher und hügelichter; der ſüdliche von Long-Island an zeigt eine durchaus flache und ſandige Ebene. Beide ſind für den Seehandel wie geſchaffen. Jede Bay bildet und ſchützt eine Menge Häfen; und die Ströme, vor allen der Hudſon, welcher faſt bis zum See Champlain hinaufgeht, verknüpfen den Binnenhandel mit dem Weltmeer. Der größte und wichtigſte Sund iſt die Cheſapeakbay. Landeinwärts erhebt ſich der breite Gebirgsrücken der Apalachen (mit den blauen, weißen, grünen und andern Bergen), deren höchſte Spitzen 4000 Fuß in Virginien, 6600 Fuß in Neu-Hampſhire über das Meer hervorragen. Dieſes an Erzen und Mineralquellen reiche Alpenland von mehr als 7000 geographiſchen Quadratmeilen hebt in Süden in Georgien an, und endigt nördlich am St. Lorenzfluſſe, in einer Ausdehnung von mehr als 250 deutſchen Meilen. Fünf, ſechs, ja an einzelnen Stellen zwölf Bergreihen laufen, unter ſich verkettet, in einer Breite von 20 bis 40 deutſchen Meilen neben einander hin. Unter ihnen ziehen ſich die Alegany (auch Endless Mountains) von Georgien bis Pennſylvanien; dann folgen die Cumberlands- und Lorbeerberge (Laurel M.); am weiteſten nach Norden hin laufen die blauen (Blue Ridge) und die nördlichen Berge (North M.). Große Länder, z. B. Indiana, liegen als Thäler von dieſer Bergzone eingefaßt, von deren Höhen jene 28 großen Ströme nach Oſten in das atlantiſche Land, und in das Weſtgebiet der Staaten (Western Territory) über 40 Flüſſe ſtrömen, unter welchen mehrere, z. B. der Kentucky, Cumberland, Tenaſſi und vorzüglich der Ohio (ſ. d. Art.) ſehr bedeutend ſind. Weſtlich von dieſem Alpenlande breitet ſich die zweite große Ebene des Gebiets der Union aus, das öſtliche Gebiet des Miſſiſippi, von mehr als 18,000 deutſchen Quadratmeilen. (S. Miſſiſippi.) Hier iſt das Clima milder, als in der öſtlichen Ebene, oder in dem atlantiſchen Lande. Hier reifen die Früchte früher, als öſtlich. Hier ſieht man den Papagey unter dem 39°, ſelbſt im Winter; und die Catalpas wachſen wild am Miſſiſippi bis zum 37°. Ohio und Kentucky ſind die fruchtbarſten Länder von Nordamerika. Am Ohio, dem wichtigſten Handelscanal des weſtlichen Gebiets, finden ſich die ungeheuern und noch unerklärten Mammouthsknochen, und die Ruinen alter amerikaniſcher Feſtungen. So hat man in den Diſtricten Pompeji und Camillus im Lande Onondaga eine Kette Feſtungswerke im Süden des Erieſees bis Pennſylvanien u. a. a. O. entdeckt, wahrſcheinlich Reſte aus den Zeiten der erſten europäiſchen Anſiedelung. Das Miſſiſippiland begreift mehrere neue Staaten, z. B. Kentucky, Teneſſe, Ohio, und im Norden das weſtliche Gebiet, welches ſich vom Ohio bis zu den fünf großen Seen ausdehnt. Es hat bei einem günſtigen Clima einen fruchtbaren Boden, liegt in der Nähe der großen Jagd für die ſchönſten Peltereien, und wird durch die 1819 beſchloſſene Canalverbindung der fünf Seen mit dem Miſſiſippi, die größte Wichtigkeit für den Binnenhandel erhalten. — Jenſeit des Miſſiſippi breitet ſich in einer Fläche von 50,000 deutſchen Quadratmeilen das Miſſuriland bis an das Felſengebirge aus, von welchem der Colombiafluß in das weſtliche Küſtenland der Union und dem ſtillen Weltmeere zuſtrömt. Dieſe Weſtküſte, das Miſſuriland und das öſtliche Gebiet des Miſſiſippi bilden zuſammen das ungeheure Weſtland (Western Country) der Union, welches ſich vom

mexikaniſchen Golf bis zu den Quellen des Miſſiſippi, 400 deutſche Meilen nordwärts erſtreckt, auf einem Flächenraume von mehr als 1,500,000 engliſchen Quadratmeilen ein Dampfboot-Schifffahrts-Gebiet von 50,000 engliſchen Meilen einſchließt, und 2000 engliſche Meilen Seegewäſſer, 1000 engliſche Meilen Sundfläche und 100,000 engliſche Meilen Stromuferlänge begreift. Hier iſt Platz und fruchtbarer Boden für mehr als 200 Millionen Menſchen, wenn man nur die mittlere Bevölkerung von Europa annimmt. Nach des berühmten amerikaniſchen Geologen Maclure Meinung iſt die ganze Strecke im Weſten des Miſſiſippi bis beinahe an den Fuß der ſteinigen Berge eine Fläche, die 1500 engliſche Meilen von Oſten nach Weſten und 1200 engl. M. von Norden nach Süden im Durchmeſſer hat, und welche ganz aus Gebirgsarten ſecundärer Formation (Kalkſtein und Sandſtein in faſt horizontalen Lagern) beſteht, einſt der Grund eines großen Binnenmeeres geweſen, deſſen Gewäſſer nach und nach in den Miſſiſippi, Hudſon und Lorenzſtrom abgefloſſen ſind. — Der **Anbau** des Landes der vereinigten Staaten iſt ein Triumph des beharrlichen und verſtändigen Fleißes unter dem Schilde der Freiheit und der Ordnung. Indeß waren im Jahr 1810 von 1180 Millionen Acres erſt 40,950,000 cultivirt. Schon iſt die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Schafzucht ſo gut, wie irgend in Europa. Man führt bereits veredelte Wolle aus. Es giebt große Heerden wilder Ochſen, eine Menge Wild, Pelzthiere und Geflügel; die Bienen, welche die erſten Anſiedler aus Europa nach Amerika brachten, haben ſich nun wild durch alle Länder verbreitet, und die Indianer glauben, daß wo Bienen ſich zeigen, die weißen Leute bald nachkommen; die Fiſchereien (ſelbſt Wallfiſche und Robben; auch Land- und Flußſchildkröten) liefern Ausfuhrartikel. Noch wichtiger iſt der Getraide-, Reiß-, Mais- und Kartoffelbau. Flachs, Hanf, Obſt, Gartengewächſe u. ſ. w., ſo wie viele edle Südfrüchte, Indigo, Ginſeng, Färbekräuter u. ſ. w., werden in Menge gewonnen. Im Süden iſt der Plantagenbau wichtig; beſonders nimmt die Cultur des Zuckerrohrs in Georgien, Louiſiana, am Miſſiſippi, Miſſuri und Ohio immer mehr zu und iſt ein Verbeſſerungsmittel der Moräſte (Swamps). Vorzüglich gut und häufig iſt der Tabak; auch wird Baumwolle ausgeführt. Überhaupt machen Zucker, Baumwolle und Korn den Reichthum der vereinigten Staaten aus. In Louiſiana wurden im J. 1817 über 20 Millionen Pfund gewonnen. Baumwolle wurde im J. 1816 zu dem Belauf von 24 Millionen Dollars ausgeführt; Weizen und Reiß für 20 Millionen Dollars; Tabak wird jetzt in Virginien weniger als ſonſt gebaut, weil man den Weizenbau vortheilhafter findet. Doch führte man 1816 an Tabak für 9 Millionen Dollars aus. Der ganze Ertrag des Landbaus wird auf 60 Millionen Dollars geſchätzt. Unter den Waldproducten muß der Ahornzucker (in Vermont) ausgezeichnet werden. Es giebt Tannen, die Maſten von hundert Fuß liefern. Der Reichthum an Mineralien wird immer ſorgfältiger erforſcht; doch iſt der Bergbau erſt im Werden. Es fehlt an keinem nutzbaren Foſſil. An Eiſen, Blei, Steinkohlen, Marmor und Salz iſt Reichthum vorhanden. Am Arkanſasfluſſe, der dem Miſſiſippi zuſtrömt, iſt ein Lager von Steinſalz von 280 deutſchen Quadratmeilen erſt kürzlich entdeckt worden. Auch zeigen ſich Spuren von Gold und Silber. — Die **Bewohner** ſind theils europäiſchen Urſprungs, theils Neger und Farbige, theils Israeliten; außerdem giebt es freie und ſteuerpflichtige Indianer. Die engliſche

Sprache iſt nicht allein die Staatsſprache, ſondern auch die der Mehrheit der Nation. Die Zahl der Sklaven in den vereinigten Staaten betrug im J. 1798 nahe an 400,000 Köpfe und iſt ſeitdem bis auf 1,300,000 geſtiegen; ein Siebentel der Bevölkerung beſteht alſo aus Sklaven. Die meiſten werden in den ſüdlichen Provinzen, beſonders in Virginien, des Plantagenbaues wegen gehalten. Zwar hatten die vereinigten Staaten den Sklavenhandel bereits durch das Geſetz vom 13ten Jul. 1787 abgeſchafft, und durch die Acte vom J. 1803 auch die Einfuhr von Negerſklaven vom J. 1808 an verboten; allein die einzelnen Staaten haben in ihrem Innern die Sklaverei noch nicht aufgehoben. New-Hampſhire, Maſſachuſets, Vermont und Ohio ſind gänzlich ohne Sklaven. In Pennſylvanien und Neu-York arbeitet man jetzt an der Abſchaffung, die meiſten neuen inländiſchen Staaten haben die Sklaverei in ihren Territorien ganz aufgehoben; andre verſagen allen Negern, ſowohl freien als unfreien, die Niederlaſſung. Nur wenige, wie der Staat von Neu-Orleans, erkennen die Sklaverei an. Übrigens kam die Erklärung des Gebiets von Miſſuri zu einem unabhängigen Staate im Congreß 1819 deswegen nicht zu Stande, weil der von der Repräſentantenkammer bereits genehmigte Verfaſſungsentwurf die Sklaverei der Neger ſanctionirte, welche Clauſel der Senat zweimal verwarf. — Die freien Stämme der Wilden (Irokeſen, Creeks, Cherokeſen, Chikaſans, Schippewäer u. A. m., höchſtens zuſammen 150,000 Köpfe) ſind größtentheils in das Innere zurückgewichen. Einige haben ſich an Ackerbau und Viehzucht gewöhnt. Sie leben, ſelbſt mitten unter den cultivirten Amerikanern, im Beſitz einer ihnen durch Verträge zugeſicherten Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, deren Antaſtung ſie oft fürchterlich zu rächen wiſſen. Unter vielen Stämmen ſind die Nachkommen einer gaeliſchen (Walliſer, Welch) Colonie, welche Madok, Prinz von Wales, um das J. 1170 dahin geführt haben ſoll, und die noch die gaeliſche Sprache reden, die merkwürdigſten. Sie wohnen im Innern am Miſſiſippi. — Der Fabrikfleiß und der Handel in den vereinigten Staaten wetteifern mit dem Fortſchritte des Ackerbaus. Im J. 1815 war der Werth aller in den vereinigten Staaten verfertigten Manufacturwaaren (Wolle, Leder, Seife, Zucker, Häute, Eiſen, Holz, Baumwolle u. ſ. w.) bis auf 151 Millionen Dollars geſtiegen. Man bedient ſich aller in Europa erfundenen Maſchinen; die Erfindung des Dampfboots iſt amerikaniſchen Urſprungs. Der Schiffbau übertrifft den engliſchen. Hauptplätze des Gewerbfleißes ſind Philadelphia, Patterſon, Wilmington, Pittsburg u. a. m. Die erſte Handelsſtadt iſt Neu-York; dann folgen Boſton, Philadelphia, Baltimore, Charlestown, Portsmouth, Salem. Pittsburg iſt der Stapelort zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Staaten. Hier, am Ohio, werden große Schiffe gebaut, die mit Landesproducten bis Neu-Orleans fahren. Im Hafen von St. Louis am Ohio treffen Dampfſchiffe aus Neu-Orleans, Neu-York und Philadelphia zuſammen. Nordamerikaniſche Seefahrer bedecken jetzt alle Meere. Vor 20 Jahren gab es in Amerika noch keinen chineſiſchen Handel, und jetzt betragen die Ladungen der Schiffe zu dieſem Handel 12,000 Tonnen. Denn ungeachtet der Congreß keine Geſandtſchaft nach China geſchickt hat, genießen dennoch daſelbſt die Nordamerikaner eine große Handelsfreiheit, während die Britten von der chineſiſchen Politik, ungeachtet der Beſuche, Geſandtſchaften und Geſchenke dieſer eingebildeten Inſulaner, wie man

ſie in China nennt, keinesweges begünſtigt werden. Der Binnenhandel iſt in keinem andern Lande von der Natur ſo begünſtigt, als hier. In Illinois vereinigen ſich die ſchiffbaren Ströme von faſt ganz Nordamerika. Aus dem Oſten führt ihm der Ohio, aus dem Weſten der Miſſuri, aus dem Norden der Miſſiſippi ſeine Gewäſſer zu, um ſie vereinigt nach dem Süden in den Meerbuſen von Mexiko auszugießen. Schon denkt man an die wahrſcheinlich nicht ſchwierige Verbindung des Ohio mit dem Erieſee, und an die des Miſſuri mit dem Colorado, der ſich in den Meerbuſen von Californien, und mit dem Multnomah, der ſich in den Columbia und durch dieſen in den ſtillen Ocean ergießt. Hierdurch eröffnet ſich ein ununterbrochener Waſſerweg aus dem atlantiſchen Ocean in den ſtillen durch das ganze feſte Land von Nordamerika und zugleich aus dem Norden bis in die ſüdlichen Provinzen deſſelben. Hier kann Neu-Orleans bald für die vereinigten Staaten das werden, was einſt Alexandrien für Ägypten war; der Hauptpunkt ihres Handels und ihres Reichthums. Denn ſchon iſt es der Stapelplatz des Überfluſſes der Länder des Ohio, Miſſuri und Miſſiſippi; und auf letzterem Strome ſieht man bereits von Zeit zu Zeit ſchwimmende Kaufläden in Schiffen für die Uferbewohner hinaufſegeln. Überhaupt iſt die längſte Strecke einer inländiſchen Schifffahrt in der ganzen Welt wohl diejenige, welche zwiſchen Neu-York und Neu-Orleans Statt findet, indem auf dieſer Strecke von faſt 4000 engliſchen Meilen nur ein Landtransport von 27 engliſchen Meilen übrig bleibt. Den Handel überhaupt befördern das Zollſyſtem, welches die Ausfuhr ganz frei giebt, und wenn eingeführte Artikel wieder exportirt werden, Rückzölle bewilligt, ferner die Banken, deren es 1819 in den vereinigten Staaten 373 octroirte gab, mit einem Bankkapitale von mehr als 100 Millionen Dollars, Landſtraßen, Canäle (z. B. der Middleſex-Canal für Boſton, der Caronbelet-Canal für Neu-Orleans, der Neu-York-Canal für den Erie-, Champlain-, Ontarioſee und den Hudſon) und die Dampfſchifffahrt. Im J. 1807 zählte man 12,044 Handelsſchiffe, 2375 Fiſcher- und 3510 Küſtenfahrzeuge. Im J. 1819 befuhren mehr als 60 Dampfſchiffe den Miſſiſippi. Das größte trug 500 Tonnen Schiffslaſt, oder 1 Million Pfund. Die Tonnenlaſt der Handelsſchifffahrt betrug im J. 1810 nahe an 1,425,000 Tonnen; ſie hat jedoch ſeit dem Kriege abgenommen. Denn im J. 1817 betrug die Ausfuhr nur 88 Millionen Dollars, worunter 68 für einheimiſche Producte. Dagegen betrug die Ausfuhr im J. 1807 über 108 Millionen Dollars. — Der durch den Generalcongreß zu Waſhington verbundene Föderativſtaat von Nordamerika beſteht ſeit 1819 aus 22 von einander unabhängigen Republiken, nebſt einigen Gebieten. Die Natur hat bereits zwiſchen den öſtlichen und den weſtlichen Staaten eine Scheidungslinie gezogen; die Trennung der nördlichen und ſüdlichen wird durch moraliſche und politiſche Urſachen vorbereitet. A. Die alten Provinzen bilden folgende 13 Staaten: 1. New-Hampſhire, die nördlichſte, 441 Quadratmeilen, 303,000 Einwohner. Hier ſind die weißen Gebirge, welche ſich nach Hoſack und Francis (Americ. medical and philosoph. Register. 2 Ed. New-york 1814) über das Meer bis zu 6600 Fuß erheben. Der Waſhington iſt der höchſte. Im Fuße liegt er 1888 Fuß über dem Meere. Zu Concord iſt der Sitz der Provinzialregierung. Portsmouth iſt ein Hafen und die wichtigſte Handelsſtadt. 2. Maſſachuſets mit der Provinz Maine, 2130 Quadratmeilen mit 884,000 Ein-

wohnern, Hauptſtadt Boſton, 82,000 Einwohner. Salem. Cambridge. 3. Rhode-Island, 74 Quadratmeilen, 99,000 Einwohner, Hauptſtadt Providence. Newport. 4. Connecticut, an der Mündung dieſes Fluſſes, 217 Quadratmeilen, 350,000 Einwohner, Hauptſtadt Hartford. New-Haven. 5. Neu-York erſtreckt ſich bis zum Ontario- und Erieſee, 2092 Quadratmeilen, 1,487,000 Einwohner, Hauptſtadt Neu-York, an der Mündung des Hudſon, über 100,000 Einwohner. Die 44 Quadratmeilen große Inſel Long-Island. Albany. Saratoga. Mehrere Forts am Champlainſee. 6. Neu-Jerſey zwiſchen den Flüſſen Hudſon und Delaware; 387 Quadratmeilen, 346,000 Einwohner, Hauptſtadt Trenton. 7. Pennſylvanien (ſ. d. Art.), 2139 Quadratmeilen, 987,000 Einwohner, Hauptſtadt Philadelphia (ſ. d. Art.). Germantown. Dunkerstown. Bethlehem. Carlisle. Pittsburg am Ohio. 8. Delaware (ſ. d. Art.), 99 Quadratmeilen, 108,400 Einwohner, Hauptſtadt Wilmingtown. 9. Maryland an der Cheſapeakbay, 651 Quadratmeilen, 503,000 Einwohner, Hauptſtadt Annapolis. Baltimore (ſ. d. Art.). Belfaſt. 10. Virginien, 3263 Quadratmeilen, 1,348,000 Einwohner, baut jährlich über 800,000 Centner Tabak, Hauptſtadt Richmond am Jamesfluſſe. Williamsburg. Mount-Vernon am Potowmac, Waſhingtons Landſitz. Norfolk. Der Anbau dieſes ſchönen Landes wird durch die Landwirthſchaftsgeſellſchaft von Virginien ſehr befördert. 11. Nord-Carolina, 2232 Quadratmeilen, 701,300 Einwohner, Hauptſtadt Raleigh. 12. Süd-Carolina, 1120 Quadratmeilen, 565,000 Einwohner, Hauptſtadt Columbia. Charlestown. Beaufort. 13. Georgien, die ſüdlichſte Provinz, durch den St. Maryfluß von Florida geſchieden, mit den weſtlichen Indianerländern, in welchen das gebildetſte und mächtigſte Urvolk in Nordamerika, die Creeks, über 80,000 Köpfe ſtark, in Städten und Dörfern wohnen, und Feld- und Gartenbau, beſonders Viehzucht treiben. Georgien hat auf 2883 Quadratmeilen 409,000 Einwohner, Hauptſtadt Auguſta. Savannah am Fluſſe dieſes Namens. — Der Diſtrict Columbia, 4 Quadratmeilen, 37,900 Einwohner, liegt größtentheils in Maryland; ein kleiner Theil in Virginien, iſt keinem Staate einverleibt, ſondern ſteht unter den Geſetzen des Congreſſes; Haupt- und Bundesſtadt Waſhington (ſ. d. Art.). Alexandria am Potowmac. — B. Die neuen Provinzen: 14. Vermont, gränzt an Canada, 476 Quadratmeilen, 296,500 Einwohner, Hauptſtadt Windſor am Connecticut. Bennington. Rutland. 15. Kentucky, 2325 Quadratmeilen, 684,000 Einwohner, Hauptſtadt Lexington, mit 6000 Einwohnern, am Kentucky. Louisville am Ohio. 16. Teneſſee, am Fluſſe gleiches Namens, 1953 Quadratmeilen. Hier, wo 1775 die erſten Anſiedler eintrafen, bildeten 1819 die Bevölkerung 750,000 Weiße, 160,000 Neger und 10,000 civiliſirte Indianer. Hauptſtadt Naſhville am Cumberlandfluſſe. 17. Ohio (ſ. d. Art.), 1824 Quadratmeilen. Dieſer Landſtrich wurde 1789 von England an die vereinigten Staaten abgetreten, und durch den Abtretungsvertrag mit den Urbewohnern von 1795 wurde der Anbau völlig geſichert. Drake in ſeinem Pict. of Cincinnati ſchätzt die Bevölkerung im J. 1815 auf 312,000 Einwohner. Briſted im J. 1817 auf 395,000 Köpfe. In den 42 Grafſchaften des Staats waren im J. 1811 ſchon 42 Städte. Der Plan zur Erbauung der Stadt Cincinnati am Ohio, im Diſtrict Miami, ward 1779 entworfen. Sie hatte 1817 über 8000 blos weiße Ein-

wohner. Die Geſetze am Ohio verbieten die Sklaverei und ſelbſt Anſiedelungen freier Neger. Hauptſtadt Mariette. 18. Neu-Orleans oder Louiſiana (ein Theil der Provinz Louiſiana) nebſt dem Theile von Weſtflorida bis an den Perdido, 2697 Quadratmeilen, 109,000 Einwohner, Hauptſtadt Neu-Orleans am Miſſiſippi, 15 Meilen von der Mündung, hatte 1803, als Louiſiana von Frankreich an die vereinigten Staaten (unter Jefferſon) verkauft wurde, 9000 Einwohner, und im J. 1819 über 38,000 Einwohner. 19. Miſſiſippi (ein Theil des alten Louiſiana), 4185 Quadratmeilen, 104,550 Einwohner, Hauptſtadt Natchez am Miſſiſippi. Unter den civiliſirten Ureinwohnern ſind die Chaktaws zu bemerken, die in Städten und Dörfern wohnen. 20. Indiana, am weſtlichen Ufer des Ohio, im Weſten des Wabaſchfluſſes, gränzt nördlich an den Miſchiganſee, zählte im J. 1817 auf 1800 Quadratmeilen 86,734 Einwohner, Hauptſtadt Vincennes. 21. Illinois an den Strömen Miſſiſippi, Illinois und Wabaſch, ſüdlich vom Ohio; 2500 Quadratmeilen, 39,000 Einwohner, Hauptſtadt Kaskaſſia. In Illinois befinden ſich die neue Colonie der Harmoniten und die Anſiedelung des Morris Birkbeck. 22. Alabahama, Allabama (Weſtgeorgien) nördlich von Weſtflorida; 4434 Quadratmeilen, über 60,000 Einwohner. Hier hat der Congreß im J. 1817 an franzöſiſche Auswanderer 92,000 Acres Land (zu 2 Dollars ohne Zinſen, nach 14 Jahren zahlbar) verkauft, welche aber Theile davon wieder an andre Anſiedler veräußert haben. Schon vor 200 Jahren ward hier am Mobilefluſſe die Stadt Mobile angelegt. Sie hat jetzt 800 Einwohner. Im J. 1818 gründeten nicht weit von Mobile, am Tombechbeefluſſe die franzöſiſchen Anhänger Buonaparte's, welche in Nordamerika leben, eine neue Stadt Aigleville, wohin ſich auch die Anſiedler von der franzöſiſchen Kriegercolonie Champ d'Aſyle, in der Provinz Texas (zwiſchen den Flüſſen Sabine und Rio-Norte) geflüchtet haben, als dieſe Anlage des Generals Lallemand von den Spaniern, denen Texas nach dem letzten Vertrage zwiſchen Spanien und den vereinigten Staaten vom J. 1819 wieder gehört, zerſtört worden war. Die Colonie Aigleville ſteht unter der Leitung der Generale Clauzel und Lefebre-Desnouettes. — Außer dieſen 22 Provinzen beſitzt die Union noch folgende Gebiete: a) Miſchigan, zwiſchen Canada, Indiana und Illinois; hatte im J. 1817 auf 6975 Quadratmeilen 9743 Einwohner, Hauptſtadt Detroit. b) Miſſuri (das nördliche Louiſiana und alles Land, was zwiſchen den brittiſchen Colonien, dem ſtillen Meere und Neuſpanien liegt) hatte bereits im J. 1817 nach Briſted auf 1,987,000 engliſchen Quadratmeilen (46,500 deutſchen) 68,794 Einwohner. Unter den wilden Jägervölkern ſind die Oſagen, die Arkanſas, die Panis, welche Ackerbau treiben und die Nadoweſſier die bekannteſten. Hier iſt der Yellow-Stone zu bemerken, der ſo breit wie der Ohio und 850 engliſche Meilen weit ſchiffbar iſt. Er entſpringt aus einem See in den Steingebirgen. An ſeiner Mündung liegt der nördlichſte Militärpoſten (ſ. oben) der vereinigten Staaten in einer an Jagdwild reichen Gegend. c) Arkanſas (ehemals ein Theil von Miſſuri; ſüdlich vom Miſſurifluſſe. d) das Nordweſt-Territorium. e) das Land weſtlich den Fels-Gebirgen (Rocky-Mountains). — Endlich muß noch der von den vereinigten Staaten beſetzten Floridas (ſ. d. Art.) gedacht werden, welche Spanien 1819 an die Union abgetreten hat, obwohl der Vertrag nicht ratiſicirt worden iſt.

Nach der in demſelben enthaltenen allgemeinen Gränzbeſtimmung fängt die weſtliche Gränze von Louiſiana bei dem Fluſſe Sabina an, geht längs deſſelben hinauf bis zu dem nordweſtlichen Winkel des Staats Louiſiana; von da wendet ſie ſich nördlich bis zum rothen Fluſſe und folgt dieſem bis zum 100° weſtlicher Länge, läuft nördlich bis zum Fluß Arkanſas und verfolgt den Lauf deſſelben bis zu ſeiner Quelle; dann geht ſie bis zum 42° nördlicher Breite und erſtreckt ſich längs dieſes Breitengrades bis zum ſtillen Oceane. Oſtflorida, mit der Hauptſtadt Auguſtin, bildet eine Halbinſel von 1340 Quadratmeilen. Dazu gehört auch die Inſel Amelia. Weſtflorida, zwiſchen den Flüſſen Apalachicola und Perdido, iſt 465 Quadratmeilen groß; die Hauptſtadt Penſacola iſt der einzige für Kriegsſchiffe brauchbare Hafen, von der Cheſapeakbay bis nach Veracruz. Sein Beſitz gewährt den vereinigten Staaten eine Station für ihre Seemacht, wie ſie England in ganz Weſtindien nicht hat; und dies im Angeſichte von Cuba und Jamaika. Florida hat nur 15,000 weiße Einwohner; aber es kann 50mal mehr ernähren. Die Haupterzeugniſſe Weſtindiens, Zucker, Baumwolle und Indigo, gedeihen daſelbſt vortrefflich. — Die Verfaſſung des nordamerikaniſchen Bundesſtaats iſt bereits oben angegeben. An der Spitze der allgemeinen Verwaltung ſteht der Präſident (gegenwärtig Monroe), der einen Gehalt von 25,000 Dollars hat. Ihn unterſtützen vier Miniſter, die, jeder in ſeinem Wirkungskreiſe unabhängig, aber der Nation verantwortlich ſind. Der Vicepräſident (jetzt Tompkins) hat jährlich 5000 Dollars; der Staats- und Finanzſecretär eben ſo viel; der Kriegs- und der Marineminiſter jeder 4500; die bevollmächtigten Miniſter haben 9000; ein Mitglied des Congreſſes hat täglich 6 Dollars. Jeder einzelne Staat regiert ſich ſelbſt, und hat ſein eignes Geſetzbuch. — Die richterliche Gewalt iſt von der geſetzgebenden und vollziehenden getrennt. Der höchſte Appellationshof für alle Provinzen iſt der Supreme Court, der jährlich zu Waſhington eine Sitzung hält. Überdies giebt es nach dem Vorbilde von England drei wandelnde Gerichte, eins für die nördlichen, eins für die mittlern und eins für die ſüdlichen Staaten. In jedem Diſtrict iſt ein Diſtrictshof, und die Circuit Courts (beſondre Richter in jedem Gerichtsbezirk) ſind wieder hergeſtellt. Alle Staatsbürger ſind ſich gleich; es giebt keinen Adel, keine Privilegien und keine Orden. Der Cincinnatusorden iſt ſeit dem Freiheitskriege nicht weiter vertheilt worden. Das ſtaatsrechtliche Verhältniß der Anſiedler in neuen Ländern hat eine dreifache Periode. Die erſte Colonialregierung iſt in den Händen des Congreſſes; der Präſident ernennt einen Gouverneur, Secretär und drei Richter. Der zweite Abſchnitt in der Verfaſſung tritt ein, ſobald die neue Anſiedelung 5000 volljährige freie männliche Bewohner zählt, dann wird dem von dem Präſidenten zu ernennenden Beamten eine General-Aſſembly, beſtehend aus einer von den Einwohnern zu wählenden Repräſentantenkammer und einem von dem Congreß zu ernennenden Geſetzgebungsrathe, an die Seite geſetzt. Dieſe General-Aſſembly erwählt nun ſchon einen Abgeordneten zur allgemeinen Nationalgeſetzgebung. Iſt endlich die Bevölkerung eines ſolchen Diſtricts bis auf 60,000 Einwohner angewachſen, ſo ſind dieſe berechtigt, einen eignen Staat nach einer von ihnen ſelbſt entworfenen Conſtitution zu gründen, und als ſolcher in den Bundesſtaat einzutreten. — Die geſetzliche Verfaſſung beruht auf dem Grundſatz der perſönlichen Freiheit und Gleichheit; daher die

brittiſchen Inſtitute der Habeas-Corpusacte und der Geſchwornengerichte, ſo wie der ſorgfältige Schutz des Eigenthums, auch in den vereinigten Staaten das Weſen der bürgerlichen Geſetzgebung ſind. Die Juſtizpflege iſt in mehrern Provinzen vortrefflich; vorzüglich verdienen die Strafgeſetze und die Einrichtung der Gefängniſſe, wie ſie in Pennſylvanien, zuerſt durch Penn (ſt. 1718), dann nach Dr. Ruſh u. A. Vorſchläge, in Penns Geiſte, ſeit 1786 bis 1809 nach und nach gemildert oder verbeſſert worden ſind, nachgeahmt zu werden. Die Todesſtrafe iſt abgeſchafft, ausgenommen bei qualificirtem Mord. Die Gefängniſſe ſind zugleich Beſſerungsanſtalten, und zweckmäßig in Abſicht auf Reinlichkeit, Wohnung, Diät, Krankheit, Religionsunterricht, Arbeit und Aufſicht. Körperliche Züchtigung iſt ohne Ausnahme verboten. Der einſame Kerker (16 Zellen) in Philadelphia hat ſchon manchem verſtockten Böſewicht zur Arbeit, Ordnung und zum Gehorſam Luſt gemacht. Überhaupt gleichen die Zuchthäuſer eher Manufacturen als Strafanſtalten. Die Friedensrichter (Justices of peace) in den vereinigten Staaten ſind vom Volk erwählte Ehrenbeamte, ohne Staatsgehalt, und wie in England, die Hauptſtützen der innern Verwaltung. Sie ſind nämlich nicht blos, wie in Frankreich, Richter der unterſten Inſtanz, ſondern zugleich die Erhalter des innern Friedens, d. h. der Sicherheit aller Rechte der Perſonen und des Eigenthums; ſie leiſten Widerſtand gegen allen Druck der Gewalt; zugleich ſind ſie Rechtsſprecher in Allem, was die Wohlfahrt der Bürger gefährdet, alſo auch Polizeibeamte, und die Aufſeher über milde Anſtalten, deren es eine große Zahl giebt, daher man keine Bettler in den vereinigten Staaten antrifft. Man muß die Friedensrichter ꝛc. überhaupt als das Palladium der Bürgerfreiheit anſehen. Gleichwohl iſt bei der vielfachen Verwickelung der Geld- und Handelsgeſchäfte der Stand der Advocaten ſehr bedeutend. Nach Fearon ſind in der Repräſentantenkammer von 200 Mitgliedern überhaupt 150 Advocaten. Sie liefern die meiſten Mitglieder der einzelnen Provinzialverwaltungen, und mit ihnen ſind wohl an neun Zehntel von allen Staatsämtern beſetzt. Die Polizei iſt faſt überall muſterhaft; ſie beſteht nicht in koſtſpieliger Hydelei, ſondern in der wirklichen Aufſicht der Bürger auf das Gemeindeweſen, auf Ordnung in den Städten und auf die Bereitung guter Lebensmittel. — Die öffentliche Einnahme der vereinigten Staaten betrug 1818 22,167,862 Dollars (Rechnungsmünze, etwa 1 Thlr. 10 Gr.). Der Überſchuß vom J. 1817 betrug 6,179,883 Dollars. Die Ausgabe vom J. 1818 betrug 26,235,337 Dollars, alſo blieb für 1819 ein Überſchuß von 2,112,408 Dollars. Die Staatsſchuld betrug in demſelben Jahre 92,597,396 Dollars. Das Einkommen des Staatsſchulden-Tilgungsfonds ward im März 1817 bis auf 10 Millionen Dollars erhöht. Die Ausgabe für das Heer war im J. 1819 8½ Million Dollars, die für die Flotte halb ſo viel. Zu den außerordentlichen Einnahmen gehört der Verkauf der Ländereien. Seit 1812 hat der Congreß allein nordweſtlich am Ohio für 14½ Million Dollars Land verkauft. Die directen innern Abgaben wurden durch einen Beſchluß des letzten amerikaniſchen Congreſſes vom J. 1818 im ganzen Umfange der Republik ſämmtlich aufgehoben, ſo daß die Einkünfte der Unionsregierung auf den Zöllen, Hafengeldern, Poſtgefällen, Patenttaxen, Licenzen, und auf den Verkauf der Ländereien, ſo wie auf den Dividenden von 7 Millionen Dollars Eigenthum an dem 35 Millionen Dollars ſtarken Kapital der Staatsbank

(United States Bank) beruhen. (Vergl. Briſted America and her ressources etc. S. 67—98.) Die ſtehende Armee betrug im J. 1817 nur 10,420 Mann; und dennoch ſchlug man vor, ſie bis auf die Hälfte zu vermindern. Dagegen beläuft ſich die enrollirte Miliz mindeſtens auf 800,000 Mann, darunter eine Menge geübter Jäger für das im amerikaniſchen Freiheitskriege ſo glücklich erprobte Tirailleurſyſtem. Die muſterhaft eingerichtete Marine beſtand im J. 1814 aus 3 Linienſchiffen, 10 Fregatten, 15 Kriegsſloops u. ſ. w., überhaupt aus 34 Kriegsſchiffen für den Ocean mit 953 Kanonen; und überdies aus 32 Schiffen für die Seen mit 265 Kanonen. Im J. 1819 beſtand die Seemacht aus 7 Linienſchiffen, jedes von 74 Kanonen, aus 15 Fregatten und mehreren Corvetten. Schon die Natur hat die vereinigten Staaten beſtimmt, die erſte und die einzige Seemacht Amerika's zu werden. Denn Merico hat blos zwei ſehr ſchlechte Häfen, und entbehrt aller Hülfsmittel, um eine gute Marine zu bilden. Für die Bildung der Seeoffiziere ſind in allen Häfen der Flotte Lehranſtalten, und für die Landoffiziere hat der Congreß vor kurzem eine Militärſchule zu Weſtpoint gegründet. Übrigens ſieht man in Nordamerika kein Militär paradiren, einquartieren und caſerniren. Die Offiziere ſind Bürger, Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Handwerker. Man erkennt ſie nur im wirklichen Dienſte. Überall iſt der Staatsdienſt auf das Nothwendige zweckmäßig beſchränkt, damit für das Nützliche die Geldmittel nie fehlen. Kurz, es iſt unmöglich, Europens Völkern zu verhehlen, wie gut und wie wohlfeil die Amerikaner regiert werden; wie wenig Auflagen ſie bezahlen und wie ſie den Lohn ihrer Arbeit ganz zum Unterhalte ihrer Familien verwenden können, ohne den größten Theil zum Unterhalte verſchwenderiſcher, ſtolzer Müßiggänger hergeben zu müſſen. — Der Charakter der nordamerikaniſchen Nation hat ſich aus dem Triebe nach Unabhängigkeit und reichlichem Erwerb entwickelt. Die Grundlage deſſelben iſt vernunftmäßige Selbſtſtändigkeit; ſein Weſen iſt engliſch in Sprache, Sitte, Geſetz, Gewohnheit, Moral, Religion und Literatur. Im Allgemeinen halten die Sitten der Einwohner in den vereinigten Staaten das Mittel zwiſchen der rohen Gemeinheit der niedern und der künſtlichen Abgeſchliffenheit der höheren Claſſen in Europa. Am einfachſten ſind die Sitten in den weſtlichen Staaten, wo daher auch die Gerichtshöfe am wenigſten zu thun haben. Der größte Theil der Anſiedler war engliſchen Urſprungs und beſtand aus rechtlichen und gebildeten Familien, vorzüglich in Neu-England. Deutſche und Holländer haben ſich vorzüglich in Pennſylvanien, Neu-York und Newjerſey niedergelaſſen; franzöſiſche Proteſtanten wohnen in Neu-Rochelle, in State-Island und in Charlestown; Irländer faſt in allen Staaten, vornehmlich in Pennſylvanien und Maryland; Schotten in New-Hampſhire, New-York, New-Jerſey, Pennſylvanien und Nord-Carolina; Schweden in New-Jerſey, Pennſylvanien und Maryland; Schweizer in dem Staate Indiana. Die weſtlichen neuen Staaten werden durch den Überfluß aller Länder bevölkert. (Vergl. d. Art. Auswanderung.) Eben daher iſt der Charakter des Volks mehr colonial als national; noch hängen ihnen die Eigenthümlichkeiten der Nationen an, von denen ſie ihren Urſprung haben. Dies fällt ſehr auf in der Strenge der neuengländiſchen Sitten, einer Folge des Puritanismus; in dem geldſüchtigen und dem Handel ergebenen Geiſt von Neu-York, einem Erbſtück von ihren holländiſchen Vorfahren;

in dem freigebigen und freundlichen Geiſt, welcher die Einwohner und die Inſtitute von Philadelphia charakteriſirt, worin der gutmüthige Stifter der Colonie und ſein Syſtem fortlebt. Indeß verſchmelzen ſich die Sitten und Gewohnheiten der verſchiedenen Einwohner immer mehr zu jenem allgemeinen Charakter, der ſich dem engliſchen nähert. Auch verbindet ſie dieſelbe Regierung, dieſelbe politiſche und Handelsfreiheit. Da die Jagd frei iſt, und der Amerikaner die Jagd liebt, ſo bildet ſich jeder zum Schützen. Geſellſchaftliche Unterthänigkeit wird nicht gefunden. Ältern haben kein Zwangsrecht über ihre Kinder; Lehrer nicht über die Schüler; Meiſter nicht über die Geſellen u. ſ. w. Alle ſind gleich. Daher ſind aber auch Erziehung und Unterricht in der Regel ohne alle Disciplin und Subordination. Der Handelsgeiſt beherrſcht alle Claſſen. Soldaten und Geiſtliche überlaſſen ſich Handelsſpeculationen. Ein raſtloſes Treiben nach Gewinn macht, daß viele einen Stand mit dem andern vertauſchen. Oft wird aus einem Ökonomen nach und nach ein Advocat, ein Kaufmann, ein Prediger, ein Soldat. Am meiſten fällt die Sucht auf, aus den öſtlichen in die weſtlichen Staaten einzuwandern. Als Nationalfehler bezeichnen neuere Reiſende die Liebe zum Trunk und eine gewiſſe ruhmredige Eitelkeit, bei wirklichem Mangel an einer allgemeineren geiſtigen Bildung und an Originalität. Das weibliche Geſchlecht iſt jedoch im Allgemeinen gebildeter und kenntnißreicher als das männliche. Übrigens zeigt in keinem Staate der alten Welt, England ausgenommen, das öffentliche Volksleben einen ſolchen Gemeingeiſt, als das in Nordamerika; denn nirgends fühlt wohl der Bürger mehr, daß er ein Vaterland habe, als hier. Daher aber auch die Verſchiedenheit der Meinungen in Hinſicht des herrſchenden politiſchen Syſtems. Es giebt drei politiſche Parteien: 1. die Tories, welche, wie in England, die Gewalt und die Vorrechte der Legislatur auf Unkoſten der Macht und der Rechte des Volks zu erweitern ſuchen; ſie ſind für eine beſchränkte monarchiſche Verfaſſung; 2. die Föderaliſten, welche mit der jetzigen Regierung unzufrieden ſind, weil ſie dieſelbe für allzurepublikaniſch oder demokratiſch halten; 3. die Demokraten, welche die Mehrzahl des Volks ausmachen. Die lebhafteſte Reibung der Anſichten iſt vielleicht in Philadelphia wahrzunehmen. Hier giebt es heftige Demokraten, gemäßigte oder Independant Republicains, Föderaliſten, auch Tories, Hartforder Conventionaliſten und blaue Lichtmänner genannt; endlich ſolche, die zu keiner Partei gehören, Quids. — Da in Nordamerika die Grundlage des geſellſchaftlichen Vereins eine vollkommene Gewiſſensfreiheit iſt, ſo giebt es in den vereinigten Staaten keine herrſchende Religion. Hier leben friedlich unter und neben einander Congregationaliſten, Presbyterianer und andere Reformirte, Episkopalen, Quäker, Methodiſten, Baptiſten, Lutheraner, Catholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Dunkers, Univerſaliſten, Shakers, Juden und Fetiſchanbeter. Merkwürdig iſt die Anſiedelung der Harmoniten, einer Secte aus dem Würtembergiſchen, welche ihr Stifter, Ph. Rapp, ein Landmann, ſeit dem J. 1803 gegründet hat. Sie wollen die chriſtliche Religion in ihrer erſten Reinheit wieder herſtellen, und haben Gütergemeinſchaft zum Geſetz gemacht. Gute Kinderzucht und Schulen ſind ein Hauptgegenſtand ihrer Sorgfalt. Sie treiben Landbau und vorzüglich Manufacturen. Ihr Sitz war anfangs in Pennſylvanien unweit Pittsburg. Im J. 1813 verlegte Rapp einen Theil der Colonie in das Gebiet von Illinois, wo ſeit-

dem ihre Colonie am Wabaſchfluſſe aufgeblüht iſt. Meliſch und Birkbeck ſprechen von ihnen mit Bewunderung. Die Shakers, Zitterer, haben im Staate von Ohio, nicht weit von Cincinnati eine Colonie Shakertown gegründet. Dieſe Secte, welche Gemeinſchaft der Güter und Eheloſigkeit eingeführt hatte, ſcheint aber wieder zu erlöſchen. Übrigens giebt es keine vom Staate angeordnete Sonntagsfeier; wohl aber Kirchen, Capellen und Betſäle, Sonntagsſchulen, Miſſionsanſtalten und ſeit 1816 Bibelgeſellſchaften. — Nordamerikaniſche Literatur. Wie die Sprache, ſo iſt auch das Unterrichtsweſen nebſt dem Schriftenthume in den vereinigten Staaten engliſch. Im Allgemeinen iſt der Sinn für die geiſtige Thätigkeit erſt ſeit kurzem erwacht; daher ſind Schulen, Literatur und Kunſt noch im Beginnen; doch haben talentvolle Köpfe und wiſſenſchaftliche Vereine ſchon manches treffliche Werk hervorgebracht. Die Gelegenheit, ſich auf eine andre minder mühſame Art auszuzeichnen und zu bereichern, die Drangſale der eigentlichen Coloniſten, der Revolutionskrieg, der ungeordnete Zuſtand der Dinge nach Beendigung deſſelben: alles dies wirkte zuſammen dahin, den Geiſt des Volks mehr auf Gewinnſucht, auf Kriegsunternehmungen, auf politiſche Thätigkeit zu richten, als auf die ſtillen Freuden der Literatur. Die von Buffon geäußerte (und von Walſh im 1. B. ſ. American Review mit Gründen beſtrittene) Meinung, als liege es im amerikaniſchen Erd- und Himmelsſtriche, wenn von Geſchlecht zu Geſchlecht bei Menſchen und Thieren die phyſiſchen und intellectuellen Kräfte abnähmen, haben die Amerikaner durch Thatſachen widerlegt, die eben ſo ſehr Einſicht, Scharfſinn, Unternehmungsgeiſt und Ausdauer in den Beſchäftigungen des Friedens, als die höchſte Gewandtheit, Unerſchrockenheit und Heldenmüthigkeit im Land- und Seekriege beweiſen. Nach Briſted übertrifft die große Maſſe des amerikaniſchen Volks die aller andern Ländern an Schlauheit, Verſtand und an practiſcher Behendigkeit, ſich in neue Verhältniſſe und Verſuche mit Glück einzulaſſen. Es beſitzt Männer von Genie in mehr als einem Fache, wie Rittenhouſe, Franklin und Weſt. Endlich kann Amerika ſich rühmen, daß das erſte Schiff, welches der Dampf vorwärts trieb, an dem Buſen des Hudſonfluſſes vom Stapel lief *). Daß aber die Nordamerikaner den civiliſirteſten europäiſchen Nationen noch in den Verfeinerungen der Kunſt, in der Ausbildung der Wiſſenſchaften, und in dem Schimmer der Gelehrſamkeit nachſtehen, liegt in dem geſellſchaftlichen Zuſtande des Landes. Eine verhältnißmäßig ſparſame Bevölkerung, über eine unermeßliche Erdfläche zerſtreut, ſtellt dem Entſtehen und Umlaufe literariſcher Producte wichtige Hinderniſſe entgegen. Die nordamerikaniſchen Wälder können noch keinen akademiſchen Schatten geben, wie der Hain bei Athen. Der Amerikaner muß noch mit der einen Hand zum Schwerte greifen, indem er mit der andern den Pflug führt. Die Kindheit ſeiner National-Unabhängigkeit und die eigenthümliche Einrichtung ſeiner geſelligen Verhältniſſe hat dem Wohlhabenden noch nicht den

*) Auch im Brückenbaue haben die Nordamerikaner viel geleiſtet. Die kürzlich erbaute hölzerne Carthago-Brücke über den Geneſſe bei Neu-York gilt für ein Meiſterwerk. Sie hat nur einen Schwibbogen, iſt 713 Fuß lang und 30 Fuß breit. Die hölzerne Montezuma-Brücke zwiſchen dem Dorfe Montezuma und der Stadt Menz über den Fluß Seneca und die Marſchländer in der Grafſchaft Onondago iſt drei Meilen lang und ſoll die längſte Brücke in der Welt ſeyn.

Beſitz von Originalwerken zum Bedürfniß gemacht. Überdies fehlt es an literariſchem Wetteifer unter den Schriftſtellern, an Belohnungen und an der Aufmunterung durch den Beifall eines großen und gebildeten Publicums. Nach Briſted ſind die drei aufgeklärteſten Städte der Union New-York, Philadelphia und Boſton. Man liebt vorzüglich Novellen, beſonders engliſche Schauſpiele und Farcen; weniger moraliſche und Geſchichtswerke; metaphyſiſche und philoſophiſche Werke werden gar nicht in die Hand genommen. Die Nordamerikaner haben keinen Grotius; aber ſie wiſſen dennoch, was natürlich, vernünftig, gerecht und frei iſt. Sie haben keine Theorien der Staatsökonomie aufgeſtellt, aber ſie ſind gute Wirthe. Indeß drückt freilich der beſtändige Zufluß von engliſcher Literatur den Geiſt der einheimiſchen nieder, weil er eine Sucht nach fremden Erſcheinungen erzeugt. Auch treten die meiſten in zu früher Jugend in das practiſche Leben ein. Dann iſt der allgemeine Hang, ſein Talent in Zeitungsaufſätzen und politiſchen Pamphlets zu erſchöpfen, für das ſchriftſtelleriſche Talent verderblich; endlich ſchadet demſelben das übertriebene Haſchen nach Neuigkeiten, welches ſelbſt dasjenige übertrifft, das dort Demoſthenes ſeinen Landsleuten vorwirft, ſo wie die Sucht nach Abwechſelung, welche den ganzen geſellſchaftlichen Verein bewegt. Man zieht aus einem Ort und aus einem Amt, aus einer Wohnung und Provinz in die andere, oft nur, um zu wechſeln. — Für den Volksunterricht iſt das Meiſte bis jetzt gethan worden. Faſt alle Staaten haben Diſtrictsſchulen; daher kann faſt jeder Amerikaner leſen, ſchreiben und rechnen. Die höheren Schulen ſind noch ſehr unvollkommen und ganz nach dem Muſter der engliſchen eingerichtet. Es fehlt an geſchickten Lehrern und an wohl vorbereiteten Schülern. Gleichwohl wird viel auf das Schulweſen verwandt; z. B. Connecticut hat einen Schulfond von 1,200,000 Dollars; Virginien einen Fond von 1 Million Dollars. Man zählt gegenwärtig in den vereinigten Staaten 50 Colleges, unter denen die von Harvard in Maſſachuſetts (unweit Boſton), Yale in Connecticut, Princeton in New-Jerſey und Columbia-College in Philadelphia den größten Ruf haben. Harvard mit 13 Profeſſuren, die älteſte amerikaniſche Hochſchule, welche der Prediger Harvard im J. 1636 geſtiftet hat, iſt am reichſten dotirt. Sie vereinigt jetzt ein Gymnaſium und eine Univerſität, die Cambridger Univerſität genannt. Die Studenten ſind nach vier Claſſen und Studienjahren eingetheilt. Außer einer Bibliothek, welcher im J. 1818 ein begüterter Freund der Wiſſenſchaften in Boſton die von ihm erkaufte Bibliothek des Profeſſors Ebeling in Hamburg (die reichſte Sammlung von Schriften, die in und über Amerika erſchienen ſind) geſchenkt hat, — einem Mineraliencabinet und andern Sammlungen, beſitzt ſie auch eine Sternwarte. Mit ihr iſt das Maſſachuſetts-medicíniſche Collegium verbunden. Die Univerſität zu Neu-York iſt vorzüglich der Arzneiwiſſenſchaft gewidmet. Überhaupt ſind die Bildungsanſtalten für den künftigen Arzt vortrefflich; obgleich die Geſetze den Pfuſchereien der Quackſalber noch immer zu wenig Einhalt thun. Die mediciniſche Schule in Philadelphia entſtand 1764, die von Cambridge 1784. Waſhingtons ſchon 1775 geäußerte Idee, eine National-Univerſität zu errichten, wird ſeit 1817 in Waſhington ausgeführt. Auch beſchäftigt man ſich mit einer vom Congreß ausgehenden gleichmäßigen Organiſation des Schulweſens und aller Bildungsanſtalten in den vereinigten Staaten. Ein Taubſtummen-Inſtitut wurde 1817 in

Hartford unter Gallaudets Leitung von einem Taubſtummen, dem Lehrer Clerk, eingerichtet. übrigens fehlt es, da der Erwerb durch Ackerbau, Induſtrie und Handel das gewinnreichſte und allgemeinſte Beſchäftigungsmittel iſt, noch ſehr an dem Sinne für literariſche Bildung. Doch giebt es in allen großen Städten öffentliche Bibliotheken. Die von Philadelphia enthält 100,000 Bände. Eben ſo wenig fehlt es an gelehrten Geſellſchaften in Boſton, Neu-York, Philadelphia, Charlestown (Carolina) und an andern Orten. In Neu-York entſtand 1809 eine Historical Society, welche die Naturgeſchichte, die Kirchen- und Staatsgeſchichte von Amerika zum Gegenſtande ihrer Arbeiten gewählt und bereits 2 Bände hiſtoriſcher Aufſätze herausgegeben hat. Von der älteſten Geſellſchaft zur Beförderung der vaterländiſchen Geſchichte, von der Massachusetts Historical Society, ſind 16 Bände hiſtoriſcher Schriften erſchienen. Nur kürzlich erſt (1817) bildete ſich in Neu-Orleans eine Société médicale. Denn unter allen Berufswiſſenſchaften wird die Heilkunde mit vorzüglichem Eifer bearbeitet. — Die amerikaniſche Literatur hat bibliographiſch ihren Anfang genommen im J. 1640, in welchem Jahre das erſte Buch in Amerika gedruckt wurde. Das erſte Zeitungsblatt erſchien daſelbſt im April 1703. (Vergl. Thomas History of Printing in America. Philadelph. 1815.) — Als Dichter werden geſchätzt: Barlow (ſ. d. Art.), der Verfaſſer der Columbiade; der Lyriker Sargeant in Boſton; Woodsworth; Brown, der Verfaſſer von Wieland und Arthur Mervyn; und D. Dwight. Der letztere (Präſident des Yale-College) ſchrieb, als er noch Geiſtlicher zu Greenfield war, ein epiſches Gedicht: the Conquest of Canaan, und ein andres: Greenfield's Hill. — Indeß verrathen die kleineren Gedichte der amerikaniſchen Dichter neuerer Zeit mehr Geſchmack, als jene größeren Gedichte; auch haben ſie mehr einen originellen poetiſchen Geiſt. Alſtons Sylph of the Seasons, Pierpoints Airs of Palestina und the Bridal of Vaumond, nennen Briſted und Cogswell die ſchönſten Gedichte, die jenſeit des atlantiſchen Meeres erſchienen ſind. Aber Nordamerika überhaupt entbehrt eines romantiſchen Jugendlebens, einer dichtungs- und ſagenreichen Vorzeit, des Anblicks einer idylliſchen Natur und vor allem jener ſorgenfreien Ruhe, welche der ſtille heitre Muſendienſt verlangt. Daher iſt im Leben ſo wenig Ideal und Poeſie. Man vernachläſſigt die Einbildungskraft, denn man hat für ihre Freuden keine Zeit. Dagegen vereinigen ſich alle Kräfte des Geiſtes, um das Nützliche zu erringen. Der Sinn iſt rein practiſch, nur auf Berufsarbeit gerichtet, und auf Gewinn. — Als witzige Schriftſteller, die dem Volksgeiſte mehr entſprechen, ſind bekannt: Trumbull, Verfaſſer des komiſchen Heldengedichts Mac Fingal; Waſhington Irving, Verfaſſer des Salmagundy und des Knickerbocker, und Wirt, der erſte Advocat Virginiens, Verfaſſer des Old Bachelor und des British Spy. — Als Redner werden vorzüglich geſchätzt: Fiſcher Ames, den man den amerikaniſchen Burke nennt; Patrick Henry, ein Sachwalter in Virginien, der ſich in den Zeiten des Freiheitskrieges als Staatsmann und Redner ſehr auszeichnete, und der verſtorbene Gouverneur Morris. Überhaupt bilden die Gerichtshöfe und der höhere Staatsdienſt, nach welchem alle Talente hinſtreben, gute Redner. Denn nach Cogswell (in Blackwood Edinb. Magaz. und in der Zeitſchrift Amerika Jun. 1819) werden immer 3500 Geſetzgeber für den

Congreß und für die Regierung der einzelnen Staaten gebraucht. Gleichwohl giebt es in den vereinigten Staaten keinen Curſus von Vorleſungen, weder über ihre eigene Conſtitution, noch über das Völkerrecht, weder über politiſche Ökonomie, noch Statiſtik und Geſchichte. Aus dieſem Mangel einer zweckmäßigen politiſchen Erziehung entſpringt aber nicht allein jene ſichtbare Unwiſſenheit in den nöthigen Kenntniſſen, welche ſelten der ſpätere Fleiß des Mannes ſich erwerben kann, ſondern auch die einſeitige und beſchränkte Anſicht bloßer Berufsthätigkeit. Indeß hat ſich der Congreß, ungeachtet dieſer Mängel in dem Zuſtande der wiſſenſchaftlichen Bildung, im Allgemeinen ausgezeichnet durch die Weisheit ſeiner politiſchen Maaßregeln und durch eine bedeutende Zahl großer Redner. Die Amerikaner ſind von Jugend an vorzüglich ein im Reden geübtes Volk. Schon in den Colleges wird die Kunſt zu ſprechen getrieben; die immer erneuerten Wahlen für die öffentlichen Ämter begünſtigen das Talent, zum Volke klar, kräftig und eindringend zu reden. Doch thun dabei Talent und Übung mehr, als Studium und Kunſt. Amerikaniſche Beredſamkeit iſt keine brittiſche, nicht ſo edel, rein und gelehrt; aber ſie iſt kühn, hinreißend, voll Feuer und Flamme. Ihr auffallender Fehler iſt Mangel an gutem Geſchmack, eine Folge der Vernachläſſigung des claſſiſchen Studiums. Es giebt daher wenig ausgezeichnete politiſche Schriftſteller. Was der Amerikaner aber auch hierin zu leiſten vermag, ſieht man aus dem Werke: the Federalist; eine Sammlung Aufſätze von Hamilton, Jay und Madiſon, zur Vertheidigung der Bundes-Conſtitution, und der beſte Commentar über ihre Grundſätze; vorzüglich zeichnen ſich die von Hamilton, den Briſted zu den erſten Staatsmännern Nordamerika's zählt, durch Klarheit und Bündigkeit aus. — Gelehrte Juriſten giebt es in Nordamerika nicht, in dem Sinne, wie auf den europäiſchen Univerſitäten; wohl aber geſchickte Sachwalter und Richter. Das gemeine engliſche Recht iſt die Hauptquelle des Studiums. Blackſtone's Commentarien und viele andre engliſche juriſtiſche Abhandlungen ſind in Amerika nachgedruckt, mit Noten, welche die Abweichungen der amerikaniſchen Geſetze bemerken. Bei den Gerichten der Admiralität bezieht man ſich auch auf italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche und holländiſche Werke über das Seerecht. Doch hat der amerikaniſche Rechtsgelehrte Wheaton ein Hauptwerk über das Seerecht herausgegeben: A Digest of the Law of maritime captures and prizes. Newyork 1815. — Dagegen zählt Amerika viele wiſſenſchaftlich gebildete und practiſch treffliche Ärzte. (Man vergl. das mediciniſche Regiſter des D. Hoſack und das mediciniſche Repoſitorium der Doctoren Mitſhell und Miller.) — Das theologiſche Studium wird mit dem wenigſten Eifer getrieben. Das geiſtliche Amt iſt zwar geachtet; aber der Ehrgeiz ſtrebt zu wenig nach dieſer Achtung. Der geiſtliche Stand iſt der mühſamſte, und gewährt keine Ausſicht zu Gewinn und zu Ehrenſtellen. Weil niemand geſetzlich verpflichtet iſt, für den Religionsunterricht zu ſorgen, außer da, wo es eine biſchöfliche Kirche giebt, ſo muß ein großer Theil des Landes ſich mit herumziehenden Predigern (Methodiſten) behelfen. Nach der letzten Zählung beſitzen die vereinigten Staaten in Allem 5000 Lehrer der Religion, wovon 2000 zu ihrem Berufe ſich einigermaßen vorbereitet haben; die übrigen ſind meiſtens Fanatiker, die weiter nichts bedürfen als unmittelbarer Eingebungen. Von jenen 2000 gebildetern Seelſorgern beſitzt Neu-England die

Hälfte; der Süden etwa 200 — auf 4 Millionen Menſchen; der Weſten die übrigen. Dagegen gewinnen die reiſenden Prediger, oder vielmehr geiſtlichen Schwätzer, immer mehr Ausbreitung auf Koſten der gebildeten Geiſtlichkeit. Indeß fehlt es nicht an vortrefflichen Kanzelrednern. Freeman, Buckminſter, Channing und Dwight (auch als Dichter oben genannt) haben muſterhafte geiſtliche Reden geſchrieben. In dem theologiſchen Studium ſelbſt hat ſeit einigen Jahren erſt die bibliſche Kritik eine Stelle gefunden. Man ſtudirt ſeitdem die Bibel mehr in der Originalſprache; allein zugleich verbreitet ſich ein polemiſcher und Sectengeiſt. Übrigens ſind im 18ten Jahrhundert mehrere gelehrte Schriftſteller in dem geiſtlichen Stande aufgetreten. Man ſchätzt Cottons und Nortons theologiſche Werke, Eliots indianiſche Grammatik und ſeine Überſetzung der Bibel in die Sprache der Maſſachuſetts-Indianer, welche ihm den Titel eines indianiſchen Apoſtels erworben hat. Philologie und alte claſſiſche Literatur, die Grundlage der edleren wiſſenſchaftlichen Bildung, werden, ſo wie die damit verbundenen Zweige, Kritik, Archäologie u. ſ. w., zu wenig geſchätzt, da jeder nur für ſeinen Beruf ſich practiſch auszubilden ſtrebt. — In der Philoſophie iſt Benj. Franklin noch immer der Einzige, welcher Entdeckungen gemacht hat, die wichtig für das ganze menſchliche Geſchlecht ſind. Auch ſteht er als claſſiſcher Schriftſteller oben an. Von ſeinen Werken hat ſein Enkel, Temple Franklin, eine 4te Ausgabe in 3 Bänden, London 1818, veranſtaltet. Nach Franklins Muſter haben ſich in kurzen Aufſätzen (Essays) und in der populären Darſtellung vorzüglich Dennie und Wirt ausgezeichnet. — Zu den beſten neueſten Werken in Hinſicht auf Stoff und Form gehören die Reiſen eines Amerikaners durch Italien im J. 1816 flg. (Rambles in Italy. Baltimore 1818). Das größte Nationalwerk der vereinigten Staaten iſt des Oberrichters Marſhalls Leben Waſhingtons. Auch des ſchon genannten Will. Wirt (zu Richmond in Virginien) Sketches of the Life and Charakter of Patrik Henry (zugleich Umriſſe zu einer Geſchichte von Virginien) ſind eine Zierde der amerikaniſchen Literatur. — Als vaterländiſche Hiſtoriker ſind bekannt: David Ramſay (ſ. d. Art.), Verfaſſer der Geſchichte der amerikaniſchen Revolution u. ſ. w., Holmes, Verfaſſer der Annalen der Geſchichte von Amerika, Jefferſon, Belknap und mehrere Andre. — Als Statiſtiker: Pitkin und Sybert, die ihre ſtatiſtiſchen Werke aus archivaliſchen Quellen geſchöpft haben; Briſted, deſſen America and her ressources reich an vergleichenden und beurtheilenden Bemerkungen iſt, und Warden, deſſen Statistical Account of the United States. 3 Voll. Edinb. 1819, das Hauptwerk über die vereinigten Staaten werden dürfte, wenn der Verfaſſer in einer zweiten Auflage an Ort und Stelle alle ihm bisher unbekannt gebliebenen Veränderungen noch einträgt. — Als Geographen ſind Morſe und Eddy bekannt. Die Naturgeſchichte wird mit großem Eifer cultivirt; beſonders gehört die Mineralogie jetzt zu den Lieblingswiſſenſchaften des gebildeten Amerikaners. Als Botaniker nennt man: Steph. Elliot, Verfaſſer der Carolina Flora; Jacob Bigelow und Barton, Profeſſor der Botanik an der Univerſität von Pennſylvanien, der in Philadelphia eine Medical Botanic herausgiebt. Auch iſt Nutalls Werk: Genera of the North-American Plants, ein gutes Supplement zu der Flora von Purſh. Bigelows und Boots

New-England Flora, Hoſacks Flora of North-America und Mühlenbergs Flora Lancastriensis (von Collins herausgegeben) werden bald im Druck erſcheinen. Auch die Academy of Natural Sciences at Philadelphia hat intereſſante Aufſätze über Zoologie, Botanik und Geologie drucken laſſen. Als Entomologen nennt man Thom. Say (Mitglied der im J. 1812 geſtifteten Akademie der Naturwiſſenſchaften in Philadelphia), den Verfaſſer der American Entomology, mit illuminirten Kupfern, Philadelphia 1817. — Wilſons amerikaniſche Ornithologie iſt ein Prachtwerk. Als Mineralogen werden Cooper in Philadelphia und Cleaveland, Profeſſor bei der Univerſität Cambridge, geſchätzt. Maclure hat eine lehrreiche Abhandlung über die Geologie von Nordamerika geſchrieben und eine Karte dazu entworfen. Cleavelands Geology of Maine iſt unter der Preſſe. Endlich verſpricht auch die Miſſuri-Expedition eine reiche naturhiſtoriſche Ausbeute. — In der Mechanik beſitzen die Nordamerikaner ausgezeichnete Männer. Rittenhous war ein mechaniſches Genie. Dem Erfinder des Dampfboots (ſ. d. Art.) Fulton (ſ. d. Art.) wird jetzt ein Denkmal errichtet. In der practiſchen Anwendung der Wiſſenſchaften iſt Rumford berühmt. In der Aſtronomie hat ſich D. Bowditſh (Verfaſſer trefflicher Abhandlungen in 4 Bänden der Memoirs of the American Academy at Boston) einen Namen, ſelbſt in England, erworben. — Die eigentliche Gelehrſamkeit, welche Literatur und Kritik umfaßt, wird in Amerika weniger gefunden; doch fehlt es auch nicht an Männern, die ſich von dieſer Seite auszeichnen. Als der erſte, jetzt lebende Gelehrte Nordamerika's wird Walſh genannt, der berühmte Verfaſſer der Briefe über den Charakter und den Geiſt der franzöſiſchen Regierung, welche in England vier Auflagen erlebt haben. Die neueſten Fortſchritte der amerikaniſchen Literatur lernt man, nachdem das kritiſch gelehrte Cambridge Repository eingegangen und das von Robert Walſh redigirte American Review mit dem 4. Bande geſchloſſen worden iſt, vorzüglich kennen aus dem North-American Review, das zu Boſton ſeit 1818 erſcheint, aus dem Analectic Magazine, und Bigelows Americ. Monthly Magazine and Critical Review, die ſeit 1817 zu Neu-York herauskommen, und aus dem von Walſh zu Philadelphia herausgegebenen American Register, oder Summary Review of History, Politics and Litterature. Beſonders reichhaltig ſind die mediciniſchen Zeitſchriften in Philadelphia, Boſton und Neu-York. Halls Port-Folio iſt ein mit Geſchmack und Kritik redigirtes Journal, das ſchon vor 20 Jahren der verſtorbene Dennie (der amerikaniſche Addiſon) gegründet hat. Noch erſcheinen in Philadelphia das Washington Museum, or Repository of usefull Arts, und Coxe's Emporium of Arts and Sciences, zwei Zeitſchriften zur Beförderung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, die für Manufacturen und Künſte wichtig ſind. Für die Bildung der Frauen wird viel gethan, theils in Schulen und in öffentlichen Vorleſungen, theils in Schriften. Miß Hannah Moore hat treffliche Strictures on the modern System of female Education geſchrieben. Weil Politik und Handel alle Bürger intereſſiren, die theils durch ihre Geſchäfte, theils durch ihr Stimmrecht Antheil an der Staatsverwaltung haben, ſo giebt es in den vereinigten Staaten eine Menge Zeitungen. Im J. 1819 erſchienen in Neu-York 19 verſchiedene Zeitblätter; in Philadelphia, das über 60 Buch-

druckereien beſitzt, 8 Tageblätter zuſammen in mehr als 8000 Exemplaren, 9 Wochenblätter in mehr als 7000 Exemplaren und 4 andre Journale in beinahe 4000 Exemplaren, überhaupt in Pennſylvanien an 100 verſchiedene politiſche Zeitungen; eben ſo in Boſton und an andern Orten. Kommen doch ſelbſt in Cincinnati 3 Zeitblätter heraus. Nach Cogswell ſteigt jetzt die Zahl aller Zeitungen in den vereinigten Staaten auf mehr als 500. — Da der Nachdruck in Amerika, als den Wiſſenſchaften hinderlich und als ein Raub des edelſten Eigenthums, durch zwei Acten des Congreſſes verboten iſt, ſo hindert nichts das Aufblühen der einheimiſchen Literatur ſo ſehr, als das Einbringen der engliſchen Bücher, obwohl dieſe gewöhnlich in Philadelphia bald nachgedruckt werden, wie die Werke des Lord Byron, der Miß Edgeworth und der Lady Morgan; ſelbſt das Edinburgh- und Quarterly Review werden in Nordamerika nachgedruckt. — In der ſchönen Kunſt haben die Amerikaner noch keine Schule gebildet; doch beſitzen ſie einige gute Hiſtorienmahler, z. B. Weſt, Stuart, Trumbull, Allſton, Copely, Vanderlyn und Lesly. Letzterer iſt einer von des Präſidenten Weſt beſten Schülern. Es giebt eine Pennsylvanian und eine American Society of the fine Arts. Bei letzterer haben Gemählde-Ausſtellungen Statt. Trumbull mahlt jetzt die Nationalbilder für das Capitol zu Waſhington. In der Baukunſt wird die marmorne City-Hall von Neu-York als ein Meiſterwerk vor allen andern öffentlichen Gebäuden in Boſton, Philadelphia und Waſhington genannt. Bildhauerkunſt und Muſik können in einem Lande nicht aufkommen, wo der Sinn für ideale Formen nicht geweckt wird, und die Empfindung in dem Drange der Arbeit erſtickt. — Zur nähern Kenntniß der vereinigten Staaten, welche für die dahin aus Europa Wandernden jetzt ſo wichtig iſt, haben mehrere Reiſende intereſſante Beiträge geliefert. Außer den oben genannten einheimiſchen Geographen und Statiſtikern, die außer den zum Theil höchſt einſeitigen oder veralteten Werken von Volney, Liancourt, von Bülow, von Zimmermann und Andern ſind J. Melliſhs, Morris Birkbecks, Fearons, Palmers und des H. von Fürſtenwärther Reiſeberichte, ſo verſchiedene Anſichten ſie auch zum Theil enthalten, mit Nutzen zu vergleichen. Melliſh hat beſonders das zwiſchen den Seen Erié, Huron und Superior, den Rocky Mountains, dem Golf von Mexiko und den Alleghanys liegende Western County genau beſchrieben. Gegen Birkbeck, der ſeine Niederlaſſung in Illinois am Ohio zu lobpreiſend beſchrieben hat, haben ſich Fearon und zum Theil auch Palmer und Fürſtenwärther (den Herr von Gagern nach Amerika geſchickt hatte) in ihren Schilderungen von Nordamerika in Hinſicht auf europäiſche Anſiedler mehr abſchreckend als einladend ausgeſprochen. Fearon, der 1817 von 39 engliſchen Familien abgeſchickt wurde, um eine Provinz der vereinigten Staaten zu bereiſen, welche ſich zu einer vortheilhaften Niederlaſſung für ſie eigene, machte eine Reiſe von 5000 engliſchen Meilen durch die öſtlichen und weſtlichen Provinzen; und ſein Bericht enthält meiſtens nur Thatſachen. Vorzüglich ſchildert er das in den öſtlichen Provinzen übliche grauſame Betragen gegen die ſogenannten weißen Sklaven, oder Redemptioners, die ihre Überfahrt durch Arbeit abverdienen müſſen, und ſelbſt von Schwarzen gekauft werden. Indeß hat der Congreß kürzlich durch ein Geſetz, das die Behandlung der armen Ankömmlinge feſtſetzt, dieſem Unweſen Einhalt gethan. Alle Reiſende ſtimmen jedoch darin überein, daß in Nord-

amerika ein Volk und ein Staat aufblühen, die in kurzem, was phyſiſche und politiſche Kraft betrifft, mit Europa um den Vorrang ſtreiten werden. Fällt das ſtolze Britannien nicht früher durch ſich ſelbſt, ſo fällt es einſt durch Nordamerika. Möge dann von dem Bundesſtaate der neuen Welt das Schlußwort des Verſes geſagt werden können, den man auf Franklins Denkmünze las:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis! K.

Verfangenſchaftsrecht, Verfangsrecht iſt in gewiſſen Gegenden von Oberdeutſchland dasjenige Recht, welches den Kindern erſter Ehe auf die von ihren Ältern nachgelaſſenen unbeweglichen Güter zuſteht (welche ihnen verfangen geweſen), doch ſo, daß dem übrig gebliebenen Gatten die Nutznießung davon bleibt. Doch nennen auch Einige die ſonſt ſogenannten Fideicommiſſe oder Stammgüter — **verfangene Güter.**

Verfaſſung, ſ. **Staatsverfaſſung.**

Verfinſterungen, ſ. **Finſterniſſe.**

Verfolgungen der Chriſten waren eine natürliche Wirkung der Beſorgniſſe, die der freie, allem bisher gültigen Kirchenthume widerſtrebende Geiſt der chriſtlichen Lehre und Religionsübung bei Juden und Heiden erregen mußte. So lange der jüdiſche Staat beſtand, konnten die darin gebildeten Chriſtengemeinen auf gutwillige Duldung um ſo weniger rechnen, da ſchon der Stifter ihrer Religion wegen ſeines Widerſpruchs gegen die von der herrſchenden phariſäiſchen Partei eifrig vertheidigten jüdiſchen Kirchenſatzungen als ein Empörer hingerichtet worden, und ſeinen Anhängern nach der Anſicht des hohen Rathes zu Jeruſalem nicht zu verzeihen war, daß ſie ihn für den echten Meſſias hielten. Weil es dieſer Behörde aber an der nöthigen Gewalt fehlte, ihre Abſichten durchzuſetzen, und die Chriſten ſich jeder öffentlichen Störung der Ruhe enthielten, kam es in Paläſtina zu keiner allgemeinen, von der römiſchen Obrigkeit begünſtigten Verfolgung derſelben und nur einige Vorſteher der Gemeine zu Jeruſalem, wie Stephanus und die Apoſtel Jacobus d. ä. und Jacobus d. j. fielen als Opfer für alle, jener 43 n. Chr., dieſe 63. Dagegen wußten die Juden in den Städten des römiſchen Reichs, wo ſie Colonien hatten und bald auch chriſtliche Gemeinen entſtehen ſahen, durch gehäſſige Verleumdungen den Argwohn der Obrigkeiten gegen ſie aufzuregen. Denn dieſe mochten die Chriſten anfangs als eine unbedeutende jüdiſche Secte überſehen oder um ſo williger geduldet haben, je weniger ſie als Heiden, denen die Mannichfaltigkeit der Gottesdienſte zuſagte, in der Einführung einer neuen Gottheit etwas Verfängliches fanden. Daß **Nero** die Schuld des von ihm ſelbſt angeſtifteten Brandes der Stadt Rom den Chriſten zuſchrieb und im Jahre 64 grauſame Hinrichtungen, die auch die Apoſtel Petrus und Paulus um 68 trafen, gegen ſie verfügte, war mehr ein Act der kaiſerlichen Willkühr als der Politik oder Intoleranz. Dieſe erſte Verfolgung ſcheint ſich nicht weit über Rom hinaus erſtreckt zu haben; dagegen entſtand eine zweite im Jahre 95, wo **Domitian** durch den königlichen Namen, den die Chriſten Jeſu beilegten, irre geführt, nach fruchtloſen Nachforſchungen wegen angeblicher Verwandten und Prätendenten der Krone Jeſu viele Bekenner deſſelben, beſonders in Kleinaſien, umbringen oder verjagen ließ. Als die dritte Verfolgung der Chriſten wird **Trajans** Geſetz gegen geſchloſſene Geſellſchaften und geheime Verbrüderungen betrachtet, das 105 ein Verbot ihrer Zuſammenkünfte und die Beſtrafung einiger Widerſpän-

ſtigen nach ſich zog, weil die römiſchen Proconſuln, z. B. Plinius d. j. in Bithynien, die Weigerung der Chriſten, dem Bilde des Kaiſers die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, ſtrafbar und überhaupt den von den meiſten Nationalgewohnheiten abweichenden, ſelbſtſtändigen Charakter dieſer Leute verdächtig fanden. Empörende, meiſt durch jüdiſchen Sectenhaß erzeugte und ausgeſtreute Beſchuldigungen nährten dieſe ungünſtige Stimmung der Heiden gegen die Chriſten. Da ſollten ſie bei ihren Verſammlungen Menſchenfleiſch genoſſen (Mißverſtand der Abendmahlsfeier) und ſchändliche Laſter ausgeübt haben und nicht nur den Untergang der alten Volksreligionen, ſondern auch den Umſturz des römiſchen Kaiſerthrons und die Stiftung einer neuen Monarchie beabſichtigen. Indeß läßt ſich aus ihren Eigenheiten die Entſtehung ſolcher ungegründeten Gerüchte leicht erklären. Ihr freilich nur aus gerechter Furcht mit Geheimniß umgebenes Treiben und Weſen, der ſeparatiſtiſche Geiſt ihrer Geſellſchaftsverfaſſung, ihre verborgenen, oft nächtlichen Zuſammenkünfte und Andachtsübungen gaben allerdings dem Mißtrauen Stoff, und die bei vielen unter ihnen bis zu chiliaſtiſcher Schwärmerei geſteigerte Erwartung einer nahen Wiederkunft Chriſti, von der eins ihrer heiligen Bücher, die Offenbarung Johannis (Apokalypſe) in ſeltſamen, bedenklichen Ausdrücken ſprach, ihr heftiges Eifern gegen heidniſche Sitten und Gebräuche und ihr offener Kampf gegen den Götzendienſt, dem ſie mit jedem Jahre Tauſende abtrünnig machten, mußte wohl eben ſo ſehr die dadurch beeinträchtigten heidniſchen Prieſter, als die in das Intereſſe der Staatsreligion verwickelten Obrigkeiten wider alles, was chriſtlich hieß, einnehmen. Doch waren die Chriſten, als Menſchen, die faſt durchaus den niedern Volksclaſſen angehörten und wegen der Mannichfaltigkeit der unter ihnen aufkommenden neuen, meiſt gnoſtiſchen Secten immer noch mehr Gegenſtände der Verachtung, als der Furcht; und nächſt dem unverkennbaren höheren Schutze, der über ihnen waltete, iſt es hauptſächlich dieſem Umſtande zuzuſchreiben, daß ungeachtet mancher äußern Veranlaſſung zu neuen Angriffen und heftigen Streitſchriften heidniſcher Philoſophen (z. B. des Celſus um 140) gegen das Chriſtenthum, über funfzig Jahre einer ungeſtörten Ruhe bis zur ſogenannten vierten Verfolgung hingingen. In Kleinaſien hatten ſie um 160 einen vorübergehenden Sturm von der Wuth des heidniſchen Pöbels auszuſtehen, mit dem die Hinrichtung des chriſtlichen Apologeten Juſtinus (Martyr) und des Biſchofs von Smyrna Polycarpus zuſammenhing, und 177 verhängte Marcus Aurelius über die neuen Gemeinen in Gallien zu Vienne und Lyon Bedrückungen, unter denen viele Chriſten Märtyrer ihres Glaubens wurden (4te Verf.). Was auch dieſen philoſophiſchen Kaiſer bewogen haben mag, ſolche Strenge gegen ſie anzuwenden; ſie wenigſtens in den Provinzen nicht aufkommen zu laſſen, wo bisher alles der Staatsreligion ergeben geweſen war, mußte den römiſchen Regenten ſchon aus politiſchen Gründen räthlich erſcheinen. Da nun gegen das Ende des 2. Jahrh. hin ein ſchon früher unter ihnen geſchäftiger Conföderationsgeiſt augenſcheinlich darauf ausging, die ſonſt von einander unabhängigen Gemeinen zum kirchlichen Ganzen zu verbinden, wie auch der Lehrerſtand, beim Aufkommen ſeiner klerikaliſchen Auszeichnungen und hierarchiſchen Vorzüge durch ſein Streben nach einer immer weiter um ſich greifenden Disciplinargewalt mancherlei Colliſionen mit den bürgerlichen Behörden verurſachte, ja die mächtig anwachſende Menge der Chriſten im Verſpotten des ohnehin ſinkenden

heidniſchen Cultus immer dreiſter wurde, konnten neue wildere Ausbrüche der Volkswuth, die die Beſchimpfung der alten Götter ſeit 192 durch ſchreckliche Blutbäder rächte, ſie eben ſo wenig befremden, als das Edict des Kaiſers Septimius Severus, das 202 den Übergang zur jüdiſchen und chriſtlichen Religion verbot und noch härtere Drangſale für die Chriſtenheit nach ſich zog. Keinesweges erdichtet ſind die ſchauderhaften Erzählungen von den Martern, welche damals von den römiſchen Obrigkeiten angewendet wurden, um Chriſten jedes Alters und Geſchlechts zur Abſchwörung ihres Glaubens zu nöthigen. Viele wichen der Gewalt, um in ruhigeren Zeiten zum Chriſtenthume zurückzukehren, doch nicht wenige bewieſen auch eine Standhaftigkeit, die den Tod der Untreue gegen Jeſum vorzog und ihnen mit der Märtyrerkrone die Bewunderung, ja die fromme Verehrung der chriſtlichen Nachwelt erwarb. (Vergl. d. Art. Märtyrer und Heilige.) Nach dieſer fünften Verfolgung genoſſen die Chriſten ſeit 211 unter Caracalla, Macrin und Heliogabalus wieder Duldung und Ruhe, unter Alexander Severus ſogar Vorzüge und Begünſtigungen, deren vom Kaiſer Maximin 235 erneuerte Beſchränkung den Namen der ſechsten Verfolgung erhielt; obgleich von dieſem Kaiſer eigentlich nur chriſtliche Gelehrte und Geiſtliche bedrückt wurden, was aber manche Gemeinen leiden mußten, ohne ſeinen Befehl geſchah. Denn oft ſchritt der Privathaß zu Mißhandlungen der Chriſten und wiegelte den Pöbel wider ſie auf, der ſie zu Alexandrien noch im letzten Regierungsjahre des ihnen ſehr gewogenen Kaiſers Philippus Arabs überfiel. Sein Nachfolger Decius begann aber 249 ſeine Regierung gleich mit einer im ganzen Reiche anbefohlnen Verfolgung der Chriſten (der ſiebenten), deren Allgemeinheit, anhaltende Dauer und ſchonungsloſe Grauſamkeit ſeine Abſicht, ſie völlig auszurotten, deutlich an den Tag legte und viele zum Abfall vom Glauben hinriß. Zum Glück für ſie wurde dies Verfahren unter dem ſchnellen Regierungswechſel jener Periode keinesweges methodiſch fortgeſetzt. Valerian belegte 257 mehrentheils nur Geiſtliche mit Todesſtraen (8te Verf.) und die Vollziehung der Befehle, die Aurelian 274 gegen die Chriſten gab (angebliche 9te Verf.), hinderte ſein gewaltſamer Tod. Deſto härter war die (zehnte) Verfolgung, die der Kaiſer Diocletian auf Anſtiften ſeines Mitregenten Galerius und anderer Feinde der Chriſten im Jahre 303 über ſie verhängte. Im ganzen römiſchen Reiche wurden ihre Kirchen zerſtört, ihre heiligen Bücher eingetrieben und verbrannt und alle nur erſinnlichen Mittel unmenſchlicher Gewaltſamkeit angewendet, um ſie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bringen. Da man ſie überdies aufrühreriſcher Geſinnungen und der Anſtiftung eines Brandes in der kaiſerlichen Reſidenz Nicomedien beſchuldigte, mußten Tauſende den Märtyrertod leiden; ſelbſt der ihnen geneigte Mitregent Conſtantinus Chlorus konnte ſie in ſeinen galliſchen und brittiſchen Provinzen nicht ganz vor Bedrückungen ſchützen, und in Griechenland, Illyrien, Italien und Spanien fuhren Gallerius, Maximinus und Licinius mit Verhaftungen und Hinrichtungen, beſonders der Geiſtlichen, bis zum Jahre 310 fort. Doch ſollten dieſe die letzten Drangſale der Chriſten unter römiſcher Herrſchaft ſeyn. Conſtantin d. Gr. gab ihnen 312 und 13 volle Freiheit und den Gebrauch ihrer Kirchen und Güter zurück und ſein Übertritt zum Chriſtenthume machte es zur Staatsreligion im römiſchen Reiche. Seitdem erfuhren ſie nur noch außer demſelben, z. B. 343 und 414 in Perſien, und 437 mit wenigen Unterbrechungen bis zum

Anfange des ſechsten Jahrhunderts im afrikaniſchen Reiche der Vandalen neuen Druck; denn was einige dem Heidenthume günſtige römiſche Kaiſer, wie Julian und Eugenius, zur Wiederaufnahme deſſelben thaten, wurde mehr dieſen Fürſten, als den Chriſten nachtheilig. Dagegen arbeiteten ſeit der Entſtehung des Islamismus die Kalifen in Aſien und Afrika mit Erfolg auf die Vertilgung des Chriſtenthums hin und ſchonten nur einzelne ſchismatiſche Parteien, die noch unter dem Schutze der Mohammedaner freie Religionsübung genießen. Und leider haben die Chriſten, ſeit es ein Verbrechen wurde, ein Ketzer zu ſeyn (vergl. d. Art. **Ketzer** und **Inquiſition**), einander ſelbſt am grimmigſten verfolgt. Erträglich waren die vorübergehenden Bedrückungen unter den Heiden gegen die ſinnreiche Vertilgungswuth und unverſöhnliche Erbitterung, mit der Chriſten gegen Chriſten im Mittelalter Glaubenskriege geführt und die Gerichtshöfe der heil. Inquiſition ſowohl, als fanatiſche catholiſche Fürſten bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein anders denkenden Chriſten Verderben und Untergang bereitet haben. Wie aber das heidniſche Rom die Verbreitung des Chriſtenthums durch Edicte und Hinrichtungen nicht hemmen konnte, mußte auch das päpſtliche aus dem Blute der Schlachtopfer ſeiner Intoleranz den Proteſtantismus emporkeimen ſehen, der ihm jetzt ſicherer und kräftiger als jemals gegenüberſteht. Denn gerade Verfolgungen ſind es, die der heldenmüthigen Reſignation, deren Größe und Herrlichkeit das lebendige Ideal des Chriſtenthums und den Geiſt ſeiner Lehre darſtellt, deren Charakter ſich ſeinen wahren Bekennern mitgetheilt und der modernen Zeit ihr Gepräge aufgedrückt hat, neue Kraft geben, die Welt zu überwinden. E.

Vergennes (Charles Gravier Graf), franzöſiſcher Miniſter unter Ludwig XVI., war der Sohn eines Parlamentspräſidenten zu Dijon, und 1719 geboren. Er betrat frühzeitig die diplomatiſche Laufbahn, bildete ſich unter Chavigny, franzöſiſchem Geſandten in Liſſabon, und ward nach einander ſeit 1750 Geſandter an den Höfen zu Trier bis 1754, hierauf 1760 fgg. in Conſtantinopel, unter merkwürdigen Verhältniſſen, die Flaſſan B. VI, S. 234 fgg. erzählt, dann zu Stockholm im Jahre 1771 fgg., wo er den König bei der Revolution (d. 18. Aug. 1771, ſ. Flaſſan VII, 61 fgg.) mit ſeinem Rathe leitete. Als Ludwig XVI. die Regierung antrat, und das ganze Miniſterium veränderte, rufte er den Grafen Vergennes von Stockholm zurück, und übergab ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches er auch bis zu ſeinem Tode (13. Febr. 1787) verwaltet hat. Vergennes hatte, ohne ein eminenter Kopf zu ſeyn, viel Verſtand und dabei viel Erfahrung, Kaltblütigkeit und Arbeitſamkeit. Die Noten des franzöſiſchen Hofes, welche während Vergennes Miniſterſchaft in öffentlichen Angelegenheiten mit andern Mächten erſchienen, zeichnen ſich durch einen Ton der Höflichkeit und Mäßigung aus. Die Hauptpolitik dieſes Miniſters beſtand im Temporiſiren; daher rührte ſeine methodiſche Langſamkeit, ſeine Umſtändlichkeit und Zurückhaltung und ſein Zaudern, eine beſtimmte Antwort zu geben. Bei dem allen war er mit dieſem Charakter und dieſen Grundſätzen gerade der rechte Mann, wie er in jenem Zeitraume für Frankreich nöthig war. Einen großen, und durch ſeine Folgen für Frankreich ſehr nachtheiligen Mißgriff beging er jedoch dadurch, daß er 1778 Ludwig XVI. bewog, öffentlich an den Händeln der Nordamerikaner mit England Antheil zu nehmen. Der franz. Hof ſchloß mit den Geſandten der erſtern zu Paris

(den 26. Jan. 1778) einen förmlichen Tractat, und machte davon dem engliſchen Hofe eine, den Ausdrücken nach freundſchaftliche, Anzeige. Aber dieſer Schritt entſchied den Krieg zwiſchen beiden Mächten, in welchem Frankreich gleich anfangs eine Menge reich beladener Kauffahrer und alle ſeine Beſitzungen in Oſtindien verlor. Es ſchloß zwar 1783 zu Verſailles mit England einen ehrenvollen Frieden, aber der große Aufwand, den dieſer Krieg verurſacht hatte, verſchlimmerte aufs neue die franzöſiſchen Finanzen, und die Schulden Frankreichs wuchſen ſo hoch an, daß bald nachher kein Hülfsmittel dagegen zu finden war. Vergennes beſaß nicht die Gunſt der Königin; denn er widerſetzte ſich, obwohl ſehr behutſam, den Entwürfen ihres Bruders, des Kaiſers Joſeph II. Choiſeul war ſein Nebenbuhler. Übrigens trug Vergennes durch die Unentſchloſſenheit und Bedenklichkeit ſeiner ſtets zögernden Diplomatik wohl dazu mit bei, daß das Anſehen des franzöſiſchen Cabinets im Auslande abnahm und daß es ſelbſt die Achtung der Nation verlor. Den wirklichen Ausbruch der Revolution erlebte Vergennes nicht, er ſoll die Schritte des Hofes, welche dieſelbe in der Folge herbeiführten, nicht gebilligt haben. Sein politiſches Glaubensbekenntniß hat er in einem Schreiben an den damaligen franzöſiſchen Geſandten in Wien, Breteuil, abgelegt. „Wenn," ſagt er, „alle Mächte einſehen wollten, wie elend im Grunde alle politiſchen Kunſtgriffe und Wendungen ſind, ſo würde die Welt weit beſſer regiert werden, und die Plage der Miniſter geringer ſeyn. Wie viel Leiden würden dann auch der Menſchheit erſpart!"

Vergeſellſchaftung der Ideen, ſ. Aſſoziation der Ideen.

Vergiftung, die Anwendung eines Giftes auf einen lebenden menſchlichen, oder überhaupt auf einen thieriſchen Körper. Sie iſt entweder innerlich, durch Aufnahme des Gifts in den Körper ſelbſt, oder äußerlich, durch Berührung der zarten oder wunden Oberfläche des Körpers mit dem Gifte; vorſätzlich, mit Willkühr an ſich ſelbſt, oder an einem Andern verrichtet, oder zufällig, wenn die Abſicht, ſich oder einem andern Gift als ſolches beizubringen nicht Statt fand; Selbſtvergiftung, wenn ein Menſch ſich ſelbſt Gift beibringt, vorſätzliche Selbſtvergiftung, wenn er dies mit freiem Willen und in der Abſicht, ſein Leben dadurch zu endigen, thut; zufällige Selbſtvergiftung, wenn ein Menſch zwar mit Vorſatz ein Gift an ſich oder in ſich bringt, doch ohne zu wiſſen, daß es Gift ſey, oder wenigſtens ohne den Vorſatz, ſich dadurch das Leben zu nehmen, z. B. eines Verſuchs wegen. (Vergl. d. Art. Gift.)

Verglaſung, die durch Schmelzfeuer bewirkte Umwandlung eines einzelnen, oder eines Gemenges *mehrerer* Körper zu Glas (ſ. d. Art.), oder überhaupt einer glasartigen Maſſe. In techniſcher Hinſicht iſt der Gegenſtand im angeführten Art. mit hinreichender Ausführlichkeit abgehandelt worden; hier bedarf es nur noch der Anführung eines bei dieſer Schmelzung oft vorkommenden, überaus merkwürdigen Umſtandes, nämlich, daß Körper, die an und für ſich unſchmelzbar ſind, z. B. Kieſelerde, in Verbindung mit andern, entweder leichtflüſſigen, z. B. Kali, oder ebenfalls unſchmelzbaren, leicht in Fluß gehen. Eine befriedigende Erklärung dieſer Erſcheinung würde Licht über die geheimen Geſetze verbreiten, welchen die kleinſten Theile der verſchiedenen Körper, in ihren entweder blos chemiſchen, oder zugleich chemiſch-mechaniſchen Wechſelwirkungen, befolgen. Bis eine ſolche Erklärung erfolgt, wird es vielleicht erlaubt ſeyn, an-

zunehmen, daß die Verbindung bei gleichzeitiger Wirkung des Schmelzfeuers einen Theil der individuellen Kräfte der vermiſchten Körper ſelbſt aufhebe, und ſomit dem Feuer auf die Vermiſchung einen wirkſamern Einfluß geſtatte. Dr N.

Vergleich (transactio), im allgemeinen Sinne ſo viel als Vertrag, iſt in engerer Bedeutung ein Vertrag, welcher zur Abſicht hat, einen bereits entſtandenen Rechtsſtreit aufzuheben, oder einem erſt bevorſtehenden vorzubeugen, indem die Vertragenden beider Seits etwas von ihren Foderungen fahren laſſen. Faſt alle neuere Geſetzgebungen bringen auf Vergleiche, erleichtern und veranlaſſen ſie, indem ſie die Richter anweiſen, vor dem Ausbruche eines jeden Rechtsſtreites gütliche Vergleiche zu Stande zu bringen (Friedensrichter). Vergleiche ſind nichtig, wenn ſie durch falſche Urkunden zu Stande kamen, oder durch Irrthum in Anſehung der Sache oder der Zuſtändigkeit des Rechtes. Ferner jeder Vergleich, durch den eine Ehe aufgehoben werden ſoll, jeder Vergleich in Criminalſachen, und der Vergleich über Vermächtniſſe zwiſchen dem Erben und dem Legatar, wenn er vor Eröffnung des Teſtaments geſchloſſen worden iſt.

Vergolden. Die Kunſt des Vergoldens muß eine der älteſten ſeyn; denn die Ägypter verſtanden ſie und in den Moſaiſchen Schriften kommt das Überziehen mit Golde häufig vor. Indeſſen verſtand man wahrſcheinlich die Kunſt nicht, in ſo dünnen Häuten oder Blechen das Gold aufzutragen, als es jetzt geſchieht; denn noch zu Plinius Zeiten machte man die dünnſten Goldblättchen aus einer Unze, die auf dreitauſend Quadratzoll ausgedehnt wurde. Buonarotti berechnet, daß das Gold zu Plinius Zeiten zweiundzwanzigmal dicker aufgetragen wurde, als jetzt. Und Boyle fand, daß ein Gran Gold auf funfzig Quadratzoll ausgedehnt werden könne. Da nun dies Metall weder durch Feuchtigkeit, noch von der Luft angegriffen wird, ſo ſind die dünnen Überzüge, die man von Gold macht, außerordentlich dauerhaft, und man findet unter andern in Herculanum Vergoldungen, die ſo glänzen, als wenn ſie erſt kürzlich aus den Händen des Künſtlers hervorgegangen wären. Wie die älteſten Künſtler das Gold in feinen Blättchen zum Vergolden geſchlagen, wiſſen wir nicht; aber Leſſing fand den Aufſatz eines deutſchen Mönchs, Theophilus, aus dem neunten Jahrhundert, worin ſchon gelehrt wird, daß das Gold zwiſchen Pergament geſchlagen, und, damit es nicht anklebe, das Pergament mit gebranntem und fein zerriebenem Ocher überzogen, und dann mit einem wilden Schweinszahn geglättet werden müſſe. Die deutſchen Goldſchläger fanden in der Folge, daß das Pergament zu dick und zu feſt zu dieſem Gebrauche ſey. Sie wählten alſo die ſehr dünnen Häute ungeborner Kälber, und darauf die innerſte Darmhaut der Kühe. Die Zubereitung dieſer Häute wird als ein Geheimniß der Irländer angeſehen. — Man hat dreierlei Arten von Vergoldung. Erſtlich die kalte, wo man zuvörderſt das Gold mit Queckſilber verquickt, ſo daß es halb flüſſig wird, und es alsdann vermittelſt einer Säure auf den Gegenſtand aufträgt. Das Queckſilber wird nachher durch die Hitze davon getrieben, und das reine Gold bedeckt dann in unbegreiflich feinen Überzügen den Gegenſtand. Man kann nur Metall ſo vergolden, und ehe man das Amalgam aufträgt, pflegt man etwas Queckſilber, in Salpeterſäure aufgelöſ't, auf den Gegenſtand zu ſtreichen. Will man Eiſen vergolden, ſo taucht man es vor-

her in eine ſtarke Auflöſung von ſchwefelſaurem Kupfer; dadurch überzieht ſich das Eiſen mit Kupfer, und darauf haftet das Amalgam. Aber noch beſſer geräth die Stahlvergoldung, wenn man eine Goldauflöſung in Königswaſſer in ungefähr zweimal ſo viel Schwefeläther ſchüttet. Nach öfterm Umſchütteln entreißt der Äther das Gold den Säuern; jener verdampft ſehr leicht, und läßt das Gold auf dem Eiſen zurück. — Die *zweite* Art der Vergoldung beſteht darin, daß man *im Feuer* vergoldet. Dazu muß man den ſogenannten Goldſchaum, oder äußerſt dünne Blättchen Gold haben. Dieſe trägt man nun ſowohl auf Metalle, als auf Holz, entweder vermittelſt eines Kitts, oder eines feſten und trockenen Öls. Der Kitt wird aus Pergamentſchnitzeln oder aus Abgängen von Handſchuhen gemacht, und mit dem Pulver eines feinen Kalks vermiſcht. Man trägt dieſen Kitt auf, um die Oberfläche des zu vergoldenden Gegenſtandes vollkommen zu ebenen. Das Gold ſelbſt wird dann als Goldſchaum vermittelſt eines andern Kitts, zu dem Bolus, Talg und Seife genommen wird, aufgetragen, und dann mit dem Schwanz eines Eichhörnchens gepeitſcht, damit alles eben werde. Darauf fährt man mit einem Agath oder einem Hundszahn darüber hin, und nun erſt kann man es ins Feuer bringen. Statt des Kitts kann man ſich auch des Öls bedienen, welches man aus Leinſaamen nimmt, und es auf Waſſer gegoſſen im Sommer an der Luft ſtehen läßt, damit es ganz dick werde. Dies Öl wird nun mit gelbem Ocher vermiſcht; vermittelſt dieſes Öls hängt der Goldſchaum äußerſt feſt an dem Gegenſtande, und kann demnächſt ins Feuer gebracht werden. — Die dritte Art der Vergoldung iſt in Japan in Gebrauch. Statt des Goldſchaums nimmt man Goldpulver, oder den Staub von Gold, trägt aber vorher einen Kitt aus Leinöl und Gummi auf. Dieſe Art der Vergoldung kann man auch auf Glas anwenden, wenn man nämlich den Goldſtaub mit Borax vermiſcht, und Gummiwaſſer dazu thut, um es vermittelſt eines Pinſels auftragen zu können. Zu dieſem Ende muß aber erſt das Gold in Pulver verwandelt werden, welches entweder durch Verquickung des Goldes und nachheriges Abtreiben des Queckſilbers, oder dergeſtalt geſchieht, daß man ſchwefelſaures Eiſen zu der Goldauflöſung hinzuthut, wo ſich denn das Gold als Pulver niederſchlägt. Eine falſche Vergoldung macht man mit dem ſogenannten Goldfirniß. Dieſer beſteht aus Harz, Sandarack und Aloë, wozu man Leinöl und etwas Mennig thut. Die Erfindung des Goldfirniſſes verdanken wir einem Sicilianer, Antonio Cento.

Vergrößerung. Wir urtheilen bekanntlich über die Größe der Gegenſtände nach dem Sehwinkel, unter dem ſie dem unbewaffneten Auge erſcheinen. Optiſche Werkzeuge vergrößern dieſen Sehwinkel, und das Verhältniß, in dem dies geſchieht, beſtimmt ihre *Vergrößerung.* Wenn uns z. B. ein Gegenſtand, in einer gewiſſen Entfernung *durch ein Fernrohr* geſehen, zehnmal ſo groß vorkommt, als mit dem bloßen Auge, *in der nämlichen Entfernung,* ſo ſagt man, die Vergrößerung dieſes Fernrohrs ſey eine zehnfache. Hierbei macht, wie man beim erſten Anblicke vielleicht glauben dürfte, das Auge des Beobachters keinen Unterſchied. Das *Bild* eines Gegenſtandes iſt zwar nicht für jedes Auge *gleich deutlich;* der *Sehwinkel* aber für ein jedes *gleich groß.*

Vergrößerungsglas, ſ. *Mikroſcop.*

Verhärtung (Skirrhus, aus dem Griech. σκιρρος) bedeutet in der Medicin eine jede Verhärtung am thieriſchen, und beſonders

am menſchlichen Körper. Man hat aber beſonders die Verhärtung in den Drüſen damit bezeichnet, um ſie von andern zu unterſcheiden, und von den Drüſenverhärtungen wieder die in denſogenannten zuſammengehäuften Drüſen, z. B. in den Brüſten, in der Speicheldrüſe u. a. m. vorkommenden Verhärtungen herausgehoben, und ſie ganz beſonders mit dieſem Namen belegt. Ein Skirrhus zeigt ſich in der äußern Erſcheinung als eine in einer ſolchen Drüſe befindliche Geſchwulſt, welche dieſe entweder zum Theil oder ganz einnimmt, ſich bald mehr, bald weniger hart, glatt oder höckrig anfühlen läßt, zuweilen beweglich iſt, zuweilen feſtſitzt, deren Hautbedeckung, wenn der Skirrhus noch neu iſt, ihre natürliche Farbe hat, im weitern Verlauf aber ſich verändert, roth, bläulich, und ſonſt mißfarbig wird, anfangs unſchmerzhaft, doch nicht ohne Gefühl iſt, im Fortgang aber, vorzüglich bei anfangendem Übergang in den Krebs, auch ſchmerzhaft iſt, und von Zeit zu Zeit Stiche erregt. Man muß den Skirrhus unterſcheiden in den gutartigen und bösartigen. Der erſte iſt noch eine bloße einfache verhärtete Geſchwulſt von ausgetretener Lymphe oder Milch, oder von der durch gelinde Entzündung entſtandenen Ausſchwitzung gerinnbarer Lymphe, oder von Verdickung der Wände der Gefäße und kleinen Höhlen der Drüſe; der andere iſt eine ſchon in Desorganiſation ausgeartete Geſchwulſt, in welcher die ausgetretene Maſſe, die Gefäße, Adern und abſondernden Canäle in eins verſchmolzen, und die Organiſation verloren gegangen iſt. Man findet dieſe bösartigen Skirrhen zuweilen von bedeutender Größe, z. B. die Ohrſpeicheldrüſe über drei Pfund ſchwer, eine ſkirrhöſe Bruſt dreißig Pfund, dabei hart, höckericht, eine feſt weißlichte oder braune Subſtanz mit einer weißen feſten Membran umzogen. Auch in talg- und ſpeckartige Maſſe fand man die krankhafte Drüſe verwandelt. Der gutartige Skirrhus kann in bösartigen, dieſer in das Krebsgeſchwür übergehen, wenn die Urſachen fortdauern, oder der Skirrhus gereizt wird. Jedes wahre Krebsgeſchwür iſt allemal erſt ein bösartiger Skirrhus, dieſer iſt in den meiſten Fällen im Anfange ein gutartiger geweſen. Jeder Skirrhus iſt der größten Beachtung werth, da er ſo oft Veranlaſſung zu dem fürchterlichen Krebsgeſchwür giebt. Wir halten es daher nicht für unzweckmäßig, auch hier etwas über deſſen Eigenthümlichkeit, Entſtehen, Heilung und Verhütung zu ſagen. Es deutet ſchon auf etwas Eigenes hin, daß der wahre Skirrhus nur in den zuſammengehäuften Drüſen entſteht, daß er nie ein gutartiges heilendes, ſondern jedesmal ein zerſtörendes um ſich freſſendes Geſchwür giebt. Jene Drüſen haben die eigenthümliche Verrichtung, daß ſie in ihren Höhlen, Kanälen oder kleinen Säckchen gewiſſe Flüſſigkeiten abſondern, welche ſich in größern Kanälen ſammeln, und von da zu ihrem beſtimmten Zwecke ausgeführt werden. Dergleichen ſind z. B. die Speicheldrüſen in der Umgebung des Mundes, welche den Speichel, die Bruſtdrüſen, welche die Milch abſondern, die große Magendrüſe, Pankreas, welche den Magenſaft liefert, u. a. m. Dieſe Flüſſigkeiten ſind aber keine von dem Organismus auszuſondernden, keine fortzuſchaffenden, heterogenen, todten Stoffe, wie z. B. die Ausdünſtung, der Urin u. ſ. w., ſondern es ſind zum Leben ſelbſt noch gehörige, mit einem eigenen Leben verſehene Stoffe, welche andern das Leben in einem gewiſſen Grade mittheilen, ſie dem organiſchen Leben näher bringen ſollen. Dazu gehört, daß dieſen abſondernden Organen ſelbſt ein hoher Grad von Lebenskraft inwohne, welchen ſie

ihren Producten mitzutheilen vermögen. Die Herrſchaft des Nervenſyſtems in der Reproduction muß demnach auf einen hohen Grad in ihnen geſteigert ſeyn, und ſich als bildende Kraft offenbaren. Eben ſo muß aber auch ein hoher Grad von Empfindlichkeit und dadurch auch von Verletzbarkeit dieſer Theile Statt finden, indem jede fremde Gewalt feindlich auf ſie einwirken, ihre regelmäßige Function ſtören, und eine abnorme Gegenwirkung erregen muß. Wenn nun die Function dieſer Drüſen eine große Energie der bildenden Kraft vorausſetzt, und durch feindliche Einwirkung die Idee des Lebens verdrängt wird, ſo muß nothwendig die normale Bildung der belebten Flüſſigkeiten aufhören, und eine abnorme in Rückſicht des Organismus fremde und zerſtörende dagegen eintreten. Die plaſtiſche Kraft iſt in zu hohem Grade in dieſen Organen vorhanden, als daß ſie durch ſtörende Einwirkungen könnte unterdrückt werden, daher zwar ihre Thätigkeit fortdauert, aber auf ein abnormes Product gerichtet iſt, woraus die Bildung von übermäßiger Maſſe, die Geſchwulſt, die Verhärtung und Desorganiſation dieſer Theile erfolgt. Eine Verhärtung kann auch in andern Theilen entſtehen, und zwar nach jeder Entzündung, welche nicht zeitig genug zertheilt wird, ehe die Ausſchwitzung der Maſſe ſich gebildet hat. Allein dieſe Verhärtung iſt blos Folge der Anſammlung von ausgeſchwitzter Maſſe in dem Organ, deſſen plaſtiſche Kraft erſt durch den Zuſtand von Entzündung auf einen Grad erhöht wurde, den es im normalen Zuſtande gar nicht beſitzt, und welcher auch von ſeiner abnormen Höhe ſchnell herabgeſunken iſt, ehe er ſeine Plaſtik bis zur Eiterbildung durchführen konnte. Bei einer ſolchen Verhärtung iſt alſo die plaſtiſche Kraft in gänzliche Ruhe verſunken. Eine ſolche Verhärtung kann auch nach Entzündung in den abſondernden Drüſen zurückbleiben, und bildet zuerſt den gutartigen Skirrhus. Hier ſinkt zwar auch die durch Entzündung abnorm erhöht geweſene allgemeine Bildungskraft unter den vorigen Grad herunter, allein die beſondere Bildungskraft der Drüſe bleibt auf ihrem eigenthümlichen Grade von Thätigkeit, oder wird, wenn ſie auch in ſcheinbare Ruhe verſunken iſt, doch leicht excitirt, wozu ſchon der Reiz der Geſchwulſt und Verhärtung, theils auch eine äußerliche Reizung Veranlaſſung geben kann. Von nun an wird die plaſtiſche Kraft rege, und geht wegen der Störung der Norm auf Bildung eines fehlerhaften Products, auf Veränderung und endlich auf Zerſtörung der organiſchen Form. Die äußern Veranlaſſungen zum Skirrhus ſind am häufigſten Verletzungen durch Stoß oder Druck auf dieſe Theile, durch hohen Grad von Kälte, zuweilen auch durch heftig wirkende Mittel. Darum iſt es von der größten Wichtigkeit, dieſe Theile vor ſolchen ſchädlichen Einwirkungen zu ſchützen. Innere Veranlaſſungen ſind Entzündungen dieſer Theile, welche nicht durch Eiterung ausgeglichen werden, Störung der Nervoſität durch anhaltende deprimirende Affecten, beſonders durch Kummer. In Rückſicht der Heilung des Skirrhus kommt alles darauf an, ob er noch gutartig, oder ſchon bösartig ſey. Der erſtere kann noch geheilt werden, der letztere nicht. Öfter aber als man gewöhnlich glaubt, iſt der Skirrhus noch gutartig und heilbar, nur darf man keine Zeit verſäumen und keine unzweckmäßigen Mittel anwenden. Unzeitige Verſchämtheit, Verſuche mit Hausmitteln und Pflaſtern, von Unkundigen angeprieſen, haben nur gar zu oft Veranlaſſung zu den traurigſten Übeln gegeben. Am ſchädlichſten

ſind alle die Mittel, welche einen ſo ſtarken Reiz auf die Drüſenverhärtung ausüben, daß dadurch die ſchlafende plaſtiſche Kraft geweckt, der falſche Productionstrieb erregt wird. Dies befördert jederzeit den Übergang des gutartigen Skirrhus in die Bösartigkeit, macht denſelben ſchmerzhaft, größer, härter, höckericht, und verurſacht einen ſchnellern Übergang in den Krebs. So ſehr man alſo zwar eilen muß, jedem Skirrhus durch zweckmäßige Mittel zu begegnen, ſo bald man ſeine Entſtehung bemerkt, ſo ſehr muß man ſich vor jenen Mitteln und vor denen, welche ſie anpreiſen, hüten. Jeder Skirrhus muß mit den mildeſten, ſanfteſten Mitteln behandelt, und beſonders vor Erkältung, vor neuen Verletzungen durch Druck und Stoß in Acht genommen werden. H.

Verhau oder Verhack iſt eine Verſchanzung mit gefällten Bäumen, welche der Länge nach mit und über einander gelegt, und mit den Äſten in einander geflochten werden. Verhaue werden gewöhnlich angelegt, wo man den Durchgang eines Feindes durch einen Wald verhindern will. Größtentheils ſind die Verhaue verſteckt, d. h. im Verborgenen angelegt, und können es auch um ſo leichter ſeyn, da das Materiale von der Art iſt, daß man es von den Umgebungen nur ſchwer unterſcheidet, theils weil ſie ihrer Natur nach gewöhnlich ſich an Örtern befinden, wo ihre Entdeckung ſchwer iſt. Der Gebrauch der Verhaue, als die natürlichſte Befeſtigungskunſt, iſt ſehr alt; doch nennt ſie Cornelius Nepos eine neue Kunſt, wo er von den Verhauen ſpricht, womit ſich Miltiades auf dem Marathoniſchen Schlachtfelde vor der perſiſchen Reiterei ſchützte.

Verjährung (praescriptio, usucapio). Die Verjährung iſt im Allgemeinen die Veränderung, welche ſich mit wahren oder vermeintlichen Rechten, wegen vernachläſſigter oder ermächtigter Ausübung derſelben nach Verlauf einer gewiſſen Zeit ereignet. Bei wirklichen Rechten beſteht dieſe Veränderung nämlich in dem Erlöſchen, bei vermeintlichen in dem Entſtehen des Rechts nach Ablauf der Verjährungszeit. Soll dieſe Veränderung eintreten, ſo muß während der Verjährungszeit bei jenen die Unterlaſſung, bei dieſen die Ausübung gewiſſer Handlungen vorgefallen ſeyn. Die Verjährungszeit aber wird, wie die Verjährung ſelbſt, durch poſitive Geſetze beſtimmt, daher die ſogenannte Immemorialverjährung (praescriptio immemorialis) nicht als wirkliche Verjährung anzuſehen iſt, indem ſie noch kein Recht, ſondern nur eine Vermuthung für den rechtmäßigen Erwerb erzeugt. Nach der Verſchiedenheit der Wirkungen iſt nun die Verjährung erlöſchende (praescriptio extinctiva), wodurch ein Recht blos aufhört, oder erwerbende (pr adquisitiva s. usucapio, Erſetzung), wodurch das Recht, das Einer durch Verjährung verliert, auf den Andern übergeht. Da ein Recht, ſo lange deſſen Ausübung möglich iſt, an ſich nur durch Willkühr des Berechtigten, keineswegs durch bloße Nichtausübung aufhören, und das Unrecht nicht zu Recht werden kann, ſo muß die Verjährung auf politiſchen Gründen beruhen, wohin z. B. gehört, die Wichtigkeit der Benutzung gewiſſer Güter für den Staat ꝛc. Nach der Zeit, welche erfodert wird, iſt die Verjährung ordentliche (ordinaria), welche nach römeſchem Rechte eine Zeit von drei, zehn oder zwanzig Jahren erfodert, und eine außerordentliche, bei welcher eine längere als die gewöhnliche Verjährungszeit Statt findet (dann longissimi temporis) oder eine kürzere, als die gewöhnliche hinreicht (praescriptio temporalis). Nach ſächſiſchem Rechte iſt bei beweglichen

Gütern die Verjährungszeit verkürzt, indem ſchon ein Jahr, ſechs Wochen, und drei Tage hinreichen, bei unbeweglichen Gütern aber verlängert und auf den Zeitraum von 31 Jahren, ſechs Wochen und drei Tagen beſtimmt. Im erſtern Falle wird die Verjährung immer als praescriptio ordinaria behandelt; die letztere aber wird als extraordinaria angeſehen, wenn ſie die Stelle der acquiſitiven Verjährung von zehn oder zwanzig Jahren vertritt. Die Verjährung wird verhindert, 1. wenn Urſachen eintreten, warum eine Verjährung gar nicht anfangen, oder wenn ſie bereits angefangen iſt, nicht fortgeſetzt werden kann, ſo lange dieſelben fortdauern. Dies iſt dann der Fall, wenn der Gegner des Verjährenden ſich außer Stand befindet, ſeine Anſprüche zu reclamiren, ſo z. B. in der Unmündigkeit, welche daher vom Laufe der Verjährung abgerechnet wird. Solche Hinderniſſe aber, welche verurſachen, daß die bereits angefangene Verjährung nicht mehr fortgeſetzt werden kann, werden unter dem Namen usurpatio s. interruptio praescriptionis begriffen; ſie iſt natürlich (naturalis), wenn der, welcher präſcribiren will, zugleich den Beſitz verliert; eine bürgerliche (civilis), welche unbeſchadet des Beſitzes Statt findet, wie wenn ein Geſetz oder der Ausſpruch der Obrigkeit die Sache für unverjährbar erklärt. Nach neuerm Rechte iſt bald die Einreichung der Klage, bald die Citation, und zwar hier die bloße Ausfertigung derſelben, dort die wirkliche Inſinuation der Citation nothwendig. Nach ſächſiſchem Rechte hemmt auch die geſetzmäßige Pfändung die Verjährung. Endlich kann auch eine bereits vollendete Verjährung rückgängig gemacht werden durch die restitutio in integrum; dieſes findet aber blos bei der ordentlichen Statt. — Was die erwerbende Verjährung insbeſondere betrifft, ſo geht entweder daſſelbe Recht unverändert auf den Verjährenden über (pr. translativa), z. B. bei der Verjährung des Eigenthumsrechts, oder es wird ein neues Recht, welches vorher wenigſtens nicht in dieſer Form vorhanden geweſen war, von dem Präſcribirenden erworben (constitutiva), z. B. bei der Verjährung, wodurch Servitute entſtehen; daher die pr. constitutiva nur die ſogenannten jura in re zu Gegenſtänden hat, und was im heutigen Rechte ihnen gleichartig iſt, nicht aber Pfandrecht oder perſönliche Foderungen. Die erlöſchende Verjährung ferner iſt theils mit jeder erwerbenden verbunden (denn wer z. B. ein Grundſtück durch Verjährung erwirbt, ſchließt den andern vom Rechte darauf aus), theils eine ſolche, die von dem Nichtgebrauche abhängt, — inſofern die Verjährung als geſetzliche Folge des Nichtgebrauchs ausnahmsweiſe ausdrücklich beſtimmt iſt, welches am meiſten bei ſolchen Rechten vorkommt, durch welche die natürliche Freiheit Anderer beſchränkt wird (bei rebus merae facultatis) — inſofern der Berechtigte Gelegenheit hatte, ſich ſeines Rechts zu bedienen, und es doch während der Verjährungszeit nicht that — theils endlich eine ſolche, welche als bloße exceptio einer binnen der geſetzlichen Friſt nicht angeſtellten Klage entgegengeſetzt werden kann, und die man auch praescriptio actionum zu nennen pflegt, was aber natürlich ein ſchon längſt begründetes Klagerecht, und den Ablauf der gehörigen (30jährigen oder 31jährigen) Friſt von der Zeit an, wo das Klagerecht begründet wurde, vorausſetzt. Die bona fides aber hierzu iſt nach römiſchem Rechte nicht erforderlich, obgleich ſie nach ſächſiſchem Rechte bei jeder Extinctivverjährung erfordert wird. — Die oben angeführte Immemorialverjährung, oder richtiger der unvordenkliche Beſitz, iſt ein Beſitz, auf deſſen Anfang ſich niemand beſinnen kann, woraus die Vermuthung entſteht, der Be-

ſitzer habe die Sache oder ein Recht geſetzmäßig erworben. Hierzu wird erfodert, daß der Gegenſtand derſelben auch des Beſitzes überhaupt fähig ſey (res communes waren zu keiner Zeit Gegenſtände der Immemorialverjährung); daß niemand vorhanden ſey, welcher ſich des Anfangs des gegenwärtigen Beſitzſtandes oder deſſen erinnern könne, was der Gegner für ſich anführt. Die Gegenſtände dieſer Immemorialverjährung ſind gegenwärtig Privilegien, ſelbſt gegen verbietende Geſetze gewiſſer Art (nämlich ſolche, die nicht das allgemeine Beſte, ſondern das Intereſſe einzelner Perſonen oder Corporationen zum Gegenſtande haben); ferner die niedern Regalien, z. B. Jagdgerechtigkeit in gewiſſen Ländern), wenn ſie von dem Landesherrn ſelbſt auf den Unterthanen übergehen ſollen. Der Beweis des unvordenklichen Beſitzes geſchieht durch Urkunden und Zeugen, die ein ungewöhnliches Alter erreicht haben (gewöhnlich 54 Jahr) und ausſagen müſſen, daß ſie und ihre Vorfahren den Beſitzſtand nicht anders gekannt haben. Soll ein Gegenbeweis Statt finden, ſo muß er einen Anfang des Beſitzſtandes, oder eine Unterbrechung deſſelben nachweiſen. Die beſten Schriften über die Verjährung überhaupt ſind außer den ältern lateiniſchen (von Rave und Aiccius) von Thibaut (über Beſitz und Verjährung, Jena, 1802) und Dabelow (über Verjährung, Halle, 1805 8.) T.

Verjüngter Maaßſtab. In jedem Reißzeuge pflegt ſich ein Lineal von Meſſing zu befinden, welches durch zehn oder zwölf — wir wollen bei letzterer Vorausſetzung ſtehen bleiben — Transverſalen in eben ſo viel gleiche Theile getheilt iſt. Dies Inſtrument heißt ein verjüngter Maaßſtab, und wir ſetzen voraus, daß es die Leſer, um die hier folgende Erklärung ſeiner Einrichtung zu verſtehen, zur Hand nehmen. — Die ganze Länge iſt zuvörderſt durch Perpendikel auf ſelbige in eine gewiſſe Anzahl gleicher Theile, welche Ruthen vorſtellen; und die erſte dieſer Ruthen wieder in zwölf gleiche Theile getheilt, die alſo Fuße bedeuten. Aus dem obern Winkelpunkte geht eine gerade Linie nach dem erſten dieſer letztern Theilpunkte, ſchneidet die 12 Transverſalen und bildet mit der entſprechenden Kante des Line als und dem erſten Fuße ein rechtwinkelichtes Dreieck. In dieſem Dreiecke verhält ſich, nach einem ſehr bekannten Satze aus der Elementargeometrie, die ganze, durch die zwölf Transverſalen in eben ſo viel gleiche Theile getheilte Kante zu ihrem oberſten Abſchnitte (zwölften Theile), wie die Baſis (der ganze Fuß) zum erſten Transverſalſtückchen, welches alſo den zwölften Theil dieſes Repräſentanten des Fußes, d. h. einen Zoll, darſtellt. Eben ſo hat, wie man auf den erſten Blick ſieht, das zweite Transverſalſtückchen den relativen Werth von zwei Zoll u. ſ. w. Man kann alſo mittelſt dieſes Lineals jede Anzahl von Ruthen, Fußen und Zollen in verjüngtem Maaße aufs Papier tragen. — Hätte man die ganze Länge des Lineals in zehn Theile getheilt, ſtatt zwölf zehn Unterabtheilungen und Transverſalen angebracht, ſo würde man, wie nun gleich in die Augen fällt, den ſogenannten tauſendtheiligen Maaßſtab erhalten haben. — Für den Erfinder dieſes ſo einfachen und doch ſo ſinnreichen und bequemen Werkzeugs hat man lange Tycho de Brahe gehalten; wir müſſen die Ehre aber einem Deutſchen vindiciren, Johann Hommel, Profeſſor der Mathematik zu Leipzig, von dem Brahe dieſe Theilung ums Jahr 1558 erlernt hat. (Vergl. Meyers practiſche Geometrie, dritte Aufl. I. 248.) D. N.

Verkalken, ſ. Calciniren.

Verklärung, ſ. **Transfiguration**.

Verkohlung, ſ. **Kohle**.

Verlag, Verlagsrecht, Verleger. In einer Zeit, wo die Vervielfältigung von Geiſteswerken durch äußere mechaniſche Vorrichtungen noch mit großen Schwierigkeiten und bedeutendem Zeitaufwande, deshalb aber auch mit großen Koſten verbunden war, konnte dieſe Vervielfältigung und der Vertreib der dadurch erhaltnen Exemplare nicht wohl ein Gegenſtand kaufmänniſcher Speculation werden, weil das darauf zu verwendende Kapital und der zu erwartende Abſatz in keinem Gewinn verſprechenden Verhältniſſe geſtanden haben würden. Erſt als durch Erfindung der Buchdruckerei die Möglichkeit gegeben war, Geiſteswerke auf eine ſolche Art zu vervielfältigen, daß die Menge der in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringern Koſten zu verfertigenden Exemplare einen Preis zuließen, der die Hoffnung eines ſichern und ſchnellen Abſatzes derſelben verbürgte, erſt da konnte der Handel mit Schriften und andern durch die Preſſe vervielfältigten Geiſtesproducten, wie Kupferſtiche, Holzſchnitte, Landkarten u. ſ. w. ein Gegenſtand der Speculation des Kaufmanns oder desjenigen werden, der jene Werke ſelbſt erzeugt hatte. **Der Verlag** eines Geiſteswerkes iſt nämlich nichts anders, **als die Erwerbung des Eigenthumsrechtes an demſelben, in dem Maaße, daß der Erwerber davon auf ſeine Koſten eine beſtimmte oder beliebige Anzahl von Exemplaren verfertigen laſſen, und dieſelben zu ſeinem Vortheile ausſchließlich verkaufen darf.** Der Verlag erſtreckt ſich alſo nicht blos auf Bücher, ſondern auf auch Kupferſtiche, Landkarten, Holzſchnitte u. dergl. Es iſt nie beſtritten worden, daß der Erzeuger eines Geiſteswerkes der vollſtändigſte Eigenthümer deſſelben ſey, folglich darüber ganz nach ſeiner Willkühr verfügen, es daher auch zum Gegenſtande einer Handelsſpeculation machen könne, in ſo fern die Geſetze eines Staats darüber nicht beſondere beſchränkende Verfügungen enthalten, welches jedoch in keinem deutſchen Staate wenigſtens der Fall iſt. Dies iſt das **angeſtammte Verlagsrecht**, und wenn der Erzeuger des Werks ſolches ausübt, der **Selbſtverlag**. Hat er jedoch dieſes unbeſtrittene Verlagsrecht einem Dritten überlaſſen, ſey es durch Kauf oder ſchenkungsweiſe, dann tritt zwiſchen ihn und das Publicum **der Verleger**, meiſtens ein Buch- oder Kunſthändler, d. i. ein Mann, der den Handel mit Geiſteswerken zum Hauptgeſchäfte ſeines Lebens gemacht hat, und als ſolcher dem Staate ſeine Verpflichtungen leiſtet, z. B. Steuern zahlt und andere Laſten trägt. Jetzt entſtehen Rechtsfragen, welche vorher nicht denkbar waren. Zuerſt die: **Wie** darf der Verleger ſein Verlagsrecht benutzen? — Antw. Ganz in dem Maaße, wie es der Erzeuger ſelbſt konnte, oder in Gemäßheit des mit dieſem geſchloſſenen Vertrags. Iſt daher die Zahl der zu vervielfältigenden Exemplare nicht beſtimmt, ſo kann der Verleger, wie es der Erzeuger konnte, ſo viele davon machen laſſen, als er will, und dieſe ſo lange verkaufen als er will. Iſt die Zahl der Exemplare beſtimmt, ſo hört mit dem Verkaufe des letzten das Verhältniß auf, und der Verleger darf ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Autors keine neue Auflage des Werks machen. Ein Werk wieder **auflegen**, heißt eben, es von neuem vervielfältigen laſſen zum Behuf des Verkaufs. Eine

neue Ausgabe aber iſt eine neue vom Verfaſſer ſelbſt oder jemanden anders auf rechtmäßigem Wege beſorgte und veranſtaltete Erſcheinung des Werks, ſey es in der erſten oder in einer neuen Geſtalt. Das mit einer beſtimmten Zahl von Exemplaren übertragne Verlagsrecht — als das am meiſten vorkommende — iſt nur auf die erſte Ausgabe beſchränkt und der Verleger hat kein Recht, zu verlangen, daß der Autor mit ihm eher, als mit einem Andern über eine neue Ausgabe contrahire. Eine andre Frage iſt die: Hat der Erzeuger eines Geiſteswerkes das Recht, während die erſte Ausgabe ſeines Werkes noch nicht verkauft oder vergriffen iſt, eine neue davon zu veranſtalten? Das Nein ſcheint hier als Antwort ſehr nahe zu liegen; doch wenn nun die neue Ausgabe verbeſſert oder wenigſtens verändert iſt? Dann iſt ja das Werk nicht mehr daſſelbe, worüber anfangs der Vertrag geſchloſſen ward und dem Autor wird man doch das Recht nicht abſtreiten, ſein Werk willkührlich verändern zu können? Das nicht! Allein dem Verleger darf doch auch die durch den Vertrag mit dem Verfaſſer rechtmäßig erlangte Hoffnung, von dem auf dieſen Verlag verwendeten Kapitale den möglichſten Gewinn zu ziehen, auf keine Art entriſſen werden. Dieſer Gefahr würde er ſtets aber ausgeſetzt ſeyn, wenn man dem Verfaſſer das Recht, neue Ausgaben ſeines Werks nach Belieben zum Verkauf auszubieten, uneingeſchränkt zugeſtehen wollte. Will er Verbeſſerungen oder Veränderungen ſeines Werkes dem Publicum mittheilen, ſo muß er dieſes auf einem beſondern Wege thun, oder ein neues Werk über denſelben Gegenſtand ausarbeiten, welches ihm Niemand wehren kann; da es ja auch jedem Andern freiſteht, den nämlichen Gegenſtand in Schriften oder andern Darſtellungen zu behandeln. Für ein neues Werk aber kann nur ein ſolches geachtet werden, welches in Stoff und Form ſolche Veränderungen erlitten hat, daß es eine von dem erſtern weſentlich verſchiedne Wirkungskraft bekommt, oder etwas ganz Anders, wenn auch nicht der Art, doch dem Grade nach leiſtet, als das erſte Werk. Daß das Verlagsrecht auf die Erben des Verlegers übergehe in dem Maaße, wie er es ſelbſt ausgeübt oder auszuüben befugt war, leidet wohl keinen Zweifel; denn der Verleger hat ja einen Theil ſeines andern Eigenthums, durch Vervielfältigung der Exemplare des Werks auf ſeine Koſten, in dieſe Exemplare umgewandelt, und ſich ſo ein neues Eigenthum geſchaffen. Eine beſondere Rückſicht auf die Perſon des Verlegers kann in der Regel nicht angenommen werden. Ganz andre Verhältniſſe treten bei einem Commiſſionair ein, d. h. einem Manne (Buchhändler oder nicht), der den Verkauf der auf fremde Koſten vervielfältigten Exemplare eines Werkes im Namen des Verlegers oder Autors als Selbſtverlegers beſorgt. Ein ſolcher Commiſſionair iſt allerdings als mit Hinſicht auf ſeine Perſönlichkeit gewählt zu betrachten; der mit ihm geſchloſſene Contract iſt rein perſönlich, kann folglich auf die Erben nicht übergehen, wenn gleich ſie eben ſowohl im Stande wären, das Geſchäft zu beſorgen, als ihr Erblaſſer. Hier ſind alle Grundſätze anwendbar, welche das Vernunftgeſetz über perſönliche Contracte überhaupt aufſtellt. Daß bei der Frage vom Verlagsrechte keine andern Rückſichten als blos rechtliche genommen werden können, verſteht ſich von ſelbſt. Und eben ſo klar iſt es auch, daß der Staat dieſes Recht mit Hinſicht auf die Erreichung

der höhern Zwecke der Menſchheit durch Beförderung geiſtiger Thätigkeit und Mittheilung von Erzeugniſſen derſelben vielfach modificiren könne, ja müſſe, weil die Streitigkeiten darüber dem Beſten des Ganzen höchſt nachtheilig werden können. Die Frage, welche Rechte den Erben eines Autors an den Erzeugniſſen ſeiner geiſtigen Thätigkeit zukommen, dünkt uns gleichfalls leicht entſchieden werden zu können. Nicht mehr und nicht weniger, als der Autor ſelbſt hatte, aber auch alle, die er hatte. So das Recht auf neue Ausgaben, in ſo fern die erſten vergriffen ſind. Aber wie lange? So lange die Erbfolge überhaupt dauert. Demnach würden die Werke eines Gelehrten oder Künſtlers nie Gemeingut des Volkes oder der Menſchheit? Nein, als Handelsgegenſtand nie! oder bis ſie als eine herrnloſe Sache (res nullius, oder derelicta) zu betrachten ſind. Allein läugnen läßt ſich wohl nicht, daß es erſprießlich iſt für die Verbreitung von Geiſtesbildung, wenn der Staat eine Zeit beſtimmt, nach deren Verfluß die Schriften und Werke von verſtorbenen Gelehrten und Künſtlern, die ein Gegenſtand der Handelsthätigkeit geworden, auch wenn rechtmäßige Erben der Verfaſſer da ſind, für Gemeingut der Nation in dem Maaße erklärt werden, daß Jeder nach Belieben ſich mit Veranſtaltung neuer Ausgaben derſelben befaſſen darf. Dies iſt z. B. in Frankreich der Fall, wo der erwähnte Zeitpunkt, wenn wir nicht irren, auf zehn Jahre nach dem Tode des Autors beſtimmt iſt. Wir haben im Obigen bei Beſtimmung des Begriffes vom Verlagsrechte ein Merkmal in denſelben aufgenommen, welches als weſentlich zu demſelben gehörend noch immer von Vielen beſtritten wird, nämlich das des ausſchließlichen Verkaufs der vervielfältigten Exemplare. Man glaubt nämlich dagegen Folgendes einwenden zu können: wer ein Exemplar von einem Buche oder Kupferſtiche u. dergl. rechtmäßig erworben hat, kann damit als mit ſeinem Eigenthume nach Gefallen ſchalten und verfügen, folglich muß er es auch vervielfältigen, und davon allen möglichen Vortheil ziehen können. Diejenigen, welche dieſe Schlußfolge nicht für ſtatthaft halten, nennen eine ſolche Vervielfältigung eines Geiſteswerks ohne Verlagsrecht darauf Nachdruck (auch Nachſtich bei Kupfern und Landkarten) und erklären ſie für eine Beeinträchtigung der eigentlichen Verleger, welche ſchon durch Vernunftgründe als unrechtlich ſich nachweiſen laſſe. Das Naturrecht, ſagen ſie, worauf ſich die Vertheidiger des Nachdrucks berufen, kennt das ganze Verhältniß des Bücherverlags nicht, ſondern dieſes iſt erſt in einer geordneten menſchlichen Geſellſchaft denkbar, die ſich ſehr über den Naturſtand erhoben hat, und wo die Verhältniſſe der Menſchen gegen einander ſich dergeſtalt modificirt haben, daß man ohne die genauſte Kenntniß derſelben über die aus ihnen abzuleitenden Rechte nicht entſcheiden kann. Man muß daher bei jedem Geſchäft oder Verhältniſſe den Zweck betrachten, zu deſſen Erreichung es eingegangen wurde. Dieſer Zweck kann als verſtanden, anerkannt und gebilligt vorausgeſetzt werden von jedem, der ſich in der Geſellſchaft befindet, ſobald er ſelbſt daran Theil nimmt oder zu demſelben ſtillſchweigend mitwirkte. Die Verhältniſſe eines Verlegers zum Verfaſſer und zum Publicum müſſen daher auch als bekannt angenommen werden, indem ſich jeder wenigſtens leicht davon unterrichten kann, ſobald er es ſoll. Kauft man alſo ein Buch, ſo erkennt man ſtillſchweigend die Gültigkeit des Verhältniſſes des Verlegers

zu dem Publicum an, muß ihm alſo auch das Recht des ausſchließlichen Verkaufs zugeſtehen, weil ſonſt ſein ganzes Unternehmen, als darauf berechnet, vereitelt und ihm die Ausſicht auf einen Gewinn entzogen werden würde, die ihm auf rechtmäßige Art eröffnet worden. Wollte man einwenden, alle dieſe Vorausſetzungen ſeyen erkünſtelt und nur ſcheinbar verbindend: ſo läßt ſich entgegnen, daß kein verſtändiger Menſch dem Erzeuger eines Geiſteswerkes das Eigenthum an demſelben und die möglich größte Nutzung abſprechen wird, weil es ſonſt gar kein Eigenthum daran geben könnte. Vervielfältigt er es und verkauft er die Exemplare davon, ſo thut er es, um von dieſer Vervielfältigung den Vortheil für ſich zu ziehen, der ihm zukommt. Kaufe ich von ihm Exemplare, ſo erkenne ich ſein Recht zum Verkauf an, ſonſt könnte ich ſie ihm ja mit Gewalt wegnehmen, alſo darf ich nicht ein gleiches Verkaufs- oder Vervielfältigungsrecht mir anmaßen, weil ich ſonſt mit mir ſelbſt im Widerſpruche ſeyn würde. Ich würde dem Eigenthümer oder Verleger eines Geiſteswerkes ſein Eigenthumsrecht und die alleinige Benutzung deſſelben zugeſtehen, und doch dieſe durch die That ſelbſt hindern oder unmöglich machen. Daher iſt denn auch wohl der Nachdruck bei weitem von den meiſten Geſetzgebungen gebildeter Völker an ſich für etwas Unerlaubtes angeſehen und ausdrücklich, wenn gleich unter gewiſſen Modiſicationen, verboten worden. Dergleichen Modiſicationen aber kann die Staatsgewalt allerdings eintreten laſſen, weil ihr das Befugniß zugeſtanden werden muß, zu beſtimmen, wie weit der Einzelne zum Beſten des Ganzen ſich in der Ausübung ſeiner natürlichen Rechte beſchränken ſoll. In Deutſchland beſteht noch kein allgemeines Geſetz über den Nachdruck, doch iſt zu erwarten, daß ein ſolches durch die hohe Bundesverſammlung zu Stande kommen werde*). Übrigens iſt auch

*) Mit Recht muß man ſich wundern, daß dieſer Gegenſtand in Deutſchland ſo viel Schwierigkeiten findet, da er auf ſo einfachen Grundſätzen beruht, daß es in Frankreich im J. 1793 nur eines ganz kurzen Vortrags bedurfte, um ihn gehörig ins Licht zu ſetzen. Damals ſagte Lacanal folgendes darüber: „Das Eigenthum, welches am wenigſten beſtritten werden kann, deſſen Anwachs weder die republikaniſche Gleichheit verletzen, noch der Freiheit Beſorgniß erregen kann, iſt ohne Widerrede das Eigenthum an den Produkten des Geiſtes; und wohl muß man erſtaunen, daß es nöthig geweſen, dieſes Eigenthumsrecht erſt anzuerkennen, ſeine freie Ausübung durch ein poſitives Geſetz zu ſichern, daß es einer ſo großen Revolution, wie die unſrige, bedurft hat, um uns über dieſen Punkt zu den einfachen Elementen der gemeinſten Gerechtigkeit zurückzubringen. — Hat das Genie in der Stille ein Werk hervorgebracht, das die Gränzen des menſchlichen Wiſſens erweitert, ſo bemächtigen ſich deſſelben ſogleich literariſche Räuber, und der Verfaſſer gelangt nur unter Elend und Noth zur Unſterblichkeit. Die Nachkommenſchaft des großen Corneille erloſch in Dürftigkeit! — Der Druck kann aus dem Werke eines Schriftſtellers um ſo weniger ein öffentliches Eigenthum in dem Sinne jener Räuber machen, als es nur mittelſt deſſelben dem Verfaſſer möglich wird, von ſeinem Werke Nutzen zu ziehen, und er folglich dieſen ſchon in dem Augenblick wieder verlieren würde, wo er Anſtalt träfe, ihn ſich zu verſchaffen. Wie unſelig wäre es, wenn der Mann von Genie, der ſeinen Schlaf opfert, um ſeine Mitbürger zu unterrichten, ſich nichts als einen unfruchtbaren

aus den oben angeführten Gründen der Nachdruck fremder, d. h. im Auslande verlegter Werke eigentlich unerlaubt und widerrechtlich, wenn er auch minder ſchädlich wäre, denn die Vernunftrechte, oder diejenigen, welche ſich unmittelbar aus der Anwendung natürlicher Rechtsprincipien auf Lebensverhältniſſe, welche allen gebildeten Staaten gemein ſind, ergeben, müſſen auch von den Bürgern dieſer Staaten gegen einander geachtet werden. Das Recht der Wiedervergeltung iſt nur eine erlaubte Vertheidigungsmaaßregel, anzuwenden, um einen dauerhaft rechtlichen Zuſtand wieder herbeizuführen. — Iſt der Nachdruck an ſich widerrechtlich, ſo kann von dem Nutzen ſeiner Zulaſſung für den Staat vernünftiger Weiſe nicht die Rede ſeyn, denn das Widerrechtliche oder Unerlaubte iſt nie nützlich, höchſtens ſcheinbar auf einige Zeit.

Verlöbniß, ſ. Sponſalien.

Verlorene Poſten nennt man im Kriege diejenigen Schildwachen, die auf den äußerſten Punkten des Lagers oder des Biwachtes gegen den Feind aufgeſtellt ſind.

Vermächtniß, ſ. Legat.

Vermeſſen. Man bezeichnet hierdurch die vollſtändige geometriſche Ausmeſſung einer Gegend, und unterſcheidet ſie von einer bloßen Meſſung dadurch, daß dieſe die eigentliche Maaßbeſtimmung einer Linie oder Fläche zum Gegenſtande hat, jene aber, die detaillirte Beſtimmung aller örtlichen Verhältniſſe in dem vorgeſchriebenen Umfange erheiſcht, und eigentlich mit dem, was man unter einer Aufnahme verſteht, übereinkommt. Die Vermeſſungen können über ganze Länder ſich erſtrecken, oder auch nur einzelne Güter, Beſitzungen und Gehöfte zum Gegenſtande haben. Bei Vermeſſungen ganzer Länder muß jedesmal der Zweck mit berückſichtigt werden, den ſolche zum Gegenſtand haben, und ſo hat man rein topographiſche, topographiſch-militäriſche Vermeſſungen, ſtatiſtiſche Vermeſſungen, Cameralvermeſſungen, Steuervermeſſungen u. ſ. w., wo bei jeder Branche dasjenige in der Natur beſonders berückſichtigt wird, womit ſich die Vermeſſung befaſſen ſoll. — Alle ausgebreitete Vermeſſungen erheiſchen ſehr geſchickte und zuverläſſige Geometer, die nicht bloß Rutine in ihrem Geſchäfte beſitzen, ſondern auch aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen, Gradmeſſungen und die Bedingungen des Zwecks der Vermeſſung zu würdigen und anzuwenden verſtehen; aus dieſem Grunde ſind auch dergleichen brauchbare Subjecte höchſt ſelten zu finden, beſonders da man bei höheren Bildungsanſtalten noch nicht darauf hinlänglich Rückſicht genommen hat. — Zu den großen Vermeſſungen bedient man ſich der beſten und zuverläſſigſten Meßinſtrumente, die man früher vollkommen nur in England zu bekommen glaubte, neuerdings aber durch die rühmenswerthen Bemühungen des Mechanikus Reichenbach in München, von dort her, eben ſo gut, wo nicht beſſer gefer-

Ruhm zu verſprechen hätte, wenn er nicht den rechtmäßigen Gewinn einer ſo edlen Beſchäftigung in Anſpruch nehmen dürfte!" —

Auf dieſen kurzen, aber ſo einleuchteten Vortrag wurde beſchloſſen, das literariſche Eigenthum ſolle bis zehn Jahre nach des Verfaſſers Tode dauern. Das damals über dieſen Gegenſtand gegebene Geſetz iſt ſeitdem faſt unverändert geblieben; ihm verdankt Frankreich die Blüthe ſeines Buchhandels und das Publikum ein ſchönes Aeußere und wohlfeile Preiſe der Bücher.

tigt erhält. — Der Nutzen der Vermeſſungen und die daraus hervorgehenden Karten ſind für eine jede Staatsverwaltung, beſonders aber fürs Cameral- und Steuerfach, von ſehr großem Nutzen, indem durch ihre Hülfe man erſt im Stande iſt, die örtlichen Verhältniſſe eines Landes zu beurtheilen, und darnach die nöthigen Beſtimmungen und Einrichtungen zu treffen. (S. Landesvermeſſung und Trigonometrie). P. S.

Vermögen (Nationalökonomie) iſt die Maſſe vorhandener Güter; dieſe Maſſe im Beſitze einzelner Staatsbürger heißt Privatvermögen, die Gütermaſſe aller Bürger im Staate bildet das Volks- oder Nationalvermögen (ſ. d. Art.), und diejenige Gütermaſſe, in deren Beſitz ſich die National- oder Volksgeſammtheit befindet, heißt Staatsvermögen. — Wie die Güter doppelter Art ſind, geiſtig und ſinnlich, ſo giebt es auch eine doppelte Art von Vermögen, nämlich geiſtiges und ſinnliches Vermögen. Zu dem geiſtigen Vermögen gehören die Talente, Fähigkeiten und Kenntniſſe, wodurch der Menſch in den Stand geſetzt wird, theils ſelbſt Güter hervorzubringen, theils von der Natur geſchaffene Dinge aufzuſuchen und wegzunehmen, und mit ihnen diejenige Veränderung vorzunehmen, wodurch ſie zu Gütern erhoben werden. Das ſinnliche Vermögen umfaßt alle Güter, welche irgend einen ſinnlichen Stoff enthalten, alſo Nahrungsmittel, Werkzeuge, Gebäude u. ſ. w. Wie groß auch immer der Werth der geiſtigen Güter ſeyn mag, ſo iſt derſelbe doch ſtets nur ein Gebrauchswerth, nie ein Tauſchwerth, letzterer kann blos bei ſinnlichen Gütern Statt finden, daher kann auch das geiſtige Vermögen zwar einen hohen Gebrauchswerth, jedoch nie einen Tauſchwerth beſitzen, wohl aber das ſinnliche. KM.

Vernageln, eine Kanone, heißt in das Zündloch derſelben eine Art Nagel, welcher vorn einen Haken und auf der Seite einen Wiederhaken hat, ſchlagen. Dadurch wird das Geſchütz unbrauchbar. Man nimmt zum Vernageln der Kanonen dann ſeine Zuflucht, wenn ſie unrettbar in die Hände der Feinde fallen ſollten, um dieſem, wenn auch Trophäen, doch wenigſtens unbrauchbare, zu hinterlaſſen.

Verneinend, ſ. Negativ.

Vernet (Joſeph), ein berühmter Mahler, wurde 1712 zu Avignon geboren, kam als Jüngling nach Paris, und erlangte bald den Ruhm, in Seeſtücken alle Mahler ſeiner Zeit zu übertreffen. Er mahlte alle franzöſiſchen Seehäfen, eine Suite von Gemählden, die unübertrefflich ſind. Niemand wußte ſo treu und wahr die Ruhe der See und die Stürme, die leichten Bewegungen und Lichtreflexe auf den ruhigen Wellen auszudrücken, als Vernet. Seine Anlagen hatte er durch unabläſſiges Studium der Natur vervollkommnet und ſich in ſeiner Jugend deswegen oft den größten Gefahren ausgeſetzt. Während ſeines Aufenthalts in Rom ſuchte er alle intereſſanten Situationen auf, ſtudirte alle Lichtwirkungen und Helldunkel, welche die Dünſte und die zufälligen Stellungen der Wolken jede Stunde des Tages und der Nacht hervorbringen. Seine Bilder wurden zu hohen Preiſen bezahlt, und zogen bei den jährlichen Kunſtausſtellungen im Louvre vor allen andern die Bewunderung auf ſich. Vernet ſtarb zu Paris den 3ten December 1789. Der Kupferſtiche nach ſeinen Werken

giebt es unzählige. Sein Sohn Charles *Vernet* iſt als Geſchichts- und Bataillenmahler berühmt; nicht minder als Zeichner geiſtreicher Caricaturen. Er wurde 1815 zum Mitglied des Inſtituts ernannt. Auch der Sohn von *Charles*, Horace, hat ſich bereits ſehr ausgezeichnet.

Vernunft, das höhere Erkenntnißvermögen, das Vermögen, ſich ſeiner Perſönlichkeit, als ſolcher, und zugleich der Menſchheit bewußt zu ſeyn, iſt der große Markſtein, der Thier und Menſchheit ſcheidet, die ſchöne Beglaubigung unſerer himmliſchen Herkunft. Die Principien der kritiſchen Philoſophie ſchränken den Gebrauch der Vernunft blos auf mögliche *Erfahrung* ein; allein dieſe Principien könnten ſelbſt transſcendent werden, und die Schranken unſrer Vernunft für Schranken der Möglichkeit der Dinge ſelbſt ausgeben, wenn nicht eine ſorgfältige Kritik die Gränzen unſerer Vernunft auch in Anſehung ihres empiriſchen Gebrauchs bewachte. So mochte der Skepticismus anfangs blos zu Gunſten des Erfahrungsgebrauches der Vernunft alles für nichtig und grundlos erklären, was dieſen Erfahrungsgebrauch überſteigt. Als man aber endlich inne ward, daß doch die nämlichen Grundſätze a priori, deren man ſich bei der Erfahrung bediente, noch weiter führen konnten, fing man an, ſelbſt die Erfahrungsgrundſätze zu bezweifeln. Man konnte nämlich nicht beſtimmen, wie weit und warum nur bis dahin und nicht weiter der Vernunft zu trauen ſey; dieſer Verwirrung aber kann nur durch förmliche und aus Grundſätzen gezogene Gränzbeſtimmung unſers Vernunftgebrauchs abgeholfen werden. Erfahrung thut der Vernunft niemals völlig Genüge; ſie weiſ't uns in Beantwortung der Fragen immer weiter zurück, und läßt uns in Anſehung des völligen Aufſchluſſes derſelben unbefriedigt. Wer kann ſich in allen cosmologiſchen Fragen, von der Weltdauer und Weltgröße, von der Freiheit oder Naturnothwendigkeit, mit bloßer Erfahrungskenntniß befriedigen? Wir mögen es anfangen wie wir wollen, ſo gebiett jede nach Erfahrungsgrundſätzen gegebene Antwort immer eine neue Frage. Dieſe will wieder beantwortet ſeyn, und da dieſes ſo fortgeht, ſo thut ſich dadurch die Unzulänglichkeit aller empiriſchen Erklärungsarten zur Befriedigung der Vernunft deutlich dar. Endlich wer ſieht nicht bei der durchgängigen Zufälligkeit und Abhängigkeit aller Erfahrungsgegenſtände die Unmöglichkeit, bei dieſen ſtehen zu bleiben? wer fühlt ſich nicht nothgedrungen, in dem Begriffe eines höchſten Weſens Ruhe und Befriedigung zu ſuchen? — Den deiſtiſchen Begriff des Urweſens aber muß man einräumen, weil die Vernunft in der Sinnenwelt durch lauter Bedingungen, die immer wiederum bedingt ſind, getrieben wird. Und ſo kann uns nichts hindern, von dieſem Weſen eine Cauſalität durch Vernunft in Anſehung der Welt zu prädiciren, und ſo zum Theismus überzuſchreiten. — Es wird übrigens das Wort *Vernunft* noch in gar vielfältigen Beziehungen und mannichfaltigen Bedeutungen gebraucht; nämlich als bloßer Gegenſatz der Sinnlichkeit (als Rationalität überhaupt), ferner als das Vermögen zu denken (durch Begriffe ſich etwas vorzuſtellen), ferner auch von dem *Verſtand* oder Denkvermögen verſchieden, als Vermögen der *Ideen* (ſ. d. Art.) und Geſetze. Das Unvermögen, ſich ſeiner Vernunft ohne Leitung eines Andern zu bedienen, iſt Unmündigkeit (ſ. d. Art.) Das Zeitverhältniß der Gelangung zum vollſtändigen Gebrauch der Vernunft kann bei dem Menſchen in Anſehung ſeiner Geſchicklichkeit etwa im

zwanzigſten Jahre anberaumt werden. — Kant hat die Benennung theoretiſche und practiſche Vernunft eingeführt, meint aber damit nicht, daß es eine doppelte Vernunft gebe, ſondern nur daß ein und dieſelbe Vernunft das Vermögen ſey, eine Erkenntniß auf zweierlei ſpecifiſch verſchiedene Art auf einen Gegenſtand zu beziehen; einen zweifachen Gebrauch der Vernunft; den theoretiſchen, durch den ich a priori erkenne, daß etwas ſey, und den practiſchen, durch den ich a priori erkenne, daß etwas geſchehen ſoll. — Geſunde Vernunft iſt die Vernunft in dem Zuſtande, als ſie jedem nicht verbildeten Menſchen beiwohnt, nämlich in dem Zuſtande, wo weder körperliche noch geiſtige Krankheit darauf verderblich eingewirkt hat. Geſtörte Vernunft heißt Aberwitz.

Verona, eine alte, große und weitläuftige Stadt in Oberitalien, ehemals den Venetianern, jetzt zum lombardiſch-venetianiſchen Königreiche gehörig, und der Hauptort einer Provinz gleiches Namens. Sie liegt an der Etſch, welche die Stadt in den ſüdlichen und nördlichen Theil trennt, die durch vier Brücken mit einander verbunden ſind, in einer ſehr fruchtbaren und angenehmen Ebne, die beſonders, wenn man aus den tyroler Gebirgen in dieſelbe kommt, einen reizenden Anblick gewährt. Verona iſt mit Mauern und Wällen umgeben, und wurde ſonſt auch durch die drei Caſtelle S. Felice, S. Pietro und Caſtello vecchio beſchützt, die aber jetzt ihre militäriſche Wichtigkeit völlig verloren haben. Die Stadt hat faſt zwei Meilen im Umfange, verſchiedene große freie Plätze, darunter die Piazza de' Signori mit dem Rathhauſe und den Statuen ausgezeichneter Bürger von Verona, 9000 Häuſer, theils ſehr anſehnlich, theils von alter Bauart, größtentheils enge, krumme Straßen und 60,000 Einwohner. Groß iſt die Anzahl der Kirchen, denn man zählt hier 14 Pfarr-, und 79 andere Kirchen und eine Kathedralkirche. Viele von dieſen Kirchen ſind mit ſchönen Gemälden geſchmückt. Es giebt hier viele Seiden-, Wollen- und Lederfabriken. Der Handel, der von hier aus zwiſchen Italien, Deutſchland und der Schweiz getrieben wird, iſt nicht mehr ſo lebhaft als ehemals, aber doch immer noch beträchtlich. Es giebt hier ſehr viel Überreſte römiſcher Alterthümer, beſonders einen großen Reichthum an alten Bildhauerwerken; die berühmte Maffeiſche Sammlung enthält einen Schatz von Alterthümern, als Inſchriften, Statuen, Gefäßen und Basreliefs. Sehenswürdig iſt das hieſige alte römiſche Amphitheater, das mehr als 22,000 Menſchen faſſen konnte. Es iſt unter allen aus dem Alterthume uns übrig gebliebenen Denkmälern dieſer Art am beſten erhalten, es wird aber auch alle Jahre auf Koſten der Stadt ein Theil deſſelben neu hergeſtellt. Dieſes Gebäude ſteht am Platze Bra und der ſchönen Straße, ſoll von Domitian erbaut worden ſeyn, iſt von Marmor und von ovaler Form, und hat 464 Fuß in der Länge und 367 in der Breite. Außen hat es zwei Stockwerke Arkaden von einer ſchönen Zeichnung und Form und zwar 72 Arkaden in jedem Stockwerke. Das Innere des Amphitheaters beſteht aus 46 Reihen Sitzen, welche vom rothen Marmor ausgehauen ſind, im Ring herumlaufen und 32 Ausgänge auf den untern und eben ſo viel auf den obern Arkaden haben. Verona iſt die Mutter und Pflegerin berühmter Gelehrten und Künſtler, die Vaterſtadt des Catull, Cornelius Nepos, des ältern Plinius, des Vitruvius, Scaliger, Scipio Maffei u. A. Die Familie der Scaliger beherrſchte die Stadt im 13ten und 14ten Jahrhunderte, ſie wurde ihnen aber von den Venetianern entriſſen.

Verpuffen (chemiſch) nennt man das mit einem heftigen Knalle verbundene Entzünden der Salpeterſäuern, wenn ſie mit glühendheißen brennbaren Subſtanzen in Berührung gebracht werden. Dieſe merkwürdige Erſcheinung wurde nach Stahls Syſtem aus dem Brennſtoffe erklärt; das antiphlogiſtiſche Syſtem hingegen erklärt ſie dadurch, daß ſich aus dem Salpeter durch die Glühhitze Lebensluft entwickelt, und dieſe das lebhafte Verbrennen des denſelben berührenden Körpers verurſacht. Durch dieſe Zerſetzung wird der Stickſtoff in dem Salpeter frei und geht als Stickgas fort. Der heftige Knall entſteht durch die ungemein ſtarke und ſchnelle Entwickelung des Wärmeſtoffs, der die Luft plötzlich ausdehnt.

Vers, Versmaaß, Verskunſt. Zuvörderſt verlangt die Vieldeutigkeit des Worts Vers eine Vorbemerkung. Vom lateiniſchen Wort vertere, drehen, wenden, kehren, entſprungen, iſt Vers uberhaupt eine in ſich beſchloſſene, innerhalb beſtimmbarer Gränzen gezogene, ſich gleichmäßig wiederholende Linie; daher Zeile, Furche, Reihe. Im techniſchen Theile der Poeſie wird Vers die Geſtalt für den innern Sinn genannt, welche der Laut durch geſetzliche Bewegung und Maaß gewinnt, oder eine Reihe, ein Ganzes metriſch gegliederter Rhythmen. Alſo ſind Rhythmen deſſen Entwickelung in Bild und Gegenbild (ſ. d. Art. Strophe und Rhythmus); Metrum oder Tact deſſen Maß und Begränzung. Er iſt mithin das höchſte Gebild der Tonſprache und elementariſch bereits in den Vocalen angekündigt. In modernen, d. i. accentuirenden, Bild und Gegenbild nicht durch Länge und Kürze, ſondern Accent und Accentloſigkeit der Sylben unterſcheidenden Sprachen iſt der Reim, als Gleichlaut der Töne in Sylben, geſteigerte Alliteration und Aſſonanz, ein vorſchlagendes und intenſives Moment des Verſes. Auch das Ganze ſo verbundner Verſe heißt wiederum Vers, wie man von Liederverſen ſpricht, wofür freilich beſſer wäre, Strophe, Stanze, Geſatz oder Abſang zu ſagen. Eben ſo hat das Wort Versmaaß, welches für Metrum gebraucht wird, eine mehrfache Bedeutung. Einmal nämlich iſt es das Verhältnißmaß der Arſis und Theſis, oder des Bildes und Gegenbildes (ſ. Strophe). Mit erweiterter rhythmiſcher Form aber wird das Hauptmoment der metriſchen Periode, der Fuß, Versmaaß. Endlich wird die metriſche Periode ſelbſt noch mehr erweitert Maaß des Verſes. Verskunſt iſt die Anwendung dieſes Maaßes. — Da bereits in den angeführten Artikeln hinlänglich, ſo weit es die Gränzen dieſes Werks geſtatten, über das Weſen des Rhythmus und Metrum geſprochen worden iſt, ſo iſt eine Wiederholung überflüſſig. Eben ſo wenig kann hier von dem Folgerichtigen, in den Zahlen Zwei und Drei, oder im Geraden und Ungeraden liegenden Princip der Reimſtellung gehandelt werden. Wir erinnern nur kurz, daß Rhythmus ohne Tact nicht denkbar ſey; daß es geraden und ungeraden Tact gebe, mithin dreierlei Metra, a. das ſpondeiſche = Zwei- oder Viervierteltact; b. das moloſſiſche = ſchweren Dreivierteltact; c. das trochäiſche = leichten Sechs- oder Neunachteltact. Die Versarten in ungeradem Tact ſagen mehr dem Antiken, die in geradem mehr dem Modernen zu. Die alten Grammatiker maßen nach Füßen und wurden dadurch zu manchen Irrthümern verleitet. Denn Fuß iſt nur Form eines einzelnen Hauptmoments der metriſchen Periode (des Tactes), oder proſodiſche Compoſition (ſ. Rhyth-

mus), deſſen verhältnißmäßiger Gehalt eben erſt rhythmiſch und metriſch beſtimmt zu werden verlangt, alſo erſt an dieſen meßbar, nicht aber ihr Maaß iſt. Dies Maaß führt nun aber auf eine, früherhin ganz unbekannte, oder doch mindeſtens nur dunkel und verworren gefühlte, obgleich in der Tonſprache aufbewahrte, dreizeitige Länge, wie auf einen doppelten, nämlich leichten, dem dreizeitigen, und ſchweren, dem geraden Tact angehörigen, Daktylus. Dieſe von dem gründlichen Kenner Apel gemachte Entdeckung mußte, zumal für accentuirende Sprachen, von wichtigen Folgen ſeyn, indem damit die Gebiete des Proſodiſchen und Metriſchen ſchärfer abgemarkt, aber auch innerhalb ihrer ſelbſt genauer vermeſſen und beſtimmt wurden (ſ. Proſodie). Die Grammatiker dagegen, deren Fuß nur ein Sylbenhaufwerk war, ſuchten, um das Maaß zu beſtimmen, einen Grund- und Hauptfuß, der im Ganzen waltete, auf. Da ſie nur Lang und Kurz, nicht aber das Wie lang und Wie kurz kannten, dies aber gerade, nämlich das verſchiedene Verhältniß, auch Verſchiedenheit der Bewegung gab, ſo entſtanden hieraus allerlei Willkührlichkeiten, Verkennungen und Verwirrungen, welche zu Geſetzen erhoben wurden, wodurch die Wahrnehmung des Rhythmus nur mehr verdeckt und erſchwert wurde. Mißt man dagegen, wie es das Ohr und die ſeine Rechte behauptende folgebeſtändige Wiſſenſchaft fodert, muſikaliſch und tactmäßig, ſo ſucht man die regelmäßig wiederkehrende metriſche Periode auf, ſcheidet ſie von ihrem Auftact und gewinnt ſo die Melodie des Verſes, wo ſich denn der proſodiſche Sylbengehalt von ſelbſt zum rhythmiſchen und metriſchen ſteigert. Wie denn nun das Wahre in mancherlei Verrückungen und Entſtellungen dennoch mindeſtens als eine Ahndung leiſe berührt und leitet, ſo erging es auch hier. Es galt freilich nur als Herkommen und Überlieferung, daß Verſe entweder nach Füßen oder nach Doppelfüßen (Dipodien) gemeſſen werden müſſen — die tripodiſche, oben als Neunachtel angedeutete, kannten ſie nicht —; aber ſie maßen doch daktyliſche, kretiſche, choriambiſche, ioniſche, päoniſche und antiſpaſtiſche Verſe nach Füßen, ſo daß jeder ein Metrum war; nach Dipodien dagegen anapäſtiſche, trochäiſche und iambiſche Verſe, wo ein Doppelfuß ein Metrum machte. Je nachdem nun die metriſche Periode in einem Vers ein oder mehrmal enthalten iſt, heißt er Vers Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter (ein-, zweitactiger Vers 2c.) u. ſ. w. Da mancher Tact nur intentionell auszufüllen, nicht aber jederzeit real ausgefüllt iſt, ſo gründet ſich hierauf die Eintheilung in katalektiſche, oder unvollzählige, und akatalektiſche, oder vollzählige Verſe. Schloß der Vers in der Mitte der Periode, ſo hieß er brachykatalektiſch oder halbvollzählig; war er um eine Sylbe länger, ſo hieß er hyperkatalektiſch, oder überzählig. Nach der Tacttheorie fallen dieſe Eintheilungen als irrig und überflüſſig weg, wie jeder, der ſich einen Vers muſikaliſch bezeichnen kann, leicht findet. Eben ſo fallen die ſogenannten polyſchematiſchen, oder vielformigen, mehrerer Formen oder Variationen fähigen, Verſe, als Ausnahme, wie die widerſinnig zuſammengemiſchten, die unzuſammenhängigen, ſelbſtſtändige, angeblich unvereinbar neben einander ſtehend, deren Erfinder Archilochus ſeyn ſoll, nach gehöriger Meſſung an ihre gehörigen, nach rhythmiſchen Geſetzen ganz richtigen

Stellen, und in manchen offenbart ſich gerade ein recht lieblicher, anmuthiger Tanz. — Eine conſequente Tacttheorie führt alle Versgattungen, wie ſich ſchon aus dem hier und in den übrigen hierher gehörigen Artikeln Geſagten ergibt, auf eine Grund- und Urform zurück, wovon es mancherlei Variationen giebt, welche unter einer Menge Namen in den Lehrbüchern vorkommen. Es kann aber hier unmöglich eine Aufzählung aller einzelnen Gattungen und Arten gefodert werden, welches Geſchäft einer Metrik iſt; und eine ſolche iſt noch die zuletzt erſchienene Verskunſt der Deutſchen aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichen mit der griechiſch-römiſchen, zum Schulgebrauch, wie auch für Liebhaber der Dichtkunſt und Muſik, von J. H. Fr. Meineke, Quedlinb. u. Lpz. 1817, II. 8. Aus dem oben Geſagten ergiebt ſich von ſelbſt, daß die Erfoderniſſe eines guten Verſes ſind: Correctheit hinſichtlich der Proſodie und der rhythmiſchen und metriſchen Meſſung, ſo wie des Reims; Cäſur oder Gränze der rhythmiſchen Figur auf der metriſchen Reihe, Endung des logiſchen Satzes und Wortrhythmus, wodurch die Wortrhythmen ſchicklich gruppirt werden (ſ. d. Art. Cäſur); große mehrſylbige Wortfüße, wie die Wörter nach ihrer proſodiſchen Quantität heißen, wenn ſie in ihrem metriſchen Verhältniß betrachtet Wortrhythmen heißen; Wohlklang, d. i. Mannichfaltigkeit und Wechſel der Laute in klarer Sylbenaustönung, mit Vermeidung der Rauhheit und des Hiatus, d. h. des unmittelbaren Zuſammenſtoßes zweier Vocale oder Doppellauter (z. B. redete alſo, Europa allein) außer der Commiſſur des Worts. — Schauſpielern und Vorleſern, wie die heutige Form der Geſelligkeit ſie fodert, iſt Kenntniß der Verskunſt um ſo unerlaßlicher, je tiefer ein vorgeleſener Vers eingreift, anſpricht, und Ton wie Farbengebung des Gedichts ausmacht, und je mehr Nachhülfe die meiſten Verſe der gangbaren Dichter oder Dichterlinge brauchen. Denn auch hier hat der unſrer Zeit eigne Übermuth und Überſchwank leider in der erſt ſeit Klopſtock allmählig wieder weichenden Unkunde und Unanſprechbarkeit für Richtigkeit und Wohlklang der Verſe, wie in der durch den ſonſt geiſtreichen Moritz beförderten irrigen Anſicht unſerer Proſodie eine Stütze ſeiner Nachläſſigkeit gefunden. Die Unwiſſenheit und das Vorurtheil der ſtimmführenden Kennerlinge, welche in der That oft weniger als Schulknaben von der Sache verſtehen, macht dies nur noch ſchlimmer. Selbſt die Beſſeren finden es natürlicher, einen Vers ſchwarz auf weiß zu ſehen, als zu hören, ähnlich den heutigen Tonſetzern, welchen die künſtlich ſymmetriſch vertheilten Stimmen auf dem Papier der Partitur, trotz aller Unklarheit, Trockenheit, Herbheit und Zerſtückelung des Melodienfluſſes und der Grundharmonie, für einen Beweis der Kunſttrefflichkeit ihrer Compoſitionen gelten, wenn gleich kein Herz ergriffen, kein Ohr geſchmeichelt wird durch dieſe erkünſtelte krauſe Abenteuerlichkeit. So iſt denn gekommen, daß man, mit Voß zu reden, in Freund, komm heut Nachmittag her, ſieh Herrn Blanchards neu Luftſchiff hoch aufziehn, einen ſehr prachtvollen Hexameter und feurigen Satz für die Baßgeige, in Höchſtdero Vers übertäubt unſer Ohr, gegen Zeitmaaß und Tonmaaß einen beſonders lebhaften für den muntern Vortrag der Violine erblickte, übrigens daß Iſaak ſcherzte mit ſeinem Weibe Rebecca für einen untadelhaften Hexameter hielt. Und ſo laſſen

wir Gutmüthigen uns ein abgezähltes Sylbenhaufwerk, wo Daktylen, Moloſſen, Kretiker ꝛc. für gleichgeltend gebraucht werden, eben wie Eier dutzend- oder mandelweis, nachdem es fällt, verkaufen, richtige und ſchön gemeſſene Verſe für aufgedunſene und ſchwülſtige. Dabei ſteht nicht zu läugnen, wie denn die Extreme ſich immer berühren und unſere Zeit überall ſie ſchroff einander gegenüber aufthürmt, daß auch beſſere Verskünſtler, aus Abgötterei mit der Form, unſerer Sprache ſo ſehr Gewalt angethan haben, daß manche Überſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen zu ihrem Verſtändniß erſt eben die Kenntniß der Urſprachen erfodern. Indeß wird wohl auch hier die Zeit Ausgleicherin werden. Genug, daß Klopſtock, Voß, Schlegel, Apel, Baggeſen, Fouqué den Reigen führen! Wa.

Verſailles, eine franzöſiſche Stadt, belegen in einer weiten, zum Theil unfruchtbaren Ebne des Departements Seine-Oiſe, 2¼ Meilen von Paris. Hier ſtand bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts nur ein unbedeutendes Jagdſchloß, das zuweilen von den Monarchen beſucht wurde, in einem eben ſo unbedeutenden Orte. Ludwig XIV. beſchloß, aus dieſer einer Wüſte ähnlichen Ebene einen ſeines prächtigen Zeitalters und ſeiner Größe angemeſſenen Wohnplatz für Könige zu ſchaffen, und legte von 1661 bis 1678 mit einem ungeheuern Aufwande eines der prächtigſten Luſtſchlöſſer an, um das ſich bald eine der ſchönſten Städte Frankreichs mit geraden Straßen und ſchönen Gebäuden verſehen, reihete, deren Volksmenge auf 100,000 Köpfe anwuchs. Verſailles war die Reſidenz der drei Bourbonen, Ludwig XIV., XV. und XVI., und aller hohen Centralbehörden bis 1789, — in welchem Jahre Ludwig XVI. am 6ten October Verſailles zu verlaſſen, und zu Paris ſein weiteres Schickſal zu erwarten gezwungen wurde. Da mit dem Könige natürlich der ganze Hof und die ganze Regierung den Ort verließ, ſo verödete derſelbe eben ſo ſchnell als er angewachſen war. Doch that Napoleon ſehr viel, um ihm wieder aufzuhelfen, und ließ auch das Schloß, das zu verfallen anfing, wieder herſtellen. Verſailles iſt jetzt die Hauptſtadt des Departements, worin es liegt, der Sitz eines Biſchofs, einiger gelehrten Geſellſchaften, einer Mahler-, Muſik-, Artillerie- und Genieſchule, und zählt jetzt in 2000 Häuſern 35,000 Einwohner, die mancherlei Arten von Kunſtfleiß, beſonders aber große Gewehr- und Uhrenfabriken unterhalten. Das Schloß hat eine Façade von 1800 Fuß Länge und enthält noch immer ſehr viele Sehenswürdigkeiten, beſonders die Capelle, die Prinzentreppe, die prächtige große Gallerie mit koſtbaren Schildereien, den Herculesſaal, den Salon de Guerre und den Schauſpielſaal. Der Garten iſt ganz in franzöſiſchem Geſchmacke, aber reich an Springbrunnen, Grotten, Statuen von Bronze, Alabaſter und Marmor, und einer ausgeſuchten Orangerie. Im Umfange des Parks liegen auch die Villen von Grand und Petit Trianon, beide von Ludwig XIV. angelegt; ein Fenſter in dem letztern gab bekanntlich die Veranlaſſung zu dem Kriege von 1687, den Frankreich zwar mit einer großen Kraft, aber mit erheblichem Verluſte führte. (ſ. Louvois.) Übrigens wurde zu Verſailles 1783 der berühmte Friede geſchloſſen, welcher Nordamerika von dem brittiſchen Reiche trennte.

Verſalbuchſtaben, Verſalien, heißen die großen Anfangsbuchſtaben.

Verſchanzung, ſ. **Schanze** und **Befeſtigungskunſt**.

Verſchollen wird diejenige Perſon genannt, welche ſich ſeit langer Zeit in der Fremde befindet, und von der man vorausſetzen kann, daß ſie nicht mehr am Leben ſey. Die gerichtliche Verſchollenerklärung erfolgt, wenn von dem Leben und Aufenthalte einer Perſon nach mehrern, durch die öffentlichen Zeitungen verbreiteten gerichtlichen Vorladungen nichts bekannt wird, und die Perſon bereits zu einem hohen Alter gelangt ſeyn müßte. Die Altersbeſtimmungen ſind verſchieden nach den verſchiedenen Geſetzgebungen.

Verſchwörung. So groß die Fortſchritte der Wiſſenſchaft des Criminalrechts in neuern Zeiten geweſen ſind, ſo herrſcht doch ſelbſt bei den ausgezeichnetſten Bearbeitern deſſelben (Beccaria, Paſtoret, Feuerbach, Stübel, Fichte, v. Grolmann, Tittmann u. A.) keine völlige Übereinſtimmung in Hinſicht der genannten Bezeichnung der zum Theile verwandten Begriffe: Hochverrath, Rebellion, Landesverrätherei und Verſchwörung. Wenn wir mit Fichte (Grundlage des Naturr. Th. 2. S. 110.) den Hochverrath als diejenige Handlung bezeichnen, durch welche ein Bürger die ihm vom Staate verliehene Macht zur Vernichtung des Daſeyns des Staates überhaupt, oder der ihm nach den Grundverträgen des bürgerlichen Vereins zukommenden Verfaſſung vorſätzlich anwendet; ſo verſtehen wir mit Tittmann (Grundlin. der Strafrechtswiſſenſchaft, §. 138) unter Rebellion (bellum civile) eine gewaltſame (durch bürgerlichen Krieg bewirkte) Vernichtung des Daſeyns des Staates oder ſeiner rechtlichen Verfaſſung; und nennen mit Filangieri (Syſtem der Geſetzgeb. Th. 4. S. 415) Landesverrätherei eine jede, zu Gunſten eines feindlichen Staates unternommene, Handlung, wodurch die Vernichtung des Daſeyns des vaterländiſchen Staates und ſeiner rechtlichen Verfaſſung bewirkt werden ſoll. Bei dieſer Unterſcheidung der Begriffe ſind Hochverrath, Rebellion und Landesverrätherei nicht dem Zwecke nach, wohl aber durch die Art ihrer Ausführung von einander verſchieden. Die Verſchwörung nun kann ſich auf alle drei beziehen. Sie iſt eine geheime Verbindung von Staatsbürgern, entweder zum Umſturze der Exiſtenz des Staates ſelbſt, oder zur Veränderung des Regierungsoberhauptes, oder zur Vernichtung der beſtehenden Verfaſſung des Staates. Sie kann daher die Vernichtung der Exiſtenz des Staates ſelbſt und ſeiner Verfaſſung beabſichtigen; ſie kann aber auch zunächſt nur gegen die regierende Dynaſtie, oder ſelbſt nur gegen die Perſon des Regenten ausſchließend gerichtet ſeyn; ſie kann endlich zunächſt nur eine völlige Umbildung der beſtehenden Grundverfaſſung des Staats beabſichtigen, wobei der Angriff auf die Perſönlichkeit des Regenten, die Bemächtigung ſeiner Perſon, die Nöthigung deſſelben zur Reſignation oder zur Veränderung der Regierungsrechte u. ſ. w. nicht gerade der nächſte Zweck iſt. Die vielen Verſchwörungen, welche die alte und neue Geſchichte in despotiſchen, monarchiſchen, conſtitutionellen und republikaniſchen Staaten aufgeſtellt hat, liefern für dieſe verſchiedenen Zwecke bei den Verſchwörungen den Beweis. Wie verſchieden war die Verſchwörung der ſieben vornehmen Perſer, wodurch Darius Hyſtaſpis den Thron beſtieg, von den unzähligen Verſchwörungen der griechiſchen Freiſtaaten, in Rom zur Zeit der Republik und der Imperatoren, in Indoſtan, China ꝛc. Wie verſchieden z. B. die Pulverſchwörung in England von der Verſchwörung des Fiesco in Genua und von der neueſten Verſchwörung der Ultra's in Frankreich zur Wiederherſtellung der unbeſchränkten Monarchie und zur Vernichtung der conſtitu-

tionellen Charte vom Jahre 1814! Wie ganz anders war der Plan bei der Verſchwörung gegen den König Joſeph Emanuel (3. Sept. 1758) von Portugal, als (3. Nov. 1771) gegen den König Stanislaus Auguſtus von Polen und gegen Peter III. von Rußland (9. Jul. 1762). Wie anders erfolgte die Thronreſignation Guſtavs IV. von Schweden (1809), Selims III. (1807) und der plötzliche Tod Pauls I. (24. März 1801). Es muß daher bei den einzelnen Verſchwörungen genau unterſchieden werden, ob ſie gegen die Exiſtenz des Staates ſelbſt zu Gunſten des Auslandes, oder gegen die regierende Familie, oder gegen die Perſon des Regenten ausſchließend, oder gegen die beſtehende Verfaſſung gerichtet, ob ſie blos die Wirkungen der Unzufriedenheit im Innern, oder ob ſie unter den Einflüſſen und der Leitung des Auslandes zur Reife gebracht worden ſind.

Verſetzungszeichen heißen in der Muſik diejenigen Zeichen, wodurch die Erhöhung oder Erniedrigung eines Hampttones auf dem Notenplan angedeutet wird. Solcher Verſetzungszeichen ſind vier. Nämlich 1. das Kreuz ♯, welches einen Hauptton um einen kleinen halben Ton (das Verhältniß zweier verſchiednen Töne auf derſelben Stufe) erhöht; 2. das Be (b), welches einen Ton um ebenſoviel erniedrigt; 3. das einfache Kreuz ×, welches einen ſchon durch ♯ erhöhten Ton nochmals um einen kleinen halben Ton erhöht; und 4. das Doppelte (bb oder b), welches einen ſchon durch b erniedrigten Ton nochmals um eben ſo viel erniedrigt. Soll ein erhöhter oder erniedrigter Ton wieder in ſeine erſte Größe zurückgeführt werden, ſo wird dies durch das Aufhebungszeichen, Bequadrat, oder auch ſchlechthin das Quadrat, ♮, angezeigt. Das Quadrat alſo hebt die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones auf. Ein einfach erhöhter Ton wird durch das ♮ um einen kleinen halben Ton erniedrigt, z. B. c Hauptton, ♯c (cis) einfache Erhöhung; ♮c (c) Aufhebung der Erhöhung. Ein einfach erniedrigter Ton wird um eben ſo viel durch Bequadrat erhöht, z. B. d (Hauptton), bd (des) Erniedrigung; ♮d (d) Aufhebung des des. — Ferner, ſoll ein doppelt erhöhter oder doppelt erniedrigter Ton nur um die Hälfte erniedrigt oder erhöht (d. h. alſo zu einem einfach erhöhten oder erniedrigten Tone) werden, ſo wird vor die Note das erfoderliche einfache Verſetzungszeichen und das Quadrat zugleich geſetzt. Soll aber ein doppelt erhöhter oder erniedrigter Ton wieder ganz in ſeine natürliche Größe zurücktreten, ſo wird das Quadrat doppelt vor die Note geſetzt. Z. B.

c	♮♯c (cis)	×c (ciscis.)
(Natürlicher Ton.)	(Einfache Erhöhung.)	(Doppelte Erhöhung.)

♮♯c (cis)	♮♮c (c natürliche)
(Aufhebung der Erhöh. zur Hälfte.)	(Ganze Aufhebung)

oder ferner:

d.	bd (des)	bbd (desdes)
(Natürl. Ton.)	(Einf. Erniedrigung.)	(Dopp. Erniedrigung.)

♮bd (des) . . . . ♮♮d (d natürl.)
(Halbe Reſtitution.) (Ganze Reſtitution.)

Die Verſetzungszeichen, nämlich das ♯ und b, heißen weſentliche, wenn ſie die in einer Tonleiter (oder Tonart) nothwendig erhöhten oder erniedrigten Töne bezeichnen. In dieſem Fall werden ſie jedesmal zu Anfang eines Tonſtücks, oder eines Satzes zwiſchen den Schlüſſel und das Tactzeichen, auch gewöhnlich zu Anfang einer jeden Notenzeile, und zwar auf diejenige Stufe, auf welche der durch ſie erhöhte oder erniedrigte Ton gehört, geſetzt, und heißen dann: die Vorzeichnung (franz. clef) einer Tonleiter. Bezeichnen die Verſetzungszeichen aber nur ſolche erhöhte oder erniedrigte Töne, die nicht in diejenige Tonart, in welcher modulirt wird, gehören, ſondern nur zufällig durch den Lauf der Modulation erſcheinen, ſo werden die Zeichen (des ♯ oder b) jedesmal unmittelbar vor die durch ſie zu erhöhende oder zu erniedrigende Note geſetzt, und heißen dann zufällige Verſetzungszeichen. In Ddur z. B. iſt das ♯ auf den Stufen von c und f weſentliches Verſetzungszeichen, weil es die in die Tonleiter von Ddur weſentlich gehörigen Töne cis und fis bezeichnet. Wird hingegen zufällig das in die Tonleiter von Ddur gehörige g (ohne Veränderung der Tonart) durch ein ♯ erhöht, alſo zu gis, ſo iſt das ♯ vor g ein zufälliges Verſetzungszeichen, weil es hier nur einen Ton bezeichnet, der nicht in der Tonleiter vor Ddur begründet iſt. Sowohl die Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen, als das Aufhebungszeichen, werden übrigens auch bei Bezeichnung der Töne durch Ziffern im ſogenannten Generalbaß angewandt, und folglich mit unter die Signaturen des Generalbaſſes gerechnet. F. U.

Verſöhnung iſt ſchon zwiſchen Menſchen, die nach verderblichem Zwiſt einander wieder entgegenkommen, und friedlich die Hände reichen, eine der ſchönſten Handlungen wahrer Humanität. Ihre gegenſeitige Liebe iſt nun herzlicher, als vor dem Ausbruche ihrer Feindſchaft; ſie erkennen freudiger das Gute an, das neben manchen Mängeln doch jeder von beiden beſitzt, und die wechſelſeitige Verzeihung alles erlittenen Unrechts bekräftigt ihren Vorſatz, neue Beleidigungen zu vermeiden, ja ſich des wiedergewonnenen Vertrauens durch ein tadelloſes Verhalten würdig zu machen, und einander deſto gütiger zu begegnen, je ärger vorher die Verletzung geweſen war. So macht die Stunde der Verſöhnung ſelbſt ungebildete, ſonſt harte Menſchen feinfühlender und williger, nun aus Liebe zu leiſten, was ſie vorher der Gerechtigkeit verweigerten. Mit tiefer Beziehung auf dieſe Eigenheit des menſchlichen Gemüths wendet daher die Sprache des bibliſchen Chriſtenthums den Ausdruck „Verſöhnung" an, um die Wiedervereinigung des ſündigen Menſchen mit Gott zu bezeichnen. Zwar iſt von Seiten Gottes nichts geſchehen, was die Menſchen Beleidigung nennen könnten, noch eine Aufwallung des Zorns über ihre Sünden in ſeinem unveränderlichen Weſen denkbar. Er iſt ewig die Liebe ſelbſt, und bedarf keiner Verſöhnung mit den Menſchen, deren Fehltritte ſeine unendliche Seligkeit nicht zu trüben vermögen. Aber verletzt haben ſie durch ihre Sünden die Idee der Heiligkeit Gottes, die in ihrem Gewiſſen wohnt, und nach ihrer auf die Analogie menſchlicher Verhältniſſe gegründeten Anſicht muß be-

dieſem Bewußtſeyn der Gedanke, „er ſey erzürnt, er verwerfe ſie als Übertreter ſeiner Geſetze und Gegenſtände ſeiner Strafgerechtigkeit,“ ſich ihnen zudrängen, und ſie mit kindlicher Furcht und Bangigkeit erfüllen. Den Jammer dieſes Zuſtandes, den jeder nur einmal zur Beſinnung gekommene Sünder kennt, zu ſtillen, kam der Sohn Gottes in die Welt. Sein vorwurfsfreies, heiliges Leben zeigte den Menſchen, wie ſie ſeyn müſſen, um das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, und den Kreuzestod, in den er ſich freiwillig und als Sühnopfer für die Sünden der Welt hingab, ſollte ſeine an ſolche Sühnopfer gewöhnten Zeitgenoſſen überzeugen, er habe ihre Schuld auf ſich genommen, und denen, die ihm nachfolgen, den Zugang des kindlichen Vertrauens zu Gott wieder geöffnet. Aber auch ohne dieſe zunächſt hiſtoriſche Beziehung hat der Tod Jeſu für die Menſchen aller Zeiten nach der bibliſchen Lehre den Werth einer göttlichen Bürgſchaft, daß die gefürchteten Strafen ihnen erlaſſen, und alle die Sünden vergeben ſeyn ſollen, die ſie nach empfangner Erkenntniß dieſes Heils nicht muthwillig wieder begehen. So ſind die Menſchen durch Chriſtum mit Gott verſöhnt, die Hand zum Frieden iſt ihnen in ſeiner Religion vom Himmel dargeboten, ſie dürfen ſie nur im Glauben ergreifen, und ſich daran zu neuem kindlichen Gehorſam gegen Gott aufrichten, um in Chriſto ihren Verſöhner zu erkennen, der ihre Wiederaufnahme in das Reich der Gnade Gottes vermittelt und ihnen Gewißheit von der Vergebung ihrer Sünden verſchafft hat. Alle chriſtliche Confeſſionen ſtimmen im Glauben an dieſe Verſöhnung der ſündigen Menſchen mit Gott und in dem unabweislichen Grundſatze überein, daß nur diejenigen, die Chriſto in Geſinnung und Wandel ähnlich werden, in der Zuverſicht auf die durch ſeinen Tod bewirkte Verſöhnung Beruhigung wegen der, nach menſchlichen Rechtsbegriffen ſonſt unausbleiblichen, ewigen Folgen ihrer Fehltritte finden können. Dieſe Verſöhnungslehre iſt zugleich für die Gläubigen unter den Chriſten das Wort des Räthſels, welches die neuere Identitäts-Philoſophie ſich in ihrer Theorie des Abfalls der Welt von Gott aufgegeben hat. E.

Verſtand, gleichbedeutend mit Vernunft, alſo in ſeinem weiteſten Umfange, heißt das Vermögen der nicht ſinnlichen Erkenntniß überhaupt; insbeſondere aber bezeichnet er das Denkvermögen (ſ. Denken) im engern Sinne, mithin das Vermögen zu begreifen, urtheilen und ſchließen, oder kurz das Vermögen durch Begriffe vorzuſtellen. Er unterſcheidet ſich in dieſer Hinſicht als ein Vermögen der Form unſrer Erkenntniß, von der Vernunft und der Sinnlichkeit, durch welche wir einer unmittelbaren Erkenntniß fähig ſind. — Gemeiner Menſchenverſtand iſt das Vermögen der Erkenntniß und des Gebrauchs der Regel in concreto. Er iſt alſo von dem ſpeculativen Verſtand unterſchieden, welcher ein Vermögen der Erkenntniß und des Gebrauchs der Regel in abstracto iſt. So wird der gemeine Verſtand die Regel, daß alles, was geſchieht, vermittelſt ſeiner Urſache beſtimmt ſey, kaum verſtehen, und niemals ſo im Allgemeinen einſehen; er fodert ein Beiſpiel. Der gemeine Verſtand hat alſo weiter keinen Gebrauch, als in ſo fern er ſeine Regeln in der Erfahrung beſtätigt ſehen kann; der ſpeculative hingegen ſieht dieſe Regel a priori, und unabhängig von der Erfahrung ein. Dies liegt ganz außer dem Geſichtskreiſe des gemeinen Verſtandes, folglich auch die Metaphyſik. — Der Streit zwiſchen dem geſunden Menſchenverſtande und der philoſophi-

renden Vernunft iſt daher an ſich naturgemäß, und jener tritt mit dem Scheine des Sieges um ſo ſelbſtgefälliger hervor, je mehr dieſe ſich in dem Gebiete der Speculation verliert. Bei ſolchen Verirrungen wendet ſich dann ein großer Theil der unbefangenen Beobachter zum Entgegengeſetzten, und bewahrt ſich vor den Irrthümern einer Art, um in andre Irrthümer zu gerathen. Man ſpricht daher oft von einer Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes, ohne aber über die Sache reifer nachgedacht zu haben, als über ſo manche andere, über die im Leben gewortwechſelt wird. Wenn der Verſtand, wie wir ihn oben deſinirten, betrachtet wird, ſo kann von einer Philoſophie des Verſtandes nicht die Rede ſeyn. Denn der geſunde Menſchenverſtand iſt noch nicht der ausgebildete Verſtand, welcher als Organ der Philoſophie zur Aufſuchung und Entwickelung der höchſten Wahrheiten nothwendig iſt; und nicht der Verſtand überhaupt, ſondern die Vernunft iſt Quelle dieſer Wahrheiten.

Verſtärkungsflaſche, ſ. Flaſche (Leydener).

Verſteigerung, Auction, ſ. Subhaſtation.

Verſteinerungen (Petrefacten) ſind abgeſtorbene organiſche Körper, die eine ſo ungeſtörte Lage erhalten haben, daß ſie anſtatt zu verweſen und in Erde zu zerfallen, ihre Bildung beibehalten haben, mit fremden Erdtheilen durchdrungen, und durch die Länge der Zeit verhärtet und ſteinartig geworden ſind. Es giebt Verſteinerungen von verſchiedenen Arten der Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fiſche und Inſecten. Aus dem Pflanzenreiche findet man Abdrücke von ganzen Gewächſen oder ihren Theilen, meiſtens Farrenkräuter, in den ſogenannten Pflanzenſchiefern, und verſteinertes Holz. Die Petrefacten finden ſich an einem Orte häufiger als an einem andern, aber es wird wenig Gegenden auf der Oberfläche der Erde geben, die gar keine enthielten. Man hat Petrefacten auf ſehr hohen Bergen — verſteinerte Ammonshörner auf einem Berge in Savoyen 7844 Fuß hoch über der Meeresfläche — ſo wie im tiefen Abgrunde der Erde — Schieferabdrücke von Farrenkräutern in Steinkohlengruben in England, 2000 Fuß tief unter der Meeresfläche — gefunden, und man leitet dieſe Erſcheinungen von einer ehemaligen, durch unterirdiſches Feuer oder vielleicht durch Feuer und Waſſer zugleich bewirkten Revolution unſerer Erde her.

Verſuch, in den phyſiſchen Wiſſenſchaften. Wenn wir die Gegenſtände der Sinnenwelt in gewiſſe Umſtände verſetzen, um zu erfahren, wie ſie ſich unter denſelben verhalten werden, ſo ſtellen wir einen Verſuch, ein Experiment damit an. Wer z. B. Queckſilber hohen Graden künſtlicher Kälte ausſetzt, um zu erfahren, bei welchem daſſelbe endlich gefrieren werde; oder wer Körper unter die Glocke der Luftpumpe bringt, um zu ſehen, wie ſie ſich im luftleeren Raume verhalten, der experimentirt. Die Geſchicklichkeit, unter den Umſtänden zweckmäßig auszuwählen, die Reſultate der gemachten Erfahrung richtig zu interpretiren, und die daraus fließenden Folgerungen mit philoſophiſcher Genauigkeit innerhalb der rechten Gränzen einzuſchließen, iſt ein Talent des echten Naturforſchers, der, ſein großes Vorbild, Baco, unverrückt im Auge, nie vergeſſen darf, daß auf ſeinem Wege die Erfahrung die einzige zuverläſſige Lehrmeiſterin iſt. Dieſe Kunſt iſt aber ſchwer und ihre vollkommne Ausübung nur dem Genie vorbehalten. — Man beſitzt über die Theorie des unermeßlichen Gegenſtandes ein ausführliches Werk von Senebier: Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences, 3 Bände (2te Aufl. Genf, 1802). Zur Pra-

xis der Verſuche bedarf es der phyſikaliſchen Inſtrumente, deren ſyſtematiſche Zuſammenſtellung den Namen eines phyſikaliſchen Cabinets führt. Von den Erfoderniſſen eines ſolchen handelt ausführlich Sigaud de la Fond: Description et usage d'un cabinet de physique expérimentale. An quatrième de la république. 2 Bände, mit vielen (und genauen) Kupfer Der Verf. iſt in der Chemie noch ein Anhänger des phlogiſtiſchen Syſtems; daher dieſer Theil ſeiner Arbeit mit der erfoderlichen Rückſicht geleſen werden muß. Dr. N.

Vertagen, von Tag und tagen. In altdeutſcher Gerichtsſprache iſt Tag gleichbedeutend mit Gericht, und tagen mit Gericht halten. Dieſe Bedeutung des Tagens iſt noch übrig in Tagfahrt, ein vom Gerichte angeſetzter Termin, Landtag, Zuſammenkunft der Stände des Landes, und Tagſatzung, die Verſammlung der Repräſentanten der verſchiedenen Cantone in der Schweiz. Vertagen insbeſondre heißt, die Sitzungen einer ſolchen Verſammlung einſtweilen für beendigt erklären. Faſt in allen repräſentativen Conſtitutionen haben die Regenten ſich das Recht vorbehalten, die Sitzungen der Repräſentanten nach Willkühr, wenigſtens für einige Zeit, zu vertagen.

Vertebralſyſtem iſt von dem geſammten Nervenſyſtem diejenige Partie, welche zunächſt von dem Rückenmarke ausgeht, oder mit ihm ſich vereinigt. Es beſteht alſo aus dem Rückenmarke ſelbſt, und aus allen den Nerven, welche von demſelben ausgehen. Das Rückenmark beſteht aus ähnlicher Maſſe, wie das Gehirn (vergl. den Art. Rückenmark). Die von ihm ausgehenden Nerven ſind theils und zunächſt für die äußere Haut, für die Muskeln des untern Theils des Geſichts, für die des Halſes, des Rückens, der obern und der untern Gliedmaßen, theils zur Verbindung mit dem Nervenſyſtem des Unterleibes und mit zur Bildung des großen ſympathiſchen Nerven beſtimmt. Alle dieſe Nervenfäden gehen von dem Rückenmarke ab, und aus dem Canal der Wirbelſäule durch die an der Seite derſelben je zwiſchen zwei Wirbelknochen ſich bildenden Löcher heraus, und ſind deren auf jeder Seite 30. Sobald jeder dieſer Nerven aus dem Canal der Wirbelſäule durch das ihm zunächſt entſprechende Loch auf der Seite deſſelben herausgetreten iſt, theilt er ſich in einen vordern und einen hintern Aſt. Der vordere verbindet ſich mit dem in der Bruſt und in dem Unterleibe auf jeder Seite herablaufenden großen ſogenannten ſympathiſchen Nerven, hilft deſſen Knoten bilden, und ſteht dadurch auch in einiger Verbindung mit dem Nervenſyſtem des Unterleibes; der hintere Aſt geht mit ſeinen Verzweigungen in die zunächſt befindlichen oben genannten Muskel- und Hautpartien. Von dem Gehirn zu dem Rückenmark, von dieſem zu den Nerven des Muskelſyſtems und der Haut findet demnach ein ununterbrochner Zuſammenhang Statt; von dem Rückenmark zu den Nervengeflechten des Unterleibes iſt aber der Zuſammenhang durch die Nervenknoten des ſympathiſchen Nerven unterbrochen. Die Betrachtung über die Function des Vertebralſyſtems giebt die Erklärung über deſſen organiſch-materielle Darſtellung. Wie in der Region der Reproduction das Nervenſyſtem in ſcheinbarer Regelloſigkeit von ſehr vielen zerſtreuten Centralpunkten ausgeht, und in ſtiller Thätigkeit ſeine Herrſchaft allenthalben ausübt; wie in der Region der Senſibilität alles von einem Centralpunkt ausgeht, und in dieſen Punkt ſich ſammelt, daher die Nervenmaſſe in Kugelform ſich bildet: ſo ver-

breitet ſich das die Irritabilität beherrſchende Nervenſyſtem, alle Bewegung nach außen und nach innen vermittelnd, in die Länge ſtrahlend und regelmäßig in die Region derſelben. Die willkührliche Bewegung wird von dem Gehirn, dem Organ des Selbſtbewußtſeyns, in ununterbrochenem Zuſammenhange ſelbſt regiert; denn in der Regel erhalten alle Muskeln der freiwilligen Bewegung ihre Nerven von dem Rückenmarke. Die innere Bewegung der zur Reproduction gehörigen Organe, des Herzens, der Adern, der Gedärme u. ſ. w. ſind der willkührlichen Einwirkung des Gehirns entzogen durch die Nervenknoten des Unterleibsnervenſyſtems. In beſondern Fällen, z. B. im Schlafe, in welchem die Macht und Thätigkeit dieſes letztern Syſtems erhöht wird, kann es auch vorkommen, daß die Nervenknoten ſelbſt die Fortleitung nicht aufhalten, ſondern von den Nervengeflechten des Unterleibes rückwärts durch die Nervenäſte des ſympathiſchen Nerven nach dem Ruckenmarke und von da in die Nerven der willkührlichen Muskeln, eine fortlaufende Reizung und Einwirkung möglich gemacht und unterhalten wird, wodurch alſo die vorher blos der Willkühr untergeordnete Muskelbewegung auch unwillkührlich durch ungewöhnliche Einwirkung von den Nerven des Unterleibes her erregt wird. Der Schlafende kann daher mancherlei Bewegungen vornehmen, ohne daß der Antrieb dazu von dem Gehirn im Bewußtſeyn und mit Willen geſchieht, und ohne daß der Menſch nach dem Schlafe ſich deſſen erinnert. (S. d. Art. Traum.) Eben ſo kann im Wachen ſelbſt eine unwillkührliche Muskelbewegung durch krankhafte heftige Einwirkung auf das Vertebralſyſtem von den Unterleibsnervengeflechten Statt finden, z. B. im St. Veitstanz, in mancher Art von Epilepſie, von Wurmreiz entſtanden, oder in andern Krämpfen und Zuckungen.

Vertheidigungsſchrift, ſ. Defenſion.

Vertheilung, in den phyſiſchen Wiſſenſchaften. Man ſetzt in der Phyſik, und namentlich in der Theorie der Electricität, die Vertheilung der electriſchen Materie in einem Körper deren Mittheilung dergeſtalt entgegen, daß man unter letzterer das wirkliche Überſtrömen in einen zweiten Körper, unter erſterer aber eine bloße Aufhebung des Gleichgewichts, ein Zuſammenſtrömen nach einzelnen Punkten deſſelben Körpers, Behufs der Mittheilung, der ſich aber irgend ein Hinderniß entgegengeſetzt, verſteht.

Vertical, bleirecht. Wenn man an das eine Ende eines frei hängenden Fadens einen hinreichend ſchweren Körper, gewöhnlich eine Bleikugel, befeſtigt, ſo nimmt der Faden nun eine Richtung an, die auf der Oberfläche eines ſtillſtehenden Gewäſſers perpendicular *) iſt, und bleirecht oder auch vertical, ſcheitelrecht, heißt, weil in ihrer Verlängerung, der Scheitellinie, ſowohl der Scheitelpunkt (Zenith, ſ. d. Art.), als der Fußpunkt (Nadir, ſ. d. Art.) des bezüglichen Ortes liegt. Setzt man nämlich, wie hier vollkommen erlaubt iſt, die geringen Abweichungen der Geſtalt der Erde von der einer vollkommnen Kugel, darüber in dem Art. Abplattung geſprochen worden, bei Seite, und erinnert ſich, daß die Schwere überall nach dem Mittelpunkte der Erde gerichtet iſt; ſo erhellt, daß der ſo beſchwerte Faden in einen verlängerten Erddurchmeſſer fallen, und alſo auf dem Gewäſſer, welches einen Theil der Erdkugelober-

*) Das Verticale ſteht dem Perpendikularen, wie das Beſondre dem Allgemeinen gegenüber: was auf dem Horizontalen perpendicular iſt, heißt Vertical.

fläche ausmacht, auf der jeder Diameter ſenkrecht iſt, nothwendig auch ſenkrecht ſeyn müſſe.

Verticalkreis nennt man den durch Zenith und Nadir des Beobachters gehenden und alſo auf deſſen Horizonte ſenkrechten größten Kreis der Himmelskugel, in deſſen Bogen man die Höhe und deren Complement den Zenithabſtand der Geſtirne angiebt. Dies wird deutlich, wenn man ſich den aſtronomiſchen Quadranten (ſ. Quadrant), welcher als ein Verticalviertelkreis betrachtet werden mag, verſinnlicht.

Vertot d'Auboeuf (René Aubert de), wurde den 25ſten November 1655 in dem Schloſſe Bennetot in der Normandie geboren, und trat wider den Willen ſeiner Ältern in den Capucinerorden. Da ſeine Geſundheit bei der Strenge dieſer Ordensregel ſehr litt, trat er 1677 in den Orden der Prämonſtratenſer, und wurde allmählig Secretär des Generals, Pfarrer und endlich Prior ſeines Stiftes. Der Einſamkeit des Kloſterlebens überdrüßig, ging er 1701 nach Paris, und wurde Weltgeiſtlicher, und bald darauf Mitglied der Akademie. Seine Talente gewannen ihm bald mächtige Gönner. Er wurde Secretär der Herzogin von Orleans, und endlich 1715 vom Großmeiſter von Malta zum Hiſtoriographen des Ordens ernannt. Später erhielt er die Commende von Santeny. Vertot brachte die letzten Jahre ſeines Lebens unter den ſchmerzlichſten körperlichen Leiden hin, unter denen er 1735 ſtarb. Als Geſchichtſchreiber hat er ſich großen Ruhm erworben, und man betrachtet ihn als den Curtius der Franzoſen. Sein Styl iſt ausdrucksvoll, und ſeine Art zu erzählen leicht und gewandt. Er iſt ohne Vorurtheile, und bei der Lectüre ſeiner Werke erräth man nicht, welcher Nation oder welchem Zeitalter er angehört habe. Seine Reflexionen ſind treffend, gründlich und beſtimmt, und immer mit einer edlen Einfalt vorgetragen. Man macht ihm den Vorwurf, daß er in der Wahl der Materien nicht umſichtig und ſtreng genug geweſen, und daß er ſeine Erzählungen oft auf Koſten der Wahrheit ausgeſchmückt habe; er hatte es in ſeiner Gewalt, die Leſer zu Gunſten ſeiner Helden zu gewinnen, aber es fehlt ihm an kritiſchem Forſchungsgeiſte und tiefer Menſchenkenntniß. — Seine vorzüglichſten Werke ſind: L'Histoire des Révolutions de Portugal (deutſch, Regensburg 1788); L'Histoire des Révolutions de Suède.

Verträge und Quaſiverträge. **Vertrag** (pactum, contractus) iſt eine gegenſeitige Willenserklärung zwiſchen zwei oder mehrern Perſonen, wodurch Rechte und Verbindlichkeiten entſtehen. Ein Rechtszuſtand nämlich iſt unter den Menſchen nur dadurch möglich, daß ſie ſich über diejenigen Gegenſtände, welche Zwang und Mittheilung zulaſſen, vernünftig vereinigen. Dieſe Vereinigung (consensus) geſchieht ſo, daß ſie in Hinſicht dieſer Gegenſtände einen und denſelben Willen erklären, und dieſe Willensäußerungen ſich gegenſeitig ſo beſtimmen, daß ſie eine von der andern abhängig erkennen. Die Willensäußerungen beſtimmen ſich aber gegenſeitig, wenn durch die **Verbindlichmachung** des Einen der Andre ſich **berechtigt** erklärt, und umgekehrt; daher zu jedem Vertrage dem Weſen nach wenigſtens zwei ſich gegenſeitig bedingende Willenserklärungen erforderlich ſind, nämlich das rechtsverbindliche **Verſprechen** (promissio) und die Annahme deſſelben (acceptatio). Dieſe den Vertrag conſtituirenden Handlungen ſind mit den **vorbereitenden** nicht zu vermiſchen, welche man **Angebot**, (oblatio) und Billigung nennen kann (ſ. den Art.

Punctation). Wenn nun jene Willenserklärungen auf die angegebene Weiſe erfolgt ſind, ſo iſt der Vertrag abgeſchloſſen, und der übereinſtimmende Wille der Parteien (Paciscenten, Contrahenten genannt) gilt als das Geſetz ihrer künftigen Handlungen bis zur Erfüllung. Dies hat die Wirkung, daß derjenige, welcher in irgend einer Hinſicht etwas verſprochen hat, die Erfüllung des Verſprechens zu bewirken verbunden, der aber, welcher das Verſprechen angenommen hat, auf die Erfüllung dieſes Verſprechens ſelbſt gegen den ſpätern Willen des Verſprechenden dringen kann; — weil ſonſt die Willensmeinung keine Wirkung hätte, und eine Uebertragung der Rechte unmöglich wäre. Der innere Grund der Verbindlichkeit jedes Vertrags (causa obligans) iſt daher dieſe Willensvereinigung. Die Willenserklärung aber iſt ausdrücklich oder ſtillſchweigend. Hiernach wird der Vertrag ſelbſt ausdrücklich (expressum pactum) oder ſtillſchweigend (tacitum) genannt. Die poſitiven Rechte laſſen oft auch die Einwilligung präſumiren, und nehmen dann einen Quasi-contractus, Quaſivertrag, d. h. ein dem Vertrage ähnliches, nach denſelben rechtlichen Grundſätzen analog zu beurtheilendes Geſchäft, an. Das römiſche Recht machte einen Unterſchied zwiſchen pacta und contractus, indem es nur gewiſſen geſetzlich beſtimmten Verträgen die Wirkung der Klagbarkeit beilegte; dieſe werden contractus genannt. Nach heutigem Recht entſtehen aus allen Verträgen klagbare Foderungen, und wenn nicht die Natur der Sache oder beſtimmte Geſetze etwas anders erfodern, ſo iſt ſchon die bloße Einwilligung zur Begründung eines Vertrags hinreichend (causa civiliter obligans), ſo wie es heutzutage keinen Unterſchied unter contractibus bonae fidei und stricti juris giebt. — Daraus nun, daß Verträge überhaupt Rechte hervorbringen, folgt nicht, daß jeder Vertrag rechtsgültig iſt. Es ſind alſo die weſentlichen Erfoderniſſe eines gültigen Vertrags zu betrachten, ohne welche nur ein Scheinvertrag Statt findet. Dieſe ſind, da eine vernünftige Willensvereinigung der Grund der Rechtsverbindlichkeit der Verträge iſt, von Seiten der Paciscenten folgende: Die Vertragenden müſſen bei Abſchließung derſelben einen freien Willen gehabt haben, mithin nicht überhaupt wegen Mangels an Reife des Verſtandes, Geiſtesſchwäche oder körperlicher Krankheit deutlicher Vorſtellungen unfähig, nicht auf Schuld oder Betrug andrer in einem unabwendbaren und weſentlichen Irrthum (error invincibilus et essentialis), oder dazu genöthigt geweſen ſeyn. In Hinſicht des Gegenſtandes des Vertrags wird erfodert, daß die in demſelben verſprochene Leiſtung phyſiſch oder practiſch möglich ſey; denn zu phyſiſch unmöglichen, ſchändlichen oder widerrechtlichen Dinge kann niemand verpflichtet werden. Darum kann niemand ſeine perſönliche Freiheit oder das Recht eines Dritten unbedingt veräußern. Außerdem kann auch der Staat aus poſitiven Gründen manche Dinge den Verträgen entziehen. Zu den zufälligen Beſtandtheilen der Verträge (d. h. ſolchen, die nicht jedem Vertrage nothwendig ſind) gehören die ausdrücklichen Beſtimmungen, von denen man die Wirkſamkeit des Vertrags in gewiſſen Fällen abhängig macht, den man dann auch den bedingten Vertrag (pactum conditionatum) nennt. Es betreffen nämlich dieſe Beſtimmungen einen äußern noch ungewiſſen Umſtand (und heißen dann Bedingungen, conditiones, im engern Sinn), wodurch die Erfüllung des Verſprechens aufgeſchoben (c. suspensiva) oder aufgehoben werden ſoll (c. resolutiva); oder ſie betreffen blos Zeit und Zweck der Leiſtung. Überall haben dieſe Beſtimmungen nur dann rechtliche Wir-

kung, wenn ſie auf die im Vertrage feſtgeſetzte Weiſe in Erfüllung gehen. Die poſitiven Rechte ſetzen manche außerweſentliche Beſtimmungen feſt, von denen die Gültigkeit eines Vertrags abhängig gemacht wird. Dies geſchieht, wie z. B. bei gewiſſen Formalitäten, die das Civilrecht beſtimmt, zur Sicherung der Verträge, und um beſtimmte Zeichen ihres Daſeyns zu haben, auf welche ſich die Klagbarkeit der Foderungen aus Verträgen ſtützen kann. — Was die Wirkung eines gültigen Vertrags anlangt, ſo iſt dieſe ein Recht, die beſtimmte Handlung des Verſprechenden (beſtehe ſie nun im Thun oder Unterlaſſen), welche im Vertrage feſtgeſetzt iſt, zu fodern, mithin zunächſt ein perſönliches Recht; durch die wirkliche Leiſtung aber, falls der Vertrag eine äußere Sache betrifft, entſteht ein dingliches Recht. Dieſes iſt einleuchtend bei dem ſogenannten Verbalcontract (pactum verbo initum, s. contractus verbalis), bei welchem die Übergabe einer Sache als künftig verſprochen wird, aber auch bei dem Realcontract (pactum re initum), wo die Übergabe der Sache, über welche contrahirt wird, ſogleich erfolgt, iſt die Wirkung deſſelben zunächſt eine Foderung an die Perſon des Übergebenden, nämlich die negative, das Übergebene nicht willkührlich zurückzufodern. Über die Zeit der Übergabe, bis zu welcher der Eigenthümer allen Schaden trägt, ſo wie über die Friſt der Annahme des Verſprechens, entſcheidet in unbeſtimmten Fällen der Staat geſetzlich nach der Zweckmäßigkeit. Aus der Natur des Vertrags folgt, daß ein Paciſcent den Vertrag willkührlich aufheben oder irgend einen Gegenſtand der Übereinkunft einſeitig verändern darf, und daß dem Paciſcenten, welcher die Erfüllung des Verſprechens verhindert, verzögert oder unmöglich macht, der Erſatz des geſtifteten Schadens obliege. Der Vertrag hört auf mit vertragsmäßiger Erfüllung des Verſprechens, oder wenn ſie ohne Schuld des Verſprechenden unmöglich wird, oder durch bedungenen Widerruf, oder durch Diſſolutivverträge, d. h. ſolche, wodurch die Paciscenten das unter ihnen beſtehende Vertragsverhältniß aufgehoben, Eintritt eines Umſtandes, der die Wirkung einer aufhebenden Bedingung hat, Tod eines Contrahenten, wenn ihre Rechte nicht forterben, oder endlich Vereinigung der im Vertrage feſtgeſetzten Rechte und Verbindlichkeiten in Einer Perſon. Die Verträge ſind ſo mannichfaltig, daß man ſie auf verſchiedene Weiſe eintheilen kann, ohne eine vollſtändige Claſſification derſelben zu gewinnen. So ſind z. B. die Verträge in Hinſicht ihres Gegenſtandes ſolche, welche ein Geben, oder eine andere Handlung betreffen, ferner einfache oder zuſammengeſetzte, und dieſe copulativ oder alternativ; in Hinſicht des Verſprechens der Paciscenten einſeitige oder doppelſeitige, — vergeltliche (wenn die Leiſtungen ſich gegenſeitig bedingen) und unvergeltliche, Privat-, Staats- und Völkerverträge; dem Zwecke nach Conſtitutivverträge, durch welche ein rechtliches Verhältniß vertragsmäßig eingegangen wird, und Diſſolutivverträge (ſ. vorher); erſtere aber ſind wieder Hauptverträge (Principalverträge) und Nebenverträge (pacta accessoria); ferner dem Äußern nach benannte (nominati contractus), d. i. die einen eignen Namen haben, durch welchen ihre eigenthümliche Beſchaffenheit bezeichnet wird, und unbenannte (contractus innominati); endlich nach den obigen Eintheilungen in ausdrückliche und ſtillſchweigende Verträge, Verbal- und Realverträge, bedingte und unbedingte, u. a. m. Einen Verſuch, ſämmtliche Verträge in einer Tabelle zu claſſificiren, findet man in Kants metaphyſiſchen Anfangsgründen der

Rechtslehre S. 318 u. f. und in Meiſters Lehrbuch des Naturrechts S. 276 u. f. —

Vertumnus oder **Vortumnus**, der Gott der Gartenfrüchte, auch der Vorſteher der Jahreszeiten. Er wird als ein Jüngling abgebildet, mit Früchten im Schooße, oder auch ein Füllhorn mit Früchten unter dem Arme. Einige Dichter machen ihn zum Gemahl, andre blos zum Liebhaber der Pomona; in dieſer letztern Eigenſchaft ſoll er verſchiedene Geſtalten angenommen haben — wahrſcheinlich eine Andeutung der verſchiednen Jahreszeiten. Zu Rom wurde ihm zu Ehren im Monat October ein Feſt, die Vertumnalia, gefeiert.

Verviers, eine gut gebaute Stadt in der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Lüttich, vormals in dem Bisthum Lüttich, theils in einem tiefen Thale, theils am Abhange eines Berges, am kleinen Fluſſe Wesdre, dem aber Verviers ſeinen Wohlſtand verdankt; denn an demſelben liegen die 30 großen Tuchmanufacturen, die die durch ganz Deutſchland gehenden Vervierstücher liefern. Der Ort hat jetzt 850 Häuſer und 9962 Einwohner. Außer der Tuchfabrikation findet man daſelbſt auch Seifenſiedereien, Scheidewaſſer- und Vitriolſiedereien. Auch bäckt man hier ſehr ſchmackhafte Paſteten.

Verwandtſchaft (chemiſche), Wahlverwandtſchaft, Wahlanziehung. Wir wollen zuvörderſt von einer Erfahrung ausgehen. Wenn man ein Gemiſch von Schwefelſäure und Mineralalkali (Glauberſalz) zu einem Gemiſche von Kalkerde und Salzſäure (ſalzſaurer Kalkerde) ſchüttet, ſo trennen ſich, unter Vorausſetzung des flüſſigen Zuſtandes der ganzen Maſſe, welcher nach dem bekannten: „Corpora non agunt nisi sint fluida" Bedingung der chemiſchen Wirkungen iſt, die bis dahin beſtandenen Verbindungen, und es bilden ſich neue. Die Salzſäure nämlich verläßt die Kalkerde, um ſich mit dem hinwiederum von der Schwefelſäure verlaſſenen Mineralalkali zu Kochſalze zu verbinden, während die Schwefelſäure mit der Kalkerde nun Gyps bildet. Um dieſe wunderbare Erſcheinung, davon die Natur unzählige Beiſpiele darbietet, zu erklären, ſagt man, die Salzſäure, dabei ſtehen zu bleiben, habe eine **nähere Verwandtſchaft** zum Mineralalkali als zur Kalkerde, und ihr Verlaſſen der letzteren, Behufs der Vertreibung der Schwefelſäure aus der Vereinigung mit dem erſteren und nachherigen eignen Verbindung damit, ſey eine Folge ihrer **Wahlverwandtſchaft**, **Wahlanziehung** zu demſelben; ein Ausdruck, der jedoch, wie wir nachher bei Betrachtung der Bertholletſchen Theorie dieſes Gegenſtandes näher ſehen werden, nicht in ſeiner ganzen Strenge genommen werden, darf. In dem hier gewählten Beiſpiele iſt von vier verſchiedenen Körpern die Rede, deren Verbindung und Wiederverbindung je zwei zu zwei erfolgt war; es hätte aber eben ſowohl eine **größere** Anzahl von Körpern dabei in Thätigkeit treten, oder gegentheils nur ein hinzukommender dritter Körper eine beſtehende Verbindung zwiſchen zwei anderen trennen und eine neue zwiſchen ſich und einem der andern getrennten veranlaſſen können; und man kann daher **chemiſche Verwandtſchaft** allgemein als die Erſcheinung definiren, da ſich die verſchiedenen ungleichartigen Beſtandtheile der Körper einmal in ihrer Berührung innigſt mit einander verbinden, andrer Seits aber durch das Hinzutreten eines oder mehrerer neuen Stoffe zu anfänglichen Trennungen und nachherigen neuen von den erſteren verſchiedenen Verbindungen gebracht werden können. Nach dieſer Erklärung wird nun die Eintheilung der chemiſchen Ver-

wandtſchaft in vier Hauptarten, die zuſammenſetzende, die an- eignende, die einfache und die mehrfache deutlich werden. Von der letzteren giebt der Eingangs aufgeführte Fall ein Bei- ſpiel. Einfach würde die Verwandtſchaft geweſen ſeyn, wenn es zur Trennung zweier Stoffe des Hinzutritts nur eines dritten be- durft hätte, der mit dem einen der erſteren nun eine neue Verbindung eingegangen wäre. Jede innige Vermiſchung zweier Stoffe, z. B. des Mineralalkali mit der Salzſäure zu Küchenſalze, iſt eine Wirkung der zuſammenſetzenden Verwandtſchaft; und aneignend end- lich nennt man ein Verwandtſchaftsmittel, welches eine Verbindung zwiſchen ſonſt widerſtrebenden Körpern vermittelt, z. B. das Pflan- zenlaugenſalz, welches Öl und Waſſer, die ſich ſonſt nicht miſchen, zu Seife verbindet. Dieſer Begriff der chemiſchen Verwandtſchaft iſt, wie wir ſchon Eingangs angedeutet haben, durch einen neueren fran- zöſiſchen Chemiker, Berthollet, in mehreren Schriften, namentlich, Es- sai de statique chimique, Paris, Didot 1803, zwei Bände, einem nicht genug zu empfehlenden Werke, und auf welches wir alle diejenigen Le- ſer verweiſen müſſen, welche tiefer in den Gegenſtand eindringen wol- len, in ein noch beſtimmteres Licht geſetzt worden. Er macht die oben beiſpielsweiſe angeführten Erfolge nicht allein von der Ver- wandtſchaftskraft, ſondern zugleich von dem Quanto des angewendeten Zerſetzungsmittels (die er in ihrer Gemeinſchaft auf die Wirkung mit dem ſehr paſſenden Namen „der chemiſchen Maſſe" belegt) abhängig, dergeſtalt, daß, wie er ſich Band 1. S. 76 des an- geführten Werkes wörtlich ausdrückt, man nicht unbeſtimmt ſagen müſſe, eine Säure (wie im Beiſpiele die Salzſäure) vertreibe die andere aus ihrer Verbindung, vielmehr theilten ſich beide, nach Maaßgabe der „Maſſe" (in oben angeführter Bedeutung) in die Wir- kung auf die Grundlage, und die vermeintlich ausgetriebene Säure erhalte nur ſo viel freie Wirkſamkeit gegen eine zweite Grundlage, als die hinzutretende Säure ihr an Wirkung auf die erſtere entziehe. Wie viel Anſprechendes dieſe Beſchränkung des Begriffs der Wahl- verwandtſchaft durch die Rückſicht auf die Quantität aber auch ha- ben möge; ſo iſt doch auch damit noch nichts für die Erklärung der letzten Gründe der Erſcheinung geſchehen: vielmehr befinden wir uns in der Nothwendigkeit, unſere vollkommne Unwiſſenheit darüber ein- zugeſtehen. Dr. N.

Verwandtſchaften (Bluts- oder perſönliche), entſte- hen durch die eheliche Verbindung von zwei Perſonen; in aufſteigen- der Linie werden ihre Ältern und Großältern Verwandte, in abſtei- gender ihre Nachkommen. Die Grade der Verwandtſchaft werden nach den Generationen beſtimmt; ſo ſind ſich z. B. Kinder von Ge- ſchwiſterten im zweiten Grade verwandt. Die Verwandtſchaftsver- hältniſſe ſind in Erbſchafts- und Heirathsangelegenheiten von großer Bedeutung, indem nach denſelben der Antheil und die Größe deſſelben bei Erbſchaften, und die Zuläſſigkeit der Ehe beſtimmt werden. Letz- tere richtet ſich aber vorzüglich nach den religiöſen Geſetzen eines Volks; in der catholiſchen Kirche hat ſogar die geiſtliche Verwandt- ſchaft, die aus der Taufzeugſchaft entſteht, Einfluß.

Verweſung, ſ. Fäulniß.

Verwitterung iſt diejenige durch Einwirkung der Luft, viel- leicht auch mittelſt des Waſſers, nach und nach entſtehende Verände- rung der Mineralien, wodurch dieſelben, wenn nicht ganz, wenigſtens an der der Luft ausgeſetzten Oberfläche, mehr oder weniger, chemiſch oder mechaniſch in ihre Beſtandtheile zerſetzt, oder ſonſt umgeändert

werden. Es iſt dieſes ein auffallendes, noch nicht genugſam beobachtetes, noch weniger erklärtes Phänomen. Die feſteſten Gebirgsarten, z. B. Granit, Porphyr ꝛc., werden dadurch in Gries und Sand mechaniſch zertheilt, Horn und Feuerſteine mittelſt chemiſcher Einwirkung, ungeachtet ſie größtentheils aus Kieſelerde beſtehen, mit einer weißen thonartigen Kruſte überzogen. Die in der feuchten Athmoſphäre vorhandenen Urſtoffe ſind dabei allerdings wirkſam, doch nach welchen Geſetzen es überhaupt geſchieht, und wie insbeſondere ein, wenigſtens bis jetzt, als einfach angenommener Beſtandtheil durch jene Einwirkung in einen anderen, weſentlich verſchiedenen, umgeändert werden kann, z. B. Kieſel in Thon, iſt ein noch nicht gelöſetes Räthſel, deſſen Erklärung jedoch vielleicht bald von der mit Rieſenſchritten zur immer höheren Vervollkommnung eilenden Chemie zu erwarten ſteht, zumal da dieſelbe ſchon jetzt die Urſachen mancher Erſcheinungen genügend nachweiſ't, deren Exiſtenz vor zwanzig Jahren ſelbſt noch nicht geahnet wurde.

Verzierungskunſt, in engerer Bedeutung, die Kunſt, eine Wohnung, Saal oder Zimmer, gefällig und anmuthig auszuſchmücken. Sie iſt das Reſultat eines äſthetiſch gebildeten Geſchmacks, mag aber wohl auch jedem für das Wohlgefällige empfänglichen Sinne beiwohnen, da ſie nicht ein Schaffen, ſondern nur ein Anordnen und zweckmäßiges Vertheilen des Vorhandenen erheiſcht. Symmetrie in Maaß und Farbe, Einfachheit und Prunkloſigkeit muß ſich dabei vorzüglich ausſprechen. Verzierungskunſt ſcheint ihrem Weſen nach mehr dem Weibe, als dem Manne zuzuſagen; wie bei jenem auch der Sinn ſchicklicher Anordnung von Jugend auf durch Streben nach geſchmackvoller Bekleidung mehr gebildet und entwickelt wird. Als eine ſo untergeordnete Kunſt iſt die Verzierungskunſt bisher wenig doctrinell ausgebildet worden, höchſtens haben Modejournale hin und wieder ein lehrreiches Wort darüber geſprochen, immer aber Muſter als Regeln gegeben. Vor allem hat man, nächſt Beobachtung der allgemeinen Regeln der Symmetrie, die Berückſichtigung des Zweckes und deutliche Ausſprechung deſſelben empfohlen, um jede ſtörende Wirkung zu beſeitigen, und einen ruhigen Eindruck hervorzubringen. Charakter mag, wie in der Kunſt überhaupt, auch hier Zweck oder Mittel ſeyn. Sofort hat man z. B. bei Verzierung eines Tanzſaales, helle heitre Farben, überall leichte Gebilde der Phantaſie, auf Scherz und Freude deutende Bilder u. ſ. w. empfohlen, ſo aber, daß ſich das Bequeme freundlich mit dem Schönen vereinigt; bei einem Schlafgemache dagegen gebrochne Farben, die in lieblicher Dämmerung ſpielen, Einfachheit, Bilder der Ruhe, u. ſ. w. Das Wie muß überall mehr von dem gegebenen Raume beſtimmt werden, als es irgend eine Regel könnte; und ſo kann ſich immer nur eine ſinnige Benutzung und Ausfüllung deſſen, was die Baukunſt gegeben hat, äußern.

Veſicularſyſtem. Die Naturforſcher ſind unter ſich nicht einig darüber, ob das durch Verdünſtung in die Atmoſphäre aufſteigende Waſſer in derſelben eine wirkliche Auflöſung erfahre, oder aber in der Geſtalt von Bläschen den Lufttheilen adhärirend bleibe. Letztere Anſicht führt den Namen des Veſicularſyſtems (von Vesicula, Bläschen).

Veſpaſianus (Titus Flavius), einer der beſten unter den römiſchen Kaiſern, war nicht von vornehmer Herkunft, zeichnete ſich aber als Krieger aus, und ſchwang ſich nach und nach durch ſeine Verdienſte zu den höchſten Würden auf. Unter Caligula befehligte er in Deutſchland, und dann in Britannien, die römiſchen Heere, in

beiden Ländern mit glücklichem Erfolg. Er bekleidete nachher mit Ruhm die Würde eines Proconſuls in Afrika. Nero übertrug ihm den Oberbefehl wider die empörten Juden in Paläſtina. Veſpaſian ſchlug ſie bei verſchiedenen Gelegenheiten, nahm ihnen mehrere feſte Plätze weg, und war eben in Begriff, die Hauptſtadt des jüdiſchen Landes, Jeruſalem, zu belagern, als er von der Armee zum Kaiſer ausgerufen wurde. Bei dem Tode des Nero war das römiſche Reich völlig in die Gewalt der Kriegsheere gekommen, die binnen einem Jahre drei Kaiſer nach einander wählten, welche alle ſogleich in den daraus entſtandenen bürgerlichen Kriegen umkamen. Keiner unter den Großen des Reichs ſchien fähiger zu ſeyn, dieſer Zerrüttungen zu ſteuern, als Veſpaſian, er wurde daher faſt mit allgemeinem Beifall (im J. Chr. 69) als Kaiſer anerkannt, und erfüllte die Erwartungen, die man von ihm hatte. Er nahm ſeinen Sohn Titus, der den Krieg gegen die Juden fortſetzte, und durch die Eroberung Jeruſalems beendigte, zum Gehülfen für einen Theil der Regierungsgeſchäfte an. In allen Theilen des Reichs waren nun die Unruhen beigelegt, und der Tempel des Janus, der mehrere Jahre hindurch offen geſtanden hatte, wurde wieder geſchloſſen. Veſpaſian ſchränkte die Ausgelaſſenheit der Truppen ein, und ſtellte die vorige Kriegszucht wieder her. Auch die Sitten der übrigen Stände ſuchte er mit Ernſt zu verbeſſern. Die Wiſſenſchaften und Künſte beförderte er mit Freigebigkeit, und begünſtigte unter den Gelehrten beſonders Quintilian, Plinius den ältern, und den jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus. Er baute den Theil der Stadt Rom, der in den vorhergehenden Bürgerkriegen gelitten hatte, wieder auf, und ſtellte das Capitol, das unter ſeinem Vorgänger Vitellius abgebrannt war, neu und mit größerer Pracht her; auch baute er ein neues, großes Amphitheater, deſſen noch vorhandene Überreſte unter dem Namen des Coliſeo berühmt ſind. Bei allen dieſen rühmlichen Handlungen war er doch nicht vorwurfsfrei, und man beſchuldigt ihn eines übertriebenen Geizes, der ihn verleitete, mehrere Abgaben dem Volke aufzulegen, und daß er die Schwäche gehabt, ſeiner Maitreſſe zu viel Gewalt einzuräumen. Er ſtarb nach einer zehnjährigen, ruhigen und glücklichen Regierung, 70 Jahr alt; und war der zweite römiſche Kaiſer, der eines natürlichen Todes ſtarb.

Veſper (Lat.), eigentlich die Nachmittagszeit, daher Veſperbrot, das Nachmittagseſſen. Gewöhnlich aber bezeichnet Veſper den Nachmittagsgottesdienſt; daher Veſperglocke, womit zur Veſper, gewöhnlich um drei Uhr, geläutet wird, und Veſperpredigt, die Nachmittagspredigt. Veſperbild heißt die Darſtellung des Leichnams Chriſti in den Armen ſeiner Mutter. Sicilianiſche Veſper (ſ. d. Art.).

Veſpucci, ſ. Amerigo Veſpucci.

Veſta eine Tochter des Saturnus und der Rhea, die Schutzgöttin des Feuers, und zwar des in der Erde verborgenen Feuers. Sie war zugleich auch die Schutzgöttin der Keuſchheit, und erhielt von ihrem Bruder Jupiter die Erlaubniß, ſtets unvermählt bleiben zu dürfen. Sie ſoll die Menſchen zuerſt den Gebrauch des Feuers in der Haushaltung gelehrt haben, daher waren ihr auch die Häuſer, und beſonders die Eingänge in dieſelben, wo man gewöhnlich den Feuerherd hatte, geheiligt. Sie wird als eine Matrone, meiſtens mit einer Fackel oder Lampe in der Hand, abgebildet. Numa Pompilius baute ihr zu Rom einen Tempel, und führte ihre Verehrung daſelbſt ein.

Veſtalinnen, Veſtaliſche Jungfrauen, waren die von Numa

Pompilius eingeführten Prieſterinnen der Veſta. Es waren deren ſechs. Sie wurden ſehr jung dieſem Dienſte gewidmet, und durften nicht über zehn, aber auch nicht unter ſechs Jahre ſeyn, wenn ſie eingeweiht wurden. Sie mußten 30 Jahre im Tempel dienen, daſelbſt das von Numa angeordnete immerwährende Feuer unterhalten, und Gebete und Opfer für das Wohl des Staats verrichten. Sie mußten bei ihrer Aufnahme das Gelübde der Keuſchheit ablegen. Die Veſtalin, die es verletzte, wurde lebendig begraben. Dagegen hatten aber auch die Veſtalinnen große Vorrechte; ſie ſtanden nicht unter väterlicher Gewalt; wenn ſie ausgingen, trat ein Lictor vor ihnen her; ihre Perſonen waren unverletzlich; einen zum Tode verurtheilten Miſſethäter, dem ſie von ungefähr begegneten, konnten ſie in Freiheit ſetzen; nach ihrem Tode wurden ſie innerhalb der Stadt begraben. Ihre Kleidung war ein weißer Rock, und ein Purpurmantel. Nach 30 Jahren konnten ſie den Tempel verlaſſen und heirathen.

Veſuv, ein Vulkan in der ſicilianiſchen Provinz Napoli, nur 1½ Meile von der Hauptſtadt entfernt, den man ſchon in den älteſten Zeiten als feuerſpeienden Berg gekannt hat. Er ſteigt in Pyramidenform aus der Ebene hervor, und wird durch weite Thäler von den Bergen Somma und Ottojano getrennt, die jedoch von dem Ausbruch von 1794, worin auch die Spitze des Bergs ſelbſt ſich geſenkt hat, gänzlich ausgefüllt ſind. Seine Höhe beträgt nur 3680 Fuß. Auf ſeinem Gipfel breitet ſich eine kleine Ebene aus, in deren Mitte man den beſtändig rauchenden Schlund erblickt; ſeine Seitenwände ſind zwar nackend, und nur an einigen Stellen ſieht man Wein- und Obſtgärten, zum Theil zwiſchen brennender Lava, aber ſein Fuß iſt trotz aller Exploſionen des Bergs, die oft Viertelmeilen breite Lavaſtröme über ihn ausgießen, doch ſtark bewohnt und angebauet; hier, und zwar hier allein wächſt der köſtliche Lacryma Chriſti. — Unter den Ausbrüchen des Bergs ſind die von 79, wo Herculanum und Pompeji begraben wurden, von 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1306, 1631, 1730, wo der Gipfel des Bergs ſich merklich erhöhte, und ſeine Zuckerhutsform erhielt, 1766, 1779, 1794, wo der anſehnliche Ort Torre del Greco faſt ganz vernichtet wurde, und 1804 die heftigſten geweſen; ſeit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts iſt faſt kein Jahr, das nicht mehr oder weniger durch ſeine Exploſionen bezeichnet wäre. Der Veſuv iſt ſteil und daher ſchwer zu beſteigen, auf drei Wegen kann man zu ſeinem Gipfel kommen, einer iſt auf der nördlichen Seite, einer von Ottajano aus und einer von Reſina, welcher der gewöhnlichſte iſt. Der Krater des Vulkans verändert oft ſeine Figur; der Schlund dieſes Kraters erſtreckt ſich nicht über 90 Ruthen Tiefe. Im Jahre 1801 ſtiegen acht kühne Franzoſen in das Innere des Kraters hinab, welcher Verſuch nachmals auch von Andern gewagt worden iſt.

Veteranen hießen bei den Römern alte, verſuchte Soldaten, welche eine Anzahl Feldzüge mitgemacht, oder doch wenigſtens ihr 50ſtes Jahr erreicht hatten, nach welcher Lebensperiode ſie nicht mehr zum Kriegsdienſte verpflichtet waren. Entſchloſſen ſie ſich nun, noch länger zu dienen, ſo wurden ſie vor den übrigen Soldaten mit den Beweiſen vorzüglicher Achtung ausgezeichnet.

Veterinarius, eigentlich ein Mann, der Laſtthiere hält, und ein Gewerbe damit treibt, ein Lohnkutſcher, Fuhrmann (veterina animalia hießen bei den Römern alle Laſtthiere, Pferde, Ochſen, Eſel); dann aber auch ein Mann, der die Krankheiten dieſer Thiere zu behandeln verſteht, ein Thierarzt.

Veterinärſchule, eine Schule für Thierärzte.

Veto (lat.), eigentlich ich verbiete. Das Veto heißt die geſetzliche Befugniß, die Jemand hat, durch ſeinen Widerſpruch einen von einer ganzen Verſammlung gefaßten Beſchluß zu entkräften, und die Ausführung deſſelben zu hindern. In der römiſchen Republik hatte jeder Volkstribun das Recht, durch ſein Veto die Beſchlüſſe des Senats für ungültig zu erklären. Im ehemaligen Königreiche Polen war das im J. 1652 zuerſt gegebne Beiſpiel durch ein Geſetz als ein beſtändiges Recht feſtgeſtellt, daß auf dem Reichstage ein einzelner Landbote durch ſeinen Widerſpruch (Nie Pozwalam, ich erlaube es nicht) die von den übrigen Mitgliedern genehmigten Schlüſſe ungültig machen, und wie man ſich ausdrückte, den Reichstag zerreißen konnte. Dem Könige von England ſteht das Recht zu, einer von beiden Häuſern des Parlaments genehmigten Bill ſeine Genehmigung zu verweigern; ein Recht, von dem jedoch die engliſchen Könige ſelten Gebrauch gemacht haben. Im Anfange der franzöſiſchen Revolution wurde von der (1789) noch zu Verſailles berathſchlagenden Nationalverſammlung die Macht beſtimmt, welche der König haben ſollte, die Decrete der Nationalverſammlung, wenn ſie ihm nicht gefielen, zu verwerfen. Man nannte dieſe Gewalt, die man ihm zugeſtand, ein Veto suspensivum. Sie ſollte nämlich darin beſtehen, daß des Königs Verweigerung ſeiner Zuſtimmung nur einſtweilen wider die Beſchlüſſe einer Nationalverſammlung und während der folgenden gelten, aber in der dritten ſeine Kraft verlieren ſollte, wenn dieſelbe auf dem erſten Beſchluſſe beſtände. Das Gehäſſige in dieſem Veto ſchien dadurch ſehr gemindert zu ſeyn, weil ſeine Wirkung nicht bleibend war. Aber der erſte Verſuch, den der König in der Folge machte, dieſes Veto suspensivum auszuüben, brachte ihn ins Verderben. Der Pariſer Pöbel gab noch überdies ihm und der Königin die Spottnamen: Herr und Madame Veto.

Vexierbecher, eine artige Spielerei, welche in den phyſikaliſchen Cabineten vorgezeigt zu werden pflegt: ein Becher, in deſſen Rande ein Heber (ſ. d. Art.) verſteckt und dergeſtalt angebracht iſt, daß der Becher, mit Weine oder einer andern Flüſſigkeit bis zu einer gewiſſen Höhe angefüllt, ausläuft, eh' er zu Munde gebracht werden kann.

Vezier (Weſſier) iſt bei den Türken ein Ehrentitel, den alle Baſſen von drei Roßſchweifen, d. h. die vornehmſten Baſſen, haben. Außer dieſen giebt es zu Conſtantinopel noch ſechs Veziere, welche man Veziere von der Bank, d. h. des Staatsraths, nennt, weil ſie Sitz im Divan haben. Es werden dazu rechtskundige Männer, und die ſchon andre wichtige Ämter bekleidet haben, gewählt. Doch haben ſie keine entſcheidende Stimme in dieſem Staatsrathe, ſondern können nur ihre Meinung ſagen, wenn der Großvezier ſie darum befragt. Sie haben nur einen mäßigen Gehalt, aber den Vorzug, eben ſo einen Turban — das eigentliche Unterſcheidungszeichen des Ranges bei den Türken — wie der Großvezier zu tragen, und den Namen des Großſultans unter die Befehle zu ſchreiben, welche in die Provinzen ergehen. Von ihnen iſt der Großvezier, Vezier Azem, d. h. Haupt des Staatsraths, unterſchieden. Dieſer iſt der Stellvertreter des Großſultans, dirigirt die Berathſchlagungen des Divans, und entſcheidet allein. Der Großvezier empfängt bei ſeiner Ernennung ein Siegel, auf welchem der Name des Sultans geſtochen iſt, und welches er immer auf der Bruſt tragen muß. Durch dieſes

Siegel iſt er bevollmächtigt, im Namen des Großſultans unumſchränkt zu befehlen.

Viaticum (lat. von via, Weg, Reiſe), Geld oder Mundvorrath, den man auf der Reiſe bei ſich hat, oder Jemanden zur Reiſe mitgiebt; daher ein Reiſegeld, Zehrpfennig; auch wird es als ein ſchonender Ausdruck für Almoſen gebraucht. — Bei den Catholiken wird die Communion ſo genannt, die einem Sterbenden — gleichſam auf die Reiſe in die Ewigkeit — gereicht wird.

Vibration, ſo viel wie Schwingung. S. d. Art.

Vibrationsſyſtem. Es iſt in dem Art. Licht angeführt worden, daß die Naturforſcher über die Natur deſſelben nicht einig ſind. Newton betrachtet daſſelbe als einen wirklichen Ausfluß aus dem leuchtenden Körper. Dieſem Newtonſchen Emanations- oder Emiſſionsſyſtem ſteht das Eulerſche Vibrationsſyſtem gegenüber, welchem zu Folge die Erſcheinungen des Lichts von den Vibrationen einer durch den ganzen Weltraum verbreiteten feinen, flüſſigen und elaſtiſchen Materie, des Äthers, abhängig ſind. Man vergleiche über den Werth beider Hypotheſen den angeführten Art.

Vicarius, Stellvertreter, Verweſer. Dieſer Titel wird verſchiednen Perſonen beigelegt. Bei der ehemaligen Verfaſſung des deutſchen Reichs gab es Reichsvicarien, über welche der Art. Reich (deutſches) nachzuſehen iſt. — Geiſtlichen Perſonen wird die Benennung Vicarius in ſehr verſchiednen Beziehungen beigelegt. Der Papſt nennt ſich den Vicarium, d. i. Statthalter, Chriſti auf Erden. Vicarius Apostolicus iſt in Ländern, wo die catholiſche Religion nicht herrſchend iſt, ein vornehmer Geiſtlicher dieſer Kirche, der vom Papſte beſondre Vollmacht erhalten hat, in gewiſſen geringern Fällen ohne vorherige Anfrage zu entſcheiden. Doch iſt ſein Wirkungskreis beſchränkt, und er muß ſich, wenn er nicht zugleich Biſchof iſt, verſchiedner Handlungen, die nur einem Biſchofe zukommen, enthalten. In verſchiednen Ländern, z. B. in Frankreich und Deutſchland, heißen Vicarien Geiſtliche, welche einen Pfarrer in den Amtsgeſchäften ſeines Kirchſpiels unterſtützen, und einen Theil ſeiner Verrichtungen beſorgen. Auch in England iſt dieſe Benennung üblich.

Vice (von dem Lat. vices) bedeutet ſtatt oder an der Stelle. Jemandes vices vertreten, heißt, ſeine Stelle vertreten. Daher die Zuſammenſetzungen Vice-König, Vice-Admiral u. ſ. w.

Vicenza, Hauptſtadt der Delegation oder Provinz gleiches Namens, welche zu dem venetianiſchen Gouvernement des öſterreichiſchen Königreichs Lombardei-Venedig gehört, liegt in einer ſchönen fruchtbaren Ebene, am Bachiglione, der hier ſchiffbar iſt, durch die Stadt läuft, den noch kleinern Recone aufnimmt, und die Stadt in zwei durch vier Brücken wieder vereinigte Theile trennt. Sie iſt mit doppelten Mauern umgeben, hat eine Meile im Umfange, ſechs Thore, worunter das zu dem Marsfelde führende, von Palladio erbaute, und das Thor del Monte ſich auszeichnen, ein altes Caſtell, 75 Kirchen, Capellen und Bethäuſer, elf Hospitäler, Waiſen- und Krankenhäuſer und 30,000 Einwohner. Die Stadt enthält meiſtens enge krumme Straßen, aber viele ſchöne Gebäude, und iſt in Rückſicht der Baukunſt die merkwürdigſte Stadt in Oberitalien, indem ſie als der Geburtsort des berühmten Baumeiſters Palladio (ſ. d. Art.) von demſelben mit vielen ſchönen Gebäuden geziert worden iſt. Seine zwei ſchönſten Gebäude ſind: das Rathhaus, Palazzo della ragione, auf dem ſchönen, ein längliches Viereck bildenden und mit

Säulen gezierten Marktplatze. Es iſt ein in ſeiner Art einziges Gebäude, welches zwei Stockwerke mit Arkaden von 36 ioniſchen und doriſchen Bogen hat. Der untere Theil beſteht aus lauter Arkaden und Bogengängen, die das ganze untere Stockwerk einnehmen. Um das andere Stockwerk geht ebenfalls eine Gallerie von Arkaden, mit Statuen, Basreliefs und Geſimſen geziert. Das ganze Gebäude mit allen Statuen, Säulen, Bogengängen iſt aus Marmor. Das andere Gebäude iſt das ſogenannte olympiſche Theater, ein Meiſterwerk Palladio's, ein prächtiges Gebäude, bei deſſen Erbauung er die Alten nicht blos nachahmte, ſondern noch übertraf. Es iſt im Geſchmack der alten römiſchen Theater erbaut, und das Ganze, ſowohl das Theater als die Sitze, von Holz. Die Sitze ſind in einem Halbzirkel über einander und oben mit den Bildſäulen römiſcher Kaiſer geziert. Bemerkenswerth ſind auch zwei nicht antike Triumphbogen. Der eine iſt am Eingange des Campo Marzo, eines ſchönen Spazierplatzes, und der andere vor dem Thore del Monte, und macht den Eingang zu einer aus 195 marmornen Stufen beſtehenden Treppe, welche zu dem auf einem Berge erbauten berühmten Servitenkloſter Madonna di Monte Berico führt, wo ſich eine der entzückendſten Ausſichten eröffnet. Ein Theil der Einwohner dieſer Stadt lebt von der Seidenbereitung und Verarbeitung, indem dieſe Provinz viel Seide erzeugt. Es befinden ſich hier fünf Seidenſpinnereien und acht Seidenzeugfabriken; ferner ſind hier drei Lederfabriken, eine Filzhutfabrik, eine Fabrik, wo Feuerſpritzen und hydrauliſche Maſchinen verfertigt werden, auch zwei Gold- und Silbergeſchmeidefabriken. Vor dem Thore des Caſtells liegt der ſchöne Garten Valmarana, in dem nahen Dorfe Cavazale der von Palladio erbaute Palaſt Cricoli und eine Viertelmeile von der Stadt die Villa Rotonda. Überhaupt enthalten die Umgebungen ſchöne Paläſte und Landhäuſer, davon einige dem Palladio zugeſchrieben werden. Bis zum Jahre 1797 gehörte Vicenza zur Republik Venedig, in welchem Jahre es nebſt dem größten Theile des Gebietes dieſer Republik an Öſterreich abgetreten wurde. Durch den Preßburger Frieden 1806 kam Vicenza zum Königreiche Italien, zu welchem es bis zum Pariſer Frieden 1814 gehörte, wo es wieder an Öſterreich zurückfiel.

Vico (Giovanni Battiſta), einer der originellſten und ſcharfſinnigſten Denker, war 1660 zu Neapel als der Sohn eines Buchhändlers geboren. Als Kind that er einſt einen gefährlichen Fall, zerſchlug ſich die rechte Seite der Hirnſchale, und genas erſt nach dreijährigen großen Leiden. Der Arzt, der ihn behandelte, weiſſagte fälſchlich, daß er ſchwachen Geiſtes bleiben würde. Glücklicher Weiſe blieb ihm von dieſer Krankheit nichts, als eine ſchwermüthige, zum Ernſt und Nachdenken geneigte Gemüthsſtimmung. Den Elementarunterricht faßte er bewundernswürdig leicht, aber das Studium der Philoſophie erweckte ihm ſolchen Ekel, daß er ſich gänzlich der Zerſtreuung ergab. Eine öffentliche Sitzung der Accademia degl' Infuriati aber, der er beiwohnte, und in der er die Gelehrten neben den Vornehmſten der Stadt ſah, entzündete ihn plötzlich mit der Liebe zum Ruhm. Er wandte ſeinen Geiſt auf die Rechtsgelehrſamkeit. Da er aber als Denker allenthalben dem Grunde der Dinge nachſpürte, fand er ein beſonderes Vergnügen in Nachforſchungen, wie die Ausleger die einzelnen Motive der Billigkeit, welche die römiſchen Kaiſer und Rechtsgelehrten bei ihren Beſtimmungen im Auge

gehabt, zu allgemeinen Rechtsgrundſätzen ausgedehnt haben. Er nahm wahr, daß die römiſche Jurisprudenz eine Kunſt der Billigkeit ſey, gelehrt durch unzählige kleine Vorſchriften der natürlichen Gerechtigkeit, die von Rechtsgelehrten im Gebiet der Geſetze erforſcht worden; aber er nahm auch wahr, daß die Gründe davon bei den Moralphiloſophen zu ſuchen ſeyen, deren Werke er mit unermüdlichem Fleiße durcharbeitete. Überhaupt aber gewann er dadurch die Anſicht, alle Zweige des menſchlichen Wiſſens als verbunden durch ein encyclopädiſches Band, als Theile eines organiſchen Ganzen zu betrachten, welche er in einigen Reden und Poeſien entwickelte. Aber dieſe unausgeſetzten Arbeiten waren ſeiner Geſundheit und ſeiner Ökonomie nachtheilig; er mußte es daher als ein Glück anſehen, daß der Biſchof von Iſchia, Rocco, der ſeinen Werth kennen gelernt hatte, ihm die Lehrerſtelle bei ſeinen Nepoten antrug. Er verlebte nunmehr neun Jahre in einer herrlichen ländlichen Einſamkeit, in dem Schooße einer Familie, die ihn zu den Ihrigen zählte. Unermeßlich war, was er las und dachte. Vier Schriftſteller aber zogen ihn vor allen andern an: Plato, Tacitus, Baco und Grotius. Der erſte zeigte ihm den Menſchen, wie er ſeyn ſollte, der zweite, wie er iſt, in dem dritten fand er mannichfache Keime zu neuen Entdeckungen, aus dem vierten überzeugte er ſich, daß den geſellſchaftlichen Vereinen die Idee der Rechtlichkeit unentbehrlich ſey. Mit geiſtigen Schätzen bereichert, kehrte Vico nach Neapel zurück, wo er ſich verheirathete. Er bewarb ſich um die Stelle eines Geheimſchreibers und nachher um den Lehrſtuhl der Rechtsgelehrſamkeit. Man gab ihm zur kümmerlichen Friſtung ſeines mühvollen Lebens den der Rhetorik, der nicht mehr als 100 Scudi jährlich eintrug. Nicht zufrieden, durch mündlichen Unterricht, den er mit muſterhafter Sorgfalt dem Faſſungsvermögen ſeiner Zuhörer anpaßte, zu nützen, legte er die Früchte ſeiner Studien und ſeines Nachdenkens nach und nach in verſchiednen Werken nieder, deren Werth gebührend anerkannt wurde, und ſeinen Namen ſelbſt dem Auslande bekannt machte. Trotz ſeiner drückenden äußern Verhältniſſe war ſein Geiſt raſtlos thätig. Mit der Thronbeſteigung Carls von Bourbon ſchien ſeine Lage ſich verbeſſern zu wollen. Der König, welcher erfuhr, in welcher Noth einer ſeiner ausgezeichnetſten Unterthanen ſchmachte, ernannte ihn zum königlichen Hiſtoriographen. Aber es war bereits zu ſpät. Vico's ſo kräftiger Geiſt hatte ſich durch unabläſſige Studien bei Tag und bei Nacht, ſo wie durch häusliche Sorgen erſchöpft, und verſank in Blödſinn. So ſtarb er im J. 1744. — Vico war ein ſcharfſinniger und tiefer Denker, und reich an köſtlichen, aber auch an gewagten und unſtatthaften Ideen. Nicht unpaſſend hat man ihn den Dante der Philoſophie genannt. Die Mythologie iſt ſeine Führerin durch das Dunkel der Vergangenheit. Sein Hauptwerk, in welchem er die in ſeinen frühern Schriften aufgeſtellten Grundſätze ausführlich entwickelte, und von dem eine deutſche Überſetzung von Weber angekündigt iſt, ſind ſeine Principj di una Scienza nuova d'intorno alla commune Natura delle Nazioni, Napoli 1745 und wiederholt Milano 1801. Merkwürdig iſt das Zuſammentreffen Vico's in vielen Anſichten mit zwei deutſchen Gelehrten, Wolf über Homer und Niebuhr. — Sein von ihm ſelbſt geſchriebnes Leben ſteht in den Opuscoli Calogeriani, T. I. Neuerlich ſind erſchienen Gian Battista Vico Opuscoli raccolti e pubblicati da Carlo Antonio Rosa, Napoli 1818, 8., welche manches früherhin Ungedruckte nebſt der Selbſtbiographie des Verfaſſers und ſeinem Bildniſſe enthalten ſollen.

Vicogne, Vigogne (ſpaniſch Vicuña, Camelus Pacos L.), das Schafkameel, ein vierfüßiges Thier mit geſpaltnen Klauen, welches einige Ähnlichkeit mit dem Kameel, noch mehr aber mit der Kameelziege (Clacma, Lama) hat, jedoch weit kleiner, und wie dieſes letztere blos dem ſüdlichen Amerika, und zwar der Provinz Peru, eigenthümlich iſt. Dieſe Thiere werden in den dortigen Gebirgen (Cordilleras) angetroffen, und halten ſich am häufigſten auf den hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Bergen auf. Sie ſind ſehr ſchüchtern, werden aber leicht gefangen, indem man ſie in Vertiefungen treibt, die mit Jagdtüchern umſtellt ſind, über welche zu ſpringen ſie nicht wagen; ſie bleiben dann in Haufen ſtehen, und laſſen ſich ohne Widerſtand fangen. Man ſchätzt die Vicuñas wegen ihrer rothbraunen, dichten und äußerſt feinen Haare oder Wolle, welche die feinſte und ſeidenartigſte unter allen bekannten Wollenarter iſt. Bisweilen iſt die Farbe dieſer Wolle blaßroth, mitunter auch gelblicht. Die Vicognewolle wird aus Amerika nach Spanien gebracht; die Wiederausfuhr derſelben aus Spanien iſt zwar ſcharf verboten, geſchieht aber doch durch Schleichhandel. Es giebt drei verſchiedne Arten dieſer Wolle in Rückſicht ihrer Güte, nach welcher ſie zu Tüchern, Hüten, oder Tapeten verarbeitet wird. Die Amerikaner verarbeiteten ſie ſchon zu Zeugen, als die Europäer zu ihnen kamen. Außer der Wolle kommt von dieſen Thieren auch der Bezoar. Man hat es verſucht, die Vicuñas nach Europa zu verpflanzen, ſie ſind aber nicht fortgekommen, wahrſcheinlich weil man ſie in das zu heiße Clima von Andaluſien brachte, da ſie vielmehr kältere Gegenden gewohnt ſind.

Victor (Sextus Aurelius), ein lateiniſcher Schriftſteller, wie man glaubt, aus Afrika gebürtig, der im 4ten Jahrhundert nach Chriſti Geb. lebte, ein Günſtling des Kaiſers Julian war, und unter Theodoſius die Statthalterwürde zu Rom bekeidete. Er ſchrieb eine *Geſchichte* vom Urſprunge des römiſchen Volks, von Janus bis auf Conſtantin, von der aber nur der Anfang noch vorhanden iſt. Auch haben wir unter ſeinem Namen noch ein anderes Buch: *Von berühmten Männern*. Die beſte Ausgabe iſt von Arnzen (Amſt. 1733, 4.).

Victor (Perrin), Herzog von *Belluno*, franz. Marſchall und Pair von Frankreich, iſt 1766 in Lothringen geboren. Er trat 1781 bei der Artillerie in Dienſte und fand bei dem Ausbruch des Revolutionskrieges Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. Bei der Belagerung von Toulon (im J. 1793) wurde er zum Maréchal de camp ernannt. Von dieſem Zeitpunkt an wohnte er allen Feldzügen bei und ſtieg von Grad zu Grad. Auf dem Schlachtfelde von Friedland wurde er zum Marſchall ernannt. Nach dem Tilſiter Frieden wurde er zum General-Gouverneur von Preußen ernannt und blieb 15 Monat lang auf dieſem Poſten. Hierauf erhielt er ein wichtiges Commando in Spanien, und blokirte 2 Jahr lang *Cadix*. Von da zu dem ruſſiſchen Feldzug abgerufen, trat er an die Spitze des 9ten Corps. In dem Feldzug von 1813 und 1814 zeichnete Victor ſich beſonders am 26. Auguſt bei Dresden, am 16. Oct. bei Wachau, dann bei Hanau, Brienne und in den heißen Tagen des Februars gegen Blücher und den Kronprinzen von Würtemberg rühmlichſt aus. Nach der Reſtauration wurde er einer der treueſten Anhänger Ludwigs XVIII. Bei der Invaſion Napoleons von Elba aus folgte er dem König nach *Lille* und kehrte mit ihm zurück.

Victoria, bei den Griechen Nike, die Göttin des Sieges. Sie war eine Tochter des Titanen Pallas und der Styx, und eine Schweſter des Zelos, Kratos und der Bia (Muth, Stärke und Gewalt). Man bildet ſie gewöhnlich beflügelt, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt und einen Palmzweig in der Hand.

Vida (Marcus Hieronymus), ein guter lateiniſcher Dichter des 15ten Jahrhunderts, geboren 1470 zu Cremona, ſtammte aus einer adelichen, aber unbegüterten Familie. Er ſtudirte zu Mantua, Padua und Bologna die Theologie. Nach vollendeten Studien ging er nach Rom, und erhielt ein Canonicat an der Kirche des heil. Johannes im Lateran. Papſt Leo X., dieſer große Mäcen der Gelehrten, trug ihm auf, das Leben des Erlöſers in einem epiſchen Gedichte zu beſingen, und gab ihm, um ihm dazu Muße zu verſchaffen, ein Priorat zu Tivoli. Leo's Nachfolger, Clemens VII., begünſtigte ihn nicht weniger, und ernannte ihn, als er das aufgetragne Gedicht (Christias) vollendet hatte, 1532 zum Biſchof von Alba im Herzogthum Montferrat. Vida bekleidete dieſe Stelle 35 Jahre hindurch mit Ruhm, und ſtarb 1566 in einem Alter von 96 Jahren. Vida gehört unter die Italiener, die im 15ten Jahrhunderte die lateiniſche Poeſie zuerſt, und mit Glück wieder herzuſtellen ſuchten. Seine Verſe ſind harmoniſch, und die Dichtergabe iſt ihm nicht abzuſprechen. Doch iſt auch keinesweges zu verkennen, daß er die Nachahmung des Virgil faſt zu weit getrieben hat. Ein andrer Fehler, den man ihm mit Recht vorwirft, und der vielleicht in der zu weit getriebenen Ehrfurcht für die alten Dichter, beſonders für Virgil, ſeinen Grund gehabt haben mag, iſt der, daß er in ſeine chriſtlichen Gedichte zu viel heidniſche Mythologie einmiſcht. Seine Poeſien ſind theils geiſtlichen, theils andern Inhalts. Zu den erſtern gehören: Hymni de rebus divinis, und Christiados libri sex; zu den zweiten: de arte poetica libri tres; Bombycum libri duo; Scacchia ludus; Bucolica und Carmina diversi generis. Außerdem ſind von Vida lateiniſche proſaiſche Schriften, Dialogen politiſchen Inhalts, Reden und Briefe vorhanden, welche wenigſtens das Verdienſt einer guten Latinität haben. Seine Dichtkunſt, welche Klotz neu herausgegeben hat, enthält blos die Regeln für das Epos.

Vidimirung, die gerichtliche Beſtätigung, daß die Abſchrift einer Urkunde mit dem Original gleichlautet. Der Ausdruck kommt von dem lateiniſchen Worte vidimus (wir haben es geſehen) her, mit dem auch wohl eine unter gerichtlicher Autorität gefertigte Abſchrift irgend einer Urkunde ſelbſt bezeichnet zu werden pflegt.

Viehzucht, ſ. Landwirthſchaft, Rindviehzucht und Schafzucht.

Vieleck, ſ. Polygon.

Vielweiberei, ſ. Polygamie und Ehe.

Vien (Joſeph Marie), Director der franzöſiſchen Mahlerakademie zu Rom, erſter Mahler des Königs, nachher Mitglied des Inſtituts und des Erhaltungsſenats und franz. Reichsgraf, geb. zu Montpellier 1716. Schon früh widmete er ſich der Mahlerkunſt, ging 1740 nach Paris, wo er unter Natoire große Fortſchritte machte und mehrere Preiſe gewann, und 1744 nach Rom, wo ſein Talent ſich entſchied. Hier verfertigte er eins ſeiner trefflichſten Bilder, den Eremiten. Nach fünfjährigen Studien kehrte er nach Paris zurück, wo er von 1750 — 75 einer Mahlerſchule vorſtand, in der er viele ausgezeichnete Schüler bildete. Im J. 1775 ging er wieder nach Rom, als Director der dortigen Akademie, die durch

ihn groſse Verbeſſerungen erhielt. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution kehrte er nach Paris zurück, wo er im Jahr 1809 ſtarb. Noch in ſeinem hohen Alter war er thätig und mahlte Blumen und idylliſche Scenen. Gehört Vien auch nicht zu den erſten Mahlern der franzöſiſchen Schule, ſo hat er doch die entſchiedenſten Verdienſte als Lehrer. Er erweckte die Liebe zum Schönen und führte den Geſchmack zu dem Groſsen und Einfachen der Antike zurück. Die Zahl ſeiner Werke iſt ſehr groſs.

Viereck, diejenige geſchloſsne Figur, die aus vier Linien gebildet wird. Hieher gehört das Quadrat, Parallelogramm, Trapezium, der Rhombus und Rhomboides.

Vierwaldſtädter See, ein romantiſcher Landſee Helvetiens, welcher ſich zwiſchen hohen Alpen im Mittelpunkte Helvetiens, gröſstentheils in den Cantonen Luzern und Unterwalden, zum Theil aber auch in den Cantonen Uri und Schwyz befindet, und ſeine Benennung von dieſen vier angränzenden Ländern hat; jedoch nach ſeinen verſchiedenen Berührungen heiſst er bald der Luzerner, bald der Urner, bald der Stanzer und Alpnacher See. Er hat eine ſehr unregelmäſsige Geſtalt, und gleicht eher mehreren zuſammenhängenden kleinen Seen als einem einzigen. Seine Länge beträgt neun, ſeine Breite (mit Ausnahme des den nördlichen Theil durchkreuzenden Arms) nirgend über eine Stunde, und ſeine gröſste Tiefe bis 900 Fuſs, ja ſie ſoll oft unergründlich ſeyn. Sein Waſſer iſt hell und ſchön lichtgrün. Unter den Zuflüſſen deſſelben iſt die Reuſs am beträchtlichſten, die bei Altorf ſich mit dieſem See vereinigt, und in der Stadt Luzern denſelben wieder verläſst. Eine einzige Inſel, Altſtad (altes Geſtade) genannt, liegt in dem See. Die Umgebungen gehören zu den anziehendſten Helvetiens, tragen aber alle das Gepräge des Alpencharakters. In der Gegend von Luzern, welche Stadt mit ihren vielen Thürmen wie aus den Fluthen hervorſteigt, ſind die Ufer niedrig mit hübſchen Landhäuſern und Dörfern in Wäldern von Obſtbäumen beſetzt. Dann folgen Thäler mit ſchönen an die Berghöhen ſich lehnenden Flecken, wie Stanz und Schwyz, Gerſau und Küſsnacht, und zuletzt ſchaurige einſame Stellen, wo Felſen ſenkrecht in den See hinabgehen, wie gegen Altorf und Alpnach. Die Schifffahrt iſt auf dieſem See überhaupt nicht gefährlich. Unter den zahlreichen Fiſchen deſſelben werden ſehr geſchätzt die Lachſe, Forellen, Welſe, Ballen und Röteln. An und um denſelben war der Schauplatz der Thaten Wilhelm Tells.

Vigilien (aus dem Lat. von vigil, wachend, wachſam), das Wachen. Bei den Römern war, wenn ſie im Felde ſtanden, die Nacht, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, in vier Vigilien oder Nachtwachen abgetheilt, deren jede aus drei Stunden beſtand, die aber bekanntlich nicht in gleichem Zeitmaaſse, wie bei uns, ſondern nach Beſchaffenheit der Jahreszeit länger oder kürzer waren. — Vigilie (franz. veille) iſt der Tag (Vorabend) vor einem der groſsen chriſtlichen Kirchenfeſte, auch vor dem Feſttage eines Apoſtels oder eines andern Heiligen der catholiſchen Kirche. Dieſe Benennung iſt daher gekommen, weil man zu den Zeiten der erſten Chriſten vor einem ſolchen Feſttage einen Theil der Nacht hindurch mit Wachen und Beten zubrachte, um ſich auf den folgenden Feſttag vorzubereiten (der bekannte franzöſiſche Ausdruck: être à la veille etc. im Begriff ſtehen, etwas zu thun, hat eben daher ſeinen Urſprung). — Vigilie nennt man endlich noch jetzt in der catholiſchen Kirche den Gebrauch,

am Abend vor dem Tage aller Seelen (Allerheiligentag) gewiſſe Pſalmen in der Kirche zu ſingen oder zu beten; ein Gebrauch, der auch bisweilen am Tage vor einem zu haltenden feierlichen Todten- oder Seelenamte Statt ſindet.

Vignetten heißen die kleinen Kupferſtiche, die zur Verzierung der Bücher auf das Titelblatt, zu Anfang oder am Schluſſe der Capitel, oder am Ende des Buchs eingedruckt werden. Sie ſind nur Verzierung, und ſtellen daher nicht immer Gegenſtände dar, die auf das Buch ſelbſt Beziehung haben. Sie wurden vorzüglich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht; jetzt ſind ſie ſeltner, höchſtens noch auf dem Titelblatte anzutreffen. In Prachtausgaben ſindet man ſie noch öfter benutzt.

Villa hieß bei den Römern ein Landhaus, Vorwerk, Meierei. Zu einer ſolchen Villa gehörten dreierlei Gebäude: villa urbana, das eigentliche Landhaus, wo der Herr der Beſitzung wohnte, wenn er ſich dort aufhalten wollte; villa rustica, wo der Bauer oder Verwalter wohnte, und die Ställe für das Vieh waren; villa fructuaria, die Gebäude, wo die Vorräthe aufbewahrt wurden. Der Luxus, der in Anſehung dieſer Villen bei den Römern in den letzten Zeiten der Republik und unter den erſten Kaiſern herrſchte, war außerordentlich; die herrſchaftlichen Wohngebäude waren die prächtigſten Paläſte, und es wurden ſo viel andere Gebäude dabei angelegt, daß dieſe Beſitzungen nicht mehr das Anſehn von Landgütern, ſondern ſelbſt von Städten hatten. Die Nachkommen der Römer, die heutigen Italiener, haben Namen und Sache beibehalten. In allen Gegenden Italiens, beſonders aber in der Nähe großer Städte, giebt es Villen, wo die ſtädtiſchen Beſitzer derſelben ſich während der ſchönen Jahreszeit aufhalten (villeggiatura); neben dem Wohnhauſe des Herrn iſt das Haus, wo der Pachter, der den Acker und Weinberg beſorgt, mit ſeiner Familie wohnt. Mehrere ſolche zerſtreut liegende Villen und Bauernhäuſer machen ein Kirchſpiel aus; denn eigentliche Dörfer giebt es in Italien nicht. In der Nähe von Rom ſind, wegen des Reichthums an Kunſtſchätzen, die Villa Borgheſe, Aldobrandini, Eſtenſe, Ludoviſi beſonders berühmt. — Zu den Zeiten der Carolinger hießen villae regiae die königlichen Meiereien oder Domänen, wo die Könige öfters hauſ'ten. Weil daſelbſt, wegen des zahlreichen Hofſtaats, mehrere Gebäude angelegt werden mußten, ſo mag der Sprachgebrauch bei den Fremden die Benennung ville auf die eigentlichen Städte übertragen haben.

Villani. Italien beſitzt drei Geſchichtſchreiber dieſes Namens, Giovanni, Matteo und Filippo, Letzterer Matteo's Sohn, und dieſer Giovanni's Bruder. — Giovanni Villani aus Florenz, der ſich im J. 1300 zu dem Jubiläum in Rom befand, wurde durch die Betrachtung, welche treffliche Geſchichtſchreiber die Angelegenheiten dieſer Stadt verherrlicht hätten, zu dem Entſchluß geführt, auf demſelben Wege zur Ehre ſeiner Vaterſtadt beizutragen. Dem gemäß ſchrieb er in zwölf Büchern die Geſchichte der Stadt Florenz von ihrer Begründung bis 1348, in welchem Jahre er an der Peſt ſtarb, webte aber in ſeine Erzählung nicht nur die Geſchichte anderer Provinzen Italiens, ſondern auch anderer Länder ein, die er bereiſ't und kennen gelernt hatte. Dieſes Werk iſt ungemein ſchätzbar, wiewohl es bei dem noch höchſt mangelhaften Zuſtande der Kritik nicht frei von falſchen und fabelhaften Nachrichten iſt. Aber es verdient vollen Glauben, wo der Verfaſſer, der ſich

durchaus aufrichtig und wahrheitliebend zeigt, als Augenzeuge ſpricht. Die Form iſt einfach und kunſtlos, aber durch Kraft und Naivetät nicht ohne Reiz. Übrigens hatte Giovanni verſchiedene bürgerliche Ämter verwaltet, und ſowohl in dieſen als auch mit den Waffen für ſein Vaterland gewirkt. Er war ferner unter den Geiſeln geweſen, welche Florenz im Jahre 1341 an Maſtin della Scala nach Ferrara ſandte, und war hier von dem Marcheſe Obizzo mit der ſeinem Verdienſte gebührenden Achtung behandelt worden. Nach ſeinem Tode ſetzte ſein Bruder Matteo jenes Geſchichtswerk in einem 13. Buche bis 1363, wo auch er an der Peſt ſtarb, fort. Da er nur Begebenheiten erzählt, die er ſelbſt erlebt hat, und ebenfalls wahrheitliebend erſcheint, ſo iſt auch ſeine Arbeit ungemein ſchätzbar. Seine Schreibart iſt zwar weniger empfehlenswerth, aber deſſen ungeachtet auch nicht ohne jene alterthümliche Anmuth, die aus der Kunſtloſigkeit gleichſam von ſelbſt hervorgeht. Matteo's Sohn, Filippo, florentiniſcher Bürger, Rechtsgelehrter und Richter, war viele Jahre Vorſteher der Gemeinde von Perugia, zog ſich aber aus Liebe zu den Wiſſenſchaften von allen öffentlichen Geſchäften zurück, und ſchrieb in lateiniſcher Sprache ein Werk: De origine civitatis florentinae et ejusdem civibus. Der erſte Theil iſt voller Fabeln, und nie gedruckt worden; den zweiten aber hat Mazzuchelli im Jahre 1747 in einer ebenfalls alten italieniſchen Überſetzuug herausgegeben, die das Original an Eleganz und Reinheit des Ausdrucks übertrifft, ihm aber an Genauigkeit wohl nachſteht. Dies Werk iſt das erſte Beiſpiel einer vaterländiſchen Literärgeſchichte, da die Männer, deren Leben Villani beſchreibt, meiſt durch ihre Gelehrſamkeit ausgezeichnet ſind. Er weiß oft mit wenigen Zügen ſeine Perſonen trefflich zu ſchildern, ſein Styl iſt lebhaft und kräftig, zuweilen jedoch zu kurz.

Villars (Louis Hector, erſt Marquis, dann Duc de), Pair und Marſchall von Frankreich, ſtammte aus einer angeſehenen aber verarmten und bei Hofe in Ungnade gefallenen adelichen Familie zu Lyon, und wurde 1653 geboren. Er machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, und zeichnete ſich bei der Belagerung von Maſtricht (1673) aus, wo er als Subalternoffizier der Cavallerie zugleich mit einem Detachement Grenadiere einen kühnen Angriff auf eine Schanze machte, und deswegen von Ludwig XIV. ſelbſt, unter deſſen Augen es geſchah, getadelt wurde, aber freilich auf eine Art, die ihm zur Ehre gereichte. Auch ließ er ſich dadurch nicht von andern ähnlichen Wagſtücken abhalten. Im Jahre 1690 wurde er zum Maréchal de Camp, ernannt. Ludwig XIV. ſchickte ihn (1700) als Geſandten an den kaiſerlichen Hof nach Wien, um die Unterhandlungen wegen der ſpaniſchen Erbfolge zu betreiben, rufte ihn aber 1701 wieder zurück. Beim Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekriegs war er anfangs bei der franzöſiſchen Armee in Italien, und zeichnete ſich auch da vortheilhaft aus. Er erhielt ſodann das Commando einer franzöſiſchen Armee in Deutſchland, und lieferte (den 14. Oct. 1702) bei Friedlingen dem Prinzen Ludwig von Baden, der die öſterreichiſche Armee commandirte, und ſeine Vereinigung mit dem Churfürſten von Bayern zu hindern ſuchte, ein Treffen, worin er zwar ſiegte, aber ohne wegen der Überlegenheit der feindlichen Armee ſeinen Zweck erreichen zu können. Im folgenden Jahre eroberte Villars nach einem kühnen und unerwarteten Marſche (den 12. März) Kehl, das wegen ſeiner Lage für die Franzoſen ſehr wichtig war,

griff die Linien des Prinzen von Baden bei Stolhofen zwar ohne Erfolg an, bewirkte aber doch (den 12. Mai) die lange beabſichtigte Vereinigung mit dem Churfürſten von Bayern. Beide griffen vereint (den 20ſten Sept.) bei Hochſtädt den öſterreichiſchen General Grafen Styrum an und ſchlugen ihn. Der glückliche Fortgang der franzöſiſchen Waffen in Deutſchland wurde bald nachher gehemmt, als der freimüthige aber unbiegſame Villars auf Verlangen des Churfürſten von Bayern abgerufen, und zur Bezwingung der unter dem Namen der Camiſards bekannten Reformirten in der Cevennen gebraucht wurde. Villars ſuchte eben ſowohl durch gütliche Unterhandlungen, als durch die Waffen die Ruhe in dieſer Provinz wieder herzuſtellen. Nach manchen Unfällen, welche die Franzoſen in Deutſchland erfahren hatten, wurde (1705) das Commando dem Marſchall Villars wieder übertragen, der durch ſeine Thätigkeit die Unternehmungen des ihm überlegenen Prinzen von Baden hinderte, und dieſen ſelbſt über den Rhein zurückdrängte. Im Jahr 1707 überwältigte er die Linien bei Stolhofen, welche die Deutſchen beſetzt hatten, und foderte hierauf in Schwaben ſtarke Contributionen ein. Bei den durch die bisherigen Kriege und andere Urſachen ſehr erſchöpften Finanzen Frankreichs waren jetzt die franzöſiſchen Armeen ſchwächer als die der Alliirten; Villars wurde dadurch von größern Unternehmungen zurückgehalten. Als aber (1709) die Alliirten Mons belagern wollten, kam es zu dem berühmten Treffen bei Malplaquet (den 11. Sept.). Villars Anordnung dabei war vortrefflich, und die franzöſiſchen Soldaten fochten mit außerordentlichem Muthe. Als er aber wegen einer erhaltenen Wunde aus dem Treffen gebracht werden mußte, zog ſeine Armee ſich mit Ordnung zurück. Die Alliirten hatten 20,000 Mann verloren, die Franzoſen nur 8000, auch verloren ſie beim Rückzuge weder Gefangene noch Geſchütz. Im Jahre 1712 gelang es dem Marſchall Villars, nachdem er (den 22. Jun.) ein Corps der Alliirten bei Denain geſchlagen, und dadurch den Prinzen Eugen genöthigt hatte, die Belagerung von Landreci aufzuheben, ſich wieder einige Überlegenheit zu verſchaffen, und noch im nämlichen Jahre verſchiedene feſte Plätze zu erobern. Im folgenden Jahre drang Villars wieder in Deutſchland ein, und eroberte Landau und Freiburg im Breisgau. Ludwigs XIV. ernſtlicher Wunſch, Friede zu machen, bewirkte endlich, daß die beiden großen Feldherrn, Villars und Eugen, die bisher einander im Felde gegenüber geſtanden hatten, (den 26. Nov.) zu Raſtadt Friedensunterhandlungen anknüpften. Nie iſt wohl ein Friedenscongreß ſo einfach und geräuſchlos gehalten worden, als dieſer. Die Friedensunterhandlungen wurden mit dem größten Geheimniß betrieben, und am 3ten Mai 1713 der Friede zwiſchen Frankreich und Öſterreich abgeſchloſſen (ſ. d. Art. Friedensſchlüſſe). Villars wurde nun Präſident des Kriegsraths, und nach Ludwigs XIV. Tode (1715) Mitglied der Regentſchaft und Staatsminiſter; auch nahm ihn die franzöſiſche Akademie zum Mitglied auf. Er behauptete ſich bei dem Anſehen, das er ſich erworben hatte, auch während der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, und unter Ludwig XV. Als im Jahre 1733 die ſtreitige Königswahl in Polen einen neuen Krieg Frankreichs gegen Öſterreich veranlaßte, wurde Villars mit einer Armee und in der ſeltenen und ausgezeichneten Würde eines Maréchal général nach Italien geſendet. Hier eroberte er mit dem Könige von Sardinien zugleich binnen drei Monaten ganz Mailand. Im Begriff, nach

Frankreich zurückzukehren, ward er zu Turin krank, und ſtarb hier am 17ten Juni 1734, 82 Jahre alt. Villars war der letzte große franzöſiſche Feldherr damaliger Zeit; die Generale, die nach ihm die franzöſiſchen Waffen berühmt machten, waren Ausländer. Von den Memoires, die unter ſeinem Namen herausgekommen ſind, iſt nur der erſte Theil von ihm ſelbſt geſchrieben.

Villèle (Joſeph Marquis de), ſeit der Wiedereinſetzung der Bourbons als eins der Häupter der royaliſtiſchen Ultra's bekannt, ſtammt aus einer alten Familie in Languedoc ab, und iſt 1773 geboren. Er trat früh in die königliche Marine, befand ſich lange in St. Domingo und auf Isle de France und hatte Gelegenheit, bei dem Kampfe der Parteien auf beiden Inſeln einen ſo feſten Charakter und ſo edle Geſinnung zu zeigen, daß er ſelbſt den wüthendſten Demagogen Achtung einflößte und glücklich allen Revolutionsſtürmen entrann. Villèle kam 1807 nach Frankreich zurück und ſiedelte ſich in Toulouſe an. Nach der zweiten Reſtauration wurde er vom Herzog von Angouleme zum Maire von Toulouſe ernannt und bald darauf von ſeinen Mitbürgern in die Kammer der Deputirten von 1815, die ſich bekanntlich durch Ultraroyalismus auffallend auszeichnete und am Ende durch die königliche Ordonnanz vom 5ten September 1816 aufgelöſt wurde, gewählt. Villèle wurde von ſeinem Departement auch in die neue Kammer von 1817 gewählt, die liberalere oder mehr der Revolution gemäße Grundſätze annahm; er befand ſich daher hier in der Minorität, während er in der Kammer 1815 in der Majorität und ſelbſt an der Spitze derſelben geweſen war. 1818, bei der Veränderung des Miniſteriums Richelieu, war er in Vorſchlag, an die Spitze des neuen Miniſteriums geſtellt zu werden, allein die entgegengeſetzte Partei behielt die Oberhand und das Miniſterium wurde aus Deſſolles und Decazes gebildet. Villèle iſt ein Mann von ausgezeichneten Talenten und dem rechtlichſten Charakter.

Villers (Carl Franz Dom. von), der Vermittler zweier Nachbarvölker, der Deutſchen und Franzoſen, auf literariſchem Wege, einer der geiſtvollſten Franzoſen und einer unſerer merkwürdigſten Zeitgenoſſen, war den 4ten November 1764 zu Belchen in Deutſchlothringen geboren, ſtudirte bei den Benedictinern in Metz und in der dortigen Artillerieſchule, und trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment von Toul in Straßburg. Seine ſeltene Neigung zu den wiſſenſchaftlichen Studien war es, die ihn damals ſchon zu Unterſuchungen des von Mesmer gelehrten thieriſchen Magnetismus trieb, und den jungen Offizier veranlaßte, ſich mit dem Griechiſchen und Hebräiſchen zu beſchäftigen. Bei dem Ausbruch des Revolutionskrieges 1793 floh er, vom Haß der Jacobiner bedroht, nach Deutſchland, und nahm bei der Armee der Prinzen Dienſte. Nach dem unglücklichen Ausgang des erſten Feldzugs kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, mußte aber von neuem die Flucht ergreifen. Nachdem er ſich einige Zeit in Holland aufgehalten, kam er nach Deutſchland, lebte abwechſelnd in Holzminden, Driburg und Göttingen im Umgange mit gelehrten und geiſtreichen Männern, bis er 1797 nach Lübeck kam, um nach Rußland zu gehen. Doch durch die Freundſchaft einer hochgebildeten Frau an Lübeck gefeſſelt, verlebte er hier im Verkehr mit den geiſtreichſten Männern des nordweſtlichen Deutſchlands und im Schooße der Freundſchaft jene glücklichen Jahre, wo ſein Geiſt ſich mit deutſcher Art und Kunſt befreundete und herrliche Blüthen trieb. Seine Reiſen nach Paris, ſeine Verbindungen mit

den vorzüglichſten franzöſiſchen Gelehrten trugen eben ſo viel bei, der deutſchen Literatur in Frankreich Beachtung zu verſchaffen, als ſeine damals erſchienenen Schriften. Unter dieſen machte keine mehr Aufſehen, als das vom franzöſiſchen Nationalinſtitut gekrönte Werk „über den Einfluß der Reformation Luthers auf die politiſche Lage der verſchiedenen europäiſchen Staaten und die Fortſchritte der Aufklärung.“ — Als bei der Erſtürmung der Stadt Lübeck 1806 alle Gräuel eines entmenſchten Schlachthaufens ſich über die unglückliche Stadt ergoſſen, half und rettete er, wo es noch Rettung galt. Sein damals gedruckter berühmter Brief über die Eroberung dieſer Stadt zog ihm den Haß des franzöſiſchen Heeres zu, und als die Hanſeſtädte 1811 mit Frankreich vereinigt wurden, wurde Villers verhaftet und ſofort aus dem Bezirke des Generalgouvernements verwieſen. Zur ſelben Zeit hatte er den Ruf zu einem philoſophiſchen Lehrſtuhl an die Univerſität Göttingen erhalten, den er jetzt annahm. Als Lehrer geachtet und geliebt, entfaltete er zur Zeit der weſtphäliſchen Herrſchaft das edelſte Herz und die vielthätigſte Wirkſamkeit. Als aber Hannover wieder unter die alte Regierung zurückkehrte, ward Villers in Ruheſtand geſetzt und ihm angedeutet, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde, unter denen er ſehr einflußreiche zählte, bewirkten zwar eine Abänderung dieſer Maaßregel, allein der Schmerz über den Sieg einer gegen ihn geſpielten Intrigue, die vielfachen Leiden, die in der letzten Zeit ſein Herz berührt hatten, darunter vorzüglich das Unglück der ihm ſeit Jahren ſo eng verbundenen Familie Rodde in Lübeck, machten tiefen Eindruck auf ihn, untergruben ſeine Geſundheit, und ſo endigte er ſein thätiges und nützliches Leben den 26ſten Februar 1815. — Villers gehörte zu den gemüthlichen Menſchen, die überall gern helfen, ohne Falſch und ohne Mißtrauen, liebenswürdig im Umgange, ſcharfſichtig und geiſtvoll in ſeinen Schriften, gerecht gegen jedes Verdienſt, wahr bis zur Unbeſonnenheit, kurz einer von den Menſchen, deren Leben von der Selbſtſucht ſo oft angefeindet wird. Seine Verdienſte um die Literatur wurden durch vielfache Auszeichnung geehrt; er war Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften, Ritter des heiligen Ludwig- und des ſchwediſchen Nordſternordens. Seine vorzüglichſten Schriften, ohne frühere beim Ausbruch der Revolution erſchienene Piecen und die Beiträge zu vielen Zeitſchriften, beſonders dem weſtphäliſchen Moniteur, zu erwähnen, ſind nebſt dem bereits angeführten Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther, und Lettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois sur Lubeck, ſein Coup d'oeil sur les universités; Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne; Introduction de l'ouvrage de Mad. de Staël sur l'Allemagne; Constitutions des villes anséatiques, u. ſ. w. und die Überſetzungen von Heerens Verſuch über den Einfluß der Kreuzzüge, Reimarus über das Continentalſyſtem u. ſ. w.

Villoiſon (J. B. Gaspard d'Anſſe de), einer der gründlichſten Kenner der alt- und neugriechiſchen Sprache und Literatur. Er war den 5ten März 1750 zu Corbeil ſur Seine geboren, genoß einen gelehrten Unterricht im Collegium Beauvais in Paris, und zeichnete ſich durch ſeine Talente und durch ſeine Neigung für das Studium der alten Sprachen vortheilhaft aus. In ſeinem funfzehnten Jahre hatte er bereits alle alten Autoren geleſen, und ward mit 23 Jahren Mitglied der Akademie der Inſchriften. Im Jahre 1778 ſchickte

ihn die Regierung nach Venedig, um dort die Handſchriften der St. Marcus-Bibliothek zu unterſuchen. Hier benutzte er vorzüglich den Umgang des gelehrten Morelli, welchem Umgange auch die von Villoiſon herausgegebenen Anecdota graeca e regia parisiensi et e veneta S. Marci bibl. deprompta ihr Entſtehen verdanken. In der St. Marcus-Bibliothek fand er ein höchſt wichtigen Codex, der Homers Iliade mit einer Menge Scholien enthielt, den er herausgab, und deſſen Werth vorzüglich Wolf anerkannt hat. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien beſuchte er Deutſchland und benutzte während dieſes Aufenthalts vorzüglich die Bibliothek zu Weimar. Im Jahre 1785 ging er mit dem franzöſiſchen Geſandten bei der ottomaniſchen Pforte, dem Kunſtfreunde Grafen Choiſeul, nach Conſtantinopel, bereiſ'te drei Jahre lang die Inſeln des Archipelagus und das feſte Land von Griechenland, und vervollkommnete ſich vorzüglich in der Kenntniß des Neugriechiſchen, das er mit großer Fertigkeit ſprach. Die Reiſe weckte in ihm den Entſchluß, eine große, vollſtändige Beſchreibung von Griechenland auszuarbeiten. Er ging mit Eifer an die Ausführung, excerpirte die griechiſchen Schriftſteller, ſelbſt die Kirchenväter und die Byzantiner, allein die damals eingetretenen politiſchen Verhältniſſe hinderten ihn, dieſe Arbeit fortzuſetzen. Er verließ beim Ausbruche der Revolution Paris, ging nach Orleans, und lebte dort, bis die Stürme ſich gelegt hatten. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Mitglied des Nationalinſtituts und Profeſſor, allein er genoß dieſe Auszeichnung nicht lange, denn er ſtarb den 26ſten April 1805. — Außer den bereits erwähnten Werken verdanken wir ihm eine vortreffliche Ausgabe von Longi Pastoralia de Daphnide et Chloe, und viele ſchätzbare Abhandlungen in den Mém. de l'Acad. des Inscr. und andern Zeitſchriften.

Vinalia (aus dem Lat.), Weinfeſte, welche die Römer zu feiern pflegten. Die Sage gab ihnen einen hiſtoriſchen Urſprung. Es hatten die Etruſker nach einem ſiegreichen Kriege von den beſiegten Lateinern als Friedensbedingung die Auslieferung alles Weines verlangt. Die Lateiner, über dieſe Zumuthung empört, vertrauten ihr Glück noch einmal den Waffen, gelobten aber dem Jupiter im Falle des Sieges ihren Wein. Sie ſiegten, und — um das Gelübde zu erfüllen, brachten ſie ihm aus jedem Faſſe den erſten Becher. Die Folgezeit behielt dieſe Sitte bei, und feierte dies Feſt alljährlich am 23ſten April, an welchem Tage man die Weinfäſſer öffnete. Ein zweites Weinfeſt wurde auch noch am 21ſten Auguſt gefeiert, um ſich Jupiters Gnade für die nahe Weinleſe zu erflehen. Nach dieſem Feſte durfte auch erſt der vorjährige Wein zum Verkaufe ausgeboten werden, indem der künftige bereits durch die Feierlichkeit geweiht und Jupiters Schutz vertraut war. Bei dieſem zweiten Weinfeſte eröffnete der Flamen Dialis die Weinleſe durch die Herabnahme der erſten Traube.

Vinci (Leonardo da), einer der vorzüglichſten Mahler Italiens, das Haupt der florentiniſchen Mahlerſchule, war in dem Flecken Vinci bei Florenz im Jahre 1444 oder 45 geboren. Er war der uneheliche Sohn eines Notars, Ser Pietro. Schon in früher Jugend beſchäftigten ihn die verſchiedenſten Studien: Mahlerei, Sculptur, Plaſtik, Anatemie, Architektur, Geometrie, Mechanik, Poeſie und Muſik. Seinen Lehrer, den Mahler und Bildhauer Andrea del Barrocchio, übertraf er bald, und da ſein Ruf immer mehr und mehr ſich ausbreitete, berief ihn 1482 der Herzog von Mailand Lodovico

Maria Sforza in ſeine Dienſte. Leonardo ſtiftete hier eine Zeichenakademie, die ihren wohlthätigen Einfluß über die Lombardei erſtreckte, und ohne den unglücklichen Sturz des Hauſes Sforza noch vortheilhafter gewirkt haben würde. Unter den Gemählden, die er auf Befehl des Herzogs fertigte, war das berühmteſte das Abendmahl in dem Refectorium der Dominicaner von S. Maria delle Grazie, über welches mehrere unerwieſene Anekdoten (z. B., daß Leonardo in dem Judaskopfe den Prior des Kloſters porträtirt, daß er den Chriſtuskopf, weil er die Göttlichkeit deſſelben für unerreichbar erkannt, unvollendet gelaſſen u. ſ. w.) vorhanden ſind. Leider iſt dieſes herrliche Frescogemählde durch die Schuld unverſtändiger und unwiſſender Leute zu Grunde gegangen, doch hat es ſich in mehrern zum Theil trefflichen alten Copien erhalten, aus welchen wir die Schönheit der Compoſition, der Gruppirung und Details erkennen können. Meiſterhaft und bewundernswürdig ſind von dem Künſtler die verſchiedenen Charaktere der Apoſtel bezeichnet, in deren Mitte die göttliche Chriſtusgeſtalt ſich wie eine Sonne unter den Sternen hervorhebt. Wir beſitzen von dieſem Werke einen koſtbaren Kupferſtich von Rafael Morghen. Außer der Mahlerei verbreitete Leonardo's Thätigkeit ſich über mancherlei Unternehmungen von erſtaunlichem Umfange. Er leitete das Waſſer der Adda bis nach Mailand, zog den ſchiffbaren Canal von Mortſana nach den Thälern von Chiavenna und der Valtellinie durch eine Strecke von zweihundert Miglien u. ſ. w. Im Jahre 1499 kehrte er nach Florenz zurück, wo er den Auftrag erhielt, eine von den Wänden in dem großen Saale der Rathsverſammlung zu verzieren. Bei dieſer Gelegenheit fertigte er mit Michel Angelo wetteifernd einen Carton, der zu ſeinen ausgezeichnetſten Arbeiten gehörte. Er verherrlichte einen Sieg der Florentiner unter ihrem Anführer Niccolo Piccinio und wurde hauptſächlich bewundert wegen einer Gruppe Reiter, die um eine Fahne kämpfen. Auch dieſer Corton iſt nicht mehr vorhanden, ſondern nur noch durch eine Copie bekannt. Als Leo X. im Jahre 1513 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, begab ſich Leonardo im Gefolge des Herzogs Julian von Medicis nach Rom. Aber er verließ, wahrſcheinlich, weil die Rivalität Michel Angelo's ihn auch hier verfolgte, oder weil Rafael ſchon im Beſitz der großen Arbeiten im Vatican war, dieſe Stadt ſchon 1515 wieder, um ſich auf Franz I. Einladung nach Frankreich zu begeben. Sein hohes Alter ließ ihn hier wenig oder gar nichts mehr arbeiten, und ſchon im Jahre 1519 ſtarb er in den Armen des ihn beſuchenden Königs, als er ſich aus Ehrerbietung vor demſelben vom Lager aufrichten wollte. Die Welt ehrt in Leonardo da Vinci den Mann, der die durch Cimabue (1420) wieder erweckte Kunſt der Mahlerei in ihrem ganzen Umfange auf Grundſätze und feſte Regeln zurückzuführen ſuchte. Nur wenige Gemählde ſind von ihm vorhanden, an welche er die letzte Hand gelegt hat. Daran war ſein bis ins hohe Alter raſtloſes Fortſchreiten in ſeinen Studien Schuld, welches ihm jene genügſame Ruhe, die ſich auf gewiſſe beſtimmte Mittel beſchränkt, nicht verſtattete. Tiefe Wahrheit war ſein Ziel, und ſein Wahlſpruch: Vogli sempre quel, che tu debbi (wolle immer das, was du ſollſt). Beim Anfange einer Arbeit ſo furchtſam, daß er gleich einem Anfänger zittern konnte, ſtieg ſeine Unzufriedenheit mit ſeinem Werke immer mehr, bis er es meiſt noch vor der Vollendung aufgab. Außer den genannten gehören zu ſeinen berühmteſten Werken das Bild der Liſa

del Giocondo in Paris, das liebliche unter dem Namen la vierge aux rochers bekannte Gemählde (vergl. Landon Annales du Musée, 2 Collect. Paris 1813), eine Leda in der Sammlung des Fürſten Kaunitz in Wien, ein Gemählde im Palaſt Pamfili zu Rom, die Unterredung des Knaben Jeſu mit den Lehrern im Tempel vorſtellend, das Bild des Herzogs Lodov. Maria Sforza in der Dresdner Gallerie und einige andere. Faſt eben ſo ſchätzbar als die Gemählde dieſes unſterblichen Künſtlers ſind ſeine Schriften, von denen leider ein Theil ſchon verloren gegangen, ein anderer noch Handſchrift geblieben iſt. Nur ein Werk von ihm, der Trattato della Pittura (zuerſt 1651, am vollſtändigſten 1816) iſt bis jetzt nach ſeinem ganzen Umfange erſchienen. Mit tiefer Einſicht, ſagt Fiorillo, hat Leonardo in dieſem Buche die Materien vom Licht, vom Schatten, von den Reflexen, und hauptſächlich von den Hintergründen abgehandelt. Daß, da die natürlichen Körper meiſtens von krummen Linien begränzt ſind, die eine gewiſſe Weichheit haben, es eine Hauptſache iſt, die Umriſſe ſich ſanft verlieren zu laſſen; daß dies nur vermittelſt des Grundes zu bewerkſtelligen iſt, auf welchem ein Gegenſtand erſcheint; daß der innere Umriß des umgebenden Grundes und der äußere Umriß des Gegenſtandes einerlei ſind, ja daß der letzte überhaupt nur durch Hülfe der von ihm verſchiedenen Umgebungen ſeiner Figur nach ſichtbar wird; daß ferner nicht nur die Erſcheinung der Figuren, ſondern auch der Farben, von den Umgebungen abhängig iſt, und die Farben ſich gegenſeitig beſtimmen, heben und ſchwächen; daß, wenn Gegenſtände von gleicher Farbe vor einander erſcheinen ſollen, die verſchiedenen Grade der Helligkeit derſelben ſie von einander ſondern und entfernen müſſen, indem die zwiſchen dem Auge und dem Gegenſtande befindliche Luftmaſſe, je größer ſie iſt, deſto mehr die Farben lindert und dämpft: alle dieſe Lehren hat da Vinci vollkommen verſtanden, und auf das Beſte entwickelt. Außer dem genannten Tractat und einem Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain iſt nichts gedruckt; aber die Ambroſianiſche Bibliothek in Mailand beſitzt ſechzehn Bände Handſchriften; ſieben andere Bände ſollen an den König Philipp von Spanien gekommen ſeyn. Bis jetzt ſind dieſe Schätze nicht einmal dem Inhalt nach weiter bekannt. Von den ſchönen Handzeichnungen und Studien Leonardo's (denn er hatte immer ein Büchlein bei ſich, worin er intereſſante Geſtalten und Phyſiognomien, die ihm vorkamen, oder den ſichtbaren Ausdruck verſchiedener Gemüthsbewegungen, welchen er zu beobachten Gelegenheit fand, fleißig aufzeichnete) gab Caylus eine Sammlung heraus: Recueil de têtes de caractère et de charge etc. 1730, wovon auch ein deutſcher Nachſtich vorhanden iſt. Hierher gehören noch: Desseins de Léonard de Vinci, gravés par Ch. J. Gerli, Milano, 1784 und Osservazioni sopra i disegni di Lionardo dall' Ab. Amoretti, Mil. 1784. Außerdem ſind ſeit 1796 zu London die zahlreichen Handzeichnungen Leonardo's, welche der König von England beſitzt, im Stich erſchienen: Imitations of original Designs by L. da Vinci, published by J. Chamberlaine, 1796, Fol.

Vindelicien, der Landſtrich, den die **Vindelicier**, ein anſehnliches deutſches Volk, zu Auguſtus Zeiten in Süddeutſchland bewohnten. Von den Alpen und dem **Bodenſee** an, durch **Bayern** und **Tyrol** bis an den Inn und noch drüber hinaus bis an die Donau wohnten Vindelicier; daher **Augsburg** Augusta Vindelicorum

heißt. Erſt nach manchem ſchweren Kampfe wurden ſie von den Römern beſiegt, und von Tiberius größtentheils außer Landes geführt.

Vindication, die Zurückfoderung ſeines Eigenthums; daher die Vindicationsklage, mittelſt welcher jemand wegen ſeines an einer Sache ihm zuſtehenden Eigenthums auf Reſtitution derſelben gegen den, der ſie ihm vorenthält, klagt.

Vindicta, Rache, Beſtrafung, oder auch die Klage wegen zugefügten Schadens oder Unrechts. — Vindicta hieß bei den Römern auch der Stab, mit dem ſie Sklaven berührten, die ſie freiließen. Daher in den Pandecten das Capitel vindicta de manumissis.

Vineis (Petrus de), oder Pietro delle Vigne, ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann des dreizehnten Jahrhunderts, war aus Capua gebürtig und von geringer Herkunft, ſtudirte aber, durch Wohlthäter unterſtützt, auf der hohen Schule zu Bologna, deren Rechtslehrer damals die berühmteſten in Europa waren. Er wurde dem Kaiſer Friedrich II., der Gelehrſamkeit und Gelehrte ſchätzte, zufällig bekannt, und gefiel demſelben ſo wohl, daß er ſogleich eine Anſtellung am Hofe erhielt, und ſehr ſchnell nach einander Protonotarius, Rath und Kanzler des Kaiſers wurde. In dieſer Stelle erwarb er ſich ganz das Vertrauen ſeines Herrn und nahm an allen Angelegenheiten deſſelben Theil. Er vertheidigte ihn beſonders mündlich und ſchriftlich gegen den immer mehr zunehmenden Übermuth und die übertriebenen Anmaßungen der Päpſte Gregor IX. und Innocenz IV. Die Schmähſchriften des erſtern gegen den Kaiſer widerlegte er mit Gründlichkeit und Witz, und trug dadurch viel bei, daß der von Gregor IX. wider Friedrich II. ausgeſprochene Bannfluch ohne weitere Wirkung blieb. Als Innocenz IV. den Kaiſer (1245) vor das Concilium zu Lyon citirte, vertheidigte de Vineis als Geſandter des Kaiſers ſeinen abweſenden Herrn mit aller Kraft. Ungeachtet dieſer Verdienſte wurde er doch dem Kaiſer verdächtig gemacht, als habe er ihm durch ſeinen Arzt Gift beizubringen geſucht. Friedrich II., durch erlittene Unfälle und öftere Nachſtellungen nach ſeinem Leben mißmuthig und argwöhniſch gemacht, glaubte der Anklage, ließ ſeinem Kanzler die Augen ausſtechen und ihn zu Piſa ins Gefängniß ſetzen. Hier endete der unglückliche Mann (1549) ſein Leben, indem er aus Verzweiflung ſich den Kopf an einem Pfeiler des Gefängniſſes zerſchmetterte. Dieſe harte Behandlung, welche Friedrich II. an dem eifrigſten und thätigſten Vertheidiger ſeiner Rechte ausübte, bleibt ein Flecken in der Geſchichte dieſes ſonſt ſo großen Kaiſers. Die von de Vineis noch vorhandenen Schriften ſind: a) ſechs Bücher Briefe von den Thaten Friedrichs II. Sie ſind meiſtens im Namen des Kaiſers und, dem damaligen Zuſtande der Wiſſenſchaften gemäß, in ſchlechtem Latein geſchrieben, werden aber als eine Quelle für die Geſchichte Friedrichs II. angeſehen, und ſind daher früher verſchiedentlich gedruckt worden; b) eine Abhandlung von der kaiſerlichen Machtvollkommenheit (de potestate imperiali).

Viola (Alfonſo, oder nach Andern Franceſco della), geb. zu Ferrara, war ums Jahr 1541 Capellmeiſter des Herzogs von Eſte, und ſoll der erſte geweſen ſeyn, der den Geſang mit Declamation auf dem Theater vereinigte. Das erſte Werk dieſer Art, das er zu Ferrara 1541 herausgab, war: Orbecche, Tragedia di G. Giraldi Cinthio, Ferrarese, in Ferrara, in Casa dell' Autore, dinanzi ad Ercole II., d'Este, Duca IV. di Ferrara. Fece la Musica Alfonso della Viola, etc. Ferner hat er folgende Opern ge-

ſchrieben: Aretusa 1563, Il Sacrificio 1565, und Lo Sfortunato 1567. Außerdem ſind noch von ihm einige Madrigale zu Ferrara 1599 gedruckt.

Viola iſt der allgemeine Geſchlechtsname mehrerer Gattungen muſikaliſcher Inſtrumente, von denen die meiſten faſt ganz außer Gebrauch und in Vergeſſenheit gekommen ſind. Die vorzüglichſten waren 1. Viola da Gamba (Kniegeige), ein Bogeninſtrument, welches wie das Violoncell zwiſchen den Knieen gehalten wurde. Es war etwas kleiner als dieſes, mit ſechs Saiten bezogen, welche in die Töne: D, G, c, e, a, d, geſtimmt wurden. Die Noten dafür wurden (gewöhnlich im Baß- oder Tenorſchlüſſel) auf ein Syſtem von ſechs Linien geſetzt. Es hatte einen etwas ſcharfen aber doch angenehmen Ton, und war, ehe es durch das Violoncell verdrängt wurde, ein ſehr allgemeines und beliebtes Inſtrument. Durch Nachahmung ſeines Tons entſprang das Gambenregiſter in der Orgel. 2. Viola d'Amore (Viole d'amour, Liebesgeige), ein bratſchenähnliches, ehemals ſehr beliebtes, angenehmes Geigeninſtrument. Im Anfange wurde die Viole d'amour mit 12 bis 14 Saiten bezogen. Sechs oder ſieben davon waren Darmſaiten (wovon die drei tiefſten mit Draht überſponnen waren), dieſe ruhten, wie bei der gewöhnlichen Bratſche, auf dem Stege (der aber höher und breiter war, als bei dieſer), und wurden mit dem Bogen geſtrichen. Die übrigen waren Drahtſaiten, die man unter dem Saitenhalter (das Brettchen, woran bei Geigeninſtrumenten die Saiten befeſtigt werden) an kleine Stifte anhängte. Dieſe liefen durch in den Steg gebohrte Löcher, unter das Griffbrett in eine dazu gemachte Höhlung, aus welcher ſie oben in der Schnecke (der Theil, wo die Saiten um die Wirbel gehen) wieder herauskamen, und dort, wie die Darmſaiten, an Wirbeln befeſtigt waren. Dieſe Drahtſaiten wurden mit den Darmſaiten in der Octave oder dem Einklang geſtimmt und nicht mitgegriffen, ſondern dienten nur durch ihr Mitklingen zur Verſtärkung des Tones. Nach der Zeit aber wurden dieſe Drahtſaiten abgeſchafft, und man bediente ſich blos eines auf dem Stege ruhenden Bezuges von ſieben Darmſaiten, die entweder in die Töne: G, c, g, c, $\overline{e}$, $\overline{g}$, $\overline{e}$, oder in die Töne G, c, e, a, $\overline{d}$, $\overline{g}$, $\overline{\overline{c}}$ geſtimmt wurden. Mattheſon in ſeinem Orcheſter, und Walther in ſeinem Lexicon führen noch eine Art von Viole d'amour an, welche nur mit vier Drahtſaiten und einer Darmſaite bezogen war, die entweder in den Accord c, e, g, $\overline{c}$, $\overline{g}$, oder in c, es, g, $\overline{c}$, $\overline{g}$ geſtimmt wurden. — Die gegenwärtig als Orcheſterinſtrument noch allgemein gebräuchliche Gattung der Viola iſt 3. die Viola di Braccia, Violetta, Viola alta (nicht wie gewöhnlich falſch geſagt und geſchrieben wird: alto Viola), franzöſiſch Taille, deutſch Altgeige, oder am gewöhnlichſten Bratſche genannt. Dies Inſtrument hat ganz den Bau und die Structur der Violine (ſ. d. Art. Violine), iſt aber größer als dieſe, und ſteht, beſonders in Hinſicht des Klanges und des Umfanges ihrer Töne, gleichſam als Übergang zwiſchen derſelben und dem Violoncell. Die Behandlung der Bratſche iſt wie bei der Violine, nur werden die Noten für dieſelbe nicht im G-, ſondern im Altſchlüſſel geſetzt. Des G- oder Violinſchlüſſels bedient man ſich nur für die hohen Töne, die (z. B. in Solo's) über $\overline{\overline{e}}$ oder $\overline{\overline{f}}$ gehen. Die Bratſche hat ebenfalls vier Saiten, wovon die zwei tiefſten über-

ſponnen, und die Stimmung aller vier eine Quinte tiefer iſt, als bei der Violine. Die Stimmung der Bratſche iſt nämlich c, g, a, folglich dieſelbe, wie beim Violoncell, nur eine Octave höher. Die Bratſche iſt zur Ausfüllung der Harmonie unter den Geigeninſtrumenten, was der Alt oder Tenor unter den Singſtimmen iſt, und folglich bei jeder vollſtändigen Orcheſtermuſik von beſonderer Wirkung und Nothwendigkeit; weshalb es ſehr unrecht und zweckwidrig iſt, daß dies Inſtrument in der Regel ſo ſehr vernachläſſigt, und in den meiſten Orcheſtern gewöhnlich am ſchwächſten und ſchlechteſten beſetzt wird.

Violino (franz. Violon *), deutſch Discantgeige, oder am gewöhnlichſten blos Geige oder Violine genannt) iſt das vollkommenſte und angenehmſte, ſo wie das herrſchendſte unter allen Geigenſtrumenten. Geigeninſtrumente im Allgemeinen ſind nämlich alle ſolche muſikaliſche Inſtrumente, welche mit Darmſaiten bezogen ſind, und durch das Anſtreichen der Saiten mit einem Bogen klingend gemacht werden, indem die verſchiedene Höhe und Tiefe der Töne durch das verſchiedene Aufſetzen der Finger auf die Saiten erzeugt wird. Der eigentliche Urſprung der Geige überhaupt iſt wenig oder gar nicht beſtimmt bekannt, doch ſcheint ſie eine nach und nach vervollkommnete Modiſication eines alten ähnlichen Inſtruments zu ſeyn, wovon man Abbildungen in den Lehrbüchern der Geſchichte der Muſik und insbeſondere der alten Muſik findet. Einige ſetzen ihre Erfindung in die Zeiten der Kreuzzüge. Wahrſcheinlich wurde ſie zuerſt in Italien vervollkommnet. Dieſes Land (man erinnere ſich der Cremoneſer Geigen), ſo wie das angränzende Tyrol liefern auch noch jetzt die vorzüglichſten Inſtrumente. Dort ſind die von Amati, Guarneri, Stradivari; hier die von Jak. Stainer, Klotz u. m. vorzüglich berühmt. Die gegenwärtig übliche Violine iſt nur eine Gattung des allgemeinen Geſchlechts der Geigeninſtrumente, und hat folgende Beſchaffenheit. Sie beſteht aus zwei Haupttheilen, nämlich dem Corpus und dem Halſe, welche wieder aus mehreren kleinern Theilen zuſammengeſetzt ſind. Das Corpus (der Körper, Leib) beſteht aus folgenden Theilen: 1. die Decke oder der Reſonanzboden, oder auch das Dach, iſt ein in der Mitte etwas gewölbtes, im Umriß länglich rundes Brettchen, von altem trockenen Fichtenholze (etwa eine Linie dick), welches in der Mitte der beiden Seiten einen halbrunden Einſchnitt (etwa ſo: C) hat, damit der Bogen ſich frei, ohne anzuſtreichen, bewegen kann, und welches man die Ausſchweifung nennt. In der Decke befindet ſich an jeder Seite, wo der Ausſchnitt iſt, eine ſchmale Öffnung in der Form eines lateiniſchen *f*, welche die F-oder Schalllöcher genannt werden, und die Verbindung der im Inſtrumente eingeſchloſſenen Luft mit der äußern zur Fortpflanzung der Schwingungen des Körpers bezwecken. 2. Der Boden. Dies iſt ein durchaus eben ſo wie die Decke geſtaltetes Brettchen von Ahornholz, nur daß in dieſem keine Öffnungen (wie die F-Löcher in der Decke) ſind. Decke und Boden werden nun verbunden: 3. durch die Zarge. Dies iſt ein dünner (etwas über einen Zoll breiter) Span, ebenfalls von Ahornholz, welcher nach der Form der Decke und des Bodens gebogen, und als Seitenwand dieſe beiden verbindet. Inwendig liegt auf der linken Seite der Decke (wo die G Saite liegt)

*) Von Vielen wird auch der Contrabaß Violon genannt. Man halte dies aber nicht für die franzöſiſche Benennung deſſelben: dieſe iſt: Contrebasse (il Contrabasso, il Violono, große Baßgeige).

der Länge nach eine Leiſte von Holz eingeleimt, welche in der Mitte dicker iſt, und an beiden Enden dünne zuläuft. Dies heißt der Balken oder Träger und dient dazu, dem Druck der Saiten auf die Decke zu widerſtehen. Auch ſind inwendig in jeder Ecke der Zarge, ſo wie unten am Knopf und oben unter dem Halſe kleine Klötzchen eingeleimt. Dem Balken gegenüber (etwas hinter dem Stege, wo die E Saite liegt) wird ein dünnes rundes Stäbchen, welches der Stimmſtock, die Seele (franz. l'ame) oder ſchlechthin die Stimme heißt, zwiſchen Decke und Boden aufgerichtet, um Erſtere gegen das Gewicht der beiden höchſten Saiten zu unterſtützen. Am obern Ende des Corpus nun iſt in der Mitte der Zarge, zwiſchen der Decke und dem Boden, der Hals eingeſetzt. Dies iſt ein (etwa ⅓ Elle oder weniges darüber langes) halbrundes Stückchen Ahornholz, welches unten, wo es aufgeſetzt iſt, etwas dicker, am obern Ende aber dünner iſt. An dem obern dünnern Ende befindet ſich ein ausgehöhltes Klötzchen Holz, welches der Wirbelkaſten, Lauf oder Wandel heißt, und ſich oben entweder mit einem ſchneckenförmigen Gewinde (die Schnecke genannt) oder mit einem andern ausgeſchnitzten Zierrath endet. In dem Wirbelkaſten ſind auf jeder Seite zwei runde Löcher einander ſchräg gegenüber, in welchen die Wirbel gehen. Dies ſind vier coniſche runde Hölzchen am dickern Ende, welches außerhalb des Laufes bleibt, mit einem flachen Griff verſehen, um ſie zu faſſen, wodurch die Saiten aufgeſpannt werden. Auf dem Halſe liegt das Griffbrett. Dies iſt ein vom obern Theile des Halſes nach unten ungefähr bis gegen die Hälfte des Corpus breiter zulaufendes ein wenig gewölbtes Brettchen von Ebenholz, über welches die Saiten nach dem Wirbel zu hinlaufen. Am obern ſchmalen Ende deſſelben befindet ſich der Sattel, ein kleines Leiſtchen von Holz oder Elfenbein, mit vier nicht zu tiefen Einſchnitten, in welche die Saiten zu liegen kommen, damit ſie nicht vom Griffbrette abgleiten. Am unterſten Ende der Decke, in der Mitte der Zarge, gerade dem Halſe gegenüber iſt ein Knopf von Holz oder Elfenbein angebracht. An dieſem Knopfe wird mit einer ſtarken Saite oder mit Draht der Saitenhalter oder Saitenfeſſel befeſtigt. Dies iſt ein unten ſchmales und oben breiteres (faſt wie das Griffbrett, aber kürzer geſtaltetes) etwas gewölbtes Brettchen, ebenfalls von Ebenholz in deſſen oberes Ende vier Löcher gebohrt ſind. In dieſe Löcher werden vermittelſt eines Knotens die Saiten befeſtigt, welche von da über das Griffbrett nach dem Wandel hinlaufen, daſelbſt durch die Wirbel gezogen, und dann durch das Drehen derſelben an= oder abgeſpannt werden. Auf die Decke gerade zwiſchen die beiden F Löcher wird der Steg, auf welchem die Saiten ruhen, geſetzt. Dies iſt ein auf zwei Füßchen ruhendes Stückchen Holz (am beſten Ahornholz), auf welchem die Saiten zwiſchen dem Saitenhalter und dem Griffbrette ruhen. Wo die Saiten aufliegen, ſind in dem Stege ebenfalls und aus demſelben Grunde kleine Einſchnitte wie beim Sattel. Zwiſchen dem Stege und dem Griffbrette wird der Bogen, durch deſſen Anſtreichen die Saiten klingend gemacht werden, geführt. Die hier beſchriebene Einrichtung der Violine haben die Viole, jedes Violoncello und der Contrabaß im größern Maaßſtabe. Siehe Schaum über den Bau der Violen, Bratſchen, Violoncells und Violons. Aus dem Italieniſchen mit zwei Kupfertafeln. Leipz. bei Breitkopf u. Härtel. Die Violine wird mit vier Darmſaiten von verhältnißmäßig abnehmender Stärke bezogen,

von denen die tiefſte und ſtärkſte mit Silberdraht überſponnen iſt. Dieſe vier Saiten werden in die Töne g, $\overline{d}$, $\overline{a}$, $\overline{\overline{e}}$ geſtimmt. Die dünnſte davon, nämlich das $\overline{\overline{e}}$, heißt auch ſchlechthin die Quinte, franzöſiſch Chanterelle. Je weiter man mit dem Aufſetzen der Finger nach dem Stege zu rückt, deſto höher werden die dadurch erzeugten Töne. Die Noten für die Violine werden durchaus in den G Schlüſſel (der deshalb auch vorzugsweiſe Violinſchlüſſel genannt wird) geſetzt. Der Umfang der Töne der Violine geht von g bis $\overline{\overline{\overline{a}}}$. Doch iſt man erſt in unſern Tagen bis zu dieſer ſchwindelnden Höhe hinaufgeſtiegen. Früher ging man höchſtens bis $\overline{\overline{\overline{g}}}$ oder $\overline{\overline{\overline{a}}}$, und im 16. Jahrhunderte kaum bis $\overline{\overline{c}}$. Auf der Violine können alle in obigem Umfange begriffene Töne, ja ſelbſt die kleinſten enharmoniſchen Verhältniſſe, blos durch das Aufſetzen der Finger, hervorgebracht werden, daher dies Inſtrument ſowohl dadurch, als durch ſeinen ſchönen eindringenden Ton unter die vollkommenſten und angenehmſten aller muſikaliſchen Inſtrumente zu zählen iſt. Das Werkzeug, wodurch die Saiten der Violine klingend gemacht werden iſt der Bogen. Dieſer beſteht in einem etwas über eine Elle langen runden Stäbchen von Schlangenholz oder Fernambuck (wenigſtens ſind dieſes die beſten Holzarten dazu), welches von unten nach oben in abnehmender Stärke zuläuft, und oben ſich mit einem ausgeſchweiften Klötzchen endigt, welches der Kopf heißt. In dem untern und ſtärkern Ende des Bogens geht eine Schraube, wodurch der Froſch angezogen oder nachgelaſſen wird. Dieſer Froſch iſt ein ausgeſchweiftes Klötzchen von Holz, welches mit dem Kopfe parallel am untern Ende des Bogens ſteht, und durch welches die Schraube geht. Der Bogen wird mit weißen Pferdehaaren bezogen, welche oben im Kopf und unten im Froſch befeſtigt, und durch das Auf- und Zudrehen der Schraube ab- oder angeſpannt werden, je nachdem es nöthig iſt. — Die Kunſt, auf der Violine zu ſpielen, iſt übrigens auf einen ſo hohen Grad geſtiegen, daß ſie wohl eher wieder ſinken, als noch höher ſteigen kann, da man es, wenigſtens in Hinſicht mechaniſcher Schwierigkeiten, jetzt wohl zuweilen übertreibt. Die bekannteſten Anweiſungen zur Erlernung des Violinenſpiels ſind die von Löhlein durch Reichard vermehrt, von Leopold Mozart, von Geminiani, die von Rode, Kreutzer und Baillot, geordnet von letzterm und vom Pariſer Conſervatorio angenommen, und vom Profeſſor Fröhlich in Würzburg. Die berühmteſten gegenwärtigen Violinſpieler ſind: Rode, Spohr, Kieſewetter, Lafont, Kreutzer, Viotti, Durand, Pollebro, Fränzel, Mayſeder, A. Romberg, Clement, Rovelli, Matthäi u. A.

Violon (nach dem Italieniſchen Violono, Contrabasso; franz. Contreviolon, — Baßgeige), nennt man das größte aufrechtſtehende Geigeninſtrument, welches den Grundbaß führt. Seine Noten werden daher auch in den Baß- oder F-Schlüſſel geſchrieben. In einigen Orcheſtern (z. B. in Wien und in Italien) hat es noch fünf Saiten, wobei die Behandlung erleichtert wird, aber nicht der Ton gewinnt. Die Narrheit, dieſes Inſtrument als concertirend zu brauchen, hat ſich zum Glück nicht weit verbreitet. (S. auch d. Art. Baß und Violine.)

Violoncello (Violoncell), kleine Baßgeige, ſteht in Hinſicht ſeiner Größe, ſo wie in Hinſicht auf die Tiefe und Stärke ſeiner Töne zwiſchen der Bratſche (ſ. d. Art. **Viola**) und dem Contrebaß in der Mitte. Das Violoncell hat übrigens ganz die Structur der Violine und Bratſche (ſ. d. Art. **Violino**), nur daß es größer iſt, und nicht wie dieſe in horizontaler Richtung an die Schulter geſetzt, ſondern in ſenkrechter Richtung beim Spielen zwiſchen den Knieen feſtgehalten wird. Es iſt ebenfalls wie die Bratſche mit vier Darmſaiten bezogen, wovon die beiden tiefſten mit Draht überſponnen ſind. Die Stimmung der Saiten iſt in C, G, d, a, alſo wie bei der Bratſche, nur eine Octave tiefer. Die Noten für das Violoncell werden im F- oder Baßſchlüſſel geſetzt. Für die Töne aber, die das d̄ oder ē überſteigen, wird gewöhnlich der Tenor oder auch (beſonders für die ganz hohen Töne in Concerten, Solo's und dergl.) der G- oder Violinſchlüſſel gebraucht. In dieſem letztern Falle aber müſſen die Noten allemal eine Octave **höher** geſchrieben werden, als ſie geſpielt werden, weil das Violoncell an ſich eine Octave tiefer ſteht, als die Violine, und folglich, wo z. B. das c̿ vorgeſchrieben iſt, dem Klange nach erſt das c̄ angiebt. Das Violoncell iſt eigentlich nur eine vervollkommnete Umgeſtaltung der vorher üblichen Viola da Gamba (ſ. d. Art. **Viola**). Der Erfinder deſſelben war **Tardieu**, ein Geiſtlicher von Taraſcon, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Anfangs bezog man es mit fünf Saiten, nämlich C, G, d, a, d̄. Ums Jahr 1725 aber ſchaffte man die fünfte Saite d̄ wieder als überflüſſig ab, und behielt nur den noch gegenwärtigen Bezug von vier Saiten in C, G, d, a, bei. Die berühmteſten Violoncellſpieler ſind gegenwärtig Bernhard **Romberg** (in Berlin), **Kraft** (in Stuttgart), **Merk** (in Wien), **Dotzauer** (in Dresden), welche auch für dieſes Inſtrument geſchrieben haben. [Eine neue **Anweiſung** zum Violoncellſpiel iſt von **Alexander** (Lpz. bei Härtel) und von **Baillot**, **Levaſſeur**, Catel und Baudiots Violoncellſchule und Lehre vom begleitenden Baß für das **Conſervatorium** in Paris bearbeitet. Franzöſiſch und deutſch. (Lpz. bei Härtel.)]

Viomenil, Graf, Marſchall von Frankreich, aus einer alten berühmten Familie herſtammend, trat früh in Kriegsdienſte, machte unter Rochambeau den amerikaniſchen Krieg mit und zeichnete ſich in demſelben auf das rühmlichſte aus. Zu Anfang der Revolution emigrirte er und man rechnete ihn zu den eifrigſten Widerſachern der Revolution. Bei dem Condéiſchen Armeecorps erhielt er 1792 den Oberbefehl über die Avantgarde. 1795 errichtete er ein Regiment für engl. Rechnung, trat dann wieder zu dem Condéiſchen Corps zurück und theilte deſſen Schickſale bis zu ſeiner Auflöſung. Nach der Reſtauration kehrte Viomenil mit dem Könige nach Frankreich zurück, wurde zum Pair des Reichs ernannt und ſeit dieſer Zeit als einer der erprobteſten Freunde des Königs mit den wichtigſten Aufträgen beehrt.

Viotti (Giovanni Battiſta), einer der größten Violinſpieler und zugleich einer der vorzüglichſten Componiſten für ſein Inſtrument, iſt geboren zu Fontana in Piemont 1755, und war anfangs Violiniſt in der königlichen Capelle zu Turin. Im Jahre 1780 trat er ſeine erſte Reiſe ins Ausland an, und kam (nachdem er den Norden beſucht hatte) auch nach Paris, 1782 wo er außerordentli-

ches Aufſehen erregte. Durch die Revolution vertrieben, ging er ums Jahr 1790 nach London, wo er denſelben Beifall fand, und als Sclovieliniſt im Salomoniſchen großen Concert, und nachher auch als Director des Opernorcheſters angeſtellt wurde. Im Jahr 1798 aber wurde er (Niemand weiß warum) plötzlich aus London verwieſen, und ging nach Hamburg, wo er ſich noch 1800 befand, und auf dem Landſitze eines Freundes aufhielt. In der Folge kehrte er nach England zurück. Als der würdigſte Schüler Pugnani's, hat er deſſen gediegne Schule rein fortgepflanzt und ſelbſt mit der Zeit fortſchreitend vervollkommnet. Virtuoſen, wie Rode, Alday, Libon, La Barre, Cartier, Vacher, Pipis u. A. m., die man gegenwärtig unter die größten Violinſpieler rechnet, und die durch ihn gebildet wurden, ſind Beweiſe hiervon. Sein Ton ſoll ſtark und voll ſeyn, ſein Spiel mit Reinheit, Präciſion und ungemeiner Fertigkeit die reizendſte Einfachheit verbinden. Er ſoll übrigens ein ſehr gebildeter würdiger Mann, von vieler Lebhaftigkeit ſeyn, dabei aber viel Selbſtgefühl beſitzen. Da ſeine Compoſitionen, unter welchen ſeine Violinconcerte und Duetten ſich den Violinſpielern unentbehrlich gemacht haben, ſo häufig an allen Orten nachgeſtochen, und für andre Inſtrumente arrangirt worden ſind, ſo iſt eine genaue Überſicht ſeiner Werke ſehr ſchwer. Nach einer ungefähren Überſicht jedoch hat er 27 Violin-Concerte, zwei Concertant-Symphonien für zwei Violinen; 36 Violinduetten, und mehrere Violin-Quartetten und Trio's; 12 Solo's für die Violine mit Begleitung des Baſſes, und eine Sammlung Thema's mit Variationen herausgegeben. Für den Geſang ſind zwei in Paris geſtochne italieniſche Arien mit Orcheſterbegleitung bekannt. Auch ſind unter ſeinem Namen mehrere Claviersachen gedruckt worden, die aber vermuthlich nicht urſprünglich von ihm ſelbſt fürs Clavier geſetzt, ſondern wahrſcheinlich nur von Andern dafür arrangirte Violin-Compoſitionen von ihm ſind.

Viper oder **Natter**, ein Schlangengeſchlecht von vielen Gattungen, worunter mehrere giftige ſind. Sie unterſcheiden ſich durch Schilder am Bauche und Schuppen am Schwanze. Die europäiſche Viper iſt unter dem Namen **Otter** in Deutſchland bekannt. (S. **Schlangen**.)

Virgilius (Publius) **Maro**, der vorzüglichſte epiſche und didaktiſche Dichter der Römer, war unter dem Conſulat des Craſſus und Pompejus im J. 70 vor Chr. zu Andes, einem Flecken unweit Mantua, geboren. Sein Vater beſaß ein kleines Landgut, das er ſelbſt baute. Virgil erhielt eine liberale Erziehung. Er beſuchte für ſeine Studien Cremona, Mailand und Neapel. Unter einem gewiſſen Syro ſtudirte er die Epikureiſche Philoſophie und hatte wahrſcheinlich jenen Varus, an den er ſeine ſechste Ekloge richtete, zum Mitſchüler. Man nahm ſonſt ziemlich allgemein an, daß er die Gedichte, die man unter der Überſchrift Catalecta Virgilii zuſammengefaßt findet, in einem frühen Alter ſchrieb; allein eine ausgebildete Kritik hat gezeigt, daß einige gar nicht von ihm herrühren, andre von einem unbeſtimmten Datum ſind. Wenn, wie man glaubt, Virgil ſeine eignen Begebenheiten als Tityrus in der erſten Ekloge erzählt, ſo war er dreißig Jahre alt, als er zum erſtenmal nach Rom kam, um ſeine Ländereien, welche nach dem Kriege gegen die Republikaner von des Octavius und Antonius Soldaten in Beſitz genommen worden, zurückzuerbitten. Hier ward er von Pollio oder einem andern Beſchützer bei Octavius eingeführt,

und gewann die beſondere Gunſt des Mecänas. Auf ihre Verwendung wurde ihm die Rückgabe ſeines Guts verſprochen. Als er es aber wieder in Beſitz nehmen wollte, widerſetzte ſich der neue Eigenthümer und bedrohte ſein Leben. Erſt nach einer zweiten Reiſe nach Rom und wiederholten Anſuchungen gelangte er zum Wiederbeſitz. Er dichtete um dieſe Zeit noch mehrere Eklogen, deren zehnte und letzte man in ſein 33ſtes oder 34ſtes Lebensjahr ſetzt. Der Anfang ſeiner Georgica, die er auf Mecänas Antrieb unternahm, ſoll nach den Grammatikern in ſein 34ſtes Jahr fallen. Er arbeitete ſieben Jahre daran, meiſtens zu Neapel. Dieſe Angaben ſind unſicher. Gewiſſer iſt, daß die Äneide ſein letztes Werk war. Er ſtand jetzt in großer Gunſt bei Auguſtus, mit dem er einen vertrauten Briefwechſel führte. Nachdem er den Entwurf ſeines großen Epos vollendet hatte, begab er ſich nach Griechenland, um es dort in Muße durchzuſehn und auszufeilen. Als aber Auguſt auf ſeiner Reiſe aus dem Orient in Athen mit ihm zuſammengetroffen war, beſchloß er, mit dieſem zurückzukehren. Schon in Megara befiel ihn eine Krankheit, die während der Reiſe immer mehr zunahm und zu Brundusium, oder nach Andern zu Tarent, nach wenigen Tagen ſein Leben endigte. Er ſtarb im 52ſten Lebensjahre, im J. 19 nach Chr. Geb. Der Leichnam ward, ſeinem Verlangen gemäß, nach Neapel gebracht und dort an der Straße von Puteoli beerdigt. Nach glaubhaften Zeugniſſen hatte der Dichter auf ſeinem Sterbebette verordnet, daß man die Äneide, die er als ein mangelhaftes und unvollendetes Werk betrachtete, den Flammen übergeben ſollte. Indeß ward ſie, ſeinem beſtimmten Willen zuwider, von ſeinen Freunden aufbehalten. Wir erkennen aus dieſer Verordnung die Beſcheidenheit, mit der Virgil ſich ſelbſt beurtheilte. Dabei war er mild und ſanft in ſeinen Sitten, ohne Anmaßung im Umgang, und treu in der Freundſchaft. Als Dichter gebührt ihm in ſeinem Zeitalter, das reich an ausgezeichneten Talenten war, der erſte Platz. Wenn er auch die Gabe der Erfindung in nicht großem Umfange beſaß und die eigentliche Originalität und Genialität ihm nicht zugeſtanden werden kann, denn in den Eklogen iſt Theokrit, in den Georgicis Heſiod, und in der Äneide Homer ſichtbar ſein Muſter- und Vorbild; ſo iſt er doch bewundernswürdig in der Kunſt des Ausdrucks, der ihm in allen Abſtufungen, von den ſanfteſten und einfachſten Empfindungen der Schäferwelt bis zu den erhabenſten und prachtvollſten Darſtellungen der Epopöie, zu Gebote ſteht, in der Schönheit des Versbaus, worin er, zumal was die ländlichen Gedichte betrifft, unerreicht geblieben, und in dem geſchmackvollen und kunſtreichen Gebrauch, den er von dem ganzen poetiſchen Apparat zu machen weiß. Dieſe Eigenſchaften haben ihm von jeher die zahlreichſten und enthuſiaſtiſchſten Bewunderer erworben und ihn unzähligen Dichtern zum Vorbilde gemacht. Von den Ausgaben des Virgil iſt wegen ihrer Vollſtändigkeit die Burmanniſche (Amſt. 1746. 4 B. 4.), wegen des erklärenden Commentars und kritiſchen Apparats die Heyneſche (Leipzig, 1801, 6 B. 8.) die geſchätzteſte. Eine treffliche deutſche Überſetzung haben wir von J. H. Voß, der auch zu den ländlichen Gedichten einen unvergleichlichen Commentar geliefert hat. — Übrigens haben die Gedichte Virgils, wie die Gedichte Homers und ſelbſt die Bibel, das Schickſal gehabt, daß ihnen vom Aberglauben prophetiſche Kraft zugeſchrieben worden. Man glaubte aus dem erſten Verſe, den man beim zufälligen Aufſchlagen zu Geſicht bekam, die Zukunft vorher ſagen zu können

(sortes Virgilianae). Im Mittelalter bildeten ſich daraus Sagen von einem Zauberer Virgil.

Virginia, ſ. Appius Claudius.

Virginien, einer der 22 vereinigten Staaten Nordamerika's, welcher zu denjenigen gehört, die zuerſt ſich gegen das Mutterland erhoben und der Sache von Boſton beitraten, und deſſen Größe (nach Ebeling) 2968 Quadratmeilen beträgt, iſt jetzt nach Neu-York der bevölkertſte unter allen dieſen Staaten. Das Land ward zu Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckt; Sir Walter Raleigh ſandte 1584 eine Flotille unter Amadas und Barlow an jene Küſte, welche am 26ſten Juli auf der Inſel Wocokom landete, das Land in Beſitz nahm und es nach der jungfräulichen Königin Eliſabeth Virginia nannte. (S. den Art. Vereinigte Staaten.) König Jacob I. theilte es 1606 in Nord- und Südvirginia, und 1607 wurde die erſte bleibende Niederlaſſung unter Gouverneur Whigfield zu Jamestown gegründet. Es zogen nun nach und nach Coloniſten aus mehreren europäiſchen Ländern herbei; 1673 ließen ſich auch Niederländer nieder und ſchon 1671 hat man 38,000 Weiße und 2000 Schwarze gezählt. Etwa 100 Jahre ſpäter 1761 war die Zahl der Einwohner auf 170,000 angewachſen, aber erſt ſeit der Unabhängigkeitserklärung datirt ſich der ſchnellere Zuwachs der Volksmenge. 1786 wurde Kentucky von Virginia getrennt, und doch fand man bei der Zählung vor 1790 ſchon 747,610, 1810 974,672 und 1817 (nach Briſted) 1,347,796 Einwohner. Er wird von Pennſylvania, Maryland, dem Ozean, Nordcarolina, Tenneſſee, Kentucky und Ohio umgeben, und von mehrern ſchiffbaren Strömen, worunter der Pokowmac, Ohio, Rappahanok, York und St. James, bewäſſert. Von der Seeküſte ſteigt das Land ſtufenweiſe bis zu ſeiner größten Höhe, dem Alleghanygebirge, wozu auch die blauen Berge und die North-Mountains gehören. Dieſes Alleghanygebirge theilt die Gewäſſer Virginiens, und ſchickt die Ströme öſtlich dem Ozean und weſtlich dem Ohio zu, und erhebt ſich bis zu 3000 Fuß. Der öſtliche Theil Virginiens, von dem Ozean bis zu dem höchſten Gebirge, macht etwa ⅔ des Landes aus, das übrige Drittel begreift das weſtliche Virginien, gewöhnlich das hintere Land genannt, öſtlich vom Alleghany und weſtlich von den Cumberlands-, auch Laurels-Bergen genannt, eingeſchloſſen. Die niedern Küſtengegenden ſind ein vom Meere angeſchwemmtes Land, und enthalten manche Sümpfe, darunter der Great Dismal Swamp an der ſüdöſtlichen Gränze der vornehmſte iſt, welcher elf Quadratmeilen einnimmt, und ein ſchwer zu durchdringender Moraſt, mit hohen Bäumen und dichtem Buſchwerk ganz bewachſen iſt. Das Clima iſt in der niedern Gegend im Sommer heiß, im Winter mild, im Gebirgsſtriche geſund und rauh, im hintern Lande gemäßigt und angenehm. Der fruchtbare unter einem günſtigen Himmelsſtriche gelegne Boden erzeugt beſonders Tabak, der unter dem Namen Virginia in ganz Europa bekannt iſt, und Waizen als Stapelwaaren, dann faſt alle übrigen nordamerikaniſchen Producte, und führt in gewöhnlichen Jahren davon für 6 Millionen Dollars aus, worunter wenigſtens 80,000 Orhofte (hogsheads) Tabak. Die Staatsverfaſſung iſt der aller übrigen nordamerikaniſcher Staaten ähnlich: die geſetzgebende Gewalt wird von der Generalaſſembly ausgeübt, die vollziehende hält ein Gouverneur und geheimer Rath in Händen. Die Miliz be-

läuft ſich auf 50,000 Köpfe. Die Hauptſtadt des in 99 Counties abgetheilten Staats iſt Richmond mit 9735 Einwohner.

Viriathus oder **Viriathes**, ein tapfrer Luſitanier, der lange mit ſeinen Landsleuten gegen die Römer glücklich kämpfte und ſein Vaterland gegen ſie behauptete. Der römiſche Prätor, Servius Galba, hatte nämlich durch ſeine Grauſamkeit die Luſitanier empört, und Viriathes, der vorher Jäger geweſen war und den Freibeuter gemacht hatte, ſtellte ſich an ihre Spitze, und ſchlug bald darauf die Römer ſo, daß nur wenige davon kamen. Man ſchickte neue Heere gegen ihn; aber auch dieſe beſiegte er, meiſtens indem er ſie aus dem Hinterhalte anfiel. Blos Metellus war glücklicher. Dennoch hielten es die Römer unter den damaligen Umſtänden für gerathener, Frieden mit ihm zu ſchließen; dem zufolge ſie ihn als unabhängigen Beherrſcher Luſitaniens anerkannten und ein Freundſchaftsbündniß mit ihm ſchloſſen. Allein nicht lange nachher brachen ſie treulos den Frieden, und ihr Feldherr, Servilius Cäpio, ließ den gefürchteten Gegner durch Verrätherei hinterliſtig aus dem Wege räumen. So fiel Viriathes, nach einem ſechsjährigen Kampfe, unbeſiegt, im J. d. St. 612; ein Mann, der unter andern Verhältniſſen der gefährlichſte Feind der römiſchen Herrſchaft geworden wäre.

Viril- (einzelne) und Curiat- (Geſammt-) Stimmen. Bekanntlich waren die Stände des vormaligen heil. römiſchen Reichs deutſcher Nation in drei Collegia getheilt: das churfürſtliche, das Fürſten- und das Städte-Collegium. In jedem hatte jeder Stand *eine* Stimme; doch gab es in dem Fürſten-Collegium ſechs *Bänke* oder Corporationen mit bloßen Geſammtſtimmen. Es waren nämlich die *unmittelbaren Reichsprälaten*, in zwei Bänke, die rheiniſche und die ſchwäbiſche, getheilt, mit zwei Geſammtſtimmen (votis curiatis), und die *unmittelbaren Reichsgrafen* (zu denen auch in der Regel die *neuen* Fürſten, d. i. die ſeit 1582 entſtandenen fürſtl. Häuſer gehörten), in vier Bänke, die wetterauiſche, ſchwäbiſche, fränkiſche und weſtphäliſche getheilt, mit vier Geſammtſtimmen, in das Fürſten-Collegium aufgenommen worden. Ein ähnlicher Unterſchied zwiſchen einzelnen (vota virilia) und Geſammtſtimmen (vota communia) findet jetzt bei dem *Bundestage* Statt. Denn nach A. 4 der B. A. führen in der *engern* Verſammlung, wo abſolute Stimmenmehrheit gilt, 11 Souveraine, jeder *eine*, und 28 Souveraine, mit Einſchluß der freien Städte, zuſammen nur 6 *Geſammt*ſtimmen. Virilſtimmen haben nämlich: Öſterreich, Preußen, Bayern, Sachſen, Hannover, Würtemberg, Baden, Churheſſen, Großherzogth. Heſſen (zugleich für Heſſen-Homburg), Holſtein mit Lauenburg, und Luxemburg; dagegen führen die großherzogl. und 4 herz. ſächſ. Häuſer zuſammen die 12te; Braunſchweig und Naſſau die 13te; Meklenburg-Schwerin und Strelitz die 14te, Oldenburg, die 3 Herz. von Anhalt und die beiden Fürſten von Schwarzburg die 15te; die beiden Fürſten von Hohenzollern, Lichtenſtein, die beiden Linien Reuß, Schaumburg-Lippe und Waldeck die 16te, und die 4 freien Städte ꝛc. die 17te Stimme. Ein andres nach der Größe der einzelnen Bundesſtaaten beſtimmtes Verhältniß der Stimmen findet in der Plenar-Verſammlung Statt, wo zwei Drittel die Mehrheit entſcheiden, wenn es auf Abfaſſung und Abänderung von Grundgeſetzen des Bundes, auf organiſche Bundeseinrichtungen und ähnli-

che Gegenſtände ankömmt. Im Plenum ſind nämlich 70 einzeln Stimmen unter die 39 Mitglieder ſo vertheilt, daß Öſterreich, Preußen, Sachſen, Bayern, Hannover und Würtemberg, jedes 4 Stimmen, daß Baden, Churheſſen, Großh. Heſſen, Holſtein (mit Lauenburg) und Luremburg, jedes 3 Stimmen, daß Baden, Mekl. Schwerin und Naſſau, jedes 2 Stimmen, alle übrigen aber, S. Weimar, Gotha, Coburg, Meinungen, Hildburghauſen, Mekl. Strelitz, Oldenburg, Anh. Deſſau, Anh. Bernburg, Anh. Cöthen, Schwarzb. Sondershauſen, Schwarz. Rudolſtadt, Hohenz. Hechingen, Lichtenſtein, Hohenz. Sigmaringen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere L., Schaumburg-Lippe, Lippe, Heſſen-Homburg (ſeit d. 26. Juni 1817), Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg, jedes 1 Stimme führen. Jetzt wird noch unterhandelt, ob den mediatiſirten vormaligen Reichsſtänden einige Curiat-Stimmen im Plenum zugeſtanden werden ſollen. K.

Virtuelle Geſchwindigkeiten. Unter dem Ausdrucke **virtuelle Kraft** verſteht man eine zwar vorhandene, für den Augenblick aber nicht in Wirkſamkeit tretende Kraft, im Gegenſatze einer ſolchen letzteren. Man denke ſich hiernächſt ein Syſtem von Punkten, die in einem unverſchiebbaren Zuſammenhange ſtehen, oder, was eben ſoviel ſagt, durch unbiegſame Linien verbunden ſind. Auf jeden Punkt wirke eine Kraft in beliebiger Richtung, ſo wird das ganze Syſtem ein Beſtreben nach Bewegung erhalten, welches das combinirte dynamiſche des Syſtems heißt, und als das Reſultat jener einzelnen Kräfte und der Richtungen, in denen ſie wirkſam ſind, erſcheint. Das Product jeder dieſer einzelnen Kräfte in das Element ihrer Richtung heißt ihr Moment; und man begreift mit bloßem Nachdenken, daß, für den Fall des Gleichgewichts des ganzen Syſtems, die verſchiedenen Kräfte, nach der doppelten Maaßgabe ihrer Intenſität und Richtung, einander aufhebend entgegenwirken müſſen. Die Mechanik drückt das nämliche aus, indem ſie ſagt, für den Fall des Gleichgewichts muß die Summe der Momente (deren einige das +, andere das — Zeichen tragen) = o ſeyn; und dies iſt, was ſie mit dem, gemäß der Eingangs gegebenen Worterklärung ſehr paßlichen, Namen des Grundſatzes der virtuellen Geſchwindigkeiten bezeichnet. D. N.

Virtuoſe (ital. von virtù, Vorzug, Vortrefflichkeit; virtuoso, alles was in ſeiner Art vortrefflich iſt). Dieſe Benennung wird beſonders von denen gebraucht, die in den ſchönen Künſten ihr Talent zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet haben. Im Deutſchen wird ſie nur von einem geſchickten Muſiker gebraucht, der irgend ein muſikaliſches Inſtrument in einem hohen Grade mechaniſcher Vollkommenheit zu ſpielen verſteht, oder eine große Geſangsfertigkeit beſitzt. In dieſer Bedeutung kann der Virtuos von dem Künſtler im höchſten Sinne noch verſchieden ſeyn, der die Gewandtheit in der Behandlung eines Kunſtmaterials dem ſeelenvollen Ausdrucke unterordnet. — **Virtuoſität** (ein neugeprägtes Wort) iſt die Geſchicklichkeit, die ſich Jemand in einer Kunſt oder Wiſſenſchaft erworben hat.

Visconti (lat. Vicecomites), eine lombardiſche Familie zu Mailand, die ſich durch ihre bedeutende politiſche Rolle und durch mancherlei Verdienſte um die Wiſſenſchaften im Mittelalter und in neuerer Zeit berühmt gemacht hat. Über den Urſprung des Geſchlechts und ſeines Namens iſt man ungewiß; jenes leiten Einige

ſogar von den longobardiſchen Königen, dieſen von einem angeblichen Rechte her, den Königen von Italien die Krone aufzuſetzen. Schon im elften Jahrhundert erwähnt die Geſchichte nicht unrühmlich einiger Visconti, dann aber verſchwinden ſie wieder, als Friedrich Barbaroſſa Mailand zerſtörte, und die Visconti nebſt einigen andern adelichen Familien der Gegenpartei der Torrianer weichen mußten. Der erſte, der den Grund zur Macht ſeines Hauſes legte, war Otto Visconti, Erzbiſchof von Mailand (geſt. 1258), der ſeine Feinde beſiegte und die Herrſchergewalt ſeinem Neffen Matteo I. (geſt. 1322) hinterließ. Dieſer hatte anfänglich viel von den Torrianern auszuſtehen, mußte ſogar zwei Jahre hindurch in der Verbannung leben, erlangte aber, als Kaiſer Heinrich VII. nach Italien kam, durch geſchicktes Benehmen den Titel eines kaiſerlichen Statthalters, den er bald mit dem eines Herrn von Mailand vertauſchte. Er ließ das Erbe ſeinem erſtgebornen Sohne Galeazzo, der indeß, von mächtigen Feinden und ſeinen eignen Brüdern gedrängt, durch Ludwig den Bayer 1327 im Schloſſe zu Monza eingekerkert wurde und bald darauf in Brescia ſtarb. Ihm folgte ſein Sohn Azzo, der ſeine Herrſchaft weit umher ausdehnte, und eben ſo tapfer im Felde, als liebenswürdig im Frieden in ſeinem 37ſten Jahre (1329) der Hoffnung ſeines Volks entriſſen wurde. Weil er keine Söhne hatte, folgte ihm ſein Oheim Lucchino (ein Sohn Matteo's), der die großen Beſitzthümer noch vermehrte, und zuerſt in ſeiner Familie ſich als Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte zeigte. Er ſchätzte den Petrarca, mit dem er in Briefwechſel ſtand, und verſchmähte ſelbſt nicht, den Muſen zu opfern, wie ein Sonett beweiſ't, welches Crescimbeni von ihm aufbewahrt hat. Nach ſeinem Tode 1349 folgte ihm ſein Bruder Giovanni V. (geſt. 1354), Erzbiſchof von Mailand, der noch Genua unter ſeine Herrſchaft bekam und noch eifriger ſich für die Wiſſenſchaften intereſſirte. Er ernannte ſechs Gelehrte zu Anfertigung eines Commentars über den Dante, beſchützte die Univerſität Bologna und hielt den Petrarca in hohen Ehren, den er bei ſeiner Ankunft in Mailand auf das ausgezeichnetſte empfing und nicht wieder von ſich laſſen wollte, ja er ſchickte ihn ſogar in wichtigen Angelegenheiten als Geſandten nach Venedig. Auf Giovanni folgten gemeinſchaftlich ſeine drei Neffen, Matteo II., Bernabò und Galeazzo II. Matteo ſtarb ſchon nach einem Jahre, die beiden andern Brüder, obwohl ſehr tapfer im Kriege, machten ſich ihren Unterthanen ſehr bald durch Grauſamkeit und andere Laſter verhaßt. Galeazzo indeſſen erwarb ſich als Mäcen hohe Verdienſte, er ließ es ſich nicht minder als ſein Oheim angelegen ſeyn, Petrarca bei ſich zu behalten und ſich ſeiner bei verſchiedenen Geſandtſchaften zu bedienen, auch ſpricht Petrarca ſtets mit Achtung und Dankbarkeit von ihm und ſoll ihn veranlaßt haben, die Univerſität Pavia zu ſtiften. Ihm folgte 1378 ſein Sohn Gian Galeazzo, der ſeinen Oheim Bernabò in das Caſtell zu Trezzo ſteckte, und allein die Regierung des mächtigen Staates übernahm. In ihm erreichte die Familie Visconti den Gipfel der Größe und des Glanzes. Er verſchaffte ihr 1395 vom Kaiſer Wenzel die Herzogswürde und mehr Beſitzthümer als irgend einer ſeiner Vorgänger. Seiner Herrſchaft wurden ſogar Piſa, Siena, Perugia, Padua und Bologna unterthan, und nicht undeutlich ließ er die Abſicht merken, den Königstitel von Italien anzunehmen, als der Tod durch Gift (1402) ſeine ehrgeizigen Plane ver-

eitelte. Mit erhabenem Sinne beförderte er Wiſſenſchaften und Künſte, indem er die berühmteſten Männer an ſeinen Hof zog, die Univerſität Piacenza wiederherſtellte und Pavia mit ihr verband, und eine große Bibliothek ſtiftete. Auch große Werke der Baukunſt wurden unter ſeiner Regierung ausgeführt. Mehr aber als die berühmte Brücke über den Teſſin bei Pavia und mehrere hier wie zu Mailand erbaute Paläſte hat die Erbauung des herrlichen mailänder Domes (1386 — 1397) ſein Andenken verherrlicht. Gian Galeazzo hinterließ drei Söhne, zwei rechtmäßige, Giammaria und Filippo Maria, und einen natürlichen, Gabriel, unter welche das weitläuftige Reich vertheilt wurde. Uneinigkeit, Unbeſonnenheit und andere Fehler der Jugend dieſer Fürſten untergruben ſeine Macht; es ſtürzte zuſammen und wurde nun auf die engſten Gränzen beſchränkt. In den meiſten lombardiſchen Städten warfen ſich einzelne mächtige Bürger zu Gebietern auf; und die benachbarten Staaten ergriffen die günſtige Gelegenheit, auf Koſten des Viscontiſchen Beſitzes ihr Eigenthum zu vergrößern, oder ein ehemals beſeſſenes wieder an ſich zu bringen. So nahmen die Florentiner Piſa, und die Venezianer nach und nach Padua, Vicenza, Verona, Brescia und andere Städte weg. Giammaria machte ſich durch Grauſamkeiten verhaßt und wurde das Opfer einer Verſchwörung (1412). Sein Bruder Filippo Maria regierte nun allein und ſah ſich während der 35 Jahre, die er noch lebte, bald auf dem Gipfel des Glücks, bald im Abgrund des Elends. So oft er einige der verloren gegangenen Städte wieder eroberte, eben ſo oft büßte er ſie auch wieder ein; beſonders wurden ſeine letzten Lebensjahre durch die Feindſeligkeiten der Venezianer verbittert, die oft bis unter die Mauern von Mailand rückten und alles Land ringsum verheerten. Er ſtarb 1447 ohne männliche Erben; eine natürliche Tochter, Bianca, hatte er an Francesco Sforza, einen der berühmteſten Feldherren jener Zeit, verheirathet. Zwar wünſchten die Mailänder wieder in den Beſitz ihrer alten Freiheit zurückzukehren. Wie ſollten ſie aber gegen den Andrang ſo vieler mächtigen Fürſten ſich wehren, die das ſchöne und reiche Land ſich anzueignen ſtrebten? Sie wählten daher Francesco Sforza zu ihrem Schutze, und riefen ihn 1450 zum Herzog von Mailand aus. So wurden die Visconti vom Throne abgelöſ't und ihre Rechnung im Buche der Geſchichte geſchloſſen. Die noch in neuerer Zeit vorkommenden Visconti ſind Abkömmlinge des alten Geſchlechtes.

Visconti (Ennio Quirino), einer der berühmteſten Archäologen und Alterthumskenner, war 1752 in Rom geboren. Sein Vater, Giovanni Battiſta Visconti, zeichnete ſich durch gelehrte Kenntniſſe aus und war ſeit 1768 Oberaufſeher der Alterthümer in Rom. Den Sohn kann man unter die ausgezeichnetſten Wunderkinder zählen. Er kannte ſchon die Kaiſerköpfe auf den Münzen, als er noch Mühe hatte, ihre Namen auszuſprechen. Das Journal von Florenz erzählt intereſſante nähere Umſtände darüber (Novelle Letterarie, 1755. Tom. XVI. p. 666). Im zehnten Jahre beſtand er eine öffentliche Prüfung in der römiſchen und der bibliſchen Geſchichte, der Numismatik, Chronologie, Geographie und Geometrie, und im zwölften Jahre löſ'te er bei einer andern Prüfung in der Bibliothek der Engelsburg die ſchwierigſten Aufgaben der Trigonometrie und der Analyſis. Er überſetzte die griechiſchen Dichter metriſch, im 13ten Jahre ließ er ſeine Überſetzung der Hecuba des Euripides

drucken, wobei er zugleich Rechenſchaft gab von der Methode, die er bei dem Sprachſtudium anwendete, und kurz darauf unternahm er eine metriſche Überſetzung des Pindar. Sein Vater hatte den Plan einer Beſchreibung des Muſeum Pio-Clementinum entworfen, und einige Artikel dazu ausgearbeitet; der erſte Band, der 1782 erſchien, trägt ſeinen Namen, aber der jüngere Visconti hatte ſchon dieſen größtentheils geſchrieben, und ſetzte ſpäter dies große Werk fort. (Il Museo Pio-Clementino descritto; T. I. 1782. T. II. Roma 1784, T. III. 1788, T. IV. 1790, T. V. 1792, T. VI. 1796, T. VII. 1807.) Dieſe Arbeit allein wäre hinreichend geweſen, ihn unſterblich zu machen, doch er gab außerdem noch viele kleinere archäologiſche Aufſätze heraus, theils in Guattani's Sammlungen, in der römiſchen Anthologie, in dem Journal von Mantua, theils auch einzeln. — Als die berühmteſten Antiken nach Paris geſchafft wurden, folgte Visconti dieſen ihm ſo theuern Kunſtſchätzen. Er ordnete das Muſeum der Antiken, und ſchrieb den Catalog deſſelben, wo er bei jeder Antike kurze, aber unterrichtende, ſinn- und geſchmackvolle Bemerkungen hinzufügte. Die neueſte Ausgabe dieſes Catalogs erſchien 1815 unter dem Titel: „Notice des statues, bustes et bas-reliefs de la galerie des Antiques du Musée Napoléon." Im J. 1817 ſchrieb er die „Description des Antiques du Musée Royal." Noch ausführlicher beſchrieb er die reiche Sammlung, die unter dem Namen „Musée françois" bekannt war. — Visconti wurde Mitglied des Inſtituts. In vielen Journalen und gelehrten Werken findet man belehrende Notizen von ſeiner Hand. Jedermann befragte ihn gern, und der Werth jedes alten Denkmals ſchien erhöht, wenn der forſchende ſinnige Visconti es beſchrieb. Nichts war noch verworrener, als die Iconographie; zahlloſe Bildniſſe großer Männer des Alterthums ſind uns geblieben, aber die Archäologen waren in ihrer Erklärung unſicher. — Visconti faßte den großen Plan einer griechiſchen und römiſchen Iconographie. Die erſte wurde von ihm vollendet: Iconographie grecque, Paris 1811, 2 Th., in Fol., und von der römiſchen kam der erſte ſchwerere Theil, der die berühmten Männer enthält, 1818 heraus, es bleiben nur die Kaiſer noch zu beſchreiben, was durch Münzen und Medaillen ſehr erleichtert iſt. Herr Mongez wird dieſen zweiten Theil vollenden. Auch Ausländer ſuchten Visconti's Belehrung. Lord Worſtley vertraute ihm die Beſchreibung der Monumente an, die er vor 25 Jahren aus Griechenland brachte, und das engliſche Parlament lud ihn nach London ein, als es Lord Elgins Sammlung kaufte; Visconti machte einen trefflichen Catalog über dieſe berühmten Alterthümer. Eine ſchwere Krankheit raffte dieſen raſtlos thätigen, beſcheidnen, ſanften und liebenswürdigen Gelehrten den 14ten Februar 1818 hinweg. Wenige Alterthumsforſcher haben in allen Fächern, die zu ihrem Studium nöthig ſind, wie die alten Sprachen, die Numismatik, die Paläographie, ſo ausgebreitete Kenntniſſe, als Visconti hatte. Er verſtand es, gedrängt, ſorgfältig, gründlich und angenehm zu ſchreiben. Wl.

Viſionen, Geſichte, Erſcheinungen, Bilder in der Seele, die ſo lebhaft ſind, daß ſie von äußern wirklichen Gegenſtänden herzukommen ſcheinen. Sie ſind beinahe eins mit Phantasmen (vergl. d. Art.), man kann jedoch den Unterſchied zwiſchen beiden feſtſetzen, daß den Viſionen gewiſſe Ideen der Seele, oder wirkliche Begebenheiten zum Grunde liegen, welche durch die Bilder entwe-

der gerade zu oder in ſymboliſcher Bedeutung dargeſtellt werden, da hingegen die Phantasmen von körperlichen krankhaften Einwirkungen entſtehen, welche die Einbildungskraft der Seele erregen, und lebhafte Vorſtellungen in Bildern erzeugen. Die Phantasmen ſind immer Täuſchungen, die Viſionen hingegen können Wahrheit enthalten. So liegen z. B. den Geſichten der Propheten und Heiligen der alten Zeit theils Begebenheiten der Zukunft, theils Lehren und Warnungen zum Grunde. So ſtellt ſich nach glaubwürdigen Erzählungen bei manchen Menſchen, bei denen das Vermögen des Fernſehens freier geworden iſt, das Vorherſehen eines Todesfalls unter dem Geſicht eines Leichenzugs dar. So trieb eine Viſion den Peter Lotichius, in einer Elegie die Gräuel der Belagerung und Eroberung Magdeburgs hundert Jahre vorher zu beſchreiben; ſo hat Swedenborg in einer Viſion den Brand in London geſehen. Dahin kann man auch die Ausſagen der in den höchſten Grad des magnetiſchen Zuſtandes verſetzten Somniloquen rechnen, welche Beſchreibungen von fernen und unbekannten Gegenden und Begebenheiten, von entfernten Perſonen, die ſie nicht kennen, von dem künftigen Aufenthalte der Seligen, von der Erſcheinung eines Genius u. dergl. m. liefern.

Viſir, am Ritterhelm das Gitterwerk, welches das Geſicht deckt, ohne das Sehen ganz zu hindern. — In der Büchſenmeiſtereikunſt, und überhaupt an gewiſſen Arten von Geſchoß (auch an Bogengewehren und Meßinſtrumenten) diejenige Vorrichtung, deren Mittelpunkt der Zielende mit dem Korn und dem Zielpunkte mittelſt des Auges in Eine gerade Linie zu bringen ſucht, um das Ziel zu treffen. Es iſt ein Vorurtheil, wenn man glaubt, das Zielen richte das Schießrohr ſelbſt mit der Axe (Mittellinie) ſeiner Höhlung in gerader Linie auf den Zielpunkt. Jeder Schuß, auch der ſogenannte Kernſchuß, iſt eine Parabel (ſ. den beſ. Art.) und fällt, wenn man ſeinen Weg mit der wahren Richtung des Rohres vergleicht, wie ſtark auch immer die Ladung ſey. Das Viſir liegt ſtets höher über der Axe des Schießrohres, als das Korn. Geſetzt nun auch, daß der Zielpunkt in der Horinzontallinie ſteht; indem das Auge Korn und Viſir in Eine gerade Linie mit ihm bringt, wird ſchon dem Rohr eine Elevation, eine Abweichung der Axe von der geraden Linie aus dem Auge zum Zielpunkt gegeben, und der Schuß wird allezeit ein (wenn auch noch ſo flacher) Bogen, wie man bei den Bolzen- und Pfeilgewehren leicht ſehen kann. Daher macht hohes Viſir hohen Schuß, und umgekehrt. Eben ſo erhöht ihn volles Korn; denn je mehr das Auge vom Korn in der Öffnung des Viſirs erblickt, je mehr hat die Axe des Rohrs Elevation. Bei der Flinte, wo man über die Mitte der Schwanzſchraube viſirt, iſt es nicht anders; denn auch hier liegt der Viſirpunkt höher als das Korn, weil das Rohr hinten ungleich dicker iſt, als an der Mündung. Rückt man das Viſir zur Seite, ſo weicht der Schuß nach eben der Seite ab; denn indem man nun Viſir, Korn und Zielpunkt in Eine Linie bringt, erhält die Axe des Rohrs eine Declination nach dieſer Seite. Rückt man hingegen das Korn nach einer Seite, ſo weicht aus demſelben mathematiſchen Grunde der Schuß nach der entgegengeſetzten Seite ab, weil dorthin der Winkel fällt, welchen nun die Axe des Rohrs mit der Viſirlinie bildet. Anders iſt dies jedoch bei Bogengewehren, wo das Korn auf dem Pfeil oder Bolzen iſt; denn indem man hier mit dem Korn das vordere Ende

des Pfeils zur Seite ſchiebt, rückt man die Axe des Pfeils, und die Richtung des Schuſſes ſelbſt mit dem Korn zugleich, und verändert gegen die Viſirlinie nur ein wenig die Richtung des Schaftes, welches hier keinen Einfluß hat. Am Winkel der Viſirlinie gegen die Axe des Pfeils wird dadurch gar nichts geändert, und die Richtung des Schuſſes bleibt dieſelbe. Klar iſt endlich auch, daß Erhöhung des Viſirs, und die Erniedrigung des Korns die Mittel ſind, bei unveränderter Ladung das Ziel in weiterer Entfernung zu treffen; ſo wie überhaupt alles, was den Winkel der Viſirlinie gegen die Axe des Rohrs vergrößert, ſo lange dieſem Zwecke dient, als der Winkel nicht über 45° anſteigt; denn von da an wird die Parabel immer enger, und fällt bei 90° (bei ſenkrechter Elevation) in Eine gerade Linie des Aufſteigens und Niederfallens zuſammen, ſo daß hier die zurückkommende Kugel möglicher Weiſe den Schützen ſelbſt, obſchon ohne Schußkraft, blos mit ihrer Fallkraft (Schwerkraft) treffen kann. Anderte die Reibung der Kugel mit der Luft, und ihre Rotation nichts an ihrer mathematiſchen Richtung, ſo müßte ſie in das Rohr zurückfallen. A. Mnr.

Viſirſtab. Man bedient ſich zur Ausmeſſung des Inhalts, beſonders der Weinfäſſer, gewöhnlich eines unter dem obigen Namen bekannten Inſtruments. Die Anwendung des Viſirſtabes iſt eigentlich auf die Ausmeſſung des Cylinders beſchränkt. Obwohl nun die Fäſſer keine genau-cylindriſche Geſtalt haben, ſo hilft man ſich doch durch die in der Praxis zuläſſige Annahme, daß ein Faß das Mittel zwiſchen zwei ihm an Höhe gleichen Cylindern halte, deren kleinerer den Bodendurchmeſſer, der größere aber die Spundtiefe zum Durchmeſſer hat. Alſo braucht hier nur noch von Viſirung der Cylinder die Rede zu ſeyn. Dies vorausgeſetzt, trage man den Durchmeſſer eines Cylinders, der, bei einer beliebigen Höhe, z. B. eine Kanne hält, auf die beiden Schenkel eines rechten Winkels und vollende das rechtwinklige Dreieck, ſo iſt deſſen Hypothenuſe (deren Quadrat gleich dem doppelten Quadrate jeder der beiden gleichen Catheten) der Durchmeſſer eines Cylinders, der bei gleicher Höhe 2 Kannen hält. Denn Cylinder verhalten ſich bekanntlich wie die Producte aus den Höhen in die Grundflächen, alſo, bei gleichen Höhen, wie die Grundflächen, d. h. wie die Quadrate der Durchmeſſer. Soll alſo ein Cylinder bei gleicher Höhe den doppelten Inhalt eines andern haben, ſo muß das Quadrat ſeines Durchmeſſers dem doppelten Quadrate vom Durchmeſſer des kleineren Cylinders gleich ſeyn, welches durch obige Conſtruction erreicht iſt. Eben ſo erhält man, wie nunmehr durch bloßes Nachdenken klar wird, den Durchmeſſer des Cylinders von 3 Kannen u. ſ. w. Mißt man alſo mit einem nach dieſen Grundſätzen eingerichteten Maaße, dem Viſirſtabe, den Bodendurchmeſſer und die Spundtiefe des Faſſes, und multiplicirt hiernächſt die halbe Summe mit deſſen Höhe, beſtimmt nach der Höhe des Cylinders, deſſen Durchmeſſer zum Maaßſtabe gedient hat: ſo giebt das Product den Kanneninhalt des Faſſes. D. N.

Viſta (ital.) Anſicht, a vista, ein in Wechſelgeſchäften vorkommender Ausdruck, der bedeutet, daß der Wechſel gleich nach Vorzeigung oder Anſicht bezahlt werden müſſe. Im Deutſchen iſt auch der Ausdruck: nach Sicht, ſehr gebräuchlich. (Vergl. d. Art. Uſo.)

Visum repertum (Fundſchein), der Bericht einer (eigens dazu, oder überhaupt) verpflichteten Medicinalperſon (in der Regel

des Phyſikus, in deſſen Ermangelung des gerichtlichen Wundarztes) über den äußerlichen Zuſtand eines gefundenen menſchlichen Leichnams an die Polizeibehörde. Der Berichterſtatter muß anatomiſche Kenntniß des menſchlichen Körpers haben, alle Theile deſſelben genau und mit den angenommenen Kunſtbenennungen anzugeben, das Gewöhnliche und Normale von dem Ungewöhnlichen und Abnormen zu unterſcheiden wiſſen, den Körper auf das genaueſte von außen beſichtigen, deſſen Geſchlecht, muthmaßliches Alter, Beſchaffenheit, Ausſehen und Zuſtand, die etwa vorgefundenen Verletzungen, Wunden, Quetſchungen u. dergl. genau, deutlich und in einem guten Style beſchreiben. (Vergl. Obduction.)

Vitellius (Aulus), einer der verworfenſten Fürſten, die auf dem Throne der Cäſaren zu Rom geſeſſen haben. In der Schwelgerei erzogen, und durch die zügelloſen Sitten an dem Hofe der ausſchweifenden Regenten Caligula, Claudius und Nero noch mehr verdorben, hatte er durch niedrige Schmeicheleien ſich den Weg zu Ehrenſtellen gebahnt. Nero hatte ihm den Oberbefehl über einige römiſche Legionen in Niederdeutſchland übertragen. Zu der Zeit, als die Prätorianer zu Rom den Otho an Galba's Stelle zum Kaiſer ausruften, wußte er durch Geſchenke und Verſprechungen ſeine Legionen dahin zu gewinnen, daß ſie auch ihn zu dieſer Würde ernannten. Es entſtand nun ein bürgerlicher Krieg zwiſchen beiden Gegenkaiſern. Nachdem die Legionen des Vitellius in drei Schlachten nach einander von den Truppen des Otho geſchlagen worden waren, ſiegten ſie in der vierten über ihre Gegner, und der freiwillige Tod des Otho machte den Vitellius zum alleinigen Beſitzer des ſtreitigen Throns. Vitellius zog als Sieger in Rom ein. Seine Regierung zeichnete ſich gleich anfangs durch Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen aller Art aus, die auch nicht durch eine einzige für den Staat heilſame Handlung vergütet wurden. Die öffentlichen Angelegenheiten waren in den Händen verworfner Menſchen; Vitellius ſelbſt überließ ſich einer beiſpielloſen Schwelgerei. Eine Regierung dieſer Art konnte auch bei einer ſchon ſehr verdorbenen Nation nicht von langer Dauer ſeyn. Die Legionen, beſonders die im Orient, empörten ſich, und ruften Veſpaſian zum Kaiſer aus. Als Vitellius ſich von ſeinen Gegnern in Rom ſelbſt angegriffen ſah, ſuchte er feig ſich zu verbergen, aber er wurde entdeckt, auf eine beſchimpfende Art durch die Straßen geſchleift, und ſein Leichnam in die Tiber geworfen. Er erlitt dieſen verdienten Tod im 57ſten Jahre ſeines Alters, und im 7ten Monate ſeiner Regierung, die Plutarch mit der Regierung der Könige in den Trauerſpielen vergleicht, die auf die Bühne treten, vorübergehen und verſchwinden.

Vitriol, die allgemeine Benennung der aus Verbindung der Schwefelſäure mit einer metalliſchen Grundlage entſtehenden Mittelſalze. Drei Vitriole kommen gewöhnlich als Handelswaare vor, und werden zu techniſchen Zwecken benutzt. Grüner Vitriol, Eiſenvitriol, Kupferwaſſer, beſteht aus Eiſen und Schwefelſäure, hat grüne rhomboidale Cryſtallen, die ſich an der Luft mit gelbem Staube überziehen, indem ihr Eiſenkalk Sauerſtoff anzieht und unauflöslicher wird. Dieſes Salz hat die Eigenſchaft, in ſtarker Hitze ſeine Säure zu verlieren, weßhalb man es zur Darſtellung derſelben (daher Vitriolöl genannt) benutzt. Man bereitet den Vitriol hauptſächlich aus den Eiſenkieſen, die aus Schwefel und Eiſen beſtehen. Nachdem ſie geröſtet ſind, ſtürzt man ſie auf Haufen, und erhitzt ſie

durch Beſprengen mit Waſſer. Dieſes zerſetzt ſich, und bildet aus dem Schwefel Schwefelſäure, aus dem Eiſen Eiſenkalk, beide verbinden ſich zum Vitriol, der durch Auslaugen mittelſt Waſſers, Reinigung durch Abſetzen, Einſieden und Cryſtalliſation dargeſtellt wird. **Blauer** Vitriol oder Galizenſtein, cypriſcher oder Kupfervitriol, beſteht aus Kupferoxyd und Schwefelſäure, hat ſaphirblaue Cryſtallen, kommt bisweilen natürlich in Cryſtallen oder aufgelöſ't in Cämentwaſſern (zu Neuſohl in Ungarn) vor. Sonſt bereitet man ihn aus den Kupferkieſen, wie den Eiſenvitriol aus den Eiſenkieſen, oder man cämentirt Kupfer, auch Meſſing, mit Schwefel, und löſcht die glühenden Bleche im Waſſer ab, das ſich dadurch mit Vitriol ſättigt. Zu Neuſohl, Rothenburg, Marſeille, Winterthur, Hof, Goslar wird er hauptſächlich fabricirt. **Weißer** oder Zinkvitriol, weißer Galizenſtein, Erzalaun iſt ſchwefelſaures Zink, und kommt im Handel in zuckerähnlichen Klumpen vor. Zu Goslar wird er aus den Zinkerzen durch Verwittern, Auslaugen und Cryſtalliſation erhalten; die Cryſtallen ſchmelzt man, und läßt ſie wieder erſtarren. Da die Zinkerze Eiſen, Blei, Silber, Kupfer enthalten, ſo iſt dieſes Salz nie rein. Ein in Salzburg gewonnener Vitriol oder ſogenannter doppelter Adler iſt ein Gemiſch aus Eiſen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Der admonter aus Steyermark beſteht dagegen aus Kupfer- und Eiſenvitriol. Zur Schwarzfärberei werden beide Sorten dem reinen Eiſenvitriole vorgezogen; kalte Indigküpe aber und blauer engliſcher Druck erfodern reinen, nicht verwitterten Eiſenvitriol. Fs.

Vitrolles (Baron), der ſich bei der Reſtauration der Bourbons im Jahr 1814 beſonders thätig bewies, und ſich ſeitdem als einen der eifrigſten Ultra-Royaliſten zeigte, iſt 1774 zu Aix in der Provence geboren. Er emigrirte zu Anfang der Revolution, nahm im Condéiſchen Corps Dienſte, kehrte aber nach dem Sturz des Directoriums nach Frankreich zurück, wo er ſich bis 1813 blos mit der Landwirthſchaft beſchäftigte. Er begriff dieſen wichtigen Zeitpunkt, wo es möglich war, Buonaparte ganz zu vernichten und vielleicht dankt man ihm die ganze neue Weltgeſtaltung. Man unterhandelte mit Buonaparte zu Chatillon und ſtand auf dem Punkte, mit ihm abzuſchließen, als er in mehreren Gefechten ſtets die Oberhand behalten hatte und es nothwendig ſchien, die Armeen über den Rhein zurückzuführen. Vitrolles begab ſich in dieſem wichtigen Augenblick in Perſon nach Chatillon, in der Abſicht, die Unterhandlungen dort hinzuhalten, zu verwirren und zu keinem Reſultate kommen zu laſſen. Es gelang ihm dies durch noch nicht genug bekannte Maasregeln mancherlei Art. Er wußte ſich zugleich bei dem zu Chatillon verſammelten diplomatiſchen Corps den größten Einfluß zu verſchaffen. Nach der Auflöſung des Congreſſes zu Chatillon eilte Vitrolles in das große Hauptquartier nach Troyes und trug zu dem wichtigen Beſchluſſe, gerade auf Paris loszugehen, und zu der Erklärung, daß mit keinem Mitgliede der Familie Buonaparte unterhandelt werden ſollte, durch ſeine Beredſamkeit und ſeine Rathſchläge bei. Nach der Ankunft des Grafen von Artois in Paris wurde er von dieſem zum Miniſter-Staats-Secretair ernannt; der König beſtätigte ihn in dieſem Poſten, und er contraſignirte allein die wichtige Declaration von St. Ouen und alle erſten Acten der königl. Regierung bis zum März 1815. — Vitrolles wurde nach Buonaparte's Invaſion nach dem mittäglichen Frankreich geführt, und war in Toulouſe verhaftet, bis ihm die Folgen der Schlacht von Waterloo die Freiheit wieder

verſchafften. 1815 wurde er in die Kammer der Deputirten gewählt, wo er mit der (ultraroyaliſtiſchen) Majorität ſtimmte. Bei der Auflöſung dieſer Kammer durch die königl. Ordonnanz v. 5. Sept. 1816 wurde er nicht wieder gewählt und blieb ſeitdem ohne förmliche Anſtellung.

Vitruvius (Marcus Vitruvius Pollio), ein berühmter römiſcher Architekt, geboren zu Verona, der zu den Zeiten Auguſts und Tibers lebte, und von dem Erſtern zu Aufführung von Gebäuden gebraucht wurde. Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man nichts Beſtimmtes. Er iſt uns vorzüglich durch ſein Werk über die Baukunſt in zehn Büchern bekannt geworden — die einzige Schrift dieſer Art, welche aus dem Alterthume zu uns gekommen iſt. Obgleich man ſeine Schreibart als geſchmacklos tadelt, ſo wird das Werk doch wegen ſeines Inhalts ſehr geſchätzt. Die beſten Ausgaben ſind von Laet (Amſt. 1649, Fol.), von Rode (Berl. 1800 — 1, 2 Bd. 4. und 1 Bd. Fol.) und von Schneider (Leipzig 4 Bd. 8.). Eine gute deutſche Überſetzung davon hat der Cabinetsrath Auguſt von Rode in Deſſau (Leipzig 1796) herausgegeben.

Vittoria (Schlacht bei) den 21. Juni 1813. In der Mitte des Februars 1813 kamen die Nachrichten von Napoleons Unglücke auf Rußlands eiſigen Steppen nach Spanien zu dem franzöſiſchen Feldherrn mit der Weiſung, alles, was nur an Truppen entbehrt werden könnte, nach Deutſchland abzuſenden. 30,000 Mann der beſten Kerntruppen gingen in Eilmärſchen dahin ab, allein ihr Abgang nöthigte auch zugleich die Franzoſen, die ſchon im vorigen Jahre unter Marmont die furchtbarſte Niederlage erlitten hatten, ſich immer mehr zurückzuziehn, und mit Aufgebung von Madrid über Burgos hinter den Ebro zurückzugehn. Wellington folgte ihnen auf dem Fuße nach, und ging bereits den 15ten Juni über den Ebro, ohne daß es irgendwo bedeutende Auftritte gegeben hätte. Endlich ſtanden beide Heere auf der großen ſchönen Ebene von Vittoria gegenüber. Vittoria, eine Stadt von 7000 Einwohnern, in der Provinz Alava, am Fluß Zadora, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, wo ſchon einſt der bekannte Eduard, der ſchwarze Prinz, eine Schlacht für Don Pedro von Caſtilien lieferte, ſollte jetzt Zeuge der entſchiedenſten Niederlage werden, wie ſie das franzöſiſche Heer bis dahin noch nicht erfahren hatte. Die Franzoſen lehnten ihren linken Flügel an eine ſanfthinſtreichende Hügelkette, den rechten an Vittoria, vor ſich den Zadorabach, den eine Höhe beſtrich, worauf ihr Mittelpunkt ſtand. Am 20ſten vereinigte Wellington alle ſeine Colonnen, nur beſorgt, daß der Feind die Nacht zum Abmarſch benutzen werde. Der letztere, vom König Joſeph und Jourdan commandirt, benutzte ſie nicht, und mit Tagesanbruch ließ Wellington ſogleich den General Hill die Zadora überſchreiten, und den franzöſiſchen Mittelpunkt auf den Höhen jenſeits des Baches angreifen. Er wurde bald zurückgedrängt, aber die neuen ihm zugeführten Verſtärkungen machten den Kampf ſehr blutig und hartnäckig. Mittlerweile kam der General Graham auf dem rechten Flügel dergeſtalt den Franzoſen in den Rücken, daß ihnen die gerade Straße nach Bilbao abgeſchnitten ward, und ſie zum Rückzuge nach Pampeluna gezwungen wurden, den ſie nach dem Verluſt des ganzen Geſchützes und Gepäckes in der ſchrecklichſten Unordnung mit dem Eintritt der Nacht antraten. Sie waren des Sieges ſo gewiß geweſen, daß für nichts Sorge getragen war, und daher eine Menge Offiziersfrauen, die

ganze Bagage Joſephs den Engländern in die Hände fielen. Auf dem Schlachtfelde lagen 15,000 Todte und Verwundete; 3000 Mann Franzoſen wurden gefangen. Die Engländer nahmen 151 Kanonen, 400 Munitionswagen und die Kriegscaſſe. An Geſchütz retteten die Franzoſen nur Eine Kanone, die ſie noch in Pampeluna zurückließen. Die Beute der Engländer war unermeßlich. Da jedoch am Tage nach der Schlacht der franz. General Clauzel mit zwei Diviſionen Truppen bei Vittoria eintraf, und ſehr geſchickt auf Saragoſſa ſich zurückzog, ſo war die Verfolgung minder mörderiſch, und die Trümmer der franzöſiſchen Armee konnten ſich an dem Fuße der Pyrenäen ſammeln, wo ſie Soult wieder zu ordnen und Wellington damit aufzuhalten ſtrebte, ſo weit dies bei ſolchen Umſtänden möglich war. Der brittiſche Feldherr konnte aber ſchon darum nicht ſeinen Sieg raſch verfolgen, weil der franz. Marſchall Suchet, nach der verunglückten Unternehmung des engl. Generals Murray auf Tarragona, ſich in Valencia, und der franz. General Maurice Matthieu ſich in Barcelona noch behauptete. Die Kriegsberichte über die Schlacht bei Vittoria, welche die Befreiung der Halbinſel von der franz. Herrſchaft entſchied, findet man in der Schrift: Arthur, Herzog von Wellington. Nach engl. Quellen. Leipzig 1817. S. 380 fgg. *r.

Viviani (Vincenzo), ein berühmter italieniſcher Mathematiker, geboren zu Florenz 1622. Von ſeinem 16ten Jahre an legte er ſich mit dem größten Fleiße auf die Geometrie, und machte darin ſolche Fortſchritte, daß der große Galilei ſich bewogen fand, ihn in ſeinen beſondern Unterricht und gewiſſermaßen als Sohn anzunehmen. Nach Galilei's Tode widmete er ſich unabläſſig dem Studium der Geometrie, und machte den Plan, die ganz verloren gegangenen fünf Bücher des alten griechiſchen Mathematikers Ariſtäus über die Kegelſchnitte, und das bis dahin ebenfalls für verloren gehaltne 4te Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga (der ungefähr 220 Jahre vor Chriſti Geburt lebte), gleichen Inhalts zu erſetzen. Als nach einiger Zeit das ganze Werk des Apollonius in einer Bibliothek zu Florenz entdeckt wurde, zeigte ſich bei der Vergleichung, mit welchem Scharfſinn Viviani die Meinung des griechiſchen Mathematikers getroffen, und ſie ſelbſt noch beſſer ausgeführt hatte. Im J. 1666 wurde Viviani erſter Mathematiker des Großherzogs Ferdinand II. zu Florenz. An dem Hofe dieſes liberalen Beförderers der Wiſſenſchaften und Künſte gab es viele große Mathematiker und Phyſiker, mit denen der Großherzog vertraut umging; Viviani gehörte unter die Zahl derſelben. Wie ſein Vorgänger Torricelli war er Mitglied der von Ferdinand II. errichteten Academia del Cimento. Viviani wurde zu verſchiedenen Verrichtungen, unter andern bei der Entwäſſerung des Valdichiana (eines Thales, welches der Fluß Chiana oft überſchwemmte) gebraucht, worüber ſein Bericht vom J. 1650 noch vorhanden iſt. Sein Name wurde auch im Auslande rühmlich bekannt. Ludwig XIV. ernannte ihn 1699 zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, und gab ihm eine Penſion. Viviani ſtarb 1703 in einem Alter von 82 Jahren, und hinterließ den Ruhm eines großen, beſcheidenen und humanen Gelehrten. Außer den beiden Werken über die Kegelſchnitte des Ariſtäus und des Apollonius hat er noch ein Werk: Enodatio problematum universis Geometris propositorum etc. hinterlaſſen.

Vizdom, Vicedom, auch Vizthum, von dem lateiniſchen Vicedominus, ſoviel wie Stiftshauptmann, der Verweſer gewiſſer geiſtlichen Güter.

Vließ (goldenes), ſ. Argonauten und Jaſon.

Vließ (das goldne), Orden des goldnen Vließes (franzöſiſch la Toison d'or, gewöhnlich auch la Toison), einer der älteſten und angeſehenſten unter den weltlichen Ritterorden. Herzog Philipp III. von Burgund, mit dem Beinamen des Guten, ſtiftete ihn am 10ten Januar 1430 zu Brügge, bei Gelegenheit ſeines Beilagers mit ſeiner dritten Gemahlin, Iſabelle, Tochter Königs Johann I. von Portugal. Im folgenden Jahre (1431) machte er die aus 94 Artikeln beſtehenden Ordensſtatuten bekannt. In dem Eingange derſelben ſagt Philipp, daß er die Benennung des Ordens von dem goldnen Widderfelle des Argonauten Jaſon hergenommen habe, und daß die Beſchützung der Kirche der Endzweck des Ordens ſey. Philipp erklärte ſich ſelbſt zum Großmeiſter des Ordens, und ſetzte in den Statuten feſt, daß dieſe Würde auf ſeine Nachfolger in der Regierung übergehen ſollte. Der Ordensämter waren vier: ein Kanzler, ein Schatzmeiſter, ein Ordensſecretär und ein Ordensherold. Nach den Statuten ſollte die eigentliche Ordensdecoration, die Ordenskette, von den Rittern beſtändig getragen werden; auch ſollten die Ritter bei den jährlichen Ordenscapiteln in einer vorgeſchriebnen Kleidung erſcheinen. Bei dieſen Ordenscapiteln wurde über die in den Orden aufzunehmenden Mitglieder von den anweſenden Rittern geſtimmt; die Mehrheit der Stimmen entſchied für den vorgeſchlagenen Candidaten. Dieſe urſprünglichen Einrichtungen des Ordens wurden in der Folge größtentheils abgeändert. Herzog Philipp ſelbſt vermehrte die anfangs auf 24 feſtgeſetzte Zahl der Ritter im Jahr 1431 mit ſieben neuen Mitgliedern. Carl V. vermehrte ſie, als ſeine Monarchie ſich vergrößerte, mit zwanzig neuen Mitgliedern, und bei dieſer Zahl von 51 Rittern iſt es lange Zeit geblieben. Auch änderte Carl V. das Statut wegen des beſtändigen Tragens der Ordenskette, und verordnete, daß ſie nur an gewiſſen feierlichen Tagen, dagegen aber blos das goldne Vlies an rothſeidnem Bande gewöhnlich getragen werden ſollte. Mit der Ordenskleidung wurden auch verſchiedene Veränderungen vorgenommen. Die Ordenscapitel hörten nach und nach ganz auf; das letzte wurde 1559 zu Gent gehalten. Die Großmeiſter verliehen nun den Orden nach eignem Gefallen, ohne die Meinung der ältern Ritter deswegen zu befragen. Als nach dem Tode Carls V. die burgundiſchen Beſitzungen, ſo wie die ganzen Niederlande, an die burgundiſch-ſpaniſche Linie des Hauſes Öſterreich gefallen waren, übten Philipp II. und ſeine Nachfolger auf dem ſpaniſchen Thron das Amt eines Großmeiſters dieſes Ordens aus. Nachdem aber Carl III. (als römiſcher Kaiſer Carl VI.) nach Endigung des ſpaniſchen Succeſſionskriegs die ſpaniſchen (nachher öſterreichiſchen) Niederlande 1715 erhalten hatte, behauptete er, gegen den ſpaniſchen Hof, ſein Recht auf die Großmeiſterwürde des Ordens. Zwar widerſprach dem der ſpaniſche Hof, und es wurde, beſonders zu Cambrai, viel darüber geſtritten; aber dies machte keine Änderung in der Sache, und beide Höfe blieben im Beſitz dieſer Würde. Selbſt durch den Aachner Frieden wurde der Streit nicht beigelegt. Es wurden und werden daher ſowohl zu Wien als zu Madrid Ritter des goldnen Vließes ernannt. Nach den Statuten des Stifters ſollte die, aus Feuerſteinen und Feuer-

eiſen abwechſelnd zuſammengeſetzte Kette, in deren Mitte das goldne Vließ hing, und welche um den Hals getragen wurde, das eigentliche Ordenszeichen ſeyn. Carl V. machte, wie ſchon erwähnt worden, die Änderung, daß dieſe Kette nur an feſtlichen Tagen, gewöhnlich aber nur ein kleineres Ordenszeichen am rothſeidnen Bande getragen werden ſollte. Die Ordenskette iſt jetzt ausſchließend die Decoration des Großmeiſters des Ordens. Die Ritter, welchen der Orden ertheilt wird, erhalten blos das Ordenszeichen, das ſie an einem rothſeidnen, ungefähr zwei Zoll breiten, um den Hals gehenden Bande auf der Bruſt tragen. Dieſes Ordenszeichen beſteht aus drei Theilen: dem ſogenannten Feuereiſen oben, gleich unter dem Ringe, durch welchen das Band geht; in der Mitte befinden ſich ſechs aus einem Cirkel herausgehende Flammen oder Strahlen, und unten hängt das goldne Vließ. Das Ordenszeichen, welches der ſpaniſche Hof ertheilt, unterſcheidet ſich durch die auf dem Rande des Feuereiſens befindliche Inſchrift: Pretium laborum non vitae, und die darunter befindliche Figur eines Ritters, der einen Drachen tödtet. Am kaiſerlich öſterreichiſchen Hofe iſt der Orden des goldnen Vließes der vorzüglichſte, und er geht allen übrigen Orden des öſterreichiſchen Hauſes vor.

Vliſſingen, eine ſtark befeſtigte Stadt auf der Südſeite der Inſel Walchern, gehört zu der Provinz Zeeland des Königreichs der Niederlande, liegt an der Mündung der Weſterſchelde, und ſteht durch einen Canal mit Middelburg in Verbindung. Sie hat eine Vorſtadt, Altvliſſingen genannt, und 4600 Einwohner. Es iſt hier der Sitz einer Admiralität und des Seedepartements von der Schelde. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet ſich das Stadthaus auf dem Marktplatze aus, nach deſſen Modelle das Stadthaus zu Antwerpen erbaut worden iſt. Die größte Merkwürdigkeit iſt der vortreffliche neue Seehafen, welcher 80 Kriegsſchiffe faſſen kann. Er erſtreckt ſich auf der Oſtſeite der Stadt durch zwei große mit Pfahlwerk und Steindämmen eingefaßte Canäle in das Meer hinaus; weiter läuft derſelbe innerhalb der Stadt, parallel mit den Wällen bis zu der Seeſchleuſe, welche ihn von der Schiffsdocke trennt. In der Mitte von dieſer Docke iſt die ſogenannte trockene Docke angebracht, wo die größten Schiffe ohne viele Mühe beſchlagen und kalfatert werden können. Vliſſingen iſt der Geburtsort des großen niederländiſchen Seehelden und Admirals Michael de Ruyter (ſ. d. Art.). Im J. 1809 belagerten die Engländer dieſe Stadt, eroberten ſie, und zerſtörten einen Theil des Hafens und der Feſtungswerke.

Vocalmuſik, oder Geſangsmuſik, iſt die Gattung von Muſik, welche durch die menſchliche Stimme ausgeübt wird. Sie wird entweder durch dieſe **allein** oder zugleich in Vereinigung mit muſikaliſchen Inſtrumenten ausgeführt, und der **Inſtrumentalmuſik**, bei welcher blos muſikaliſche Inſtrumente angewendet werden, entgegengeſetzt. Auch bezeichnet man mit dieſer Benennung diejenigen Gattungen von Tonkünſten, welche für Geſang (d. h. zum Vortrage durch die menſchliche Stimme) entweder **mit** oder **ohne** Begleitung von Inſtrumenten verfertigt (componirt) werden. Hieher gehören: 1. Die **Arie**, **Ariette**, Cavatine und dergl., worin die Empfindungen und Leidenſchaften einer einzelnen Perſon, nur von **einer** Stimme (gewöhnlich aber mit Begleitung von Inſtrumenten) ausgedrückt werden, und das **Recitativ**, deſſen Vortrag mehr auf einer muſikaliſchen Declamation als auf einem abgemeſſenen muſikaliſchen Geſange beruht, daher hier auch (abgerechnet ſolche Stellen, die

durch die Worte arioso à tempo etc. bezeichnet werden) der Zwang des ſtrengen Tact- und Zeitmaaßes wegfällt (ſ. Recitativ). 2. Das Singe-Duett, Terzett, Quartett und andere mehrſtimmige Sätze, in denen die individuellen Empfindungen mehrerer einzelnen Perſonen entweder zugleich oder abwechſelnd ausgedrückt werden. 3. Das Chor, worin dieſelbe Empfindung von einer Anzahl Stimmen (ſelten unter 4) übereinſtimmend ausgedrückt wird. 4. Das Lied. Dieſes iſt entweder zum Vortrage in der Kirche beim Gottesdienſt beſtimmt, und wird von einer ganzen Verſammlung zugleich vorgetragen, und heißt dann ein Kirchenlied oder Choral (ſ. d. Art.), deſſen Haupterforderniß die höchſte Würde und Einfachheit der Melodie und Harmonie iſt, oder das Lied iſt weltlichen Gegenſtänden gewidmet, und hat einen ſeinen Inhalt und ſeine Form bezeichnenden Namen, z. B. Kinderlied, Volkslied, Trinklied, Geſellſchaftslied, Ballade, Romanze u. ſ. w. Aus Verbindung mehrerer dieſer Gattungen von Tonſtücken, beſonders der erſteren, entſtehen nun diejenigen größern muſikaliſchen Kunſtproducte, die man Opern, Oratorien, Cantaten u. ſ. w. (ſ. d. Art.) nennt. Zur Geſangmuſik werden auch noch gerechnet die Solfeggen, d. h. Übungsſtücke, welche ohne Worte geſungen werden, und blos Übung in dem allen, was zur Erlangung der mechaniſchen Fertigkeit in der Kunſt des Geſanges erforderlich iſt, bezwecken. So unendlichen Werth die Inſtrumentalmuſik hat, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die Vocalmuſik manche Vorzüge hat, welche jene ſelbſt beim höchſten Grade der Vervollkommnung nicht erlangen kann. Kein Inſtrument iſt dieſer feinen Verſchmelzung der Töne, dieſer unendlich mannichfaltigen Modification fähig, keines ſo geeignet, jede Empfindung und Leidenſchaft mit der Kraft und Wahrheit auszudrücken, wie die menſchliche Stimme. Und wie ſehr gewinnt die Geſangsmuſik an Kraft und Ausdruck ſchon dadurch, daß beim Geſange die Töne mit Worten vereinigt ſind, welche die auszudrückende Empfindung mit Beſtimmtheit bezeichnen, wodurch der Ausdruck dieſer Empfindungen beſtimmter und eindringender wird. — Doch behauptet dagegen die Inſtrumentalmuſik ebenfalls manchen eigenthümlichen Vorzug, und die höchſte Wirkung der Tonkunſt wird doch ohne Zweifel durch Vereinigung beider Arten von Muſik erreicht. Der Urſprung der Vocalmuſik fällt übrigens in das graueſte Zeitalter der erſten Erdenbewohner, denn es liegt in der Natur des Menſchen, ſeine Empfindungen durch Töne auszudrücken. Übrigens kann man wohl vorausſetzen, daß der erſte Geſang in nichts als in einer mehr accentuirten, mehr betonten Rede beſtanden habe (etwa mit unſerm gegenwärtigen Recitativ zu vergleichen) und erſt lange nachher (nach Erfindung der Spielmuſik) eine Art rhythmiſcher Ordnung in abgemeſſenen Tönen erlangt habe. S. übrigens die Art. Geſang und Muſik (Geſchichte der).

Vögel. Die Vögel machen nach der ſyſtematiſchen Eintheilung der ganzen Thierwelt die zweite Claſſe aus. Sie haben, wie die Säugthiere, eine Lunge und warmes Blut, unterſcheiden ſich aber von denſelben dadurch, daß ſie durch Eierlegen und Ausbrüten ſich fortpflanzen, ſo wie durch ihren eigenthümlichen Körperbau, der bei der ganzen Claſſe vergleichungsweiſe ſehr ähnlich bleibt, und als charakteriſtiſches Merkmal die zwei Flügel und zwei Beine, den Schnabel von hornartiger Subſtanz und die Federbekleidung hat. Der Rumpf der Vögel gleicht mehr oder minder einem Schiff oder Kahne, da ſie beſtimmt ſind, entweder in der Luft oder im Waſſer

zu ſchwimmen. Eigenthümlich noch iſt die Beſchaffenheit der Knochen; ſie ſind dünn, leicht, zum Theil hohl und mit Luft angefüllt, angemeſſen der Beſtimmung des Thieres, leicht durch die Luft zu ſchweben, wozu die Flügel die eigentlichen Werkzeuge ſind. Jeder Vogelflügel iſt aus zwölf Knochen zuſammengeſetzt, wovon einer den Hinterarm, zwei den Vorderarm, zwei die Handwurzel und zwei die Unterhand, an welcher der Daumen und zwei Finger anſitzen, bilden. Dieſe ſind ſämmtlich durch feſte Sehnen verbunden, mit Haut und Muskelfleiſch überzogen, und Schwung- und Ruderfedern daran befeſtigt. Der ganze Flügel kann wie ein Fächer ausgebreitet werden; der Vogel thut es, wenn er ſich in die Luft erhebt, und ſchlägt damit die Luft, die durch die dicht auf einander liegenden Schwungfedern nicht durchdringen kann. Die Größe der Flügel ſteht mit der Größe des Vogels nicht immer in Verhältniß, ſondern richtet ſich vielmehr nach der Lebensweiſe deſſelben. So haben die Raubvögel, die Schwalben u. ſ. w., welche lange in der Luft ſchweben müſſen, viel größere Schwingen, als die Wachteln, Haushühner u. ſ. w. Dem Strauß, dem Caſuar und den Pinguinen fehlen die Schwungfedern gänzlich. — Der Flug der Vögel unterſcheidet ſich ſehr von dem Fluge der Fledermäuſe, Inſecten und andrer fliegenden Thiere, und iſt ein Vorzug, der dieſer Thierclaſſe, bis auf wenige Ausnahmen, durchgängig eigen iſt. Manche, wie der Adler, und überhaupt die Falken, ſchwingen ſich kühn und leicht bis über die Wolken empor, wo kein Auge ſie mehr erreicht, und ſchweben viele Stunden lang ohne ſichtbare Anſtrengung in der Luft. Mit dem Hals und dem Schwanz, deſſen Federn ganz den Schwungfedern der Flügel gleichen, giebt er ſich, wie das Steuer dem Schiffe, die Richtung, während er mit den Flügeln fortſchwingt; ein Vorzug, den andere fliegende Thiere, einige Tagfalter etwa ausgenommen, entbehren. Die Art des Fluges iſt nach den verſchiedenen Gattungen auch verſchieden; die Falken, Schwalben, Lerchen und dergleichen ſchwimmen, ohne viele Bewegung, weithin in der Luft; andre, wie z. B. die Sperlinge, haben einen flatternden Flug; die einen, z. B. die Eulen, fliegen leiſe und kaum hörbar, andre, wie die Rebhühner u. ſ. w. mit lautem Geräuſch. Wankend und zitternd, wie der erſte Gang des Kindes, iſt der Flug des jungen Vogels; man merkt es deutlich, daß er angſtvoll den nächſten Aſt oder Balken ſucht, und ſchnell ermüdet. Nicht die Flügel allein machen dem Vogel das Fliegen möglich, mehr iſt es der leichte Bau der Glieder, und die Luftgefäße in ſeinem Körper, die er nach Willkühr füllt und leert. — Die Beine ſind bei den verſchiedenen Gattungen dieſer Claſſe ſo verſchieden, daß viele Ornithologen einen eignen Eintheilungsgrund in ihrer Verſchiedenheit finden wollten. Bald zum Wohnen auf Bäumen, bald zum Schwimmen, bald zum Laufen u. ſ. w. eingerichtet, entſprechen ſie genau den Bedürfniſſen jeder Gattung. — Der Schnabel von eigenthümlicher Geſtalt, bald gerade, bald unterwärts oder aufwärts gebogen, bald rund, bald platt, kegel-, keil-, hakenförmig u. ſ. w., dient dem Vogel, ſeine Speiſe zu faſſen, ſie zu ſchälen oder zu theilen, Materialien zum Bau des Neſtes, Futter für die Jungen herbeizubringen, mit den Krallen und Flügeln als furchtbare Waffe bei den Raubgeſchlechtern. — Die Bekleidung der Vögel, die aus verſchieden gebilderen Federn beſteht, iſt zugleich ein merkwürdiger Schmuck derſelben, an den die Natur, beſonders in wärmern Himmelsſtrichen, in Oſtindien und Braſilien,

die bewunderungswürdigſte Farbenpracht verſchwendet hat; ſelbſt in dem Schweife unſers Pfaues, um nicht den Paradiesvogel u. ſ. w. zu erwähnen, prangen helle Sterne mit allen Farben des Regenbogens ſchimmernd, und an ſeinem Halſe ſchillernd wechſelnder Farbenglanz. — Was die Sinne der Vögel betrifft, ſo ſind beſonders das Geſicht und das Gehör ungemein ſcharf und fein; der Sperber z. B. erblickt in der weiteſten Entfernung die kleine Lerche, und die Singvögel lernen ganze Melodien ohne Fehler nachſingen. Bei Geiern, Raben u. ſ. w. zeigt ſich auch ein weitſpürender Geruch; minder fein ſcheint aber der Geſchmack zu ſeyn; das Gefühl hingegen iſt ſo zart, daß der leiſeſte Hauch einen Vogel aus dem Schlafe wecken kann. — Die Seelenfähigkeiten der Vögel ſind bewunderungswürdig, und ſie kommen hierin den Säugthieren vollkommen gleich; ja übertreffen ſie zum Theil. Das Gedächtniß iſt bei vielen bewunderungswürdig, denn Papageien, Staare u. ſ. w. behalten mehrere Worte, die ſie lernen, und viele Singvögel ganze Melodien. Die Stärke ihres Gedächtniſſes ſcheint auch der Umſtand zu beweiſen, daß Zugvögel nach halbjahrelanger Entfernung, und nach Reiſen von mehr als tauſend Meilen, ihren heimiſchen Aufenthalt, die Schwalbe den Balken, der Fink den Baum, die Grasmücke den verborgenen Strauch, wiederfinden, wo ſie im vorigen Jahre ungeſtört ihre Kinder erzogen, oder wo ſie geboren wurden. Daß ihre Klugheit, Liſt und Gelehrigkeit auch geweckt und gebildet werden könne, beweiſ't der Unterſchied zwiſchen Vögeln, die in unbewohnten Gegenden wohnen, und nie Nachſtellungen zu fürchten haben, und denen, die den Menſchen nahe, von Gefahren umgeben ſind. Schon der Feldſperling iſt weniger ſchlau, als der Hausſperling, der der Menſchen feindliche Geſinnungen täglich wahrzunehmen Gelegenheit hat; in unbewohnten Gegenden ſetzen ſich Vögel dem Jäger auf den Flintenlauf, wenn er gegen ſie anlegt, während bei uns ſchon ein Stock, auf der Achſel getragen, der wilden Gans Verdacht einflößt; und Jeannets gelehrte Canarienvögel ſind ein überzeugender Beweis, bis zu welchem Grade ſich dieſe Thierchen durch fortgeſetzte Aufmerkſamkeit abrichten laſſen. — Die Stimme iſt eine Auszeichnung, die dem größern Theile der Vögel vor der ganzen übrigen Thierwelt eigenthümlich iſt. Die Luftröhre der Singvögel iſt ſo eingerichtet, daß ſie ihre Stimmen zu den entzückendſten Melodien moduliren können. Die Gabe des Geſanges hat nur das Männchen, und der Geſang ſelbſt iſt mehrentheils Ausdruck der Liebe, daher er vorzüglich zur Zeit der Paarung gehört wird, am ſchönſten von der Grasmücke und der Nachtigall. Auch ſingen die Vögel nur, wenn ſie ſich wohlbefinden; in Traurigkeit, bei rauhem Wetter, und körperlichem Übelbefinden ſchweigen ſie. Vielmals wird behauptet, daß der Geſang nur den Vögeln des nördlichen Clima's eigen ſey; die Natur im heißeſten Süden dagegen ſie mit glänzender Farbenpracht ausgeſtattet habe; allein Forſter erzählt, daß auf Otaheiti die Vögel entzückend ſchön geſungen hätten, und Cook fand auf ſeiner erſten Reiſe in Charlotten Sund auf Neu-Seeland die Wälder mit kleinen Vögeln angefüllt, deren Stimmen an Lieblichkeit einem Silberglöckchen glichen. Keinem andern Thiere ſind für den Ausdruck der verſchiedenen Empfindungen ſo mannichfaltige Töne gegeben; Hunger, Furcht, Wahrnehmung einer nahen Gefahr, Sehnſucht nach der Geſellſchaft oder dem Gatten, Liebe, Traurigkeit u. ſ. w. werden durch eigne Töne ausgedrückt, die nicht nur den Individuen derſel-

den Gattung eine verſtändliche Sprache ſind, ſondern auch oft von andern Gattungen verſtanden werden. Wenn unter den Sängern eines Waldes einer einen Raubvogel gewahr wird, ſo verſtummt auf ſeine warnende Stimme der ganze Wald. — Die Vögelgattungen ſind über die ganze Erde verbreitet; manche einzelne ſogar von den Polarkreiſen bis zu den Tropenländern; ihr Wohnort richtet ſich nach ihren Bedürfniſſen und ihren Eigenthümlichkeiten; Felſen und Klüfte, Baum und Staude, Erde und Waſſer dienen den verſchiedenen Gattungen zum Aufenthalt. Während Spechte und Papageien faſt immer auf den Bäumen leben, ſieht man Rebhühner, Wachteln u. ſ. w. nur auf der Erde; Störche, Reiher, u. dergl. bevölkern die Sümpfe, Schwäne und Waſſerhühner Flüſſe und Teiche. Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen bei dieſer Claſſe von Thieren iſt das Wandern derſelben, d. h. das temporäre Verändern des Aufenthaltsortes. Man nennt diejenigen, welche wandern, Zugvögel, zum Unterſchiede von denen, die ihren Aufenthaltsort nie verändern, und darum Standvögel genannt werden. Die meiſten kommen im Frühjahre zu uns, brüten, und ziehen im Herbſte ſich nach wärmern Ländern zurück; andere kommen aus kältern Ländern in unſere Gegend, um hier zu überwintern. Viele Zugvögel, zumal diejenigen, welche zeitig abgehen und ſpät kommen, unternehmen weite Reiſen, z. B. die Schwalben, welche bis nach Senegal wandern; andere dagegen, die uns ſpät verlaſſen, und früh zurückkehren, gehen nur einige hundert Meilen weit, und bleiben ohne Zweifel im ſüdlichen Europa. Vögel, die in unſerm Clima Zugvögel ſind, ſind es im ſüdlichen Frankreich, Italien und Spanien nicht, dagegen ſind im höhern Norden, in Schweden und Norwegen, viele Vögel Zugvögel, die bei uns das ganze Jahr über ſich aufhalten. Kommen dieſe Fremdlinge aus dem Norden zu uns, ſo bleiben ſie ſelten bei uns, ſondern ziehen, da ſie einmal das Vaterland verlaſſen, und auf der Reiſe ſind, gewöhnlich noch weiter ſüdlich; wie z. B. die Dohlen. Dieſe kommen im Herbſte ſchaarenweiſe an, ſtreifen mit den unſrigen eine Zeit lang herum, und gehen wieder weiter, wenn es zuwintert. Man bemerkt, daß ſie die unſrigen zum Mitziehen anlocken: doch die natürliche Liebe zur Heimath ſcheint dieſe zurückzuhalten. Dies Wandern der Vögel von Norden nach Süden, und umgekehrt, findet auf der ſüdlichen Halbkugel Statt, wie auf der nördlichen, in Amerika wie auf dem alten Continente. Die Gründe dieſes Wanderns aber, ſo wie die nähern Umſtände der Wanderungen ſelbſt, ſind den Ornithologen noch ein Räthſel; daher wiſſen wir von wenigen unſrer Zugvögel, wo ſie überwintern, und ob ſie die Reiſe ununterbrochen, d. h. ſo fortſetzen, daß ſie unterwegs nur die nöthige Ruhe und Nahrung genießen, oder ob ſie lange verweilen und Streif- und Querzüge machen; ferner wie ſie dort leben, einzeln oder in Geſellſchaft, ob ſie ſingen u. ſ. w. Dürfen wir indeß nach Analogie folgern, ſo mögen die von uns nach Süden gezogenen Vögel ſich dort wohl eben ſo benehmen, wie die Ankömmlinge aus Norden bei uns, die ſich als Gäſte im Winter hier aufhalten. Sie leben unſtät, ſtreifen aus einer Gegend in die andere, ſchlafen und weiden da, wo es ihnen am beſten dünkt, geſellen ſich zu den einheimiſchen Vögeln, wie z. B. der Bergfink, der Schneeammer u. dgl., beſuchen mit ihnen als willkommne oder läſtige Gäſte ſehr zudringlich die Bauerhöfe, Landſtraßen u. ſ. f., und nehmen mit Freuden Abſchied, wenn eine geheime Ahnung ihnen ſagt, daß die

Jahreszeit in ihrer Heimath wieder milder werde. Mehrentheils treten die Zugvögel des Nachts, zumal gern bei Mondenschein, ihre Wanderung an. Sie locken ſich dazu mit eignen Tönen, und ermuntern ſich ſo auf der Reiſe. Viele Gattungen, z. B. die Schwalben, verſammeln ſich mehrere Tage vor ihrer Abreiſe an gemeinſamen Orten, und ziehen dann in großer Geſellſchaft fort. Mit der Rückkehr iſt es vielleicht eben ſo. Zur Zeit der Wanderung äußern auch die eingeſperrten Zugvögel dieſen Trieb; ſie ſind unruhig, flattern, zumal des Nachts, im Käfig herum, und zeigen deutlich, daß auch ſie, obgleich im warmen Zimmer und im Überfluſſe, gern mit ihren Brüdern fortziehen möchten. Einige Naturforſcher wollen vermuthen, daß in der Luft eine die Vögel leitende Urſache vorhanden ſey; Kirwan meint, es ſey ein Strom brennbaren Gaſes, welches durch die Fäulniß der thieriſchen und vegetabiliſchen Körper, und durch Vulcane innerhalb der heißen Zone ſich entwickle, und den Polen zuſtröme. Eine ziemlich gekünſtelte und unwahrſcheinliche Hypotheſe!! — In der Ökonomie dieſes Thiergeſchlechts verdient der Neſterbau und das Brüten noch beſondere Aufmerkſamkeit; hier zeigt ſich ein Theil der Vögel bewunderungswürdig kunſtreich. Äußert ſich der Begattungstrieb, haben ſich Männchen und Weibchen zuſammengefunden, ſo beginnt gewöhnlich der Bau des Neſtes. Die Materialien, ſo wie die Bauart ſind nach den Bedürfniſſen und Umſtänden unendlich verſchieden; ſie verbergen ſie ſorgſam vor den gefahrdrohenden Augen der Raubthiere und Menſchen, deſto ſorgſamer, je gefährlicher die Umgebungen ſind. Die Materialien werden mit bewunderungswürdiger Wahl zuſammengeſchleppt und kunſtreich in einander gefügt. Bei den meiſten Gattungen iſt das Weibchen der Baumeiſter, während das Männchen ihm die Materialien zuträgt. Iſt der Bau vollendet, ſo legt das Weibchen ſeine Eier, mehrere Waſſervögel legen nur eins; die Raubvögel zwei; die Krähen und Raben vier; die Meiſen acht bis zwölf; die Haushühner wohl vierzig bis funfzig. Wie die Neſter an Form, Einrichtung, Materialien u. ſ. w. verſchieden ſind, ſo ſind es noch mehr die Eier an Größe, Geſtalt, Farbe u. dgl., eigenthümlich jeder Gattung. Hat die Wärme des brütenden Weibchens (bei einigen Gattungen löſ't das Männchen ſein Weibchen in dieſem Geſchäfte ab) den Keim im Ei entwickelt und gezeitigt, bricht das Junge aus der Schaale hervor, ſo iſt die Liebe, Zärtlichkeit und Sorgfalt zu demſelben nicht minder bewunderungswürdig. Die Mutter wärmt die nackte Brut mit ihren Federn, der Vater bringt ausgeſuchtes Futter herbei, die ſchwache Schwalbe vertheidigt ſich und ihre Kinder, oder ſtirbt mit denſelben, die Haushenne läuft mit Angſtgeſchrei an dem Teiche auf und ab, wenn die von ihr ausgebrüteten jungen Enten ihr Inſtinct in das ihnen gefahrloſe Element ruft. — Das Alter der Vögel iſt in Betracht ihrer Größe von längerer Dauer, als das Lebensziel der Säugthiere. Kleine Singvögel ſind in der Gefangenſchaft 20 — 24 Jahre, und Papageien 200 Jahr alt geworden. — Mangel an Raum hindert uns, die merkwürdige Ökonomie dieſer höchſtintereſſanten und für den Freund der Natur ſo anziehenden Claſſe der Thierwelt noch weiter zu verfolgen. Wir führen nur noch die von Blumenbach angegebene ſyſtematiſche Eintheilung derſelben an. Dieſer Naturforſcher ſetzt neun Ordnungen feſt, die er unter zwei Hauptabtheilungen bringt. I. Landvögel: 1. Raubvögel (Accipitres), mit krummen, ſtarken Schnäbeln, meiſt kurzen, knorrigen

Beinen und großen, gebogenen, ſcharfen Klauen; 2. Leichtſchnäbel, (Levirostres), mit kurzen Beinen, meiſt großen, dicken, aber hohlen Schnäbeln; 3. Spechtartige (Pici), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langen und ſchmalen Schnäbeln, und theils wurm-, theils fadenförmiger Zunge; 4. Krähenartige (Coraces), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langem und ziemlich ſtarkem, oben erhabenem Schnabel; 5. Sperlingsartige (Passeres), mit kurzen Beinen, und mehr oder weniger kegelförmigem, zugeſpitztem Schnabel von verſchiedener Länge und Dicke; 6. Hühnerartige (Gallinae), mit kurzen Beinen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleiſchigen Haut bewachſen iſt; 7. Straußartige (Struthiones), enthält die großen, zum Fluge nicht geſchickten, Landvögel. II. Waſſervögel. 8. Sumpfvögel (Grallae), mit langen Beinen, langem, faſt walzenförmigem Schnabel, und meiſt langem Halſe; 9. Schwimmvögel (Anseres), mit Ruderfüßen, ſtumpfem, mit Haut überzogenem, am Rande meiſt gezähneltem Schnabel, der ſich an der Spitze des Oberkiefers mit einem Häkchen endigt. — Unter den Werken, die in Deutſchland für Ornithologie erſchienen ſind, erwähnen wir nur das verdienſtvolle Werk: J. Wolf und J. F. Frauenholz Abbildungen und Beſchreibungen der in Franken brütenden Vögel, Nürnberg, ſeit 1799, Fol. und 4., und: Deutſche Ornithologie, herausgegeben von Borkhauſen, Lichthammer und Becker, Darmſtadt, ſeit 1800, Fol.

Vogelfrei nennt man den Verbrecher, über den das Todesurtheil ausgeſprochen, aber nicht vollzogen iſt, weil er ſich nicht in der Gewalt der Gerechtigkeit befindet; die Vollziehung alſo jedem, der ihn trifft, freigegeben iſt. Das Vogelfreierklären iſt eine urſprünglich in der deutſchen Rechtsverfaſſung begriffene Inſtitution. S. d. Art. Reichsacht.

Vogelneſter (indianiſche), ſ. Neſter.

Vogeſen (franzöſiſch les Vosges, deutſch der Wasgau oder das wasgauiſche Gebirge), ſind gewiſſermaßen eine Fortſetzung des Juragebirges, das Frankreich und die Schweiz trennt. Sie fangen in der Gegend von Belfort, im ehemaligen Sundgau, an, trennen Elſaß von Lothringen, und wenden ſich in die deutſchen Rheinprovinzen, wo ſie ſich nordöſtlich, unter dem Namen Hundsrück, an dem Rhein und der Moſel endigen, und nordweſtlich unter dem Namen Ardennen in das Großherzogthum Luxemburg ziehen. Bei Elſaß-Zabern (Saverne) hat dieſes Gebirge die geringſte Breite, und es iſt da der bequemſte und kürzeſte Übergang aus Lothringen nach Elſaß. Die höchſten Gipfel dieſes Gebirges ſind der Bölch im Oberelſaß, welcher 4320 Fuß über der Meeresfläche erhaben iſt, und der Odilienberg. Die Vogeſen erheben ſich mehr ſanft als ſteil und ſind an der Oſt- und Südſeite häufig mit Weinbergen verſehen. Sie ſind reich an Wild und Geflügel, beſonders aber an Silber, Kupfer, Eiſen, Blei, Spießglas, Steinkohlen, Holz und ſchönen Viehweiden. Man treibt daher gute Viehzucht, und bereitet gute Käſe, welche unter dem Namen der Münſterkäſe verkauft werden. Die Jll, Lauter, Moſel, Meurthe, Saar und die Saone entſpringen auf dieſem Gebirge. In dem Departement des Vosges, das davon ſeinen Namen hat, und deſſen Hauptort Epinal iſt, liegt das Städtchen Plombieres mit 1200 Einwohnern, welches wegen ſeiner warmen heilſamen Bäder ſchon von alten Zeiten her berühmt iſt.

Vogler (Georg Joſeph), ein in der Geſchichte der Tonkunſt ſehr merkwürdiger Mann, war geboren zu Würzburg im J. 1749. Er war einer der ſpeculativſten und ſcharfſinnigſten Tongelehrten, mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen aller Art ausgerüſtet, ein großer Clavier- und noch größerer Orgelſpieler, ein geiſtvoller und gründlicher Componiſt und ein raſtloſer Forſcher im Gebiete der Tonkunſt, aber nicht frei von Eigenſinn, Pedantismus und mancherlei Bizarrerien. Sein Genie entwickelte ſich früh, und ſchon in ſeinen Univerſitätsjahren (er ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Philoſophie und in Bamberg das öffentliche und canoniſche Recht) zeichnete er ſich als einen ſehr fertigen Clavier- und beſonders Orgelſpieler aus, und zeigte auch ſchon damals durch mehrere wohlgelungene Verſuche ſeinen Beruf zum Componiſten. Da nachher der Wunſch, in ſeinem Vaterlande eine Anſtellung zu finden, nicht erfüllt wurde, ging er nach Mannheim, wo ihn der damalige Churfürſt Carl Theodor gut aufnahm, und ihn ums Jahr 1773 nach Bologna ſchickte, um daſelbſt bei dem berühmten P. Martini den Contrapunkt zu ſtudiren. Da Vogler aber Martini's Syſtem mit ſeinen Grundſätzen nicht vereinbar fand, ſo verließ er dieſe Schule und ging nach Padua zu dem P. Valotti, um ſeine Studien des Contrapunkts bei dieſem zu vollenden, und ſtudirte daſelbſt nebenbei auch Theologie. Ums Jahr 1775 oder 76 kehrte er nach Mannheim zurück, erhielt daſelbſt die Direction der Capelle und ſtiftete ſeine bekannte Tonſchule, worin er öffentliche Vorleſungen über Muſik hielt. Vom Jahr 1780 an war er größtentheils auf Reiſen durch Deutſchland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England, Spanien, ja (wie Gerber berichtet) ſelbſt bis Aſien hinein, und auf die armeniſchen Inſeln. Überall fand er als Orgelſpieler Beifall und Auszeichnung, nur erregten die muſikaliſchen Mahlereien, zu denen er ſich im Streben nach dem Charakteriſtiſchen verirrte, und die ihm bei Einigen den unverdienten Anſchein des Charlatans gaben, häufig Tadel und Mißbilligung. So kündigte er z. B. ein Gewitter, eine Seeſchlacht, den Einſturz der Mauern zu Jericho, das Reißſtampfen der Afrikaner u. ſ. w. an, was natürlich die Muſik für ſich nicht darſtellen kann. Im Jahre 1786 wurde er in Stockholm als königlich ſchwediſcher Capellmeiſter angeſtellt, was ihn jedoch keinesweges hinderte, ſeinen Hang zu Nachforſchungen durch fortgeſetzte Reiſen zu befriedigen. Im Jahr 1790 reiſ'te er nach London und ließ ſich daſelbſt auf dem von ihm erfundenen Inſtrumente, Orcheſtrion, hören. Im Jahre 1791 durchreiſ'te er die Rheingegenden und Schwaben; im Jahre 1792 befand er ſich in Hamburg, wo er ſich in ſechs Concerten in vier verſchiedenen Kirchen auf der Orgel hören ließ, und kehrte ums Jahr 1793 nach Stockholm zurück, woſelbſt er zwei Jahre lang Vorleſungen über die Harmonie hielt. Hierauf reiſ'te er 1795 abermals nach Paris, kehrte aber von da bald wieder über Holland nach Stockholm zurück. Im Jahre 1799 verließ er Stockholm für immer, mit einer lebenslänglichen Penſion von fünfhundert ſchwediſchen Thalern, ging auf einige Zeit nach Copenhagen, wo er ſeinen Herrmann von Unna aufs Theater brachte, verweilte einige Zeit in Altona und kam im Jahre 1800 nach Berlin, wo er die Orgel der Marienkirche nach ſeinem Simplificationsſyſteme einrichtete und in drei brillanten Orgelconcerten ſich hören ließ. Im J. 1801 den 9. Nov. wurde er in Prag als

ordentlicher öffentlicher Lehrer der Tonkunſt inſtallirt, und hielt eine Zeit lang öffentliche Vorleſungen über Muſik. Im Sommer des Jahres 1803 machte er eine Reiſe nach Wien, um dort eine Oper zu componiren; und als im Jahre 1805 der Krieg ausbrach, begab er ſich nach Bayern und führte in München bei der Vermählungsfeier der daſigen Prinzeſſin ſeine große Oper: Caſtor und Pollux, auf. Im Jahre 1807 machte er eine Reiſe nach Frankfurt a. M. und in die daſige Umgegend, und folgte einer Einladung des Großherzogs von Heſſen nach Darmſtadt, wo er bis zu ſeinem, für die Tonkunſt noch zu frühen, Tode 1814 verblieb, nachdem ihn der Großherzog als Hofcapellmeiſter angeſtellt und mit der Würde eines geheimen geiſtlichen Rathes, und dem Verdienſtorden erſter Claſſe bekleidet hatte. Von ſeinem Erfindungsgeiſte zeigte das oben genannte *Orcheſtrion*, eine Art Orgel aus vier Clavieren (jedes von 63 Taſten) beſtehend und an Stärke einer ſechzehnfüßigen Orgel gleichend, wobei der Ton auf eine ganz neue Weiſe, durch Vermehrung und Verminderung der Luft modificirt wird und der Schall ſich durch eine Öffnung der Mauer gegen eine an ſeidenen Schnüren hangende kupferne Wanne (in Form einer halben Pauke) wirft. Jenen Namen gab ihm der Erfinder daher, weil es durch Nachahmung der Inſtrumente ſich einem vollſtändigen Orcheſter annähert. Sein *Simplificationsſyſtem* bezweckte dem Namen nach eine *Vereinfachung der Orgeln*, wodurch er eine natürlichere Pfeifenſtellung, weniger getheilten Wind bei größerer Stärke des Tons und bequemern Anſchlag für den Spielenden bewirken wollte. Sein Syſtem hat viele Tadler gefunden, obgleich es wohl auch denkbar iſt, daß die Orgelbauer, die er durch daſſelbe in ihrem Schlendrian ſtörte, ihn nicht begreifen konnten oder wollten, und vielen ſeiner Einrichtungen durch Ungeſchicktheit oder böſen Willen entgegengearbeitet haben. Wenigſtens verſichern mehrere Kenner, daß ſie einige Orgeln, die Vogler nach dieſem Syſteme eingerichtet, gehört haben, welche ſowohl die Stärke als andere Vorzüge der gewöhnlichen Orgeln zeigten. — Auch in der Theorie der Harmonie hatte Vogler viel Eigenthümliches und Tiefgedachtes. Schüler von ihm ſind C. M. v. Weber und Gottfr. Weber, Meyer Beer, Freiherr von Poißl ꝛc. und andere bedeutende Tonkünſtler. Seine zahlreichen Werke beweiſen ſeinen raſtloſen Fleiß, können aber hier nicht namhaft gemacht werden. Unter ſeinen Compoſitionen ſind ſeine Meſſen, ſeine Opern *Herrmann von Unna* und *Samori*, ſowie einige Orcheſterſtücke noch immer ſehr geſchätzt.

Voigt, **Vogt**, von dem lateiniſchen advocatus, eigentlich ein Beſchützer, Schirmherr, daher Stiftsvoigt, Kloſtervoigt, dann auch ein Statthalter (ſ. d. Art. *Voigtland*).

Voigtei, das Gebiet, auch das Amt und die Würde, endlich auch die Wohnung eines Voigts.

Voigtland (lat. Terra Advocatorum). Unter dieſer Benennung verſteht man das Land, welches die ehemaligen Voigte des Reichs, die Vorfahren der jetzigen Fürſten und Grafen Reuß, beſaßen, nämlich: den zum Königreich Sachſen gehörenden voigtländiſchen Kreis, das Amt Weyda und Ziegenrück im jetzigen Großherzogthume Weimar, die Beſitzungen der Fürſten und Grafen Reuß, die ehemalige Landshauptmannſchaft Hof, jetzt zum Obermainkreiſe des Königreichs Bayern gehörig, und das herzoglich ſachſen-gothaiſche Amt Ronneburg. Vom elften Jahrhunderte an gab es in dem eben beſchriebenen Landſtriche kaiſerliche Beamte, welche des heiligen römi-

ſchen Reichs Voigte (Advocati) hießen. Advocati waren damals gewiſſe, vom Kaiſer ernannte Reichsbeamte, welche in den Provinzen die Angelegenheiten und Rechte des Reichs, oder auch gewiſſer Bisthümer und Klöſter wahrzunehmen hatten. In der letztern Eigenſchaft waren ſie Schirmvoigte, in der erſtern finden ſich Advocati provinciales in Schwaben, im Elſaß und im Voigtlande. Auch die unmittelbaren Städte erhielten bisweilen vom Kaiſer einem Voigt (Advocatum), oder einen Schultheiß (Scultetum), bisweilen beide Beamte zugleich. Im letztern Falle hatte der Voigt in Sachen, die Leib und Leben betrafen, der Schultheiß blos in bürgerlichen Angelegenheiten zu erkennen. — Die Voigte im Voigtlande, von denen hier die Rede iſt, ſtammten von einem niederſächſiſchen Grafen Eckebrecht von Oſterrode ab, welcher um die Jahre von 950 bis 979 lebte, und das Voigtland erwarb. Seine Nachkommen nahmen ſämmtlich den Namen Heinrich an, und nannten ſich des heiligen römiſchen Reichs Voigte und Herren, mit dem Zuſatze ihrer Beſitzungen, z. B. Voigt und Herr von Plauen, von Wehda u. ſ. w. Heinrich III. der Reiche, der von 1086 bis 1156 lebte, beſaß das ganze Voigtland, und ſtiftete durch ſeine vier Söhne vier Linien ſeines Hauſes, von denen nur eine, die plauiſche, fortdauerte, ſich aber wieder (1257) in zwei Linien, die ältere und jüngere, theilte. Die jüngere Linie iſt das noch jetzt blühende Haus der Fürſten und Grafen Reuß, deren Beſitzungen einen Theil des Voigtlandes in weiterm Sinne ausmachen (ſ. d. Art. Reuß). Aus der ältern Linie, welche 1572 ganz ausſtarb, wurde Heinrich der Ältere, Voigt zu Plauen und Hofrichter des Kaiſers Siegmund, von dieſem (1426) mit der fürſtlichen Würde und dem damals erledigten Burggrafthum Meißen belehnt, daher dieſe Linie auch die burggräfliche genannt wurde. Doch kam das Burggrafthum Meißen, nebſt den dazu gehörenden Beſitzungen, an die Markgrafen von Meißen durch Kauf, welchen die Letztern mit Heinrich II., dem Sohne Heinrichs des Ältern, (1434) abſchloſſen. Heinrichs II. Nachkommen trugen der Krone Böhmen einen Theil ihrer Beſitzungen zur Lehn auf, verpfändeten oder veräußerten aber auch verſchiedene derſelben. Durch Veranlaſſung einer ſolchen Verpfändung geſchah es endlich, daß der Churfürſt Auguſt von Sachſen die Herrſchaften Plauen, Voigtsberg und Pauſa (1569) käuflich an ſich brachte. Sachſen iſt ſeitdem beſtändig in dem Beſitze dieſes Landbezirks geblieben. Einige Jahre früher (1560) hatte der Churfürſt Auguſt auch die ebenfalls einen Theil des Voigtlandes ausmachenden Ämter Weyda, Arnshaugk und Ziegenrück durch Kauf erworben. Durch das Teſtament des Churfürſten Johann George I. (1656) wurden dieſe ſämmtlichen Beſitzungen, welche den voigtländiſchen und neuſtädtiſchen Kreis bildeten, der neuen Linie Sachſen-Zeitz zum Erbantheil angewieſen; ſie fielen aber nach dem Abſterben dieſer Linie (1718) wieder an das Churhaus Sachſen zurück. Durch den zu Presburg am 18ten Mai 1815 zwiſchen Preußen und Sachſen geſchloſſenen Friedenstractat kam der ganze neuſtädtiſche Kreis an Preußen, welches nachher einen Theil davon an den Großherzog von Weimar abtrat. Der Diſtrict (Landeshauptmannſchaft) Hof, der ehemals auch zum Voigtlande gehörte, wurde ſchon 1373 von den Voigten zu Weyda an die Burggrafen zu Nürnberg verkauft, kam mit dieſen an Bayreuth, und gehört nun zum Obermainkreiſe des Königreichs Bayern. — Der voigtländiſche Kreis, welchen man, im engern Sinne genommen, jetzt gewöhnlich unter dem Voigtlande verſteht, iſt ein Theil

des Königreichs Sachſen, hat einen Flächeninhalt von 32¾ Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 95,000 Einwohnern. Er enthält die Ämter Plauen, Pauſa und Voigtsberg, und ſteht unter einem Kreishauptmann und einem Amtshauptmann. In Hinſicht auf die Beſchaffenheit des Bodens theilt man dieſen Kreis in das Wald- und Landrevier. Zu dem erſtern gehört das bergige und waldige Land an beiden Seiten der Mulde, in der Nähe des erzgebirgiſchen Kreiſes. In dem Landreviere, zu welchem die Gegenden um Plauen und Adorf gehören, bildet die weiße Elſter das Hauptthal. In dem erſtern iſt die Viehzucht wichtiger als der Getraidebau, in dem letztern kommt das Getraide gut fort. In den Waldrevieren machen die großen Waldungen einen wichtigen Reichthum aus. Obſtbau iſt in dieſem ganzen Kreiſe nicht bedeutend, aber der Flachsbau beträchtlich. Von Mineralien enthält dieſer Kreis vorzüglich Kupfer, Eiſen und Alaun, Kalk und Schiefer. Die Baumwollen-, Wollen- und Leinenmanufacturen machen die Hauptbeſchäftigung der induſtriöſen Einwohner aus; Perſonen aller Stände ſpinnen das zu dieſen Manufacturen nöthige Material. Die Zeitumſtände haben aber dieſen Manufacturen vielen Nachtheil verurſacht. Die vorzüglichſte unter den funfzehn Städten dieſes Kreiſes iſt Plauen, mit 560 Häuſern und 6000 Einwohnern, wegen ihrer vorzüglichen Mouſſelin- und Baumwollen-Manufacturwaaren bekannt. Eine beſondere Merkwürdigkeit des voigtländiſchen Kreiſes iſt die Perlenfiſcherei, die, ein landesherrliches Regal, ſeit 1621 gehörig etablirt iſt, und durch vereidete Perlenſucher oder Fiſcher (die Familie Schmerler) betrieben wird. In dem Fluſſe Elſter fängt das Muſchellager beim Urſprunge des Fluſſes, unweit des Dorfes Elſter im Amte Voigtsberg an, und geht fünf Meilen weit bis Elſterberg. Auch in verſchiedenen Bächen finden ſich Muſcheln, und man hat in einigen derſelben Perlenbänke angelegt. Dieſe Fiſcherei iſt bisweilen ſehr ergiebig geweſen, und man hat Perlen geliefert, die den orientaliſchen an Schönheit nicht, oder doch nur wenig nachſtehen. Localumſtände haben jedoch in neuern Zeiten die Anzahl wirklich ſchöner Perlen vermindert.

Voiſenon (Claude-Henri de Fuſée de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, wurde 1708 im Schloſſe Voiſenon bei Melun geboren und ſtarb 1775 ebendaſelbſt mit dem Titel eines bevollmächtigten Miniſters des Biſchofs von Speier. Voiſenon war in ſeiner Jugend in den geiſtlichen Stand getreten, und Großvicarius des Biſchofs von Boulogne geworden, gab aber die geiſtlichen Würden bald auf, indem er ſich nicht dafür geeignet hielt. Als ein Mann von vieler Liebenswürdigkeit und guter Familie hatte er Zutritt zu den beſten Geſellſchaften. Er beſaß viel natürlichen Witz, ja ſelbſt Talent, aber er wurde nicht, was er hätte werden können, wenn ihn nicht der voreilige Beifall glänzender Geſellſchaften verdorben, und er geglaubt hätte, daß witzige Einfälle, Artigkeiten und ſein leichter, ſcherzhafter Ton ihn der Mühe überhoben, ſeine Werke mit angeſtrengtem Fleiße auszuarbeiten. So ward ihm die Literatur nur flüchtige Zerſtreuung und Amuſement. Er ſchrieb mehrere Romane, worunter l'Histoire de la félicité, eine Art moraliſcher Erzählung, der bekannteſte iſt. Der Erfindungsgeiſt iſt unbedeutend, allein der Verf. erzählt leicht, und miſcht kleine moraliſche Reflexionen ein, die ſehr treffend ausgedrückt ſind. Unter ſeinen dramatiſchen Werken zeichnen ſich aus Mariages assortis, und la Coquette fixée; er iſt reich an Maximen, und weiß ſie gut zu ſtellen; ſeine Verſe ſind leicht und fließend. Man hat von ihm noch viele andere Stücke, die neu ſehr beklatſcht wur-

den, aber jetzt vergeſſen ſind. Der Herzog von Choiſeul ließ ihm einen Jahrgehalt von 6000 Livr. ausſetzen, damit er ſich mit der Geſchichte von Frankreich beſchäftigen ſollte; allein ſeine Fragments historiques, die Frucht ſeiner Studien, ſind nur eine Sammlung von Einfällen und Calembourgs. Außerdem hat man von ihm eine große Anzahl Poésies fugitives.

Volk — Volksſtamm. Das Wort Volk bedeutet urſprünglich eine durch Abſtammung, Sprache, Sitte, größtentheils auch durch gemeinſchaftlichen Aufenthalt verbundene Menſchenmenge, die auch mit einem, aus der lateiniſchen Sprache entlehnten Ausdrucke, eine Nation genannt wird (ſ. d. Art.). Die Grundlage eines Volks muß irgend eine Familie geweſen ſeyn, die ſich nach und nach vermehrte und immer weiter verbreitete. Bei dieſer Vermehrung und Verbreitung bildeten einzelne Familienzweige, ohne ſich darum vom Ganzen zu trennen, wieder kleinere Theilganze. Dieſe heißen Volksſtämme. So erwuchs aus der Familie Abrahams das hebräiſche Volk, welches nach den zwölf Söhnen Jacobs wieder in zwölf Stämme zerfiel, die ſich aber ſpäterhin dergeſtalt vermiſchten, daß kein einzelner Hebräer mehr weiß, von welchem er abſtamme. Auch unſer deutſches Volk beſtand urſprünglich aus mehreren Stämmen, den Allemannen, Sueven, Franken, Saſſen u. ſ. w., die ſich aber ebenfalls im Laufe der Zeiten ſowohl unter einander als mit andern Völkern, beſonders den Slaven, ſo vermiſcht haben, daß jetzt wohl kein Deutſcher ſeine Abkunft von irgend einem jener Stämme nachweiſen kann. Übrigens wird das Wort Volk nicht immer in jener erſten Bedeutung genommen. Oft bedeutet es jede durch eine Regierung oder in einen Staat vereinigte Menſchenmenge; oft ſetzt man den Fürſten und das Volk einander entgegen, in welchem Falle man unter letzterm alle Unterthanen (ſubditi) begreift; oft verſteht man darunter auch nur die niederen Stände oder Claſſen der Geſellſchaft, die man auch wohl das gemeine Volk (vulgus) nennt. Darum heißen die, welche durch ihre Thaten, Lehren, Reden, Gedichte u. ſ. w. auf den größern, hauptſächlich aus den niedern Ständen beſtehenden Haufen wirken, Volksmänner, Volkslehrer, Volksredner, Volksdichter u. ſ. w. In der Kirchenſprache bedeutet Volk alle, die nicht geiſtlichen Standes ſind, die Laien (von λαος, populus), in der Kriegsſprache die Mannſchaft einer gewiſſen Art, als Fußvolk, in der Jägerſprache einen Trupp oder Haufen, z. B. ein Volk Rebhühner.

Völkerrecht (jus gentium) iſt der Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten der Völker und Staaten gegen Auswärtige, oder als Wiſſenſchaft die Wiſſenſchaft von den Rechten und Verbindlichkeiten der Staaten gegen einander. Man theilt es in das natürliche oder philoſophiſche oder allgemeine und in das poſitive Völkerrecht. Erſteres beruht auf der Idee des Recht, angewendet auf die im Allgemeinen vorgeſtellten Verhältniſſe der Staaten zu einander, die aus der Idee des Staats hervorgehen. Es redet alſo von dem Rechte der politiſchen Perſönlichkeit oder Selbſtſtändigkeit des Staats und den in ihr begriffenen Rechten, die ſich auf ſeine Regierung, Verfaſſung, Verwaltung, ſeine Mitglieder, Eigenthum und Gebiet beziehen, ſowie von der Freiheit des Verkehrs und Handels, von Völkerverträgen und Geſandtſchaften, von Krieg und Frieden. Ein poſitives, beſondres, willkührliches Völkerrecht, welches ſich auf das allgemeine ſtützen muß, bildet ſich durch Völker-

Gewohnheiten und Verträge (daher jus consuetudinarium et pactitium). Es kann aber ſeiner Natur nach nie durchaus allgemein ſeyn. Das allgemeine europäiſche Völkerrecht nennt man die unter den mehrſten und größten europäiſchen Staaten durch beſondere Verträge oder Herkommen eingeführten Grundſätze. Die Türken ſind das einzige Volk in Europa, welches bisher das allgemeine Völkerrecht in vielen Punkten nicht beobachtet hat. — Griechen und Römer kannten ein allgemeines Völkerrecht. Man denke an das Fecialrecht der Letztern. Nach dem Verfalle des römiſchen Kaiſerthums, in den barbariſchen Zeiten des Mittelalters, wurde es ganz vergeſſen. Im ſechzehnten Jahrhunderte fing man wieder an, das Völkerrecht als Wiſſenſchaft zu behandeln. Hugo Grotius erwarb ſich durch ſein bekanntes Werk de jure belli et pacis den Namen des Vaters des Natur- und Völkerrechts. Nach ihm haben ſich Samuel Pufendorf und Chriſtian Wolf vorzüglich damit beſchäftigt. In den neuern Zeiten haben Burlamaqui, Glafey, Vattel, J. J. Moſer, Achenwall, Günther und Martens (Einleitung in das poſitive Völkerrecht ꝛc. Göttingen 1796 und Précis du droit des gens moderne de l'Europe etc. 2. Ed. Göttinge 1801) ſich um die Wiſſenſchaft des allgemeinen und poſitiven europäiſchen Völkerrechts verdient gemacht. Siehe des Baron von Ompteda Literatur des geſammten ſowohl natürlichen als poſitiven Völkerrechts. 2 Thle. Regensburg 1785; der dritte Theil oder neue Literatur ſeit 1784 von K. A. v. Kamptz. Berlin. — Die neueſten Bearbeitungen des europäiſchen Völkerrechts ſind von Schmalz (das europäiſche Völkerrecht in 8 Büchern. Berlin 1817) und von Schmelzing. (Leipz. 1819.)

Völkerwanderung. Unter dieſer in der Geſchichte angenommenen, obgleich nicht ganz ſchicklichen Benennung verſteht man eine Reihe von Begebenheiten, da verſchiedne Völker, welche von den Römern Barbaren genannt wurden, größtentheils Deutſche, in die römiſchen Provinzen eindrangen, und ſich dieſelben unterwarfen. Dieſe Begebenheiten ſind in der Weltgeſchichte durch ihre Folgen ſehr wichtig geworden, weil durch ſie eine neue, zum Theil noch fortdauernde politiſche Verfaſſung in Europa veranlaßt worden iſt. Aus den eroberten römiſchen Provinzen bildeten ſich neue Staaten, von denen verſchiedne noch jetzt blühen, und mit ihnen entſtanden auch die Sprachen, die wir die lebenden nennen. Dieſe ſonderbare, in ihrer Art einzige Bewegung der Völker, die mit Recht eine Revolution genannt werden kann, fing von dem Eismeere an, erſtreckte ſich bis zu dem atlantiſchen Ocean, und verbreitete ihre Wirkungen ſelbſt bis in das nördliche Afrika. Sie dauerte vom letzten Viertel des vierten Jahrhunderts an (375), da die Hunnen in Europa einbrachen, bis über die Hälfte des ſechsten Jahrhunderts (568) hinaus, als die Longobarden Italien eroberten; faſt zwei Jahrhunderte alſo vergingen, bis die Völker in den von ihnen eroberten Provinzen ruhig verblieben. Die Urſachen dieſer Bewegung der Völker waren ſehr verſchieden: überhäufte Bevölkerung, der Andrang andrer Völkerſchwärme, der lockende Reiz der ſchönen und angebauten römiſchen Provinzen, bewogen die barbariſchen Völker, die Wälder und Wüſteneien ihrer Väter zu verlaſſen, und ſich in den fruchtbaren, beſſer cultivirten römiſchen Provinzen, deren Beſitz ſie mit dem Schwerte errangen, anzuſiedeln. Früher ſchon hatten einzelne Völkerſchaften theilweiſe ihre Wohnſitze verändert. Aber dieſe einzelnen Begebenheiten gehören nicht zu der eigentlichen

großen Völkerwanderung, obgleich dieſe in der Folge dadurch mit befördert wurde. Das durch immerwährende Kriege und Eroberungen zu weit ausgedehnte römiſche Reich fing ſchon in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts an, unter ſeiner eignen Größe zu erliegen, und in ſich ſelbſt zuſammenzufallen. Zwar hielten einige kräftige Regenten, beſonders Conſtantin und Theodoſius, den gänzlichen Untergang des Reiches noch einige Zeit auf. Aber verſchiedne Kaiſer hatten, durch den Drang der Umſtände und kurzſichtige Politik verleitet, ganze Haufen von Barbaren in Sold genommen, und ihnen, zur Belohnung der geleiſteten Kriegsdienſte, Wohnſitze in den Gränzprovinzen des Reiches eingeräumt. So hatten die Franken in dem belgiſchen Gallien, die Alanen, Vandalen, Gothen und andre Völker in Dacien, Pannonien und Thracien Ländereien erhalten. Einzelne Männer von Geiſt und Kraft aus dieſen Völkern erhielten wichtige Staatsämter und ſelbſt die oberſten Feldherrnſtellen (Rufin, Stilicho) im römiſchen Reiche. Eine unvermeidliche Folge davon war, daß dieſe barbariſchen Völker, indem ſie immer mehr an Cultur gewannen, auch die Schwächen der Römer näher kennen lernten, und ſich an den Gedanken gewöhnten, das römiſche Reich als ihre Beute, die es auch nachher wurde, zu betrachten. — Der erſte Stoß, der die eigentliche große Völkerwanderung veranlaßte, geſchah im nordöſtlichen Aſien. Hier wohnten die Hunnen — ihrem Urſprunge nach wahrſcheinlich Mongolen oder Kalmücken — ein zahlreiches, wildes und kriegeriſches Volk, an den Gränzen der Chineſer. Von dieſen wurden ſie, gegen das Ende des erſten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung, aus ihren Wohnſitzen vertrieben. Die Hunnen breiteten ſich nun gegen Weſten aus, vertrieben die Alanen, eine vom Caucaſus hergekommne Völkerſchaft, aus dem aſiatiſchen Sarmatien, und (375) die Weſtgothen, welche in dem alten Dacien und in den Gegenden zwiſchen dem Dnieſter, der Donau und der Weichſel wohnten. Die Alanen kamen nach langem Herumſchweifen an die Donau im heutigen Ungarn, verbanden ſich mit den ſeit ungefähr 100 Jahren da wohnenden Vandalen, einer urſprünglich norddeutſchen Völkerſchaft, durchzogen mit ihnen Germanien, und vereinigten ſich mit einem Theile der Sueven, auch einem deutſchen Volke, das ſich an der obern Donau niedergelaſſen hatte. Dieſe drei Völker nahmen nun vereinigt den Weg nach dem Rheine, drangen (405) über denſelben in Gallien ein, und richteten da die größten Verwüſtungen an. Mainz, Straßburg und andre blühende Städte Galliens wurden von ihnen geplündert. Nachdem jene drei Völker zwei Jahre hindurch alle Theile Galliens verwüſtet hatten, drangen ſie (409) über die Pyrenäen in Spanien ein, und theilten (411) das größtentheils eroberte Land durch das Loos unter ſich; nur ein kleiner Theil Spaniens blieb noch unter der Herrſchaft der Römer. Dieſe letztern ſammelten jedoch bald wieder Kräfte, und fanden ſich im Stande, in Verbindung mit den inzwiſchen auch nach Spanien gekommenen Weſtgothen, die Eroberer anzugreifen. Die Alanen, die in Luſitanien (dem heutigen Portugal) ein Reich geſtiftet hatten, wurden (418) gänzlich überwunden. Der kleine Reſt dieſes Volkes begab ſich unter den Schutz des vandaliſchen Reiches, und der Name der Alanen verſchwand ſeit dieſer Zeit ganz aus der Geſchichte. Die Vandalen führten mehrere Kriege mit den Römern, und hatten ſich dadurch über dieſe eine Überlegenheit verſchafft, als ſie (429) den

Entſchluß faßten, nach Afrika überzugehen (ſ. d. Art. Vandalen). Das Reich, das ihr berühmter König Genſerich da errichtete, wurde nach einer Dauer von 105 Jahren von des griechiſchen Kaiſers Juſtinian großem Feldherrn Beliſar im J. 534 gänzlich vernichtet. Die Sueven, die ſich nach dem Abzuge der Vandalen weiter in Spanien ausgebreitet hatten, behaupteten ſich länger. Aber auch ihr Reich wurde, nach einer Dauer von 177 Jahren, durch die Weſtgothen (584) zertrümmert. Die Hunnen, welche, wie oben geſagt worden, die erſte Veranlaſſung zu dieſen Kriegen geweſen waren, hatten ſich (377) in Pannonien niedergelaſſen. Von da aus unternahmen ſie unter ihrem mächtigen Könige Attila einen verwüſtenden Zug nach Gallien. Nach der Niederlage, die Attila hier (451) erlitt, wendete er ſich nach Italien, und nur mit Mühe konnte er bewogen werden, Rom zu verſchonen und Italien wieder zu verlaſſen. Nach ſeinem Tode (454) kam das Reich der Hunnen in Verfall; ſie wurden (489) von den Gothen und Gepiden überwunden, und hörten von dieſer Zeit an auf, ein eignes Volk auszumachen. Gefährlichere Feinde für die Römer, als die bisher erwähnten, waren die Gothen. Dieſe hatten wahrſcheinlich zuerſt an der Oſtſee, in dem heutigen Weſtpreußen, gewohnt, ſich aber nachher durch Polen bis zum ſchwarzen Meere, und in die römiſchen Provinzen an der Donau ausgebreitet. Sie waren ſchon im dritten Jahrhunderte den Römern furchtbar geworden, die ſich genöthigt ſahen, ihnen (274) das römiſche Dacien zu überlaſſen. Dieſe mächtige Nation, die erſte unter den germaniſchen Völkerſchaften, welche die chriſtliche Religion annahm, hatte ſich in zwei Hauptzweige getheilt. Oſtgothen hießen die, welche gegen Oſten, an dem Don und dem ſchwarzen Meere wohnten; Weſtgothen die, welche die weſtwärts gelegenen römiſchen Provinzen und die Gegenden zwiſchen dem Dnieſter, der Donau und der Weichſel inne hatten. Als auch ſie hier (375) von den Hunnen angegriffen, und ihre Beſitzungen zum Theil zu verlaſſen genöthigt wurden, räumten ihnen die Römer andre Wohnſitze in den Gränzen ihres Reiches ein. Die Weſtgothen griffen (408) unter ihrem Könige Alarich die Römer in Italien an, belagerten Rom ſelbſt zu verſchiedenenmalen, eroberten und plünderten es (410). Alarichs Nachfolger, Ataulf, führte (411) ſein Volk nach Gallien, und von da nach Spanien. Hier wurde das mächtige weſtgothiſche Reich errichtet, das von 624 an ganz Spanien umfaßte, zu welchem auch noch ein Stück von Frankreich und von Afrika gehörte, das aber (714) durch die Mauren (Araber) nach der unglücklichen Schlacht bei Heref gänzlich zerſtört wurde. Die Oſtgothen, denen die Römer vorhin Möſien eingeräumt hatten, zogen (489) nach Italien. Hier hatte das abendländiſche Kaiſerthum mit Romulus (476) ganz aufgehört. Odoaker, ein Feldherr der Heruler und Rugier, deutſcher Völkerſchaften, welche den Römern als Hülfstruppen gedient hatten, war Beherrſcher von Rom und ganz Italien geworden. Theodorich, König der Oſtgothen, einer der größten Regenten damaliger Zeit, überwand Odoakern, nahm ihn ſelbſt gefangen, und brachte dadurch Italien unter ſeine Herrſchaft (493). Dieſes Reich der Oſtgothen in Italien war von nicht langer Dauer. Der griechiſche Kaiſer Juſtinian, der das vandaliſche Reich in Afrika zerſtört hatte, bereitete ein gleiches Schickſal auch dem oſtgothiſchen. Den Krieg wider daſſelbe, den Beliſar mit Glück angefangen hatte, endete Narſes, indem er (554)

die Oſtgothen völlig überwand. Die übrig blieben, unterwarfen ſich der Herrſchaft des griechiſchen Kaiſers und ſchmolzen mit den andern Einwohnern zuſammen; einzelne Haufen von ihnen wanderten in andre Gegenden aus. Von dieſer Zeit an wird ihr Name in der Geſchichte nicht mehr erwähnt. Nur die nach ihnen benannte Gattung der Bauart hat ihr Andenken bis auf unſre Zeiten erhalten (ſ. Baukunſt, Geſchichte der). Wenige Jahre nach dem Untergange des gothiſchen Reiches drang (568) ein andres Volk — die Longobarden — in Italien ein, und entriß den größten Theil deſſelben dem griechiſchen Kaiſer. Der Beſieger der Gothen, Juſtinians Feldherr und Statthalter in Italien, Narſes, wird, obwohl ohne hinreichenden Beweis, beſchuldigt, dieſen neuen Feind nach Italien gerufen zu haben. Die Longobarden, ein Zweig des großen germaniſchen Volkes der Sueven, hatten in frühern Zeiten im nördlichen Deutſchland an der Elbe (im heutigen Lüneburg) gewohnt, und nach langem Herumſchweifen ſich um das Jahr 527 in Pannonien feſtgeſetzt. Sie verließen 568 dieſes Land, und kamen unter ihrem Könige Alboin nach Italien, deſſen Eroberung ihnen leicht ward, da das Land faſt ohne alle Vertheidigungsmittel war. Nur das befeſtigte Pavia hielt eine dreijährige Belagerung aus; es wurde, nachdem es ſich (572) ergeben hatte, der Hauptſitz des neuen longobardiſchen Reiches, das unter verſchiednen ausgezeichneten Regenten blühend und mächtig wurde. Die Macht der longobardiſchen Könige wurde in der Folge den römiſchen Päpſten gefährlich, die deßwegen die Franken zu Hülfe riefen. Der ſiegreiche fränkiſche König Carl machte (774) dem longobardiſchen Reiche ein Ende, und vereinigte es mit der Monarchie der Franken. Außer dem Namen der Lombardei ſind noch manche andre Erinnerungen an dieſes, nicht ganz uncultivirte Volk übrig geblieben (ſ. d. Art. Longobarden). So wie Italien, wurde auch das fruchtbare Gallien von fremden Völkern überſchwemmt, die um den Beſitz deſſelben kämpften. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts waren mit den Alanen, Vandalen und Sueven zugleich die Burgunder dahin gekommen. Dieſe waren, wie man glaubt, ein Zweig der Vandalen, und hatten vorher zwiſchen der Weichſel und Oder gewohnt. Sie ſetzten ſich zuerſt am Oberrheine, in einem Theile der Schweiz und der Franche Comté feſt, breiteten ſich dann aber weiter um die Rhone aus, und ſtifteten bald ein mächtiges Königreich, das zur Zeit ſeiner größten Blüthe das heutige Burgund, die Dauphiné, Savoyen und einen Theil der Schweiz in ſich faßte. Aber dieſes Reich wurde ſchon im J. 534 gänzlich umgeſtürzt und der fränkiſchen Monarchie einverleibt. (Von dem neuen burgundiſchen Reiche und dem Herzogthume gleiches Namens ſ. d. Art. Burgund.) Die Alemannen, eigentlich eine Verbindung germaniſcher Völker, die zwiſchen der Donau, dem Rheine, Neckar und Main wohnten, und ſchon im 3ten und 4ten Jahrhunderte den Römern furchtbar geworden waren, breiteten ſich im 5ten Jahrhunderte in Rhätien und Vindelicien aus und bemächtigten ſich des Theiles von Gallien, welcher in der Folge der Elſaß und die Pfalz genannt worden iſt. Auch ſie wurden (496) in dem berühmten Treffen bei Zülpich von den Franken überwunden, und verloren einen Theil ihrer Beſitzungen. Unter allen dieſen Völkern, die ſich in Gallien niederließen, behielten allein die Franken als Sieger die Oberhand. Die Franken waren auch eine Verbindung germaniſcher Völkerſchaften, die zwiſchen dem Rheine, dem

Main, der Weſer und Elbe wohnten, und unter dieſem Namen im 3ten Jahrhunderte den Römern bekannt wurden. Sie fingen zu dieſer Zeit an, Einfälle in Gallien zu verſuchen, aber ohne Erfolg. Nach dem Verfalle des römiſchen Reiches gingen ſie im J. 430, unter der Anführung ihres Oberhauptes Clodion, aufs neue über den Rhein, bemächtigten ſich eines großen Theiles des belgiſchen Galliens, und erweiterten ihre Eroberungen bis Amiens. Ihr König Clodowig (Ludwig) vollendete die Vernichtung der römiſchen Herrſchaft in Gallien. Ein einziges glückliches Treffen, das er dem römiſchen Feldherrn Syagrius (486) bei Soiſſons lieferte, entſchied das Schickſal des Landes. Der Sieger Clodowig unterwarf ſich das bisher noch von den Römern beſeſſene Gallien, beſiegte andre Völker, die ſich darin niedergelaſſen hatten, und mit ihm fängt das nachher ſo groß und mächtig gewordene fränkiſche Reich (Weſtfranken) an (ſ. d. Art. Franken und Frankreich). — Dieſe große, hier nur im kurzen Umriſſe geſchilderte Revolution gab Europa, beſonders aber Deutſchland, eine ganz veränderte Geſtalt. Mit den alten Bewohnern Deutſchlands war nun der größte Theil von Europa beſetzt worden. Die in Deutſchland gebliebenen Völker nahmen hier andre Wohnſitze ein. So gingen die Sachſen, die vorher im heutigen Holſtein gewohnt hatten, über die Elbe, und beſetzten den größten Theil des von den nach Gallien gezogenen Franken verlaſſenen Landes, das nun nach ihnen Sachſen genannt wurde. Sie theilten ſich hier in drei Hauptzweige: die Oſtphalen, Weſtphalen und Angrier oder Engern. Nebſt den Sachſen waren jetzt Frieſen, Thüringer, Schwaben und Bayern die Hauptvölker Deutſchlands (ſ. d. Art.). In den von ſeinen alten Bewohnern verlaſſenen nördlichen Gegenden Deutſchlands rückten zu Anfange des 6ten Jahrhunderts ſlaviſche Völker ein, die alle ſarmatiſchen Urſprungs waren. Sie breiteten ſich auf der einen Seite bis an die Elbe und Saale, auf der andern längs der Donau aus. Unter jenen ſind die bekannteſten die Czechen in Böhmen, die Sorben zwiſchen der Elbe und Saale in Meißen und Oberſachſen, die Obotriten in Brandenburg, Pommern und Meklenburg (ſ. d. Art. Slaven). In den von den fremden Völkern eroberten römiſchen Provinzen entſtanden nach und nach neue Geſetze und Regierungsformen, neue Sitten und Sprachen. Die Eroberer ließen zwar zum Theil den Beſiegten noch die römiſchen Geſetze, vermiſchten ſie aber mit ihren vaterländiſchen Gewohnheiten und führten beſonders eine militäriſche Demokratie ein, die ſie in ihrem ehemaligen Vaterlande gehabt hatten. Als Leute, die ſich blos mit den Waffen beſchäftigten, verachteten ſie Künſte und Wiſſenſchaften, die, nachdem ſie ſchon vor der Ankunft der fremden Völker in Verfall gerathen waren, nun gänzlich ſanken. Mit dieſem Zeitpunkte fängt ſich das ſogenannte barbariſche Zeitalter an. Nur unter den Geiſtlichen blieben noch ſpärliche Kenntniſſe übrig, die aber doch in der Folge mit beitrugen, das große Anſehn der Geiſtlichen zu befördern. Die ſchönen Denkmäler alter Kunſt wurden größtentheils vernichtet. Durch die Vermiſchung der neuen Ankömmlinge mit den alten Einwohnern der eroberten Länder entſtanden in der Folge neue Nationen mit ganz verſchiedenen Eigenſchaften des Geiſtes und Körpers. Dieſe Vermiſchung hatte auch einen großen Einfluß auf die Sprachen. Durch die aus den Sprachen der Sieger in die bisher gewöhnliche römiſche Sprache verpflanzten fremden Wörter und Aus-

drücke entſtanden allmählig die neuern Sprachen, die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche u. ſ. w. Die lateiniſche Sprache hörte ganz auf, lebende Sprache zu ſeyn. Zwar wurde ſie beim Gottesdienſte, in allen Kanzleien und bei allen öffentlichen Verhandlungen und von den Chronikenſchreibern gebraucht, aber ſo verunſtaltet, daß kein Zug ihrer ehemaligen Schönheit mehr darin zu erkennen war. Die neuentſtandenen Sprachen wurden blos im gemeinen Leben zum Reden gebraucht, und daher iſt es erklärbar, daß die dermalige völlige Ausbildung derſelben erſt in ſpätern Zeiten erfolgte. Eine nicht minder zu berückſichtigende Folge dieſer großen Revolution war, daß die fremden Völker, die bei ihren Einbrüchen in die römiſchen Provinzen noch meiſtens Heiden waren, nach und nach das Chriſtenthum annahmen. Aber auch bald lernten ſie, beſonders die fränkiſchen Könige, ſich der Religion bedienen, um ihre herrſchſüchtigen Anſchläge damit zu bedecken und ſie zu rechtfertigen.

Volksſchulen, ſ. Schulen und Landſchulen.

Volksthum — volksthümlich — ſind zwei neu gebildete Ausdrücke, womit man die Eigenthümlichkeit eines Volkes in Anſehung ſeiner Art zu denken, zu fühlen und zu handeln bezeichnet. Wie nämlich jeder einzelne Menſch in dieſer dreifachen Hinſicht etwas mehr oder weniger Eigenthümliches an ſich hat, ſo auch jedes einzelne Volk. Das Volksthum iſt alſo eigentlich nichts anders als das Menſchenthum, modificirt durch das, was einer durch Abſtammung, Sprache, Sitte und gemeinſchaftlichen Wohnplatz verbundnen Menſchenmenge eigenthümlich iſt. Sonſt nannte man es die Nationalität. Was nun einem Volke oder einer Nation in Hinſicht auf jene Eigenthümlichkeit angemeſſen iſt, entſpricht oder zuſagt, heißt eben daher volksthümlich, oder national. Das Ausländiſche oder Fremde als ſolches iſt nie eigenthümlich, wiewohl es möglich iſt, daß ein Volk ſich nach und nach an jenes gewöhnt und es gleichſam in ſich aufnimmt und es ſich aneignet. Es verliert aber dadurch immer einen Theil ſeiner Selbſtſtändigkeit. Denn zur Selbſtſtändigkeit eines Volkes gehört nicht blos, daß es ſeine eigene Verfaſſung und Regierung habe, ſondern auch, daß es ſeinen nationalen Charakter behaupte. Dieſen aber verderbt die Ausländerei oder das Streben, in fremder Sprache zu reden, fremde Sitten anzunehmen u. dergl. Daher hat das deutſche Volk ſich den Vorwurf der Charakterloſigkeit zugezogen, weil es ſich den Fremden zu leicht angeſchloſſen und von ihnen ſo viel Ausländiſches in ſich aufgenommen hat. Indeſſen iſt bei der genauen Verbindung, in welcher jetzt die gebildetſten Völker der Erde mit einander ſtehen, gar nicht zu vermeiden, daß ſie nicht manches gegenſeitig von einander annehmen ſollten, da überhaupt alle Bildung oder Cultur verähnlicht. Es iſt alſo das Streben einiger vaterländiſchen Schriftſteller (Jahns, Arndts u. A.), das deutſche Volksthum möglichſt rein zu bewahren und ſich deshalb aller Ausländerei kräftigſt zu widerſetzen, an ſich nicht zu tadeln. Nur darf es nicht in den Verſuch ausarten, das deutſche Volk gleichſam zu iſoliren, weil es dadurch einen großen Theil ſeiner Bildung verlieren und in den Zuſtand der Rohheit verſinken würde.

Volksvertreter heißen diejenigen Bürger eines Staates, welche beauftragt ſind, im Namen der übrigen an der Ausübung der höchſten Gewalt Theil zu nehmen und dadurch die Rechte des geſammten Volkes gegen mögliche Eingriffe von Seiten des Inha-

bers der höchſten Gewalt wahrzunehmen. Sie vertreten alſo gleichſam die Stelle des Volkes oder repräſentiren es vor dem Regenten und heißen daher auch Stellvertreter oder Repräſentanten des Volkes; und eine Staatsverfaſſung, in welcher es dergleichen giebt, heißt eben deßwegen eine ſtellvertretende oder repräſentative. Dieſe findet aber nicht blos in Monarchien, welche geſetzlich beſchränkt ſind, ſondern auch in Republiken Statt, z. B. in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Die Nothwendigkeit der Volksvertreter erhellt nicht blos daraus, daß nach dem Zeugniſſe der Erfahrung die Rechte des Volkes oft von Seiten der höchſten Gewalt verletzt werden, wenn dieſe gar keinen geſetzlichen Schranken unterliegt, ſondern vom Regenten nach bloßer Willkühr ausgeübt wird; denn die Erfahrung lehrt auch, daß es unbeſchränkte Herrſcher gegeben, welche die Rechte des Volkes achteten. Vielmehr geht jene Nothwendigkeit daraus hervor, daß es unter der Würde eines Volkes — beſonders eines gebildeten und eben durch ſeine Bildung mündig gewordenen — iſt, ſich unbedingt einem Herrſcher zu unterwerfen und es blos auf den Zufall ankommen zu laſſen, ob ſeine Rechte geachtet werden oder nicht. Auch kann kein noch ſo guter Regent wünſchen, unbedingt zu herrſchen, weil er beim beſten Willen irren und durch die Rathſchläge ſeiner Miniſter, die in der Regel gern despotiſche Maaßregeln anwenden, verleitet werden kann, den Rechten des Volkes zu nahe zu treten. Es muß ihm alſo ſelbſt daran gelegen ſeyn, auch die Stimme des Volkes durch deſſen Vertreter zu vernehmen. Volksvertreter bedarf daher jeder Staat, der ſich bereits über die niedern Stufen der Civiliſation erhoben hat; denn ſie machen einen nothwendigen Beſtandtheil einer vernunftmäßigen Verfaſſung aus, und nur eine ſolche kann ein gebildetes Volk für gut anerkennen. Sollen aber Volksvertreter ihre Beſtimmung erfüllen, ſo müſſen ihnen folgende beſondre Rechte zukommen: 1. Das Recht der Theilnahme an der Geſetzgebung. Denn ein Geſetz ſoll Ausdruck des allgemeinen Willens ſeyn; dieſen Charakter aber kann es nur an ſich tragen, wenn es von dem Regenten und den Volksvertretern gemeinſchaftlich genehmigt iſt. Daß der Regent allein die Initiative habe, d. h. den Entwurf und Antrag zum Geſetze mache, iſt nicht rathſam, weil dadurch die Theilnahme der Volksvertreter an der Geſetzgebung zu ſehr beſchränkt wird. Es muß beiden Theilen frei ſtehen, auf Abſchaffung oder Abänderung eines alten und Aufſtellung eines neuen Geſetzes anzutragen. 2. Das Recht der Steuerbewilligung. Denn die Steuern, ſie mögen directe oder indirecte, ordentliche oder außerordentliche ſeyn, gehen doch zuletzt aus dem Geſammtvermögen des Volkes hervor, und dürfen alſo nicht willkührlich von der Regierung ausgeſchrieben werden. Die Regierung iſt daher auch verpflichtet, den Volksvertretern über ſämmtliche Einnahmen und Ausgaben des Staates Rechnung abzulegen, damit das wirkliche Staatsbedürfniß von ihnen richtig beurtheilt werden könne. 3. Das Recht, alle dem Regenten untergeordnete Staatsbeamte zur Verantwortung zu ziehen. Denn da der Regent für ſeine Perſon heilig und unverletzlich, mithin auch unverantwortlich iſt, ſo müſſen ſtatt ſeiner die von ihm angeſtellten Beamten, ſelbſt mit Einſchluß ſeiner geheimen Räthe und Miniſter, verantwortlich ſeyn. Da aber die Volksvertreter in dieſem Falle als Partei auftreten, ſo haben ſie nur das Recht der Anklage und müſſen

das Urtheil einem dazu berufenen und ſowohl vom Regenten als von den Volksvertretern unabhängigen Gerichtshofe überlaſſen. 4. Das Recht, ihre *Verhandlungen mit der Regierung*, wenn ſie nicht ſelbſt *öffentlich* geſchehen, wenigſtens *durch den Druck öffentlich bekannt zu machen*. Dies fodert ſelbſt ihre Pflicht. Denn da ſie im Namen des Volks mit der Regierung verhandeln, ſo müſſen ſie auch den übrigen Bürgern, deren Stelle ſie vertreten, als ihren Committenten Rechenſchaft von ihrem Verhalten geben. Und eben dieſe Committenten müſſen ihrer Seits befugt ſeyn, ihr Urtheil über die Verhandlungen der Volksvertreter öffentlich durch den Druck auszuſprechen, damit dieſe von dem Wunſch und Willen ihrer Committenten gehörig unterrichtet werden und auch das außer dem Verſammlungsorte ſtrahlende Licht in dieſe Orte eindringen könne. Daher iſt *Preßfreiheit* ein weſentliches Element einer ſtellvertretenden Verfaſſung. 5) Das Recht, *Bittſchriften* von einzelnen Bürgern oder Gemeinen anzunehmen, darüber zu berathſchlagen und ſie mit ihren Vorſtellungen begleitet *dem Regenten vorzulegen*. Denn ſie würden ohne dieſes Recht ihre Pflicht gegen die, deren Stelle ſie vertreten, nicht im ganzen Umfange erfüllen können. 6. Das Recht, *während ihrer Verſammlung von gerichtlicher Haft befreit zu ſeyn*. Denn die Regierung könnte ſich leicht eines ihr mißfälligen Volksvertreters entledigen, wenn ſie denſelben durch eine gerichtliche Anklage ſeiner perſönlichen Freiheit berauben dürfte. Nur bei einem offenbaren Verbrechen eines Volksvertreters und mit Genehmigung der ganzen Verſammlung kann Verhaftung deſſelben Statt finden. Dann muß aber auch deſſen Platz ſogleich durch einen andern Stellvertreter erſetzt werden. Eine Verſammlung von Volksvertretern ſoll alſo nicht blos eine *berathende*, ſondern auch eine *entſcheidende* Stimme haben. Denn ſonſt wäre ſie ein bloßer Staatsrath, und die beiden erſten ſo weſentlichen Rechte würden ganz wegfallen. Die Hauptſache aber iſt, daß eine das Volk vertretende Verſammlung mit dem Volke ſtets ein *gemeinſchaftliches Intereſſe* habe und daher mit demſelben in *beſtändiger Wechſelwirkung* ſtehe. — Die Volksvertreter können entweder *beſtändige* oder *wechſelnde* ſeyn. Jene ſind entweder vermöge ihrer *Geburt* oder vermöge ihres *Amtes* zur Stellvertretung berufen und wohnen daher allen Verſammlungen der Volksvertreter bei, ſo lange ſie leben oder jenes Amt bekleiden. So ſind die weltlichen Lords im brittiſchen Oberhauſe *erbliche*, die geiſtlichen Lords aber (die Biſchöfe) *amtliche*, beide aber *beſtändige* Volksvertreter. Die *wechſelnden* Volksvertreter werden *gewählt* entweder auf eine gewiſſe Zahl von Jahren oder zu jeder allgemeinen Verſammlung. Sie heißen daher auch *Deputirte* des Volkes. Von dieſer Art ſind die Mitglieder des brittiſchen Unterhauſes. Sie können entweder unmittelbar von jedem wahlfähigen Bürger, oder mittelbar gewählt werden, indem man zuerſt Wähler und dieſe hernach, als ein Ausſchuß der wahlfähigen Bürger, die Deputirten wählen. Jene Wahlart findet in England, dieſe in Frankreich Statt. Dort herrſcht mehr Freiheit, aber auch mehr Unordnung bei den Wahlen; hier zwar mehr Ordnung, aber weniger Freiheit, beſonders wann, wie dies ebenfalls jetzt in Frankreich der Fall iſt, ſowohl die Wählenden als die Gewählten ein beträchtliches Alter und Vermögen haben müſſen. — In Anſehung der Art der Volksvertretung (Repräſentationsform) findet auch ein bedeutender Unter-

ſchied Statt, ob nach Ständen, d. h. nach gewiſſen Hauptclaſſen der Staatsbürger repräſentirt wird oder nicht. In Staaten nämlich, wo die landſtändiſche Verfaſſung eingeführt war oder noch iſt, gehen die Volksvertreter gewöhnlich aus drei Ständen, der Geiſtlichkeit, dem Adel und dem Bürgerſtande, der daher auch ſchlechtweg der dritte Stand (le tiers état) heißt, hervor, wozu aber in manchen Staaten (z. B. in Schweden) noch ein vierter, der Bauernſtand, hinzukommt. Auch darf in der That, wo nach Ständen repräſentirt werden ſoll, dieſer Stand nicht übergangen werden, da er ſonſt gar keine Vertreter hat, ungeachtet er doch der zahlreichſte und gewichtigſte Stand im Staate iſt. Denn die ſtändiſchen Vertreter pflegen immer mehr das Intereſſe ihres Standes, als das des geſammten Volks zu berückſichtigen. Daher hat diejenige Repräſentationsform, wo die Volksvertreter aus dem geſammten Volke, ohne Rückſicht auf beſondere Stände, hervorgehn, allerdings ihre Vorzüge. — Ob die Volksvertreter in zwei Kammern oder in einer ſich verſammeln und berathſchlagen ſollen, iſt die Frage, die ſich nicht ſo geradezu entſcheiden läßt. Ein großer Staat mit einem hohen und reichen Adel wird wohlthun, wenn er dieſem eine beſondere Kammer anweiſt und die erwählten Volksvertreter oder die eigentlichen Deputirten für ſich berathſchlagen läßt, wie es jetzt in England und Frankreich der Fall iſt. Wo aber jene Bedingung nicht Statt findet, ſcheint es beſſer, Alles in einer Kammer zu verſammeln, damit die Gemeinſchaftlichkeit der Berathung durch den Austauſch vielſeitiger Anſichten die Volksvertreter lebendiger anrege, und zu gemeinnützlichern Reſultaten führe. S. Krugs Schrift: das Repräſentativſyſtem oder Urſprung und Geiſt der ſtellvertretenden Verfaſſungen, Lpz. 1816, 8. und einen Aufſatz von Hegewiſch in den Kieler Blättern, B. 5. H. 1. Nro. V. unter dem Titel: Zur Volksvertretung iſt es nicht genug, Landſtände zu haben.

Vollmachtsvertrag, Bevollmächtigungsvertrag (mandatum, contractus mandati), iſt ein Vertrag, vermöge deſſen Jemand die erlaubten Geſchäfte eines Andern unentgeldlich (außer wenn ein Honorar ausdrücklich verſprochen worden), oder in Rückſicht auf Vergütung, wenn der das Geſchäft übernehmende ein Advocat, Mäkler u. ſ. w. iſt (ſelbſt, wenn das Honorar nicht ausdrücklich zugeſichert worden), in deſſen Namen zu beſorgen ſich verbindlich macht. Derjenige, welcher das Geſchäft übernimmt, heißt Mandatar (Bevollmächtigter); der, welcher es überträgt, Mandant (Bevollmächtiger). Vermöge dieſes Vertrags kann nun der Bevollmächtiger von dem Bevollmächtigten die ſorgfältige Verrichtung des Geſchäfts und Entſchädigung für den aus Vernachläſſigung, insbeſondere aber aus Überſchreitung der Vollmacht entſtehenden Nachtheil fodern; ſowie dagegen der Bevollmächtigte für die mit gehöriger Beſorgung des Geſchäfts nothwendig verbundenen Koſten Erſatz verlangen kann. Geſchäfte, welche letzterer im Namen ſeines Bevollmächtigers erſterm verrichtet, machen dieſen verbindlich und berechtigt. Geheime Inſtructionen, welche der Bevollmächtiger dem Bevollmächtigten giebt, machen nur dieſen, nicht dritte Perſonen, mit welchen dieſer handelt, verbindlich. Der Vollmachtsvertrag hört auf, durch den Widerruf des Mandanten, durch die Aufkündigung von Seiten des Mandatars, oder durch die Einwilligung beider Contrahenten. Der Betrug des Mandanten wie des Mandatars zieht Infamie nach ſich. Da die Einwilligung der Grund eines Vertrags iſt, ſo

macht die Geſchäftsführung ohne Auftrag (negotiorum gestio) denjenigen, deſſen Geſchäft auf dieſe Weiſe geführt wird, nicht verbindlich. Da aber das poſitive Recht in vielen Fällen aus Gründen der Billigkeit und Klugheit verordnet, daß dem, der durch zwar unverlangte, aber nach höchſt wahrſcheinlicher Vermuthung von dem Intereſſenten ſelbſt gewünſchte und ehrlicher Weiſe übernommene Führung eines fremden Geſchäfts den Vortheil eines andern befördert, Mühe und Aufwand vergolten werden ſollen, ſo hat man in dieſer Beziehung auch die Geſchäftsführung einen Quasi-contractus genannt.

Vollmond, ſ. Mondphaſen.

Volney (Graf von), Pair von Frankreich, insbeſondere durch ſeine Reiſen in Syrien und Ägypten und die Beſchreibung dieſer Länder bekannt, iſt 1755 in Bretagne geboren. Er zeigte früh eine große Neigung, fremde Länder zu ſehen, und ſeine Wahl fiel zuerſt auf Syrien. Faſt ein Jahr lang verweilte er in einem Maronitenkloſter auf Libanon, um gründlich Arabiſch zu ſtudiren, was damals in Europa ſelbſt noch ſehr ſchwierig war. Dann machte er in den Jahren 1781 bis 83 ſeine Reiſe. 1789 wurde er in die conſtituirende Verſammlung gewählt, wo er die Grundſätze der Revolution eifrig vertheidigen half. 1791 gab er ſein berühmtes Werk, das in faſt alle europäiſche Sprachen überſetzt worden, les Ruines ou Méditations sur les Révolutions des Empires heraus. Nach Beendigung der conſtitutionellen Verſammlung ging Volney mit Pozzo di Borgo nach Corſica, um dort einige große landwirthſchaftliche Ideen auszuführen. Er lernte hier die Familie Buonaparte kennen, der er ſeit dieſem Zeitpunkte ſehr ergeben blieb. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich wurde er während des Schreckensſyſtems eingeſperrt und erſt nach dem 9ten Thermidor erhielt er ſeine Freiheit wieder. 1795 machte er ſeine Reiſe nach Amerika, wo er von Waſhington wohl aufgenommen wurde. Er kehrte 1798 nach Paris zurück, nahm an der Revolution vom 18ten Brumaire Antheil und war ſogar als Conſul in Vorſchlag. Indeſſen wurde er von Napoleon zum Mitglied des Senats und zu deſſen Vicepräſidenten ernannt. Schon früher war er Mitglied des Inſtituts geworden; nach der Reſtauration wurde er zum Pair ernannt. Außer ſeiner bereits oben erwähnten Reiſe nach Ägypten verdient auch noch ſeine Reiſe nach den vereinigten Staaten von Nordamerika Erwähnung; den größten Ruhm aber erwarb er ſich durch ſein Werk: „die Ruinen, oder Betrachtungen über den Verfall der Reiche.“ Es zeichnet ſich eben ſo ſehr durch tiefe Anſichten, als durch glückliche Darſtellung aus und verdient wohl neben Gibbons Verfall des römiſchen Reichs genannt zu werden. Seine übrigen, zum Theil ſehr verdienſtvollen, Schriften müſſen wir aus Mangel an Raum übergehen.

Volsker, ein Volk, das vor der Erbauung Roms im ehemaligen Latium (jetzt campagna di Roma) wohnte, und eine republikaniſche Verfaſſung hatte. Die Volsker ſind uns aus der röm. Geſchichte durch die Kriege bekannt, die ſie faſt ununterbrochen mit den Römern in den erſten Zeiten führten, daher ſie auch von Livius die ewigen Feinde der Römer genannt werden. Sie beſaßen verſchiedene Städte. Die vorzüglichſte darunter war Antium, deren Ruinen in der Gegend des Vorgebirgs Anzio, das von ihr den Namen hat, ſich finden. Eine andere Stadt der Volsker war Corioli, von der Coriolan dieſen Beinamen erhielt. Die Volsker, nachdem ſie die Römer verſchiedenemale in große Verlegenheit geſetzt, aber auch nach und nach einen Theil

ihres Landes verloren hatten, wurden endlich, wie die andern Völker Latiums, von den Römern beſiegt und verſchwanden aus der Geſchichte.

Volta (franz. Volte), ein alter nicht mehr üblicher Tanz, nach Art der Gaillarde, im Dreivierteltact, welcher aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurde, und in welchem die Mannsperſon das Frauenzimmer mehrmals im Kreiſe herumdrehte.

Voltaire (François Marie Arouet de). Wenn irgend ein Menſch bewieſen hat, daß dem Geiſte die Herrſchaft der Welt gebühre, und daß ohne Geiſtesbildung aller irdiſche Glanz nur ein Puppenſpiel für Kinder bleibt, ſo iſt es dieſer ausgezeichnete Mann, der es unternahm, unter einem Volke und zu einer Zeit, wo man Gelehrte und Künſtler nur für edlere Domeſtiken der Großen hielt, ihnen einen Rang nicht nur neben dieſen zu ſichern, ſondern ſie als Weſen höherer Art von ihnen geachtet und verehrt zu machen. Die Wirkung dieſes Strebens ging auf die ganze civiliſirte Welt über, und nie hat wohl ein Dichter, ein Philoſoph, ein Geſchichtſchreiber eines ſolchen Publicums ſich zu erfreuen gehabt als Voltaire, nie ein Menſch durch bloße Geiſteskraft ſeiner Nation ein ſolches Übergewicht auch in politiſcher Hinſicht erworben, als Voltaire. Darum ſtehe hier eine ausführliche Schilderung ſeiner Perſönlichkeit. Voltaire war geboren zu Chatenay bei Paris den 20ſten Febr. 1694, konnte aber wegen ungewöhnlicher Schwächlichkeit erſt den 22. Nov. getauft werden. Sein Vater, François Arouet, Notar des Chatelets und zuletzt Schatzmeiſter der Rechnungskammer, beſaß ein nicht unbeträchtliches Vermögen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, dem Sohne eine ganz vorzügliche Erziehung zu geben. Seine erſte Bildung erhielt Voltaire in dem Jeſuitercollegium Ludwigs XIV. unter dem Pater Porée und Le Jay, und ſchon hier zeigte er Talente, welche zu den größten Hoffnungen berechtigten. Seine Liebe zur Dichtkunſt erwachte früh, und ſchon in ſeinem dritten Lebensjahre vermochte er, Lafontainiſche Fabeln auswendig herzuſagen, und ſpäterhin lernte er ein Gedicht von Rouſſeau, la Moisade, auswendig, das er vor der berühmten Ninon de l'Enclos recitirte, welche ein ſolches Gefallen an dem talentvollen Knaben fand, daß ſie ihm ein Legat von zweitauſend Livres zu Anſchaffung einer kleinen Bibliothek hinterließ. Nach der Sitte der Zeit mußte er den Familiennamen dem älteſten Sohne des Hauſes überlaſſen, und nun nahm er den an, der durch ihn ſo viel Glanz erhalten hat. Sein Vater wünſchte in ihm einen Rechtsgelehrten und Advocaten zu ſehen, daher er auch dieſes Studium beginnen mußte, allein ſeine Liebe zur freien Geiſtesthätigkeit ließ es ihn nicht weit darin bringen. Er machte immerfort Verſe, und nährte dieſe Neigung in der Geſellſchaft geiſtreicher und witziger Männer, unter denen ſich Chaulieu, der Marquis de la Fare, der Marſchall von Villars, der Großprior von Vendome, der Fürſt von Conti und Andere befanden. Hier lernte er zuerſt den Ton der feinern Welt kennen, der ihm auch als Schriftſteller eigen blieb und wodurch er ſich vorzüglich ſein Publicum und ſeinen Einfluß verſchaffte. Der Vater ſah dies ungern und bat daher den Marquis von Chateauneuf, franz. Geſandten in Holland, den jungen Voltaire als Pagen mitzunehmen. Dies geſchah; allein Voltaire verliebte ſich in die Tochter der Frau von Noyer, einer Geflüchteten in Holland, und wurde deßhalb wieder zu ſeiner Familie zurückgeſchickt, wo er aber eben deswegen ſich nicht wohl aufgenommen ſah, und nur dadurch wieder in Gunſt kommen

konnte, daß er das Geſchäft eines Advocaten übernahm, dem er doch ſo abgeneigt war. Hiervon erlöſ'te ihn endlich ein Freund ſeines Vaters, Herr von Caumartin, indem er ihm einen ſtillen Aufenthalt auf ſeinem Landgute anbot, wo Voltaire mit dem ältern Caumartin bekannt wurde, der, ein großer Bewunderer Heinrichs IV. und Sully's, ihn mit ſeiner Begeiſterung für dieſe großen Männer entzündete, zugleich aber auch, da er den Hof Ludwigs XIV. genau kannte, Voltaire'n ein lebhaftes Bild davon entwarf. Dies ward die Veranlaſſung zu der Henriade und dem Siècle de Louis XIV., Werke, die den jungen Schriftſteller vortheilhaft empfahlen. Seine Neigung zu Spottgedichten zog ihm bald darauf, weil man ihn beſchuldigte, eins gegen die Regierung geſchrieben zu haben, einen anderthalbjährigen Verhaft in der Baſtille (1716) zu, den er jedoch dazu benutzte, ein Gedicht über die Ligue und den Plan der Henriade zu entwerfen, und ſein Trauerſpiel Ödipus zu verbeſſern, das er im Jahre 1718 auf die Bühne brachte, wo es in einem Jahre 45 Mal aufgeführt wurde. Selbſt der Regent, der Herzog von Orleans, war ſo erfreut darüber, daß er dem Dichter erlaubte, von dem Orte, wohin er nach ſeiner Befreiung (der Verf. jenes Spottgedichts hatte ſich nämlich freiwillig angegeben) verwieſen worden war, nach Paris zurückzukehren. Sein Vater ſelbſt wurde von einer Vorſtellung dieſes Trauerſpiels dergeſtalt ergriffen, daß er den Sohn mit Thränen in den Augen umarmte, und ihm von nun an freien Willen ließ. Voltaire verliebte ſich zum zweitenmale ernſtlich in die Marſchallin von Villars, wodurch er einige Zeit der Dichtkunſt entzogen wurde, aber geheilt von dieſer Leidenſchaft, ſchrieb er ein Trauerſpiel Artemire, welches jedoch nicht gefiel. Erſt als es unter dem Namen Mariamne einige Jahre ſpäter wieder auf die Bühne kam, fand es Beifall, und wurde oft vorgeſtellt. Im Jahre 1722 begleitete er die Frau von Rupelmonde nach Brüſſel, wo er auch Rouſſeau's Bekanntſchaft machte, die jedoch mit einer völligen Entzweiung Beider endigte, welche ſich nie wieder ausgleichen ließ, zumal da Beider Lebensanſichten ſo ſehr ſich widerſprachen. Im Jahre 1723 feilte Voltaire an der Henriade. Der Präſident Hainault und andere Freunde machten ihm ſo viele, zum Theil mikrologiſche, Bemerkungen darüber, daß er unwillig zum Camin eilte, um ſein Gedicht zu verbrennen. Hainault entriß es dem Feuer mit den Worten: „Ihr Gedicht gleicht dem beſungenen Helden, ungeachtet ſeiner Fehler war er ein großer König und der beſte der Menſchen." Im Jahre 1726 hatte Voltaire das Unglück, abermals in die Baſtille geſetzt zu werden. Er hatte nämlich einen Chevalier von Rohan, einen adelſtolzen jungen Mann, durch bittere Äußerungen beleidigt. Dieſer ließ den 28jährigen Voltaire von ſeinem Bedienten durchprügeln. Voltaire lernte fechten und foderte den Chevalier heraus, worauf jener von dem Regenten einen Verhaftsbefehl gegen Voltaire auswirkte. Sechs Monate war er eingeſperrt. Seine Befreiung dankte er ſeinem poetiſchen Talente, wodurch er der Marquiſe de Prie, der Geliebten des Regenten, zu gefallen gewußt hatte; doch mußte er das Reich verlaſſen. — Er ging nach England und nahm ſeine Henriade mit, welche hier auf Subſcription nach Verwendung des Königs Georg I., beſonders aber der Prinzeſſin von Wallis, gedruckt wurde. Er hatte davon bedeutenden Gewinn. In England wurde er mit vielen Leuten von Stande und großen Gelehrten bekannt, allein ſeine geſellſchaftliche Bildung ſprach die Engländer nicht an. Er erlaubte ſeinem Witze

ekel, ſo daß man ſagt: Pope's Mutter ſey bisweilen durch ihn von ihres Sohnes Tiſche vertrieben worden *). Als er die Erlaubniß erhalten hatte, nach Frankreich zurückzukehren (1728), legte er ſeinen Gewinn in eine Lotterie, wodurch er, ſo wie durch andere glückliche Speculationen (er handelte unter dem Namen Du Moulin, und befrachtete Schiffe nach Afrika), ein großes Vermögen erwarb, das ſich ſtets vermehrte, ſo daß er endlich, nachdem er ſeines Vaters und Bruders Erbſchaft erhalten hatte, faſt 130,000 Livres jährlicher Renten beſaß, wovon er jedoch einen ſehr löblichen Gebrauch machte, indem er beſonders aufkeimende literariſche Talente unterſtützte. Er ſelbſt hatte das glückliche Loos gehabt, niemals um ſeinen Unterhalt arbeiten zu dürfen. Im J. 1730 brachte Voltaire die Tragödie Brutus auf die Bühne, ein Stück, welches, ungeachtet mancher Vorzüge, doch nicht allgemein gefiel. Jetzt wurde ſogar ſein Talent zum dramatiſchen Dichter ſo bezweifelt, daß Fontenelle und la Motte ihm riethen, nicht mehr in dieſem Gebiete der Dichtkunſt zu arbeiten. Seine Antwort war die Zaire, ein Trauerſpiel, das einen ſo tiefen und allgemeinen Eindruck hervorbrachte, daß es zu allen Zeiten ein Lieblingsſtück auf der franzöſiſchen Bühne geblieben iſt. — In Voltaire's Geiſt lag ein Streben nach Oppoſition. Wo er die mindeſte Blöße bemerkte, trat er mit allen Waffen, die ihm zu Gebote ſtanden, als Gegner auf, und traf den verwundbaren Fleck. So widerſetzte er ſich den Anmaßungen der kirchlichen Autorität durch ſeine lettres philosophiques und zwar dergeſtalt, daß das Parlament von Paris das Buch zum Feuer verdammte. Er ſelbſt ſollte verhaftet werden, und brachte daher einige Jahre in Verborgenheit zu Cirey bei Vaſſi in der Champagne zu, wo er von der Beſitzerin, der Marquiſe du Chatelet, mit Freundſchaft überhäuft, ſeine Elémens de la philosophie de Newton ſchrieb, wodurch er die großen Anſichten des unſterblichen Britten ſeinen Landsleuten begreiflich zu machen ſuchte. Er wollte, wie er ſich ausdrückte, den Briareus in Miniatur als Zwerg darſtellen. Indeſſen gelang ihm dieſe Art wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen lange nicht ſo, wie die im Felde der Dichtkunſt und ſchönen Literatur. Deshalb kehrte er bald zur erſten zurück und ſchrieb im Jahre 1736 ſeine Alzire und 1741 ſeinen Mahomet. Die Ausfälle in dem letztern auf den Fanatismus machten, daß er der Geiſtlichkeit mißfiel und daß er das Stück auf den Rath des Miniſters Fleury ſelbſt zurücknahm; doch iſt es nachher eine der beſten franz. Arbeiten dieſer Art und auf der Bühne geblieben. Seine Merope (im J. 1743) war das erſte wirkſame Drama voll Pathos, ohne Liebe. Hier wurde auch zum erſtenmale die Sitte des Hervorrufens des Verfaſſers von einem beifällig aufgenommenen Stücke bemerkt. Schon vor dieſem Zeitraume hatte ſich Voltaire mit dem Hofe durch einen politiſchen Dienſt verſöhnt. Er hatte nämlich ſeit einiger Zeit mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem König von Preußen, Friedrich dem Großen, der eine große Vorliebe für die franzöſiſche Literatur hegte, in Briefwechſel geſtanden. Als Friedrich im Jahre 1740 den Thron beſtieg, hielt man in Frankreich ſeine Allianz für wünſchenswerth. Voltaire wurde

*) Sein Stachelwitz entzweite ihn mit mehreren Männern, die er hochſchätzte; u. a. mit dem Odendichter, J. B. Rouſſeau, der ſeine Kritik benutzte. Einſt recitirte ihm dieſer ſeine Ode à la postérité. „Dieſe Ode wird ſchwerlich an ihre Adreſſe gelangen“ ſpöttelte Voltaire und Rouſſeau wurde für immer ſein Feind.

nach Berlin geſandt und es gelang ihm, den Grund von Friedrichs Weigerung zu entdecken. Die Allianz erfolgte, als Frankreich ſich gegen Öſterreich erklärt hatte. Jetzt wünſchte Voltaire als Belohnung ſeiner Dienſte einige Zeichen der Gunſt des Hofes, wodurch ſeine Aufnahme in die Akademie, der ſeine zahlreichen Feinde ſo ſehr entgegenſtrebten, erleichtert werden könnte. Man trug ihm daher auf, zu den Feſtlichkeiten bei der Vermählung des Dauphins ein Gelegenheitsſtück zu fertigen. Er dichtete die Prinzeſſin von Navarra. Das Stück gefiel, wenn auch nicht dem Publicum, doch dem Hofe, und ſein Lohn war die Stelle eines Gentilhomme ordinaire und Geſchichtſchreibers von Frankreich. Als ſolcher entwarf er auch eine Geſchichte des damals noch dauernden Krieges von 1741. Endlich (im J. 1746) gelang es ihm, eine Stelle in der Akademie zu erhalten. Indeſſen verfolgte man ihn unausgeſetzt mit Spottſchriften aller Art, ſo daß er ſich zurückzog und mit Madame du Chatelet an den Hof des Königs Stanislaus nach Lüneville ſich begab. In dieſe Zeit fällt die Entſtehung der Semiramis und des Oreſt, auch eines Stücks, Rome sauvée, welches die Verſchwörung des Catilina behandelt. Nach dem im Jahre 1749 erfolgten Tode dieſer gelehrten und geiſtvollen Frau, kehrte er nach Paris zurück, wo er zu der Bildung des berühmten Schauſpielers Lekain viel beitrug. Vergeblich hatte ihn bisher der große Friedrich zu ſich nach Potsdam eingeladen. Als man ihm aber erzählte, Friedrich habe Arnaud die aufgehende und ihn die untergehende Sonne genannt, ſo regte dies ſeine Eigenliebe ſo auf, daß er aus dem Bette ſprang und rief: „Friedrich mag über Regierungsſachen urtheilen, nicht aber über mich! Ja, ich will hin und ihm zeigen, daß ich noch nicht untergehe.“ Voltaire kam im Jun. 1750 in Potsdam an, Friedrich behandelte ihn mit der größten Auszeichnung; in einem Augenblicke des aufwallenden Freundſchaftsenthuſiasmus küßte er ihm ſogar die Hand. Voltaire bewohnte ein Gemach unter dem des Königs, mit der Erlaubniß, ihn zu beſtimmten Stunden zu beſuchen, und hatte dabei freie Tafel und Equipage. Täglich mußte er zwei Stunden mit dem Könige arbeiten und ſeine Aufſätze durchſehen, wo er dann, wie er ſelbſt ſagte, nie verfehlte, alles Gute zu loben, und das Schlechte ſtill zu durchſtreichen. Dabei entwickelte er dem lernbegierigen Monarchen ſeine Gründe, und las ihm auf dieſe Art ein Collegium über den Styl und die Poeſie. Dieſe Freundſchaft aber dauerte kaum ein Jahr. Denn ein Streit zwiſchen Maupertuis, dem Präſidenten der Berliner Akademie, und einem Mathematiker König, an dem Voltaire Theil nahm, zog ihm Friedrichs Mißfallen zu. Dieſer ließ Voltaire's Akakia, eine Satire auf Maupertuis, unter Voltaire's Augen zu Berlin verbrennen, und ſandte ihm ſeine Entlaſſung, Voltaire aber ſchickte dem Könige den Kammerherrnſchlüſſel und das Ordenskreuz zurück mit einigen Verſen, worin er ſich mit einem Liebhaber vergleicht, der ſeiner Geliebten Bildniß zurückſendet. Der König aber ließ ihm bald Band und Schlüſſel wieder zuſtellen. Voltaire machte jetzt einen Beſuch bei der Herzogin von Gotha. Während ſeiner Abweſenheit ſuchte ihn Maupertuis auf alle Weiſe in der Gunſt des Königs herabzuſetzen. Der König wurde auch wirklich kälter gegen Voltaire, und dieſer beſchloß, nicht wieder nach Berlin zu gehen, ſondern zurück nach Frankreich. Als er nach Frankfurt am Main kam, wurde er auf Veranlaſſung von Friedrich dem Großen angehalten, weil er noch verſchiedene Arbeiten des Königs bei ſich hatte, und dieſer einen Mißbrauch

davon von Seiten Voltaire's befürchtete. Auch mußte dieſer ſeinen Kammerherrnſchlüſſel, ſeinen Orden und ſeine Penſionsverſicherung von (22,000 Livres) zurückgeben. Nun war der Bruch zwiſchen Friedrich und Voltaire entſchieden. Voltaire wünſchte jetzt die Erlaubniß zu erhalten, in Paris wohnen zu können; allein ſeine Pucelle d'Orléans (dieſe Wundergabe des unſauberſten Witzes) hatte ſo viel Widerwillen gegen den Verf. erregt, daß dies ihm abgeſchlagen wurde. Er verweilte daher einige Jahre zu Colmar, wo er den Orphelin de la Chine ſchrieb, und kaufte dann ein Landhaus in der Nähe von Genf. Damals ſandte ihm Rouſſeau ſeine bekannte, von der Akademie zu Dijon gekrönte, Abhandlung. Voltaire antwortete unter vielen Schmeicheleien: „Wenn ich Ihre Abhandlung durchleſe, ſo kommt mir die Luſt an, auf allen Vieren zu kriechen.“ Dieſer Scherz machte den Verfaſſer des Emil zu Voltaire's unverſöhnlichem Feinde. Als ihm in der Folge Voltaire bei ſich eine Freiſtätte anbot, ſchrieb ihm Rouſſeau: „Mein Herr, ich kann Sie nicht ausſtehen, weil Sie meine Republik durch Ihre Komödien verderben.“ „Mein Freund, Jean Jacques, ſagte hierauf Voltaire, iſt kränker, als ich glaubte.“ Bald darauf miſchte ſich Voltaire in die damals in Genf herrſchenden politiſchen Streitigkeiten, und da er dadurch mit vielen angeſehenen Leuten in Zwiſt gerieth, hielt er es für gut, dieſen Aufenthalt zu verlaſſen. Er kaufte daher das Landgut *Ferney* im Pays de Gex, wo er in Geſellſchaft ſeiner Nichte, Madame Denis, den Reſt ſeines Lebens in ſtolzer Unabhängigkeit verlebte. Er zog Manufacturiſten und Coloniſten in ſein Gebiet, verſchaffte ihnen durch ſeinen großen Einfluß bedeutende Vortheile und herrſchte wie ein kleiner Fürſt unter ſeinen Unterthanen. Hier baute er ſtatt der alten eine neue prächtige Kirche mit der Inſchrift: Deo erexit Voltaire. Ein entſchiedener Feind jeder Tyrannei und Unterdrückung, gewährte er manchem Verfolgten Schutz und Hülfe, unter andern der unglücklichen Familie des Jean Calas, der als ein Opfer des Fanatismus gefallen war. Damals ſchrieb er ſeine meiſterhafte Abhandlung über die Toleranz. Auch die Enkelin des großen Corneille fand bei ihm eine anſtändige Verſorgung. In den zahlreichen Schriften, welche er in dieſem, von dem Geräuſche der Welt geſchiedenen, Aufenthalte verfertigte, bekämpfte ſein freier Geiſt mit den Waffen des geiſtvollſten Spottes und der kühnſten Beredſamkeit alles, was ſeinen Ideen von Freiheit und Selbſtſtändigkeit, ſowohl in weltlichen als religiöſen Dingen, widerſprach. Der Geiſtlichkeit war er wegen des Glaubenszwanges, den ſie ſo oft in Schutz genommen hatte, beſonders abhold. Nur kränkte er oft die Religion ſelbſt, indem er ihre Diener angreifen wollte. Auch leiteten ihn nicht immer die edelſten Bewegungsgründe. Unter andern ſchrieb er den *Candide*, einen philoſophiſchen Roman, der ſich ſowohl von Seiten des Styls als der geiſtreich behandelten Ideen unter die Meiſterwerke dieſer Art ſtellen darf. Im Jahre 1757 erſchien die *erſte Ausgabe ſeiner Werke*, unter ſeinen eigenen Augen veranſtaltet. Sie verſöhnten ihn mit Friedrich dem Großen. Der Monarch erneuerte ſeinen Briefwechſel mit Voltaire und ſandte dieſem ſeine eigene Statue aus Porzellan mit der Unterſchrift: Viro immortali! „Sire,“ antwortete Voltaire: „Sie haben mir ein Gut in Ihrem Gebiete geſchenkt.“ Die Kaiſerin Catharina von Rußland ſandte ihm gleichfalls prächtige Geſchenke von den artigſten Briefen begleitet. Er dankte ihr für eine von ihr ſelbſt verfertigte elfenbeinerne Doſe und für ihre Inſtructionen, die ſie ihm überſchickt hatte, durch ein von ihm ſelbſt geſtricktes Armband. Im J. 1769 ward eine Medaille auf ihn ge-

prägt, zu der man den Vers aus der Henriade nahm: Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur. Auch errichteten ihm franzöſiſche Gelehrte und Friedrich eine Bildſäule mit der Inſchrift: Statue érigée à Voltaire par les hommes des lettres ses compatriotes; und Ludwig XV. ſagte, er verdient ſie. Auch ging kein Fremder von Bedeutung Ferney vorüber, ohne dem merkwürdigen Manne ſeine Achtung zu bezeugen. Nur Joſeph II. ſah ihn nicht. Gleichwohl war Voltaire nichts weniger als glücklich. Zu ſehr an die immerwährende Bewunderung der Welt gewöhnt, wurde er bald ſeines ſtillen Aufenthaltes überdrüßig und begab ſich in ſeinem ſchon weit vorgerückten Alter (im Febr. 1778) noch einmal auf den Schauplatz des Kampfes aller, auch der kleinlichſten, Leidenſchaften, nach Paris. Hier fand er eben ſo viele Bewunderer, die ihn vergötterten, als erbitterte Feinde. Voltaire wußte dies, daher antwortete er den Zollbedienten, die ſeinen Wagen an den Barrieren anhielten, auf die Frage, ob er nicht Contrebande bei ſich habe: „Nein, keine, als meine Perſon!“ — Die Frage des Königs, bei ſeiner Ankunft, ob das Decret des Parlaments gegen Voltaire'n noch ſeine Kraft habe, machte ihn beſorgt: indeſſen geſchah aus dieſem Grunde nichts weiter gegen ihn. Die franzöſiſche Akademie ſandte drei ihrer Mitglieder zu ſeiner Bewillkommung ab, da ſonſt eines geſandt zu werden pflegte, die Schauſpieler warteten ihm in corpore auf. „Wir ſind gekommen, ſagten ſie, Sie zu bitten, daß Sie uns mit Ihrem Odem beſeelen!“ — „Ich lebe nur für Sie und durch Sie,“ war ſeine Antwort; ein Beweis, daß er ſeine dramatiſche Wirkſamkeit für die bedeutendſte hielt, und in der That waren auch dramatiſche Arbeiten die letzten Beſchäftigungen ſeiner Feder. So ſchrieb er ſeinen Tancred im 66. Jahre ſeine Lebens. Der Beſuche waren ſo viele, daß er ſich faſt dadurch erdrückt fühlte. „Ich werde erſtickt,“ ſagte er, „aber mit Roſen!“ Auch Franklin, der amerikaniſche Geſandte, kam mit ſeinem Enkel zu ihm: „Mein Sohn, falle auf die Kniee vor dieſem großen Manne!“ und Voltaire ſegnete den Knaben mit den Worten: „Gott und Freiheit!“ Er hatte ein neues Trauerſpiel, Irene, mitgebracht, welches den 16ten Mai aufgeführt wurde. Die ganze königliche Familie war zugegen und das Stück wurde mit unbegränztem Beifalle aufgenommen. Die franzöſiſche Akademie wünſchte ihm Glück dazu und ſtellte ſeine Büſte neben die von Corneille. Bei der ſechsten Vorſtellung kam er ins Theater, und als er ſich in der Loge niedergelaſſen hatte, trat ein Schauſpieler herzu und überreichte ihm einen Lorbeerkranz, und nach Beendigung des Stücks wurde ſeine Büſte auch auf dem Theater bekränzt. Alle dieſe Aufregungen ſeines Gefühls, verbunden mit ununterbrochenen literariſchen Arbeiten und der Veränderung ſeiner gewohnten Lebensweiſe, wirkten dergeſtalt auf ſeine Geſundheit, daß er nicht lange mehr leben zu können ſchien. Er bemerkte dies ſehr wohl. „Ich bin nur nach Paris gekommen,“ ſagte er, „um meinen Ruhm und mein Grab zu finden!“ — Er konnte nicht mehr ſchlafen, und eine zu große Doſis Opium, welche er ohne den Rath des Arztes genommen hatte, ſcheint ſeinen Tod beſchleunigt zu haben. Als ſeine Bauern von ſeiner Krankheit hörten, wollten ſie nach Paris kommen, und ihn in einer Sänfte nach Ferney tragen. Er wohnte zu Paris bei dem Marquis von Villette. Dieſer ſandte nach dem Oberpfarrer von St. Sulpice, um zu verſuchen, ob er nicht Voltaire'n beſtimmen könnte, ſich den Ceremonien zu unterwerfen, welche erfodert werden, um als ein catholiſcher Chriſt aus der Welt

zu ſcheiden. Man hat die Umſtände dieſes Beſuchs verſchieden erzählt; ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß Voltaire, ohne die Sacramente empfangen zu haben, den 30ſten Mai 1778 im 85ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Der Erzbiſchof von Paris ſoll dem Todten durchaus ein chriſtliches Begräbniß verweigert haben, und ſein Leichnam daher ins geheim zur Beerdigung nach Scellieres, einer Bernhardinerabtei zwiſchen Nogent und Troyes, gebracht worden ſeyn. Vermöge eines Decrets der Nationalverſammlung im J. 1791 wurden ſeine Überreſte in dem Pantheon (der alten Genovevenkirche) zu Paris nebſt denen mehrerer großen Männer des Vaterlandes beigeſetzt. — Voltaire hatte in ſeinem Äußern ſchon etwas Ausgezeichnetes. Man ſagt, er habe in ſeinem Geſichte etwas von dem Adler und der Meerkatze gehabt, ſo wie er auch mit dem kühnen Aufſtreben des erſtern etwas von der Bösartigkeit der letztern vereinigt haben ſoll. Bei den trefflichſten moraliſchen Anſichten und Grundſätzen waren ſeine Handlungen nicht immer die löblichſten und viele gute floſſen wenigſtens nicht aus den reinſten Quellen. Er behielt in ſeinem Charakter ſtets etwas Schwankendes und trotz ſeines Haſſes gegen Vorurtheile huldigte er doch dieſen nicht ſelten auf eine ihm wenig Ehre bringende Weiſe. So ſchmeichelte er aus Eitelkeit den Großen und ſuchte deshalb oft ihre Geſellſchaft. Er war zu ſelbſtſüchtig, um Liebe einzuflößen, beſonders beherrſchte ihn der Geiz. Daher läßt ſich's auch erklären, daß er aller Bewunderer ungeachtet keinen Freund gewann. Er war ein großer Geiſt, aber kein großer Menſch, daher auch ſeinen Schriften der Zauber mangelt, den nur eine große Seele zu verleihen vermag. — Indeß handelte er oft großmüthig. Ein gewiſſer Desfontaines, dem er viele Wohlthaten erwieſen hatte, gab die Henriade nach einem verſtümmelten Manuſcripte, ohne ein Recht dazu zu haben, heraus. Desfontaines wurde unglücklich, bereute was er gethan, und Voltaire wurde aufs neue ſein Wohlthäter. Einem durch ein ungerechtes Urtheil zu Grunde gerichteten Bauer, der ſeine Hülfe ſuchte, gab er 3000 Livres und hieß ihn in Ferney ſich anbauen. In Geſellſchaft war Voltaire angenehm, höflich und ein vollkommner Hofmann. Seine Lebhaftigkeit war ſo groß, daß er oft ganze Nächte arbeitete. Condorcet, in ſeinem Leben Voltaire's, ſagt von ihm als Schriftſteller: „Niemand hat vielleicht das, was man justesse de l'esprit nennt (Richtigkeit des Blicks), in einem höhern Grade beſeſſen, als Voltaire. Er behauptet dieſe mitten in ſeinem poetiſchen Enthuſiasmus, ſo wie in der höchſten Luſtigkeit; überall leitet ſie ſeinen Geſchmack und lenkt ſeine Anſichten; ſie iſt eine der vornehmſten Urſachen des unbeſchreiblichen Reizes, den ſeine Werke für alle Menſchen von geſundem Geiſte haben. Nie hat vielleicht Jemand mehr Ideen auf einmal umfaßt, und mit mehr Scharfſicht alles durchdrungen, was keine lange Analyſe oder tiefes Nachdenken erfodert. Sein Adlerblick ſetzte mehr als einmal auch diejenigen in Erſtaunen, welche dieſen Hülfsmitteln tiefere Ideen und umfaſſendere oder beſtimmtere Anſichten verdankten. Oft ſah man ihn in Geſellſchaft in einem Augenblicke unter mehreren Ideen wählen, ſie ſogleich ordnen, und ſie aufs glücklichſte und glänzendſte darſtellen. Daher der Vorzug ſeiner Schriften, daß ſie ſtets einfach und klar, doch nie fad werden, und daß ſie der gemeine, wie der denkende Leſer faſt mit gleichem Vergnügen benutzt. Lieſt man ſie mit Nachdenken, ſo findet man in ſeinen Werken eine Menge Grundſätze einer tiefen Philoſophie, welche dem flüchtigen Leſer entſchlüpfen, weil ſie keine Anſtrengung erfodern,

um verſtanden zu werden. — Unter ſeinen zahlreichen Werken ſtehen wohl ſeine dramatiſchen auf der erſten Stufe. Unter allen ſeinen Landsleuten hat er am glücklichſten mit Racine und Corneille um die Palme gerungen. Auch ſind ſeine Trauerſpiele noch jetzt Lieblingsſtücke der Franzoſen. Im Luſtſpiele war er trotz allem Witze nicht glücklich. Außer dieſen dürfte die Henriade einer vorzüglichen Auszeichnung werth ſeyn. Unter ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten ſind das Siècle de Louis XIV. et XV., ſo wie die Histoire de Charles XII., letzteres jedoch mehr in Hinſicht des Styls und der Darſtellung, beachtenswerth. Die Essais sur l'histoire universelle ſind reich an politiſchen Blicken, und haben daher Robertſons Kennerurtheil für ſich gewonnen. Die philoſophiſchen Romane, Abhandlungen, kleinern Poeſien, Erzählungen, Dialogen u. ſ. w. zeigen überall den umfaſſenden Geiſt und gewandten feinen Darſteller; überhaupt iſt Voltaire in der Gattung der pièces fugitives einzig zu nennen. Haller, ſein großer Zeitgenoſſe, erkennt Voltaire's entſchiedenen Vorrang vor Rouſſeau in Allem an, wo Witz und Einbildungskraft die Sprache des Herzens überglänzen; im Luſtſpiele ſetzt er ihn Molieren nach. Als Proſaiker iſt er unerreichbar, ſo ſchön und glänzend iſt ſein Ausdruck, ſo reich ſein Witz. Als dramatiſcher Dichter hat er das ſchönſte Colorit, das die franzöſiſche Bühne kennt. Seine Tragödien ſtehn im Ganzen den Racineſchen nach, übertreffen ſie aber in Schilderungen des Herzens und der Leidenſchaften. Auch haben ſeine Kunſtwerke mehr philoſophiſchen Gehalt als die von Racine und Corneille. Unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern iſt er vielleicht derjenige, der die Eigenthümlichkeiten ſeiner Nation am vollendetſten in ſeinen Werken ſpiegelt, daher er auch immer ein Lieblingsautor für die Weltleute bleiben wird. Die geiſtreiche Marquiſe du Chatelet war ſeine innige Freundin, daher ſind die Lettres inédites de M. la Marq. du Châtelet et supplément à la Correspondence de Voltaire avec le Roi de Prusse etc. avec des notes histoir. (Paris 1808) ein intereſſanter Beitrag zu Voltaire's Biographie. Vergl. La vie de Voltaire par Condorcet (deutſch mit Zuſätzen, Berlin 1791.); La vie de Voltaire par M. (Mercier) Genève 1788; Examen des ouvrages de M. de Voltaire par M. Linguet. Brux. 1788; Vie littéraire de Volt. rédigée par Deluchet; als Menſchen und Privatmann ſchildert ihn mehr der Abbé Duvernet in dem Vie de Voltaire, suivie d'anecdotes, qui composent sa vie privée, par L. J. d. Volt. Paris 1797. Voltaire's Werke wurden von Beaumarchais zu Kehl 1784 fgg. in 70 Bden. 4., 8. und 92 Bden. 12. herausgegeben; und von Paliſſot mit Anmerk. zu Paris 1796 fgg. Neuerdings hat ſich zwar die Verfolgung der frömmelnden und politiſchen Ultra's in und außer Frankreich wieder gegen ſeine Schriften erhoben; dennoch ſind von 1817 bis 19 ſechs verſchiedene Ausgaben derſelben erſchienen und verkauft worden.

Voltaiſche Säule, ſ. Galvanismus.

Volte (Wendung, Drehung), heißt in der Reitkunſt die völlige, runde Wendung, die man mit dem Pferde nimmt, ſo nämlich, daß das Pferd einen Kreis macht, deſſen Mittelpunkt die Hinterfüße des Pferdes bilden. — Im Kartenſpiele die taſchenſpieleriſche Gewandtheit, die Karten im Miſchen ſo zu wenden und zu mengen, daß eine gewiſſe Karte an einen beſtimmten Platz, oben, unten oder in die Mitte, gebracht wird, die Volte ſchlagen.

Volti (ital. wende um), wird in Muſikſtücken unten ans Ende einer Seite geſetzt, als Zeichen, daß man das Blatt umwenden ſoll. Gewöhnlich wird das Wort: subito (ſchnell) beigefügt, und beide Wörter werden wohl auch durch: v. s. (volti subito, wende ſchnell um) abgekürzt.

Voltigiren, die Kunſt, nach gewiſſen Regeln geſchickt und weit zu ſpringen; die Anweiſung dazu bezieht ſich gewöhnlich auf das Springen auf und über das Pferd und von dem Pferde. — Davon erhielten die Voltigeurs den Namen, eine Abtheilung der franzöſiſchen Infanterie, welche zuerſt beſtimmt war, hinter der Cavallerie aufzuſitzen, um mit derſelben ſchnell nach bedrohten Punkten eilen zu können (die Sache ſelbſt iſt viel älter, denn wir finden ſchon in der Geſchichte der Kriege voriger Jahrhunderte einige ſolche Experimente). Dieſer ſpecielle Gebrauch hat ſich in der Folge mit ſo manchem andern verloren, und die Voltigeurs, deren zuletzt jedes franzöſiſche Infanterieregiment vier Compagnien hatte, wurden in neuern Zeiten nur eben als leichte Infanterie zum Tirailliren ꝛc. gebraucht.

Volumen. Um ſich von dem Volumen, d. h. dem räumlichen Inhalte eines Körpers, einen richtigen Begriff zu machen, denke man ihn ſich ganz in irgend eine Flüſſigkeit eingetaucht, die ihn nicht verändert und nicht in ihn eindringt, ſondern ihn blos bedeckt. — Wird er hiernächſt aus dieſer Flüſſigkeit herausgenommen, ſo muß zur nämlichen Raumerfüllung neue Flüſſigkeit hinzugegoſſen werden; das Quantum derſelben giebt offenbar den räumlichen Inhalt, das Volumen, des Körpers an, und gewährt zugleich ein einfaches Mittel zur ſtereometriſchen Berechnung deſſelben, wenn die unregelmäßige Geſtalt des Körpers ſelbſt dieſer Berechnung Hinderniſſe entgegenſetzen ſollte. Die Erfahrung lehrt, daß gleiche Volumina verſchiedener Körper nicht einerlei Gewicht haben. Eine Bleikugel z. B. wiegt mehr als eine gleich große hölzerne. Dieſe Verſchiedenheit führt auf den Begriff der Maſſe (ſ. d. Art.), welche alſo, wie häufig es auch im gewöhnlichen Leben zu geſchehen pflegt, mit dem **Volumen** eines Körpers nicht verwechſelt werden darf. Gleichermaßen beruht hierauf der Unterſchied zwiſchen dem abſoluten und ſpecifiſchen Gewichte der Körper. D. N.

Vondel (Joaſt van der), einer der berühmteſten holländiſchen Dichter, deſſen poetiſche Werke bei den Holländern noch in großer Achtung ſtehen. Er wurde 1587 zu Cöln geboren, kam in ſeiner Kindheit mit ſeinen Ältern, die Anabaptiſten waren, nach Holland, trat zu den Arminianern über, und ſtarb endlich 1659 im Schooße der römiſchen Kirche. Die Natur hatte ihn nicht nur mit reichen Talenten begünſtigt, ſondern ſie ward und blieb auch ſeine einzige Lehrerin; man kann ihn als den Shakſpeare der Holländer betrachten. Vondel überließ ſein bürgerliches Gewerbe ſeiner Frau und widmete ſich ganz der Poeſie; erſt in ſeinem 30ſten Jahre lernte er die lateiniſche und franzöſiſche Sprache, las die Werke der Alten und der Franzoſen und ſuchte den Mangel einer gelehrten Erziehung zu erſetzen. Seine Werke zeigen oft von Genie und einer hohen und edlen Phantaſie, dabei aber wird man von der oft incorrecten Sprache höchſt unangenehm geſtört. Seine Poeſien füllen neun Quartbände, und ſind theils metriſche Überſetzungen der Pſalmen, des Virgils und Ovids, theils Satiren und Tragödien, unter denen Palamedes, ein allegoriſches Stück (eigentlich Barneveldts Tod), die

Eroberung Amſterdams durch Graf Florens V. von Holland und Gysbrecht von Amſtel für die vorzüglichſten gehalten werden.

Vorarlberg, von Tyrol, von der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, vom Bodenſee und dem Königreiche Bayern umgeben, bildet den ſiebenten Kreis Tyrols, iſt aber auch zugleich ein für ſich beſtehendes Ländchen mit einer beſondern Verfaſſung. Es beſteht aus den Herrſchaften Bregenz, Feldkirch, Pludenz und Hohenems, und enthält nach Lichtenſtern 74¼ Quadratmeilen, drei Städte, ſieben Marktflecken, 412 Dörfer und 76,000 Einwohner. Die vorarlbergiſchen Herrſchaften haben ihren Namen von dem Arlberge oder Adlersberge, einem Theile der noriſchen Alpenkette, welcher ſie von Tyrol ſcheidet. Sie wurden ſonſt zu Vorderöſterreich gerechnet, 1782 aber zu Tyrol geſchlagen. Durch den Preßburger Frieden kamen ſie, ſo wie ganz Tyrol, an Bayern, und erſt 1814 kehrten ſie unter Öſterreichs Herrſchaft zurück. Der Boden dieſer Herrſchaften iſt gebirgig und wird außer dem Rheine, der blos auf einer Strecke von 4½ Meilen die weſtliche Gränze berührt, von kleinen Flüſſen bewäſſert. Der Lech und die Iller nehmen auf den hieſigen Gebirgen ihren Urſprung. Sie haben viele Waldungen und gute Viehweiden, daher auch die Viehzucht den Hauptnahrungszweig ausmacht. Der Getraidebau verſchafft nicht das für die Conſumtion hinreichende Getraide, dagegen hat man viele Kartoffeln, auch Obſt und Wein. Baumwollen-, Kattun-, Muſſelin- und Battiſtweberei iſt ſehr verbreitet. Auch die Verfertigung von allerlei Holzwaaren, der Handel damit, der Schiff- und Häuſerbau, Schifffahrt und Eiſenhütten beſchäftigen einen großen Theil der Bewohner. Auch wandern viele Vorarlberger als Maurer und Tagelöhner nach der Schweiz aus, und kehren dann im Spätherbſte mit dem erſparten Lohne zu ihren Familien auf einige Monate zurück. Bregenz iſt die Hauptſtadt dieſer Lande, zwar eine kleine, aber durch Induſtrie, Schifffahrt und Handel lebhafte Stadt.

Vorbehalt (geiſtlicher), dasjenige im Religionsfrieden von 1555 gegebene Reichsgeſetz, nach welchem ein catholiſcher Reichsſtand zwar zu den Proteſtanten übergehen konnte, dadurch aber ſeiner geiſtlichen Beſitzungen, Würden und Ämter verluſtig ward, die ſofort wieder an einen Catholiken vergeben werden konnten. (Vergl. d. Art. Religionsfriede.)

Vorgebirge, ſ. Cap.

Vorhalt, Retardation (Muſ.). Wenn bei einer Folge von Accorden ein Ton oder mehrere eines Accordes liegen bleiben, während die übrigen in den zunächſt folgenden Accord wirklich übergehen, und auf dieſe Art der Eintritt der zu dieſem folgenden Accorde gehörigen erwarteten Intervalle oder Töne verzögert wird, ſo werden dieſe verzögernden, noch zum vorhergehenden Accord gehörigen Töne, ſo wie die durch dies Verfahren entſtehenden zufällig diſſonirenden Accorde, Vorhalter genannt. Man nehme z. B. dieſe Folge von Accorden:

	h	
c	f	c
g	d	e
e	g	c
c		c

ſo ſchreitet hier jedes Intervall dieſer Accorde ſeiner beſtimmten Art gemäß fort. Läßt man nun aber das obere c des erſten Accords noch

in der Oberſtimme liegen, während das g, das e und das untere c ſchon nach f, d und g fortſchreiten, und nimmt erſt in der andern Hälfte des Tactes das h, ſo iſt das liegen bleibende c, wodurch in der Oberſtimme der Eintritt des erwarteten h verzögert wird, ſo wie der daraus entſtehende ſogenannte Quartquintſeptimenaccord, worin außer der weſentlich diſſonirenden Septime f auch die Quarte c zufällig diſſonirt, ein **Vorhalt** oder eine Retardation. Eben ſo kann in dem letzten Accorde ein ſolcher Vorhalt angebracht werden, wenn das f der zweiten Stimme e von dem vorhergehenden Septimenaccord in die erſte Hälfte des letztern Dreiklanges übergezogen und dadurch der Eintritt der eigentlich dahin gehörigen Terz e verzögert wird. Z. B.

					Vorh.		
	c	h	c		c	c h	e
Ohne Vorhalt:	g	f	e	Mit Vorhalt:	g	f	f e
	e	d	c		e	d	c
	c	g	c		g	g	c

Dieſe durch dieſes Verfahren entſtehenden Diſſonanzen werden **zufällige** oder **ſtellvertretende** genannt, weil ſie nicht weſentlich zum Accord gehören, ſondern nur an der Stelle der durch ſie verzögerten dahin gehörigen Conſonanzen (Wohlklänge) ſtehen. Ur.

Vorhut, ſ. **Avantgarde**.

Vorkaufsrecht, ſ. **Retractrecht**.

Vormundſchaft (Tutela) iſt die mit obrigkeitlicher Beſtätigung jemanden übertragene Aufſicht über das Vermögen und die rechtlichen Handlungen einer Perſon, die geſetzlich unmündig iſt (ſ. d. Art.). Derjenige, der mit dieſer Aufſicht beauftragt iſt, heißt **Vormund** (Tutor). Sie gründet ſich auf die humane Vorſorge, die der Staat für das Wohl jedes Mitgliedes des Staates führen zu müſſen glaubt; darum vertraut er die Aufſicht über Perſonen, die ſich nicht ſelbſt zu leiten fähig ſind, andern, die er dazu für fähig hält. Vormundſchaften zu führen ſind fähig alle, die ſich ſelbſt vertreten können (sui juris ſind), insbeſondere wird aber darauf geachtet, daß der Vormund ein rechtſchaffener, einſichtsvoller und Eigenthum beſitzender Mann ſey. Vormundſchaften zu übernehmen, ſind unfähig diejenigen, welche ihre eigentliche Wohnung außer Landes haben, die Gläubiger oder Schuldner der Unmündigen ſind, die, von denen ein Concurs zu beſorgen iſt, Stiefväter in Beziehung auf ihre Stiefkinder u. ſ. w. Auch können viele die Vormundſchaften ablehnen, wie z. B. Perſonen, die in Staatsgeſchäften außer Landes ſind, die Stellen in der Staatsverwaltung bekleiden, die über ſechzig Jahre alt ſind u. ſ. f. Die Pflichten des Vormundes ſind a) Caution zu leiſten; b) ein Inventarium über das Vermögen ſeines Mündels anzufertigen; c) für des Mündels körperliche und geiſtige Erziehung uud Bildung zu ſorgen; d) das Vermögen deſſelben mit der ſtrengſten Sorgfalt zu bewahren und zu vermehren (er bleibt für ſich und ſeine Erben dem Mündel für jeden Schaden oder Nachtheil verantwortlich); e) bei gerichtlichen Handlungen ihn zu vertreten. Es liegt außer dem Plane dieſes Werkes, die Art und Weiſe, wie jede dieſer Verpflichtungen erfüllt werden müſſe, weitläufiger aus einander zu ſetzen. Die Aufſicht über die Vormünder ſteht den Civilgerichten, oder in einigen Ländern den zu dieſem Endzwecke errichteten Vormundſchaftsgerichten

zu; der Vormund iſt gehalten, vor denſelben über ſeine Verwaltung alljährlich Rechenſchaft abzulegen, ſo wie er zur Zeit, wo er die Vormundſchaft niederlegt, nach römiſchem Rechte eine Hauptrechnung vorlegen muß. Bei Verhandlungen eines Vormundes mit ſeinem Mündel muß dem letztern von Obrigkeitswegen zu dieſem Behufe ein Mitvormund (curator dativus) geſtellt werden. Iſt der Mündel von dem Vormunde während der Vormundſchaft beeinträchtigt worden, ſo ſteht ihm nach erlangter Volljährigkeit die actio tutelae directae zu, und zwar nicht blos gegen den Vormund, ſondern auch gegen dritte Perſonen. Die Vormünder ſind entweder unmündigen Kindern geſetzt, ſelbſt ſolchen, die noch nicht das Licht der Welt erblickt haben (de ventre in poss. mitt.), oder dem weiblichen Geſchlechte (eheliche Vormundſchaft), oder wahn- und blödſinnigen Perſonen, Kranken und Gebrechlichen, Verſchwendern, oder endlich Abweſenden. Jede Vormundſchaft endigt entweder mit dem Tode des Vormundes oder dem des Bevormundeten, oder mit Ablauf der beſtimmten Umſtände und Zeitverhältniſſe. Vergl. J. Fr. v. Meyers gekrönte Preisſchrift von dem Unterſchiede zwiſchen Tutel und Curatel, Unmündigen und Minderjährigen, nach römiſchem und deutſchem Rechte, Frankfurt a. M. 1803, und Fr. Laſſaulx ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der neueſten franzöſiſchen Geſetzgebung über Vormundſchaften, Curatelen und gerichtliche Verwaltungen, Coblenz 1806.

Vorpoſten ſind ſtärkere oder ſchwächere Truppenabtheilungen, die in angemeſſener Entfernung von einem Heere aufgeſtellt werden, um daſſelbe vor einem Überfalle des Feindes zu ſichern, und deſſen Bewegungen zu beobachten. Es iſt nicht überflüſſig zu bemerken, daß beſonders bei abgeſonderten vorgeſchobenen Heeresabtheilungen oft nicht allein in der Richtung gegen den Feind, ſondern auch in den Flanken und im Rücken Vorpoſten gehalten werden müſſen. Der Vorpoſtendienſt, der wegen der dazu erfoderlichen Behendigkeit und Umſicht meiſt den leichten Truppen zufällt, iſt wegen der Gefahr, die ein Überfall allemal herbeiführt, wichtig genug, um ſchon im Frieden fleißig geübt zu werden; es geſchieht dies bei den ſogenannten Felddienſtübungen. Wir übergehen das Formelle deſſelben, als die Eintheilung in Vedetten, Feldwachten, Piquets, die Loſungsworte, die Patrouille u. ſ. w. und bemerken nur, daß zwar richtige Beurtheilung des Feindes, Benutzung des Terrains, Wachſamkeit, Ausdauer, Vorſicht vorzugsweiſe dazu erfodert werden, und Eigenſchaften ſind, welche alle Theoreme weit überwiegen, daß aber unter andern der „Verſuch eines zweckmäßigen Vorpoſtendienſtes“ Leipzig 1805 als ein Buch, deſſen Verfaſſer ſeine Grundſätze verſtändig aus einer langen Praxis ableitet, ſehr empfohlen zu werden verdient, ſo wie denn auch Scharnhorſts Taſchenbuch mehrere ſehr inſtructive Beiſpiele enthält. Sz.

Vorrücken der Nachtgleichen. Geſetzt, man habe um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche die Abweichung der Sonne eines Mittags = 0 gefunden, ſo befand ſie ſich in demſelben Augenblicke im Frühlingsnachtgleichenpunkte. Vergleicht man nun an demſelben Tage einen Firſtern mit ihr, ſo hat man unmittelbar deſſen gerade Aufſteigung (ſ. d. Art.), und kann, wenn zugleich deſſen Abweichung beobachtet iſt, auch ſeine Länge und Breite berechnen. Stellt man hiernächſt im folgenden Jahre die nämliche Beobachtung an, ſo finden ſich gerade Aufſteigung, Abweichung und Länge deſſelben Firſterns dergeſtalt verändert, als wenn der Frühlingsnachtgleichenpunkt, von welchem bei gerader Aufſteigung und Länge an gezählt wird, in-

deſſen eine Ortsverrückung von 50¼″ wider die Ordnung der Zeichen, erlitten hätte: nur die Breite des Fixſterns iſt unverändert geblieben. Dieſelbe Erſcheinung iſt allen Fixſternen gemein, ohne daß dadurch in ihrer gegenſeitigen Lage etwas verändert würde. Wie kann es damit in der Vorausſetzung der Bewegung der Erde um die Sonne zugehen? Die Rotationsaxe der Erdkugel iſt bekanntlich unter einem Winkel von 66½° gegen die Ebene ihrer Bahn um die Sonne geneigt und erhält ſich in dieſer Lage während ihres Umlaufs um dieſelbe faſt parallel. Davon iſt es abhängig, daß die Erde der Sonne erſt den ſüdlichen und dann den nördlichen Wendekreis, inzwiſchen aber zu der Zeit, die wir deswegen die Frühlingsnachtgleiche nennen, den Äquator zukehrt. Bliebe ſich die Axe dabei nicht, wie wir oben bemerkt haben, nur beinahe, ſondern genau parallel, ſo müßten ſich dieſe verſchiedenen Lagen der Erdkugel gegen die Sonne immer an den nämlichen Stellen der Bahn ereignen, ſtatt daß ſie nun an verſchiedenen Stellen und zwar an ſolchen eintreten, die in der Richtung der Bewegung der Erde um die oben angegebene Größe von 50¼″ näher gelegen ſind. Hat alſo die Erde z. B. in dieſem Jahre an einer gewiſſen Stelle der Bahn die Sonne im Äquator gehabt, wonach die Lage des Frühlingsnachtgleichenpunkts beſtimmt worden iſt, ſo ereignet ſich das nämliche im folgenden Jahre an einer, dem Orte nach, um 50¼″ nähern (der Richtung der Bewegung um ſo viel gleichſam entgegengerückten) Stelle, und die davon abhängige Lage des Frühlingsnachtgleichenpunkts wird alſo, wie man nun leicht überſieht, um eben ſoviel und im nämlichen Sinne vorgerückt; daher der Name des Vorgangs. Gerade Aufſteigung, Abweichung und Länge, die ſich reſpective auf dieſen Punkt und die Lage des Äquators beziehen, müſſen alſo dabei nothwendig mit verändert werden, und nur die von der Stellung des Fixſterns gegen die Ebene der Erdbahn, darin keine Veränderung vorgegangen iſt, abhängige Breite bleibt dieſelbe. — Da dieſe Vorrückung der Nachtgleichen angegebenermaßen 50¼″ aufs Jahr beträgt, ſo werden zur Zurücklegung der ganzen 360° der Erdbahn 25,788 Jahr erfodert, eine Periode, die man das große oder Platoniſche Jahr nennt, indem die Sache ſchon den alten griechiſchen Aſtronomen, wenn gleich nicht mit der nämlichen Genauigkeit, bekannt war. — Die Erklärung der phyſiſchen Urſache dieſer langſamen Veränderung im Parallelismus der Erdaxe iſt eine der ſchwierigſten Aufgaben der phyſiſchen Aſtronomie und deren vollkommen befriedigende Darſtellung, an welcher ſich ſelbſt Newton vergeblich verſucht hat, erſt den neueſten Geometern, einem d'Alembert, Euler, Simpſon, de la Place, gelungen. Hier kann darüber nur im Allgemeinſten angeführt werden, daß die abgeplattete Geſtalt der Erde (ſ. Abplattung), und die davon abhängige ringförmige Maſſenanhäufung in den Äquatorialgegenden, woraus Anomalien in den Anziehungen des Mondes und der Sonne reſultiren, die Urſache dieſer Erſcheinung ſind, welche eine überraſchende und vollkommene Beſtätigung der Newtonſchen Attractionstheorie abgegeben hat. Hätte die Erde bei gleicher Maſſenvertheilung eine genaue Kugelgeſtalt, ſo würde ſie von einer, durch ihren und der Sonne Mittelpunkt gelegten, auf der Bahn ſenkrechten Ebne immer in zwei gleiche und gleichliegende Hälften getheilt werden; und alſo, da die Anziehung auf jede dieſer Hälften gleichmäßig ausfiele, keine diesfallſige Stellungsveränderung erleiden können. Bei der wirklichen Lage der Sachen theilt jene Ebne dagegen, mit Ausnahem

der Solſtitialpunkte, den ſphäroidiſchen Erdkörper ſtets in zwei gegen dieſelbe ungleich liegende Hälften. Alſo fällt die Anziehung, ſowohl der Sonne als des Mondes, von dem das nämliche gilt, auf dieſe beiden Hälften auch ungleichmäßig aus, und es ſpringt in die Augen, daß eine Veränderung in der Stellung der Axe die Folge davon ſeyn muß. D. N.

Vorſehung (Providentia) heißt die mit dem Plane der Weltſchöpfung übereinſtimmende Regierung des Weltganzen, weil ſie ein Vorherſehen aller möglichen Erfolge und Veränderungen und eine Vorſicht, die im Verhüten und Abwehren des Gemeinſchädlichen eben ſo folgerecht, als im Ordnen und Lenken zuſammentreffender Umſtände und menſchlicher Privatabſichten zum Zwecke des Ganzen wirkſam iſt, vorausſetzt. Wiſſenſchaftlich definirt iſt daher die Vorſehung derjenige Act des göttlichen Willens, wodurch die Fortdauer der Welt nach Maaßgabe ihrer Beſtimmung bewirkt, und jede Äußerung der in ihr thätigen Kräfte zum Ziele der allgemeinen Wohlfahrt geleitet wird. Ihr Einfluß wird in Rückſicht auf die Gegenſtände ihrer Wirkſamkeit als alles umfaſſende Weltregierung, abgeſehen von den relativen Begriffen des Großen und Kleinen generell, als Obhut über das Einzelne und Kleine ſpeciell, in Rückſicht auf ihre Mittel, wenn ſie nach den uns bekannten und begreiflichen Geſetzen der Weltordnung wirkt, natürlich, ordentlich und mittelbar, wenn ſie uns davon abzuweichen ſcheint, übernatürlich, außerordentlich, unmittelbar, auch wunderbar genannt: Eintheilungen, die auf einem höhern Standpunkte, als der unſrige iſt, zuſammenfallen müſſen, weil Gott gleichzeitig das All im Einzelnen, wie im All das Einzelne ſieht und hält, und eine Ahnung des Weltorganismus, der ſich das Räthſel des Zuſammenhanges ſeiner geiſtigen und ſittlichen Elemente mit den körperlichen aufſchlöſſe, auch das Wunderbare natürlich finden würde, wie ſchon die religiöſe Anſicht der Dinge in dem, was natürlich heißt, überall Wunder entdeckt. Daß dieſe Beſtimmungen der wiſſenſchaftlichen Theologie das Gepräge der Unzulänglichkeit, die den menſchlichen Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen überhaupt eigen iſt, an ſich tragen, hindert nicht die Anerkennung ihrer unläugbaren Übereinſtimmung mit den Ausſprüchen der heiligen Schrift, die, wo die menſchliche Reflexion nicht ausreicht, Grund und Anhalt giebt. Auf allen Blättern widerſpricht ſie und mit ihr der geſunde Menſchenſinn der troſtloſen Lehre des Fatalismus (ſ. d. A. Fatum), welche die dramatiſche Kunſt neuerdings durch die Einführung einer nicht chriſtlichen Schickſalsidee in die Tragödie zu einem Hebel ihrer grauſenerregenden Effecte gemacht hat. Das religiöſe Gemüth wendet ſich von ſolchen Zuckungen eines krankhaften Zeitgeſchmacks weg, um mit den Augen des Glaubens und der Ergebung in Allem, was kommt, die Weisheit und Liebe des himmliſchen Vaters, in dem ſtillen, beglückenden Gange ſeines Waltens über die Schickſale des Ganzen und der Einzelnen das unvergänglich Schöne, das nur durch die Schuld der Menſchen entſtellt wird, und in der Vergleichung der göttlichen Zuſage mit den Erfahrungen der Aufmerkſamen die Bürgſchaft einer nie ermüdenden, täglich neuen Sorgfalt für das Wohl des Geringſten wie des Größten zu ſehen. E.

Vorſpiel (Praeludium) im allgemeinen Sinne iſt ein muſikaliſcher Vorbereitungsſatz. Insbeſondere heißt ſo die Einleitung, welche der Organiſt beim Anfang des Gottesdienſtes oder überhaupt als Vorbereitung zu einem darauf folgenden Choralgeſange vorträgt.

Der Zweck des Präludiums iſt, theils die Gemüther der Gemeinde in die zur Andacht erfoderliche Stimmung zu verſetzen, theils der Gemeinde die Tonart des Chorals einzuprägen und ſie mit der Melodie deſſelben bekannt zu machen. Hieraus folgen die Erfoderniſſe eines guten und zweckmäßigen Vorſpiels von ſelbſt. Es muß vor allem einen dem Ort und Gegenſtande angemeſſenen Charakter im Allgemeinen haben, und folglich von allem frei ſeyn, was der Würde der religiöſen Muſik widerſtreitet. Alles Tändelnde, alle ſchwülſtige, verworrene Harmonien, verkünſtelte geſuchte Modulationen, galante Verzierungen u. ſ. w., müſſen daraus verbannt ſeyn; insbeſondere aber muß beim Vorſpiel Rückſicht auf den Charakter und Inhalt des darauf folgenden Geſanges genommen werden, damit nicht durch das Vorſpiel eine andre Empfindung ausgedrückt und erregt wird, als diejenige, die im folgenden Geſange ausgedrückt werden ſoll. Der Hauptton des Chorals muß feſtgehalten und durch keine weit ausſchweifende Ausweichungen, grelle gehäufte Diſſonanzen, oder dergleichen verdunkelt werden. Durch Einwebung der Melodie des Chorals ſelbſt wird dieſe der Gemeinde feſter eingeprägt, und kann dann von dieſer nachher um ſo leichter vorgetragen werden, daher auch dies unter die Erfoderniſſe eines guten Vorſpiels gehört. Gute einſichtsvolle Organiſten wiſſen ihre Gemeinde immer durch Einwebung der Choralmelodien in ihr Vorſpiel vorzubereiten, und nur ſchlechte verſäumen dies, entweder aus Mangel an Einſicht und Überlegung, oder aus Mangel an harmoniſcher und contrapunktiſcher Kenntniß (die freilich hierzu durchaus nöthig iſt), oder an mechaniſcher Fertigkeit. — Noch hat man unter der Benennung Präludien viele Clavier- und Orgelſtücke von Bach, Händel, Mozart u. A., die zum Theil ohne beſondre Beziehung auf kirchlichen Gebrauch ſind, zum Theil dazu angewendet werden können. So befindet ſich z. B. in J. S. Bachs wohltemperirtem Clavier vor jeder Fuge ein ſolches Präludium als Vorbereitung zur Fuge ſelbſt. — Außer der muſikaliſchen Bedeutung verſteht man unter **Vorſpiel** auch noch eine Art kleiner dramatiſcher Stücke (mit oder ohne Geſang, in Verſen oder in Proſa), welche als Vorbereitung zu der darauf folgenden theatraliſchen Darſtellung, wie das Vorſpiel zu Wilhelm Tell, oder zuweilen auch blos (wie die Prologe) in Beziehung auf irgend eine wichtige Begebenheit verfertigt und dargeſtellt werden. Ur.

Vorſtellung, Vorſtellungsvermögen. Der Begriff der Vorſtellung wird verſchieden beſtimmt. Wir ſehen dieſelbe an als Veränderung der Seele, wodurch dieſelbe ein Object (ein von dem Ich abgeſondertes Etwas) ins Bewußtſeyn faßt. Das weſentliche Merkmal der Vorſtellung iſt nach **Fries** Beziehung auf Gegenſtand und Exiſtenz überhaupt. Die Beziehung der Vorſtellung aber auf ihren beſtimmten durch ſinnliche oder überſinnliche Anſchauung gegebenen Gegenſtand iſt die **Erkenntniß**, woraus ſich ergiebt, daß der Begriff des **Vorſtellungsvermögens**, als der Fähigkeit dieſer Veränderungen, ein allgemeinerer Begriff als der des Erkenntnißvermögens iſt, ſo nämlich, daß jede Erkenntniß auf Vorſtellungen beruht, aber nicht jede Vorſtellung Erkenntniß iſt. Beim Vorſtellen aber unterſcheidet man den vorſtellenden Geiſt (Subject), ein vorgeſtelltes Object und die Vorſtellung als Beziehung des Subjects auf das Object. Dieſe Beziehung iſt ſelbſt eine Modification des Bewußtſeyns und ohne Bewußtſeyn keine Vorſtellung möglich. Wenn

man daher von dunkeln Vorſtellungen im Gegenſatz der klaren redet, ſo gründet ſich dieſer Unterſchied auf die verſchiedenen Grade des Bewußtſeyns. Oft ſind wir uns nämlich der Gegenſtände im Augenblicke bewußt, aber wir ſind uns nicht immer bewußt, daß wir vorſtellen (z. B. im Schlafe) und was wir früher vorſtellten (d. h. deſſen, was wir uns früher bewußt waren), ſo z. B. nach einem Traum. Gleichwohl erkennen wir ſpäter aus den Folgen, daß wir etwas vorgeſtellt haben. Ferner das augenblickliche Vorſtellen ſelbſt iſt klarer oder dunkler, je nachdem man mehr oder weniger an einem vorgeſtellten Gegenſtand unterſcheiden, und ihn dadurch von andern abſondern kann, welches letztere von der Ableitung der Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände und dem Andrang andrer intereſſanter Vorſtellungen größtentheils herrührt. Früher hat man jedoch alle Veränderungen der Seele, deren man ſich nicht unmittelbar bewußt wird, deren Vorhandenſeyn aber man aus ihren unläugbaren Folgen ſchließt, mithin auch Gefühle und Begehrungen ſehr unzweckmäßig dunkle Vorſtellungen genannt. Von den dunkeln Vorſtellungen hat beſonders geſchrieben J. C. Schwab (1813). Alle Vorſtellungen aber ſind a) ſinnliche Vorſtellungen (Anſchauungen im eigentlichen Sinne, und die auf ihnen beruhenden Bilder), welche ſich auf das Beſondere, Sinnliche beziehen; b) Begriffe oder allgemeine Vorſtellungen, durch welche die Verhältniſſe der Dinge vorgeſtellt werden; und c) Ideen, Vorſtellungen einer über die Erfahrung hinausgehenden Vollkommenheit; — man theilt daher auch das Vorſtellungsvermögen in Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft oder ſinnliches, verſtändiges und vernünftiges Vorſtellungsvermögen. Vergl. Abel über die Quellen der Vorſtellungen, Stuttg. 1786, 8. und Reinholds Verſuch einer neuen Theorie des Vorſtellungsvermögens, Jena 1790, 8.

Vortrab, ſ. Avantgarde.

Vorzeichnung, ſ. Verſetzungszeichen.

Voß (Johann Heinrich), Hofrath, geboren im Jahr 1751 zu Sommersdorf bei Wahren im Meklenburgiſchen, wo ſein Vater ein Gut gepachtet hatte, worauf er ſpäter in Penzlin ein ſtädtiſches Gewerbe trieb. In dieſem meklenburgiſchen Städtchen empfing Voß bis zum 14ten Jahre den erſten Unterricht vom Rector Struck, der zur Entwickelung ſeiner Geiſtesgaben eben ſo väterlich als geiſtreich wirkte. Man bemerkte ſchon im Knaben ein ungewöhnliches Gedächtniß, allſeitige Wißbegirde und einen ſchwärmeriſchen Hang zu tieferer Selbſtbetrachtung. Vorzüglich ergötzte er ſich an ſchönen Liedern und Sprüchen, und bei ſeiner Schwächlichkeit zog er anſtrengenden Leibesübungen das Leſen der Bibel und der Volksbücher vor; doch machte er bei Soldatenſpielen gern den Anführer. Im Frühling 1766 kam er auf die Schule in Neubrandenburg, deren Vorſteher, der M. Dankert, ihn, weil er die Anfänge der griechiſchen und hebräiſchen Sprache bereits für ſich erlernt hatte, in die oberſte Claſſe aufnahm. Zum Unterhalte genügten Freitiſche und Lehrſtunden, die er den Privatzöglingen des genannten Lehrers (namentlich dem jetzigen preußiſchen Miniſter von Schuckmann) und in einigen angeſehenen Häuſern gab. Da die griechiſche Sprache hier vernachläſſigt ward, ſtiftete Voß insgeheim, um durch Privatfleiß dieſe Lücke zu füllen, eine Geſellſchaft von 12 Primanern; für Nachläſſigkeit waren Strafgelder zum Ankauf deutſcher Dichterwerke beſtimmt. Schon in Penzlin hatte Voß manches gereimt; in Neu-

brandenburg, wo er bei ſeinen Verſuchen, die aufgegebenen Schulverſe in Luthers Sprache zu ſchreiben, den Vorwurf Klopſtockiſcher Unnatur hören mußte, lernte er zuerſt Klopſtocks Meſſias kennen, dann Geßners Tod Abels und deſſen Idyllen. Eine Aufführung von Ramlers Tod Jeſu gab Veranlaſſung, daß jene Geſellſchaft ſich Ramlers, ſpäterhin auch Hagedorns, Hallers und Uzens Werke kaufte; Voß ſelbſt verſuchte ſchon Oden und Lieder, auch Idyllen in Hexametern. Im J. 1768, da ſein Vater immer mehr in Armuth verſank, verſchaffte ihm ſein guter Ruf die Stelle eines Hauslehrers bei einem Gutsbeſitzer unweit Penzlin. Im Herbſte 1769 nahm Voß dieſe Stelle an, um ſich ſo viel zu erſparen, daß er nach Halle gehen und als Lehrer am Waiſenhauſe ſich forthelfen könnte. Nachdem Voß täglich 5 bis 6 Lehrſtunden gegeben, erheiterte er ſich durch das fortgeſetzte Studium der alten Sprachen, durch Muſik und einſame Spaziergänge im nahen Walde, wo er Stellen aus dem Horaz, aus Ramler und der Hermannsſchlacht laut declamirte, eigene poetiſche Verſuche machte und ſogar einige hundert Verſe aus Heſiods Theogonie überſetzte, wozu ihn Zachariä's Überſetzungen Homeriſcher Stellen bei ſeinem Milton anregten. Bald darauf wurde der Umgang mit Brückner, einem wackern Landprediger, welcher auch als Dichter nicht unbekannt iſt, dem Jünglinge wohlthätig; dieſer ermunterte ihn mit theilnehmender Liebe, die ſich ſogar prophetiſch ausſprach, zu größern poetiſchen Arbeiten. Dazu kam, daß jene Geſellſchaft von Mitſchülern ihn in ſeiner Burg mit Büchern und Muſikalien verſorgte, unter andern mit dem Göttingiſchen Muſenalmanach auf 1770, welcher ſeine Bekanntſchaft mit Boje vermittelte. Er hatte nämlich an Käſtner, den vermeintlichen Herausgeber des Muſenalmanachs, einige Gedichte geſchickt, die ihm einen freundlichen Brief von Käſtner, und die Theilnahme von Boje erwarben, welcher ſich nach ſeinen Umſtänden erkundigte. Da ſich die Ausſichten nach Halle getrübt hatten und Voß in ſeiner pädagogiſchen Lage ſich nicht glücklich fühlte, ſo nahm er zu Oſtern 1772 Boje's Einladung nach Göttingen an, der ihm von Hannover aus einen zweijährigen Freitiſch verſchaffte und überdies zu einträglichen Lehrſtunden und freien Collegien Hoffnung machte. In Göttingen trat er jener Verbindung edler Jünglinge bei, an deren Spitze Boje und Bürger als ältere Freunde ſtanden, und welche ſich in dieſer Periode um die deutſche Poeſie mehr oder weniger ausgezeichnete Verdienſte erwarben. Das Leben von Hölty vor ſeinen Gedichten, beſonders in der neueſten Ausgabe, die Voß 1804 allein beſorgt hat, giebt über dieſen Dichterbund die nöthigen Aufſchlüſſe. Außer den Erwähnten müſſen hier noch die beiden Grafen zu Stolberg, Miller (der Verf. des Siegwart), Cramer, Leiſewitz und Hahn genannt werden. Um ſich zum Prediger zu bilden, hörte Voß zuerſt Logik und Geſchichte, die Dogmatik und die Pſalmen; bald aber entſagte er der Theologie und ſchenkte ſich ganz dem Geiſte des griechiſchen und römiſchen Alterthums. Er trat nun in das philologiſche Seminar unter Heyne, wo er zum Interpretiren den Heſiodiſchen Schild und zum Disputiren meiſtentheils Stellen aus dem Pindar wählte, an welchem er ſich bereits mit einigen Überſetzungen verſucht hatte. Außerdem hörte er Heyne's Vorleſungen über die letzten Geſänge der Ilias und einige Privatcollegia, namentlich über den Pindar. Leider entſpann ſich hier jener unſelige Zwiſt, zu welchem urſprünglich die oft unglimpflich ausgeſprochenen Urtheile über das eigenthümliche Leben

und Weben jenes Dichterkreiſes mehr noch beigetragen zu haben ſcheinen, als literariſche Mißverſtändniſſe. Voß beſuchte jetzt mit Hölty das philologiſche Seminar immer ſeltener, endlich gar nicht, bis er im Frühling 1774, als er eben eine Reiſe zu Klopſtock und nach Flensburg unternommen hatte, mit Hölty aus der Liſte des Seminars geſtrichen wurde. Bei ſeiner Rückkunft fing er an, Blackwells Schrift über den Homer zu verdeutſchen, und zog dann im Frühling 1775 nach Wandsbeck, um die Redaction des bisherigen Göttingiſchen Muſenalmanachs in ländlicher Muße zu beſorgen. Hier lebte er mit Claudius und mehrern edeln Freunden in Hamburg und Altona ſehr glücklich, und es ſchien, als ob er die zweite Schulſtelle in Hamburg erhalten würde, wozu ihm Heyne ein günſtiges Zeugniß gegeben hatte, als die Götziſche Partei ſiegte. Noch ohne Amt heirathete er 1777 Boje's jüngſte Schweſter. Endlich ward er im Sommer 1778 auf Empfehlung von Büſch Rector zu Otterndorf im Lande Hadeln. Hier kündigte er eine Überſetzung der Odyſſee mit Anmerkungen an, und da die Unternehmung nicht genug Unterſtützung fand, gab er, um ihr Eingang zu verſchaffen, 1780 einen Aufſatz über Ortygia in das deutſche Muſeum (an welchem Voß überhaupt ſehr lebhaften Antheil genommen hat) und zugleich einen andern über den Ocean der Alten, den Keim ſeiner Homeriſchen Weltkunde, in das Göttingiſche Magazin von Forſter und Lichtenberg. Der Letzte trat nun in einigen bittern, perſönlich angreifenden Aufſätzen über verſchiedene Punkte der griechiſchen Ausſprache (namentlich über be und bä) und mit Äußerungen gegen Voß auf, die freilich nicht geeignet waren, ein gutes Verſtändniß zwiſchen Heyne und Voß wieder herzuſtellen. Im J. 1781 war die deutſche Odyſſee ohne Commentar erſchienen und trug den ungetheilten Beifall der Kenner davon. Anhaltender Marſchfieber wegen verließ Voß im Sommer 1782 Otterndorf und ging als Rector nach Eutin. Auch hier hatten die Streitigkeiten mit Heyne und ſeinem Sachwalter Lichtenberg noch nicht ihr Ende erreicht. Voß ließ ſogar 1783 im deutſchen Muſeum eine ſehr ernſtgemeinte Ehrenrettung drucken; ſo wurde mit ſtiller und lauter Erbitterung dieſer unglückliche Zwieſpalt bis zum Tode des Göttingiſchen Philologen fortgeführt. Unterdeſſen war Voß von Ruhnkenius in der Vorrede zum Hymnus an Demeter, wozu er die lateiniſche Überſetzung und kritiſche Verbeſſerungen geliefert hatte, mit Auszeichnung genannt worden, auch übernahm er in dieſer Zeit zu ſeiner Erholung die ihm angetragene Überſetzung der Tauſend und eine Nacht. Im J. 1789 erſchien die Eutiniſche Ausgabe des Virgiliſchen Landbaus. Sie erregte Aufſehen; doch fand ſich Voß durch verſchiedene Urtheile darüber bewogen, im J. 1791 ein zum Theil polemiſches Werkchen über Virgils Ton und Auslegung zu ſchreiben. Im J. 1793 kam die deutſche Ilias und die Odyſſee in ihrer neuen Geſtalt heraus; aber ſie ſchien damals, bei aller Kunſt und Treue, die Freunde der griechiſchen Poeſie weniger anzuſprechen, als die ältere vom J. 1781, in welcher der Ton einfacher und traulicher war. In dieſem Zeitraume beſchäftigte ſich Voß zugleich mit Unterſuchungen über altgriechiſche Geographie und Mythologie. Um den Anſichten zu begegnen, die Heyne durch das Hermanniſche Handbuch der Mythologie begünſtigte und beförderte, machte er einen Aufſatz über Apollon bekannt, nebſt einem Vorwort, aus welchem ſich 1794 zwei Bände mythologiſcher Briefe entwickelten, in welchen freilich der Ton auffallend ſtark iſt. Die Ab-

handlungen für den dritten Band und die geographiſchen Papiere blieben im Pulte; doch iſt Vieles aus den letztern in das Werk von Uckert über alte Geographie übergegangen. Unterdeſſen war Voß für die deutſche Muſe nicht unthätig geblieben. Der hamburgiſche Muſenalmanach ging unter ſeiner Redaction und vorzüglichen Mitwirkung fort; auch hatte er durch die Luiſe, die ein Jahr ſpäter 1795 in verbeſſerter Geſtalt erſchien, die deutſche Poeſie wahrhaft bereichert. Dazu kam in demſelben Jahre der 2te Band ſeiner Gedichte. Nachdem er Virgils vierte Ekloge mit einem Commentar, als Probe des Ganzen, und einem polemiſchen Anhange gegen Heyne herausgegeben, folgten nach einer ſchweren Krankheit im J. 1797 Virgils Eklogen, lateiniſch und deutſch mit umſtändlichem Commentar. Dann 1798 die Auswahl Ovidiſcher Verwandlungen; hierauf 1799 der ganze Virgil verdeutſcht, doch ohne Commentar. Im Jahr 1800 erſchienen die zwei letzten Bände von Virgils ländlichen Gedichten, oder die Georgica, lateiniſch und deutſch, weit ausführlicher erklärt als zuvor, ohne daß Heyne angegriffen wurde, welcher mildere Ton ſchon bei den Eklogen beobachtet worden war. Zu einer neuen Auflage der Luiſe kamen 1801 ein Band kleinerer Idyllen, und 1802 vier Bände lyriſcher Gedichte; angehängt war die Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, in welcher Voß zuerſt den tactmäßigen Vortrag der Verſe durch Muſikzeichen zu beſtimmen ſuchte, die keineswegs Klang, ſondern blos Dauer bezeichneten. Dieſes vortreffliche Werk über Metrik kam auch einzeln heraus. In demſelben Jahre 1802 erſchien der deutſche Homer verbeſſert, dabei die Homeriſche Welttafel und ein Grundriß des Homeriſchen Palaſtes. Im Herbſt 1802 ging Voß ſeiner wankenden Geſundheit wegen mit einem Gnadengehalte nach Jena. Hier entſtand nach mehrern Auffoderungen von Schütz und Griesbach (bei welchem Voß wohnte) jene vielbeſprochene Recenſion der Heyniſchen Ilias, die in der allgemeinen Literaturzeitung von 1803 durch 16 Nummern des Maiheftes ſich ausbreitet. Wolf hatte ſeine Theilnahme daran für die Kritik des Textes verſprochen, und ſo übernahm Voß, nachdem er zuerſt nur einige Bemerkungen niedergeſchrieben, die Anordnung der ganzen Recenſion, in welcher die Einleitung und Alles, was Worterklärung und Sachkenntniſſe, namentlich Erdkunde und Mythologie, betrifft, mit ſehr wenigen Ausnahmen von Voß iſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß bei der lehrreichen Gründlichkeit des Inhalts der Ton oft bis zur Bitterkeit ſtrenge war, aber man darf auch nicht vergeſſen, daß Heyne, nachdem Voß in ſeinem Virgil allem gelehrten Streite gegen ihn entſagt hatte, in unziemlichen Recenſionen und Vorreden, ſo wie durch verſchiedne Äußerungen in den für England und Deutſchland erſchienenen Ausgaben des Virgils, und in ſeinen Obſervationen zur Ilias Voß's Empfindlichkeit von neuem gereizt hatte. Für die neue Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung ſchrieb Voß einige gelehrte Programme. Recenſionen lieferte er von Klopſtocks grammatiſchen Geſprächen und Adelungs Wörterbuche, vom bayerſchen Schulplan, von Schneiders und Hermanns Orpheus, von Bürgers Sonetten. Alle dieſe Recenſionen, um im Allgemeinen etwas darüber zu ſagen, ſind in literariſcher Hinſicht merkwürdig. In allen bemerkt man den Reichthum der Kenntniſſe und des Gehalts, ſie zeugen zugleich vom Feuereifer des redlichen Verfaſſers, die Wahrheit und Gründlichkeit in allem Wiſſen zu befördern; doch iſt die Form oft zu ſtreng. Im Jahr 1804 erhielt Voß einen ehrenvollen Ruf nach Würzburg zur

Stiftung eines philologiſchen Seminars, welchen er jedoch jenes Schulplans wegen, worüber er kräftig geſprochen hatte, zurückwies. In demſelben Jahre erſchien die nach Urſchriften verbeſſerte und vermehrte Ausgabe von Hölty's Gedichten mit erweiterter Vorrede, welche ſich umſtändlich über jene Göttingiſchen Jugendverhältniſſe verbreitet. Im Sommer 1805 ging Voß nach Heidelberg, wohin ihn der vorige Großherzog von Baden zur Mitwirkung für die erneuete Univerſität, ohne beſtimmtes Amt, berufen hatte. Hier erſchien 1806 der verdeutſchte Horaz, auch Heſiod und Orpheus der Argonaut, 1807 eine verbeſſerte Ausgabe der Luiſe und des deutſchen Homers, 1808 die Überſetzung des Theokrit, Bion und Moſchus, 1809 die Kritik über Ramler und Götz, 1810 Tibull und Lygdamus deutſch mit Erklärungen, und 1811 der lateiniſche Text nach Handſchriften berichtigt. Nur in den Vorreden zu beiden Werken war er mit Gründen tadelnd gegen ſeinen Vorgänger Heyne aufgetreten. Im J. 1812 erſchien die letzte und vollendete Ausgabe der Luiſe, und 1814 eine vierte ſtark verbeſſerte Ausgabe des deutſchen Homers. Dies ſind die Werke, die wir Voß's raſtloſem Fleiße und ſeinem zu immer höherer Vollendung ſtrebenden Genius verdanken; wir haben dabei einige Aufſätze und eine kleine Flugſchrift gegen Körte in Halberſtadt, den Großneffen Gleims, übergangen. Noch verwahrt Voß Manches in ſeinem Pulte, z. B. über altgriechiſche Geographie, Überſetzungen des Ariſtophanes, Aratus und Properz, die zum Theil der Herausgabe nahe ſind. Zuletzt noch müſſen wir des coloſſalen Unternehmens gedenken, mit ſeinen Söhnen, Heinrich und Abraham Voß, den ganzen Shakſpeare zu überſetzen. Es iſt dieſes um ſo mehr zu bewundern, da er hier treffliche Vorgänger zu übertreffen hat; doch die Überſetzung bleibt eine Aufgabe ins Unendliche, und Voß ſelbſt hat ja bei jeder neuen Erſcheinung des deutſchen Homers ſich ſelbſt übertroffen. Er ſelbſt, noch in rüſtiger Jugendkraft, hat ſich den größten und ſchwierigſten Antheil bei dieſer Überſetzung vorbehalten. Das Ganze wird in 8 bis 9 Bänden ununterbrochen erſcheinen, von denen die drei erſten bereits (1819) in den Händen des Publicums ſind und den Beifall aller wahren Kenner immer mehr erhalten werden. Einen eigenthümlichen Werth erhält dieſe Arbeit durch die beigefügten Anmerkungen. Wenn wir Voß's reiches Leben bis jetzt nach dieſen Hauptpunkten überſehen, iſt es unverkennbar, daß er auf ſeiner Laufbahn als Dichter und Philolog, als Lehrer und Freund, für Wahrheit und Recht, für allgemeine Menſchenveredlung gearbeitet, ja gekämpft hat; wir finden in ihm einen wahrhaft gediegenen, deutſchen Charakter, auch erſcheint er in mündlicher Rede liebenswürdig, wir möchten ſagen, patriarchaliſch freundlich; doch können wir auf der andern Seite nicht läugnen, daß der ſchneidende Ton ſeiner kraftvollen Proſa oft an Luther, bisweilen auch an Leſſing erinnert, ohne durch dieſe Bemerkung der innern Wahrhaftigkeit ſeines Charakters zu nahe treten zu wollen. Er hat die Herrlichſten im deutſchen Volke zu Freunden gehabt, zuerſt jene poetiſchen Jugendgenoſſen in Göttingen, deren Verbindung für unſere Literatur ſo wichtig geworden iſt; dann hat er mit Klopſtock, Gleim, Claudius, Schloſſer, ſpäterhin mit Herder, Wieland und andern edeln Männern im freundſchaftlichſten Bunde gelebt. Göthe und Schiller haben ihn laut geprieſen, und wenn der „wackre Eutiniſche Leue" von A. W. Schlegel ſcherzhaft parodirt ward, ſo hat ihm derſelbe geiſtreiche Kriti-

ler auch in manchen Recenſionen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Deſto mehr iſt es zu beklagen, daß der für die höchſte Freundſchaft empfängliche Voß, welcher auch im häuslichen Glücke, als Vater und Gatte, den ſchönſten Lohn ſeiner idylliſchen Darſtellungen gefunden hat, in manche bittere Streitigkeit verwickelt worden iſt, oder ſich ſelbſt verwickelt hat. Das Hauptſächlichſte über Voß's Verhältniſſe zu Heyne iſt bereits berührt und auf die Vorrede zu Hölty's Gedichten in der Ausg. von 1804 verwieſen worden, mit welcher man aber auch Heerens Äußerungen in Heyne's Leben vergleichen muß. — Die Recenſion des Orpheus zog ihm eine geharniſchte Antwort von Hermann zu; doch beide haben ſich wieder einander freundlich genähert. — Vielleicht auch nimmt die Fehde mit Wolf, die eigentlich von Heinrich Voß, dem Sohne, über einen Punkt der Metrik ausging, und ſich jetzt zum Homer hinzuneigen ſcheint, einen erwünſchten Ausgang. — Weniger öffentlich iſt Voß's Mißverſtändniß mit Kreuzer geworden, welcher die griechiſchen Mythen philoſophirend und ſymboliſirend aus dem Oriente ableitet, da hingegen Voß ſchon in der Ankündigung der Odyſſee (im deutſch. Muſ. 1779) die myſtiſchen Deutungen der Mythologie verwarf und Homers Fabeln rein mit den allmähligen Veränderungen zu erläutern verſprach. — Der Übergang des Grafen F. L. Stolberg zur römiſch-catholiſchen Kirche ſchlug ſeinem Herzen wohl die tiefſte Wunde; dieſer Schritt ſeines alten Freundes bewegte ihn ſo ſehr, daß er in der neuen Ausgabe des deutſchen Homers die Zueignung an ihn wegließ. Erſt jüngſt hat ſich Voß in einem gediegenen Aufſatz (im 3ten Stück von Paulus Sophronizon) darüber ausgeſprochen: ein Wort zu ſeiner Zeit. Als Philolog hat Voß eine vertraute Bekanntſchaft mit den Alten und einen weiten Umfang gelehrter Sprach- und Sachkenntniſſe bewährt, als deutſcher Sprachforſcher und Metriker hat er unſterbliche Verdienſte um unſere Sprache. Es müſſen nun noch einige Worte über Voß den Dichter und Überſetzer claſſiſcher Dichterwerke hinzugeſetzt werden. In der letzten Hinſicht behauptet Voß unſtreitig den erſten Rang, und es iſt erfreulich, zu bemerken, mit welchem beharrlichen Ernſte, mit welcher gewiſſenhaften Strenge, mit welcher metriſchen Kunſt, die den andern Nationen ganz fremd iſt, er das Höchſte in dieſer Gattung erſtrebt hat. Man hat zwar hin und wieder die Kühnheit mancher Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der deutſchen Sprache rügen wollen; allein es iſt ſchon ſehr richtig bemerkt worden, daß, wenn man den Zweck will, man auch die Mittel wählen müſſe, daß man viele angefochtene Wendungen, Stellungen und Conſtructionen ſchon bei den beſten Dichtern aus der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts finde, und daß dieſe mit unerſchütterlicher Conſequenz durchgeführte Methode nicht allein bei den Leſern Eingang gefunden, ſondern auch bei ſpätern Überſetzern wirklich zum feſtſtehenden Typus geworden iſt. Dazu kommt die techniſche Vollkommenheit des Versbaues, in welcher ihm, wenn man zugleich auf Reinheit der antiken Form Rückſicht nimmt, vielleicht nur Apel zur Seite ſtehen möchte. Im deutſchen Homer hat Voß in Beziehung auf Geiſt und Form jene Meiſterſchaft bewieſen, wiewohl eine gewiſſe Überbietung des einfachen Grundtons und eine Liebe zu tönenden Prachtwörtern oft ſichtbar ſind. Noch gelungener iſt die Überſetzung der Virgiliſchen Eklogen und des Lehrgedichtes vom Landbau, in welchem er vielleicht das Höchſte erreicht hat. Am wenigſten gefällt die Überſetzung der

Horaziſchen Oden, beſonders die der Sappphiſchen. Als Dichter ging Voß mit ſeinen Freunden von Klopſtock aus, und ſeine erſten Hervorbringungen fallen in die ſogenannte Sturm- und Drangperiode, von deren Einflüſſen auch Voß nicht frei geblieben iſt. Er iſt zwar weniger ſentimental, als naiv, allein durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur ringt er, vorzüglich in ſeinen Idyllen, den beſten griechiſchen Muſtern nach. Auch beſitzen wir von ihm manche ergreifende Ode, manches liebliche Lied, beſonders aus ſeiner Jugendzeit. Das berühmteſte ſeiner Gedichte in der idylliſchen Gattung iſt die Luiſe, in welcher er mit dem glücklichſten Erfolge den Geiſt und Styl der Theokritiſchen Idylle auf deutſche Häuslichkeit übergetragen hat. Voß iſt überhaupt ſeiner Natur nach mehr ein antiker Dichter; das zeigt ſchon die Bekämpfung der Romantik und die Verſchmähung mancher ſüdlichen Formen in der Recenſion der Bürgerſchen Sonette. bb.

Voſſius, oder eigentlich Vos, iſt der Name einer urſprünglich niederländiſchen Familie, aus welcher im 17ten Jahrhunderte zwei Gelehrte ſich berühmt machten. — Gerhard Johann Voſſius, geboren 1577, war der Sohn eines Landpredigers in der Nähe von Heidelberg. Er ſtudirte ſehr eifrig die ſchönen Wiſſenſchaften, Geſchichte und Antiquitäten, und galt für einen Polyhiſtor. Nachdem er eine Zeit lang der Schule zu Dordrecht als Rector vorgeſtanden, wurde er als Profeſſor der Beredſamkeit nach Leyden, und von da (1643) als Profeſſor der Geſchichte nach Amſterdam berufen. Er war ein ſehr fleißiger Gelehrter, und ſchrieb viel im hiſtoriſchen und philologiſchen Fache. Seine ſämmtlichen Werke ſind zu Amſterdam in neun Foliobänden herausgekommen. Seine beiden Bücher über die griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreiber enthalten viel brauchbare Bemerkungen. Er ſtarb 1649. Von ſeinen fünf Söhnen, die alle Schriftſteller wurden, überlebte ihn nur einer, Iſaac Voſſius, geboren zu Leyden 1618. Er ſtudirte, wie ſein Vater, Geſchichte und Kritik, und erwarb ſich beſonders durch letztere einen ausgebreiteten Ruhm. Er machte eine gelehrte Reiſe durch England, Frankreich und Italien, wurde 1648 von der Königin Chriſtina nach Schweden berufen, verließ aber dieſes Land wegen Streitigkeiten mit dem berühmten Salmaſius. Auch mit Jacob Gronov gerieth er ſpäter in gelehrte Streitigkeiten. In der Folge ging er nach England, wurde Canonicus zu Windſor, und ſtarb den 21ſten Februar 1688. Seine zahlreichen Schriften ſind philoſophiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Inhalts. Er wollte das chronologiſche Syſtem, wie es in der griechiſchen Überſetzung der 70 Dolmetſcher enthalten iſt, und das man ſeit langer Zeit aufgegeben hatte, wieder einführen, und vertheidigte es mit vieler Heftigkeit, die er auch bei andern gelehrten Streitigkeiten bewies, in denen er bisweilen ſonderbare Meinungen äußerte.

Votivtafeln. Die Geſchenke, welche vermöge eines Gelübdes dargebracht werden, heißen Votiven, und die gewöhnlich dabei aufgehängten Tafeln, die von der empfangenen Wohlthat und von dem dagegen gelobten Weihgeſchenk Nachricht geben, Votivtafeln.

Votum, Gelübde, ſ. d. Art.; auch Stimme, daher Votiren, bei Berathungen ſeine Stimme geben; nach ihren Folgen iſt dieſe Stimme entweder gutachtlich, d. h. ſie gilt blos als Rath (votum consultativum); oder ſie iſt die entſcheidende (votum decisivum).

Vulcan, bei den Griechen Hephäſtos. Nach Heſiod war er ein Sohn der Juno, die ihn aus ſich ſelbſt gebar, nach Homer ein Sohn des Jupiter und der Juno. Seine Gemahlin war Venus. Er war der Gott und das Symbol des Feuers, dann auch der Künſte, beſonders derer, die mit Hülfe des Feuers arbeiten. Juno, die ſich ſeiner wegen ſeiner Häßlichkeit ſchämte, ſtürzte ihn aus dem Olymp; die Meergöttinnen Thetis und Eurynome aber nahmen ihn in ihrer Grotte auf und er verweilte bei ihnen neun Jahre. Als er ſeiner aufgehangnen Mutter helfen wollte, ſchleuderte Jupiter ihn auf die Inſel Lemnos. Er war lahm und erſcheint bei Homer zuweilen als Luſtigmacher unter den Göttern. Als Werkmeiſter aller künſtlichen Arbeiten im Feuer hatte er ſeine Werkſtatt nach Homer im Olymp, nach Andern auf Lemnos, unter dem Ätna, auf Lipara oder Hiera. Die Alten nennen eine Menge von ihm verfertigter Kunſtwerke. Dahin gehörte auch das künſtliche Netz, mit welchem er ſeine Gemahlin, die Venus, als er ſie in den Armen des Mars überraſchte, ſammt dieſem umfing. — Sein Dienſt war weit verbreitet. In Athen, wie in Rom, wurden ihm eigene Feſte gefeiert. Abgebildet wird er gewöhnlich mit dickem Barte, unordentlichem Haare, halb bekleidet, eine runde ſpitze Mütze auf dem Haupte, und in der Rechten den Hammer, in der Linken die Zange.

Vulcane nennt man, nach dem aus der Mythologie bekannten Gott des Feuers, ſolche Berge, die von Zeit zu Zeit Rauch, Dampf, Feuer, Aſche und Steine aus den Öffnungen ihrer Gipfel werfen, aus denen auch bisweilen ein Feuerſtrom fließt, der einem geſchmolznen Metall ähnlich ſieht. Der Schlund des Berges, aus welchem die Ausbrüche kommen, wird von der gewöhnlichen Form deſſelben mit einem urſprünglich griechiſchen Worte, das ein großes Trinkgefäß oder Pokal bedeutet, Crater genannt. Was dieſe Berge hervorbringen, heißen **vulcaniſche** Producte. Der Bimsſtein und die bimsſteinartige Puzzolana (ſ. d. Art.) werden dazu gerechnet. Vorzüglich aber gehören dahin die vulcaniſchen Verglaſungen, welche mit der **Lava** (dem Feuerſtrom, der aus den Vulcanen fließt) aus ſolchen Bergen kommen. Von dieſer letztern Gattung, die man unter dem allgemeinen Namen Lava begreift, giebt es zweierlei Arten, die ſchlackige und die ſchaumartige Lava. Die erſtere ſtrömt aus dem Vulcane heraus, die ſchaumartige wird herausgeworfen, indem ſie ſich, wie man vermuthet, bei ſtärkerer Gährung der elaſtiſchen Dämpfe bildet. Bis jetzt hat nur der Ätna dieſe letztre Art ausgeworfen. Die Lava iſt, in Rückſicht ihrer Beſtandtheile und der Farbe, von verſchiedner Art. Einige Arten derſelben können geſchliffen, und zu verſchiedenen Geräthen, z. B. Tabatieren, gebraucht werden. Der gemeinen Lava bedient man ſich zum Pflaſtern der Straßen, zu Mauern und zu anderm ähnlichen Behuf. Die Urſache, welche die Ausbrüche der Vulcane befördert, liegt nach der größten Wahrſcheinlichkeit wohl in der Entzündung der ſchweflichten Dämpfe unter der Erde, die ſich einen Ausweg nach oben mit Gewalt zu verſchaffen ſuchen. Alle bei den Ausbrüchen der Vulcane beobachteten Erſcheinungen beſtätigten dieſe Vermuthung. Wenn dieſe unterirdiſchen Feuer keinen Ausweg finden, ſo entſtehen Erdbeben. Erdbeben und vulcaniſche Ausbrüche ſtehen bekanntlich in genauer Verbindung mit einander. So lange z. B. der Veſuv durch mäßige Ausbrüche ſich ſeines brennbaren Inhalts entledigt, halten ſich die Bewohner von Neapel vor einem Erdbeben geſichert, ſo wie ſie daſſelbe dage-

gen bei einer langen Ruhe des Vulcans fürchten. Es verdient im Allgemeinen bemerkt zu werden, daß die Vulcane, aus welchen die heftigſten Ausbrüche geſchehen, ſich meiſtens auf Inſeln, oder doch nicht weit vom Meere befinden. Seit nicht langer Zeit iſt beobachtet worden, daß es ehemals mehrere Vulcane gegeben hat, die ſchon längſt ausgebrannt ſind, und die nicht ohne Wahrſcheinlichkeit auf die Vermuthung führen, daß in frühern Zeiten bereits eine, durch unterirdiſches Feuer veranlaßte Cataſtrophe unſerer Erde Statt gehabt habe. In Deutſchland hat man in der nicht gar großen Entfernung von Göttingen bis an den Rhein gegen funfzig ſolcher ausgebrannten Vulcane bemerkt. In Auvergne in Frankreich finden ſich Feuerberge, die vor wenigſtens 2000 Jahren ausgebrannt ſind, und eine, oft zuſammenhängende, Linie von 60 franzöſiſchen Meilen ausmachen. Auch in Italien hat man deren im Vincentiniſchen und in andern Gegenden gefunden. Die berühmteſten Vulcane in der Welt ſind: der Veſuv bei Neapel, der Ätna auf Sicilien, der Stromboli auf der Inſel gleiches Namens unweit der neapolitaniſchen Küſte, der Hecla und Krabla auf Island; in Aſien giebt es deren in Kamtſchatka, in Japan, auf der moluckiſchen Inſel Fernata und auf Java; in Afrika auf der Inſel Fuego. Die zu den weſtafrikaniſchen Inſeln gehörenden canariſchen und azoriſchen Inſeln, ſo wie die Inſel Madera, werden für urſprüngliche Vulcane gehalten. Auf einer der erſten, Teneriffa, iſt der bekannte Pico (ſ. Teneriffa). In Südamerika iſt beſonders der Cotopari (ſ. d.) fürchterlich. Die Ausbrüche der Vulcane geſchehen nicht immer mit gleicher Heftigkeit. Unter den zahlreichen Ausbrüchen des Veſuvs und Ätna, deren Andenken die Geſchichte aufbewahrt hat, ſind mehrere für einen großen Theil der Umgegend äußerſt verderblich geweſen. Die Angaben, wie weit entfernt Steine und Aſche aus beiden Bergen fortgetrieben worden, gränzen faſt an das Unglaubliche. Die Exploſion des Vulcans Idjeng auf Java, zwölf deutſche Meilen von Batavia entfernt, die am 24ſten Januar 1817 erfolgte, war fürchterlich, und verwüſtete einen großen Theil der Umgegend. Noch einige Tage nachher war die Luft voll Aſche und Schwefeldampf. Wenn der Auswurf eines Vulcans minder heftig iſt, ſo gewährt er ein fürchterlich ſchönes Schauſpiel. Gewöhnlich wird der Ausbruch durch ein Getöſe im Innern des Berges vorher angekündigt. Die vulcaniſche Materie wird nicht immer durch die gewöhnliche Öffnung herausgeworfen, ſondern öffnet ſich bisweilen einen neuen Weg. Dem Lavaſtrome können, wenn er ſich auch noch ſo ſchnell und heftig ergießen ſollte, die Menſchen für ihre Perſon entfliehn, aber ihre Beſitzungen ſind verloren, wenn er ſie erreicht, und der Grund und Boden, über den er fließt, kann in einer langen Reihe von Jahren nicht wieder benutzt werden. Die Erſcheinung, daß durch vulcaniſche Ausbrüche der Boden des Meeres emporgehoben wird, und plötzlich neue Inſeln entſtehen — eine Wirkung, der man den Urſprung der canariſchen und azoriſchen Inſeln zuſchreibt — hat auch in neuern Zeiten (im vorigen Jahrhunderte) im griechiſchen Archipel und unter den lipariſchen Inſeln Statt gehabt. Nach einer im Journal de Paris vom 5ten September 1814 enthaltenen Erzählung entſtand am 10ten Mai gedachten Jahres an der Küſte der ruſſiſchen Provinz Tſchernomorſu, nach einem fürchterlichen Getöſe im Meere und mehreren aus demſelben kommenden heftigen Exploſionen von Rauch und Steinen, plötzlich eine vulcaniſche Inſel, die, als man ſie nach einiger Zeit näher unterſu-

chen konnte, anderthalb Toiſen über das Meer erhaben war, und eine überall mit einer bimsſteinartigen Maſſe überzogene Oberfläche zeigte.

Vulgata iſt der Name einer lateiniſchen Überſetzung des alten Teſtaments, welche in der römiſch catholiſchen Kirche eben ſo viel Anſehen hat, als der Originaltext, und aus welcher die Beweisſtellen für die Lehren der Kirche angeführt werden. In den ältern Zeiten der chriſtlichen Kirche hatte man eine lateiniſche Überſetzung des alten Teſtaments, die nach der bekannten griechiſchen Überſetzung der ſogenannten 70 Dolmetſcher (Septuaginta) gemacht worden war. Der heilige Hieronymus fand, daß dieſe Überſetzung den Sinn des Originals nicht überall genau ausdrückte, und machte daher eine neue lateiniſche Überſetzung nach dem hebräiſchen Grundtexte. Dieſe neue Überſetzung wurde nur zum Theil von der Kirche angenommen. In der Folge wurden beide Ueberſetzungen, die alte und neue, mit einander vermiſcht, und dieſe Überſetzung nannte man die Vulgata, weil ſie zum allgemeinen und gewöhnlichen Gebrauche dienen ſollte. Nur die Pſalmen wurden in der alten Überſetzung beibehalten, weil man ſeit langer Zeit gewohnt war, ſie nach dieſer in den öffentlichen Verſammlungen zu ſingen. Dieſe Vulgata nun, deren Latinität nicht immer die beſte iſt, wurde von den proteſtantiſchen Kirchenreformatoren aus dem Grunde verworfen, weil ſie den Sinn des Originals nicht immer gehörig ausdrückte und verſchiedene Unrichtigkeiten enthielt. Auf den Concilio zu Trient wurde daher in der Sitzung am 27ſten Mai 1546 feſtgeſetzt, daß den Gelehrten erlaubt ſeyn ſollte, den Grundtext des alten Teſtaments zu ſtudiren, daß aber die Vulgata, wenn ſie gleich nicht durchaus mit dem Original übereinſtimme, doch in der Rückſicht, daß die vorhergehenden Concilien ſie für authentiſch erklärt, auch künftig als die einzige authentiſche Überſetzung gelten ſollte; alle Beweisſtellen ſollten nur nach dieſer Überſetzung angeführt werden.

W.

W, der dreiundzwanzigſte Buchſtabe des deutſchen Abc, der ſanfteſte und weichſte unter den Blaſelauten.

Waadtland, ſ. Pays de Vaud.

Waage iſt ein mechaniſches, auf der Lehre vom Hebel beruhendes Werkzeug, das Gewicht der Körper zu beſtimmen. Es giebt zwei Arten der Waage: die alte oder Schnellwaage und die neue oder gemeine Waage. Der Schnellwaage liegt ein ungleicharmiger phyſiſcher Hebel zum Grunde, an welchem die Unterlage feſt bleibt. An den kürzern Arm wird die Waagſchale oder die Laſt, und an den längern das Gegengewicht, welches immer eins und daſſelbe iſt, gehängt. Das Moment des letztern iſt um ſo größer, je weiter es von dem Ruhepunkt des ganzen Hebels verſchoben wird, und ſo kann ein kleines Gegengewicht einer großen Laſt das Gleichgewicht halten.

Bisweilen iſt auch die Schnellwaage ſo eingerichtet, daß die Unterlage beweglich und das Gegengewicht am Ende des langen Arms beſindlich iſt. Die gemeine Waage beſteht aus einem gleicharmigen Hebel, Waagebalken genannt, der genau in der Mitte ſo aufgehängt iſt, daß er ſich frei um ſeine Axe hin und her bewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hineinlegen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß ſich genau das Gleichgewicht halten. Beſchwert man nun die eine Schale mit einem Gegenſtande von beliebigem Gewicht, ſo wird das Gleichgewicht der Waage aufgehoben und man wird, um es wieder herzuſtellen, in die andere Schale ein gleichgroßes Gegengewicht legen zu müſſen. Kennt man nun die Schwere des Gegengewichts, ſo erfährt man dadurch zugleich die Schwere des Körpers in der andern Schale. Um zu erfahren, wann ſich die Waage im Gleichgewicht beſindet, iſt auf dem Waagebalken und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem er hängt, eine Spitze, die ſogenannte Zunge, im rechten Winkel angebracht. Steht nun die Zunge ſenkrecht inne, ſo iſt dies ein Zeichen, daß der Waagebalken ſich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht beſindet. Eine Waage iſt deſto empſindlicher, je kleiner die Höhe des Bewegungspunktes über dem Schwerpunkt iſt, vorausgeſetzt, daß der Waagebalken ſich frei und ohne Reibung um ſeinen Umdrehungspunkt bewegen kann. Die hydroſtatiſche Waage iſt eine gemeine Waage, nur von größerer Feinheit und Empſindlichkeit, und dient, Körper, zur Beſtimmung ihres ſpeciſiſchen Gewichts, in flüſſigen Materien zu wägen. S. Aräometer.

Waal, der linke Arm des Rheins. Er trennt ſich bei Schenkenſchanz von dem Hauptſtrome, und vereinigt ſich ſodann zweimal mit der Maas, mit der vereint er dann unter dem Namen Merwe dem deutſchen Meere zuſtrömt. (S. Rhein.)

Waarenverſicherung iſt ein Vertrag, durch welchen ein Privatmann (der Aſſecurant, Aſſureur) ſich gegen einen andern (den Aſſecuraten) verpflichtet, ihn wegen der Verluſte und des Schadens, die gewiſſe von Letzterm zur See verſchickte Waaren während der Reiſe durch Sturm, Schiffbruch, Stranden, Seewurf, Feuer, Plünderung, Caperei, Beſchlag, Veränderung der Reiſeroute u. ſ. w. erleiden könnten, ſchadlos zu halten, wofür er ſich ein gewiſſes Procent, das nach dem Grade der muthmaßlichen Gefahr höher oder geringer iſt, von dem Werth der verſicherten Waaren zahlen läßt. (S. Aſſecuranz.)

Wachs iſt ein brennbares organiſches Product, das zum Theil aus Pflanzen ſchwitzt (der reifartige Überzug der Pflaumen, Flechten), oder aus ihnen gewonnen werden kann (aus den Beeren der Myrica cerifera), theils von den Bienen geſammelt und zu Honigzellen verarbeitet wird. Dies Bienenwachs iſt gelb und mit Honig vermiſcht. Durch Bleichen wird es rein und weiß. Um es zu bleichen, ſchmelzt man das Wachs in verzinnten Keſſeln mit Waſſer, gießt es in ein Holzgefäß, läßt dort alle Unreinigkeiten abſetzen, zapft das Waſſer durch einen Hahn am Boden ab, läßt dann durch einen höhern Hahn das faſt geronnene Wachs in einen Trog mit Waſſer laufen, ſo daß es durch blecherne Durchſchläge auf eine Walze fällt, die immer gedreht wird, wodurch es eine Bandform erhält. Das gebänderte Wachs wird auf einem Viereck von Holz, welches man mit einem Plan von Leinwand überſpannt, 4—6 Wo-

chen gebleicht, nochmals geſchmolzen, gebändert und gebleicht, und endlich als Handelswaare in Formen gegoſſen oder zu Kerzen verarbeitet. Fs.

Wachsfiguren und Wachsbildnereien überhaupt waren ſchon bei den Griechen und Römern gekannt und geliebt. Das biegſame, ſich jeder Künſtlerphantaſie ſo willig ſchmiegende Wachs wurde im griechiſchen Alterthum auf die mannichfaltigſte Weiſe benutzt; man bediente ſich nicht allein des Wachſes zu Abdrücken bei den Siegeln, der gefärbten Wachsſtifte bei der enkauſtiſchen Mahlerei, und des Wachsfirniſſes für Marmorwände und Statuen, ſondern es gab auch eine eigne Claſſe von Künſtlern, die mit den Bildhauern und Bildgießern durch die niedlichſten Wachsbildnereien nach größern Modellen gleichſam wetteiferten, und bei den Griechen unter der allgemeinen Benennung Puppenbildner bekannt waren, die Römer nannten ſie Sigillarii. Wer gedenkt hierbei nicht des wächſernen Amors aus Anakreons Gedichten? Hieraus läßt ſich auch die bekannte und ſo oft nachgeahmte Gruppe der Amorverkäuferin erklären. Bei dem Schachſpiel beſtanden die Steine oft aus zierlichen Wachsbildchen. Bilder ſchöner Knaben, in Wachs boſſirt, verzierten häufig die Schlafzimmer der Griechen. Doch verſtändig und ſinnig wurde die Wachsbildnerei meiſt nur zu kleinen und niedlichen Gegenſtänden angewendet. Am meiſten gebrauchte man ſie zu künſtlichen Zweigen, Früchten, Blumen und Kränzen. Die Veranlaſſung hierzu lag in dem Adonisfeſte. Die Verehrung des Adonis ſtammte aus Syrien und Phönicien, er war ein Sinnbild der ſterbenden und wiederbelebten Natur, und ſein Feſt wurde zu Ende des Winters gerade zu der Zeit gefeiert, wo die erſtarrte Erde der wiederkehrenden Sonne erſte milde Strahlen auffängt, und in allen ihren Lebenskeimen den leiſen Pulsſchlag des Wiedererwachens fühlt. An dieſem Feſte gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis, dieſer frühgepflückten Blume, in jedem Hauſe einen kleinen Garten von Blumentöpfen und Fruchtkörbchen aufzuputzen. In dieſer Jahreszeit war es ſelbſt dort faſt unmöglich, dieſe in der Natur zu finden, und Kränze, Füllhörner, Obſtſchalen und Fruchtſchnüre von Wachs erſetzten dieſen Mangel. Bei den Zaubergaukeleien des Alterthums wurden gleichfalls Wachsfiguren gebraucht, und Artemidorus erzählt in ſeinem Traumbuch, daß Wachskränze den Träumenden Krankheit und Tod bedeuten. Der berüchtigte Heliogabalus ſetzte ſeinen Tiſchgenoſſen tantaliſche Schaugerichte von Wachs vor, welche alle die Leckereien täuſchend nachbildeten, die er ſelbſt verzehrte. So wurden Wachsbilder immer nur zu Täuſchungen oder nur zu niedlichen Kleinigkeiten gebraucht. Wenn man ſie zu Nachbildungen anatomiſcher Präparate braucht, oder pomologiſche Cabinete daraus formt, ſo ſind ſie ſehr paſſend angewendet; auch zu plaſtiſchen Studien und Übungen, ſo wie zu kleinen halberhobenen Portraits iſt das Wachs ſehr geeignet, und letztere laſſen ſich ſchön und zart darin ausführen, aber lebensgroße Wachsfiguren, wie man wohl auch ganze Sammlungen zeigt, deren Portraitähnlichkeiten man rühmt, treten ganz aus dem eigentlichen Gebiet ſchöner Kunſt. Ihre ſprechende Ähnlichkeit erregt wohl unſer Staunen, aber wohlthuend, erhebend, erfreuend, wie ein echtes Kunſtwerk, werden ſie nie auf uns wirken, denn ſie erſcheinen uns ſtets wie Truggebilde. Das Scheinleben, welches ſie lügen, läßt uns ihren wahren Tod, ihre Nichtigkeit, auf eine ſchauerliche Weiſe empfinden. Das echte Kunſtwerk lebt ein unſterbliches Leben, weil es zu unſerm Sinn und un-

ſerer Seele ſpricht, ohne unſere Sinne betrügen zu wollen. Die Wachsfigur ſcheint ſich an das Körperliche und Sterbliche in uns zu wenden, unwillig wendet ſich da unſer Geiſt von dem ſeelenloſen Gaukelbild weg, welches, wenn es mit der Beweglichkeit und Sprache eines Automates vereint wäre, uns bis zum Wahnſinn bringen könnte. Die Gränzlinie iſt zart, wie weit ſich das Kunſtwerk der Natur nähern darf, ſobald ſie überſchritten wird, kann es nur Widerwillen und Mißbehagen erregen. In Florenz bildet man jetzt alle Theile des menſchlichen Körpers in gefärbtem Wachs, zum Behuf des Studiums der Anatomie. Es ſind einige dreißig Zimmer im Schloſſe mit dieſen Wachspräparaten angefüllt, auch Pflanzen ſieht man da in Wachs mit täuſchender Wahrheit nachgeahmt. Den erſten Gedanken, Wachsfiguren zu verfertigen, hatte der Arzt de Nones, der im Spital zu Genua angeſtellt, und eben im Begriff war, eine Verſtorbene durch Balſamirung aufzubewahren; da er aber die Fäulniß nicht ganz verhindern konnte, ſo gerieth er auf den Einfall, den Körper ſo natürlich als möglich in Wachs boſſiren zu laſſen. Er theilte dieſen Einfall dem Abt Cajetano Giulio Zumbo, einem Sicilianer, mit, der zwar nichts von der Anatomie verſtand, aber ſehr gut in Wachs boſſirte, und dieſer machte, unter des de Nones Aufſicht, zuerſt den Kopf dieſes Frauenzimmers in gefärbtem Wachs ſo täuſchend nach, daß alle, die ihn ſahen, ihn für den abgeſchnittnen Kopf hielten. Zumbo hatte indeſſen dieſen Kopf heimlich noch einmal für ſich nachgemacht, und ging damit nach Frankreich, wo er es für ſeine Erfindung ausgab. Er ſtarb kurz darauf. De Nones nahm einen andern Wachsboſſirer, Namens de la Croix aus Frankreich, zu ſich, der den erwähnten Leichnam nach allen ſeinen Theilen ſehr ſchön in Wachs boſſirte. Im Jahr 1721 ließ P. la Courege dergleichen Figuren in Hamburg ſehen, und 1737 wurden welche in London zum öffentlichen Verkauf ausgeſtellt. Der Urſprung dieſer Erfindung fällt in das letzte Viertel des 17ten Jahrhunderts. Im Anfange und Fortgange des 18ten arbeiteten mehrere Künſtler in dieſem Fache, beſonders merkwürdig ſind die Werke von Ercole Lelli, Giovanni Manzolini und deſſen Frau, Anna Manzolini; dieſe arbeiteten mit der größten Sorgfalt, mit Kunſt und Fleiß. Sonſt wurden die Werke genannter Künſtler in dem Inſtitut zu Bologna aufbewahrt, dann kamen ſie nach Paris, nur von der Anna Manzolini, die 1755 ſtarb, befinden ſich einige ſchöne Arbeiten in Turin und Petersburg. Zu den Beförderern dieſer Kunſt gehörte Antonio Galli Profeſſer der Anatomie zu Bologna. Neuere Wachskünſtler in Italien ſind: L. Calza, Filippo Balugani und Ferrini. Der berühmte Fontana in Florenz erhob dieſe Kunſt zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. (S. „Ideen über die beſte Anwendung der Wachsbildnerei, nebſt Nachrichten von den anatomiſchen Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung, für Künſtler, Kunſtliebhaber und Anthropologen, von D. Engelbert Winkelhauſen. Frankf. am Main bei Zeßler, 1798.") Da nämlich anatomiſche Präparate ſo ſchwer zu erhalten ſind, ſo wandte Felix Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und es gelang ihm, dieſes Unternehmen ſo weit auszudehnen, daß dergleichen Wachspräparate verſchrieben, und es wegen der vielen Beſtellungen nöthig wurde, eine ganze Geſellſchaft Anatomiker, Modellſchneider, Wachsboſſirer und Mahler bei dieſer Arbeit anzuſtellen. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide

und innern Theile der Gegenſtand dieſer Präparate. Der Profector M. Vogt in Wittenberg ſuchte nach genauen Zeichnungen auch die Veräſtelungen der Gefäße und der Nerven künſtlich ſo darzuſtellen, und er bediente ſich dieſer Präparate bei ſeinen Vorleſungen. In Frankreich gab ſich Pinſon mit dieſer Kunſt ab, und ſpäter zeichnete ſich vorzüglich Laumonier zu Rouen darin aus. Das Boſſirwachs wird aus vier Theilen Wachs, drei Theilen weißem Terpentin und etwas Baumöl oder Schmalz zuſammengeſchmolzen und dann verſchiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den Händen geformt, die feinere Ausbildung aber geſchieht mit Griffeln von Holz oder Elfenbein, und mit dem Ebauchoir; dies iſt ein Stück Holz von 4 bis 5 Zoll Länge, woran das eine Ende einer kleinen Meſſerklinge, das andere aber einem Kratzeiſen ähnlich iſt. Dies iſt beſonders bei den Wachsarbeiten nöthig, die in Formen gegoſſen werden, um ſie zu verputzen. Wenn ſolche Figuren weiß bleiben ſollen, ſo miſcht man unter das Wachs ein wenig Bleiweiß. Die Formen zu Wachsfiguren müſſen von Gyps ſeyn und aus vielen Stücken beſtehen, ſie werden inwendig mit Öl beſtrichen und mit einem ledernen Riemen feſt zuſammengebunden. Das Wachs wird durch eine an den Füßen gemachte Öffnung in die Form gegoſſen und dieſe wird ſpäter in kaltes Waſſer geworfen, damit das Wachs ſich leichter ablöſe. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre Modelle machen, iſt von gelbem Wachs, Schuſterpech und Talg zuſammengeſetzt. Die Künſtler bereiten ſich dies gewöhnlich ſelbſt; ſie nehmen z. B. 16 Theile Wachs, 2 Theile Burgunder Pech und einen Theil Schmalz; oder auf 10 Th. Wachs den 11ten Th. Therebinth, eben ſo viel Schuſterpech und eben ſo viel Schmalz; dies wird bei langſamem Feuer geſchmolzen, wohlgerührt und durchgeſeiht, damit die Maſſe dicht und ohne Luft ſey. Sehr paſſend iſt das Wachs zu Abdrücken von in Stein geſchnittenen Figuren. Man bereitet es folgendermaßen dazu: zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem kupfernen Gefäß langſam ſchmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein geſtoßenen Candiszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebranuten Caminruß und 2 bis 3 Tropfen Terebinth. Man rührt dies mit einer hölzernen Spatel um, und macht, wenn es ein wenig erkühlt iſt, kleine Scheiben oder Käſtchen daraus. Will man einen Abdruck nehmen, ſo wärmt man dies Wachs ein wenig und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein dann darauf. Dieſer Compoſitionen bedienen ſich die berühmteſten Steinſchneider. Wl.

Wachsmahlerei, ſ. Enkauſtik.

Wache, Wacht, ein militäriſcher Ausdruck, mit welchem man einen einzelnen oder mehrere Soldaten bezeichnet, die ausgeſtellt werden, um die Sicherheit eines Poſtens, eines Corps oder einer Armee zu beobachten. Ihre Benennung iſt nach der Abſicht, die ſie erfüllen ſollen, verſchieden, daher giebt es Schildwachen, Hauptwachen, Feldwachen 2c. Auf den deutſchen Schiffen heißt Wacht eine Zeit von vier Stunden, binnen welcher ein Theil des Schiffsvolks Wache hält und arbeitet, während die andern ruhen. Tag und Nacht ſind in ſechs ſolche Wachten abgetheilt, die nach Verſchiedenheit der Tageszeit auch verſchiedne Namen haben.

Wachteln ſind kleine 3pfündige Handgranaten, welche aus 60- und 100pfündigen, auch Steinpöllern geworfen werden und ihre Benennung von dem Ziſchen, das ſie beim Zerſpringen verurſachen, erhalten haben. In einen 60pfündigen Pöller werden deren 40, und

in einen 100pfündigen 60 Stück geladen. Die Richtung iſt 45 Grad. Sie dienen hauptſächlich, um vor Anfang eines Sturms den Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben, oder auch die ausgeſtellten Feuerpoſten zu verjagen. Der franzöſiſche Artillerieoffizier Vergueil iſt ihr Erfinder. Im J. 1758 kam ihr Gebrauch nach Öſterreich. Berühmt ſind ſie dadurch geworden, daß Laudon durch ihre Wirkung im letzten Türkenkriege 1789 Belgrad bezwang.

Wächter (G. Ph. Leonhard) oder nach ſeinem bekanntern Schriftſtellernamen Veit Weber, geb. in Hamburg im J. 1762. Sein Vater, ein geſchätzter Religionslehrer, war Prediger an der großen Michaeliskirche daſelbſt. Den erſten Unterricht verdankte er dieſem trefflichen Vater und dem Johanneum. Hier zeigte er ſich als einen feurigen Knaben, welcher ſich ſchwer in die Feſſeln des Schulzwanges fügte; aber durch ſeine biedere Gutmüthigkeit und geniale Laune gewann er bald die Liebe aller Mitſchüler. Nach dem Wunſche ſeines Vaters ſollte er Theologie ſtudiren; er beſuchte alſo die Univerſität Göttingen, wo er ſich außer dem theologiſchen Studium beſonders mit altdeutſcher Kunſt und Literatur beſchäftigte. Er kehrte hierauf in ſeine Vaterſtadt zurück, lebte daſelbſt als Candidat, ohne daß es ihm gelang, ein geiſtliches Amt zu erhalten, welches ſich vielleicht aus der zu offnen Geradheit ſeines Charakters erklären läßt. In dieſe Zeit fallen die erſten Bände ſeiner Sagen der Vorzeit. Der erſte Theil derſelben erſchien 1787, die ſechs übrigen von 1789 bis 1798. Wächter betrat darin nicht ohne Erfolg die Bahn, die Göthe mit ſeinem Götz eröffnet hatte, und man kann ſagen, daß die Ritterromane, welche von jetzt an Deutſchland überſchwemmten, größtentheils von ſeinen Sagen der Vorzeit ausgegangen ſind. Er hatte ſich mit dem Geiſte der Vorzeit bekannt gemacht, es blickte durch dieſe Dichtungen ein echtes deutſches Gemüth hindurch, und man kann ihm das für dieſe Zeit bedeutende Lob einer gewiſſen Originalität, ſelbſt nach Göthe's Vorgange, nicht verſagen. Dazu kam der Reiz einiger im alterthümlichen Tone gehaltenen Lieder, ſo daß jene Sagen wieder Stoff zu Romanzen und ſelbſt zu Schauſpielen gaben, z. B. der berühmte Müller des Schwarzthals. Indeſſen ſind die drei erſten Theile den ſpätern weit vorzuziehen, in welchen ſich, wie z. B. im Vehmgerichte, nicht ſelten eine ermüdende Trockenheit zeigt. Überhaupt verletzt Wächter bei ſeinem Streben nach innerer Wahrheit oft ohne Noth den Wohllaut und gefällt ſich im Grellen und Harten. Am wenigſten gelingen ihm die ſcherzhaften Erzählungen, z. B. die, in welcher er, nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe, Heinrich Frauenlob hat copiren wollen. Im J. 1792 nahm er Dienſte unter den hannöveriſchen Truppen und machte mehrere Feldzüge gegen die Franzoſen mit, bei welchen er ſich durch Muth und Geiſtesgegenwart auszeichnete und bei Mainz verwundet ward. Im J. 1793 erſchienen ſeine Holzſchnitte, die Betfahrt des Bruders Gramſalbus enthaltend, und 1794 die Hiſtorien, deren erſter Theil die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs behandelt. Von beiden Werken iſt keine Fortſetzung erſchienen. Jene Holzſchnitte ſind in ihrer Gattung vorzüglicher, als das letztgenannte Werk; aber auch dort findet man eine Menge von Härten und Unebenheiten, für welche uns der Fleiß nicht entſchädigt, mit welchem er die Formen und Gebräuche der damaligen Zeit ſtudirt und ſelbſt in Noten erläutert hat. Namentlich ſpielen die Mönche mit ihren Freveln und Schurkereien eine ekelhafte

Rolle, und man findet bei den gehäuften Gräueln einen durchgängigen Mangel an künſtleriſcher Tendenz. Bei ſeiner Zurückkunft aus dem Felde war er Mitarbeiter an dem Erziehungsinſtitute des Profeſſors Voigt, welches er nach dem Rufe, den Voigt 1814 nach Riga erhielt, bis jetzt allein mit großem Ruhme fortſetzt. Im Befreiungskriege 1813 befand er ſich unter den Vertheidigern Hamburgs und gab auch da viele Proben ſeiner Aufopferung und ſeines Muthes. Noch iſt von ihm das Schauſpiel Wilhelm Tell zu erwähnen, welches vor dem Schilleriſchen Tell im Jahre 1804 erſchien. Die Charaktere in dieſem Schauſpiele ſind ziemlich gut gehalten, auch findet man ſchweizeriſche Natur und Örtlichkeit darin, und man ſieht, daß er allerdings dieſen ſchönen Stoff mit Liebe behandelt, wenn auch nicht durchdrungen hat. Außer den genannten Werken hat Wächter keine größern Schriften geſchrieben; wohl aber ſind viele kleine Aufſätze und Gedichte von ihm in mehrern Zeitſchriften zerſtreut. bb.

Wachtſchiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht, wenn fremde Schiffe ſich in der Ferne ſehen laſſen. Auch ſolche Schiffe, welche am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sunde bei Helſingör, ſtationirt ſind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtſchiffe.

Wachtthürme ſind Thürme auf den Seeküſten, um Seeräuber oder andere Feinde, die ſich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küſten von Spanien und Italien giebt es deren, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigſtens in Italien, zur Bewachung der Küſten leichte Reiter, die, ſo wie die Strandreiter auf den deutſchen Küſten, beobachten müſſen, was vorgeht.

Wacke heißt ein ſtarkes und hohes Zugnetz, womit Teiche und kleine Seen ausgefiſcht werden. Desgleichen eine gewiſſe Art Feldſteine, welche aus Quarz, Sand und Glimmer beſtehen.

Wackenroder (Wilh. Heinrich), geboren zu Berlin im Jahre 1772, Sohn des Geheimenraths und Bürgermeiſters Wackenroder daſelbſt. Dieſer mit Hardenberg-Novalis verwandte Genius mußte eben ſo früh, als Jener, von der Erde ſcheiden, und hinterließ uns nur wenige, aber viel verſprechende Proben ſeines liebenswürdigen Geiſtes, welche jedoch nicht ohne Einfluß auf andere Geiſter geblieben ſind. Als Knabe ſchon zeigte Wackenroder die herrlichſten Talente, die durch eine ſorgfältige Erziehung entwickelt wurden. Früh gewann er einen gleichgeſinnten Freund in Ludwig Tieck (ſ. d. Art.), mit welchem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und das Univerſitätsleben in Halle verlebte. Er hatte ſich eigentlich der Jurisprudenz gewidmet, und nach vollendeten akademiſchen Studien ward er als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angeſtellt. Im Jahre 1797 erſchienen von ihm die Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, an welchen auch Tieck einigen Antheil hat. Von letzterm ſind die Vorrede, Sehnſucht nach Italien, Brief eines jungen deutſchen Mahlers und die Bildniſſe der Mahler. Dieſe literariſche Erſcheinung ward in Deutſchland, beſonders aber in Rom von den daſelbſt lebenden deutſchen Künſtlern, mit großem Beifalle aufgenommen, und brachte die bereits Wurzel faſſende Vorliebe für die ältern Meiſter und ihre Werke der Entwickelung um vieles näher. Der in dieſer Schrift

herrſchende Geiſt ſtrebte in ſeinen künſtleriſchen Anſichten der zergliedernden Kritik entgegen, und drang mit lebendiger Beredſamkeit auf andächtige Begeiſterung und religiöſe Gefühle. Dabei empfahl der Verfaſſer mit eindringlicher Wärme das Studium der meiſt vernachläſſigten Künſtlergeſchichte und vorzüglich die Leſung des Vaſari. Nach der Erſcheinung jenes Buchs hatten ſich beide Freunde vorgenommen, die Geſchichte eines Künſtlers zu ſchreiben. So entſtanden Franz Sternbalds Wanderungen, herausgegeben von L. Tieck 1798. In einem gewiſſen Sinne, beſonders in Beziehung auf den Plan und den erſten Theil dieſes Werks, gehört unſerm Wackenroder nach Tiecks Zeugniſſe ein Theil des Ganzen, ob ihn gleich ſeine Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Die Krankheit endete 1798 mit einem herben Tode. Unbeſtimmte Sehnſucht und die Gluth ſeiner in der Kunſt ſchwelgenden Phantaſie hatte ihn vor der Zeit verzehrt. So ging ein ſanft leuchtender Stern unter, ohne noch culminirt zu haben. Doch müſſen wir mit Liebe und Rührung ſeiner gedenken, wenn wir auch mit Göthe und ſeinen Kunſtfreunden (ſ. Göthe's Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden, 2. Heft) darüber einig ſind, daß jene Lehre, wie ſie ſich in den genannten Werken ausſprach, auf die wahre Kunſt nachtheilig wirken muß, daß dabei die bewährteſten Kunſtregeln vernachläſſigt werden, und ſich ſo der Eifer, durch gründliche Studien zur Meiſterſchaft zu gelangen, immer mehr verkühlt. Den Nachlaß von W. gab Tieck 1799 in den Phantaſien über die Kunſt heraus, in welchen der erſte und fünfte Aufſatz, nämlich die Schilderung, wie die alten deutſchen Künſtler gelebt haben, und die Peterskirche, von Wackenroder herrühren. Die ſämmtlichen Aufſätze von Wackenroder ſind vor kurzem in einer neuen Ausgabe der Herzensergießungen erſchienen. Tieck hat im zweiten Hefte ſeines poetiſchen Journals Wackenroders Andenken in rührenden Sonetten gefeiert. bb.

Waffen. Seitdem zuerſt ein Menſch den andern vielleicht mit einem abgebrochenen Aſte anfiel, und dieſer ſich mit einem ähnlichen Inſtrumente vertheidigte, hat man fortwährend darauf gedacht, dieſe Inſtrumente ihrem Zwecke entſprechender zu machen, und die Waffen hatten ſchon eine ziemliche Ausbildung erlangt, als die Erfindung des Schießpulvers nothwendig ein ganz anderes Bewaffnungsſyſtem herbeiführte, das in ſteter Entwicklung fortſchreitend jetzt zu einer gewiſſen Vollkommenheit gediehen iſt. Es würde zu weit führen, die Waffen aller Zeiten hier durchzugehen, wir müſſen uns daher beſchränken, die bei der jetzigen Kriegsführung gebräuchlichen abzuhandeln. Man theilt ſie ein in Schutz- und Trutzwaffen, wovon die erſten blos den Angriff des Feindes paſſiv abzuhalten, wie der Küraß, der Helm, die Achſelſchuppen, die letztern zum Angriff beſtimmt ſind, obwohl einige derſelben auch zur activen Vertheidigung geeignet ſind, wie der Degen, Säbel, die Lanze u. ſ. w. Unſerm Zwecke entſprechender iſt die Eintheilung in Feuerwaffen und das blanke Gewehr, deren Name ſchon ihre Benutzung angiebt, und die wir hier näher betrachten. — Die Feuerwaffen zerfallen 1. in das Geſchütz, dieſes umfaßt Kanonen, Mörſer und Haubitzen, worüber, wie über die Congreveſchen Raketen, die einzelnen Art. nachzuſehen ſind. 2. In das kleine Gewehr. Wegen der Allgemeinheit des Gebrauchs nennen wir hier zuerſt A) die gewöhnliche Infanterieflinte. Ihre Conſtruction iſt zwar in den verſchiedenen Armeen verſchieden, es läßt

ſich aber im Allgemeinen der Lauf 3½ Fuß lang, die Kugel gegen 2 Loth, die Ladung halbkugelſchwer annehmen, wo von 300 Schritt her gewiſſe — natürlich immer zunehmende — Wirkung zu erwarten iſt. B) die gezogene Kugelbüchſe, als eigenthümliche Waffe der Jäger. Sie gewährt zwar mehr Sicherheit des Treffens, wirkt auch auf größere Diſtanzen, geſtattet aber nur ein langſames Feuer. Hierbei ſind noch die Standbüchſen, Doppelhaken und Wallmusketen zu nennen, die von ſtärkerm Caliber als die gewöhnlichen Büchſen und deshalb viel ſchwerer ſind, ſonſt wohl auch im Felde gebraucht, dann ziemlich vergeſſen wurden, jetzt aber hier und dort für den Feſtungskrieg wieder hervorgeſucht worden ſind, wo ſie allerdings auf beträchtliche Weiten einen ſichern Schuß geben und den Belagerer gar ſehr incommodiren. C) Der Carabiner, das größere Schießgewehr des Cavalleriſten. Da man indeß eingeſehen hat, daß das Hervorbringen einer großen Feuermaſſe dem eigentlichen Zwecke der Reiterei unangemeſſen, der Schuß vom Pferde ziemlich unſicher, und der Carabiner deshalb eine unnütze Laſt iſt, ſo hat man ſie im Allgemeinen abgeſchafft, und in mehrern Armeen nur einigen Mann der Escadron gelaſſen, die beſonders im Zielſchießen geübt, beim Plänkern ꝛc. gleichſam als Schützen zu Pferde nützliche Dienſte leiſten. D) Die Piſtole, ebenfalls dem Cavalleriſten eigenthümlich (die Mineurs ſind indeß gewöhnlich auch damit verſehen), der ſich ihrer beim zerſtreuten Gefecht bedient. Bei der großen Unſicherheit des Treffens iſt wohl ihr hauptſächlichſter Nutzen der, daß die Vedetten damit bei des Feindes Annäherung Signale geben können. Die blanken Waffen laſſen ſich eintheilen 1. in Stoßwaffen, die blos durch die Spitze wirken. Dieſe ſind a) das Bajonnet, das auf der gewöhnlichen Infanterieflinte angebracht, den Mann zum Ferngefecht und Handgemenge zugleich fähig macht (die Pike, die man mehrfach vorgeſchlagen hat, leiſtet das erſtere gar nicht und wird deshalb ſchwerlich wieder eingeführt werden); wegen der Cavallerie iſt es nöthig, daß Flinte und Bajonnet zuſammen ſo lang ſind, daß der damit ſich deckende Soldat von dem Reiter mit dem Säbel nicht abgereicht werden kann. Um dem Jäger ein ähnliches Deckungsmittel zu verſchaffen, hat man an ſeinem Hirſchfänger eine Vorrichtung angebracht, daß er als Bajonnet auf die Büchſe geſetzt werden kann. b) Die Lanze, der leichten Cavallerie eigen; ihr geſchickter Gebrauch ſetzt ungemeine Übung voraus, während der ungeſchickte Lanzenreiter eine ſichere Beute ſeines Feindes iſt. Man könnte an ihr tadeln, daß ſie eine gewiſſe Halbheit herbeiführe, indem nicht zu erwarten iſt, daß der Mann auf Lanze und Säbel gleich geübt ſeyn und auf beides gleiches Vertrauen ſetzen werde. Am wirkſamſten und wirklich furchtbar wird ſie bei Verfolgung des in Unordnung gerathenen Feindes, wo ſie der Cavalleriſt bei weitem mehr als den Säbel fürchtet, der Infanteriſt aber nicht einmal durch Niederwerfen auf die Erde ſich ihren gefährlichen Wirkungen entziehen kann. 2. Hiebwaffen, die blos mit der Schneide wirken. Dies iſt der etwas gekrümmte Säbel, der mit vollem Arme geführt hackend wirkt und der leichten Cavallerie eigen iſt (die ſehr gekrümmten Säbel der türkiſchen Reiterei werden mehr ſchneidend angewendet). 3. In vermiſchte, die mit der Spitze und Schneide zugleich wirken, dies iſt der Degen mit gerader ſpitzer Klinge, zum Hieb wie zum Stoß brauchbar, zum letztern jedoch noch mehr geeignet; die franzöſiſche ſchwere Cavallerie führte dergleichen und brauchte ſie meiſt nur zum Stich, worauf ihre ganze Fechtart

berechnet war, da man, und nicht ganz mit Unrecht, annahm, daß der Stoß bei weniger Kraftaufwand gefährlicher verletze und ſchwerer parirt werde, als der Hieb. Zu welcher dieſer Gattungen das Seitengewehr der Infanterie gerechnet werden könne, ſehen wir nicht deutlich ab, da es weder zum Hieb noch zum Stich benützt wird, ſondern lediglich als Zierrath dient. Um es nutzbar zu machen, könnte man ihm die Form der ſogenannten Faſchinenmeſſer mit breitem Rücken geben, wo es, wenn auch nicht als Waffe, doch als Inſtrument gebraucht werden möchte. Daß in den Feſtungen, in deren Arſenälen ſich Morgenſterne, Sturmſenſen ꝛc. vorfinden, dieſe an die Vertheidiger eines Werks, auf das der Feind einen Sturm beabſichtigt, vertheilt werden, um ihm das Erſteigen der Bruſtwehr zu erſchweren, erwähnen wir blos im Vorbeigehen, und bemerken ſchließlich noch, daß beim Geſchütz auf die verſchiedenen Arten der Schiffskanonen keine Rückſicht genommen worden iſt.

Wagen. Ein Gerüſt auf zwei bis vier Rädern, zum Fortſchaffen von Laſten beſtimmt, kann ein Wagen genannt werden. Der Gebrauch der Wagen iſt ſehr alt. Ohne Zweifel ſind ſie aus der Schleife entſtanden, die man auf Walzen legte, und dadurch das Fortbewegen erleichtert fand. Man ſchnitt aus den Walzen Scheiben, die man zum Umdrehen einrichtete und an das Fuhrwerk befeſtigte: ſo erfand man die Räder. Nach Moſes war Ägypten das Land, wo man zuerſt die Wagen gebrauchte. Die Chineſen ſchreiben die Erfindung des Wagens dem Hiene-Yuene zu, der zwei Stücken Holz zuſammenlegte, eins der Länge nach und eins die Quere. Die Griechen hielten Erichthonius den vierten König von Athen, für den Erfinder deſſelben, und erzählten, er habe ſich, weil er lahm war, deſſelben bedient. Die zweirädrigen Wagen mögen wohl die erſten geweſen ſeyn; doch gedenkt ſchon Homer auch der vierrädrigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuſchrieb. Ein Gegenſtand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden. Man zog die Sänfte und das Reiten als bequemer und anſtändiger vor. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht: Moſes erwähnt ſchon der Rüſtwagen des Pharao. Bei den Griechen ſoll Theſeus die Streitwagen eingeführt haben. Sie waren unter gewiſſen Umſtänden ſehr verderbliche Waffen. Die Pferde waren mit Eiſenſchuppen bedeckt, vorn an der Deichſel befanden ſich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit ſolchen Sichelwagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Die Griechen bedienten ſich zweirädriger Wagen (die Räder waren niedrig und die Wagen hinten offen) bei Wettrennen und im Kriege, auf denen die Helden ſtanden und von denen aus ſie ihre Wurfſpieße warfen. Die Römer bedienten ſich ſchon frühzeitig der Wagen; ſchon auf den zwölf Tafeln wird die Arcera erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu ſie die Wagen beſtimmten, gaben ſie denſelben auch verſchiedene Benennungen, als Carpentum, ein zweirädriges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, deren ſich beſonders die römiſchen Damen bedienten. Im zweiten puniſchen Kriege wurde der Gebrauch derſelben als Luxus verboten, bald aber wieder freigegeben; Carruca, eine Art Staatswagen mit vier Rädern, deſſen ſich die Vornehmen zu bedienen pflegten, gewöhnlich von Mauleſeln gezogen; Plinius gedenkt ſeiner zuerſt; Cisium, Essedum u. ſ. w. waren Benennungen von andern Arten von Wagen. Die merkwürdigſten Wagen waren die Triumphwagen der Römer. Sie waren verſchieden beſpannt; Camillus beſpannte ſie

mit vier weißen Pferden, Marcus Antonius mit Löwen, Pompejus mit Elephanten, Heliogabalus mit Tigern, Aurelian mit Hirſchen u. ſ. w. In ältern Zeiten mußten beſiegte Fürſten den Wagen des Triumphators ziehen. — Die Wagen werden entweder von Thieren oder Menſchen bewegt, oder auch durch Maſchinerien. Letzteres iſt ſchon eine ſehr alte Erfindung; denn man erzählt, daß bei den Panathenäen eine Galeere, die durch inwendig angebrachte Räder getrieben wurde, durch die Stadt gefahren ſey, wie wenn ſie auf dem Meere hinſegelte. Von dem engliſchen Franziscanermönche Roger Baco bis zu dem Herrn von Drais herab, wurden ſolcher ſich ſelbſt bewegenden Wagen viele erfunden, allein noch keine dieſer Erfindungen ſchien von bedeutendem Erfolge. Bald iſt die Maſchinerie zu complicirt, bald fodert ſie zu viel Kraftaufwand, bald ſind andere unvermeidliche Unbequemlichkeiten damit verbunden. Für wichtiger ſollte man die Erfindung, Wagen mittelſt der Segel in Bewegung zu ſetzen, halten, allein es blieb noch immer bei Verſuchen. Simon Stevin aus Brügge erfand einen ſolchen Windwagen, der wie ein anderer Wagen mit Rädern u. ſ. w. verſehen war, und in dem 28 Perſonen ſitzen konnten. Er ging auf dem flachen Lande ſo ſchnell, daß er in zwei Stunden vierzehn holländiſche Meilen zurücklegte. Der Engländer Slater reiſ'te auf einem Wagen mit ſtarken Rädern, der durch Segel getrieben wurde, von Alexandria nach Baſſora; er legte bei ſtarkem Winde in einer Stunde vier deutſche Meilen zurück. — Eine große Umwandlung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verſpricht die Erfindung des Herrn von Baader in München hervorzubringen, wie er dieſelbe angekündigt hat. Über die Erfindung und die Geſchichte der Fuhrwerke, Wagen und die Beſpannung derſelben bei den Alten vergleiche man das mit vielen Kupfern verſehene Prachtwerk des Hrn. Günzerot, k. bayr. Wageninſpectors, das derſelbe im Jahre 1817 herauszugeben angefangen hat.

Wagen (electriſcher), heißt ein kleiner dreiräbriger Wagen mit einem Haspel, auf welchen die leitende Schnur des electriſchen Drachen gewunden iſt. Man bedient ſich deſſelben, um die Schnur nicht mit der Hand halten zu dürfen, und vor der herabgeleiteten Electricität geſichert zu ſeyn.

Wagenburg, eine Verſchanzung von Wagen, war in ältern Zeiten im Kriege ein gewöhnliches Vertheidigungsmittel durch in einander geſchobene Wagen, hinter welchen die Fußvölker gegen die Angriffe der Reiterei geſichert waren. In den ehemaligen Kriegen der Schweizer und der Huſſiten, auch bei andern Heeren bediente man ſich dieſes Mittels öfters. Der ſtärkere Gebrauch der Artillerie in den neuern Zeiten hat auch dieſe Art der Vertheidigung unſtatthaft gemacht. — **Wagenburg** wird auch die ganze Maſſe der Proviant- und Bagagewagen genannt, die zu einem Armeecorps gehören.

Wagerecht, horizontal, ſ. **Horizont**.

Wagram (Schlacht bei), am 5ten und 6ten Juli 1809 von Napoleon gegen das öſterr. Heer unter Erzherzog Carl gewonnen. Napoleon hatte am 4ten Juli den größten Theil ſeiner Truppen auf der Lobauinſel concentrirt, um zehn Uhr Abends begann ein heftiges Feuer aus allen Batterien gegen Enzersdorf und die von den Öſterreichern gegen den wahrſcheinlichen Übergangspunkt errichteten Verſchanzungen; unter dem Schutz dieſes Feuers gingen zuerſt 1500 Voltigeurs, welche ſich ſogleich des Dorfes Mühllaiten be-

mächtigten, dann 2500 Mann, von zwei Uhr an aber die ganze Armee auf schnell geschlagenen Brücken auf das linke Ufer über. Am Morgen des 5ten entfaltete sich das französische Heer so, daß Bernadotte bei Aspern den linken Flügel bildete, ihm zur rechten die italienische Arme bei Eßlingen, dann Massena (der die dort angelegten Verschanzungen umging und Enzersdorf nahm), nachher Oudinot eine Linie formirten, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Diese Linie, welche eine zahlreiche Artillerie zerstreut vor sich hatte, drängte die Österreicher den Tag über langsam zurück und befand sich Nachmittags vier Uhr in der Richtung von Glinzendorf über Raschdorf hinaus. Erzherzog Carl bestand dieses Gefecht mit drei Armeecorps, der Cavallerie- und der Grenadierreserve und zog sich fechtend hinter den Rußbach zurück. Wir können den Gang des Gefechts, so wie den von den Sachsen versuchten Angriff auf Wagram, nicht im Detail darlegen, er führte auch keine Entscheidung herbei, die von dem folgenden Tage zu erwarten stand. Am 6ten früh war die Aufstellung der franzöſ. Armee folgende. Der äußerste linke Flügel gegen Hirschstätten verlängert, Bernadotte, Massena; das Centrum bei Raschdorf, die Garden und die italienische Armee; dann rechts Marmont und Oudinot; Davoust auf dem äußersten rechten Flügel bis über Glinzendorf hinaus; sie wird zu 150,000 Mann mit 584 Geschützen angegeben. Die Schlachtdisposition der österreichischen Armee, welche ungefähr 93,000 Mann mit 410 Geschützen zählte, war: das sechste Corps (Klenau), welches sich rechts an die Donau stützte, war nebst dem dritten (Collowrath marschirte über Leopoldau gegen Breitenlee und ließ eine Brigade mit einer Batterie bei Stammersdorf) und dem Grenadiercorps (d'Aspré) zum Angriff des linken Flügels bestimmt; das Reservecorps unter Fürst Lichtenstein rückte links diesen zwischen Süßenbrunn und Aderklaa vor; das erste Corps (Bellegarde) rückte gegen Aderklaa und hielt anfänglich die Höhe hinter Wagram besetzt, das zweite, Fürst Hohenzollern, sollte den Rußbach aufs äußerste halten und bei günstigen Erfolgen mit den Übrigen in gleicher Höhe vorgehen, das vierte Corps (Fürst Rosenberg) mit der Abtheilung des Erzherzogs Johann (welcher durch wiederholte Befehle von Preßburg herbeigerufen ward) den rechten franzöſ. Flügel angreifen, das fünfte Corps (Fürst Reuß) war bestimmt, den Spitz, die schwarze Lache und die übrigen Punkte an der obern Donau zu halten, es stand mit der Hauptmacht am Bisamberg. Die Tendenz dieser Anordnungen war, den Feind, dessen Debouchiren man nicht wie bei Aspern hatte verhindern können, durch einen lebhaften Angriff auf seinen linken Flügel (also an der gefährlichen Stelle der Communication mit der Lobau) an energischen Unternehmungen gegen den eignen linken Flügel zu hindern, den man schon vor der Schlacht als den Punkt erkannte, wo die ungünstige Entscheidung lag. Der rechte österr. Flügel begann den Angriff nach der gegebenen Disposition, Klenau stieß hinter Leopoldau auf den Feind und warf ihn ungeachtet der aus dem Centrum erhaltnen Verstärkungen mit einem Verluste von zehn Kanonen bis hinter Enzersdorf zurück, er ließ Aspern, Eßlingen und Enzersdorf besetzen, blieb mit seiner Hauptmacht zwischen Aspern und Breitenlee stehen und erwartete hier die Fortschritte des Centrums (früh 10 Uhr). Collowrath besetzte letztern Ort und verlängerte Klenau's Linie; Lichtenstein stellte sich mit den Grenadieren

und ſeinem Corps zwiſchen Süßenbrunn und Aderklaa auf, ſchlug einen Angriff Maſſena's auf dieſes Dorf ab, wobei ihm vierhundert Gefangene und vier Fahnen in die Hände fielen, und rückte dann gegen Breitenlee in gleiche Höhe mit Collowrath. Bellegarde war während deß bis zwiſchen Wagram und Adlerklaa vorgegangen und hielt ſich hier; Roſenberg griff Glinzendorf und Großhofen an, ward aber von dem überlegenen Feinde zurückgeworfen und zog ſich bis Markgrafen-Neuſiedel zurück, wo er das Gefecht durch eine Kanonade unterhielt. Eine feindliche Colonne begann hier die Umgehung durch den Marſch auf Loibersdorf. Napoleon hatte durch den mißlungenen Angriff auf Aderklaa doch ſo viel bewirkt, daß das Centrum (1ſtes und 2tes Corps) nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrückte, wodurch eine ſchädliche Ausdehnung der ſo im eingehenden Winkel laufenden öſterreichiſchen Schlachtordnung entſtand; er wußte ſie darin feſtzuhalten und damit weitere Offenſivbewegungen zu hemmen. Jetzt ſchritt der Feind, der indeß die Umgehung des linken Flügels bewirkt hatte, von Oberſiebenbrunn und Glinzendorf aus zum lebhaften Angriffe deſſelben, und ſuchte beſonders die Stellung bei Markgrafen-Neuſiedel zu forciren *); Fürſt Roſenberg behauptete ſich hier nur mit großem Verluſt. Während nun gleichzeitig der öſterreichiſche rechte Flügel mehrere ſtarke Angriffe abgewieſen hatte, machte Napoleon einen Verſuch, die Schlacht durch Zerſtreuung des Centrums zu entſcheiden. Maſſena griff, von Macdonald, Nanſouty und den Garden zu Pferde unterſtützt, mit hundert Kanonen Aderklaa an, auf halbe Schußweite begannen dieſe ihr Feuer, Macdonald warf ſich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das dritte Corps zuſammenſtießen. Gelang es hier durchzubrechen, ſo war das öſterreichiſche Heer in zwei Theile geſchieden unrettbar verloren, aber eine von Fürſt Lichtenſtein angeordnete geſchickte Rückbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, ſo wie die ungemeine Tapferkeit der Truppen ließ dieſen Verſuch ſcheitern; alle wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie und Infanterie, in ſtarken Maſſen kraftvoll ausgeführt, blieben ohne Erfolg. (Ungefähr zwölf Uhr Mittags.) Wenn in dieſen Momenten Erzherzog Johann, wie er ſollte, auf dem linken Flügel anlangte, ſo hätten entſchieden günſtige Reſultate erlangt werden müſſen; dies geſchah aber nicht und die franzöſiſchen Truppen, welche bisher längs des Rußbaches geſtanden, zogen ſich, Fürſt Roſenberg überflügelnd, ſo weit rechts, daß dadurch die Front des Fürſten Hohenzollern degagirt wurde, er ſendete darauf unaufgefodert jenem Unterſtützung, welche zur Verlängerung des gegen die Überflügelung gebildeten Hakens benutzt ward. Beim dritten Angriff bemächtigte ſich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen-Neuſiedel, Fürſt Roſenberg zog ſich nach einigen vergeblichen Verſuchen, ſie wieder zu nehmen, in der Richtung von Wolkersdorf zurück. Fürſt Hohenzollern folgte dieſer Bewegung und ſtellte ſich bei Enzesfeld auf, die Straße nach Mähren deckend, der rechte Flügel mußte demnach die errungenen Vortheile aufgeben und zog ſich in großer Ordnung zurück, zuerſt Bellegarde über Gerasdorf bis vor Hagenbrunn, Fürſt Lichtenſtein bis zwiſchen Säuring und Stammersdorf,

*) Sie wird durch einen alten Thurm marquirt, die längs des Rußbaches laufenden Höhen fallen hier ab; ſie war als Schlüſſel der ganzen Stellung zu betrachten, ſo wie denn auch ihr Beſitz die Schlacht entſchied.

in derſelben Richtung Collowrath und Fürſt Reuß; Klenau deckte dieſe Bewegungen, blieb die Nacht hindurch bei Stammersdorf ſtehen und ſchlug erſt am folgenden Morgen die Straße von Böhmen ein, auf welcher die genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Erzherzog Johann — welchen, wie angegeben wird, die Verſammlung ſeines Corps bei Preßburg aufgehalten hatte — traf erſt ſpät am Abend auf dem Schlachfelde im Rücken des Feindes ein, machte einige Gefangene und zog ſich, da er alles ſchon entſchieden ſah, der eigenen Sicherheit halber hinter die March zurück. Der Feind verfolgte bei allen jenen rückgängigen Bewegungen faſt nur mit Kanonenfeuer, welches indeß bedeutenden Verluſt verurſachte. Man ſieht aus dieſer Darſtellung, bei der jede Detailbeſchreibung übergangen werden mußte, daß die Schlacht von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Debouchiren mit vieler Geſchicklichkeit eingeleitet, durch die Niederlage des linken öſterr. Flügels entſchieden ward. Beide Armeen haben darin mit großer Tapferkeit gefochten; der Verluſt der Öſterreicher mochte 23,000 Todte und Bleſſirte betragen, darunter mehrere Generale; ſie hatten dabei 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Kanonen erobert; der Verluſt der Franzoſen iſt nicht geringer zu berechnen, auch ſie rühmten ſich mehrerer gewonnenen Trophäen und Gefangenen, unter denen ſich aber viele Verwundete befanden.

Wahabi, Wahabiten oder Wachabiten nannten ſich mehrere arabiſche Völkerſtämme, welche ſich zu dem religiöſen Glauben bekennen, den Scheik Muhamed, Abd-el Wahabs Sohn, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lehrte und gleich dem Stifter der Koransreligion, durch Klugheit, Tapferkeit und Muth zu verbreiten wußte. Scheik Muhamed, zu dem großen Völkerſtamme der Tamini gehörig (geboren 1729 in der Stadt Ajen, die nahe an der Wüſte im Diſtricte Al Ared liegt), hatte ſich in Baſſora, Bagdad und Damascus eine große Gelehrſamkeit erworben. Er lehrte zuerſt in Ajen, und bald gewann er die Bewohner des Landſtrichs Al Ared. Auf göttliche Eingebung ſich berufend, lehrte er, übereinſtimmend mit dem Koran, deſſen Glaubensvorſchriften er nur theilweiſe annahm, das Daſeyn eines einzigen Gottes, des Urhebers der Welt, des Belohners des Guten, des Rächers des Böſen; aber er verwarf alle im Koran enthaltenen Traditionen, beſonders die von dem Propheten Mohammed, dem Idol der Moslem, den er nur einen von Gott geliebten Menſchen nannte, deſſen Anbetung er als ein, mit der wahren Verehrung der Gottheit im ſchrecklichſten Widerſpruche ſtehendes, Verbrechen bezeichnete; auch verbot er die Pracht und den Reichthum, welchen man in den Moſcheen der Mohammedaner antrifft. — Wer ſich dieſer neuen Lehre widerſetzt, ſoll mit Feuer und Schwert vernichtet werden. Um dieſes zu bewirken, gewann jener Reformator Arabiens für dieſelbe zuerſt den Herrn von Drehyah und Lahſa, Ebn-Sehud, den er dann zum Fürſten (Emir) und Beſchützer der neuen Secte ausrief, ſich ſelbſt aber zum oberſten Prieſter derſelben erklärte, und ſo die geiſtliche und weltliche Macht, die in Ebn-Sehuds und Scheik Muhameds Familie forterbte, für immer von einander trennte. Der Hauptſitz der Wahabi's ward die Reſidenz ihres erſten Beſchützers Sehud, die Stadt Drehyeh, in der Provinz Nedjed und Jemama, 54 Meilen weſtlich von Baſſora. Da die neuen Glaubensgenoſſen bis zum höchſten Fanatismus begeiſtert, zu allen Entbehrungen bereit (die Ent-

behrung des Caffees und Tabacks, wie den Nichtgebrauch aller ſeidenen Kleidungsſtücke ſchreibt ihnen ihr Geſetz vor), unermüdet, tapfer und grauſam waren, da Glauben oder Sterben ihr Loſungswort blieb, ſo verbreitete ſich ihr Reich mit unglaublicher Schnelligkeit unter den umherſtreifenden arabiſchen Stämmen, von welchen ſie nach kurzer Zeit 26 unterjocht, ſich einverleibt und zugleich mit dem Haß gegen den reinen Islam der Mohammedaner und mit der Luſt zur Erbeutung des Moſcheenreichthums erfüllt hatten. Sehuds Sohn und Nachfolger Abd=Elaziz konnte ſchon ein Heer von 120,000 ſtreitfähigen wohl berittenen Männern ins Feld ſtellen. Mit Kameelen und Pferden wohl verſehen, mit Schwert und Spieß wohl bewaffnet, waren die Wahabis, den Beduinen (ſ. d. Art.) ähnlich, auch ohne eine bedeutende Artillerie, die ſie ſich erſt erobern mußten, gefährliche Feinde. Die Natur des Landes, Lebensweiſe und Glauben haben ihren Charakter gebildet, der nach den bergigen Gegenden ihres Stammlandes noch wilder und kühner iſt, als der der erſten Anhänger Mohammeds. Vorzüglich die Zerrüttung, welche die hohe Pforte in allen Theilen ihrer Herrſchaft, alſo auch in den arabiſchen ſogenannten Schutzländern, dulden mußte, begünſtigten die Unternehmungen der Wahabi's, welche ſchon von ihrem Sitze zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und dem rothen Meere aus, mehrere Theile der aſiatiſchen Türkei berührt hatten, ehe man gegen ihre Verheerungen und Bekehrungen die geringſten Maaßregeln nahm. Erſt 1801 erhielt der Baſcha vom Bagdad Befehle, mit den dem Mohammedanism treugebliebenen Volksſtämmen gegen die Wahabi's zu marſchiren, welche aber den gegen ſie geſchickten Feldherrn durch große Geſchenke zum Rückzuge bewogen, und dann die Stadt Iman=Huſſein überfielen, zerſtörten und nach Erbeutung vieler Schätze in ihre Wüſten zurückflohen. Bei dieſer Unternehmung hatten die Wahabi's auch die Moſchee des von den Perſern hochverehrten Ali beraubt. Der perſiſche Monarch Fath Ali drohte ihnen vergebens mit ſeiner Rache, er ward durch innere Kriege davon abgehalten. Nun lüſtete den kühnen Wahabi's nach den weit größern Schätzen, welche ihnen die heilige Stadt Mecca verhieß. Dort hatte der jüngere Bruder Ghalab dem ältern Abd=Al=Mein das Scherifat geraubt; um dieſes zu rächen, ſandte Abd=Elaziz ſeinen Sohn Sehud mit 100,000 Mann gen Mecca, wo er den Ghaleb in die Flucht ſchlug, an der Eroberung der Stadt ſelbſt aber verhindert wurde durch die Ankunft der großen Karavane unter Führung des Paſcha von Damask. Dieſer traf mit Sehud einen Vergleich, nach welchem er drei Tage in Mecca verweilen, ſich aber in den Bruderſtreit über das Scherifat nicht miſchen durfte. Nach dem Abzuge der Karavane nahmen die Wahabi's die heilige Stadt ohne Widerſtand ein, ermordeten viele Sheiks und beim Islam treuverharrende Mohammedaner, ſetzten den Abd=Al=Mein wieder ein als Scherif, zerſtörten alle heiligen Denkmale und führten unermeßliche Schätze von dannen. Nur wenige hundert Mann ließ Sehud als Beſatzung zurück, und verſuchte vergeblich die Eroberung von Dſchidda und Medina. Er ward hier überall in die Flucht getrieben, und zog ſich daher nach Drehyeh, wo indeß im J. 1803 ſein Vater von einem Perſer ermordet worden war, zurück. Sehud ward nun Fürſt der Wahabi's; ihr Oberprieſter war Sheik=Muhammeds älteſter Sohn, Huſſein der Blinde. Die erlittenen Unglücksfälle wurden bald wieder verſchmerzt, die Wahabi's erſchienen (1806) zahlreicher als je, plünderten die zum heiligen Grabe wallfahrtende

Karavane, erbeuteten den Mahmel (eine prächtige Lade, in welcher der Großherr jährlich die für des Propheten Grab beſtimmten Geſchenke ſendet), eroberten Mecca, Medina, ſelbſt Dſchidda, bezeichneten alle ihre Tage durch Blutſtröme und durch Bekehrungen, unter denen die des Mufti von Mecca die meiſte Verwunderung erregte. Die Furcht vor den Wahabiten verbreitete ſich im ganzen Morgenlande, und ſelbſt die Britten beſorgten, durch ſie in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem ſich einige Kriegerhorden nach dem perſiſchen Meerbuſen zu zogen, mit den dortigen Seeräubern ſich vereinigten und die Verbindung zwiſchen Baſſora, Muskate und Indien beunruhigten. Die Britten nahmen daher den Iman von Muskate, gegen den ſich ſein Bruder im Lande Oman empört hatte, wider die Wahabiten in Schutz und ſchickten ihm von Bombay (1809) eine Escadre nebſt Landtruppen zur Züchtigung ſeiner und ihrer Feinde. Dieſer Zweck ward denn auch durch mehrere See- und Küſtengefechte, wie auch beſonders durch die Zerſtörung des Hauptſammelplatzes Ras el Elyma (Kherim), wo 3200 Einwohner getödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen ſich die Britten vom Iman, um ihm ferner nahen Schutz angedeihen laſſen zu können, die durch ihre reichen Perlenfiſchereien berühmten Inſeln des perſiſchen Meerbuſens Bahrein und Zebora ausbedungen. Im Jahre 1810 rief die hohe Pforte den Mohamed Ali, Paſcha von Cairo, und die von Damask und Akre auf, gegen den Paſcha von Bagdad Juſſuff Paſcha und gegen die mit ihm verbundenen Wahabi's zu ziehen. Der Paſcha von Akre vollführte dieſen Befehl mit ſo vieler Thätigkeit als Tapferkeit und eroberte Bagdad, deſſen ſeiner Schätze beraubter Paſcha Juſſuff nun zu dem wider ihn beorderten Paſcha von Cairo, ſeinem Vater, floh und dort gute Aufnahme fand. So erhielten die Wahabi's in der Zwietracht und Eiferſucht der Paſchen des türkiſchen und der Khans des perſiſchen Reichs die ſicherſte Bürgſchaft für das Gelingen ihrer Streifzüge, die vorzüglich durch die Wallfahrten nach Mecca ſehr ergiebig wurden. Bald vereinigten ſie ſich nach dem Blutbade, welches Mohamed Ali unter den Beys und Mamelucken zu Cairo anrichtete, mit den nach Oberägypten geflohenen Überreſten derſelben. Nun betrieb Mohamed Ali mit unermüdeter Thätigkeit die Rüſtungen zur Vernichtung der Wahabi's, er eroberte Jambo und Rahala (1811); als die Frucht dreier erfochtener Siege ſchickte er drei Säcke voll Wahabitenohren nach Conſtantinopel; jedoch wurden ſpäterhin keine Fortſchritte gemacht; Juſſum Paſcha, der jetzt mit ſeinem Vater, Mohamed Ali, für die Osmanen focht, ward ſogar zum Rückzuge gezwungen. (Er ſtarb bald darauf an der Peſt.) Allein die von ihren Bundesgenoſſen, dem Scherif von Mecca, verrathenen und von mehreren arabiſchen Stämmen verlaſſenen Wahabi's erlitten in den Engpäſſen von Sofra und Dſchudeida neue Niederlagen und wurden von der Straße nach Medina ganz abgedrängt. Dieſe heilige Stadt war ſchwach beſetzt und daher von den Osmanen leicht zu erobern; bald darauf fiel auch Mecca wieder in die Gewalt des Großherrn. Die feierliche Überreichung der Schlüſſel der wiedergewonnenen Glaubensſtädte veranlaßte zu Conſtantinopel hohe Feſte, bei welchen, wie dort gewöhnlich, die Juden häufig gemißhandelt wurden; auch wurde der gefangene Paſcha Ibin Maſan, Scheich von Dſchudeida, ein eifriger Anhänger der Wahabi's, hingerichtet. Allerdings hatte der Islam durch dieſe Siege für ſeine eigene Erhaltung, die mit dem Beſitze von Mecca und Medina und

mit dem ungeſtörten Wallfahrten der Gläubigen dorthin in enger Verbindung ſtanden, vieles gewonnen. Jedoch war die furchtbare Secte bei weitem noch nicht unterdrückt. Darum rüſtete ſich Mohamed Ali, Paſcha von Ägypten, von neuem; allein er war diesmal nicht glücklich. So verlor er durch einen Überfall auch den befeſtigten Waffenplatz Kumfida, unermeßliche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfniſſen; auch waren die perſiſchen Unruhen ſehr günſtig für die Wahabi's, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um mehrere Araberſtämme wieder mit ſich zu verbinden. Allein ihre Kühnheit war nicht mit der Klugheit großer Entwürfe gepaart. Sie unternahmen verwegene Beutezüge, ohne an die Befeſtigung ihrer Macht zu denken, während ihr Feind, der Paſcha von Ägypten, in jeder Hinſicht planmäßige Anſtalten traf, um ſie gänzlich zu beſiegen. Als daher im Jahre 1814 ihr Oberhaupt, Sehud II., geſtorben war, und unter ihnen wegen der Nachfolge bedeutende Unruhen ausbrachen, erlitten ſie mehrere Niederlagen. Entſcheidend war der Sieg, den Mohamed Ali im Anfange des Jahres 1815 über ſie bei Baſſila, unweit der Stadt Tarabe, erfocht. Doch war es ſchwer, ſie im Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen. Endlich gelang es dem tapfern Sohne des Paſcha, Ibrahim, die Wahabiten und deren Oberhaupt, Abdallah Ben Sund, im Jahre 1818 letztern gänzlich zu ſchlagen und in ſeinem befeſtigten Lager, vier Tagemärſche von der Hauptſtadt Drehyeh, einzuſchließen. Das Lager zu Baridah ward den 8ten September erſtürmt, 80 Stück Geſchütz erobert, 20,000 Streiter ermordet und Abdallah ſelbſt gefangen genommen. Hierauf unterwarfen ſich die Einwohner der Stadt, verlangten jedoch Amneſtie und Schonung des Lebens und der Häuſer; allein der Sieger erklärte, daß nur der Großherr dieſe Bedingungen genehmigen oder verwerfen könne. Unterdeſſen ward die Ankunft des Gefangenen, der als Rebell und als abtrünniger Glaubensfeind gleich große politiſche Wichtigkeit für die hohe Pforte hatte, als ein Nationaltriumph zu Conſtantinopel gefeiert. Dann ward er nebſt ſeinem Mufti und Schatzmeiſter in Ketten dem Großſultan vorgeführt, vom Divan verhört und nebſt ſeinen Mitgefangenen enthauptet (den 17ten December 1818). Zwar ſollen noch einige Schaaren der Wahabiten in der Wüſte umherſtreifen, und die ſchöne heldenmüthige Tochter des Stifters der Secte ſoll ihre Anführerin ſeyn; allein der Hauptſitz Drehyeh iſt, nachdem der Großherr die von den Beſiegten gemachten Vorſchläge dem Gutdünken des Paſcha von Ägypten überlaſſen hatte, von dieſem gänzlich zerſtört, und die Einwohner ſind, nach dem Verluſte ihrer Habe, überall hin zerſtreut worden *). Da nun auch der tapfere Sohn des Paſcha, außer dem Innern von Arabien, Yemen erobert und den bisher unabhängigen Imam des Landes zu Mecca der hohen Pforte unterworfen hat (er entrichtet an den Großherrn einen jährlichen Tribut von 2000 Centner Caffee), ſo ſcheint es, daß die Vertilgung der Wahabiten zugleich

*) Drehyeh lag, durch Steppen und Gebirge geſchützt, 60° O. B. 26° W. B. in der großen ſechzig Meilen langen Schlucht Wadyhenisch, umgeben von Gärten und Fruchtfeldern, 130 Stunden öſtlich von Medina (oder ſiebzehn Tagereiſen), 100 Stunden ſüdweſtlich von Baſſora, und 160 Stunden ſüdöſtlich von Jeruſalem. Sie war zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit, häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, und hatte 2500 ſteinerne Häuſer, 28 Moſcheen, 30

die Macht der Pforte (oder vielmehr des großen Mohammed Paſcha von Ägypten) in dem bisher ſeit Alexander von Macedonien von noch keinem Eroberer unterjochten Arabien dauerhaft befeſtigt und weiter als jemals ausgebreitet habe.

Wahlanziehung, ſ. Verwandtſchaft (chemiſche).

Wahlcapitulation, ſ. Capitulation.

Wahlreich. Unter dieſer Benennung verſteht man ein Reich, deſſen Oberherrſchaft dem Regenten nur für ſeine Perſon, nicht aber zugleich für ſeine Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das deutſche Reich und das Königreich Polen. Wenn auch, beſonders in Deutſchland, dem verſtorbenen Regenten ſein Sohn oder naher Verwandter auf dem Throne folgte, ſo geſchah dies doch immer durch die freie Wahl der Stände. Den Wahlreichen ſind die Erbreiche entgegengeſetzt, in denen eine beſtimmte Erbfolge der regierenden Familie eingeführt iſt. Über die Vorzüge und Nachtheile beider Formen iſt viel geſtritten worden. Die Völker, bei denen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt ward, hielten eiferſüchtig über dieſes Vorrecht, weil ſie glaubten, ihre Rechte und Freiheiten auf dieſe Art am beſten behaupten zu können. Die ſchädlichen Uneinigkeiten, welche das ehemalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigten, haben wohl den einleuchtendſten Beweis gegeben, daß eine beſtimmte Erbfolge vorzuziehen ſey. Auch in Erbreichen kann der Fall eintreten, daß nach Abgang des regierenden Geſchlechts die höchſte Gewalt auf das Volk zurückfällt, das ſich dann einen Regenten nach Willkühr wählen kann. Fälle dieſer Art haben in neuern Zeiten in England und Schweden Statt gefunden. Zwiſchen einem Wahl- und Erbreiche iſt noch der wichtige Unterſchied, daß in dem letztern der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt betrachtet wird, ſondern die Regierung geht unmittelbar an den beſtimmten Nachfolger über. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Monarchen als erledigt angeſehen; es entſtand ein Zwiſchenreich (interregnum), und die Regierung wurde, wenn nicht ſchon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl eines neuen Regenten von Reichsverweſern geführt.

Wahlſpruch, ſ. Symbol.

Wahlſtadt, Wahlplatz — von dem alten Worte Wal, Gefecht, todter Körper, Leiche; daher Walhalla der alten Deutſchen — ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. — Wahlſtadt, ein großes Dorf in Schleſien unweit Liegnitz an der Katzbach. Heinrich II., Herzog von Schleſien, lieferte in dieſer Gegend am 9ten April 1241 den Tartarn eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor und die Tartarn ſiegten. Zum Andenken an dieſe Schlacht wurde das Dorf Wahlſtadt erbaut. In eben dieſer Gegend ſiegte der preußiſche Feldmarſchall Blücher am 26ſten Auguſt 1813 über ein

Schulen. Die bisherigen Regenten hatten ihren Sitz in der Vorſtadt Tereif. Nach einigen Nachrichten theilten ſich die Wahabi's in drei Claſſen, in Kriegsleute, Feldarbeiter und Handarbeiter; allein da, gleich den übrigen Arabern, jeder fähige Mann in den Raubzügen ſeine Beſtimmung findet, ſo iſt wohl die Eintheilung in Prieſter, in Kriegsleute und Sklaven die richtigere.

franzöſiſches Heer (ſ. d. Art. Katzbach), und wurde deswegen und wegen ſeiner übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürſten von Wahlſtadt erhoben.

Wahlverwandtſchaft, ſ. Verwandtſchaft (chemiſche).

Wahnſinn, im Allgemeinen chroniſches Irreſeyn, oder anhaltender Verluſt der Freiheit des Bewußtſeyns. Nach Andern wird der Wahnſinn als Species angenommen, und iſt alsdann Verluſt der Freiheit des Bewußtſeyns in der Thätigkeit des Geiſtes und zwar mit Exaltation der Phantaſie. Wir nehmen indeſſen hier den Ausbruch des Wahnſinns als Genus (was bei Andern Seelenſtörung oder Verrücktheit überhaupt iſt). Der Wahnſinn erſtreckt ſich entweder über alle Thätigkeiten der Seele, allgemeiner Wahnſinn, oder nur über eine einzelne Thätigkeit oder ein Vermögen derſelben, und iſt dann partieller Wahnſinn; ferner dauert er entweder in gleicher Stärke fort, oder ſetzt ab und kehrt zu gewiſſen Zeiten wieder; im erſten Falle heißt er continuirender, im andern intermittirender, periodiſcher Wahnſinn. Man kann eine weſentliche Unterſcheidung der Arten des Wahnſinns nur dadurch feſthalten, daß man auf die Thätigkeit der Seele Rückſicht nimmt, in welcher urſprünglich oder hauptſächlich die Freiheit des Bewußtſeyns verloren gegangen iſt. Demnach ging der Wahnſinn entweder vom Erkenntnißvermögen aus, ſtellt ſich als Geiſteskrankheit mit falſchen Vorſtellungen, Begriffen, Urtheilen, dar, und kann mit dem Namen Wahnwitz oder Verrücktheit bezeichnet werden; oder er entſteht im Empfindungs- und Gefühlsvermögen der Seele, offenbart ſich als Gemüthskrankheit, und erhält den Namen Narrheit oder Melancholie. (S. d. Artikel.) Geht von beiden Arten des Wahnſinns auch ein krankhafter und zugleich heftiger Wille in verkehrte und gewaltſame Handlungen über, ſo heißt es Tollheit, Manie, Raſerei. Was das Verhältniß betrifft, in welchem ſich Vernunft und Verſtand bei dem Wahnſinn befinden, ſo iſt dies bei beiden nicht auf gleiche Weiſe geſtört. Jedesmal leidet die Vernunft, ſobald die Freiheit des Bewußtſeyns verloren iſt, weil jene zunächſt mit dem Bewußtſeyn in Verbindung ſteht. Daher fehlt bei dem Wahnſinn allemal der freie Gebrauch der Vernunft, das Bewußtſeyn der Zweckmäßigkeit der Handlungen, und der Urtheilskraft. Dagegen der Verſtand in Bezug auf einige Objecte zwar irre ſeyn, in allen andern aber ſeine Thätigkeit ungehindert fortſetzen kann, ſo daß ein Wahnſinniger wohl in vielen Stücken noch Verſtand zeigen kann, obgleich er ohne Vernunft iſt. Bei den Gemüthskranken bemächtigt ſich zugleich meiſtens irgend eine falſche Vorſtellung des Gemüths ſo ſehr, daß dieſes davon ganz eingenommen wird, und kein anderer Gegenſtand mehr Eindruck auf daſſelbe macht, als der mit jener in Verbindung ſteht. Eine ſolche Vorſtellung nennt man die fixe Idee des Kranken. Sie wird durch die übermäßige Thätigkeit der Phantaſie ſo lebhaft, daß ſie die Vernunft und das Bewußtſeyn in Betreff dieſer Vorſtellung verdunkelt. Iſt ſie mit dem Charakter der Exaltation verbunden, und zieht das Gemüth auf äußere Gegenſtände, ſo wird es die mit Narrheit bezeichnete Art des Wahnſinns; hat ſie den Charakter von Depreſſion, Niedergeſchlagenheit und Traurigkeit, und verſenkt das Gemüth in ſich, ſo wird es Melancholie. Die nächſte und weſentliche Urſache des Wahnſinns beſteht in einer krankhaften Veränderung desjenigen Organs im Gehirn, welches der Thätigkeit des Bewußtſeyns angewieſen iſt, durch welche organiſche Veränderung die Störung je-

ner Thätigkeit anhaltend gemacht wird. Dieſe krankhafte Veränderung im Gehirnorgan kann in einer abnormen Reizung, oder in einer bleibenden organiſchen Umänderung beſtehen, kann ſowohl örtlich, in dem Organ ſelbſt, ſeinen Grund haben, z. B. in einem mechaniſchen Druck von Anhäufung lymphatiſcher Flüſſigkeit nach einer Hirnkrankheit, oder in einer conſenſuellen abnormen Einwirkung von dem Nervenſyſtem des Unterleibes aus nach dieſem Organe hin, z. B. von einer heftigen und regelwidrigen Erregung dieſer Nerven, durch materielle Reize, narkotiſche Gifte, anhaltenden oder oft wiederholten Genuß ſpirituöſer Getränke u. ſ. f. Die krankhafte Veränderung im Hirnorgane kann aber auch von der Thätigkeit der Seele ſelbſt *veranlaßt* werden, durch einſeitige Cultur des Geiſtes, übermäßige und zu anhaltende Anſtrengung der Kräfte deſſelben, z. B. durch zu große Begünſtigung der Phantaſie, übermäßige Anſtrengung des Gedächtniſſes, oder zu heftige Bewegungen des Gemüthes, Leidenſchaften, heftige Affecte. Durch ſolche Veranlaſſungen wird um ſo eher Wahnſinn erzeugt werden können, je mehr das Subject organiſche oder pſychiſche Anlage dazu hat, und dieſe verſchiedenen Anlagen beſtimmen dann auch meiſtens die Art des Wahnſinnes ſelbſt. Die organiſche Anlage beſteht in einer beſondern Beſchaffenheit des Hirnorgans und der Verbindung deſſelben mit dem Nervenſyſtem des Unterleibes, vermöge deren es leicht einer heftigen Reizung, Umwandlung in ſeiner organiſchen Structur und Maſſe, und einer Störung von abnormer Einwirkung vom Nervenſyſtem des Unterleibes (vielleicht durch zu leichte Überſtrömung des Nervenäthers aus demſelben vermittelſt der zuleitenden Nerven, oder aus Mangel an iſolirenden Nervenknoten) ausgeſetzt iſt. Was die pſychiſche Anlage betrifft, ſo wird dieſe im Allgemeinen durch die Herrſchaft der Leidenſchaft und des Laſters begründet, auch ſind beſonders gewiſſe Stimmungen und Zuſtände der Seele dahin zu rechnen, von denen Zerſtreuungs- und Phantaſieſucht den Geiſt zu Verrücktheit und Wahnwitz, und Hochmuth (Egoismus) und Liebe das Gemüth zu Narrheit oder Melancholie herabziehen können. Die Anlage und die veranlaſſende Urſache vereint beſtimmen als Reſultat die verſchiedene Art des Wahnſinns. Wo die Anlagen bemerkt werden, müſſen um ſo ſorgfältiger alle Veranlaſſungen vermieden werden. Organiſche Anlage kann erblich werden. Jeder Wahnſinn iſt um ſo ſchwerer heilbar, je länger er gedauert hat, je mehr Anlage dazu vorhanden war, je mehr er ſich der Narrheit nähert; um ſo leichter heilbar, je kürzere Zeit er noch gedauert hat, je weniger Anlage dazu da iſt, je mehr er ſich der Melancholie nähert, je mehr die Urſache in materieller Reizung von den Unterleibsnerven beſteht. Selten bleibt der Wahnſinn beſchränkt in einer Art und in einer Sphäre der Seelenthätigkeit, meiſtens ergreift er in der Folge mehrere und geht aus einer Art in die andere über. Jeder Wahnſinn kann in Manie, jeder endlich in Lähmung der Seelenvermögen, Stupidität übergehen. Im Schlafe hört wahrſcheinlich jeder Wahnſinn auf. Auch kurz vor dem Tode iſt dies oft der Fall; im Tode allemal. H.

Wahrheit, im logiſchen Sinne, iſt die Übereinſtimmung unſerer Gedanken mit ſich ſelbſt, oder mit den allgemeinen Geſetzen des Denkens. Sie heißt daher auch formelle Wahrheit, weil jene Geſetze ſich nur auf die Form der Erkenntniß beziehen, den Stoff oder Gegenſtand derſelben dagegen nicht berückſichtigen. Nun kann aber eine Erkenntniß, die der logiſchen Form, d. h. ſich ſelbſt, nicht wi-

verſpricht, gleichwohl den Gegenſtänden widerſprechen. Die Übereinſtimmung einer Erkenntniß mit den Geſetzen der Logik iſt daher nur ein negatives Kennzeichen der Wahrheit. Um zu erfahren, ob ein Satz auch poſitive Wahrheit enthalte, muß man ihn ſeinem Inhalte nach unterſuchen. Ein allgemeines Criterium derſelben kann es nach der Natur der Sache nicht geben. Die objective Wahrheit erfodert, daß ihr Gegenſtand gegeben ſey. Iſt dies ein ſinnlicher Gegenſtand, ſo heißt ſie empiriſche Wahrheit. Dieſe iſt die einzige gewiſſe Wahrheit für uns, und ſie wird durch die transſcendentale, d. h. durch die Übereinſtimmung mit den Erfahrungsgrundſätzen möglich gemacht. — Wahrheit iſt entweder Wahrheit der Begriffe, oder Urtheile, oder Schlüſſe. Ein Begriff iſt wahr, wenn ſeine Merkmale unter einander und mit den Vorſtellungen übereinſtimmen, auf die er bezogen wird; ein Urtheil, wenn es den Geſetzen des Denkens gemäß gedacht wird, folglich wenn die Vorſtellungen nicht blos ſubjectiv, ſondern auch objectiv verknüpft ſind. Ein Schluß endlich iſt wahr, wenn er mit dem Geſetz zu ſchließen übereinſtimmt. Sie iſt ferner entweder theoretiſch oder practiſch, je nachdem ſie entweder die bloße Verknüpfung der Begriffe oder überdies noch einen Beſtimmungsgrund zu einer Handlung enthält. — Wahrheit, aus unzureichendem Grunde erkannt, heißt Wahrſcheinlichkeit.

Wahrſagen, Wahrſager, Wahrſagerkünſte. Die den Menſchen ſo natürliche, mit dem Triebe nach Glückſeligkeit verbundene Neigung, die Zukunft zu erforſchen, hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei den cultivirteſten, ſo wie bei den roheſten, Wahrſager und Wahrſagerkünſte hervorgebracht. Die älteſten ſchriftlichen Urkunden, die wir beſitzen, die heiligen Bücher der Juden, reden davon, und erzählen, daß der erſte König dieſer Nation, Saul, die Wahrſager und Zeichendeuter aus dem Reiche vertrieben habe. Und eben dieſer König war ſchwach genug, kurz vor einer entſcheidenden Schlacht, die ihm Thron und Leben koſtete, die bekannte Wahrſagerin zu Endor zu befragen. Die Ägyptier und Griechen hatten ihre Orakel (ſ. d. Art.); das berühmteſte derſelben bei den letztern war das zu Delphi. Bei den Römern war Wahrſager- und Zeichendeuterkunſt in ein Syſtem gebracht, und machte einen Theil ihrer Religion aus, deren ſich die Häupter des Staats oder die Anführer der politiſchen Parteien nach ihren jedesmaligen Abſichten ſchlau bedienten. Die Prieſter, welche die Wahrſagerei kunſtmäßig trieben, beobachteten den Flug oder Geſang der Vögel (Augures, Auspices), oder unterſuchten die Eingeweide der geſchlachteten Opferthiere (Haruspices), und fanden darin gewöhnlich die Vorbedeutungen, die irgend eine Partei wünſchte. Den Kennern der alten Literatur iſt das Werk des Cicero de Divinatione (über Wahrſagungen und Ahnungen) bekannt. Unſere deutſchen Altvorbern bedienten ſich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforſchen, gewiſſer Reiſer und geheiligter weißen Pferde, die, wie bei den Römern die Vögel, für Vertraute der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen ſuchte. Vorzüglich ſchrieben die Deutſchen einigen Weibern eine beſondere Seherkraft zu, und befolgten die Rathſchläge, die ſie gaben; bekannt ſind die Welda und die Alrunen (ſ. d. Art.). Als bei der zunehmenden Verbreitung der chriſtlichen Religion die heidniſchen Orakel ihr

Anſehn verloren, und auf Befehl einiger chriſtlichen Kaiſer nach und nach ganz verſtummten, traten in der Folge biblische Orakel an ihre Stelle. So wie die Griechen und Römer, jene ihre Sortes Homericas, dieſe ihre Sortes Virgilianas u. ſ. w. hatten, ſo wurden bei den Chriſten, vom dritten Jahrhunderte an, die Sortes Sanctorum gewöhnlich. Man ſuchte nämlich den Willen Gottes in Rückſicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer ſolchen Erforſchung des göttlichen Willens bereitete man ſich durch Faſten, Gebet und andere Religionsübungen vor, und ſchlug ſodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des alten oder neuen Teſtaments auf, mit der Überzeugung, daß die erſte in die Augen fallende Stelle Aufloſung des Zweifels geben würde. Nicht blos Privatperſonen bedienten ſich dieſes Mittels, die Zukunft zu erforſchen, auch bei öffentlichen Angelegenheiten, beſonders bei den Wahlen der Biſchöfe und Äbte, wurden von den Geiſtlichen ſelbſt dieſe heiligen Orakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt. Der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, veranlaßte, daß mehrere Kirchenverſammlungen dieſe Sortes Sanctorum in ihren Beſchlüſſen verwarfen, und einige Päpſte ſie ſelbſt bei Strafe des Kirchenbanns verboten. Auch in den Capitularien Carls des Großen vom Jahre 739 wird unterſagt, die künftigen Schickſale vermittelſt der Pſalmen und Evangelien vorherzuſagen. Ungeachtet aller Verbote dauerte dieſer Mißbrauch bis zum 14ten Jahrhunderte fort, und er ſcheint jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt ſind andere Arten, die Zukunft vorherzuſagen, als Chiromantie (ſ. d. Art.) und Aſtrologie (ſ. d. Art.); die letztere fand mehrere Jahrhunderte hindurch, ſelbſt unter großen Männern, eifrige Anhänger. Alle dieſe geheimen Wiſſenſchaften haben zwar, eben ſo wie die Wahrſagerkünſte der Zigeuner, in cultivirten Ländern ihr ehemaliges Anſehn verloren; aber die klugen Frauen, bisweilen, doch ſeltner, auch kluge Männer, treiben leider noch immer im Finſtern ihr Weſen mit Kartenſchlagen, Prophezeien aus der Caffeetaſſe u. ſ. w. Wem iſt wohl das zu gewiſſen Zeiten des Jahres übliche Bleigießen, Schuh- oder Pantoffelwerfen ꝛc. unbekannt, womit es bei Manchen auf etwas mehr als auf bloßen Scherz abgeſehen iſt. Die Landesherren haben verſchiedentlich das Wahrſagen aller Art, wegen der damit häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten. Namentlich ſetzte die ſächſiſche Polizeiordnung vom Jahr 1661 auf das Wahrſagen, Cryſtallſehen u. dgl. ſehr harte Strafen. Allein der Aberglaube läßt ſich ſo leicht nicht ausrotten. Es iſt eine durch Erfahrung beſtätigte Thatſache, daß Zeiten, in denen große Ereigniſſe geſchehen oder erwartet werden, immer fruchtbar an Propheten ſind; ſo war es im Anfange des dreißigjährigen und des ſiebenjährigen Krieges. Auch wir ſahen unlängſt in unſerm, für ſo aufgeklärt geachteten, 19ten Jahrhunderte den ſchwäbiſchen Bauerpropheten Müller (ſ. d. Art.) und nicht Wenige, die an ihn glaubten.

Währung iſt der Werth einer Münze, nach einem gewiſſen Münzfuße ausgedrückt, z. B. preußiſche Währung, d. h. in dem Werthe, als die Münze in Preußen curſirt.

Währwolf, **Wärwolf**, ein in einen Wolf verwandelter Menſch; ein Geſchöpf des Aberglaubens in vorigen Zeiten.

Wahrzeichen, ſo viel wie Merkmal. So haben Städte gewiſſe Wahrzeichen, welche in einem Thurm, Gebäude, Platz, alten Denkmal u. dgl. beſtehen, welche die reiſenden Handwerker beſonders in ſonſtigen Zeiten wahrzunehmen pflegten, um ſich durch Angabe des Wahrzeichens ausweiſen zu können, daß ſie an dem Orte geweſen.

Waibel, Webel bedeutet ſo viel als Gerichtsdiener; daher Feldwebel, der erſte Unteroffizier bei einer Fußcompagnie.

Waid, eine bekannte Pflanze, die zum Färben gebraucht wird, und eine gute dauerhafte blaue Farbe giebt. Dieſe Pflanze erfodert einen von Natur guten, und gut bearbeiteten Boden, und gedeiht daher nicht überall. Die rübenförmige Wurzel der Pflanze geht ziemlich tief in die Erde, und treibt fünf bis ſechs Blätter, die den eigentlichen Färbeſtoff liefern, aber erſt im zweiten Jahre zu brauchen ſind. Wenn die Blätter anfangen gelblich zu werden, ſo werden ſie abgenommen, getrocknet, auf der Waidmühle klar gemahlen und zu einem Teige gemacht, aus dem man Ballen oder Kugeln verfertigt, welche die Färber verbrauchen. Der vorzüglichſte Waid wird im ſüdlichen Frankreich, im ehemaligen Languedoc, gebaut; in Deutſchland baut man ihn vorzüglich in Thüringen, bei Erfurt und Langenſalza, in der Oberlauſitz und im Brandenburgiſchen. Auch in der Schweiz, in Portugal und Spanien und in Schweden iſt die Cultur deſſelben bekannt. Ehemals wurde in Frankreich und in Thüringen der Waidbau ſehr ſtark betrieben, und der Handel mit dieſem Producte war bedeutend und einträglich, weil man noch keinen andern Färbeſtoff zum Blaufärben kannte. Allein der von den Holländern in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts aus Oſtindien eingeführte Indigo that dem Waid Abbruch. Noch mehr aber hat der Waid von ſeinem Anſehn verloren, nachdem, ſeit etwas mehr als hundert Jahren, der Bau des Indigo in Weſtindien und Südamerika ſtärker betrieben, und dieſes ausländiſche Product häufiger in Europa eingeführt worden iſt. Der Indigo wird mit Recht vorgezogen, weil er allerdings eine ſchönere Farbe giebt; der Waid giebt dagegen eine dauerhaftere Farbe. Die Färber können den Waid bei ihren Arbeiten nicht ganz entbehren. Obgleich alſo der Waidbau wegen der vorerwähnten Urſachen ſehr vermindert worden iſt, ſo wird er doch noch immer betrieben, und die während des nun geendigten Krieges gehemmte Zufuhr des Indigo hat den mehrern Gebrauch des Waids nothwendig gemacht.

Waidalotten hieß eine Prieſterclaſſe der heidniſchen Preußen. Ihr Geſchäft beſtand darin, dem Volke die Ausſprüche der Götter bekannt zu machen, es zu unterrichten und zu ſegnen. Daher auch ihr Name Waidalotten, nämlich von **Waidin**, Wiſſenſchaft oder Lehre. Ihr Anſehen war geringer als das der Sigonoten.

Waiſen, ſ. Huſſiten.

Waiſenhäuſer, der urſprünglichen Abſicht nach eine der wohlthätigſten Anſtalten für die Menſchheit, um arme, verlaſſene und hülfloſe Geſchöpfe dem Verderben zu entreißen, und ſie zu nützlichen Mitgliedern der Geſellſchaft zu bilden. Der Staat hat die größte Verpflichtung, für die Erziehung der Waiſen zu ſorgen; Waiſenkinder ſind vorzüglich Kinder des Staats, weil ſie ſeines Schutzes und ſeiner Vorſorge mehr bedürfen, als die Kinder der noch lebenden Bürger. Außer dem Mitleiden, das ihr hülfloſer Zuſtand in Anſpruch nimmt, erfodert es ſelbſt der Vortheil des Staats,

ſich ihre gute und zweckmäßige Erziehung angelegen ſeyn zu laſſen, um nützliche Bürger, gute Hausmütter und ſorgſame Erzieherinnen des kommenden Geſchlechts aus ihnen zu bilden. Die Geſchichte der Entſtehung der Waiſenhäuſer iſt dunkel. Bei einigen alten Völkern waren öffentliche Erziehungsanſtalten errichtet, in welche wahrſcheinlich auch Waiſen aufgenommen wurden. Was man bei den Römern unter Pueris und Puellis alimentariis verſtand, kann nicht wohl mit unſern Waiſenhäuſern verglichen werden. Trajan, der zum Beſten der Waiſen ſehr viel that, die beiden Antonine und Alexander Severus machten Stiftungen für ſie. Doch waren es unſtreitig keine eigentlichen Waiſenerziehungsanſtalten. Erſt nachdem die chriſtliche Religion ſich mehr verbreitet hatte, werden auch Anſtalten für Waiſen öfter erwähnt, ihre eigentliche Verfaſſung iſt jedoch nicht bekannt. In der Folge gaben die durch Handel und Gewerbe reich und blühend gewordenen Städte, wie in vielen andern nützlichen Einrichtungen, ſo auch hierin ein löbliches und nachahmungswürdiges Beiſpiel. Dies gilt vorzüglich von den großen Handelsſtädten in den Niederlanden. In Deutſchland finden ſich in den Reichsſtädten die erſten Inſtitute dieſer Art, doch reicht ihr Urſprung nicht über das ſechzehnte Jahrhundert hinaus. Man hatte bis dahin die ganz verlaſſenen vater- und mutterloſen Geſchöpfe bei einzelnen Bürgern in die Koſt gegeben, fand aber mit der Zeit dieſe Einrichtung nachtheilig und zweckwidrig, und ſo wurden denn Waiſenhäuſer errichtet, wo die Kinder unter einer Aufſicht erzogen werden konnten. Zu Augsburg wurde im J. 1572 ein Waiſenhaus errichtet. Später ahmten die Regenten Deutſchlands und die Magiſtrate der ihnen unterworfenen Städte dieſe Beiſpiele nach. Eins der berühmteſten, wo nicht das allerberühmteſte in Deutſchland, iſt das von dem verdienſtvollen A. H. Franke (ſ. d. Art.) zu Halle 1698 errichtete Waiſenhaus. Die den Waiſenhäuſern in vielem ähnlichen **Findelhäuſer** ſind faſt überall weit früher als jene entſtanden. In den neueſten Zeiten hat man für die vaterloſen Kinder gewiſſer Claſſen von Staatsbürgern beſondere Erziehungsanſtalten errichtet (militäriſche Erziehungshäuſer in einigen Staaten; Erziehungshäuſer für die Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion in Frankreich). Dieſe Anſtalten haben zum Theil einen beſtimmten Zweck der Erziehung, und ſind nach andern Grundſätzen, als unſere gewöhnlichen Waiſenhäuſer organiſirt. — Was man früher nachtheilig und zweckwidrig gefunden hatte, die Waiſen bei Privatleuten in Koſt und Erziehung zu geben, hat man in ſpätern Zeiten als vortheilhaft für den Staat ſowohl, als für die Kinder ſelbſt angeſehen, und es erhoben ſich eine Menge Stimmen wider die fehlerhafte Einrichtung der Waiſenhäuſer; ein Vorwurf, von dem freilich wenige dieſer Anſtalten frei geblieben ſind. Die Hamburgiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe gab daher im J. 1779 als Preisaufgabe eine, auf Erfahrung gegründete Vergleichung, welche von dieſen beiden Arten von Erziehung der Waiſenkinder am vortheilhafteſten ſey, auf. Die Geſellſchaft erkannte den beiden Abhandlungen von Stark und Hamm: Über die Erziehung der Waiſenkinder in gewöhnlichen Waiſenhäuſern oder durch einzelne Beköſtigung (Hamburg 1780) den Preis zu. Später erſchien die Schrift von Goldbeck: Über die Erziehung der Waiſenkinder (Hamburg 1781). Die Reſultate,

welche aus den Unterſuchungen über jene Preisfrage hervorgehen, ſind übereinſtimmend ungünſtig für die Waiſenhäuſer ausgefallen. Durch ſehr ins Einzelne gehende Berechnungen iſt dargethan worden, daß es für den Staat oder die Anſtalten ſelbſt weit vortheilhafter ſey, die Kinder in auswärtige Verpflegung zu geben. Die bedeutenden Koſten für Unterhaltung der oft großen und weitläufigen Gebäude, der Aufſeher oder Lehrer, die Zuſchüſſe, die bisweilen nothwendig werden, wenn die Einnahme zur Deckung der Ausgabe nicht hinreicht, fallen dann weg. Aber noch größer und in ſeinen Folgen wichtiger iſt ganz unläugbar der Vortheil, der für die Waiſen ſelbſt aus ihrer Vertheilung an Pflegeältern entſtehen muß. Zwar können in einer allgemeinen Waiſenanſtalt die Kinder vielleicht mehr Kenntniſſe für den Verſtand ſammeln, aber ihre phyſiſche Geſundheit und ſelbſt ihre Moralität — für welche letztere in den Waiſenhäuſern, ungeachtet der bisweilen zu häufigen Religionsübungen, nicht immer ganz zweckmäßig geſorgt wird, und bei einer zu großen Anzahl Kinder geſorgt werden kann — werden unſtreitig beſſer gedeihen. Anſtatt der in den Waiſenhäuſern gewöhnlichen einförmigen Beſchäftigungen werden die Kinder in Privathäuſern mehr mit den Geſchäften des bürgerlichen Lebens bekannt, und frühzeitig daran gewöhnt. Nur müſſen allerdings die Pflegeältern der Waiſen gehörig ausgewählt, und immer unter einer genauen Aufſicht, die nicht ſo ſchwierig iſt, als es ſcheinen möchte, gehalten werden. Die Pfleglinge müſſen den Directoren der Anſtalt von Zeit zu Zeit vorgeſtellt, über ſie und ihre Aufführung müſſen genaue Regiſter mit Sorgfalt geführt werden. Einige Waiſenanſtalten werden beſonders deswegen gerühmt, daß ſie die von ihnen entlaſſenen Waiſen auch ſpäter noch unterſtützen. So unterſtützt z. B. das Waiſenhaus zu Frankfurt am Main Knaben, wenn ſie ſtudiren oder als Handwerker reiſen wollen, Mädchen, wenn ſie, bei fortdauernder guter Aufführung das zwanzigſte Jahr erreicht haben und Gelegenheit finden, ſich zu verheirathen. Alle dieſe und andere löbliche Einrichtungen können auch bei der Vertheilung der Waiſen außer den Häuſern fortbeſtehen. Die Mehrheit der Stimmen hat ſich in den neuern Zeiten für die partielle Erziehung der Waiſenkinder erklärt, und man hat an mehrern Orten die Waiſenhäuſer abgeſchafft, und dagegen die Waiſenvertheilung eingeführt. Der Erfolg davon iſt eine bedeutende Erſparniß der Ausgaben und eine ſehr verminderte Mortalität unter den Kindern geweſen. Es iſt keinesweges zu beſtreiten, und die Erfahrung beweiſ't es, daß einſichtsvolle und menſchenfreundliche Directoren ſolcher Anſtalten vielen Gebrechen derſelben abhelfen, und das Wohl der ihrer Oberaufſicht anvertrauten Jugend weſentlich befördern können. Aber es iſt ſchon ein mißlicher Umſtand, daß das Wohl oder Wehe einer zahlreichen Jugend von den Einſichten und dem guten Willen eines einzelnen, vielleicht mit andern Geſchäften belaſteten Mannes abhängen müſſen. Sollen Waiſenhäuſer noch ferner beibehalten werden, ſo iſt für die phyſiſche Pflege der Zöglinge mehr Sorge zu tragen, als bisher gewöhnlich geſchehen, vorzüglich aber iſt darauf zu ſehen, daß die Zahl der Kinder nicht zu hoch anwachſe. Unter einer großen Menge von Kindern iſt die Gefahr der phyſiſchen und moraliſchen Anſteckung, auch bei dem beſten Willen, nicht immer zu vermeiden. Ein großer und tadelnswürdiger Fehler, der ſich bei vielen Wai-

ſenhäuſern findet, iſt der, daß man Waiſen, preßhafte Arme und Züchtlinge in einer und derſelben Anſtalt vereinigt. Zu Torgau waren ehemals in dem 1730 errichteten Armen- und Waiſenhauſe von beiden Claſſen über dreihundert Perſonen in einem Gebäude vereinigt. Man erkannte das Nachtheilige dieſes Beiſammenſeyns der Kinder mit alten und kranken Perſonen, und ſonderte ſie (1801) nicht ohne großen Koſtenaufwand von einander, jedoch nur in Anſehung der Wohnzimmer; außer dieſen waren ſie immer noch bei einander. Auch dieſem Übelſtande half die Weisheit der Regierung ab, hob (1811) die längſt als nachtheilig erkannte Verbindung der Armen-, Waiſen- und Zuchthäuſer im Hauptwerke auf, und verſetzte jede Claſſe an einen beſondern Ort. (S. hierüber Rulf: Wie ſind Waiſenhäuſer anzulegen? Göttingen 1783. Riecke: Soll man Waiſenhäuſer beibehalten? Stuttgart 1806. Pflaum: Über Einrichtung der Waiſenhäuſer. Stuttgart 1815.)

Walchern, die vornehmſte der zeeländiſchen Inſeln zwiſchen den Mündungen der Schelde und dem deutſchen Meere. Sie wird durch das Waſſer Sloe von Zuidbeveland getrennt, und iſt in vier Theile, Uitwateringen, getheilt, die nach den vier Himmelsgegenden benannt werden und gegen die Überſtrömung und Hinwegſpülung durch Dämme und koſtbare Seedeiche verwahrt werden müſſen; doch ſchützen auch auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluthen. Die Inſel iſt eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, und liefert den ſchönſten Waizen, beſonders aber herrliche Färberröthe und die beſten Kartoffeln Hollands. Sie gehört jetzt zum Bezirk Middelburg der Provinz Zeeland; ihre Hauptſtadt iſt Middelburg mit 13,200 Einwohnern; auch hat ſie den guten, aber ungeſunden Hafen Vlieſſingen.

Wald (böhmiſcher und bayeriſcher). Vom Fichtelgebirge aus, das die Quellen des Mains, der Nab, der Saale und Eger ausſendet, zieht ſich ſüdwärts gegen das Ufer der Donau, da wo ſie die Ilz aufnimmt, eine waldbedeckte Bergkette hinab, der böhmer Wald genannt, deſſen höchſte Spitzen der Arber, Rachel u. ſ. w. (6000 — 7000 Schuh hoch) ſind, und der Bayern und Böhmen ſcheidet. Der Strich Landes, welcher zwiſchen dem böhmer Wald und der Donau, ein Dreieck bildend, eingeſchloſſen liegt, heißt der bayeriſche Wald. Es iſt ein rauhes Bergland, wo nur Hafer und Flachs gedeiht, und hie und da an den Abhängen Obſtbau; Viehzucht, Spinnen und Weben, die Verfertigung von Holzarbeiten u. dgl. beſchäftigen hauptſächlich die Einwohner; der große Holzvorrath wird in Glashütten und bei Eiſenhämmern verbraucht. Der Regen durchfließt das Ländchen von Morgen nach Abend. Der Hauptort iſt die Stadt Cham, an dem Einfluſſe des Chambs in den Regen gelegen, in der früheſten Zeit der Sitz der Markgrafen von Cham, die aber ſchon im elften Jahrhundert ausſtarben. Außer Cham nennen wir noch Furt, Viehtach, Zwiſel und im untern Walde Wolfſtein, Gravenau, Deggendorf und Wegſcheid. Die Bewohner dieſes Ländchens, Wäldler genannt, ſind kräftig, genügſam, kühn aber roh, verſchlagen und ſtarrſinnig. Sie hängen am Alten und haben vieles davon in ihren Bergen erhalten. Ihre Sprache unterſcheidet ſich vielfach von der bayeriſchen Mundart, iſt volltönig aber nicht rauh zu nennen, hat viele eigenthümliche Laute und iſt reich an Vocalen; ſtatt des klangloſen er endigen die Sub-

ſtantiva ſich auf a, z. B. Kihna ſtatt Kinder; ſo gehen auch die Verba nicht auf en, ſondern auf a aus, wie z. B. bringa u. ſ. f. Der Volksmährchen und Volkslieder findet man hier in den Spinnſtuben noch viele; und des Sommers ſchallen ſie aus dem Munde der Hirtenknaben von allen Bergen nieder. An geiſtigen Anlagen gebricht es den Wäldlern nicht, das haben Schmiedel, der Verfaſſer der erſten Reiſe um den Laplataſtrom, Gſchrag, Thürriegl, der Bevölkerer der Sierra Morena, der Marſchall Luckner, Oſterwald, Lippert, Stattler u. ſ. w. bewieſen.

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Beſitzungen der Grafen von Waldburg im J. 1803 gebildetes Fürſtenthum, das in Schwaben zwiſchen der Donau und Iler liegt, durch die Rheinbundsacte unter bayeriſche und würtembergiſche Hoheit kam, auf $13\frac{1}{2}$ Q. Meilen 26,500 Einwohner hat, und gegen 180,000 Thaler Einkünfte giebt. Es beſteht aus der Grafſchaft Zeil und der Herrſchaft Wurzach, beide im Algau, den Grafſchaften Wolfegg, Friedberg und Trauchburg, den Herrſchaften Waldburg (mit dem Berg- und Stammſchloſſe Waldburg), Kißlegg, Waldſee, Scheer, Marſtetten u. a. mehr. Das Stammſchloß Waldburg ſoll Gerhard, Graf von Thann im vierten Jahrhundert nach Chr. (?) gebaut haben. Einer ſeiner Nachkommen, Babo, Graf von Thann und Winterſtetten, der um 680 lebte, wird für den Stammvater der Häuſer Altthann und Waldburg gehalten. Die Herren von Waldburg beſaßen bei den Herzogen von Schwaben und bei den Kaiſern aus dieſem Hauſe das Truchſeß-Amt (Dapifer). In der Folge erlaubte ihnen Carl V. im J. 1525, ſich des heiligen römiſchen Reichs Erbtruchſeſſe zu nennen, und im J. 1528 ertheilte ihnen der Churfürſt von der Pfalz, als Erztruchſeß, die Anwartſchaft auf dieſe von einer andern Familie bekleidete Würde, welche die Herren von Waldburg im J. 1594 wirklich auszuüben anfingen und ſeit der Zeit auch den Namen Truchſeß als Geſchlechtsnamen führten. Johann, Herr von Waldburg, der 1403 ſtarb, iſt der Stifter des Hauſes Truchſeß von Waldburg. Seine Söhne, Jacob und Georg, ſtifteten zwei Linien. Die ältere von Jacob verzweigte ſich durch deſſen Enkel, Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelm'ſche Linie, welche Scheer und Trauchburg beſaß, erloſch 1772. Friedrich trat in die Dienſte des Großmeiſters des deutſchen Ordens, und ließ ſich in Preußen nieder, wo ſein Haus unter dem Namen Truchſeß von Waldburg noch blüht, ohne je an den unmittelbaren Beſitzungen des Hauſes in Schwaben einen Antheil gehabt zu haben; denn die Beſitzungen des erloſchenen Aſtes von Wilhelm ſind an die jüngere von Georg geſtiftete Linie gefallen. Die jüngere Linie war mit dem Erbtruchſeßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte ſich 1589 in zwei Linien. Jacobs, der im fünften Grade von Georg abſtammte, älterer Sohn, Heinrich, ſtiftete die Linie Wolfegg, welche ſich in die Äſte Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldſee theilte, von denen jener 1798 erloſch, und dieſer deſſen Beſitzungen erbte. Jacobs jüngerer Sohn, Frobenius, ſtiftete die Linie Zeil, und ſeine Enkel, Paris Jacob und Sebaſtian Wunibald, die beiden Äſte derſelben: Zeil-Zeil, auch Trauchburg genannt, und Wurzach. Im Jahre 1628 wurden alle Zweige der von Georg geſtifteten Linie in den Reichsgrafenſtand, und im Jahre 1803 wurden die Häupter der einzelnen Äſte in den Reichsfürſtenſtand, jedoch

nach dem Rechte der Erſtgeburt, ſowie die ſämmtlichen Beſitzungen derſelben zu einem Reichsfürſtenthum erhoben. Nach der Auflöſung des deutſchen Reichs legten ſie den Namen Truchſeß ab; doch erhielten dieſe Fürſten durch die Urkunde vom 23. Jul. 1808 die Reichs-Erbhofmeiſter-Würde des Königreichs Würtemberg, welche durch den jedesmaligen Senior der regierenden Fürſten verwaltet wird. Es giebt alſo gegenwärtig drei regierende Fürſten von der Georgiſchen Hauptlinie des Hauſes Waldburg: 1. Fürſt Joſeph von Waldburg, zu Wolfegg und Waldſee (beſitzt in Bayern die Güter Rohrmos und Alpe; reſidirt zu Waldſee); 2. Fürſt Franz von Waldburg zu Zeil-Zeil und Trauchburg, (reſidirt zu Zeil); 3. Fürſt Leopold von Waldburg zu Zeil-Wurzach, (reſidirt zu Wurzach). Das Haus Waldburg iſt catholiſch. K.

Waldeck. Das Fürſtenthum oder die alte Grafſchaft Waldeck (ehemals zum oberrheiniſchen Kreiſe gehörig) gränzt gegen Süden und Oſten an Churheſſen, gegen Weſten und Norden an die jetzige preußiſche Provinz Weſtphalen. Es zählte auf 20 Q. M. u. 47,377 Einwohner und mit Pyrmont (1¼ Q. Meilen4500 u. Einwohner) 51,877 Einwohner, in 13 Städten, 2 Flecken, 106 Dörfern und 43 Weilern und Schlöſſern. Der Boden iſt größtentheils ſteinicht und mit Waldungen bedeckt, doch wird mehr Getraide erbaut, als der Bedarf erfodert; die Viehzucht iſt anſehnlich. Die vorzüglichſten Producte ſind Eiſen, Blei und Kupfer, Goldſand findet ſich in der Eder; auch giebt es Marmor- und Alabaſterbrüche. Die Einwohner ſind größtentheils, ſo wie das fürſtliche Haus ſelbſt, lutheriſcher Religion, doch leben auch Catholiken, Reformirte, Quäker und Juden unter ihnen. Sie ſind arbeitſam, aber nicht ſehr wohlhabend; außer Ackerbau und Viehzucht und den Arbeiten in den Berg- und Eiſenwerken, beſchäftigen ſie ſich mit Verfertigung grober Tücher und anderer wollenen Zeuge, und mit Garnſpinnen. Die ſchon ſeit langer Zeit eingeführten Landſtände beſtehen nach der zu Arolſen den 19ten April 1816, mittelſt eines mit den verſammelten Ständen abgeſchloſſenen Hausvertrags, beſtimmten Verfaſſung 1. aus den Beſitzern landtagsfähiger Rittergüter; 2. aus den Abgeordneten der dreizehn Städte; und 3. aus zehn Vertretern des Bauernſtandes. Die Landſchaft iſt berechtigt, ſämmtliche Steuern zu reguliren und zu bewilligen, die Landescaſſe zu verwalten, Geſetz- und andere Vorſchläge einzureichen und bei der Geſetzgebung durch Berathung und Einwilligung mitzuwirken, über Mißbräuche Beſchwerde zu führen, und mit zu wachen, daß untadelhafte Rechtspflege ausgeübt werde. Der landſchaftliche Ausſchuß verſammelt ſich jährlich zu Arolſen. Die ſämmtlichen Einkünfte des Fürſten ſollen über 400,000 Gulden betragen, wovon 50,000 Gulden von dem Ertrag der Bäder zu Pyrmont herfließen. Ganz abgeſondert von dem Fürſtenthume Waldeck iſt die dem Fürſten gehörende Grafſchaft Pyrmont (ſ. d. Art.). Die ehemals gräfliche, ſeit 1682 fürſtliche Familie von Waldeck gehört mit unter die älteſten in Deutſchland. Die Grafen von Waldeck theilten ſich 1580 in die Linien Eiſenberg und Wildungen; letztere erhielt 1682 die fürſtliche Würde, ſtarb aber 1692 aus, worauf ihr Fürſtenrang 1711 auf die ältere Linie übertragen wurde. Von Joſias (dem Bruder des erſten Fürſten der ältern Linie, Friedrich Anton Ulrich) ſtammt die apanagirte Linie der Grafen von Waldeck-Bergheim ab. Die durch Heirath von Waldeck getrennte Grafſchaft Pyrmont fiel 1625, nach Ausſterben der Grafen von Gleichen, an Waldeck zurück. Die Graf-

ſchaft Waldeck war ſeit 1438 ein Lehn des Geſammthauſes Heſſen. Die Streitigkeiten über dieſe Lehnsheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendigt, der im weſtphäliſchen Frieden (1648) beſtätigt wurde. Im Jahre 1803 erhielt der Fürſt eine Virilſtimme bei dem Reichstage, und durch den Beitritt zum rheiniſchen Bunde (d. 18ten April 1807) die völlige Souverainetät. Der jetzt regierende Fürſt Georg, der ſeinem verſtorbenen Bruder am 2ten September 1812 in der Regierung folgte, trat von dem rheiniſchen Bunde wieder ab. Bei dem Bundestage zu Frankfurt hat der Fürſt mit den Häuſern Hohenzollern, Lippe, Reuß und Lichtenſtein eine Geſammtſtimme, die 16te, bei der weitern Bundesverſammlung aber, oder im Pleno, eine Stimme. Zum ehemaligen Kreiscontingente ſtellte Waldeck zwei Compagnien; ſein Contingent zum rheiniſchen Bunde betrug vierhundert Mann. Das Militär des Fürſten beſtand ehemals aus 1800 Mann. Allein das frühere Verhältniß mit Holland wegen Subſidientruppen hat aufgehört. Zum deutſchen Bundesheere ſtellt er 915 Mann. Die Hauptſtadt des Fürſtenthums iſt Corbach, mit 400 Häuſern 1600 Einw. und einem guten Gymnaſio. Zu Arolſen, einer kleinen gut und regelmäßig gebauten Stadt, iſt die Reſidenz des Fürſten. Das Reſidenzſchloß iſt ein anſehnliches Gebäude, in welchem ſich auch ſämmtliche Landescollegia befinden. Die gräfliche Nebenlinie beſitzt im Waldeckſchen die Güter Bergheim, Melbe und Königshagen. Ihr Wohnſitz iſt zu Bergheim.

Waldenſer. Dieſe als Vorläuferin der Reformation und Bewahrerin des Proteſtantismus im Mittelalter berühmte chriſtliche Secte verdankt dem Petrus Waldus (Waldo, Vaud), einem reichen Bürger zu Lyon, Entſtehung und Namen, obwohl einige ihrer Schriftſteller die Benennung „Waldenſer“ lieber von Vallis, Vallée, ableiten und Thalbewohner, Waadtländer (Vaudois) heißen wollen. Um 1170 kam Waldus beim Leſen der Bibel und einiger Stellen aus den Kirchenvätern, die er ſich in die Landesſprache überſetzen ließ, auf den Entſchluß, die Lebensart der Apoſtel und erſten Chriſten nachzuahmen, vertheilte den Erlös ſeiner Güter unter die Armen und ſammelte ſich durch ſeine Predigten zahlreiche Anhänger; meiſt aus der Claſſe der Handwerker, welche nach dem Orte ihrer Entſtehung Leoniſten oder Arme von Lyon, wegen ihrer freiwilligen Armuth, wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen (Sabots) Sabatati oder Inſabatati, wegen ihrer Demuth Humiliaten genannt und oft mit den Katharern, Patherinern, Albingenſern und andern Ketzern, deren Schickſale ſie theilten, verwechſelt wurden. Verachtung des ausgearteten Klerus und Widerſetzlichkeit gegen die römiſche Hierarchie hatten die Waldenſer mit andern Secten des Mittelalters gemein; aber indem ſie über die Abſicht ihres Stifters, nur die Sitten zu verbeſſern und das Wort Gottes in der Landesſprache für jedermann frei zu predigen, hinausgehend, die Bibel allein zur Regel ihres Glaubens machten und, was in ihr und dem apoſtoliſchen Alterthum nicht gegründet ſey, verwarfen, legten ſie es auf eine Reform der ganzen chriſtlichen Kirche an, ſagten ſich von den Lehren, Gebräuchen und Satzungen der römiſchen Kirche gänzlich los und bildeten eine abgeſonderte Religionsgeſellſchaft, die der Papismus wegen deſſen, was ſie nicht glaubte, mit dem Fluch der Ketzerei belegte. Dieſer traf ſie ſchon 1184 auf dem Concilium zu Verona, doch eine allgemeine Verfolgung erfuhren ſie erſt, nachdem ſie ſich im ſüd-

lichen Frankreich ausgebreitet und unter Begünſtigung der Grafen von Toulouſe und Foix befeſtigt hatten, in dem Ketzerkriege gegen die Albingenſer (ſ. d. Art.). Viele Waldenſer flohen damals (1209 — 1230) nach Aragon, Savoyen und Piemont. Spanien litt ſie nicht, in Languedoc wußten ſie ſich bis 1330, in der Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, wo das Parlament zu Aix ſie auf die grauſamſte Weiſe vertilgen ließ, länger noch in der Dauphiné zu erhalten, und erſt im Cevennenkriege wurden die letzten Waldenſer aus Frankreich vertrieben. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts waren einzelne Haufen dieſer Secte nach Calabrien und Apulien, wo ſie bald unterdrückt wurden, andere nach Böhmen gekommen und hießen hier Grubenheimer, weil ſie ſich in Höhlen und Gruben zu verbergen pflegten. Dieſe verloren ſich ſpäter unter die Huſſiten und die böhmiſchen Brüder leiten von ihnen die rechtmäßige apoſtoliſche Ordination ihrer Biſchöfe ab. Dagegen fanden ſie eine bleibende Heimath in den von der Natur befeſtigten Thälern des weſtlichen Piemonts und gründeten hier eine beſondere Kirche, die mit allen auswärtigen Waldenſern verbunden, bis jetzt der Hauptſitz ihrer Secte geblieben iſt. Ihre Lehre ruht lediglich auf dem Evangelium ſelbſt, das ſie nebſt einigen Catechismen in ihrem alten, aus franzöſiſchen und italieniſchen Sprachelementen gemiſchten Patois beſitzen. In dieſer romaniſchen Volksſprache wurde auch ihr höchſt einfacher Gottesdienſt bis 1603 gehalten. Da in dieſem Jahre ihre alten Barben (Barbes, Oheime, Lehrer) ausgeſtorben waren, erhielten ſie Prediger aus Frankreich und ſeitdem wird bei ihnen Franzöſiſch gepredigt. Dieſe Lehrer bilden jedoch keinen beſondern Prieſterſtand und ergänzen ſich von den Akademien der Reformirten. Ihre Gebräuche beſchränken ſich auf Taufe und Abendmahl, von dem ſie Calvins Vorſtellung annahmen. Die Verfaſſung ihrer meiſt mit Weinbau und Viehzucht beſchäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Synoden zuſammenhängen, iſt republikaniſch; jeder ſteht ein aus Älteſten und Diaconen unter Vorſitz des Predigers zuſammengeſetztes Conſiſtorium vor, welches die ſtrengſte Sittenzucht handhabt und kleine Streitigkeiten ſchlichtet. Seit ihrer Entſtehung waren die Waldenſer durch reine Sitten, Fleiß und Betriebſamkeit vor ihren catholiſchen Nachbarn ausgezeichnet und als die beſten Unterthanen geachtet. Aber obgleich ihre heftigſten Feinde ihnen dieſen Ruhm zugeſtehen mußten, hat der Fanatismus des catholiſchen Klerus ihnen doch viele unverdiente Verfolgungen bereitet. Schon 1440 wollten die Dominicaner ſie in Piemont, wie in Frankreich, mit Feuer und Schwert bekehren; noch ſchlimmer erging es ihnen, nachdem ſie im ſechzehnten Jahrhundert mit den Reformirten in kirchliche Gemeinſchaft getreten waren. Denn nun trafen ſie die nächſten Ausbrüche der papiſtiſchen Wuth über die Fortſchritte der Reformation, deren Grundſätze ſie ſchon über drei Jahrhunderte beobachtet hatten. Daher ihre Ausrottung in Frankreich und ihre wechſelnden Schickſale in Piemont. Die im Marquiſat Saluzzo angeſiedelten wurden bis 1733 gänzlich vertilgt und die in den übrigen Thälern, nachdem ſie vom turiner Hofe erſt 1654 eine neue Verſicherung ihrer Religionsfreiheit erhalten hatten, mit der treuloſeſten Hinterliſt durch Mönche und Soldaten 1655 angegriffen, mit viehiſcher Grauſamkeit gemißhandelt und viele ſchmählich ermordet. Der Reſt ihrer Mannſchaft ſetzte ſich zur Wehre und nächſt ihrer eigenen Tapferkeit verſchaffte ihnen die Verwendung der prote-

ſtantiſchen Mächte endlich eine neue, obſchon beſchränktere Beſtätigung ihrer Freiheiten durch den am 18ten Auguſt 1655 zu Pignerol geſchloſſenen Vergleich. Neue Gewaltthätigkeiten veranlaßten 1664 neuen Kampf und Vergleich. Die 1685 durch franzöſiſchen Einfluß betriebene Verfolgung nöthigte Tauſende zur Auswanderung in proteſtantiſche Länder. Sie verbanden ſich in London mit den franzöſiſchen Reformirten, in den Niederlanden mit den Wallonen, in Berlin mit der franzöſiſchen Gemeinde, die zum Theil aus waldenſiſchen Flüchtlingen entſtand; bei 2000 gingen in die Schweiz. Von dieſen brachen einzelne Haufen mit gewaffneter Hand 1689 wieder in Piemont ein und behaupteten ſich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückungen, denen endlich auf preußiſche Fürſprache, durch neue Zuſicherungen des Turiner Hofes 1725 Gränzen geſetzt wurden. Noch jetzt genießen ſie in ihren alten Thälern von Lucerne, Peruſa und St. Martin im weſtlichen Piemont Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte und zählen daſelbſt gegen 18,000 Seelen. Einige Hunderte jener Flüchtlinge ſiedelten ſich nach langen, durch den Religionseifer der tübingiſchen Theologen ſehr erſchwerten, Unterhandlungen 1699 im Würtembergiſchen an, wo ihre Nachkommen jetzt in zehn Gemeinen 1600 Köpfe ſtark ſind. Den Reformirten ſtehen ſie durch ihren einfachen Cultus und durch ihre Kirchenverfaſſung am nächſten, doch in der Geiſtesbildung hinter den übrigen Proteſtanten zurück. E.

Waldgötter, ſ. Faunen und Satyrn.

Waldhorn, ſ. Horn.

Waldmenſchen. Viel wurde früher von Waldmenſchen gefabelt, bis durch die Ausbildung der Naturgeſchichte und durch die kritiſche Sichtung der vorhandenen Berichte der Reiſenden, wie nicht weniger durch die in den neueſten Zeiten insbeſondere betriebene vergleichende Anatomie das Reſultat gefunden wurde: daß kein zwiſchen dem Affen und dem Menſchen in der Mitte ſtehendes Weſen exiſtire, und daß zwiſchen beiden eine nicht nur in geiſtiger, ſondern auch körperlicher Hinſicht bedeutende Kluft ſey. Es giebt zwar wilde Völker, welche noch tief auf der Stufe der Cultur ſtehen, und dieſe mögen in frühern Zeiten vielleicht für nicht viel mehr als Thiere angeſehen worden ſeyn; allein öfter wurden die ungeſchwänzten, zuweilen aufrechtgehenden Affenarten, der Schimpanese und der Orangutang, für eine Menſchenart gehalten. Selbſt Linné machte irriger Weiſe einen homo troglodytes daraus, und noch jetzt werden oft die genannten Affenarten Waldmenſchen genannt, nur mit dem Unterſchiede, daß bei dem Schimpaneſe nach ſeinem Vaterlande (das Innere Südafrika) der afrikaniſche, bei dem Orangutang, aus gleicher Urſache, der oſtindiſche beigefügt wird. Die Naturbeſchreibungen erzählen viel von ihrer Geſchicklichkeit und von ihrer Lebensart, auf welche der Kürze wegen hier verwieſen werden muß.

Waldnymphen, ſ. Nymphen.

Wales, ſ. Wallis.

Walhalla, Valhalla, iſt, nach der nordiſchen Mythologie, der erſte Himmel oder der geräumige Wohnort für die im Kampf gegen den Feind gefallenen Helden; aber nur für dieſe, und nicht für Männer, welche eines natürlichen Todes ſterben. Dieſer Ort wird von den Dichtern als ſehr lieblich, mit Gold prächtig ausgeziert, geſchildert. Die Helden, die ihn bewohnen, heißen Enherion (En-

herian); ſie werden hier in Gegenwart Odins mit Fleiſch und Meth bewirthet, und von den Walkyren, bedient. Die tägliche Beſchäftigung dieſer Helden iſt, in dem Hofe von Walhalla mit einander zu kämpfen, und ſich gegenſeitig zu tödten; ſie werden dann wieder lebendig, und trinken des Mittags in Walhalla mit einander. Auch die Streitroſſe der Helden ſind hier bei ihnen. Die Männer, welche nicht in der Schlacht, ſondern vor Alter oder an Krankheit ſterben, kommen nach der Erzählung der Dichter in traurige Gegenden, wo Hel (Hela) eine feindſelige Göttin, herrſcht.

Walken heißt das Auswaſchen des gewebten Tuches, wodurch es von ſeinen während des Webens erhaltenen Unreinigkeiten befreit wird; mit dieſer Reinigung wird zugleich ſein Zuſammenfilzen, d. i. ſeine größere Dichtigkeit bezweckt. Man walkt das gewebte Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, um die Schlichte aufzulöſen, dann mit Seife oder ſeifenartigen Dingen (Urin, Schweinekoth, Walkererde), und einer gehörigen Menge immer erneuerten Aufſchlagewaſſers in einem Troge (Kumpen oder Walkſtocke) durch Stampfen oder Hämmer durcharbeiten läßt. F.

Walkererde iſt eine Thonerde, die ſtatt der Seife zum Walken der Tücher gebraucht wird. Sie hat gewöhnlich eine graugelbliche und weißgraue Farbe, die ins Grünliche fällt, fühlt ſich ſehr ſanft und glatt an, glänzt mit dem Nagel gerieben, und ſchäumt wie Seife im Waſſer umgerührt. Sie hat die Eigenſchaft, daß ſie das Fett in ſich ſaugt: daher ihre Verwendung zum Walken. Man findet an vielen Orten in Deutſchland Walkererde, die beſte aber gräbt man zu Hampſhire in England. Die Zeit der Erfindung der eigentlichen Walkerkunſt iſt nicht bekannt; doch das Reinigen der Zeuge durch Treten u. ſ. w. verſtanden ſchon die älteſten Griechen, wie uns Homer berichtet.

Walkyren oder Diſen, ſ. Nordiſche Mythologie. Den Namen Walkyren leitet man ab von Wal, d. i. ein Haufe Erſchlagener (daher Walplatz, woraus Wahlplatz geworden) und küren oder wählen.

Wall iſt im Allgemeinen der Erdaufwurf, welcher jeden zu befeſtigenden Platz umgiebt, um ihn der Einſicht des Feindes zu entziehen und vor deſſen Projectilen zu ſchützen, während die darauf erbaute Bruſtwehr die Vertheidiger deſſelben deckt. Hiernach hat zwar jedes einzelne Werk der permanenten Befeſtigung einen Wall, da deſſen Eigenſchaften ſich aber immer in den allgemeinen Beſtimmungen vorfinden und nur verſchieden modificirt werden, ſo berühren wir hier blos den Hauptwall, der den innern Theil der Feſtung umſchließt. Dieſer muß 1. hoch genug ſeyn, um ſowohl die ſchon angegebenen Zwecke zu erfüllen, als auch das vorliegende Terrain zu überhöhen; 2. genugſame Stärke beſitzen, um den Wirkungen des feindlichen Geſchützes widerſtehen zu können, und 3. hinlängliche Breite haben, damit hinter der Bruſtwehr theils Raum für die Vertheidiger und das Geſchütz, theils auch ein Weg zu der Veränderung und der Aufſtellung des letzteren übrig bleibt. (Wallgang, den Vauban zu 36 Fuß annimmt. — Hier unterſcheiden ſich die Wälle der Außenwerke weſentlich, denn ſie bedürfen theils dieſer Breite nicht, theils wird ſie auch deshalb vermieden, um dem Feinde keinen Raum zur Erbauung von Breſchbatterien zu laſſen.) Im Walle befinden ſich die Caſematten, d. i. Gewölbe, die zur ſichern Unterbrin-

tung der Garniſon und Aufbewahrung der Vorräthe oder zur Vertheidigung beſtimmt ſind, im letztern Falle Defenſiv-Caſematten genannt, und zur Verhinderung jedes Etabliſſements im bedeckten Wege oder auf der Contreſcarpe unter die Facen der Bollwerke gelegt werden. Der Umriß des Walles hängt von der Länge der Linien ab, die den zu befeſtigenden Raum einſchließen, und bildet wegen der nöthigen gegenſeitigen Beſtreichung aus- und eingehende Winkel; die Seitenvertheidigung, die in ältern Zeiten durch Thürme bewirkt ward, wird jetzt durch die Baſtionen erlangt (ſ. d. Art.). Der Theil des Walles, der zwei ſolche Werke verbindet, heißt die Courtine (Mittelwall), die von den Fleeten der Bollwerke beſtrichen wird, und deren Länge daher von der Lage und Höhe jener abhängt; die Facen der Bollwerke bilden mit der Courtine den Umriß der Feſtung; beide werden durch die Flanken mit einander verbunden.

Wall (Anton), oder mit ſeinem wahren Namen Ch. L. Heyne, wahrſcheinlich im Jahre 1751 geb. zu Burgſtädt im Schönburgiſchen, wo ſein Vater Prediger war. Von ſeiner frühern Erziehung iſt nichts bekannt, außer daß er entweder die Dom- oder die Stadtſchule in Naumburg beſucht und dann in Leipzig Jurisprudenz, beſonders aber Staatsrecht, Politik und Geſchichte mit ihren Hülfswiſſenſchaften ſtudirt und ſich dabei mit dem Studium der neuern Sprachen beſchäftigt hat. Mit phyſiſcher und geiſtiger Kraftanſtrengung ſtudirte er mehrere Jahre, und ſchon hier, als er keine Vorleſungen mehr hörte, betrat er oft Wochen lang nicht die Straße. Im Jahre 1779 trat er daſelbſt zuerſt als Dichter auf; es erſchienen von ihm Kriegslieder mit Melodien, zu welchen ihm ohne Zweifel der preußiſche Grenadier (Gleim) den Anſtoß gegeben hatte. Ihnen folgten im Anfange der achtziger Jahre zwei Luſtſpiele. Sie befinden ſich auch im komiſchen Theater der Franzoſen für die Deutſchen, herausgegeben von J. G. Dyk (Leipzig 1777—86, 10 Theile); nämlich die beiden Billets, nach Florian, und die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode, nach Collé. Überhaupt fällt in dieſe, wie ſchon Andere bemerkt haben, ziemlich proſaiſchdürftige Zeit die Hauptperiode ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhms. Vorzüglich gefielen die beiden Billets in ihrer claſſiſchen Bearbeitung durch ihre wirklich originale Laune und durch die Wahrheit der trefflich wiedergegebenen Charaktere ſo ſehr, daß ſie noch immer nicht von der Bühne verſchwunden ſind und daß ſie ſogar mehrern Luſtſpieldichtern Veranlaſſung zu Fortſetzungen gegeben haben, unter welchen wir nur den Bürgergeneral von Göthe nennen. Wall ſelbſt lieferte ſpäter 1791 in demſelben Geiſte eine höchſt gelungene Fortſetzung der beiden Billets im Stammbaume; eine zweite Fortſetzung, die Walls Unzufriedenheit mit dem Göthiſchen Bürgergenerale veranlaßt hatte, iſt durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen. Im Jahre 1781 erſchien von ihm, nach einem engliſchen Originale, Miß Sara Salisbury, eine engländiſche Begebenheit, und 1781—82 gab er ohne ſeinen Namen eine Überſetzung der beſten Werke der Maria Riccoboni aus dem Franz. in vier Bänden heraus. Die dramatiſchen Kleinigkeiten, welche 1783 heraus kamen, bilden einen Theil der anmuthigen Darſtellungen, welche ſpäter den Beifall des deutſchen Publicums unter dem ausländiſchen, aber anſpruchloſen Titel Bagatellen gewannen. Sie erſchienen in zwei Bändchen, Leipzig 1786 und 1783. Der Verfaſſer hatte mehrere Formen der Darſtellung gewählt; in allen aber zeigte ſich eine glückliche, wenn auch mehr durch

Kunſt nachgezauberte Leichtigkeit. Dabei hatte der Styl außer der ſtrengſten Correctheit einen Grad von Politur und feinem Farbenſchmelz, wie man ihn damals etwa nur bei dem Dichter der Wilhelmine fand. Auch die Erfindung war, einigen Muthwillen abgerechnet, größtentheils fein und geiſtreich; in dieſer Hinſicht verdient Antonie eine beſonders rühmliche Erwähnung. Im Jahre 1787 gab er uns einen Band Erzählungen nach Marmontel, welche ebenfalls günſtig aufgenommen wurden. Unterdeſſen hatte Wall Leipzig verlaſſen und lebte als Privatſecretär bei dem Kanzler Hofmann in Halle; von da ging er nach Berlin, wo er ziemlich lange privatiſirt hat. Dieſer Aufenthalt fällt etwa in die Jahre 1788, 89, 90, oder in die Wöllneriſche Periode. Von ſeiner öffentlichen oder literariſchen Thätigkeit daſelbſt iſt wenig laut geworden; doch iſt zu bemerken, daß er wenigſtens für Andere Memoriale, Auszüge aus juridiſchen Schriften, Gutachten und andere Aufſätze dieſer Art verfertigt hat, in welchen man ſchwerlich den Verfaſſer der Bagatellen erkennen möchte. Auch wurde ihm von der preußiſchen Regierung eine ehrenvolle Stelle angeboten, die er aus Liebe zur freien literariſchen Muße ausſchlug. Seit 1788, wo der zweite Theil der Bagatellen erſchien, finden wir bis zum Jahre 1799, außer der genannten Fortſetzung der beiden Billets, keine weitere Spur ſeiner Autorſchaft. Er hatte Berlin verlaſſen und lebte in ſtiller verborgener Zurückgezogenheit erſt in Rochlitz in Sachſen bei dem damaligen Amtmann Drobiſch als Hausfreund oder als Hauslehrer, dann in Geringswalde, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Rochlitz, bei dem Finanzprocurator Wendt. Von hier aus folgte er im Jahre 1798 der freundlichen Einladung des Buchhändlers Richter in Altenburg, welcher ihn unter der Bedingung, für ſeinen Verlag einige Schriften auszuarbeiten, bei ſich aufnahm. Hier leuchtete die faſt erſtorbene Geiſtesflamme noch einmal auf, und plötzlich erſchien unter ſeinem Namen 1799 Amathonte, ein perſiſches Mährchen, und gleich darauf das Lamm unter den Wölfen, als Anhang zur Amathonte. Zwar vermißte man etwas von der natürlichen Friſchheit ſeines Colorits, er war hin und wieder geſchwätzig und gefiel ſich oft in einer gezierten Naivetät; doch blieben die genannten Werke immer eine erfreuliche Erſcheinung, in ſo fern man hoffen durfte, daß ſich ſeine beſſere geiſtige Natur erholen würde. Weniger gefielen Adelheid und Aimar, eine Miſchung von Ritter- und Liebesgeſchichten, in welchen es nicht immer ganz rein zugeht. Dieſer Roman, vorgeblich nach einem arabiſchen Muſter, in der That aber nach einem franzöſiſchen Originale gebildet, erſchien im Jahre 1800. Die Gemeinplätze der Liebe ſind hier oft mit zu ſüßlicher Redſeligkeit ausgeſponnen. Auch iſt nicht zu läugnen, daß der Ton der guten Laune in der darauf folgenden Korane noch etwas weiter herabgeſtimmt iſt, als in der Amathonte, und daß dieſer im Murad faſt gänzlich verſtummt. Dieſe beiden perſiſchen Mährchen, die jedoch von modernen witzelnden Anſpielungen nicht frei ſind, kamen nach des unglücklichen Richters Tode zu Altenburg 1801 in einem andern Verlage heraus. Seitdem verfiel er wieder in eine Art von Lethargie, ſo daß er nicht einmal den zweiten Theil des Murad geſchrieben hat, wiewohl dieſer unter ſeinem Namen erſchienen iſt. Mit Ausnahme einiger Gedichte, die theils in den ſächſiſchen Provinzialblättern ſtehen, theils eine gelegentliche Veranlaſſung haben, hat A. Wall ſeit 1801 nichts von ſich hören laſſen. Vom Jahre 1805 bis 1809 lebte er in Ehrenberg, einem reizenden

Kammergute bei Altenburg, auf Koſten der herzoglichen Kammer. Man hoffte, daß ſich in der Freiheit und Schönheit der Natur ſeine abgeſpannte Kraft ſtärken würde; allein mehrere Umſtände, die hier beſſer verſchwiegen werden, vereinigten ſich, um ihn in jener Arbeitsſcheu und geiſtigen Ohnmacht gefeſſelt zu halten. Kaum verließ er ſein Zimmer, um ſich einmal in freier Luf zu bewegen, oder das Federvieh im Hofe zu füttern. In dieſem Zuſtande kam A. Wall im Mai 1809 nach Gößnitz, einem Städtchen bei Altenburg, wo er bei einem Freunde in ziemlich blühender Geſundheit, doch ohne literariſche Thätigkeit 14 Wochen lang lebte. Von da kam er nach Altenhain bei Grimma zu einer Frau von Burghardi als Hauslehrer, und da ſich dieſes Verhältniß löſ'te, nach Zedtwitz bei Hof zum Kammerherrn von Plotho, deſſen jüngſte Kinder er bis zum Tode des einen unterrichtete. Er hätte hier in mehrern Hinſichten eine angenehme Lage finden können; allein er verließ auch dieſe Stelle bald und privatiſirt gegenwärtig in Hirſchberg, einem Städtchen bei Hof im Voigtlande, ohne daß man von ſeinem jetzigen Leben und Weben etwas Genaueres angeben kann. Wenn wir einen Blick auf die frühere Laufbahn dieſes von den gebildeten Deutſchen ſo ſehr begünſtigten Schriftſtellers werfen, ſo muß man freilich bedauern, daß er von ſeinem großen Erzählertalente und von ſeinen Kenntniſſen keinen erfreulichern Gebrauch gemacht hat. Ein getroffenes, wiewohl etwas verſchönertes Bildniß von ihm findet ſich vor der Korane.

Wallachei, eine osmaniſche Schutzprovinz, die die Osmanen Eflak nennen. Sie machte zu den Zeiten der Römer einen Theil von Dacien aus, erhielt im 12ten und 13ten Jahrhundert ihre von Byzanz abhängigen Fürſten, die nach dem Verfalle des byzantiniſchen Reichs bald ſich an Ungarn, bald an Polen ſchloſſen, je nachdem eines dieſer Reiche einen glänzenden Zeitraum hatte, und wurde endlich 1421 den Osmanen zinsbar. Doch ließen dieſe der Provinz, da ſie ſich freiwillig unterworfen hatte, ihre eignen Deſpoten und Verfaſſung und den Einwohnern die ungehinderte Ausübung ihrer Religion, nur nahmen ſie für ſich die drei Plätze Ibrail, Dſchiurdſchiu und Thurnul, welche ſie zur Beſchützung der Donau noch jetzt beſetzt halten. — Die Wallachei liegt zwiſchen der Donau, der Moldau und Siebenbürgen, ein großes fruchtbares Land von 1107 □ Meilen, das Korn, Tabak, Lein, Pferde, Schaafe und Salz im Überfluſſe hat, und zu den reichſten und geſegnetſten Ländern des Erdbodens gehören könnte, wenn eine induſtriöſere Nation es bewohnte und eine beſſere Verfaſſung vorhanden wäre. Zweige der Karpathen durchziehen in mannichfaltigen Richtungen das Land, und bilden fruchtbare Thäler, von unzähligen Bächen bewäſſert; auch fehlt es nicht an lachenden Ebenen. Auf den Bergen erheben ſich anſehnliche Laub- und Nadelwaldungen. Der fette Boden erzeugt Getraide im Überfluſſe, ungeachtet die Cultur nur mäßig iſt. Das Obſt, der Tabak iſt vortrefflich, und der Wein giebt dem ungariſchen nichts nach. In den grasreichen Ebenen und auf den kräuterreichen Höhen weiden zahlloſe Heerden, und veranlaſſen einen beträchtlichen Handel mit Vieh aller Art. Eben ſo wenig fehlt es an Wildpret und an Fiſchen, als Hauſen, Störe, Karpfen, Hechte, Forellen. Auch die Schätze des Mineralreichs ſind wahrſcheinlich bedeutend, aber niemand forſcht ihnen nach. Die Einwohner, höchſtens 500,000 Köpfe, ſind der größern Maſſe nach entweder Walachen oder Zigeuner; jene, die ur-

ſprünglichen Bewohner, ein Gemiſch der verſchiedenartigſten Nationen: Dazier, Bulgaren, Slaven, Gothen und Römer, die ſich ſelbſt Römer nennen und ein römiſches Patois reden, machen einen verdorbenen Volkshaufen aus, der ſich durch eine angeborne Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wolluſt, Unempfindlichkeit auszeichnet; dieſe, die in großer Zahl vorhanden ſind, ſehen ſich hier wie in allen Ländern, wo ſie eingewandert ſind, gleich. Die Religion beider iſt die griechiſche. Die Verfaſſung iſt völlig deſpotiſch. Der Fürſt oder Hospodar wird von der Pforte ernannt, die ihn jährlich durch einen Firman beſtätigt und nach Gutdünken abſetzen kann; er wird immer aus einer der großen griechiſchen Familien, die in Conſtantinopel wohnen, genommen, und zahlt an die Pforte einen beſtimmten jährlichen Tribut von 500,000 Löwenthalern, außer den jährlichen Geſchenken, die er für Beſtätigung ſeines Firmans geben muß. Dafür ſteht es ihm dann frei, das Land ſo methodiſch auszuplündern als möglich, und meiſtens iſt auch nur darauf ſein ganzes Augenmerk gerichtet. Die Hauptſtadt der Wallachei, welche in die untere, obere und weſtliche eingetheilt wird, heißt Bucharest. — Der letzte Fürſt Caradja entzog ſich im Oct. 1818 der von ihm vielleicht ohne Grund befürchteten Abſetzung durch die Flucht, und begab ſich mit ſeiner Familie und ſeinen Schätzen durch Ungarn nach Genf und Genua. Die Pforte ernannte im Januar 1819 an ſeine Stelle den Fürſten Alexander Suzzo zum Hospodar der Wallachei.

Wallenſtein (Albrecht, Graf von), Herzog von Friedland, Generaliſſimus der öſterreichiſchen Armee im dreißigjährigen Kriege, — ein Mann, deſſen Name ein gemiſchtes Gefühl von Staunen und Abſcheu erregt; denn Wallenſtein that zwar Großes und Ungewöhnliches, kannte aber keinen andern Zweck als die Befriedigung ſeines Ehrgeizes, wozu er ſich aller, auch der verderblichſten Mittel bediente. Dadurch ward er das Schrecken ſeiner Zeitgenoſſen, ohne ſich durch ſeine Thaten die Achtung der Nachwelt zu erwerben. Er griff in dem engen Raume von neun Jahren (1625—1634) mächtig ein in die Begebenheiten ſeiner Zeit; daher hat er viel Geſchichtſchreiber gefunden. Doch iſt der Schleier, der über dem letzten Act ſeines Lebens liegt, noch von keinem ganz gehoben worden Arndt (Anſichten der deutſchen Geſchiche. I.) entwirft von ihm folgende Schilderung: Was Muth und Unerſchrockenheit Großes, was Herrſchaft und Befehl Strenges und Gebieteriſches, und was Freundlichkeit und Freigebigkeit Liebliches und Herzgewinnendes haben, was in der Geſchwindigkeit und Kühnheit begeiſtert, in der Feſtigkeit ſtählt, und in der Zuverſicht ermuthigt: — das alles und eine ſtattliche Geſtalt, einen heroiſchen Blick und einen königlichen Anſtand hatte die Natur in dieſem Einen Manne vereinigt. Dazu ein Reichthum von Kenntniſſen und ein tiefer unergründlicher Sinn, ein dunkler und geheimer Aberglaube, der aus den Geſtirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geſchichte deuten wollte. Weil Wallenſtein in ſeinem großen Gemüthe und in ſeinen Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen Menſchen überliſtet und ermordet werden. Welche ſeiner Plane, wie weit gereift, wohin ſie zielten, ob er nicht eben ſo gut für das deutſche Vaterland und Kaiſer Ferdinand, als gegen ſie, einlenken konnte, ob ſeiner Seele in den Sternen, ſeines Herzens alles ſchon bis zum Entſchluſſe klar und hell war: das deckte die Nacht zu, die ihn in ſeinem Blute ſchwimmen ſah. — Albrecht von Wallenſtein (eigentlich Waldſtein, unter welchem Namen das Geſchlecht noch blüht, zu

Dur in Böhmen) wurde den 14ten Sept. 1583 zu Prag geboren. Er ſtammte aus einer angeſehenen böhmiſchen Familie ab, die der proteſtantiſchen Religion zugethan war. An dem Unterrichte, der ihm im väterlichen Hauſe und auf der damals berühmten proteſtantiſchen Schule zu Goldberg in Schleſien ertheilt wurde, fand Albrecht keinen Geſchmack; ſein unruhiger aufbrauſender Geiſt widerſtrebte der Zucht, und bei allen muthwilligen Streichen war er ſtets der Anführer ſeiner Mitſchüler, über die er eine gewiſſe Oberherrſchaft ausübte. Eben ſo betrug er ſich auf der Univerſität Altorf, die er 1594 bezogen hatte; verübte Exceſſe brachten ihn hier in das akademiſche Gefängniß. Albrecht kam hierauf als Page in die Dienſte des Markgrafen Carl von Burgau, eines Prinzen der öſterreichiſch-tyroliſchen Seitenlinie, der zu Inſpruck reſidirte. Hier trat Wallenſtein zur catholiſchen Kirche über, und erhielt von ſeinem Herrn Unterſtützung, eine Reiſe durch Deutſchland, England, Frankreich und Italien zu machen. Auf dieſer Reiſe war das Studium des Heer- und Finanzweſens, und die Beobachtung der verſchiedenen Staatsmänner und Feldherren ſein einziges Augenmerk. Dann ſtudirte er eine Zeit lang auf der damals berühmten Univerſität Padua Mathematik und Politik; vorzüglich aber Aſtrologie. Sein Lehrer in derſelben, Argoli, ſcheint ihn durch Vorherſagung eines glänzenden Glücks, beſonders für dieſe Wiſſenſchaft gewonnen und zu ſeinen ſpätern Entwürfen angeregt zu haben. Im J. 1606 machte Wallenſtein bei der kaiſerlichen Armee einen Feldzug gegen die Türken in Ungarn mit, bewies viel perſönliche Bravour, und wurde Hauptmann. Ein baldiger Friede (11ten Nov. 1606) endigte dieſen Feldzug, und Wallenſtein ging ohne Anſtellung nach Böhmen zurück. Hier heirathete er eine ſehr reiche, aber ſchon bejahrte Wittwe, die ihm nach einer kurzen, kinderloſen Ehe ein großes Vermögen hinterließ. Dieſe Erbſchaft ſetzte ihn in den Stand, an dem Hofe des Kaiſers Matthias zu Wien eine glänzende Rolle zu ſpielen. In einem unbedeutenden und kurzen Kriege, der im J. 1617 zwiſchen dem Erzherzog Ferdinand von Steyermark und der Republik Venedig im Friaul ausbrach, warb er auf eigne Koſten 200 Reiter, und führte ſie dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiſer Ferdinand II., zu, bei dem er ſich dadurch in große Gunſt ſetzte. Er zeichnete ſich durch Tapferkeit und Klugheit bei dem Entſatze von Gradisca aus, und erwarb ſich die Anhänglichkeit der Offiziere und Soldaten durch außerordentliche Freigebigkeit, und durch die Sorgfalt, die er für die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe bewies. Nach geendigtem Kriege ernannte ihn Ferdinand zum Oberſten der Miliz in Mähren zu Ollmüz. Damals heirathete er in zweiter Ehe Iſabelle, die Tochter des Grafen Harrach, eines Günſtlings Ferdinands, und ward von Ferdinand in den Grafenſtand erhoben. — Bei dem Ausbruche der Unruhen in Böhmen 1619 ergriff Wallenſtein die öſterreichiſche Partei gegen die proteſtantiſchen Böhmen. Von dieſen gedrängt, mußte er Ollmüz verlaſſen, rettete jedoch die anſehnliche Landescaſſe nach Wien. Er hatte davon 12,000 Thaler behalten; mit dieſem und ſeinem eignen Gelde warb er 1000 Mann Küraſſiere an, die er dem öſterreichiſchen General Boucquoi nach Böhmen zuführte. Hier zeichnete er ſich als Oberſter in verſchiedenen Gefechten und in der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag (8ten Nov. 1620) aus. Damals entſpann ſich auch zwiſchen ihm und Tilly die ſpäterhin ſo folgenreiche Abneigung. Wallenſtein hatte nämlich die von Tilly gewählte Schlachtordnung getadelt. Nach jenem Siege ging er mit der öſterreichiſchen Armee unter Boucquoi

nach Mähren, deſſen feſte Plätze ſich den Siegern bald öffneten. Wallenſtein wurde jetzt Militärgouverneur in Mähren, und erhielt ſeine von den proteſtantiſchen Böhmen eingezogenen Güter zurück. Er wurde zum Generalmajor ernannt, und nachdem Boucquoi geblieben war, commandirte er gegen den Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, mit Glück. Der Kaiſer belehnte ihn (1622) mit der Herrſchaft Friedland in Böhmen, und machte ihn im folgenden Jahre zum Fürſten von Friedland; deswegen nannte man ihn in der Folge gewöhnlich blos den Friedländer. — Als jetzt der Krieg auch das nördliche Deutſchland ergriff, wo der König von Dänemark (1625) an die Spitze des niederſächſiſchen Kreiſes gegen die Ligue trat, da befand ſich der Kaiſer in großer Verlegenheit, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. Wallenſtein erbot ſich, auf eigne Koſten und ohne den geringſten Beitrag von Seiten des Kaiſers, eine Armee von 50,000 Mann aufzuſtellen, mit der Bedingung, der oberſte Befehlshaber derſelben zu ſeyn, und die in den eroberten Ländern eingetriebenen Brandſchatzungen für ſich behalten zu dürfen. Es war in jenen Zeiten nicht ganz ungewöhnlich, daß ein General ein Truppencorps auf eigne Koſten warb, und ſich dann in Feindes und Freundes Land für ſeinen Aufwand entſchädigte. Aber daß Wallenſtein ein ſo zahlreiches Herr aufſtellen wollte, mußte als ein abenteuerlicher und unausführbarer Plan erſcheinen. Dem Kaiſer blieb jedoch kein andres Mittel übrig, und er nahm Wallenſteins Antrag auf jede Bedingung an; auch erhob er bald nachher den Fürſten von Friedland zum Herzog. Wallenſteins Name und die thätige Mitwirkung vieler ihm ergebenen Offiziere machten, daß ſich bald ein Heer von 25,000 Mann unter ſeinen Fahnen bei Eger verſammelte. Unverzüglich zog er mit demſelben (1625) nach Franken, wo das Land ſie eine Zeit lang unterhalten mußte, dann durch Schwaben und den oberrheiniſchen Kreis nach Niederſachſen. Hier nahm Wallenſtein verſchiedene Städte ein, blieb in Halberſtadt den Winter hindurch, und beſetzte ſelbſt einen Theil von Oberſachſen. Überall mußten ſeine Truppen, deren Anzahl ſich fortwährend vermehrte, von den Einwohnern unterhalten werden. Ihm ſtellte ſich der berühmte Graf Peter Ernſt von Mansfeld mit einer weit ſchwächern Armee entgegen, und belagerte Wallenſteins Brückenkopf an der Elbe bei Deſſau. Aber der Friedländer zog ſchnell heran und ſchlug den Mansfelder (18ten April 1626) gänzlich in die Flucht. Doch dieſer ſammelte neue Truppen, mit denen er ſich, um zu Bethlen Gabor zu ſtoßen, (im Juli 1626) durch Schleſien gegen Ungarn wandte. Wallenſtein folgte ihm raſch; Gabor ſchloß Waffenſtillſtand, und Mansfeld zog ſich nach Dalmatien zurück, wo er ſtarb. Hierauf entſetzte Wallenſtein das von den Türken belagerte Novigrad und eroberte Waizen. Gabor machte nun mit dem Kaiſer Friede, daher kehrte Wallenſtein (1627) aus Ungarn durch Schleſien, die Lauſitz und die Mark Brandenburg (im Auguſt 1627) nach Niederſachſen zurück, und nöthigte den König von Dänemark, der ihm und der ligiſtiſchen Armee unter Tilly nicht zugleich widerſtehen konnte, zum ſchnellen Rückzug. Wallenſtein eroberte in kurzer Zeit das Herzogthum Meklenburg, wo er ungeheure Contributionen foderte, und drängte die Dänen nach Holſtein, das er bis auf Glückſtadt, ſo wie den größten Theil von Schleswig und Jütland, noch in dieſem Feldzug eroberte, weil man auf einen ſo unerwarteten Angriff nicht vorbereitet war. Alle dieſe Länder wurden ſehr hart behandelt. Da

Wallenſtein aus Mangel an Schiffen in die däniſchen Inſeln nicht eindringen konnte, ſo nahm er ſeine Winterquartiere längs der Küſte der Oſtſee, beſetzte Pommern, und dehnte ſeine Truppenlinie bis Berlin aus. Nur das feſte Stralſund weigerte ſich, öſterreichiſche Beſatzung einzunehmen. Der Kaiſer erklärte die beiden Herzoge von Meklenburg, weil ſie die däniſche Partei ergriffen hatten, in die Acht, und belehnte mit ihren Ländern und mit dem heimgefallenen Fürſtenthume Sagan (1628) Wallenſtein, den er auch zum Admiral der Oſtſee ernannte. Es ſchien dabei die Abſicht zu ſeyn, den Kaiſer zum Herrn der Küſte der Oſtſee zu machen, und den Handel der mit Spanien entzweiten Holländer in dieſem Meere zu Grunde zu richten. Allein die Hanſeeſtädte ſchlugen Wallenſteins Anſinnen, ihm Schiffe zu liefern, ab, und dieſer hatte nicht Kraft genug, den abenteuerlichen Plan auszuführen. Auch mißlang ihm der Angriff auf das von Dänemark und Schweden unterſtützte Stralſund das er zwei Monate hindurch (vom Mai bis Juli 1628 belagerte; er verlor dabei in verſchiedenen Stürmen mehr als 12,000 Mann. Eben ſo mußten ſeine Truppen vor Glückſtadt und vor Magdeburg abziehn. Nochmals unternahm er (im Sept.) den Angriff auf Stralſund. „Die Stadt müſſe ſein werden, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel befeſtigt!“ Aber umſonſt. Er mußte zum zweiten Male die Belagerung aufgeben. Darauf eroberte er Roſtock und ſchlug die Dänen bei Wolgaſt. Seine weitern Fortſchritte hemmte der von ihm ſelbſt, weil er den ruhigen Beſitz von Mecklenburg dadurch zu erlangen glaubte, beförderte Friede zwiſchen dem Kaiſer und Dänemark zu Lübeck (1629). Da aber Wallenſtein von dem Lübecker Congreſſe die ſchwediſchen Geſandten ſchimpflich weggewieſen, und zugleich ſeinen Vertrauten Arnheim mit 12,000 Mann dem König Sigismund von Polen zu Hülfe gegen Guſtav Adolph geſchickt hatte, ſo gab er dadurch Urſache zu einem neuen Kriege, zu dem mit Schweden. Doch die weitausſehenden Entwürfe des Kaiſers, ſo wie das übermüthige Betragen Wallenſteins und die ungeheuern Erpreſſungen, die er und ſeine Truppen ſelbſt in neutralen Ländern verübten (er hatte binnen 7 Jahren 600 Millionen Thaler an Brandſchatzungen im nördlichen Deutſchland erhoben), bewogen die deutſchen Fürſten, auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) dem Kaiſer das Verſprechen abzuzwingen, ſeine Armee bis auf 30,000 Mann herabzuſetzen, und Wallenſtein das Commando derſelben abzunehmen. Es geſchah wohl mehr aus der Abſicht, die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen Könige zu befördern, als aus Theilnahme an den Leiden der Völker, daß Ferdinand II. ſich zu dem Entſchluſſe bewegen ließ, einen Feldherrn, der Öſterreich gerettet und auf den Gipfel der Macht gebracht hatte, auf eine kränkende Art zurückzuſetzen. Vorzüglich trugen der von Wallenſteins Stolz beleidigte Churfürſt von Bayern und Richelieus Vertrauter, der Pater Joſeph, dazu bei. Wallenſtein, der mit dem Heerbefehl zugleich das Herzogthum Mecklenburg aufgeben mußte, ſchien dieſe Zurückſetzung gleichgültig zu ertragen, und lebte von der Zeit an in Prag als Privatmann, aber mit einem königlichen Aufwande. Ihn umgaben eigene Garden. Ihn bedienten 60 Pagen und 20 Kammerherren. Er reiſ'te auf ſeine Güter mit einem Gefolge von 200 Wagen. Und Battiſta Seni, ſein Aſtrolog, verkündigte ihm aus den Geſtirnen eine neue glänzendere Laufbahn. Da nöthigte Guſtav Adolphs Kriegsglück in Deutſchland, dem Tilly hatte weichen müſſen, und dem kein andrer General entgegenzuſtellen war, den Kaiſer zu dem

demüthigenden Schritt, dem abgeſetzten Wallenſtein das Commando der Armee wieder anzutragen. Nach einigem Zaudern nahm Wallenſtein dieſen Antrag an, aber unter Bedingungen, die das Anſehn des Kaiſers ſehr herabſetzten. Wallenſtein erhielt eine unumſchränkte, vom Kaiſer faſt unabhängige Gewalt nicht nur über die Armee, ſondern auch in den Reichsländern nach Willkühr zu handeln, Güter zu confisciren, zu ſtrafen und zu belohnen. Für Meklenburg hatte er ſich Entſchädigung und überdies als Belohnung ein kaiſerliches Erbland ausbedungen. In unglaublich kurzer Zeit verſammelte Wallenſtein eine Armee von 40,000 Mann bei Znaim. Er vertrieb zuerſt aus Böhmen die Sachſen, die Prag und andere Städte eingenommen hatten; darauf vereinigte er ſich mit den Truppen des Churfürſten von Bayern und zog nach Franken gegen Nürnberg. Aber ſchon war Guſtav zum Schutz herbeigeeilt, und Wallenſtein, obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es doch zu ſchlagen. Beide Theile verſchanzten ſich, und Guſtav wartete die ihm zueilenden Verſtärkungen ab. Wallenſtein unternahm keinen Angriff und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Da er nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, ſo verſuchte Guſtav Adolph, das öſterreichiſche Lager (24. Auguſt 1632) zu erſtürmen, aber der Sturm wurde wiederholt abgeſchlagen. Die ſchwediſche Armee wendete ſich nun nach Nordſchwaben, und machte da neue Eroberungen, Wallenſtein aber ging plötzlich auf das unbeſetzte Sachſen los, um den Churfürſten von dem Bündniſſe mit Schweden abzuziehen. Guſtav Adolph folgte ihm dahin nach, und es kam (6. November) zu der berühmten Schlacht bei Lützen. Wallenſtein, ſelbſt verwundet, mußte mit großem Verluſt von Menſchen (auch Pappenheim war gefallen) und ſeiner ganzen Artillerie, das Schlachtfeld verlaſſen, das die Schweden, obgleich ihr großer König geblieben war, unter dem Herzog Bernhard von Weimar behaupteten. Wallenſtein zog ſich nach Böhmen zurück, und ließ zu Prag ein ſtrenges Kriegsgericht über Offiziere und Soldaten halten, die beſchuldigt waren, daß ſie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; viele derſelben wurden hingerichtet. Erſt im Mai 1633 rückte Wallenſtein wieder ins Feld, und ging nach Schleſien, wo ſich eine ſchwediſche Armee, mit ſächſiſchen und brandenburgiſchen Truppen vereint, befand. Wallenſtein unternahm anfangs, ungeachtet ſeiner Überlegenheit, nichts Ernſtliches. Dieſe auffallende Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Öſterreichs, ſtehe. Man legte ihm ſelbſt die Abſicht bei, ſich durch den Beiſtand der Proteſtanten zum König von Böhmen zu machen. Daß zwiſchen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, war kein Geheimniß. Ob dieſe aber blos die Grundlage eines zu ſchließenden Friedens, oder Wallenſteins eignes Intereſſe zugleich mit betrafen, wird nicht mit völliger Gewißheit zu beſtimmen ſeyn, ſo lange nicht bisher unbekannt gebliebene Urkunden aus noch verſchloßnen Archiven mitgetheilt werden. Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen Schritte des Kaiſers wider Wallenſtein bekannt gemacht hat, dürfte wohl nicht ganz unbedingt anzunehmen ſeyn. — Nachdem ein ſiebenwöchentlicher Waffenſtillſtand fruchtlos zu Ende gegangen war, beſchränkten ſich die Unternehmungen Wallenſteins in der übrigen Zeit dieſes Feldzugs blos darauf, daß er im Spätjahre (18. Oct. 1633) ein ſchwediſches Corps bei Steinau überfiel und gefangen nahm, verſchiedene ſchleſiſche Städte beſetzte, und einen Einfall in die Lauſitz und die Mark

Brandenburg, ſelbſt bis Berlin machte. Allein den gefangenen Grafen Matth. Thurn, den Anſtifter des erſten Aufſtandes der Böhmen, entließ er frei und reich beſchenkt mit geheimen Aufträgen zum ſchwediſchen Kanzler, worüber man in Wien ſehr aufgebracht war. Der Herzog aber kümmerte ſich nicht um die Gunſt eines Hofs, den er als undankbar erkannt hatte und den er verachtete. Indeß bewirkten ſeine Operationen nichts Entſcheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Marſch, den Wallenſtein auf Verlangen des Kaiſers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bernhard von Weimar weitere Fortſchritte in Bayern aufzuhalten. Ohne ſich in ein Gefecht einzulaſſen, zog Wallenſtein bei der Annäherung des Herzogs ſich nach Böhmen zurück und nahm da ſeine Winterquartiere. Dieſe Maaßregel, die ganz wider den Willen des Kaiſers war, der ſeine Erbländer möglichſt ſchonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen Wallenſteins Treue; ſeine Feinde am kaiſerlichen Hofe, beſonders die ſpaniſche Partei, ſchilderten ihn als einen Verräther. Man legte dem Kaiſer den Plan einer von Wallenſtein gemachten Verſchwörung vor, deren Zweck ſeyn ſollte, ſich durch Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen, und ſich in dieſem Beſitz durch den Beiſtand der Schweden und einiger proteſtantiſchen deutſchen Fürſten zu behaupten. Als nun Wallenſtein zu Pilſen am 11. Jan. 1634 einem verſammelten Kriegsrathe alle ſeine Beſchwerden gegen den Kaiſer vorgelegt und die Generale zum Theil für ſeine Abſicht gewonnen hatte, erkannte man in Wien, wo von Octavio Piccolomini alles angezeigt worden war, das Dringende der Gefahr. Ferdinand II. erließ daher (d. 18. Februar 1634) ein Mandat, in welchem er Wallenſtein des Commando's der Armee entſetzte, und ihn als Verräther und Rebellen nebſt Illo und Terzky ächtete. Es wurden zugleich Generale, auf deren Treue man ſich verlaſſen konnte, beordert, um ſich Wallenſteins todt oder lebendig zu bemächtigen. Wallenſtein begab ſich daher nach Eger, um, wie man dieſen Schritt erklärte, der Gränze und den ſchwediſchen Truppen näher zu ſeyn. Es ſchien freilich ihm nichts übrig zu bleiben, als ſich eines feſten Platzes, wie Eger, zu verſichern, und ſich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre dieſe Vereinigung wirklich geſchehen, ſo würden die Folgen davon für den Kaiſer nicht zu berechnen geweſen ſeyn. Wallenſteins Ermordung machte allen ſeinen, wirklichen oder vermutheten, Planen ein plötzliches Ende und Deutſchland ward dadurch wahrſcheinlich von einer großen Cataſtrophe gerettet. Einige Offiziere der Garniſon zu Eger, der Oberſte Leßlie, ein kathol. Irländer, dem Wallenſtein alles vertraut hatte, der Feſtungscommandant Buttler, und Oberſtlieutenant Gordon, beide proteſtantiſche Schottländer, verſchworen ſich, da jeder Verzug Gefahr zu bringen ſchien, zu Wallenſteins Untergang. Am 25ſten Februar 1634 wurden bei einem in dieſer Abſicht von den Verſchwornen veranſtalteten Gaſtmahle die vertrauteſten Freunde Wallenſteins, Illo, Wilh. Kinsky, Terzky und deſſen Adjutant, der Rittmeiſter Neumann, von Buttlers Dragonern, unter Anführung des Majors Geraldin, plötzlich überfallen und getödtet. Darauf übertrugen ſie dem Irländer Deveroux und ſechs Hellebardierern die Vollſtreckung des Blutbefehls an Wallenſtein, der, in ſeinem Schlafzimmer überfallen, ſchweigend mit ausgebreiteten Armen der Hellebarde tödtlichen Stoß in die feſte Bruſt empfing und ohne einen Laut todt niederſank. Er war noch nicht 52 Jahr alt. Kein Arm erhob ſich, um ſeinen Tod zu rächen. Er wurde ohne Gepränge in

der von ihm geſtifteten Carthauſe zu Gitſchin beigeſetzt. Ihn beweinte allein eine trauernde Witwe; wahre Freunde hatte der kalte, ſtets verſchloßne, herriſche Mann nicht. Die beträchtliche Baarſchaft, die man bei Wallenſtein fand, wurde eine Beute der Verſchwornen und ihrer Gehülfen. Man hätte ſich ſeiner ſämmtlichen Papiere bemächtigt, aber es iſt davon nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, das ſeine Verrätherei bewieſen hätte. Seine anſehnlichen Beſitzungen wurden vom Kaiſer eingezogen, und zum Theil denjenigen gegeben, die ſeinen Untergang hatten befördern helfen. — Die Haupturkunde zu Wallenſteins Anklage iſt der Bericht ſeines Unterhändlers Sceſina an den Kaiſer 1635, den Herr von Murr im latein. Original zuerſt, Halle 1806, bekannt gemacht hat. Nach dieſem Bericht hatte Wallenſtein ſchon ſeit 1630 (vor und nach der Schlacht bei Leipzig) mit Guſtav Adolph geheime Unterhandlungen angeknüpft. Aber hatte nicht Sceſina ein Intereſſe, Wallenſtein als ſchuldig darzuſtellen? Die Apologie und Verantwortungsſchrift der Mörder Wallenſteins, am 10ten Tage nach der That in Eger gedruckt, iſt wiederabgedruckt im Morgenblatt 1816. Nr. 17[illegible] — 178. — Wallenſtein war von großem ſtarken Körperbau. Seine kleinen ſchwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Seine Miene war ſtets ernſt, kalt und zurückſtoßend. Er beſaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüdende Thätigkeit. An ſeiner immer reichbeſetzten Tafel war er ſelbſt ſehr mäßig, ſo wie er allen Lockungen der Sinne widerſtand, und nichts ſuchte als Befriedigung ſeiner Ehrſucht und Herrſchbegier. Doch verſchwendete er viel in prächtigen Gebäuden und in einem zahlreichen glänzenden Hofſtaate. Seine eigne Kleidung war gewöhnlich nicht ohne bizarre Zuſammenſetzung. Er beſaß viel Klugheit, Menſchenkenntniß und Argliſt, beſonders die Kunſt, Andre zu erforſchen und dabei ſeine eignen Abſichten zu verbergen. Gegen die, welche von ihm abhingen, war er hart, und nicht ſelten grauſam. Er war verſchwenderiſch, um Perſonen, die er zu ſeinen Zwecken brauchen wollte, ſich verbindlich zu machen; aber die Kunſt, die Herzen zu gewinnen, beſaß er nicht. Mit perſönlicher Bravour verband er eine gewiſſe Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüber ſtehenden großen Taktikern, Guſtav Adolph und Bernhard von Weimar, nicht verglichen werden kann. Alle ſeine Unternehmungen baute er auf die Überlegenheit an Truppen, und ſeine Art Krieg zu führen war mehr Politik, als Kriegswiſſenſchaft. Ohne Achtung für die Religion ſelbſt, war er ein erklärter Feind der Geiſtlichkeit, die ihn ihrer Seits wieder haßte. Über die Vorurtheile ſeines Zeitalters konnte er ſich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Geſellſchafter, der ſich nur wenige Augenblicke vor ſeinem Tode von ihm trennte, war der italieniſche Aſtrolog Seni, der, wie man vermuthete, von dem kaiſerlichen Hofe erkauft war, um ihn irre zu leiten. — Die jedem gebildeten Deutſchen bekannten dramatiſchen Dichtungen Schillers, Wallenſteins Lager, die Piccolomini und Wallenſteins Tod, ſind anerkannte Meiſterwerke der Kunſt, und ruhen auf hiſtoriſchem Grunde. Denn wie Schiller ſelbſt von Wallenſtein ſagt: Sein Lager nur erklärt ſein Verbrechen. — Einige der handelnden Perſonen (Thekla und Max) ſind blos Geſchöpfe der Phantaſie des Dichters.

Wallfahrten, ſ. **Prozeſſionen**.

Wallfiſch, Wallfiſchfang. Der Wallfiſch iſt das größte unter allen jetzt auf der Erde lebenden Thieren. Er ſoll ehemals,

wo ihm noch nicht ſo ſehr nachgeſtellt und er alſo älter wurde, noch größer geworden ſeyn; man fand ihn 200 Fuß lang, während man ihn jetzt ſelten länger als 70 bis 80 Fuß findet. Die Höhle ſeines Rachens iſt ſo groß und weit, daß ſie ein Boot mit acht Mann faſſen kann. Seine äußere Geſtalt iſt zu bekannt, als daß wir für nöthig erachten könnten, hier bei derſelben zu verweilen. Seine Stärke iſt unglaublich; er vermag mit einem Schlage ſeines Schwanzes den Narwal todt zu ſchlagen. Sein Gewicht beträgt gewöhnlich 100,000 Pfund. Man hat den Wallfiſch lange zu den Fiſchen gerechnet, allein er iſt ein Säugthier. Das Weibchen gebiert ein lebendiges Junges und ſäugt es groß. Über die Lebensweiſe der Wallfiſche weiß man ſehr wenig; es iſt äußerſt ſchwierig, darüber Näheres anzugeben, da ſie nicht in der Nähe beobachtet werden können. Daß die Wallfiſche ein hohes Alter erreichen können, iſt ſehr begreiflich. Buffon meint, ſie könnten wohl 1000 Jahre alt werden. — Man fängt den Wallfiſch nur des Thranes und der Baarten wegen. Der Wallfiſchfang beſchäftigt viele Menſchen, es gehen alljährlich mehrere hundert Schiffe auf den Wallfiſchfang aus. Man braucht dazu große und ſtarke Schiffe, weil kleinere der Gewalt des Eiſes nicht würden widerſtehen können. Sobald man den Wallfiſch erblickt, ſchickt man ihm einige Schaluppen entgegen, die möglichſt nahe und behutſam an ihn rudern; ſind ſie ihm auf 30 Schuh nahe, ſo wirft der Harpunier ſeine Harpune — eine 5 bis 6 Fuß lange, ſpitzige, mit ſcharfen Widerhaken verſehene Lanze — dem Thier in den Leib. Iſt er getroffen, ſo ſenkt er ſich auf den Grund, erhebt ſich aber bald wieder auf die Oberfläche, um Luft zu ſchöpfen. Mittelſt des an der Harpune befeſtigten Seiles ziehen die Schiffer den Wallfiſch, wenn er vom Blutverluſt unter vielen Zuckungen geſtorben iſt, an das Schiff, ſteigen auf den wie eine Inſel hoch daliegenden Körper des Thieres, um den Speck und die Baarten herauszuhauen. Die Arbeiter haben, um auf der Haut des Wallfiſches deſto ſicherer zu ſtehen, einſchneidende Eiſen unter den Schuhen. Das Fleiſch mit dem ganzen Gerippe läßt man liegen; es wird eine Beute unzähliger Seethiere und Vögel. Ein großer Wallfiſch giebt an Speck und Baarten einem dreimaſtigen Schiffe volle Ladung und wird gegen 5000 Rthlr. an Werth geſchätzt. Jetzt iſt der Wallfiſchfang wenig einträglich mehr, da die Zahl der Thiere und der Gebrauch des Fiſchbeins ſehr vermindert iſt. Das Fiſchbein wird von den Baarten gewonnen, die man aus dem Oberkiefer auslöſt. Die Kamtſchadalen und andere nördliche Völker gebrauchen vom Wallfiſche nicht nur Speck und Baarten, ſondern auch das Fleiſch, die Haut, die Gedärme, die Knochen u. ſ. w. Vergleiche über den Wallfiſchfang Tramplers Beſchreibung des grönländiſchen Wallfiſchfanges, Leipzig 1771.

Wallis, Wales, iſt ein beſonderer Theil des eigentlichen Englands unter dem Titel eines Fürſtenthums, gränzt gegen Weſten und Norden an das irländiſche Meer, und hat auf 314 Quadratmeilen 607,380 Einwohnern. Es wird in Süd- und Nord-Wales getheilt; jedes enthält ſechs Landſchaften (shires). Das Land iſt meiſtens bergicht, daher nicht ſehr fruchtbar, und mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet, doch bringt es den für die Einwohner nöthigen Getraidebedarf hervor. Die Einwohner ſind im Ganzen genommen, arm; eine ihrer vorzüglichſten Beſchäftigungen iſt Fiſcherei, doch wird auch in einigen Städten ein nicht unbedeu-

tender Handel getrieben. Mineralien, beſonders Kupfer, Steinkohlen und Torf, ſind die vorzüglichſten Ausfuhrartikel. Die Hauptſtadt des Fürſtenthums iſt Pembroke. Zu Nord-Wales gehört die blos durch einen ſchmalen Canal von dem feſten Lande getrennte Inſel Angleſey. Die Einwohner des Fürſtenthums Wales ſind Abkömmlinge der alten Britten, die, von den Angelſachſen (450) aus ihren eigentlichen Wohnſitzen vertrieben, und in dieſe kleine Provinz, die vorher Cambrien hieß, eingeſchränkt wurden, aber doch nie ganz vertilgt werden konnten, eben ſo wenig als ihre alte cimbriſche oder celtiſche Sprache, die ſie noch immer, obgleich ſehr verändert, reden. Die mittlere und niedere Volksclaſſe in Wales unterſcheidet ſich daher auch in ihren Sitten und überhaupt im Äußern von den Nationalengländern, die von ihnen keineswegs geliebt werden. Zur Beförderung des Unterrichts der ganz unwiſſenden Landleute ſind ſchon vor geraumer Zeit Freiſchulen errichtet worden, in denen Schulmeiſter, die von einem Orte zum andern wandern, die erſten Anfangsgründe lehren. Wales behauptete lange Zeit ſeine Freiheit gegen die Engländer, ob es ihnen gleich einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Als aber der letzte Fürſt Lewelyn (Leslin) im Kriege gegen König Eduard I. (1282) umgekommen war, unterwarf ſich dieſer das Land, und gab es ſeinem Sohne und Nachfolger Eduard II. zu Lehn. Heinrich VIII. vereinigte es ganz mit England. Seit Eduards Zeiten führt der älteſte Sohn des Königs von England den Titel eines Prinzen von Wales, wozu er aber erſt durch einen offenen Brief des Königs ernannt wird, wenn er einige Jahre alt geworden iſt; denn bei ſeiner Geburt erhält er den Titel eines Herzogs von Cornwall. In Wales ſind durchaus engliſche Geſetze und Gerichtsverfaſſung eingeführt. Jährlich zweimal werden vier Advocaten aus England nach Wales geſchickt, welche richterliche Gewalt haben, und mit den Sheriffs jeder Landſchaft ihre Gerichte (Assizes) in den Hauptſtädten halten. Von dem ganzen Fürſtenthume werden vierundzwanzig Deputirte zu dem Parlament abgeſendet. — **Prinz-Wales-Inſel** heißt eine kleine, aber ſehr fruchtbare Inſel am Eingange der Straße von Malacca in Oſtindien. Die Engländer haben da eine Colonie angelegt, welche einen bedeutenden Handel mit Goldſtaub, Zimmt, Pfeffer &c. treibt. Die Bevölkerung der Inſel wird auf 18,000 Seelen angegeben. Die Hauptſtadt der Inſel iſt George Town. — Auch in Auſtralien hat man einer der neu entdeckten Inſeln den Namen **Prinz-Wales-Inſel** gegeben.

Wallis, (Georg Friedrich Auguſt Prinz von) und Kronprinz von Hannover, geb. den 12. Auguſt 1762, ward den 3. Febr. 1811 mit eingeſchränkter Gewalt zum Regenten von Großbritannien und Irland, auch zum Regenten des 1815 zum Königreich erhobenen Churfürſtenthums Hannover erklärt. (S. d. Art. **Georg** III.) Er reſidirt zu Carltonhouſe und hat außer den Einkünften von Cornwall, eine jährliche Civilliſte von 125,000 Pfund Sterling. Seine Erzieher waren Dr. Markham, jetzt Erzbiſchof von York, und Dr. Jackſon, hierauf ſeit 1776 Dr. Hurd, Biſchof von Worceſter, und Mr. Arnold, Curator des St. John-Collegium zu Cambridge. Die Erziehung war äußerſt ſtreng; kaum fühlte ſich der Prinz von dieſem Zwange befreit, als ihn eine heftige Leidenſchaft an Mſtr. Robinſon feſſelte, welche hierüber eine Denkſchrift bekannt gemacht hat. Im Jahr 1783 bewilligte ihm das

Parlament, außer 60,000 Pf. zur erſten Einrichtung, ein jährliches Einkommen von 50,000 Pf., die Hälfte der Summe, welche in früheren Zeiten bewilligt worden war. Hierauf nahm der Prinz (den 11ten Nov. 1783) zum erſtenmale Sitz im Parlamente. Damals ſah er oft Fox, Sheridan und Burke; noch vertrauter ging er um mit Lord Moira, Lord Hugh Seymour und dem Contreadmiral Payne. Nachdem er den Umgang mit Mſtrß. Robinſon abgebrochen, trat er in ein noch engeres Verhältniß mit einer ſchönen Witwe, Mſtrß. Fitzherbert, die zu einer angeſehenen catholiſchen irländiſchen Familie gehörte. Darüber entſtand eine große Kälte zwiſchen ſeinem Vater und ihm. Man ſagte, er habe ſich mit der Dame heimlich vermählt, was ohne Einwilligung des Königs oder des Parlaments ungültig war. Überdies verliert ein Prinz, der ſich mit einer Catholikin vermählt, ſein Recht auf den Thron. Es ward daher durch eine Flugſchrift verbreitet, Fitzherbert habe ihre Religion verändert, und die Trauung ſey nach dem Ritus der engliſchen Kirche vollzogen worden. Drei Jahr nach ſeiner Volljährigkeit bat der Prinz den König, 2,300,000 Pfd. Schulden für ihn zu bezahlen; da dies der König verweigerte, ſo verkaufte der Prinz einen Theil ſeiner Sachen, und trat von ſeinem Einkommen 40,000 Pfd. jährlich an ſeine Gläubiger ab. Endlich bewilligte ihm das Parlament eine Summe von 160,000 Pfd. und eine jährliche Zulage von 10,000 Pfd. Bald nachher, als bei der Krankheit des Königs im J. 1788 die Frage von einer Regentſchaft war, ſchlug Pitt die Einſchränkung der damit verbundenen Gewalt vor; Fox widerſetzte ſich vergeblich zu Gunſten des Prinzen. (S. *Pitt* und *Fox*.) Doch ſtimmte das irländiſche Parlament in dem Sinne von Fox für die volle Gewalt des Regenten. Bis jetzt hatte der Prinz jede Vermählung abgelehnt. Endlich entſchloß er ſich dazu und vermählte ſich wider ſeine Neigung, aus Staatsgründen, weil ſein Vater es wünſchte und ſeine Schulden zu bezahlen verſprach, den 8ten April 1795 mit der Prinzeſſin *Carolina von Braunſchweig*. (S. d. folg. Art.) In der Folge, als Buonaparte im J. 1805 England mit einer Landung bedrohte, verlangt der Prinz, welcher nur Oberſter eines Dragonerregiments war, während ſeine Brüder Generale waren, und der Herzog von York ſogar Oberbefehlshaber, einen höhern Grad in der Armee; allein die Miniſter und der König, an den er ſich deßhalb mit ſehr dringenden Vorſtellungen unmittelbar wandte, ſchlugen ihm ſein Geſuch ab. Als *Regent* leiſtete er den Eid den 6. Febr. 1811. Da er das Miniſterium nicht im Sinne ſeiner bisherigen Freunde beſetzte, ſo kam es zu Erklärungen, welche die öffentlichen Blätter mittheilten. Noch unangenehmer mußten ihm viele Äußerungen der Volksmeinung ſeyn, als die Unterſuchung des Betragens ſeiner Gemahlin im Parlamente zur Sprache kam. (S. d. folg. Art.) Den Krieg mit Frankreich hat er glorreich geendigt. Sein Miniſter Caſtlereagh verlor aber die Popularität. Im J. 1814 ernannte ihn der Kaiſer von Öſterreich, auf ſeinen Wunſch, zum Feldmarſchall des öſterreichiſchen Heeres. Auch machten ihm der Kaiſer Alexander, der König von Preußen und mehrere Prinzen des öſterreichiſchen und des preußiſchen Hauſes in demſelben Jahre einen Beſuch. Zur zweimaligen Wiederherſtellung der Bourbons, für die er ſtets eine große Zuneigung bewieſen hat, trug er viel bei. Darauf ſtiftete er den 12ten Auguſt 1815 den hannöverſchen Civil- und Militär-Guelphen- und im J. 1818 den engliſchen St. Patrikorden. Zu

heiligen Allianz gab er den 6ten Oct. 1815 ſeine Zuſtimmung nur perſönlich, da die brittiſche Staatsverfaſſung den förmlichen Beitritt nicht geſtattete. Bei dieſer Gelegenheit hörte das Parlament von Lord Liverpool, daß der heilige Bund auch ſeine geheimen Artikel habe. In derſelben Zeit übernahm der Prinzregent die Vormundſchaft über die braunſchweigſchen Prinzen und das Herzogthum, wo er im J. 1819 die alte feudalſtändiſche Verfaſſung wiederherſtellte. Daſſelbe hatte er, jedoch mit mehrern Abänderungen, auch in Hannover gethan. Zuletzt hat er für Hannover und Braunſchweig die Beſchlüſſe des Bundestages vom 20ſten Sept. 1819 als geſetzlich erklärt, und die ſtrengen Formen der Cenſur vom J. 1705 wiederhergeſtellt. — Im März 1816 machte er das Parlament mit der am folgenden 2ten Mai vollzogenen Vermählung ſeiner Tochter Charlotte mit dem Prinzen von S. Coburg (ſ. d. Art.) bekannt. Da der Wohlſtand der Nation nach dem Frieden durch die plötzliche Unterbrechung einer ungeheuern Conſumtion auf der einen und einer großen Fabrikthätigkeit auf der andern Seite ſehr erſchüttert wurde, und die Laſten fortdauernd das Volk drückten, welches ſich im Parlamente ungleich und zum Theil gar nicht repräſentirt, ſondern von der Ariſtokratie des Reichthums und weniger herrſchenden Familien unterdrückt glaubte, ſo entſtand viel Mißvergnügen. Ein meuteriſcher Anfall auf das Leben des Regenten, als er den 28ſten Januar 1817, um das Parlament zu eröffnen, nach Weſtminſter fuhr, hatte jedoch keine weitere Folgen; auch wurde der Aufſtand in Spafield durch die kräftigen Maaßregeln der Miniſter unterdrückt. Die Ruhe ſchien wieder hergeſtellt zu ſeyn, und der Prinzregent beſchickte im Oct. 1818 den Congreß zu Aachen, wo er die bekannte Declaration vom 19ten Nov. mit unterzeichnete und hierauf nebſt Frankreich den vom Congreß erhaltenen Auftrag, die Barbaresken (welche er durch Lord Exmouth im Jahr 1816 bereits zum Nachgeben gezwungen hatte) zu einem völkerrechtlichen Friedensverhältniſſe mit Europa aufzufodern, zu vollziehen bemüht war. Mit Spanien in freundſchaftlichen Verhältniſſen, verbot er ſeinen Unterthanen, in die Dienſte der amerikaniſchen Inſurgenten zu treten; auch ſcheint ſein Miniſterium der Abtretung der Florida's an Nordamerika von Seiten Spaniens Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Übrigens wird die von demſelben durchgeſetzte allgemeine Aufhebung des Sklavenhandels immer mehr in Vollziehung gebracht. Allein im Innern nahmen bei der Stockung des Handels die Gährungen zu; vorzüglich ſeit der Magiſtrat zu Mancheſter den 16ten Auguſt 1819 gegen eine an ſich erlaubte Verſammlung des Volks, das über die Parlamentsreform berathſchlagen wollte, unzeitig Gewalt gebraucht hatte, wodurch viele Menſchen ums Leben gekommen waren. Der Prinzregent ließ das Betragen des Magiſtrats gutheißen, obgleich ein großer Theil der Nation aus allen Ständen eine gerichtliche Unterſuchung verlangte. Die Regierung beſchloß daher, die bewaffnete Macht mit 11,600 Mann zu verſtärken, was noch mehr zum Unwillen reizte; hierzu kam, daß der Lordlieutenant der Grafſchaft York, Fitzwilliam, abgeſetzt wurde, weil er Berathſchlagungen des Volks in Anſehung der Vorfälle zu Mancheſter geſtattet hatte. Alles dies und das Elend der arbeitloſen Claſſe machte die ſogenannten Radicalreformers immer kühner; allein die reicheren Bürger und Corporationen traten faſt überall auf die Seite der Regierung und vereinigten ſich, um je-

nen unruhigen Verſammlungen, in denen kein ausgezeichneter Mann an der Spitze ſtand, entgegenzuwirken. Gleichwohl wurde von Weſtminſter eine ſtarke Adreſſe dem Prinzregenten übergeben, in welcher die Bürger u. A. erklärten, daß ſie es weder fürchteten noch ertragen würden, daß ihr Monarch auf Soldaten ſeine Macht gründe und durch Soldaten mehr als durch Vertrauen ſein Volk regiere. Um die Armen, welche häufig nach Nordamerika auswandern, zu verſorgen, hat das Parlament im J. 1819 eine Colonie von Britten auf dem Cap der guten Hoffnung angelegt. Der Regent ſelbſt leidet öfter am Podagra, hält ſich oft den Sommer über in Brighton auf, liebt die Spazierfahrten auf dem Meere, und iſt jetzt Willens, nachdem er den Stuarts (ſ. d. Art.) in Rom ein Denkmal hat ſetzen laſſen, einen neuen Reſidenzpalaſt mit einem Aufwande von 7 Millionen Pfund zu bauen. K.

Wallis (Caroline Amalie Eliſabeth, Prinzeſſin von), Gemahlin des Prinzregenten von England, zweite Tochter des in der Schlacht bei Auerſtädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig und der Prinzeſſin Auguſte von England, Georgs III. Schweſter, ward geboren den 17ten Mai 1768. Als Gemahlin des Prinzen von Wallis (den 8ten April 1795) erhielt ſie vom Parlamente ein Einkommen von 50,000 Pfd. Einige Monate nach der Geburt der Prinzeſſin Charlotte, ihrer Tochter (7. Jan. 1796), führten Zwiſtigkeiten ſehr zarter Art eine Trennung von ihrem Gemahl herbei. Der Prinz ſchrieb nämlich an ſeine Gemahlin den 30ſten April, daß, da ihre Neigungen nicht übereinſtimmten, ſie den nähern Umgang mit einander vermeiden wollten; ſelbſt dann, wenn ein Unfall ſeine Tochter beträfe. Die Prinzeſſin antwortete ihm den 6ten Mai, daß ſie den Bedingungen, die er ſelbſt, nicht ſie, mache, ſich unterwerfe; daß ſie aber, damit es nicht ſcheine, als ob ſie die Trennung gewollt, ſeine Erklärung und ihre Antwort dem Könige vorlegen müſſe, weßhalb ſie eine Abſchrift ihres Briefes an den König ihm mittheile. In dieſer Entfernung lebten ſie zehn Jahre, als 1806 Gerüchte, welche für die Prinzeſſin beleidigend waren, den König veranlaßten gewiſſe, ihm vom Prinzen von Wallis mitgetheilte Bemerkungen über eine angebliche Verbindung der Prinzeſſin mit dem Kapitain Manby und dem Admiral Sir Sidney Smith — man ſprach ſogar von einem Knaben, der ihr Sohn ſey — unterſuchen zu laſſen. Dieſe „delicate investigation,“ wie man ſie nannte, ward dem Lord Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, Grafen Spencer und Lord Ellenborough aufgetragen. Sie hörten eine Menge Zeugen, darunter ſelbſt den Herzog von Kent, ab, und ihr Ausſpruch war, die Prinzeſſin ſey weder ſchwanger geweſen, noch niedergekommen; der Knabe Billy Auguſtin aber, den ſie erziehe, ſey das Kind einer armen Frau von Deptford; doch glaubten die Commiſſarien dem Könige bemerken zu müſſen, daß das Betragen der Prinzeſſin nicht frei von Unbedachtſamkeiten genannt werden könne. Herr Perceval, der an der Spitze der Oppoſition ſtand, ſchrieb zur Vertheidigung der Prinzeſſin eine Schrift über das ganze Verfahren; als er aber in das Miniſterium kam, wurden ſowohl die Unterſuchungsſchriften als dieſes Buch ſelbſt unterdrückt. Um jedoch die Unſchuld der Prinzeſſin anzuerkennen, machte ihr der König zu Blackheath einen förmlichen Beſuch, zeichnete ſie auch ſonſt öffentlich aus. Daſſelbe thaten die Prinzen, ihre Schwäger. Sie erſchien bei Hofe und in der Oper,

in Begleitung eines ihrer eifrigſten Vertheidiger, des Herzogs von Cumberland. Auch beſtätigte, unter Percevals Miniſterium, eine Entſcheidung des Geheimenraths nicht nur die Freiſprechung der Prinzeſſin, ſondern erklärte noch überdies, daß die Zeugen, welche ihren Handlungen Unbeachtſamkeit Schuld gegeben, kein Vertrauen verdienten. Ein großer Theil der Nation freute ſich, daß die Prinzeſſin eine Anklage ſiegreich niedergeſchlagen habe, die, wie es hieß, vorzüglich Sir John und Lady Douglas veranlaßt häten; dieſem Gerücht widerſprach jedoch Lord Erskine durch einen Brief, den er an Lady Douglas ſchrieb. Die Trennung dauerte fort, ohne weitere gegenſeitige Störung, bis die Prinzeſſin ſich den 14ten Januar 1813 ſchriftlich bei dem Prinzregenten beklagte, daß die Beſuche, die ſie von ihrer Tochter empfange, immer ſeltner würden; eine Entfernung, welche man für die Ehre der Mutter nachtheilig deuten könne. Der Prinz ſchickte den Brief zweimal uneröffnet zurück. Das drittemal nahm er ihn an; und zum Erſtaunen Aller, von denen nur wenige dieſen offenen Angriff gut hießen, ward der Brief bald darauf öffentlich bekannt gemacht. Man nannte Hrn. Brougham, den Rathgeber der Prinzeſſin, als den Verfaſſer. Schon wollte die Oppoſition (die Herren Whitbread, Burdet u. A.) die Sache der Prinzeſſin im Parlamente führen, als der Prinzregent dieſelbe der Prüfung des Geheimenraths übergab. Dieſer entſchied einmüthig, daß die der Prinzeſſin gemachten Beſchuldigungen verleumderiſch wären; allein die vom Regenten getroffenen Maaßregeln, welche den Umgang zwiſchen Mutter und Tochter einſchränkten, ſeyen nothwendig und müßten auch ferner beſtehen. Nun verlangte die Prinzeſſin in einem Briefe, den ſie an den Sprecher des Unterhauſes ſchrieb, öffentlich gerichtet zu werden; indeß gingen nach mehrern ſtürmiſchen Wortkämpfen die deßhalb gemachten Anträge der Mitglieder der Oppoſition nicht durch. Auffallend war es, daß Sir John Douglas und ſeine Gemahlin ſich gegen das Unterhaus ſchriftlich erboten, ihre Ausſagen, die ſie 1806, die Schwangerſchaft und die Niederkunft der Prinzeſſin um den 1ſten Nov. 1802 betreffend, vor den königl. Commiſſarien gethan, jetzt vor einem Gerichtshofe eidlich zu wiederholen während zwanzig andere Ausſagen und drei miniſterielle Entſcheidungen die Prinzeſſin ganz frei geſprochen hatten. (Douglas wird allgemein für einen der bravſten Generale in der engliſchen Armee gehalten, und ſeine Gemahlin ſteht ebenfalls in großer Achtung.) Als die fremden Monarchen England beſuchten, ward die Prinzeſſin von der Königin zu keinem Hofcirkel gezogen. Seit dieſer Zeit (Auguſt 1814) hat ſie, wahrſcheinlich mit Bewilligung des Regenten, England verlaſſen, und mehrere Reiſen in Deutſchland und andern Ländern gemacht. Sie begab ſich nach Wien, — wo ſie jedoch weder bei Hofe erſchien, noch von einem Prinzen des kaiſ. Hauſes einen Beſuch erhielt, — verweilte in Rom und Neapel; dann reiſ'te ſie über Algier, Tunis und Conſtantinopel nach Jeruſalem. Aus Paläſtina brachte ſie dem heiligen Vater einige Reliquien und andere Seltenheiten mit. Darauf bezog ſie ein von ihr erkauftes ſchönes Landhaus am Comerſee; doch hielt ſie ſich abwechſelnd an verſchiedenen Orten, vorzüglich in Rom und in Peſaro, auf; am letztern Orte unterhielt ſie eine Oper mit einem Aufwande von 6—8000 Pfd. jährlich. Im Jahr 1819 verkaufte ſie ihre Villa am Comerſee an den Herzog von Torlonia, und ſchien ihren Wohnſitz ganz nach Rom verlegen, und hier den Palaſt Corſini, in dem die

Königin Chriſtine von Schweden ihre letzten Lebensjahre zugebracht hatte, beziehen zu wollen. Hierauf machte ſie Reiſen nach Mailand und Lyon. Das Gerücht, ſie wolle über Paris nach London zurückkehren, um entweder in Perſon vor dem Parlament ſich gegen neue Anſchuldigungen, auf die, wie es hieß, eine gänzliche Scheidung begründet werden ſollte, zu vertheidigen, oder um noch nicht bezahlte Wechſel, die ihr ihr bei Quatre Bras gebliebener Bruder, der Herzog von Braunſchweig, ſchuldig geblieben war, zu recognosciren, erregte in London viel Aufſehen. Deßhalb ſagt man, habe der engliſche Miniſter Canning in Mailand mit ihr mehrere Unterredungen gehabt, und im Oct. 1819 hieß es, daß ſie von Lyon wieder nach Rom zurückkehren werde. Sie hat übrigens ihre in Italien gemachten Schulden bezahlt. Gegenwärtig genießt ſie ein Einkommen von 100,000 Pfd. Die Prinzeſſin von Wallis hat jedoch in öffentlichen Blättern erklärt, daß ſie niemals von der brittiſchen Regierung irgend eine Vermehrung ihrer Einkünfte begehrt, ſondern daß ſie vielmehr, als ihr vor fünf Jahren von der Nation im Parlamente 50,000 Pfd. votirt wurden, nur 35,000 Pfd. jährlich angenommen hat. Zugleich ward erklärt, daß ihre Rückkehr keinen andern Zweck habe, als ihre zum zweitenmale angegriffene Ehre in Perſon zu vertheidigen. Viele Perſonen in ihrem Gefolge tragen den Orden des heiligen Grabes und den von ihr geſtifteten Carolinenorden. Was öffentliche Blätter im Jahr 1817 von gefährlichen Nachſtellungen gegen ihre Perſon, die man in Genua und Como verſucht, erzählt haben, ſcheint nicht begründet zu ſeyn. Die Prinzeſſin ſelbſt ließ 1817 in Deutſchland ein Journal d'un voyageur anglais austheilen, das einen Bericht von ihren Reiſen und mehrern Begebenheiten ihres Lebens enthält. Die in Paris 1812, angeblich aus dem Engliſchen überſetzten, Mémoires de la princesse de Galles ſind ein Libell, das die Polizei verbreiten ließ, das jedoch einige unzweifelhafte Thatſachen anführte. Außer dem von ihr adoptirten Auguſtin, hat die Prinzeſſin noch einen Bauernſohn in ihren Schutz genommen, der ſtets in ihrer Begleitung iſt.

Wallis (Charlotte Auguſte, Prinzeſſin von), die Tochter, wurde den 7ten Januar 1796 in Carltonhouſe geboren. Da der Prinz von Wallis, ihr Vater, lange unverheirathet geblieben, und ſchon Beſorgniſſe in Rückſicht der Erbfolge entſtanden waren, ſo erwartete die Nation mit Ängſtlichkeit ihre Geburt. Ihre erſten Jahre brachte die Prinzeſſin unter den Augen der Mutter zu, die mit beſonderer Liebe und Sorgfalt über ſie wachte; ſpäterhin kam ſie unter die Aufſicht der Lady **Clifford**, und der Biſchof von Exeter wurde beauftragt, ihren Unterricht zu leiten. Ihre Studien waren mit Rückſicht auf ihre große Beſtimmung, einſt die Königin eines mächtigen Volkes zu werden, geordnet, und ſie mußte ſich vom Morgen bis zum Abend mit denſelben beſchäftigen. Man verſichert, daß ſie mit den vorzüglichſten Schriftſtellern der Alten bekannt, und mit der Geſchichte und Statiſtik der europäiſchen Staaten, insbeſondere mit der Verfaſſung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut geweſen ſey. Sie ſprach mit Leichtigkeit franzöſiſch, deutſch, italieniſch und ſpaniſch, ſang und ſpielte die Harfe, das Clavier und die Guitarre vortrefflich, und zeichnete Landſchaften nach der Natur mit Geſchmack. Ihre Schreibart war gefällig, und ſie liebte den höhern Styl der engliſchen Poeſie leidenſchaftlich.

Sie wäre unter jedem Verhältniſſe eine Zierde ihres Geſchlechtes geweſen, und war es beſonders auf der glänzenden Höhe, auf der ſie ſtand. Kaum der Kindheit entwachſen, befand ſie ſich ſchon unter Umſtänden, die Feſtigkeit und volle Charakterſtärke foderten. Bei dem unſeligen Mißverſtändniſſe zwiſchen dem Prinzen, ihrem Vater, und ihrer Mutter neigte ſie ſich auf die Seite, auf die jedes Kind bei gleicher Verehrung für beide Ältern ſich natürlich neigen muß, auf die Seite ihrer Mutter. Wir haben dieſer Verhältniſſe ſchon in der Biographie ihrer Mutter erwähnt. Jetzt nahte die Zeit, wo ſie vermählt werden ſollte. Das engliſche Volk erwartete mit Sehnſucht dieſen Zeitpunkt. Der junge Prinz von Oranien wurde zu ihrem Gemahl beſtimmt und das Volk wünſchte dieſe Vermählung, weil der Prinz in England erzogen und mit den Sitten und Intereſſen des Volkes bekannt war. Er hatte nach Vollendung ſeiner Studien auf der Univerſität Oxford in der brittiſchen Armee in Spanien gedient und ſich ausgezeichnet. Doch mancherlei Umſtände, vor allen das Widerſtreben der Prinzeſſin ſelbſt, vereitelten dieſe Verbindung. Inzwiſchen war ſie zu dem Alter gelangt, wo ſie öffentlich erſcheinen konnte, und ward alſo an ihrem 19ten Geburtstag 1815 bei Hofe eingeführt. Sie zeigte jetzt ein lebhaftes aber edles Gemüth, Selbſtſtändigkeit und Hoheit der Geſinnungen; ſie äußerte oft, daß die Königin Eliſabeth das Vorbild einer Königin von England ſeyn müſſe, und man wollte ſogar bemerken, daß ſie mit Eliſabeth einige Ähnlichkeit gehabt habe. — Im Jahr 1814 war der Prinz Leopold von Coburg im Gefolge der alliirten Souveraine nach England gekommen. Seine Bildung und ſein zartſinniges Benehmen machten Eindruck auf das Herz der Prinzeſſin, und es wurde ihm erlaubt, um ſie zu werben. Die Vermählung, hier die Folge perſönlicher Neigung, was auf Thronen ſo ſelten der Fall iſt, wurde am 2ten Mai 1816 vollzogen. Der Prinz, ein edler, liebenswürdiger Mann, liebte ſeine Gemahlin mit Zärtlichkeit. Die Prinzeſſin fand täglich mehr Urſache, mit ihrer Wahl zufrieden zu ſeyn, und ihr Leben floß unter den ſtillen Freuden häuslicher Glückſeligkeit genußreich dahin. Sie waren immer beiſammen; ritten zuſammen aus, beſuchten mit einander die Hütten der Landleute und waren das erfreulichſte Bild ehelicher Liebe. Sie verließen Clarenton ſelten, und kamen nie nach London, außer wenn ihre Gegenwart bei Hofe nöthig war. Ihr häusliches Leben war ganz bürgerlich eingerichtet; nach Tiſche zeichneten ſie zuſammen, und Abends ward Muſik gemacht oder vorgeleſen. Indeß erwartetete das Volk mit Sehnſucht, die Erbfolge geſichert, und die Prinzeſſin, die es hochverehrte, Mutterfreuden genießen zu ſehen. Die erſte Schwangerſchaft betrog leider durch eine zu frühzeitige Entbindung die Erwartung, doch bald ſchöpfte England wieder frohe Hoffnung. Die Prinzeſſin befand ſich wohl, bis ſie am 5ten Nov. 1817 nach dreitägigem Leiden von einem todten Knaben entbunden wurde. Wenige Stunden nach der Entbindung wurde ſie von Krämpfen befallen und verſchied. Dieſes unglückliche Ereigniß verſetzte ihren Gemahl und ihren Vater in die tiefſte Betrübniß und erſchütterte ganz England. Noch lebt ihr Gemahl in England, und das Zimmer der unvergeßlichen Fürſtin iſt, als ein rührendes Andenken an ſein Glück, in demſelben Zuſtande geblieben, in welchem beide zuletzt es bewohnt hatten.

Wallis (das **Walliſer Land**, franz. le Vallais; von dem

lateiniſchen valles, wegen der vielen Thäler, die darin ſind), einer der 22 Cantone der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft, gränzt an die Cantone Waadt, Bern, Uri und Teſſin, und an die königlich ſardiniſchen Staaten und hat auf 96 Quadratm. 63,600 Einwohner. Dieſes Land, das ehemals ſtärker bevölkert war, wird in Ober- und Unterwallis getheilt, beſteht aus ſechzehn kleinen Thälern und einem großen Hauptthale, das ſich von Morgen gegen Abend durch das Land erſtreckt, und in der Mitte, vom Anfange bis zu Ende, von der Rhone durchſtrömt wird. Die ſüdlichen Seitenthäler ſind beträchtlicher als die nördlichen. Dieſe Thäler werden durch die zwei höchſten Gebirgsketten der Schweiz gebildet, welche von den Felsſpitzen Dent de Midi und Dent de Morcle gegen Süden und Norden aus einander und am Ende von Wallis am Gotthard wieder zuſammenlaufen. Die ſüdliche Reihe, welche Wallis von Italien trennt, hat höhere Gipfel, z. B. den 14,040 Fuß hohen Roſa, das Weiß- und Matterhorn, es erhebt ſich in ſeiner Nähe der aber nicht hieher gehörige Montblanc und über den Bernhardsberg und Simplon führen zwei ſtark befahrne Straßen nach Italien. In der nördlichen Reihe, welche Wallis von Bern trennt, liegen die berühmteſten Gipfel des berniſchen Oberlandes, als das 13,234 Fuß hohe Finſteraarhorn, die 14,372 Fuß hohe Jungfrau, das 12,560 Fuß hohe Schreckhorn, der 9104 Fuß hohe Grimſel und Gemmi mit ſehr gangbaren Päſſen und am Gotthard die 13,171 Fuß hohe Furca. Clima und Producte ſind daher ſehr verſchieden. Die Berge ſind faſt ſtets mit Schnee und Eis bedeckt, und es herrſcht da die größte Kälte. Die Thäler ſind dagegen warm und fruchtbar, haben gute Viehzucht, und bringen Getraide, edle Obſtſorten und Weine von vorzüglicher Güte hervor; doch iſt die Viehzucht die Hauptbeſchäftigung der Einwohner. Auch nähren ſie ſich von der ſtarken Durchfuhr, beſonders über den Simplon. Es giebt hier gute mineraliſche Bäder; und im Innern des Gebirges Minen von Eiſen, Kupfer, Blei, Silber, Gold und treffliche Steinkohlen, auf welche aber nicht gebaut wird; hingegen benutzt man den ſehr ſchönen Marmor, den weichen an der Luft ſtets härter werdenden Topfſtein, den Gyps ꝛc. Die Einwohner ſind alle der catholiſchen Religion zugethan, und ſprechen, nach Verſchiedenheit der Abſtammung entweder deutſch (die Oberwalliſer), oder franzöſiſch (die Unterwalliſer), doch in höchſt verdorbenen Mundarten. Allen wirft man Unreinlichkeit und Trägheit vor. Eine unter ihnen ſehr gewöhnliche Krankheit ſind die Kröpfe, deren Entſtehung man der ſchlechten Beſchaffenheit des Waſſers zuſchreibt. Die urſprünglichen Einwohner wurden von den Römern unter Auguſtus bezwungen. Im J. 1032 kam das ganze Land an das deutſche Reich. Kaiſer Conrad II. überließ Unterwallis an Savoyen. Oberwallis machte ſich in der Folge von dem deutſchen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unterwallis, und trat mit dem Canton Bern in einen Bund, der im J. 1529 mit der ganzen Eidgenoſſenſchaft auf ewig geſchloſſen wurde. Das walliſer Land wurde nun zu den ſogenannten **zugewandten Orten** (confoederati, Alliés) der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils ariſtokratiſche, theils demokratiſche Verfaſſung. Als im J. 1802 neue Unruhen in der Schweiz ausbrachen, ſonderte ſich Wallis, unter franzöſiſchem Einfluſſe, ganz von der Eidgenoſſenſchaft ab, bildete eine für ſich beſtehende Republik, und nahm eine demokratiſche Verfaſſung an. Frankreich übte eine ge-

wiſſe Schutzherrſchaft über Wallis aus, ließ die Republik im Auslande durch ſeine Geſandten vertreten, und hielt die Päſſe des Landes, die ihm wegen der Communication mit Italien ſehr wichtig waren, beſetzt. Auf Napoleons Befehl wurde vom Jahre 1801 an die berühmte, 7½ deutſche Meile lange, im J. 1806 vollendete Straße über den Simplon angelegt. Da die Walliſer die bei Anlegung dieſer Straße übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwiſchen Ober- und Unterwallis nicht aufhörten, ſo erklärte Napoleon am 12ten November 1810 die ſchon längſt gehegte Abſicht der Einverleibung und vereinigte das ganze Land, unter dem Namen des Departements des Simplon, mit Frankreich. Die Ereigniſſe im J. 1814 änderten auch das Schickſal dieſes Landes. Durch die Generalacte des Wiener Congreſſes vom 9ten Juli 1815 wurde das walliſer Land als ein neuer Canton mit der Schweiz vereinigt und in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen. Der ganze Canton iſt in dreizehn Zehnten abgetheilt, deren jeder aus einigen Gemeinden beſteht. Jeder Zehnte und jede Gemeinde hat einen beſondern, aus verſchiednen Mitgliedern beſtehenden Rath. Die höchſte geſetzgebende Gewalt hat der Landrath, zu welchem jeder Zehnte und der Biſchof vier Deputirte ſchickt, die vollziehende Gewalt ſteht bei dem Staatsrathe und dem oberſten Gerichte. In geiſtlicher Hinſicht bildet der Canton ein eigenes Bisthum; der vom Landrathe gewählte Biſchof hat ſeinen Sitz in Sion (Sitten), der Hauptſtadt des ganzen Landes. Der Canton ſtellt als Truppencontingent 1280 Mann, und giebt zu den allgemeinen Staatsbedürfniſſen des Bundes 26,500 ſchweizer Franken.

Wallonen nennt man im engern Sinne die Bewohner des zwiſchen der Schelde und der Lys gelegnen Landſtrichs, wozu ein Theil des ehemaligen franzöſiſchen Flanderns und die jetzigen franzöſiſchen Departements des Norden und des Canals (pas de Calais) gehören. Im weitern Sinne aber verſteht man darunter diejenigen Bewohner des ehemaligen Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg und zum Theil des ehemaligen Hochſtiftes Lüttich, welche die ſogenannte wallonische oder altfranzöſiſche Sprache reden, die von Einigen für den Überreſt der alten galliſchen Sprache gehalten wird. In den ältern geographiſchen Werken, welche die heutige Eintheilung jener Länder noch nicht haben, wird ein wälſches oder wallonisches Flandern und ein wallonisches Brabant aufgeführt. Die Benennung kommt entweder von Wall, ſo viel als Waſſer oder Meer — weil dieſe Völker in Rückſicht Deutſchlands nach dem Meer zu wohnen — oder von dem alten deutſchen Worte Wahle, welches einen jeden Ausländer, im engern Sinne aber einen Italiener — daher Wälſchland ſtatt Italien — bedeutete. — Die wallonische Garde, welche ſonſt einen Theil der königl. ſpaniſchen Haustruppen ausmachte, erhielt ihren Namen davon, daß dieſe Truppen aus dem wallonischen Theile Flanderns, ſo lange es unter ſpaniſcher Herrſchaft war, gezogen wurden.

Wallrath (sperma ceti) iſt der Name einer ſehr weißen, feinen, fettigen und glänzenden Materie, welche in den größern Höhlungen und beſonders in einem nach der ganzen Länge des Rückenmarkes heruntergehenden Canale des Caſchelotts oder Pottfiſches in der Geſtalt eines milchweißen Öls gefunden wird, die aber, ſobald ſie aus dem Fiſche herausgenommen wird, an der Luft ſich

verdickt, und zu einem halb durchſichtigen Talg ſich verhärtet. Wenn durch eine beſondere Behandlung alle Unreinigkeiten geſchieden worden ſind, wird der gereinigte Wallrath in Stücken geſchnitten und an der Luft völlig getrocknet. Der gute Wallrath iſt glänzend weiß, fett und ſüßlich von Geſchmack; der gelbliche und thranige taugt nichts. Man verſendet ihn gewöhnlich in Gläſern, um zu verhüten, daß er nicht ranzig werde. Er wird als Medicin innerlich und äußerlich, auch zur Schminke gebraucht. In Nordamerika werden Lichter daraus verfertigt, mit denen ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. — Man hat auch eine weiße Materie, die man auf dem Meere ſchwimmend gefunden zu haben behauptet, und für den verſchütteten Saamen der Wallfiſche (daher der lateiniſche Name sperma ceti) gehalten hat, Wallrath genannt.

Walmoden (Ludwig Graf von), zuletzt kaiſerl. öſterr. Generallieutenant und Oberbefehlshaber der kaiſerl. Truppen im Königreiche Neapel, iſt geboren zu Wien am 9ten Februar 1769, wo ſein Vater, Hans Ludwig Graf von Walmoden, als königl. großbritanniſcher Geſandter angeſtellt war. Er trat früh in das hannöverſche Leibgarderegiment, im J. 1790 aber in königl. preußiſche Militärdienſte. Er verließ ſie, als Preußen in Folge des basler Friedens die Waffen gegen Frankreich niederlegte, trat in öſterreichiſche und machte hier vom Jahr 1796 alle Feldzüge mit, worin er ſich als trefflichen Parteigänger auszeichnete. Er wurde ebenfalls in diplomatiſchen Aufträgen gebraucht, und unterhandelte und ſchloß den Subſidienvertrag zwiſchen England und Öſterreich, als dieſes im J. 1809 von neuem gegen Frankreich die Waffen ergriff. Aus London zurückgekehrt, wohnte er der Schlacht bei Wagram (den 5ten und 6ten Juli) bei, und erkämpfte ſich an dieſen merkwürdigen Tagen den Thereſienorden. Nach dem Wiener Frieden ward er, nachdem er ſich bereits bis zur Stelle eines Feldmarſchalllieutenants aufgeſchwungen hatte, Diviſionair in Böhmen, wo er meiſt in Prag, fern von politiſchen Berührungen, lebte. Im Febr. 1813 trat Walmoden mit gleichem Charakter in ruſſiſche Kriegsdienſte, wo er zum Chef der deutſchen Legion beſtimmt war, die jedoch nicht organiſirt wurde. Er zeichnete ſich in dieſem Feldzuge gegen Napoleon und ſeine Verbündeten ſowohl im eignen Obercommando als unter dem Kronprinzen von Schweden aus. Sein Sieg an der Görde, die Vernichtung der franzöſiſchen Diviſion Pecheux, die kluge und kühne Behauptung von Meklenburg gegen Davouſts Übermacht, der Feldzug in Schleswig, Holſtein und Jütland machen ihm viel Ehre. Nach dem zweiten Pariſer Frieden verließ Walmoden die ruſſiſchen Kriegsdienſte und kehrte nach Öſterreich zurück. Im Anfange des Mais 1817 erhielt er an die Stelle des Grafen Nugent, der in neapolitaniſche Dienſte trat, die Stelle des Oberbefehlshabers der im Königreich Neapel zurückgebliebenen öſterreichiſchen Truppen. Ein ſcharfer durchdringender Verſtand, ein beſonnener Überblick alles deſſen, was zu Ausführung eines Unternehmens erfoderlich iſt, ruhige Entſchloſſenheit und Feſtigkeit des Charakters ſind, verbunden mit einem edlen Gemüth und großen Sinne, die Hauptzüge ſeines Weſens.

Walpole (Robert), Graf von Orford, Herzog von Newcaſtle und Pair von Großbritannien, einer der berühmteſten engliſchen Miniſter des vorigen Jahrhunderts, geboren 1674, ſtarb 1745. Er ſtudirte zu Eaton und Cambridge, ward nach dem Tode ſeines

Vaters Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens und, erſt 26 Jahr alt, von einem kleinen Flecken zum Deputirten ins Parlament gewählt. Hier zeichnete er ſich bald durch ſeine Beredſamkeit und Thätigkeit vortheilhaft aus. Er gehörte zu der Partei der Whigs, die unter der Regierung Wilhelms III. und der Königin Anna dem Hofe ergeben war, und blieb ſein ganzes Leben hindurch dieſen Grundſätzen getreu. Im J. 1708 erhielt er den wichtigen Poſten eines Kriegsſecretärs. Als aber zwei Jahre nachher die Tories die Oberhand am Hofe erhielten, und Marlborough geſtürzt wurde, verlor auch Walpole ſeine Stelle, wurde von ſeinen Gegnern angeklagt, und ſelbſt ins Gefängniß gebracht. Im J. 1713 wurde er wieder zum Parlamentsglied gewählt, und zeigte ſich als einen eifrigen Vertheidiger der proteſtantiſchen Erbfolge in England. Als Georg I. (1714) den brittiſchen Thron beſtieg, gewannen die Whigs wieder die Oberhand bei Hofe; Walpole wurde zum Zahlmeiſter der Truppen ernannt, und erlangte bald ein großes Anſehn. Im J. 1721 wurde er Kanzler der Schatzkammer (was eben ſo viel iſt, als erſter Miniſter), und behauptete ſich, ungeachtet der heftigen Angriffe ſeiner Gegner, zwanzig Jahre hindurch in dieſem Poſten. Es iſt aus der Geſchichte bekannt, welchen großen Antheil England damals an allen wichtigen Welthändeln nahm. König Georg und ſein Miniſter ſcheuten jedoch den Krieg, und ſuchten ihm durch geſchickte Unterhandlungen und mächtige Allianzen auszuweichen. Allein die Mittel, die ſie in dieſer Hinſicht anwendeten — ſtarke Subſidien an auswärtige Mächte und öftere Ausrüſtungen großer Flotten — waren Urſache, oder wurden wenigſtens als Vorwand gebraucht, daß die Nationalſchuld, die bei Georgs I. Regierungsantritt 53 Millionen Pfund Sterlinge betrug, während ſeiner friedlichen Regierung nicht vermindert wurde. Walpole wendete aber auch einen Theil des Schatzes zu Beſtechungen an, um ſich im Parlamente Anhänger zu verſchaffen, die ſeine Grundſätze unterſtützten. Er erklärte ſich ſelbſt über dieſen Punkt ziemlich offen in einer berühmten, ſehr energiſchen Rede, die er bei dem Ausbruche des Kriegs mit Spanien (1740) im Unterhauſe hielt. Überhaupt galten ihm die Mittel gleich, wenn er nur ſeinen Zweck dadurch erreichen konnte. Bei dem allen war Walpole ein großer Miniſter; das Wohl ſeines Vaterlandes lag ihm am Herzen, beſonders ſuchte er den Handel deſſelben emporzubringen, und ſeine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Aus eben dieſem Grunde ſuchte er auch jeden Krieg ſo viel möglich zu vermeiden. Als aber Spanien 1739 den zu Pardo geſchloſſenen Tractat nicht erfüllte, ſah er ſich, ganz wider ſeine Neigung, genöthigt, der allgemeinen Stimme der Nation nachzugeben und jener Macht den Krieg zu erklären. Man klagte in England laut, und vielleicht nicht ohne Grund, über ſein Zögern dabei. Als er aber einmal den Entſchluß zum Kriege gefaßt hatte, ergriff er kräftige Maaßregeln ihn zu führen, und bewies ſich bei der Wahl der Befehlshaber ganz unparteiiſch. Indeſſen machte die Nachgiebigkeit, die er gegen die öffentliche Meinung gezeigt hatte, ſeine Gegner, die wenigſtens einen halben Sieg über ihn erhalten zu haben glaubten, deſto muthiger; ſie trugen im Parlamente auf die gänzliche Entfernung des Miniſters an, die jedoch nicht erfolgte. Als aber Walpole beim weitern Fortgange des Kriegs fühlte, daß ſein Anſehen immer mehr abnahm und er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhauſe nicht mehr ſicher rechnen konnte, legte er 1742

ſeine Stelle nieder. Er wurde vom Könige zum Pair von Groß-britannien, unter dem Namen eines Grafen von Orford und Her-zogs von Newcaſtle, erhoben, und erhielt eine jährliche Penſion von 4000 Pfund Sterlinge. Seine Nachfolger im Miniſterio befolgten dieſelben Maaßregeln, die ſie vorher beſtritten hatten, aber es fehlte ihnen Walpole's Geiſt. Eine Unterſuchung, welche die Gegner des entlaſſenen Miniſters über ſeine Adminiſtration, beſonders über die von ihm in den letztern zehn Jahren für den geheimen Dienſt aus-gegebenen acht Millionen Pfund Sterling, verlangten, blieb ohne Erfolg, und Walpole's Andenken iſt in England noch immer in Ehren. Memeiren über Walpole's Leben und Staatsverwaltung, mit Belegen begleitet, hat William Coxe 1798 in drei Bänden herausgegeben.

Walpole (Horatio Lord), als witziger Schriftſteller und Be-förderer der engliſchen Literatur auch in Deutſchland bekannt, der jüngſte Sohn des berühmten Robert Walpole, war 1718 geboren und ſtarb 1797. Seine Mutter leitete ſeine erſte Jugendbildung, und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er ſtu-dirte dann auf der Schule zu Eaton, wo er mit dem bekannten Dichter Gray ein Freundſchaftsbündniß ſchloß, mit dem er nachher 1739 einen Theil von Italien durchreiſ'te. Vom Jahre 1741 an wurde er viermal nach einander zum Deputirten im Unterhauſe ge-wählt, und zeigte bei allen Verhandlungen einen feſten, unbeſtech-lichen Charakter. Aber vom Jahre 1761 an gab er alle Theil-nahme an politiſchen Geſchäften auf, zog ſich auf ſein durch ihn berühmt gewordnes Landhaus unweit London zurück, und widmete ſich hier ganz ſeinen literariſchen Lieblingsbeſchäftigungen. Auf die-ſem Landhauſe legte er eine eigene Buchdruckerei an, welche ſchöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare von ihm verſchenkt wurden. Von ſeinen eignen Schriften ſind folgende die merkwürdigſten: Ver-zeichniß aller engliſchen Könige und Großen, welche Schriftſteller geweſen ſind, nebſt der Angabe ihrer Schriften — ein munter und witzig geſchriebenes Werk, das viele literariſche Notizen enthält; kleine Aufſätze (fugitive pieces); Anekdoten über die Mahlerei in England — dieſes Werk wurde mehrmals wieder aufgelegt und auch in andere Sprachen überſetzt; die Burg von Otranto, eine gothi-ſche Geſchichte (1765) — ein grauſenvoller Roman, und das Urbild aller nachher ſo häufig erſchienenen Geiſter- und Geſpenſterromane. Sein eben ſo gräßliches Trauerſpiel: die geheimnißvolle Mutter (the myſterious mother) erſchien 1788. Noch iſt von ihm eine Beſchreibung der auf dem Landſitze ſeiner Familie in Norfolk befind-lichen, ſpäter an die Kaiſerin Catharina von Rußland verkauften Gemählde und Kunſtwerke, unter dem Titel: Aedes Walpolianae, und ein raiſonnirendes Verzeichniß aller Kunſtwerke ſeines bereits oben erwähnten, in mehr als einer Rückſicht intereſſanten Landhau-ſes bei London. Seine ſämmtlichen, von ihm ſelbſt zum Druck ge-ordneten Werke wurden nach ſeinem Tode in fünf großen Quart-bänden mit 164 Kupferſtichen prächtig gedruckt. Einen Auszug deſſen, was darin auch für das Ausland Intereſſe haben kann, hat A. W. Schlegel unter dem Titel: Hiſtoriſche, literariſche und un-terhaltende Schriften von Horatio Walpole, 1800 geliefert. Wal-pole beſaß viel Witz, das Talent der Unterhaltung und einen rei-chen Schatz von Anekdoten über die europäiſchen Höfe und die be-rühmteſten Männer ſeines Zeitalters. Vorzüglich hatte er alles,

was zu ſeiner Zeit in England vorgefallen war, ſorgfältig beobachtet, und zu dieſem Behufe alles, was ſeit Georgs I. Regierungsantritte in England gedruckt worden war, ſelbſt bis auf die kleinſten Pamphlets, mühſam geſammelt. Als Sonderling, der er den größten Theil ſeines Lebens hindurch geweſen war, zeigte er ſich auch in ſeinem ſehr weitläuftigen Teſtamente, in welchem er beſonders für die unveränderte Fortdauer ſeines Landhauſes geſorgt hatte.

Walpurga, Walburga, die Heilige, gewöhnlich Walpurgis, war in England geboren, eine Schweſter des heil. Wilibald, des erſten Biſchofs zu Eichſtädt, und Schweſtertochter des heil. Bonifaz, des bekannten Apoſtels der Deutſchen. Sie ging, wie ihr Oheim und Bruder, nach Deutſchland, in der Abſicht, die chriſtliche Religion auszubreiten, und wurde, ungefähr in der Hälfte des 8ten Jahrhunderts, Äbtiſſin des neuerrichteten Kloſters zu Heidenheim im Fränkiſchen. Sie muß ein gelehrtes Frauenzimmer geweſen ſeyn, denn man hielt ſie für die Verfaſſerin einer lateiniſchen Beſchreibung der Reiſen des heil. Willibald. Nach ihrem Tode († 776 oder 778) wurde ſie ihrer großen Verdienſte wegen unter die Heiligen verſetzt, als Wunderthäterin verehrt, und es wurden ihr zu Ehren an verſchiedenen Orten Capellen erbaut. Ein Öl, das unter ihrem Namen im catholiſchen Deutſchland bekannt iſt, wird für ſehr wirkſam gegen Krankheiten der Hausthiere angeſehen. Der Zufall, daß in den deutſchen Calendern der Name der Walpurgis bald allein, bald mit den Namen der Apoſtel Philipp und Jacob zugleich, auf den 1ſten Mai geſetzt worden, hat zu der Benennung der durch die vorgegebene Hexenfahrt berüchtigt gewordenen Nacht vor dem 1ſten Mai Veranlaſſung gegeben, obgleich die heil. Walpurga ſelbſt, ſo viel bekannt, mit den Hexen nichts zu ſchaffen hatte. Der 1ſte Mai iſt für die Landleute eine wichtige Epoche; mit ihm fängt ſich das ökonomiſche Jahr an, viele Pachtcontracte treten mit dieſem Termin in Wirkſamkeit, die Feldarbeiten werden von dieſer Zeit an betrieben. Kein Wunder alſo, daß der Aberglaube unſerer Vorfahren, der jeden Unfall, vorzüglich in der Landwirthſchaft, für eine Tücke des Teufels und ſeiner Gehülfinnen, der Hexen, anſah, ſich einbildete, daß zu dieſer Zeit die Hexen ſich aufs neue fertig machten, um Unheil anzurichten, und ſich deßwegen an einem gewiſſen Orte verſammelten, die Befehle ihres Oberhauptes zu empfangen. Man ſuchte dies ſo viel als möglich zu hindern; daher kam in verſchiedenen Gegenden die Gewohnheit auf, in der Walpurgisnacht mit brennenden Strohwiſchen, die auf lange Stangen geſteckt wurden, herumzulaufen oder auf die benachbarten Berge — denn nicht blos auf dem Brocken oder Blocksberge, ſondern auch auf andern Bergen argwohnte man Hexenzuſammenkünfte — ſich zu begeben, und wiederholt zu ſchießen, wahrſcheinlich um die Hexen zu verſcheuchen.

Wandelſtern, ſ. Planet.

Wandern. Das Wandern der deutſchen zünftigen Handwerker iſt ein Gebrauch, der bekanntlich bei vielen in Deutſchland noch beſtehenden Zünften unerläßlich iſt. Der Urſprung des Wanderns oder Reiſens der deutſchen Handwerker in fremde Länder zur vollkommnern Erlernung ihres Gewerbes ſcheint eben ſo alt zu ſeyn, als der Urſprung der Handwerke in Deutſchland ſelbſt. Ein großer Theil der Handwerke entſtand in den Städten, die Heinrich I.

anlegte. Unter ſeinen Nachfolgern, den Ottonen, wurden die Züge der deutſchen Könige nach Italien häufiger. Die Adelichen und Freien, welche die Züge mitmachten, nahmen Knechte mit, die ſich in jenem Lande Kunſtfertigkeiten, welche man in Deutſchland noch nicht kannte, zu eigen machen ſollten. Dies ſcheint zuerſt die Idee von der Nothwendigkeit erweckt zu haben, daß Künſtler und Handwerker fremde Länder beſuchen müßten, um ſich in ihren Kunſtfertigkeiten zu vervollkommnen. Als nun Innungen (Zünfte) aufkamen, das heißt, als die zu ihrer Zeit zweckmäßige Einrichtung getroffen wurde, daß diejenigen, welche in einer Stadt und deren Umgegend einerlei Gewerbe trieben, in eine Geſellſchaft vereinigt wurden, die unter ſich gewiſſe, von der Obrigkeit beſtätigte Geſetze (Innungsartikel) errichtete, da wurde auch das Wandern der Handwerksgeſellen als ein Hauptpunkt feſtgeſetzt, in der Abſicht, daß die jungen Leute die in andern Ländern eingeführten guten Erfindungen und Handgriffe, nebſt andern nützlichen Kenntniſſen, erlernen ſollten; man machte es ſelbſt zur nothwendigen Bedingung, die jeder, der in eine ſolche Zunft aufgenommen zu werden verlangte, erfüllt haben mußte. Die gute Abſicht bei dieſer Einrichtung iſt durchaus nicht zu verkennen. Aber ſo wie die Zunftverfaſſung ſelbſt — über deren drückende, monopoliſtiſche Einrichtung man vor einiger Zeit ſich beſchwerte, und nun wieder über die Aufhebung derſelben hier und da klagt — ja, ſo wie faſt jede bürgerliche Einrichtung überhaupt, hat auch das Wandern der Handwerker ſeine gute und ſchlimme Seite. Die unläugbaren Vortheile des Wanderns ſind, daß die Geſellen mehr Kenntniſſe in ihrem Gewerbe und mehr Bildung im Allgemeinen erlangen, als es in ihrer Heimath, bei dem gewöhnlich ſehr dürftigen Unterrichte des Meiſters, möglich ſeyn würde, und dann, daß wenn an einem Orte der Geſellen zu viel werden, mehrere von ihnen an einem andern Orte ihr Unterkommen finden, und mancher dadurch ſein beſtändiges Etabliſſement erhalten hat. Wenige Ausnahmen abgerechnet, iſt der Unterricht, den die Handwerkslehrlinge von ihren Meiſtern erhalten, keineswegs geeignet, ſie bis zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit in ihrem Gewerbe zu bringen. Nicht ſelten ſucht der Meiſter, aus Eiferſucht, gewiſſe Handgriffe ſelbſt den Geſellen zu verbergen. Der junge Handwerker kann alſo nur dadurch, daß er bei mehrern Meiſtern und an verſchiedenen Orten arbeitet, ſich einen höhern Grad von Vollkommenheit in ſeinem Gewerbe verſchaffen. Aber auch vielleicht angenommen, daß ein Meiſter ſeinem Lehrlinge alles das beibrächte, was er ſelbſt in ſeinem Geſchäfte weiß, ſo würde der Lehrling doch nur eine einſeitige, mangelhafte Bildung erhalten, ſeinen Lehrherrn für den Kunſtverſtändigſten halten und ſich in der Folge nie über das Mittelmäßige in ſeinem Gewerbe erheben. Durch das Reiſen lernt er mehrere Handgriffe und zugleich die zu ſeinem Gewerbe erfoderlichen Materialien nach ihrem Urſprunge und ihrer verſchiedenen Behandlung kennen. Dies gilt jedoch keineswegs von allen Handwerkern ohne Unterſchied, und für manche derſelben ſcheint das Wandern in der angegebenen Rückſicht wirklich überflüſſig. Die Lehrlinge mancher Handwerke könnten, wenn die Einrichtung recht gemacht würde, zu Hauſe eben das lernen, was ſie in der Fremde lernen ſollen. Aber für einen großen Theil der Handwerker trägt das Beſuchen fremder Werkſtätte und die Beobachtung andrer Sitten und Gebräuche, vorausgeſetzt, daß

es den jungen Leuten nicht an Kopf und ernſtlichem Willen fehle, zur Ausbildung gewiß ſehr vieles bei. Indeß ſind auch die damit verbundenen mannichfaltigen Nachtheile nicht zu verkennen. Dieſe entſtehen aber meiſtens aus der Individualität der Wandernden ſelbſt, und könnten größtentheils durch Verfügungen der Obrigkeit, durch größere Sorgfalt der Meiſter und Lehrherren, ſo wie der Ältern der jungen Leute ſelbſt, verhütet werden. So wenig man es an dem die Univerſität verlaſſenden Jünglinge tadeln wird, daß er bis zu ſeiner Anſtellung in einem Amte ein Unterkommen, ſey es auch im Auslande, ſucht, um während dieſer Zeit ſeine Kenntniſſe zu erweitern, und ſich die zu ſeinem künftigen Berufe erfoderlichen Fertigkeiten und Erfahrungen zu erwerben; eben ſo wenig darf man eine gleiche Abſicht bei dem jungen Handwerker tadeln, und um des ſchlechten Erfolgs willen, der ſich bei vielen zeigt, die Sache überhaupt verwerfen. Viele junge Handwerker gehen zu frühzeitig, ohne gehörige Vorkenntniß und Vorbereitung, oft wohl ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wohin ſie eigentlich gehen ſollen, auf die Wanderſchaft. Dieſe müſſen dann freilich ihre Erfahrungen theuer genug erkaufen. Andere finden auf der Reiſe kein Unterkommen, entweder weil ſie zu ungeſchickt ſind, oder weil ſie nicht Luſt haben, ſich an eine feſte Lebensart zu gewöhnen; ſie wandern daher immer weiter, und mancher *wandert* ſein ganzes Leben hindurch. Die unausbleibliche Folge davon iſt Sittenverderbniß, Rohheit, Arbeitsſcheu und bei entſtehendem Mangel, Verſuchung zu Betrügereien und Diebſtählen. Ein anderer ſichtbarer Nachtheil iſt der, daß die wandernden Handwerker dem Publicum bisweilen ſehr zur Laſt fallen. Nicht alle Handwerke gehören unter die Zahl der *geſchenkten*, d. h. derjenigen, bei welchen die wandernden Geſellen mit einem feſtgeſetzten *Geſchenke* zum Reiſegelde verſehen werden. Aber auch dieſe Gabe iſt oft ſo gering, daß der von eignen Mitteln entblößte Reiſende nicht dabei beſtehen kann. Man hat in neuern Zeiten den Gegenſtand des Wanderns, der eine ſo zahlreiche Claſſe der Mitglieder des Staats angeht, für wichtig genug gehalten, um ihn öffentlich zur Sprache zu bringen. Die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen gab im Jahr 1797 die Preisfrage auf: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgeſellen möglich ſind, befördert, und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden? Unter mehrern darüber eingegangenen Beantwortungen erhielten die beiden Schriften von Mohl und Ortloff (zuſammen herausgegeben Erlangen, 1798; des letztern Abhandlung auch einzeln, Ebend.) den Preis. So lange die Verfaſſungen der Zünfte noch beibehalten werden, wird auch das damit ſo genau verbundne Wandern der Geſellen Statt finden müſſen. Nur ſind Einrichtungen nöthig, um ſo viel möglich Nachtheile und Mißbräuche zu verhüten. Eine löbliche Einrichtung unſrer Zeit ſind die an mehrern Orten errichteten Sonntagsſchulen für Handwerker, deren Nützlichkeit von denen, die es ſelbſt am nächſten angeht, vielleicht oft am wenigſten erkannt wird. In den königlich preußiſchen Staaten beſteht ſchon lange ein Geſetz, welches den jungen Handwerkern das Auswandern in fremde Länder ſtreng verbietet. In einigen deutſchen Provinzen ſind *Wanderordnungen* gegeben worden, die aber meiſtens nur local ſind. Anſtatt der gewöhnlichen Wanderpäſſe oder *Kundſchaften*, deren leichte und unerſchwerte Erlangung mannichfaltige Mißbräuche beförderte, ſind

in Bayern 1808 und in Sachſen 1810 Wanderbücher eingeführt worden, welche unter obrigkeitlicher Autorität ausgefertigt werden. (S. auch: Preisſchrift vom Wandern der Handwerksgeſellen, Nürnberg, 1809.)

Wanken der Erdaxe, Nutation. In dem Art. Vorrücken der Nachtgleichen ſind die Gründe entwickelt, aus denen die Axe der Erdkugel, wegen der ſphäroidiſchen Geſtalt der letzteren und der daher rührenden Anomalien, in den Anziehungen der Sonne und des Mondes eine jährliche Stellungsveränderung von beiläufig 50″ erleidet. Von dieſen 50″ kommen 36″ auf die Attraction des Mondes. Er kann aber dieſe Wirkung, wegen eigener, unterdeß eintretenden Stellungsveränderungen, nicht auf eine gleimäßige Weiſe hervorbringen, vielmehr reſultiren aus dieſen Veränderungen nicht nur Ungleichheiten in dem Maaße der Vorrückung der Nachtgleichen, ſondern auch ein gewiſſes Wanken (Nutation) der Erdaxe und alſo der Ebene des Äquators, in deren Folge ſich die Geſtirne demſelben bald zu nähern und bald davon zu entfernen ſcheinen, welche geringe Verſchiedenheiten in der Declination auch die Veranlaſſung zur Entdeckung dieſer periodiſchen Änderung gegeben haben, die wir Bradley (ſ. d. Art.) verdanken. Im Allgemeinen leuchtet von ſelbſt ein, daß eine Verſchiedenheit in der Stellung des Mondes gegen den ſphäroidiſchen Erdkörper, beſonders aber in der Lage ſeiner Knoten, die einer eigenen ſchnellen Bewegung unterworfen ſind (ſ. Mond), und ſeiner Neigung gegen den Äquator, die ſich um 10° verändern kann, nothwendig Veränderungen in der Lage der Ebene des letzteren gegen die Ebene der Ekliptik hervorbringen und alſo die Schiefe der Ekliptik, d. h. den Winkel zwiſchen den genannten beiden Ebenen mit alteriren muß. Von der Lage des Äquators gegen die Ekliptik und ihrer gemeinſchaftlichen Durchſchnittslinie iſt aber, wie im angezogenen Art. ebenfalls gezeigt worden, anderer Seits auch die Lage der Äquinoctialpunkte (welche man ſich gewöhnen muß, als etwas nur Eingebildetes zu betrachten) und mit ihnen Rectaſcenſion, Declination und Länge (nur die Breite bleibt dabei ungeändert) abhängig; und wenn alſo, wie dies angegebenermaßen wirklich der Fall iſt, in den Stellungen des Mondes periodiſche Verſchiedenheiten eintreten, ſo müſſen davon periodiſche Verſchiedenheiten in den aus andern Gründen hervorgehenden ſäcularen Veränderungen der Schiefe der Ekliptik und der Lage der Äquinoctialpuncte die Folge ſeyn. Auf dieſe periodiſche Veränderung jener beiden Säcularungleichheiten beſchränkt ſich aber das Phänomen der Nutation. — Der Analyſis eines d'Alembert (Recherches sur la précession des équinoxes et sur la nutation. Paris, 1749. 4.), la Place (Mechanik des Himmels, in der deutſchen Überſetzuug, II. Satz 4 u. ff.) iſt es gelungen, alle dieſe verwickelten Erſcheiuungen mit dem entſchiedenſten Erfolge auf das Geſetz der Gravitation zurückzuführen, und die dafür berechneten, und in den aſtronomiſchen Tafeln angeſetzten Correctionen finden ſich mit den Beobachtungen in der vollkommenſten Übereinſtimmung. D. N.

Wanken des Mondes, Libration. Fortgeſetzte Beobachtung lehrt, daß der Mond der Erde immer eine und dieſelbe Seite zukehrt. (S. Mond.) Zugleich bemerkt man aber, daß ſich dieſe der Erde zugewendete Halbkugel periodiſch etwas verrücke, indem die den Rändern nahe ſtehenden Flecke bald verſchwinden,

bald wieder erſcheinen, die dem Mittelpunkte näher gelegenen, aber gegen die Ränder zu rücken ſcheinen, alles jedoch ohne Veränderung ihrer reſpectiven Lage. Dieſer Vorgang nun wird das Wanken (Libratio) des Mondes genannt. Die einfache Urſache davon iſt der Umſtand, daß die während eines Umlaufs um die Erde erfolgende Umwälzung des Mondes um ſeine Axe mit gleichförmiger, der Umlauf um die Erde aber mit ungleichförmiger Geſchwindigkeit geſchieht. Hat alſo der Mond ſeinen Viertels-Umlauf vollendet, ſo hat er indeß nicht auch gerade eine Viertel-Axendrehung gemacht. Außer dieſem Wanken, wodurch offenbar die Länge der Mondflecke verändert wird, und welches deßhalb das Wanken in der Länge heißt, beobachtet man auch ein Wanken in der Breite. Die Rotationsaxe des Mondes ſteht nämlich auf der Ebene ſeiner Bahn nicht ſenkrecht. So wie daher, aus demſelben Grunde, die Erde der Sonne bald den Nord- und bald den Südpol zuwendet, ſo muß hinwiederum der Mond der Erde bald ſeinen einen und bald ſeinen andern Pol zukehren, und alſo zugleich ein abwechſelndes Erheben und Senken der Flecken gegen die Ebne der Bahn, und ſomit zugleich Veränderungen in der Lage gegen die Ebene der Ekliptik, d. h. in der Breite, bewirken. — Hierzu tritt noch ein tägliches Schwanken, welches daher rührt, daß der Mond nicht aus dem Mittelpunkte der Erde, ſondern von ihrer Oberfläche aus beobachtet wird, woraus eine neue Verſchiedenheit in der Erſcheinung des Umriſſes der Mondsſcheibe entſpringen muß. (Vergl. Biots Astronomie. II. 404 ff.) D. N.

Wappen ſind Zeichen von Ländern, Städten, Corporationen, Familien und einzelnen Perſonen, die mit gewiſſen, aus der Natur oder dem Gebiete der Kunſt hergenommenen, oder auch nach Willkühr erſonnenen Bildern, und mit Farben und Metallen vorgeſtellt werden, und die dazu dienen, Familien, einzelne Perſonen ꝛc. von einander zu unterſcheiden, vorzüglich aber eine Würde oder den Beſitz eines Landes, wenigſtens eines Rechtes zu demſelben, anzuzeigen. Über ihre Entſtehung ſ. den Art. Heraldik. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verſchiedner Form iſt, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes heißt das Feld, deſſen Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt iſt, auf welchem das unterſcheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es ſind ſieben Farben dafür angenommen, deren jede, wenn man ſich der wirklichen Farben nicht bedient, durch Punkte oder Striche angedeutet wird. So wird Gold durch feine Punkte, Silber durch weißen Grund, roth, durch ſenkrechte Striche, blau durch horizontale, grün und purpur durch ſchräge, ſchwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Getheilte Schilde nennt man ſolche, deren Flächen mit verſchiednen Farben belegt ſind. Die Wappenſchilde kamen erſt im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts auf. — Zur Verzierung der Wappen gehören die Kronen oder Fürſtenhüte bei königlichen und fürſtlichen Häuſern, und die Helme bei dem Adel. Die Helme ſind entweder geſchloſſen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Viſir, mit Roſten oder Bügeln. Der Rang beſtimmte ehemals die Zahl der Reiſe an den Helmen; Kaiſer und Könige hatten deren elf, Grafen ſieben, Freiherren fünf, der geringere Adel drei. Auf den Helmen wurden zur Zierrath große Federbüſche angebracht. Zur Verzierung der Wappenſchilder gehören noch der Wappenmantel oder Baldachin (franz. Pavillon), die Schildhalter und die Ordenszeichen,

Wappenkönig (Wappenherold; franz. Roi d'armes), ein Beamter, der die Wappenkunde verſtehen muß, um die Richtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden ehemals beſonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung ſie nach den üblichen Geſetzen oder Gewohnheiten anordneten. Vorzüglich hatten ſie dabei das Geſchäft, die Wappen der Ritter, die ſich zum Turnier einfanden, zu unterſuchen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine beſondere Kleidung, auf welcher das Wappen ihres Fürſten geſtickt war (Wappenröcke).

Wappenkunde, ſ. **Heraldik**.

Wara, ſ. **Nordiſche Mythologie**.

Warburton (William), als ſcharfſinniger theologiſcher Schriftſteller und durch ſeine Verbindung mit Pope gleich berühmt, war den 24ſten Dec. 1698 zu Newark an der Trente geboren, und beſchäftigte ſich anfangs, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, mit der Advocatur. Nach einiger Zeit entſchloß er ſich, den geiſtlichen Stand zu wählen, und wurde 1728 Rector der Schule zu Burnt-Broughton. Aufſehen in der Literatur machte er zuerſt durch ſeine Abhandlung „über die Verbindung des Staats mit der Kirche," in der er ſchon ſein Werk „über die göttliche Sendung des Moſes" ankündigte. In dieſem Werke, das 1736 erſchien, ſuchte er mit dem größten Aufwande von Kunſt und Wiſſenſchaft zu zeigen, daß von den alten Geſetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszuſtande zur Erhaltung der bürgerlichen Anſtalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden; nur Moſes habe eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, ſondern den Gehorſam ſeiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Geſetze blos durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Es entſtand daraus zwiſchen ihm und ſeinen Feinden ein wiſſenſchaftlicher Streit, der mit großer Heftigkeit geführt wurde. In der Folge übernahm er die Vertheidigung von **Pope's** Verſuch über den Menſchen, wodurch die enge und dauernde Freundſchaft zwiſchen ihm und dem Dichter begründet wurde. Dieſer machte ihn auch nach ſeinem Tode zum Erben der Hälfte ſeiner Bibliothek und zum Erben der Rechte und Anſprüche auf das Eigenthum ſeiner Schriften. Im Jahr 1749 vertheidigte daher auch Warburton den Charakter ſeines Freundes mit großem Eifer gegen Bolingbroke, und veranſtaltete auch bald darauf eine vollſtändige Ausgabe von Pope's Werken. — Ungeachtet ſeines großen literariſchen Rufes gelangte er doch ſpät erſt zu den höhern Würden in der Kirche; erſt von 1754 an war ihm das Glück günſtiger. Er wurde in kurzer Zeit Capellan des Königs, Canonicus von Durhom, und Biſchof von Gloceſter. Der Schmerz über den Tod ſeines einzigen Sohnes machte tiefen Eindruck auf ihn; er überlebte ihn nicht lange, ſondern ſtarb den 7ten Juni 1779. Warburton iſt unſtreitig einer der größten Gelehrten Englands; er verband, was ſo ſelten vereinigt iſt, einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntniſſen und eine höchſt lebendige Phantaſie; als Theolog und Kritiker machte er länger als funfzig Jahre gleich großes Aufſehen. Seine **Werke**, unter denen wir außer dem ſchon erwähnten ſeine Abhandlung über den Urſprung der Ritterbücher und ſeine Predigten noch anführen müſſen, ſind 1789 in acht Quartbänden geſammelt erſchienen. Außerdem hat er auch

die Herausgabe vieler fremden Werke beſorgt und ſie mit ſeinen Anmerkungen bereichert.

Wardein (auch Guardein), ein verpflichteter Beamte, der den Gehalt der Erze und der Münzen zu unterſuchen hat. Bei dem Bergweſen heißt er Bergwardein, bei der Münze Münzwardein. (S. letztern.) Der Name kommt von einem alten, jetzt noch im Niederſächſiſchen üblichen Worte, Warden, Wardiren, her, das ſo viel bedeutet, als den Werth beſtimmen, den Gehalt vermiſchter Metalle unterſuchen, probiren, würdigen. Die Schreibart Wardein iſt daher richtiger als die ſonſt gewöhnliche Guardein, bei welcher man das Wort aus dem Italieniſchen, von guardare, Acht geben, herleitete.

Warendorf, eine preußiſche Stadt in dem weſtphäliſchen Regierungsbezirke Münſter an der Ems, mit 570 Häuſern und an 4000 Einwohnern, bekannt durch ihre ſtarke Leinweberei und Leinenhandel; aber nicht alles Leinen, das unter dem Namen warendorfer Leinwand von hier aus in den Handel kommt, jährlich mehr als 16,000 Stück oder 960,000 Ellen, wird in der Stadt gefertigt, ſondern iſt ein Fabrikat der umliegenden Gegend, wo es meiſtens von den Landleuten im Winter, wann die Hände von der Feldarbeit ruhen, gefertigt wird. Berühmt ſind auch die hieſigen ſogenannten Baumſeidenfabriken und die Bleichen.

Warmbrunn, auch Warmbad genannt, ein Badeort im ſchleſiſchen Gebirge, eine Stunde von Hirſchberg. Der Flecken ſelbſt enthält etwas über 300 Häuſer, iſt faſt durchgängig gut gebaut, und nährt ſich von dem Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, Weberei, Handwerken, vorzüglich Glas- und Steinſchleifen, wozu noch der ſtete Aufenthalt der Grafen Schafgotſch, als Herren des Orts, kommt. Seinen Urſprung verdankt es den warmen Quellen, und dieſe ſollen ſchon im Anfange des 12ten Jahrhunderts entdeckt worden ſeyn; wenigſtens iſt dies 1275 unter Herzog Boleslaus Criſpus geſchehen. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthardt von Schafgotſch, der 1403 allhier eine Probſtei ſtiftete, derſelben, weßhalb es das Probſteibad genannt wird. Außer jenem iſt noch ein anderes Bad, das gräfliche oder Schafgotſchiſche, vorhanden. Beide ſind gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quelle, welche aus dem Felſen kommt, ſammelt ihr Waſſer in einem Becken, in welchem ſich die Kranken, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts, in anſtändiger Kleidung baden; Mittags und Abends wird das Bad verſchloſſen. Zum Aus- und Ankleiden ſind mehrere Zimmer um den Badeſaal her angebracht. Seit 1771 badet man nicht nur, ſondern man trinkt auch. Die Morgenſtunden bis 6 Uhr ſind jetzt zum Trinken beſtimmt. Im gräflichen Bade wird auch das Waſſer zum Wannenbade gewärmt. Das Waſſer gehört zu den alkaliſchen Schwefelwaſſern. Das Schafgotſchiſche Bad enthalt in 1 Pf. zu 16 Unzen nach Tſchörtner: luftſaur. min. Laugenſalz $5\frac{5}{6}$ Gr., Glauberiſches Wunderſalz $2\frac{22}{27}$ Gr., Selenit $\frac{4}{9}$ Gr., Kochſalz $\frac{5}{6}$ Gr., luftſ. Kalkerde $\frac{40}{69}$ Gr., Kieſelerde $\frac{24}{33}$ Gr., Extractivſtoff $\frac{2}{33}$ Gr., ſchwefelartige Luft 8 Kubikzoll. Das Probſteibad: luftſ. mit Laugenſalz $5\frac{1}{69}$ Gr., Glauberiſches Wunderſalz $2\frac{2}{3}$ Gr., Selenit $\frac{20}{69}$ Gr., Kochſalz $\frac{2}{3}$ Gr., luftſ. Kalkerde $1\frac{1}{23}$ Gr., Kieſelerde $\frac{52}{69}$ Gr., Erdharzſtoff $\frac{4}{69}$ Gr., ſchwefelartige Luft $5\frac{2}{3}$ Kubikzoll. Erſteres hat 98 Grad, letzteres 104 Gr. Fahrenheit. Nützlich iſt das Bad bei Gicht, Rheumatismen, Verſtopfungen im Unterleibe, Hautausſchlägen, Urinbeſchwe-

den, Bleicolik u. ſ. w. Jetzt ſind zum Aufenthalt der Fremden mehrere gute Einrichtungen getroffen worden. Spaziergänge und entferntere Ausflüge macht man von hier nach Hirſchberg, Hermsdorf und dem Kynaſt, dem Zackenfall u. ſ. w.

Wärme. Eine gewiſſe Unbeſtimmtheit im Ausdruck zeigt ſich darin, daß man ſagt, Wärme verurſache die Empfindung, die wir ſo nennen, und die Ausdehnung der Körper, und dann wieder: Wärme werde in Körpern durch Hinzufügung eines gewiſſen Stoffes oder durch Veränderung ihrer Theilchen hervorgebracht. In dem erſtern Falle ſieht man die Wärme als Urſach, im letztern als Wirkung an. Daher haben neuere Naturforſcher dieſe Unbeſtimmtheit dadurch zu heben geſucht, daß ſie die Urſach Wärmeſtoff nannten, ja einige haben dieſe Urſach ſogar als wirklich Materielles angeſehen. In wie fern dieſes anzunehmen iſt, wird ſich am Ende dieſes Aufſatzes ergeben. Wir wollen nämlich, nach Anleitung der neueſten Entdeckungen in der Naturlehre, zuerſt die Eigenſchaften, dann die Wirkungen, ferner die Quellen, und endlich die Natur der Wärme betrachten. 1. Von den Eigenſchaften der Wärme. Wir können eher nicht die Natur der Wärme beſtimmen, bis wir ihre Eigenſchaften aus einander geſetzt haben. Dieſe ſind aber von dreierlei Art: nämlich mechaniſche, die von den Geſetzen der Anziehung und Schwere abhangen; chemiſche, die ſich auf die Miſchung der Körper beziehen, und endlich ſpecifiſche, welche ſich nicht unter die vorigen bringen laſſen. a) Mechaniſche Eigenſchaften. Dieſe beſtehen in dem Strahlen, in der Reflexion und in der Berührung, wodurch ſich offenbar die Wärme dem Lichte nähert, da wir gerade dieſe Eigenſchaften am Lichte bemerken. Daß die Wärme ſtrahlt, daß ſie ſich ſtrahlenförmig durch die Luft verbreitet, ohne unterbrochen zu werden, und ohne der Luft empfindbare Wärme mitzutheilen, iſt eine Entdeckung des berühmten Scheele. Ein durchſichtiger Spiegel nämlich, der die Lichtſtrahlen ſammelt, bringt keine Vermehrung der Wärme im Brennpunkte hervor, bis hinreichende Wärme verſchluckt worden; aber dann wird er ein Wärme ſtrahlender Körper. Hierdurch, wie durch andere Beobachtungen, ward beſonders entſchieden, daß Wärme und Licht völlig verſchieden ſind; eine Wahrheit, die, ſo wenig ſie im gemeinen Leben anerkannt wird, dennoch durch neuere Unterſuchungen von Herſchel und Andern vollkommen erwieſen iſt. Jener große Naturforſcher bemerkte nämlich, daß die verſchiedenen Farben, in welche das gläſerne Prisma das Licht trennt, eine ſehr verſchiedene Fähigkeit haben, Wärme zu erzeugen. Die rothe Farbe worin das Licht am wenigſten gebrochen iſt, erregt die ſtärkſte Wärme: dieſe vermindert ſich bis zur violetten, worin das Licht am meiſten gebrochen iſt und die geringſte Wärme hervorbringt. Ja Herſchel fand, daß ganz außerhalb des Farbenbildes, außer den Gränzen der rothen Farbe, da wo gar kein Lichtſtrahl hindringt, die meiſte Wärme erzeugt wird. Wir ſehen alſo, daß die Sonne Hitze erzeugen kann, auch ohne Licht. Englefield fand, daß wenn die blauen Strahlen das Thermometer auf 56°, die grünen auf 58°, die gelben auf 62° bringen, die rothen Strahlen es bis auf 72° treiben, und daß, wenn es außer den Gränzen des Farbenbildes hängt, es bis auf 79° ſteigt. Auch Graf Rumford hat dieſe ſtrahlende Eigenſchaft der Wärme durch treffliche Verſuche beſtätigt. Und Leslie beſtimmte außer der Strahlung auch noch die Art, wie die Wärme bei ihrem

Durchgang durch die Körper verſchluckt wird. Wenn nämlich die ſtrahlende Wärme aufgefangen wird, ſo wird ſie leichter durch Körper durchgelaſſen, die dem erhitzten näher ſtehen, als die davon entfernt ſind. Es kommt auch beim Verſchlucken der Wärme ſehr auf die Natur und auf die Oberfläche des auffangenden Körpers an. Metalliſche Körper, wenn vorzüglich ihre Oberfläche ſtark polirt iſt, binden und verſchlucken die Wärme am meiſten: dagegen wird die letztere am meiſten dadurch zerſtreut, daß man die Oberfläche mit Firniß überzieht. So werden bei der Heizung mit Dämpfen polirte metallene Röhren am ſchicklichſten ſeyn, wenn ſich gar keine Wärme verbreiten, ſondern nur fortgeleitet werden ſoll. Soll aber ein Zimmer durch dergleichen Röhren erwärmt werden, ſo wird dies am beſten geſchehen, wenn die Röhren entweder nicht von Metall oder überfirnißt ſind. Sogar von der Kälte iſt es nach Rumfords und Leslie's Verſuchen erwieſen, daß ſie ſich gradlinig verbreitet, daß ſie reflectirt und in ihrem Fortgange eben ſo aufgehalten wird, wie das Licht und die Wärme. Doch muß man daraus nicht ſchließen, daß die Kälte etwas Reelles iſt oder daß es ein kaltmachendes Princip giebt; denn ſie iſt nichts anders, als die Entziehung der Wärme, welche natürlich denſelben Geſetzen gehorchen muß, als die Mittheilung dieſer Kraft. Die Reflexion der Wärme iſt ſchon bei dem Strahlen derſelben angegeben, ſie ſteht mit dem Verſchlucken im umgekehrten Verhältniß, ſo daß die Oberflächen, welche am wenigſten verſchlucken, die meiſte Wärme reflectiren. Die Brechung der Wärme iſt durch Herſchels Verſuche vollſtändig erwieſen. Beim Durchgang durch das Prisma wird ſie, gleich dem Lichte, von ihrer geraden Bahn abgeleitet, und zwar in einem ſtärkeren Grade, da ſich, wie wir oben ſahen, die Wärmeſtrahlen viel weiter ausbreiten, und an den Gränzen viel ſtärker ſind, als die Lichtſtrahlen. Was die Schnelligkeit betrifft, womit ſich die Wärmeſtrahlen bewegen, ſo ſcheint dieſe ungemein groß zu ſeyn. Vielleicht läßt ſie ſich mit der Geſchwindigkeit des Lichts vergleichen. Doch wiſſen wir nichts genaues darüber, als daß ſie ſich ohne Zeitverluſt auf einem bedeutenden Raum ausbreiten. b) Chemiſche Eigenſchaften. Die Wärme iſt außerordentlich thätig bei jeder Veränderung der Miſchung. Sie hat eine beſondere Verwandtſchaft zum Sauerſtoff, die ſie mit dem Lichte theilt: ſie erzeugt ſich am poſitiven Pol der Galvaniſchen Säule, indem ſich Sauerſtoff entwickelt. Überall, wo ſie ſich vermehrt, vermindert ſie den Zuſammenhang der Theile, begünſtigt die Auflöſungen und den Übergang der feſten in flüſſige Theile und der Flüſſigkeiten in Dämpfe. c) Specifiſche Eigenſchaften. Zu dieſen rechnen wir die Neigung der Wärme, ſich gleichmäßig zu verbreiten und alle Körper zu durchdringen. Sie ſtrömt nämlich vermöge ihrer ausdehnenden Kraft aus dem erhitzten Körper aus, um auf andere, denen ſie mangelt, überzugehen. Sie geht ferner durch alle Körper durch, doch leiten ſie die dichteſten am beſten. Man weiß, wie ſtark und ſchnell das Metall die Wärme leitet, und wie wenig dies bei dem Holze der Fall iſt. So iſt ein zuſammenhängendes Stück Eiſen ein beſſerer Wärmeleiter, als Eiſenfeile; feſtes Holz leitet beſſer als Sägeſpäne. Unter den Metallen leiten die edlern die Wärme am beſten, Blei am ſchlechteſten. Alſo findet jene Regel hier eine gewiſſe Ausnahme, da die Dichtigkeit des Silbers, welches am beſten leitet, geringer iſt, als die des Eiſens, welches ziemlich ſchlecht leitet. Bekanntlich ſind Federn und Pelzwerk ſehr ſchlechte, Leinwand der beſte Wärmeleiter. Unter den verſchiedenen Hölzern ſoll das Eichen-

Ellern- und Kiefernholz am ſchlechteſten, Apfelbaum- und Ebenholz am beſten leiten. Die verſchiedenen leitenden Kräfte der Körper bringen ſehr verſchiedene Gefühle der Temperatur hervor, wenn auch das Thermometer denſelben Stand hat. Jedermann weiß, daß Metalle ſich am kälteſten anfühlen, nächſt ihnen Steine; Wolle aber und Pelzwerk erzeugen keine Veränderung des Gefühls. Offenbar hängt dies davon ab, daß jene Gegenſtände nach ihren verſchiedenen leitenden Kräften dem menſchlichen Körper mehr oder weniger Wärme entziehen. Dies iſt der Grund davon, warum wir uns in Wolle und Pelzwerk hüllen, um die Wärme zu behalten. Die Wärme dringt weniger durch feſte Körper, wird weniger durch ſie geleitet, wenn ſie locker, ſchwammig und poröſe ſind. Dies kann man auch auf Flüſſigkeiten anwenden. Je ſtärker dieſe zuſammenhängen, deſto leichter leiten ſie die Wärme. Die Luft leitet, nach Rumfords Beobachtungen, keineswegs an ſich die Wärme, ſondern blos durch die Strömungen, die ſie erleidet. Die neuſten Verſuche von Brewſter haben noch folgende merkwürdige Eigenſchaften der Wärme gelehrt: wenn ſie längs einer Glasplatte fortgeht, ſo dehnt ſie einen Theil des Glaſes aus, wo ſie nicht fühlbar iſt, und zieht einen andern Theil zuſammen, wo ſie ſich fühlbar zeigt. Einige haben ſelbſt in der Wärme eine entgegengeſetzte Polarität annehmen wollen, wobei ſie ſich auf Kants Bemerkung ſtützen, daß Winter, die bei uns ſehr ſtreng ſind, in den Polargegenden ſich öfters durch beſondere Milde auszeichnen. 2. W i r k u n g e n d e r W ä r m e. Die erſte Wirkung der Wärme iſt Vermehrung des Gefühls von Wärme in dem thieriſchen Körper. Dies iſt aber eine Erſcheinung, welche man nicht obenhin betrachten kann, ſondern die uns zu gründlichen Unterſuchungen nöthigt. Wir wiſſen, daß wir die äußere Hitze weit ſtärker empfinden, wenn es dabei ſchwül iſt, d. h. wenn die Luft feucht und negativ electriſch iſt. Die Hitze der Luft kann an heitern Tagen viel größer ſeyn, ohne daß ſie uns ſo ſehr auffällt. Wir wiſſen ferner, daß bei heiterm Froſtwetter, wenn wir uns nur bewegen, die Kälte wenig auf uns wirken kann; jemehr es aber naßkalt iſt, obwohl bei höherem Grade der Temperatur, deſto unangenehmer fällt uns die Kälte auf. Man ſieht alſo, daß das Gefühl der Temperatur mit den Graden des Thermometers keineswegs in gleichem Verhältniß ſteht. Dazu kommt, daß offenbare Täuſchungen bei dieſem Gefühle um ſo leichter vorkommen, jemehr es durch die Nerven erregt wird, welche keine deutlichen Empfindungen, ſondern nur dunkle Gefühle hervorbringen. Daher wird unzähligemale eine innere Urſach der vermehrten oder verminderten Wärme mit der äußern verwechſelt. Weiß man nicht, daß das Gefühl von Kälte gewöhnlich Krämpfe und andere Unterdrückungen des Gefühls begleitet, und daß wir heißer werden, wenn die Thätigkeit unſerer Verrichtungen angeſtrengt wird? Oft glaubt man in jenem Falle, die Luft ſey wirklich kälter, in dieſem, ſie ſey wirklich heißer, als ſie iſt. Daher nun müſſen wir auf eine innere Quelle der thieriſchen Wärme kommen, welche, unabhängig von der Temperatur der Luft, den höhern Thierclaſſen eigen iſt, und nur unter gewiſſen Umſtänden in den niedern erregt werden kann. Spüren wir dem Unterſchied der warm- und kaltblütigen Thiere nach, ſo iſt zuvörderſt ein merklicher Unterſchied in ihren feſten Theilen. Die warmblütigen haben wahre Muskeln, voll rothen Faſerſtoffs mit Zellhäuten überzogen: jene Muskeln ſind um ſo derber, je größer die eigen-

thümliche Wärme der Thiere iſt; die Sing- und Raubvögel haben die feſteſten Muskeln, und ihre eigenthümliche Wärme übertrifft noch die Wärme des menſchlichen Körpers. Daſſelbe gilt von den Knochen, welche um ſo feſter ſind, je wärmer das Thier iſt. Sehen wir dagegen kaltblütige Thiere an, ſo finden wir ſtatt der Muskeln nur gallertartiges Fleiſch, oder ein Gewebe von Faſern, die ſich weder durch Farbe, noch Derbheit weſentlich vom Zellgewebe unterſcheiden. Das Fleiſch der Fiſche, ſelbſt der Fröſche und Eidexen, beweiſ't dies. Dieſe Thiere haben auch keine wahren Knochen. Gräthen und Knorpel von weicherem Gewebe vertreten ihre Stelle. Auch das Kind im Mutterleibe hat ſo lange wenig eigne Wärme, als es noch keine wahren Muskeln und Knochen hat. Wie hängt dieſer Unterſchied mit der eignen Wärme zuſammen? Ganz einfach durch das Naturgeſetz, daß fühlbare Wärme erzeugt wird, wenn flüſſige Theile feſt werden, und um ſo mehr Wärme, je größer der Unterſchied ihres früheren flüſſigen und ihres jetzigen feſten Zuſtandes iſt. Denn die Wärme, die ſie in dem flüſſigen Zuſtande aufgelöſ't enthielt, muß jetzt davon gehen, da ſie nicht mehr zur Auflöſung angewandt wird. Darum erzeugt ſich beim Löſchen des Kalkes eine ſo bedeutende Hitze. Außer dieſer Quelle der eigenthümlichen Wärme giebt es aber noch eine andere eben ſo wichtige. Dieſe iſt der Einfluß des Nervenſyſtems. Die Nerven wirken als Erreger und Leiter der thieriſchen Electricität, und mit dieſer iſt die Wärme beſtändig verbunden. Je größer das Gehirn eines Thieres, je zahlreicher ſeine Nerven ſind, deſto wärmer iſt es. Der Menſch und die Singvögel haben das größte Gehirn: ſie erzeugen auch die ſtärkſte Wärme. Die Fiſche haben ein ſo kleines Gehirn, daß es im Verhältniß zu ihrem oft großen Körper wenig in Betracht kommt, und bei den Inſecten ſind ſtatt des Gehirns nur zerſtreute Nervenknoten. Indeſſen können nach einigen Erfahrungen ſelbſt die kaltblütigen Thiere ſich erwärmen, wenn ſie ſehr ſtark gereizt werden, oder die Thätigkeit ihrer Nerven ungewöhnlich angeſtrengt wird. Ein Bienenſchwarm iſt wirklich ſo heiß, daß das Thermometer hineingehalten eine bedeutende Höhe annimmt. Auch bei Fiſchen, die man reizt oder martert, bemerkt man eine, obwohl unbedeutende, Zunahme der Wärme. Die zweite wichtige Wirkung der Wärme iſt die Ausdehnung, die ſie in allen feſten und flüſſigen Körpern hervorbringt. Auch das Waſſer wird allerdings durch die Wärme ausdehnt, aber wenn es unter 40° abgekühlt iſt, ſo ſcheint es die größtmögliche Dichtigkeit erreicht zu haben. Wird es noch weiter erkältet, ſo fängt es wieder an, ſich auszudehnen, bis es in ſeinem Gefrierpunkt zu einem feſten Körper wird. Wenn es ganz ruhig ſteht, kann das Waſſer noch flüſſig bleiben, wenn es ſchon einige Grade unter dem Eispunkt erkältet iſt, und es nimmt dann noch an Umfang zu, bis es vollkommen gefriert. Dieſe Eigenſchaft des Waſſers macht, daß das Thermometer die wahre Temperatur deſſelben dann nicht richtig angeben kann, wenn das Waſſer unter 40° kalt iſt. Daher auch kommt es, daß das Eis leichter iſt als Waſſer, in dem Verhältniß wie 92 zu 100, wenn nämlich die Temperatur des Waſſers 60° iſt. Auch bei den Metallen findet man eine ähnliche Ausdehnung, wenn ſie aus dem flüſſigen in den feſten Zuſtand übergehen, allein dies ſcheint von einer Art Cryſtalliſation oder regelmäßiger

Anordnung der Theile herzurühren. Auf dieſer ausdehnenden Kraft der Wärme beruhen die Thermometer, welche von dem berühmten Sanctorius erfunden, von Hook und Drebbel verbeſſert wurden. Unter den verſchiedenen Thermometern iſt im Norden von Europa, beſonders in England, das Fahrenheitſche am meiſten im Gebrauch, deſſen Gefrierpunkt 32° und der Siedepunkt 212° iſt. In Frankreich brauchte man vor der Revolution allgemein das Reaumurſche, wo der Gefrierpunkt 0 und der Siedepunkt 80° iſt. Seit der Revolution wendet man häufig die Scale von 100° an, wo alſo der Siedepunkt 100° iſt. Dieſe iſt von dem Schweden Celſius erfunden. Bei ſtärkerer Hitze gebraucht man die ſogenannten Pyrometer (ſ. d. Art.). Von der ausdehnenden Kraft der Wärme hängt der Einfluß ab, den ſie auf die Veränderung des Zuſammenhangs der feſten und flüſſigen Theile hat. Jene löſ't ſie zu Flüſſigkeiten auf, die Flüſſigkeiten verwandelt ſie in Dämpfe, und zerſetzt ihre Beſtandtheile. Bei dieſen Vorgängen wird aber die Wärme nicht frei oder fühlbar, ſondern ſie wird eben zur Bildung der Flüſſigkeiten und Dämpfe verwandt. Daher erzeugt ſich Kälte durch Verdampfung; daher entſteht bedeutende Kälte, wenn Salze aufgelöſ't werden. Umgekehrt erzeugt ſich Wärme, wenn Dämpfe in Flüſſigkeiten, und dieſe in feſte Geſtalt übergehen. 3. Quellen der Wärme. Daß ſich Wärme durch Verdichtung erzeugt, haben wir eben dargethan, und wir können noch hinzuſetzen, daß ſelbſt die Verdichtung der Luft in der Luftpumpe nicht ohne Erzeugung von Wärme Statt findet. Vielleicht wirkt das Schlagen auf einen Körper, wie auf Eiſen mit einem Hammer, auf dieſe Art. Aber das Reiben iſt unſtreitig eine Urſache der Wärmeerzeugung, die keinesweges aus jener erſten Quelle abzuleiten iſt. Indeſſen hat Rumford dieſe Erſcheinung gebraucht, um die Immaterialität der Wärme zu beweiſen. Daß die Sonne eine Hauptquelle der Wärme iſt, weiß jedermann; aber wie ſie dieſelbe erzeugt, darüber kann man nur Vermuthungen wagen. Daß die Sonne kein ungeheures Feuermeer iſt, welches immerfort brennt, ſcheint ſo ziemlich erwieſen zu ſeyn; ja, wenn wir manchen Erfahrungen trauen, ſo wird die Sonnenwärme eigentlich nur in unſerm Luftkreiſe erzeugt. Außer dem Sonnenlicht ſind das Verbrennen der Körper, ferner die Entwickelung der Electricität und des Galvanismus, die vorzüglichſten Quellen der Wärme. 4. Von der Natur der Wärme. Daß die Wärme kein grober Stoff iſt, folgt aus ihren Eigenſchaften. Sie gehorcht nicht den Geſetzen der Schwere, ſondern ſie ſtrahlt nach allen Seiten. Sie ſtrebt dem Zuſammenhang entgegen, und löſ't alle Körper auf. Sie verbreitet ſich faſt ohne Zeitverluſt. Sie vermehrt ſich durch das Reiben harter Körper auf eine höchſt eigne Weiſe. Sie durchdringt endlich den ſogenannten leeren Raum der Luftpumpe, gleich dem Licht und der Electricität. Muß man nicht daraus ſchließen, daß die Wärme zu den unwägbaren Stoffen, zu den Urkräften der Natur gehöre?

Wärmemeſſer (Calorimètre). Die Einrichtung dieſes ſinnreichen Werkzeuges, deſſen Erfindung wir Lavoiſier und la Place ſchuldig ſind, beruht auf dem allgemeinen Grundſatze, daß, ſo lange der Wärmeſtoff auf Änderung des Aggregatzuſtandes der Körper verwendet wird, ſich keine fühlbare (dem Thermometer bemerkliche) Wärme zeigt. Wenn man alſo Eis, welches genau

die Temperatur des Gefrierpunktes hat *), auch der größten Hitze ausſetzt, ſo wird man doch ſo lange nur eiskaltes Waſſer erhalten, als noch Eis zum Schmelzen vorhanden iſt; erſt nachher wird das Waſſer ſich zu erwärmen anfangen. Alſo aller, einem in eine hinreichende Menge Eis von der angegebenen Temperatur gehüllten, Körper entzogener Wärmeſtoff wird auf Bildung eiskalten Waſſers verwendet, deſſen Menge daher offenbar der entzogenen Menge Wärmeſtoffs proportional iſt. Nun haben die verſchiedenen Körper auch eine verſchiedene Capacität für den Wärmeſtoff, d. h. ſie werden weder durch Aufnahme gleicher Mengen deſſelben auf einen gleich hohen Temperaturgrad erhoben; noch durch Entziehung gleicher Mengen deſſelben bis zu einem gleichen Grade erkältet: und dieſe Verſchiedenheit ihrer eigenthümlichen (ſpecifiſchen) Wärme mißt man, nach Maaßgabe des Vorangeführten, an den verſchiedenen Eismengen ab, die ſie, beim Herabſinken von einem gleich hohen auf einen gleich niedern Grad der Temperatur, reſpective zu ſchmelzen im Stande waren. Die dazu vorgerichtete Maſchine aber, bei welcher noch Einrichtungen getroffen ſind, um das zum Experimente ſelbſt beſtimmte Eis durch eine zweite Eislage vor fremdartigen Temperatureinflüſſen zu ſchützen, heißt, wenn ſich gleich noch einige Bedenklichkeiten gegen die vollkommne Zuverläſſigkeit der dadurch erhaltenen Reſultate aufdringen, immer noch paßlich genug, Wärmemeſſer. D. N.

Wärmeſammler. Jedermann hat die außerordentliche Hitze beobachtet, die ſich im Sonnenſchein, hinter den Fenſtern z. B. eines Miſtbeetes, erzeugt, und die zum Theile von der Brechung der Wärmeſtrahlen im Glaſe, zum Theile aber auch daher rührt, daß letzteres ein ſchlechter Leiter iſt, und folglich die Wärme in denjenigen Räumen, welche es umſchließt, wohl verwahrt. Durch dieſe Erfahrung geleitet, hat man das Sonnenlicht in Räumen, welche von mehrfachen Glaswänden umgeben ſind, aufgefangen, und dadurch ganz unerwartete Grade der Temperatur, z. B. bis zum Sieden des Waſſers, ja ſelbſt, ſo unglaublich es klingt, bis zum Schmelzen der Metalle (Journal de Paris 1784. Nr. 81.) hervorgebracht. Vorrichtungen zu dieſem Zwecke, die von ſehr verſchiedener Einrichtung ſeyn können, heißen Wärmeſammler. D. N.

Warſchau, polniſch Warszawa, jetzt die Hauptſtadt des ruſſiſchen Königreichs Polen und der Woiwodſchaft Maſovien, in einer angenehmen Lage, ein großer Ort, der aus der in die Alt- und Neuſtadt getheilten eigentlichen Stadt und aus mehrern Vorſtädten, wohin auch das auf dem rechten Ufer der Weichſel belegne Praga gehört, beſteht; unter dieſen Vorſtädten zeichnen ſich beſonders Cracau und die neue Welt durch Regelmäßigkeit und ſchöne Gebäude aus. Die Stadt hat mit den Vorſtädten einen Umfang von drei Meilen, worin aber auch viele Gärten und Felder mit eingeſchloſſen ſind, 300 Straßen, 4500 Häuſer (mit Praga) und gegen 75,000 Einwohner, worunter 10,000 Juden. Man findet ſehr viele prachtvolle Gebäude, worunter das königliche Schloß, der ſächſiſche Palaſt, die Münze, das Zeughaus und 115 Paläſte polniſcher Magnaten ſich auszeichnen, eine Menge

*) Wäre das Eis kälter, ſo würde ſeine Temperatur erſt bis auf dieſen Punkt erhöht werden.

Klöſter und prachtvolle Kirchen aller tolerirten Religionen, ſechs Hoſpitäler, aber auch neben dem größten Glanze die bitterſte Armuth. Doch vereinigt Warſchau alles, was Polen Großes und Schönes hat: hier iſt der Verſammlungsort des Reichstags, der Sitz des Vicekönigs und der höchſten Centralbehörden des Königreichs, hier iſt ſeit 1816 eine Univerſität errichtet, hier beſtehen Akademien der Wiſſenſchaften, des Ackerbaues, der Phyſik, und eine Menge Unterrichtsanſtalten und Kunſtſchulen, hier concentrirt ſich ein Theil der polniſchen Induſtrie und der ganze polniſche Binnenhandel, durch die ſchiffbare Weichſel, durch 5 Banken und durch die zwei Meſſen begünſtigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker aller Art, über 50 größere Handelshäuſer und 5 Buchhandlungen. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten gehören die vor dem cracauiſchen Thore befindliche metallene und vergoldete Statue des Königs Sigismund auf einer marmornen 25 Fuß hohen Säule, und die große Zaluskiſche Bibliothek. Die Beſatzung beſteht aus 10,000 Mann. Die Stadt iſt nicht eigentlich feſt, doch mit Linien umgeben: eine Schiffbrücke verbindet ſie mit Praga, einer Vorſtadt, die 885 Häuſer und 3082 Einwohner zählt, und in dem polniſchen Unabhängigkeitskriege von 1794 durch die Belagerung und Erſtürmung Suwarows bekannt geworden iſt. (S. d. eignen Art.)

Wartburg, ein altes, ehemals feſtes Bergſchloß, in einer ſchönen Gegend, eine halbe Stunde von **Eiſenach**, dem Großherzog von Sachſen-Weimar und Eiſenach gehörig. Es ward im Anfang des 12. Jahrhunderts erbaut. Als die **Reſidenz** der **thüringiſchen Landgrafen**, war es berühmt wegen der glänzenden Turn- und Ritterſpiele, welche daſelbſt durch die Wettgeſänge der erſten deutſchen **Minneſinger** gefeiert wurden; vorzüglich am Hofe des Landgrafen **Hermann I.** im Anfange des 13. Jahrhunderts (S. **Thons** Beſchr. d. Wartburg) bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts zur Zeit **Heinrichs des Erlauchten**. Bekanntlich ließ Churfürſt **Friedrich der Weiſe** von Sachſen den auf dem Reichstage in Worms geächteten **Dr. Luther** auf dieſe Feſte in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Jörge verborgen, vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522, an der Überſetzung der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat. Jetzt dient die Wartburg zu einem Staatsgefängniß. Die Berge rings um die Wartburg haben einen Umfang von 8 — 10 Stunden. Unter ihnen erhebt ſich, der Wartburg gegenüber, und von dieſer etwa ¾ Stunde entfernt, an der nordweſtlichen Seite des von einem kleinen Waldſtrome gebildeten Thales, in welchem Eiſenach liegt, der **Wartenberg**. Weniger ſteil aufſteigend als der Berg, welcher auf ſeinem Gipfel die Wartburg trägt, bildet er eine unbewachſene hohe Fläche, auf welcher ſich eine reiche Ausſicht beſonders auf die heſſiſchen Gebirge bis zum Meißner, auf den thüringer Wald und in die fruchtreichen Gegenden von Mühlhauſen und Langenſalza eröffnet, daher er auch zu den Octoberfeuern des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig benutzt worden iſt. S. d. f. A.

Wartburgsfeſt der Jünglinge von Deutſchlands proteſtantiſchen Hochſchulen, am 18. October 1817. Jene Höhe, von der hinab der Blick in einer herrlichen Natur und die Einbildungskraft in den romantiſchen Zeiten des deutſchen Mittelalters ſich verlieren; jene ehrwürdige Burg, welche die Erinnerung heiligt an das lebendige Wort der Kraft, welches hier die glor-

reichſte Begebenheit der neuern Menſchengeſchichte aus den Tiefen der Wahrheit und des Glaubens hervorrief: ein ſolcher Ort mußte vor allen in Deutſchland gewählt werden, um das Feſt zu begehen, mit welchem eine edle Schaar deutſcher Jünglinge den doppelten Sieg der Freiheit über die Macht der Unterdrückung zur eigenen Erhebung für Wahrheit und Recht, für Muth und Eintracht feiern wollte; den Sieg der Geiſter im Reiche der freien Überzeugung vor drei Jahrhunderten durch Luther errungen; den Sieg der Völker in dem Geſammtleben des freien Bürgerthums, durch die Eintracht des Muthes, des Rechtsſinnes und der Vaterlandsliebe der Fürſten und Völker auf den Feldern von Leipzig errungen. Dieſes Feſt der edelſten Begeiſterung, das ein deutſcher Fürſt, der Großherzog von Sachſen-Weimar, ganz in ſeinem reinen Sinn ſich dachte und genehmigte, hat durch den Eindruck, den es auf den Parteigeiſt gemacht hat, und durch die Folgen, die es ſchon gehabt und noch haben wird, eine ſolche Merkwürdigkeit erhalten, daß es genau dargeſtellt werden muß. Ohne andeuten zu wollen, wie der an dieſes Feſt geknüpfte Gegenkampf der Ariſtokratie in Volksſachen immer tiefer in das Leben eingreifen und die feindſeligen Klüfte in unſerem geſpaltenen Bürgerthum immer mehr von einander reißen muß, ſtehe hier blos die Bemerkung, daß die Erſcheinungen, welche jenes Feſt zur Folge gehabt hat, ein helles Licht auf die dunkeln und verworrenen Maſſen werfen, aus welchen ſich gegenwärtig die öffentliche Meinung und der Gemeingeiſt in Deutſchland loszuringen ſtreben. Es iſt dadurch offenbar geworden, mit welchem Stumpfſinn und Argwohn, mit welcher Furcht und Schwäche Einzelne über jenes Feſt abgeſprochen und die Theilnehmer als höchſt ſtrafbare Frevler verurtheilt haben. Wäre Zuverſicht, und daher edles Selbſtvertrauen in dem Herzen dieſer mündigen und reifen Catonen, ſo hätten ſie das Hochgefühl einer feurigen Jugend, des kecken Urtheils einiger Unbeſcheidenen wegen, nicht zum Staatsverbrechen geſtempelt, ſondern mit dem Ernſte des Alters väterlich beurtheilt; am wenigſten hätten ſie in zufälligen Nebenhandlungen einen Plan des Aufruhrs gefunden, noch um wilder Sprößlinge willen an den kräftigen Stamm ſelbſt die Art gelegt. Unfähig, das Maaß der Begeiſterung zu begreifen und das jugendliche Gefühl pſychologiſch zu würdigen, haben ſie, es ſey nun aus gekränkter Eigenliebe, oder aus Vorurtheil, oder aus Furcht vor jeder kräftigen Lebensregung, oder aus Haß gegen alles Freiſinnige überhaupt, das Einzelne gemißdeutet, und darnach das ganze Feſt als demagogiſch denuncirt! — Die Sache ſelbſt verhielt ſich ſo. Um an dem Jahrestage des 18. Oct. 1813 zugleich den 31. Oct. 1817, das dritte Säcularfeſt der Reformation als eine Doppelfeier der beiden größten Ereigniſſe in der Geſchichte des deutſchen Vaterlandes, mit einem Herzen, von gleicher Geſinnung erfüllt, als deutſche Jünglinge, auf der Wartburg zu begehen, erließ d. 1. Aug. 1817 die Burſchenſchaft zu Jena, durch ihren Vorſteher, Rob. Weſſelhöft, eine Einladung an die Studirenden auf den proteſtantiſchen Hochſchulen Deutſchlands (Halle ausgenommen), daß ſie den 17. Oct. nach Eiſenach zu der gemeinſchaftlichen Feier jenes Feſtes Abgeordnete ſchicken ſollten. Alle billigten das Vorhaben und ſagten ihre Theilnahme zu. Hierauf legten die Studirenden in Jena ihrem Geſuche um die Erlaubniß der höchſten Behörde zur Feier des Feſtes den Entwurf derſelben bei. Der Großherzog erlaubte das Feſt, und verfügte, daß die Studirenden von den Bürgern Eiſenachs unentgeldlich aufgenommen würden. Auch wurde

das zu den Octoberfeuern nöthige Holz unentgeldlich geliefert, und zur Erleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Feſtes nahte, da zogen von allen Seiten her die Schaaren der ſtudirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Geſang in Eiſenach ein. Hier verſprach jeder ſchriftlich, ſich aller Händel zu enthalten, und dem durch die Stimmenmehrheit ernannten Ausſchuſſe (30 Studenten, von jeder der 10 proteſtantiſchen Univerſitäten 3), der das Feſt ordnete, in Beziehung darauf Folge zu leiſten. Es hatten ſich namentlich eingezeichnet und zu den Koſten des Feſtes beigetragen, 468 von 12 Univerſitäten, darunter über 200 von Jena, 70 — 80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Roſtock, Tübingen und 2 von der catholiſchen Univerſität Würzburg. Außerdem erſchienen einige von Halle, einige von Genf, und mehrere ehemalige akademiſche Bürger aus freier Theilnahme; keiner aber von Greifswalde, Königsberg und Breslau. Die Mehrzahl der Verſammelten hatte an dem Befreiungskriege thätig Theil genommen; und überhaupt befanden ſich darunter Jünglinge, die durch die Zeit zu Männern gereift waren. Sie wurden ſämmtlich von Eiſenachs braven Bürgern gaſtfrei aufgenommen. Am 18. Oct. früh um 6 Uhr verkündigte das Geläute aller Glocken den Anbruch des Feſtes. Ein zweites Geläute rief ſämmtliche Studenten auf den Markt, worauf unter Muſik und dem Geläute aller Glocken der Zug, von der Fahne der Jenaer geführt, auf die Wartburg begann. Dem Ordner des Ganzen, Namens Schindler, waren vier andre Studenten zur Beihülfe zugegeben. In dem altdeutſchen Minneſänger- oder Ritterſaale der Wartburg, der an 1000 Menſchen faſſen kann, und von Eiſenachs Bewohnern mit Eichenlaubgewinden ſinnvoll verziert war, hatten ſich bereits die dazu eingeladenen öffentlichen Behörden, die Geiſtlichkeit der Stadt, und vier Profeſſoren aus Jena, G. Hofr. Schweitzer, Hofr. Oken, Hofr. Fries und Hofr. Kieſer, und außer dieſen mehrere Fremde verſammelt. Hier ward die Feier des Tages nach einem ſtillen Gebete mit dem Geſange: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, eröffnet. Darauf hielt der erwählte Redner, Riemann, Student in Jena, Ritter des eiſernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine Rede, in welcher er im Namen Aller gelobte, „zu ſtreben nach jeder menſchlichen und vaterländiſchen Tugend.“ Er ſchloß mit einem Gebete. Nach dem Geſange: Nun danket alle Gott, hielt Hofr. Fries, von einigen ſeiner Schüler dazu aufgefodert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endigte ſich mit dem: Der Herr ſegne uns! — Jetzt vertheilte man ſich auf dem Burghofe; man ſang Lieder, die zu dieſem Zwecke gedichtet waren; man beſprach ſich über die Art, wie alle Spaltungen des akademiſchen Vereins in Landsmannſchaften aufzuheben ſeyen, (was Jena bereits gethan), um ſämmtliche Hochſchulen zu Einer Burſchenſchaft nach beſtimmten Geſetzen zu vereinigen. Auch Carl Sand hielt bei dieſer Gelegenheit eine Rede und war durch ruhige Entwickelung ſeiner Anſichten und durch ernſte Ermunterung ſehr thätig, den von den Redlichen der ſtudirenden Jugend wirklich beabſichtigten Zweck dieſes Bundes: eine edlere Bildung des deutſchen Univerſitätenweſens, zu befördern. Noch ſprach Hofr. Oken im Sinne der Rede, welche ſpäterhin im Druck (ſ. Iſis, St. 195) erſchienen iſt. Darauf wurde im Ritterſaale geſpeiſt. An dieſem durch fröhliche Geſänge belebten Mittagsmahle nahmen an 600 Per-

ſonen Theil, darunter auch, außer den eingeladenen Profeſſoren, mehrere Einwohner und Fremde. Die Beamten des Feſtes brachten Trinkſprüche aus: der deutſchen Freiheit, dem Andenken Luthers, dem Schirmherrn des Tages, dem Großherzog von Sachſen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutſchen Hochſchulen. Nach dem Mahle begab ſich der Zug in die Kirche, um mit dem Eiſenacher Landſturm gemeinſchaftlich den Feſtgottesdienſt zu feiern, den der Gen. Super. Nebe hielt. Alle Jünglinge waren zu tief von der Bedeutung des Tages ergriffen, als daß eine Unordnung die Ruhe des Gotteshauſes hätte ſtören können. Aus der Kirche zogen der Landſturm und die Studirenden auf den Markt, wo ein Lied des Gen. Sup. Nebe, unter voller Muſik, abgeſungen und gegenſeitig ein Lebehoch ausgebracht wurde. Damit ſchloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick derſelben durch irgend eine Übereilung entweiht worden wäre. — Hierauf unterhielten ſich mehrere Jünglinge von Jena und Berlin mit Turnſpielen bis zum Abend, wo nach 7 Uhr der Fackelzug nach dem Wartenberge (ſ. d. vor. Art.) unternommen wurde, um daſelbſt in Verbindung mit dem Landſturm das Siegesfeuer der Octoberſchlacht anzuzünden. Die Studenten ſchloſſen einen Kreis um die flammende Berghöhe. Es wurden Lieder geſungen, und ein Jenaer, Namens Rödiger, hielt eine Rede, die, wie alle öffentliche Reden und Geſänge des Tages, das Gefühl der Begeiſterung, ohne Leichtſinn oder Unbeſonnenheit, ausſprach. Darauf ſammelte man Spenden für die Armen. Die Feier des Tages war jetzt geendigt. Die meiſten kehrten zurück. Die Profeſſoren Kieſer und Oken waren gar nicht auf dem Berge, ſondern in der Stadt bei Freunden geweſen; Schweitzer war bereits nach Jena abgereiſ't, und Fries hatte den Berg, nebſt der Mehrzahl der Studenten, gleich nach Rödigers Rede verlaſſen. Die Zurückgebliebenen zerſtreuten ſich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geſchah es, daß zu dem Ernſte des geendigten Feſtes noch der Scherz ſich geſellte und der Muthwille Einzelner. Dieſe hatten nämlich, ganz ohne Vorwiſſen oder Mitwiſſen des Ausſchuſſes der ſämmtlichen Hochſchulen, von welchem das Feſt dem genehmigten Entwurfe gemäß geleitet worden war, den Einfall, einige Sachen ins Feuer zu werfen, welche nach ihrer Meinung der allgemeinen Stimmung des deutſchen Volks nicht zuſagten. Man erinnerte dabei an Luthers Verbrennen der Bannbulle in Wittenberg, und warf die an einer Heugabel in die Höhe gehaltenen und abgeleſenen Titel von 28 Büchern, und zum Theil die Bücher ſelbſt in das Feuer; darunter: Dabelow: über den 13. Art. der deutſchen Bundesacte; K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie; v. Kotzebue: Geſchichte des deutſchen Reichs; K. L. v. Haller: Reſtauration der Staatswiſſenſchaft; v. Cölln: vertraute Briefe; Saul Aſcher: die Germanomanie; den Code Napoleon, und Zachariä über denſelben; Schriften gegen die Turnkunſt, die Statuten der Adelskette, W. Reinhard: die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutſcher Landſtände; einige Schriften von Schmalz; die Alemannia und ähnliche. Nachdem dieſe Bücher oder Titel zu Aſche verbrannt waren, wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Corporalſtock. Es iſt Verleumdung, wenn man behauptet, die Congreßacte und die heil. Allianzacte ſeyen mit verbrannt worden. Darauf ſang man ein Lied, und die Studenten zogen mit den Landſturmmännern gegen Mitternacht nach Eiſenach

zurück. — Jenes Verbrennen der Bücher hat vorzüglich den Feinden der Sache die Waffen in die Hände gegeben. Allein der Unbefangene wird in dieſem „Studenten-Pereat!" ſo wenig ein inquiſitoriſches Verdammungsurtheil, als ein criminelles Vergehen gegen die Perſon der Verfaſſer finden, ſondern nur ein keckes Urtheil der Meinung, das ſich einige lebhaft aufgeregte Jünglinge erlaubten. Die Handlung hatte allerdings etwas Öffentliches, lag aber durchaus nicht in dem Plane des Ganzen; allein eben darum, weil ſie mit der Ordnung des Feſtes nicht zuſammenhing, war ſie polizeiwidrig. Nun darf wohl ein jeder für ſich ſo viel Bücher verbrennen, als er will; ſein Urtheil widerlegt weder, noch verdammt es. Aber daß es an dieſem Tage und öffentlich geſchah, war höchſt muthwillig, und, moraliſch genommen, auch anmaßend und unbeſcheiden, was die ſtudirende Jugend überhaupt nie, am wenigſten in wiſſenſchaftlichen Dingen, ſeyn ſoll. Selbſt wenn die Jünglinge wirklich im Sinne der öffentlichen Meinung, wie Viele behaupten wollen, — denn hätten wohl ſonſt die gekränkten Schriftſteller ein bloßes Studentenurtheil ſo hoch aufgenommen? — den undeutſchen Geiſt jener Schriften durch das Verbrennen derſelben gerügt hätten, ſo würde dennoch die Öffentlichkeit, mit der es geſchah, tadelnswerth, und das ganze Verfahren ungeziemend ſeyn. Dies wirft aber keinen Schatten auf das Feſt ſelbſt, deſſen Bedeutung edel, und deſſen Ausführung würdig war. So feierten einſt die Griechen, mit Einem Gefühl als Volk, die großen Tage ihres Vaterlandes: und unſere Jünglinge ſollten die weit größeren Tage unſerer Zeit nicht feſtlich begehen dürfen? Daß ſie aber dieſen Entſchluß faßten, daß ſie das Feſt zweckmäßig ordneten, daß ſie in ihrer Geſammtheit die Feier des Tages durch keine Unordnung des Sinnenrauſches entweihten, daß ſie vielmehr zu einmüthiger Aufhebung der Spaltungen und Händel erregenden Landsmannſchaften ſich gegenſeitig ermunterten: dies muß ihnen zum Lobe gereichen. Wer in dem Hochgefühle der Jugend, darum weil einzelne Jünglinge ein muthwilliges, ſymboliſches Urtheil, das keinem für ſich allein verwehrt werden kann, in ſolcher Öffentlichkeit zu erklären wagten, Staatsverrätherei oder Jacobinismus argwohnen kann, der begeht ſelbſt einen Verrath an der menſchlichen Natur, oder er beweiſ't ſeine gänzliche Unfähigkeit, über ſolche Dinge ein Urtheil zu fällen. — Wenn übrigens der von Vielen damals beſprochene Entwurf, dem Unfuge der Landsmannſchaften und Orden, ſo wie dem Unweſen der Duelle, ein Ende zu machen, und die Jünglinge auf allen proteſtantiſchen Univerſitäten zu Einem Streben nach ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Ausbildung mittelſt einer allgemeinen Verbrüderung (in Jena Burſchenſchaft genannt), nach wenigen und einfachen Geſetzen zu verbinden, durch ein weiſes Mitwirken von oben zu Stande gekommen wäre, ſo würde das Wartburgsfeſt durch den eigenen Geiſt der Studirenden (der ſich nur mittelſt der ſogenannten akademiſchen Freiheit ausbilden kann) etwas erreicht haben, was bisher keiner akademiſchen oder Staatsgeſetzgebung zu bewirken möglich geweſen war. In jener Abſicht verſammelten ſich die noch anweſenden Studirenden d. 19. früh auf der Wartburg, wo man eine Rede von Fries vertheilte; auch ſprachen mehrere für die Aufhebung aller Landsmannſchaften und für jene allgemeine Vereinigung, vorzüglich Carové von der Hochſchule zu Heidelberg, deſſen Rede in F. J. Frommanns Beſchreibung des Burſchenfeſtes auf der Wartburg (Jena, 1818) abgedruckt iſt. Dies machte ſolchen Eindruck.

daß alle Gegenwärtigen ihre beſondern Zwiſtigkeiten aufgaben, und die eifrigſten Anhänger der Landsmannſchaften zur Verſöhnung und allgemeinen Verbrüderung die Hand boten. Der Vorſchlag, durch allgemeine Theilnahme an dem Mahle des Herrn die Verſöhnung zu beſiegeln, wurde von dem größten Theile der Studenten noch an demſelben Tage in der Kirche zu Eiſenach ausgeführt, worauf Alle Eiſenach verließen. Die falſchen Nachrichten, welche mehrere öffentliche Blätter über das ganze Feſt verbreiteten, und die von Hrn. von Kamptz, K. Pr. Geh. Ob. Reg. Rath in Berlin, d. 9. Nov. 1817 an die Regierung in Weimar eingereichte „Denunciation der Wartburgsverſammlung," welche das Verbrennen der Schriften, vorzüglich des von Kamptziſchen Codex der Gensd'armerie, als einen ſtrafbaren Frevel darſtellte, veranlaßten gerichtliche Unterſuchungen. Noch mehr reizte eine Erklärung des Hofr. Fries im Oppoſitions-Blatt v. 24. Oct., welche, jene falſchen Gerüchte widerlegend, d.. Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, ſo wie die Maßmanniſche (höchſt einſeitig nach ſchiefen Anſichten abgefaßte) Beſchreibung des großen Burſchenfeſtes auf der Wartburg (Gedr. in dieſem Jahr, 64 S. 8.) und Okens Iſis, Bl. 195, „der Studentenfrieden auf der Wartburg," den Zorn der beleidigten Schriftſteller. Das letztere Blatt wurde, wegen der Sinnbilder neben den Namen der verbrannten Gegenſtände, durch die Polizei unterdrückt, und der Verfaſſer ſelbſt in Unterſuchung gezogen, die Iſis jedoch bald darauf wieder frei gegeben. Gegen Hofr. Fries aber ward auf die Denunciation des H. v. Kamptz von der Regierung in Weimar eine Criminalunterſuchung eröffnet, insbeſondere wegen Verdachts, daß er an dem Verbrennen beſtehender ſachſen-weimariſcher und anderer Geſetze deutſcher Fürſten (die im Kamtziſchen Codex der Gensd'armerie abgedruckt ſind) Theil genommen. Da ſich aber ergab, daß der Verdacht einer Theilnahme deſſelben an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Majeſtätsbeleidigung verſchwinde, ſo erkannte die Regierung d. 29. Dec. 1817, daß eine Criminalunterſuchung wegen eines ſolchen Staatsverbrechens gegen ihn nicht Statt finde. Endlich kam die ganze Angelegenheit auch in der Conferenz des k. preuß. Staatskanzlers, Fürſten von Hardenberg, und des kaiſ. öſterr. Geſandten am Berliner Hofe, des Grafen von Zichy, mit dem Großherzog in Weimar am 14. Dec. zur Sprache; doch der Blick dieſer Staatsmänner unterſchied ſogleich das Weſentliche und Eigenthümliche des an ſich aller Achtung werthen Wartburgsfeſtes von dem Unweſentlichen, was gegen den Sinn und die Anordnung des Feſtes zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beſchwerden Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherzogl. Staatsminiſters, Freiherrn von Fritſch, vom 9. Nov. an den Großherzog über das Burſchenfeſt auf der Wartburg (ſ. Allg. Zeit. 1817, Nr. 355.) rechtfertigte ebenfalls die Abſicht, ſo wie das Ehrgefühl und den Geiſt der Studirenden in Jena. Daſſelbe Zeugniß gab der Wartburgsverſammlung das Rundſchreiben des großherz. Staatsm. Gr. v. Edling vom 19. Dec. an ſämmtliche großherz. Reſidenten bei den verſchiedenen Höfen (ſ. Allg. Zeit. 1818, Nr. 15.), in welchem unter andern auch die Überzeugung des kaiſ. öſterr. Geſandten angeführt iſt, „daß die Sache nicht ſo ſey, wie man ſie dargeſtellt hatte." Wenn daher die in ihrem Geiſte ſo edle Wartburgsfeier wirklich eine ſittlich-ernſte Verbrüderung der akademiſchen Jugend auf allen Hochſchulen

zur Vertilgung der Landsmannſchaften und des unſinnigen Duells, welches aller geiſtigen, chriſtlichen und bürgerlichen Bildung Hohn ſpricht, zur Folge gehabt hätte, ſo würde ſie in der Geſchichte ein ruhmvolles Denkmal des Geiſtes ſeyn, der Deutſchlands Jünglinge, vor allen die von Jena, am 18. und 19. Oct. 1817, auf der alten Wartburg durch das Andenken an Luther und an die Helden der deutſchen Sache im letzten Kampfe, zu den edelſten Entſchlüſſen vereinigte. Vergl. Dr. D. G. Kiesers mit allen nöthigen Belegen verſehene Schrift: Das Wartburgsfeſt am 18. Oct. 1817, Jena 1818, 146 S. 8. — Allein die Gegner, welche in der jugendlichen Begeiſterung nur revolutionäre Schwärmerei und in der allgemeinen Burſchenſchaft nur eine Verſchwörung zur Republikaniſirung Deutſchlands ſahen (z. B. S. Aſcher: die Wartburgsfeier, mit Hinſicht auf Deutſchlands religiöſe und politiſche Stimmung, Berlin 1818. S. Kieſer über Saul Aſcher, a. a. O. S. 50. und die anonyme Flugſchrift: „Selbſtvertheidigung des Hofraths Fries ꝛc.“ mit kleinen Bemerkungen v. e. ſ. großen Verehrer, im J. des Heils 1818 auf dem Turnplatz geſchrieben — eine Fälſchung, welche ſich ſelbſt entlarvt), ſo wie die geheimen Umtriebe einer Partei, welche Furcht und Argwohn verbreitet, um die der Feudalariſtokratie nachtheiligen liberalen Ideen zu unterdrücken, haben die Regierungen abgehalten, den Eifer der ſtudirenden Jugend in das rechte Gleis zu leiten, ſo daß einzelne Jünglinge, durch Beſchuldigungen und andere Vorfälle erhitzt, die Beſonnenheit verloren, hier Rohheit, dort Anmaßung zeigten, und Unordnungen begingen, welche den Gegnern (vergl. d. A. Stourdza) zu einer allgemeinen Anklage ſämmtlicher Hochſchulen und ihrer Lehrer den Vorwand liehen. Als endlich ein ſchwärmeriſcher, von ſeiner Zeit überhaupt zur fixen Idee des Märtyrerthums hingetriebener Jüngling (ſ. d. A. Sand) ſich durch ein Verbrechen dem Tode für das Vaterland weihen zu müſſen glaubte, ſo klagte man den Geiſt aller Hochſchulen deſſen an, was der unſelige Wahnſinn der Individualität jenes Unglücklichen verübt hatte. Alſo ward das Wartburgsfeſt und jede ähnliche Verſammlung nicht wieder geſtattet. Der Bundestag ſtellte alle deutſche Hochſchulen unter beſondere polizeiliche Aufſicht, und die Theilnahme an der Burſchenſchaft wurde als verbrecheriſch unterſagt. (Vergl. d. A. Turnen, Studenten und Univerſitäten.) K.

Wartburg, Krieg auf. Unter dieſem Namen iſt uns eine der älteſten dramatiſchen Dichtungen der deutſchen Sprache noch übrig. Ums Jahr 1207 hatten ſich auf der Wartburg bei Eiſenach unter Landgraf Hermanns und ſeiner Gemahlin Sophie Schutz und Begünſtigung ſechs der berühmteſten altdeutſchen Sänger zuſammen gefunden. Herr Heinrich der Schreiber, Herr Walther von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eſchenbach, Herr Bitterolf, Herr Heinrich von Ofterdingen und Herr Reimer von Zweter oder Zwetzen. Von ihnen ſind auch ſonſt noch Dichtungen auf uns gekommen, von denen die Maneſſiſche Sammlung der Minneſänger das meiſte enthält. Urſache des ſcherzhaften Kampfes mag folgendes geweſen ſeyn. Heinrich von Ofterdingen ſcheint in ſeinen Geſängen mehr dem wirklich altdeutſchen Sagen- und Heldenkreiſe gefolgt zu ſeyn, während Wolfram von Eſchenbach ſich faſt allein an die, von andern Völkern, beſonders von Franzoſen und Engländern, zu uns gekommenen Kreiſe von Arthur und der Tafelrunde gehalten hat. Dieſer Gegenſatz der beiden Sagenkreiſe

gab zuerſt Veranlaſſung zum Krieg, welchen Heinrich von Ofterdingen mit dem Preis Leopolds VII., Erzherzogs von Öſterreich, eröffnet, während ſeine Gegner, vor allen Eſchenbach, den König von Frankreich als Muſter aller Ritterſchaft erheben und ihm und ſeinem Streben nach Kräften zuſetzen, alſo, daß er zuletzt zur Landgräfin flieht und um ihren Schutz vor ſeinen Feinden bittet. Sie wird Mittlerin und Alle kommen dahin überein, daß Ofterdingen nach Siebenbürgen ziehen und den hochberühmten Dichter und Zauberer Klingsohr als Richter und Entſcheider herbeiholen ſolle. Er erſcheint und es entſteht zwiſchen ihm und Eſchenbach eine Art theologiſcher Disputation, wobei Klingsohr ſeinen Gegner durch ſeine Gelehrſamkeit niederzuhalten umſonſt bemüht iſt. Himmel und Erde, Engel und Hölle, ja der Teufel ſelbſt wird aufgeboten und höhnt zuletzt in Perſon den Wolfram, welcher ſich indeß durch nichts irre führen läßt und alle Sophiſtereien Klingsohrs durch recht chriſtlich-geiſtliche Überzeugung zerbricht. Zornig flieht der Teufel und nur durch des Landgrafen Dazwiſchenkunft kommt zuletzt ein Vertrag zu Stande. Klingsohr zieht beſchenkt von dannen. — Die ganze Dichtung iſt noch nicht vollſtändig fortlaufend gedruckt; nur ein Theil davon in der Maneſſiſchen Sammlung und das übrige ergänzt nach der Jenaer Handſchrift in Docens Miscellaneen. Es wäre verdienſtlich, dieſelbe einmal ganz herauszugeben und die vielen Schwierigkeiten, welche beſonders in dem theologiſchen Theile vorkommen, aufzuklären. Dabei müßten aber nothwendig auch die alten Melodien von den Dichtern ſelbſt, welche ſich in der Jenaiſchen Handſchrift befinden, mit abgedruckt werden, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geſchichte der altdeutſchen Muſik gäben. — Höchſtmerkwürdig iſt, daß der Lohengrin — ein altdeutſches Gedicht aus dem Kreiſe der Tafelrunde, herausgegeben von Görres 1813 — mit dem letzteren Theile des Kriegs von Wartburg beginnt, und ſich dieſem das epiſche Lied gleichſam wie ein Siegesgedicht im Munde Eſchenbachs anſchließt. Dies möchte auf die Vermuthung führen, daß Heinrich von Ofterdingen überhaupt mit einem Gedicht aus dem altdeutſchen Sagenkreis ſeinen Streit begonnen habe; daß alſo der Anfang des Wartenburger Kriegs, wie wir ihn jetzt kennen, in ſeiner Abgeriſſenheit durch ein ſolches Lied ergänzt werden müßte.

Warte, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Ausſicht hat, um ſich umzuſehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Fehdezeiten nannte man ſo die Wachtthürme, von welchen man die Gegend überſehen, und die Annäherung eines Feindes, oder auch Reiſender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem ſolchen Thurme — der auch Schauthurm, Hochwacht genannt wurde — Wache zu halten, war das eigentliche Geſchäft des **Burgwarts**, der davon ſeinen Namen hatte. Jetzt iſt dieſes Wort nur noch in der Benennung **Sternwarte** (Observatorium) gebräuchlich.

Wartenburg (**Treffen bei**), am 3. October 1813. Der Feldmarſchall **Blücher** in der Mitte des Monats September entſchloſſen, durch die Verſetzung ſeiner Armee auf das linke Elbufer dem Kriege eine entſcheidende Wendung zu geben, brach am 26ſten September aus dem Lager bei Bautzen auf und marſchirte mit Pontons bis zum 3ten October über Camenz, Elſterwerda, Herzberg, Jeſſen nach Elſter, — eine Bewegung, deren Ausführung

für immer in der Kriegsgeſchichte Epoche machen wird. — Der großen franzöſiſchen Armee blieb dieſer Marſch ganz verborgen, doch traf am 2ten October das vierte franzöſiſche Corps und ein Theil des ſiebenten unter General Bertrand bei Wartenburg ein, um dieſen Übergangspunkt zu decken, der als ſolcher bereits durch Detachements der Nordarmee gefährdet worden war. Jenes Corps vertrieb die wenigen auf das linke Elbufer übergegangenen Truppen der Nordarmee und beſetzte die Dörfer Globig, Bloddin, Wartenburg — letzteres mit ſeinem Gros — ſo wie das daran liegende durchſchnittene buſchige Terrain; die Front war, nur auf wenigen durch Batterien gedeckten Dämmen zugänglich, von einem todten Arm der Elbe geſchützt. Die Preußen ſchlugen zwei Schiffbrücken. York ging zuerſt über; ihm folgten Langeron und Sacken. Das Corps des Generallieutenants von York — der von dieſem rühmlichen Tage den Ehrennahmen Graf York von Wartenburg führt — begann den Angriff auf die faſt unüberwindlich ſcheinende Stellung des Feindes am Morgen des 3ten. Zuerſt ſuchte eine Brigade in der Front von Wartenburg Terrain zu gewinnen, eine andere unter dem Prinzen Carl von Meklenburg ſtrebte Bloddin zu nehmen und ſo den Feind rechts zu umgehen. Während jene vorwärts Wartenburg ein blutiges aber unentſchiedenes Gefecht beſtand, eroberte dieſe nicht ohne Verluſt Bloddin, ſchwenkte, rechts und drang nach Globig. Jetzt rückten die drei übrigen Brigaden des Corps — die des Gen. Maj. v. Horn an der Spitze — gerade auf die feindliche Stellung an, der Zugang nach Wartenburg war nur auf einem ſchmalen Damme möglich, die Truppen ließen ſich zum Feuern verleiten und verloren dabei unverhältnißmäßig, ohne daß der Zweck des Gefechts erreicht worden wäre. Da ſetzte ſich der Gen. Maj. von Horn an die Spitze des zweiten Bataillons vom Leib-Infanterie-Regiment, und führte es mit dem Ausrufe: ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut! vorwärts, und in einem Anlaufe ward das Dorf mit dem Bajonnet genommen; die Umgehung deſſelben durch Abtheilungen links und rechts machte den Sieg vollſtändig; der abziehende Feind ſtieß auf die während deß immer weiter in ſeiner rechten Flanke und Rücken angerückte Brigade des Prinzen Carl, und gerieth dadurch vollends in Unordnung. Nachmittags um 2 Uhr hatte die preußiſche Tapferkeit den Sieg entſchieden. Das Corps des Generallieut. von York, ungefähr 24,000 Mann ſtark, hatte 70 Offiziere, 2000 M. todt und verwundet, der Feind (20,000 M. ſtark mit 60 Kanonen) verlor einige Tauſend Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, 13 Kanonen, 80 Munitionswagen. — Der General Bertrand würde unbezweifelt die natürlichen Vertheidigungsmittel beſſer benutzt und unter ſo günſtigen Verhältniſſen den Übergang vielleicht ganz unthunlich gemacht haben, wenn ihm Zeit geblieben wäre, ſich von den örtlichen Verhältniſſen ſeiner Poſition genau zu unterrichten; er zog ſich gegen Wittenberg zurück. Das wichtigſte Reſultat dieſes Treffens war die Feſtſetzung der ſchleſiſchen Armee auf dem linken Elbufer, was ihre Vereinigung mit der Nordarmee entſchied. Jenem braven Bataillon dankte der heldenmüthige Heerführer auf eine Art, welche den Geiſt der Armee zu ſchön bezeichnet, als daß wir ſie mit Stillſchweigen übergehen könnten. Als nämlich das Corps nach der Schlacht vor dem General von York defilirte, grüßte er alle Bataillons-Commandeurs, doch als jenes nahete, und ſeine Frage, ob dieſes das zweite Bataillon vom Leibre-

giment ſey, von deſſen erſtem Zuge bejaht wurde, zog er ſchweigend den Hut und bedeckte ſich nicht eher, als bis das ganze Bataillon defilirt war. —

Warze, im Allgemeinen ein unregelmäßiger Auswuchs auf der Oberfläche eines organiſchen und thieriſchen Körpers. Bei dem Menſchen insbeſondere iſt es ein ſolcher Auswuchs auf der Haut, welcher die Größe eines Hirſenkorns bis zu der einer Erbſe und noch mehr erreicht. Man hält ſie gewöhnlich blos für eine Verdickung des Oberhäutchens (der Epidermis); dies iſt ſie aber nicht, denn ſie kommt mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, iſt zwar anfangs noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber dieſe bald, indem ſie weiter heranwächſt. Sie iſt für das Product einer Ausartung des Bildungstriebes der Haut zu halten, und manche Menſchen haben eine beſonders ſtarke Anlage dazu, bei denen häufig, vorzüglich an den Händen, zum Vorſchein kommen. Sie werden nicht anders geheilt, als durch Zerſtörung ihrer Wurzeln, ſey es durch Ausſchneiden, Brennen oder durch Ätzmittel. Nicht ſelten ſtirbt jedoch die Wurzel von ſelbſt ab, und die Warze verſchwindet.

Waſa, eine mittelmäßige See- und Handelsſtadt im ruſſiſchen Gouvernement Finnland, mit breiten graden Straßen, dem verfallenen Schloſſe Carlsholm, dem ſchönen Guſtavsplatze, einem Schiffswerfte, hat gegen 2500 Einwohner, welche Schifffahrt und Handel mit Theer, Pech und Roggen treiben. Die Schiffe müſſen in dem neuen Hafen Smultronören anlegen, da der alte ganz unbrauchbar iſt. Der ſchwediſche König Carl IX. legte ſie 1606 an, und nannte ſie nach dem Namen der königlichen Familie. Seit 1809 iſt ſie, mit dem übrigen Finnland, an Rußland abgetreten worden. — Waſa, ein alter Rittersitz in der ſchwediſchen Provinz Upland, 5 Meilen von Stockholm, das Stammhaus des Geſchlechts, aus welchem König Guſtav I. (ſ. d. Art.) geboren war.

Waſa (Guſtav), ſ. Guſtav I.

Waſa-Orden, ſ. Schweden.

Waſer (Johann Heinrich), ehemals Pfarrer zu Kreuz, einem Dorfe im ſchweizeriſchen Canton Zürich, hat wegen ſeines durch beſondere Umſtände herbeigeführten unglücklichen Endes eine Celebrität erlangt. Waſer wurde zu Zürich, wo ſein Vater Bäcker war, geboren, hatte gute natürliche Anlagen, und widmete ſich dem geiſtlichen Stande, beſchäftigte ſich aber aus Neigung mit Phyſik und Mathematik. Er erhielt ſehr bald die Predigerſtelle zu Kreuz, wurde aber derſelben wieder entſetzt, weil er bei Unterſuchung der Almoſenrechnungen mit den Voigten des Dorfs in Zwiſt gerieth, und von dieſen bei dem Rathe zu Zürich, obwohl ohne hinreichende Beweiſe, verklagt wurde. Dieſe Beſtrafung erregte in ihm einen unauslöſchlichen Haß gegen die Regierung des Cantons. Waſer lebte hierauf, ohne Anſtellung, zu Zürich von dem Vermögen ſeiner Frau, und als dieſes aufgezehrt war, vom Ertrage literariſcher Arbeiten. Er hatte einen großen Hang zur Politik, und nahm an den Begebenheiten ſeines Vaterlandes einen vielleicht zu leidenſchaftlichen Antheil, wodurch er einen Theil ſeiner Mitbürger wider ſich aufbrachte. Als ein fähiger Kopf wurde er aber auch von einigen bedeutenden Männern in Staatsgeſchäften gebraucht. Es ſchien jedoch, als wenn er, aus Haß gegen die Regierung, mehr wider, als für das Intereſſe ſeines Vaterlandes arbeitete, und dieſes in eine allgemeine Verwirrung ſtür-

zen wollte. Man beſchuldigte ihn dieſer Abſichten, beſonders bei der Gelegenheit, als zwiſchen Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als er, bei einem über dem Züricher See zwiſchen den Cantonen Zürich und Schweiz entſtandenen Prozeſſe, in öffentlichen Schriften die Partei des letztern gegen ſeinen vaterländiſchen Canton nahm. Ein Vorfall, der ſich damals in Zürich ereignete, daß nach der Abendmahlsfeier mehrere Perſonen erkrankten, welches man einer Vergiftung des dabei gebrauchten Weines zuſchrieb, wurde ihm ebenfalls Schuld gegeben; dieſe Beſchuldigung konnte aber nie erwieſen werden. Ein ſehr wichtiges Document, das ihm der Stadtſchreiber zu Zürich aus dem Stadtarchive zu einem gewiſſen Behufe anvertraut hatte, ſuchte er zu unterſchlagen. Deßwegen und weil er in auswärtigen Zeitſchriften geheime Nachrichten über die Verfaſſung der Schweiz bekannt gemacht hatte, wurde er gefänglich eingezogen. Er ſuchte ſich zwar durch eine gefährliche Flucht zu retten; aber der Verſuch mißlang. Nach langem Prozeß räumte er endlich die Entwendung wichtiger Bücher und Handſchriften von der Stadtbibliothek, und militäriſcher Plane und Zeichnungen ein. Er wurde daher der Landesverrätherei ſchuldig erklärt und durch eine nur geringe Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt, den er auch am 27ſten Mai 1780 auf dem Schaffot mit Faſſung erlitt. Von ihm iſt: Hiſtoriſch-diplomatiſches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden ꝛc., Zürich 1779 — ein brauchbares und geſchätztes Werk; ferner eine gelungene Überſetzung von Lucians Schriften aus dem Griechiſchen, Zürich 1769 — 73, vier Theile, 8.

Wasgau, ein Waldgebirge im nordöſtlichen Frankreich. Es macht eine Fortſetzung des Jura aus, von dem es ſich auf der Gränze des Cantons Bern trennt, dann in mehrern Ketten zwiſchen dem Elſaß und Lothringen hinaufläuft und auf den Gränzen Deutſchlands und der Niederlande in mehrern niedrigen Vorbergen, wozu die Ardennen und der Hundsrücken gehören, ausläuft. Seine höchſte Spitze, der Bölch oder Ballon, iſt nur 4320 Fuß hoch, dennoch iſt es ſehr rauh und kalt. Auf demſelben nehmen mehrere große Flüſſe ihren Urſprung. Auch giebt es einem Departement des nordöſtlichen Frankreichs den Namen.

Waſhington (George), Nordamerika's erſter Bürger, Feldherr und oberſter Beamter, im Sinne des Alterthums einer der größten Männer ſeiner Zeit, wurde am 23. Febr. 1733 in der Grafſchaft Fairfax in Virginien geboren, wo ſein Vater ein reicher Pflanzer war, und wo, ungefähr 60 Jahre früher, ſein Großvater, der aus England der damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, ſich niedergelaſſen hatte. Der junge Waſhington erhielt den erſten Unterricht im väterlichen Hauſe, dann auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptſtadt Virginiens. Bei ſehr glücklichen Anlagen machte er gute Fortſchritte, und ſtudirte beſonders Mathematik. Nach beendigten Studien lebte er, wie die meiſten Gutsbeſitzer in Virginien, auf ſeiner Pflanzung, und trat wie andere Staatsbürger unter die Miliz. Als im J. 1752 zwiſchen den Engländern und Franzoſen in Nordamerika wegen der Befeſtigungen, welche die letztern am Ohio anlegten, Feindſeligkeiten ausbrachen, die mittelbar den ſiebenjährigen Krieg in Deutſchland zur Folge hatten, wurde Waſhington von dem engliſchen Gouverneur in Virginien an den franzöſiſchen Befehlshaber als Unterhändler abgeſendet. Er kam zurück, ohne den Zweck ſeiner Sendung erreicht zu haben, hatte ſich

aber bei dieſer Gelegenheit genaue Kenntniſſe der Umſtände verſchafft, und wurde nun, als Major, mit 300 Mann virginiſcher Miliz gegen die neuen Anlagen der Franzoſen am Ohio abgeſchickt. Mit dieſem kleinen Haufen vertheidigte er ſich muthvoll und klug gegen eine weit überlegene Anzahl Feinde. Als im J. 1755 der General Braddon aus England mit Truppen nach Virginien kam, begleitete er dieſen Befehlshaber, als Oberſter und Adjutant, führte ein Corps virginiſcher Scharfſchützen und Freiwilliger an, und zeichnete ſich als geſchickter Parteigänger im kleinen Kriege vortheilhaft aus. Er erwarb ſich dadurch Ruhm und Achtung bei ſeinen Mitbürgern, legte aber 1759 das Commando nieder, heirathete eine reiche Erbin, und lebte von der Zeit an auf ſeinen Pflanzungen ganz den bürgerlichen Geſchäften und den Wiſſenſchaften. Als im J. 1773 die Mißhelligkeiten zwiſchen den engliſchen Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in wirkliche Unruhen ausbrachen (ſ. d. Art. Vereinigte Staaten), bewaffnete Waſhington, zum Theil auf eigne Koſten, die Miliz von Virginien, übte ſie in den Waffen, und ſtellte ſich an ihre Spitze. Nachdem bei Lexington (d. 19. April 1775) das erſte Blut in dieſem Kriege vergoſſen worden war, beſchloß am 10ten Mai der zu Philadelphia verſammelte Congreß die Errichtung eines ſtehenden, von ſämmtlichen Provinzen zu beſoldenden Heeres, und Waſhington wurde einmüthig zum oberſten Befehlshaber deſſelben ernannt. Nicht leicht hat ein General unter mißlichern Umſtänden das Commando einer neu geſchaffenen Armee angetreten. Es fehlte den Amerikanern beinahe an allen Kriegsbedürfniſſen, und die Truppen, die faſt alle aus Freiwilligen beſtanden, konnten einer ſtrengen Disciplin nicht unterworfen werden. Waſhingtons ſeitdem bekannt gewordne offiziellen Briefe an den Congreß ſchildern am beſten ſeine damalige Lage. Es gelang ihm jedoch, die Schwierigkeiten nach und nach zu beſeitigen, und mehr durch Vorſicht, durch die er ſich während des ganzen Laufes des Kriegs wirklich groß bewieſen hat, und durch die geſchickte Anwendung des Tirailleurſyſtems, als durch gewagte Unternehmungen, die ihm entgegengeſtellten geübtern Truppen zu bekämpfen. Im Anfange des J. 1776 nöthigte Waſhington den engliſchen General Howe, Boſton zu verlaſſen, aber die folgenden Kriegsbegebenheiten dieſes Jahres fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Der meiſterhafte Rückzug Waſhingtons von Long-Island, und ſeine Vorſicht, einem Haupttreffen auszuweichen, verhinderten größere Unfälle. Durch einige gelungene Unternehmungen, den Überfall eines heſſiſchen Corps bei Trenton und eines engliſchen bei Princetown, gab Waſhington den Amerikanern neuen Muth und machte ſie den Engländern furchtbar. Die ausgedehnte Vollmacht, welche Waſhington nun von dem Congreß erhielt, ſetzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennehmung eines engliſchen Corps unter Bourgoyne (d. 17. Octbr. 1777) bei Saratoga, und der Beiſtand Frankreichs gaben der Sache Amerika's ein großes Übergewicht. Endlich entſchied den Kampf die Gefangennehmung eines engliſchen Corps von 7000 Mann unter Lord Cornwallis bei Yorktown (d. 19. Oct. 1781); ein Sieg, der Waſhingtons Feldherrntalent verewigt hat. Von dieſer Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu beſiegen, und knüpfte Unterhandlungen an, welche den Pariſer Frieden (3. Sept. 1783) zur Folge hatten. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner wurde von England anerkannt. Waſhington legte nun die Beefehlshaberſtelle nieder, und ging, von dem Danke

und der Achtung ſeiner Mitbürger begleitet, auf ſeinen Landſitz Mount-Vernon in Virginien zurück. Hier verlebte er einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, wurde im September 1787 ein Convent zu Philadelphia verſammelt und Waſhington einmüthig zum Präſidenten deſſelben berufen. Die Verſammlung entwarf die noch jetzt beſtehende, zweckmäßige Conſtitution der Vereinigten Staaten. In Gemäßheit dieſer Conſtitution wurde 1789 ein neuer Congreß zuſammenberufen, und Waſhington zum Präſidenten deſſelben auf die feſtgeſetzten vier Jahre, und nach Verfluß derſelben zum zweitenmale wieder gewählt. Er verwaltete den Staat mit Weisheit, Tugend und Würde. Ihm zur Seite ſtand der geiſtvolle, beredte, aufgeklärte Hamilton, Waſhingtons Freund und einer der größten Staatsmänner Nordamerika's. Es iſt Thatſache, ſagt Briſted, daß die Vereinigten Staaten in der achtjährigen Periode der Verwaltung Waſhingtons, aus der tiefſten National-Zerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, ſich auf eine hohe Stufe der Macht, des Anſehns, des innern Wohlſtandes und des Ruhms erhoben. Der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete, Credit lebte wieder auf; das Vertrauen kehrte in die faſt aufgelöſ'ten Privatverbindungen zurück; der gelähmte Handel wurde frei, und umſpannte die alte und die neue Welt; die Nationalſchuld, welche ſchon durchgeſtrichen zu ſeyn ſchien, erhielt eine ſichere Bürgſchaft, und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlſtande und dem Fleiße des Volks, ohne auf beiden zu laſten; der Rechtsgang fand die freie und ſichere Bahn des Geſetzes; der Charakter des Volks entfaltete ſich zu einem edlen Bürgerthume, und Europa ſah mit Erſtaunen dieſe wundervolle Schöpfung, das Werk der von Waſhington gegründeten und in das Leben eingeführten Verfaſſung. Jedoch bemerkt Briſted, daß Hamiltons Conſtitutionsplan der Unionsregierung noch mehr Kraft und Einfluß geſichert haben würde, als der von dem vorſichtigen Waſhington entworfene mildere Unionsvertrag. Ungeachtet dieſer Verdienſte, die Waſhingtons Namen in der Geſchichte der Menſchheit unſterblich machen, mußten unverdiente Beſchuldigungen, die der Parteigeiſt in den letzten Jahren gegen ihn erhob, bittre Gefühle in ihm erregen. Sobald ſein Amt als Präſident (1797) geendigt war, zog er ſich wieder auf ſein Landgut zurück, wohin er das Bewußtſeyn redlich erfüllter Pflichten, und den Beifall aller Guten mit ſich nahm. Er ſtarb hier am 14ten December 1799 in einem Alter von 67 Jahren. Sein Tod wurde in den Vereinigten Staaten mit aller Feierlichkeit, und ſelbſt im Auslande betrauert. Die Bundesſtadt, die ſeinen Namen führt, wird ſein Andenken erhalten. In ſeinem Teſtamente gab er allen ſeinen Sklaven die Freiheit, und legirte beträchtliche Fonds zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freiſchule für arme Kinder. Noch hat ihm ſeine Nation kein Denkmal errichtet, und das Grab des großen Mannes in ſeinem Garten zu Mount-Vernon, am Ufer des Potowmak, bezeichnet kein Stein noch Inſchrift. Sein Denkmal iſt in der Geſchichte. Waſhington hatte eine edle Geſtalt, das Herz eines Weiſen, den Geiſt eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Ausdauernde Kraft bei rings umher ſich anhäufenden und mehrmals zu einer furchtbaren Größe anwachſenden Schwierigkeiten, unerſchütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Kränkungen, eine bei dem lebhafteſten

Ehrgefühl auch den politiſchen Verhältniſſen gebührende Achtung und Beſcheidenheit, Feſtigkeit bei entſcheidender Einſicht, ohne ſtolze eigenſinnige Hartnäckigkeit, und die ſchöne Verbindung vernünftiger Strenge mit vernünftiger Milde: dieſe Eigenſchaften bezeichnen den Charakter dieſes eben ſo liebreichen als kraftvollen, dieſes eben ſo großen als guten Mannes. Marſhall und Bancroft haben ſein Leben beſchrieben.

Waſhington, die berühmte Haupt- und Bundesſtadt des nordamerikaniſchen Freiſtaats, liegt unter 301° 2′ 3″ öſtl. Länge und 38° 53′ nördl. Breite auf einer von 2 Armen des Potowmak gebildeten Landzunge des Diſtricts Columbia, und zwar auf der maryländiſchen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von deſſen Mündung. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinſchaftlichen Hauptſtadt für den verbündeten Staat fühlte, entſchloſſen ſich die Staaten Maryland und Virginia, zu dieſem Behufe einen faſt im Mittelpunkte der damaligen Conföderation belegenen Platz, der gerade 100 engl. oder 4½ geogr. □ Meilen enthält, an den Ufern des Potowmak anzuweiſen. Dieſer wurde angenommen; er erhielt den Namen Columbia, und in ſeiner Mitte machte man den Anfang zu dieſer Stadt, die man nach dem Manne benannte, der ſo viel für die Sache der amerikaniſchen Freiheit gethan hatte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen Plan, und Waſhington dürfte, wenn es einmal vollendet ſeyn wird, eine der ſchönſten Städte des Erdbodens werden. Die Umgebungen ſind vortrefflich; die Querſtraßen ſämmtlich 90 bis 100, die Hauptſtraßen 130 bis 160 Fuß breit, alle ſchnurgerade gezogen, die öffentlichen Plätze groß und majeſtätiſch, die Häuſer nach einem Ebenmaaße im neueſten Geſchmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel ſtehende Capitol, der Palaſt des Präſidenten, das öffentliche Gefängniß, die Kaſernen prachtvoll, aber noch iſt alles im Werden, und noch keine einzige Straße ganz ausgebaut; deſſen ungeachtet enthielt die Stadt 1810: 1700 Häuſer und 9204 Einwohner, worunter 5904 Weiße und 2304 Neger. Jetzt enthält ſie mit Inbegriff von Georgetown, welches blos durch den Fluß von derſelben getrennt iſt, 20,000 Einwohner, die auf einem weiten Raume, gleichend einer Anzahl kleiner Dörfer, in einer volkreichen Gegend zerſtreut ſind. Die neu angelegten Straßen unterſcheiden ſich größtentheils von der Umgegend nur durch eine ſchwache Spur von Anbau oder an einigen Stellen durch Reihen italieniſcher Pappeln. Man findet vier Kirchen, für die Epiſcopalen, für die Presbyterianer, für die Baptiſten und für die Catholiken. Seit 1800 befindet ſich hier der Sitz des Gouvernements, des Generalcongreſſes und des diplomatiſchen Corps, auch hat ſie eine Bibliothek, öffentliche Schulen, Druckereien, viele Handwerker und Handel. Der Hafen iſt geräumig und für große Schiffe zugänglich; ſchon 1810 wurden aus demſelben für 1,083,103 Dollars Waaren verſendet. Aber am 24. Aug. 1814 traf die junge Stadt das Unglück, daß die Britten nach dem Treffen bei Bladensborough in dieſe Hauptſtadt einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen, und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palaſt des Präſidenten, das Schatzkammergebäude, das Arſenal, die Werfte, die Repſchlägereien, ſelbſt die 3 Brücken über den Potowmak zerſtörten, ein Schaden, der auf 2,303,000 Dollars geſchätzt wurde. Dieſer Unfall hat die weitere Ausbildung der Stadt auf mehrere Jahre zurückgeſetzt. Das Capitol und die Wohnung des Präſidenten werden gegenwärtig von den im Kriege erlittenen Be-

ſchädigungen wieder hergeſtellt. Neunzig marmorne Capitäler ſind mit großen Koſten aus Italien eingeführt worden, um die Säulen des Capitols zu zieren.

Waſſanah iſt eine, erſt ſeit drei Jahren (1816) durch einen arabiſchen Kaufmann Sidi Hamet aufgefundene große Stadt, die im Innern von Afrika ungefähr 60 bis 70 Meilen ſüdöſtlich von Tombuctoo (eigentlich Timbuctoo genannt) liegt. Ihr Umfang beträgt beinahe zwei deutſche Meilen. Auf der Südſeite von Waſſanah, welches zwiſchen zwei hohen Bergen hingebaut iſt, fließt der große Strom Zadi, den die Einwohner Zalibib nennen, vorüber. Die Stadtmauern ſind ſtärker und höher als die zu Tombuctoo, und beſtehen aus großen auf einander gelegten Steinen ohne alle Bindungsmittel, wozu etwa ſonſt Thon oder Mörtel dienen. Die Form dieſer Stadt iſt viereckig und ſie hat auf jeder Seite ein großes Thor. Der ganze Raum innerhalb der Mauer iſt mit niedern Hütten, ebenfalls von Steinen ohne Mörtel, bebaut. Das Dach dieſer Hütten iſt aus Rohrſtäben gefertigt, über welche breite Palm- oder andere ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwiſchen dieſen niedern Hütten befinden ſich enge Durchgänge. Das königliche große und hohe Wohnhaus hat ebenfalls eine viereckige Geſtalt wie die Stadt ſelbſt, iſt aber aus Steinen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht ſo harten weißen Maſſe zuſammengefügt ſind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt ſo viel Einwohner als Tombuctoo, wenigſtens beſteht ihre Anzahl aus mehr als 300,000 Seelen. Die Vornehmen von Waſſanah tragen Hemden von weißem oder blauem Zeuge, weite, kurze Beinkleider und zum Theil noch einen langen Kaftan, mit einem vielfarbigen Gürtel. Die unverheiratheten Perſonen weiblichen Geſchlechts, welche faſt alle ſehr wohlbeleibt ſind, kleiden ſich in weiße und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib befeſtigte Gewänder, und ſchmücken ſich die Nacken, Ohren, Naſen, Arme und Haare mit einer Menge kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muſchelſchaalen. Der König führt den Titel Oleboo, das heißt, guter Sultan. Er kleidet ſich in ein weißes Hembe, und trägt lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäiſcher Matroſe, nebſt einem rothen Kaftan mit Ärmeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen ſeidenen Tüchern verfertigten Gürtel befeſtigt wird. Er trägt auch Arm und Fußbänder von feiner bunter Seide und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reicht ihm von der Bruſt bis zu den Hüften und iſt mit den ſchönfarbigen Enden um ſeine Arme und Füße geſchlungen. Auf dem Haupte trägt er einen ſehr hohen, feingefärbten, mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit goldnen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend, auf der Bruſt einen Büſchel blendender Steine und Muſcheln, und an der Seite einen goldnen Dolch in einer ſolchen Scheide. Er reitet auf einem Ilfement (ſchwarzen Elephanten), ein Thier, welches dreimal höher als das größte Kameel iſt. Der Charakter dieſer ſchwarzen Einwohner von Waſſanah iſt gaſtfrei, gutmüthig und ehrlich, wenigſtens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel beſtehen aus Gerſte, Reiß, Milch und Fleiſch. Gottesdienſtliche Gebräuche ſcheinen ihnen gänzlich unbekannt zu ſeyn. Nur beim Tode ihrer Freunde ſpringen ſie herum, werfen ſich nieder, zerfleiſchen ihre Angeſichter, als wären ſie unſinnig, und beim Neumond begehen ſie ein Feſt, wobei ſie die ganze Nacht nach einer Muſik tanzen, die in Singen, taktmäßigem Schlagen auf Felle, welch

über ausgehöhlte Hölzer geſpannt ſind, und im Schütteln kleiner Muſcheln und Steine in Beuteln, oder auch Cocosſchaalen beſteht. Sie ſind Heiden und haben vom Leſen und Schreiben gar keine Kenntniß, wohl aber einige von der Schifffahrt, die ſie auf dem großen Fluſſe mit großen Böten, welches ausgehöhlte Baumſtämme ſind und 15 bis 20 Neger faſſen können, betreiben. Sie tauſchen für Sklaven, Elephantenzähne, Edelſteine, Gold und Schaalthiergehäuſe andere, auch europäiſche Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird mit dem Spaten angebaut und trägt außer Gerſte auch Korn und verſchiedene andere Früchte. An der Flußſeite wächſt Reiß. Ochſen, Kühe und Eſel ſieht man daſelbſt häufig, aber weder Kameele, Pferde, Maulthiere noch Ziegen; deſto mehr aber giebt es in und bei Waſſanah ſchönfarbiges Geflügel, Eier und Fiſche in Menge. Auch Krokodille werden hier gefunden. Ein Mehreres über dieſe Stadt enthält James Riley's Reiſe, die 1817 in London erſchien.

Waſſer, die bekannte in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitete tropfbare Flüſſigkeit, welche in reinem Zuſtande durchſichtig wie Cryſtall, unentzündlich, ohne Geſchmack, Geruch und Farbe iſt und bei der Berührung die Finger näßt. Ganz rein aber iſt nur das deſtillirte Waſſer und nächſtdem das Regen- und Schneewaſſer. In den Meeren, Flüſſen, Seen, Teichen und Brunnen hingegen iſt es mit allerhand thieriſchen, vegetabiliſchen und mineraliſchen Subſtanzen gemiſcht und hat daher verſchiednen Geſchmack, Geruch und Farbe. Wir reden hier von dem reinen Waſſer. Daß das Waſſer kein Element, wie man früher glaubte, ſondern ein zuſammengeſetzter Körper ſey, hat zuerſt Lavoiſier dargethan. Er ließ nämlich eine Glasröhre in einer etwas geneigten Lage durch einen Ofen gehen, worin ſie glühend ward, leitete durch ſie von oben her in Dämpfe einer beſtimmten Menge Waſſers, welches in einer gläſernen Retorte in beſtändigem Kochen erhalten wurde, fing das aus dem untern Ende des Rohres herauslaufende in einer ſpiralförmig gewundnen Röhre auf und leitete es durch dieſelbe in eine Flaſche, welche durch ein anderes Rohr mit einem pneumatiſch-chemiſchen Apparat verbunden war. Die durch die glühende Glasröhre gegangenen Waſſerdämpfe kühlten ſich in der ſpiralförmigen Röhre ab und verdichteten ſich zu Waſſer, welches in die Flaſche tröpfelte. Man fand in derſelben alles Waſſer wieder. Mithin hatte ſich keine Gasart entwickelt, ſondern die ganze Operation war eine bloße Deſtillation geweſen. Brachte man aber in die ſchief liegende Glasröhre 28 Gran grob zerſtoßne Kohle, ſo zeigte ſich bei derſelben Operation am Ende, daß die Kohle verſchwunden war und von dem Waſſer 85,7 Gran fehlten. Dafür fanden ſich in dem pneumatiſch-chemiſchen Apparat 100 Gran kohlenſaures Gas und 13,7 Gran Waſſerſtoffgas, alſo an Gewicht eben ſo viel als die Kohle und das fehlende Waſſer betrugen. Hieraus ſchloß Lavoiſier, daß die 85,7 Gran Waſſer zerſetzt worden und aus 72 Gran Sauerſtoffgas und 13,7 Gran Waſſerſtoffgas beſtanden haben müßten. Die 28 Gran Kohle hatten ſich mit den 72 Gran Sauerſtoff zu 100 Gran kohlenſauern Gaſes verbunden. Dieſem Verſuche zufolge beſteht das Waſſer aus zwei Grundſtoffen, aus Sauerſtoff und Waſſerſtoff, und zwar in dem eben angegebenen Verhältniß. Die Tropfbarkeit des Waſſers findet nur bei der gewöhnlichen Temperatur der Atmoſphäre Statt; erreicht die freie Wärme den Siedpunkt, ſo geht es in den luftförmigen Zuſtand, d. h. in Dämpfe, ſinkt ſie bis zum Gefrier-

punkt, ſo geht es in den feſten Zuſtand, d. h. in Eis über. (S. d. Art. Dampf und Eis.) Aber nicht bloß im Eiſe, auch in verſchiedenen Verbindungen mit andern Subſtanzen nimmt es den feſten Zuſtand an, z. B. beim Anſchießen von Cryſtallen. Auch iſt es in vielen feſten Körpern als weſentlicher Beſtandtheil enthalten. Die Elaſticität des Waſſers, welche man ſchon daraus vermuthete, daß es den Schall fortpflanzt, iſt durch neuere Verſuche, es zuſammenzupreſſen, erwieſen worden, wiewohl ſie nur ſehr gering iſt. Das Gewicht des See-, Fluß- und Brunnenwaſſers iſt nach den fremden Theilen, womit es gemiſcht iſt, ſehr verſchieden. Aber das Gewicht des reinen Waſſers iſt immer daſſelbe und wird deßhalb als Maaßſtab bei Beſtimmungen des ſpecifiſchen Gewichts anderer Körper angenommen. Es wird dabei als Einheit geſetzt. Den Geſetzen der Schwere iſt das Waſſer als flüſſiger Körper eben ſowohl unterworfen, als jeder feſte Körper; doch mit dem Unterſchiede, daß auch in ſeinen kleinſten Theilen nicht die mindeſte Reibung vorgeht. Da das Waſſer ſchwer und flüſſig zugleich iſt, ſo läuft es bei der geringſten Neigung der Fläche, auf der es ſich befindet, ab und ſenkt ſich ſo tief als möglich. Seine Oberfläche iſt im Zuſtande der Ruhe durchaus wagerecht. Auf alle Körper, welche das Waſſer berührt, übt es einen Druck aus. Taucht man einen Körper hinein, der ſpecifiſch leichter iſt, als eine Waſſermaſſe von gleichem Umfang, ſo wird er ſchwimmen, weil der Druck dieſes Körpers geringer iſt, als der Gegendruck des unter ihm befindlichen Waſſers; im entgegengeſetzten Fall wird er unterſinken. (S. den Art. Schwimmen.) Jeder Körper aber, er ſey leichter oder ſchwerer als das Waſſer, verliert im Waſſer an ſeinem Gewicht, und zwar ſo viel als die Waſſermaſſe wiegt, welche er aus der Stelle verdrängt. Je ſchwerer das Waſſer ſelbſt, d. h. je mehr es mit fremden Theilen von größerer ſpecifiſcher Schwere, vermiſcht iſt, deſto mehr verliert auch ein hineingetauchter Körper an ſeinem Gewicht; deſto größere Laſten kann aber auch aus demſelben Grunde dergleichen Waſſer tragen. Das ſalzige Seewaſſer trägt mehr Laſt, als das nicht ſalzige Flußwaſſer. Ein Ei, das in gewöhnlichem Waſſer unterſinkt, ſchwimmt darin, wenn man Salz hinzuſchüttet. Die Eigenſchaft, andere Körper aufzulöſen, hat das Waſſer in hohem Grade; in vielen Fällen verliert es dadurch nicht das mindeſte an ſeiner Durchſichtigkeit. Im gemeinen Sprachgebrauch unterſcheidet man hartes und weiches Waſſer, je nachdem es mehr oder weniger mit mineraliſchen Stoffen gemiſcht iſt. Durch Deſtillation läßt ſich das Waſſer von ſeinen fremden Zuſätzen befreien. Eine natürliche, wiewohl nicht ganz vollkommne Deſtillation iſt die immerwährende Verdünſtung alles der freien Luft ausgeſetzten Waſſers. Organiſche Subſtanzen gerathen im Waſſer ſchneller als ohne daſſelbe in Fäulniß und machen es übelriechend und für die Geſundheit nachtheilig; zuletzt aber ſondern ſie ſich als ein erdiger Schlamm ab und ſinken zu Boden, worauf das Waſſer wieder rein, klar und genießbar wird. — Waſſer, bei Perlen und Edelſteinen, der reine Glanz, in dem ſie leuchten.

Waſſerblei, Molybdänmetall, ein ſtahlgraues, ziemlich ſeltenes, weiches Metall, welches eine erſt in neuern Zeiten entdeckte eigenthümliche Säure, die Molybdänſäure, enthält. In früheren Zeiten wurde es mit dem Graphit, oder Reißblei verwechſelt, welches letztere ihm in Hinſicht der Farbe und des Glanzes ꝛc. gleicht, obwohl es zu den brennbaren Foſſilien gehört

und aus einer innigen Verbindung von Kohlenſtoff, Sauerſtoff und Eiſen beſteht.

Waſſerbruch, ſ. Bruch.

Waſſerdampf, ſ. Dampf.

Waſſerfall (franzöſiſch Cascade, von dem italieniſchen Worte cascare, fallen), der Ort, wo das Waſſer von einer Höhe in die Tiefe fällt. Es giebt natürliche und künſtliche Waſſerfälle. Unter den erſten ſind die berühmteſten in Europa: der Rheinfall bei Schafhauſen; in der gothiſchen Elbe oder Elfe und im Motallafluſſe, von 16 Fuß höhe, in Schweden; in Nordamerika der große Waſſerfall im Lorenzofluſſe bei dem Fort Niagara in Canada, und der große Waſſerfall des Conecticuts. Bei Niagara ſtürzt der Strom in einer Breite von 1200 Fuß von einer Höhe von 144 Fuß mit einem ſolchen Geräuſche herab, daß man ihn einige Meilen weit hört. Ein künſtlicher Waſſerfall wird gebildet, wenn ſich das Waſſer von einer bedeutenden Höhe über einen Berg, in welchem Terraſſen oder ſtufenweiſe Abſätze gehauen worden, ausgießt. Die ſchönſten dieſer Art ſind zu Marly unweit Verſailles, bei dem Luſtſchloſſe Loo in Geldern, und zu Caſſel.

Waſſergalle. Wenn von einem Regenbogen nur ein Stück ſichtbar iſt, ſo nennt man dies eine Waſſergalle.

Waſſerhammer, eine bis 12 Zoll lange, oben in eine ſtarke Halbkugel auslaufende, gläſernen Röhre, welche von Luft geleert und dagegen zum Theil mit Waſſer erfüllt iſt, welches, da es keinen Widerſtand von Seiten der erſtern erfährt, beim Umkehren der Röhre, mit einem heftigen Schlage an die Kugel ſtürzt.

Waſſerhoſe, ein furchtbares Meteor auf dem Meere, welches, jedoch mit abweichenden Nebenumſtänden, darin beſteht, daß ſich eine Waſſerſäule aus einer Wolke mit großem Geräuſch nach der Meeresfläche herabſenkt, wobei ſich das ihr entgegenſtehende Meereswaſſer gleichfalls zu einem Kegel erhebt, deſſen Axe mit der des obern einerlei Richtung hat und ſich mit demſelben verbindet, oder faſt umgekehrt ein Waſſerkegel aus dem Meere gegen eine Wolke aufſteigt und ſich mit dieſer verbindet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher ſtillſtand, fort und zerplatzt nach einiger Zeit, wobei die ganze Waſſermaſſe unter fürchterlichem Krachen ins Meer ſtürzt und das Meer in ſolche Bewegung ſetzt, daß die Schiffe, welche ſich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, ſelten zu retten ſind. Thevenot ſah beim Entſtehen einer Waſſerhoſe das Meereswaſſer zuerſt gleichſam kochen und ſich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weißlich ausſah und gleichſam einen dicken ſchwarzen Rauch über ſich hatte. Dabei hörte man ein dumpfes Geräuſch; bald ſchien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, gleichſam wie vom Rauch, nach den Wolken in die Höhe zu ſteigen, welche bald verſchwand, indeß andere an ihre Stelle traten. Zugleich ſenkten ſich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Dieſe Röhren waren weiß und durchſichtig, anfangs leer, füllten ſich aber mit Waſſer, ſobald ſie die von unten aufgeſtiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre Dicke bis zum Umfange eines Baumſtammes zu, den ein Mann umfaſſen kann. In den Röhren ſchlängelte ſich das Waſſer deutlich in die Höhe, ſo daß ſie einem mit Waſſer gefüllten Darme glichen. Eine davon dauerte länger als die andere, verengte und erweiterte ſich mehrmals

und verſchwand, nachdem das vom Meere zu ihr hinaufgehobne Waſſer ſich geſenkt und von dem aus der Wolke herabhängenden Theile getrennt hatte. Thevenot bemerkt zugleich, daß ſolche Waſſerſäulen ſich zuweilen in die Segel der Schiffe verwickeln und daß ſie im Stande ſind, kleine Fahrzeuge emporzuziehen. Forſter giebt von einer zwiſchen den Inſeln von Neuſeeland beobachteten Waſſerhoſe folgende Nachricht: Nach einer ſtürmiſchen Nacht erfolgte am Morgen beinahe eine gänzliche Windſtille; es ſtiegen einige Wolken am Himmel auf und in einiger Entfernung vom Lande ſchien es zu regnen. Bald darauf entſtand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichſam ein Faden oder eine Säule heraufſtieg, die ſich mit einer andern, die aus der Wolke herabkam, vereinigte. Bald nachher entſtanden auf gleiche Art noch drei andere Säulen. Die nächſte war ungefähr $\frac{1}{2}$ einer deutſchen Meile vom Schiffe entfernt; ſie ſchien unten an dem Meere einen Durchmeſſer von 70 bis 80 Klaftern zu haben; hier tobte das Meer heftig, und es ſtiegen Dünſte wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmeſſer der Säule gleichfalls ſtärker als in der Mitte, woſelbſt er kaum zwei bis drei Fuß zu betragen ſchien. Das Waſſer wurde in der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft ſchien es aber auch nur einen hohlen Cylinder zu bilden und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu laſſen. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer mit gleicher Geſchwindigkeit fortrückten, erhielten dieſe eine ſchiefe Richtung und krümmten ſich ſogar bisweilen; auch ging die eine ſchneller als die andere. Je mehr ſie ſich dem Schiffe näherten, deſto mehr bewegte ſich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verſpürte man ein leichtes Lüftchen von ſehr unbeſtändiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verſchieden. Man nahm dabei ein Getöſe, wie das Rauſchen von einem Waſſerfall im tiefen Thale wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffs, es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte. Bisweilen werden dergleichen Waſſerhoſen vom Meere, wo ſie entſtanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo ſie oft nach Art der Wirbelwinde große Verwüſtungen anrichten. Die wichtigſten Erfahrungen über die Waſſerhoſen laſſen ſich in folgendem zuſammenſtellen: 1. Man nimmt ſie nicht einzeln wahr, ſondern 3, 4, 6 in kleinen Abſtänden, oder gleich nach einander; 2. immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Waſſer in kochende Bewegung; 3. es findet dabei ein merkliches Geräuſch Statt, das unter dem Waſſer zu ſeyn ſcheint; 4. es bildet ſich ein Nebel, ein Rauch, ein Dunſt, der aufſteigt; 5. er macht ein eigenes von dem vorigen genau zu unterſcheidendes Geräuſch; 6. es befindet ſich jederzeit eine Wolke über der Waſſerhoſe, die man nicht immer im Anfange bemerkt; 7. die Wolke iſt nicht immer mit der Waſſerhoſe verbunden, ſondern ſteigt erſt oft herab, dem ſie hebenden Nebel entgegen, mit dem ſie ſich vereinigt; 8. die Waſſerſäule ſchreitet ſtoß- oder ſprungweiſe vor; 9. die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortſchreitenden Säule, unter welcher das Waſſer bewegt iſt; 10. faſt niemals mit gleichem Schritte, ſondern meiſtens langſamer; 11. die Waſſerſäule wurde niemals gleich dick wahrgenommen, ſondern ihr Durchmeſſer war in der Mitte am kleinſten, an der Oberfläche des Waſſers, und nach den Wolken am größten;

12. ohne Ausnahme ward es kalt nach und bei einer Waſſerhoſe; 13. gemeiniglich zeigen ſich Waſſerhoſen nur bei warmer Witterung; 14. es blitzt gewöhnlich dabei, oder mindeſtens zeigt die Waſſerſäule elektriſches Licht; 15. es regnet immer dazwiſchen, der Regen iſt ſüß, es fällt ſtets, wo ſie nahe kommt, Hagel; 16. ſie entſtand immer da, wo die Winde von der Lage der Landſpitzen faſt genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17. ihre Wirkungen ſobald ſie aufs Land kommen ſind ganz den Wirkungen der Wirbel gleich; 18. ſie ſind mitten auf dem feſten Lande nie, ſelten nur an den Küſtenländern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen faſt ohne Ausnahme von der See; 19. häufig fällt gegen ihr Ende eine Menge Waſſer herunter. — Über die Natur und Entſtehungsart dieſer merkwürdigen Erſcheinungen giebt es mehrere Hypotheſen, von denen jedoch keine vollkommen genügt.

Waſſerkopf (Hydrocephalus), beſonders diejenige Art der innern Kopf- oder vielmehr Hirnwaſſerſucht, welche das Kind von Geburt an hat, und die Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten deſſelben verhindert.

Waſſerleitung, ſ. Aquäduct.

Waſſerprobe, ſ. Ordalien.

Waſſerſcheu (Hydrophobie), nennt man 1. im Allgemeinen den Zufall (das Symptom) bei einem Kranken, da er nicht im Stande iſt, eine Flüſſigkeit in den Mund zu nehmen und hinunter zu ſchlucken. Dieſer Zufall hat ſeinen Grund in einer krampfhaften Zuſammenziehung der Schlundmuskeln, und findet in mehreren, beſonders in Nervenkrankheiten, die mit Krämpfen verbunden ſind, Statt. Am heftigſten, anhaltendſten und von den furchtbarſten Umſtänden begleitet, ſtellt er ſich 2. in einer eigenen Krankheit ein, die man deßhalb auch mit dieſem Namen bezeichnet hat. Dieſe Krankheit iſt zu wichtig, als daß ſie nicht näher hier bezeichnet und vollſtändiger abgehandelt werden ſollte. Sie wird von dem kranken Thiere auf den Menſchen übertragen, und ſtellt in dieſer Hinſicht ein furchtbares Gegenſtück der wohlthätigen Kuhpocken dar. Die Waſſerſcheu entſteht in dem Menſchen durch die Mittheilung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, am gewöhnlichſten von einem Hunde oder einer Katze, entweder durch den Biß oder durch eine andere Einbringung des giftigen Speichels dieſer Thiere in eine Wunde an dem Menſchen. (Vergl. d. Art. Hundswuth). Die Krankheit ſelbſt bricht zuweilen nach geſchehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus; zuweilen ſpäter. So iſt z. B. in den Verhandlungen der mediciniſchen Societät in London (5ter Band) ein Fall erzählt, in welchem erſt 9 Monate nach geſchehener Verwundung die erſten Symptome der Waſſerſcheu ſich zeigten. Ihre Zufälle und Erſcheinungen ſind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingedrungen iſt, wird wieder roth, entzündet ſich von neuem, bricht wieder auf, und oft zieht ſich von der Stelle der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatiſchen Gefäße. Zugleich ſtellt ſich Niedergeſchlagenheit des Gemüths, beſondere Angſt, und ein trüber ſcheuer Blick der Augen ein, es entſtehen überhaupt mehrere Zufälle eines wahren Nervenfiebers, Fröſteln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verſchiedenen Theilen des Körpers, der Puls wird meiſtens ſchnell, häufig und etwas hart. Das Athmen wird ängſtlich, ſchnell und kurz, es erfolgt Ekel, Erbrechen, Schmerz in der Magengegend, Zuſammenziehen des Schlun-

des. Letzteres Symptom vermehrt ſich endlich ſo ſehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande iſt, Waſſer oder irgend eine andere Flüſſigkeit zu ſich zu nehmen, ja ſchon der bloße Anblick derſelben oder ſogar einer andern Sache, welche eine glänzende Oberfläche hat, kann, wenn die Krankheit ihre Höhe erreicht hat, den Anfall von heftigen Convulſionen und zuſammenſchnürenden Krämpfen des Halſes erwecken. Harte Speiſen kann er jedoch noch verſchlucken. Dabei verändert ſich die Stimme des Kranken, er ſpricht haſtig und in einem heiſern Tone, ſo daß ſeine Sprache mit dem Bellen eines Hundes zuweilen eine Ähnlichkeit hat. Aus dem Munde ſondert ſich eine Menge Speichel ab, und es zeigt ſich in den periodiſchen Wuthanfällen des Kranken eine beſondere Neigung zu beißen, und nach allem, was er erlangen kann, zu ſchnappen. Der Speichel eines ſolchen Kranken, wenn er in die Bißwunde kommt, kann wieder anſtecken und dieſelbe Krankheit hervorbringen. Endlich erſchöpfen ſich die Naturkräfte in dem entſetzlichen Kampfe und der Tod erfolgt gewöhnlich am ſechsten oder ſiebenten Tage, zuweilen auch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter Convulſionen. Über das Weſen der Krankheit ſelbſt haben von jeher verſchiedene Meinungen geherrſcht. Die Furcht vor derſelben hat in ältern Zeiten beinahe alle nähere Unterſuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neuern Anſichten und Verſuchen zufolge iſt höchſt wahrſcheinlich das Weſen dieſer Krankheit in einer durchgreifenden ſpecifiſchen Entzündung, welche den ganzen Organismus, vorzüglich aber das Nervengeflecht der Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet. Dieſe Entzündung muß deßhalb eine ſpecifiſche ſeyn, weil ſie von einem ſpecifiſchen animaliſchen Gifte, dem eingebrachten Wuthgifte, verurſacht wird, und ſie ergreift die animaliſch-organiſche Sphäre der Reproduction ſo gewaltſam, daß ſie dieſe zu der Producirung eines gleichen Giftes zwingt, und daher ſelbſt die Thätigkeit der Nervenſphäre, als der Beherrſcherin der Reproduction, auf das heftigſte verrückt. Hieraus ſind alle bei der Krankheit vorkommenden Erſcheinungen, die Fieberbewegung, die periodiſchen Anfälle von Angſt und Wuth, die Convulſionen, die Krämpfe im Halſe, die Veränderung der Sprache, endlich die Erzeugung des im Speichel befindlichen Wuthgiftes, abzuleiten. Daß durch dieſe Krankheit die Erhaltung des Körpers in der Quelle angegriffen, die Maſſe verändert wird, iſt ſchon daraus erſichtlich, weil das Blut dieſer Kranken, wenn es aus der Vene gelaſſen wird, ganz verändert iſt, und ſtatt die gewöhnlich dunkelrothe Farbe zu haben, eine gelblichgraue Farbe hat und aufgelöſ't, zerſetzt, ganz wäſſerig, dünn und flüſſig erſcheint. Die Heilung dieſer fürchterlichen Krankheit iſt zwar ſchon mit mancherlei Mitteln verſucht worden, allein es hat noch keins ſich unter allen Umſtänden bewährt gezeigt. Ein wichtiger Gegenſtand der Cur iſt zuvörderſt die Verhütung des Ausbruchs der Krankheit. Ohne der mancherlei Mittel, welche der Aberglaube oder die Gewinnſucht empfiehlt, einer Erwähnung zu würdigen, erinnern wir blos an die Belladonna, von Münch empfohlen, welche auch als eins der kräftigſten Nervenmittel immer verdient, daß ferner auf ſie Rückſicht genommen werde, obgleich ihr bis jetzt nur ſelten entſchiedene Hülfe zugeſchrieben werden kann. Auch andere Nervenmittel ſind von Ärzten empfohlen worden. Eine andere

Methode, die ſtreng antiphlogiſtiſche, iſt neuerer Zeit wieder hervorgeſucht worden, und ſie hat, außerdem, daß ſie der neueſten Anſicht von dieſer Krankheit entſpricht, auch noch dieſes für ſich, daß mehrere auffallende Beiſpiele glücklicher Heilung ſie empfehlen. Schon Boerhave ſah die Krankheit als eine höchſt entzündliche an, und hielt Blutentziehung bis zur Ohnmacht, kalte Umſchläge und Bäder für die zweckdienlichen Mittel dagegen. Seine Methode wurde wieder verlaſſen, vermuthlich theils deßwegen, weil die noch nicht auf alle Fälle und für alle Stadien der Krankheit feſtgeſetzte Beſtimmung und Modification der Methode manche Fälle ungeheilt ließ, theils weil der Wechſel der mediciniſchen Theorien dieſe Anſicht verdrängte. Die jetzt herrſchende freiere Anſicht der Medicin iſt dieſer Methode günſtiger, und mehrere Beiſpiele von Heilung ſcheinen bis jetzt ſie zu beſtätigen. Ein Arzt in Madras, Tymon, hat neuerer Zeit den erſten gelungenen Verſuch der Heilung einer ausgebrochenen und zum höchſten Grad geſteigerten Waſſerſcheu durch Anwendung der reichlichſten Aderläſſe mitgetheilt. (Allgem. med. Annalen, Jul. 1816.) Noch entſcheidender für den Nutzen großer Aderläſſe iſt eine Beobachtung von einem Hrn. Sheolbred zu Calcutta, ferner eine im Londoner med. Journal April 1813 mitgetheilte Beobachtung eines Hrn. Wynne. Auch deutſche Ärzte, beſonders D. Göde und D. Vogelſang, haben Verſuche mit dieſer Methode angeſtellt, die im Ganzen ſehr günſtig ausgefallen ſind. Sie haben jedoch neben den Aderläſſen noch andere Mittel nämlich Queckſilber als antiphlogiſtiſches Mittel für das lymphatiſche Syſtem, und Opium als Nervenmittel, in Anwendung gebracht. Da die bei dem ſtarken Aderlaß erfolgende Ohnmacht hauptſächlich eine Bedingung der heilſamen Wirkung deſſelben ſeyn ſoll, wie die erwähnten Ärzte, welchen Oſann und Hufeland beſonders noch beitreten, behaupten, indem die Ohnmacht als ein Wendepunkt der Krankheit zu betrachten ſeyn ſoll, als ein Zuſtand, in welchem nach ſo bedeutender Schwächung des Blutſyſtems das Nervenſyſtem ſich eigenmächtig wieder zu heben vermag; ſo haben eines Theils mehrere Ärzte angerathen, die Öffnung bei dem Aderlaß ungewöhnlich groß zu machen, damit durch den ſchnellern Abfluß des Blutes die Ohnmacht ſchneller herbeigeführt werde, andern Theils hat man den Vorſchlag gethan, Ohnmacht ohne Aderlaß zu bewirken. D. Naſſe macht in dieſer Rückſicht aufmerkſam auf das von Parry verſuchte Zuſammendrücken der beiden Kopfſchlagadern, auf das er in einem Falle Schlaf, in einem andern deutliche Vorboten der Ohnmacht beobachtet habe. Auch kann in dieſer Beziehung ein von Roſſi beobachteter Fall wichtig ſeyn, wo ein von einem tollen Hunde gebiſſener und an Waſſerſcheu leidender Mann, nachdem er der Einwirkung einer Voltaiſchen Säule von 20 Plattenpaaren ausgeſetzt worden, ſofort von ſeinem Übel befreit ward, indem während des Schließens der Kette Ohnmacht Statt fand. Auch von einer andern durch die Anwendung des Galvanismus bewirkten Heilung einer ſchon ausgebrochenen Waſſerſcheu haben wir eine Beobachtung (im Journal de Médecine, an XI.), nach welcher man den Kranken der Einwirkung einer Säule von 50 Lagen ausſetzte. Er war nach einigen Galvaniſchen Erſchütterungen ſo ermattet, daß er ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, man legte ihn alſo auf die Erde und ſetzte die Anwendung des Galvanismus fort, worauf über den ganzen Körper ein Schweiß ausbrach.

Die Operation wurde nun geendigt und ſollte den folgenden Tag wiederholt werden, allein der Kranke, der ſich vollkommen wohl befand, wollte ſich ihr nicht unterwerfen. Als aber einige Tage nachher leichte Schmerzen, die er empfand, die Beſorgniß eines neuen Anfalls der Waſſerſcheu in ihm erregten, fand er ſich von ſelbſt wieder ein, um ſich der Anwendung des Galvanismus zu unterwerfen, deſſen Wirkung nun vollſtändig war. Auch mit dem Magnetismus hat man mittelſt des Baquets Verſuche zur Heilung dieſer Krankheit und Verhütung derſelben, doch bis jetzt ohne entſcheidenden Erfolg, angeſtellt. S. Jahrbuch des Mesmerismus von Wolfart.

Waſſerſtoffgas, ſ. Gas. H.

Waſſerſtraßen. Nichts befördert den Verkehr mehr unter den Menſchen als die Waſſerſtraßen. Den vielen Waſſerſtraßen, die Griechenland wegen ſeiner Inſellage hatte, verdankt es einen großen Theil ſeiner frühen Cultur. Daſſelbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meiſten Küſten und die höchſte Cultur hat. Lag es geſchloſſen wie Afrika, ſo wurde es dieſer Cultur nie theilhaftig. Die natürlichen Waſſerſtraßen hat man noch durch künſtliche zu vermehren geſucht. Dieſes ſind die Canäle, deren Holland ſo viele hat und auf deren Bau Frankreich und England ſo große Summen verwendet. In nördlichen Ländern haben die Canäle das unangenehme, daß ſie einen Theil des Jahres nicht fahrbar ſind, wo ſie das Eis bedeckt. In dieſen Ländern iſt dann aber Schlittenbahn, und dieſe verbindet dann die Menſchen. Die wohlfeilſte Waſſerſtraße iſt aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff bei günſtigem Winde in einem Tage durch drei Breitengrade ſegelt und alſo 45 Meilen zurücklegt. Auch ſind keine Frachten in der Welt ſo wohlfeil als die Seefrachten. Von Archangel bis Amſterdam koſtet eine Laſt Korn nicht mehr an Fracht, als von Amſterdam bis Düſſeldorf, ſtromaufwärts. Man rechnet, daß 500 Meilen Seefracht 25 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Strom) und 6 Meilen Landfracht Pari ſtehen. Welchen Einfluß dieſes auf den Handel und beſonders auf den Kornhandel hat, iſt leicht zu erachten.

Waſſerſchraube (Archimediſche) oder Waſſerſchnecke, eine nach ihrem Erfinder benannte hydrauliſche Maſchine. Sie dient zur Erhebung des Waſſers, und iſt zu dieſem Zwecke ſehr ſinnreich eingerichtet. Um eine gegen den Horizont ſchiefliegende Spindel windet ſich, nach Art eines Schraubenganges, eine Röhre, welche oben und unten eine Öffnung hat. Die untere tritt ins Waſſer, wird davon erfüllt, und daſſelbe, beim Umdrehen der Spindel, allmählig durch alle Schraubengänge geführt, bis es oben ausläuft. — An der Theorie dieſer Maſchine haben ſich die berühmteſten Geometer ohne befriedigenden Erfolg verſucht. Ihre practiſche Anwendung iſt äußerſt mannichfaltig.

Waſſerſucht iſt derjenige krankhafte Zuſtand des thieriſchen und menſchlichen Körpers, welcher in einer regelwidrigen Anhäufung wäſſerichter oder lymphatiſcher Flüſſigkeit ſowohl in einer von den Höhlen des Körpers, als auch unter der äußern Haut beſteht. Es giebt daher verſchiedene Arten von Waſſerſucht. Iſt die lymphatiſche Flüſſigkeit innerhalb der Höhle des Schädels, zwiſchen den Schädelknochen und der Hirnhaut, oder zwiſchen dieſer und dem Gehirn, oder in den innern Höhlen des Gehirns, ſo heißt es Hirnwaſſerſucht, auch innerer Waſſerkopf. Iſt die Waſſeranhäufung zwiſchen dem Bruſtfell und den Lungen in der Bruſthöhle, ſo

heißt die Krankheit Bruſtwaſſerſucht. Die Herzbeutelwaſſerſucht beſteht in einer Anſammlung von waſſerähnlicher Flüſſigkeit in dem häutigen Sacke, welcher das Herz umſchließt. Bei der Bauchwaſſerſucht ſammelt ſich dieſe Flüſſigkeit in der Bauchhöhle. Als eigne Art wird die Sackwaſſerſucht hieher gezählt, bei welcher das Waſſer in einem beſondern häutigen Sack im Unterleibe eingeſchloſſen iſt. Die Hautwaſſerſucht (Ödem) beſteht in einer Anſammlung des Waſſers in dem Zellgewebe unter der Haut. Der innere Waſſerkopf findet am öfterſten bei Kindern, ſeltener bei Erwachſenen Statt. Er verräth ſich bei denſelben durch die ungewöhnliche Größe und Ausdehnung des Schädels, wobei die Nähte getrennt, die Fontanelle ſehr groß, und die Schädelknochen bisweilen durchlöchert ſind; ferner durch beſtändige Schläfrigkeit, Neigung zum Liegen, Stupidität, ſehr weite für den Lichtreiz unempfindliche Pupillen, wozu endlich noch Lähmung der untern Glieder, oder Convulſionen, Erbrechen u. ſ. w. kommt, unter welchen Zufällen der Tod erfolgt. Zu der Hirnwaſſerſucht können wir noch die Rückenmarkswaſſerſucht rechnen, die bei Kindern als Rückenſpalte erſcheint, und oft mit dem innern Waſſerkopfe verbunden iſt. Bei dieſer Krankheit pflegt an den Lendenwirbelbeinen ein Stück zu fehlen, wodurch eine Öffnung entſteht, durch welche eine weiche Geſchwulſt ſich hervordrängt. Manche Fälle von Lähmung bei Erwachſenen rühren wahrſcheinlich auch von Waſſeranſammlung in den Hirnhöhlen und in der Rückenmarkshöhle her. Bruſtwaſſerſucht iſt im Anfang ſchwer zu erkennen, weil die Zeichen davon trüglich ſind, und von vielen andern leichten Kränklichkeiten entſtehen können. Ängſtliche und hypochondriſche Menſchen bilden ſich daher ein, Bruſtwaſſerſucht zu haben, wenn ſie einmal einen Schmerz in der Bruſt, Beklemmung, Herzklopfen u. dgl. m. verſpüren, was alles von vorübergehenden Urſachen entſtehen konnte. Der Arzt hingegen kann nicht ſorgfältig genug ſeyn, auch bei den kleinſten Äußerungen dieſer Krankheit dem Grunde derſelben nachzuforſchen, um ſie in der Entſtehung zu entdecken und heilen zu können. Die Bauchwaſſerſucht verräth ſich bald durch die Geſchwulſt des Unterleibes, welche beim Stehen ſich nach unten, beim Liegen auf die Seite ſenkt, auf welcher der Kranke liegt. Dieſe Geſchwulſt iſt elaſtiſch, und giebt beim Anſchlagen eine wellenförmige Bewegung zu erkennen. Dabei iſt noch Kurzathmen bei Bewegung, Schwäche, Abzehrung, Durſt, Abgang eines ſparſamen, feurigen Urins zu bemerken, und endlich geſellt ſich noch auszehrendes Fieber hinzu. Der das Waſſer einſchließende Sack in der Sackwaſſerſucht wird oft von dem Bauchfell allein, zuweilen auch von einer eignen Membran im Unterleibe gebildet. Die übrigen Geſundheitsumſtände, der Urinabgang, Appetit, Durſt, u. ſ. w. ſind bei dieſer Waſſerſucht am wenigſten verändert, und ſie kann, ohne lebensgefährlich zu werden, lange dauern. Die Hautwaſſerſucht wird durch die Geſchwulſt in der Haut ſichtbar, welche dem Fingerdruck nachgiebt und eine Zeit lang eine Vertiefung behält. Gewöhnlich fängt dieſe Geſchwulſt an den Füßen an und ſteigt allmählig höher. In der Folge geſellt ſich oft innere Waſſerſucht dazu, nicht ſelten aber iſt auch die Hautwaſſerſucht Folge einer innerlichen. Die Haut mancher Theile kann in dieſer Krankheit oft zu einem ungeheuern Umfang ausgedehnt werden, wodurch ihre Organiſation ſo geſchwächt, ihr Gewebe ſo ausgedehnt wird, daß endlich die Feuchtigkeit durchdringt, oft auch Lähmung der Lebenskraft der Haut eintritt. Dies geſchieht um ſo ſchneller, wenn eine Entzündung, ſie ſey nun von Rothlauf oder von einer Verletzung,

die geringe Vitalität vollends ſchnell aufreibt, wodurch meiſtens der Brand dazu kommt. — Die Entſtehung der Waſſerſucht erklärt man ſich auf folgende Weiſe. Die meiſten innern Höhlen des Körpers ſind mit einer dünnen aber feſten Haut (membrana serosa) umkleidet, welche mit einer unzählbaren Menge der feinſten Äderchen (Haargefäße) verſehen iſt. Dieſe hauchen beſtändig einen wäſſerigen Dunſt aus, welcher die Wände der Höhle glatt und ſchlüpfrig erhalten und die Reibung derſelben an einander und mit den in ihnen enthaltenen Theilen (z. B. den Lungen) vermindern ſoll. — So öffnen ſich auch in das Zellgewebe der Haut und unter derſelben unzählige ſolche aushauchende Adern. Dieſe ausgehauchte dunſt- und luftförmige Flüſſigkeit wird aber in geſundem Zuſtande von den einſaugenden Äderchen wieder aufgenommen und in die Blutmaſſe zurückgeführt. In dem krankhaften Zuſtande, welcher die Waſſerſucht begründet, wird von den abſondernden Haargefäßen anſtatt des Dunſtes eine tropfbare Flüſſigkeit abgeſetzt, und dieſe ſammelt ſich bei geſchwächter oder ganz gelähmter Thätigkeit der einſaugenden Äderchen ſo an, daß ſie allmählig die Höhle anfüllt und immer mehr ausdehnt. Der krankhafte Zuſtand, welcher die Verrichtung der aushauchenden Gefäße ſo verändert, kann Folge von Entzündung, oder Lähmung derſelben oder zu wäſſerige Beſchaffenheit des Blutes ſeyn. So wie der entzündliche Zuſtand eines jeden abſondernden Organs die Abſonderung deſſelben vermehren und verändern kann, ſo auch der der ſeröſen Membranen, welche daher viel häufigere und dichtere Stoffe ausſcheiden. Bleibt die Thätigkeit der einſaugenden Haargefäße unvermindert, oder wird ſie durch eigene erregende Mittel verſtärkt, ſo kann die Anhäufung lange Zeit verhindert, oder wenn ſie ſchon Statt gefunden hätte, die abgeſonderte Flüſſigkeit wieder fortgeſchafft werden. Indem aber durch den entzündlichen Zuſtand das aushauchende Gefäßſyſtem in ſeiner Thätigkeit erregt wird, wird der Gegenſatz deſſelben, das einſaugende Syſtem, um ſo mehr herabgeſetzt und deſſen Thätigkeit vermindert. Es kann aber auch durch allgemeine Schwächung des Organismus, oder durch beſondere des arteriellen Adernſyſtems, von welchem das abſondernde Haargefäßſyſtem gleichſam als die Gränze anzuſehen iſt, eine Art von Lähmung Statt finden, wodurch es außer Stand geſetzt wird dem Andrange der Flüſſigkeit zu widerſtehen, und daher das Blutwaſſer unzerſetzt durchläßt. Der unmäßige Genuß ſtarker hitziger Getränke giebt daher meiſtens Veranlaſſung zur Waſſerſucht, theils weil durch die öftere Überreizung des arteriellen Blutſyſtems eine Erſchöpfung der Lebenskraft der aushauchenden Haargefäße bewirkt, und doch noch immer vermehrte Blutbewegung und Andrang des Blutes unterhalten wird, theils auch weil die Beſchaffenheit des Blutes dadurch verſchlechtert und es von dünnflüſſigerer Conſiſtenz gemacht wird. Auf heftige Entzündungen der Membrane der innern Höhlen des Körpers, z. B. Hirnentzundung, Bruſtentzündung u. ſ. w., folgt daher oft auch Ergießung von lymphatiſcher Flüſſigkeit. Nicht ſelten iſt auch ein reichlicher Blutverluſt Urſache, zuweilen aber auch der Vorbote der Waſſerſucht, indem er eines Theils die Schwächung des Adernſyſtems verurſacht, oder von ihr herkommt, andern Theils auch ſchon von der ſchlechten und wäſſerigen Beſchaffenheit des Blutes veranlaßt wird. So kann auch plötzliche und anhaltende Erkältung zur Waſſerſucht, beſonders der Haut, den Grund legen, indem die zurückgedrängte Ausdünſtung ſich nach innen wendet, in die Zellchen des Gewebes der Haut, und unter der Haut, und zwiſchen den Muskeln anſammelt. Manche Krankheiten hinterlaſſen vorzüglich eine Neigung

zu Waſſeranhäufungen, z. B. das Wechſelfieber, das Scharlachfieber, die Hirnentzündung der Kinder. Am meiſten iſt in dieſer Hinſicht von den beiden letztern zu fürchten, weil die nach ihnen entſtehende Waſſerſucht immer ſchwer zu heben iſt und leicht tödtlich wird. Zu manchen andern Krankheiten geſellt ſich noch Waſſerſucht, als das letzte Symptom, als Vorläufer des Todes. Ältere Perſonen, welche im Genuſſe hitziger Getränke ausſchweifen, entgehen ſelten der Bauch- oder Bruſtwaſſerſucht, wenn nicht eine andere Krankheit ſie vor der Zeit wegrafft. Das am ſchnellſten hülfreiche Mittel gegen die Waſſerſucht iſt ohne Zweifel das Abzapfen des Waſſers mittelſt einer Öffnung in der Geſchwulſt. Nur Schade, daß dieſe Hülfe meiſtens nur palliativ iſt und oft wieder neue Gefahren, nämlich Entzündung und Brand, hervorruft. Die abgelaſſene Flüſſigkeit wird erſt zwar in etwas längerer Zeit, dann aber in immer kürzern Zwiſchenräumen wieder erſetzt, ſo daß die Operation immer wieder von neuem nöthig wird. Indeſſen iſt es als Linderungsmittel, ſelbſt als Beförderung der Wirkſamkeit der Arzneimittel nicht zu verwerfen, und oft kann das Leben des Kranken lange dadurch gefriſtet werden. Bei der Hautwaſſerſucht kann man durch kleine Einſchnitte oder Stiche in die Geſchwulſt der Füße die wäſſerige Flüſſigkeit ableiten, ſo daß ſie ſich von dem ganzen Körper herunterſenkt und allmählig zu den in die Haut gemachten Öffnungen herausſickert. Allein dies muß frühzeitig genug geſchehen, außerdem iſt jederzeit zu befürchten, daß von den Wunden eine Entzündung ausgeht, welche große und ſchwer heilende Geſchwüre verurſacht und endlich den Brand herbeiführt. H.

Waſſeruhr, ſ. Uhr.

Waſſervögel, ſ. Vögel.

Waſſerwage iſt ein Inſtrument, mittelſt deſſen man eine Horizontallinie von einem Orte zu einem andern abſehen oder verlängern kann, um zu erfahren, wie viel dieſer tiefer als jener liege. Dahin gehört die Schrot- oder Setzwaage, an der ein Bleiloth ſo angebracht iſt, daß es auf einen gewiſſen bezeichneten Punkt einſpielt, wenn es gegen die Grundfläche des Inſtruments lothrecht gerichtet iſt. In dieſer Lage iſt alsdann die Grundfläche horizontal und jede in ihr gezogene Linie eine Horizontallinie. Picard verſah ſie zuerſt mit Dioptern, die man nachher gegen das Fernrohr mit dem Fadenkreuze vertauſchte. Die eigentlich ſ. g. Waſſerwage beſteht aus einer an beiden Enden, die im rechten Winkel umgebogen ſind, offenen Metallröhre. In jedes Ende iſt eine Glasröhre eingefügt; beide ſtehen mittelſt der Metallröhre mit einander in Verbindung. Nun gießt man ſo viel gefärbtes Waſſer hinein, daß ſelbiges in beide Glasröhren tritt. Steht das Waſſer ruhig, ſo müſſen ſich die Oberflächen deſſelben in beiden Glasröhren in einerlei Horizontalebne befinden. Außerdem hat man noch viele andre Waſſerwagen, deren Beſchreibung hier zu weitläufig ſeyn würde.

Waſſerweihe heißt ein hohes Feſt, das die griechiſche Kirche am 6ten Januar oder Theophaniastage zum Andenken an die Taufe Jeſu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächſten Fluſſes gehauen und mit grünen Zweigen Nadelholz geſchmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienſtes zieht die Geiſtlichkeit mit Kerzen, Räucherpfannen und Agenden nebſt der Gemeine unter Geſang bis an das aus dieſem Loche hervorquellende Waſſer, das nun Jordan heißt und vom erſten Prieſter

durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Dieſer taucht dann eine Quaſte in das geheiligte Waſſer und beſtreicht oder beſprengt damit in Kreuzesform die Umſtehenden. Gebete und Geſänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieſes Waſſers ausſprechen, begleiten die Ceremonie, nach deren Beendigung, wer nur kann, ſich Flaſchen und Schüſſeln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geiſtige Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In Rußland gehört die Waſſerweihe zu den höchſten und glänzendſten Feſten; die kaiſerliche Familie mit ihrem Hofſtaat nimmt in der Reſidenz andächtig Theil daran und das paradirende Militär begleitet die Weihe mit Salven. E.

Waſſerziehen. Man ſagt, die Sonne ziehe Waſſer, wenn die Sonnenſtrahlen nur durch Wolkenritzen dringen, und ſo nur gewiſſe Luftſtriche erleuchten, indeß die angränzenden dunkel bleiben, weßhalb die erſteren als helle Striemen auf dunkelm Grunde erſcheinen. Da die Erleuchtung derſelben ſich nur auf die in denſelben ſchwimmenden Dünſte beziehen kann, welche der Luft ihre ſonſtige Durchſichtigkeit rauben, ſo hat man Grund, auf dieſe Erſcheinung Regen zu erwarten; daher der Name. D. N.

Watelet (Claude Henry), war einer von den Reichen, die die Reichthümer zu einem weiſen Lebensgenuſſe zu verwenden wiſſen. Geboren zu Paris 1718, ward er früh ſchon mit Kunſt und Wiſſenſchaft durch eine glückliche Erziehung bekannt, und durfte ſich ſorglos dieſer ſeiner Neigung hingeben, da das Glück ihn mit ſeinen Gütern reichlich bedacht hatte. Seine Reiſen vollendeten die Bildung ſeines Geſchmacks. Er liebte die Gartenkunſt über alles; die herrlichen Anlagen von Moulin-Joli am Ufer der Seine waren von ſeinem Geſchmacke redende Beweiſe. Er beſang dieſe von ihm geliebte und geübte Kunſt auch in einem Gedichte, das aber nichts Ausgezeichnetes hat, als daß es den zarten Sinn des Verfaſſers verräth. Er war Künſtler und Gelehrter, ſagt Marmontel, ohne jene glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, ſondern nur mit jenen glücklichen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Verbindet man damit eine beſondere Annehmlichkeit der Sitten, eine ſtrenge Rechtſchaffenheit und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe ſtets mit ſich in die erfreulichſten Verhältniſſe zu ſetzen weiß, ſo hat man ein treues Bild von Watelets Charakter. In den letzten Jahren ſeines Lebens mußte er eine Genügſamkeit zeigen, die ſein Leben ſo wenig vorbereitet hatte; er verlor ſein ganzes Vermögen. Watelet ſtarb den 13. Jan. 1786. Als Gelehrter hat er ſich das größte Verdienſt durch ſein nachgelaſſenes Werk: Dictionnaire de peinture, de sculpture et de gravure, Paris 1792, erworben.

Waterländer, ſ. Taufgeſinnte.

Waterloo, ein anſehnliches gut gebautes belgiſches Kirchdorf, auf der Straße von Charleroi nach Brüſſel, zwei deutſche Meilen von letzterer Stadt entfernt, am Eingange des Waldes von Soigne. Eine kleine Stunde von da fiel den 18ten Junius 1815 die ewig denkwürdige Schlacht vor, welche Wellington nach ſeinem Hauptquartiere Waterloo, Blücher nach dem Drehpunkte des Kampfes Belle-Alliance, die Franzoſen aber nach dem Hauptzweck ihres Angriffs Mont St. Jean nannten. Wellington war nach dem unent-

ſchieden gebliebenen Treffen bei Quatre Bras und in Folge der für die Preußen nachtheilig ausgefallenen Schlacht bei Ligny (ſ. d. A.) bis an den Wald von Soigne zurückgegangen, und hatte am 17ten Junius auf der Höhe, die ſich von dem Städtchen Braine la Leud bis Ohain zieht, eine ſehr vortheilhafte Stellung bezogen. Er beſchloß auf die Zuſicherung des Fürſten Blücher, ihn mit ſeiner ganzen Armee zu unterſtützen, hier ein Treffen anzunehmen. Das Corps des Prinzen von Oranien, welches den rechten Flügel bildete, lehnte ſich an die Straße, die von Nivelles kommt und ſich bei Mont St. Jean mit der Charleroier Chauſſee vereinigt; es hatte den Pachthof Hougomont und das dortige Wäldchen ſtark beſetzt. Das Centrum ſtand 1000 Schritt vorwärts Mont St. Jean und hielt die noch weiter vor an der Charleroier Straße liegende Meierei la Haye Saincte feſt. Der linke Flügel dehnte ſich, einen ſtark mit Hecken beſetzten Hohlweg vor der Front habend, von dieſer Straße bis an die Meiereien la Haye und Lovette aus, und hatte Truppen in den Meierhof Papelotte geworfen. Das Corps des Lords Hill bildete die Reſerve des rechten Flügels, und ſtand 1000 Schritt hinter der erſten Linie bei Merbes Braine. Alle Reiterei war dicht hinter dem Fußvolk als drittes Treffen aufmarſchirt. Napoleon war dem engliſchen Heere auf dem Fuße gefolgt und hatte einen Kanonenſchuß von dem brittiſchen Lager auf der Höhe von Belle-Alliance ein Beiwacht bezogen. Sein Heer beſtand aus 3 Infanterie-, aus 2 Cavallerie-Corps und aus ſämmtlichen Garden. Es mochte wohl 100,000 Streiter zählen *). Dagegen betrug die engliſch-niederländiſche Macht, da der Prinz Friedrich der Niederlande mit 19,000 M. bei Hall zurückgeblieben war, blos 58,000 M. Die Schlacht begann den 18ten Junius Mittags 12 Uhr mit einem Angriff des zweiten franzöſiſchen Corps auf Hougomont. Das dortige Wäldchen wurde von den Franzoſen genommen, das Vorwerk ſelbſt hingegen von der engliſchen Garde und den Naſſauern tapfer behauptet. Gegen 2 Uhr rückten vier große franzöſiſche Infanterie-Maſſen von Belle-Alliance gegen das brittiſche Centrum vor. Reiterei unterſtützte ſie, und durchbrach, von dem Pulverdampf verborgen, das erſte engliſche Treffen, wurde aber bald darauf durch brittiſche Reiterei, das nachrückende Fußvolk aber durch das gutgerichtete Feuer des engliſchen erſten Treffens zurückgeworfen. Engliſche Reiterei benutzte dies zu einem Angriff, bei dem es ihr gelang, die Beſpannung von 15 franzöſiſchen Kanonen niederzuſtoßen und dieſe dadurch außer dem Gefecht zu bringen. Anrückende franzöſiſche Cavallerie zwang jedoch die engliſche Cavallerie wieder zum Rückzug, und bald darauf führte Marſchall Ney neue Infanterie-Maſſen auf der großen Straße gegen das engliſche Centrum vor. Er nahm la Haye Saincte, und rückte, von der Reiterei der franzöſiſchen Garde unterſtützt, weiter vor. Schon hatte dieſe Garde mehrere engliſche Feuerſchlünde genommen, als eine Batterie Congreviſcher Raketen ſchnell erſchien und Tod und Verderben unter den überraſchten Feinden verbreitete. Sie flohen; und mit Kartätſchenhagel rächten die wieder herbeieilenden Artilleriſten den augenblicklichen Verluſt ihres Ge-

*) Nach Gourgaud zählte Napoleons Heer nicht mehr als 67,100 M. und 240 Stück Geſchütz; Marſchall Grouchy marſchirte d. 17. auf Wavres mit 35,220 M und 110 Stück Geſchütz. K.

ſchützes. Aufgebracht über den bisherigen geringen Erfolg ſeiner Anſtrengungen warf nun Buonaparte ſeine Küraſſiere auf die engliſche Linie zwiſchen beiden Chauſſeen. Sie ſprengten zwiſchen den Quarrees beider Treffen durch, wurden aber von der engliſch-niederländiſchen Reiterei angegriffen und geworfen. Während dieſes Gefechts fuhren mehrere franzöſiſche Batterien nur einige hundert Schritt vor der engliſchen Front auf, und richteten große Verwüſtung an. — — Es war 5 Uhr und der oft wiederholte Angriff der Übermacht hatte die engliſche Linie ſchon bedeutend geſchwächt, der Sieg begann ſich auf die Seite der Franzoſen zu neigen. Da zeigte ſich plötzlich der Vortrab des preußiſchen vierten Corps, unter dem Befehl des Generals Bülow, vorwärts des Waldes von Frichemont, gerade in der rechten Flanke und dem Rücken des Feindes. Der Donner von 16 Geſchützen verkündete ſeine Ankunft und machte bei den vorrückenden Franzoſen großen Eindruck. Das Corps war ſchon am Morgen von Wavre (ſ. d. Art.) aufgebrochen, und hatte, durch die perſönliche Gegenwart des Fürſten Blücher angefeuert, alle Hinderniſſe, die ſich ihm in den Weg ſtellten, überwunden. Das ſechste franzöſiſche Corps, bisher als Reſerve des rechten Flügels aufgeſtellt, rückte ihm ſogleich entgegen, und es entſpann ſich nun zwiſchen Marancart und Planchenoit ein blutiges Gefecht, in welchem die Brigade des Oberſten Hiller für einen Augenblick bis Planchenoit vordrang und dort einige Kanonen und den Kirchhof nahm. Es war 6 Uhr, als dies geſchah. Napoleon hatte indeſſen, als er den Angriff der Preußen bemerkte, ſeine Aufmerkſamkeit auf die brittiſche Linie nicht vermindert, ſondern ſogar einen Angriff mit ſämmtlichen Streitkräften auf dieſelbe beſchloſſen. Wohl ſah er ein, daß nicht ſeitwärts, ſondern vor ihm des Streites Entſcheidung lag. Das zweite franzöſiſche Corps, die ganze Reiterei und ſämmtliche Garde ſetzten ſich daher in Bewegung. Ruhig erwartete Wellington die Ankunft der Maſſen, brach dann mit ſechs Bataillons in Linie hinter der Höhe vor, und richtete ein ſo mörderiſches Feuer auf die dicht gedrängten Colonnen, daß ſie vom Vordringen abſtehen und zu feuern beginnen mußten. Mit dem Centrum zugleich war auch der rechte Flügel den Franzoſen vorgegangen, hatte das bisher unbedeutende Tirailleurgefecht in einen ernſten Angriff umgewandelt und die Naſſauer aus Papelotte verdrängt, die Preußen aber in Frichemont angegriffen. Dieſe Bewegung hob die bisher Statt gefundene Verbindung der Preußen mit dem engliſchen linken Flügel für einen Augenblick auf, und machte die Lage der Schlacht auf dieſem Punkte etwas bedenklich. Da erſchienen plötzlich die erſten Brigaden des erſten preußiſchen Corps unter dem General Ziethen und entſchieden die Schlacht *). Ihre Ankunft war bisher durch eine

*) Die Preußen entſchieden den Sieg bei Waterloo. Denn 1. hatte der Herz. von Wellington in ſeiner 58,000 M. ſtarken Armee nur 30,000 M. reguläre Truppen. 2. Schon von 2 Uhr an hat ſich das Gefolge des Herz. von Wellington ängſtlich nach der preußiſchen Armee umgeſehen. 3. Um 6 Uhr ſind über 20,000 M. vom britiſchen Heere außer dem Gefecht geweſen. 4. Der Feldmarſchall Blücher fand es dringend, mit zwei Brigaden, ſo wie ſie kaum angekommen waren, anzugreifen, und die Ankunft der übrigen nicht abzuwar-

nöthige Änderung des Marſches und durch den weiten defileereichen Weg verzögert worden. Ohne Säumniß ſtürzten dieſe Truppen auf den Feind, nahmen die Pachthöfe Papelotte und Smouhen, trennten das ſechste franzöſiſche Corps vom übrigen Heer und verbreiteten durch 24 gerade im Rücken der Franzoſen aufgefahrne Geſchütze Tod und Verwüſtung unter denſelben. Die Franzoſen flohen. In demſelben Augenblick war aber auch die engliſche Reiterei auf das bei la Haye aufgeſtellte Fußvolk eingeſtürzt, und hatte es nach einem unglaublich tapfern Widerſtande geworfen und zerſtreut. Die Flucht dieſer Truppen traf aber gerade bei Belle-Alliance mit dem Rückzug der von dem erſten preußiſchen Corps verfolgten Franzoſen zuſammen, und die Niederlage der letztern wurde hierdurch vollendet. Alles ſtürzte nun in ungeregelter wilder Flucht der Chauſſee zu. Engländer und Preußen folgten im Sturmſchritt und unter fortwährendem Feuer. Beide Heere kamen ſich ſo nahe, daß die preußiſchen Kugeln ſchon in den engliſchen Linien einſchlugen. Die Unordnung der Franzoſen überſtieg alles bis jetzt Geſehene. Aller Gehorſam und alle Ordnung hatten aufgehört, im bunten Gemiſch bildete Infanterie und Reiterei, Generale und Trainknechte, Soldaten und Offiziere ein verwirrtes unauflösliches Chaos; jeder dachte nur auf eigne Rettung. Alles Geſchütz und alles Gepäck blieb ſtehen. Die Verwirrung ſtieg aber bis zum Unglaublichen, als Planchenoit, ein unweit eines Engpaſſes der Chauſſee gelegnes Dorf, durch die vereinten Anſtrengungen der tapfern Hillerſchen Brigade und eines Theiles des jetzt auch herbeigeeilten zweiten Armeecorps genommen wurde. Bei Belle-Alliance trafen die ſiegenden Feldherrn durch ein günſtiges Spiel des Zufalls zuſammen. Fürſt Blücher erbot ſich ſogleich zur raſchen Verfolgung und ließ dieſelbe unter des Generals Grafen Gneiſenau perſönlicher Führung durch alle disponible Truppen ausführen. Der Feind floh, wo ſich Preußen zeigten. In Genappe, das durch einige Kanonenſchüſſe alarmirt und dann raſch genommen wurde, fiel der Reiſewagen Napoleons mit ſeinen Edelſteinen, ſeinem Silberzeug und ſeinen andern Koſtbarkeiten, ſo wie viele Kriegscaſſen und das ganze übrige Gepäck der franzöſiſchen Armee den Siegern in die Hände. Dieſes Gepäck, über 200 Kanonen, 2 Adler und 6000 Gefangene waren die Trophäen dieſes beiſpielloſen Sieges. Die ganze franzöſiſche Armee war zerſprengt und für die ganze Folge des Kriegs unbrauchbar. Ihr Verluſt an Todten und Verwundeten belief ſich gewiß auf 35,000 bis 40,000 M. Die engliſch-niederländiſche Armee hatte zwei Generale,

ten. 5. Das ganze ſechste feindliche Corps wurde den Preußen bei ihrer Ankunft entgegen geworfen, welches alſo noch disponibel und wahrſcheinlich zum letzten Druck vorbehalten war. Es war wenigſtens 20,000 M. ſtark. Vergl. Geſch. d. Feldz. d. engl. hannövr. niederl. braunſchw. Armee unter d. Herz. v. Wellington und der preuß. Armee unter dem Fürſten Blücher, im Jahr 1815. Nebſt Planen. Von C. v. W. Stuttg. Cotta. 1817. Außer den übrigen officiellen Berichten über die Schlacht bei Waterloo iſt vorzüglich der ſpaniſche vom General Alava (in den Official Accounts of the battle of Waterloo, welcher ſich damals an der Seite des Herz. v. Wellington befand (gegenwärtig ſpaniſcher Geſandter im Haag), zu bemerken. K.

173 Offiziere und 3242 Gemeine todt, und 5 Generale, 803 Offiziere und 12,639 M. verwundet verloren. Der Verluſt des preußiſchen Heeres betrug 207 Offiziere und 6984 Mann *). P-r.

Watten nennt man die ſeichten Stellen in der Nordſee, längs der Küſte von Nordholland, Gröningen, Friesland und Niederſachſen, bis zu der Mündung der Elbe. Es finden ſich da häufige Sandbänke in der Nähe des feſten Landes, und man kann nur mit einer gewiſſen Art Fahrzeuge, **Smacken**, die vorn und hinten breit ſind, und nicht mehr als ſechs Fuß tief im Waſſer gehen, dieſe Küſten beſchiffen. Man nennt daher ſolche Fahrzeuge **Wattenfahrer**. In Kriegszeiten wird dieſe Art Schifffahrt ſehr benutzt, weil man dabei, wegen der ſeichten Waſſer, vor allen Angriffen der Kriegsfahrzeuge geſichert iſt.

Wavre, ein kleines in Belgien an dem Flüßchen Dyle gelegenes Städtchen, zählt ungefähr 3000 Einwohner und iſt in den letzten Jahren durch das am 18ten Juni 1815 zwiſchen den Franzoſen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden. Fürſt Blücher hatte ſich nämlich am 17ten Juni nach der verlornen Schlacht von Ligny (ſ. d. Art. **Ligny**) mit ſeinem erſten, zweiten und dritten Armeecorps in einer vortheilhaften Poſition auf den ſteilen Höhen jenſeits Wavre aufgeſtellt, theils um dort das vierte von Lüttich kommende Armeecorps zu erwarten, theils um die Vereinigung mit Lord Wellington, der ſich auch ſeiner Seits in eine günſtige Stellung bei Mont St. Jean gezogen hatte, leichter vollziehen zu können. Beide Feldherren verabredeten, daß Wellington ſeine Stellung ſo lange als möglich vertheidigen, Blücher aber ihm mit dem ganzen preußiſchen Heere zu Hülfe eilen ſolle. Dieſem Verſprechen zufolge ließ der Held den 18ten das vierte Corps aus ſeinem Beiwacht jenſeit Wavre aufbrechen, es in dem zufällig in Brand gerathenen Städtchen Wavre die Dyle paſſiren und auf St. Lambert marſchiren; ihm folgte das zweite Corps. Das erſte brach gegen Mittag auf, um gegen Ohain vorzurücken, das dritte ſollte gegen Chapelle St. Lambert dirigirt werden, und die Reſerve bilden. Alles außer dem dritten Corps war nun ſchon im Marſch, als plötzlich der Marſchall Grouchy mit dem dritten und vierten franzöſiſchen Armeecorps und zwei Reiterdiviſionen erſchien, und das Städtchen Wavre angriff. General Thielemann wendete ſich ſogleich gegen ihn, und

*) General **Gourgaud** in ſ. Schrift: Campagne de 1815 (mit den Noten eines deutſchen Offiziers. Berlin 1819), oder vielmehr Napoleon ſelbſt, bürdet den Verluſt der Schlacht den vom Marſchall Ney begangenen Fehlern auf. Allein der Expräfect **Gamot** hat durch den Abdruck der Originalbefehle, nach welchen Ney nicht anders handeln konnte, den mit Unrecht beſchuldigten Marſchall gerechtfertigt. Auch **Marchand** hat Gourgauds Bericht widerlegt. General **Breton** in ſ. Précis hist. milit. et critiq. des batailles de Fleurus et Waterloo en Juin 1815 (Paris 1818) ſetzt die Niederlage bei Waterloo gänzlich auf Rechnung der Fehler, welche die Führer von zwei detachirten Corps, nämlich Graf **Erlon**, der die Reſerve am 16. commandirte, und Grouchy, der mit 35,000 M. bei Wavre ſtand, am 17. und 18. Juni begingen. Dadurch hat auch Breton **Rogniats** Bemerkungen über die Schlacht bei Waterloo (ſ. Rogniat Considérations sur l'art de la guerre) widerlegt. K.

es entſtand nun ein Artillerie- und Tirailleurgefecht längs der ganzen Dyle, deſſen Hauptpunkt indeſſen ſtets Wavre blieb. Alle andern Corps blieben im Marſch, um ihre wichtigere Beſtimmung zu erfüllen (ſ. d. Art. Waterloo), nur das 19te Infanterieregiment, und einige Cavallerieſchwadronen, welche den Nachtrab des erſten Corps bildeten, wurden gegen das Dorf Limale, welches am äußerſten rechten Flügel des Thielemannſchen Corps lag, detachirt. Sie fanden die dortige Brücke und einen Theil des Dorfes ſchon vom Feinde beſetzt, ſetzten aber dennoch der von dort vorbrechenden Übermacht einen ſo tapfern Widerſtand entgegen, daß er das Vordringen des Feindes bis zur völligen Dunkelheit hinderte. Das am Abend abgebrochene Gefecht wurde am Morgen fortgeſetzt, der Feind forcirte die Höhen von Limale und General Thielemann beſchloß deßhalb, da die Fortſetzung des Gefechts überdies durch die eingegangene Nachricht vom Sieg der Hauptarmee überflüſſig geworden war, eine andere Stellung zwei Stunden rückwärts zu nehmen. Er ward auf dem Marſche dahin vom Feinde nicht beunruhigt, und erfuhr am Abend, daß auch die Franzoſen ſich zurückgezogen hatten. General Thielemann folgte hierauf dem Feinde, konnte jedoch nur die Spitze ſeines Nachtrabs einholen. Der Verluſt jedes Theiles mochte gegen 4000 M. betragen*). P—r.

Weben heißt, durch kreuzendes Flechten von Fäden einen Zeug bereiten; es geſchieht auf dem Weberſtuhle, der eine Erfindung der alten Ägyptier iſt, jetzt aber durch neue Verbeſſerung große Abänderungen erlitten hat. So unterſcheidet man, nach der Arbeit, wozu er beſtimmt iſt, den Stuhl der Tuchmacher, Leinweber, Raſchmacher, Seidenwirker, Poſamentirer u. ſ. w. Der einfache Stuhl der Tuchmacher beſteht aus vier ſenkrecht aufgerichteten Pfoſten, die durch Querpfoſten Haltung bekommen. Vorn, ungefähr in ſeiner Mitte, hat er eine drehbare Walze, den Bruſtbaum, der nebſt dem tiefern Unterbaume das Zeug aufnimmt. Dem Bruſtbaum gegenüber, hinten, nur etwas höher, befindet ſich der ähnlich runde oder achteckige bewegliche Kettbaum, auf den die Kettfäden gewickelt, und parallel bis nach vorn zum Bruſtbaum ausgeſpannt ſind. Dieſe Kettfäden, welche man auch Kette, Zattel, Werfte, Scherung, Schierung, Aufzug nennt, bilden die Längenfäden des Gewebes. Sie werden alle auf einmal mittelſt des Kettbaumes auf den Stuhl geſpannt, oder geſchoren; die Querfäden, auch Einſchuß oder Einſchlag genannt, aber

*) Thielemann hatte dieſes zweitägige Gefecht bei Wavre mit drei Brigaden, oder 15,000 Mann, gegen den ungleich ſtärkern Feind (unter Grouchy, Vandamme, Gerard und Pajol), der 53 Batáill. 63 Esc. und 14 Batter. zählte, mit eben ſo viel Tapferkeit als Feldherrnblick geleitet. Wäre das zweite von Blücher d. 19. abgeſendete preußiſche Corps, unter Pirch, im Rücken des Feindes angekommen, ſo war Grouchy ganz abgeſchnitten. Allein es kam nicht, und Grouchy erreichte d. 19. Gembloux, Exelmanns Cavallerie kam in Namur an. Das zweite und dritte preuß. Corps drängten ſie zwar, griffen aber Namur vergeblich an. Grouchy vollzog ſeinen Rückzug über Dinant, und jene beiden Corps erhielten Befehl, ſich wieder der Hauptarmee anzuſchließen. Napoleon und Ney aber wußten nichts von Grouchy und Vandamme. Sie hielten dieſe Armee für verloren. Hätte Napoleon geahnet, daß Grouchy und Vandamme vor den Alliirten mit 40,000 Mann bei Paris ankommen könnten, ſo würde er in Paris anders gehandelt haben.

werden einzeln durch jene hindurch geflochten. Damit dies leicht geſchehe, iſt eine Vorrichtung (Geſchirr, Kämme oder Schäfte) angebracht, wodurch die eine Hälfte der Kettfäden in die Höhe gehoben wird, während die andere herabgezogen iſt. Durch die Öffnung der von einander gezogenen Kettfäden dicht hinter dem Bruſtbaum wird ein kleines Käſtchen (der Schütze), der inwendig auf der Wackelſpule den aufgerollten Faden hat, welcher ſich durch eine Seitenöffnung des Schützen abwickelt, durchgeworfen. Der Kämme ſind beim einfachen Gewebe zwei, jeder beſteht aus zwei Stäben, wovon einer über der Kette, der andere ſich darunter befindet und die beide durch ſo viele Fäden zuſammengebunden ſind, als die halbe Kette Fäden hat. Dieſe Geſchirrfäden haben in ihrer Mitte Röhre, durch dieſe ſind die Kettfäden gezogen, ſo daß der erſte Faden an den erſten Schaft, der zweite an den zweiten, der dritte wieder an den erſten ꝛc. kommt, und dadurch wird es möglich, mittelſt Fußtritten, Schnüren und Rollen, die eine Hälfte (Obergeleſe) der Kette über die andere Hälfte (Untergeleſe) hervorzuheben und zwiſchen die entfernten Geleſe den Einſchuß durchzuflechten. Doch damit dieſer ſich feſt und dicht zwiſchen den Geleſen einzwänge, ſchlägt ihn der Weber nach dem Durchſchießen noch mit der Lade feſt; dieſe Lade beſteht ebenfalls aus zwei handhoch von einander ſtehenden Stäben oder Deckeln, die beide durch ſo viel Nietſtifte von Draht, als die Kette Fäden hat, zuſammengehalten werden und deren oberer Deckel über der Kette, der untere unter ihr iſt, ſo daß jeder Kettfaden durch einen Zwiſchenraum der Lade hindurchgezogen iſt. Sie hängt übrigens an den ſenkrechten vordern Pfoſten ſchwebend und befindet ſich etwas hinter dem Bruſtbaume. Beim Weben bindet der Weber den Einſchußfaden an der rechten Ecke der Kette an, entfernt die Lade von dem Bruſtbaume, hebt durch den Fußtritt das Obergeleſe und ſenkt das Untergeleſe, wirft durch die entſtandene Öffnung der Geleſe den Schützen, ſchlägt den Einſchuß mit den Stiften der Lade feſt zwiſchen die Kette und fährt fort, nachdem er das Untergeleſe herauf und das Obergeleſe herunter getreten und dadurch eine Kreuzung der Kette hinter dem Einſchußfaden bewirkt hat, dieſelbe Operation von Links nach Rechts zu wiederholen. Einfache wollne Zeuge, wie Etamin, Damis, Perkan, werden auf dem Raſchmacherſtuhle gewirkt, der die Kette nicht, wie jener, horizontal, ſondern perpendiculär trägt, indem der Kettbaum oben auf dem Geſtell ſteht. Eine ähnliche Einrichtung hat der Stuhl der Tapetenwirker (Hautelisse), nur iſt er viel zuſammengeſetzter. Geköperte Zeuge werden mit vier Schäften gewebt. Auf den erſten kommt der erſte, auf den zweiten der zweite Faden und Kette u. ſ. f. bis zum vierten; der fünfte aber wird wieder auf den erſten Schaft gezogen; beim Weben tritt der Weber den erſten und zweiten Schaft, dann den zweiten und dritten, dann den dritten und vierten, dann wieder den vierten und erſten zugleich, daß jeder Einſchuß über zwei Ketten zugleich geht. Bei geblümter Arbeit ſind eigene Vorrichtungen (durch mehrere Schäfte, durch einen Kegel mit Gegengewichten, oder einen Harniſch) angebracht, um diejenigen Kettfäden einzeln zu erheben, welche die Blumen geben ſollen. Sammetartige Zeuge haben zwei Ketten, wovon die eine halb ſo viele Fäden hat als die Grundkette, und Pohlkette heißt, auch auf einen eignen Baum gewickelt iſt. Ihre Fäden werden über Ruthen hinweggewebt und ſogleich, nach dem Einklemmen durch den Einſchuß, aufgeſchnitten, wodurch eben das Spiegelartige dieſer Zeuge entſteht. Weit zuſammengeſetzter iſt der

Zampelſtuhl zum Damaſt und für die brochirten Zeuge, wie denn auch ſchon Spiegeltaffet und ähnliche außer der Vervielfältigung der Ketten, Schäfte und vielfarbigen Einſchüſſe, noch mehrere zuſammengeſetzte Einrichtungen an den Stühlen nöthig machen. Wie ſehr unterſcheidet davon ſich der inländiſche Stuhl, der noch die urſprüngliche Einfachheit hat. Er trägt die Kette ſenkrecht, hat aber weder Schäfte noch Schützen, ſondern man flechtet den Einſchuß aus freier Hand in Nadeln gefädelt. F.

Weber (Bernhard Anſelm), königl. preuß. Capellmeiſter zu Berlin, geb. zu Mannheim den 18ten April 1766, war früher von ſeinen Ältern zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und mußte die hierzu erfoderlichen Wiſſenſchaften erlernen, bekam aber ſchon durch den Unterricht, welchen er als Kind von ſieben Jahren in den erſten Anfangsgründen des Clavierſpiels von dem berühmten Abt Vogler, dann im Geſange von Holzbauer, und ſpäter im Generalbaſſe von einem geſchickten Schüler Voglers erhielt, die erſte muſikaliſche Richtung, ſo daß Vogler ihn nach ſeiner Zurückkunft aus Italien als 14jährigen Knaben des weitern Unterrichts in der Compoſition würdigte und ſeine Verſuche freundlich aufmunterte. Doch wurde er in ſeinem 18ten Jahre auf die Univerſität Heidelberg geſchickt. Bald entſchied ſich hier ſeine Neigung für die Tonkunſt völlig. Aber zu ſeinem Unglück erhielt Vogler, der ihn zu ſich nach München zu nehmen und weiter auszubilden verſprochen hatte, einen Ruf nach Schweden, und der 22jährige Jüngling ſah ſich ſeinem eignen Fleiße überlaſſen. Im J. 1787 übernahm er die Muſikdirectorſtelle bei dem ausgezeichneten Großmanniſchen Theaterorcheſter zu Hannover, welches größtentheils aus jungen Böhmen beſtand, und welches er drei Jahr lang mit großem Nutzen für ſein Studium der dramatiſchen Muſik leitete. Darauf reiſ'te er durch einen Theil von Holland, Deutſchland, Dänemark und Schweden, beſchäftigte ſich bei einem zehn Monate langen Aufenthalte in Stockholm, unter Voglers unmittelbarer Leitung, mit Bearbeitung des Contrapunktes, wobei vorzüglich Gluck ſein Vorbild war, aus deſſen damals in Stockholm unter Vogler vortrefflich ausgeführten Opern er große Nahrung für ſeinen Geiſt ſchöpfte. Auch ſchrieb er einige Kirchenſtücke unter ſeines Meiſters Augen. Darauf begleitete er ſeinen Lehrer auf einer Reiſe bis nach Hamburg, von wo er nach einem gegebnen Concerte 1792 nach Berlin ging. Hier wurde er zuerſt als Mitdirector des Orcheſters beim Nationaltheater angeſtellt, reiſ'te im Sommer 1793 durch einen Theil von Deutſchland mit dem Auftrage, einige Sänger und Sängerinnen für daſſelbe zu engagiren, und wurde in Wien mit der theatraliſchen Muſik und Glucks großen Werken noch mehr vertraut gemacht. Im J. 1796 erhielt er wegen abgelehnten Rufes nach Rheinsberg einen erhöhten Gehalt. Er blieb von dieſer Zeit an in Berlin als Muſikdirector und unternahm von da aus mehrere kleine Reiſen, auf welchen er hier und da ſeine Compoſitionen aufführte. Im J. 1803 begleitete er den Hrn. v. Kotzebue auf ein Jahr nach Paris und wurde zum Capellmeiſter ernannt. Er iſt als ein guter Muſikdirector bekannt und in der Behandlung ſeines Orcheſters ausgezeichnet. Dagegen wirft man ihm geräuſchvolles Tactiren bei Aufführungen und eine einſeitige Vorliebe für Gluckiſche Muſik vor. In ſeinen eigenen Compoſitionen, von denen die meiſten aus einzelnen Muſikſtücken zu Schauſpielen (zu Tell, Braut von Meſſina, Jungfrau von Orleans, Werners Weihe der Kraft, Kotzebue's Huſſiten) und andern Gelegen=

heitsſtücken (Muſik zu Göthe's Epimenides) beſtehen, erkennt man dieſes Vorbild allerdings auch, aber dabei auch Streben nach poetiſcher Charakteriſtik, die jedoch zuweilen in die Breite geht (wie in der Ouverture zu Wilhelm Tell), Kenntniß großer Orcheſtereffecte, Klarheit, energiſchen Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie, bei weniger Originalität und Mannichfaltigkeit der Gedanken. Sein Duodram Sulmalle (1802), ſeine Oper Deodata (1810), und ſeine neuſte Hermann und Thusnelde, beide mit Texten von Kotzebue, ſo wie das kleine Singſpiel die Wette (1807), ſind außer Berlin nicht ſehr bekannt. Mehr ſind es ſeine herausgegebenen melodiöſen und charaktervollen Geſänge mit Begleitung des Pianoforte (die meiſten zu Schauſpielen gehörig), und ſeine kraftvolle melodramatiſche Compoſition der Schillerſchen Ballade Fridolin oder der Gang nach dem Eiſenhammer. Auch ſoll er ein ſehr fertiger und gründlicher Clavierſpieler ſeyn.

Weber (Carl Maria von), gegenwärtig königl. ſächſ. Capellmeiſter und Muſikdirector der deutſchen Oper in Dresden, iſt 1786 zu Eutin im Holſteiniſchen geboren, und genoß der ſorgfältigſten Erziehung mit beſonderer Vorliebe für die ſchönen Künſte. Mahlerei und Muſik theilten ſich hauptſächlich in ſeine Jugendmuße. Nicht ohne Glück verſuchte er ſich in mehrern Zweigen der erſtern. Aber die Tonkunſt verdrängte, ihm ſelbſt unbewußt, allmählig ihre Schweſter gänzlich. Eigenthümliche Neigung bewog ſeinen Vater, zuweilen ſeinen Aufenthaltsort zu wechſeln, womit der Nachtheil für den Sohn verbunden war, auch ſeine Lehrer öfter zu wechſeln. Den beſten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere legte er bei dem braven, ſtrengen und eifrigen Heuſchkel in Hiloburghauſen (1796). Je mehr Webers Vater die allmählige Entwickelung eines großen Talents in ſeinem Sohne wahrnahm, deſto liebevoller ſorgte er für deſſen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch ſtand dieſer ernſte Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anſtrengung von ihm lernte. Im Jahre 1798 ließ Webers Vater zu deſſen Aufmunterung ſechs Fughetten von ihm drucken, ſein erſtes gedrucktes Werk, welches von der muſikaliſchen Zeitung freundlich angezeigt wurde. Zu Ende des Jahres 1798 kam Weber nach München und erhielt im Geſange bei dem Singmeiſter Valeſi, in der Compoſition bei dem jetzigen Hoforganiſten Kalcher Unterricht. Dem ſorgfältigen, klaren und ſtufenweiſe fortſchreitenden Unterrichte des Letztern verdankt er größtentheils die Beherrſchung und den gewandten Gebrauch der Kunſtmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierſtimmigen Satz. Weber arbeitete mit unermüdetem Fleiße ſeine Studien aus. Damals fing ſich auch ſeine Vorliebe zum Dramatiſchen an beſtimmt auszuſprechen; er ſchrieb unter den Augen ſeines Lehrers eine Oper: die Macht der Liebe und des Weins; daneben aber auch eine Miſſe, und mehrere andere Muſikſtücke, die ſpäter alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geiſt die Idee, dem damals von Sennefelder erfundenen Steindruck den Rang abzugewinnen; er glaubte endlich dieſelbe Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigern Maſchine verſehen. Um die Sache ins Große zu treiben, zog er nebſt ſeinem Vater nach Freiberg in Sachſen, wo alles Material am bequemſten zur Hand ſchien. Die Weitläuftigkeit und das Me-

chaniſche, Geiſttödtende des Geſchäftes aber ließen ihn gar bald davon wieder abſtehen, und mit verdoppelter Luſt die Compoſition fortſetzen. Er ſchrieb als vierzehnjähriger Knabe die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: das Waldmädchen, welche im November 1800 auch gegeben wurde, und ſich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter verbreitete, als dem Künſtler ſpäterhin lieb war, der es als ein höchſt unreifes, nur vielleicht nicht ganz erfindungsleeres Product anſah. Ein Artikel der muſikaliſchen Zeitung weckte in dem jungen Componiſten die Idee, auf ganz neue Weiſe zu ſchreiben, und die älteren vergeſſenen Inſtrumente wieder in Anwendung zu bringen. Dem gemäß ſetzte er, als er damals in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereiſ't war, die Oper Peter Schmoll und ſeine Nachbarn (1801), die, wie natürlich, in Augsburg ohne ſonderlichen Erfolg aufgeführt wurde. Die Ouverture dazu hat der Componiſt ſpäterhin umgearbeitet ſtechen laſſen. Im J. 1802 machte er mit ſeinem Vater eine muſikaliſche Reiſe nach Leipzig, Hamburg und Holſtein, wo er mit dem größten Eifer theoretiſche Werke über Muſik ſammelte und ſtudirte, aber durch mannichfaltige Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforſchen, ſich ſein eignes muſikaliſches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meiſter durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. — Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens, und zum erſtenmale trat er allein in dieſe Welt. Hier lernte er unter mehreren großen Männern den unvergeßlichen Vater Haydn, und den originellen Abt Vogler kennen, der mit Liebe dem ernſtgemeinten Streben des Jünglings entgegen kam, und ihm mit der reinſten Hingebung den Schatz ſeines Wiſſens aufſchloß. Auf dieſes Meiſters Rath gab Weber damals, nicht ohne ſchwere Entſagung, das Ausarbeiten größerer Muſikſtücke auf und widmete nun beinahe zwei Jahre dem emſigſten und unermüdetſten Studium der verſchiedenartigſten Werke großer Meiſter, die er in Hinſicht ihres Baus, der Ideenausführung, und in Hinſicht der Benutzung der gegebenen Kunſtmittel mit ſeinem Lehrer gemeinſchaftlich zergliederte, und ſich durch eigne Studien zu erläutern und anzueignen ſuchte. Öffentlich erſchienen in dieſer Zeit nur ein Paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Vogleriſchen Oper Samori. Ein Ruf als Muſikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld zur Kenntniß der Effecte; er bildete hier ein neues Chor und Orcheſter, überarbeitete manche frühere Producte und componirte die von Rhode gedichtete Oper Rübezahl zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienſtgeſchäfte ſehr an eignen Arbeiten. Im J. 1806 zog ihn der kunſtliebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Carlsruhe in Schleſien. Hier ſchrieb er zwei Symphonien, mehrere Concerte und Harmonieſtücke. Als aber der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerſtörte, trat er eine Kunſtreiſe an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart ohne unmittelbaren Dienſt der Kunſt zurückkehrte. Hier ſchrieb er ſeine Oper Silvana, nach dem Sujet des frühern Waldmädchens von Hiemer neu bearbeitet (ſpäterhin im Clavierauszuge bei Schleſinger in Berlin herausgegeben), arbeitete ſeine Cantate: der erſte Ton, nebſt einigen Ouverturen und Symphonien, um, und ſchrieb viele Clavierſachen. Im J. 1810 widmete er ſich von neuem ganz der Kunſt, und trat eine Kunſtreiſe an, klarer und entſchiedener als je. In Frankfurt, München, Berlin ꝛc.

wurden ſeine Opern gegeben, und ſeine Concerte beſucht. Auch ſah er den trefflichen Abt Vogler, wie er ſich zweien, mit herrlichen Geiſtesgaben beſchenkten, Jüngern der Kunſt, Meyerbeer und Gänsbacher, hingab. Im Verein mit dieſen genoß er, ſelbſt gereifter und zur Prüfung fähiger, nochmals deſſen tiefe Erfahrungen und ſchrieb ſeine Oper Abu-Haſſan (Darmſtadt 1810). Er ſah ihn kurze Zeit vor ſeinem Hingehen noch einmal in Wien voll freundlichſten Antheils an ſeinem Streben. Von 1813 bis 1816 leitete er die Direction der Oper in Prag; die er ganz neu organiſirte, und hier componirte er auch die große Cantate: Kampf und Sieg (Clavierauszug, Berlin bei Schleſinger). Nur ſeiner Kunſt lebend, legte er dieſe Direction nieder, als ſein Zweck für dort erreicht war. Darauf zog er abermals frei in die Welt. Viele und ſchöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutſchen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs neue feſthalten, und dieſem Geſchäft widmet er gegenwärtig ſeine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Dieſe verdient auch allerdings ein Mann, der ſo große und glänzende Eigenſchaften und Talente in einer Perſon verbindet, nämlich das eines originellen und gründlichen Tonſetzers, eines großen ausübenden Künſtlers, eines eben ſo feurigen, als beſonnenen und einſichtsvollen Muſikdirectors, und eines in dem äſthetiſchen und grammatiſchen Theile ſeiner Kunſt überall einheimiſchen Theoretikers. Die große Anzahl ſeiner, zum Theil im Stich erſchienenen, Compoſitionen enthält eine Menge von Inſtrumentalſtücken, beſonders für concertirende Inſtrumente und ſehr geübte Spieler berechnet (Concerte, Concertino's, Potpourri's und Harmonieſtücke für Pianoforte, Clarinette, Fagott, Horn, Violoncell, Sonaten, Variationen, Polonoiſen und Tänze, ein Clarinettquintett und einige Symphonien), mehrere oben genannte Opern, von denen Silvana und Abu-Haſſan die bedeutendſten ſind (noch arbeitet der Componiſt an einer von Fr. Kind gedichteten Oper: die Jägersbraut), ferner die ebenfalls genannten Cantaten, unter denen die Cantate: Kampf und Sieg, durch Größe, Fülle, Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, und eine 1817 zur Vermählungsfeier der königlich ſächſ. Prinzeſſin gearbeitete ital. Cantate, mehrere ſchöne Concertarien, vierſtimmige Geſangsſtücke und Lieder zum Clavier (beſonders die mit ſo großem Beifall aufgenommene Liederſammlung: Leier und Schwert, worin man überall den poetiſchen und declamatoriſchen Tonſetzer erkennt), endlich ſein großes Werk für die Kirche, die gediegene, zum Namenstage des Königs von Sachſen componirte Miſſe nebſt Offertorium, welcher ſeitdem noch eine zweite gefolgt iſt. Vieles Intereſſe verſpricht ein bald zu vollendendes Werk, in welchem dieſer geniale Mann ſeine Anſichten und Erfahrungen unter dem Titel: Künſtlerleben, ausſprechen wird.

Weber (Gottfried), ein verdienter jetzt lebender Theoretiker in der Muſik und practiſcher Tonſetzer. Er iſt geb. zu Mannheim 1779, bildete ſich durch guten Unterricht, ſo wie durch Anhören fremder Künſtler in Wien, München, Caſſel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden Muſiker und erreichte auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad von Virtuoſität, widmete ſich aber ſpäterhin faſt vorzugsweiſe der äſthetiſchen und techniſchen Theorie der Muſik, wovon er nicht nur in mehrern

Aufſätzen der Leipziger muſikaliſchen Zeitung und vielen muſikaliſchen Recenſionen in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, in der Jen. Lit. Zeitung, ſondern auch in einem beſondern Werke: Verſuch einer geordneten Theorie der Tonſetzkunſt zum Selbſtunterricht mit Bemerkungen für Gelehrtere, in zwei Bänden, Mainz 1817 und 18, 8., ſehr ſchätzenswerthe Proben abgelegt hat. Er war eine Zeit lang Director der Kirchenmuſik und des muſikaliſchen Conſervatoriums in Mannheim. Darauf verwaltete er das Amt eines Kriegsrichters in Mainz und war Mitglied des Theaterausſchuſſes daſelbſt. Neuerlich iſt er nach Darmſtadt verſetzt worden. Von ſeinen Compoſitionen, welche ein großes Streben nach Einfachheit und declamatoriſchem Charakter auszeichnet, ſind einige neuere Kirchenſtücke, mehrere Meſſen, ein Te Deum 1812, eine Missa funebris oder Requiem, den Manen der Sieger bei Leipzig ꝛc. 1813, beide an mehreren Orten bekannt und mit Beifall aufgeführt worden. Unter den von ihm geſchriebenen Geſängen ſind 12 vierſtimmige Voglern dedicirt, 12 für eine Singſtimme mit Guitarrenbegleitung, Bonn 1812, Geſänge von Göthe ꝛc., Lieder von Schiller ꝛc., vier Hefte einer Leier und Schwert überſchriebenen und bekannten Sammlung (mit den unter demſelben Titel erſchienenen Liedern C. M. v. Webers nicht zu verwechſeln), und eine achtſtimmige fugirte Hymne für die Berliner Singakademie (1812). Außerdem hat er eine, dem Capellmeiſter C. M. v. Weber dedicirte, Clavierſonate (Bonn 1811), ein Trio und ein Tema con variazioni für Guitarre und Violoncell, 1807 ꝛc. herausgegeben. Auch hat er den muſikaliſchen Chronometer erfunden, welcher in einem einfachen Faden beſteht, an deſſen unterm Ende eine Bleikugel befeſtigt iſt, und durch mehrere Aufſätze in der muſikaliſchen Zeitung vom Jahr 1813, 1814 und 1815 ſeine einfache Methode, das muſikaliſche Zeitmaaß zu bezeichnen, entwickelt.

Wechabiten, ſ. Wahabi.

Wechſel heißt im Allgemeinen ſo viel als Tauſch; daſſelbe bedeutet das Wort cambium, womit es überſetzt wird. In der engern Bedeutung, von welcher hier die Rede iſt, verſteht man unter Wechſel, Wechſelbrief, eine ſchriftliche, das Wort Wechſel ausdrücklich enthaltende Anweiſung, wodurch der Ausſteller, oder wer in ſeine Verbindlichkeit getreten iſt, bei Vermeidung perſönlichen Arreſts eine beſtimmte Summe zu gewiſſer Zeit (Verfallzeit genannt) zu zahlen verſpricht. Hieraus folgt, daß dem Wechſel immer ein Contract zum Grunde liegt, der durch den Wechſel ſchriftlich gemacht wird, und dieſer Contract hat die größte Beſtimmtheit, ſo daß eine Schrift, die das Wort Wechſel oder nach Wechſelrecht nicht enthält, nie für einen Wechſel angeſehen und nach den ſtrengen Wirkungen deſſelben beurtheilt wird. Das Verſprechen, daß man ſich dem perſönlichen Arreſt bei Nichtzahlung unterwerfen wolle, bedarf keiner beſondern Stipulation, ſondern wird ſchon aus dem angegebenen Worte Wechſel oder Wechſelrecht gefolgert. Die Wechſel werden eingetheilt in 1. eigene Wechſel, d. h. diejenigen, in welchen der Ausſteller die Zahlung ſelbſt zu leiſten verſpricht. Dieſe heißen auch uneigentliche, trockene Wechſel (cambia sicca). Hier kommen nur zwei Perſonen in Betracht, nämlich der Ausſteller und der Empfänger; 2. traſſirte Wechſel, Tratten, d. h. diejenigen Wechſel, in

welchen der Ausſteller die Zahlung durch eine fremde Perſon leiſten zu laſſen verſpricht. Sie heißen auch *eigentliche Wechſel* deßwegen, weil die größten Handelsgeſchäfte nur mit dieſen Wechſeln gemacht werden, daher auch *Kaufmannswechſel* (cambia mercantilia), auch *naſſe* Wechſel (cambia trajectitia), weil ſie oft über die See gehen. Bei dieſen Wechſeln werden vier Perſonen, welche dabei vorkommen, obgleich nicht immer vier verſchiedene Subjecte ſind, unterſchieden. 1. Der *Traſſant*, der den Wechſel ausſtellt oder *verkauft* und das empfangene Geld an einem andern Orte wieder *auszahlen* läßt. 2. Der *Remittent*, d. i. der, welcher den Wechſel kauft, das Geld zahlt, um das Geld an einem andern Orte wieder ausgezahlt zu erhalten. 3. Der *Präſentant*, d. i. der, welcher die Schuld zu heben angewieſen iſt, und deſſen erſtes Geſchäft darin beſteht, den empfangenen Wechſel dem, der ihn bezahlen ſoll, zur Acceptation zu präſentiren. Die *Präſentation* iſt eine an den Acceptanten oder Traſſaten gerichtete Frage, ob er den Wechſel honoriren will. Die Zeit dieſer Präſentation hängt nicht von dem Willen des Inhabers ab, ſondern iſt an gewiſſe Vorſchriften gebunden, welche ſich nach den Worten richten, die in dem Wechſel ſtehen. 4. Der *Traſſat*, d. i. der, auf welchen der Wechſel geſtellt iſt; da derſelbe durch die Unterſchrift ſeines Namens ſich zur Zahlung bereit erklärt, ſo heißt er auch *Acceptant*. Die *Acceptation* iſt eine unter den Wechſelbrief geſetzte Erklärung, wodurch ſich der Traſſat zur Zahlung nach Wechſelrecht verbindlich macht. Hierzu bedarf es blos des Wortes: „acceptirt" mit dem Namen des Traſſaten. Mündlich und außer dem Wechſel kann die Acceptation nur dann erfolgen, wenn es beſondere Wechſelordnungen erlauben, z. B. mit Zeugen. Sie muß aber erfolgen, ſogleich wenn der Wechſel präſentirt iſt. Die Zahlung nach erfolgter Acceptation richtet ſich nach der Zeitbeſtimmung im Wechſel, wovon nachher. Indeſſen trifft es ſich oft, daß Jemand an eben dem Orte zu fodern hat, wo er bezahlen ſoll, in dieſem Fall braucht er keinen Wechſel zu kaufen, ſondern wird *Remittent* und *Traſſant* zugleich. — Der Remittent wird durch den, von ſeinem Namen im Wechſel befindlichen Zuſatz: *an die Ordre*, berechtigt, ſein Recht auch an Andere abzutreten. Dies thut er durch die *Indoſſation* (ſ. d. Art.), welche in der Bemerkung auf der Rückſeite des Wechſels: *Für mich an die Ordre des* ꝛc. beſteht. Auf ſolche Weiſe kann der Wechſel von Hand zu Hand abgetreten werden, welches *giriren* genannt wird (ſ. *Giro*); aber jeder Indoſſant übernimmt dabei auch die Verpflichtung des Traſſanten, für den baaren Werth des Wechſels zu ſtehen. Wer alſo im Auslande zu zahlen hat, kann einen Wechſel kaufen, und dieſen, auf ſeinen Gläubiger indoſſirt, ihm an Zahlungsſtatt ſchicken; wer im Auslande zu fodern hat, kann einen Wechſel ziehen und an ſeinem Wohnort verkaufen. Um nicht auf unbeſtimmte Zeit für den Werth ſeines Wechſels und deſſen Gültigkeit zu ſtehen, wird darin gewöhnlich die Zeit der Zahlung beſtimmt; ſolche Wechſel heißen *Datowechſel*. Ein ſolcher Datowechſel muß vierzehn Tage vor der Verfallzeit präſentirt werden. Nun iſt aber für ſolche Datowechſel von einem Orte auf den andern eine gewiſſe Zeit *gewöhnlich* geworden, und ſolche auf die gewöhnliche Zeit geſtellte heißen *Uſowechſel*. Dieſe Zahlungszeit richtet ſich nach Wechſelordnung und Wechſelgebrauch (z. B. in Leipzig iſt ſie vierzehn Tage). Oft giebt es mehrere Uſo von einem

Orte auf den andern, ſo daß man auf die kürzere oder längere übliche Friſt ſtellt. In dieſem Falle muß der Wechſel präſentirt werden, ehe die Poſt wieder an den Ort abgeht, woher er gekommen iſt. Wird aber keine Zeit beſtimmt, ſo muß der Traſſant auch unbeſtimmt und ſo lange haften, bis der Wechſel dem Traſſaten zu Geſicht gebracht iſt; ſolche nennt man Sichtwechſel, Wechſel a vista. In dieſem Falle muß der Wechſel binnen 24 Stunden nach der Ankunft präſentirt und in 24 Stunden nach Acceptation bezahlt werden. Doch kann oder muß der Inhaber einer acceptirten Tratte auch nach der Verfallzeit gewiſſe Tage noch abwarten, ehe er nach Wechſelrecht verfährt (Discretions- oder Reſpecttage), je nachdem dieſe Tage, deren Zahl nach den meiſten Wechſelordnungen elf iſt, zum Beſten des Inhabers oder des Wechſelſchuldners feſtgeſetzt ſind. Sie fallen aber weg bei Wechſeln, welche in der Meſſe zahlbar ſind. Die wirkliche Zahlung des Wechſels muß in der Regel baar, und ſie kann nur mit Einwilligung des Wechſelinhabers durch Aſſignation oder Delegation, welche hier Scondrito heißt, erfolgen. Zuweilen wird der Wechſel prolongirt, d. h. die Verbindlichkeit zu zahlen auf längere Zeit hinausgeſchoben. Dies wird im Wechſel ſelbſt angezeigt, z. B. durch die Worte „prolongirt bis ꝛc.“ In dieſem Falle geht der Schaden auf Rechnung des Inhabers, z. B. wenn der Traſſat unterdeſſen banquerott wird. Auch wird durch Prolongation die Verjährung unterbrochen. Der Verjährungstermin für Wechſel iſt gewöhnlich kürzer beſtimmt, als der der gemeinen Verjährung. Was die Form der Wechſel anlangt, ſo wird bei allen Wechſeln 1. das Datum der Ausſtellung und die Summe, welche der Gegenſtand der Wechſelverbindlichkeit iſt, darüber geſetzt. Weicht die Angabe dieſer Summe von der im Wechſel ſelbſt ausgeſchriebenen Zahl ab, ſo gilt die letztere Angabe. Einige Gerichtshöfe laſſen aber bei einer ſolchen Abweichung, und wenn des Ausſtellers Vorname fehlt, keine Verhaftung zu. 2. Wird das Schlußwort beigefügt Valutam habe baar erhalten, oder bin des Werthes wohl vergnügt. Nach einigen Wechſelordnungen kann jedoch dieſe Form auch fehlen. 3. Muß die Unterſchrift von dem Ausſteller beigefügt ſeyn, und zwar eine ſolche, die ihn hinlänglich bezeichnet. Der traſſirte Wechſel insbeſondere wird in Form einer Anweiſung an einen Dritten ausgeſtellt, ferner werden die Mittel angegeben, wie der Acceptant zur Wiederbezahlung gelangen ſoll. So heißt es z. B. Ew. ꝛc. ſtellen es mir auf Conto u. ſ. w.; und man bezieht ſich in traſſirten Wechſeln auf den Aviſobrief, d. i. das Schreiben, welches der Ausſteller an den Traſſaten oder Acceptanten erläßt, und worin alle nähern Umſtände der Zahlung angegeben werden; bei den traſſirten Wechſeln wird ferner immer links die Überſchrift an den Acceptanten oder Traſſaten beigefügt. Eigene Wechſel werden immer in Form eines Verſprechens und nicht wie Anweiſungen abgefaßt; ſie werden gewöhnlich nur als Solawechſel (in einem Exemplare) ausgeſtellt; ſtatt der Adreſſe werden die Worte acceptirt auf mich ſelbſt, mit dem Namen des Ausſtellers geſetzt. Um das Giriren der Wechſel zu erleichtern, oder wenn der Wechſel weit zu gehen hat, werden oft zwei oder mehrere Exemplare deſſelben ausgeſtellt; das eine, die Prima, ſendet der Remittent gerade an den Ort des Traſſaten, um dort von einem Freunde ſie präſentiren zu laſſen; dieſer Freund iſt nicht berechtigt, die Zahlung zu heben, wohl aber allenfalls zur Verfallzeit Sicher-

ſtellung vom acceptirenden Theile zu fodern; das andere Exemplar, die *Secunda*, auf welche bemerkt iſt, bei wem die Prima zur Präſentation ſich befinde, wird dann auf den indoſſirt, dem damit gezahlt werden ſoll, iſt ſo zum Giriren beſtimmt und mag nun auch nach der Verfallzeit ankommen. Der Verwahrer der acceptirten Prima muß dieſe dem Inhaber der Secunda ausliefern und gegen beide zahlt dann der Acceptant, weil eigentlich die Prima ſeine Annahme, die Secunda den rechten Indoſſatarius beurkunden ſoll. Wenn der Traſſat nicht acceptirt oder nicht zahlt, ſo muß der Inhaber des Wechſels deſſen Weigerung dawider gerichtlich oder von einem Notar beglaubigen laſſen; welche Weigerung ſo wie die darüber abgefaßte Urkunde ſelbſt *Wechſelproteſt* genannt wird; hierauf berechnet er in dem *Rückwechſel* (*Ricambio*) die Wechſelſumme nebſt allem Schaden und fodert den Betrag vom Indoſſanten oder Traſſanten ein; aber er iſt auch ſchuldig, Jedem, der den proteſtirten Wechſel ihm bezahlen will, dieſen zu überlaſſen. — Wenn Jemand Wechſel vor der Verfallzeit kauft, ſo heißt dieſer Kauf *Disconto*; billig werden dann für die Zeit, welche der Wechſel noch zu laufen hat, Zinſen abgezogen, in der Regel jedoch ſehr billige Zinſen, weil der Käufer im Wechſel ſelbſt Sicherheit für die Zahlung und zugleich das Mittel hat, ſich in jedem Augenblicke bezahlt zu machen; wie aber auf der einen Seite die Sicherheit oder Unſicherheit derer, welche für den Wechſel ſtehen, ſo kann auch auf der andern die Vielfältigkeit des Anſuchens um Disconto dieſen Abzug mehr oder minder ſteigen machen. *Valuta* heißt alles dasjenige, was der Ausſteller des Wechſels für die Ausſtellung erhält oder für erhalten annimmt. In der Regel wird ein Wechſel ausgeſtellt auf die Münzſorte, welche an dem Orte der Zahlung gilt, und die Quantität von Münze, worauf derſelbe gewöhnlich geſtellt und wornach gewöhnlich der Preis beſtimmt wird, welchen dafür der Remittent entrichten ſoll, heißt die *fixe Valuta*. So iſt z. B. von Königsberg auf London und von Leipzig auf London die fixe Valuta ein Pfd. Sterl., von Königsberg auf Hamburg die fixe Valuta Ein Hamburger Bancothaler, aber von Leipzig auf Hamburg einhundert Bancothaler. Die Münze, in welcher die Bezahlung für den Wechſel gewöhnlich gerechnet wird, heißt die *bewegliche Valuta*. Das Verhältniß der fixen und beweglichen Valuta zu einander, welches zu einer Zeit an einem Orte allgemein iſt, heißt der *Wechſelcurs*. Z. B. der Curs von Leipzig auf Hamburg ſteht 140. 6. heißt: das Hundert Bancothaler in Hamburg als die fixe Valuta, in Wechſelbriefen gegeben, wird mit 140 Thlr. 6 Gr. ſächſ. als beweglicher Valuta bezahlt. Wenn in der beweglichen Valuta genau ſo viel Werth an edlem Metall gezahlt wird, als der Werth des edeln Metalls der fixen beträgt, ſo ſteht der Curs al pari. Z. B. wenn das engliſche Pf. Sterling 2280 holländiſche Aß Silber enthält und der Curs von Königsberg auf London ſteht 19 Gulden und 7 Gr. preuß., d. i. 6 Thl. 10 Gr. preuß., ſo iſt der Curs im Pari; denn ſo viel betragen 2280 Aß Silber im preußiſchen Courant; muß aber zu dieſer Zeit allgemein mehr Silber in der beweglichen Valuta gegeben werden, als die fixe enthält, ſo iſt der Curs *geſtiegen*, und wenn weniger, ſo iſt er *gefallen*. Auf das Steigen oder Fallen des Wechſelcurſus hat die Nachfrage nach Wechſeln und das Angebot derſelben einen weſentlichen Einfluß; werden nämlich an einem Poſt-

tage von dieſem Orte auf jenen mehr Wechſel geſucht als ausgebo- ten, ſo muß der Curs ſteigen, im entgegengeſetzten Falle aber ſin- ken. Dieſe Regel leidet jedoch häufige Ausnahmen, ſo daß weder aus dem Curs auf das Verhältniß der Schulden und Foderungen zweier Handelsplätze, noch von dieſem Verhältniſſe auf den Curs mit Sicherheit geſchloſſen werden kann. Zur Meßzeit wird ge- wöhnlich der Wechſelcurs durch öffentliche Auctorität beſtimmt, wie z. B. in Leipzig zu Anfang der Meſſe. Daher werden ſogenannte Curszettel aufgeſetzt. Meßwechſel oder Regulirwechſel heißen entweder ſolche, welche in der Meſſe ausgeſtellt werden. Sie haben einen beſondern Curs oder Werth, indem der Ausſteller eine beſtimmte Proviſion davon bekommt, die gewöhnlich zu Anfange der Meſſe regulirt wird. Oder man nennt auch Meßwechſel, die in der Meſſe zahlbar ſind. Sie haben einen üblichen Zahltag. Bis- weilen geſchieht es, daß Handelsleute, um ſich für einige Zeit baare Münze zu verſchaffen, Wechſel ziehen, von denen ſie im Voraus wohl wiſſen, daß ſie nicht acceptirt, ſondern mit Proteſt an ſie zu- rückkommen werden. Dieſen Betrug nennt man Wechſelreite- rei; ein ähnlicher Betrug wird nicht ſelten mittelſt Wechſel getrie- ben, bei welchen die Namen ſowohl des Traſſanten, als des Remit- tenten erdichtet ſind, dergleichen Wechſel heißen Kellerwech- ſel. — Nicht leicht hat irgend eine Erfindung wohlthätiger auf den Nationalreichthum überhaupt und auf den Verkehr der Völker ins- beſondere gewirkt, als die Wechſelanſtalt. Vermittelſt dieſer Anſtalt wird der Credit gleichſam mobiliſirt und an die Stelle der Münze, alſo an die Stelle des Unterpfandes geſetzt, was die Münze ihrem Beſitzer für die wirkliche Realiſirung der damit empfangenen Anweiſung auf ſämmtliche in den Tauſchverkehr kommende Güter gewährt. Als die Handelsverhältniſſe zwiſchen den einzelnen Ländern der Erde ſich vervielfältigt hatten, mußten es die Kaufleute bald weit bequemer finden, ihre gegenſeitigen Schulden auszuwechſeln, als vermittelſt der Metallmünze zu berichtigen. Dieſe Bequemlichkeit gab den Wechſelbriefen ihren Urſprung; ſchon Tyrus, Carthago, Athen, Korinth, Syrakus, Alexandrien ſcheinen ſie gekannt zu haben. Man ſoll die erſten beſtimmten Spuren des Wechſelgeſchäfts ſeit Ende des zwölften Jahrhunderts in einigen Provinzen von Frankreich, beſon- ders auf der ſogenannten Champagner Meſſe, finden. Die Ausbil- dung des Geſchäfts gehört jedoch, wie auch die italieniſchen Aus- drücke beſagen, Italien an. Vergl. Martens hiſtoriſche Entwi- ckelung des wahren Urſprungs des Wechſelrechts. Werden bei zwei mit einander im Verkehr ſtehenden Nationen die Wechſelgeſchäfte mit gehöriger Lebhaftigkeit betrieben, ſo bedarf es zu dieſem Ver- kehr keiner größern Münzmaſſe, als gerade erfoderlich iſt, um die Differenz der gegenſeitigen Schulden auszugleichen. So lange der Curs in der Nähe des Pari, ſey es über oder unter demſelben, bleibt, d. h. ſo lange noch eine Gleichförmigkeit zwiſchen den von den beiden Handelsplätzen in Wechſelwirkung gebrachten Waaren- maſſen Statt findet, bedient man ſich gegenwärtig der Wechſelbriefe. Erſt wann der Curs ſo hoch ſteigt, daß es wohlfeiler wird, Me- tallmünze an den Gläubiger zu ſenden als einen Wechſel auf dem Markte zu kaufen, tritt das edle Metall im Welthandel auf. Je lebhafter demnach die Wechſelwirkung unter den einzelnen Handels- plätzen und Handelsſtaaten iſt, um ſo weniger brauchen die edlen Metalle ſelbſt aufzutreten. Und wie im Weltverkehre, ſo werden

ſetzt auch im Nationalverkehre unzählige Handelsgeſchäfte blos mittelſt der Wechſelbriefe abgemacht, ſo treten auch in dieſem Verkehre bloße Foderungen einzelner Privatleute an Andere häufig an die Stelle der Münze. KM.

Wechſelrecht iſt der Inbegriff der die Wechſel (ſ. d. Art) betreffenden Rechte. Das Wechſelrecht iſt, ſo wie andere Theile des Rechts, ein geſchriebenes und ein nichtgeſchriebenes. Jenes gründet ſich auf ausdrückliche Verordnungen der geſetzgebenden Macht, welche Wechſelordnungen genannt werden. Dieſer Wechſelordnungen giebt es ſehr viele, die nicht ſelten von einander abweichen. Faſt für jedes Land und für jede bedeutende Handelsſtadt iſt eine beſondere Wechſelordnung vorhanden. So giebt es: ein allgemeines preußiſches Wechſelrecht, eine verbeſſerte Wechſelordnung für die bayerſchen Länder (1802), eine braunſchweigiſche, jeveriſche, ruſſiſche 2c. Wechſelordnung; ferner Wechſelordnungen der Städte Augsburg, Breslau, Hamburg, Leipzig (die Leipziger Wechſelordnung, welche ſehr berühmt iſt, hat Püttmann herausgegeben.), Nürnberg 2c. Das nichtgeſchriebene Wechſelrecht hingegen gründet ſich auf gewiſſe, rechtsbeſtändiger Weiſe eingeführte Gewohnheiten, die man aus den Parere's (Gutachten) der Kaufleute kennen lernt. Von dieſen letztern ſind jedoch die an einigen Orten unter den Kaufleuten eingeführten Usances (von dem italieniſchen Worte usanza, Gebrauch, Gewohnheit), wenn ſie nicht die Eigenſchaft einer geſetzmäßigen Gewohnheit haben, unterſchieden. Die wichtigſten Wechſelgeſetze und Gutachten findet man in Siegels corpus juris cambialis, von Uhle fortgeſetzt. Es geht aus dieſer Erklärung von ſelbſt hervor, daß es kein allgemeines deutſches Wechſelrecht geben könne. Die Länder Deutſchlands haben, nach ihrer Lage und beſondern Verfaſſung, ein ſo verſchiedenes Intereſſe, daß einerlei Verfügungen auf ſie keinesweges paſſen würden. Der Wechſelprozeß iſt daher auch in verſchiedenen Ländern oft verſchieden. So kann z. B. bei erhobener Wechſelklage gegen den ſäumigen Wechſelſchuldner nicht überall mit Arretirung ſeiner Perſon verfahren, ſondern es muß erſt aus ſeinem Vermögen die Befriedigung des Gläubigers geſucht werden. — Wechſelrecht nennt man auch dasjenige Recht, welches Wechſelbriefe vor andern Schuldverſchreibungen voraus haben. Die Strenge des Wechſelrechts beſteht darin, daß wenn der Schuldner nicht zahlt, ſogleich die Perſon deſſelben angegriffen werden kann, ohne auf ſeine Güter Rückſicht zu nehmen. Man hat über den politiſchen Grund dieſer Strenge viele Hypotheſen aufgeſtellt, ſo z. B. Büſch in ſeiner Handlungsbibliothek 1. Bd.; Martens unterſcheidet den urſprünglichen politiſchen Grund, den er in der Natur der Meſſen findet, wo die Wechſel zuerſt vorkommen, von dem Grund der Beibehaltung dieſer Strenge, der in der Schnelligkeit und Sicherheit liegt, dadurch zur Befriedigung einer Foderung zu gelangen. Sich nach Wechſelrecht verbindlich machen, heißt daher, ſich bei Nichterfüllung ſeiner eingegangenen Verbindlichkeiten derjenigen Strenge unterwerfen, welche das Wechſelrecht für den Wechſelſchuldner feſtgeſetzt hat. Es iſt nicht ungewöhnlich, bei Pacht-, Mieth- oder andern Contracten und Verträgen ſich die Zahlung nach Wechſelrecht verſchreiben zu laſſen. Der abgeſchloſſene Contract wird zwar dadurch kein eigentlicher Wechſel, wohl aber entſteht daraus die Wirkung, daß man gegen den ſäumigen Zahler nach Wechſelrecht verfahren kann. Un-

geachtet ein Wechſelgläubiger viele Vorzüge vor andern Gläubigern hat, ſo findet doch bei einem entſtehenden Concurs für die Wechſelfoderung keine Priorität Statt, und die Wechſelgläubiger werden in den meiſten Ländern den gemeinen Gläubigern gleichgeſetzt. Es kann in der Regel jeder einen Wechſel ausſtellen, der frei über ſeine Perſon und ſein Vermögen disponiren kann. Gewiſſen Perſonen iſt dieſes jedoch aus ſpeciellen Gründen verboten: 1. Geiſtlichen, nach dem canoniſchen Rechte; 2. Soldaten, weil Wechſelverbindlichkeiten ihren Amtspflichten in den Weg treten könnten; 3. minderjährigen Perſonen. Hier und da giebt es eine beſondere Wechſelmündigkeit, die ſpäter als die allgemeine Mündigkeit eintritt; 4. Perſonen, die noch unter väterlicher Gewalt ſtehen, in dem Falle, daß dadurch ein Darlehn verſichert werden ſoll; 5. in den meiſten Ländern auch Weiber und Bauern. — Zu einer gründlichen Kenntniß des Wechſelrechts gehört beſonders auch die Kenntniß der verſchiedenen Münzen, ihres Verhältniſſes gegen einander, und des ſogenannten Wechſelcurſus, ſo wie der vorzüglichſten Banken und Wechſelplätze. Außer den ältern Schriften über das Wechſelrecht, welche man in Beſekens Thesaurus juris cambialis findet, werden in dieſem Fache vorzüglich geſchätzt: Siegels vorſichtiger Wechſelgläubiger, und deſſen Einleitung zum Wechſelrecht. Ein brauchbares Handbuch iſt: Grundſätze des Wechſelrechts von Püttmann, herausgegeben von Martens, Leipzig 1805.

Wechſelwinkel. Wenn zwei Parallelen durch eine dritte Linie geſchnitten werden, ſo heißen die auf entgegengeſetzten Seiten der ſchneidenden, an der einen und der andern Parallele liegenden, inneren Winkel Wechſelwinkel.

Weckherlin (Georg Rudolph), einer der beſten ältern deutſchen Dichter, ein Zeitgenoſſe von Opitz, geboren 1584 zu Stuttgart. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung, ſtudirte von 1601 an zu Tübingen die Rechte, und machte dann verſchiedene Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und England, wobei er ſich eine vertraute Bekanntſchaft mit der ausländiſchen Literatur erwarb, die auf die Bildung ſeines Geiſtes einen vortheilhaften Einfluß hatte. Er wurde 1610 Secretär des Herzogs Johann Friedrich zu Stuttgart, und ſcheint auch das Amt eines Hofpoeten gehabt zu haben, wie ſich aus den, zu jener Zeit von ihm herausgegebenen, Beſchreibungen verſchiedener Hoffeſte vermuthen läßt. Als im Jahre 1620 zu London eine deutſche Kanzlei für die Verhandlungen mit den deutſchen Höfen errichtet wurde, erhielt Weckherlin eine Anſtellung dabei, wurde von Jacob I. und Carl I. zu verſchiedenen Sendungen in das Ausland gebraucht und ſtarb 1651 zu London. Seine Gedichte zeigen von einem durch die beſten Dichterwerke anderer Nationen gebildeten Geiſt. Obgleich er nicht den großen Einfluß auf die neuere deutſche Poeſie hatte, wie Opitz, ſo hat ſein Beiſpiel doch zur Verbeſſerung derſelben unſtreitig beigetragen. Weckherlin ſuchte als deutſcher Dichter ſich eine neue Bahn zu brechen. Seinem feinern Kunſtſinne waren die bis dahin gewöhnlichen Knittelreime der deutſchen Dichter zuwider, er verſuchte daher die von den Italienern, Franzoſen und Engländern gebrauchten Sylbenmaaße auch im Deutſchen anzuwenden; doch wird er hierin von Opitz übertroffen. Weckherlin iſt der erſte deutſche Dichter, der das Sonett, oder Klinggedicht, wie er es nennt, unter uns eingeführt hat. Er gab zuerſt eine kleine Sammlung ſeiner Gedichte, unter dem Titel:

zwei Büchlein Oden und Geſänge, Stuttgart, 1618, heraus. Eine vollſtändigere Sammlung: Geiſtliche und weltliche Gedichte, ließ er zu Amſterdam 1641 und eine zweite, viel vermehrte Ausgabe 1648 ebendaſelbſt drucken. Unter den geiſtlichen Gedichten ſind auch freie gelungene Überſetzungen von dreißig Pſalmen. Die weltlichen beſtehen aus zum Theil ernſthaften Sonetten auf verſchiedene berühmte Männer damaliger Zeit, Buhlereien oder Liebgedichten, Epigrammen, Idyllen u. dergl. Sein Klaggedicht auf Guſtav Adolphs Tod iſt verſchiedentlich einzeln abgedruckt worden. Weckherlins Andenken war unter den Deutſchen faſt ganz vergeſſen, als es Eſchenburg in ſeiner Sammlung auserleſener Stücke der beſten deutſchen Dichter rc. 3r Band, Braunſchweig 1778, rühmlichſt wieder erneuerte. Seitdem ſind verſchiedene ſeiner vorzüglichſten Gedichte in mehrere Sammlungen aufgenommen worden.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein nicht unberühmter deutſcher Journaliſt, der Sohn eines Landpredigers zu Bothnang im Würtembergiſchen, geb. 1739. Er beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart und dann die Univerſität Tübingen, wo er die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte. Dann ging er als Hofmeiſter nach Straßburg, und von da nach Paris. Hier beſchäftigte er ſich mit der franzöſiſchen Literatur, beſonders mit Voltaire's und Linguets Schriften, und eignete ſich den perſiflirenden Ton derſelben an, wie ſeine ſpätern Schriften bewieſen. Er ging darauf nach Wien, wo er ſich mit Schriftſtellerei und Unterricht in Sprachen beſchäftigte, ſich aber durch ſeinen Hang zur Satire Feinde, und zuletzt durch das witzige aber muthwillige Buch: Denkwürdigkeiten von Wien (1777), halbjährigen Arreſt und Verweiſung aus dem Lande zuzog. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Regensburg ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geiſtvollen Mann und guten Geſellſchafter ſchätzte. Aber ſeine ſatiriſche Laune, die ſich in einem Pasquill ergoß, war Urſache, daß er ſich auch von hier ſchnell entfernen mußte. Er rächte ſich dafür durch das damals viel geleſene Buch: Anſelmus Rabioſus Reiſe durch Deutſchland (1778). Er wendete ſich hierauf nach Nördlingen, wo er eine politiſche Zeitung unter dem Titel Felleiſen ſchrieb. Auch von hier verwieſen, lebte er einige Jahre zu Baldringen, einem fürſtlich Wallerſteiniſchen Dorfe unweit Nördlingen. Hier begann er ein periodiſches Werk: Chronologen (12 Bände 1779 — 83), in welchen man Witz, Laune, Satire, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntſchaft mit der franz. Literatur findet. Er ſetzte dieſes Journal unter den neuen Titeln: das graue Ungeheuer (12 Bände, 1784 — 87), Hyperboreiſche Briefe (7 Bändchen, 1788—90) und Paragraphen (3 Bändchen, 1791 — 92) fort; allein der Beifall der Leſer nahm ſehr ab, da Weckherlin ſich erſchöpft hatte. Eine Schmähſchrift, die er 1788 auf die Reichsſtadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Arreſt zu Hochhaus, einem Walleſteiniſchen Schloſſe, zu. Er verlebte hier vier Jahre, wurde gut behandelt, und ſetzte ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fort. Als Anſpach 1792 unter preußiſche Hoheit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politiſche Zeitung zu ſchreiben. Ein verdrießlicher Vorfall, der ihm durch den unerwieſenen Verdacht eines Einverſtändniſſes mit den Franzoſen verurſacht wurde, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er 1792 ſtarb. Weckherlin beſaß mannichfaltige Kenntniſſe und eine anziehende Darſtellungsgabe. Aber dieſe Vorzüge wurden

durch die Fehler ſeines Charakters, deſſen Hauptzug Unbeſonnenheit war, verdunkelt.

Weda iſt der Name des Kriegsgottes der alten Frieſen. Sie bildeten ihn ab, angethan mit einem kurzen römiſchen Kriegsrocke, mit Flügeln auf dem Rücken, einem Helme und Federbuſche und einem Schilde vor der Bruſt.

Wedgewood, Wedgwood, eine nach ihrem Erfinder dieſes Namens benannte Gattung von engliſchem Steingut (ſ. Steingut), die ſich durch Härte, Feſtigkeit, Feinheit und Schönheit auszeichnet. Joſiah Wedgewood, urſprünglich ein armer Töpfer aus der Grafſchaft Strafford, geboren 1731, erfand in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zuerſt ein blaßgelbes Steingut von großer Dauerhaftigkeit und trefflichem Glanze. Darauf folgten nach und nach noch nachſtehende Sorten: 1. das ſchwefelgelbe Steingut (fine ware Biscuit oder Queen's ware), das den Säuren wie dem Wechſel der Hitze und Kälte widerſteht und ſchön gemahlt und verziert wird; 2. das weiße Wedgewoodporzellan (white china) von gleichen Eigenſchaften; 3. das Jaspisporzellan (Jasper), weiß und durchſcheinend, dabei ſehr ſchön und zart und mit dem beſondern Vorzuge, daß es eine Farbe durch und durch annimmt; 4. Baſalt, eine mit faſt allen Eigenſchaften des Baſalts verſehene Maſſe von ſchöner Schwärze, welche die höchſte Politur annimmt, am Stahl Feuer giebt, allen Säuren widerſteht und auch zum Probierſtein der Metalle dienen kann; 5. Terra cotta, welche den Granit, Porphyr u. ſ. w. nachahmt; 6. Bamboo, ein rohrartiges, geſtreiftes Biscuitporzellan, und 7. Biscuitporzellan, eine achatähnliche Maſſe von außerordentlicher Härte und Undurchdringlichkeit, übrigens wie das Bamboo von den Eigenſchaften des weißen. — Die große Fabrikanlage Wedgewoods iſt unweit Newcaſtle und macht einen eigenen Flecken aus, welcher Etruria heißt. Wedgewood ſelbſt ſtarb 1795.

Wegelagerung heißt in den Rechten die Handlung, da man auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf jemand lauert, in der Abſicht, ihn zu berauben. Dieſe Handlung wird als eine Art des Landfriedenbruchs angeſehen, und iſt daher in den Geſetzen hart verpönt. Geſchieht dies Auflauern nicht aus Raubſucht, ſondern aus Rache und um den andern zu beſchädigen, ſo wird es das Vorwarten genannt, und, nach Beſchaffenheit der Umſtände, geringer als das Wegelagern beſtraft. — Als der Stamm der Carolinger nicht mehr über Deutſchland herrſchte, und die deutſchen Stände ihre Regenten ſelbſt wählten, da wurden gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts die Befehdungen häufiger, das Anſehen der Geſetze und der richterlichen Gewalt kam immer mehr in Verfall, und die öffentliche Sicherheit wurde dadurch beſonders gefährdet, daß die Ritter, die in ihren Burgen vom Stegreife, d. h. vom Raube lebten, ſich den Reiſenden, beſonders den Kaufleuten, welche auf die Märkte zogen, in den Weg lagerten (im Hinterhalte auflauerten) und ſie beraubten. Der ewige Landfriede (ſ. d. Art.) machte dieſem Unweſen nach und nach ein Ende.

Wegemeſſer, Schrittmeſſer, Meilenmeſſer. Man denke ſich ein auf ebener Erde in gerader Richtung fortrollendes Rad; es läßt ſich der geradlinige Raum meſſen, den das Rad ſolchergeſtalt durchläuft, um eine volle Umdrehung zu machen, d. h. bis der Kopf

des nämlichen Radnagels den Boden wieder berührt, und die Anzahl der Radumläufe beſtimmt alſo den zurückgelegten Weg. Auf dieſem ſehr nahe liegenden Gedanken beruht die Einrichtung des Wege- oder Schrittmeſſers. Man denke ſich z. B. in der Büchſe des Rades ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Umläufe anzeigen; die Einrichtung kann eine ſehr verſchiedene ſeyn. — Die mit Vermeſſung der Poſtſtraßen im Preußiſchen beauftragten Conducteurs bedienten ſich eines ſolchen Wegemeſſers in der ſehr bequemen Geſtalt einer Schubkarre, die ſie vor ſich herſchieben laſſen konnten.

Wehrgeld (Sühn- oder Manngeld) iſt eine Geldſtrafe, die derjenige, der einen andern, zwar ohne Vorſatz, jedoch nicht ohne allen Vorwurf einiger Nachläſſigkeit, getödtet hat, an die Anverwandten des Getödteten, gleichſam als einen Erſatz des Schadens, den ſie durch dieſen Tod erlitten, zahlen muß. Nach den ſächſiſchen Rechten beträgt es für eine getödtete Mannsperſon 20 Thlr., für eine Frauensperſon 10 Thlr., wenn es auch gleich nur Kinder ſind. Die Benennung kommt wahrſcheinlich von dem alten Worte Wehre, Werth, her; Wehrgeld iſt demnach der Preis, nach welchem einer in der bürgerlichen Geſellſchaft geſchätzt ward, und welchen der Mörder deſſelben an die Verwandten des Getödteten bezahlen mußte. Bei unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, war nach Tacitus Bericht ſchon eine Art von Wehrgeld eingeführt. Da das Geld bei ihnen noch ſelten oder ganz ungewöhnlich war, ſo wurde der Todſchlag mit einer beſtimmten Anzahl Rinder und Schafe gebüßt, welche an die Verwandten des Ermordeten gegeben werden mußten. — In Polen hatte der Adel ehemals das Vorrecht, einen Todſchlag mit Geld abzukaufen. Aber dieſes Vorrecht wurde auf dem Reichstage 1767 aufgehoben.

Weib, ſ. Frauen und Geſchlecht.

Weichbild heißt: 1. das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Städt ſelbſt mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, weil man in ältern Zeiten in Deutſchland die Gränzen eines Stadtgebietes durch geweihte Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat dieſe Benennung auch von dem lateiniſchen Worte vicus, wodurch man bisweilen in Deutſchland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen. 2. Das Stadtrecht, der Inbegriff der Stadtrechte oder Geſetze, die Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes oder Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, ſollte nach den Rechten und Geſetzen jeder Stadt entſchieden werden.

Weichſel (poln. Visla, latein. Vistula), ein großer, hundert Meilen langer, ſchon bei Cracau ſchiffbarer Strom, der im Fürſtenthume Teſchen, am ſüdlichen Abhange der Carpathen, entſpringt, in ſeinem Laufe gegen Oſten den Freiſtaat Cracau und Galizien umfließt, dann gegen Nordweſten das Königreich Polen durchſtrömt, aus demſelben bei Koſchelez in die preußiſche Provinz Weſtpreußen tritt, und von da bis zu ſeiner Mündung dem preußiſchen Staate angehört. Unterhalb Thorn bei Montau theilt ſie ſich in zwei anſehnliche Arme. Von dieſen fließt der öſtliche, der Nogat, der durch den Kraffuhlcanal mit dem Elbingfluſſe verbunden iſt, ½ Meile hinter Elbing ins friſche Haff. Der weſtliche aber, die Weichſel, fließt bei der Stadt Dirſchau vorbei und theilt ſich bei Fürſtenwerder, 2 Meilen vor Danzig, wieder

in zwei Arme, wovon der linke nordwärts von Danzig bei Weichſelmünde in die Oſtſee fällt, der rechte aber endlich getheilt ins friſche Haff fließt. Die Weichſel liefert viele und gute Fiſche; der größte Vortheil aber, den ſie Polen gewährt, iſt die bequeme Ausfuhr der Landesproducte, an Getraide, Holz ꝛc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da weiter ausgeführt werden. Durch den Bromberger Canal ſteht ſie mit der Oder in Verbindung. Die Weichſel nimmt viele Flüſſe, auch mehrere ſchiffbare auf, als den Dunajez, die Wysloka, den San, die Wieprz, Pilica, den Bug mit der Narew, die Bzura, die Drewenz und die Brahe.

Weichſelzopf, eine Krankheit der Haare, die zunächſt in Polen einheimiſch iſt, und dort bereits ſeit den Einfällen der Tatarn im dreizehnten Jahrhunderte exiſtirt. Die Ärzte ſind über die Natur und die eigentlichen Verhältniſſe dieſer Krankheit keinesweges einig, und die meiſten ſehen darin nur eine Art von Kriſis einer andern Krankheit, die mit der veneriſchen die meiſte Ähnlichkeit zu haben ſcheint. Andere leiten die ganze Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrſchenden Unſauberkeit, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung daſelbſt her, daß dieſe Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bewirke, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abſchneiden ſorgfältig vermieden werden müſſe. Die neueſten Erfahrungen, die Larrey darüber in Polen während des Feldzugs 1806—7 ſammelte, ſcheinen darüber folgendes feſtſetzen zu laſſen. Der Weichſelzopf iſt eine eigene krankhafte Verwirrung der Haare, mit Schmerzen in der Kopfhaut, ſtinkender Ausdünſtung und Anhäufung von Eiter, Ungeziefer, Jauche verbunden, die ſich meiſtentheils bei veneriſchen und ſkrophulöſen Perſonen in den niedern Ständen Polens vorfindet, und in ſo fern als die Abſcheidung eines fremden Krankheitsſtoffes betrachtet werden kann, als der Trieb der Säfte nach dem Kopf ſehr groß iſt, und die ſchnelle Unterdrückung deſſelben durch Abſchneiden der hitzenden Haare, welche ſo verdickt ſind, um ſo mehr eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlaſſen würde, je kälter das dortige Clima iſt. Larrey ſchnitt verſchiedenen ſolcher Kranken in einer andern Jahreszeit, als dem Winter, den Weichſelzopf ab, und ſah nie Nachtheil erfolgen, weil er den Kopf warm bedecken ließ. Er fand ſtets, daß die Haare an ſich unverändert waren, daß aus ihnen ſelbſt beim Abſchneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie man in einigen Schriftſtellern lieſt; daß auch das Abſchneiden keinen Schmerz verurſachte. Das Abſchneiden der Haare, Reinlichkeit derſelben, fleißiges Kämmen verhindert die Krankheit in Polen, wie in allen andern Ländern, und darum ſind nur die niedern Stände, beſonders aber die Juden, damit heimgeſucht, wozu das Vorurtheil, die ſich bildende Verwirrung und Verdickung durch Schweiß, Schmutz ꝛc. zu unterhalten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. Im Barte zeigt ſich die Krankheit bei den Juden nicht, weil ſie dieſen ſorgfältiger beachten, als die Kopfhaare. Wegen der in Polen herrſchenden Unreinlichkeit findet ſich ſelbſt unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichſelzopf. Da lange feine Haare ſich leicht verwirren, wenn ſie nicht fleißig gekämmt und gewaſchen werden, ſo muß ſchon dieſes, mit warmer Kopfbedeckung verbunden, den Weichſelzopf unzähligemal erregen, den dann das Vorurtheil nährt und pflegt, bis der ganze Körper dadurch kränklich

wird, und man nicht entſcheiden kann, was Urſache oder Folge iſt. *r.

Weide nennt man eine Gegend, wohin man das Vieh treibt, damit es dort ſeine Nahrung finde. Man nimmt dazu graſige ungebaute Felder, Gebirge, Wälder und Auen. Nahe Triften zieht man den entfernteren vor. Entweder gehört die Weide dem Gute allein, oder ſie iſt mit andern gemeinſchaftlich.

Weigelianer war der Name einer Secte ſchwärmeriſcher Myſtiker des ſiebzehnten Jahrhunderts, die ſich vorzüglich in Oberſachſen ausbreiteten. Der Stifter der Secte war Valentin Weigel, Pfarrer zu Tſchopau im ſächſiſchen Erzgebirge, geboren 1533 zu Großenhain in Sachſen, geſtorben 1588. Weigel war, ſo viel man von ihm weiß, ein frommer unbeſcholtener Mann und beliebter Prediger. Er hatte die Schriften des Theophraſtus Paracelſus geleſen, und glaubte darin viel geheimnißvolle Weisheit gefunden zu haben, die er in ſeine Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden erſt lange nach ſeinem Tode (1611 — 1621) von dem Cantor Weichert zu Tſchopau, zu Halle und Magdeburg herausgegeben, und erregten unter den Theologen viel Aufſehen, vielleicht mehr, als der Gegenſtand verdiente. Nur von einigen ſeiner Schriften mögen hier die Titel ſtehen: Kirchen- und Hauspoſtill über die Evangelien; Principal- und Haupttractat von der Gelaſſenheit; das Büchlein vom Gebet; der güldene Chriſt, das iſt, Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt, und doch allen Menſchen zu wiſſen nothwendig. Er ſpricht in dieſen Schriften viel vom angebornen innern Lichte, von der Salbung im Menſchen, durch welche man unterrichtet werden müſſe, weil ſonſt alles andere Lehren und Unterrichten umſonſt ſey. Daher nennt er auch die Theologie, die auf Univerſitäten vorgetragen wird, eine falſche; die wahre beſtehe in der Erkenntniß ſeiner ſelbſt, nämlich, woraus, durch wen und wozu der Menſch geſchaffen und geordnet ſey. Er behauptete, daß alle Creaturen Ausflüſſe des göttlichen Weſens wären. In Anſehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Chriſto hatte er von dem eigentlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; den Werth des äußerlichen Gottesdienſtes ſetzte er ſehr herab, und ſchilderte die Geiſtlichen der proteſtantiſchen Kirche mit ſchwarzen Farben. Verſchiedene ſeiner Schriften wurden auf landesherrlichen Befehl 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt, aber ſie waren bereits in verſchiedenen Provinzen verbreitet, und hatten ihm eine Menge Anhänger erworben, die unter verſchiedenen Namen auftraten, und zu langen, bisweilen ärgerlichen Streitigkeiten Anlaß gaben. Zu ſeinen Anhängern gehörte auch Jacob Böhme, aber mit Unrecht wurde Johann Arndt unter dieſelben gerechnet.

Weigl (Joſeph), ein berühmter Operntonſetzer. Er iſt 1765 zu Wien geboren und machte ſeine erſten Studien unter Albrechtsbergers und unter Salieri's (ſeines gegenwärtigen Collegen) Leitung, beſuchte dann Italien und ſchrieb daſelbſt mehrere Opern, welche mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden. Hierauf ging er nach Wien zurück, wo er auch den größten Theil ſeines Lebens geblieben und als k. k. Capellmeiſter und Muſikdirector bei der kaiſerlichen Oper angeſtellt iſt. Hier hat er auch den größten Theil ſeiner Opern geſchrieben, welche auf inländiſchen und ausländiſchen Bühnen verbreitet worden ſind. Sein muſikaliſcher Charakter eignet ſich mehr für das Heitere, Einſchmeichelnde, als für das Große und Glänzende, und ſeine in ſpäterer Zeit geſchriebene Oper Hadrian hat dies be-

ſtätigt. Man kann in den Werken dieſes Meiſters zwei Manieren unterſcheiden. Die früheren nämlich zeichneten ſich durch einen friſchen natürlichen Reiz und fröhlichen Glanz der Melodien aus, was ihren Erfolg in Italien vorzüglich bewirkte. Hierher gehören ſeine Principessa d'Amalfi, ſein Amor marinaro (der Corſar aus Liebe), die ſchöne Muſik der Uniform, das Singſpiel die Jugend Peters des Großen, nebſt mehreren reizenden Balletmuſiken. Eine neue Manier, deren Charakter eine reiche, einſchmeichelnde Sentimentalität iſt, findet man in der beliebten Schweizerfamilie, und in den Opern: das Waiſenhaus (1808 geſchrieben) und der Bergſturz von Goldau (1812), welche eine beſondere Art der Rührungsoper auf der deutſchen Bühne einheimiſch machten und den Componiſten zu einem Lieblinge des deutſchen Opernpublicums erhoben. Der geiſtreiche C. M. v. Weber nannte dieſe Manier eine weichliche, flüſſige und kenntnißreiche Sammetmahlerei, womit Lob und Tadel zugleich ausgeſprochen ſind. Übrigens geſteht auch dieſer geniale Kunſtrichter ihm eine ungemeine Fülle ſchmeichelnd eindringender muſikaliſcher Ideen und jene Reinheit und Gediegenheit der muſikaliſchen Schreibart zu, welche durch Mozarts und Haydns Werke in der Wiener Muſikſchule vorzüglich herrſchend geworden ſind. „Hervorſtechend," ſetzt er hinzu (Abendzeit. 1817, Nr. 134), „iſt bei Weigl die Neigung zu ungeraden Taktarten, die Stimmführung der Violine in den höhern Anlagen, und das Streben, jedes Muſikſtück möglichſt melodiſch abgerundet zu geben, und mehr dadurch, als durch die höchſte Richtigkeit und Wahrheit des Declamatoriſchen, die ſceniſche Foderung zu erfüllen. Vielleicht entwickelte ſich dies aus den vielen Balletmuſiken, die er zu ſchreiben veranlaßt wurde. Dem Geiſt der ernſten dramatiſchen Gattung ſcheint ſich ſein Talent nicht gern zu ſchmiegen und ſein Hadrian trägt keineswegs den Stempel der Größe, die dieſer Stoff zu verlangen berechtigt iſt, weßhalb er auch keine ſehr beachtete Aufnahme in der Muſikwelt fand. Dagegen hat man Oratorien von ihm (z. B. La passione di Giesù), die würdevoll und meiſterhaft geſchrieben ſind. Neuerdings hat der Zauber ſeiner einſchmeichelnden Melodien ſich wieder in dem kleinen Singſpiele Nachtigall und Rabe beſtätigt. Für die Kammer hat er wenig geſchrieben. Erwähnung verdient, daß er ſich bei den Opern, die ſeine Theilnahme zu erregen wiſſen und deren Leitung er übernimmt, als trefflicher Director auszeichnet." Doch macht man ihm ſehr allgemein den Vorwurf, daß er neuern deutſchen Componiſten und ihren Producten den Eingang auf die Bühne ſehr erſchwert.

Weihbiſchof iſt ein hoher Geiſtlicher der catholiſchen Kirche, der zum Biſchof geweiht worden iſt, jedoch kein wirkliches Biſthum beſitzt, ſondern nur den Titel von einem — gewöhnlich in Griechenland oder in der Levante gelegnen — ehemaligen biſchöflichen Sitze erhält, folglich nur Biſchof in partibus infidelium iſt, übrigens einem Biſchof oder Erzbiſchof an die Seite geſtellt iſt, deſſen geiſtliche Geſchäfte er verrichtet. Nur die Fürſtbiſchöfe in Deutſchland hatten zu dieſem Zwecke Weihbiſchöfe an ihrer Seite, weil ſie ſelbſt mit der Regierung ihrer Länder beſchäftigt waren. Doch giebt es auch bei ſolchen Biſchöfen, die nicht weltliche Regenten ſind, Weihbiſchöfe, um in Fällen der Vacanz das biſchöfliche Amt zu verwalten.

Weihe, ſ. Ordination.

Weihkeſſel, ſ. Weihwaſſer.

Weihnachten oder das Feſt der Geburt Chriſti wurde in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche nicht gefeiert, da die chriſtliche Sitte überhaupt lieber den Tag des Todes merkwürdiger Perſonen, als den Tag ihrer Geburt auszeichnete. Daher war die Feier der Gedächtnißtage des Märtyrers Stephanus und der zu Bethlehem ermordeten unſchuldigen Kinder ſchon im Gange, als, wahrſcheinlich im Gegenſatze gegen die von der Geburt Chriſti unwürdig lehrenden Manichäer, ein Kirchenfeſt zum Andenken dieſer Begebenheit im vierten Jahrhundert aufkam, und im fünften Jahrhunderte für immer auf den 25ſten December gelegt wurde, obſchon über den Tag, an welchem Chriſtus geboren worden, zuverläſſige Nachrichten fehlten. Aus dem Evangelium Lucä wußte man, daß dieſe Geburt zur Nachtzeit geſchehen ſey, und veranſtaltete daher Gottesdienſte in der hierdurch geweihten Nacht vom 24ſten zum 25ſten December, woher der Name Weihnachten entſtand. Man knüpfte die Gedenktage des Märtyrers Stephanus und des Evangeliſten Johannes an Weihnachten an und machte es ſo zu einem dreitägigen hohen Feſte. Es bildet in den heiligen Zeiten des Kirchenjahres einen beſondern Abſchnitt, den Weihnachtscyclus, zu dem die Tage vom erſten Adventſonntage bis zum Feſte der Erſcheinung Chriſti (6. Januar) gehören. Die Sitte, dies Feſt durch gegenſeitige Freudengeſchenke auszuzeichnen, iſt allerdings heidniſchen Urſprungs und von den Gebräuchen, welche bei den um dieſe Zeit des Jahres gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnenfeſtes üblich waren, abzuleiten, aber durch ſchöne chriſtliche Deutung längſt geheiligt. In der Feier des Weihnachtsfeſtes ſtimmen alle chriſtliche Kirchen überein, nur wurde ſie in einigen proteſtantiſchen Ländern (Preußen, Braunſchweig und Sachſen-Altenburg) gleich den andern hohen Feſten auf zwei Tage eingeſchränkt. E.

Weihrauch, ein wohlriechendes Harz, welches von verſchiedenen ausländiſchen Arten des Wachholders herkommt, und beſonders zu Räucherungen beim catholiſchen Gottesdienſte angewendet wird.

Weihwaſſer wird das in den am Eingange und an ſchicklichen Orten im Schiff catholiſcher Kirchen befeſtigten Weihkeſſeln oder Becken enthaltene geweihete Waſſer genannt, mit dem die Eintretenden ſich zu beſprengen pflegen. Religiöſe Reinigungen vor dem Anfange gottesdienſtlicher Handlungen waren und ſind bei Juden und Heiden gebräuchlich, denn zum Gebet erfordert die fromme Meinung und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdiſchen Tempel wurde ſeit dem vierten Jahrhundert auch am Eingange jeder chriſtlichen Kirche ein Waſſerbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden ſich die Hände wuſchen, doch erſt ſeit dem ſechsten Jahrhundert pflegte man das Waſſer dazu beſonders zu weihen und Weihwaſſer zu nennen und dem Gebrauche deſſelben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumeſſen, ein Glaube, von dem ſich die noch jetzt zu Rom übliche Beſprengung der Hausthiere mit Weihwaſſer an einem beſtimmten Feſttage herſchreibt. Die griechiſche Kirche hat den, von den Proteſtanten nicht beibehaltenen Gebrauch des Weihwaſſers mit der catholiſchen gemein. E.

Weikard (Melchior Adam), ruſſiſch kaiſerlicher Etatsrath, oranien-naſſauiſcher geheimer Rath, Director des Medicinalweſens zu Fulda, war 1742 zu Römershag im Fuldaiſchen geboren. In ſeinem ſechsten oder ſiebenten Jahre wurde durch Verwahrloſung der Grund zu einer bleibenden Kränklichkeit und Verunſtaltung ſeines Kör-

pers gelegt. Dieſer unglückliche Vorfall hinderte Weikarden am Lernen, und es gingen beinahe zwei Jahre ungenützt verloren. In Hamelburg genoß er den Schulunterricht, und hier war es auch, wo er den erſten Antrieb zum Studium der Medicin bekam. Er fand nämlich in dem Hauſe, wo er wohnte, ein Manuſcript in lateiniſcher Sprache über Materia medica, nebſt mehrerern Apothekerbüchſen, wodurch er bewogen wurde, Materia medica zu ſtudiren und Kräuter einzuſammeln. Im Jahre 1758 kam er nach Würzburg auf die Univerſität, machte den philoſophiſchen Curſus und ging dann zu den eigentlichen mediciniſchen Studien über. Im Jahre 1764 ließ er ſich examiniren und die Licenz ertheilen, ſpäterhin aber erſt zu Fulda zum Doctor promoviren. Nach geendigten Studien war Weikard in Verlegenheit über ſein Unterkommen. Er bewarb ſich um das Phyſikat zu Heidenfeld am Main im Würzburgiſchen, wo er ſich einige Zeit aufhielt, bekam aber dieſes nicht, ſondern einige Zeit hernach das Phyſikat der Stadt und des Amtes Brückenau, und wurde beſonders für den Curort bei Brückenau beſtimmt, der aber damals noch ganz unbedeutend war. Im Jahre 1770 bekam er unvermuthet das Decret als zweiter Leibarzt vom Fürſten zu Fulda und wurde beordert, eilig dahin abzugehen. Nach der Abreiſe des erſten Leibarztes, der zugleich Profeſſor war, wurde ihm zugleich eine Profeſſorſtelle; auch ward er von mehreren gelehrten Geſellſchaften zum Mitgliede ernannt. Seine erſte Laufbahn in Fulda war voll Sorgen und Kummer, was viel zur Vermehrung ſeiner Kränklichkeit beitrug und beſonders eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit ſeines Nervenſyſtems begründete, die ihn nie ganz wieder verließ. In dieſer Lage ſchrieb er den philoſophiſchen Arzt, ein Buch, welches ihm in der Folge viel Unannehmlichkeiten zuzog. Es wurde bei 50 Thlrn. Strafe verboten, deſſen ungeachtet aber einigemal neu aufgelegt. Im J. 1784 trat er, einem Ruf nach Petersburg zu Folge, die Reiſe dahin an. Hier fand er eine eingerichtete Wohnung und erhielt 2500 Rubel Gehalt als Hofarzt. Die Kaiſerin nahm ihn günſtig auf, und gab Aufträge, ein Haus für ihn zu kaufen. Er wurde zum Kammermedicus ernannt und konnte bei der Toilette der Kaiſerin in die Antichambre gehen, wie der Leibarzt und Leibchirurg. Von der Kaiſerin bekam er zehntauſend Rubel zu einem Hauſe geſchenkt. Dennoch wurde der Wunſch, Rußland verlaſſen zu können, täglich lebhafter in ſeiner Seele. Im Jahre 1787 kam Weikard mit zu der großen tauriſchen Reiſe, die ihm jedoch theils durch Gichtſchmerzen, theils durch ſeine Reiſegeſellſchaft verbittert wurde. Nach der Rückkunft nach Petersburg dachte er ernſtlich daran, nach Deutſchland zurückzukehren. Er bat daher im Jahre 1789 bei der Kaiſerin um Urlaub auf ein Jahr, den er nebſt der Zuſicherung ſeines Gehalts auf dieſe Zeit auch erhielt, und reiſ'te in Geſellſchaft einer Gräfin Baratinky nach Frankfurt a. M., wo er einige Zeit im Stillen für ſich lebte. Dann begleitete er die Gräfin nach den Niederlanden und kehrte endlich allein nach Mainz zurück. Von hier aus begleitete er ſie abermals auf einer Reiſe über Bayreuth, Dresden, nach Prag und Wien, wo er ſich einige Zeit lang aufhielt und von einer heftigen Gelbſucht ergriffen wurde. Während der Kriegsunruhen in den Rheingegenden lebte er in Mannheim, wo er jedoch nicht als Arzt practicirte, ſondern als Privatmann ſich aufhielt. Von da zog er nach Heilbronn, im Jahre 1794. Hier ſchrieb er den Entwurf einer einfachen Arzneikunſt, oder Überſicht des Browniſchen Syſtems, welche hernach Frank ins Italieniſche, Bertin ins Franzöſiſche, Manzano ins

Spaniſche überſetzte. Ferner ſchrieb er vier Hefte eines Magazins der Browniſchen Arzneikunſt, ſein practiſches Handbuch, den neuen philoſophiſchen Arzt in drei Bänden, und noch einige Kleinigkeiten. Ungeachtet er verſchiedene Anträge bekam, ein Amt anzunehmen, zog er doch ſein ruhiges Leben in Heilbronn vor. In der Folge begegnete ihm aber auch dort manches, was ihm das Leben verbitterte und ſeine Geſundheit zerrüttete, beſonders Unglück in ſeiner Familie. Mit Anfang des Jahres 1801 bekam er einen Anfall von beinahe allgemeiner Gicht. Er reiſ'te deshalb in das Bad nach Badenbaden, welches ihm zwar einige Linderung, jedoch nicht auf die Dauer verſchaffte. — Weikard war der erſte, welcher die Grundſätze der Browniſchen Lehre in die deutſche Literatur verpflanzte. Die dadurch erregten Streitigkeiten trafen auch ihn vorzüglich, und da er nicht ſelten durch die hitzigen Ausfälle der Gegner gereizt wurde, ſo war ſeine Vertheidigung eben ſo derb als bitter. Er ſtarb im Jahre 1803 zu Brückenau.

Weiler nennt man gewöhnlich eine Anzahl Bauernhäuſer, die kein eigenes Gericht haben, und noch kein Dorf ausmachen. In einigen Gegenden Süddeutſchlands nennt man ein großes Dorf einen Flecken, ein kleines aber einen Weiler.

Weimar, ein deutſches Großherzogthum in Oberſachſen, welches jetzt aus den Provinzen Weimar, wozu auch der Neuſtädter Kreis gehört, und Eiſenach beſteht, und auf 67 Q. Meilen 201,000 Einwohner in 33 Städten, 19½ Marktflecken und 679 Dörfern und Weilern zählt, und etwa 1½ Mill. Gulden Einkünfte abwirft. — Der Boden iſt mehr bergig als eben und in manchen Gegenden auch ſteinig, doch im Ganzen fruchtbar. Ein Theil des thüringer Waldes und des Rhöngebirges durchziehn dies Großherzogthum. Die Producte beſtehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Wildpret aller Art, Fiſchen, Getraide, Gartengewächſen, Obſt, Flachs, Hanf, Rübſaamen, etwas Wein an den Ufern der Saale, vortrefflich bewirthſchafteten Waldungen, Silber, Kupfer, Eiſen, Kobalt, Braunkohlen, Quader-, Sand- und Schieferſteinen, Marmor, Alabaſter, Gyps, Kalk, Salz, und einigen Mineralwaſſern. Die Induſtrie beſchränkt ſich vorzüglich auf Wollen- und Strumpffabriken, Leinwand und guten Färbereien. Seit 1816 iſt eine landſtändiſche Verfaſſung eingeführt. Die Landſtände beſtehen aus Deputirten der Rittergutsbeſitzer, der Bürger und Bauern. — Das regierende großherzogliche Haus ſtammt von der Erneſtiniſchen Linie des ſächſiſchen Hauſes ab, und bildet die ältere Linie der Herzoge von Sachſen (ſ. d. Art.). Es hat die großherzogliche Würde ſeit 1815 angenommen. Seine Beſitzungen machen als Großherzogthum einen deutſchen Bundesſtaat aus, deſſen Beherrſcher mit den übrigen Herzogen des Erneſtiniſchen Hauſes auf der Bundesverſammlung die zwölfte Stelle, im Plenum aber eine eigene Stimme hat. Zu der Bundesarmee ſtellt er nach der neuen Matrikel 2010 Mann.

Weimar, das Fürſtenthum oder die Provinz, beſtand urſprünglich aus einigen um die Stadt her belegenen Ämtern, bis 1690 nach Ausſterben der Herzoge von Sachſen-Jena die Jenaiſche Landesportion damit vereinigt wurde. Dadurch erhielt das Land ſeine Rundung, aber nicht ſeinen jetzigen Umfang, indem erſt im Jahre 1815 das neuerworbene Tautenburg mit Zwätzen, Lehesten, Liebſtedt und den übrigen ſächſiſchen Enclaven, die Grafſchaft Blankenhain mit Nieder-Cranichfeld und die Erfurter Ämter Azmannsdorf und Tonndorf mit Schloß Vippach u. ſ. w., ſo wie das Amt Ilmenau und der Neu-

ſtädter Kreis einverleibt wurden. Mit dieſen Zubehörungen umfaßt es gegenwärtig ein Areal von 46 Q. Meilen, welches jedoch kein zuſammenhängendes Ganzes bildet. Die Einwohner, an 130,000, ſind meiſtens, bis auf einzelne Catholiken, Reformirte und Juden, lutheriſcher Confeſſion. Das Land iſt zwar bis auf das in dem thüringiſchem Walde belegene Ilmenau nicht gebirgig, aber ganz mit Hügeln bedeckt, die wenige eigentliche Ebenen öffnen; der Boden giebt ſich ſtrenge und nur mäßig fruchtbar; die Natur iſt nur in einigen Thälern, wie im Saalthale bei Jena und im Oberilmthale, ſchön, und reizende Anſichten ſind ſelten. Der beträchtlichſte Hügel nach dem thüringer Waldgebirg iſt der ſeit 1803 durch Napoleons Jagd bekannte Ettersberg; auch der Berg, an dem die Schnecke von Jena heraufführt, iſt hiſtoriſch merkwürdig. Die beiden wichtigſten Flüſſe ſind die Saale und die Ilm. Ackerbau iſt der vornehmſte Nahrungszweig der Bewohner; das Land iſt gut angebaut, die Viehzucht, beſonders die meiſtens veredelten Schäfereien, anſehnlich, und die Waldungen ein großer Reichthum des Landes, das blos natürliche Erzeugniſſe zur Ausfuhr bringt, da der Kunſtfleiß faſt gar nichts bedeutet, und ſelbſt die vormals anſehnlichen Wollen- und Strumpfwebereien in neuern Zeiten verloren haben; doch ſind dieſe im Neuſtädtiſchen noch am meiſten im Flore, und auch das kleine Ilmenau zeichnet ſich durch mehrere Hütten und andere Gewerbe aus. Übrigens hat die Provinz ihre eigenen Dicaſterien, die Finanz- und Polizeioberbehörden aber mit Eiſenach gemeinſchaftlich, wie denn auch nur eine Landſchaft und ein landſchaftliches Collegium für beide Provinzen beſteht. Politiſch iſt die Provinz unter ein Criminal-, drei Stadtgerichte und achtzehn Juſtizämter vertheilt.

Weimar, die Hauptſtadt des Großherzogthums Sachſen-Weimar und beſonders der Provinz Weimar, an der Ilm belegen, ein an ſich unanſehnlicher, jetzt offener Ort ohne einladende Umgebungen, mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen, zum Theil noch aus alten Häuſern beſtehend, und nur von mäßiger Größe, indem es 1816 nur 843 Häuſer mit 7943 Einwohnern zählte, aber eine der denkwürdigſten Städte Deutſchlands, und hochgefeiert vor allen in den Annalen unſerer Literatur. Es iſt die Reſidenz des großherzoglichen Hauſes, der Sitz der hohen Centralbehörden, und der Provinzialbehörden des Fürſtenthums. Der großherzogliche Palaſt hat eine ſchöne Lage, und iſt im Innern äußerſt geſchmackvoll eingerichtet. Vor ihm hin zieht ſich der Park, eine der reizendſten Anlagen, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würde. Die großherzogliche Bibliothek, die mehr als 100,000 Bände zählt, ſteht in einem zweckmäßigen Local. In der Hauptkirche (Weimar zählt überhaupt nur zwei Kirchen) findet ſich die großherzogliche Gruft und mehrere Gemählde unſers Kranach, der auf ihrem Kirchhofe begraben liegt. Weimar hat ein ſtark beſuchtes Gymnaſium, ein Schullehrerſeminar, ein freies großherzogliches Kunſtinſtitut, ein Zuchthaus, ein Waiſenhaus, ein Hoſpital und Krankenhaus, eine Freimaurerloge und ein Hoftheater, deſſen Perſonal von jeher zu den ausgeſuchteſten Deutſchlands gehört und viel zur Richtung des guten Geſchmacks beigetragen hat. Merkwürdig ſind hier noch Bertuchs Kunſt- und Induſtriecomtoir mit dem geographiſchen Inſtitute, vielleicht die weitverbreitetſte Anſtalt der Art in Deutſchland, indem außer dem Oppoſitionsblatte acht der geleſenſten deutſchen Journale hier erſcheinen, und des trefflichen Falk Inſtitut für hülfsbedürftige Kinder. Von Induſtrieanſtalten findet man außer einer Metall- und

einer Spielkartenfabrik und einigen Stühlen in Wolle wenig, die Einwohner leben meiſtens von den Ausflüſſen des Hofs und der Dicaſterien. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel, wohin eine ſchöne Allee führt, das Luſtſchloß Belvedere mit einem weitläuftigen reizenden Parke, und etwas näher das Dorf Tieffurth mit ſeinen Anlagen.

Wein, der Name von zwölf rankenden Gewächſen, deren holzichte Stengel an benachbarten Gegenſtänden ſich emporranken. Es gehört dies Pflanzengeſchlecht in die erſte Ordnung der fünften Claſſe. Wir beſchränken uns hier nur auf den gemeinen Weinſtock, welcher allenthalben bei uns wächſt. Er wird gewöhnlich der edle Weinſtock genannt. Die Frucht iſt durch die Cultur nach und nach in eine große Menge von Spielarten verändert worden, die theils aus Saamen erzeugt, theils durch Clima, Boden und Behandlung verurſacht worden ſind. Das eigentliche Vaterland und die urſprüngliche Sorte des Weins weiß man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben, doch ſcheint das gemäßigte Aſien die Heimath zu ſeyn. Von dort kam nach und nach der Weinſtock nach Griechenland, Italien, Frankreich und dem übrigen Europa. Seine Cultur verliert ſich in das höchſte Alterthum. Gegenwärtig iſt er in allen Welttheilen verbreitet. Er gedeiht am beſten in den gemäßigten Ländern, innerhalb des 32ſten und 50ſten Breitengrades. Südeuropa mit Einſchluß von Süddeutſchland liefert eine Menge köſtlicher Weine; ſo auch die Canaren und das Cap. — In den eigentlichen europäiſchen Weinländern, als Griechenland, Ungarn, Italien, einigen Theilen der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, und in Deutſchland im Öſterreichiſchen, in Franken, Schwaben, am Oberrhein, beſchäftigt der Weinbau im Großen wenigſtens eben ſo viele Menſchen als der Ackerbau. Die Sommerſeite der Anhöhen und Berge ſchickt ſich vortrefflich zur Cultur dieſes Gewächſes. Außer Boden und Clima hängt ungemein viel von der Pflege des Weinſtocks und der Behandlung des Moſtes ab. Man findet darin in den verſchiedenen Weinländern manche Abweichung. Wir verweilen bei dem deutſchen Weinbau, welcher für uns das nächſte Intereſſe hat. Man wählt zur Anlegung eines Weinbergs die Sommerſeite eines Berges oder Hügels. Auch können ſchickliche Ebnen dazu dienen. Ein lockerer, mehr ſandiger als lehmiger Boden iſt am wünſchenswertheſten. Die jungen Weinſtöcke gewinnt man am gewöhnlichſten durch Abſenker oder Fechſer, wozu man im Frühjahre an alten Stöcken einjährige, geſunde, gehörig reife und lange Reben, die keine Nebenzweige haben, auswählt. Dieſe werden heruntergezogen, neben dem altem Stocke einen halben Fuß tief ſo eingelegt, daß die Spitze um einige Zoll hervorragt, und im Herbſte, nachdem der Schößling ſtark getrieben und ſich bewurzelt hat, vom Stocke getrennt, worauf man die Senker verſchneidet, in Sand eingeſchlagen im Keller aufbewahrt und im Frühjahre pflanzt. Will man die jungen Reben aus Saamen ziehen, ſo muß man zuvörderſt für guten Saamen ſorgen. Um dieſen zu gewinnen, leitet man einige mit ſchönen Trauben verſehene Reben in ein geheiztes Zimmer, wo man die Beeren ſo lange reifen läßt, bis ſie ganz einſchrumpfen. Die an der Luft getrockneten Saamenkörner werden in ein mit Erde gefülltes Gefäß einen halben Zoll tief geſäet. Von einem Kern zum andern läßt man fünf Zoll Zwiſchenraum. Die jungen Pflanzen werden von Zeit zu Zeit in größere Gefäße verſetzt, bis nach zwei oder drei Jahren der Stamm ſich über der Wurzel lebergelb färbt. Dies zeigt an, daß ſie zum Ver-

ſetzen gut ſind. Man ſetzt die Weinſtöcke, nachdem der Boden gehörig dazu vorbereitet worden, in regelmäßigen Reihen und in Zwiſchenräumen von vier Fuß. Im dritten Jahre zeigt ſich bereits einiger Ertrag. Ein Weinberg erfodert viel Arbeit und ſorgfältige Abwartung. Das erſte Geſchäft nach der Weinleſe iſt das Ausziehen der Pfähle, woran die Fruchtreben gebunden ſind, welches mit Behutſamkeit geſchehen muß. Darauf folgt das Bedecken der Reben mit vier bis ſechs Zoll Erde, um ſie vor dem Froſt zu ſchützen. Indeß geſchieht das Bedecken ſelbſt in Deutſchland nicht allenthalben, da die Weinſtöcke der gewöhnlichen Winterkälte auch ohnedies widerſtehen und ungedeckte Weinberge beſſern und ſtärkern Moſt liefern. Im Frühlinge werden die Reben zunächſt vorgezogen. Dieſer Arbeit folgt das Düngen, welches entweder blos um die Stöcke oder durchaus geſchieht, je nachdem man in den Zwiſchenräumen Gemüſe erbauen will oder nicht. Gewöhnlich wird jährlich ein Drittel des Weinbergs gedüngt. In dieſer Zeit geſchieht auch das Abſenken oder Fechſermachen. Das nächſte Geſchäft iſt das Schneiden oder Verſchneiden. Es muß geſchehen, wenn keine ſtarken Fröſte mehr zu erwarten ſind, aber auch der Saft noch nicht zu ſtark in Bewegung iſt, und erfodert eine genaue Kenntniß des Weinſtocks, um die tragbaren und geſunden Reben von den unnützen und ſchadhaften zu unterſcheiden. Dem Stocke werden nur vier, höchſtens fünf gute, ſtarke Reben gelaſſen. Nach dem Verſchneiden werden die Pfähle geſteckt und die Reben daran gebunden. Hierauf wird der Weinberg geräumt, d. h. die Erde um den Stock bis auf die Wurzel gelockert und auf der abhängigen Seite ein kleiner Damm aufgeworfen, damit die Feuchtigkeit nicht zu ſchnell abfließt. Zeigen ſich ſchädliche Inſecten, wohin beſonders die Maikäfer, Weinrebenrüſſelkäfer und die Larve deſſelben, ferner verſchiedene Raupen gehören, ſo muß man deren Vertilgung möglichſt zu bewirken ſuchen. Zu Anfange des Julius folgt das Hacken. Dann werden die neugetriebnen Reben angebunden, die geilen und ſchlechtern Triebe aber weggebrochen. Letzteres darf jedoch erſt nach dem Verblühen vorgenommen werden, weil man bemerkt hat, daß die noch vorhandenen Blüthen davon abfallen. Alsdann wird der Boden wieder gehackt. Das nächſte Geſchäft beſteht in dem Niederziehen, d. h. einer bogenförmigen Umbeugung der längſten jungen Reben, um ſie den Sonnenſtrahlen deſto beſſer auszuſetzen und vor dem Winde zu verwahren. Iſt hierauf der Boden nochmals aufgelockert worden, ſo rückt nun endlich die letzte Arbeit, die Weinleſe, heran. Die Obrigkeit beſtimmt die Zeit derſelben. Merkmale der rechten Reife der Trauben ſind, wenn der Stiel der Traube ſich bräunt, dieſe ſchlaff herunterhängt, die Beeren weich, durchſichtig und dünnhäutig werden, ſich leicht ablöſen laſſen, häufigen, ſüßen, dicken und klebrigen Saft enthalten und ihre Kerne leer von glutinöſer Subſtanz ſind. Als vorbereitende Arbeit zur Weinleſe iſt das Herbeiſchaffen und Inſtandſetzen der erfoderlichen Werkzeuge und Gefäße anzuſehen. Dahin gehören die Leſezuber, die Tragbutten, die Weinbutten, der Möſter, ein zweirädriger einſpänniger Karren mit einer ovalen Kufe und im Hauſe außer der Kelter allerlei kleinere und größere Gefäße, Kufen, Butten, Bottiche, Trichter und Schläuche zur Auffaſſung des Moſtes. Alle werden, ſo weit es nöthig iſt, friſch gebunden, ausgebrüht und geſchwefelt. Bei der Leſe wird ſo verfahren. Die Weinleſer, deren jeder ſeine beſondere Reihe hat, werfen die abgeſchnittenen Trauben in ihre Leſezuber. Sind dieſe angefüllt, ſo ſchütten ſie ſie in die Tragbutten aus, welche von den

Buttenträgern nach den Weinbutten getragen und darin ausgeleert werden. Zuvor aber zerſtößt der Träger mit dem Möſter die Trauben ſo lange, bis keine Beere mehr an dem Kamme ſitzt. Dieſes Zerſtoßen heißt das Möſten. Was den Tag über geleſen worden, wird wo möglich noch am Abend gekeltert; über zwei Tage darf man nicht damit warten. Sorgfältiges Abſondern der reifern und beſſern Trauben von den weniger reifen und guten iſt dabei von großem Nutzen. Iſt die Beerenmaſſe ſo rein wie möglich ausgepreßt worden, ſo gießt man auf die Treſtern warmes Waſſer und preßt ſie nochmals, wodurch man einen Haustrank erhält, der gegohren oft gar nicht übel ſchmeckt. — Der ausgepreßte Saft heißt bis zur nächſten Leſe Moſt; dann wird er Birnich, Bienewein, genannt. Auf dem Faſſe erfodert der Wein fortdauernd eine ſorfältige Behandlung. Außer dem läuft man Gefahr, daß er auf eine oder die andere Weiſe verdirbt. Zu den Krankheiten, welchen der Moſt und Wein auf den Fäſſern ausgeſetzt iſt, gehört das Zähwerden, welches darin beſteht, daß der Wein ſchleimigt wird, ſich in Fäden zieht, und an Farbe, Geruch und Geſchmack verliert; das Kahnigtwerden, wobei ein dünner Schimmel auf dem Weine erſcheint; das Abfallen, wobei zwar die Farbe bleibt, Stärke, Geiſtigkeit, Geruch und Geſchmack aber verloren gehen; endlich das Böckern, wobei ſich Geſchmack und Geruch ſehr verſchlechtern. Alle dieſe Übel aber laſſen ſich, und zwar um ſo leichter, je ſchneller im Entſtehen man dazu thut, wieder heben. — Man unterſcheidet den Wein in gar viele Arten und Sorten, deren Verſchiedenheit von der Verſchiedenheit des Geleges und der Trauben, der Farbe der Beeren, dem Geruch und Geſchmack des Saftes, der Zubereitung und Behandlung, des Alters der Stöcke, der Beſchaffenheit des Bodens u. ſ. w. herrührt. Dicke Weine ſind ſolche, welche wenig Phlegma, aber deſto mehr Weingeiſt, erdige und ſalzige Theile bei ſich führen; feine Weine haben viel Phlegma, wenig Schwefel, etwas von flüchtigen Theilen und eine gewiſſe liebliche Schärfe. Nach der Farbe iſt der Wein entweder weiß oder roth. Nach dem Geſchmacke ſind einige ſüß und lieblich, andere ſäuerlich, ſtreng, herb, noch andere zwiſchen ſüß und herb und dieſe hält man für die vorzüglichſten. In Anſehung des Geruchs (der Firne) ſchätzt man einen angenehmen, den Erdbeeren ähnlichen Geruch. Nach dem Alter ſind die Weine entweder jung oder alt und abgelegen, oder mittlere. Doch iſt der Sprachgebrauch dabei verſchieden. In Frankreichs inländiſchem Handel hält man den Wein für neu, der erſt einige Monate alt iſt, und den für alt, der über ein Jahr abgelegen hat. Franzöſiſche Weine, die über zwei Jahr alt ſind, verlieren ſchon wieder. Doch machen einige Sorten Bordeaux=, Orleannois=, Burgunder und Rouſſillonweine davon eine Ausnahme. Die deutſchen Weine werden beſſer, geſünder und vollkommner, je älter ſie werden. Endlich unterſcheidet und benennt man auch die Weine nach den Ländern, Provinzen, Diſtricten, Städten oder Gebirgen, wo ſie gebaut werden. Wir wollen ſie hier in der Kürze anführen. Unter den europäiſchen Weinen ſind die Ungarweine vom erſten Range. Es giebt dunkelrothe, bleichrothe, goldgelbe, bleichgelbe, waſſerklare, grünliche u. ſ. w.; von Geſchmacke ſüße, bitterliche, ſäuerliche u. ſ. w. Manche kommen den Rheinweinen, andere dem Champagner u. ſ. w. nahe. Viele Sorten haben mediciniſche Kräfte und ſind den Kranken zu empfehlen. Vorzüglich berühmt ſind der Tokayer, der Ausbruch von St. Georgen, Badatſchon, Schikloch u. ſ. w., die weißen Weine von Neßmil, Szabadhegy, Eiſenburg, Ruſt, Schag,

Szanto, Etſch, Tokſchay, die rothen von Ofen, Schikloſch, Harſchany, Gyuit, Fünfkirchen, Seràrd, Hidegut, Erlau, Mengaſch u. ſ. w. Die ſiebenbürger Weine ſind den ungariſchen Mittelſorten ähnlich. Die Moldau und Wallachei liefern ſehr edle und ſchmackhafte Sorten, die in die angränzenden Länder verführt werden. Die ſteyermärkiſchen Weine ſind eine Mittelgattung deutſcher Weine. Die vorzüglichſten fallen im Marburger und Liller Kreiſe u. ſ. w. Die Grafſchaften Görz und Gradiska liefern den Refosco, Piccolit, Rebulla und Zibidin, gute Sorten von rother und weißer Farbe. In Croatien und Dalmatien gewinnt man beſonders gute rothe Weine. Öſterreich, beſonders Niederöſterreich, liefert Wein in großer Menge und zum Theil von ſolcher Güte, daß er den guten ausländiſchen Weinen an die Seite geſetzt werden kann, obgleich der Handel damit ins Ausland nicht beträchtlich iſt. In Tyrol, deſſen Weinbau ſehr beträchtlich iſt, fallen die beſten Sorten an den Ufern der Etſch. Der Traminer oder Marzimin, ein lieblicher Wein von rother Farbe, gilt für den vorzüglichſten. Noch ſtärker iſt der Brixener. Ferner ſind berühmt der Leitacher, Altpfeiffer, Kichelberger, Zſcheigner, Coccia d'oro. Sie halten ſich aber alle nicht leicht über einige Jahre und müſſen wohl gewartet werden. Mähren baut weiße und rothe Weine, größtentheils von gleicher Güte mit den öſterreichiſchen. Böhmen hat ſeinen meiſten Weinbau an den Ufern der Muldau und Elbe, nämlich im Prager, Satzer, Leutmeritzer, Bunzlauer, Bechiner, Chaurzimer, Berauer, Königgrätzer und einigen andern Kreiſen. Für die erſten Sorten hält man den rothen Melnicker, den Außiger u. ſ. w. Die Schweiz erzeugt gute Sorten rother und weißer Weine, unter denen die von La Vaux und La Cote die berühmteſten ſind. In der Grafſchaft Neuburg fällt beim Dorfe Cortaillod ein vortrefflicher Wein, den die Ausländer dem beſten Champagner und Burgunder noch vorziehn. Die Williſer Weine ſind ebenfalls vorzüglich, beſonders in dem Striche zwiſchen Brieg und St. Maurice. Man unterſcheidet zwei Sorten, deren eine Coquempin, die andere Vin de la Marque genannt wird. Der Martinacher, vom Fuße des St. Bernhards, iſt ausgezeichnet durch Stärke und Feuer. Andere gute Sorten aus Neuburg, aus den Cantonen Zürich und Bern, übergehen wir. Zu Deutſchlands edeln Weinen gehören der Rhein-, Neckar-, Mosler- und Frankenwein. Wir verweilen hier nur beim Mosler, indem wir wegen der andern auf die eigenen Artikel verweiſen. Die Mosler Weine ſind von weißer und rother Farbe und lieblichem Geſchmack. Für die Geſundheit ſind ſie am zuträglichſten, wenn ſie ein Jahr alt ſind. Frankreich erzeugt faſt in allen ſeinen Provinzen Weine, vornehmlich aber in Champagne, Bourgogne, Gascogne, Guyenne, Languedoc, Provence, Rouſſillon, Anjou, Orleannois, Aunis, Saintonge und auf Corſica. S. d. A. Bordeauxwein, Burgunder, Champagner, Graveswein, Hermitage, Rouſſillonweine u. ſ. w. Italien baut vortreffliche Weine, von denen hauptſächlich der Syracuſer, die ſardiniſchen, neapolitaniſchen und toscaniſchen ausgeführt werden. Im Kirchenſtaate wachſen die beſten Sorten um Orvieto, weiß und ſüß, um Monte Fiascone, ein angenehmer, röthlicher Muscateller, um Viterbo, Civanta, Ardea, Albano, Montemalo, Perugia. Neapel liefert den berühmten Falerner, welcher am bajiſchen Meerbuſen gewonnen wird, und dick, hochroth, ſüß und feurig iſt. Der Chiarello oder Chiarello piccante iſt hellroth, leicht und lieblich von Geruch und Geſchmack. Den erſten Rang aber behauptet der berühmte Lacrima Chriſti (ſ. d.

Art.). Calabrien liefert einen trefflichen rothen Muscateller; ferner den Vin greco von gelber Farbe und verſchiedene andere Sorten. Sicilien erzeugt theils feurige, theils ſüße und angenehme Weine. Unter jenen iſt der Faro, unter dieſen der Syrakuſer der berühmteſte. Die ſardiniſchen Weine gleichen mehr den ſpaniſchen als den franzöſiſchen. Unter die beſten rechnet man die, welche um Alghert, Cagliari und am Cap de Logudori fallen. Auch das Venetianiſche, Genueſiſche und Toscaniſche haben ſtarken Weinbau; doch wollen wir dabei nicht verweilen. Die Weine Spaniens ſind im Allgemeinen ſtark, dick, lieblich und feurig, und werden ſtark ausgeführt. Neucaſtilien liefert den Valdepennas, einen burgunderähnlichen Tiſchwein, den leichten rothen Foncarrel und den angenehmen weißen Ribadavia; Granada den bekannten Malaga, von dem es eine rothe und eine weiße Sorte giebt; Sevilla den köſtlichen Xereswein, von dem es zwei Sorten giebt, deren eine weiß und ſüß iſt und Pajarete oder Pararete heißt, die andere bitterlich und magenſtärkend iſt und Vin ſeco genannt wird; ferner den Tinto de Rota (Tintowein), einen dicken rothen Wein u. ſ. w.; Valencia den bekannten ſüßen Alicantwein, den Benicarlo; Catalonien den weißen Malvaſia, den ſüßen und rothen Garnacha und viele andere Sorten; endlich Navarra den berühmten Peralta, einen ſtarken weißen Wein, bekannt unter dem Namen ſpaniſcher Sect. Auch Murcia, Aragonien und Majorca liefern vielen und trefflichen Wein. Ferner zieht Spanien auch aus ſeinen außereuropäiſchen Beſitzungen verſchiedene Weinſorten. Die canariſchen Inſeln liefern ſtarke, liebliche und ſüße Sectweine, die in großer Menge verfahren werden. Unter den portugieſiſchen Weinen iſt der vorzüglichſte der Portwein (ſ. d. Art.). Aber auch an den Ufern des Tejo, in Alentejo und Eſtremadura wächſt ein guter weißer Wein; Faro liefert guten weißen Wein und Setubal Muscateller. Die azoriſchen Inſeln verſenden eine Menge ihrer Weine. Über den Maderawein ſehe man den Art. Madera nach. In den türkiſchen Staaten haben außer der Moldau und Wallachei (ſ. oben) auch Bulgarien und Dobroge, Natolien und Syrien beträchtlichen Weinbau. Unter den griechiſchen Inſeln ſind wegen ihrer Weine Scio oder Chio und Cypern am berühmteſten (ſ. Chio und Cypriſche Weine). Endlich nennen wir noch die Crimm, welche treffliche weiße Weine, meiſt von leichter Art, erbaut. Von den außereuropäiſchen Weinen, ſo weit ſie nicht ſchon in Obigem angeführt worden, kommt eigentlich nur ein einziger auf unſere Märkte, nämlich der Capwein (ſ. d. Art. Cap), unter deſſen verſchiedenen Sorten der rothe Conſtantiawein und der ſogenannte Peterswein die vorzüglichſten ſind.

Weinbrenner (Friedrich), großherzogl. badiſcher Baudirector zu Carlsruhe. Dieſer Mann, der ſich in der letztern Zeit, beſonders durch die Ausführung mehrerer Theaterbaue, bekannt gemacht hat, iſt geboren zu Carlsruhe 1766, wo ſein Vater ein Zimmermann war, der die Abſicht hatte, den Sohn unter ſeiner Leitung zur Baukunſt zu bilden. Starb der Vater auch, ehe er dieſen Vorſatz ausführen konnte, ſo hatte er doch dem Sohne eine heiße Liebe zu ſeinem Fache eingeflößt, ſo daß dieſer von dem funfzehnten Jahre an ſich aus eignem Antriebe einige Zeit dem Gewerbe ſeines Vaters widmete. Sein nach höherer Wiſſenſchaft ſtrebender Geiſt fand bald hierin nicht volle Befriedigung, daher ſtudirte er in ſeiner Vaterſtadt neben der Baukunſt — worin er zugleich früh Andere unterrichtete — auch Phyſik und Mathematik. Im 21ſten Jahre g

er, um die Aufſicht über verſchiedene Baue zu übernehmen, in die Schweiz, wo er faſt drei Jahre verweilte. Dann ſtudirte er auf der Bauakademie zu Wien, von wo aus er Ungarn beſuchte. Im Jahr 1791 begab er ſich nach Italien, wo er beſonders Rom zu ſeinem Aufenthalte (faſt 6 Jahre lang) wählte. Hier zogen ihn die Überreſte der alten Baukunſt unwiderſtehlich an, und er ſuchte die Geheimniſſe der alten Kunſt zu ergründen. Mehrere ſeiner Arbeiten beweiſen dies deutlich, z. B. die Reſtaurationen des Bades des Hippias, des Theaters des Curius, der Landhäuſer des jüngern Plinius und mehrerer andern von den alten Schriftſtellern beſchriebenen Gebäude. Auch gab er in Rom Unterricht in der Baukunſt, und lieferte mehrere architektoniſche Compoſitionen und Zeichnungen. Im Sommer des Jahres 1798 kehrte er nach Carlsruhe zurück. Hier ward er noch im nämlichen Jahre Bauinſpector, und kurz darauf Baudirector. Er widmete ſich von nun an, außer dem Betreiben des practiſchen Theils ſeiner Kunſt, auch dem fortwährenden Lehren des theoretiſchen Theils, und wirkte vorzüglich nützlich als Director ſeiner Unterrichtsanſtalt für angehende Architekten, in welcher ſich ſtets Jünglinge aus dem In- und Auslande befinden. Er führte mehrere öffentliche und Privatgebäude an verſchiedenen Orten auf, machte mehrere Reiſen, und lieferte Entwürfe zu öffentlichen Denkmälern für merkwürdige Menſchen und Begebenheiten, in der letzten Zeit unter andern zu einem für die große Völkerſchlacht bei Leipzig, und einen andern für die bei Waterloo, beides Beweiſe, wie ſehr ſein Geiſt mit den Ideen erfüllt war, welche die Überreſte des großen Alterthums in ihm angeregt hatten. Das erſte dieſer beiden Monumente iſt ein wirklich coloſſales Werk, und von origineller Erfindung. Der großartige Styl iſt ihm ſtets eigen geblieben. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit wendete er auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater geſehen und überzeugte ſich, daß die Form derſelben auch jetzt noch die beſte ſey, ſowohl in optiſcher als akuſtiſcher Hinſicht. Nach dieſen Grundſätzen erbaute er das neue Theater in Carlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters zu Leipzig. Bei Gelegenheit des letztern Baues hat er ſich über den Bau und die Form unſerer heutigen Theater in einem Aufſatze in der Abendzeitung (1817. No. 144.) ausführlich erklärt. Schon früher hatte er „über Theater in architektoniſcher Hinſicht" auf Veranlaſſung des Baues des neuen Hoftheaters zu Carlsruhe geſchrieben. Mehrere ſeiner Schriften finden ſich in Meuſels gelehrtem Deutſchland verzeichnet. Seine Darſtellungsgabe als Schriftſteller iſt klar und lichtvoll.

Weingeiſt. Aus jeder Flüſſigkeit, welche die Weingährung überſtanden hat, läßt ſich durch Deſtillation die bekannte, erwärmend ſchmeckende, durchdringend riechende, mit einer bläulichen Flamme brennende, und berauſchende Flüſſigkeit gewinnen, welche den Namen Weingeiſt, im gemeinen Leben Branntwein führt. S. Branntwein.

Weinprobe iſt ein Mittel, um die Verfälſchung der Weine, vornehmlich der weißen mit Silberglätte zu entdecken. Indeß hat man für die verſchiedenen Verfälſchungen auch verſchiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu ſtarken Schwefelgehalt durch eine Auflöſung von ätzendem Laugenſalz und Waſſer. Zu ſtark geſchwefelten Wein erkennt man, wenn durch eine Hinzuſetzung einer ſalpeterſauren Silberauflöſung ein brauner oder ſchwärzlicher Niederſchlag erfolgt. Die Hahnemanniſche Weinprobe verräth die Verfälſchung der Weine durch

Metalle, namentlich durch Bleikalke. Bei Abweſenheit von Metall bleibt der Wein unverändert; zeigt ſich dagegen ein ſchwarzbrauner Niederſchlag, ſo iſt Blei; ein dunkelbrauner, ſo iſt Kupfer; ein pomeranzenfarbner, ſo iſt Spießglanz; ein gelber, ſo iſt Arſenik vorhanden. Eiſen, das durch die Hahnemanniſche Weinprobe nicht zu entdecken iſt, wird durch Galläpfeltinctur entdeckt, indem eiſenhaltiger Wein dadurch eine ſchwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als weißen Weinen beigemiſcht wird, iſt vorhanden, wenn hineingetröpfelte Kaliauflöſung oder kauſtiſche Ammoniumflüſſigkeit einen graubläulichen Niederſchlag erzeugt. Beigemiſchter Weingeiſt verräth ſich durch den Geruch; auch verflüchtigt er ſich ſchon bei einem Wärmegrad von 170 — 205° Fahrenheit, was bei dem einem natürlichen Weine eigenthümlichen Weingeiſte erſt beim 212ten Grad geſchieht.

Weinsberg, eine würtembergiſche Stadt im Neckarkreiſe mit 1548 Einw., bekannt wegen der Sage, die Bürger in ſeiner Ballade: die Weiber von Weinsberg, ſo ſchön beſungen hat. Zwar führt die alte Burg, die jetzt auf einem Berge in ihren Trümmern liegt, noch jetzt den Namen der Weibertreue, indeß iſt die ganze Sache wohl nicht viel mehr als ein Mährchen.

Weinſtein iſt die aus jungen Weinen ſich ausſcheidende feſte, rothe oder graue Maſſe, welche ſich an den Wänden der Fäſſer anſetzt, und aus zuſammenhängenden Kryſtallen beſteht. Durch wiederholtes Auflöſen in ſiedendem Waſſer, Durchſeihen und Abdunſten wird er von den färbenden und anderen nicht weſentlichen Stoffen gereinigt, und giebt kryſtalliſirt den gereinigten Weinſtein, oder die Weinſteinkryſtalle. Die feinern Kryſtalle, die ſich bei der Abdünſtung an der Oberfläche anſetzen, werden unter andern in mediciniſcher Hinſicht unter dem Namen Weinſteinrahm, Cremor tartari (ſ. d. Art.) gebraucht. Der gereinigte Weinſtein beſteht aus einer ihm eigenthümlichen Weinſteinſäure und aus Kali, und wird mit verſchiedenen andern mineraliſchen Stoffen verbunden, worüber die Chemie nähere Auskunft giebt. —

Weishaupt (Adam), wurde zu Ingolſtadt 1748 geboren, ſtudirte daſelbſt und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworden war, die Stelle eines juriſtiſchen Repetenten. Im Jahr 1772 wurde ihm eine außerordentliche Profeſſur der Rechte gegeben und 1775 erhielt er die ordentliche Profeſſur des Natur- und canoniſchen Rechts; zugleich beehrte ihn der Churfürſt von Bayern mit dem Titel eines bayeriſchen Hofraths. Da er der erſte Rechtsgelehrte war, der die Lehrerſtelle des canoniſchen Rechts erhielt, welche vorher von Ordensgeiſtlichen bekleidet wurde, ſo war es natürlich, daß die Geiſtlichen ihn anfeindeten, zumal da Weishaupt, ein Zögling der Jeſuiten, nach ihrer Aufhebung der bitterſte Feind derſelben geworden war. — Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehreren guten Köpfen in Verbindung und ſuchte ſie für ſeinen ſogenannten Cosmopolitismus empfänglich zu machen; dabei ging er aber ſo offen und ſo ſchuldlos zu Werke, daß man ihm deßhalb öffentlich nichts anhaben konnte; deſto mehr beeiferte ſich die Hierarchie und namentlich ihre Trabanten, die Jeſuiten, ihn im Geheimen als einen Aufklärer zu ſchikaniren. Als Rechtsgelehrter erlangte er vielen Ruhm, ſeine Vorleſungen wurden von Studenten aus allen Facultäten beſucht. Er ergriff begierig dieſe Gelegenheit, ſeine neue Lehre ſeinen Zuhörern bekannt zu machen, und ſo ward ſein Hörſaal die Pflanzſchule des Cosmopolitismus, wofür er ſelbſt einen Orden, den er den Illu-

minatenorden nannte, ſtiftete, von dem er hoffte, daß er einſt die Welt regieren ſollte. Um ſo mehr beeiferten ſich die Jeſuiten, ihm zu ſchaden. So ſah ſich Weishaupt als ein Opfer mönchiſcher Verfinſterung unter der Regierung Carl Theodors, Churfürſten von Bayern (welcher 1799 den 16ten Febr. ſtarb) bewogen, ſeine Lehrſtelle im Februar 1785 niederzulegen und nach Gotha zu gehen, wo er mit dem Titel eines ſächſ. gothaiſchen Legationsraths ſeit 1786 als Privatmann lebte und ſich durch Herausgabe mehrerer philoſophiſchen Schriften auszeichnete. Die wichtigſten Schriften von ihm ſind: 1. Vollſtändige Geſchichte der Verfolgung der Illuminaten in Bayern, 1r Bd.; 2. Syſtem der Illuminaten; 3. Schilderung der Illuminaten; 4. Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime Regierungskunſt; 5. Materialien zur Beförderung der Welt- und Menſchenkunde, eine Zeitſchrift in zwei Heften, 1r u. 2r Heft 1809. Vergl. den Art. Illuminatenorden.

Weißpfennig (Albus), eine Münze, die in Niederſachſen 2 meißniſche Pfennige, am Rhein, in Franken u. ſ. w. aber 2 Kreuzer hält.

Weiſſagungen ſind beſtimmte und deutliche Vorherverkündigungen zukünftiger Begebenheiten, welche im Voraus von keinem Menſchen durch Schlüſſe erkannt oder durch abſichtliche Anordnungen veranſtaltet werden konnten und ſich doch wirklich ſo zutrugen, daß der Erfolg mit der Vorherverkündigung in allen weſentlichen Stücken genau übereinſtimmte. Es leuchtet ein, daß dieſer Begriff echter Weiſſagung die räthſelhafte, doppelſinnige Sprache der alten Orakel eben ſowohl, als die auf tiefere Erkenntniß, Forſchung und Umſicht gegründete und daher keinesweges übernatürliche Divinationsgabe der Weiſen ausſchließt und nicht nur bei erdichteten Vorherſagungen post factum, wie die Prophezeiungen ſind, welche Homer der Caſſandra und Virgil dem Äneas in den Mund legt, ſondern auch da, wo der Erfolg von der Vorherſagung abweicht, keine Anwendung finden kann. Hiernach iſt zu beurtheilen, ob die Prophezeiungen, von denen die Geſchichte der Religionen und politiſchen Veränderungen im Allgemeinen, wie das Wirken einzelner Seher, Sectenſtifter und Abenteurer und die Überlieferung in gewiſſen Familien ſo viele Beiſpiele aufweiſ't, mit den dadurch angekündigten Erfolgen in dem Verhältniſſe eines blos zufälligen Zuſammentreffens einzelner Merkmale und Umſtände oder einer nothwendigen, auf untrügliche Offenbarungen gegründeten Übereinſtimmung ſtanden. Denn da der menſchliche Geiſt aus eigner Kraft zukünftige Dinge nur vermuthen und bis zu einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit errathen, aber keinesweges vollkommen ſicher und unbedingt vorausbeſtimmen oder wiſſen kann, ſo muß der Inhalt echter Weiſſagungen denen, die ſie ausſprechen, von Gott, dem allein Allwiſſenden, auf außerordentliche Weiſe eingegeben worden ſeyn. Propheten und Seher aller Art haben auch dieſen göttlichen Urſprung ihrer Vorherverkündigungen behauptet und um ſo mehr Glauben gefunden, je weniger ihre Zeitgenoſſen über den in der Weltordnung beſtehenden Cauſalnexus und über die Gränzen des menſchlichen Wiſſens aufgeklärt waren. Die vorchriſtliche Welt war, wie noch jetzt die einer philoſophiſchen Bildung ermangelnder Völker, gewohnt, jede über das Gemeine hinausgehende Erkenntniß und Wiſſenſchaft als eine übernatürliche Gabe der Götter zu betrachten und in wichtigen Fällen göttliche Eingebungen zu erwarten. Daher erklärt ſich das große Anſehn jener an beſtimmte Orte und Stände gebund-

nen Orakel, die in dem Religionswesen der alten Völker geheimnißvolle, hierarchiſche Anſtalten waren und, wenn auch meiſt zufällig entſtanden, doch mit unverkennbarer Abſichtlichkeit geleitet und zu politiſchen Zwecken gebraucht wurden (vergl. d. Art. Orakel). Unter den Hebräern trieben Orakel in dieſem Sinne, wie das der Todtenbeſchwörerin zu Endor, ihr Weſen im Dunkeln und ohne öffentliche Anerkennung, welche nur den, unter dem Namen der Propheten (ſ. d. Art.) bekannten, gottbegeiſterten Lehrern und Sehern zu Theil ward. Daß ſie nicht nur die Zeiten der Herrſchaft des Chriſtenthums in allgemeinen Merkmalen, ſondern auch ſpecielle Umſtände des Lebens und der Schickſale Jeſu vermöge göttlicher Offenbarungen geweiſſagt haben, wird wegen der unverkennbaren Übereinſtimmung der im neuen Teſtamente erzählten Thatſachen mit ihren Prophezeiungen, und weil Jeſus ſich ausdrücklich auf dieſe bezogen hat, von den Chriſten geglaubt. Die wenigen Weiſſagungen Jeſu ſelbſt hat der Erfolg beſtätigt. Unter die Vorzüge, mit denen der heilige Geiſt die erſten Lehrer des Chriſtenthums ausſtatten ſollte, gehörte auch die Gabe der Weiſſagung; von den Proben derſelben iſt jedoch ſehr wenig Zuverläſſiges bekannt und nie waren die Chriſten völlig einverſtanden, in welchem Sinne und welcher Beziehung der prophetiſche Inhalt der Offenbarung Johannis aufzufaſſen ſey. Das Chriſtenthum berechtigt, ſeit die Periode ſeiner Stiftung vorüber iſt, keinen mehr, Aufſchlüſſe über die Zukunft durch göttliche Eingebung zu erwarten oder vorzugeben und ſeine Lehren verweiſen in Rückſicht zukünftiger Begebenheiten zu ruhigem Vertrauen auf die allwaltende Regierung Gottes. Hierdurch hat nicht nur das auch ſpäter oft verſuchte Weiſſagen, ſondern auch die alte Wahrſagerkunſt, die ſich durch Auslegen angeblicher Vorbedeutungen und Deuten willkührlich gewählter Zeichen auf künftige Ereigniſſe, welche mit ihnen nach der Erfahrung in keinem urſächlichen Zuſammenhange ſtehen, geltend machte, den öffentlichen Credit verloren. Das Prophezeien iſt daher unter den Chriſten ein der kirchlichen und bürgerlichen Anerkennung ermangelndes Geſchäft, das von Schwärmern, Gauklern und Zigeunern zur heimlichen Befriedigung der Wunderſüchtigen und Leichtgläubigen auf eigne Hand getrieben wird. Mit dieſem verbotenen, in großen Städten und auf dem Lande noch jetzt belohnenden Gewerbe, deſſen ganzes Geheimniß theils auf Menſchenkenntniß und ſchlauer Benutzung individueller Schwächen, theils auf frecher Betrügerei und Myſtification beruht, darf weder das gewiſſen Individuen eigne, noch nicht genügend erklärte Ahnungsvermögen (ſ. d. Art. Ahnung), noch das krankhafte Vorherſehen der Desorganiſirten (ſ. d. Art. Magnetismus), noch die Sehergabe der Weiſen verwechſelt werden, welche im Vergangenen und Gegenwärtigen die Keime des Zukünftigen erblicken und durch Schlüſſe nach der Analogie die bevorſtehende Geſtaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie das künftige Schickſal der Einzelnen, mit ziemlicher Sicherheit vorherzuſagen wiſſen. An ſolchen, auch in unſern Zeiten oft gehörten, bisweilen eingetroffenen und, wenn ſie mit Beſcheidenheit vorgetragen werden, ſtets bedingten, aber eben darum nicht eigentlichen Weiſſagungen iſt übrigens nichts abſolut Wunderbares, und nur der Mangel an Nachdenken und Aufmerkſamkeit auf den Zuſammenhang der menſchlichen Angelegenheiten macht den großen Haufen ſtaunen, wo ein geſchärfter Blick weiter ſieht, als die immer Blinden. E.

Weiße (Chriſtian Felix), Kreisſteuereinnehmer zu Leipzig, ein

Name, der, ſo weit die deutſche Sprache reicht, noch lange mit Achtung genannt werden wird. Gleich ſchätzbar als Schriftſteller und als Menſch, gehört Weiße unter die verdienſtvollſten Männer ſeines Zeitalters, auf welches er durch ſeine rege Wirkſamkeit als Dichter und vorzüglich als Lehrer der Jugend, einen bedeutenden Einfluß hatte. Weiße wurde am 8ten Februar 1726 zu Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirge geboren. Sein Vater war Rector der daſigen Stadtſchule, wurde aber gleich nach des Sohnes Geburt als Director des Gymnaſiums zu Altenburg angeſtellt, wo er frühzeitig ſtarb. Auf dieſem Gymnaſio erhielt Weiße ſeinen erſten Unterricht, und ging 1745 nach Leipzig, wo er ſich vorzüglich der Philologie widmete, um ſich zu einem Schulamte vorzubereiten. Er fand hier noch jene Verſammlung guter Köpfe, welche unſre ſchöne Literatur ſo rühmlich gehoben haben, Klopſtock, Cramer, die Schlegel und Andere. Mit G. E. Leſſing knüpfte er eine vertraute Freundſchaft. Beide fingen gemeinſchaftlich an, für das deutſche Theater zu arbeiten. Weiße's erſter nun freilich vergeßner, Verſuch war die Matrone von Ephesus. Weiße überſetzte auch jetzt verſchiedne franzöſiſche Theaterſtücke. Im J. 1750 wurde er Hofmeiſter eines jungen Grafen Geyersberg, mit welchem er mehrere Jahre in Leipzig verweilte, und die Hörſäle verſchiedner Lehrer beſuchte. Er wurde während dieſer Zeit mit Gellert und Rabener bekannt, arbeitete fleißig für das Theater, und gab 1758 ſeine ſcherzhaften Lieder heraus, die vielen Beifall fanden; mehrere derſelben wurden, in Muſik geſetzt, Volkslieder. Er ging 1759 mit ſeinem Zögling nach Paris, wo er intereſſante Bekanntſchaften machte. Als er 1760 nach Leipzig zurückkam, blieb er eine Zeit lang ohne Anſtellung, und beſchäftigte ſich mit Arbeiten für das Theater. Die meiſten ſeiner dramatiſchen Werke ſind aus jener Periode. Auch gab er die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, und 1761 ſeine Amazonenlieder heraus, die unter den damaligen Umſtänden großen Beifall fanden. Im Jahr 1762 erhielt er die Stelle als Kreisſteuereinnehmer in Leipzig, welche er bis an ſeinen Tod bekleidet hat. Seine ganze Muße war literariſchen Arbeiten gewidmet. Vom J. 1768 an arbeitete er für die Kochiſche Geſellſchaft in Leipzig komiſche Opern, zuerſt in Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen (Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande), ſpäter Originalſtücke (die Jagd, wenigſtens größtentheils, der Erntekranz). Dieſe Stücke haben lange Beifall gefunden. Seit dem J. 1774 gab er die theatraliſchen Arbeiten faſt gänzlich auf. Außer der Herausgabe der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, vielen Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen und der Theilnahme an dem neuen Geſangbuche ſeines Freundes Zollikofer, beſchäftigte er ſich jetzt vorzüglich mit Schriften für die Jugend, und half dadurch einem lange gefühlten Bedürfniſſe ab. Seine Lieder für Kinder, ſein Abc-Buch wurden mit verdientem Beifall aufgenommen; das letztere iſt lange das vorzüglichſte Buch dieſer Art geblieben. Vom J. 1775 an gab er den Kinderfreund heraus. Von dem Eindruck, den dieſes Buch machte, zeugt der Umſtand, daß es in ſechs Jahren fünfmal aufgelegt wurde, ohne die verſchiedenen Nachdrücke in Anſchlag zu bringen. Von dem Wiener Nachdrucke wurden in den öſterreichiſchen Staaten über 15,000 Exemplare abgeſetzt. Der Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes erſchien als Fortſetzung jenes Werks. Dieſe Schriften für die Jugend ſind die ſchönſten Blumen in Weiße's Schriftſtellerkranze, durch ſie hat er ſich die wahre Unſterblich-

keit, die des nützlichen Wirkens erworben. Sein pädagogiſcher Ruf wurde dadurch ſehr verbreitet, und man wendete ſich, ſo wie vorhin an ſeinen vertrauten Freund Gellert, von allen Orten her an ihn, um durch ſeine Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. Auch das Verdienſt hat Weiße, auf dieſe Art zur Bildung der Jugend beigetragen, und das Glück manches jungen Mannes befördert zu haben. Dieſe Verbindungen veranlaßten eine ausgebreitete Correſpondenz, die nur ein Mann von ſeiner Thätigkeit unterhalten konnte. Dieſe Thätigkeit wurde erſt gegen das Ende ſeines Lebens durch Kränklichkeit gehemmt. Er ſtarb am 16. Dec. 1804. Leipzigs Einwohner ehrten ſein Andenken durch ein feierliches Leichenbegängniß. Weiße war ein heitrer, edler, wohlwollender Mann, der in jeder Rückſicht die Achtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, verdiente. Er hat ſich ſelbſt mit vieler Aufrichtigkeit geſchildert in der: Selbſtbiographie, herausgegeben von C. F. Weiße und S. G. Friſch, Leipzig 1806.

Weisthümer, in unſerer Schriftſprache jetzt wenig mehr gebraucht, bedeutete ſonſt die Entſcheidungen eines Richters. So auch ein Gericht ſelbſt, weil darin das Recht gleichſam gewieſen wird. Hin und wieder bezeichneten einige Schriftſteller auch das geſammte Wiſſen mit dieſem Worte.

Weißenthurn (Johanne Franul von), k. k. Hofſchauſpielerin in Wien, eine der beſten deutſchen dramatiſchen Schriftſtellerinnen. Ihr Vater, Benjamin Grünberg, war der Sohn eines meklenburgiſchen Predigers, trat in bayriſche Militärdienſte und ward ſpäter Offizier. Als das Corps, bei dem er diente, nach dem Kriege aufgelöſ't ward, ging er zum Theater, wo er ein entſchiedenes Talent zu dem damals üblichen Extemporiren entwickelte. Er befand ſich mit der Kurziſchen Schauſpieler-Geſellſchaft in Coblenz, als ihm ſeine Frau unſere Johanna gebar. Grünberg ſtarb und hinterließ ſeine Witwe in einem Alter von 26 Jahren mit 5 Kindern in Dürftigkeit. Dieſe verband ſich nachher abermals mit einem talentvollen Manne, der, die Geſchicklichkeit der Kinder benutzend, auf den Gedanken gerieth, ein Kindertheater zu errichten, und mit ſehr günſtigem Erfolge die bedeutendſten Städte von Elſaß, Bayern und Schwaben bereiſ'te. Hier gab Johanna die erſten Beweiſe glücklicher Darſtellungsgabe. Ihre Mutter, eine Bürgerstochter aus Mainz, erzog die Kinder ſittlich und unterrichtete ſie in allen weiblichen Arbeiten; das war aber auch alles, was ſie bei dieſem unſteten Leben für ihre Ausbildung thun konnte: Muſik, Sprachkenntniß und alles andere mußte dem Brodterwerb weichen. Die Kinder, vom natürlichen Bildungstriebe angeſpornt, ſuchten ſich unter einander nothdürftig ſelbſt zu unterrichten. Das Nachmahlen der Buchſtaben brachte nach und nach eine Schrift hervor, und das Abſchreiben der Rollen lehrte ſie unvermerkt die Regeln der Rechtſchreibung und Wortfügung kennen. Dieſe Lebensweiſe hatte jedoch für unſere Johanna von Jugend auf etwas Drückendes, ſie ſegnete daher ihr Geſchick, als die Mutter, da ihre Schweſtern herangewachſen waren, und ſie die jüngſte Tochter für den Augenblick leicht entbehren konnte, ihr erlaubte, einem Rufe nach München zu folgen, wo ſie in ihrem 15ten Jahre bei dem Hoftheater angeſtellt ward. Dort erhielt ſie von ihrem Stiefbruder die Einladung zu ihm nach Baden bei Wien zu kommen, der ſie im Juni des Jahres 1789 folgte. In den wenigen Rollen, welche ſie daſelbſt ſpielte, gelang es ihr, ſo viele Aufmerkſamkeit zu erregen, daß Brokmann, als damaliger Director des Hoftheaters, von dem Kaiſer Joſeph den Auftrag erhielt, ſie für das Wiener Hoftheater zu engagiren. Sie benut-

die Mußeſtunden, welche ihr das erſte Jahr ihrer Anſtellung bei dem k. k. Hoftheater gewährte, mit lobenswerthem Eifer zu ihrer Ausbildung, und holte bei ihren glücklichen Anlagen in kurzer Zeit nach, was ihr früher zu erwerben verſagt war. Im folgenden Jahre verband ſie ſich mit Herrn Franul von Weißenthurn, der, einer Fiumeſchen Patrizierfamilie entſproſſen, Caſſier des von Arnſteinſchen Handlungshauſes in Wien war, und lebte glücklich in den angenehmſten häuslichen Verhältniſſen. Bis dahin hatte ſie ſich noch nicht als Schriftſtellerin verſucht; durch eine Wette ward der ſchlummernde Genius geweckt. Nach einem Plan, den man ihr vorlegte, ſchrieb ſie in 8 Tagen das Schauſpiel: Die Druſen. Zwei Freunde, welche die Wette mit eingegangen waren und ſich verpflichtet hatten, in derſelben Zeit gleichfalls ein Schauſpiel zu vollenden, hatten es kaum zur Hälfte gebracht. Sie fand Geſchmack an dieſer Beſchäftigung, verſuchte zur Übung einige Überſetzungen, erfand endlich ſelbſt Plane und wird jetzt mit den beliebteſten dramatiſchen Schriftſtellern in eine Reihe geſtellt. Ihre Schauſpiele, deren Zahl ſich bis jetzt auf 32 beläuft, werden auf allen deutſchen Bühnen gern geſehen.

Weißes Meer, ein Buſen des Eismeers, welcher ſich tief in das ruſſiſche Gouvernement Archangel hineinzieht und bei der geringen Salzigkeit ſeines Waſſers jährlich gefriert.

Weitſichtigkeit. So wie bei der Kurzſichtigkeit (ſ. d. Art.) die Gegenſtände dem Auge ziemlich nahe gebracht werden müſſen, um geſehen und erkannt zu werden, weil die Hornhaut der Augen zu convex iſt und die Strahlen zu früh gebrochen werden, wenn der Gegenſtand entfernt iſt, mithin kein Bild daraus entſteht: ſo iſt bei der Weitſichtigkeit der entgegengeſetzte Fehler da. Wer daran leidet, ſieht nur entfernte Gegenſtände deutlich und muß die nähern, um ſie zu erkennen, entfernen. Gewöhnlich iſt das Auge hier in der Hornhaut oder der Kryſtalllinſe zu wenig gewölbt, was meiſtentheils wiederum Folge verminderter Feuchtigkeit iſt. Aus dieſem Grunde pflegt die Weitſichtigkeit meiſtentheils eine Begleiterin des Alters zu ſeyn, weil da die Säfte weniger werden. Indeſſen thut auch die Gewohnheit hierbei ſehr viel. Landleute, Jäger, Hirten ſind faſt alle weitſichtig, weil ſie ihr Auge beſtändig im Freien üben, dagegen können ſie aus dem entgegengeſetzten Grunde nichts in der Nähe leſen. Aus dem entgegengeſetzten Grunde findet man ſelten weitſichtige jüngere Gelehrte, Künſtler und überhaupt Städter, und darum iſt Kurzſichtigkeit ein viel gewöhnlicheres Übel, als Weitſichtigkeit. Abgeholfen wird ihr durch eine convex geſchliffene Brille, deren Convexität dem Grade der Weitſichtigkeit entſpricht: eine Sache, die das Gefühl am ſicherſten entſcheidet. Perſonen, welche durch die Operation des grauen Staars die Linſe verloren, werden allemal auf dem operirten Auge weitſichtig und bedürfen dann hier eines convexen Glaſes.

Welfen oder Guelphen war der Name einer berühmten Dynaſtie, die im 11ten Jahrhundert aus Italien nach Deutſchland verpflanzt, eine Zeit lang über verſchiedne der ſchönſten deutſchen Provinzen herrſchte, und in den beiden Linien des Hauſes Braunſchweig, der königlichen und herzoglichen, noch fortblüht. Das Andenken an dieſen alten berühmten Namen iſt durch die Stiftung des königlich hannöveriſchen Guelphenordens (ſ. d. Art. Hannover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die ſich in Deutſchland, dann aber vorzüglich in Italien, den Unternehmungen der Kaiſer

und den Anhängern derſelben, den Gibellinen, widerſetzte. — Die Familie der Welfen beſaß, in zwei Linien getheilt, im 11ten Jahrhunderte anſehnliche Güter im ſüdlichen Deutſchland. Azzo, aus dem Hauſe Eſte in Italien, Herr von Mailand, Genua und andern Städten der Lombardei († 1097), erhielt einen Theil dieſer Güter durch ſeine Heirath mit der welfiſchen Erbtochter Cunegonde. Sein Sohn Welf (Guelph) I. († 1101) wurde Herzog in Bayern und erbte die Güter der andern Welfiſchen Linie. Welfs erſter Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Bayern, erhielt durch ſeine Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachſen, die demſelben in Sachſen eigenthümlich gehörenden Billungſchen Güter. Heinrich der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Bayern, war einer der reichſten und mächtigſten deutſchen Fürſten, und erhielt von ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer Lothar, (1137) auch das Herzogthum Sachſen. Nach Lothars Tode wollte Heinrich dem von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hauſe Hohenſtaufen (ſ. d. Art.) die Krone ſtreitig machen; aber Heinrich wurde in die Acht erklärt, und der größte Theil ſeiner Güter ihm entzogen. Nach ſeinem Tode (1139) erhielt ſein Sohn, Heinrich der Löwe (ſ. d. Art.), nur das Herzogthum Sachſen und ſeine Erbgüter in dieſem Lande; die Bayerſchen Erblehen erhielt ſein Oheim Welf. Als zwiſchen dieſem und des Kaiſers Konrad Bruder, Friedrich, (1140) der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen die Loſung, wodurch ſich beide Parteien von einander unterſchieden. — Waiblingen, im jetzigen Königreiche Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenſtaufen. Die Italiener änderten nachher, um ſich die Ausſprache zu erleichtern, den Namen Waiblinger in Gibellinen. — Der Streit, den anfangs nur die beiden Familien mit einander geführt hatten, verbreitete ſich in der Folge weiter, blieb nicht mehr Familienſache, ſondern wurde der Brennſtoff zu den hartnäckigſten Kämpfen gegen einander erbitterter politiſcher Parteien. Die Päpſte, welche die Oberherrſchaft über die Kaiſer zu erringen ſuchten, und die ſeit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit emporſtrebenden Städte Italiens bildeten die Partei der Welfen (Guelphen); alle die, welche es mit der Partei des Kaiſers hielten, hießen Gibellinen. Dieſer Parteigeiſt entzweite nicht nur die Provinzen und Städte Italiens, ſondern auch einzelne Familien. Faſt dreihundert Jahre hindurch wurde der Kampf der Parteien mit der größten Heftigkeit und Erbitterung fortgeſetzt, und das unglückliche Italien litt dabei außerordentlich. Es entſtanden neue Parteien unter andern Namen, wie z. B. die Weißen und Schwarzen (Bianchi e Neri) in Florenz. Die Geſchichte ſtellt in keinem Zeitalter ein ähnliches Beiſpiel von ſo heftigen Ausbrüchen der Parteiwuth dar. (S. d. Art. Italien.)

Wellen, ſ. Meer.

Welleſley (Richard Colley, Marquis von), Pair, einer der größten jetzt lebenden britt. Staatsmänner, und Wellingtons Bruder, ſtammt aus einer alten irländiſchen Familie. Er iſt geb. den 21. Juni 1760, und der älteſte Sohn des Lord Garret Colley Grafen von Mornington. Schon auf der Schule zu Eton bildete er ſich in einem von den Schülern unter ſich errichteten Redner-Club zum öffentlichen Redner. Er hatte kaum ſeine Studien zu Oxford vollendet, als er (d. 22. Mai 1784), der Erbe des Titels und des Vermögens ſeines Vaters, hierauf Mitglied des Geheimen-Raths

von Irland und als Repräſentant von Windſor Parlamentsglied wurde. Bald erwarb er ſich die Gnade des Monarchen und erhielt Zutritt in dem Privatcirkel der königl. Familie. Denn er hatte ſich als Redner in der irländiſchen Pairskammer, hierauf im brittiſchen Unterhauſe, ganz an das Miniſterium von Pitt angeſchloſſen und ſtark gegen die franzöſiſche Revolution ausgeſprochen. Der König ernannte ihn zum Lord der Schatzkammer und im J. 1797 zum General-Gouverneur in Oſtindien. Als die Franzoſen bald nachher im Beſitze von Ägypten, einen Angriffsbund gegen das brittiſche Indien mit Tippo Saib geſchloſſen hatten, ließ Lord Wellesley die Straße Babel-Mandel ſperren, damit die Verbindung zwiſchen Ägypten und dem Sultan von Myſore abgeſchnitten wurde; auch ſandte er 1801 ein Hülfscorps nach Ägypten gegen die Franzoſen. Durch den Fall von Seringapatnam, das General Harris 1799 mit Sturm nahm, wobei der Sultan das Leben verlor, unterwarf Lord Wellesley ganz Myſore der brittiſchen Gewalt. Das Parlament dankte ihm dafür feierlich, und der König ernannte ihn zum Marquis von Irland, und ſetzte in ſein Wappen das Emblem der Fahne von Myſore. In dem darauf folgenden Kriege der Compagnie mit den Maratten eroberte er binnen drei Monaten das Land zwiſchen dem Ganges und Dſchumna, und zwang den Scindiah und den Rajah von Berar zum Frieden, wofür ihm 1804 abermals der Dank des Parlaments zu Theil wurde. Im J. 1805 verlangte Lord Wellesley ſeine Abberufung; nun trat Lord Cornwallis im Juli an ſeine Stelle, der aber ſchon drei Monate nachher ſtarb. Lord Wellesley hat nach amtlichen Angaben die Schuld der britt. oſtind. Compagnie um 12 Mill. Pf. St. (darunter 5 Mill. für Kriegskoſten) vermehrt. Calcutta dankt ihm die Gründung ſeines für die Bildung brittiſcher Beamten in Indien wichtigen Collegiums und anderer nützlichen Anſtalten. Vergebens ward ſeine indiſche Verwaltung von der Oppoſition im Parlamente angegriffen. Das Unterhaus billigte dieſelbe ohne Ausnahme. Im Anfang des J. 1809 ernannte ihn der König zu dem damals ſehr wichtigen Poſten eines Botſchafters bei der Centraljunta in Spanien, wo er unter ſchwierigen Umſtänden ein großes Talent zeigte. Nach dem Tode des Herzogs von Portland am Ende deſſelben Jahres trat Lord Wellesley an Cannings Stelle, als Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten; er betrieb ſeitdem die Sache Spaniens, für welche ſein Bruder an der Spitze des Heeres kämpfte, wie ſeine eigene, und ſelbſt Lord Sandsdown ließ, ob er gleich dem Miniſterium (in der Sitzung am 8. Juni 1810) Fehler in dem Plane, wie der Krieg in Spanien geführt wurde, vorwarf, dem großen politiſchen Blick und den Anſichten des Marquis Wellesley Gerechtigkeit wiederfahren. Mißhelligkeiten mit ſeinen Amtsgenoſſen in Beziehung auf dieſen Krieg bewogen ihn im Januar 1812, aus dem Miniſterium zu treten, weil er, wie er ſich, als ihn der Prinz-Regent zu bleiben erſuchte, erklärte, wohl **mit** Perceval, der damals an der Spitze des Miniſteriums ſtand, aber nicht **unter** ihm arbeiten wollte. Nun trat Lord Caſtlereagh an ſeine Stelle. Auch nach Percevals Ermordung (am folgenden 11. Mai), deſſen Nachfolger Lord Liverpool wurde, konnte der Prinz-Regent ſeinen Wunſch, daß Wellesley und Canning das Miniſterium verſtärken möchten, nicht erreichen. Denn die dem Erſtern deßhalb aufgetragene Unterhandlung mit der Gegenpartei ſchlug fehl, weil man ſich nicht über die Angelegenheit der Catholiken und über die Führung des Kriegs auf der Halbinſel ver-

einigen konnte. Der bekannte Vorſchlag des Marquis in der Pairs=kammer (d. 1. Juli 1812), die Strafgeſetze, welche auf die Catholiken drückten, zu unterſuchen, ward nur durch die Mehrheit von einer Stimme verworfen. Im November d. J. und bei mehrern Gelegenheiten tadelte er nicht ohne Grund die Art, wie die Miniſter den Krieg in Spanien führten. Im Febr. 1817, bemühte er ſich zu zeigen, daß in allen Ländern Unzufriedene den Umſturz der Regierung wünſchten, um aber ein beſonderes Geſetz dagegen zu erlaſſen, müſſe erſt erwieſen ſeyn, daß die bereits vorhandenen Geſetze nicht hinreichten. Daher ſprach er mit Nachdruck gegen die Suspenſion der Habeas=Corpusacte. Wie gegründet ſein Vorwurf war, daß die Miniſter verſäumt hätten, mit dem Frieden zugleich vortheilhafte Handelsverträge abzuſchließen, beweiſ't die gegenwärtige Lage Englands. Dieſer aufgeklärte, tiefblickende und liberalgeſinnte Staatsmann war ſeit 1794 mit einer Franzöſin Rolland vermählt, die 1816 kinderlos ſtarb. Er hat einige Briefe über die oſtindiſchen Angelegenheiten 1812 in Druck gegeben. Wichtige Aufſchlüſſe über die indiſche Geſchichte und über den Marattenkrieg enthalten ſeine Bemerkungen über den Frieden der brittiſchen Regierung mit den Marattenhäuptern. 1804. 4.

Wellesley=Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlamentsglied, Gouverneur der Queens=County in Irland, und Miniſter im Departement der Münze, geb. d. 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von ſeinem Vetter Sir William Pole, der ihm 1778 ſein ganzes Vermögen hinterließ. Im J. 1811 erließ er als Staatsſecretär in Irland ein Umſchreiben an die oberen Behörden, worin er ihnen die Verhaftung der zu dem geſetzwidrig in Dublin errichteten Ausſchuß der Catholiken erwählten Abgeordneten der Grafſchaften anbefahl. Dieſe Maaßregel fand in England großen Tadel. Lord Moira zeigte ſie dem Ober= und Poſonby dem Unterhauſe an, und drangen auf Unterſuchung. Herr Pole kam daher aus Irland zurück, nahm ſeinen Sitz im Unterhauſe wieder ein, rechtfertigte ſich, und Poſonby's Antrag ging nicht durch. Merkwürdig war ſeine Erklärung im Parlamente im Nov. 1814, wo er den Grundſätzen des Herrn Withbread in Anſehung der zu Gibraltar verhafteten und an die ſpaniſche Regierung ausgelieferten Spanier (von der Partei der Liberales) beipflichtete, und hinzuſetzte, daß ſein Bruder, der brittiſche Geſandte in Madrid, alle mögliche Vorſtellungen bei der ſpaniſchen Regierung verſucht habe, daß ſie ihr gegenwärtiges Syſtem aufgeben möchte, welches keiner von dem Blute der Wellesley je billigen könnte.

Wellesley (Sir Henry), jüngſter Bruder des Vorigen, Geheimer Rath und Großkreuz des Bathordens, geb. d. 20. Juni 1773, begleitete 1797 Lord Malmesbury nach Lille, hierauf den Marquis Wellesley als Secretär nach Indien, der ihn 1801 zum Statthalter von Aud ernannte. Im J. 1805 kam er nach England zurück, und wurde Lord, dann Secretär der Schatzkammer; er legte aber dieſe Stelle nieder und ging als Geſandter nach Spanien. Man glaubt, daß die von ihm erklärte Weigerung des brittiſchen Miniſteriums, die ſpaniſche Regierung mit einer beträchtlichen Subſidie zu unterſtützen, das im Oct. 1814 vom Könige von Spanien erlaſſene Verbot der Baumwolle=Einfuhr zur Folge gehabt habe. Seitdem ſchien der ruſſiſche Miniſter am Hofe zu Madrid mehr Einfluß zu gewinnen, bis im J. 1819 der brittiſche aufs neue ſich geltend machte, indem England die baaren Summen aus Mexiko auf brittiſchen Schiffen für ſpaniſche

Rechnung holen ließ, und die Abtretung der Florida's an die Vereinigten Staaten zu hintertreiben ſuchte. König Ferdinand VII. hatte übrigens ſchon im J. 1814 dem Miniſter Wellesley alle Vorrechte eines Familien=Botſchafters ertheilt, die der Geſandte annahm, als eine ſeinem Monarchen und der brittiſchen Nation bezeugte Achtung; allein er lehnte die ihm perſönlich angebotenen Gnadensbezeigungen ab. Bald darauf ſuchte er um die Entlaſſung von dieſem Miniſterpoſten nach, weil er die in der neuern Zeit von der ſpaniſchen Regierung genommenen Maaßregeln nicht billigte und vergebens ſie zu verhindern ſich bemüht hatte. — Ein fünfter Bruder der Wellesley, Gerhard Valerian W., geb. 1771, iſt königl. Caplan, Canonicus von St. Paul und Rector zu Chelſea. Der berühmteſte vom Geſchlecht der Wellesley iſt

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von), der erſte Feldherr der Britten in der neuern Zeit, und groß durch glorreiche Siege in Indien und Europa, der gefeierte Held von Waterloo, — war den 1. Mai 1769 zu Dunganeaſtle in Irland geboren, in Eton erzogen, darauf in der Kriegsſchule zu Angers in Frankreich unterrichtet, und trat am Schluß des J. 1787 als Fähndrich ſeine militäriſche Laufbahn an. In der Folge wohnte er als Obriſtlieutenant 1794 dem Feldzuge in den Niederlanden bei und commandirte eine Brigade bei dem Rückzuge des Herzogs von York. Im J. 1797 ging er mit ſeinem Regimente nach Indien, wo ſein Bruder, der Marquis Wellesley, Generalgouverneur war. Hier gab er glänzende Beweiſe von ſeinen militäriſchen Talenten in dem Kampfe gegen Tippo Saib, den Beherrſcher von Myſore. Er trug weſentlich bei zur Erſtürmung von Seringapatnam, d. 4. Mai 1799, und leitete als Gouverneur dieſes Platzes die neue Einrichtung des aufgelöſ'ten Staats. Darauf bekämpfte er ſiegreich als Generalmajor die Maratten, rettete die Reſidenz des Peiſhwah, ſchlug den Scindiah, den Rajah von Berar, und den Holkar bei Aſſye, und zwang ſie zu einem harten Frieden. Calcutta errichtete ein Denkmal jenes Sieges, ſchenkte dem Feldherrn einen Degen von 1000 Pf. St. an Werth, und die Offiziere verehrten ihm eine Vaſe von Gold. Sir Arthur kehrte erſt 1805 nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einſicht und Tapferkeit eben ſo ſehr als durch Überblick, Kälte und Feſtigkeit zu den großen Erfolgen, die ſeines Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. Im folgenden Jahre wählte ihn die Stadt Newport auf der Inſel Wight zu ihrem Deputirten im Unterhauſe. Im J. 1807 ging Sir Arthur mit dem Statthalter von Irland, dem Herzog von Richmond, nach Dublin, wo er als Secretär oder erſter Miniſter eine beſſere Polizei einführte; doch ſchon im Auguſt d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn ſeines kriegeriſchen Ruhms. Er wohnte unter Lord Cathcart der Expedition gegen Copenhagen bei, wo er die Capitulation unterhandelte und abſchloß; darauf führte er im Juli 1808 ein brittiſches Heer nach der pyrenäiſchen Halbinſel. Er entriß dieſes Land den Franzoſen, nachdem er fünf Jahre lang die Streitkräfte der Portugieſen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den politiſchen Verhältniſſen mit der ſpaniſchen Oberjunta beſiegt und die erfahrenſten Feldherren Napoleons in mehrern Schlachten geſchlagen hatte, von dem Tage bei Rolera (d. 18. Aug.), an welchem Sir Arthur das franz. Heer unter Delaborde ſchlug, und von dem bei Vimeira am 21. Aug. 1808) bis zu dem letzten entſcheidenden Heerkampfe bei Vittoria (21. Juni

1813) und zuletzt bei Toulouſe. Nach jenem Siege bei Vimeira übernahm Sir Henry Dalrymple den Oberbefehl. Dieſer ſchloß (30. Aug.) die von Sir Arthur unterhandelte Convention zu Cintra mit Junot wegen der Räumung Portugals ab, und Sir Arthur mußte dieſelbe vor dem brittiſchen Parlamente vertheidigen. Hierauf übernahm er d. 22. April 1809 den Heerbefehl in der Halbinſel aufs neue, und trat an die Spitze der portugieſiſchen Truppen. Unter ſeinen Thaten als Feldherr ſind zu bemerken, der kühne Übergang über den Duero d. 11. Mai, durch welchen er Oporto einnahm und den Marſchall Soult zum nachtheiligſten Rückzuge zwang; hierauf die Schlacht bei Talavera (28. Juli 1810), welche jedoch bei der Zögerung der ſpaniſchen Feldherren, ihn zu unterſtützen, und bei der Ungeübtheit der ſpaniſchen Truppen keinen Erfolg hatte, ſo daß der brittiſche Oberfeldherr ſich über die Brücke von Arzobispo in die feſte Stellung an der Coa zurückziehen mußte; dann die ſtandhafte Vertheidigung Portugals gegen den mit Übermacht vordringenden Maſſena in der blutigen Schlacht bei Buſaco (27. — 28. Sept. 1810) und die Vertheidigung Liſſabons in den Linien von Torres Vedras (14. Octbr. 1810 bis zum 5. März 1811). Auf dieſem Rückzuge verſuchte Sir Arthur das erſtemal ein Mittel, über deſſen moraliſche und militäriſche Zuläſſigkeit gleich ſehr geſtritten wurde. Er verwandelte jeden Schritt Landes, den er räumte, in eine Wüſte. Bei Todesſtrafe mußten die Einwohner die Häuſer verlaſſen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel mitnehmen. Coimbra, von 20,000 Menſchen bevölkert, war eine Einöde, als Maſſena vorrückte. Erſt einige Meilen von Liſſabon machte der brittiſche Feldherr Halt, und ſtellte ſich hinter einer verſchanzten Linie auf, feſt entſchloſſen, Maſſena durch Hunger zu beſiegen, während im brittiſch-portugieſiſchen Heerlager durch die Zufuhr von der See her und auf dem Tajo Überfluß herrſchte. Vergebens kämpfte Maſſena mit dem Mangel; das brittiſche Heer war unangreifbar in ſeiner ehernen Stellung. So mußte jener endlich, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend Trotz geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Sir Arthur, nunmehr Marquis des Torres Vedras, Schritt vor Schritt, belagerte Almeida, behauptete ſeine Stellung in dem Treffen bei Fuentes de Onoro d. 5. Mai. 1811, und Maſſena brachte von mehr als 80,000 M. kaum 40,000 über die Gränze nach Spanien zurück. Soult und Mortier, die hier mit neuen Heerhaufen zu Maſſena ſtießen, hielten den brittiſchen Feldherrn auf. Als aber Napoleon die beſten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf Sir Arthur ſogleich Anſtalten, um über die Gränze vorzudringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (d. 12. Febr. 1812) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines ſpaniſchen Granden und Herzogs von Ciudad Rodrigo bei den Cortes erwarb. Der Prinz-Regent erhob ihn (d. 22. Febr. d. J.) zum Grafen von Wellington (zum Lord Viscount Wellington von Talavera war er ſchon im Auguſt 1810 ernannt worden). Hierauf folgte die Einnahme von Badajoz (7. April), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Juli) am Tormesfluſſe, wo der Oberbefehlshaber der Franzoſen Marmont ſchwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (d. 13. Auguſt). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton vertheidigte; allein der Sturm mißlang, die Franzoſen ſammelten neue Streitkräfte, Burgos wurde entſetzt, und Wellington trat (20. Octbr.) den Rückzug

an, jeden Fehler des Feindes benutzend, ſeiner Seits nie eine Blöße gebend. Am Ende des Jahres ſtand er wieder an der portugieſiſchen Gränze, während der kleine Krieg in Spanien zum Verderben der Franzoſen fortdauerte. — Schon hatte Wellington mehrmals Beweiſe des Danks und der Achtung von ſeiner Nation empfangen; jetzt wies ihm das Parlament für den Sieg bei Salamanca zum Ankauf von Landgütern eine Summe von 100,000 Pf. an; der Regent gab ihm den Hoſenbandorden und ernannte ihn zum Oberſten ſeiner Garde. — Das J. 1813 ſollte die franzöſiſche Herrſchaft überall zertrümmern. Die beſten Feldherren und ihre Truppen wurden nach Deutſchland geſchickt, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, jenſeits des Ebro, freiwillig geräumt. Wellington nahm das verlaſſene Land ſogleich in Beſitz und rückte vorſichtig nach, bis er das franzöſiſche Heer, unter Joſephs Oberbefehl und unter Jourdan, bei Vittoria ereilte, und den 21ſten Juni gänzlich ſchlug. Der Feind verlor ſein Geſchütz (151 Kanonen, 451 Wagen und Joſeph ſeinen Schatz), und entfloh über die Pyrenäen. Der Prinz-Regent ernannte jetzt den Lord Wellington zum Feldmarſchall, und die Cortes ſchenkten ihm die Herrſchaft Sotto di Roma. Die feſten Plätze, Pampluna und St. Sebaſtian, hielten den Sieger diesſeits noch auf. Unterdeſſen übernahm der kriegserfahrne Soult den Oberbefehl über die muthloſen Reſte des franzöſiſchen Heeres. Schnell bildete er ein neues und drang in die Pyrenäen vor, um jene beiden Feſtungen zu entſetzen; allein Wellington ſchlug ihn vom 24. Juli bis zum 1. Auguſt aus den Gebirgen zurück, und behauptete ſich in ſeiner Stellung. Darauf nahm er St. Sebaſtian mit Sturm (d. 8. Sept.), ging d. 7. Octbr über den Gränzfluß, die Bidaſſoa, und während er auf Frankreichs Boden, am Fuße der Pyrenäen die Poſition der Nive und Nivelle überwältigte und zu einem neuen Feldzuge ſich rüſtete, fiel auch Pampluna. Mit dem Anfange des J. 1814 rückte er gegen Bayonne vor. Damals befand ſich (ſeit dem 3. Febr.) in ſeinem Hauptquartiere der Herzog von Angouleme, und Wellington ward von demſelben bevollmächtigt, im Namen Ludwigs XVIII. von Frankreich Beſitz zu nehmen. Der brittiſche Feldherr manoeuvrirte ſo geſchickt, daß Soult die Ufer des Adour verlaſſen mußte. Nun rückte John Hope gegen Bordeaux vor, während Wellington gegen Toulouſe zog, und den glänzenden Sieg bei Orthies (27. Febr.) erkämpfte, worauf Soults Rückzug bald in wilde Flucht ſich auflöſ'te. Das Bundesheer ging auf mehrern Punkten über den Adour, und Dalhouſie nebſt Beresford rückte ſchon d. 12. März in Bordeaux ein, wo man ſofort den Banner des Hauſes Bourbon, die weiße Fahne, aufpflanzte. Darauf ward Soult nach der Schlacht bei Aire aus ſeiner Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouſe nahm er die letzte Schlacht an, und verlor ſie (d. 10. April). Wellington rückte (d. 12.) in die Stadt ein. Hier erhielt er die Botſchaft, daß Paris von den Verbündeten genommen war. Nun begab ſich Wellington in die Hauptſtadt, wo er d. 5. Mai, den Tag nach dem Einzuge des Königs, eintraf. Dann machte er eine Reiſe nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. in ſeinen von den Cortes ſchon 1812 erhaltenen Würden und Orden, als Herzog von Ciudad Rodrigo, Grand von Spanien der erſten Claſſe, Herzog von Vittoria (ſeit d. 18. Decbr. 1813) und Ritter des goldnen Vließes, beſtätigte. Von Madrid begab ſich Wellington nach London, wo ihn (d. 23. Juni) das Volk mit Jubel empfing. Der Prinz-Regent hatte ihm d. 3. Mai 1814

die Würde eines **Herzogs von Wellington** ertheilt, und das Parlament beſtimmte ihm, außer den frühern Geſchenken von 200,000 Pf., eine Summe von 300 000 Pf. zum Ankauf von Landgütern. Darauf ging er als **Botſchafter** nach **Paris** (d. 24. Aug.). Doch bald nachher (1. Febr. 1815) trat er als erſter Bevollmächtigter Englands bei dem **Congreſſe zu Wien** an Lord Caſtlereaghs Stelle. Hier unterzeichnete er die Achtserklärung der in Wien verſammelten Mächte gegen Buonaparte, und den Bundesvertrag vom 25. März zwiſchen Öſterreich, Rußland, Preußen und England. Darauf ging er nach Brüſſel (d. 6. April), wo er den Oberbefehl über die brittiſchen, hannöveriſchen, holländiſchen und braunſchweigiſchen Truppen übernahm. Als Buonaparte den 15. Juni die Preußen angriff, befand ſich Wellington in Brüſſel. Sofort brach er am 16ten mit dem Heere nach **Quatre Bras** auf, wo bereits die Schlacht ihren Anfang genommen hatte. Tapfer widerſtanden hier die Britten, Holländer, Hannoveraner und Braunſchweiger den wiederholten Angriffen Ney's und Kellermanns, doch konnte Wellington den Preußen unter Blücher, welche an demſelben Tage bei Ligny mit Napoleons Hauptmacht kämpften, nicht zu Hülfe kommen. Blücher hatte dies erwartet, und im Vertrauen auf Wellingtons Verſprechen, ſich mit ihm den 16ten in der Ebene von Fleurus zu vereinigen, die Schlacht angenommen. Er mußte ſich zurückziehn. Nun warf ſich Napoleon auf Wellingtons Heer. Dieſes behauptete ſich mit ruhmvoller Anſtrengung d. 18. Juni auf den Höhen von **Waterloo** gegen die Übermacht des Feindes, bis Blücher heraneilte und den Sieg entſchied (S. d. Art. **Waterloo**). Napoleons Heer ward vernichtet, und unaufhaltſam drangen Blücher und Wellington gegen Paris vor, wo ſie d. 5. Juli mit Capitulation eingezogen. Hierauf führte Wellington d. 8. Juli Ludwig XVIII. in ſeine Hauptſtadt wieder ein. Nun nahm er Theil an den Unterhandlungen. Doch für die Zurückerſtattung des Kunſtraubes, welche zuerſt Preußen, dann auch Öſterreich, in Anſehung ihres Eigenthums verlangt und durchgeſetzt hatten, verwandte er ſich erſt ſpät und blos für den römiſchen Stuhl, der deßhalb Canova nach Paris geſchickt und Wellingtons Beiſtand ſich erbeten hatte. Im April 1816 übernahm er den Oberbefehl über die Occupationsarmee, welche Frankreichs Ruhe ſichern ſollte. Dadurch erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Frankreichs, wobei er ſtets die gemäßigten Grundſätze der Conſtitutionellen gegen die Ultraroyaliſten unterſtützte. Doch nahm er ſich der von Fanatikern im Gard-Departement grauſam verfolgten Proteſtanten nicht ſo kräftig an, als man hätte erwarten können. Deſto thätiger war er in der Leitung der Befeſtigungsarbeiten an der niederländiſchen Gränze, und bei dem Ausgleichungsgeſchäft zwiſchen den europäiſchen Mächten und Frankreich. Er unterſuchte ſelbſt und minderte die Privatfoderungen, welche endlich im J. 1818 auf eine kleine Summe herabgeſetzt wurden. Auch entſchied vorzüglich ſeine Stimme die Verminderung der Occupationsarmee im J. 1817, ſo wie den Beſchluß, ſie nach drei Jahren, zu Ende des J. 1818, ganz aus Frankreich herauszuziehen. Dieſe thätige Verwendung für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der franzöſ. Miniſter und Ludwigs XVIII., ſo wie die von ihm ſtreng behauptete Mannszucht ſeiner Truppen von der franzöſiſchen Nation mit Dank anerkannt wurde; allein der Stolz des beſiegten Volks konnte es ihm nicht vergeben, daß er, der Überwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber

auftrat. Beſonders haßte ihn der franzöſiſche Krieger; doch war der angebliche Mordanſchlag gegen ihn den 12. Febr. 1818 zu Paris, worüber die Unterſuchung im Mai 1819 mit der Freiſprechung der Angeklagten endigte, nichts als ein Ränkeſpiel, in welches Lord Kinnaird ſich ſelbſt verwickelt hatte. — Der Herzog von Wellington hat unter allen jetzt lebenden Feldherren die glänzendſten Belohnungen erhalten, wenn man Bernadotte (Carl XIV., König von Schweden) ausnimmt. Der Prinz Regent ernannte ihn 1815 zum Fürſten von Waterloo. Auch die übrigen Monarchen Europa's überhäuften ihn mit Titeln, Orden und Geſchenken. So ward er zugleich Feldmarſchall der engliſchen, portugieſiſchen, ſpaniſchen, niederländiſchen, öſterreichiſchen, ruſſiſchen und preußiſchen Armeen, und iſt, kaum 50 Jahr alt, die Bewunderung Europa's. Er hat zugleich den Ruhm, eben ſo menſchlich als gerecht gehandelt zu haben. Die Mannszucht ſeines Heeres hat die aller andern übertroffen, die Verpflegung ſeiner Truppen war beſſer eingeleitet und die Einrichtung der Feldſpitäler reinlicher und zweckmäßiger, daher auch der Geſundheitszuſtand ſeiner Truppen beſſer, als der aller andern. Als Staatsmann und Feldherrn achtet ihn ſein Volk. Aber wie groß auch ſeine Feldherrngröße iſt, ſo wird ſie doch noch durch die ihm eigne Beſcheidenheit und Mäßigung übertroffen, die ſich in allen ſeinen Berichten ausſpricht. In ſeinem Wappen führt er das Sinnwort: Virtutis Fortuna Comes. — Im Oct. 1818 war er auf dem Congreſſe zu Aachen zugegen, und wurde wie ein Prinz von Geblüte durch eine Ehrenwache ausgezeichnet. Der König von Portugal ſchenkte ihm ein prächtiges Tafelgeſchirr von Silber von mehr als einer Million Thlr. an Werth; andere Monarchen, zuletzt der König von Sachſen, eins von Porzellan. Wellington iſt ein Mann von etwas mehr als mittlerer Größe, ſtark gebaut, ernſt, beſonnen und klug. Auch als Diplomatiker hat er ſich unter den ſchwierigſten Verhältniſſen ſehr ausgezeichnet. — Er iſt vermählt (10. April 1806) mit Catharine Packenham, der dritten Tochter des Lords Eduard Longford. Seine beiden Söhne ſind: Arthur, Marquis von Dauro, geb. 1807, und Carl, geb. 1808. S. die Schrift: Arthur, Herzog von Wellington, ſein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach engliſchen Quellen, vorzüglich Elliot und Clarke. Leipz. 1817. Ferner: Memoir of the War in India, (1803—1806) conducted by General Lord Lake, Commander in Chef and Major General Sir Arth. Wellesley, by Major W. Thorn. Lond. 1817. und die Principles of war exhibited in the practice of the Camp. and as developed in a series of general ordres of Fieldmarshal, the Duke of Wellington, in the late Campaign on the Peninsula etc. Lond. 1815.

Welſer, eine alte, ehemals ſehr berühmte, nun ausgeſtorbene Patricierfamilie zu Augsburg, von welcher mehrere Mitglieder ſich in hohen geiſtlichen Stellen als Gelehrte, als Krieger und als Kaufleute ausgezeichnet haben. Sie gehören, wie die Fugger, in die Claſſe der merkwürdigen alten deutſchen Familien. Die Genealogiſten wollten, durch eine entfernte Ähnlichkeit des Namens getäuſcht, den Urſprung der Familie Welſer von Beliſar, dem bekannten Feldherren des Kaiſers Juſtinian, herleiten, aber den hiſtoriſchen Beweis davon ſind ſie ſchuldig geblieben. Unter dem Kaiſer Otto I. findet ſich ein Julius Welſer, der wegen ſeiner im Kriege

gegen Ungarn geleiſteten Dienſte (959) vom Kaiſer zum Ritter geſchlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ ſich in Augsburg nieder, und von ihm ſtammte das daſige Patriciergeſchlecht ab. Seine Nachkommen bekleideten immer angeſehene Stellen im Rathe dieſer Stadt. — Bartholomäus Welſer war geheimer Rath Carls V. und lebte in ſolchem Wohlſtand, daß er, nebſt den Fuggern, dem Kaiſer zwölf Tonnen Goldes vorſchießen konnte. Mit Genehmigung des Kaiſers rüſtete er (1528) drei Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambros Dalfingers, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die der Kaiſer Welſern als Pfand überließ, in Beſitz nahmen. Vierhundert achtzig Deutſche gingen mit dieſer Expedition nach Venezuela, um ſich dort anzuſiedeln. Aber ihre Habſucht und die wilde Grauſamkeit, mit welcher ſie, nach der Verſicherung der Geſchichtſchreiber, faſt eine Million der eingebornen Indier auf verſchiedene Art hinrichteten, führte für ſie ſelbſt die Cataſtrophe herbei, daß ſie alle nach und nach ermordet wurden. Die Welſer blieben dennoch 26 Jahre hindurch in dem Beſitz von Venezuela, aber nach dem Tode Carls V. wurde ihnen dieſe Provinz von den Spaniern wieder entriſſen. In eben dieſem Zeitraume ſchickten die Welſer, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Oſtindien, um neue Handelsplätze zu ſuchen. Das Tagebuch dieſer Entdeckungsreiſe iſt noch vorhanden. — Des vorerwähnten Bartholomäus Welſers Nichte, Tochter ſeines Bruders Franz, war die berühmte Philippine Welſerin. Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine vortreffliche Erziehung erhalten, und war von außerordentlicher Schönheit. Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaiſers Ferdinand I., ſah ſie (1547) bei Gelegenheit eines Reichstags zu Augsburg, und verliebte ſich in ſie. Standhaft widerſetzte ſie ſich allen Anträgen des feurigen erſt 19jährigen Erzherzogs, und weigerte ſich, irgend eine andere Verbindung, als durch die Ehe, mit ihm einzugehen. Dieſe wurde denn auch (1550) ganz ins geheim, ohne Vorwiſſen des Vaters und des Oheims, Carls V., geſchloſſen. Der Vater wurde, ſobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerſt erzürnt, und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erſcheinen. Auch im Auslande machte dieſe Mißheirath großes Aufſehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück, und Philippine bezauberte durch ihren Verſtand und ihre Herzensgüte alle, die ſie näher kennen lernten. Erſt nach einem Zeitraume von acht Jahren ließ ſich der Vater endlich verſöhnen. Philippine ſelbſt überreichte ihm, verkleidet, eine Bittſchrift, und ihr Benehmen dabei, ſo wie ihre Schönheit, entwaffneten den erzürnten Ferdinand. Er verzieh dem Sohne und erklärte deſſen Kinder für legitim, doch wurden ſie nur Markgrafen von Burgau, nicht Erzherzoge von Öſterreich, genannt. Dieſe glückliche Ehe dauerte 30 Jahre. Philippine ſtarb zu Inſpruck 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken ſeiner Gemahlin unter andern durch eine Münze mit ihrem Bildniſſe und der Umſchrift: Divae Philippinae. Von ihren beiden Söhnen wurde der älteſte, Andreas, Cardinal, der zweite, Carl, zeichnete ſich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und ſtarb 1618, ohne Erben zu hinterlaſſen. Im Schloſſe zu Schönbrunn wird noch das Porträt der ſchönen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie Welſer nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen dieſen Orten zeichneten ſie ſich durch Wohlthätigkeitsanſtalten aus. — Marx (Marcus) Welſer, Stadtpfleger zu Augs-

burg, geboren 1558, galt für einen Polyhiſtor zu ſeiner Zeit. Er war ein Schüler von Anton Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und ſtand mit Galilei in Verbindung. Die Zahl ſeiner Schriften iſt beträchtlich. Er hat ſich um die Geſchichte überhaupt und die ſeiner Vaterſtadt insbeſondre verdient gemacht; auch machte er zuerſt (1591) die ſogenannte Peutingerſche Karte (ſ. d. Art. Peutinger) bekannt.

Welt iſt überhaupt der Inbegriff alles Erſchaffenen oder die abſolute Totalität des Inbegriffs exiſtirender Dinge, der Inbegriff aller Erſcheinungen. Der Inbegriff aller körperlichen Dinge heißt die materielle Welt, die Körperwelt. In dieſer Bedeutung nimmt der Phyſiker das Wort und theilt die Welt in Himmel und Erde. In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeſchichte, Weltumſegler, alte und neue Welt u. ſ. w. bedeutet Welt ſo viel wie unſre Erde oder das ſie bewohnende Menſchengeſchlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt im gemeinen Leben häufig gebraucht wird.

Weltachſe, ſ. **Weltaxe**.

Weltalter. Die Idee der Weltalter finden wir früh ſchon bei den Griechen ausgeſprochen; ſie verglichen das Leben der Menſchheit mit dem des Einzelnen, und ſomit mochte die früheſte Zeit leicht, wie die Kindheit, als die ſchönſte, heiterſte erſcheinen. Heſiod nennt fünf Weltalter, das goldene (Saturniſche), unter der Regierung des Kronos; das ſilberne, üppig und gottlos; das eherne, kriegeriſch, wild und gewaltſam; das heroiſche, ein Aufſchwung zum Beſſern; das eiſerne, wo Gerechtigkeit, heilige Sitte und Treue von der Erde entwichen, die Zeit, in der der Dichter ſelbſt zu leben glaubte. Ovid hielt in ſeinen Metamorphoſen die Vorſtellungsart des Heſiod feſt, läßt aber das heroiſche Zeitalter weg und beſchränkt die Zeit bis zur Deukalioniſchen Fluth. Dieſe Idee, zuerſt vielleicht als Vergleich nur in der Poeſie gebraucht, ward auch in die Philoſophie eingeführt und wiſſenſchaftlich ausgebildet. Man ſah dieſe Weltalter als die Theile des großen Weltjahres an, das vollendet ſeyn ſollte, wenn einſt die Geſtirne und Planeten wieder denſelben Stand am Himmel einnehmen würden, worauf dann der vorige Wechſel der Schickſale wiederkehren müßte. Die Mythologie ward hier mit der Aſtronomie in die engſte Verbindung gebracht: man ließ das erſte oder goldene Weltalter vom Saturn, das zweite vom Jupiter, das dritte vom Neptun, und das letzte vom Pluto, nach Andern vom Apollon regiert werden. Die Zeitangabe für den Ablauf des großen Welt- oder Himmelsjahres ward von Einigen auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach Andern auf 7777 (die geheimnißvolle Zahl); nach Cicero auf 12,954; nach Heraklit auf 18,000, nach Orpheus auf zwölf 100,000jährige Monate. Die Sibylliniſchen Bücher theilten es in 10 säculariſche Monate oder vier Jahreszeiten, wovon der Frühling das goldne, der Sommer das ſilberne, der Herbſt das eherne, in welchem die Deukalioniſche Fluth ausgebrochen war, und der Winter das eiſerne in ſich begriff; wornach der Cyclus wieder mit dem Frühling oder dem goldnen Zeitalter von neuem beginnen ſollte. — Die Idee der Weltalter iſt ſo aus der Natur aufgegriffen, daß ſie in die religiöſen Überzeugungen faſt aller Völker verflochten iſt: das tauſendjährige Reich der Apokalypſe und die Yugs der Indier ſind nur Modificationen derſelben.

Weltauge, ein halbdurchſichtiger Edelſtein, der zu den Onyxen gehört, mit denen er verſchiedne Eigenſchaften gemein hat; doch wollen ihn einige Mineralogen, z. B. Wallerius, unter die Opale rechnen. Er hat ſechs bis ſieben Ringe oder Cirkel. Man hat dieſe Ringe als Planeten, den mittelſten aber als die Sonne gedeutet, und dem Steine deßwegen wahrſcheinlich jenen, ſonſt nicht leicht zu erklärenden Namen gegeben. Er wird auch der veränderliche Stein genannt, weil er außer dem Waſſer undurchſichtig iſt, in das Waſſer gelegt aber durchſichtig wird — daher er auch mit einem zuſammengeſetzten griechiſchen Worte Hydrophan heißt — und ſeine Farbe ändert. Er findet ſich nicht ſehr häufig, und wird nach Beſchaffenheit der Umſtände bisweilen theuer bezahlt.

Weltaxe nennt man eine gerade Linie, die man ſich zwiſchen den beiden äußerſten ſtillſtehenden Punkten oder Polen, dem Nord- und Südpol durch das ganze Weltgebäude denkt, und um welche dieſes ſich zu bewegen ſcheint. In ſo fern man ſich nun dieſe Linie auch mitten durch die Erde von einem Erdpol zum andern durchgehend denkt, wird ſie die Erdaxe genannt.

Weltbürger (griech. Kosmopolit) iſt eigentlich jeder Menſch, ſobald er geboren worden, als ein freier Einwohner oder Bürger der Welt, d. h. des Erdbodens, betrachtet. Aber die Verhältniſſe, unter denen er geboren wird, machen ihn zum Bürger eines beſondern Staats. Jeder Staat, jedes Volk hat ſein eigenthümliches Intereſſe, und die Begierde, dieſes ausſchließlich zu befördern, wird dem allgemeinen Wohl nachtheilig. Wer nicht blos den beſondern Vortheil ſeines Volks, ſondern den allgemeinen aller Menſchen beachtet und zu befördern ſucht, verdient den Namen eines Kosmopoliten. Mit Recht hat man von den Geſchichtſchreibern verlangt, daß ſie ſich als Kosmopoliten betrachten und vergeſſen ſollten, daß ſie irgend einem Volke angehören. Ihre Erzählungen würden dann ohne Parteilichkeit ſeyn.

Weltgebäude, Weltall, Univerſum iſt der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixſterne, Planeten, Nebenplaneten und Cometen, in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet, daher Weltſyſtem. Wir wiſſen von dem Weltgebäude wenig durch die Anſchauung, da unſer Blick für die Unermeßlichkeit deſſelben viel zu kurz und beſchränkt iſt; aber Ahnung und Vermuthung, denen wir auf dem Wege der Analogie folgen, geben uns auch Aufſchlüſſe über das, was unſere Sinne nicht erreichen. Durch wirkliche Anſchauung lernten wir zuerſt unſern Erdball, dann die mit demſelben um die Sonne kreiſenden Planeten und ſo unſer Sonnenſyſtem näher kennen. Von dieſem, welches einen, wenn auch noch ſo geringen Theil des Weltgebäudes ausmacht, ſchließen wir, weil die Übereinſtimmung des Theils mit dem Ganzen zu vermuthen iſt, auf dieſes. In unſerm Sonnenſyſtem erblicken wir die Sonne als den feſten Mittelpunkt, um welchen ſich die Erde und andere Planeten nebſt ihren Monden regelmäßig bewegen. Unſere Erde iſt der Wohnort organiſirter, empfindender und denkender Weſen. Beobachtungen lehren uns unwiderſprechlich, daß die übrigen Planeten unſeres Sonnenſyſtems der Erde ähnlich ſind; wir dürfen daher ſchließen, daß auch ſie der Wohnplatz organiſirter, empfindender und denkender Weſen ſind. Weitere Beobachtungen machen es wahrſcheinlich, daß die Fixſterne unſrer Sonne ähnliche Weltkörper ſind, denn ſie glänzen in eignem Lichte und verändern ihren Stand-

ort gegen einander nicht. Dies angenommen, iſt zu vermuthen, daß auch jedem von ihnen ſeine Planeten, die wiederum unſrer Erde gleichen und in vorgeſchriebenen Bahnen um ihn kreiſen, zugetheilt worden, daß es mithin eben ſo unzählige Sonnenſyſteme als Fixſterne giebt. Da, wie ebenfalls Beobachtungen lehren, die verſchiedenen Weltkörper unſers Sonnenſyſtems in gewiſſen gegenſeitigen Beziehungen zu einander ſtehen, ſo iſt daſſelbe auch von den unzähligen Sonnenſyſtemen zu vermuthen. Und wie wir in allem, wohin unſer Auge und unſere Wahrnehmung reicht, Wechſelwirkung, Ordnung und Nothwendigkeit antreffen, ſo dürfen wir daſſelbe auch im Weltgebäude vermuthen, und es daher als ein Syſtem, als ein harmoniſches, zuſammengehöriges Ganzes betrachten. Neuere Beobachtungen müſſen dieſe Vermuthung noch verſtärken. Sie lehren uns, daß die früher für unbeweglich gehaltenen Fixſterne auch eine, jedoch erſt nach Jahrhunderten bemerkbare Bewegung haben. Dies führt auf den Schluß, daß das geſammte Heer der Fixſterne ſammt allen Planeten ſich wieder um einen gemeinſchaftlichen Punct, um eine Centralſonne, für welche einige Aſtronomen den Sirius anſehen, bewege. Hiernach wäre das ganze Fixſternſyſtem im Großen eben das, was ein einzelnes Sonnenſyſtem im Kleinen. Wir vermögen nicht, dieſen ungeheuern Gedanken zu faſſen und uns die millionenfachen Umkreiſungen aller Himmelskörper im unermeßlichen Raume zu denken. Hier iſt ewige Bewegung und ewige, nie geſtörte Ordnung, hervorgebracht durch die allgemeine Schwere, die ſich wie eine Kette um das Weltall ſchlingt und es zu einem Ganzen verbindet. Alles erſcheint genau gegen einander abgewogen, aber die Wage ruht in der Hand des Unerforſchlichen, deſſen Allmacht ewiges Gleichgewicht zu erhalten weiß. (Vergleiche Weltſyſtem.)

Weltgegenden. Der Seemann theilt den Horizont in 32 gleiche Bogen. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinſchaftlichen Namen der Weltgegenden, von denen jede wieder einen beſondern Namen führt. Die um 90° von einander entfernten vier ſogenannten Cardinalpunkte, Norden und Süden, Oſten und Weſten, ſind hinreichend bekannt. Durch Halbirung dieſer Quadranten erhält man ſodann die vier erſten Neben-Gegenden, deren Namen: Nordweſt, Südweſt, Nordoſt, Südoſt, durch Verbindung der Namen der Cardinalpunkte, von der Mittagslinie abrechnend, gebildet werden. Eine zweite und dritte Halbirung giebt dann die zweiten und dritten Neben-Gegenden, deren Namen wir übergehen, da ſie nur für den Seemann Intereſſe haben. D. N.

Weltgeiſtliche, Weltprieſter (ſonſt auch Leutprieſter, Laienprieſter) werden diejenigen Kleriker in der catholiſchen Kirche genannt, welche keinem geiſtlichen Orden angehören, ſondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, oder in Domcapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. ſ. w. angeſtellt ſind. In der lateiniſchen Kirchenſprache heißen ſie Clerici saeculares, dagegen die Ordensgeiſtlichen Clerici regulares, weil ſie eine Ordensregel beobachten. E.

Weltgeld, Vermögensmeſſer, beſtimmt, den Werth der beim Weltverkehre in den Tauſch kommenden Waaren zu meſſen und mit einander zu vergleichen. Es liegt ſchon in der Natur der Sache, daß zum Welt-

geld weit beſſer das Realgeld, als das Idealgeld paſſe; denn, hält es ſchon äußerſt ſchwer, daß die Glieder einer einzelnen Nation über die Größe eines idealen Maaßſtabes ſich vereinigen, welche unendliche Schwierigkeiten würde es koſten, einen bloßen Begriff als idealen Vermögensmeſſer aufzufinden, über deſſen Größe und Bedeutung ſämmtliche in Verkehr begriffene Nationen mit einander übereinſtimmten. Zu den ſinnlichen Stoffen, deren verglichener Tauſchwerth keinen großen und ſprungweiſe erfolgenden Abwechslungen unterworfen iſt, gehören vorzugsweiſe die Metalle, insbeſondere die edeln, daher paſſen dieſe auch mehr als alle andere Güter zum Realgeld und namentlich zum Weltrealgeld, und eben darum iſt es nicht zu verwundern, daß ſie von den Verkehr treibenden Völkern dazu wirklich ſind erhoben worden. Neben der erwähnten Eigenſchaft, ihren verglichenen Werth eine Zeit hindurch unverändert und gleichförmig zu erhalten, beſitzen die edeln Metalle noch eine andere, welche ſie ganz vorzüglich zum Weltgeld geſchickt macht; ſie ſind nämlich faſt ins Unendliche theilbar und alle ihre Theile behalten gleiche Natur mit dem Ganzen, ſo daß ſich der Werth der einzelnen Theile blos durch das Verhältniß ihrer Menge unterſcheidet; hierdurch werden ſie fähig, die größten wie die kleinſten Vermögenstheile nicht nur zu vergleichen, ſondern auch zu meſſen. (S. Geld.) K. M.

Weltgeſchichte, ſ. Geſchichte.

Welthandel. Je kürzer im Fortlauf dieſes Werks die allgemeinen Handels-Verhältniſſe behandelt worden ſind, deſto mehr wird eine vollſtändige allgemeine Überſicht des Welthandels hier an ihrer Stelle ſeyn.

I. Europa: A. Brittiſches Reich.

Der Handel des brittiſchen Reichs läßt ſich eintheilen in ſeinen innern, äußern und Colonialhandel. Er iſt ſo ausgedehnt, daß beinahe jedes Land des Erdbodens von ihm erreicht wird.

Von England insbeſondere beſtehen die Exporten in ſeinen Wollen-, Baumwollen-, Linnen-, Steingut-, Glas- und Stahlwaaren, nebſt den Colonial- und den oſtindiſchen Producten. In die Länder des europäiſchen Nordens, nämlich Dänemark, Rußland, Schweden, Polen und Preußen, werden ausgeführt Baumwollen-, Wollen-, Stahl- und Glaswaaren, Steingut, Blei, Zinn, Steinkohlen, oſtindiſche und Colonial-Waaren, Spezereien, Färbeſtoffe, Salz, raffinirter Zucker. Dagegen erhält Großbritannien aus dieſen Ländern Korn, Flachs, Hanf, Eiſen, Pech, Theer, Talg, Bauholz, Leinwand, Perl- und Pottaſche, Tauwerk, Schweinsborſten. Nach Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal werden ausgeführt Baumwollen- und Wollenfabrikate, Stahlwaaren, getrocknete und eingeſalzene Fiſche, Steingut und Glaswaaren, Colonial- und oſtindiſche Waaren, und alle Arten der feinern Manufactur-Erzeugniſſe. Von Deutſchland werden in England eingeführt Korn, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Lumpen, Häute, Bauholz und Wein; von Holland Flachs, Hanf, Färberröthe, Wachholderbranntwein, Käſe, Butter, Lumpen, Sämereien; von Frankreich Wein, Branntwein, Spitzen, Cambrik, Schleiertuch, Seide, Quincaillerie- und Modewaaren, Früchte; von Italien, Spanien und Portugal Seide, Wolle, Barilla, Schwefel, Salz, Öl, Früchte, Weine, Branntwein, Kork.

Nach der Türkei führt England Baumwollen- und Wollenwaaren, Stahlwaaren, Colonial- und oſtindiſche Waaren, Blei, Zinn,

Eiſen, Schlaguhren, Taſchenuhren aus, und erhält dafür Caffee, Seide, Früchte, feine Öle, Spezereien, Färbeſtoffe, Teppiche u. dgl.

Die Exporten nach Irland ſind Baumwollen, Wollen- und Seiden-Zeuge, oſt- und weſtindiſche Producte, Steingut, Stahlwaaren und Salz, wofür man Leinwand, Häute, Mundvorräthe und dgl. erhält.

Die Exporten nach Nordamerika ſind Wollen- und Baumwollenfabrikate, Leinwand, Stahl-, Glas- und andere Waaren; die Importen von daher: feines Mehl, Baumwolle, Reiß, Theer, Pech, Perl- und Potaſche, Mundvorräthe, Maſtbäume, Schiffsbauholz und dgl. Die Haupt-Importen aus Südamerika ſind Baumwollen, Häute, Felle, Talg, Cochenille, Färbehölzer, Indigo, Zucker, Kakao, Spezereien, Gummi u. dgl., und die Exporten aus England dagegen ſind die obengenannten. Dieſe ſind es auch nach Weſtindien, wogegen man erhält: Rum, Caffee, Tabak, Zucker, Ingwer, Piement, Pfeffer, Indigo, Farbewaaren, Droguereien, Baumwolle, Mahagony, Campecheholz u. dgl.

Nach Oſtindien, China und Perſien werden ausgeführt Wollenwaaren, Eiſen, Kupfer, Blei, Zinn, ausländiſches Silbergeld, Bullion, Stahl- und eine Menge Manufacturwaaren, wogegen man erhält Mouſſeline, Kattune, Seidenzeuge, Nankings, Thee, Spezereien, Arrak, Zucker, Caffee, Reiß, Salpeter, Indigo, Opium, Droguereien, Gummi, Queckſilber, Edelſteine, Perlen u. dgl. Nach der Colonie Neuſüdwallis führt man aus die gewöhnlichen engliſchen Manufactur- und Colonialwaaren, und erhält dagegen Thran, Robbenfelle, Wolle und dgl.

Aus Schottland haben England und Irland folgende Importen: Korn, Vieh, Wollen- und Baumwollenwaaren, Aſchenſalz, Granit, Segeltuch, Eiſenfabrikate, wogegen Schottland das Product Irlands und allerhand geringen Luxusbedarf aus England erhält.

Irlands Handel iſt ein ſehr ausgedehnter und erreicht Frankreich, Spanien, Portugal, Weſtindien und Nordamerika, in welche Länder es für Weine, Früchte, Zucker, Rum u. dgl., die es erhält, ſeine Producte und Fabrikate ausführt.

Der Handelsverkehr zwiſchen Irland und dem europäiſchen Norden geht hauptſächlich über England, und ausſchließend durch denſelben Canal geht auch ſein Handel mit dem Orient.

Die Hauptartikel der Ausfuhr von Irland ſind Leinwand, Mundvorräthe, Korn, gebrannte Waſſer, Heringe und Lachs.

Die auswärtigen Niederlaſſungen Beſitzungen und Colonien Großbritanniens ſind:

- in Europa: Helgoland, Gibraltar und Malta, mit Einſchluß von Gozo;
- in Aſien: die von der oſtindiſchen Compagnie verwaltet werdenden Beſitzungen Neuſüdwallis, Ceylon und Isle de France oder Mauritius;
- in Afrika: das Vorgebirge der guten Hoffnung, Sierra Leone, Goree, Senegal nebſt ſeinem Zubehör an Land, und in den Barbaresken-Staaten Bona, la Cala und Il Col;
- in Nordamerika: Canada, Neubraunſchweig, Neuſchottland, Cap Breton, die St. Johns oder Prinz Edwards-Inſel, Neufoundland, die Hudſonsbay, die Hondurasbay;
- in Südamerika: Berbice, Demerary, Eſſequebo;

in Weſtindien: Jamaika, Barbadoes, Antigua, St. Vincent, St. Chriſtoph, Nevis, Monſerrat, die Jungfrauen-Inſeln, Grenada, Tabago, Dominica, Trinidad, die Bahama-Inſeln, die Bermudas-Inſeln.

Die wichtigſten Handelsſtädte Englands ſind außer London, Liverpool und Briſtol; die wichtigſten Fabrik- und Manufaktur-Plätze ſind Mancheſter, Birmingham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale u. ſ. w.

In Schottland ſind die vornehmſten Handelsſtädte Glasgow, Greenock, Leith und Aberdeen. Der auswärtige Handel von Glasgow und Greenock erſtreckt ſich nach Weſtindien, den Vereinigten Staaten, den brittiſchen amerikaniſchen Colonien, Braſilien, und dem ganzen Feſtlande von Europa. Der auswärtige Handel von Leith und Aberdeen iſt beträchtlich, und erſtreckt ſich nach Weſtindien, Amerika, dem mittelländiſchen Meer, und dem baltiſchen Meer. Die ſchottiſchen Fiſchereien bieten einen ſehr beträchtlichen Handelsartikel dar.

Irlands größte Handelsſtädte ſind Dublin, Cork, Wexford, Waterford und Belfaſt.

Im J. 1719 betrug der Official-Werth (d. h. der Werth, der zum Behuf der Regulative der Zollbeamten ſchon vor hundert Jahren nach einem gewiſſen Maaßſtabe fixirt worden, der aber ſehr weit unter dem jetzigen wahren Werthe iſt, ſo daß der Unterſchied ungefähr 60 pro Cent beträgt) der Importen und der Exporten Englands:

	5,367,499 Pf St.	und	6,834,716 Pf. St.
im Jahr 1759:	8,922,976 —	—	13,947,788 —
im J. 1769:	11,908,560 —	—	13,438,236 —
im J. 1789:	16,408,040 —	—	17,989,395 —

Folgendes ſind die Summen des Officialwerthes der engliſchen Exporten einiger Jahre aus den letzten Decennien:

	Brittiſche Producte und Fabrikate.	Ausländ. und Colonialwaaren.	Das Ganze.
im J. 1792:	18,386,851 Pf. St.	6,129,998 Pf. St.	24,466,849 Pf. St.
im J. 1796:	19,102,220 ⸗ ⸗	8,923,848 ⸗ ⸗	28,026,068 ⸗ ⸗
im J. 1799:	24,084,213 ⸗ ⸗	9,556,144 ⸗ ⸗	33,640,357 ⸗ ⸗
im J. 1802:	26,993,129 ⸗ ⸗	14,418,837 ⸗ ⸗	41,411,966 ⸗ ⸗
im J. 1809:	35,104,132 ⸗ ⸗	15,182,768 ⸗ ⸗	50,286,900 ⸗ ⸗
im J. 1812:	31,244,723 ⸗ ⸗	11,998,449 ⸗ ⸗	43,243,172 ⸗ ⸗
im J. 1814:	36,092,167 ⸗ ⸗	20,499,347 ⸗ ⸗	56,591,514 ⸗ ⸗

In den letzten fünf Jahren waren die Importen und Exporten Großbritanniens, mit Einſchluß des Handels mit Irland, folgende:

Jahr.	Offizialwerth der Importen.	Officialwerth der Exporten.			Wirklicher und erklärter Werth der ausgeführten brittiſchen Producte und Fabrikate.
		Brittiſche Producte und Fabrikate.	Ausländiſche und Colonialwaaren.	Das Ganze der Exporten.	
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
1815	36,559,788	36,120,733	20,503,496	56,624,229	47,859,388
1816	35,919,650	44,048,701	16,929,608	60,978,309	53,209,809
1817	30,105,565	36,697,610	14,545,964	51,243,574	42,955,256
1818	33,971,025	41,059,576	11,534,616	53,125,132	43,614,136
1819	40,157,634	48,903,760	12,287,274	61,191,034	

B. Deutſchland.

Wegen der zahlreichen und anſehnlichen Flüſſe, welche Deutſchland hat, iſt der Handel dieſes Landes ſehr beträchtlich. Die Hauptartikel, welche es ausführt, ſind: Leinwand, Leinengarn, rohe Wollen Lumpen, Queckſilber, Korn, Bauholz, Flachs, Hanf, Wachs, Schmalz, Salz, Weine und eine große Menge von Metallen. Seine Importen ſind: Wollen- Baumwollen- und ſeidene Waaren, Stahlwaaren, Uhren, gegerbtes und zubereitetes Leder, Thee, Kakao, Farbehölzer, Colonialwaaren, oſtindiſche Producte.

Deutſchlands vornehmſte Häfen ſind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Roſtock, Bremen. Seine vornehmſten binnenländiſchen Handelsſtädte ſind: Wien, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Augsburg, Berlin, Breslau, Cöln, Nürnberg.

Hamburg iſt Deutſchlands größte Handelsſtadt, und der Canal, durch welche der ausgedehnte Handel zwiſchen Großbritannien und den deutſchen Staaten hauptſächlich ſeinen Weg nimmt. Keine einzige Stadt im ganzen europäiſchen Norden hat eine Lage, welche den inländiſchen ſowohl als ausländiſchen Handel mehr begünſtigte, als Hamburgs Lage. Die Elbe verſchafft ihm den Handel mit der ganzen Welt, und ſein innerer Handel verbreitet ſeine Äſte in jeder Richtung. Mittelſt der in die Elbe einſtrömenden Flüſſe gehen Hamburg die mannichfaltigen und werthvollen Erzeugniſſe Ober- und Niederſachſens, Öſterreichs und Böhmens zu. Durch die Havel, die Spree und die Oder dehnen ſich ſeine Handels-Operationen nach Brandenburg, Schleſien, Mähren, Polen aus.

Die Handelsgeſchäfte, die Hamburg macht, beſtehen zum Theil in den Conſignationen der ausländiſchen Kaufleute, und in einem ſehr weiten Umfange in Kauf und Verkauf inländiſcher und ausländiſcher Waaren. Seine Wechſelgeſchäfte ſind ſehr bedeutend.

Bremen hat einen beträchtlichen Ausfuhrhandel in den Producten Weſtphalens und Niederſachſens, die es nach England, Spanien und Portugal gehen läßt, und mit Amerika hat es einen ausgedehnteren Handel, als irgend eine der deutſchen Seeſtädte. Der Handel in Linnenwaaren, den das Ausland mit Deutſchland hat, geht ausſchließend durch die Hände der Bremer und der Hamburger Kaufleute, denen alle ausländiſchen Ordres zugeſchickt werden.

Leipzig, welches unter den Handelsſtädten im Innern Deutſchlands den zweiten Rang einnimmt, und die Niederlage für die ausländiſchen und für die ſächſiſchen Waaren iſt, beſitzt, außer manchen andern merkantiliſchen Vorrechten, den großen Vortheil, daß jährlich drei Meſſen gehalten werden, zu denen die Kaufleute aus allen Gegenden Europens und ſelbſt aus Aſien herzuſtrömen, und deren jede 14 Tage dauert; außerdem iſt hier auch ein wichtiger Markt für die ſächſiſche Wolle. Auf dieſen Meſſen, welche zu Oſtern, zu Michaelis und zu Neujahr gehalten werden, geſchieht unter den zahlreichen Fremden der Umſatz der böhmiſchen, ſchleſiſchen und ſächſiſchen Leinwand; des Leders, der Häute, des Wachſes, und der Wolle aus Polen; der Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; der Seidenzeuge, Sammte und Korallen aus Italien; des Leders, mancher Manufakturartikel und der Färbeſtoffe aus Öſterreich und Ungarn; der Spitzen, Seidenwaaren aller Art, Bänder, des Porzellans, Uhren, Bronze und andern Manufactur- und Modewaaren aus Frankreich; des Leders, Hanfes und Flachſes aus Ruß-

land; der Colonialproducte und Manufactur- und Fabrikwaaren aus England und Holland, und der literariſchen Erzeugniſſe aus ganz Europa.

Wien, welches die Niederlage des binnenländiſchen Handels von ganz Öſterreich iſt, hat einen ziemlich ausgedehnten Verkehr mit England, den Niederlanden, und Frankreich, desgleichen einen ſehr bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkey.

Mittelſt der Donau-Schifffahrt bezieht Deutſchland große Quantitäten roher Baumwolle aus der Türkey.

Augsburg iſt durch ſeine Agenten und Bankiers das Medium des Handelsverkehrs zwiſchen Deutſchland und dem Auslande, beſonders Italien. Die Wiener Wechſelgeſchäfte werden gewöhnlich in Tratten auf Augsburg gemacht. Es hat auch beträchtlichen Vortheil vom Tranſito der nach Italien gehenden, oder aus Italien kommenden Güter.

Frankfurt am Main iſt ein Ort von großer Handelsthätigkeit, und dieſe vermehren noch die beiden großen Meſſen, welche im Frühjahre und Herbſte hier gehalten werden, zu welchen ebenfalls die Kaufleute aus den meiſten der großen Handelsſtädte Europa's herzuſtrömen. Es hat dabei durch den Reichthnm ſeiner alten und neuen Banquershäuſer einen äußerſt bedeutenden Wechſelhandel.

Frankfurt an der Oder verdankt gleichfalls ſeinen drei Meſſen nicht geringe Vortheile. Magdeburg hat einen bedeutenden Handel mit Korn, Leinwand, Baumwollenzeugen, Tüchern, Leder, Salz und Kupfer, welche Artikel es nach Hamburg und auf die Meſſen in Leipzig und Braunſchweig bringt. Außerdem genießt Magdeburg durch ſein Stapelrecht große Vortheile und hat einen ſehr bedeutenden Zwiſchenhandel mit Colonialwaaren, Weinen, Getraide u. ſ. w. In Braunſchweig werden bedeutende Geſchäfte gemacht, ſowohl in ſeinen natürlichen und künſtlichen Producten, als in ſeinen ausländiſchen Waaren. Seine zwei großen jährlichen Meſſen behaupten den nächſten Rang nach den Leipziger und Frankfurter Meſſen, und werden ſtark von ausländiſchen Kaufleuten beſucht. Große Quantitäten rohen Zwirns werden hier von den holländiſchen Kaufleuten geholt, und das ſtarke Bier, welches den Namen Mumme hat, wird in mehrere Länder der Welt ausgeführt.

Preußen insbeſondere führt folgende Artikel aus: Waizen, Roggen, Gerſte, Bauholz von allen Arten, Hanf, Leinſaamen, Schweinsborſten, Flachs, ſchleſiſche Leinwand, Aſche, Wachs, Talg, Salz, und große Quantitätten Wollen.

Die vornehmſten Handelsſtädte Preußens ſind Danzig, eins der größten Kornmagazine von ganz Europa, Memel, Stettin, Königsberg, Elbingen.

Waizen wird ausgeführt von Danzig, Elbingen, Stettin, Königsberg, Anklam und Berlin; Bau- und Stabholz von Danzig, Memel und Stettin; Hanf, Flachs und Leinſaamen von Memel und Königsberg; Aſche von Danzig; Talg, Wachs und Schweinsborſten von Memel und Königsberg. Tilſit hat ſtarken Handel in Korn, Leinſaamen, Hanf und Flachs. Die Exporten Braunsbergs ſind Wollengarn, Korn und Flachs. Colberg führt ſehr viel Korn und andere Produkte Polens aus. Der Haupthandel von Stralſund beſteht ebenfalls in Korn-Ausfuhr. Frankfurt an der Oder hat einen ſehr beträchtlichen Handel, und er wird nicht wenig befördert durch die ſchon oben erwähnten Meſſen. Allein von allen Gegenſtänden des preußiſchen Handels behauptet die ſchleſiſche Lein-

wand den Vorrang, und durch die Verfertigung derſelben ſind berühmt die ſchleſiſchen Städte Hirſchberg, Landshut, Schmiedeberg, Friedland, Waldenburg, Schweidnitz. Am meiſten geſucht wird dieſe Leinwand von den hamburgiſchen, engliſchen, holländiſchen und italieniſchen Kaufleuten.

Die Importen, welche in Preußen vorzüglichen Abſatz haben, ſind Colonialwaaren, Farbehölzer, Baumwollenwaaren, Salz, Buenos Ayres-Häute, Indigo, Spezereien, Stahlwaaren u. ſ. w.

Hannover zeichnet ſich durch merkantiliſche Geſchäftigkeit gar nicht aus. Die Exporten beſtehen in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Salz, Hafer, Gerſte, Bauholz, Planken und dem eiſenhaltigen Kupfer des Harzgebirges. Die Leinwande ſind gemeine, Tafeltücher und osnabrückſcher Damaſt, ſtehen aber an Güte den preußiſchen und den friesländiſchen ſehr weit nach. Der Überſchuß der einheimiſchen Conſumtion wird nach Nordamerika und den ſpaniſchen Colonien ausgeführt, durch das Medium der Hanſeſtädte.

Eingeführt werden hauptſächlich die engliſchen Manufacturwaaren, beſonders die engliſchen Tücher und Kattune, Colonialwaaren, die preußiſche und friesländiſche Leinwand, die feinen franzöſiſchen Tücher, Seidenzeuge, Juvelierarbeiten, und die ſchlechtern franzöſiſchen Weine, ferner geringe Luxusartikel aller Art, welche der hannöverſche Kaufmann von den Meſſen zu Braunſchweig, Leipzig und Frankfurt am Main mitbringt. Die vorzüglichſten Handelsſtädte ſind Embden, Hannover, Münden.

In Böhmen iſt der Handel bei weitem größtentheils in den Händen der das Land zahlreich bewohnenden Juden. Er beſteht hauptſächlich in Exporten und zwar von Leinwand, Wollenzeug, Seidenzeug, Farbehölzern, Leder und Glas. Das Glas zeichnet ſich durch ſeine Politur und andere Vorzüge vor dem aller übrigen Länder ſo aus, daß die Ausfuhr ſehr beträchtlich iſt. Es wird angenommen, daß die jährlich nach Spanien, Rußland, der Levante und Amerika gehenden Transporte ſich auf die Summe von drittehalb Millionen Gulden belaufen. Die Länder, mit welchen Böhmen den meiſten Handel hat, ſind Öſterreich, Holland, Spanien, Portugal, Italien und die Türkey. Die Hauptſtadt Prag iſt auch die vornehmſte Handelsſtadt des Landes.

C. Dänemark und Holſtein.

Obgleich die däniſchen Kaufleute mit allen Handelsſtaaten Europa's Verbindungen angeknüpft haben, und ſowohl im Handel auf dem Baltiſchen, als in dem auf dem Mittelländiſchen Meere eine bedeutende Rolle ſpielen, ſo beſitzt dennoch ihr eigenes Land nur ſehr wenig ſolche Erzeugniſſe, welche als Ausfuhrartikel wichtig werden. Was ſie ausführen, ſind meiſt Producte ihrer oſt- und weſtindiſchen Beſitzungen.

In die Häfen von St. Petersburg, Riga, Stockholm und Memel führt Dänemark aus die Wollenzeuge Irlands und der Faröer Inſeln das aus Frankreich, Spanien und Portugal kommende Salz, und die oſt- und weſtindiſchen und chineſiſchen Producte. Deutſchland giebt es ſeine Pferde, ſein Rindvieh, Colonial- und oſtindiſche Waaren, und wollene Strümpfe, wofür es von daher erhält Leinwand, Wolle, Branntwein und Weine. Nach Holland führt es aus: Rübſaamen, Fiſche u. dgl., und erhält dafür Spezereien. An Frankreich, Spanien und Portugal giebt es Pferde, Fiſche und mehrere aus Ruß-

land kommende Artikel und empfängt Salz, Wein, Früchte, Baumöl, Branntwein, Seide u. ſ. w. Sein Handel mit England beſteht meiſt darin, daß es Bauholz u. dgl. für die engliſchen Fabrikate giebt. Nach Island führt es aus: Roggenmehl, Roggen, Gerſte, Branntwein und andere geiſtige Getränke nebſt den gewöhnlichen Conſumtionsartikeln, wofür es friſche, getrocknete und eingeſalzene Fiſche, Thran, Talg, Eiderdunen, Wolle und wollene Strümpfe erhält. Grönland verſorgt es mit Mehl, geiſtigen Getränken u. dgl. und empfängt dafür Fiſch- und Robbenthran, Robbenfelle, Eiderdunen und Pelzwerk.

Die vornehmſten däniſchen Handelsſtädte ſind Copenhagen und Helſingör in Seeland, Aalborg in Jütland, Flensburg und Tönningen in Schleswig, Altona und Kiel in Holſtein. Dänemarks weſtindiſche Colonien ſind: St. Croix, St. Thomas und St. John. Auf der Küſte Coromandel beſitzt es Tranquebar; an der Guinea-Küſte Chriſtianborg und einige andere kleine Plätze. Auch hat es einige kleine Factoreien auf den Nikobariſchen Inſeln. In Europa beſitzt es Island.

Die vornehmſten Handelsgeſellſchaften in Dänemark ſind: die aſiatiſche oder oſtindiſche Compagnie, die isländiſche Compagnie, die See-Aſſecuranz-Compagnie, die afrikaniſche oder däniſch-weſtindiſche Compagnie, und die allgemeine Handelsgeſellſchaft.

D. Frankreich.

Frankreichs Handel iſt, obgleich die Revolution ihn bedeutend vermindert hat, immer noch von großem Umfange, und erreicht jedes Land der Erde. Ausgeführt werden vornehmlich Weine, Branntwein, Öle, Korn, Mehl, Liköre, Seidenwaaren, Wollenwaaren, Modewaaren aller Art, Uhren, Porzellane, Kryſtalle, Teppiche, Bronze, Leinwand, Spitzen, Cambrik, Tapeten, Hanf, Flachs, Früchte, Kapern, Salz, Juvelierarbeiten, Papier u. ſ. w., und Frankreich nimmt die Producte, jedoch faſt keine Manufactur- und Fabrikwaaren aller Nationen.

Die vornehmſten Häfen ſind: Bordeaux, Marſeille, Nantes, Havre de Grace, St. Malo, l'Orient und Dünkirchen. Marſeille's Handel geht hauptſächlich in die Levante und nach Weſtindien, der von Bordeaux nach Aſien, Weſtindien und dem europäiſchen Norden. Calais und Dünkirchen haben einen ſehr vortheilhaften Schleichhandel mit England. Havre de Grace iſt der Seehafen für Paris, und hat ſehr ausgedehnten indirecten Handel und Wechſelgeſchäfte mit dem Auslande. Amiens führt große Quantitäten von Sammt aus. Abbeville, Elbeuf, Louvier u. Sedan haben ihren Haupthandel in Tüchern; Cambrai, Valenciennes und Alençon den ihrigen in Cambriks und feinen Spitzen. Cette, welches der Hafen für Montpellier iſt, hat einen ausgedehnten Handel in ſpaniſchen und Colonialwaaren. Bayonne's Haupthandel iſt der mit Spanien. Der ſehr beträchtliche Handel Lyons hat hauptſächlich die Seidenwaaren zum Gegenſtande, und ſehr beförderlich ſind ihm vier jährliche Meſſen und Lyons Lage im Mittelpunkte der nach der Schweiz, Spanien, Italien und Deutſchland führenden Straßen. Für Straßburg iſt ein ſehr wichtiger Handelsartikel ſein vortrefflicher Terpentin. Lille hat directen Handel nicht blos mit allen Handelsſtaaten Europa's, ſondern auch mit Frankreichs und Spaniens Colonien und mit der Levante. Ferner gehören zu den bedeutendſten Handelsſtädten Rheims,

Troyes, Grenoble, Nismes, Angouleme, Cognac, Nantes, Rouen, Rochelle, Caen. Grenoble verſorgt Frankreich, Italien, Spanien und ſelbſt Großbritannien mit feinen Handſchuhen.

Die franzöſiſchen Colonien ſind Martinique, Guadeloupe, St. Lucia und Marie galante in Weſtindien; Cayenne in Südamerika; Pondichery, Chandernagor, und noch einige andere Beſitzungen in Oſtindien; ferner einige Factoreien auf der Weſtküſte von Afrika und zu beiden Seiten des grünen Vorgebirges.

E. Italien.

Obgleich Italien am mittelländiſchen und am adriatiſchen Meere die vortrefflichſten Häfen beſitzt, und überhaupt eine dem Handel ungemein günſtige geographiſche Lage hat, ſo iſt dennoch ſein Handel, ſowohl der einheimiſche, als der auswärtige, ſehr beſchränkt. Der Grund davon iſt lediglich in den unpolitiſchen Beſchränkungen ſchweren Steuern und Abgaben zu ſuchen, welchen in dieſem höchſt fruchtbaren, aber nur allzuſchlecht regierten Lande die Handelsſtädte unterworfen ſind.

Die vornehmſten Ausfuhrartikel Italiens ſind: Korn, Olivenöl, Wein, Branntwein, Seide, Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs, Sammt, Damaſt, Barilla, Schwefel, Argol, Galläpfel, Färberröthe, Gerberſumach, Walonia und andere Färbeſtoffe, Sennesblätter, Lakriziensaft und Wurzeln, Wachholderbeeren und andere Droguereien, Sardellen, Mandeln, Feigen, Nüſſe, Oliven, Korinthen, Roſinen und andere Früchte, Lumpen, Baſt- und Strohhüte, Ziegen- und Bocksháute, Marmor.

Die vornehmſten Handelsſtädte ſind Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Venedig, Ancona und Trieſt.

Livorno, der Hauptcanal des italieniſchen Handels mit der Levante und den Barbaresken-Staaten, und der Hafen, wo der engliſche Handel mit dem mittelländiſchen Meere ſeinen eigentlichen Mittelpunkt hat, iſt eine ſehr bedeutende Handelsſtadt. Ein großer Theil ſeines Handels iſt in den Händen der Juden. Die Seidenzeuge, Taffte, Satins, Brokate, leichten Wollenzeuge, Sammte u. ſ. w. ſind hauptſächlich die Ausfuhrartikel von Florenz, die durch den Canal von Livorno vertrieben werden, und ſehr ſtarken Abſatz in der Levante haben. Mailand und Turin haben einen ſehr ausgedehnten Handel in ihrer Seide, die wegen ihrer bewundernswürdigen Feinheit und Leichtigkeit in ganz Europa berühmt iſt.

Ancona iſt ebenfalls für den auswärtigen Handel ein wichtiger Ort, und hat Verkehr mit den vornehmſten Handelsſtädten ganz Europa's. Hauptſächlich aber beſtehen ſeine Handelsgeſchäfte in Agentſchaften und Commiſſionen. Von Nizza wird einige Seide ausgeführt. Lucca's Exporten ſind Olivenöl, Seide, Damaſt, Früchte u. ſ. w. Aus Gallipoli wird ſehr viel Olivenöl ausgeführt. Genua's Handel iſt immer noch beträchtlich. Seine Exporten ſind Sammet, Damaſt, — welcher nebſt dem venezianiſchen der geſchätzteſte von allem aus Europa's Manufacturen kommenden iſt, — rohe Seide, Früchte, Olivenöl, Alaun, Argol, Marmor, Korallen, grobes Papier u. ſ. w.

Venedig, durch die politiſchen Umwälzungen der neueſten Zeit unter Öſterreichs Scepter gekommen, war bekanntlich einſt die größte Handelsſtadt der Welt. Trotz ſeinem geſchwundenen alten Glanze

iſt ſein Handel immer noch von Bedeutung, insbeſondere ſein Handel mit der Levante, da überhaupt der europäiſche Handel dahin vornehmlich in Venedigs Händen iſt. Die venezianiſchen Sammete, Damaſte und Spiegel, ferner verarbeitete Seide in ſehr großer Quantität, ſind von Venedigs auswärtigem Handel der beträchtlichſte Beſtandtheil.

Die Exporten von Neapel beſtehen in Olivenöl, Wolle, Seide, Weinſtein, Weinen, roher und verarbeiteter Seide, Früchten, Schwefel und Stabholz.

Der Handel Trieſts, eines öſterreichiſchen Hafens im Littorale, beſteht vorzüglich in Ausführung der Producte Deutſchlands und der Colonialwaaren, welche von hier in die Levante und die Küſtenländer des ſchwarzen Meeres gehn. Trieſt kann als das Depot für die Producte der Levante angeſehen werden, und iſt ein ſehr lebhafter Markt für die Einfuhr der großbritanniſchen Artikel und des Produkts der Neufoundlands-Fiſchereien. Fiume iſt ein zu Öſterreich gehörender kleiner Hafen in der Nähe von Trieſt.

F. Die Inſeln des mittelländiſchen Meeres.

Die Ausfuhrartikel Siciliens, eines Landes, welches die Natur in verſchwenderiſcher Freigebigkeit mit der Fülle aller ihrer Gaben überſchüttet hat, deren Segen aber eine höchſt elende, bigotte und ſchwache Regierung ſeiner Bewohner faſt nutzlos macht, beſtehen in Seide, Getraide, Barilla, Schwefel, Olivenöl, Wein, ſpaniſchen Fliegen, Gerberſumach, Manna, Korallen, Lumpen, Mandeln, Feigen, Roſinen, Nüſſen, Sardellen, Bernſtein, Ziegen-, Bock- und Schaaffellen, Granatäpfeln, Orangen, Limonien u. ſ. w., und aus Ananas von ausgezeichneter Größe und ſehr vorzüglichem Geſchmacke. Der vornehmſte Hafen iſt Meſſina.

Die Exporten Sardiniens ſind hauptſächlich Getraide von ungemeiner Güte, Thunfiſche, Häute, Barilla, Salz. Cagliari iſt die bedeutendſte Handelsſtadt.

Corſica führt aus Seide, Olivenöl, und ſchwarze, weiße und rothe Korallen. Die Seide geht vorzüglich nach Genua und Lyon, und die Korallen werden nach Marſeille verkauft, wo ſie ihre Zubereitung und Politur erhalten, um nach Afrika, als ein von den Mauren und Negern geſuchter Artikel, geſchafft zu werden. Die corſicaniſchen Häfen ſind Ajaccio, Baſtia und Porto Vecchio.

Malta, welches, ſo wie Gibraltar, Entrepot der brittiſchen und Colonialwaaren iſt, die im mittelländiſchen Meere abgeſetzt werden, führt Baumwolle, Orangen und Früchte aus.

Die ioniſchen Inſeln, nämlich Cefalonia, Zante, Corfu, Santa Maura u. ſ. w., führen aus Wein, Branntwein, Olivenöl, Roſinen, Korinthen, Citronen, Melonen, Granatäpfel, Honig, Baumwolle und Salz. Die Roſinen und Korinthen übertreffen ſelbſt die von Morea an Güte. Der Wein iſt Muskateller.

Der Handel der Inſel Cypern iſt unbeträchtlich. Sie führt Baumwolle, Wolle, Seide, Wein, Salz, Terpentin, türkiſches Leder u. ſ. w. aus. Ihre bedeutendſten Handelsſtädte ſind Larnica und Rhodus.

Die Exporten der Inſel Candia, welche durch ihre Lage ganz zum Stapelplatz des europäiſchen, aſiatiſchen, und afrikaniſchen Han-

dels geeignet iſt, beſtehen in Öl, Seife, Wachs, Wein, Leinſaamen, Roſinen, Mandeln, Laudanum, Johannisbrot u. ſ. w.

G. Die Niederlande und Holland.

Die Ausfuhr der belgiſchen Niederlande beſteht in Waizen, Hafer und anderem Getraide, Leinſaamen, Flachs, Butter, Käſe und dgl. Ihre vornehmſten Handelsſtädte ſind Antwerpen, Gent und Oſtende. Antwerpen, einſt für den Handel des europäiſchen Nordens der Stapelplatz, hat während der Zeit der Blokade der Schelde nur einen höchſt unbedeutenden Handel gehabt, und erſt nach Wiedereröffnung der Schiffahrt auf dieſem Fluſſe, welche die Folge vom Ausgange des letzten Continentalkrieges war, erlangte es allmählig ſeine merkantiliſche Bedeutſamkeit wieder, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach, wegen ſeiner vortrefflichen centralen Lage, ſeines vortheilhaften Locals überhaupt, und weil es der Canal iſt, durch welchen der meiſte Handel der Holländer geht, dereinſt ſelbſt die Bedeutſamkeit von Amſterdam und Hamburg übertreffen muß. Die Exporten Antwerpens beſtehen hauptſächlich in Waizen, Bohnen, Kleeſamen, Leinwand, Spitzen, Teppichen, Tapeten und allerhand Manufacturwaaren von Brüſſel, Mecheln, Gent und Brügge. Die Ausfuhrartikel von Gent ſind Waizen, feine Leinwand, Flachs, Hanf, Bohnen u. dgl.; die von Oſtende Waizen, Kleeſaamen, Flachs, Talg, Häute und die Leinwand von Gent und Brügge.

Die Haupt-Exporten Hollands ſind Butter, Käſe, Leinwand, Tücher, Droguereien und Farbewaaren, Fiſche, Waizen, Leinſaamen, Kleeſaamen, Wachholderbranntwein, Färberröthe, Papier u. dgl. Die größten Handelsſtädte in Holland ſind Amſterdam, Rotterdam und Gröningen. Amſterdam war vor dem Verfall des holländiſchen Handels eine der größten Handelsſtädte Europens oder vielmehr der Welt, das Emporium der aus dem Oſten und Weſten und aus den vornehmſten europäiſchen Staaten kommenden Waaren. Der Induſtriegeiſt und die Genügſamkeit, durch welche ſeit Jahrhunderten die Holländer ſich ausgezeichnet haben, und denen ſie fortwährend treu bleiben, erhoben ſie zu dem Range, den ſie als Kaufleute behaupten. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausſchließenden Beſitze der orientaliſchen Spezereien, der Seidenwaaren Oſtindiens und China's, und der oſtindiſchen feinen Baumwollenzeuge waren, kleidete dieſes ſparſame Volk ſich ſelbſt nur in grobes Tuch, und begnügte ſich zur Nahrung mit Fiſchen und Vegetabilien, ja es war früher bei ihm allgemein herrſchender Gebrauch, immer bei derſelben Tracht zu bleiben, und die Kleidungsſtücke ſo lange zu tragen, als es ohne gänzliche Verletzung des Anſtandes möglich war. Die ſehr feinen Tücher, welche die Holländer ſelbſt fabrizirten, beſtimmten ſie blos für das Ausland, und ſie kauften zu ihrem eigenen Gebrauche das grobe Tuch in England, ſo wie ſie auch in jener Zeit ihre ſelbſt producirte vortreffliche Butter und ihren Käſe meiſt verkauften und zu ihrer eigenen Conſumtion dieſe Artikel der weit größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechſel- und Bank-Geſchäften verdankten die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlſtand, und der Canal, durch den ſie gemacht wurden, war Amſterdam. Noch jetzt iſt es mit Hamburg einer der großen Centralpunkte der Wechſelgeſchäfte zwiſchen dem Norden und dem Süden Europa's, obgleich von der Zeit an, wo in der Amſterdamer Bank ein Mangel an Ver-

trauen ſich zu erkennen gab, dieſer Geſchäftszweig bei weitem nicht mehr ſo bedeutend geweſen iſt, indem ein großer Theil ſeiner Wechſelgeſchäfte nach London und Hamburg überging. Indeß iſt Amſterdams Handel immer noch ſehr bedeutend.

H. Polen.

Polens Exporten beſtehen in Korn, Hanf, Flachs, Bauholz, Leinſaamen, Talg und Salz. Sein Handel iſt nicht ſehr beträchtlich und faſt ganz in den Händen der Juden, die in dieſem Lande ſehr zahlreich ſind. Warſchau und Cracau ſind die beiden größten Handelsſtädte. Das erſtere hat zwei Meſſen jährlich. Cracau hat eine dem Handel ſehr günſtige Lage, die Hauptquelle ſeiner Geſchäfte aber ſind die berühmten in ſeiner Nähe liegenden Salzbergwerke von Wieliczka. Auf den Meſſen zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. verſieht ſich Polen mit Manufaktur- und Fabrikwaaren und allen Luxus Artikeln, wogegen es Haſenfelle und andere Produkte dahin bringt.

I. Portugal

Die portugieſiſchen Ausfuhrartikel ſind hauptſächlich folgende: Weine, nämlich weißer und rother Oporto-, Liſſabonner und Calcavella-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Früchte, Kork, Seide, Wolle, Baumöl u. ſ. w. Nach England gehen Oporto-, Liſſabonner, Calcavella-, Madeira- und Canarien-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Kork u. ſ. w., wogegen die Portugieſen brittiſche Manufacturwaaren, Colonialwaaren, Mundvorräthe, Korn, Mehl, Kupfer, Blei, Steinkohlen u. dgl. erhalten. Die Ausfuhrartikel nach dem europäiſchen Norden ſind Weine, Salz, Früchte u. ſ. w., wogegen man Hanf, Flachs, Korn, Eiſen, Bauholz, Theer, Pech, Stockfiſch, und ruſſiſche und deutſche Leinwand erhält.

Das portugieſiſche Salz iſt von vorzüglicher Güte zum Einſalzen des Fleiſches, aber das Baumöl kommt dem ſpaniſchen und dem franzöſiſchen nicht gleich. Eben ſo werden die Wolle, die Orangen und die Limonien Portugals von den ſpaniſchen übertroffen.

Als Handelsſtädte ſtehen Liſſabon, Oporto und Setubal obenan. Portugals auswärtige Beſitzungen ſind: Braſilien in Südamerika, die Städte Goa und Diu in Oſtindien, die Factorei Macao in China, die azoriſchen Inſeln und Madeira im atlantiſchen Meere; die Inſel St. Thomas in der Nähe der Weſtküſte von Afrika, und Moſambique, Melinda und andere Niederlaſſungen an der Oſtküſte von Afrika.

K. Rußland.

Rußland führt hauptſächlich folgende Artikel aus: Eiſen, Hanf, Flachs, alle Arten von Seilerarbeit, Talg, Häute, Tannen- und Eichſtämme, Planken, Bretter, Latten, Balken, Bogſpriets, Maſtbäume, Pech und Theer, Getraide von allen Arten, insbeſondere Waizen, Leinwand, Segeltuch von verſchiedenen Arten, Wachs, Honig, Schweinsborſten, Unſchlitt, Seife, Hauſenblaſe, Caviar, Leder, Fiſchthran, Hanfſaamen, Leinſaamen, Tabak.

Die vornehmſten Handelsſtädte ſind: Tobolsk, Irkuzk und Tomsk in Sibirien; Aſtrakan, Orenburg und Kaſan im aſiatiſchen Rußland; Moskau und Nowogrod im Innern Rußlands; Archangel am weißen Meer; Libau in Kurland; Taganrock, Oczakoff, Kaffa oder Feodoſia, Odeſſa, Cherſon, Sebaſtipol und Azoff am ſchwarzen und azoffſchen Meere; Riga,

Pernau, Narwa, Reval, Habſal, Petersburg, Wiborg, Frederikshamm, Arensburg.

Durch das ſchwarze und das azoffſche Meer hat Rußland einen ſehr lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna.

England iſt der Hauptmarkt für die Producte Rußlands. Der Handel zwiſchen dieſen beiden Ländern iſt ein natürlicher, da ſie ihrer Producte gegenſeitig in gleichem Grade bedürfen.

L. Schweden und Norwegen.

Die Ausfuhrartikel Schwedens ſind Eiſen, Stahl, Kupfer, Pech, Theer, Tannenholz, Alaun und Fiſche. Die vornehmſten Handelsſtädte ſind Stockholm, Gothenburg und Gefle. Carlskrona hat einen beträchtlichen Handel mit Eiſen, Bauholz, Pech, Theer, Talg, Potaſche, Leinſaamen u. ſ. w., welche Artikel vorzüglich in die franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Häfen gehen, und wogegen man hauptſächlich Salz nimmt. Die Exporten von Gothenburg ſind Fiſche, Eiſen, Stahl und Planken.

Die den Handel befördernden Inſtitutionen Schwedens ſind die Bank, die oſtindiſche Compagnie, die weſtindiſche Compagnie, die Handelsgeſellſchaft, die Gewerbsgeſellſchaft.

Aus Norwegen werden ausgeführt Fiſche, Eichenſtämme, Tannenſtämme, Tannenbretter, Maſtbäume, Alaun, Vitriol, Fiſch- und Robbenthran, Pech, Häute, wollene Strümpfe, Eiſen, Kupfer, Theer. Die vornehmſten Handelsſtädte ſind Chriſtiania, Bergen, Drontheim und Chriſtianſand.

M. Schweiz.

Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Ihre Exporten beſtehen hauptſächlich in feiner Leinwand, Seidenwaaren, Sammet, nachgeahmten oſtindiſchen Stoffen und Shawls, feinen gedruckten Kattunen, Schlaguhren, Taſchenuhren, Bändern, Weinen, Käſe, Honig, u. ſ. w. Die Einfuhr-Artikel ſind vornehmlich Colonial- und oſtindiſche Waaren, welche aus Holland kommen; Salz, Getraide, Wolle und Tücher, die aus Deutſchland bezogen werden; rohe Baumwolle, Seide u. ſ. w., die aus Italien kommen; Manufacturwaaren verſchiedener Art aus England, Weine und Branntweine aus Frankreich.

Die vornehmſten Handelsſtädte der Schweiz ſind Baſel, Bern, Zürich, Genf und Neufchatel.

N. Spanien.

Wären die Spanier mehr vom Geiſte der Induſtrie beſeelt, ſo würden ſie hinſichtlich des Handels ſich neben jede andere Nation der Erde ſtellen, wo nicht ſie übertreffen können. Unter der Regierung Ferdinands und der Iſabelle und Carls V. war die ſpaniſche Nation eine der induſtriöſeſten in Europa. Ihre Wollen-, Flachs- und Seiden-Manufacturen waren ſo beträchtlich, daß ſie weit mehr lieferten, als die Nation für ſich brauchte. Allein durch die aus dem entdeckten Amerika ins Land ſtrömenden Reichthümer ward ſie träge, und noch mehr in Folge der ungeheuern Verſchwendungen, wozu Philipp II. durch ſeinen Ehrgeiz und durch jene neuen Hülfsquellen ſich verleiten ließ, und unter der ſchwachen Regierung Philipps III. geſchah es, daß die Manufacturen ſchon zu Anfange des ſiebzehnten

Jahrhunderts im größten Verfalle waren, und die Nation ihren ſehr wichtigen auswärtigen Handel verlor.

Die Producte Spaniens ſind Wolle, Seide, Salz, Eiſen, Kupfer, Steinkohlen, Queckſilber, Barilla, Reiß, Salpeter, Zucker, Mandeln, Oliven, Orangen, Limonien, Feigen, Weine, Branntwein und Früchte.

In Segovia und Leon wird jährlich ungefähr eine Million Arrobas feine Wolle geſammelt, und davon werden ungefähr achthundert tauſend Arrobas an die Franzoſen, Holländer und Engländer verkauft. Spaniens herrliche Weine, die gebrannten Waſſer, die Früchte, die Barilla u. ſ. w. werden ſehr einträgliche Artikel für das Land. Aus dem Hafen von Barcelona werden vorzüglich Seidenzeuge, Mitteltücher und Baumwollenzeuge, ferner Weine, Branntwein, Mandeln, Nüſſe und andere Erzeugniſſe ausgeführt, wofür in demſelben Hafen Lyoner Seidenzeuge, Strumpfwaaren von Nismes, verſchiedene Arten von Stoffen und Baumwollenzeugen, deutſche Leinwand und getrockneter Stockfiſch aus England, die Summe von ungefähr drei Millionen Piaſter betragend, ankommen. Der Ausfuhrhandel Valencia's beſteht hauptſächlich in Seide, Barilla, Soda, grober Wolle, getrockneten Früchten, Weinen und Branntwein, welchen letztern vorzüglich die Holländer abholen und nach der Normandie und Bretagne ſchaffen. Die Engländer verkaufen an die Spanier vorzüglich Tücher; die Franzoſen Leinwand, Wollenzeuge, Stahlwaaren, Spezereien und dergl. Aus dem Hafen von Alicante führen die Spanier hauptſächlich getrocknete Früchte, Seide, Wolle, Barilla, Weine, caſtilianiſche Seife, Oliven, Saffran, eine Art von Cochenille, welche grana genannt wird, und Salz aus, von welchem letztern die Engländer und Schweden jährlich über 300,000 Tonnen abholen, deren jede dreihundert Pfund enthält. Auch in den Häfen von Cartagena und Malaga iſt ſehr große Handelsgeſchäftigkeit. Aus dem letztern werden vorzüglich Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Gerberſumach, Sardellen, Olivenöl u. ſ. w. ausgeführt. Cadiz iſt gleichſam das Emporium der alten und neuen Welt, ſo äußerſt wichtig iſt ſein Handel. Im Jahre 1792 betrugen ſeine Exporten nach den beiden Indien die Summe von 276,000,000 Realen, und ſeine Importen über 700,000,000 Realen. Die Reſidenz Madrid iſt zugleich eine bedeutende Handelsſtadt, und kann als das Entrepot der inländiſchen und ausländiſchen Producte und des Geldverkehrs betrachtet werden. Sevilla hat einen beträchtlichen Handel in Öl und Orangen, die im Hafen von Cadiz ausgeführt werden. Gibraltar iſt, ſo wie die Inſel Malta, das Emporium der Engländer für ihren Handel im mittelländiſchen Meere.

Faſt der ganze Handel an den ſpaniſchen Küſten iſt in den Händen der Franzoſen, Holländer und Engländer.

Die ſpaniſchen Colonien ſiehe unter Südamerika und Philippinen.

O. Türkei.

Die Türken ſind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu ſeyn, obgleich ihr Verkehr mit den Hauptnationen Europa's, beſonders mit Öſterreich, mit Frankreich, Italien, Großbritannien und Holland, durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, welche den Handel dieſes Landes faſt ganz in ihren Händen haben, keineswegs unbedeutend iſt. Die vornehmſten Handelsſtädte

ſind Conſtantinopel und Smyrna. Das letztere iſt der große Markt des levantiſchen Handels, und Conſtantinopel iſt vorzüglich im Handel mit Rußland beſchäftigt. Es verbreitet die ruſſiſchen Producte in den Häfen des mittelländiſchen Meeres.

Die Exporten von Conſtantinopel, einer Stadt, die unter einer weiſen und thätigen Regierung ſo leicht der wahre Stapelplatz der Welt werden könnte, ſind ſo unbedeutend, daß die großen Waarenquantitäten, welche für die Türkei eingeführt werden, faſt ganz mit Gold und Diamanten bezahlt werden müſſen. In ihrem Hafen holen die Engländer, Franzoſen, Italiener, Holländer und andere Nationen die Producte Polens, das Salz, den Honig, das Wachs, den Tabak, die Butter der Ukraine, die Häute, den Talg, den Hanf, das Segeltuch, das Pelzwerk und die Metalle Rußlands und Sibiriens, und bringen dafür die Producte ihrer Länder. Dieſe Geſchäfte werden gemacht, ohne daß die Türken im Geringſten einen Antheil daran haben.

P. Ungarn.

Ungarn hat eine geographiſche Lage, die den Handel ſehr wenig begünſtigt. Dennoch iſt ſein auswärtiger Handel keineswegs verächtlich. Die Exporten ſind Wein, Tabak, Galläpfel, Spießglas, Alaun, Potaſche, Hornvieh, Wolle, Eiſen, Kupfer, Weizen, Roggen und Gerſte. Die Importen können nur durch den Canal Öſterreichs und der Türkei geſchehen, da die Regierung jeden andern Weg, welcher für ſie gewählt werden könnte, verboten hat.

II. Aſien.

Aſiens Handel iſt hauptſächlich innerer, aber er wird von den verſchiedenen aſiatiſchen Völkern, vornehmlich Vorder- und Mittelaſiens, in einem ſehr weiten Umfange getrieben mittelſt jener Karavanen (von einem Dichter die „Flotten der Wüſte" genannt), in denen man zuweilen mehr als funfzigtauſend Kaufleute und Reiſende vereinigt ſieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer iſt. Der Mittelpunkt der ſehr weiten Circulation, welche die Waaren des Morgenlandes dieſen Karavanen verdanken, iſt hauptſächlich Mecca, welches dem Auge des Reiſenden zu der Zeit, wo die Karavanen darin ſind, einen ſo belebten Markt und eine ſolche Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt des Erdbodens gefunden wird. Oſtindiens Mouſſeline und übrige Waaren, China's Producte, die ſämmtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von Kaſchemir u. ſ. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mecca, von wo aus ſie auf dem aſiatiſchen nicht nur, ſondern auch auf dem afrikaniſchen Feſtlande verbreitet werden.

A. Arabien.

Die Araber, einſt und ehe noch der Weg nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt war, das erſte Handelsvolk der Welt, haben jetzt einen ziemlich unbedeutenden Handel. Caffee, Aloe, Mandeln, Balſam von Mecca, Gewürze und Droguereien und ihre afrikaniſchen Importen an Myrrhen, Weihrauch und arabiſchem Gummi ſind die Hauptartikel, welche ſie ausführen.

B. Arabiſcher Meerbuſen und rothes Meer.

Aus Masnah, der Hauptſtadt Abyſſiniens, werden ausgeführt Gold, Zibeth, Elephantenzähne, Rhinoceroshörner, Reiß, Honig, Wachs, Sklaven; und für dieſe Waaren und Menſchen holt man hauptſächlich in Mocha und Jedda Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Moſchus, Ingwer, Cardemomen, Kampfer, Kupfer, Blei, Eiſen, Zinn, Stahl, Kurkumei, Zinnober, Tabak, Schießpulver, Sandelholz, Reiß, Meſſerſchmiedswaaren, Waffen und eine Menge anderer Artikel europäiſcher Fabrikate.

Die Ausfuhr von Suez und Coſſier beſteht hauptſächlich in Korn.

C. Perſien.

Wie glücklich auch Perſiens geographiſche Lage für den Handel iſt, ſo treibt es ihn dennoch nur mit ſehr geringer Emſigkeit und wenig Unternehmungsgeiſte. Seine Exporten beſtehen hauptſächlich in Pferden, Seide, Perlen, Brokaten, Tapeten, Baumwollenzeugen, Shawls, Roſenwaſſer, Wein von Schiras, Datteln, karamaniſcher Wolle, Gummi, Droguereien von verſchiedener Art u. ſ. w.

Die vornehmſten Handelsſtädte Perſiens ſind Bagdad, Baſſorah, Buſhire u. a.

Bagdad, einſt der Centralpunkt eines glänzenden und ausgedehnten Handels, kann immer noch als der große Stapelplatz des Morgenlandes betrachtet werden, obgleich es jetzt bei weitem nicht mehr das iſt, was es war. Von Baſſorah werden die Erzeugniſſe Arabiens, Indiens, Perſiens und der aſiatiſchen Inſeln nach Bagdad geſchafft, wo ſie einen ſehr guten Markt finden, und von wo ſie in die übrigen Städte des türkiſchen Reichs verbreitet werden. Europa verſorgt es, mittelſt der arabiſchen Karavanen, mit Waaren jeglicher Art und auch mit den amerikaniſchen Erzeugniſſen. Dagegen hat es nichts zu geben, als Datteln, Tabak und eine ſehr mäßige Quantität wollner Stoffe, indem ſein ganzer Export-Handel in der bloßen Verbreitung und dem Umſatze der Producte anderer Länder beſteht.

Die Exporten von Aden ſind Caffee, Elephantenzähne, Gold und verſchiedene Arten von Gummi, wogegen es vorzüglich die oſtindiſchen und chineſiſchen Producte einführt. Muscat, welches der Schlüſſel von Arabien und Perſien iſt, hat einen ſehr ſtarken Handel mit dem brittiſchen Indien, Sumatra, der malaiiſchen Halbinſel, dem rothen Meere und der Oſtküſte von Afrika.

Baſſorah iſt durch ſeine vortheilhafte Lage eine Handelsſtadt von bedeutender Wichtigkeit, und kann als der Stapelort des im perſiſchen Meerbuſen Statt findenden lebhaften oſtindiſchen, perſiſchen und arabiſchen Handels betrachtet werden. Sein Handel mit Oſtindien iſt ſehr bedeutend, da es der Canal iſt, durch welchen das osmaniſche Reich mit den Spezereien des Morgenlandes und mit den Manufacturwaaren der brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien verſorgt wird.

D. Aſiatiſche Türkei.

Der vornehmſte Hafen der Levante iſt Smyrna, ein ſehr bedeutendes Entrepot der Kaufmannsgüter des Morgenlandes und Abendlandes. Die Ausfuhrartikel der Levante ſind: Caffee, Baumwolle, Wolle, Seide, Färberröthe, Kameel- und Ziegenhaare, Häute, Ro-

ſinen, Feigen, Perlen, Schmirgel, Wetzſteine, Galläpfel, Opium, Rhabarber und andere Droguereien. Angora ſchickt nach Smyrna durch Karavanen beträchtliche Quantitäten von Angoraziegenhaar und Shawls und aus demſelben Materiale verfertigte Stoffe, und das Angorahaar wird in der Levante ſelbſt und in Europa zu Kamelot verarbeitet, vorzüglich in England, Frankreich und Holland, deren Kamelotmanufacturen zum Theil Agenten in Angora ſelbſt unterhalten, und durch dieſe ihre Käufe machen. Damask iſt der Centralpunkt des Handels in Syrien und macht ſehr große Geſchäfte durch die Karavanen, welche vom Norden Aſiens nach Mecca und von Bagdad nach Cairo gehen. Aleppo hat ſehr viel Handelsverkehr mit Conſtantinopel, Baſſorah, Bagdad, Damask und Skenderun oder Alexandrette, nach welchen Orten alljährlich Karavanen durch Aleppo gehen. Seine Exporten ſind ſeine eigenen Seiden- und Baumwollenwaaren, die Shawls und Mouſſeline Oſtindiens, die Galläpfel aus Kurdiſtan, Kupfer, Droguereien und Piſtazien. Alexandrette hat auch ziemlich bedeutenden Handel. Erzerum iſt der Stapelplatz der Seiden- und Baumwollenwaaren, gedruckten Leinwand, Spezereien, des Rhabarbers, der Färberröthe und des oſtindiſchen Zitwers.

E. Das brittiſche Oſtindien und die malaiiſche Halbinſel.

In dem langen Zeitraume von viertauſend Jahren ſind die für den Handel wichtigen Producte Indiens dieſelben geblieben; denn alle jene von den Alten erwähnten Artikel und Schätze Indiens ſind es immer noch, welche die Nationen der übrigen Welttheile dort holen, nämlich Reiß, Indigo, Farbewaaren, Koſchenille, Opium, Baumwolle, Seide, Apothekerwaaren, Zimmet, Caſſia, Kokosnüſſe und dergl. Der oſtindiſche Handel iſt hauptſächlich in den Händen der Engländer unter der Leitung der oſtindiſchen Compagnie.

Nächſt den Engländern ſind die Amerikaner der vereinigten Staaten die Nation, welche am oſtindiſchen Handel den meiſten Antheil hat.

Dänemark hat nur einen ſehr unbeträchtlichen Handel mit Oſtindien, und der, den Schweden mit ihm hatte, iſt jetzt faſt vernichtet, obgleich die ſchwediſche oſtindiſche Geſellſchaft vor den neueſten großen Veränderungen in der Regierung dieſes Landes und vor dem Durchgehen der Commutationsacte in England unter allen europäiſchen Handelsgeſellſchaften die am beſten regulirte und in ihren Geſchäften glücklichſte war, nächſt der engliſchen.

Portugals Handel mit den brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien iſt bedeutend, der ſpaniſche hingegen ſehr gering.

Von Queda auf der malaiiſchen Halbinſel holt man Zinn, Reiß, Wachs, Fiſchmägen und Haienfloſſen, zu Salangore, Pahang und Tringano, Gewürznelken, Muskatnüſſe, Pfeffer, Kampfer, Betel, Elephantenzähne, Goldſtaub, Schildkrötenſchaale, Zinn u. ſ. w. Von Malacca wird hauptſächlich Goldſtaub ausgeführt.

F. China.

Der Handel, welchen China mit Europa, dem brittiſchen Indien, den vereinigten Staaten von Amerika, mit Cochinchina und Siam, mit Japan und den übrigen aſiatiſchen Inſeln treibt, iſt ſehr beträchtlich.

Die brittiſchen Importen in China ſind theils die der oſtindiſchen Compagnie, theils die von Privatkaufleuten. In den Jahren 1781 bis

1791 hatte die Compagnie für 3,471,521 Pfund Sterling Waaren und für 3,588,264 Pfund Sterling ungemünztes Metall eingeführt, in den Jahren von 1792 bis 1809 für 16,502,338 Pf. St. Waaren und für 2,466,946 Pf. St. ungemünztes Metall. Die Exporten aber, welche die Compagnie nach England machte, betrugen in den Jahren 1793 bis 1810 mit Einſchluß der Abgaben, Fracht u. ſ. w. 41,203,422 Pf. Sterl. und ſie wurden verkauft für 57,896,274 Pf., ſo daß die Compagnie daran einen Bruttogewinn von 16,692,852 Pf. hatte.

Aus dem brittiſchen Indien führte die Compagnie in den Jahren 1802 bis 1806 in China ein für 65,736,731 Sikka Rupien Waaren und für 241,471 Sikka Rupien ungemünztes Metall, und ihre Exporten aus China in's brittiſche Indien betrugen 26,651,894 Sikka Rupien an Waaren und 26,995,003 Sikka Rupien ungemünztes Silber. Was von andern engliſchen Kaufleuten in China eingeführt wird, beträgt wahrſcheinlich eine halbe Million Pfund Sterling jährlich. Die Importen der übrigen Nationen Europa's nach China beſtehen hauptſächlich in ungemünztem Gold, wofür Thee genommen wird. Da dieſer Thee aber an ſie durch das Medium Englands und der vereinigten Staaten kommt, ſo iſt der Verkehr derſelben mit China nur unbedeutend.

Mit Siam, Cambodia, Cochinchina, den aſiatiſchen Inſeln und Japan hat China einen ſehr lebhaften Verkehr, in der neuern Zeit auch mit Rußland, und zwar ſowohl zu Lande als zu Waſſer.

Die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Spanier und Amerikaner haben zu Canton Factoreien, und die Portugieſen zu Macao eine Niederlaſſung.

G. Siam und Tonquin.

Aus Siam und Tonquin werden ausgeführt Zinn, Elephantenzähne, Diamanten und andere Edelſteine, Goldſtaub, Kupfer, Salz, Betel, Pfeffer, Wachs, Seide, Bauholz und lackirte Waaren, und der Handel dieſer beiden Länder iſt hauptſächlich in den Händen der Chineſer und Portugieſen.

H. Cochinchina.

Der cochinchineſiſche Handel iſt gröſtentheils in den Händen der Chineſer. Die Ausfuhrartikel ſind Zucker, Seide, Gold, Betelnüſſe, Schwarzholz, Japanholz, Büffelhörner, getrocknete Fiſche, Fiſchhäute und Kandyzucker, welcher letztere für den beſten gehalten wird, den es giebt.

I. Japan.

Seit Vertreibung der Portugieſen aus Japan iſt der Handel dieſes Reichs faſt blos innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, ſind die Chineſer und die Holländer, und auch dieſe ſind auf den Hafen von Nangaſaki beſchränkt.

Die Chineſer verſorgen die Japaner mit Reiß, Porzellan, Zucker, Ginſeng, Elfenbein, Seidenſtoffen, Nanking, Blei, Zinnplatten, Alaun und dergl., und holen dafür Kupfer, Kampfer, Lack, lackirte Waaren, Perlen, Meerkohl und eine metalliſche Compoſition, Sowas genannt, welche aus Kupfer und einer kleinen Quantität Gold beſteht. Die Holländer holen hauptſächlich Kupfer, Kampfer,

Lack, lackirte Waaren. Nur zwei holländiſche und zwölf chineſiſche Schiffe dürfen jährlich im Hafen von Nangaſaki einlaufen. Nach Ankunft eines Schiffs und vorgängigen Ceremonien werden die Waaren ans Land geſchafft. Dann kommen die kaiſerlichen Beamten (denn der Handel mit dem Auslande iſt Monopol des Kaiſers), unterſuchen die Güte und Quantität der Waaren, berathſchlagen mit einander, und beſtimmen den Preis der einheimiſchen Waaren, welche dagegen verlangt werden. Die Ausländer müſſen entweder dieſe Bedingungen eingehen, oder die Waaren, welche ſie gebracht haben, behalten. In den Beſitz ausländiſcher Waaren kommen die japaniſchen Kaufleute erſt dadurch, daß ſie dieſelben dem Kaiſer abkaufen.

In Verfertigung der Seiden- und Wollenzeuge, des Porzellans und der lackirten Waaren ſtehen die Japaner nicht unter den Europäern. Auch in Stahlarbeiten ſtehen ſie auf einer hohen Stufe. Die japaniſchen Säbel und Dolche ſind unvergleichlich, und werden vielleicht einzig von den Damascenerſäbeln übertroffen. Auch im Poliren des Stahls und aller anderen Metalle ſind ſie ſehr geſchickt. In der Kunſt des Lackirens und Firniſſens kommt ihnen keine einzige Nation des Erdbodens gleich, und ihre feinern Porzellane übertreffen die chineſiſchen bei weitem. Die gröbern nehmen ſie ſelbſt aus China.

Zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts hatten die Engländer ebenfalls mit Japan zu handeln begonnen, allein die portugieſiſchen Miſſionäre und ſpäter auch die Holländer wußten durch Verleumdungen die Regierung gegen ſie einzunehmen. Im Jahre 1673 ward der Verſuch einer Erneuerung jenes Handels abermals durch die Holländer vereitelt, welche die Japaner darauf aufmerkſam machten, daß der König von England (Carl II.) die Infantin von Portugal zur Gemahlin habe. Die Portugieſen waren damals ſchon aus dem Lande vertrieben, und der Haß der Japaner gegen die Ränke ihrer Jeſuiten unverſöhnlich. Wegen der großen Vortheile, welche der Handel mit Japan England gewähren zu müſſen ſchien, machte es einen dritten Verſuch 1699, und inſtruirte die Factorei zu Canton, mit Japan, wenn es nur irgend möglich ſey, durch das Medium von China wieder in Verbindung zu treten. Indeß das Reſultat davon befriedigte die Erwartungen bei weitem nicht, und ſeitdem iſt auf alle weiteren Verſuche verzichtet worden. Blos im Jahre 1813, als Java Großbritannien unterworfen ward, hatte die oſtindiſche Compagnie wieder einen kleinen Verkehr mit Japan, indem ſie für 298,150 ſpan. Thaler Waaren hinſchickte und dafür japaniſche erhielt, welche ſie für 342,126 ſpaniſche Thaler verkaufte. Die im J. 1805 unter Kruſenſtern nach Japan gegangene ruſſiſche Geſandtſchaft war in ihrem Beſtreben nicht minder unglücklich, als es die engliſchen geweſen waren.

K. Die aſiatiſchen Inſeln Amboina, Banca, die Bandainſeln, Java, Sumatra, Borneo u. ſ. w.

Von Amboina werden Gewürznelken ausgeführt, deren Anbau einzig auf dieſe Inſel zu beſchränken die Holländer ſich ſehr viele Mühe gaben, zu welchem Behuf ſie auf den benachbarten Inſeln alle Gewürznelkenbäume ausrotteten. Noch jetzt macht die Regierung von Amboina mit einem zahlreichen Gefolge alljährlich eine Reiſe auf die übrigen holländiſchen Inſeln, ausſchließend zu dem Zweck der Ausrottung jener Bäume.

Banca iſt wegen ſeiner Zinnbergwerke berühmt und die Ausfuhr dieſes Zinns nach China iſt ſehr bedeutend, da die Chineſer es wegen ſeiner Hämmerbarkeit dem engliſchen vorziehen. Ungefähr vier Mill. Pfd. Zinn werden alljährlich aus dieſen Bergwerken gewonnen.

Die Bandainſeln erzeugen Muscatnüſſe und Macis.

Die Stapelartikel des Exports von Batavia, dem Emporium, wo alle Waaren der holländiſch oſtindiſchen Compagnie niedergelegt werden, ſind Pfeffer, Reiß, Caffee, Zucker, Baumwolle und Indigo. Sechs und eine Viertel Million Pfund Pfeffer, die theils auf der Inſel ſelbſt wachſen, theils von Sumatra, Bantam, Borneo und den übrigen Inſeln hierher gebracht werden, werden jährlich in den Niederlagen der Hauptſtadt aufgeſpeichert, und ſie iſt das Pfeffermagazin für den ganzen Erdkreis. Auch ſind ſowohl Caffee als Zucker in den letztern Jahren, jedes in der Quantität von zehn Millionen Pfund und darüber, erbauet worden.

Borneo hat außer dem Pfeffer Gold in Staub und in Barren, Wachs, Sago, Kampfer, welcher letztere von Borneo in vorzüglicherer Güte kommt, als von irgend einer andern Inſel. Außer den Engländern haben die Chineſer hier einen lebhaften Handel.

Ceylons Ausfuhrartikel ſind Zimmet, Pfeffer, Caffee, Tabak, Betel, Kokosnüſſe, Droguereien, Bauholz, Perlen, Edelſteine, Korallen u. ſ. w.

Von den Philippinen ſind die vornehmſten Manilla, Magindanao und Mindano. Aus ihnen werden ausgeführt: Indigo, Zucker, Seide, Goldſtaub, Quaſſia, Pfeffer, Schildkrötenſchaale, Wachs, Edelſteine, Silber als Waare, Sago und Tabak. Der Handel der Philippinen mit China und Südamerika iſt beträchtlich. Manilla producirt Zucker, Tabak, Indigo. Von allen aſiatiſchen Tabaken iſt der von Manilla der beſte.

Die Prinzwalesinſel iſt wegen ihrer centralen Lage zwiſchen Indien, China und den öſtlichen Inſeln nicht ohne einen bedeutenden Handel, und ihre Ausfuhrartikel ſind hauptſächlich Benzoe, Pfeffer, Betelnüſſe, Spezereien, Metall, oſtindiſcher Zink, Koſchenille, Adlerholz, Japanholz, Elephantenzähne, Zucker, Silber als Waare.

In den Häfen von Sumatra, nämlich Achin, Sinkell, Tappanuly, Natal, Padang, Mocomoco, Benkulen, Palembang und Pedir, wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Die vornehmſten Exporten ſind Goldſtaub, Betel, Benzoe, Pfeffer, Kampfer, Japanholz, Schwefel, ſpaniſches Rohr, Wachs, Gummilack, Spezereien, Zinn u. ſ. w.

III. Afrika.

Keines von den Continenten der alten Welt hat eine dem Handel ſo günſtige Lage, wie Afrika. Allein der Mangel an ſchiffbaren Flüſſen und die unermeßlichen Sandwüſten, durch welche Afrika's fruchtbare Regionen von einander geſondert werden, bilden ein unüberſteigliches Hinderniß einer ſolchen Ausdehnung des Handels, wie ſie der großen Fruchtbarkeit dieſes Welttheils entſpräche.

Außer dem innern Handel hat der afrikaniſche Handel ſeine Quellen blos in folgenden Ländern: in Ägypten, in den Barbareskenſtaaten, an der Weſtküſte, im Innern von Guinea, in der Nähe der Flüſſe Gambia, Niger und Senegal, am Vor=

gebirge der guten Hoffnung, in den Niederlaſſungen der Portugieſen an der Oſtküſte, und an den Küſten des rothen Meers.

Der innere Handel iſt Karavanenhandel. Die afrikaniſchen Karavanen beſtehen aus fünfhundert bis zweitauſend Kameelen. Die drei Hauptländer, von wo ſie ausgehen, ſind Marocco, Fez und Ägypten. Die Hauptartikel des afrikaniſchen innern Handels ſind Salz, Gold und Sklaven. Die Producte dieſes Erdtheils ſind ſehr mannichfaltig. Zu den vornehmſten gehören: Gold, Elephanten- und Hippopotamuszähne, Rhinoceroshörner, Weihrauch, Gummi und Droguereien, Schildkrötenſchaale, Palmwein, Orangen von vorzüglichſter Güte und dergl. Die Engländer holen an den Küſten Goldſtaub, Elephantenzähne, Kauris oder Schlangenköpfe, Muſcheln, Pfeffer, Wachs, Hirſe und Palmenöl. Die Portugieſen holen von der Oſtküſte Bernſtein, Ambra, Columbowurzel, Kauris, Elephantenzähne, Hippopotamuszähne, Schildkrötenſchaale, Elephantenhaar, Gold und Rhinoceroshörner.

Die vornehmſten Handelsplätze auf der Oſtküſte ſind Natal, Soffala, Qualimane, Mozambique, Querimba, Quiloa, Mombaza, Melinda, Brava, Mogadora, Berbera, Zeila und Adel. Qualimane, Mozambique und Melinda ſind portugieſiſche Niederlaſſungen; Adel, Zeila, Berbera und Brava ſind ſehr wichtige Handelsorte, aus denen man vorzüglich Goldſtaub, Elfenbein und Weihrauch holt, wofür die arabiſchen und oſtindiſchen Producte hingebracht werden.

Zwiſchen den brittiſchen Niederlaſſungen in Oſtindien und Moſambique iſt der Handel beträchtlich und die Engländer holen Elephanten- und Hippopotamuszähne, Schildkrötenſchaalen, Droguereien, Kauris, Gold u. ſ. w.

A. Die Barbareskenſtaaten.

Der Handelsverkehr der Barbareskenſtaaten mit den Europäern iſt ſehr unbedeutend und ſchwankend, und die wenigen Geſchäfte, die gemacht werden, ſind hauptſächlich in den Händen der Franzoſen, der Britten und der Amerikaner. Folgendes ſind die Exporten derſelben: Olivenöl, Wachs, Wolle, Weizen, Gummi, Mandeln, Datteln, aromatiſche Sämereien, Elfenbein, Leder, Häute und Straußenfedern.

Aber einen deſto beträchtlichern Handel haben die Barbareskenſtaaten mit Arabien, Ägypten und dem Innern von Afrika, ſelbſt mit Tombuktu, welches als das Emporium des Innern von Afrika zu betrachten iſt. Auch mit Mecca, Cairo und Alexandrien handeln ſie durch Karavanen.

Die vornehmſten Handelsſtädte der Barbareskenſtaaten ſind Algier, Tunis, Tripoli, Sallee und Agadez oder Santa Cruz.

Vor der franzöſiſchen Revolution war der Handel von Algier ganz in den Händen einer Geſellſchaft von franzöſiſchen Kaufleuten zu Marſeille, welche zu Erleichterung ihrer Geſchäfte mit den Barbaresken ordentliche Niederlaſſungen in den Häfen Bona, La Cala und Il Col hatten. Allein im Jahre 1806 erhielt der Dey von Algier von England 50,000 Dollars ausgezahlt, und trug dafür den Beſitz jener Häfen auf England über.

Die vornehmſten Häfen für die algierſchen Exporten ſind Bona und Oran.

Tunis iſt der anſehnlichſte Handelsſtaat in der Barbarei. Seine vornehmſten Häfen ſind Biſerta, Suſa und Soliman.

Tripoli hat wenig Handel, und ſeine Exporten beſtehen hauptſächlich in Saffran, Aſche, Sennesblättern und Färberröthe. Auch der Handel von Marocco und Sallee iſt nur unbedeutend. Agadez oder Santa Cruz iſt der ſüdlichſte Hafen von Marocco und war einſt der Mittelpunkt eines ſehr bedeutenden Verkehrs. Fez iſt ein ſolcher Mittelpunkt jetzt noch zwiſchen den Häfen Marocco's, dem mittelländiſchen Meere und Inneren von Afrika.

B. Vorgebirge der guten Hoffnung.

Mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung iſt der Handel für Großbritannien äußerſt vortheilhaft. Im Jahre 1809 betrug die Importe engliſcher Waaren über 330,000 Pfd. Sterl., dagegen ſich die Exporten der Colonie insbeſondere Capwein nicht auf 6000 Pfund beliefen.

C. Ägypten.

Ägypten, welches wegen ſeiner ungemein glücklichen Lage, im Mittelpunkte von drei Welttheilen, von der Natur ganz dazu geſchaffen ſcheint, auch der Mittelpunkt des Handels dieſer drei Welttheile zu ſeyn, hat ſeinen hohen Rang unter den Handelsvölkern, den es ehedem hatte, ganz verloren, ſeitdem es aufgehört hat, der Canal für den Handel nach Indien zu ſeyn. Indeß hat es immer noch einen ſehr bedeutenden inländiſchen Handel und der bis in das Innere von Afrika reicht. Dahin gehen aus Ägypten jährlich drei Karavanen ab. Eine geht nach Sennaar und ſammelt die Producte dieſes Landes und Abyſſiniens. Eine andere geht nach Darfur, und die dritte hat Fez zu ihrem Ziele, wohin die Producte von Bornou und allen längs des Nils liegenden Ländern gebracht werden. Verſchiedene Karavanen ſind damit beſchäftigt, für ägyptiſche Producte die oſtindiſchen und arabiſchen zu holen. Die beträchtlichſte von allen aber iſt die, welche aus den vereinigten Karavanen Abyſſiniens und des weſtlichen Afrika's beſteht und alljährlich nach Mecca geht.

Die Exporten Ägyptens ſind Mocca-Kaffee, Reiß, Korn, Myrrhen, Weihrauch, Opium, Datteln, Perlmutter, Elfenbein, verſchiedene Arten von Gummi und Droguereien, Häute, Wachs u. ſ. w., und dieſe gehen meiſt nach Conſtantinopel, den Barbareskenſtaaten, Großbritannien, Venedig und Marſeille. Die größten Handelsſtädte ſind Cairo und Alexandrien. Cairo hat die zwei Häfen Roſette und Damiette.

D. Die afrikaniſchen Inſeln.

1. Die Azoren.

Die Azoren erzeugen als Ausfuhrartikel Wein und Früchte. Die jährlichen Weinexporten belaufen ſich auf ungefähr 20,000 Pipen, und werden von den Engländern und Amerikanern hauptſächlich nach Oſt- und Weſtindien geſchafft. Die azoriſche Inſel St. Michael verkauft an England und die vereinigten Staaten jährlich 60,000 bis 80,000 Schachteln voll Orangen. Die Orangen der Inſel Pico ſind von ganz beſonderer Güte. Auch liefert ſie ein ſehr ſchönes Holz, welches ziemlich dem Mahagony gleichkommt.

2. Die Canarien.

Die Hauptproducte der Canarien ſind Orſeille im rohen Zuſtande, Roſenholz, Branntwein und Canarienwein. Der letztere geht hauptſächlich nach Weſtindien und England, in welchem letztern Lande er ſtets für Madeirawein verkauft wird, von dem er auch wirklich, ſobald er ein Alter von zwei oder drei Jahren hat, kaum zu unterſcheiden iſt.

3. Die capverdiſchen Inſeln.

Der Handel der capverdiſchen Inſeln iſt höchſt unbedeutend. Ihre Exporten ſind Orſeille im rohen Zuſtande und grobe Baumwollenzeuge für die Afrikaner.

4. Madeira.

Das Hauptproduct der Inſel Madeira iſt ſein köſtlicher Wein, welcher in fünf Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn beſtimmt, eingetheilt wird. Die vorzüglichſte Art heißt London particular. Der für den Londoner Markt beſtimmte folgt ihm zunächſt. Wieder von geringerer Güte iſt der für den indiſchen Markt beſtimmte. Der nach Amerika gehende hat den vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom fünften Range.

Die Engländer und Amerikaner haben mit dieſer Inſel einen ſehr beträchtlichen Handel. Die Engländer holen von ihrem Wein jährlich mehr als ſiebentauſend Pipen, die Amerikaner der vereinigten Staaten ungefähr dreitauſend Pipen.

5. Bourbon.

Die Producte der Inſel Bourbon ſind Caffee, Gewürznelken, weißer Pfeffer, Baumwolle, Gummi, Benzoe und Aloe. Ihr Handel beſchränkt ſich faſt ganz auf Madagaskar, Isle de France, die Comoro-Inſeln und die Niederlaſſungen der Araber an der Oſtküſte von Afrika.

6. Isle de France oder Mauritiusinſel.

Isle de France exportirt Caffee, Indigo, Baumwolle, Zucker, Gewürznelken, Muscatnüſſe, Ambra und dergl.

7. Madagaskar.

Die Ausfuhrartikel von Madagaskar ſind Kauris, Betelnüſſe, Dammer, Wachs, Kokosnüſſe und Korn.

IV. Amerika.

Amerika iſt von einer ſolchen Geſtaltung ſeiner Küſten, daß es dadurch alle die Vortheile der Lage für den Handel hat, welche die alte Welt oder die ganze zweite Hemiſphäre beſitzt, ohne daß ſich mit dieſen Vortheilen das große Hinderniß jener ungeheuern Continentmaſſen verbindet, welche eben ſo weit entfernt vom Meere, als arm an ſchiffbaren Flüſſen ſind, dergleichen Maſſen vornehmlich Afrika und die unermeßlichen Strecken der aſiatiſchen Tatarei und Sibiriens darbieten. Der Meerbuſen von Mexico iſt für die neue Welt daſſelbe, was das mittelländiſche Meer für die alte iſt, da er ein ſehr weites Feld ergiebigen Seehandels mit

den ihn rings umfaſſenden fruchtbaren Ländern eröffnet. Die weſtindiſchen Inſeln ſtehen an Zahl, Größe und Werth blos denen des oſtindiſchen Archipelagus nach, und wenn dereinſt größerer Anbau des Nordens von Amerika die Strenge des Clima's in demſelben bedeutend vermindert haben wird (was aller Wahrſcheinlichkeit nach geſchehen muß), ſo werden ohne Zweifel die Hudſonsbay und die ſehr zahlreichen Einfahrten in dieſelbe für den Handelsverkehr in dieſem Erdtheile eben ſo beförderlich werden, als es das baltiſche Meer dem Handel der europäiſchen Länder iſt. Aber den Reichthum an ſchiffbaren Flüſſen anlangend, ſo hat durch ihn ſowohl der Norden als der Süden Amerika's einen unendlich großen Vorzug vor allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und die Menge ſchiffbarer Flüſſe in Nordamerika ſind bereits der Schauplatz eines ſehr lebhaften Verkehrs. Die Binnenländer Südamerika's, das mit Ausnahme der ſehr ſchmalen Landzunge, durch die es mit Südamerika zuſammenhängt, rundum vom Meere umgeben iſt, werden durch Flüſſe, welche durch das Einſtrömen einer großen Menge anderer Flüſſe bis zu einer rieſenmäßigen Größe anwachſen, ſehr zugänglich gemacht. Dieſe Flüſſe durchſchneiden in einer ſo mannichfaltigen Richtung das Land, daß vom la Plataſtrome an bis zum Meerbuſen von Darien eine binnenländiſche Schifffahrt zu Stande gebracht werden kann, faſt ohne daß dabei im mindeſten hülfreiche Hand der Induſtrie und Kunſt erfodert wird. Indeß bleibt der Kunſt immer noch, wenn Amerika's Handelsverkehr allen den Umfang bekommen ſoll, den man wünſchen muß, ein ſehr großes und belohnendes Werk übrig, nämlich eine Durchgrabung des eben erwähnten ſchmalen Iſthmus von Darien, wodurch, wenn der Canal Breite und Tiefe genug bekäme, um auch den größern Schiffen die Durchfahrt zu geſtatten, eine Gemeinſchaft des ſtillen Oceans mit dem atlantiſchen Meere bewirkt würde, deren Vortheile gar nicht zu berechnen ſind. Die vereinigten Staaten, denen der daraus für ſie entſpringende Vortheil ſehr klar einleuchtete, erboten ſich nach Briſſots Verſicherung ſchon vor längerer Zeit dazu, jene Durchgrabung auf ihre eigenen Koſten zu veranſtalten, wenn der Hof zu Madrid ſeine Einwilligung dazu geben wollte. Hr. v. Humboldt bezeichnet drei Stellen als die zu Ausführung eines ſolchen Entwurfs paſſendſten. Im dritten Bande von Pinkertons Geographie lieſ't man ebenfalls über denſelben Gegenſtand zwei Aufſätze eines ſehr unterrichteten ſpaniſchen Reiſenden. Die Ausführbarkeit iſt bereits vor dem Unterhauſe des brittiſchen Parlaments durch die Deduction des Herrn Bryan Edwards, und durch die vor einer auserwählten Comité geſchehene Zeugenabhörung bewieſen wurden. Die Natur ſelbſt ſcheint die Hand zur Ausführung eines ſolchen Plans haben bieten zu wollen; denn gerade hier unterbricht ſich die lange Kette der Anden, und das Herabſtrömen des Regenwaſſers von den Bergen würde dem Canale ebenfalls ſehr nützlich ſeyn. Die ganze Ebene, durch welche ſich hier die Andenkette zieht, iſt blos thoniger Boden und zwei Flüſſe, die gerade dießſeits und jenſeits der Richtung derſelben folgen, würden die ausgeworfene Erde leicht mit ihrem Strome wegführen.

1. Nordamerika.

a) Die vereinigten Staaten.

Die Geſchwindigkeit der Vorſchritte, welche die vereinigten Staaten im Handel und in der Schifffahrt gemacht haben, iſt wahrhaft

beiſpiellos. Kaum iſt dieſes Volk auf dem Ocean erſchienen, und bald giebt es keine Küſte des Erdbodens mehr, mit welcher nicht ſeine Seefahrer ſchon vertraut geworden. Während man ſie mit ihren bewundernswürdig leichten Schiffen an den ſämmlichen atlantiſchen Küſten bis zum Cap Horn hinab, von wo ſie dann ſich in die weite Südſee wagen, das Meer bedecken ſieht, bringen ſie anderer Seits ſelbſt bis hinauf zum Eiſe des Nordpols, und bis in die tiefen Einfahrten der Hudſonsbay und der Davisſtraße. Die entfernteſten und ſtürmiſchſten Meere, das weiße, das baltiſche, das rothe Meer, der perſiſche Meerbuſen, die oſtindiſchen und chineſiſchen Meere ſind von ihren Flaggen bedeckt. Selbſt die kaum noch bekannt gewordenen Küſten der ganzen ſüdlichen Hemiſphäre, und ſowohl die Weſtküſten von Amerika als die Oſtküſten von Aſien werden von ihnen beſucht. Gleichſam mit der Geſchwindigkeit des Vogelfluges ſieht man ſie hin- und herſegeln von einer Extremität des Erdkreiſes bis zur andern.

Die Producte, welche dieſes blühende Land ausführt, ſind hauptſächlich: Mehl, indianiſches Korn, Reiß, Flachs oder Leinſaamen, Baumwolle, Tabak, Potaſche und Perlaſche, Schiffbauholz, Stabholz, Mundvorräthe für die Schiffe, Holz, Pelzwerk, Myrtenwachs, Bienenwachs, animaliſche Producte und Fiſche.

Die vornehmſten Handesſtädte der vereinigten Staaten ſind: Neu-York, Boſton, Baltimore, Philadelphia, Charleſtown, Savannah, Pittsburgh und Neu-Orleans. Pittsburgh iſt das Entrepot des Handels der öſtlichen und weſtlichen Staaten. Neu-Orleans, welches, wenn erſt die weſtlichen Staaten ihren gehörigen Organismus haben, wahrſcheinlich das große Emporium des amerikaniſchen Handels werden wird, hat einen ſehr bedeutenden Handel mit Havannah und Mexico in Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Reiß, Pelzwerk, Hornvieh u. ſ. w. Charleſtown hat lebhaften Handel mit Europa und Weſtindien. Neu-York verſorgt hauptſächlich die weſtindiſchen Colonien mit Mundvorräthen.

b) Die beiden Canada's, Neuſchottland und Neubraunſchweig.

Der Handel der beiden Canada's war lange auf das bloße Product der Fiſchereien und auf den Pelzhandel beſchränkt. Aber in Folge der höheren Vervollkommnung des brittiſchen Colonialſyſtems, und des Embargo's, welches während des letzten Krieges auf den Handel Amerika's gelegt ward, hat er ſich auf eine ſtaunenswürdige Weiſe gehoben.

Die Ausfuhrartikel der Canada's ſind Weizen, Mehl, Korn, Zwieback, Proviant, Fiſche, Eichſtämme und Fichtenſtämme, Stabholz, Maſtbäume, Bauholz, canadiſcher Balſam, Sproſſenbier, Potaſche und Perlaſche, Gußeiſen, Pelzwerk und Häute, Bibergeil, Ginſeng u. ſ. w.

Ihren Haupthandel haben die beiden Canada's mit den weſtindiſchen Colonien der Britten und mit dem Mutterlande; doch auch mit den vereinigten Staaten machen ſie viele Geſchäfte durch die Schifffahrt auf dem St. John.

Der Handel, welchen ſie mit den Indianerſtämmen haben, iſt bloßer Tauſchhandel.

Neuſchottland und Neubraunſchweig haben faſt ganz dieſelben Ausfuhrartikel wie die Canada's.

2. Südamerika.

Der Handel Südamerika's hat ſehr mannichfaltige Gegenſtände, doch gehören die hauptſächlichſten unter die Categorie der mineraliſchen und der vegetabiliſchen Erzeugniſſe der Erde.

Die mineraliſchen Schätze Südamerika's ſind unermeßlich. Gold und Silber waren im ſechzehnten Jahrhunderte in ſolcher Menge vorhanden, daß das Regiſterſchiff, welches alljährlich mit ihnen nach Spanien abging, fünf und zwanzig Jahre lang jedes Jahr allein von Peru dreizehn Millionen Stücke von Achten (pieces of eight) nach Spanien gebracht haben ſoll, ungerechnet das übrige, was in Barren mitging. Dieſe koſtbaren Metalle werden in ganz Peru, Chili und den oberen Theilen von Tukuman gefunden, vorzüglich in den Cordilleren; doch außer dem Gold und Silber fehlt es auch in eben dieſer unermeßlichen Gebirgskette nicht an Kupfer, Blei, Eiſen und Platina.

Die Bergwerke Südamerika's ſind ſehr zahlreich; die reichſten und berühmteſten jedoch ſind die der Provinz las Charcas, innerhalb des Gebiets des Vicekönigreichs Buenos-Ayres. Der Goldgruben ſind dort dreißig, der Silberbergwerke ſieben und zwanzig, der Kupferbergwerke ſieben, ein Zinnbergwerk und ſieben Bleibergwerke.

Die ergiebigſten dieſer Bergwerke ſind die zu Potoſi, die unfern dem Orte liegen, wo der Plataflus entſpringt. Acoſta erzählt, daß während der vierzig Jahre, wo dieſe Gruben bearbeitet wurden, das Product derſelben ſich auf die ungeheuere Summe von 12,000 Millionen Stücken von Achten belief, in welcher Berechnung freilich ohne Zweifel viel Übertreibung iſt. Indeß geht aus den öffentlich abgelegten Rechnungen hervor, daß von Zeit der Entdeckung Amerika's an bis zum Jahre 1638 das dem Könige zukommende Fünftel des aus den Minen von Potoſi gewonnenen und regiſtrirten Silbers ſich auf 395,619,000 Dollars belief, ſo daß mithin, da ſeit der Entdeckung Amerika's erſt 39 Jahre verfloſſen waren, auf jedes Jahr 41,255,043 kommen, mit Ausſchluß der beträchtlichen Quantitäten, welche ohne allen Zweifel heimlich und ohne Abgabenzahlung aus dem Lande geſchafft worden ſind, und derer, welche zu Verfertigung ſilberner Gefäße, Geräthſchaften, und Denkmäler für die Klöſter und Kirchen verwendet worden ſind, welche ſich auf eine ungeheure Summe belaufen müſſen, da alle der Religion geweihten Anſtalten im Lande, und insbeſondere in der Stadt Potoſi, an Silbergeräth einen ſehr großen Reichthum haben. Allein das Product dieſer Bergwerke iſt ſeitdem, ſey nun die Urſache davon die Erſchöpfung der Minen ſelbſt oder die fehlerhafte Leitung des Bergbaues, ein unendlich viel geringeres geweſen.

Die übrigen Ausfuhrartikel von Südamerika ſind indeß, wie ſehr auch von den Spaniern und Portugieſen ihr Hauptaugenmerk auf die Gewinnung des Golds und Silbers und der übrigen koſtbaren Metalle gerichtet wird, immer auch ſehr bedeutend und gewinnbringend. Die vornehmſten ſind folgende: Koſchenille, Indigo, Kokosnüſſe, peruvianiſche Fieberrinde, Häute, Ochſenhörner, Talg, Wachs, Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf, Tabak, Zucker, Caffee, Ingwer, Piment, Jalappe, Saſſaparille, Ipekakuanha, Guajak, Drachenblut und verſchiedene andere arzneiliche Gummi, Färbehölzer, Ebenholz, Mahagony, Smaragde, eine Menge verſchiedener Arten von Balſamen und dergl.

Die vornehmſten Handelsſtädte des ſpaniſchen Amerika's ſind Buenos-Ayres, Mexico, Lima, Guatimala, Cartagena, Vera-Cruz, Caraccas, Potoſi und Acapulco. Buenos-Ayres war im Beſitz des Tranſitohandels der ſämmtlichen ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika und vor dem Ausbruche der Revolution das Emporium für den Handel des Mutterlandes und ſeiner Colonien. Die Hauptquelle des Gewinns für Caraccas ſind die Kakaopflanzungen, welche es in ſeinen Umgebungen hat, und welche beinahe zwei Drittel der Kakaobohnenquantität hergeben, die in Europa verzehrt wird. Die Häute und Felle, welche ebenfalls ausgeführt werden, haben den Vorzug vor denen von Buenos-Ayres, und das reichhaltige Kupfererz, welches in den Bergwerken von Aroa gefunden wird und in Cadiz unter dem Namen des Caraccaskupfers bekannt iſt, iſt noch weit vorzüglicher, als ſelbſt das ſchwediſche oder das von Coquimbo in Chili. Guatimala iſt ſehr berühmt wegen ſeines Indigos, der hinſichtlich der Härte, des Glanzes und des Gewichts große Vorzüge hat, wovon die Urſache die ſeyn ſoll, daß die Spanier ihn unter Wetterdächern trocknen, und nicht in Säcken, die im Sonnenſchein aufgehängt werden. Acapulco oder los Reyes, eine Hafenſtadt Neuſpaniens, hat einen beträchtlichen Handel mit den Philippinen und den Küſten von Quito und Peru. Nach der philippiniſchen Inſel Manilla wird alljährlich eine Gallione geſandt, die mit Silber, Kochenille, Kakao, Baumöl, ſpaniſcher Wolle und Spielſachen aus Europa befrachtet iſt, wogegen ſie von dort Mouſſeline, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, chineſiſche Waaren, Spezereien, Gewürze, Edelſteine und Juwelen mitnimmt.

Der innere Handel der ſpaniſchen Colonien in Amerika, vornehmlich zwiſchen Buenos-Ayres und Peru und Chili, iſt ſehr beträchtlich. Der mit den Indianerſtämmen beſteht hauptſächlich im Tauſchhandel, da man ihnen Äxte, Meſſer, Scheeren, Säbel, Halsſchnuren, Spiegel und grobe Wollen- und Baumwollenzeuge zuführt und dafür die Producte des Landes nimmt, vorzüglich den bekannten Paraguaythee und einiges feine Pelzwerk.

Die portugieſiſche Beſitzung in Südamerika iſt Braſilien, das drei große Handelsſtädte hat: Rio Janeiro, Bahia oder St. Salvator und Pernambuco. Die Ausfuhrartikel Braſiliens ſind vornehmlich Baumwolle, Indigo, Zucker, Caffee, Reiß, Tabak, Talg, Mahagony, peruvianiſche Fieberrinde, Ipekakuanha, Felle, Nutrihäute, Gold, Kokosnüſſe, Vanille, Diamanten, Topaſe, Chryſolith und andere Edelſteine und eine große Mannichfaltigkeit von Färbehölzern, Balſamen und Gummi.

Seit der Verlegung des portugieſiſchen Hofs nach Braſilien hat der Handel Großbritanniens mit den transatlantiſchen Beſitzungen Portugals eine erſtaunliche Ausdehnung bekommen, und der größte Theil des braſiliſchen Handels und auch des Handels mit Portugal ſelbſt iſt gegenwärtig in den Händen der Engländer.

Die engliſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Beſitzungen in Südamerika ſind Demerary, Berbice, Eſſequebo, Cayenne und Surinam.

Aus Cayenne werden ausgeführt: Pfeffer, Annotto, Zucker, Baumwolle, Caffee und Kakao; die Producte von Berbice ſind: Rum, Zucker, Baumwolle, Kakao u. ſ. w.; die von Demerary, Surinam und Eſſequebo: Zucker, Rum, Baumwolle, Caffee und Zuckerſyrup.

3. Weſtindien.

Die vornehmſten jener Inſeln, welche das eigentliche Weſtindien ausmachen, ſind Cuba, St. Domingo oder Hayti, Jamaica, Barbadoes, Dominica, St. Chriſtoph oder St. Kitts, Curaçao und Guadaloupe. Sie haben alle ziemlich dieſelben Producte, nämlich Zucker, Caffee, Wachs, Ingwer und andere Gewürze, Maſtix, Aloe, Vanille, Quaſſia, Maniok, Mais, Kakao, Tabak, Indigo, Baumwolle, Zuckerſyrup, Mahagony, langen und ſchwarzen Pfeffer, lignum vitae, Kampeſchholz, Gelbholz, Gummi, Schildkrötenſchaalen, Rum, Piment u. ſ. w. Ehe St. Domingo oder Hayti zu einem unabhängigen Negerreiche erhoben ward, war es die Niederlage der Waaren von Havannah, Vera Cruz, Guatimala, Cartagena und Venezuela; ſeitdem aber iſt Jamaica das Magazin aller aus dem Meerbuſen von Mexico kommenden Waaren geworden. Trinidad iſt der Centralpunkt des Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und Guiana.

Weltkugel, ſ. Globus.

Weltmeer (Ocean.) Es giebt eigentlich nur ein Weltmeer, ein großes überall zuſammenhängendes Ganzes, das faſt drei Viertheile unſerer Erdoberfläche bedeckt und alles feſte Land von einem Pole zum andern einſchließt. Alle Gewäſſer, die man mit dem Namen Meer belegt, ſind Theile deſſelben, doch theilt man ihn, ſeiner weiten Ausdehnung wegen, in fünf große Partien. 1. Der nördliche Eis- oder Polarocean, deſſen Mitte der Nordpol bildet und der die nördlichen Küſten von Europa, Aſien und Amerika zur phyſiſchen Gränze hat; es hängt zwiſchen Norwegen und Grönland mit dem atlantiſchen, und durch die Beringsſtraße mit dem Auſtralocean zuſammen. Es iſt nur in ſehr günſtigen Sommern zu beſchiffen, indem das Eis gewöhnlich erſt im September zerſchmilzt. Die Winde auf demſelben ſind veränderlich, die Oſtwinde jedoch die herrſchenden. Die vornehmſten bekannten Inſelgruppen deſſelben ſind Spitzbergen und Nova Zembla. 2. Das weſtliche oder amerikaniſche Weltmeer, öſtlich von den Weſtküſten Europa's und Afrika's, weſtlich von den Oſtküſten Amerika's, nördlich von dem nördlichen und ſüdlich von dem ſüdlichen Eismeere begränzt. Unterhalb der Südſpitze Afrika's ſtößt es mit dem indiſchen und durch Mangelhaens Meerenge und die Fahrt um Cap Horn mit dem Auſtralocean zuſammen. Es hat in der heißen Zone Oſtwinde, und außer derſelben veränderliche Winde, wird durch den Äquator in zwei Theile getheilt, nämlich in das atlantiſche Weltmeer, den nördlichen Theil von dem nördlichen Eismeere bis zum Äquator, öſtlich von Europa und Nordafrika und weſtlich von Nordamerika begränzt; und in das äthiopiſche Meer, den ſüdlichen Theil, von dem Äquator bis zum ſüdlichen Eismeere, öſtlich von Südafrika und weſtlich von Südamerika begränzt. 3. Der indiſche Ocean, im Norden an die Küſten Aſiens, im Oſten an das Auſtralland, im Süden an den ſüdlichen Polarocean und in Weſten an Afrika gränzend. Auf dieſem herrſchen nicht nur in verſchiedenen Gegenden deſſelben, ſondern auch zu verſchiedenen Zeiten ganz verſchiedene Winde, worunter die regelmäßig abwechſelnden Monſons die bekannteſten ſind. Sowohl dieſe Winde, als die Beſchaffenheit des Meeres ſelbſt, wel-

ches mit Inſeln, Klippen und Felſen wie beſäet iſt, machen die Fahrt auf demſelben äußerſt ſchwierig und gefährlich. 4. Der Auſtralocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder die Südſee genannt. Es wogt zwiſchen der Weſtküſte von Amerika und begränzt die Nordküſte von Aſien und der Oſtküſte des Auſtrallandes, hängt im Norden durch die Beringſtraße mit dem nördlichen Eisocean zuſammen, und iſt im Süden gegen den ſüdlichen Eisocean offen. Außer einigen aſiatiſchen und amerikaniſchen Inſelgruppen enthält es die ſämmtlichen Inſeln Auſtraliens. Man theilt es in die Nordſee bis zum Wendekreiſe des Krebſes, die Mittelſee oder das ſtille Meer, zwiſchen den beiden Wendekreiſen, und in die eigentliche Südſee vom Wendekreiſe des Steinbocks bis zum ſüdlichen Eismeere. 5. Der ſüdliche Eis- oder Polarocean um den ſüdlichen Eispol her bis zu ſechzig Grad ſüdlicher Breite. Er iſt der einzige, in dem man bis jetzt keine Spur von Land entdeckt hat. Der einzige Cook hat ſich hineingewagt, aber wegen des Treibeiſes, der Eisfelder, Stürme, Nebel und Kälte daſſelbe beinahe unfahrbar gefunden.

Weltmünze, Münze, beſtimmt zur Ausgleichung der in den Weltverkehr gebrachten Güter oder Genußmittel. Während zur Privatmünze und Nationalmünze nicht alle drei Gattungen von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln, die Idealmünze, die Realmünze und die Idealrealmünze gebraucht werden können, ſind als Weltmünze nur die beiden erſtern Arten anwendbar. Der Grund hiervon iſt, weil im Weltverkehre alle Münzen nicht ſowohl als Münzen im engern Sinne des Worts, ſondern vielmehr als Waaren erſcheinen; im Privat- und Nationalverkehre hingegen iſt es der Charakter der Münze als ein allgemeines Tauſch- und Werthausgleichungsmittel, welcher vorherrſcht, bei dieſen Gattungen des Verkehrs ſteht der Charakter der Münze als Waare gewöhnlich nur im Hintergrunde. Die vortrefflichen Eigenſchaften, wodurch ſich die edeln Metalle ganz vorzüglich den einzelnen Nationen zur Münze empfehlen, müſſen zugleich als die Urſache betrachtet werden, warum dieſelben von den handeltreibenden Völkern zum ſinnlichen Stoff für die Weltmünze ſind auserkohren worden, und eben darum ſpielt auch gegenwärtig die Metallmünze unter allen übrigen Gattungen der Münze die vorzüglichſte Rolle. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Weltpol, ſ. Pol.

Weltſyſtem, die Lehre von dem Verhältniſſe und der Lage unſerer Erde in Rückſicht der übrigen Weltkörper. Es hat darüber drei von einander abweichende Meinungen gegeben. Der berühmte griechiſche Aſtronom, Mathematiker und Geograph Ptolemäus (ſ. d. Art.) glaubte, die Erde läge im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich ſtill, und um ſie bewegten ſich die übrigen Weltkörper in feſten cirkelrunden Kreiſen. Tycho de Brahe (ſ. d. Art.) ſuchte dieſes allerdings unhaltbare Syſtem zu verbeſſern. Er nahm aber auch die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und daß Sonne und Mond ſich um ſie, ſo wie die übrigen Planeten um die Sonne bewegten. Das Syſtem, das Copernicus (ſ. d. Art.) aufſtellte, das ſchon in der Schule des Pythagoras bekannt war, und das durch Galilei's und der nachfolgenden Aſtronomen Beobachtungen und Entdeckungen viele Verbeſſerungen erhalten hat, iſt unſtreitig das richtige, weil allein nach demſelben die Er-

ſcheinungen am Himmel ſich genügend erklären laſſen. Doch wurde es ehemals ſehr angefochten, weil man es, nach einer zu buchſtäblich gedeuteten Stelle der Bibel, dem Anſehen derſelben zuwider fand. Nach dieſem Syſtem bewegt ſich, faſt mitten in dem Weltgebäude, die Sonne um ihre eigne Axe, und um ſie bewegen ſich in immer größern Kreiſen die Planeten, zu denen auch unſere Erde gehört, die ſich in jeden 24 Stunden einmal um ihre Axe dreht, und dadurch Tag und Nacht erhält. Die Trabanten oder Monden des Saturns und Jupiters, und der Trabant unſrer Erde, der Mond, bewegen ſich mit ihren Planeten zugleich um die Sonne. Weit über allen dieſen Weltkörpern, in einer ungeheuern Entfernung von uns, ſind am Firmamente die Fixſterne, die ihren Stand gegen einander nicht verändern. Nach neuern Beobachtungen aber ſollen auch dieſe Körper ſich in gewiſſen Bahnen unter einander bewegen. (S. d. Art. Weltgebäude.)

Weltumſegler. Die Reihe der kühnen Männer, welche auf Columbus Bahn, von dem Compaß und ihrem Muthe geleitet, das Weltmeer von Oſten nach Weſten durchſchifften, und in dieſer Richtung endlich wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugieſe Magellan (von 1519 — 1521). Dieſem Beiſpiel und ſeinem Wege, durch die Magellanſtraße oder um das Cap Horn herum in die Südſee, ſind Spanier (Fuca, Mendaina, Quiros u. A. bis auf Malaſpina), Franzoſen (Bougainville, La Peyrouſe, ſ. d. Art. u. A. m.), Holländer (Baarents, Heemskerk, Hertoge, Tasman, Roggewein), Engländer, Ruſſen (Deſchnew bis Kruſenſtern und Otto von Kotzebue) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meiſten und die wichtigſten Seereiſen und Weltumſeglungen haben Britten unternommen. Funfzig Jahre nach Cabot drang Hugo Willoughby (1553) auf ſeiner nördlichen Sendung bis nach Neu-Zemlja vor. Alle ſeitdem angeſtellten Verſuche, mittelſt einer nordöſtlichen oder nordweſtlichen Durchfahrt in den großen oder in den ſtillen Ocean zu gelangen, und dann ſüdwärts die alte und die neue Welt zu umſegeln, ſind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nordpol-Expedition.) Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbiſher, Arthur, Pet, Jackman, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) gemachten elf Reiſen nach Nordoſten und Nordweſten Länderentdeckungen und gewinnreiche Fiſchereien zur Folge. In derſelben Zeit umſchiffte Franz Drake die Erde. Cavendiſh, Chidley und Hawkins ſegelten dem großen Vorgänger im Süden nach, freilich nicht mit völlig gleichem Glücke. Unter den mehr als 25 kühnen Nautikern, welche im 17ten Jahrhundert große Seereiſen unternahmen, zeichneten ſich Hudſon, Button, Baffin, Bylot, Narborough, beſonders aber Dampier, Halley und Wood Rogers durch die Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Wood Rogers drang am weiteſten zum Südpole vor, nämlich bis 62° 53′; auch führte er den Irländer Alexander Selkerk (den bekannten Cruſoe) zurück. Dreißig Jahre nach Roger umſchiffte der berühmte Lord Anſon (1741 — 44) die ganze Erde. Mit ihm hub die Entdeckung des geſammten Südmeers, alſo von ganz Polyneſien, von neuem an; eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine. Darauf machten Carteret und Wallis (1767) ihre Entdeckungsreiſe. Mit Cook beginnt ſeit 1770, die neueſte Epoche der Weltumſeglung. Zuletzt machte Vancouver die Geographen und Seefahrer

mit der Nordweſtküſte von Amerika genau bekannt. Vergl. ferner die Art. Kotzebue (N. N. v.), Kruſenſtern und Reiſen.

Weltweisheit, ſ. Philoſophie.

Wendekreis (Tropicus). — Wendekreiſe heißen die beiden vom Äquator nord- und ſüdwärts um 23½° abſtehenden Parallelkreiſe, deren nördlicher der Wendekreis des Krebſes, der ſüdliche aber der Wendekreis des Steinbocks heißt und welche die Gränzen des jährlichen Sonnenlaufs bilden. (Vergl. d. Art. Aſtronomie.)

Wendeltreppe iſt im eigentlichen Sinne eine um eine Säule ſich wendende Treppe; doch wird auch, wegen der ähnlichen Figur, eine einſchalige Conchylie damit bezeichnet. Es giebt mehrere Arten derſelben, von denen die vorzüglichſte die echte Wendeltreppe iſt, mit von einander abſtehenden, frei um eine Spindel laufenden Windungen. Sie findet ſich auf der Küſte Koromandel in Oſtindien, iſt gegen zwei Zoll lang, und wurde zuweilen mit tauſend Thalern und mehr bezahlt.

Wenden hieß anfangs ein einzelner Zweig der großen ſlaviſchen Völkerſchaft (ſ. d. Art. Slaven), der, wie die übrigen ſlaviſchen Stämme, gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts in Deutſchland eindrang, und ſich auf der öſtlichen Seite der Elbe, beſonders in der Mark Brandenburg, niederließ. In der Folge nannten die Deutſchen mehrere dieſer ſlaviſchen Stämme (Sorben, Obotriten, Milziener, Dalminzer) mit dem allgemeinen Namen Wenden. Dieſe Benennung hat ſich noch in dem Fürſtenthume Wenden im Meklenburgiſchen — wo die Obotriten ein Reich errichteten, aus welchem das heutige Großherzogthum Meklenburg entſtanden iſt — ſo wie in Steiermark und Kärnthen erhalten. Vorzüglich aber iſt er den Sorben in den beiden Lauſitzen geblieben. Dieſe Sorbenwenden, ein nicht ganz rohes Volk, breiteten ſich in der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts vom Meißner Lande an bis zur Saale aus, cultivirten das Land, und legten Dörfer und Städte an, deren viele durch ihre Namen den wendiſchen Urſprung beurkunden. Sie waren ein kriegeriſches Volk und führten vom Anfange des 7ten Jahrhunderts an Kriege gegen die Franken, denen ſie zinsbar wurden, dann, öfters in Verbindung mit den Böhmen und ſpäter mit den Hunnen, gegen die Deutſchen, bis ſie (934) bei Merſeburg von Heinrich I. völlig geſchlagen wurden. Die deutſchen Könige legten nun Feſtungen an und errichteten die Markgrafſchaften Meißen und Lauſitz, um die Wenden im Gehorſam zu erhalten. Auch wurden die Stifter zu Meißen, Merſeburg, Zeitz und Magdeburg zum Theil in der Abſicht angelegt, die chriſtliche Religion unter den Wenden auszubreiten. Die Wenden wurden aus ihren Städten, die nun deutſche Bewohner erhielten, auf die Dörfer verdrängt; die Kriegsgefangnen wurden an Stifter, Klöſter und Adeliche als Leibeigne verſchenkt; alle Mittel wurden angewendet, die Wenden zur Annahme der chriſtlichen Religion zu zwingen, und ſie nach und nach mit den Deutſchen in ein Volk zu verſchmelzen. Die Einführung der chriſtlichen Religion unter ihnen wurde allmählig bewirkt, obwohl die Spuren des heidniſchen Götzendienſtes und des Aberglaubens, an dem dieſes Volk bisher gehangen hatte, noch lange unter ihm bemerkbar blieben. Aber die beabſichtigte Vereinigung mit den Deutſchen konnte nicht überall und gänzlich erreicht werden. Noch jetzt haben die Nachkommen der Sorbenwenden in der Ober- und Niederlauſitz — die Wenden der

letztern Provinz nennen ſich ſelbſt Szerbie — die Kleidung, Sprache und Sitten ihrer Vorfahren, obgleich mit einiger Verſchiedenheit der Sprache und Kleidung in beiden Provinzen, beibehalten. Selbſt im heutigen Meißen finden ſich unter den Landleuten noch Gebräuche, die von den ehemaligen wendiſchen Bewohnern dieſer Gegenden übrig geblieben ſind. — Die heutigen Wenden in der Lauſitz bewohnen den Landſtrich von Löbau bis an die Mark Brandenburg. Sie ſind ein arbeitſames, treues Volk, aber durch den Druck, unter dem ſie ſeit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten worden, mißtrauiſch und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimtückiſch gehalten. Viele Fehler haben ſie mit andern Landbewohnern gemein. Es iſt ein kräftiger Menſchenſchlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzen vorzugsweiſe zu Ammen gebraucht; aus ihren Jünglingen werden gute Soldaten gebildet. Es fehlt ihnen keinesweges an Geiſtesfähigkeiten, und der Unterricht, den ſie in den Schulen erhalten, bleibt nicht ohne Nutzen für ſie. Ihre Sprache, die mit andern Töchtern der ſlaviſchen Sprache, der böhmiſchen, polniſchen und ruſſiſchen, ſo viel Ähnlichkeit hat, daß ſie ſich mit dieſen Nationen gegenſeitig verſtändigen können, iſt melodiſch und kräftig. Verſuche, die man gemacht hat, erhabne Gedichte (Klopſtocks Meſſias) in die wendiſche Sprache zu überſetzen, haben bewieſen, daß dieſe einer höhern Ausbildung nicht unfähig iſt.

Werder (Werd, Waerder, Wörth), heißt eigentlich eine Inſel in einem Fluſſe; dann aber auch eine Gegend, die aus einem niedrigen Sumpfe und Moraſte urbar und bewohnbar gemacht worden iſt. In dieſer letzten Bedeutung ſind beſonders die in Weſtpreußen gelegenen großen Werder, der Danziger, Marienburger und Elbinger bekannt. Es ſind Landſtriche zwiſchen Flüſſen und ſtehenden Gewäſſern, die keine Berge haben, aber ſehr fruchtbar an Getraide und Graswuchs ſind. Der Danziger Werder hat einen Flächeninhalt von 1400 Hufen, und enthält 33 Dörfer. Bekannt ſind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegnen, und zum Gebiet dieſer Stadt gehörenden Inſeln und Marſchländer, Billwerder, Ochſenwerder und andere.

Werft, Schiffswerft, der Platz in einer Seeſtadt oder einem Hafen, wo Schiffe gebaut oder ausgebeſſert und, wenn ſie fertig ſind, vom Stapel (ſ. d. Art.), d. h. von der Grundlage, worauf der Kiel oder Boden des Schiffs während des Baues liegt, in das Waſſer gelaſſen werden. Zur Erbauung großer Kriegsſchiffe vom erſten Range, die nicht ſo leicht vom Stapel in das Waſſer gelaſſen werden können, werden in dazu geeigneten Häfen Docken angelegt. (S. den Art. Docke)

Werner (Abraham Gottlob), königl. ſächſ. Bergrath, Ritter des königl. ſächſ. Civilverdienſtordens u. ſ. w., verdient als ein Mann von wiſſenſchaftlicher Genialität, und als der Begründer einer über ganz Europa bis nach Amerika hin verbreiteten mineralogiſch oryktognoſtiſchen Schule, im Andenken ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt fortzuleben. Er ward am 25. Sept. 1750 geboren und von ſeinem Vater, der Aufſeher eines Eiſenhammers in der Oberlauſitz war, zu einem ähnlichen Geſchäftsleben beſtimmt. Auf der Schule zu Bunzlau erhielt er ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung. Einige Jahre nachher kam er auf die Bergakademie zu Freiberg und von hier auf die Univerſität zu Leipzig, wo er vorzüglich von dem Studium naturhiſtoriſcher Wiſſenſchaften angezogen wurde. Schon hier beſchäftigte ihn die Lehre von den äußern Kennzeichen

der Foſſilien (wobei ihn eine beſondere Schärfe der ſinnlichen Anſchauung unterſtützte), und er gab daſelbſt im J. 1774 ſeine Schrift von den äußerlichen Kennzeichen der Foſſilien (franz. von Mille Picardet, 1790) heraus, welche noch jetzt als die Grundlage ſeiner ganzen Oryktognoſie angeſehen wird. Kurz darauf erhielt er einen Ruf nach Freiberg, um die Aufſicht über das dortige Naturaliencabinet zu führen und Vorleſungen zu halten. Hier fand ſein im Beobachten und Claſſificiren früh geſchärfter Blick den willkommenſten Stoff, und hier bildete er das Syſtem aus, welches ſpäter auch die ihm ganz eigenthümliche Geognoſie umfaßte und mit allen Theilen der Bergbaukunde in die innigſte Verbindung trat, nach und nach alle Widerſprüche beſiegte und ihren Erfinder zum Schöpfer einer neuen Mineralogie erhob. Werner ſchien von der Natur ſelbſt zum Erfinder im Fache der Naturwiſſenſchaften berufen, denn die Schärfe ſeines Blickes in der ſinnlichen Wahrnehmung wurde durch die lebendigſte Einbildungskraft und die umfaſſendſte Beleſenheit im Fache der Länder- und Völkerkunde unterſtützt. Ihm ganz eigenthümlich bleibt wohl in der Oryktognoſie die Claſſification in Gattungen und Arten und die meiſtens ſehr geiſtreiche Benennung der Mineralien bis zum neueſten, dem Egron, herab. Werner ward für die Erkennungslehre einfacher Foſſilien, was Winckelmann der Kunſt geweſen. Beſonders ausgezeichnet iſt ſeine Theorie der Erzeugung auf dem naſſen Wege im Gegenſatze der ſogenannten Vulcaniſten, oder derer, welche der Erdbildung durch Feuer huldigen. Er hatte mit dieſen einen langen und harten Kampf deßhalb zu beſtehen. Jetzt wird kein Unterrichteter mehr die Baſalt- und andere Flötztrappgebirge für vulcaniſchen Urſprungs halten. Unerſchüttert ſteht Werners Anſicht der ältern und jüngern Gebirgsbildung durch Fluthen, und daß die Gebirge der Übergangszeit ein genügendes Mittelglied bilden. Die Bergbaukunde, welche Werner auch in Vorleſungen erläuterte, verdankt ſeiner lichtvollen Darſtellung und der Zurückführung des complicirteſten Maſchinenweſens auf die allereinfachſten Sätze gleichfalls nicht wenig. Immer rückte er ſeinem Zeitalter voraus, und ſah oft deutlich ein, was Andere nur ahneten. Nie am Buchſtaben klebend, nie ſich mit dem Erfundenen begnügend, ſtets Neues hinzufügend, bildete er lieber ſchreibende Schüler, als daß er ſelbſt ſchrieb. Allein in ſeinem Nachlaſſe haben ſich viele zum Druck fertige Abhandlungen gefunden. Übrigens war er ein wahres Muſter ſeiner Schüler auch in moraliſcher Hinſicht. Seit 1792 Bergcommiſſionsrath, ſeit 1800 Bergrath, nahm er an der Leitung der ganzen Bergakademie ſowohl, als an den Verwaltungsgeſchäften überhaupt, vielfachen Antheil. Die trefflichen Waſſerleitungen zur Beförderung und Erleichterung des Grubenbaues ſind, wenigſtens was die Ausführung betrifft, größtentheils *) ſein Werk. Die im Stillen ſeit 20 Jahren betriebene, unter Schülern von Wernern nach Diſtricten vertheilte, mineralogiſche Beſchreibung und Aufnehmung von ganz Sachſen, welche den ganzen Thüringer Wald nebſt einem Theile des Harzes, auch die böhmiſchen und ſchleſiſchen Gebirge umfaſſend, eine ſo genaue

*) Ein herrliches Werk für das Studium des Bergbaues iſt Werners neue Theorie von der Entſtehung der Gänge mit Anwendung auf den Bergbau, beſonders den Freibergſchen (Freiberg 1791). Ins Franzöſ. überſ. durch d'Aubuiſſon zum Theil mit Anmerk. von Wernern ſelbſt.

mineralogiſche Karte liefern wird, wie es vielleicht keine giebt, ging von ihm aus und iſt ſtets von ihm geleitet worden. In England und Schottland ſind nach Wernerſchen Ideen treffliche mineralogiſche Karten einzelner Grafſchaften verfertigt worden. Sein an Vollſtändigkeit und wiſſenſchaftlicher Ordnung einziges, aus mehr als 100,000 Exemplaren beſtehendes Mineraliencabinet iſt vermittelſt einer Leibrente, deren Ertrag ſelbſt an das Inſtitut zurückfällt, ein Eigenthum der Freiberger Bergakademie geworden. Werner hatte dafür von England aus 50,000 Thaler geboten erhalten, allein er überließ es dem Vaterlande für 40,000 Thaler. Werner hatte auf ſeinen vielfachen Reiſen, u. a. nach Paris 1802, wo er Dolomieu dem Tode nahe fand, bedeutende Bekanntſchaften gemacht, und war dadurch nicht nur mehrerer deutſchen Akademien, ſondern auch des Inſtituts von Frankreich Mitglied. Sein Schüler, der Profeſſor und Aufſeher des Muſeums zu Edinburg, Rob. Jameſon, erkannte ihn als den Stifter des mineralogiſchen Studiums auf den brittiſchen Inſeln an, wo jetzt eine ſeinen Namen tragende mineralogiſche Geſellſchaft (Wernerian society) blüht. Dennoch blieb ſtets Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit der ſchönſte Schmuck des großen Gelehrten, der dadurch auch als Menſch liebenswürdig wurde. Im Gebiete der Wiſſenſchaft überhaupt blieb ihm nichts fremd. So hatte er eine lange Reihe ſinnreicher Tabellen über die Sinnverwandtſchaft der Wurzelwörter in den vorzüglichſten Urſprachen ausgearbeitet. Im Geſpräch über Strategie überraſchte er oft den Kriegskundigen durch ſeinen Blick in der Terrainkunde. Für die Numismatik hatte er ſich eine koſtbare Münzſammlung und die theuerſten Werke über die Alterthumskunde angeſchafft. Die Heilkunde ſtudirte er durch Lectüre und Geſpräch. Unter ſeinen Schülern in der Mineralogie zählt das In= und das Ausland die verdienteſten Männer. Da Werner mit inniger Liebe an ſeinem Vaterlande und deſſen väterlichem Regenten hing, ſo hatte er mehrere glänzende und vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelehnt, und begnügte ſich mit ſeinem mäßigen Einkommen um ſo leichter, da er nicht verheirathet war. Er ſtarb zu Dresden am 30ſten Juni 1817 in den Armen ſeiner Freunde und ſeiner einzigen Schweſter. Dem edlen Verſtorbenen zu Ehren, wurde ſein Leichnam unter einem feierlichen Trauerzuge nach Freiberg abgeführt. Der Staat übernahm die Beſtattung, und es wurde dazu von dem königl. ſächſ. geheimen Finanzcollegium ſelbſt eine namhafte Summe bewilligt. Die mineralogiſche Geſellſchaft in Dresden hat ihm an der Freiburger Straße, eine Stunde von Dresden, ein aus Granitblöcken und Baſaltſäulen gruppirtes Denkmal errichtet. — Sein letztes Mineralſyſtem hat Freiesleben in Freiberg 1817 herausgegeben.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias). Wenn auch das äußere Leben dieſes Mannes wenig darbietet, was die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen auf ihn zu lenken vermöchte, ſo war doch ſein inneres ſo bedeutend, daß er eine Stelle unter den Ausgezeichneten ſeiner Zeit verdient. Er ſtand zuerſt als Kammerſecretär zu Warſchau und ſpäter in Berlin in königl. preußiſchen Staatsdienſten, verließ dieſelben jedoch freiwillig, um ſich ganz dem Berufe als Schriftſteller und Dichter zu widmen, wozu ihn die Natur mit ungemeinen Fähigkeiten ausgerüſtet hatte. Schon in dem erſten Erzeugniſſe, welches er zwar ohne ſeinen Namen erſcheinen ließ, obwohl es demſelben alle Ehre machte, dem **erſten Theile der Söhne des**

Thales, die Templer auf Cypern benannt, einem dramatiſchen Gedichte in höhern Styl, zeigte er eine ſeltene Vereinigung von Kraft und Milde, von Tiefe und Klarheit, von Einbildungskraft und Verſtand, eine treffliche Charakterzeichnung, eine reine, edle, gebildete Sprache und eindringende Beredſamkeit. Das Gedicht wurde mit dem entſchiedenſten Beifall aufgenommen, und zuletzt auch, wenn gleich nicht mit bedeutendem Erfolge, auf die Bühne gebracht. Der zweite Theil, der ein Jahr ſpäter erſchien, mäßigte indeſſen die Erwartungen, welche der erſte erweckt hatte, denn es fand ſich dem Trefflichen ſo vieles beigemiſcht, was der Kunſt und dem reinen poetiſchen Sinne nicht zuſagen wollte, eine gewiſſe unklare, myſtiſche Tendenz (welche ſpäter in allen ſeinen dichteriſchen Schöpfungen vorherrſchend wurde), eine weitſchweifige, mehr rhetoriſche als dichteriſche Darſtellung, und ein Streben, den Mangel an Phantaſie und Leben durch das Phantaſtiſche und Prunkende zu erſetzen. Indeſſen regte ſein beſſerer Genius immer noch mit Kraft die glänzenden Fittiche. War das Kreuz an der Oſtſee, Trauerſpiel (erſter Theil die Brautnacht) auch nicht ganz geeignet, dies zu beweiſen, ſo erkannte man es deſto deutlicher in Martin Luther, oder die Weihe der Kraft, einem Drama, welches, wenn es auch beſonders wegen des ihm beigemiſchten Myſtiſchen, mehr Seltſamen und Wunderlichen als Wunderbaren und Ergreifenden, nicht mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde, dennoch wahrhaft poetiſches Leben und wenigſtens theilweiſe alle Vorzüge offenbart, welche wir oben als Eigenthum ſeines Genius bemerklich gemacht haben. Es iſt wenigſtens zum Theil mit vielem Beifall auf mehrern deutſchen Bühnen dargeſtellt worden. Späterhin ließ er den Attila, König der Hunnen, eine romantiſche Tragödie, und dann die Wanda, Königin der Sarmaten, ein Drama derſelben Gattung mit Geſang erſcheinen, bewies aber durch beide, daß die Phantaſie ein zu großes Übergewicht über die andern Seelenkräfte, welche zur Erzeugung eines echten Kunſtwerkes mitwirken müſſen, gewonnen habe, als daß man noch etwas rein Vollendetes von ihm erwarten dürfte. Einen bedeutenden Moment ſeines Dichterlebens bezeichnet die Tragödie der vier und zwanzigſte Februar, an Umfang zwar gering (ſie hat nur einen Act), aber reich an echt poetiſchem Leben, an tiefen Blicken ins menſchliche Herz, ausgezeichnet durch Sprache und Darſtellung, wiewohl ein Nachtſtück in der eigentlichſten Bedeutung, Grauſen erregend durch einen geringen Aufwand wohl berechneter Mittel, und unerreicht durch die Nachahmungen, welche ſpäter zahlreich ſich hervordrängten (worunter nur eine, der neun und zwanzigſte Februar von A. Müllner, der Anführung werth iſt). Die zu religiöſer Schwärmerei immer mehr ſich hinneigende Tendenz von Werners Geiſte und Gemüthe bezeichnete die durch dichteriſche Darſtellung und Tiefe der Empfindung wohl vorzügliche Tragödie Kunigunde, welche das letzte Werk ſeines dichtenden Genius geweſen iſt. Geleitet von der in ſeinen Schriften ſich in ſo mannichfaltiger Geſtalt darlegenden, ihn in der letzten Zeit ganz beherrſchenden Anſicht der Welt und des Lebens trat er endlich zur catholiſchen Religion über, und widerrief oder widerlegte in kleinen Broſchüren die Grundſätze ſeiner frühern Welt- und Religionsanſichten, die ſich in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Producten offenbarten. Er lebt jetzt (1818) zu Wien als Weltgeiſtlicher und hat durch ſeine Predigten, worin er eine ergrei-

fende Beredſamkeit entwickeln ſoll, die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und immer eine anſehnliche Menge von Zuhörern um ſich zu verſammeln gewußt. Er iſt in früherer Zeit verheirathet geweſen; wir wiſſen jedoch nicht, ob dieſe Ehe durch den Tod oder die Scheidung getrennt worden iſt.

Wernigerode, ſ. Stolberg.

Werſt (eigentlich Werſta), ein ruſſiſches Meilenmaaß. 104½ Werſte machen einen Grad des Äquators aus, mithin gehen beinahe ſieben Werſte auf eine geographiſche oder gemeine deutſche Meile, und zwanzig Werſte betragen ſo viel als drei deutſche Meilen.

Werth (in der Nationalökonomie) bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dings als Mittel für menſchliche Zwecke, und da nur ſolche Dinge, welche zugleich Güter ſind, Werth haben können, ſo werden häufig die Ausdrücke: Güter und Werthe als gleichbedeutend gebraucht. Der Menſch kann den Werth eines Guts beſtimmen in zweifacher Beziehung, einmal unabhängig von andern Gütern und dann in Hinſicht auf ſolche Güter; im erſten Fall urtheilt er über die Tauglichkeit als Mittel für menſchliche Zwecke überhaupt, im letztern vergleicht er die Tauglichkeit des einen Guts mit der Tauglichkeit eines andern; jener iſt der poſitive, dieſer der verglichene Werth. Höchſt wichtig iſt außerdem der Unterſchied zwiſchen Gebrauchswerth und Tauſchwerth. Im weitern Sinne hat jede Sache Gebrauchswerth, an welcher der menſchliche Geiſt in irgend einer Beziehung Tauglichkeit zur Befriedigung irgend eines menſchlichen Zwecks wahrnimmt, im engern Sinne aber beſteht der Gebrauchswerth in der Tauglichkeit eines Guts als Mittel für einen oder mehrere beſtimmte eigne Zwecke eines beſtimmten Individuums, das jenes Gut entweder beſitzt oder zu beſitzen ſtrebt. Der Tauſchwerth eines Guts beſteht in der Tauglichkeit deſſelben, ſich für dieſes Gut auf dem Wege des Tauſches irgend ein anderes Gut zu verſchaffen, gleichviel, dies andere Gut ſey ein Gut von Gebrauchswerth für den Begehrer oder ebenfalls nur von Tauſchwerth. Blos ſinnliche Güter können Tauſchwerth beſitzen, nie geiſtige, wie groß auch immerhin ihr Gebrauchswerth ſeyn mag. Mit dem verglichnen Tauſchwerthe hat der Preis (ſ. d. Art.) große Ähnlichkeit, beide ſind aber nicht eins und daſſelbe. Jener beſtimmt blos das Verhältniß des Tauſchwerths mehrerer zum Tauſche geeigneter Güter unter einander vermöge einer Vergleichung mit dem Tauſchwerthe eines andern Guts; er zeigt nur den Grad ihrer Fähigkeit zum Tauſche im Verhältniſſe mit dem Tauſchwerthe des zum Gradmeſſer angenommenen andern Guts an, es kommt dabei lediglich auf die Möglichkeit des Tauſches an. Im Weſen des Preiſes hingegen liegt die Idee eines nicht blos möglichen, ſondern wirklichen Umtauſches von Gütern, welche man bereits nach ihrem Tauſchwerthe oder nach ihrem Werthe überhaupt verglichen hat. KM.

Weſel, eine preußiſche Stadt und ſtarke Feſtung im jülich-cleve-bergiſchen Regierungsbezirke Cleve am Einfluſſe der gleichfalls jetzt bis Lippſtadt aufwärts ſchiffbar gemachten Lippe in den Rhein, über welchen Strom eine fliegende Brücke führt, die jenſeits durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie hat eine ſtarke Citadelle (auch iſt jetzt die büdericher Inſel zwiſchen der Stadt und dem Brückenkopfe befeſtigt), ein Gymnaſium, ein

Seminar, ein Schauſpielhaus, vier Pfarrkirchen, 1500 Häuſer und (mit der Beſatzung) 11,700 Einwohner, die einige nicht ſehr bedeutende Fabriken, viele Branntweinbrennereien, einigen Handel und Schifffahrt unterhalten. Alle vierzehn Tage fährt aus dem hieſigen Haſen ein Beurtſchiff nach den Niederlanden.

Weſen. Wir verſtehen unter Weſen entweder die Dinge ſelbſt, oder den Inbegriff der innern und nothwendigen (daher weſentlichen) Eigenſchaften eines Dinges, oder endlich auch das Grund- und Realweſen der Dinge.

Weſer, einer der größten Flüſſe Deutſchlands. Sie entſpringt im hildburghauſiſchen Amte Eisfeld im heldriether Wald, heißt anfangs die Werra, und hat in einigen Gegenden angenehme Ufer mit ſchönen Wieſen. Bei Wanfried im Heſſiſchen wird ſie ſchiffbar, vereinigt ſich bei hannöveriſch Minden mit der Fulda, und erhält nun den Namen die Weſer. Sie geht alsdann durch das hannöverſche Fürſtenthum Göttingen, die herzoglich braunſchweigiſchen Lande, das hannöverſche Fürſtenthum Calenberg, die churheſſiſche Grafſchaft Schauenburg, die preußiſche Provinz Weſtphalen, die hannöverſchen Provinzen Hoya, Verden und Bremen, und das Herzogthum Oldenburg, und ergießt ſich zehn Meilen unterhalb der freien Stadt Bremen in die Nordſee, nachdem ſie vorher beſonders die Diemel, Emmer, die detmoldiſche Werra, die Aller (mit der Ocker und Leine), die Hunte, Wümme und die Geeſt aufgenommen hat. Von Münden an wird die Schifffahrt auf großen, flachen Fahrzeugen betrieben, und iſt ſehr bedeutend, nur ſind die 21 Weſerzölle für die Schifffahrt läſtig. Der bedeutendſte darunter iſt der Zoll bei Elsfleth im Herzogthum Oldenburg, am Einfluß der Hunte in die Weſer. Dieſer Zoll wurde 1623 dem Herzoge wegen der koſtbaren Dämme, durch welche der beſte Theil des Landes gegen Überſchwemmungen geſchützt werden muß, vom Kaiſer und Reich bewilligt; die Stadt Bremen hat jedoch dieſer Verfügung ſtets widerſprochen. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom J. 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber ſeit einigen Jahren iſt er von dem Herzoge wieder gefodert worden, und Bremen hat deßwegen neuerlich bei dem Bundestage zu Frankfurt Vorſtellungen gemacht. Man rechnete ehemals den jährlichen Ertrag dieſes Zolls gegen 80—100,000 Thaler. — Man hat unlängſt (1817) den Vorſchlag gemacht, die Weſer mit der Elbe zu vereinigen. Die vornehmſten an derſelben liegenden Städte ſind: Münden, Hameln, Rinteln, Minden, Nienburg und Bremen.

Wesley (John), berühmt als erſter Stifter der Methodiſten (geb. 1702, geſt. 1791), war der Sohn eines Geiſtlichen zu Erworth in der engliſchen Grafſchaft Lincolnſhire. Aufrichtige Frömmigkeit hatte ihn ſchon während ſeiner akademiſchen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, ſich dem Miſſionsgeſchäft zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhuthern, die er in Amerika kennen lernte und in Herrnhuth ſelbſt beſuchte, ihm die Idee einer Vereinigung ſeiner Anhänger zu einem kirchlichen Inſtitut nach dem Muſter der Brüdergemeinde an die Hand gab. Die Verfaſſung der Methodiſten iſt hauptſächlich ſein Werk und auch in den Eigenthümlichkeiten ihrer Lehre der Einfluß ſeiner Überzeugungen vorherrſchend. Nachdem es zwiſchen ihm und Whitefield, ſeinem vorzüglichſten Mitarbeiter, zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der unter dem Namen Wesleyaner bekannten Me-

thodiſtenpartei, deren bedeutender Anwachs durch ſeine vieljährige Thätigkeit als Vorſteher, Prediger und Schriftſteller ungemein befördert wurde. Er beſuchte jährlich alle Gemeinden ſeiner Secte in den drei brittiſchen Reichen und predigte oft täglich drei und viermal. Seine Schriften, poetiſchen, philologiſchen, philoſophiſchen, hiſtoriſchen und theologiſchen Inhalts (über 100 Bände), ſind meiſt Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Geſichtspunkten ſeiner Partei. Seine Predigten und kleineren aſcetiſchen und hiſtoriſchen Aufſätze erſchienen unter dem Titel: Wesley's Werke in 33 Bänden 1772 — 74 zu Briſtol. Der Charakter dieſes merkwürdigen Mannes war ſanft und feſt, ohne Eigennutz, doch nicht frei von Herrſchſucht, ſeine äußere Darſtellung, bei ſchmächtigem mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. (Vergl. d. Art. Methodiſten.) E.

Weſſemberg (Ignaz Heinrich von), Freiherr von Ampringen, Generalvicar des Bisthums Conſtanz, erhielt durch das neuſte Verfahren des römiſchen Hofes gegen ihn und ſein eignes würdiges Betragen dabei eine noch ausgebreitetere Celebrität, als ſein edler Charakter, ſeine amtlichen Verdienſte und literariſchen Leiſtungen ihm ſchon vorher auch unter den Nichtcatholiken in Deutſchland verſchafft hatten. Sein Vater war öſterreichiſcher Geſandter in Dresden, ſein Bruder iſt der ihm gleichgeſinnte, verdienſtvolle kaiſerl. königl. Staatsminiſter von Weſſemberg in Wien. Dem alten Adel und Anſehn ſeiner Familie verdankte er ſchon als Jüngling Domherrnſtellen in deutſchen Hochſtiftern, ſeinen ernſten Studien und der Freundſchaft Carls von Dalberg Klarheit und Unbefangenheit in ſeinen religiöſen Anſichten, ſeinem eignen Herzen die lebendige Frömmigkeit, die ihn zur Verwaltung geiſtlicher Ämter vor Andern geſchickt machte. Er war zum Domdechant zu Conſtanz herangerückt, als Dalberg ihn 1802 zum Generalvicar dieſes Bisthums erhob. In dieſem bedeutenden Wirkungskreiſe arbeitete er mit Kraft und Einſicht auf die Verbreitung eines reinen thätigen Chriſtenthums hin. Den Aberglauben durch richtige Erkenntniß zu verdrängen, wahre Erbauung an die Stelle des geiſtloſen Ceremoniendienſtes und chriſtliche Sittlichkeit in das Leben der Gläubigen zu bringen, war ſein Zweck. Daher ſorgte er unabläſſig für eine beſſere Bildung der Geiſtlichen ſeines Sprengels, munterte ſie zu wiſſenſchaftlichen Studien, literariſchen Arbeiten, Conferenzen und nützlichen Mittheilungen aus ihrer Amtserfahrung auf, wozu das ſeit 1804 von ihm in monatlichen Heften bei Herder in Freiburg herausgegebene und mit den vorzüglichſten Aufſätzen derſelben ausgeſtattete Archiv für die Paſtoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Conſtanz ein wirkſames Hülfsmittel wurde. Er ſuchte dabei der deutſchen Sprache in der kirchlichen Liturgie den ihr unter Deutſchen gebührenden Einfluß zu verſchaffen, deutſchen Kirchengeſang einzuführen, die Seelſorge fruchtbarer zu machen und durch gemilderte Faſtenmandate das Volk zu überzeugen, daß es chriſtlicher ſey, Laſter und Sünden zu meiden, als Eier und Butter. Auch verfuhr er bei Ertheilung von Dispenſationen, die die römiſche Curie ſonſt in ihren eignen Geſchäftskreis zu ziehen pflegt, nur nach den Inſtructionen ſeines Biſchofs (Dalberg) und der durch die Umſtände gebotenen Billigkeit. Im Einverſtändniß mit der Regierung des Cantons Lucern, welcher bis 1815 unter das Bisthum Conſtanz gehörte, ging er ſchon 1806 an die Ausfüh-

rung des zweckmäßigen Plans der Säcularisation einiger Klöſter zur Gründung eines Prieſterhauſes und Seminars für junge Geiſtliche und einer Centralarmenanſtalt, und konnte bei der damaligen Schwäche des römiſchen Einfluſſes es um ſo eher wagen, den deutſchen Theil der Diöceſe Conſtanz ſtandhaft gegen die Eingriffe der päpſtlichen Nunciatur zu Lucern zu ſchützen, je ungeſetzlicher dieſe Anmaßungen waren. So bewies er allerdings, daß er mehr Hirt ſeiner Gemeine als Knecht der römiſchen Curie ſeyn wolle. Dieſe unverbeſſerliche Behörde hatte ihn daher ſchon längſt unter den Verdächtigen bezeichnet, als Dalberg ihn 1814 mit Zuſtimmung des Großherzogs von Baden zum Coadjutor oder Nachfolger in ſeinem Bisthum Conſtanz ernannte. Unter den gehäſſigſten Beſchuldigungen verweigerte die römiſche Curie ihm die Beſtätigung, und da nach Dalbergs Tode die Capitularen von Conſtanz ihn zum Bisthumsverweſer erwählten, befahl ihnen der Papſt ſogleich durch ein Breve von 15ten März 1817, ein Subject zu wählen, daß in beſſerm Rufe ſtünde. Ungenannte Römlinge und Freunde der Finſterniß hatten der römiſchen Curie dieſen Vorwand an die Hand gegeben, dem die Stimme aller verſtändigen Catholiken in Deutſchland und inſonderheit das Zeugniß der Conſtanzer-Geiſtlichkeit laut widerſpricht. Sie that durch dieſen Schritt mehr als ihr zukam, weil ein Capitularvicar die canoniſche Beſtätigung des Papſtes nicht bedarf und dieſe einem Coadjutor auf unerwieſene Beſchuldigungen hin nicht verweigert werden kann. Überdies beſtimmen die Concordate der deutſchen Fürſten mit dem Papſte, daß jeder bei Letzterm Angeklagte ſich vor delegirten Richtern ſeiner Nation in Deutſchland vertheidigen darf. Auch dies wurde dem edeln Weſſemberg verweigert und die unbedingte Niederlegung ſeines Amtes von ihm gefodert. Er reiſ'te daher noch in demſelben Jahre nach Rom, um ſich perſönlich zu rechtfertigen. Die ſchöne Frucht dieſer Reiſe war ein Band Gedichte, welche 1818 unter dem Titel: Blüthen aus Italien, erſchienen und den ſchon früher durch treffliche religiöſe Gedichte und ſeine größere epiſche Dichtung Fenelon (1812) begründeten guten Ruf ſeiner zarten, ſinnvollen und frommen Muſe aufs neue beſtätigten. Seinen Hauptzweck hatte Weſſemberg in Rom nicht erreicht. Die Erwiederungen des Cardinal-Staatsſecretärs Conſalvi auf ſeine Vertheidigungsſchriften enthielten nichts als eine Menge theils wahrheitswidriger Beſchuldigungen, theils ungerechter Vorwürfe, welche Weſſembergs verdienſtlichſte Leiſtungen zu Verbrechen machten, und ſchloſſen ſtets mit dem Anſinnen einer unbedingten Verzichtleiſtung auf ſein Amt. Durch dieſe jeden Rechtsweg abſchneidende Härte und despotiſche Willkühr ſahe er ſich genöthigt, der römiſchen Curie endlich zu erklären, daß er auf der Linie ſeiner Verpflichtungen gegen ſeinen Landesherrn, das Bisthum Conſtanz und Deutſchland, ſtillſtehen müſſe, nachdem er ſeine perſönlichen Geſinnungen gegen das Oberhaupt der catholiſchen Kirche ausgeſprochen habe. In dieſer männlichen und geſetzmäßigen Haltung gegen die römiſche Curie beſtärkte ihn der Beifall ſeines Großherzogs, der ſich Willens erklärte, den Generalvicar von Weſſemberg in der Ausübung ſeines Amtes ferner zu erhalten und zu ſchützen, und damit den Befehl an ihn verband, ſich durch nichts, was ſich nicht durch klares Recht der Kirchenſatzungen und feſtgegründete Obſervanz über alle Zweifel erhoben habe, in

ſeinem Amte ſtören und beſchränken zu laſſen. Zugleich erklärte der Großherzog von Baden dieſe Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutſcher Nation, und brachte die unter ſeiner Autorität 1818 zu Carlsruhe mit officiellen Actenſtücken herausgegebene Denkſchrift über das neuſte Verfahren der römiſchen Curie gegen den Biſthumsverweſer von Weſſemberg ꝛc. an den Bundestag zu Frankfurt. Noch iſt dieſe Sache unentſchieden, da die Geſandten der deutſchen Fürſten in Rom bis jetzt keine Ausſicht haben, dort den Zweck ihrer Sendung, die Abſchließung eines der deutſchen Kirche wohlthätigen und zeitgemäßen Concordats mit dem Papſte durch Unterhandlungen zu erreichen. Weſſemberg hat inzwiſchen zur Freude aller Guten ſeine amtliche Wirkſamkeit fortgeſetzt und zeichnet ſich in der gegenwärtigen Verſammlung der Stände des Großherzogthums Baden unter den Mitgliedern der erſten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus. Man beſitzt von ihm auch eine treffliche Geſchichte des Volksſchulweſens in Deutſchland (die Elementarbildung des Volks ꝛc. Zürich, 1814), bis jetzt das vorzüglichſte Buch über dieſen Gegenſtand. E.

Weſt (Benjamin), der berühmteſte unter den jetzt lebenden engliſchen Mahlern, von Geburt ein Nordamerikaner und der religiöſen Secte der Quäker zugethan. Er kam in ſeiner Jugend nach London, wo er große Unterſtützung fand, und ging dann nach Italien, um dort die Werke großer Meiſter zu ſtudiren. Als er von da zurückgekehrt war, gelangte er durch eine große Anzahl von Gemählden (z. B. Oreſt, Pylades, Angelika und Medor), deren mehrere durch Kupferſtiche bekannt geworden ſind, einen großen Ruhm. Der Stoff ſeiner Gemählde, ſo wie deren Ausführung, iſt immer edel und ernſt. An den frühern tadelte man Kälte und Mangel an mannichfaltigem Ausdruck; die ſpätern, von denen viele mit großem Glück Scenen aus der brittiſchen Geſchichte behandeln, zu deren Darſtellung er von dem König aufgefodert wurde, z. B. das durch den Kupferſtich bekannte Gemählde den Tod des Generals Wolfe vor Quebeck vorſtellend, die Vorſtellung der Schlachten von la Hogue und an dem Boyne (1780 gemahlt), ſind voll Handlung und Wahrheit; aber das Colorit wird getadelt. Auch hat er viele bibliſche Gegenſtände mit beſonderer Liebe behandelt. Mehrere dieſer Gemählde ſind in der königl. Capelle zu Windſor, in der Capelle zu Greenwich und in St. Stephans Walbrook. Seine Gemählde werden in England ſehr geſchätzt, und ſein Umgang von den Großen geſucht. Der König gab ihm einen Jahrgehalt von 1000 Pfd. Sterling, und bezahlte ihm die Verzierung des Schloſſes zu Windſor beſonders, deſſen Audienzzimmer er mit ſechs Gemählden, welche ſich auf die Geſchichte Eduards III. beziehen, ausſchmückte. Er war auch eine Zeit lang Präſident der königl. Akademie, aber die Oppoſition brachte ihn durch fortdauernde Krittelei ſeiner Gemählde dahin, daß er ſich 1805 von dieſer Anſtalt ganz zurückzog, ſeine Stelle niederlegte, und ſeit 1806 Privatausſtellungen ſeiner Gemählde veranſtaltete, welche ihm viel Ehre und Geld einbrachten. In dieſem Jahre vollendete er auch Nelſons Tod. Zu ſeinen neuerem Gemählden gehört: Chriſtus, der den Gichtbrüchtigen heilt (an das brittiſche Inſtitut für 5000 Pfd. verkauft) und ſein ſchauerlich großes Bild: der Tod auf dem fahlen Pferde (nach der Offenbarung Johannis), welches die Menge zu ſehen hinzuſtrömte, und wo-

auf man ihm 10,000 Pfd. geboten hatte. Ausführliches über dieſen Künſtler findet man in Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte 5r Band.

Weſterhemde (von Vestis oder von Weiß) heißt das gewöhnlich mit Kreuzen durchnähte weiße Hemdchen, in dem die Kinder zur Taufe getragen werden, und daher auch die Kindertaufe ſelbſt in einigen oberdeutſchen Gegenden Weſter. E.

Weſterreich oder Weſtreich (Auſtraſien), ehemaliges Königreich, deſſen Hauptſtadt Metz war. Es begriff alles Land zwiſchen der Schelde, Maas und dem Rhein, d. h. Brabant, Lüttich, Luxemburg, Lothringen Eiffel, Trier u. ſ. w.

Weſterwald iſt ein Gebirge in dem preußiſchen Regierungsbezirke Coblenz und dem Herzogthum Naſſau, welches ſich von der Stadt Montabaur an, zwiſchen den weiter hin befindlichen Quellen der Dill, Sieg und Lahn bis an die vormals zum Großherzogthum Heſſen gehörige Grafſchaft Witgenſtein erſtreckt, und mit dem Siebengebirge, dem Rothhaargebirge und dem ſogenannten ſauerländiſchen Gebirge in Verbindung ſteht. Das Urgebirge deſſelben beſteht aus Baſalt und Lava, und das Flötzgebirge aus Kalkſtein, Grauwack und Thonſchiefer. Die höchſte Gegend des Weſterwaldes iſt bei Neuburg und Salzkirch im Dillenburgiſchen, wo ſich der Salzburger Kopf 2600 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Einer der höchſten Felſen iſt der Barſtein, von welchem man eine weite Ausſicht bis in die Wetterau und den Vogelsberg hat. Man zieht auf dem Weſterwalde viel Flachs, treibt ſtarke Viehzucht und verſieht die nahen Gegenden mit Flachs, Heu und Butter. Außerdem liefert dieſes Gebirge Eiſen, Kupfer, treffliche Bauſteine, guten Walker- und Pfeifenthon, und beſonders eine unglaubliche Menge von Braun- und Holzkohlen, deren Menge ſo groß iſt, daß hier in der Erde Baum an Baum zu liegen ſcheint.

Weſtindien. In den ſchönen Gewäſſern des atlantiſchen Meeres, welche von Algen und Seegräſern wie mit einem grünen Teppich überzogen, unterirdiſche Gärten in ihrem cryſtallnen Spiegel zeigen, am Eingange des Golfs von Mexico, der Hondurasbay und des Caraibenmeers, liegt die reiche Inſelwelt, welche Columbus Weſtindien nannte. Sie bildet einen ungeheuern Bogen, der von Florida aus im Norden (28° Br.) anhebt und ſich im Süden mit der Inſel Trinidad (11° Br.) am feſten Lande des ſpaniſchen Gujana endigt. Sämmtliche Inſeln, — die 700 Bahamaeilande, die vier großen Antillen und die 70 kleinen Antillen oder Caraiben mit den 60 Jungferninſeln, — zum Theil nackte Felſen, erſcheinen dem Beobachter als die Trümmer einer großen Landfläche, welche der mächtige Umſchwung der Erdkugel unter dem Äquator in ſeinem Fluthenwirbel verſchlang. Dagegen vergrößern ſich wiederum viele Antillen durch das ſeit Jahrtauſenden fortarbeitende Seegewürm der Polypen, Tubularien und andrer Erbauer der Madreporen, Milleporen und ſonſtigen Korallen, welche dieſes ungeheure Meeresbecken gleichſam austapeziren. Beſteht doch eine große Anzahl jener Inſeln faſt gänzlich aus kalkigen Wurmwohnungen. Indeß tragen mehrere auch die Spur vulcaniſcher Bildung an ſich. — Der Schiffer unterſcheidet unter den kleinen Antillen oder den caraibiſchen Inſeln die Inſeln im Winde (Windward-Isles, Isles du Vent), welche dem ſteten Oſtwinde der heißen Zone am weiteſten entgegenſtehn; ihn alſo früher erhal-

ten, und die Inſeln unter dem Winde (Leeward-Isles, Isles sous le Vent), zu denen jener Wind wegen ihrer Lage ſpäter gelangt. Alle dieſe Inſeln, mit Ausnahme der Bermuden und Caymanen, liegen in der heißen Zone; allein die Seewinde kühlen die Luft. Vom April bis zum November herrſcht die ungeſunde, naſſe Jahreszeit oder der antilliſche Winter; in den übrigen Monaten iſt die Luft heiter. Doch auch der Mai hat trocknes Wetter; dann zeigt ſich die ganze Herrlichkeit des tropiſchen Sommers. Die Savannen (Wieſen) ſchmückt ein ſammtartiges Grün. Unbeſchreiblich ſchön ſind alsdann die Nächte. Der Mond leuchtet weit ſtärker, als bei uns; die Venus ſtrahlt wie ein zweiter Mond und große Schaaren Feuerfliegen erhellen die Wälder. Im Auguſt wird die Hitze drückend; hierauf entladet ſich die electriſche Luft in furchtbaren Gewittern und der Dunſtkreis in Monat langen Strömen. Erdbeben und Orkane verändern die Geſtalt des Bodens. Außerordentlich iſt die erzeugende Kraft dieſer Länder. Doch waren vor Columbus hier kaum acht Arten vierfüßiger Thiere einheimiſch, worunter das Moſchusſchwein und der Raton; die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Dagegen belebt in der reichſten Abwechslung das ſchönſte Gefieder die Waldungen, von dem großen Arras bis zu dem Sperlingspapagei! Die Mittelſtufe zwiſchen dem Vogel und dem Schmetterling nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Colibri's ein. Der prächtige Flamingo bewohnt die Geſtade; Fregatten und Albatroſſe und andere Tropikvögel kreuzen über dem Meere. Schöngeſpiegelte Enten durchplätſchern die Gewäſſer. In den Wäldern ſpielen bunte Schlangen (meiſt unſchädlich) und ſchönfarbige Eidechſen. Nur der Algiator ſchreckt zuweilen den Wanderer. In unerſchöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich; und der mit dem Clima ſelbſt wuchernde Europäer hat hier die Producte des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht blos Pflanzen und Thiere hat ſein Speculationsgeiſt aus der alten Welt nach Weſtindien hinübergeführt, auch Menſchen. Indem er den Europäer mit dem Neger, und dieſen mit dem Amerikaner vermiſchte, pfropfte er Stämme auf Stämme, und bildete dadurch neue Menſchenracen. — Nach den Beſitzern unterſcheiden wir: 1. das ſpaniſche Weſtindien. Zu ihm gehört: a) die größte aller Antillen, Cuba (2309 Quadratmeilen, 486,000 Einwohner, darunter 212,000 Neger). Columbus entdeckte ſie 1492. Hier liegt einer der erſten Stapelplätze für beide Welten und der Mittelpunkt des ſpaniſch-amerikaniſchen Handels, die Havanna (ſ. d. Art.), der Sitz des ſpaniſchen Generalkapitains (unter welchem außer Cuba bisher auch Florida ſtand). (S. d. Art Cuba und Havanna.) — b) Porto-Rico mit der Hauptſtadt gleiches Namens, in der Größe die vierte Antille und die öſtlichſte (132 Quadratmeilen, 136,000 Einwohner, darunter 17,500 Sklaven). Sie ſteht nebſt den ſpaniſchen Jungferninſeln unter einem Generalkapitain. Der Anbau iſt ganz vernachläſſigt. Der Hauptreichthum der Coloniſten beſteht in Caffee und Hornvieh. Auch ſind Zucker, Baumwolle, Reiß, Mais, Tabak, Ingwer, Kaſſia, Maſtix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei und Salz unter mehrern andern Erzeugniſſen zu bemerken. Hier gab es ehemals ganze Wälder des Mankanillen- oder Manzinellbaums, deſſen Saft eins der ſchärfſten Gifte, das Holz aber zu den feinſten Tiſchlerarbeiten brauchbar iſt, und von Würmern nie angefreſſen wird. Um den

Schleichhandel zu verhindern, gab die ſpaniſche Regierung im J. 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. — c) Von den 60 Jungfern- oder virginiſchen Inſeln gehören den Spaniern aa) die Paſſage- und Schlangeninſel, zuſammen 6½ Quadratmeilen mit 3000 Einwohnern. Auf der unbewohnten Bieque- oder Krabbeninſel dürfen die Spanier (wie die Engländer und Dänen) Holz fällen, jagen und fiſchen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguarita, 16⅞ Quadratmeilen mit 16,200 Einwohnern und den kleinen Inſeln in der Nähe, Blanquilla, Tortuga u. a. Marguarita iſt ungeſund, aber ſehr fruchtbar. Die unter Philipp II. ſo ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Inſel den Namen hat, ſind jetzt erſchöpft. Gegenwärtig iſt dieſe Inſel in den Händen der Inſurgenten. — d) Der ſpaniſche Antheil an St. Domingo, welchen der Pariſer Friede von 1814 an Spanien zurückgab, dieſes aber unter den dermaligen Verhältniſſen noch nicht wieder hat in Beſitz nehmen können. Seine Größe beträgt 821 Quadratmeilen mit der Hauptſtadt St. Domingo. II. Das ehemalige franzöſiſche Hayti, 524 Quadratmeilen, welches jetzt aus einem Königreich und einer Republik beſteht. (S. Hayti.) Hayti ſteht mit England und Amerika in Handelsverbindungen. III. Das brittiſche Weſtindien begreift: a) Jamaika (ſ. d. Art.), 269 QM. mit 35,000 europäiſchen Weißen und Kreolen und 319,000 Negern. Der Sitz des Gouverneurs iſt in der Hauptſtadt Kingſton mit 5000 Weißen, 1200 Eingebornen und 11,000 Negern. Unter dem Gouvernement ſtehen noch die caimaniſchen oder Crocodil-Inſeln, im Golf von Mexico, welche zu Nordamerika gehören, und reich an Schildkröten ſind. Dahin gehören auch: b) die Bermudas- (Sommer- oder Teufels-) Inſeln, 400 an der Zahl, meiſt felſig und unbewohnt, zuſammen 108 Quadratmeilen mit 4800 weißen Einwohnern und 4790 Negern. Ihr Gouverneur hat ſeinen Sitz auf der größten Inſel St. Georg. Folgende brittiſche Inſeln aber liegen im eigentlichen weſtindiſchen Archipel: c) Die Lukaien oder Bahama-Inſeln, Bruchſtücke des feſten Landes (Florida), von dem ſie durch den Bahamacanal getrennt ſind. Dieſer Schlüſſel des Golfs von Mexico gehört ſeit 1672 den Engländern. Man zählt deren 700, meiſt bloße Klippen; zuſammen 257 Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern, die Fiſcher und Lootſen ſind. Sie führen Baumwolle, Mahagony-, Kampeſch-, Braſilienholz, Salz, Ananas und andere Früchte aus. Von dieſen ſubmarinen Gebirgsſpitzen hub unſere Kenntniß der neuen Welt an. Colon entdeckte hier zuerſt (10. Oct. 1492) die Inſel Guanahani (Guahani), und nannte ſie S. Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Auf der Hauptinſel Neu-Providence iſt Fort Naſſau die wichtigſte Stadt und der Sitz des Gouverneurs. Dieſer ſtellt den König vor und beſitzt die vollziehende Gewalt. Die geſetzgebende Verſammlung zerfällt in ein Ober- und Unterhaus; jenes beſteht aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern des Raths, dieſes aus 26 Repräſentanten der verſchiedenen Inſeln. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch beſondre Gerichtshöfe ausgeübt. — Von den Jungferninſeln gehören den Engländern: d) Spaniſh-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide fünf Quadratmeilen mit 9000 Einwohnern, ferner die unbewohnte an Weiden ſehr reiche Inſel Anegada und 12 kleine Inſeln. Sie

ſind wegen ihres Schleichhandels wichtig. Unter den übrigen kleinen Antillen beſitzen ſie: e) Antigua ($4\frac{1}{2}$ Quadratm. mit 50,000 Einwohnern, darunter 30,500 Neger, wovon 5500 durch die Herrnhuter bekehrt ſind) in Rückſicht ihres Reichthums an Zucker (jährlich 285,000 Centn.), Indigo, Tabak, Ingwer, Holzarten, Früchten, Vieh und andern Producten, eine der wichtigſten Beſitzungen; mit der Hauptſtadt St. Johns-Town, dem Sitz des Gouverneurs der Inſeln unter dem Winde. Zu ſeinem Gouvernement gehören noch aa) die Inſel St. Chriſtoph oder St. Kitts (3 Quadratmeil. 32,000 Einwohner, darunter 26,000 Neger). Die Ausfuhr aus dieſer reichen Inſel an Zucker, Rum und Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pfd. Sterling. bb) Newis, ein anſteigendes Bergländchen, eine Quadratmeile groß, mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vorzüglich Zucker bauen. cc) Montſerrat (zwei Quadratm., 1300 Weiße und 10,000 Neger) erzeugt Zucker (ſechs Mill. Pfd.), Baumwolle und Indigo. dd) Anguilla, Snake-Island oder Schlangeninſel, mit einem Salzſee (ſechs Quadradtm. mit 2100 Einwohnern, wovon 500 Sklaven ſind), ſteht nebſt der Inſel Barbuda unter einem Viceſtatthalter. Man erbaut Zucker, Tabak, Caffee, Baumwolle u. ſ. w. — f) Dominica, $13\frac{1}{2}$ Quadratm., in deren Mitte hohe Gebirge ſich erheben; ſie iſt reich angebaut und der Sitz eines Gouverneurs und hat 4400 weiße und farbige Einw., 21,000 Sklaven und 30 Caraibenfamilien, Überreſte der Ureinwohner. Zweihundert Pflanzungen liefern vorzüglich Zucker und Caffee. Durch den furchtbaren Orcan am 21. Oct. 1817 wurde ſie beinahe ganz verödet. Hauptſtadt Rouſſeau. g) Die ebenfalls ſehr fruchtbare Inſel St. Lucie, $10\frac{1}{2}$ Quadratm., mit einem Vulcan h) St. Vincent, $6\frac{1}{2}$ Quadratm., hat ebenfalls einen vulcaniſchen, übrigens ſehr fruchtbaren Boden. Die Hauptſtadt Kingſton iſt der Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden engliſchen kleinen Antillen. i) Barbados, $10\frac{1}{2}$ Quadratm. mit 15,000 Weißen, 3000 freien Farbigen und 59,000 Negern, Sitz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf derſelben wurden im Negeraufſtande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und die Grenadillen. Jene, der Sitz des Gouverneurs, hat $8\frac{1}{2}$ Quadratm. mit 800 Weißen, 1600 Farbigen und 32,600 Negern. Die Einwohner ſind catholiſch und ſprechen franzöſiſch. Die Inſel wurde 1762 an England abgetreten. Dieſe, deren es gegen 30 giebt, ſind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die ſüdlichſte der caraibiſchen Inſeln, $6\frac{1}{2}$ Quadratm., iſt ebenfalls, wie die übrigen Zuckerinſeln, reich an allen weſtindiſchen Erzeugniſſen. m) Trinidad zwiſchen Tabago und der Orinokomündung, vom feſten Lande durch den Meerbuſen von Paria getrennt; eine orkanfreie Seeſtation. Hier bildete ſich zuerſt, ſchon 1798, unter Lord Melville's Begünſtigung, der Feuerheerd der ſpaniſch-amerikaniſchen Inſurrection. Die Inſel iſt $78\frac{1}{4}$ Quadratm. groß, mit 40,000 Einwohnern, darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer. Die Luft iſt ungeſund; der Boden zum Theil vulcaniſch (ein Erdpechſee), aber ſehr fruchtbar. Hauptort St. Joſeph d'Orunna. — IV. Das franzöſiſche Weſtindien. a) Guadeloupe, nach dem Verluſte von St. Domingo die wichtigſte franzöſiſche Antille, $30\frac{3}{4}$ Quadratm. und 248,000 Einwohner, worunter 98,000 Neger. Gegenwärtig ſoll ſie nur 90,000 Einwohner zählen. Die mähriſchen Brüder haben hier eine Miſſion. Auch hier iſt ein Vulcan. Hauptort Baſſeterre. Zu dieſem Gouvernement gehören

noch die Inſel Deſirade, eine Quadratm., Marie Galante, vier Quadratm. und les Saintes, drei kleine Inſeln, ſechs Quadratm. b) Martinique, 17 Quadratm., mit 10,000 Weißen, 9000 Mulatten und 77,000 Negern. Seit 1815 ſind hier vier Häfen den Fremden eröffnet. Hauptort St. Pierre. — V. Den Dänen gehören folgende virginiſche Inſeln: a) St. Thomas, b) St. Croix, wo Chriſtianſtadt der Sitz des Gouverneurs iſt und c) St. Jean, nebſt einem Antheil an der Krabbeninſel, zuſammen $8\frac{1}{2}$ Quadratm., mit 43,000 Einw. darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1815 ſind die Freihäfen St. Thomas und St. Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an ſich unfruchtbare, $2\frac{1}{4}$ Quadratm. große Inſel St. Barthelemi, mit 6000 Einwohnern, die ebenfalls alle weſtindiſchen Producte erzeugt. Hauptort Guſtavia. — VII. Den Niederländern gehören die kleinen Antillen: a) St. Euſtach (eine Quadratm., beſteht faſt nur aus verloſchenen Vulcanen), wichtig wegen des Schleichhandels; hat nebſt der eben ſo großen Felſeninſel Saba, 24,000 Einwohner, Sitz des Gouverneurs. b) Curaſſao, ebenfalls nur ein Felſen im Meere von $8\frac{1}{2}$ Quadratm., an ſich unfruchtbar, aber trefflich angebaut, mit 14,000 Einwohnern, darunter 7800 Neger. Hauptort Wilhelmsſtadt, Sitz des Gouverneurs. Freihafen St. Barbara. Einige kleinere Inſeln, Aruba, Aves und Bonaire; c) St. Martin, fünf Quadratm., 6100 Einw., darunter 5000 Neger. — Die Ureinwohner ſämmtlicher Antillen ſind rothbraune Caraiben, welche in geringer Zahl noch auf den Inſeln St. Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die ſchwarzen Caraiben ſind aus einer Miſchung mit Negern entſtanden. Die Zahl aller Einwohner betrug 1791 1,460,000, darunter 1,200,000 Neger, die jährlich durch 100,000 neu eingeführte aus Afrika ergänzt wurden. In den Wildniſſen der Gebirge leben die entlaufnen, räuberiſchen Maronneger. Von dem Europäer und Neger ſtammen die farbigen Menſchen ab, der Mulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. ſ. w. Die Eingebornen, welche von Europäern abſtammen, heißen Kreolen. Außer den europäiſchen Sprachen hat ſich eine kreoliſche Mundart gebildet. Alle Bewohner ſind Chriſten, nur die Neger ſind Fetiſchanbeter; doch giebt es unter ihnen thätige Miſſionsanſtalten, vorzüglich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieſer Inſel ſeyen, beweiſen die Zollregiſter. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Beſitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matroſen für $6\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St. Waaren aus. Überhaupt ſchätzte man damals die Ausfuhr ſämmtlicher weſtindiſchen Producte auf 110 Mill. Thlr., darunter die franzöſiſchen auf 46 Mill., die ſpaniſchen auf fünf, die däniſchen auf $1\frac{1}{2}$ und die niederländiſchen auf $8\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. An Zucker allein wurden über ſieben Mill. Centn. und an Caffee 930,000 Centn. ausgeführt. Großbritannien gewinnt blos durch Rum 2,454,000 Pfd. St. Haupteinfuhrartikel aus Europa ſind europäiſche Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Geſammtwerth Humboldt auf 13,300,000 Pfd. Sterling ſchätzt. Je wichtiger der Beſitz Weſtindiens für Europa iſt, deſto mehr Sorgfalt wendet, beſonders die engliſche Regierung, auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Vertheidigungsſyſtem dieſer Inſeln. Die Verfaſſung der brittiſch-weſtindiſchen Inſeln iſt faſt durchgängig, wie die auf Jamaica und auf den Bahama-Inſeln. Die

meiſte Gefahr iſt von einem Aufſtande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, ſie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. ſ. w.) verſetzt. Das Loos der Negerſklaven aber iſt durchaus geſetzlich gemildert. Die Kreolen, welche ihres Muthes wegen die entſchloſſenſten zum Widerſtande ſind, werden ſo wie die Mulatten und freien Neger zu allen Verwaltungsſtellen gelaſſen; auch iſt überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingebornen beigeſetzt. Endlich befolgt man gerechtere Grundſätze in Anſehung der Freiheit des Handels, und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande ſo wenig als möglich fühlen. Am weiteſten iſt dagegen die ſpaniſche Regierung in ihrer Colonial-Verwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die ſpaniſchen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuſchütteln verſuchten. Dieſer Hang zur Unabhängigkeit hat ſich nun zwar auf den ſpaniſchen Antillen noch nicht ſo mächtig geäußert, wie auf dem feſten Lande des ſpaniſchen Amerika; allein er iſt von St. Domingo und Trinidad ausgegangen, und hat in dem durch den Handel mit Weſtindien beförderten Küſtenverkehr ſeinen Nährſtoff gefunden. Es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß, wenn Spanien jene Politik nicht ändert, es im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht blos das feſte Land, ſondern auch ſeine Antillen verlieren wird. Schon hat Hayti das Beiſpiel gegeben. Hier und in Cuba nahm die ſpaniſche Unterjochung Amerika's — ein Syſtem von Grauſamkeit und Raubſucht — ihren Anfang; hier wird die Befreiung des ſpaniſchen Amerika, die am Orinoco und La Plata ſiegreich begonnen, wenn ſie Peru und Mexico ſeinen transatlantiſchen Tyrannen entriſſen hat, ihren glorreichen Lauf vollenden. (Vergl. die Art. Amerika und Südamerikaniſche Revolution.) K.

Weſtminſter, ſ. London.

Weſtphalen wurde im Mittelalter alles Land genannt, das ſich zwiſchen Weſer, Rhein und Ems erſtreckt, dagegen das Land zwiſchen Elbe und Weſer den Namen Oſtphalen führte. Letzterer Name ging im Laufe der Zeit unter; erſterer erhielt ſich und ging in der Folge theils auf den weſtphäliſchen Kreis, theils auf das Sauerland oder das Herzogthum Engern über. 1. Das Herzogthum Weſtphalen. Es machte in der Vorzeit einen Theil des großen Herzogthums Sachſen aus und hieß damals noch Sauerland; ein Name, der ſich noch jetzt im Munde des gemeinen Mannes erhält. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Acht erklärt wurde, riß das Erzſtift Cöln dieſes Land an ſich und erhielt es vom Reiche unter dem Namen Weſtphalen zur Lehn, worauf dieſer Name auf das Land überging. Cöln behielt es bis zur Auflöſung des Erzſtiftes 1802, worauf dieſes Land durch den Deputationsreceß in die Entſchädigungsſchale des Hauſes Heſſen-Darmſtadt geworfen, aber 1815 von demſelben an Preußen abgetreten wurde, welches es mit ſeiner Provinz Weſtphalen und zwar mit dem Regierungsbezirk Arensberg verband. Bei ſeiner Abtretung 1815 enthielt es 72 Quadratm. mit 134,715 Einwohnern in 18 Ämtern, 25 Städten und 539 Marktflecken und Dörfern. 2. Der weſtphäliſche Kreis enthielt nicht blos das Land zwiſchen Weſer, Rhein und Ems, ſondern auch mehrere große Ländermaſſen jenſeits des Rheins, aber nicht das eigentliche Herzogthum Weſtphalen, welches als Zubehör von Cöln zum churrheiniſchen Kreiſe gerechnet wurde. Seiner am

Rheine gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzleimäßig auch den Namen des niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſes. Er gehörte zu den größern Kreiſen des vormaligen deutſchen Reichs, und zählte unter ſeine Mitglieder: die Biſchöfe von Münſter, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Korvey, die Herzoge von Jülich, Cleve, Berg und Oldenburg, die Fürſten von Minden, Verden und Oſtfriesland, die Grafen von Oldenburg, Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Teklenburg, Lingen, Steinfurt, Rittberg und viele kleinere geiſtliche und weltliche Herrſchaften. 3. Das Königreich Weſtphalen. Der Friede zu Tilſit hatte den Kaiſer Napoleon zum Herrn aller preußiſchen Staaten bis zur Elbe gemacht, ſo wie er die Länder der Churfürſten von Heſſen und Hannover und des Herzogs von Braunſchweig beſetzt hielt, und ſich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in ſeiner Abſicht, die Gränzen des Kaiſerreichs über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieſer Länder einen Filialſtaat ſeines Reichs zu bilden, und ſo entſtand das Königreich Weſtphalen, welches mit den ſämmtlichen braunſchweig-wolfenbüttelſchen, den churheſſiſchen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, mit den preußiſchen Provinzen Magdeburg diesſeits der Elbe, Halberſtadt mit Hohnſtein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhauſen und Nordhauſen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannöveriſchen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnſtein und Elbingerode, und Osnabrück, dem naſſau-oraniſchen Fürſtenthume Korvey und der Grafſchaft Rittberg ausgeſtattet wurde. Sein Flächeninhalt betrug $692\frac{1}{10}$ Quadratmeilen, die Volksmenge 1,946,343 Individuen. Der 15. Nov. 1807 war der Schöpfungstag des jungen Staats. Napoleon gab ihm in ſeinem Bruder Hieronymus, einem 24jährigen Jüngling, ſeinen erſten Beherrſcher, und eine Conſtitution, die, zwar ganz der franzöſiſchen nachgebildet und alle alte Formen über den Haufen werfend, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man ſich feſt auf ſie geſtützt hätte. Hieronymus erſchien am 7ten Dec. in ſeiner Reſidenz Caſſel, und trat die Regierung des Reichs, aber leider nicht als König, ſondern, wie man nur zu bald kennen lernte, als bloßer franzöſiſcher Präfect an. Die Lage des neuen Königreichs war nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zuſammengeſetzt wurde, waren durch das methodiſche Plünderungsſyſtem der Franzoſen mehr oder weniger ausgeſogen und manche ganz erſchöpft; dazu kam, daß der Kaiſer ſich zur Belohnung ſeiner Militäre die Hälfte aller Domainen reſervirt, daß er die Haltung einer Beſatzung von 12,500 Mann in Magdeburg ausbedungen hatte, die Weſtphalen nicht allein beköſtigen, ſondern auch beſolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch gewiſſe Redevancen an Frankreich bezahlt werden ſollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß ſogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, beſonders da alle Caſſen leer waren, alles neu geſchaffen und überdies eine Armee neu gebildet werden ſollte. Es war ein Glück für das Land, daß gleich anfangs an ſeine Spitze die ausgezeichnetſten Köpfe Weſtphalens traten und Gewicht genug bekamen, um den jungen unerfahrnen Monarchen zu leiten. Trotz der ungeheuern Verluſte, die die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermeßlichen Geldbedürfniſſe, die ſchnell herbeigeſchafft werden mußten, ſah man ſich doch im Stande,

eine ziemliche Einrichtung treffen, und in kurzer Zeit eine Armee von 16,000 Mann aufſtellen zu können. Die neuen Formen, die in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, den die franzöſiſchen Geſetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Credit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man ſich bald daran, und fand ſein Schickſal ſelbſt erträglicher, als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerſchwinglich, und gleicher vertheilt, als je zuvor; die neue Verfaſſung ſicherte der größern Volksmaſſe Vortheile und Gerechtſame zu, die ſie bald kennen und würdigen lernte. So verſchwanden nach und nach die Vorurtheile, und die Regierung gewann Feſtigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unſinnige Verſchwendung des Königs ſchadeten im Ganzen nichts, da der König ſeine beſtimmte Civilliſte und außerdem noch als franzöſiſcher Prinz eine Million Franken zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich ſeyn, wie er damit wirthſchaftete, und es mußte ihr ſogar lieb ſeyn, daß er ſolche im Lande ließ und das Geld in Umlauf brachte. Übrigens konnte er, durch die Conſtitution gebunden, wenig Böſes wirken, und der Wille, ſo viel Gutes zu thun, als in ſeinen Kräften ſtand, war nicht zu verkennen. Die erſten Zeiten ſeiner Regierung gingen auch ziemlich glücklich hin. Aber im Jahre 1809 entſtanden, durch den öſterreichiſchen Krieg mit Frankreich veranlaßt, innere Unruhen; auf der öſtlichen Seite des Reichs brachen unter Schills Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe, im Süden entſtand bei Marburg ein Bauernaufſtand, und ſelbſt die Reſidenz wurde nur durch ein Ungefähr vor einer weit ausſehenden Verſchwörung gerettet. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maaßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgeſpenſt zwiſchen den Herrſcher und das Volk trat. Der König ſah ſich, auf die Vorſtellungen Frankreichs gezwungen, ſein Militär unverhältnißmäßig zu vermehren, und es bis zur Stärke von mehr als 30,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conſcription äußerſt läſtig und vermehrte die Ausgaben, wofür ſo wenig der Finanzminiſter, als die zum zweiten und zum letztenmale berufenen Reichsſtände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verſchleuderung einiger Domainen, wobei vielleicht zu leichtſinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabſetzung der Staatsſchuld ſeine Zuflucht; aber alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Übel wurde zuſehends größer. Doch ſchien das Königreich für dieſe ſeine Anſtrengungen dadurch einen Erſatz zu erhalten, daß im Jahre 1810 das ganze Hannöveriſche damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Beſitz ergriffen, als eine andere Verfügung des Kaiſers den größten Theil deſſelben wieder nahm, und ſelbſt von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiſerreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König dieſe Maaßregel zu Paris perſönlich zu hintertreiben verſuchte; er ſah ſich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Colonialgeſetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange ſeines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Weſtphalen weniger litt, als im übrigen Deutſchland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde, und die Douanen dem Handel wenige

Hinderniſſe in den Weg legten. 1812 ſtellte ſich der König an die Spitze ſeiner Armee, und führte ſie nach Polen, er ſelbſt mußte zwar früher dieſelbe verlaſſen und in ſein Land zurückkehren, aber das ſchöne, mehr als 24,000 Mann ſtarke Heer fand mit dem franzöſiſchen ſeinen Untergang jenſeits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde hierauf ein neues Heer organiſirt, und 12,000 Weſtphalen begleiteten den Kaiſer 1813 von neuem nach Sachſen, aber gleich nach den erſten Unfällen, die den Kaiſer in Schleſien trafen, gingen zwei Cavallerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb Czernitſcheff den König aus ſeiner Reſidenz, und löſ'te zwei Infanterie- und zwei Cavallerieregimenter vor den Thoren von Caſſel auf, nahm auch ſelbſt, doch nur auf drei Tage, Caſſel in Beſitz. Nach ſeinem Abzuge kam zwar der König in Begleitung eines franzöſiſchen Truppencorps dahin zurück, aber nur, um daſelbſt die Nachricht von der Völkerſchlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann ſeine Reſidenz und ſein Land auf immer zu verlaſſen, nachdem er vorher noch alles, was ſich in den Schlöſſern befand und ſelbſt einen Theil der Schätze des Muſeums wegführen laſſen. Zwei Tage nach ſeinem Abzuge trafen die Ruſſen zu Caſſel wieder ein, und in wenigen Tagen war das ganze Königreich aufgelöſ't und allenthalben die alten Regierungen wieder eingeſetzt. Das am 15ten Nov. 1807 gegründete Königreich war am 20ſten October 1813 nicht mehr! 4. Die Provinz Weſtphalen. Sie ward im J. 1815 geſchaffen und beſteht aus den Provinzen, die Preußen in dem ehemaligen weſtphäliſchen Kreiſe beſitzt, mit Ausnahme der Herzogthümer Cleve und Berg und den Abteien Eſſen und Werden. Sie gränzt an die Niederlande, Hannover, Braunſchweig, beide Lippe, Churheſſen, Waldeck, Großherzogthum Heſſen, Naſſau, Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg. Der öſtliche und ſüdliche Theil iſt gebirgig, durch welchen ſich der Teutoburger Wald, das Weſergebirge mit der weſtphäliſchen Pforte und die ſauerländiſchen Gebirge ziehen, auch ſchließt dieſe Provinz fruchtbare Ebenen, z. B. das Sintfeld, die Soeſter und Warburger Börde ein. Jedoch in dem nördlichen und nordweſtlichen Theile finden ſich viele beträchtliche Haideſtrecken. Das Clima iſt gemäßigt, rauh in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes. Die Weſer, Ems, Lippe und Ruhr ſind die wichtigſten Flüſſe, alle ſchiffbar. Die Producte beſtehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Getraide, auch Buchweizen, vielem Flachs, Kartoffeln, Waldungen, vielem Eiſen, Kupfer, Galmei, Blei, Steinkohlen, Salz, Mineralwaſſer ꝛc. Der Ackerbau verſchafft nicht den hinreichenden Bedarf. Die Induſtrie iſt in vielen Gegenden ſehr wichtig, und beſchäftigt ſich vorzüglich mit der Veredlung des Flachſes, indem man ſowohl ſehr feine Leinwand, als beſonders gröbere, Löwentlinnen genannt, verfertigt, ferner mit Betreibung ſehr vieler Eiſen- und Stahlhämmer, und Fabricirung mannichfaltiger Eiſen- und Stahlwaaren. Auch gehen aus den nördlichen Gegenden viele Einwohner nach den Niederlanden zum Torfſtechen und zur Unterſtützung bei der Ernte. Die ganze Provinz enthält 376 Quadratmeilen und mit dem Militär 1,074,000 Einwohner, theils Catholiken, theils Proteſtanten, beſonders Lutheraner. Sie zerfällt in die drei Regierungsbezirke Münſter, Minden und Arnsberg mit den gleichnamigen Hauptſtädten.

Weſtphäliſcher Friede wird der im J. 1648 in Münſter und Osnabrück (die im weſtphäliſchen Kreiſe lagen) geſchloſſene Friede genannt, durch welchen der dreißigjährige Krieg geendigt, die Ruhe für Deutſchland wieder hergeſtellt, und ein neues politiſches Syſtem in Europa begründet wurde. Er war daher die Baſis aller neueren Friedensſchlüſſe bis zur franzöſiſchen Revolution, und ward insbeſondre in Deutſchland als das vornehmſte Grundgeſetz der deutſchen Staatsverfaſſung angeſehen. — Dieſer Friede, das Werk des Grafen Trautmannsdorf (ſ. d. Art.), kam erſt nach ſiebenjährigen Vorbereitungen zu Stande. Deutſchland war erſchöpft und Öſterreich in ſeinen Erblanden bedroht, daher zeigte der Kaiſer Ferdinand III. friedliche Geſinnungen, aber auch die geheime Abſicht, mit Frankreich und Schweden für ſich allein, ohne Beitritt des deutſchen Reichs, Frieden zu ſchließen. Es wurden ſchon zu Ende des J. 1641 zu Hamburg Präliminarien feſtgeſetzt, welche beſonders den Ort und die Art der Friedensconferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen aber nicht eher als im J. 1644 an, und wurden zu Osnabrück zwiſchen den kaiſerlichen, reichsſtändiſchen und ſchwediſchen Geſandten, zu Münſter zwiſchen dem Kaiſer, Frankreich und andern fremden Mächten, jedoch immer in gewiſſer Verbindung unter einander, betrieben. Frankreichs Bevollmächtigte in Münſter waren der Duc de Longueville, d'Avaux und Servien. Mazarin und Lyonne gaben ihnen ihre Verhaltungsregeln. Schwediſcher Seits unterhandelten Oxenſtierna und Salvius, welche auch den Tractat zu Osnabrück unterzeichneten. Die kaiſerlichen Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Ludw. von Naſſau, der Graf von Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werks der Graf Max. von Trautmannsdorf. Unter den ſpaniſchen Bevollmächtigten wurden Saavedra und Brun für die geſchickteſten gehalten. Die Generalſtaaten ſchickten acht Bevollmächtigte; die Eidgenoſſen den wackern Bürgermeiſter von Baſel, Joh. Rud. Wetſtein. Unter den proteſtantiſchen Geſandten zeichneten ſich der braunſchweigiſche, Jac. Lampadius, und der würtembergiſche, Joh. Conr. Varnbühler, aus. Venedigs Geſandter Contareno, und der päpſtliche, Fabio Chigi (nachher Papſt Alexander VII.) traten als Vermittler auf. Adam Adami, der Geſandte des Fürſtbiſchofs von Corvey, war der Geſchichtſchreiber des Congreſſes. Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgeſetzt. Der ſchwediſche General Torſtenſohn drang 1645 in die kaiſerlichen Erbländer ein, und erfocht am 24ſten Februar einen wichtigen Sieg bei Jankowitz. Der letzte kriegeriſche Auftritt fand da Statt, wo der Krieg angefangen hatte — bei Prag. Königsmark eroberte (den 15. Juli 1648) einen Theil dieſer Stadt, die ſogenannte kleine Seite. Dies gab den langen ſchwierigen Unterhandlungen den Ausſchlag, und der Friede ward am 24. Oct. 1648 zu Münſter völlig abgeſchloſſen. Durch ihn wurde die Staats- und Religionsverfaſſung Deutſchlands auf einen feſten Fuß geſetzt; die Landeshoheit der Reichsſtände wurde anerkannt. Sie erhielten das Recht der Bündniſſe unter ſich und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiſer und Reich; auch ſollten ohne ihre Einwilligung die bisher vom Kaiſer ſo häufig verhängten Achtserklärungen nicht mehr Statt finden. Das Churhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und die achte Churwürde wurde für daſſelbe errichtet, welche jedoch im Fall die baieriſche Linie ausſtürbe

(was 1777 geſchah), wieder erlöſchen ſollte, indem Pfalz alsdann in die baieriſche Churwürde zurücktrat. Die ſeit dem Religionsfrieden (1555) zum Vortheil der Proteſtanten gemachten Veränderungen erhielten nun feſten Beſtand, mit der Beſtimmung, daß alles ſo verbleiben ſollte, wie es mit dem Anfange des (ſogenannten Normal-) Jahres 1624 geweſen war. Der erſte Januar d. J. war der Normaltag für den Beſitzſtand der ſäculariſirten Güter; das ganze J. galt für den Beſitzſtand der Religionsübung und der an Mittelbare zurückzugebenden mittelbaren geiſtlichen Güter. Nur für Öſterreich galt dieſe Beſtimmung nicht; für die Pfalz, Baden und Würtemberg galt das Jahr 1618 als Normaljahr. Den Reformirten wurden gleiche Rechte wie den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten bewilligt. Mehrere geiſtliche Stifter wurden ſäculariſirt und einzelnen Ständen als Entſchädigung überlaſſen. Der Kaiſer willigte in dieſe Maaßregel, um keines von ſeinen Erbländern verlieren zu dürfen. An Frankreich wurde Elſaß abgetreten; Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und die Summe von fünf Millionen Thalern für ſeine Truppen. Brandenburg erhielt die ſäculariſirten Bisthümer Halberſtadt, Minden, Camin und die Expectative auf Magdeburg. Meklenburg erhielt die ſäculariſirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Hannover, abwechſelnd mit einem catholiſchen Biſchof, das Bisthum Osnabrück, und einige Klöſter; Heſſen-Caſſel die Abtei Hirſchfeld und 600,000 Thlr. Die vereinigten Niederländer wurden von Spanien als eine freie Nation, und die Schweizer als völlig unabhängig vom deutſchen Reiche anerkannt. Frankreich und Schweden erklärten ſich für Gewährleiſter dieſes Friedens. Die feierliche Proteſtation Papſt Innocenz X. gegen dieſen Frieden, beſonders in Rückſicht auf den Verluſt des päpſtlichen Stuhls durch die Säculariſation der Stifter, machte kein Hinderniß; aber die gänzliche Ausführung aller Bedingungen des Friedens fand mancherlei Schwierigkeiten. Der Krieg dauerte ſogar noch fort zwiſchen Frankreich verbunden mit Savoyen, und Spanien verbunden mit Lothringen; eben ſo zwiſchen Spanien und Portugal. — (S. von Woltmanns Geſchichte des weſtphäl. Fried. 2 Th. Lpz. 1808.) Die Zeit und das ſpätere Schickſal Deutſchlands haben übrigens gezeigt, daß, ſoviel auch diplomatiſche Talente und zum Theil ſelbſt guter Wille bei dieſem Friedenswerke thätig waren, dennoch für die Nationaleinheit des deutſchen Reichs und damit für die Kraft und die Würde deſſelben, in Münſter und Osnabrück das Todesurtheil unterzeichnet worden war. Indeß war dies großentheils eine Folge der unſeligen Territorialpolitik, welche Deutſchlands Fürſten ſchon längſt unter ſich verzwiſtet und dem Einfluß des Auslandes dahingegeben hatte. Wäre Ferdinand II. nicht bigott und intolerant, ſondern in demſelben Grade ſtaatsklug geweſen, ſo ſtand es nach dem Frieden zu Lübeck 1629 ganz in ſeiner Gewalt, das deutſche Reich zu ſeiner alten Würde wieder zu erheben. Durch das von Jeſuiten betriebene Reſtitutionsedict entriß er ſich ſelbſt die Frucht der Siege Tilly's und Wallenſteins. Nun ſorgte jeder deutſche Fürſt nur für ſich und ſein Haus. Alſo verlor das Reich durch den weſtphäliſchen Frieden nicht blos von ſeinem Umfange eine Ländermaſſe von 1900 QM. mit 4½ Mill. Menſchen, ſondern auch ſeine weſtliche Militärgränze; überdies blieben Lothringen nach Elſaß hin, und der Burgundiſche Kreis im Weſten und Norden ſchutzlos. Wenn außerdem dieſer Verluſt ſchon

an ſich den deutſchen Handel mit Italien und den mit den Nordſee, zumal bei der Sperrung der Schelde, ſehr erſchwerte, ſo mußte im innern Nationalverkehr des Reichs die Befeſtigung der 300fach landesherrlichen Vielherrſchaft und die Verwickelung ſo vielſeitiger Gränz- und Hoheitsrechte noch weit mehr den Gang der Verwaltung erſchweren, ſie mit Formen überladen, und die Volksſtämme feindſelig aus einander reißen. Dagegen wurde Deutſchland, ſeit die Fürſten das von Frankreich bei der Friedensverhandlung durchgeſetzte Recht der Bündniſſe geltend machten, Baiern, Brandenburg und andere deutſche Regentenhäuſer aber eine Stellung in dem europäiſchen politiſchen Syſtem annahmen, und fremde Mächte, wie Schweden, in das innere Reichsregiment mit eintraten, nunmehr der Gegenſtand und der Schauplatz faſt aller europäiſchen Staatshändel. Mit dem weſtphäliſchen Frieden entſtand ganz eigentlich die neuere Cabinetsregierung der deutſchen Höfe, und die damit verbundene auswärtige Diplomatik. Nun bildete ſich ein Hof- und ein Kriegsſtaat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerb- und Handelsfreiheit durch Zölle und Beſchränkungen aller Art vielfach eingeſchnürte deutſche Nation ſtrengte ihren Kunſtfleiß und ihre Kraft faſt nur dazu an, um für einige hundert Hofhaltungen, Geſandtſchaftscorps und größere oder kleinere Kriegsheere die Koſten zu erſchwingen. Kein Volk in Europa erträgt jetzt dieſe dreifache Laſt. Und mit dem allen erlangte die deutſche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, ſondern die meiſten europäiſchen Kriege wurden auf ihrem Grund und Boden, mit ihrem Blute und auf ihre Koſten ausgefochten. Auch als der Schutz des Proteſtantismus kann der weſtphäliſche Friede nicht angeſehen werden. Vielmehr verlor derſelbe in den Friedensunterhandlungen zum Theil wieder, was ihm die Waffen ſchon erkämpft hatten. Er konnte nun ſich nicht weiter im Reiche ausbreiten, und die aus den öſterreichiſchen Erblanden vertriebenen, ihrer Güter beraubten Proteſtanten erhielten nicht einmal die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, geſchweige Entſchädigung. Nach Schmidt (Geſch. der Deutſchen XI., 188) iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Chriſtine von Schweden durch eine Summe von 600,000 Thlrn ſich bewegen ließ, von ihren Foderungen für jene Unglücklichen abzuſtehen. Allerdings ſtellte der weſtphäliſche Friede viele Entſchädigungsmittel auf, aber nur zu Gunſten der Fürſten, und auch dies auf Koſten der ſchwächeren. Er hat im Reiche das ariſtokratiſche Princip auf Koſten des monarchiſchen recht eigentlich entwickelt. Unſtreitig war der Friede für das Haus Öſterreich ſehr nachtheilig; dieſes wurde aus dem Herzen des Reichs auf ſeine Erbſtaaten zurückgedrängt, während Frankreich und Schweden in jenem Platz faßten. Allein bei dieſem Vortheil, den die fremden Mächte erlangten, verlor am meiſten das Reich der deutſchen Nation. Darf man aber deßhalb die deutſchen Staatsmänner anklagen, die den Frieden mit abſchloſſen? Auf keinen Fall. Sie konnten jetzt nicht umſchaffen, was frühere Jahrhunderte, vorzüglich die Umgriffe der Feudalmacht und der Hierarchie im deutſchen Reichshaushalt verdorben hatten. Der weſtphäliſche Friede war das endliche Reſultat von tauſend unglücklichen Begebenheiten, die ungeſchehen oder folgenlos zu machen in keines Menſchen Gewalt ſtand. Endlich darf dieſer Friede nicht als das Werk deutſcher Staatskunſt angeſehen werden; er war das Werk europäiſcher — franzöſiſch- ſchwediſch- öſterreichiſcher — Staats-

kunſt. Daß er aber dieſes war, davon fällt die Schuld auf die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten unter ſich und auf die Gleichgültigkeit der meiſten gegen die allgemeine Volksehre und Nationalwohlfahrt. —

Weſtpreußen hieß vor 1772 Polniſch-Preußen, weil es mit Inbegriff von Ermeland zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, die die Krone Polen 1525, als ſie dem Ordensmeiſter Albrecht von Brandenburg das Herzogthum Preußen zu Lehn gab, ſich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendſten Städte. 1772 nahm endlich König Friedrich II. Polniſch-Preußen, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn, in Beſitz, ſchlug Ermeland zu Oſtpreußen, vereinigte aber damit den ganzen Netzdiſtrict und gab dem Lande im Gegenſatze von Oſtpreußen den Namen Weſtpreußen. 1793 kamen auch die Städte Danzig und Thorn in preußiſchen Beſitz. Aber 1807 im Frieden zu Tilſit ſah ſich dieſe Krone gezwungen, einen Theil des Landes an Frankreich abzutreten, welches ſelbigen theils zum Herzogthum Warſchau ſchlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freiſtaat bildete, den es durch eine ſtarke Beſatzung deckte. Erſt 1815 gab der Wiener Congreß dieſe Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die ſüdlichen Bezirke an der Netze zu der Provinz Poſen ſchlug, aus dem eigentlichen Weſtpreußen aber unter ſeinem vorigen Namen eine beſondere Provinz bildete, welche an die Oſtſee, Oſtpreußen, Polen, Poſen, Brandenburg und Pommern gränzt und 466 Quadratmeilen und mit dem Militär 582,000 Einwohner enthält. Der Boden iſt theils eine ſandige wenig fruchtbare Höhe, theils beſteht er aus ſehr ergiebigen Niederungen, welche vor Zeiten der Weichſel abgewonnen worden ſind, und wo der Ackerbau die Bemühung des Landmannes ſehr reichlich belohnt. An Gebirgen fehlt es dieſer Provinz gänzlich; ſie iſt vielmehr flach, blos von Anhöhen durchſchnitten, und ſenkt ſich nach der Oſtſee. Der Hauptfluß iſt die Weichſel; außerdem ſind die Drewenz, die Sorge, Elbing und Motlau die beträchtlichſten. Eine Menge von Landſeen befinden ſich hier. Die Producte ſind: Getraide, Hülſenfrüchte und Flachs in ſolcher Menge, daß ein großer Theil davon ausgeführt werden kann, auch zieht man vieles Obſt, und die anſehnlichen Waldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, die Schweine- und Bienenzucht wird in dieſer Provinz ſtark getrieben, beſonders hat man in der Weichſelniederung große und ſchöne Pferde, ſo wie auch treffliches Rindvieh, welches reichliche Milch giebt. Die Oſtſee, das friſche Haff und die vielen Landſeen verſchaffen den Bewohnern einen großen Fiſchreichthum, beſonders werden viele Lachſe und Neunaugen ausgeführt. Das Mineralreich iſt ſehr arm, und beſchränkt ſich blos auf etwas Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernſtein und viel Torf. Fabriken und Manufacturen ſind von keiner großen Bedeutung, am wichtigſten in den größern Städten, beſonders Danzig. Sie liefern Wollenzeuge, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Glas, ſchwarze Seife, auch ſind mehrere Eiſen- und Stahlhämmer vorhanden. Der Handel iſt bedeutend in den Städten Danzig und Elbing, und erſtere Stadt iſt eine der wichtigſten Handelsſtädte des preußiſchen Staates und überhaupt an der Oſtſee. Sowohl die proteſtantiſche als catholiſche Kirche hat unter den Einwohner dieſer Provinz Bekenner, und Juden giebt es gegen 10,000. Weſtpreußen zerfällt jetzt in die zwei Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, mit den gleichnamigen Hauptſtädten.

Weſtpunkt, ſ. Abendpunkt.

Wetſtein, der Name einer in der Geſchichte der Buchdruckerei und des Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich Wetſtein, geb. 1649 zu Baſel, ließ ſich in Amſterdam nieder und gründete dort ein Geſchäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte und das nach ſeinem 1726 erfolgten Tode von ſeinen zwei Söhnen fortgeſetzt wurde. Eine Menge der ſchätzbarſten Ausgaben alter Claſſiker in allen Formaten, die ſich durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit auszeichnen, ging aus ſeinen und ſeiner Söhne Preſſen hervor.

Wetter, der verſchiedene Zuſtand der Atmoſphäre rückſichtlich ihrer Wärme, Trockenheit, Feuchtigkeit ꝛc. Er wird vom herrſchenden Winde beſtimmt. Weſtwind begünſtigt in Deutſchland Wolkenbildung und Landregen, Südwind bringt Wärme mit Gewitter, Oſtwind macht trockenes, helles Wetter, Nordweſtwind Strichregen mit abwechſelnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieſer Winde wirkt, durch ſeinen reſp. Luftdruck ausgezeichnet, auf das Barometer, welches deßhalb vorzugsweiſe Wetterglas benannt iſt. Am Hygrometer läßt ſich die jedesmalige Feuchtigkeit der Luft erkennen, am Thermometer ihre Wärme. Die Urſachen dieſer ſichtbaren Veränderungen an jenen drei Juſtrumenten (wozu man noch das Electrometer für atmoſphäriſche Electricität rechnen kann) machen das aus, was man gewöhnlich Wetter nennt.

Wetterableiter, ſ. Blitzableiter.

Wetterau iſt der Name eines ebenen, zum Theil von Bergen begränzten, ſehr fruchtbaren Landſtrichs, der größtentheils in dem jetzigen Großherzogthume Heſſen (Heſſen-Darmſtadt) liegt, von dem kleinen Fluſſe Wetter, der bei Laubach entſpringt, und bei Aſſenheim in die Nidda fällt, den Namen hat, und ſich in ſeiner größten Länge elf Stunden weit von Höchſt am Main bis Nidda, und in ſeiner größten Breite von Oberroßbach bis Büdingen acht Stunden weit erſtreckt. Sie enthält funfzehn Quadratmeilen, und erntet jährlich 623,000 Achtel Getraide, das Hauptproduct derſelben, wovon ſie einen großen Theil an die benachbarten Gegenden ablaſſen kann. Auch wird ein ſtarker Obſtbau getrieben. Auf dem ſonſtigen Reichstage waren die Reichsgrafen und Herren in vier Collegien getheilt, wovon eins das Wetterrauiſche hieß. Es gehörten dazu die Fürſten und Grafen zu Solms, Iſenburg, Stolberg u. ſ. w.

Wetterharfe, ſ. Äolsharfe.

Wetterleuchten. Mit dieſem Ausdrucke wird die bekannte feurige Lufterſcheinung bezeichnet, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht blos am bewölkten, ſondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verſchwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man von dieſem Phänomen zu ſagen, das Wetter kühle ſich. Es hat mit dem St. Elmsfeuer oder den Wetterlichtern einerlei Urſprung, d. h. es brechen aus einer mit Electricität überladenen Luft oder aus ſolchen Wolken die electriſchen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen oder in ſo beſchaffenen Wolken die electriſche Materie höchſt wahrſcheinlich nicht in ſo großer und dichter Menge vorhanden iſt, wie zu einem Blitz erfodert wird, ſo wird das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Das Berührtwerden eines mit Electricität überladenen Lufttheils oder einer ſolchen Wolkenmaſſe von den im Luftkreiſe befindlichen unelectriſchen Dünſten oder

aufſteigenden Gasarten bringt höchſt wahrſcheinlich dieſes Phänomen hervor, ungefähr auf dieſelbe Art, wie wenn man im Finſtern mit der Hand oder ſonſt mit einem Stückchen Holz über eine Menge zerſchlagener feiner Zuckerſtückchen in einem Kaſten herfährt oder ſie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerſtückchen ein hellleuchtender Schein hervor. Zu dieſem Wetterleuchten in der Nähe und am heitern Himmel muß auch noch jener Wiederſchein oder das Leuchten der Blitze von entfernten Gewittern am tiefen Horizonte gerechnet werden. Jeder Naturbeobachter wird dies beſonders bei ſolchen Gewittern bemerken, welche gegen Abend entſtehen. Nachdem die ſtarken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber ſchon in einer beträchtlichen Entfernung vielleicht von fünf bis ſechs und mehr Meilen weit weggezogen ſind, ſieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entfernten Dunſtmaſſen bald kleinere, bald größere in verſchiedenen Breiten und Längen ſich ausdehnende Lichtſcheine hervorzittern — und aufſtrahlen, auf die aber kein Knall oder Donner gehört wird. Bei ſonſt ſtillen Nächten werden aufmerkſame Beobachter dennoch einen ſehr entfernten Donner murmeln hören, der dann gewöhnlich drei bis vier Meilen entfernt iſt. Das Wetterleuchten läßt ſich in einer Entfernung von mehr als zwanzig Meilen weit wahrnehmen. Dar.

Wetterlichter, auch **St. Elmusfeuer**, nennt man eine gewiſſe merkwürdige Erſcheinung an hohen in die Luft ragenden Körpern, vorzüglich auch an den Spitzen der Maſtbäume, an welchen man bei einer Gewitterluft zuweilen rauſchende Flammen wahrnimmt, welche, ohne jedoch Schaden zu thun, eine Zeit lang fortdauern; ſie erſcheinen gemeiniglich bei ſtarkem Winde und werden doch von dieſem nicht bewegt. Die neueren Lehrer in der Phyſik nehmen dieſe Wetterlichter, den Phänomenen des electriſchen Lichts gemäß, als Zeichen der in Spitzen und Ecken eindringenden Electricität an; ja man hat auch an menſchlichen und thieriſchen Körpern dergleichen Erſcheinungen wahrgenommen.

Wetterprophezeihung, ſ. **Witterungskunde**.

Wetterſcheide (Wetterſcheidung) wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Dunſtkreisſtelle in einer gewiſſen Gegend genannt, wohin ſowohl Gewitter als Strichregenwolken ziehn oder wo ſie ſich zertheilen. Wenn man genau darauf Acht giebt, ſo wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wolkenmaſſen, wenn dieſe nicht von einem vorherrſchenden Winde getrieben werden, entweder nach Hügeln und Gebirgen oder auch nach Seen, Wäldern und großen Flüſſen hingeleitet wird. Es kommt dabei immer auf den Bau einer Gegend an. Liegt ein Ort auf einer Anhöhe, die in einiger Entfernung von Seen oder Waldungen oder großen breiten Flüſſen umgeben iſt, ſo theilen ſich die Wolken meiſtentheils zu beiden Seiten der Anhöhe und es wird nur ſelten im Sommer ein Gewitter oder Regen über jenem Orte erſcheinen. Die anziehende Urſache liegt höchſt wahrſcheinlich in der Ab- und Ausdünſtung entweder der Berge, Waldbäume oder der Waſſerflächen, die ſich im Umkreiſe eines Ortes befinden, den man für die Wetterſcheide hält. Dieſe Dunſtſäulen ſind in den Sommertagen weniger ſichtbar, aber dennoch vorhanden und haben eben wegen ihrer Affinität (Wahlverwandtſchaft) eine Hinneigung zu den über ihnen ſchwebenden Dünſten, die ſich ebenfalls auch nach jenen hinziehn. Dar.

Wetterſtrahl, ſ. **Blitz**.

Wettin (Grafen von), eine im Mittelalter berühmte und angeſehene Familie, von welcher das jetzige königliche Haus Sachſen und die herzoglich ſächſiſchen Häuſer abſtammen. Die Grafen von Wettin hatten ihren Namen von Wettin, einem ſlaviſchen Orte in dem ehemaligen Saalkreiſe des Herzogthums Magdeburg, in deſſen Nähe das Stamm- und Reſidenzſchloß der Grafen gleiches Namens ſich noch befindet. Die Grafen von Wettin ſcheinen jedoch nicht ſlaviſcher Herkunft geweſen zu ſeyn. Die ehemalige Sitte, den Urſprung der meiſten angeſehenen fürſtlichen Häuſer in Deutſchland von dem bekannten Heerführer der Sachſen, Wittekind (ſ. d. Art.), herzuleiten, machte, daß man ihn auch für den Ahnherrn der Grafen von Wettin, mithin des ganzen ſächſiſchen Hauſes ausgab. Aber dieſe Behauptung gehört, ungeachtet der Stammtafel, welche die ſächſiſchen Genealogiſten und neuerlich Gensler geliefert haben, unter die Fabeln. Nach einer andern, auf ſchwachen Gründen beruhenden Meinung ſoll Burckard, Herzog von Thüringen, der im Jahre 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinſchaftliche Stammvater der Grafen von Wettin und der nun ausgeſtorbenen Grafen von Mansfeld geweſen ſeyn. Der erſte dieſer Familie, der mit Beſtimmtheit von den Geſchichtſchreibern jener Zeit erwähnt wird, iſt Dietrich, Graf von Wettin, ein tapferer Krieger und der keines Andern Lehnmann war. (Die Geſchichtſchreiber nennen ihn: virum egregiae libertatis.) Er ſtarb im Jahre 982. Von ſeinen beiden Söhnen folgte ihm der älteſte, Dedo, als Graf von Wettin, der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafſchaft Eilenburg, die nach ſeinem unbeerbten Tode (1017) an des bereits früher verſtorbenen Dedo's Sohn, Dietrich II., Grafen von Wettin, fiel, der auch den Gau Seufeliz (Siusli) beſaß. Von den ſechs Söhnen Dietrichs II. wurde der älteſte, Friedrich, Biſchof von Münſter; der zweite, Dedo, erhielt ungefähr um das Jahr 1031 nach dem unbeerbten Abſterben des lauſitziſchen Markgrafen Odo die Markgrafſchaft Lauſitz, und als 1068 Ecubert I., Markgraf von Meißen, ſtarb, erwarb er ſich auch deſſen Markgrafſchaft. Dedo's nachmalige Unternehmungen ſind in die Geſchichte des Kaiſers Heinrich IV. verflochten. Dedo ſtarb 1075. Sein Sohn, Heinrich der ältere, Graf von Eilenburg, und deſſen Sohn, Heinrich der jüngere, beſaßen die Markgrafſchaft Meißen nur einige Zeit und ihre Geſchichte iſt dunkel. Nach Heinrichs des jüngern Tode (1127) trat Konrad, Graf von Wettin, deſſen Vater, Thym, zweiter Bruder Dedo's war, in ſeine Rechte, erbte deſſen Patrimonialgüter, wozu auch die Grafſchaft Eilenburg gehörte, und wurde vom Kaiſer Lothar mit der Markgrafſchaft Meißen belehnt; auch erhielt er (1136) die öſtliche Mark oder das nachmalige Markgrafthum Niederlauſitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen, und er war einer der angeſehenſten und mächtigſten Reichsfürſten. Kurze Zeit vor ſeinem Tode (1157) theilte er ſeine Länder unter ſeine fünf Söhne. In der Markgrafſchaft Meißen folgte ihm Otto der Reiche, von dem zu ſeiner Zeit äußerſt ergiebigen Ertrage der Bergwerke zu Freiberg ſo benannt. Dieſem folgte ſein älteſter Sohn, Albrecht der Stolze, und als dieſer (1195) ohne Kinder ſtarb, der jüngſte, Dietrich der Bedrängte. Dietrichs Enkel war Friedrich der Gebiſſene (admorsus), und deſſen Enkel Friedrich der Streitbare, den Kaiſer Sigismund (1423) mit dem Herzogthum Sachſen und der damit verbundenen Churwürde belehnte (vergl. auch d. Art. Sachſen).

Wettrennen. Dieſes der engliſchen Nation eigenthümliche Spiel und Volksfeſt (das auch der jetzige König von Würtemberg 1818 in ſeinen Staaten eingeführt hat) iſt faſt in allen engliſchen Grafſchaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbſt oder Frühjahre) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen Statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an dieſem Feſte Theil. Zu New-Market werden jährlich außer den kleineren noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebſt einer Menge Glücksſpieler ſich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewiſſes Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfs, einige Guineen bis tauſend Stück. Der Betrag aller Einlagen iſt der Gewinnſt des Siegers. Die Anordnung der Feſte und die Entſcheidungen gehören vor gewiſſe Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung ganz unabhängig ſind; doch giebt letztere (ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth und Jacobs I.) noch goldene und ſilberne Schalen als außerordentliche Preiſe bei den großen königlichen Wettrennen, deren jährlich ſechzig in ganz England gehalten werden. Außerdem giebt es jährlich an vierhundert Privatwettrennen. Doch rechnen die Eigenthümer dabei mehr auf die großen Verkaufspreiſe an Liebhaber, die ſich überbieten, und auf das Springgeld (jedesmal drei bis dreißig Guineen und drüber, als auf jene Gewinnſte; denn oft wird der ſchönſte Renner überwunden, behält aber dennoch ſeinen entſchiedenen Werth. Darum ſind die Wettrennen kein bloßes Glücksſpiel, ſondern äußerſt wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen ſo hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große, als auf wohlgebaute Stuten von reinem Stamme geſehen hat. Indeß geht nichts über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rückſicht genommen. In ihren Ställen ſind ſehr oft Öfen, das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die Zeit des Rennens herannaht, werden ſie purgirt, klyſtirt u. ſ. w. Sie ſind daher oft ſo weichlich, daß jedes rauhe Lüftchen ſie krank macht. Das Wettrennen ſelbſt, ein Feſt, das von allen Ständen mit Leidenſchaft geliebt wird, findet auf einem abgemeſſenen Platze Statt, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weiß angeſtrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müſſen, bezeichnet iſt. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muß, beträgt vier engliſche Meilen. Da ein Pferd gerade ſo viel Laſt tragen muß, als das andere, ſo wird ein gewiſſes Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeſchrieben. Iſt ein Jockey leichter, ſo belaſtet man ihn mit ſo viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockey's nebſt den Sätteln und Zäumen oder Trenſen ihrer Pferde von den geſchwornen Richtern gewogen, ſo reiten ſie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorn, an die Bahn, wo ſie ſich vor einem aufgeſpannten Seile in eine gerade Linie ſtellen. Das Seil fällt, ſobald geblaſen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in acht bis neun Minuten zurückgelegt. Man hat Beiſpiele, daß ein Pferd dreimal in einem Nachmittage gelaufen iſt, und jedesmal gewonnen, alſo über dritthalb deutſche Meilen in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwiſchen jedem Rennen iſt eine Pauſe von einer Stunde und länger. Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden ſie wieder gewogen, ob ſie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben.

Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wiſchen ſie ſorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, beſonders die Gelenke, mit Strohwiſchen, und zuletzt gießen ſie ihnen ſpaniſchen Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden ſie zugedeckt, und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Wetzſtein. Viele Steinarten von feinem Korn ſind zum Wetzen und Schleifen von Meſſern und andern Schneidewerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von ſchiefrigem oder ſplittrigem Bruch, halbharter Subſtanz und grünlicher oder gelblich grauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchſcheinend. Dieſen Wetzſchiefer findet man auch in Deutſchland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit ſind nach den Werkzeugen verſchieden, die darauf geſchliffen werden ſollen.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsſtadt des oberrheiniſchen Kreiſes, welche unter dem Schutze des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt ſtand, der hier auch eine Beſatzung hielt, ſeit 1814 zur preußiſchen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Coblenz, gehörig, liegt in einer romantiſchen, bergigen Gegend, an der Lahn, über welche hier eine ſteinerne Brücke führt, und welche hier auch die Dill und Wetzbach aufnimmt. Sie iſt altmodiſch gebaut und hat größtentheils abhängige Straßen, wegen ihrer Lage am Abhange eines Berges. Sie zählt ſechs Kirchen, 750 Häuſer und 4200 Einwohner. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die anſehnliche Domkirche. An Fabriken fehlt es gänzlich und die Einwohner, die ſonſt ihren meiſten Unterhalt von dem hier befindlichen Reichskammergericht zogen, leben von den gewöhnlichen ſtädtiſchen Gewerben, vom Feld-, Garten- und Obſtbau und einer nicht unbedeutenden Krämerei mit allen Arten von Waaren. Im Jahre 1693 wurde das ſeit 1806 völlig aufgelöſ'te Reichskammergericht hierher verlegt. Die Suſtentation der entlaſſenen Perſonen dieſes Tribunals, deren Anzahl gegen 1000 war, veranlaßte mancherlei Unterhandlungen und Schriften. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25ſten Februar 1803 wurde die Stadt nebſt ihrem kleinen Gebiete unter dem Titel einer Grafſchaft dem damaligen Reichserzkanzler, nachmaligem Großherzog von Frankfurt, zugetheilt, der 1803 eine Rechtsſchule daſelbſt errichtete. Im Jahre 1814 kam die Stadt mit ihrem Gebiete unter preußiſche Hoheit. Auf den Anhöhen bei Wezlar fiel am 15. Jun. 1796 ein Gefecht zwiſchen einem combinirten öſterreichiſch-ſächſiſchen Corps unter Werneck und den franzöſiſchen Republikanern unter Lefevre vor, in welchem die letztern zurückgedrängt wurden.

Whaaby, ſ. **Wahaby**.

Whigs, der Name einer Oppoſitionspartei in England, welche die Grundſätze, die das Weſen der im Jahre 1689 ausgebildeten brittiſchen Staatsverfaſſung bezeichnen, gegen die Herrſchſucht der Miniſter und gegen die Ausdehnung der Vorrechte der Krone zu behaupten ſucht. Die Whigs, zu denen auch Fox und Burke, Lord Chatam, Sheridan, Whitbread, Poſonby und viele andere ausgezeichnete Staatsmänner gehört haben, ſind die gemäßigten Freunde des Volks und dürfen nicht verwechſelt werden mit den leidenſchaftlichen Reformers, welche die beſtehende Ordnung umſtoßen wollen. Zu den letztern gehören Burdett, Hobhouſe, Cobbett, Hunt u. A., die theils wirkliche Verbeſſerungen, z. B. eine gleichmäßigere Volksrepräſentation und eine ſtrengere Sparſamkeit in der Finanzverwaltung (wie die eigentlichen Whigs) verlangen, theils aber auch auf Abände-

rungen in der Verfaſſung, z. B. auf jährliche Parlamentswahlen, bringen und dem Volke ſchmeicheln, um es mit Haß gegen die Ariſtokratie des Reichthums und der Gewalt zu erfüllen. Ihr übertriebener Whigismus wird in England mit dem Namen rank Democracy bezeichnet. Zu den echten Whigs gehören jetzt der Herzog von Suſſex (Bruder des Prinz-Regenten), die Herzoge von Bedford, Devonſhire u. A., der Marquis von Landsdowne, die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. ſ. w., die Commoners Tierney, Bennet, Brougham, Sir James Mackintoſh u. v. A. In der Sitzung des Parlaments, die den 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, werden ſich die Kräfte aller Parteien meſſen, und wenn der reine Whigismus dann, wie man glaubt, auf die Seite der Miniſter, der Conſtitution und der Eigenthümer tritt, ſo wird der wilde Whigismus der Reformers ſeine Plane nicht durchſetzen. Vergl. d. Art. Oppoſition und Torys. Unter mehreren Oppoſitionsblättern iſt vorzüglich Perry's Morning Chronicle das Organ der Whigs. Über das Leben dieſes Mannes, der ſeit dreißig Jahren dieſe geachtete Zeitſchrift herausgiebt, ſ. Zeitgenoſſen XVI. K.

Whisky, ein offener, ſehr hoch gebauter Wagen. In Schottland auch der Name eines Getränks.

Whiſton (William), ein berühmter engliſcher Gelehrter, der (geb. 1667 zu Northon) anfangs als Lehrer der Mathematik zu Cambridge einen ſolchen Ruhm ſich erwarb, daß Newton ihn ſelbſt zu ſeinem Nachfolger in der Profeſſur der Mathematik zu Cambridge empfahl. Indeſſen war doch ſein Hauptſtudium die Theologie und er widmete ſich hauptſächlich den Sprachen und der Philoſophie, ward auch Vicarius zu Loweſtoft. So blieb ſein Ruhm unangetaſtet, bis er im Jahre 1708 eine Hauptlehre des Chriſtenthums, die von der Dreieinigkeit, zu bezweifeln anfing, welches ihn in ſo viel Verdrießlichkeiten zog, daß ihm ſogar 1710 ſein akademiſches Amt genommen wurde. Man belangte ihn nun auch vor dem geiſtlichen Gerichtshofe; ſeine Schriften wurden verdammt, doch wurde in Rückſicht ſeiner Beſtrafung nichts weiter vorgenommen und der Prozeß blieb am Ende liegen. Whiſton aber blieb ſtandhaft bei ſeiner Meinung von der Dreieinigkeit und begab ſich hierauf mit ſeiner Familie nach London, wo er, um ſich Unterhalt zu verſchaffen, Unterricht in den mathematiſchen Wiſſenſchaften gab. Er ſtarb 1755, nachdem er ſich auch noch durch Erfindung einer Maſchine merkwürdig gemacht hatte, wodurch die vor Anker liegenden Schiffe weder durch Ungewitter weggetrieben, noch durch die Gewalt der Wellen gebrochen werden können.

Whiſtſpiel, ein aus England nach Deutſchland verpflanztes Kartenſpiel, welches ſeinen Namen daher hat, weil es große Aufmerkſamkeit und deßhalb Stille erfodert.

Whitbread (Samuel), Esq., ein ausgezeichnetes Oppoſitionsmitglied im brittiſchen Parlament, war der einzige Sohn des berühmten Bierbrauers und Parlamentsgliedes, Samuel Whitbread, eines Mannes von ſeltenen Eigenſchaften, der von wohlhabenden Landleuten abſtammte, und durch Unternehmungsgeiſt, Fleiß und Ordnung das Vermögen ſeiner Familie gründete. Er errichtete mit einem Aufwande von einer halben Million Pfund Sterl. das größte Brauhaus in London (und Europa) in Chiswell Street, zu deſſen Betrieb immer eine Summe von 80 bis 100,000 Pf. baar in Caſſe war. Eben ſo groß war ſein liegendes Beſitzthum; dabei unterſtützte der wackere Mann jede gemeinnützige Anſtalt auf die großmüthigſte Weiſe; er be-

lohnte freigebig die Treue ſeiner Gehülfen, und hinterließ den Ruf eines durchaus rechtſchaffenen Mannes und guten Bürgers. Sein Sohn, Samuel Whitbread, geb. 1758, wurde in Eton erzogen, wo der nachmalige Graf Grey zu ſeinen erſten Jugendfreunden gehörte. Hierauf ſtudirte er in Oxford und Cambridge. Dann ſchickte ihn ſein Vater auf Reiſen, wo der geachtete Geſchichtſchreiber Coxe ſein Führer und Freund war. Sie ſahen zuſammen Frankreich, Deutſchland und die Schweiz. Nach ſeiner Rückkunft heirathete er Miß Eliſabeth Grey, die Tochter des nachher zum Grafen erhobenen Generals Sir Charles Grey, und ſeine Schweſter Miß Mary wurde die Gemahlin ſeines Schwagers, des Seecapitains Sir George Grey. Im J. 1790 wählte ihn die Stadt Bedford ins Parlament; auch wurde er für jedes folgende Parlament aufs neue gewählt. Hier trat er ſofort im Geiſte einer männlich freien Oppoſition auf die Seite von Fox, indem er „dem blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Miniſter" entgegenarbeiten und überall wachſam ſeyn wollte: „ne quid damni capiat respublica." Deßhalb rieth er zur friedlichen Ausgleichung mit Spanien wegen des Nutkaſundes, und mit Rußland wegen Oczakow. Mit großer Beredſamkeit unterſtützte er den Antrag wegen der Abſchaffung des Sklavenhandels. Aus der Geſchichte ſeiner parlamentariſchen Thätigkeit führen wir folgendes an. Er erklärte ſich offen und feſt gegen den Krieg mit Frankreich im J. 1793; in der Folge trug er ſtets auf Unterhandlungen wegen des Friedens an, und ſetzte ſeine Anſichten über das politiſche Verhältniß beider Staaten vorzüglich in einer Rede aus einander, die er im J. 1800 gegen den Staatsſecretär Dundas (Viscount Melville) hielt. Mit unerſchrockenem Muthe vertheidigte er als ein echter Whig aus der alten Schule die Sache der Parlamentsreformen und das Recht der freien Meinung in dem Prozeß der Staatsgefangenen, die wegen politiſcher Äußerungen über die Urſachen des Krieges und die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform als Aufrührer betrachtet wurden; doch konnte er für Palmer, Stirving, Muir und Gerald, die man nach Botanibay ſchickte, nichts ausrichten. Am meiſten erregte Whitbread die Aufmerkſamkeit des Auslandes, als er im Jahre 1805 (8ten April) Lord Melville, der an der Spitze des Admiralitätshofes ſtand, wegen ſchlechter und eigennütziger Verwaltung des Schatzmeiſteramtes der Marine öffentlich anklagte. Zwar traf dieſer Vorwurf mehr die Unterbeamten; indeß konnte Pitt den Lord nicht von einem Staatsprozeß (Impeachment), der den 29ſten April 1806 ſeinen Anfang nahm, ſchützen. Melville legte ſeine Stelle nieder, und ward aus der Liſte der königlichen Geheimenräthe geſtrichen. Whitbread ſprach bei dieſer Gelegenheit blos für die Sache, ohne die Perſon des Angeklagten anzugreifen; er ließ ſeinen Talenten und übrigen Verdienſten, ſo wie der Verwaltung des nun verſtorbenen Miniſters Pitt alle Gerechtigkeit wiederfahren. Der Prozeß dauerte nur dreizehn Tage, und Melville ward den 12. Jun. losgeſprochen. Die neue Verwaltung unter Fox, dem Grafen Grey (Whitbreads Jugendfreund und Schwager) und Lord Grenville hatte im Allgemeinen an Whitbread eine kräftige Stütze; doch behauptete er auch gegen ſie ſeine Unabhängigkeit und galt für einen unbeugſamen Mann. Offen und männlich widerlegte er die gehäſſigen Bemerkungen des Sir Francis Burdett in Anſehung der Grundſätze des neuen Miniſteriums. Es entſtand hieraus zwiſchen beiden ein Briefwechſel, der ohne die Vermittelung der gegenſeitigen Freunde einen Zweikampf zur Folge ge-

habt haben würde. Im Februar 1807 beſchäftigte ſich Whitbread mit einer Prüfung der vorhandenen Geſetze, die Armen betreffend. Als nach Fox Tode die von ihm eifrig unterſtützten Friedensunterhandlungen mit Frankreich ſich zerſchlugen und nach Grenville's Abgang aus dem Miniſterium ein neues Parlament berufen wurde, erließ er den 28. April ein freimüthiges Schreiben über das Verhalten des Unterhauſes an die Wahlmänner von Bedford. Aufs neue zum Stellvertreter der Nation ernannt, arbeitete er, um den ſittlichen Zuſtand der Armen zu verbeſſern, an der Einführung des ſchottiſchen Parochialſchulſyſtems in England; doch konnte er kein Geſetz deßhalb zu Stande bringen, ſondern blos Privatunternehmungen durch ſein Beiſpiel unterſtützen. Als bald darauf Buonaparte Spanien überzog, ſprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der ſpaniſchen Nation. Eben ſo nachdrücklich tadelte er mehrere Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes, vorzüglich die in Anſehung Sachſens, ſo daß die Königin von Sachſen ſelbſt einmal bei Tafel ſich dankbar äußerte, wie ſehr ſie die edle Theilnahme des Herrn Whitbread an dem Schickſale ihres Gemahls zu ſchätzen wiſſe. Die Achtserklärung, welche der Congreß gegen Napoleon erließ, als dieſer von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, beſonders weil ſie ihm einen Meuchelmord zu billigen ſchien. Eben ſo tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrſcher im Jahre 1815 als unpolitiſch, und mißbilligte durchaus jeden Verſuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzuſetzen oder den Franzoſen eine Regierung vorzuſchreiben. Indeß gab er, ohne darum von jenen Grundſätzen abzuweichen, ſeine Stimme zu Errichtung eines Denkmals für den Sieger von Waterloo. Bei dieſer tiefeindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, bei der vielfachen Aufſicht auf ſeine Brauerei, auf ſeine Landgüter und ſein großes Hausweſen, das allein einen Mann von Herculiſcher Thätigkeit erfoderte, entſchloß er ſich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchſt verworrenen Angelegenheiten des Drurylanetheaters zu beſorgen. Es gelang ihm, die verwickeltſten Rechnungen in Ordnung zu bringen und den prächtigen Aufbau des neuen Schauſpielhauſes im Jahre 1812 zu Stande zu bringen. Allein ſo viel anſtrengende Arbeit erſchöpfte ſeine Geſundheit. Seine Geſtalt verfiel, ſein Muth ſank; er fühlte ſich laß und ſchläfrig, dabei reizbar und glaubte zuletzt ſich von der öffentlichen Meinung verachtet zu ſehen. Da fand man ihn eines Morgens, den 6ten Jul. 1815, todt in ſeinem Blute, mit durchſchnittener Kehle, das Raſſirmeſſer auf der Erde. Das Urtheil der Geſchwornen ſagte aus: Samuel Whitbread ſtarb von ſeiner Hand, in einem Augenblicke von Geiſteszerrüttung. Bei der Öffnung des Gehirns fand man einen Theil der Dura Mater verknöchert, die Pia Mater dicker als gewöhnlich, die Gefäße derſelben mit Blut ausgedehnt, und im Gehirne ein Drittel mehr Feuchtigkeit als gewöhnlich. Als Privatmann war Whitbread ein glücklicher Gatte und Vater von fünf Kindern, wovon ihn vier, darunter zwei Söhne, überlebt haben. Er war ein trefflicher Haushalter und ein eifriger Landwirth. Seine Güter waren Muſter einer guten Landwirthſchaft. Als ein feiner Kenner und Beförderer der ſchönen Künſte ſchmückte er ſeinen prächtigen Landſitz in Bedfordſhire mit Gemählden von den beſten Meiſtern. Treu in der Freundſchaft, ohne Perſönlichkeit in Streitſachen, war er feſt, oft rauh und gebieteriſch; doch ſtreng gerecht, ein thätiger Freund der Armen und des Schulweſens. Seine Freunde nannten ihn den brittiſchen Cato.

K.

White-Boys (**weiße Jungen**), hieß eine Rotte Unruhſtifter in Irland, die in den ſiebzigen Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Unweſen trieben, über ihre Kleidung weiße Hemden, wie in einigen Gegenden Deutſchlands die Fuhrleute, trugen, wovon ſie den Namen White-Boys erhielten, und beſonders des Nachts umherſtreiften. Sie überfielen reiche Gutsbeſitzer, Zollbediente, obrigkeitliche Perſonen, von denen ſie etwa beſtraft worden waren, und überhaupt alle diejenigen, von denen einer oder der andere unter ihnen beleidigt worden war. Sie begingen die größten Ausſchweifungen und die Sache ſchien von bedenklichen Folgen zu ſeyn. Das Parlament erließ eine eigene Acte (White-Boysacte) wider ſie, und es wurden überall Volontaircorps zur Sicherheit des Landes errichtet, deſſen ungeachtet dauerte es länger als zehn Jahre bis ſie zur Ruhe gebracht werden konnten. Ähnliche Aufrührerrotten zeigten ſich ſpäter unter den Namen der Right-Boys und Break of bag Boys. Ihren Unternehmungen konnte nur durch die bewaffnete Macht Einhalt gethan werden. — Die Irländer hatten allerdings Urſache, mißvergnügt über die Unterdrückung zu ſeyn, in welcher England ſie von jeher gehalten hatte. Die brittiſche Parlamentsacte vom Jahre 1720, nach welcher den Irländern jedes Geſetz aufgedrungen, und ſie von brittiſchen Gerichtshöfen gerichtet werden konnten, vermehrte ihre Abhängigkeit von England und machte dieſelbe noch drückender. Indeſſen wurde doch den Klagen der Irländer zum Theil dadurch abgeholfen, daß ihnen (1779) die freie Ausfuhr ihrer Wollenmanufacturen bewilligt und (1782) das irländiſche Parlament in eben die Rechte geſetzt wurde, welche das brittiſche Parlament für England und Schottland hat. Aber die große Menge der unbeſchäftigten und erwerbloſen Menſchen und der Druck, welcher auf den zahlreichen catholiſchen Einwohnern Irlands ſchwer laſtete, erzeugten immer wieder neue Unruhen, die bald mehr, bald weniger gefährlich ſchienen. So war, unter mehreren, eine vorzügliche Urſache des Mißvergnügens der **Zehnte**, deſſen Entrichtung an die proteſtantiſche Geiſtlichkeit man von den Römiſchcatholiſchen verlangte. Mehr als einmal fürchtete man den Ausbruch einer förmlichen Rebellion in Irland, aber bis jetzt ſind alle dieſe Unruhen noch ſtets glücklich, wenn auch nicht ohne Anſtrengung und eine gewiſſe Härte, unterdrückt worden. (S. d. Art. **Irland**.)

Whitefield (George), geb. zu Glouceſter 1714, zeigte frühzeitig bei jugendlichen Ausſchweifungen große Talente. Nach einander Schüler, Kellner im Gaſthofe ſeines Vaters und Student in Oxford gerieth er hier in die Gemeinſchaft der Methodiſten und wurde durch ſeine außerordentliche Predigergabe das eifrigſte und einflußreichſte Werkzeug dieſer Secte. Tauſende drängten ſich in den Kirchen und, als dieſe ihm verſchloſſen waren, im freien Felde um ihn zuſammen. Er predigte auf den Tummelplätzen des Londner Pöbels, auf Tiſche oder Mauern geſtellt, mit einer Wirkung, die der Bezauberung glich. Auf Blackheath bei London hatte er einſt an funfzigtauſend Zuhörer und das Singen wurde zwei engliſche Meilen weit gehört. Er ergriff die Herzen, eben nicht, weil ſeine Vorträge beſonders kunſt- und gedankenreich geweſen wären, — er hielt ſie alle aus dem Stegreife — ſondern wegen der Kraft und Fülle ſeiner Bilder und der wirklich furchtbaren Gewalt ſeiner Stimme. In Nordamerika erwarb er bei ſieben Miſſionsreiſen neue Anhänger und ſelbſt auf den Schiffen, die ihn hinüber und herüber trugen, wurde die Mann-

ſchaft durch ſeinen Feuereifer bekehrt. Beſonderes Verdienſt erwarb er ſich durch die Sorge für Errichtung neuer Schulanſtalten und Waiſenhäuſer in Schottland und England; ſein Hauptaugenmerk war aber das nach Franke's Beiſpiel 1740 von ihm gegründete und durch Beiträge ſeiner Anhänger erhaltene große Waiſenhaus bei Savannah in Georgien. Er predigte für dieſen Zweck mit ſolcher Begeiſterung, daß Franklin, der ihn hörte und nichts geben wollte, weil er die Sache für unausführbar hielt, zuerſt das Kupfergeld, endlich alles Silber und Gold, das er bei ſich hatte, in das Becken warf. Andere wurden eben ſo gerührt. (S. Franklins Werke.) Bei ſeinem Tode 1770 hinterließ er die Sorge für dieſe Anſtalt der Gräfin Hundington, ſeiner treuſten Gönnerin, die ihn zu ihrem Capellan ernannt und kräftig unterſtützt hatte. Die ſieben Bände ſeiner Schriften enthalten ſeine Lebensgeſchichte und Predigten. Über ſeine 1741 erfolgte Trennung von Wesley und die nach ihm benannten Whitefieldianer vergl. d Art. Methodiſten. E.

Wiclef oder Wiclif (Johann), ein gelehrter, religiöſer und wahrheitliebender Theolog des vierzehnten Jahrhunderts, und einer von Luthers Vorgängern, war zu Wicliffe in der Grafſchaft York um 1324 geboren, ſtudirte zu Oxford Theologie und Philoſophie, und erhielt in beiden Facultäten die Doctorwürde. Er wurde zuerſt auf die unerlaubten Mittel aufmerkſam, deren ſich die Geiſtlichen bedienten, um zu Ämtern zu gelangen, und trat wider ſie 1356 als Schriftſteller auf, vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Univerſität zu Oxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, die immer mehr die akademiſchen Stellen an ſich zu ziehen ſuchten. Je mehr er ſich dadurch bei der Univerſität beliebt machte, um deſto mehr ſuchte man ihn zu befördern; und ſo erhielt er, nachdem er bereits verſchiedene Ämter bekleidet hatte, 1365 die Stelle eines Vorſtehers bei dem Collegium zu Canterbury. Daß ein ſolcher Mann den Mönchen äußerſt verhaßt war, bedarf keines Beweiſes, da er ihren Anmaßungen, die damals in England aufs höchſte geſtiegen waren, ſich ſo freimüthig widerſetzte. Sie bewirkten daher bei dem Papſte ſeine Abſetzung. Allein nun trat Wiclef gegen den Papſt ſelbſt auf. König Eduard III. von England hatte nämlich im Jahre 1365 den Peterspfennig eingezogen, und dadurch den Papſt einer großen Einnahme beraubt, in deren Beſitz er ſich zu behaupten ſuchte. Man hatte Wiclef durch ſeine Abſetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt; allein er ging nach Oxford zurück, hielt dort mit dem größten Beifalle theologiſche Vorleſungen, und vertheidigte nun 1367 in einer beſondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papſt. Da indeß dieſer in ſeinen Anmaßungen fortfuhr, und behauptete, daß ihm das Recht gehöre, die geiſtlichen Pfründen in England zu vergeben; ſo ſchickte Eduard Wiclefen, der jetzt Profeſſor der Theologie in Oxford war, im Jahre 1374 nebſt einigen andern als Geſandten an den Papſt, und Wiclef ermangelte nicht, auch gegen ihn mündlich die Rechte ſeines Königs zu behaupten. Er hatte unterdeſſen die päpſtliche Curie noch beſſer kennen lernen, und faßte nun erſt einen tödtlichen Haß gegen ſie, den er in einer ſeiner vorzüglichſten Schriften bewies, die eine Unterredung zwiſchen der Wahrheit, einem argliſtigen und einem klugen Theologen enthält. Da ihm Eduard nach Beendigung ſeiner Geſandtſchaft 1375 auch ein Canonicat an der Collegiatkirche zu Weſtbury und die Pfarre zu Lutterworth in der Diöces von Lincoln ertheilte, ſo ſuchten die Mönche dieſen ihnen immer gefährlicher werdenden Mann auf alle Art zu ſtür-

zen. Denn jetzt ging er ſo gar ſo weit, den Geiſtlichen alle weltliche Gerichtsbarkeit abzuſprechen. Sie übergaben deshalb 1377 Papſt Gregor XI. achtzehn Lehrſätze oder Artikel, die ihrer Meinung nach ketzeriſch waren, und welche Wiclef vorgetragen haben ſollte. So ſehr der Hof den Vertheidiger der königlichen Rechte in Schutz nahm, ſo drohte ihm doch viele Gefahr, da Gregor dem Erzbiſchof von Canterbury den Auftrag gab, Wiclefen wegen dieſer Lehrſätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein, obſchon der Erzbiſchof eine Verſammlung der Geiſtlichen in London zuſammenberief, vor welcher Wiclef erſcheinen mußte, ſo begleitete ihn doch der Herzog, Johann von Lancaſter, mit in die Verſammlung, half ſelbſt ihn vertheidigen, und ſo ſahe man ſich genöthigt, ihn freizuſprechen. Gregor ließ darauf, nach König Eduards Tode, im Jun. 1377 eine neue Verſammlung der Geiſtlichen in England zuſammenberufen, vor welcher ſich Wiclef nochmals ſtellen mußte, doch auch jetzt wagte man es nicht, ihn zu verurtheilen, ſondern man legte ihm blos Stillſchweigen auf. Wiclef fuhr jedoch immer fort, mit Freimüthigkeit ſeine vorher geäußerten Grundſätze ſowohl durch Schriften, als auch mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrſtuhle zu verbreiten. Die Geiſtlichkeit zog endlich Eduards Thronfolger, den ſchwachen Richard II., auf ihre Seite; und in einer 1382 zu London gehaltenen Verſammlung der Geiſtlichen wurden mehrere von Wiclefs Lehrſätzen als ketzeriſch verdammt, ſeine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen. Da jedoch Wiclef ſelbſt, auf Anrathen ſeiner Freunde, ſich vor der Verſammlung nicht geſtellt hatte, überdies Urban VI. und Clemens VII. einander ſeit 1383 den päpſtlichen Stuhl ſtreitig machten und deshalb zwiſchen ihren beiderſeitigen Anhängern Streitigkeiten waren, ſo zog ſich Wiclefs Prozeß in die Länge und er ſtarb vor Beendigung deſſelben, zwar verketzert, aber ruhig zu Lutterworth am 2ten Dec. 1384, oder wie Andere ſagen, erſt am 31. Dec. 1387, ohne daß man an ihm vollſtändige Rache genommen hatte. Dies bewog den Papſt Martin V. noch im Jahre 1428, eine nichtige und kleinliche Rache an deſſen Leichname auszuüben, indem er denſelben ausgraben und verbrennen ließ. Nichts deſto weniger lebte Wiclef in ſeinen Schriften und Schülern fort, die den böhmiſchen Reformator Huß weckten und nach und nach das große Werk der Reformation vorbereiteten. Auch bleibt ihm der Ruhm, daß er die Fürſten, beſonders die Könige von England, auf ihre Rechte aufmerkſam gemacht, und ſolche ſelbſt für ſie gegen die Geiſtlichen und den päpſtlichen Stuhl vertheidigt hat.

Widerſtand. Um einen Körper in Bewegung zu ſetzen, wird eine auf ihn einwirkende bewegende Kraft erfodert. Die ihm ſolchergeſtalt mitgetheilte Bewegung ſetzt der Körper, gemäß ſeiner Trägheit, ſo lange unverändert fort, bis irgend ein äußerer Umſtand ſich der ungeſtörten Wirkung jener bewegenden Kraft entgegenſtellt, ſie theilweiſe oder ganz aufhebt, und ſie alſo einen Widerſtand erfahren läßt. Dies iſt die Bedeutung des Begriffs Widerſtand in der Dynamik: alles, was die zur Veränderung des Zuſtandes angewendete Kraft vermindert oder aufhebt. D. N.

Widerſtand der Mittel. Wenn man mittelſt einer Vorrichtung unter der von Luft möglichſt entleerten Glocke der Luftpumpe ein Papierblättchen und eine Bleikugel fallen läßt, ſo erreichen beide den Teller gleich ſchnell, wogegen in der Luft ein ſehr großer Unterſchied bemerklich iſt. Dieſer Unterſchied rührt von dem Widerſtande

her, den die Luft dem fallenden Körper entgegenſetzt, und den das ſchwerere Blei natürlich leichter überwindet. Einen ähnlichen Widerſtand (Widerſtand der Mittel) erfahren alle feſten Körper, wenn ſie ſich in flüſſigen Mitteln bewegen, indem ſie die der Richtung ihrer Bewegung entgegenſtehenden Theile derſelben aus dem Wege treiben müſſen. — Weitere Unterſuchungen über dieſen Umſtand führen auf ſehr merkwürdige Abweichungen, deren Geſetz ſeit Jahrhunderten die größten Geometer, jedoch ohne befriedigende Erfolge, beſchäftigt hat. Newtons Behauptung, daß der Widerſtand eines nämlichen Mittels dem Quadrate der Geſchwindigkeit des darin bewegten Körpers proportional ſey, trifft nur bei einem gewiſſen Maaße der Bewegung zu, wogegen namentlich ſehr ſchnelle Bewegungen, z. B. abgeſchoſſene Geſchützkugeln, einen ganz unerwartet großen Widerſtand erfahren. Man vergl. den Art. Baliſtik. — Im weiteſten Sinne gehört noch hierher das berühmte Problem von der Geſtalt des Körpers, welcher ſolchergeſtalt bewegt den kleinſten Widerſtand erfährt. (Solidum minimae resistentiae.) D. N.

Wiebeking (C. F. von), bayriſcher Geheimerath, als Gelehrter und als practiſcher Geograph rühmlichſt bekannt, iſt 1762 zu Wollin in Pommern geboren. Schon in ſeiner Jugend widmete er ſich nach vollendeten Studien den topographiſchen Aufnahmen. Er war ſiebzehn Jahre alt, als ihm die Aufnahme der Karte des Herzogthums Meklenburg-Strelitz anvertraut wurde. Sodann nahm er in Auftrag des preußiſchen Miniſteriums einen Theil von Pommern und den Netzdiſtrict auf. Er war 1784 nach Berlin zurückgekehrt, als ihn die Herzoge von Weimar und Gotha, die ihre Länder in genauen topographiſchen Aufnahmen dargeſtellt zu ſehen wünſchten, zu ſich einluden. Wiebeking fing die Aufnahme bei Gotha an, deren Fortſetzung aber er Andern übergab, nahm ſodann das Herzogthum Weimar und auch die Herrſchaft Schmalkalden topographiſch auf. Demnächſt vollzog er den ihm gewordenen Auftrag zur topographiſchen Aufnahme von Meklenburg-Schwerin. Neben dieſen Arbeiten beſchäftigte ihn das Studium der Militär-, der bürgerlichen und der Waſſerbaukunde und 1788 trat er als Waſſerbaumeiſter im Herzogthume Berg in churpfalzbayriſche Dienſte. Eine Karte von dieſem Lande, das er auf eigene Koſten aufnahm, erſchien in vier Blatt. Seine erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten waren 1792 eine wichtige Abhandlung über topographiſche Karten und Beiträge zum practiſchen Waſſerbau und zur Maſchinenlehre. 1795 erſchienen ſeine Beiträge zur churpfälziſchen Staatengeſchichte. In dieſer Zeit bereiſ'te er zum zweitenmal Holland und 1796 ſchrieb er eine Auskunft von dem Übergange der Franzoſen über den Rhein und Vorſchläge zur Verbeſſerung des Waſſerbaues. Bald nachher trat er in darmſtädtiſche Dienſte. Er war jetzt vorzüglich beſchäftigt, die Materialien zu ſeinem großen Werke über die Waſſerbaukunſt zu ſammeln, und bereiſ'te deßhalb 1798 abermals Holland und die ganze Meeresküſte bis Bremen. Bei Gelegenheit des Raſtadter Congreſſes verfaßte er eine Denkſchrift über die Rheingränze, worin er überhaupt darthat, daß bei Stromgränzen der Thalweg eines Stroms die eigentliche Gränze bilde. Die großen Dammanlagen, die er in Vorſchlag brachte und ausführte, haben ihre Trefflichkeit vollkommen bewährt. Im Jahre 1800 machte er eine Reiſe durch Frankreich, deren Reſultate ſich in der Waſſerbaukunſt finden. Die erſte Auflage dieſes claſſiſchen Werks erſchien von 1798 bis 1805 in 5 Bänden. Im Jahre 1802 trat er als Hofrath in öſterreichiſche Dienſte.

Was er hier gewirkt, einzeln anzuführen, würde uns zu weit führen; beſonders gehören hierher mehrere vortreffliche Chausſeeanlagen und ſeine unausgeführt gebliebenen Vorſchläge zur Schiffbarmachung der March. Auch ſchrieb er 1804 ſeine theoretiſch-practiſche Straßenbaukunde. Hinderniſſe aber, die ſeiner Thätigkeit entgegentraten, bewogen ihn, 1805 als Geheimerath, Finanzreferendar und Chef des Waſſer-, Brücken- und Straßenbauweſens in bayriſche Dienſte zurückzutreten. Hier blieb er in einer ausgebreiteten und höchſt nützlichen Wirkſamkeit bis 1818. In dieſem Zeitraume wurden 1813 Stunden Chausſeen wieder hergeſtellt, 25 neue Chausſeen angelegt, 40 Hauptbrücken erbaut und über 100 reſtaurirt, 4 große Durchlaßwehre aufgeführt, bei Lindau ein Hafen mittelſt eines maſſiven Mols angelegt, unterhalb des Stahremberger Sees 1800 Tagewerke Moräſte in Wieſen verwandelt und 17 Hauptflußcorrectionen bewirkt. Zugleich hat Wiebeking in dieſer Zeit von mehreren Werken, namentlich von ſeiner Waſſerbaukunſt, eine neue umgearbeitete Auflage, verſchiedene in der Münchner Akademie vorgeleſene Abhandlungen u. ſ. w. geliefert. Seit der Niederlegung ſeiner Ämter beſchäftigt er ſich mit literariſchen Arbeiten. Er gedenkt vollſtändige Jahrbücher der Bauwiſſenſchaften herauszugeben und arbeitet an einer theoretiſch-practiſch-bürgerlichen Baukunde.

Wied, die Grafſchaft, liegt am Niederrheine und der Lahn, und gehört dem fürſtlichen Hauſe Wied, das ſchon im elften Jahrhunderte blühte. Im dreizehnten Jahrhunderte kam dieſe Grafſchaft durch Heirath an das Haus Iſenburg und von dieſem 1664 an das Haus Runkel. Dietrich von Runkel, vermählt mit Anaſtaſia, Gräfin von Iſenburg, iſt der Stifter dieſes dritten Hauſes, das Wied beſitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Ältern (1698) theilte ſich das Haus durch deſſen Söhne in zwei Linien, die noch blühen. 1. Wied-Runkel, erhoben in den Fürſtenſtand 1791, beſitzt die obere Grafſchaft Wied an der Lahn (8½ Q. Meile mit 20,000 Einwohnern). Der Fürſt Carl Ludwig (geb. 1763) reſidirt zu Dierdorff (Stadt im preußiſchen Regierungsbezirke Coblenz, Kreis Neuwied). Er hat über 60,000 Thlr. Einkünfte. Sein Bruder Friedrich iſt kaiſerlich öſterreichiſcher Feldmarſchallieutenant. 2. Wied-Neuwied, die jüngere Linie, erhoben in den Fürſtenſtand 1784, beſitzt die untere Grafſchaft Wied (3 Q. Meilen, 12,000 Einwohner). Der Fürſt Auguſt Carl (geb. 1779) reſidirt zu Neuwied, einer ſchön gebauten Stadt am Rhein (ſ. d. Art.) und hat 45,000 Thlr. Einkünfte. Beide Linien, die ſich zur reformirten Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (12. Jul. 1806). Ihre Beſitzungen liegen unter preußiſcher Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Runkel, das unter naſſauiſcher Hoheit ſteht. Ein Bruder des regierenden Fürſten von Neuwied iſt Maximilian Prinz von Wied-Neuwied, berühmt durch ſeine naturhiſtoriſch wichtige Reiſe nach Braſilien in den Jahren 1815 bis 17, welche in zwei Bänden 4. mit Karten und Kupfern (von den beſten Künſtlern) 1819 zu Frankfurt a. M. erſchienen iſt. Der Prinz hat das Land längs der Oſtküſte von Braſilien (13 bis 23° S. B.) unter den größten Beſchwerden und vielen Aufopferungen genau unterſucht. Seine Beſchreibung liefert auch ſchätzbare Beiträge zur Völkerkunde.

Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, ſ. Restitutio in integrum.

Wiedertäufer, ſ. Taufgeſinnte.

Wieland (Chriſtoph Martin). Unter den Dichtern und Schriftſtellern des deutſchen Volks, welche als Sterne erſter Größe an dem Himmel der Kunſt und Literatur glänzen, und die Geiſtes- und Gemüthskraft der Nation, der ſie angehören, der Bewunderung ſelbſt fremder Nationen darſtellen, verdient Wieland einen Ehrenplatz, ob wir gleich nicht in Abrede ſtellen wollen, daß ſelbſt der nachſtehende Abriß ſeines innern und äußern Lebens uns keinen Genius, wie den eines Göthe, darſtellen dürfte. Indeſſen jedem Verdienſte ſeine Krone. Nicht alle werden auf gleiche Weiſe groß, und der Richterſtuhl ſolcher Geiſter, wie Wieland war, iſt die ewig ſich erneuende Nachwelt. Unſer Wieland wurde geboren in der ehemaligen ſchwäbiſchen Reichsſtadt Biberach, welche unweit der ſchweizeriſchen Gränze an dem Flüßchen Rieß in einem heitern Thale liegt, am 5ten September 1733. Sein Vater, Oberpfarrer daſelbſt, ein würdiger, vielfach gebildeter Mann, beſonders ein trefflicher Kenner der alten Sprachen, gab dem Sohne eine ſehr ſorgfältige Erziehung und legte den erſten Grund der Schulkenntniſſe in dem für wiſſenſchaftliche Bildung höchſt empfänglichen Geiſte des viel verſprechenden Knaben. Die Fortſchritte, die derſelbe machte, waren in der That ungewöhnlich zu nennen; denn im ſiebenten Jahre las er des Cornelius Nepos Biographien ſchon mit Leichtigkeit und Vergnügen und im dreizehnten drang er in den Geiſt eines Virgil und Horaz zum Theil tiefer ein, als ſeine Lehrer, welche er an der gelehrten Schule ſeiner Vaterſtadt fand, die er in dieſem Alter beſuchte. Hier gewann er auch die erſten Kenntniſſe der griechiſchen und hebräiſchen Sprache. Schon von ſeinem zwölften Jahre an zeigte ſich in ihm die Neigung zur Poeſie. Er las nicht nur mit Vergnügen alles Dichteriſche von Werth, ſondern fühlte ſich auch dadurch angeregt, ſelbſt zu dichten. Er verfertigte daher nicht nur eine Menge lateiniſcher und deutſcher Verſe, ſondern faßte ſogar den Entſchluß, eine Epopöie zu ſchreiben, wozu er die Zerſtörung Jeruſalems wählte. Er begann ſie, allein es iſt keine Spur zurückgeblieben, wie weit er damit gekommen. Die erſten Lebensjahre, wo ſich gemeiniglich das ausbildet, was man den Ton des Lebens nennen könnte, verfloſſen Wielanden ſehr heiter. Auch ſeine äußern Umgebungen waren ſo, daß ſie ſein Gemüth zu ſanfter, liebender Empfindung ſtimmen und etwas Idylliſches in daſſelbe bringen mußten. Zugleich ergab er ſich einer ſüßen Schwärmerei, welche, von der Außenwelt abziehend, ihn mehr in ſeinem Innern und der Welt ſeiner Phantaſie leben ließ, und welche als Grundcharakter in ſeinen erſten Dichtungen nicht zu verkennen iſt. Im vierzehnten Jahre kam er auf die Schule zu Kloſterbergen bei Magdeburg, welche damals eines ausgezeichneten Rufes genoß. Hier drang er tiefer in den Geiſt der Alten ein und es bildete ſich die Grundlage jenes Charakters, der ſpäter in ſeinen Schriften herrſchend wurde, eine Liebe zu Harmonie und Schönheit, zu Mäßigung, Selbſtbeherrſchung und vollendeter Ausbildung des Einzelnen wie des Ganzen innerhalb der Gränzen der Natur und Wahrheit, ſo wie jener Sokratiſchen Lebensweisheit, die, wie er ſie in ſeinem Leben übte, auch alle ſeine Geiſtesproducte durchdrang und ihnen den Eingang ins Leben und ins Gemüth derer, die für das Leben leben, ſehr erleichterte. So wie es denn, um das hier zu berühren, was ſich in der Folge ſeiner Laufbahn immerfort bewährte, wohl wenig bedeutende Volkslehrer durch Schriften gegeben haben mag, in denen der Menſch und Schriftſteller ſo ganz eine Perſon geweſen wäre, als dies bei unſerm Wieland wirklich immer der

Fall war. Die Muſen und Grazien blieben ſeine Begleiterinnen, er mochte dichten oder philoſophiren, ſcherzen oder mit Ernſt ſprechen, loben oder tadeln, klagen oder ſich freuen. Unter den Griechen wurde beſonders Xenophon ſein Liebling, deſſen Denkwürdigkeiten des Sokrates ſein philoſophiſches Handbuch ausmachten. Die Cyropädie zog ihn beſonders an. Am meiſten beſchäftigte ſeine Phantaſie die ſchöne Epiſode: Araspes und Panthea, welche er ſpäterhin auch auf ſeine eigene Art darzuſtellen nicht unterlaſſen konnte. Nicht minder fühlte er ſich durch Cicero's Werke, vornehmlich die kleinen philoſophiſchen, angezogen, und machte den Vortrag dieſes geiſtvollen Römers zum Muſter ſeiner Darſtellung in gleichen Arbeiten. Der Engländer Steele und Addiſons Schriften (der Spectator und Tattler) machten, wenn auch jetzt nur noch in einer nicht vorzüglichen Überſetzung, einen tiefen Eindruck auf ihn, beſonders aber fand er ſpäter in Shaftesbury einen Mann, deſſen Geiſtes- und Sinnesart mit der ſeinigen auf das vollkommenſte übereinſtimmte, und den man einen wahren geiſtigen Zwillingsbruder von ihm nennen könnte. So wie nämlich in den Schriften dieſes geiſtreichen Britten Geiſt, Witz, Humor, Heiterkeit vorherrſchen, womit er auf die ihn nicht freundlich umgebende Welt zu wirken, und einen entſcheidenden Kampf gegen das zu führen ſuchte, was den guten Sitten und der edlern Menſchheit überhaupt gefährlich zu werden drohte, und Klarheit und Freiheit überall ſogleich den Leſer gewinnen, ſo finden ſich auch in Wielands Schriften dieſelben Elemente in gleicher Vereinigung und zu gleichem Zwecke mit gleichem Glücke angewandt. Nur daß unſer Wieland vor den Britten den Vorzug der Mannichfaltigkeit in der Darſtellung beſitzt, und Dichter und Redner zugleich iſt, und daß er der leichten franzöſiſchen Behandlungsweiſe, welche er zur Zeit, wo ſein Geiſt eine entſchiedene Richtung zu nehmen begann, im höchſten Grade ausgebildet und geachtet fand, ſich leicht zu bemächtigen wußte. Die Schriften von Voltaire, d'Argens u. A. wirkten ſehr auf ihn, und ſchützten ihn zugleich vor einem Hange zum Pietismus, der in der Anſtalt, die ihn jetzt bilden ſollte, ſehr herrſchend war. Als ſechzehnjähriger Jüngling verließ er Kloſterbergen, mit Kenntniſſen und Einſichten weit über ſein Alter, zart und faſt ſchwächlich an Körper, aber geſund und kräftig an Geiſt und Gemüth. Ehe er die Univerſität bezog, brachte er anderthalb Jahr bei einem Verwandten in Erfurt, Baumer, zu, der ihn noch näher vorbereitete, und ihm ſehr nützlich wurde. Im Jahre 1750 kehrte Wieland in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er eine Zeit lang verweilte. In dieſe Zeit fällt ſeine erſte Liebe, — der Moment im Leben, der ſo viel über das Glück deſſelben entſcheidet. Der Gegenſtand derſelben war das Fräulein Sophie von Guttermann, ein Weſen von den trefflichſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, und ſpäterhin allgemein bekannt und geachtet als Sophie von la Roche. Daß eine ſolche Liebe das Weſen eines ſolchen Jünglings noch mehr heben und vergeiſtigen mußte, war natürlich, daher begeiſterte ſie ihn auch zu der Idee, ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge, oder die vollkommenſte Welt zu ſchreiben, welches in den Supplementen zu ſeinen Werken (1ſter Band) abgedruckt iſt, und wozu ein Spaziergang, den er nach einer Predigt mit ſeiner Geliebten machte, die nächſte Veranlaſſung war. Es machte zu ſeiner Zeit Glück und erlebte mehrere Auflagen, doch dachte Wieland ſelbſt keinesweges ſehr groß von ſeinem Werthe, und ſah es zu allen Zeiten blos für einen ungereiſten Ju-

gendverſuch an. Im Herbſte des Jahres 1750 begab ſich Wieland auf die Univerſität zu Tübingen, man kann wohl ſagen gelehrter und gebildeter als ſie mancher verläßt. Sein Zweck war, die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, weil eine ſchwache Bruſt ihm das Predigen nicht geſtattete; allein er beſchäftigte ſich doch am meiſten mit den humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, und machte ſich mit dem Neueſten bekannt, was zu jener Zeit die Literatur des In- und Auslandes gewährte. So erwarb er ſich eine außerordentliche Menge von gründlichen Kenntniſſen, ohne daß über dem Lernen die Selbſtthätigkeit ſeines Geiſtes erſchlafft wäre. Nicht das Wiſſen, ſondern die Weisheit blieb ſein Ziel, und ſo geſtaltete ſich ihm die ſonſt todte Maſſe zu einem erfreulichen und gemeinnützigen Leben. Der reinſte Enthuſiasmus für Wahrheit, Schönheit und Tugend durchdrang ſein ganzes Weſen, und läuterte jede ſeiner Beſtrebungen. Sokrates ward das Ideal eines Weiſen für ihn und er ſtrebte dem ſchönen Muſter mit Glück und Eifer nach. Die Richtung ſeines Geiſtes in dieſer Zeit bezeichnen die **zehn moraliſchen Briefe**, die er im Jahre 1751 ſchrieb, und welche durch die damals erſchienenen Epitres diverses eines Deutſchen, **von Bar**, veranlaßt wurden. Hier zeigte er zuerſt recht deutlich, daß Lieblingsſchriftſteller ſo ſtark auf ihn zu wirken pflegten, daß er unvermerkt, oft ohne Wunſch und Wollen, etwas von der Manier deſſen annahm, den er eben ſehr achtete. Eine Bemerkung, welche ſich durch alle ſeine ſpätern Erzeugniſſe beſtätigte. Dieſe Briefe zeichnen ſich ſchon durch den Ton Sokratiſcher Ironie, jene Horaziſche Feinheit, jene Sterne'ſche Laune aus, worin der Dichter ſpäterhin faſt unübertroffen daſteht. Sie ſind ſämmtlich an ſeine geliebte Sophie gerichtet, und fanden eine ſehr günſtige Aufnahme bei ſeinen Zeitgenoſſen. Um dieſe Zeit ſchrieb er auch ein Gedicht: **Anti-Ovid**, abermals ein Lehrgedicht, in jener freieren Versart, deren ſich ſchon die Franzoſen, ſtatt der damals üblichen Alexandriner, mit Glück bedient hatten. Es war das Product weniger Tage und nicht von Bedeutung. Ein anderer Genius wirkte in dieſer Zeit auf ihn, wie noch keiner ſein Weſen in Anſpruch genommen hatte, **Klopſtock**. „Als ich den Meſſias las (die fünf erſten Geſänge),“ ſagt er ſelbſt von ſich, glaubte ich erſt mich ſelbſt zu verſtehen, und mir war immer, als fände ich hier erſt ausgeſprochen, was ich ſelbſt hätte ausſprechen wollen!“ Das war kein Wunder, denn Frömmigkeit war ein Grundzug in unſers Dichters Weſen. Auch Klopſtocks Elegien drangen tief in ſein reines, zartempfindendes Herz. Von Tübingen kehrte Wieland im Jahr 1752 in ſeine Vaterſtadt Biberach zurück. Sehnſucht nach der Geliebten zog ihn dahin. Obgleich ſein Plan der war, in Göttingen als akademiſcher Lehrer aufzutreten, nahm er doch lieber das Anerbieten an, zu **Bodmer** nach der Schweiz als literariſcher Geſellſchafter ſich zu begeben, in deſſen Hauſe ein Jahr zuvor auch **Klopſtock** geweſen war. Wieland hatte nämlich an Bodmer ein nachmals von dem Verfaſſer ſelbſt vernichtetes Heldengedicht **Hermann** eingeſandt, welches dieſer mit vielem Beifall aufgenommen hatte, dadurch war ihre Bekanntſchaft angeknüpft worden. In Bodmers Hauſe, das man ganz eigentlich einen kleinen Muſentempel nennen konnte, fühlte ſich Wieland recht einheimiſch. Hier fand er außer dem belehrenden, aufmunternden Umgange mit Bodmer ſelbſt die beſte Gelegenheit, mit den Schriften der Männer bekannt zu werden, welche damals als Zierden und Koryphäen der neu aufblühenden Literatur der Deutſchen angeſehen wurden, mit Hagedorn, Gleim, Hal-

ler, Roſt, Schlegel, Gellert, Klopſtock, Sulzer und Andern, auch fehlte es in Zürich ſelbſt nicht an ausgezeichneten Gelehrten und Künſtlern, welche einen engern, geſelligen Kreis um den wackern Bodmer bildeten, z. B. Breitinger, Hirzel, Salomo Geßner, Füßli, Heß u. ſ. w. Bodmer ſelbſt faßte eine ſehr innige Neigung zu dem jungen Wieland, der ſich, ſeiner natürlichen Geſchmeidigkeit zu Folge, ſeinem väterlichen Freunde vielleicht zu bildſam hingab. Er beſorgte aus Dankbarkeit und Verehrung gegen denſelben die neue Auflage der Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften zu Verbeſſerung des deutſchen Geſchmacks wider die Gottſchedſche Schule von 1741 — 44 und begleitete ſie mit einer Vorrede. Auch ſchrieb er eine Abhandlung von den Schönheiten des (Bodmerſchen) epiſchen Gedichts: Noah — die freilich nur eine Lobrede war, obgleich keineswegs eine Schmeichelei, die ſich mit ſeinem edlen Charakter in keiner Hinſicht vertrug. Bodmer hatte die Eigenheit, recht Vielerlei auf einmal zu unternehmen und mit Flüchtigkeit zu arbeiten. Er ließ ſich dabei größtentheils durch die Eindrücke leiten, die er von ſeiner neueſten Lectüre jedesmal empfangen hatte, was Wunder, daß auch Wieland, der eine ähnliche Anlage hatte, ihn hierin nachahmte und gleich anfangs im Bodmerſchen Hauſe eine anſehnliche Menge Schriften verfaßte. Unter ſeinen damaligen Poeſien verdienen ſeine acht in Hexametern geſchriebenen Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde (1753) eine Auszeichnung. Ein engliſches Werk: Friendship in death by Elisabeth Singer - Rowe (London 1726), welches ihm ungemein gefiel, gab hierzu Veranlaſſung. Dieſe Arbeit vollendete er um ſo leichter und lieber, je mehr ſie ſich mit dem Studium ſeines Lieblings Plato vertrug, welcher ihn immerfort anzog und auf das lebhafteſte beſchäftigte. Obſchon in dieſen wie in andern Dichtungen Wielands aus jener Zeit ein religiöſer Geiſt ſpricht, ſo ſuchte Bodmer ſeine Muße doch noch mehr für religiöſe Gegenſtände zu gewinnen. Dieſer Anregung verdankt der geprüfte Abraham, epiſches Gedicht in drei Geſängen, ſeine Entſtehung, dem man auch Bodmers Schule ſonſt noch ſehr anſieht. Als eigentlich chriſtliche Gedichte aus jener Periode ſind jedoch drei Hymnen und ſeine Pſalmen zu betrachten; eine Frucht ſeines Studiums des Plato und Shaftesbury ſind hingegen ſeine Platoniſchen Betrachtungen über den Menſchen und ſeine Timoklea; in der Mitte von beiden ſtehen jedoch die Sympathien, das Geſicht des Mirza, und ſein Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen, welche ſämmtlich in den Jahren 1754 und 55 erſchienen ſind. Von den drei Hymnen hat der Dichter nur einen, den an Gott, in ſeine Werke aufgenommen. Übrigens war der junge Dichter wirklich in Gefahr, ſich mit ſeinem ausgezeichneten Talente zu verirren, wenn ihn nicht die Lectüre der Griechen, beſonders des Xenophon und die in den Schriften deſſelben athmende Lebensweisheit davor geſichert hätte. Im Jahre 1750 brach der ſiebenjährige Krieg aus. Wieland lebte zwar von dem Schauplatze deſſelben entfernt, nahm jedoch an den Begebenheiten, an denen er ſo reich war, ſo wie an dem Haupthelden, Friedrich dem Großen, den lebhafteſten Antheil. Dadurch wurde er auf die Idee geleitet, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er den Cyrus wählte. Die erſten fünf Geſänge dieſes Gedichts erſchienen noch im J. 1757 und wurden hier und da ſo gut aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausgabe davon gemacht werden konnte; allein der Beifall ſcheint

dem Dichter doch nicht ermunternd genug geweſen zu ſeyn, denn er hat es nie vollendet, ob es gleich nicht zu ſeinen ſchlechteſten Producten zu rechnen iſt. Der Cyrus ſteht auch in der neueſten Ausgabe ſeiner Werke. Nachdem der junge Dichter ſich auch in der dramatiſchen Form verſucht hatte — er ſchrieb nämlich oder überſetzte vielmehr aus dem Engliſchen ein Trauerſpiel: Lady Johanna Gray, und lieferte ſpäter die Klementine von Porretta (Zürich 1760), kehrte er, ſeinem eigenthümlichen Genius folgend, in die Welt der Griechen zurück und ſchrieb, nach der ſchönen Epiſode der Xenophontiſchen Cyropädie — die er anfänglich auch in ſeinen Cyrus einweben wollte — den erſten dramatiſchen Roman in deutſcher Sprache unter dem Titel: Araſpes und Panthea. Die Gewalt der Liebe und die Gefahren, womit ſie bedroht iſt, wenn ſie ſich nicht der Tugend und Ehre unterordnet, ſind hier auf eine Art geſchildert, welche ſchon den Verfaſſer des Agathon ahnen laſſen, deſſen Idee auch wirklich jetzt in ſeiner Seele lebendig zu werden anfing. Bodmers Haus hatte Wieland ſchon im Jahre 1754 verlaſſen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier Zürcher Familien vier Jahre lang, worauf er nach Bern zum Landvoigt Sinner als Hauslehrer ging, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. In Bern fing ſein ganzes Weſen an, eine beſtimmtere Richtung zu gewinnen, wozu der Umgang mit intereſſanten Frauen nicht wenig beitrug. Er lernte hier unter andern auch Rouſſeau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in ſehr erfreulichen Verhältniſſen lebte, bis endlich das Jahr 1760 ihn aus der Schweiz rief und in ſeine Vaterſtadt Biberach zurückverſetzte. Ohne ſein Zuthun, ja gegen ſeine Neigung wurde Wieland in den Rath dieſer Stadt aufgenommen, allein er fühlte bald, daß die Geſchäfte dieſes Amtes ſich mit ſeinem eigenthümlichen Weſen nicht recht vereinigen laſſen wollten, auch hatte er bereits zu viel von den Freuden feinerer Geſelligkeit gekoſtet, als daß es ihm in der Abgeſchiedenheit von dieſen, die er in Biberach fand, hätte gefallen ſollen. Dazu kam noch, daß er die erſte Geliebte ſeines Herzens, als Sophie von la Roche, vermählt wiederfand, wodurch ihm manche reizende Ausſicht in die Zukunft plötzlich zerſtört wurde. Dies Alles drängte den regſamen Geiſt, die nach Darſtellung ihrer Schöpfungen raſtlos ſtrebende Phantaſie in die innere Welt des Gemüths zurück, und er hatte es in der That als ein Glück zu betrachten, daß er auf eine Arbeit gerieth, welche nicht nur ſeine ganze Geiſteskraft in Anſpruch nahm, ſondern ihn auch auf das mannichfaltigſte belehrte, unterrichtete, aufklärte, ermuthigte und ſtärkte, wir meinen die Überſetzung der Werke des Shakſpeare. So wenig es dem durch die Griechen, Römer und Franzoſen gebildeten Deutſchen bei ſeiner urſprünglichen Neigung zur Eurhythmie und Schönheit der Geſtaltung gelingen konnte, den Geiſt des erhabenen, ſo einzig originellen Britten ſich ganz anzueignen, ſo leiſtete Wieland doch für ſeine Zeit in dieſer ſchwierigen Arbeit ſehr viel, und brach die Bahn, auf der ſpätere Überſetzer nun leichter fortſchreiten konnten. Die ſpätere Eſchenburgiſche Überſetzung war auch nur eine Verbeſſerung der Wielandſchen. Ein geiſtreicher Darſteller von Wielands Geiſt und Weſen ſagt von dieſer Arbeit: (Morgenblatt, 1813. Nro. 89.) „Wieland überſetzte mit Freiheit, erhaſchte den Sinn ſeines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar ſchien, und gab ſeiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichen Werken einer andern, ſeinem Zeitalter die Einſicht in die hohe Bildung vergangener

Jahrhunderte," eine Übertragungsart, welche man jetzt mehr Bearbeitung als Überſetzung nennen würde, welche aber doch viel Verdienſtliches hat, indem ſie die Bekanntſchaft mit dem fremden Autor gar ſehr erleichtert. Wielands Arbeit erſchien in den Jahren 1762 bis 1766 in acht Bänden bei Geßner, Orell und Comp. in Zürich und enthielt 28 Schauſpiele, folglich nicht ſämmtliche Werke des großen Britten. Eſchenburg fügte in ſeiner Umarbeitung noch die vierzehn fehlenden hinzu. Es iſt nicht zu beſtimmen, was aus Wieland geworden ſeyn würde, wenn er ſich fortwährend von der Außenwelt abgezogen nur mit einſamen Studien beſchäftigt hätte, ſo viel aber iſt wohl gewiß, daß ein Geiſt wie der ſeinige einer erheiternd ihn anſprechenden Außenwelt bedurfte, um ſeine Thätigkeit mit Glück und zum Beſten der Menſchheit zu entwickeln. Dieſe umgab ihn, als das Geſchick ſeine erſte Geliebte in Geſellſchaft ihres Gatten und des Grafen von Stadion, bei dem ſich dieſer befand, in ſeine Nähe führte. Letzterer, der churmainziſcher Staatsminiſter geweſen war, beſchloß, den Abend ſeines Lebens zu Warthauſen, einem ſeiner Güter, unweit Biberach gelegen, zuzubringen, und da er mit dem feinen Ton des Weltmanns gründliche Kenntniß und Geiſtesbildung vereinigte, auch ohne frivol zu ſeyn, ein Freund des heiterſten Lebensgenuſſes war, und ein Feind aller Schwärmerei und Überſpannung, Scherz, Witz und frohe Laune liebte, ſo fand Wieland in dem Hauſe deſſelben, wo ihn der Gemahl ſeiner Jugendfreundin einführte, bald die ihm angemeſſenſte Zerſtreuung und Antrieb, ſich immer weiter und freier auszubilden. Er fühlte ſich allmählig der Wirklichkeit wieder befreundet, denn er erkannte gewiſſermaßen ſeine Ideale, gemäßigt, wieder. In der trefflichen Bibliothek des Grafen, deren Benutzung ihm frei ſtand, und welche die beſten und neueſten Werke der franzöſiſchen und engliſchen Literatur enthielt, fand Wieland gleichfalls Gelegenheit genug, ſich allmählig von den überſpannten Ideen religiöſer Schwärmerei ab- und den heitern Anſichten des Lebens zuzuwenden. Es wurde jetzt herrſchende Sitte, der Andächtelei, Frömmelei und dem Aberglauben den Krieg zu erklären, und da dieſes auf Wieland in dieſem Hauſe nicht ohne Wirkung bleiben konnte, ſo bildete er ſehr bald jene der Natur folgende Lebensphiloſophie aus, die er ſchon früher in den Griechen nicht ohne Antheil bemerkt hatte, und die im erſten Bande des goldenen Spiegels mit ſo bezaubernden Farben geſchildert iſt. Wir ſind jetzt in dem Leben unſers Dichters bis zu einem Punkte gekommen, wo ſeine Muſe einen Charakter zu zeigen beginnt, der ihm nicht nur von einſichtsvollen Kunſtrichtern, ſondern auch von gebildeten Leſern, beſonders des weiblichen Geſchlechts, ſtrengen und zum Theil bittern Tadel zugezogen hat, wir meinen den einer gewiſſen frivolen Lüſternheit, eines Strebens, ſinnlichreizende, ja üppige und wollüſtige Schilderungen ſeinen Dichtungen einzuweben, und ihnen dadurch einen materiellen unedlen Reiz zu verleihen, der wohl eigentlich in kein echtes Dichterwerk abſichtlich eingemiſcht werden ſollte. Es ſcheint, als ob ſich das mit dem früher geſchilderten Charakter unſers Dichters, am wenigſten aber mit der Bemerkung vereinigen laſſe, daß er als Dichter, Schriftſteller und Menſch immer nur eine Perſon ausgemacht habe. Denn wenn der Menſch das überall tragen ſollte, was man an dem Dichter gerügt hat, ſo möchte leicht ſeine Sittlichkeit verdächtig und die ihm gebührende Achtung beträchtlich vermindert werden; allein ein genauer Blick auf Wielands Productionen von der jetzigen Zeit, wo er ſo viel in

Warthauſen lebte, und der wirklichen Welt auf ſo reizende Art nä-her gerückt ward, zeigt wohl, daß jener Charakterzug ſeiner Muſe ihr von dem Verſtande gewiſſermaßen aufgedrungen ward, und der Reflexion und Phantaſie allein ſeine Entſtehung zu verdanken habe. Die edlern ſittlichen Grundſätze des Dichters ſprechen ſich in ſeinen Schriften ſonſt ſo deutlich und überzeugend aus, daß man dieſe Entſchuldigung des an ſich auf keine Weiſe Lobenswerthen wohl gel-ten laſſen kann und muß. Auch bewies Wieland durch ſein ganzes Leben ſich als den ſtrengſten Beobachter aller Geſetze des Anſtandes und der reinſten Sittlichkeit. So hat auch derjenige Kritiker, deſſen Tadel in obiger Hinſicht vielleicht das meiſte Gewicht haben mußte, weil er aus dem reinſten und keuſcheſten Gemüthe und dem ſcharf-ſinnigſten Geiſte zugleich ausging und von einem Dichter ausgeſpro-chen wurde, der gegen ſich ſelbſt außerordentlich ſtreng war, näm-lich Schiller in ſeiner Abhandlung: über naive und ſenti-mentale Dichtung, über Wielands Muſe geurtheilt, und einer ſeiner Biographen, Gruber, in ſeiner Schilderung Wielands (1ſter Theil S. 187 u. fg.) übernimmt nicht ohne Glück das Geſchäft, den ſonſt ſo edlen Dichter auf die überzeugendſte Art zu vertheidi-gen und den genannten Charakterzug ſeiner Muſe pſychologiſch zu erklären und in das paſſendſte Licht zu ſtellen. Wir verweiſen daher die Leſer der Beſchränktheit des uns hier zugemeſſenen Raumes we-gen auf das genannte Werk. Das erſte Product Wielands, welches den Ausdruck jener, wir möchten ſagen, franzöſiſch-griechi-ſchen Sinnlichkeit an ſich trägt, war die poetiſche Erzählung: Nadine, welche er ſelbſt eine Schöpfung in Priors Manier nennt. Auf dieſelbe folgten im Jahre 1764 die Abenteuer des Don Sylvio von Roſalva oder der Sieg der Na-tur über die Schwärmerei, ein Titel, der ſchon den Stand-punkt andeutet, auf dem ſich der Dichter in ſeiner Anſicht der Welt und des Lebens befand. Hier diente dem Verf. der Don Quixote, den er ſo liebte, zum Muſter, und hier entfaltete er auch die ganze Fülle der ihm zu Gebote ſtehenden heitern Ironie und ſcherzenden Satire. In die Jahre 1766 und 1767 fällt die erſte Erſcheinung des-jenigen Werkes, welches Wielands Ruhm am meiſten ſowohl im In- als Auslande begründen half, der Agathon. Er hatte die Idee zu dieſem Werke, wie bemerkt, ſchon während ſeines Auf-enthaltes in der Schweiz gefaßt und ſich immerwährend, auch indeß er ſich andern Arbeiten hingab, damit beſchäftigt, bis er vom Jahre 1764 an die Ausarbeitung des Werkes ſelbſt unternahm. Man hat geſagt, Wieland habe ſich ſelbſt in der Perſon des Agathon geſchil-dert, und es iſt wohl nicht zu läugnen, daß ſich nicht nur viele Züge des Dichters in dem Bilde wiederfinden, ſondern daß auch dadurch das Gemählde allein jene innere, tiefere Wahrheit erhalten konnte, welche es ſo vorzüglich auszeichnet. „Die Abſicht des Verfaſſers," ſagte dieſer ſelbſt von ſeinem Werke, war nicht, ein Bild ſittlicher Vollkommenheit in ſeinem Helden aufzuſtellen, ſondern zu zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unſers Weſens habe." Übrigens iſt dies geiſtreiche Buch mit Recht immer von Seiten der Darſtellung als ein Muſter betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Geſchmack ſich än-dern möge, zu allen Zeiten als ſolches gelten können; der Verfaſſer zeigt ſich als einen echten Prieſter der Grazien, als einen Einge-

weihten in die Geheimniſſe der Schönheit und der Liebe. Die Liebe war es, die unſern Dichter in allen ihren Erſcheinungen vorzüglich beſchäftigte. Er hatte ſich lange mit der Idee getragen, ſeine Anſichten davon in einem größern Gedichte, Pſyche, niederzulegen, allein es entſtanden leider nur Fragmente davon. Umfaſſender ſtellen ſie ſich dar in Idris und Zenide, obgleich auch das nicht vollendet iſt, am reizendſten und edelſten aber zugleich in der Muſarion (zuerſt erſchienen im Jahre 1768), einem an Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darſtellung vielleicht einzigen Werke, einer, wie er es ſelbſt nannte, wahren Philoſophie der Grazien. Dieſe liehen ihm auch zu einem beſondern Gedichte den Namen, das 1770 erſchien und der edlern Liebe das Wort redet gegen die gemeine, blos der Sinnlichkeit angehörende. Um die nämliche Zeit, wo ſich Wieland mit dieſen dichteriſchen Arbeiten beſchäftigte, erregte der Triſtram Shandy großes Aufſehen. Wieland fand dieſes Buch in der Bibliothek des Grafen Stadion, zugleich auch ein anderes humoriſtiſches Gedicht: the new Bathguide. Beide wirkten lebhaft auf des empfänglichen Dichters Geiſt und ſo entſtand der durch muntere Laune ſo ausgezeichnete neue Amadis (1771), worin eigentlich der Triumph innerer geiſtiger Schönheit über blos körperliche ſehr anziehend geſchildert wird, ein Thema, das Wieland noch in den letzten Jahren ſeines Lebens durch ſeinen Krates und Hipparchia ausführte. Zu bemerken iſt, daß ſich Wieland zu der Zeit, wo er ſich am meiſten mit dem ſchönſten aller Themen, der Liebe, beſchäftigte (im J. 1765), mit einer edlen Augsburgerin, einer Tochter des Kaufmanns Hillenbrandt, vermählte, und nun dieſen Seelen- und Sinnentrieb in allen ſeinen Wirkungen durch Erfahrung kennen lernte. Seine Gattin war, ohne ſchön zu ſeyn, reizend und liebenswürdig genug, um auch ihm das ſinnliche Band der Ehe recht angenehm zu machen. Wenn es nicht ſelten der Fall iſt, daß ein ausgezeichneter Geiſt die ganze Dauer ſeines irdiſchen Daſeyns hindurch in ſcheinbar unpaſſenden Berufsgeſchäften oder unter beengenden Sorgen hinbringen muß, ſo wurde unſerm Wieland das Glück, ſich noch in der Blüthe ſeiner männlichen Jahre einen Wirkungskreis aufgeſchloſſen zu ſehen, der ihm erlaubte, ſein höheres Streben nach geiſtiger Ausbildung und Wirkſamkeit auf die erwünſchteſte Weiſe zu befriedigen. Er wurde nämlich im Jahre 1769 als Professor primarius der Philoſophie mit 600 Thalern Gehalt auf die Univerſität zu Erfurt berufen, welche die churmainziſche Regierung damals der Fürſorge des Freiherrn von Dalberg (nachherigen Fürſten Primas), eines höchſt liberalen Freundes der Muſen, anvertraut hatte. Er kam daher nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren wieder an den Ort zurück, wo er die Philoſophie zuerſt ſtudirt hatte, um ſie jetzt daſelbſt zu lehren. Ob es gleich eigentlich nur die Abſicht der Regierung geweſen war, einen Mann von bedeutendem Rufe an die Akademie zu deren Erhebung zu ziehen, ſo ging doch Wieland mit dem redlichen Streben dahin, ſeinen neuen Wirkungskreis mit der ſorgfältigſten Thätigkeit auszufüllen. Allein bald machte er die Erfahrung, daß ihm hier manches unüberſteigliche Hinderniß im Wege ſtehe, deßhalb wandte er ſeine Kraft mehr auf die ihm ſchon ſo liebgewordene ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, wobei ihm der erweckende Umgang mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Riedel (Verfaſſer einer Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften), Bahrdt, Meuſel u. A., ſehr wohlthätig ward. Eine nicht

zu verkennende Veränderung in ſeinem Weſen war die, daß er nun aufhörte, blos erotiſcher Dichter zu ſeyn. Er beſchloß dieſe Periode ſeiner Dichterlaufbahn mit dem verklagten Amor, wodurch er die Gattung der Poeſie, der er ſich bisher gewidmet hatte, gewiſſermaßen rechtfertigte, ſo wie er eine allgemeine Rechtfertigung ſeiner Lebensanſichten und philoſophiſchen Meinungen in dem Nachlaſſe des Diogenes von Sinope (1770 zuerſt erſchienen) der Welt mittheilte. In dieſer Zeit dichtete Wieland auch das ſo berüchtigt gewordene Gedicht Kombabus, wodurch er aufs deutlichſte bewies, wie ſehr er ſich in der Behandlung ſolcher Gegenſtände, die auf der äußerſten Gränze des Anſtandes ſchweben und kaum zu berühren ſind, ohne in den Verdacht abſichtlicher Unzüchtigkeit zu verfallen, von den Franzoſen der damaligen Zeit unterſcheide; indeſſen wollen wir nicht läugnen, daß vielleicht dieſer Gegenſtand gar nicht zu ſolchem Zwecke, wozu ihn Wieland bearbeitete, hätte gewählt werden ſollen. Vielleicht aber verführte ihn gerade die Schwierigkeit des Wageſtückes, wie großen Geiſtern, die ihre Kraft fühlen, nicht ſelten begegnet. Über die Beſchäftigung ſeines Dichtertalents fand Wielands philoſophiſcher Forſchungsgeiſt durch zwei Merkwürdigkeiten jener Zeit ſich bedeutend angeregt, nämlich durch das, was Rouſſeau ſchrieb, und Joſeph II. ausführte oder auszuführen ſich beſtrebte. Die intereſſanten Paradoxen Rouſſeau's über den Naturſtand des Menſchen, und über die Schädlichkeit der Künſte und Wiſſenſchaften veranlaßten bei Wieland, der über die Geſchichte der Menſchheit Vorleſungen hielt und ſelbſt darüber ſchreiben wollte, ein eigenes Studium der Naturgeſchichte des ſittlichen Menſchen, und als Beiträge zu einem ſolchen ſind zu betrachten ſein kleiner Roman Koxkox und Kikequetzel und mehrere Abhandlungen, welche unter dem Titel: Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens aus den Archiven der Natur (1770), erſchienen ſind. In allen zeigt ſich ein tiefer Blick ins Innere der Natur und eine klare gefällige Darſtellung, verbunden mit den Reizen feiner Ironie und leichten Scherzes. Angeregt von den Bedürfniſſen der nach Licht ſich ſehnenden Menſchheit und eingedenk ſeines hohen Berufs, wiewohl oft zu ungeſtüm hingeriſſen von dem Wunſche, die Frucht und Blüthe zugleich am Baume zu ſehen, bereitete Joſeph II. einen großen Umſchwung in dem Leben des Staates vor, und entzündete alle gleichgeſtimmte Geiſter mit der lebhafteſten Begeiſterung für ſeine erhabenen Zwecke. So wurde auch Wieland in die Sphäre geführt, worin ſich der aufgeklärte Geſetzgeber und Staatsverwalter bewegte, und dieſer Richtung ſeiner geiſtigen Thätigkeit verdanken wir den goldenen Spiegel oder die Könige von Scheſchian, „eine Art von ſummariſchem Auszuge des Nützlichſten, was die Großen und Edlen einer geſitteten Nation aus der Geſchichte der Menſchheit zu lernen haben.“ Voltairiſcher Witz, Triſtram Shandyſche Laune, verbunden mit der deutſchen Gemüthlichkeit und dem edlen Ernſte eines menſchenliebenden Herzens ſpiegeln ſich in dieſem Werke. Jetzt beginnt in Wielands Leben diejenige Periode, welche für die volle Entwickelung ſeiner glänzenden Talente unſtreitig die wirkſamſte war, da ſie ihm außer der ihm ſo ganz anpaſſenden äußern Umgebung auch die hinreichende Muße gewährte, ſein Aufenthalt in Weimar. Die Herzogin Anna Amalia nämlich hatte im Jahre 1758 den geliebten Gemahl verloren und fand ſich in der Blüthe der Jugend mit der Regierung des Landes und der Sorge

für die Erziehung von zwei Söhnen zugleich belaſtet. Mit Muth und Eifer, mit Einſicht und Liebe hatte ſie beiden Pflichten genügt und ſo waren die Prinzen, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bis in das Alter gekommen, wo ſie eines männlichen Erziehers bedurften. Zu dieſem wichtigen Poſten wurde Wieland durch den Freiherrn von Dalberg, der ihn in Erfurt auf das genaueſte hatte kennen gelernt, vorgeſchlagen, und er nahm dieſen ehrenden Ruf mit Freuden an. Im October 1772 ging er mit dem Charakter eines herzoglich ſachſen-weimariſchen Hofraths und einem jährlichen Gehalte von tauſend Thalern, ſo lange er die Erziehung der Prinzen leiten würde, und ſechshundert Thalern *) lebenslänglicher Penſion nach vollbrachtem Geſchäfte nach Weimar ab. Dieſes war jetzt ein Ort, von dem Niemand ahnete, daß er das werden würde, was er ſpäterhin beſonders durch die erlauchte Fürſtin ward, die auch Wieland zu ſich rief. Indeſſen fand der Letztere ſchon mit ihrer Umgebung die edeln Künſte vereinigt, welche das Leben wahrhaft erheitern und verſchönern, und mehrere ausgezeichnete Geiſter regten ſich in vielfacher Thätigkeit. Die Namen eines Eckhof, Brandes, Beck, Seiler und die eines Muſäus, von Einſiedel, von Knebel, von Voigt, Bertuch u. ſ. w. beſtätigen dies. Wieland fühlte ſich in ſolcher Geſellſchaft bald ganz einheimiſch und ſein Genius regte, von innerer Zufriedenheit belebt und durch mannichfache Ermunterung von außen gehoben, muthiger die Schwingen. Er wandte ſich zuerſt wieder dem Theater zu und faßte beſonders das Schauſpiel ins Auge, daher die Entſtehung des dramatiſchen Gedichts: die Wahl des Hercules und der Alceſte, die den 29ſten Mai 1773 zum erſtenmale auf dem Weimariſchen Hoftheater erſchien, und bald in ganz Deutſchland mit rauſchendem Beifalle aufgenommen wurde. Allein bedeutender für die deutſche geſammte Literatur ward das Unternehmen, dem er ſich von dieſer Zeit an, ſein ganzes Leben hindurch, mit beſonderm Fleiße und der größten Sorgfalt widmete: die Herausgabe des deutſchen Merkurs. Da er durch dieſe Monatsſchrift beſonders der Kritik eine beſſere Richtung zu geben trachtete, mußte er hier ſeine Anſichten von der Kunſt und ihren höchſten Geſetzen, ſo wie ſeine Grundſätze in Beziehung auf die Compoſition poetiſcher Erzeugniſſe frei und beſtimmt ausſprechen. Er that dies unter andern auch durch Briefe über ſeine Alceſte, die ſchon im Septemberhefte des Merkurs vom Jahre 1773 erſchienen. Hierdurch wurden beſonders zwei große Geiſter zur lebhafteſten Oppoſition aufgeregt: Göthe und Herder. Beide konnten ſich mit den einſeitigen Kunſtanſichten nicht vertragen, welche die Franzoſen, und durch ihr Beiſpiel geleitet, auch die Deutſchen jener Zeit beherrſchten und welche das höchſte Geſetz in Beobachtung einer Art ſymmetriſcher Correctheit ſetzten, der freiern Entfaltung des tiefern Lebens gleichſam Ketten anlegten, und dieſes als Roheit und gemeine Natur verſchrien. Göthe wurde dadurch ſo entrüſtet, daß er eine Satire unter dem Titel: Götter, Helden und Wieland, ſchrieb, welche die große Natur, die in ihm lebte, die er beſonders in ſeinem Shakſpeare wiederfand, an der armen und kurzſichtigen Cirkelei der Afterkunſt rächen ſollte. Lenz gab ſie zu Straßburg heraus und ſo kam ſie in Wielands Hände; allein dieſer, den aufſtrebenden Ge-

*) Der jetzt regierende Großherzog von Weimar hat ſeinem geliebten Lehrer ſtets ſeinen ganzen Gehalt von tauſend Thalern jährlich als Penſion gelaſſen.

nius des großen Dichters nicht verkennend, erwiederte jenen Angriff mit leichtem Scherz und ahnete die Verwandtſchaft, die ſich doch, troz alles ſcheinbaren Gegenſatzes, zwiſchen ihnen fand und zuletzt deutlich offenbarte; denn in dem Verſtändniß der Alten fanden ſich beide als Freunde wieder. Dieſe Streitigkeit hatte indeß die Folge, daß zwei der vorzüglichſten Geiſter, worauf Deutſchland ſtolz zu ſeyn Urſache hat, Göthe und Herder, in Wielands Nähe verſetzt und zuletzt innig befreundet wurden. Göthe's Farce machte, da der Ruf des Dichters ſich ſchon mächtig zu verbreiten begann, großes Aufſehen. Auch Wielands Zöglingen, den Prinzen von Weimar, blieb ſie nicht fremd, und da dieſe auf einer Reiſe nach Frankreich gerade jetzt durch Frankfurt am Main kamen, ſuchten ſie Göthe's Bekanntſchaft, welche dieſen endlich an den Hof zu Weimar brachte, wohin ſpäter auch Herder ſich begab. Jetzt richteten ſich die Augen von ganz Deutſchland auf den Muſenſitz an der Ilm, welcher ein zweites Ferrara zu werden verſprach. Er wurde dies wirklich und noch mehr. Die Herzogin Mutter, Amalia, wurde die Seele eines geſelligen Kreiſes, wie ihn die Welt kaum geſehen hatte. Alles, was die Kunſt, die Wiſſenſchaften und das Leben an herrlichen Blüthen und Früchten erzeugte, fand hier ſogleich die ehrendſte Aufnahme und Würdigung; Scherz und Ernſt trugen im ſchönen Wechſel immerfort das Ihrige zur Erheiterung des Lebens bei. Da ward kein drückendes Rangverhältniß lähmend für den Genius, der ſich ſeinem kühnen Fluge frei überlaſſen durfte; indeß die edle Amalia, als geweihte Prieſterin ſittlicher Schönheit, alles mit dem Scepter des edelſten Anſtandes regierte. In einem ſolchen Kreiſe kamen Geiſter, wie Herder, Göthe und Wieland, gar leicht bis zur Vertraulichkeit ſich näher, und ſchmückten ſich und die Fürſtin, die ſie ehrte und liebte, mit unverwelklichen Kränzen. Wielands Talent als Schriftſteller für die Welt entwickelte ſich hier immer mehr, und in einer Reihe von mehr als zwanzig Jahren ereignete ſich faſt nichts von Wichtigkeit in der politiſchen wie in der literariſchen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen. Als Philoſoph bewies er ſich ſtets als einen wahren Sokratiker. Aus dem Kreiſe der Pſychologie, Moral, Rechtslehre und Religion ging er nicht hinaus, beſchäftigte ſich aber ſtets am liebſten mit dem, was ihm in dieſen Wiſſenſchaften problematiſch ſchien. Seine philoſophiſchen Abhandlungen zeichnen ſich ſämmtlich durch Tiefe des Blicks und Feinheit der Behandlung aus. Auch die Geſchichte des Daniſchmend, die jetzt erſchien, gehört mehr dem Philoſophen als dem Dichter an. Als Hiſtoriker fand er in ſeiner lebhaften Einbildungskraft, ſeiner Sprachkenntniß, ſeiner ſcharfen Beurtheilung und umfaſſenden Überſicht der Begebenheiten nach ihren urſächlichen Verhältniſſen große Hülfsmittel, die er benutzte und in vielen Darſtellungen beurkundete. Allein bei allen dieſen Beſchäftigungen blieb ihm doch auch die Muſe hold; denn ſie gab ihm die Geſchichte der Abderiten (1773), Erzählungen und Mährchen, theils nach fremden Originalen gebildet, theils ſelbſt erfunden, dann den Oberon, ein Werk, welches allein den Ruhm eines großen Dichters zu begründen wohl im Stande wäre. Außer dieſen Werken, worin der Dichter ſeine Eigenthümlichkeit mehr oder weniger auf die verſchiedenſte Art ſeinem Zeitalter darlegte, unternahm er auch die Arbeit, die Werke des Horaz und Lucian in unſere Sprache überzutragen; ein Unternehmen, welches ihm in einem ſeltenen Grade gelang und die Achtung gegen ſein Talent ungemein erhöhte. Durch die Be-

ſchäftigung mit dem Lucian entſtand aber auch ein ihm eigenthümliches Werk: der Peregrinus Proteus (1791), dann der Agathodämon, den man als Seitenſtück von jenem betrachten muß. So war die Zahl ſeiner Geiſteswerke zu einer nicht geringen Anzahl angewachſen, und es mußte dem Literaturfreunde wohl erwünſcht ſeyn, ſie vom Verfaſſer ſelbſt durchgeſehen und geſammelt in einer gleichförmigen Ausgabe zu beſitzen. Eine ſolche veranſtaltete der um die deutſche Literatur ſo verdiente Buchhändler Göſchen zu Leipzig, und der Verfaſſer wurde dadurch in den Stand geſetzt, ſich das Gut Osmannſtädt bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend ſeines Lebens größtentheils in heiterer Muße hinzubringen gedachte. Da er ſtets ein Feind von Luxus und Üppigkeit geweſen war, ſo hatten ihm ſeine mäßigen Einkünfte trotz ſeiner ſich beträchtlich mehrenden Familie — denn ſeine Gattin gebar ihm in zwanzig Jahren vierzehn Kinder — immer genügt, und er hatte ſtets genug gehabt, auch Freunde zu erfreuen. Allein nun ſah er auch über die Gränze ſeines Lebens hinaus für die Unverſorgten geſorgt, und dies erheiterte ihm ſeine letzten Tage gar ſehr. Er lebte vom Jahre 1798 an bis 1803 fortwährend in Osmannſtädt und widmete den größten Theil ſeiner Zeit literariſchen Arbeiten, worunter ſein attiſches Muſeum keine der geringſten iſt. Er führte dadurch den lang gehegten Entſchluß aus, ſeine Nation mit einer Reihe von Meiſterwerken der griechiſchen Poeſie, Philoſophie und Redekunſt vertraut zu machen. Auch ſein Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen gehört dieſer Periode an. Im Jahre 1803 aber verkaufte er ſein geliebtes Osmannſtädt wieder, weil er fand, daß er es in ökonomiſcher Hinſicht nicht füglich mehr behaupten konnte, denn er hatte es gleich anfangs zu theuer erkauft. Er zog wieder nach Weimar zurück, wo er nun auch Schiller fand, mit dem er bald in innige Verbindung trat. Hier überſtand er die Schreckenstage von Jena, hier den ſchmerzlichſten Verluſt, den er erleiden konnte, den ſeiner Gönnerin und Freundin, der Herzogin Amalia, den von Herder, Schiller und andern, die er liebte und ehrte. Durch mehrere Arbeiten ſuchte er ſich einigermaßen zu erheitern; am meiſten gelang ihm dies durch die Überſetzung von Cicero's Briefen, die er mit der ſtrengſten Sorgfalt ausführte. Die Ehrenbezeigungen, welche er von dem Kaiſer Alexander durch Verleihung des St. Annenordens, und von Napoleon durch die des Kreuzes der Ehrenlegion erhielt, ſeine Aufnahme in den edlen Bund der Freimaurer, als Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts, und mehrere glückliche Ereigniſſe milderten ſo manchen Kummer, den ſein Herz fortwährend nährte, wohin vorzüglich das frühere Hinſcheiden ſeiner von ihm innigſt geliebten Gattin gehörte, mit der er ein langes Leben in faſt beiſpielloſer Zärtlichkeit und Einigkeit verlebt hatte. Sie ſtarb den 9ten Nov. 1801 und Wieland glaubte ihren Tod nicht lange überleben zu können. Doch erfolgte der ſeinige erſt den 20ſten Januar 1813 in 81ſten Jahre ſeines rühmlichen Lebens. Seine ſterblichen Überreſte ruhen in einem Grabe mit denen ſeiner Gattin und einer Enkelin ſeiner Jugendfreundin La Roche, Sophie Brentano aus Frankfurt am Main, zu Osmannſtädt, ſeiner Wahl gemäß, und ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte mit der von dem Dichter ſelbſt verfertigten Inſchrift:

Lieb' und Freundſchaft umſchlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieſer gemeinſame Stein.

Da der Raum uns hier nicht geſtattet, umſtändlicher die Eigenthümlichkeiten des großen Dichters und Schriftſtellers zu entwickeln, ſo verweiſen wir unſere Leſer, außer der Biographie Wielands von Gruber, auf einen Aufſatz im Morgenblatte vom J. 1813 unter der Aufſchrift: Wielands Andenken in der Loge Amalie zu Weimar, wo die eigenſte Perſönlichkeit des Verewigten mit Meiſterhand gezeichnet iſt. K. L. M.

Wieliczka, eine Stadt im Königreiche Galizien, im bochnier Kreiſe, berühmt wegen ihrer unerſchöpflichen, und in ihrer Art einzigen Steinſalzgruben. Dieſe Salzwerke erſtrecken ſich über 600 Lachtern von Oſt nach Weſt, über 200 Lachtern von Süd nach Nord, und 80 Lachtern oder 800 Fuß in die Tiefe. In der Breite kennt man wohl die Gränze des Salzwerkes, aber nicht, wie weit es in die Tiefe geht, und es iſt daher als unerſchöpflich anzuſehen. Die Stadt Wieliczka ſelbſt iſt ganz untergraben und die Gruben gehen auf jeder Seite weit über ſie hinaus. Schon ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hat man hier Salz gebrochen. Der Eingänge zu den Gruben ſind ſechs auf freiem Felde und zwei von der Stadt aus; die letztern beiden zur Einfahrt der Arbeiter und zur Herausförderung des Salzes. Man läßt ſich 600 Fuß tief hinunter, oder ſteigt eine eigens eingerichtete Treppe von 1000 Stufen hinab und kommt dann in die eigentlichen Salzgruben, welche eine mehrere hundert Klaftern weite, hohe, mit Salzſäulen gewölbte Ebene bilden. Man ſieht hier unter andern eine von einem Bergmanne aus Salzſtein errichtete Capelle, worin aber nicht Meſſe geleſen wird, wie es in den gewöhnlichen Beſchreibungen heißt, welche überhaupt Wieliczka zu wunderbar ſchildern, und das Salzwerk zu einer unterirdiſchen Stadt machen. Es arbeiten zwar viele Menſchen, nach Einigen an 1700, nach Lichtenſtern 500, in den Gruben, aber es wohnen keine wirklich darin, und in den Pferdeſtällen befinden ſich Pferde, die jedoch nicht zum Ziehen, ſondern um die Göpel in Bewegung zu ſetzen, gebraucht werden. Die durch das Ausbrechen des Salzes entſtandenen Gewölbe werden Verhaue genannt. Mehrere derſelben ſind verſchloſſen, und dienen zu Vorrathskammern für die leeren und vollen Salztonnen. Einer von dieſen Verhauen heißt der große Saal, wo man ein Chor für Tonkünſtler, in die Felſenwand eingearbeitet, Kronleuchter, die von der Decke hängen, Foſſilien und Verſteinerungen, die man im Geſtein gefunden hat, antrifft. Die verſchiedenen Arten des Salzes, alle Cryſtalliſationen, von den feinſten ſtrahlenförmigen bis zu den gröbſten, ſind hier geſammelt. Der ungewohnte Anblick der weitläuftigen unterirdiſchen Gänge, der vielen Gemächer und Behältniſſe, der ſo eben angeführten Capelle und der Stallung für 20 bis 30 Pferde erregt bei jedem neu Eintretenden eine eigne Empfindung der größten Überraſchung; denn alles dies iſt in feſtes Salz gebildet, welches an mehrern Stellen ſo mächtig wird, daß man übereinander an einem Orte zwei Säle aushauen könnte, die zuſammen eine ſenkrechte Höhe von 16 bis 17 Klafter haben. Die Gewinnung des Salzes geſchieht theils mittelſt des Spitzhammers, theils durch Sprengen mit Schießpulver, und die gewöhnlichen Formen, in welchen die hieſigen Salzgattungen erzeugt werden, ſind entweder Cylinder oder ſogenannte Ballwannen von fünf bis zehn Centnern oder längliche Vierecke von 140 bis 150 Pfund, dann Stück- und Minutienſalz, welches in halbe und ganze Tonnen zu $2\frac{1}{2}$ bis 5 Ctr. eingeſchlagen wird. Die jährliche Ausbeute von dieſem größten aller

Salzwerke beträgt 700,000 Centner und gewährt mit dem, nicht weit davon entfernten, ähnlichen Salzwerke zu Bochnia, das jährlich 200,000 Centner liefert, einen reinen jährlichen Ertrag von zwei Millionen Gulden. Es iſt immer ein großer Vorrath von Salz, bisweilen von einigen 100,000 Centnern, vorhanden. In den Gruben zu Wieliczka giebt es drei Arten Steinſalz. Die geringſte Sorte iſt mit Letten vermiſcht und hat einen grünlichen Schein. Das Faß von dieſem Salze zu ſechs Centnern koſtet 2⅔ Thlr. Das beſte iſt das Cryſtallſalz, das in würfelartige Formen ausfällt. Die Farbe dieſer Salzſteine iſt dunkelgrau mit Gelb untermiſcht. Man findet auch in dem Salze bisweilen einzelne zum Theil ſtarke Stücken ſchwarzen Holzes. Das Salz in den Gruben zu Bochnia iſt etwas feiner und wird durchaus in Fäſſer geſchlagen. Dieſes Salzwerk gehörte ehemals, wie Galizien ſelbſt, zum Königreiche Polen, kam aber bei der Theilung dieſes Landes im J. 1772 an Öſterreich. Nach dem dritten Artikel des 1809 zu Wien geſchloßnen Friedens wurden die Salzwerke zu Wieliczka in ihrem ganzen Umfange dem Kaiſer von Öſterreich und dem Herzogthume Warſchau gemeinſchaftlich überlaſſen. Beide Theile ſtellten eine gleiche Anzahl von Beamten zur gemeinſchaftlichen Verwaltung an und hielten auch, blos der Polizei wegen, eine gleiche Anzahl Truppen daſelbſt. Nach dem Pariſer Frieden (1814) kamen, in Folge der Verhandlungen des Wiener Congreſſes, dieſe Salzwerke wieder ganz an Öſterreich. Der geſchickte ſächſiſche Mechanikus, Bergrath J. G. Borlach, hat Grundriſſe von den Gängen dieſes Salzwerks gefertigt, welche J. E. Nilſon zu Augsburg in vier großen Blättern in Kupfer geſtochen hat. Eben dieſer Kupferſtecher hat auch 1760 ein großes Blatt nach C. Müllers Zeichnung geliefert, welches einen anſchaulichen Begriff von dieſen merkwürdigen unterirdiſchen Gruben giebt. Man glaubt, daß die Salzwerke zu Wieliczka mit dem, längs den karpatiſchen Gebirgen, in einer Länge von ungefähr 120 deutſchen Meilen hinlaufenden unterirdiſchen Salzſtocke, der ſich zu Oska-Rimnik in der Walachei endigt, zuſammenhängen (ſ. Fichtels Geſchichte des Steinſalzes und der Steinſalzgruben in Siebenbürgen, Nürnberg 1780). — Die Stadt Wieliczka, die zwei Stunden von Cracau entfernt iſt, hat 340 Häuſer mit 3400 Einwohnern und iſt der Sitz eines Salinenobergamts und Berggerichts, unter deſſen Direction auch das Salzwerk zu Bochnia ſteht.

Wien, die Hauptſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerthums und ſeit Maximilians I. Zeiten die beſtändige Reſidenz der Beherrſcher Öſterreichs. Sie liegt in Niederöſterreich im Lande unter der Ens, auf einer kleinen Anhöhe am rechten oder ſüdlichen Ufer der Donau, von welcher ein Arm zwiſchen der Stadt und einigen Vorſtädten durchgeht, in den ſich hier der kleine, drei Meilen von der Stadt im Wiener Walde entſpringende Fluß Wien ergießt. Die Gegend um die Stadt iſt ſehr angenehm und fruchtbar. Im Norden erblickt man die vielarmige Donau mit ihren reizenden Inſeln, im Weſten den Leopolds- und Kahlenberg, welche ſich bis an die Donau erſtrecken und ſüdlich in einer bewaldeten Bergkette fortlaufen, reich an Villen und großen Gärten; gegen Oſten öffnet ſich die weite Ebene nach Ungarn. Wien beſteht aus der eigentlichen Stadt und 34 Vorſtädten. Die eigentliche Stadt, die 1¼ Stunde im Umfang hat, enthält 1400 Häuſer, und iſt mit Baſteien, Gräben und einem Walle befeſtigt. In den Vorſtädten, deren Umkreis man, mit Inbegriff des Praters,

auf 3⅞ deutſche Meilen rechnet, giebt es über 5700 Häuſer und ihre Anzahl nimmt noch immer zu. Zwei derſelben, die Leopoldſtadt und die Jägerzeil, liegen jenſeits des Armes der Donau, auf deſſen rechtem Ufer die Stadt und die übrigen Vorſtädte erbaut ſind, und hängen mit dieſen durch drei Brücken zuſammen, von welchen die Franzensbrücke die ſchönſte iſt. Die Vorſtädte ſind mit einer zehn Fuß hoch gemauerten Linie und Graben umgeben, aus welcher elf äußere Thore führen. Im Jahr 1815 betrug die Geſammtzahl der Einwohner, mit Ausſchluß der Fremden und des Militärs, 238,177 in 56,749 Familien. Die eigentliche Stadt iſt nichts weniger als regelmäßig, ihre acht größeren und zehn kleinern Plätze ſind klein, die 110 Gaſſen enge und krumm und werden von 3209 Laternen erleuchtet, die maſſiven Häuſer ſind hoch, zum Theil mit fünf und mehreren Stockwerken. Die vornehmſten Plätze ſind der Hof, der größte und regelmäßigſte, der hohe Markt, der Graben, der Joſephsplatz, auf welchem die von Zauner verfertigte bronzene Reiterſtatue des Kaiſers Joſeph II. ſteht, die der jetzige Kaiſer ſeinem großen Oheim 1806 errichtete. Die Stadt iſt in vier Viertel und acht Kirchſpiele eingetheilt. Unter den acht Pfarrkirchen iſt die St. Stephanskirche, welche die erzbiſchöfliche Metropolitankirche iſt, die merkwürdigſte. Es iſt ein majeſtätiſches Gebäude, von ſchöner gothiſchen Architektur, das über alle Gebäude der Stadt hervorragt. Der Anfang ihrer Erbauung fällt in die Jahre 1144 — 47. Unter den Gemählden der Kirche befinden ſich einige Meiſterwerke. Zu den Merkwürdigkeiten derſelben gehören verſchiedne Monumente von Perſonen aus der regierenden Familie, das Monument des Prinzen Eugen und andere; ferner ein großer Schatz von koſtbaren heiligen Gefäßen und Reliquien. Der berühmte Stephansthurm ſteht an der ſüdlichen Seite der Kirche. Es iſt ein mit gothiſcher Arbeit verzierter Thurm, deſſen Bau 1433 vollendet wurde. Er iſt 434½ Fuß hoch. Bis zur engern Spitze deſſelben führen 700 ſteinerne und hölzerne Stufen, von da bis zur oberſten Spitze muß man auf Leitern ſteigen. In der Auguſtinerkirche iſt das von dem berühmten Canova verfertigte Monument, welches der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen ſeiner Gemahlin, der Erzherzogin Chriſtina, 1805 ſetzen ließ. Von Klöſtern ſind, nach der Reform, welche Joſeph II. mit ihnen vornahm, dermalen noch ſechs Mönchsklöſter und ein Nonnenkloſter übrig. Unter den vielen, zum Theil ſchönen öffentlichen Gebäuden und Paläſten fürſtlicher und gräflicher Familien iſt die kaiſerliche Burg das merkwürdigſte, wenn gleich von außen nicht das anſehnlichſte. Es iſt ein ſchon im 13. Jahrhundert zu bauen angefangenes und ſeitdem vergrößertes, ungleiches Gebäude. Der Plan zur Erbauung eines neuen Schloſſes iſt ſchon von mehrern Regenten Öſterreichs entworfen und vor kurzem wieder erneuert worden. Die innere Einrichtung der Burg iſt überaus prächtig. In der Burg iſt die kaiſerliche Schatzkammer, welche, in einer Gallerie und vier Zimmern, unter mehrern andern koſtbaren Juwelen und Kunſtſchätzen, auch den großen ſogenannten florentiniſchen Diamant, einſt das Eigenthum Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, enthält. Außer der Burg nennen wir die kaiſerliche Reitſchule, nach der Meinung der Kenner das ſchönſte Gebäude dieſer Art in Europa. In einem Theile der Burg iſt das kaiſerliche Naturaliencabinet, eines der vollſtändigſten, ferner das Cabinet der Antiken, mit welchem die Sammlung geſchnittener Steine und antiker Medaillen verbunden iſt, und die von dem jetzt regierenden Kaiſer faſt neu geſchaffene

Sammlung moderner Münzen und Medaillen. Der große Numismatiker Eckhel war einſt Vorſteher dieſer beiden letztern ſehr ausgezeichneten Sammlungen. In einem beſondern, an die kaiſerliche Burg angebauten prächtigen Gebäude iſt die kaiſerliche Hofbibliothek, die Maximilian I. zu ſammeln anfing, und die unter die vorzüglichſten gehört. Sie enthält über 300,000 Bände und eine zahlreiche Sammlung von Manuſcripten und Werken aus der erſten Zeiten der Buchdruckerkunſt. Der bekannte Dichter Denis, der erſter Cuſtos dieſer Bibliothek war, hat eine Beſchreibung derſelben herausgegeben. Die Bibliothek iſt an gewiſſen Tagen zum öffentlichen Gebrauch geöffnet. Die Vorſtädte, welche breitere Straßen und eine freiere Lage haben, enthalten viele Sommerpaläſte und Gärten der Großen, aber auch noch viele und große ganz unbebaute Plätze, ſelbſt Ackerland und Wieſen, die jedoch immer mehr verſchwinden. Wenige ſind gepflaſtert, ſondern die Straßen blos mit Kies überfahren. Sie bilden zuſammen 20 Pfarreien. In den Vorſtädten ſind beſonders zu bemerken der kaiſerliche Palaſt Belvedere, eins der ſchönſten Gebäude Wiens, mit der großen kaiſerlichen Bildergallerie von 1300 Stücken, das ſchöne Invalidenhaus, die prächtige Carl Borromäuskirche, die Gebäude der Joſephiniſchen mediciniſch-chirurgiſchen Akademie, das allgemeine Krankenhaus, ein ungeheures Gebäude, das ſieben Höfe einſchließt ꝛc. Außer der ſchon angeführten kaiſerlichen Bibliothek und der Gemähldegallerie in Belvedere giebt es noch viele anſehnliche wiſſenſchaftliche und Kunſtſammlungen. Dahin gehören die Bibliothek und das Naturaliencabinet, welche die hieſige Univerſität beſitzt, und viele auserleſene Bibliotheken und Naturalienſammlungen vornehmer und reicher Perſonen. Unter den verſchiednen höhern Bildungsanſtalten, welche unter der kaiſerl. königl. Studienhofcommiſſion ſtehen, hat die 1365 geſtiftete und 1756 durch den berühmten kaiſerlichen Leibarzt van Swieten neuorganiſirte Univerſität den erſten Rang. Sie beſteht aus den gewöhnlichen vier Facultäten, hat einen ſehr beträchtlichen Fond und überdies gegen 50 von Privatleuten errichtete Stiftungen, aus welchen mehr als 200 Studirende unterſtützt werden. Die Zahl der Studirenden beträgt ungefähr 1000. Die andern Unterrichtsanſtalten ſind: drei Gymnaſien, die mediciniſch-chirurgiſche Joſephsakademie, welche auch auswärtige Ehren- und correſpondirende Mitglieder hat, die Akademie der vereinigten bildenden Künſte, nämlich der Mahler, Bildhauer, Kupferſtecher und der Moſaik, die Thereſianiſche Ritterakademie, die Akademie der morgenländiſchen Sprachen, das ſeit 1816 errichtete polytechniſche Inſtitut, in welchem Mathematik, Phyſik, Chemie, Technologie und Mechanik gelehrt werden und mit welchem auch die Realakademie vereinigt worden iſt, die Forſtlehranſtalt, das Thierarzneyinſtitut, die Normalhauptſchule und viele andre Schulen; man hat auch angefangen, Militärſchulen nach der Lancaſterſchen Methode einzurichten. Der Wohlthätigkeitsanſtalten giebt es in Wien ſehr viele. Dahin gehört vorzüglich das große und weitläuftige, vom Kaiſer Joſeph II. im J. 1784 errichtete allgemeine Krankenhaus oder Univerſalſpital. Die Anlage iſt auf 2000 Betten eingerichtet, und es werden bisweilen 14 bis 15,000 Kranke in einem Jahre darein aufgenommen. Auch giebt es ein von Joſeph II. 1784 errichtetes Taubſtummeninſtitut und eine ſpäter errichtete Blindenanſtalt. Wien iſt der Mittelpunkt des öſterreichiſchen Handels. Ungefähr 200 **Großhändler** treiben einen ſehr beträchtlichen Activ-

handel mit inländiſchen Erzeugniſſen nach den übrigen öſterreichiſchen Provinzen, Italien und der Türkei, Rußland, Bayern und Schleſien. Aus dem Auslande werden nur einige rohe Producte eingeführt. Fabriken und Manufacturen, die erſt unter der Kaiſerin Maria Thereſia zu entſtehen anfingen und die Joſeph II. durch das gänzliche Verbot der Einfuhr aller fremden Waaren im J. 1785 mehr zu heben ſuchte, haben ſich ſeitdem ſehr vervielfältigt und vervollkommnet. Es werden jetzt in Wien Seiden- und Sammtwaaren, goldne und ſilberne Spitzen, Bänder, baumwollene Waaren, Tücher, Stahl- und Galanteriewaaren, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente, Gewehre, Porzellan, Tapeten ꝛc. zum Theil in großer Vollkommenheit verfertigt. Man rechnet ungefähr 3000 gangbare Fabriken, welche über 60,000 Perſonen beſchäftigen. Es giebt allein mehr als 10,000 Weberſtühle, und die große Porzellanfabrik beſchäftigt allein 1500 Menſchen, darunter 150 Mahler. Überhaupt iſt die Menge der Künſtler, beſonders Mahler, Zeichner, Kupferſtecher, außerordentlich groß. Ganz nahe an den Vorſtädten Wiens, auf einer Inſel, welche die Donau bildet, ſind die berühmten Vergnügungsörter, der Prater und der mit demſelben in Verbindung ſtehende Augarten. Der Prater, ein ½ Meilen langer Luſtwald von Laubholz mit einem ſchönen Wieſengrunde, zum Theil in Alleen ausgehauen, und auf Befehl des Kaiſers Joſeph II. für Jedermann offen, bietet viel reizende Partien dar und wird bei ſchönem Wetter an Sonn- und Feiertagen bisweilen von 20,000 Menſchen beſucht. Der Augarten, ein regelmäßiges Viereck, beſteht faſt aus lauter, in regelmäßigen Partien durchſchnittner Waldung. Auch dieſen öffnete Joſeph II. für Jedermann, wie die über dem Mittelthore befindliche Inſchrift: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schäpfer" anzeigt. — Ein brauchbarer Wegweiſer für Fremde iſt: Beſchreibung und Grundriß der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien ꝛc. von J. Pezzl. Wien, 1807. Die ſchönen Gegenden um Wien beſchreibt das: Panorama von Wiens Umgebungen, nebſt Situationskarte, Wien, 1807.

Wiener Congreß, ſ. Congreß.

Wiener Friede (auch Paix de Schoenbrunn genannt) vom 14. Oct. 1809. Der Krieg, den Öſterreich im April 1809 ohne Bundesgenoſſen unternommen hatte, um den Rheinbund zu ſprengen, war durch die Schlacht bei Wagram (ſ. d. A.) und durch den Waffenſtillſtand von Znaim (ſ. d. A.) geendigt. Napoleon hielt die Hauptſtadt beſetzt. Kaiſer Franz reſidirte in Comorn. Die Unterhandlungen nahmen zu Altenburg in Ungarn, zwiſchen Champagny und Metternich, bei dem ſich noch der Graf Nugent befand, d. 17. Aug. ihren Anfang. Die Landung der Engländer auf der Inſel Walchern bewog Öſterreich zu zögern. Am Ende des Sept. verließen die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. Sept. kam Prinz Johann von Lichtenſtein mit Vollmachten nach Schönbrunn, wo Napoleon war, und d. 14. Oct. ward der Friede abgeſchloſſen. Öſterreich trat ab: 1) Salzburg, das Innviertel und faſt die Hälfte des Hausruckviertels, die Napoleon Bayern zutheilte; 2) Görz, das öſterreichiſche Friaul, Trieſt, Krain, den Villacher Kreis von Kärnthen, Croatien am rechten Sauufer, und Dalmatien, aus welchen Napoleon das Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Herrſchaft Räzuns in Graubündten; 4) an den König von Sachſen: einige böhmiſche Enclaven in der Oberlauſitz; 5) an das Herzogthum Warſchau: Weſtgalizien mit Cracau und Zamosc und die Gemeinſchaft an den Salz-

nen von Wieliczka; 6) an Rußland: das öſtlichſte Stück von Oſtgalizien mit 400,000 Seelen. Ferner beſtätigte der Friede die von Napoleon d. 24. Apr. zu Regensburg verfügte Aufhebung des deutſchen Ordens in den Rheinbundsſtaaten, wodurch Mergentheim, das dem Erzherzog Anton als Deutſchmeiſter gehörte, an Würtemberg kam. Öſterreich verlor durch den Wiener Frieden ſeine ſüdliche und weſtliche Militärgränze, 2151 Q. M. mit 3,505,000 E. und ſeine Seehäfen; doch ward ihm Aus- und Einfuhr in Fiume geſtattet. Es mußte Napoleons Einrichtungen in Spanien, Portugal und Italien (hier hatte Napoleon durch ein Decret von Schönbrunn d. 17. Mai 1809 den Kirchenſtaat mit Frankreich vereinigt) anerkennen, und dem Prohibitivſyſtem gegen England beitreten. Die öſterreichiſche Monarchie beſtand jetzt nur noch aus 9353 Q. M. mit 20,738,000 E. Dieſer Friede dauerte bis zum 17ten Auguſt 1813. K.

Wieſe, ein blos zum Gras- und Heubau beſtimmtes Stück Land. Man unterſcheidet natürliche und künſtliche Wieſen. Erſteres ſind ſeit langen Jahren beſtehende natürliche Grasplätze, letzteres mit Futterkräutern, beſonders perennirenden, bebaute Felder. Nach der Benutzung unterſcheidet man ein-, zwei- und dreiſchürige Wieſen, je nachdem ſie ein, zwei oder dreimal jährlich gemäht werden. Hochgelegene und trockene Wieſen muß man wäſſern; niedrige, feuchte und deßhalb viel ſaure Pflanzen erzeugende müſſen durch Abzugsgräben trockener und ſüßer gemacht werden. Außerdem iſt es ſehr nützlich, die Wieſen alle zwei oder drei Jahre mit Düngeſalz, Gyps, Kalk, Aſche, Schlamm und anderer Düngung zu beſtreuen. Von vorzüglichem Nutzen iſt die Aſche, die man bei mooſigen Wieſen mit Kalk mengt.

Wight, eine engliſche zu Hampſhire gehörende Inſel im Canal, der England von Frankreich trennt, in einer ſehr geringen Entfernung von der engliſchen Küſte. Die Inſel hat 9 Quadratmeilen Flächeninhalt und 27,000 Einwohner. Sie iſt auf allen Seiten durch Felſen, Klippen und angelegte Feſtungswerke gegen feindliche Angriffe geſichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt ſie. Die Inſel iſt wegen der geſunden, milden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getraide berühmt; ſie iſt die Kornkammer für die weſtlichen Grafſchaften Englands, und die engliſchen Kriegsflotten, welche ſich in der Bay zwiſchen Spithead und Wight verſammeln, erhalten aus dieſer Inſel gewöhnlich ihren Bedarf an Mehl und Zwieback. Es ſind hier beträchtliche Schäfereien, die eine gute Wolle liefern, welche aber alle roh nach England gebracht wird. Auch giebt es hier viel andres Vieh, Haſen und Kaninchen, und einen Überfluß an Fiſchen. Die Inſel iſt in 52 Kirchſpiele getheilt und hat vier Städte. Die vorzüglichſte darunter iſt **Newport**, das gut befeſtigt iſt. In dem nicht weit davon entfernten feſten Schloſſe Carisbrook wurde Carl I., als er ſich 1646 auf dieſe Inſel geflüchtet hatte, und von dem Oberſten Hammond gefangen worden war, 13 Monate lang im Gefängniſſe gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie ſeine Freunde es wollten, ihn blos ſeine unzeitige Gewiſſenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), Esquire, ein noch lebender ausgezeichneter Redner im Unterhauſe des engliſchen Parlaments, auf der Seite der Miniſterialpartei. Es iſt nicht glänzende, hinreißende Beredſamkeit, die ihn berühmt gemacht hat; denn ſeine kränkliche Stimme ſchwächt die Wirkung eines ſonſt kräftigen Ausdrucks in ſeinen mit Leichtigkeit, frei und oft unvorbereitet gehaltenen Parlaments-

reden. Was ihm einen Namen erworben und die Achtung aller Edeln verſchafft hat, iſt das menſchenfreundliche, unabläſſige Beſtreben, den die Menſchheit entehrenden Handel, der mit den afrikaniſchen Sklaven nach Amerika getrieben wird, ganz abzuſchaffen. — Nachdem die Spanier in dem neuentdeckten Amerika viele Millionen der Landeseingebornen ermordet hatten, fehlte es beſonders in den Antillen an Händen, um die Pflanzungen zu cultiviren. Auf den Vorſchlag des berühmten ſpaniſchen Biſchofs Las Caſas, der ſich für die unglücklichen Indianer gegen die Grauſamkeiten ſeiner Landsleute ſo eifrig, obwohl fruchtlos, verwendete, gab Kaiſer Carl V. im J. 1517 die Erlaubniß 4000 Afrikaner auf den Antillen S. Domingo, Cuba, Jamaica und Porto Rico einzuführen. Dies war der Urſprung des Negerhandels, den zuerſt die Portugieſen, die früher, als andere Nationen, in Afrika Entdeckungen und Eroberungen gemacht hatten, allein führten, an dem nachher alle handelnden Völker in Europa zum Vortheil für Amerika Antheil genommen haben. Man rechnet, daß in den 300 Jahren, während welcher dieſer Menſchenhandel bis jetzt geführt worden iſt, über funfzig Millionen unglücklicher Afrikaner ihrem Vaterlande entriſſen und in die Sklaverei geführt worden ſind. Die Grauſamkeit, mit welcher dieſe Unglücklichen, mit wenigen Ausnahmen, behandelt wurden, mußte das Gefühl der Menſchlichkeit empören. Die Quäker in Penſylvanien ſchafften zuerſt (1751) den Sklavenhandel ab. Auch Dänemark unterſagte ihn ſeinen Handelsgeſellſchaften. In England wurde im J. 1788 die erſte ernſtliche Anregung deßwegen gemacht. Die Univerſität Cambridge übergab dem Parlament eine Bittſchrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels, vorzüglich von Seiten der Religion, vorgeſtellt wurde. Pitt, als Repräſentant von Cambridge, unterſtützte den Antrag, und mehrere Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehrern Seiten wurden ähnliche Vorſtellungen gemacht, aber auch von andern ſtarke Widerſprüche dagegen erhoben, und ſo blieb dieſe Angelegenheit, für die ſich die ganze Nation zu intereſſiren ſchien, lange unentſchieden. Aber eben dadurch hat der edle Wilberforce ſich ein unſterbliches Verdienſt erworben, daß er, aller Hinderniſſe ungeachtet, die Sache der afrikaniſchen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wiederholtenmalen, unterſtützt von Pitt, Fox und Andern, im Parlamente zur Sprache brachte. Erſt im J. 1807 gelang es ihm, ſeine menſchenfreundliche Abſicht in Anſehung Englands zu erreichen. Aber noch immer ſetzten Frankreich, Spanien und Portugal dieſen Menſchenhandel fort. Frankreich ließ ſich am erſten zur Abſchaffung deſſelben geneigt finden. In dem am 30. Mai 1814 zu Paris geſchloßnen Frieden erklärte Ludwig XVIII., daß von Seiten Frankreichs dieſer Handel innerhalb fünf Jahren aufhören ſolle, und verſprach, bei dem Congreß zu Wien ſeine Bemühungen mit England zu vereinigen, um auch die übrigen Mächte zur Abſchaffung des Negerhandels zu vermögen. Der engliſche Geſandte Lord Caſtlereagh brachte dieſe Angelegenheit beim Wiener Congreß zur Sprache, und Wilberforce machte ein merkwürdiges Schreiben an den franzöſiſchen Geſandten beim Congreß, den Fürſten Talleyrand, bekannt, worin er die dringendſten Beweggründe zur Abſchaffung des Sklavenhandels aufſtellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien verſammelten Mächte ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abſchaffung des Sklavenhandels anzuknüpfen. Wilberforce fuhr indeſſen unermüdet fort, ſich mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen. Er

rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die brittiſchen Colonien eingeführt würden, und trug ſpäter auch auf die Freilaſſung (Emancipation) der ſchwarzen Sklaven in den Colonien an, ein Antrag, der wohl ſo bald nicht genehmigt werden dürfte. Neuerlich hat Wilberforce die Genugthuung für ſeinen Eifer erhalten, daß am 23. Sept. 1817 zwiſchen England und Spanien ein Tractat abgeſchloſſen worden iſt, durch welchen Spanien ſich verbindlich macht, vom 30. Mai 1820 an, den Sklavenhandel in der ganzen ſpaniſchen Monarchie aufzuheben, England verſprach dagegen, den ſpaniſchen Unterthanen, die ſich mit dieſem Handel beſchäftigen, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St. als Entſchädigung zu bezahlen. Der Abſchluß eines ähnlichen Tractats mit Portugal wurde im Anfange des Jahres 1818 erwartet. Möge der edle Wilberforce den Triumph ſeiner nun dreißigjährigen menſchenfreundchen Bemühungen noch recht lange genießen! (Vergl. auch den Art. Sklavenhandel.)

Wildbad, eine kleine, offne, ſeit einem verheerenden Brande im J. 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt mit 1500 Einwohnern in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Würtemberg. Die Stadt liegt an dem kleinen Fluſſe Enz in einem tiefen Thale, das mit Bergen umgeben iſt, auf welchen dichte Tannenwälder ſtehen. Sie iſt wegen ihres warmen Bades, dem vorzüglichſten unter den verſchiednen würtembergiſchen Bädern, berühmt. Es iſt da ein königliches Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der wilde See iſt, deſſen Waſſer niemals zu- noch abnimmt, auch keinen ſichtbaren Zu- oder Abfluß hat. — Ein andres Wildbad iſt bei Marktburgbernheim, im ehemaligen Fürſtenthume Bayreuth oder dem jetzigen Rezatkreiſe des Königreichs Bayern.

Wildbahn, in der Jägerei ſo viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Gränzen umſchloßnes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forſtrevier, wo das Wild gehegt und deſſen Bahn oder Wechſel geduldet wird. Die Wildbahn erſtreckt ſich nicht nur auf den Wald, ſondern auch auf die umliegenden Wieſen und Felder, wo das Wild ſeine Nahrung, Wechſel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wildbahn iſt darin vom Revier unterſchieden, daß durch das erſtere ſtets ein Diſtrict verſtanden wird, wo ein Wildſtand iſt, das heißt, wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn ſind in verſchiednen Ländern beſondre Geſetze gegeben, daß z. B. um ſie zu ſchonen, Niemand, der nicht dazu befugt iſt, darin ſchießen ſoll, daß große Hunde nicht anders als gekleppelt und angebunden durch ſie geführt werden ſollen u. dgl. — Beim Fuhrweſen heißt Wildbahn ſo viel als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn ſpannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichſel oder vor derſelben gehen, noch ein drittes angeſpannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann iſt die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über alles Jagdweſen im Lande; das Recht, in Jagdſachen Ordnungen, Geſetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Übertreter zu beſtrafen. Das Wort Bann wird in dieſer Zuſammenſetzung nach ſeiner alten Bedeutung, da es allemal Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in ſeinem Lande wegfangen zu laſſen, in ſo fern dieſes Recht nicht ſchon an Unterthanen über-

laſſen worden, iſt aber verſchieden von der, ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffenen Jagdgerechtigkeit, oder dem Rechte, ſich eine Jagd anzumaßen oder auch andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz beſondere, den Churfürſten von der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiſer, von dieſen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, das heißt Perſonen beiderlei Geſchlechts, die ſich in der Unterpfalz und in einigen angränzenden, unter andre Herren gehörenden, Diſtricten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht leibeigen, ſondern mußten ſich nur zu Frohn- oder Kriegsdienſten brauchen laſſen, und gewiſſe Steuern entrichten, konnten ſich aber auch von dieſem Zwange loskaufen. Als Churpfalz nach dem weſtphäliſchen Frieden dieſes Recht zu weit ausdehnte, entſtanden darüber Klagen andrer Stände und ernſthafte Streitigkeiten, die durch den Ausſpruch einer zu Heilbronn niedergeſetzten Commiſſion 1667 entſchieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch ſehr eingeſchränkt. In den neuern Zeiten iſt es ganz weggefallen, und nur noch als eine ſonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung eines herrnloſen Ausländers war nach Obigem nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutſchland verſteht man darunter bekanntlich einen wilden, unbeſonnenen Menſchen. — Wildfänge werden ſolche Pferde genannt, die in der Ukraine, Moldau und den angränzenden Ländern in der Wildniß aufgewachſen und noch ungebändigt ſind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräflichen Familien am Rheine, die wahrſcheinlich deßwegen ſo genannt wurden, weil ſie wilde, waldige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher ſie auch Rau- (Rauh) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und rauhgräflicher Häuſer mit rheingräflichen entſtand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Beſitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen iſt jetzt nur noch in der ſeit dem 8. Jahrhunderte blühenden Grumbachiſchen Linie des gräflichen Hauſes Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Naſſau, Prinz von Oranien, der Gründer der niederländiſchen Freiheit, war der älteſte Sohn des Grafen Wilhelm des Ältern von Naſſau und Julianens, Gräfin von Stolberg, und ward geb. d. 16. Apr. 1533 auf dem Schloſſe Dillenburg in der Grafſchaft Naſſau. Von ſeinen vier Brüdern kämpften Ludwig, Adolph und Heinrich von Naſſau ritterlich an der Seite ihres großen Bruders in dem niederländiſchen Kriege für die Freiheit und das Vaterland. Adolph blieb in Friesland 1568. Ludwig und Heinrich blieben auf der Mocker Heide 1575. Von dem jüngſten Bruder, Johann Grafen zu Dillenburg, (ſtarb 1606), ſtammt das jetzige königlich niederländiſche Haus ab. Wilhelm I. war vermählt 1. mit Anna von Büren; 2. mit Anna von Sachſen, der Tochter des Churfürſten Moritz, von welcher Moritz, ſein Sohn, als Statthalter 1625 ſtarb; 3. mit Caroline von Montpenſier; 4. Ludovika von Coligny, der Tochter des Admirals Coligny, von welcher Friedrich Heinrich, ſein Sohn, als Statthalter 1647 ſtarb, deſſen Enkel Wilhelm III.

König von England war. Von Wilhelms ſieben Schweſtern hatte eine, die Gräfin von Schwarzburg, ihren Bruder ſo lieb, daß ſie faſt immer um ihn war. Wilhelm wurde in der römiſchen Kirche erzogen, von Maria, Königin von Ungarn, Carls V. Schweſter; hierauf befand er ſich neun Jahre lang als Kammerjunker ſtets um den Kaiſer, der den Geiſt, die Klugheit und die Beſcheidenheit des Prinzen ſo achtete, daß er ihn über die wichtigſten Dinge um ſeine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erſt 22 Jahre alt war, in Abweſenheit des Herzogs Philibert von Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er ihn nachdrücklich an ſeinen Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchen ihm die eiferſüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuſcht, ihn als die Urſache der Widerſetzlichkeit der Niederländer anſah, und ihm daher die bei ſeinen Vorfahren geweſene Oberſtatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs beſaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, dieſem ſtolzen und herrſchſüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, beſonders was die Einführung der verhaßten ſpaniſchen Inquiſition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf, ſo ſtellten der Graf von Egmont, der Prinz von Oranien und der Graf von Hoorne dem Könige ſchriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückriefe, dieſer durch ſein gewaltſames Verfahren das Land in Aufruhr bringen würde. Philipp ſah dieſen Schritt als ein Majeſtätsverbrechen an; doch verbarg er ſeinen Zorn und rief den Cardinal ab, ſchickte aber dafür den Herzog von Alba mit ſpaniſchen und italieniſchen Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte ſogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, den König zu erſuchen, ihm die Statthalterſtelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe ſeines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, beſaß) abzunehmen; aber Margaretha ſchlug dies ab, und verlangte von ihm, er möchte ſeinen Bruder Ludwig von ſich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte ſich Wilhelm zu thun, indem er vorſtellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe ſey, wie die Fürſtin glaube, er ſelbſt aber bereits dem König geſchworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er ſich nebſt dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorſtellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Naſſau an der Spitze, im J. 1566 gegen die Einführung der Inquiſition und die Anſtellung neuer Biſchöfe übergaben, verächtlich zurückgewieſen wurde, — man nannte die Bittenden Bettler, Geuſen — ſo veranſtaltete Wilhelm eine Zuſammenkunft mit Egmont, Hoorne, ſeinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde, um zu berathſchlagen, wie man das Einrücken ſpaniſcher Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die Meiſten riethen, ſich mit bewaffneter Hand zu widerſetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer ſpätern Zuſammenkunft, der Meinung, man ſolle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Dieſe Gnade," erwiederte der kluge Oranien, „wird unſer Untergang und Egmont die Brücke ſeyn, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die ſie darauf abbrechen werden." — Als ſie darauf ſich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühle der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abſchied. Der Prinz

begab ſich mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, mit Ausnahme des älteſten, der zu Löwen ſtudirte, nach Breda, von hier aber zog er ſich auf ſein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdeſſen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden achtzehn Herrn und mehrere von Adel, nebſt den Grafen Egmont und Hoorne, verhaftet, und in Brüſſel 1568 d. 2. Juli hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verſchwiegenheit — ſo nannte er den Prinzen von Oranien — gefangen. — „Wenn dieſer Fiſch noch nicht gefangen, ſo tauge des Herzogs Fiſcherei nichts.“ — Alba ließ indeſſen den Prinzen, die Grafen von Hoſtrate, von Kuilenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölf vorfodern. Der Prinz kam nicht, ſondern legte eine Berufung ein an die brabantiſchen Stände, als ſeine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldnen Vließe nur von dem König ſelbſt und den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er ſich um Schutz an den Kaiſer Maximilian II. und die deutſchen Fürſten. Der Kaiſer ſicherte ihm nicht nur denſelben zu, ſondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs von Alba, welcher den Prinzen, da er an dem geſetzten Tage nicht perſönlich erſchienen war, nebſt ſeinem Bruder Ludwig u. A., als Beleidiger der Majeſtät des Königs in die Acht erklärte, ſeine Güter einzog, in ſeine Stadt Breda Truppen legte und ſeinen 13jährigen Sohn Philipp Wilhelm von der Univerſität Löwen wegnahm und als Geiſel nach Spanien ſchickte *). Nun trat der Prinz von Oranien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte ſich öffentlich zur proteſtantiſchen Religion, und erhielt von mehrern proteſtantiſchen Fürſten Unterſtützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er geſammelt, drangen ſeine Brüder Ludwig und Adolph in Friesland ein. Sie ſchlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den ſpaniſchen General Johann von Ligne, Grafen von Aremberg, der ſelbſt blieb; allein auch Adolph verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Jemmingen (21. Juni 1568) beſiegt. Wilhelm warb hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutſchen, zu welchem 4000 Franzoſen ſtießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Blutrath (Conseil des Troubles) in Brüſſel die Urſache des Krieges wären. Mit großer Geſchicklichkeit und Kühnheit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, drang in Brabant ein, und ſchlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog von Alba, der ſich in die Feſtungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufſtande bewegen; vielmehr mußte er ſein Silber und Gepäck verkaufen, auch ſein Fürſtenthum Oranien verpfänden, um den rückſtändigen Sold an ſeine Offiziere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging ſein Heer aus einander; er ſelbſt aber begab ſich mit 1200 Reitern nebſt ſeinen Brüdern zu dem Herzoge von Zweibrücken, und nahm an deſſen Zuge nach Frankreich gegen die catholiſche Partei der Guiſen Antheil. Hier zeichnete er ſich in mehreren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutſchland zurück. In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Kaper gegen die Spanier auszurüſten und ſich vorzüglich in Seeland und Holland feſtzuſetzen, woraus ihn die Spanier ſchwerlich

*) Er erhielt in der Folge ſeine Freiheit wieder und ſtarb 1618.

würden vertreiben können. Dieſen Rath befolgte der Prinz, und die Meergeuſen — ſo nannte man jene Kaper — bemächtigten ſich ſchon im J. 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Inſel Voorn, und eroberten alsdann auch Vließingen. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde und das Volk durch neue Auflagen erbitterte, ſo erklärten ſich endlich mehrere Städte in Holland, Seeland, Overyſſel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Oranien. Dieſer fiel jetzt, um ſeinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17,000 Mann in Brabant ein, wo ihm Mecheln und Löwen die Thore öffneten; allein die franzöſiſchen Hülfsvölker, welche ihm Coligny ſchickte, wurden geſchlagen, und er ſelbſt konnte den Herzog von Alba, der in einem verſchanzten Lager ſtand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er ſich, nicht ohne Verluſt, nach dem Rheine zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in ſein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn zur rechten Zeit, daß er ſeine Soldaten ſammeln, und dem Feinde den Rückweg abſchneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht und Seeland, wo ihn die Meergeuſen zu ihrem Admiral ernannt hatten. Im J. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Holland auf die Dauer des Kriegs mit Spanien die Souverainetät und Oberherrſchaft, welchem Beiſpiel Seeland, ſpäter auch Utrecht, Geldern und Overyſſel folgten. Dieſer Übertrag ward 1581 erneuert. Auch huldigten die Staaten noch einige Tage früher, ehe ſie ihren Abfall von Spanien öffentlich bekannt machten, (24 Juli) dem Prinzen, als ihrem Souverain, und ſchwuren ihm Gehorſam und Treue. Dieſe Oberherrſchaft war indeß nur perſönlich. Darum ward 1582 auch noch der Übertrag der erblichen Würde der alten Grafen von Holland, womit zugleich der Beſitz der gräflichen Domänen verknüpft war, von den Staaten beſchloſſen, und von dem Prinzen förmlich angenommen, worauf die Staaten ſich ihm als ihrer geſetzlichen Obrigkeit verpflichteten. Der edle Oranien verdiente dieſes Vertrauen und dieſe Zeichen der Erkenntlichkeit. Schon im J. 1573 hatte er die Ausrüſtung einer Flotte von 150 Segeln zu Vließingen betrieben. Dieſe Flotte blieb fortwährend den Spaniern überlegen, ſo daß man wohl ſagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdeſſen hatte Alba Bergen genommen und mehrere Städte nach der tapferſten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die Grauſamkeit, mit der er die Einwohner behandelte, machte die übrigen nur um ſo entſchloſſner zur Vertheidigung. Dagegen eroberte der Prinz von Oranien Gertruidenburg und Middelburg, die Hauptſtadt von Seeland, nachdem die Meergeuſen die ſpaniſche Flotte geſchlagen hatten. Um dieſe Zeit war Ludwig von Zuñiga und Requeſens dem Herzog von Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der mooker Heide (14. April 1575) Ludwig und Heinrich von Naſſau, die Brüder des Prinzen, geſchlagen, welche ihre wegen rückſtändigen Soldes aufrühreriſchen deutſchen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entſetzte Leyden, indem er die Deiche durchſtechen ließ. Darauf ſtarb Zuñiga. Die ſpaniſchen Soldaten aber verübten zu Antwerpen und a. a. O. ſolche Ausſchweifungen, daß ſich ſämmtliche niederländiſche Provinzen, mit Ausnahme Luxemburgs, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Als

aber der neue Statthalter, Johann von Öſterreich, das ihnen bewilligte Friedensedict vom J. 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk empfing ihn mit Jubel in Brüſſel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehrere Große ihm entgegen waren, ſo bewirkte er den Beſchluß, daß der Erzherzog Matthias von Öſterreich als Generalſtatthalter, er ſelbſt aber als Generallieutenant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatsſachen. Indeſſen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gemblours (31. Jan. 1578) aufs neue in den ſogenannten walloniſchen Provinzen, welche eifrig catholiſch waren, die Oberhand. Der neue Staathalter, Alexander Farneſe von Parma, ein erfahrner und ſtaatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden, oder der politiſchen Gleichheit beider Kirchen unzufriednen belgiſchen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien abgeneigten Großen wieder in das ſpaniſche Intereſſe zu ziehen; daher ſchloß der Prinz von Oranien einen engern Bund zwiſchen den ſieben nördlichen Provinzen durch die Union zu Utrecht (23. Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entſtehung der Republick der vereinigten Niederlande (ſ. d. Art.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Cöln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorſchlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, dem Herzog Franz von Anjou, die Oberherrſchaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem König Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorſam auf. Dieſer hatte nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Ketzer und Maulchriſten, einen andern Cain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anſtifter der niederländiſchen Unruhen und als eine rechte Peſt der menſchlichen Geſellſchaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 250,000 Thlrn. auf ſeinen Kopf geſetzt. Überdies ſollten dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen ſeyn und er mit ſeinen Nachkommen in den Adelſtand erhoben werden. Die Stände gaben deßhalb ihrem Statthalter eine Leibwache, und der Prinz antwortete in einem heftigen Manifeſt, worin er dem Könige unter andern Wolluſt und Mord, den Tod ſeines Sohnes Don Carlos und ſeiner Gemahlin Eliſabeth vorwarf. Unterdeſſen eroberte der Herzog von Parma mehrere Feſtungen, unter andern Breda. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog von Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf wurde der franzöſiſche Prinz zum Herzog von Brabant ausgerufen (im März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz von Oranien den herzoglichen Hut aufſetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geſchah in Antwerpen, wo bald nachher der Prinz meuchelmörderiſch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jauregny, ſchoß nach ihm mit der Piſtole, ſo daß die Kugel unter dem rechten Ohre hinein und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausſchlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz ſelbſt hatte ſo viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieſer Mordthat ſchrieb. Der Rath ordnete Faſttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte eben ſo eifrig für ſeine endliche Wiederherſtellung. Man zog noch zwei andere Mörder ein, welche vom Herzog von Parma Geld empfangen hatten, um den

Herzog von Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen; einen Spanier, Nicolo Salzedo, und einen Italiener, Francesco Baza. Beide wurden überführt, jener in Paris von vier Pferden zerriſſen, dieſer tödtete ſich ſelbſt. Nach dieſen Vorfällen gelüſtete den Herzog von Anjou nach der unumſchränkten Herrſchaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtſinnigen Franzoſen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen von Oranien, deſſen Anſehn ihm mißfiel. Allein ſeine Abſicht, ſich der wichtigſten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger, welche die Franzoſen, die in der Stadt die Thore den Franzoſen vor derſelben öffnen wollten, niederhieben, vereitelt, ſo daß er beſchämt nach Frankreich zurückkehrte (8ten Januar 1583), wo er das Jahr darauf ſtarb. Indeß hatte auch der Prinz von Oranien viele Feinde. Sie beſchuldigten ihn, daß er mit den Franzoſen in Verbindung ſtehe und tadelten ſeine vierte Vermählung mit Ludovica von Coligny. Eigentlich war es aber der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab ſich daher nach Delft, wo ihm ſeine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich (der 1647 ſtarb) gebar. Doch hier ereilte ihn der Mord. Ein Burgunder, Balthaſar Gerard, hatte ſich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Beſançon habe entfliehen müſſen, bei dem Prinzen eingeſchlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienſte beiwohnte, ſo getäuſcht, daß der Prinz ihn in ſeinen Angelegenheiten öfter verſchickte. Als nun Oranien am 10. Juli 1584 in ſeinem Schloſſe zu Delft von der Tafel aufgeſtanden war, um in ein andres Zimmer zu gehn, erſchoß ihn der Mörder mit einer Piſtole, die er mit drei Kugeln geladen hatte. Der Prinz ſank neben ſeiner Gemahlin und Schweſter, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und ſtarb mit den Worten: „Herr, erbarme dich über meine Seele und über das arme Volk!" — Sein Mörder war nicht älter als 22 Jahr. Der Wahnſinn, durch ſolche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu dieſem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesſtrafe mit verſtocktem Sinne und völliger Unempfindlichkeit. Im Verhör hatte er bekannt, daß ein Franciscaner von Tournai und ein Jeſuit von Trier ihn durch das Verſprechen der Seligkeit zu der That bewogen hätten, hierauf habe er ſein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt, und dieſer ihn an den Staatsrath d'Aſſouville gewieſen, um das Nöthige zu verabreden. — Wilhelm ſtarb 52 Jahr alt, in der vollen Kraft ſeines Geiſtes. Er war wohl gebildet, hatte caſtanienbraunes Haar und eine bräunliche Geſichtsfarbe. Er ſprach wenig und dachte viel; was er aber ſagte, war klug und gefiel. In der Kunſt, die Menſchen zu gewinnen, war er ein Meiſter. Gegen das Volk benahm er ſich freundlich und beſcheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt ſich treuherzig mit den Bürgern. In ſeinem Hauſe war er großmüthig, gaſtfrei, prachtliebend und freigebig; alles gab er ſeinen Freunden hin; nur ſein Vertrauen ſchenkte er wenigen. Sein beobachtender Verſtand durchdrang die Menſchen und die Ereigniſſe; er ſelbſt war undurchdringlich. Kalt, verſchloſſen, dem Scheine nach ſelbſt furchtſam, riß, wenn er ſprach, das Feuer und die Kühnheit ſeiner Rede alle Gemüther hin und beherrſchte ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt. Der Gefahr ſetzte er ruhigen Gleichmuth, den Hinderniſſen kluge Beharrlichkeit entgegen. Es war ihm nicht um

ſeine Erhebung zu thun, ſondern um die Sache des Volks, darum ging die Freiheit, welche er gegründet, nicht mit ihm unter, und der Name des großen Oranien lebt fort in der Geſchichte der europäiſchen Menſchheit. — Es giebt von ihm drei Lebensbeſchreibungen in holländiſcher Sprache von ungenannten Verfaſſern. Auch vergl. m. Meursii Guilielmus Auriacus etc. Amstelod. 1638. fol. und Kluits Hiſt. d. holländ. Staatsregierung. Noch hat Wilhelm von Oranien keinen würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm III., Erbſtatthalter von Holland und König von England durch die Theorie des Staatsvertrags, und Ludwigs XIV. größter Gegner durch die von ihm in die europäiſche Staatskunſt eingeführte Idee des politiſchen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode ſeines Vaters Wilhelm II. von Naſſau, Prinzen von Oranien, d. 14. Oct. 1650 geboren. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Carls I. Bei glücklichen Anlagen von dem berühmten Witt vortrefflich erzogen, gewann Prinz Wilhelm die Liebe des Volks, das ihn 1672, als Ludwig XIV. die Republik mit ſeinen Heeren überziehen wollte, zum General-Capitän der Union ernannte, und ihm die, vier Jahre vorher aufgehobene, Statthalterſchaft übertrug. Entſchloſſen für die Vertheidigung des Vaterlandes in der letzten Schanze zu ſterben, ließ er die Dämme durchſtechen, täuſchte durch eine geſchickte Bewegung des Heeres die franzöſiſchen Feldherrn, vereinigte ſich mit der kaiſerlichen Armee und zwang die Franzoſen ſich zurückzuziehn. Nun erhob ſich die Partei des Hauſes Oranien, und die Staaten von Holland, denen noch vier Provinzen ſich anſchloſſen, erklärten (d. 2. Febr. 1674) die Statthalterſchaft in dem Hauſe Oranien für erblich. Zwar verlor Wilhelm die Schlacht bei Senef, 1674, und die bei St. Omer im Jahr 1677; allein er wußte deſſen ungeachtet den Feind aufzuhalten, und durch ſeine Staatskunſt das Reich, Spanien und Brandenburg mit Holland ſo zu verbinden, daß der Friede ſchon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam; doch gelang es ihm, der in die Ferne ſah, nicht, den Abſchluß von Separatverträgen zu verhindern. Wilhelms ganze Politik war gegen Ludwig XIV. gerichtet, den er auch perſönlich haßte. Wie einſt der erſte Oranier Philipp dem II. gegenüberſtand, ſo jetzt Wilhelm III. Ludwig dem XIV. Um die Herrſchſucht dieſes Monarchen in Schranken zu halten, ſtiftete er die Ligue von Augsburg (29. July 1686) zwiſchen dem Kaiſer, Spanien, Schweden und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutſche Fürſten traten. Vielleicht wollte er dadurch auch ſeine geheimen Plane in Anſehung Englands ſicher ſtellen. Seine Gemahlin Maria Stuart (verm. ſeit 1677) war nämlich Jacobs II. von England Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jacobs zweite Gemahlin (1588 10. Juni) mit einem Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil des Parlaments und der Nation von dem bigotten Jacob die Einführung der catholiſchen Religion und den Umſturz der Verfaſſung. Auch behauptete das Gerücht, der Prinz ſey untergeſchoben. Alſo vereinigten ſich in England die Episcopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterſtützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbeſondere ſah voraus, daß England durch ſeines Schwiegervaters Politik immer enger mit Frankreich ſich verbinden würde; er ſchloß ſich daher an die große Mehrheit der brittiſchen Nation an, und der Rathspenſionär Fagel bewog die Generalſtaaten, ihn zur Rettung der brittiſchen Freiheit und der proteſtantiſchen Religion mit Schiffen

und Truppen zu unterſtützen. So landete Wilhelm plötzlich mit einer — angeblich gegen Frankreich ausgerüſteten — Flotte von 500 Segeln, und mit 14,000 M. Truppen zu Torbay d. 5. Nov. 1688. Sofort erklärte ſich ein großer Theil des Adels für ihn; mit dem Adel gingen Jacobs Truppen nach und nach zu ihm über; daſſelbe that Lord Churchil, nachmals Marlborough, und dieſem folgte ſelbſt Jacobs zweite Tochter Anna mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark. Des verlaſſenen Königs Vorſchläge wurden nicht angenommen, er entfloh daher mit ſeiner Familie im December nach Frankreich, worauf Wilhelm in London ſeinen Einzug hielt. Er ließ jetzt auf den Rath der Pairs von beiden Parlamentskammern einen National-Convent berufen, um über den Zuſtand von England zu berathſchlagen. Dieſe Verſammlung erklärte, Jacob II. habe den Grundvertrag zwiſchen dem König und ſeinem Volke gebrochen, dadurch ſey der Thron erledigt. Hierauf ward von ihr d. 13. Febr. 1689 Maria zur Königin und Wilhelm, ihr Gemahl, der inzwiſchen zur engliſchen Kirche ſich bekannt hatte, zum König ernannt; doch ſollte letzterer allein die Verwaltung führen. Zugleich beſtimmte ein Geſetz (die Declaration oder Bill of rights, oder die deutlichere Feſtſetzung der alten unbeſtreitbaren Volksrechte) die Gränzen der königlichen Gewalt, und die Thronfolge; ſpäterhin auch die Civilliſte. Dies nennt man die Revolution von 1688. Schottland folgte Englands Beiſpiel; nur in Irland, wohin Ludwig XIV. Jacob II. mit einem Heere ſandte, kämpfte die Mehrzahl der Catholiken für den abgeſetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jacobs Heer, und ein zweiter, den ſein General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, ſo wie die Milde, mit welcher Wilhelm die beſiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Irland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ ſich an der Spitze ſeiner Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. In dem Kriege auf dem feſten Lande war er weniger glücklich. Bei Steenkerken entriß ihm 1692 der Marſchall von Luxemburg den Sieg; derſelbe ſchlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer wußte Wilhelm durch geſchickte Rückzüge und Märſche den Franzoſen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreißen. Er nahm ſogar, im Angeſichte der ſtärkern feindlichen Armee, Namur 1695. Endlich mußte ihn Ludwig im Frieden zu Ryßwick 1697 als König von England anerkennen. Damals drang das Parlament auf die Entlaſſung faſt der ganzen Armee, weil ein ſtehendes Heer ihm mit der Sicherheit der Landes-Conſtitution unverträglich ſchien. Bald darauf wurde das Teſtament Carls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zum Erben ſeiner Monarchie eingeſetzt hatte, die Wilhelm zu Gunſten Öſterreichs, des Gleichgewichts wegen getheilt wiſſen wollte, die Veranlaſſung, daß Wilhelm, da er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, in der großen Allianz zu Haag (d. 7. Septbr. 1701) ganz Europa gegen Ludwig XIV. bewaffnete. Er hatte ſich deßhalb bereits Ende Juni 1701 nach Holland begeben. Ungeachtet er ſchon damals den Tod in ſeiner Bruſt fühlte und nicht laut mehr ſprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit ſeinem gewöhnlichen Scharfblick alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Jacobs II. Tode, deſſen Sohn Jacob III. als König von England ausrufen ließ, ſo ward es Wilhem III.

leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Schweden beitrat, und die Ausrüſtung von 40,000 Soldaten nebſt 4000 Matroſen bewilligte. Mitten unter dieſen Entwürfen brach Wilhelm bei einem Falle mit dem Pferde das Schlüſſelbein; ſtatt ſich ruhig zu verhalten, ſetzte er ſich, um die Geſchäfte an Ort und Stelle zu leiten, in einen Wagen; der Verband ging los, und er ſtarb an den Folgen jenes Unfalls (d. 16. März 1702) in einem Alter von 52 Jahren. (Seine Gemahlin Maria war ſchon 1695 kinderlos geſtorben). Mit ihm erloſch die Erbſtatthalterwürde der fünf Provinzen; und die oraniſche Erbſchaft wurde zwiſchen Preußen und Wilhelms nächſtem Vetter und Teſtamentserben, dem Fürſten von Naſſau-Dietz, Erbſtatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, Joh. Wilh. Friſo, von welchem der jetzige König der Niederlande abſtammt, getheilt. — England dankt dem ſtaatsklugen Wilhelm III. ſeine Nationalbank (1694), die Grundlage ſeines Credits, durch die Fundirung der Zinſen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des an jeden Dritten transportabeln Capitals, ſo wie ſeine Preßfreiheit (1694), und die Stiftung der neuen oſtindiſchen Compagnie (1698); das Haus Hannover dankt ihm ſeine Erhebung auf den engliſchen Thron (durch die Acte vom 12. Juni 1701). Gleichwohl hat ihm die Nation kein Denkmal errichtet. Er mißfiel den Britten wegen ſeines ſtolzen, ſtrengen und phlegmatiſchen Äußern, unter welchem er Ruhm- und Herrſchſucht verbarg. Aus Verdruß über jene Abneigung, die durch den Einfluß der Torys ſo weit ging, daß er ſeine holländiſche Garde und die von ihm in Sold genommenen Regimenter von franzöſiſchen Flüchtlingen abdanken mußte, wollte er die Regierung niederlegen, wovon ihn ſeine Miniſter und Freunde nur mit Mühe zurückhielten. Das Syſtem der brittiſchen Continentalpolitik — eine Folge der Handelseiferſucht und der Rivalität mit Frankreich — ward durch Wilhelm zuerſt begründet, damit aber auch das Subſidien- und Anleiheſyſtem, und die Nationalſchuld. Um die Stimmenmehrheit im Parlamente zu erhalten, bediente er ſich wohl auch der Beſtechung. Übrigens regierte er conſtitutionell im Sinne der Freiheit und des toleranten Proteſtantismus; ſo wie dem wahren — von den Stuarts bisher ganz aus den Augen geſetzten — Nationalintereſſe gemäß; daher waren die Whigs jetzt die Miniſterialpartei, und das brittiſche Unterhaus erhielt ſeitdem ſeine politiſche Bedeutung. Auch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule großer Staatsmänner, wie Fagel und Heinſius waren. Mit Staats- und Kriegsgeſchäften überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur Literatur und Kunſt. Im Geſpräch ernſt, kalt und durch ſein holländiſches Phlegma zurückſtoßend, wußte er die Herzen nicht zu gewinnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringenden Blicke, raſch und thätig, in der Gefahr unerſchrocken, bei Hinderniſſen unbeweglich, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem ſchwächlichen Körper ſcheute er keine Beſchwerde, auch wenn ſie über ſeine Kräfte ging. Dadurch erwarb er ſich die Achtung und die Bewunderung aller Männer von Verſtand. So ſehr er den Ruhm liebte, ſo ſehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er beſaß kriegeriſchen Ehrgeiz und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der Herrſchaft, noch die der Humanität. Man hat von dieſem König noch keine ſeiner würdige Biographie. Vergl. d. Art. Jacob I., England und Marlborough. K.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geboren im Haag d. 24. Auguſt 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürſt von Oranien und Naſſau, Erbſtatthalter (ſt. 9. Apr. 1806), ſtammte ab von Johann, dem jüngſten Bruder des großen Wilhelm von Oranien (ſ. d. A.). Seiner Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen Auguſt Wilhelm von Preußen Tochter, dankt er ſeine Bildung. Sein Großvater, der erſte Erbſtatthalter der vereinigten Niederlande (1747), hatte die vier Landestheile des naſſau-ottoniſchen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Dietz, wieder zuſammen an ſeine, die Dietzſche, Linie gebracht. Der holländiſche Schriftſteller Tollius war des Prinzen Lehrer, und der General von Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, war ſein Führer. Im Jahre 1788 machte der Erbprinz eine Reiſe nach Deutſchland, und blieb eine Zeit lang zu Berlin an dem Hofe ſeines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. Hierauf ſtudirte er ſeit 1790 zu Leyden. Nach ſeiner Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Luiſe Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er ſich, nebſt ſeinem ſpäterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbeſſerung der holländiſchen Landmacht verdient; allein der innere Zwieſpalt, indem die 1787 durch preußiſche Waffen unterdrückten Patrioten dem Hauſe Oranien ins geheim entgegenwirkten, verhinderte vieles. Jene hatten ſich zum Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalkonvent erklärte, um ſich mit Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1ſten Februar 1793 an den Erbſtatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländiſche Brabant; doch befreite es der Erbprinz — der den Oberbefehl über die holländiſchen Truppen führte, zu welchem ein Heer der Bundesgenoſſen geſtoßen war — in Folge des Sieges bei Neerwinden, den der kaiſerl. Feldmarſchall, Prinz von Coburg, über Dumouriez den 18. März erfochten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die franzöſiſche Nordarmee von dem Eindringen in Weſtflandern ab. Allein am 13. September ward er in ſeiner Stellung zwiſchen Menin und Werwick von dem Feinde mit ſolcher Übermacht angegriffen, daß er, da der öſterr. General Kray zu ſpät eintraf, und das Heer unter Beaulieu (weil es noch nicht abgekocht hatte) ganz ausblieb, nach dem tapferſten Widerſtande, in welchem Prinz Friedrich, ſein Bruder, der den rechten Flügel befehligte, verwundet wurde, ſich mit Verluſt hinter die Schelde zurückziehen mußte. Im Feldzuge 1794 eroberte der Erbprinz Landrecies. Hierauf warf er an der Spitze eines niederländiſch-öſterreichiſchen Heeres den Feind über die Sambre; allein in der großen Schlacht am 26. Juni, als er ſchon mit dem rechten Flügel ſiegreich vorgedrungen war, mußte er, weil die Franzoſen Charleroi erſtürmt und den linken Flügel bei Fleurus geſchlagen hatten, nach der Anordnung des Prinzen von Coburg, ſich ebenfalls zurückziehn. Hierauf wichen (21. Juli) die Öſterreicher vor Pichegru und Jourdan bis hinter die Maas, und dem Erbprinzen blieb bei ſeinem geſchwächten Heere nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York, die Gränzen der Republik zu decken. Allein die Feſtungen fielen und die Kälte baute dem Feinde Brücken über die Waal, ſo daß Pichegru ſchon den 17. Januar 1795 in Utrecht einrückte. Die Partei der Patrioten begünſtigte den Feind, und der Erbſtatthalter ſah ſich außer Stand, die von ihren Bundesgenoſſen

verlaſſene Republik zu retten. Seine Söhne legten daher d. 16. Januar ihre Befehlshaberſtellen nieder, und Wilhelm V. ſchiffte ſich den 18. und 19. mit ſeiner Familie und einigen Getreuen zu Schevenin- gen auf 19 elenden Fiſcherpinken nach England ein. Hier ward dem unglücklichen Fürſtenhauſe Hamptoncourt als Wohnſitz eingeräumt; allein die beiden Brüder gingen bald wieder auf das feſte Land zurück, um eine Schaar ausgewanderter Niederländer auf Englands Koſten zu bewaffnen. Doch nach dem Basler Frieden zerſtreute ſich dieſes kleine Heer. Prinz Friedrich trat in öſterreichiſche Dienſte, und ſtarb zu Pavia 1799. Der Erbprinz begab ſich mit ſeiner Familie nach Berlin, wo er von dem diplomatiſchen Einfluſſe des mit Frankreich befreundeten preußiſchen Hofes eine günſtige Wendung ſeines Schickſals erwartete. Übrigens beſchäftigte er ſich mit der Erziehung ſeiner Söhne, mit den Wiſſenſchaften und mit der Verbeſſerung ſeiner in der Gegend von Poſen vom Fürſten Jablonowsky erkauften Herrſchaften, wohin er Coloniſten zog, und auf welchen er die Leibeigenſchaft aufhob. Auch erwarb er in der Folge einige Landgüter in Schleſien. Da ſein Vater inzwiſchen die durch den Reichsdeputationsſchluß ihm zugefallene Entſchädigung in Deutſchland, Fulda, Corvey, Dortmund, Weingarten u. a. O. m., an ſeinen Sohn, den Erbprinzen, den 29. Aug. 1802 abgetreten hatte, ſo nahm dieſer davon am Ende des Jahrs Beſitz, und wohnte ſeitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu. In ſeinen neuen Staaten ſtellte er nach Beſeitigung faſt endloſer Hinderniſſe, durch eigne Thätigkeit, mittelſt einer ſparſamen und einfachen Verwaltung und beſonnenen Abſchaffung vieler Mißbräuche, ohne raſche Neuerungen, einen gut geordneten Zuſtand wieder her. Sein Rechtsſinn und die Humanität, mit welcher er Diener und Unterthanen, ohne Unterſchied der Religion, behandelte, erwarben ihm die Liebe ſeines Volks. Unter mehrern Verbeſſerungen müſſen vorzüglich die an die Stelle der unbrauchbaren Univerſität zu Fulda von Meißner (aus Prag) und Gierig neu eingerichtete höhere Schulanſtalt (Lyceum) und die Stiftung eines Landkrankenhauſes genannt werden, wozu der Fürſt die Fonds von zwei eingezogenen Klöſtern verwandte. Nach dem Tode ſeines Vaters (9. Apr. 1806) übernahm der Fürſt die Regierung ſeiner naſſauiſchen Stammländer. Als er aber die von Paris aus ihm gegebenen Winke, zu dem Rheinbunde zu treten (deſſen Bildung, ohne Preußens Vorwiſſen, Lucheſini und Haugwitz für unmöglich hielten), im Gefühl der Würde eines deutſchen Fürſten nicht beachtete, verlor er die Hoheit über die oraniſchen Lande, welche ſeine Stammvettern Naſſau-Uſingen und Weilburg, und Murat, Großherzog von Berg, erhielten. Die Oberherrſchaft über das ſchöne Weingarten hatte ſich der neue König von Würtemberg von Napoleon erbeten. Auch Fulda ſollte er verlieren, wenn er nicht zu jenem Bunde träte, in welchem Falle er Vergrößerung (durch Würzburg) hoffen durfte. Allein der Fürſt beſchloß: es ſey beſſer mit Ehren zu fallen, als den Namen Oranien durch Unterwerfung unter ein fremdes Joch — dafür erkannte er den Rheinbund ſchon damals — zu ſchänden. Alle Anträge von Naſſau, von Murat u. A. wurden abgelehnt. Hierauf ging der Fürſt im Auguſt 1806 nach Berlin, wo er, als Inhaber eines preuß. Regiments und Generallieutenant, ſpäterhin im Septbr. den Oberbefehl über eine Abtheilung des rechten Flügels des preußiſchen Heeres zwiſchen Magdeburg und Erfurt erhielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem Feldmarſchall Möllen-

dorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, welche der verwundete muthloſe Greis abſchloß, in Kriegsgefangenſchaft; doch durfte er ſich bei ſeiner Gemahlin im Preußiſchen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn, ſo wie den Churfürſten von Heſſen und den Herzog von Braunſchweig, ſeiner Länder für verluſtig, und Fulda mußte ſchon den 27. Octbr. dem franzöſiſchen Kaiſer huldigen; Corvey, Dortmund und die Grafſchaft Spiegelberg wurden 1807 dem K. Weſtphalen und Grh. Berg einverleibt. Selbſt die in der Bundesacte ihm vorbehaltenen Domainen wurden von Berg und Würtemberg eingezogen; nur Bayern that dies nicht, und die andern rheiniſchen Bundesfürſten verſprachen wenigſtens den reinen Überſchuß an den beraubten Fürſten auszahlen zu laſſen. Dieſer war unterdeſſen mit ſeiner Gemahlin und Familie nach Danzig gegangen. Als der Krieg der Weichſel ſich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur ſeine Gemahlin, die krank war, durfte daſelbſt wohnen. Er ſelbſt mußte über die Oder zurück und begab ſich nach Pillau. Im Frieden zu Tilſit ward ſeiner nicht gedacht. Ihm blieb nur der Beſitz ſeiner Güter im Herzogthume Warſchau. Er lebte aufs neue ganz den Wiſſenſchaften und ſeiner Familie in Berlin, wo ſein älteſter Prinz in der Militärakademie erzogen wurde. Dieſer ging dann nach England, wo er unter Wellington in Spanien durch Muth ſich auszeichnete. Im Kriege Frankreichs mit Öſterreich 1809 begab ſich der Fürſt mit ſeinem Jugendgefährten und ſtetem Begleiter, *Fagel*, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Carl und focht in der Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterdeſſen hatte das Unglück der holländiſchen Nation die Sehnſucht nach der Rückkehr des Hauſes Oranien immer mehr genährt. Mehrere einflußreiche Männer (Hogendorp, v. d. Duyn Limburg Stirum, Hoop Driel, Jonge u. A. m.) bereiteten Alles vor, wenn günſtige Ereigniſſe eintreten ſollten. Als nun Napoleon bei Leipzig geſchlagen war, arbeiteten jene in Amſterdam, Haag, Rotterdam, Zwolle u. a. O. an der Wiederherſtellung des Hauſes Oranien. Wilhelm Friedrich, davon unterrichtet, begab ſich nach England, um mit der brittiſchen Regierung Maaßregeln wegen Unterſtützung der Niederländer zu verabreden. Hierauf brach, als die Sieger von Leipzig den Gränzen Hollands nahten, der Aufſtand des Volks in Amſterdam aus (d. 15. und 16. Nov.); und mitten unter franzöſiſchen Kriegshaufen erklärte ſich den 17. auch der Haag für den Prinzen, in deſſen Namen der Graf Limburg Stirum an die Spitze der Zwiſchenregierung trat. Auf die davon erhaltene Kunde ſchiffte ſich der Fürſt ein, und landete den 29. Nov. bei Scheveningen. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel im Haag d. 30. und d. 2. Dec. in Amſterdam, wo die Commiſſarien des proviſoriſchen Gouvernements, Kemper und Scholten, am 1. Dec. die widerſprechende Proclamation: Niederland iſt *frei*, und Wilhelm I. der *ſouveraine* Fürſt dieſes *freien* Landes! ohne dazu von der Nation bevollmächtigt zu ſeyn, erlaſſen hatten. Der Fürſt willigte nur widerſtrebend ein, und erklärte, daß eine Staatsverfaſſung die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürgen und es gegen jeden Eingriff in dieſelben ſicher ſtellen müſſe. Noch waren 23 feſte Plätze in den Händen der Franzoſen, die bei Utrecht im Lager ſtanden. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich beſchleunigte die Bewaffnung des Volks, und übertrug einer Commiſſion die Entwerfung eines Verfaſſungsgeſetzes, das den 29. März 1814 von den Abgeordneten des Volks angenommen

und darauf von dem Fürſten beſchworen wurde. Auch ſeine deutſchen Erbländer hatte er ſchon vor Ende des J. 1813 wieder in Beſitz genommen. Darauf ſprach der Wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürſt wurde unter dem Namen Wilhelm I. zum König der Niederlande und zum Großherzog von Luxemburg den 16. März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte ſeine treuen Stammländer in Deutſchland für den Beſitz von Luxemburg, das ſeit dem 22. Juli 1815 zum deutſchen Bunde gehörte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit Feſtigkeit und freiſinniger Gerechtigkeit die neue Verfaſſung gegründet. Der von ihm 1815 einer Commiſſion aufgetragene Entwurf einer allgemeinen niederländiſchen Geſetzgebung wurde 1819 vollendet, und theilweiſe der Verſammlung der Generalſtaaten zur Prüfung vorgelegt. Den 21. Juni 1816 iſt er dem heiligen Bund beigetreten. Im J. 1814 wurde er öſterreichiſcher Feldmarſchall, ſtiftete den niederländ. Wilhelms. Militärverdienſt- und im J. 1815 den Civilverdienſtorden des belgiſchen Löwen. Er reſidirt abwechſelnd in Brüſſel und im Haag, lebt einfach, wie ein Privatmann, iſt als König ſeinen Unterthanen zugänglich, und überhaupt mehr Regent als Kriegsmann. Ungeachtet die Mehrzahl der Holländer altoraniſch, mithin antimonarchiſch iſt, wird er gleichwohl von der Nation ſchon um ſeiner Perſönlichkeit willen geachtet. Vergl. die intereſſante Biographie dieſes Monarchen von ſeinem ehemaligen Staatsdiener, dem verdienſtvollen J. v. Arnoldi, in den Zeitgenoſſen, Nr. VI. Leipzig 1817, und d. Art. Niederlande. K.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Geſetzgeber dieſer Inſel und Stifter einer Dynaſtie, welche Jahrhunderte lang darin herrſchte, war der uneheliche Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, den dieſer mit einem Landmädchen Arlotte im J. 1016 zeugte. Die Liebe zu dieſer bewog den Herzog, der zwei erwachſene Söhne hatte, ihm bei dem Tode ſein Land zu überlaſſen, und ihm, da Wilhelm erſt 9 Jahr alt war, den König von Frankreich als Vormund, nebſt einigen andern großen Vaſallen Frankreichs vorzuſetzen. Da indeſſen die ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, ſo fehlte nur wenig daran, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche ſich über den Beſitz ſeines Landes erhoben; ſelbſt der König von Frankreich ſuchte ihm dies zu entreißen, und nur die großen Geiſtesgaben des jungen Wilhelms, verbunden mit bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle dieſe Verhältniſſe ohne Nachtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachſen, das Schrecken aller kleinen Fürſten Frankreichs war. Inzwiſchen ſtarb Eduard, König von England, ein naher Verwandter Wilhelms, und durch ihn auf dem Throne erhalten, von dem ihn die Dänen oft hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wilhelm die Thronfolge in England zugeſichert, da er ohne Kinder war, allein nach ſeinem Tode ſetzte ſich die Krone ein Engländer, Namens Harold auf, der ſie nur für Wilhelm in Beſitz zu nehmen eidlich verſprochen hatte. Wilhelm machte ſogleich Anſtalten, dieſe Untreue zu rächen, und rüſtete nicht allein eine Flotte und ein Heer von 50,000 Mann aus, ſondern verband ſich auch mit dem Beherrſcher von Norwegen, und erbot ſich gegen den Papſt, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold ſchlug zwar die Norweger aufs Haupt, aber

Wilhelm ſetzte mit 1000 Schiffen über den Canal und rückte ſogleich bis nach Haſtings, einem unbedeutenden Städtchen, vor, wo er in einem verſchanzten Lager mit Harold nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die ſich aber in nichts auflöſ'ten. Die Waffen mußten allein entſcheiden, und es kam zu der furchtbaren Schlacht bei Haſtings am 14. Oct. 1066, die ſich nach dem blutigſten Kampfe mit einer fürchterlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harolds endigte, den ein Pfeil ins Auge traf. Zwei ſeiner Brüder ſanken an ſeiner Seite. Die Engländer demüthigten ſich überall vor ihm. Zum Weihnachtsfeſte ward er bereits in London gekrönt. Die ſtrengſten Maaßregeln auf der einen, Gerechtigkeit auf der andern Seite ſicherten ihm den Thron, und es finden ſich wenige Spuren, daß man Miene gemacht hätte, ſeine Herrſchaft zu untergraben. Da die Normandie ein Lehn von Frankreich war, und ein Vaſall keine Eroberungen ſich zueignen konnte, als in ſo fern ſie mit ſeinem Lehen eins wurden; ſo entſpann ſich daraus ein unangenehmes Verhältniß zwiſchen England und Frankreich, in Folge deſſen das Letztere fortwährend behauptete, England ſey ihm lehnspflichtig, und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang faſt unter jedem Regenten wiederholt wurde. Die große Nationalfeindſchaft zwiſchen Engländern und Franzoſen ſchreibt ſich aus jenen Tagen her, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. Wilhelms Einfluß auf England iſt zum Theil noch jetzt nicht ganz verloſchen. Der Tower iſt von ihm angelegt worden, um London ſtets in Zaum zu halten; die Überreſte der franzöſiſchen Sprache in der Anrede an den König und in öffentlichen Vorträgen ſchreiben ſich von ihm her, der die franzöſiſche Sprache zur Hofſprache machte. Wilhelm ſtarb übrigens während eines Krieges gegen Frankreich, 71 Jahr alt, im J. 1087, und hatte er viel Abenteuer im Leben beſtanden, ſo waren die nach dem Tode nicht geringer. Denn alle Großen und Vaſallen eilten vom Leichnam fort, alle Diener raubten im Palaſte, was ſie konnten, der Leichnam lag mehrere Stunden verlaſſen nackend da, und als ſich endlich der Erzbiſchof von Rouen deſſelben annahm, und ihn nach Caen transportiren ließ, trieb eine plötzlich in der Stadt entſtehende Feuersbrunſt alles aus einander, und kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Hier proteſtirte ein Unglücklicher, auf deſſen Grund und Boden Wilhelm die Kirche hatte bauen laſſen, wo er ſollte begraben werden, gegen dies Begräbniß, und man mußte erſt dieſen Schreier beſeitigen. In der Gruft ſollte den Leichnam ein großer ſteinerner Sarg aufnehmen. Er war jedoch zu eng, und als man den Körper gewaltſam hineinpreßte, ſprangen die Eingeweide des dicken und fetten Körpers durch die Bauchdecken, und ihr Geſtank vertrieb alles. Noch nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Stadt Caen ſeine Gebeine aus der Gruft geriſſen, weil man darin große Schätze zu finden wähnte. *r.

Wilhelm, König von Würtemberg, iſt zu Lüben, einem Städtchen in Schleſien, am 27. Sept. 1781 beboren. Sein Vater war König Friedrich I. von Würtemberg, damals preußiſcher Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, mit welchem er zu Lüben in Garniſon lag; ſeine Mutter die braunſchweigiſche Prinzeſſin Auguſte Caroline Friederike Luiſe, vermählt ſeit dem 27. Oct. 1780. Sein vollſtändiger Name iſt Friedrich Wilhelm Carl. Er war das älteſte unter vier Kindern, von welchen außer ihm noch zwei am Leben ſind, Paul, Prinz von Würtemberg, und Catha=

rina, Gemahlin des Fürſten Jerome (Napoleon) von Montfort, geweſenen Königs von Weſtphalen. Manches nicht angenehme Ereigniß umwölkte ſeine frühere Jugend. Schon als Kind und Knabe, gerade in dem Alter, in welchem der Menſch ſo gern ſeine Heimath liebgewinnt, führten ihn die beſondern Verhältniſſe ſeiner Familie aus einem Lande Europa's in das andre; von Schleſien nach Rußland, von Rußland in die Schweiz, dann nach Deutſchland an den Rhein, endlich 1790 nach Würtemberg, wo der Aufenthalt nun bleibend wurde. Öfters war er während dieſer Zeit, bald länger, bald kürzer, vom Vater wie von der Mutter getrennt und unter fremden Augen. Sein ſiebenter Geburtstag war der Sterbetag ſeiner Mutter. Schon in die frühere Erziehung griff ſein Vater ſelten auf wohlthätige Weiſe ein. Noch ungünſtiger zeigte ſich dieſer Einfluß, als mit dem feſten Aufenthalt in Würtemberg die ernſtere Erziehung des Prinzen ihren Anfang nahm; nicht als ob es Friedrich Wilhelm, ſeinem Vater, an warmer, herzlicher Liebe zu ſeinen Kindern gefehlt hätte; er *liebte* ſie, er wünſchte ſie an Herz und Geiſt gebildet, er gab ihnen treffliche Männer zu Hofmeiſtern und Lehrern; allein er hielt ſich an den Grundſatz der nachſichtsloſen Strenge, in welchen die ältere Erziehungskunſt ihre höchſte Weisheit zu ſetzen pflegte, der aber, wenn er auch den Zögling nicht geradezu am Charakter verderbt, was ſo oft der Fall ſeyn wird, ihm den heiterſten Theil des Lebens wenigſtens in ein freudenloſes Daſeyn verwandelt. So, wie dieſer Grundſatz vom Vater des Prinzen geübt wurde, war er in Wahrheit furchtbar, weil Friedrich auch im Kreis ſeiner Familie zu reizbar, und weit entfernt von der zur Erziehung gehörigen Ruhe war, und ſeine Leidenſchaft, wenn ſie ſich einmal erhoben hatte, in ihrem Ungeſtüm weder Ziel noch Maaß hielt. Unter ſolchen Umſtänden mußte es für die Erzieher ſeiner Söhne bald nothwendige Maxime werden, ihn, ſo viel es ſeyn konte, von aller Einmiſchung fern zu halten, und ohne ihn, nach ihrem eigenen beſten Wiſſen, an der Erziehung derſelben zu arbeiten. Öffentlich hat König Wilhelm anerkannt, welche Verdienſte ſein erſter Lehrer und Bildner, der nunmehrige Juſtiz-Präſident D. von Gros, in dieſem Zeitraume um ihn ſich erworben habe. In dankbarer Erinnerung daran hat er ihn von Erlangen, wo er Profeſſor der Rechte war, ins Vaterland zurückberufen, und ihm einen ausgezeichneten Poſten anvertraut. Der ruhige Fortgang der Bildung, ſo wie der Aufenthalt in Würtemberg ſelbſt, das erſt eigentlicher ſein Vaterland geworden war, nachdem Friedrich Eugen, ſein Großvater, die Regierung des Herzogthums angetreten hatte, erlitt zweimal widrige Störungen durch franz. Einfälle. 1796 und 1799 mußte er mit der übrigen würtembergiſchen Familie das Vaterland verlaſſen. Während der letzten Entfernung, 1800, begab er ſich auf einige Zeit als Freiwilliger zur öſterreichiſchen Armee unter Erzherzog Johann. Er focht die Schlacht von Hohenlinden mit, und gab als Jüngling von 17 Jahren die erſten Beweiſe von jener Unerſchrockenheit und Gefahrverachtung, welche man ſpäter an dem Mann bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten unter die Feinde hinein, und mit Mühe gelang es ſeinen Begleitern, ihn zu halten und zurückzubringen. Schon im December 1797 hatte der Vater des Prinzen die Regierung des Herzogthums angetreten, und er ſelbſt führte von nun an den Titel des Erbprinzen. Der Vater, wie es einmal ſeine Art war, wollte ihn, auch als er bereits zum Jüngling herangewachſen war, in derſelben unbedingten Abhängigkeit erhalten, welche ihm

ſchon früher hatte beſchwerlich fallen müſſen. Da erkannte der Sohn, daß Friede zwiſchen ihnen Beiden in ſolcher Lage unmöglich ſeyn möchte; er beſchloß, vom Hofe ſich zu entfernen, und trat 1803 eine langdauernde Reiſe durch mehrere der bedeutendern Länder Europa's an. Dem Aufenthalt in der ehemaligen Kaiſerſtadt der Deutſchen und der Betrachtung ihrer Merkwürdigkeiten ward ſofort längere Zeit gewidmet; dann wurde ein Theil von Deutſchland und Frankreich durchreiſ't, und das Weſen des neuen Hofs zu Paris in der Nähe geſehen, auch beobachtet, was ſonſt Unerhörtes damals dort vorging. Mehr als andere Länder zog den Prinzen das herrliche Italien mit ſeinen ſchönen, kunſtvollen Städten an. In mehreren derſelben hielt ihn ſein Intereſſe für Geſchichte, Kunſt und Natur länger feſt, als dies bei den meiſten Reiſenden der Fall zu ſeyn pflegt. 1806 kam er nach dreijähriger Abweſenheit ins Vaterland zurück, nachdem bereits ſein Vater die Würde eines Königs von Würtemberg angenommen hatte. In ſtiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis 1812 mit wenigen Freunden zu Stuttgart. Kein glänzendes Feſt wurde in ſeinem Palaſte gefeiert, nicht prunkvolle Aufzüge begleiteten ſein Erſcheinen. Wenn er zu Pferde ſaß oder im Wagen fuhr, unterſchieden ihn nur ſeine ausgewählten Pferde vom gewöhnlichen Edelmann; noch öfter ſah man ihn im Kleide des einfachen Bürgers, von den Meiſten unerkannt, allein durch die Straßen gehen, oder ſeinen Gang auf das Feld machen. Ein großer Theil ſeiner Zeit war dem Leſen gewidmet, manche Stunde dem Leben in der freien Natur; im Sommer hielt er ſich öfters einzelne Tage, hier und da eine ganze Woche, in Scharnhauſen auf, einem freundlichen Landſitz unweit Stuttgart, den er ſich nicht prächtig, aber geſchmackvoll eingerichtet hatte. Dann gehörte auch die Jagd unter ſeine Beſchäftigungen, aber nur in ſo fern ſie mit körperlicher Anſtrengung verbunden war. Er verfolgte das Wild zu Fuß, und die wenigen Landleute, die er dabei beſchäftigte, und die ihm Frohndienſt zu leiſten verpflichtet waren, erhielten von ihm ihren Taglohn. Abſtechend war die ungeſuchte Einfachheit des Sohns gegen den Herrenglanz des Vaters; ſie war dieſem anſtößig, ihm der Prunk deſſelben beſchwerlich. Kaum wurde dieſe Lebensweiſe ſeit 1808 in etwas geändert durch ſeine von jenen Zeitverhältniſſen herbeigeführte Verbindung mit der edlen Prinzeſſin Charlotte von Bayern (nunmehrigen Kaiſerin von Öſterreich), ſie dauerte 7 Jahre, und löſ'te ſich 1815, da die Verhältniſſe indeß durchaus anders geworden waren, durch Einverſtändniß Beider. Bereits in jener Periode laſtete die unumſchränkte Regierung des Königs Friedrich ſchwer auf Würtemberg. In dieſer Noth richteten ſich die Augen und Herzen aller Würtemberger in ſtiller Sehnſucht auf den Kronprinzen; er war, wie wenige Fürſten, vor dem Antritt ihrer Regierung die Freude und die Hoffnung ſeines Vaterlandes. Nur das Volk hoffte beſſere Zeiten von ſeiner Milde und Menſchlichkeit. Viele erwarteten, daß er ſchon jetzt eine kräftige Stimme gegen ſo manches Unziemliche erheben möchte, allein der Kronprinz hatte, ſeit ſeiner Rückkehr ins Vaterland, den unabänderlichen Entſchluß gefaßt, mit ſeinem Vater, ſo viel an ihm wäre, in friedlichem Verhältniß zu bleiben; er hielt ſich als Sohn und Unterthan nicht befugt zum Einſprechen in das Thun und Laſſen des Königs; und wie, wenn er auch ſchon die Fruchtloſigkeit davon vorausſah? Aber in der Stille beobachtete und bemerkte er; mancher Landmann, den er auf ſeinen einſamen Spaziergängen anſprach, hat, ohne zu wiſſen, mit wem er ſprach, ihm ſeine Noth geklagt; in der Stille ſammelte er ſich Kennt-

niß von den Bedürfniſſen und Gebrechen des Vaterlandes. So lebte er bis 1812, in welchem Jahre der franzöſiſche Kaiſer jenen furchtbar abenteuerlichen Heereszug gegen Rußland begann. Auch 15,000 Würtemberger brachen mit dem übrigen Süden auf, und der Kronprinz ſtellte, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, ſich an ihre Spitze. Leicht hätte es ein Ungewitter von Frankreich aus über Land und Familie herbeiziehen mögen, wenn er, der Erbe des Reichs, durch fortgeſetztes Fernbleiben immer mehr der Abneigung gegen das Napoleoniſche Gewaltſyſtem verdächtig geworden wäre. Bald nach dem Einrücken ins ruſſiſche Gebiet befiel aber den Prinzen eine gefährliche Krankheit; er mußte in Wilna zurückbleiben. Beängſtigende Nachrichten von dem Zuſtande ſeiner Geſundheit verbreiteten ſich im Vaterlande. Wie athmeten die hoffenden Vaterlandsfreunde ſo viel leichter, als es hieß, er habe endlich den Heimweg antreten können; er nähere ſich wieder, wenn auch nur in kleinen Tagereiſen! Das noch nicht Vollendete ſeiner Wiedergeneſung ſprach ihn 1813 von allem Antheil am Krieg für Frankreich frei; hingegen erhob er ſich am Ende dieſes Jahrs, dem Drang ſeines Herzens folgend, in neuer Kraft gegen die jenſeitige Gewaltherrſchaft. Auch ſein Vater war endlich, nach der Cataſtrophe bei Leipzig, den verbündeten Mächten beigetreten. Ihr Wille beſtimmte dem Sohn die Anführung einer von den Abtheilungen der großen Heeresmaſſe, welche ſich mit dem kommenden Jahr nach Frankreich werfen ſollte. Sie beſtand hauptſächlich aus dem ſehr zahlreichen würtemberg. Contingent, an welches ſich mehrere Regimenter der Kaiſer von Öſterreich und Rußland anſchloſſen. Bekannt iſt, wie der ſtets furchtloſe Kronprinz ausgezeichnetes Feldherrntalent entwickelte, und ſich Heldenruhm und Verdienſte um die allgemeine Sache der Entjochung bedürftigen Europa erwarb. Immer muthig mitwirkend war der Kronprinz bei Epinay, Brienne, Sens, wo das nach ängſtlich bange Europa allmählig Muth faßte. Wer erinnert ſich nicht, daß der von ſeinen Truppen trefflich unterſtützte Anführer bei Montereau den fünffach überlegenen Napoleon den ganzen Tag lang aufhielt, und mit Aufopferung edlen Blutes und eigener Gefahr glücklich den Rückzug der Verbündeten deckte? wie er mit ihnen in den Tagen des März gegen Paris ſelbſt vordrang, und das Schwierigſte überwand? Nicht nur die Würtemberger, als ſeine Landsleute, begeiſterte das Beiſpiel des Prinzen; auch die Fremden, die er befehligte, fühlten ſich dadurch fortgetrieben und hingeriſſen; und wenn er ſeine Krieger zu Sieg und Ruhm führte, und für die Würtemberger namentlich auch den Ruf guter Mannszucht herſtellte, ſo verdankt er ſelbſt es ihrer Tapferkeit und ihrer begeiſterten Liebe und Treue, daß manche perſönliche Gefahr, in welche ihn ſein Eifer und ſeine Furchtloſigkeit hineinriß, ohne nachtheilige Folgen an ihm vorüberging. Bei dem ganzen Heere war der Name des Kronprinzen (mehr bedurfte es zu ſeiner Bezeichnung nicht) hochgefeiert. Schneller und geräuſchloſer ging der zweite Zug nach Frankreich 1815 vorüber, wobei er wieder einen bedeutenden Heerhaufen anführte. Die einzige Schlacht bei Waterloo entſchied; aber auch das kräftige Zurückwerfen des Generals Rapp nach Straßburg, welches durch ihn vollbracht wurde, gehörte, ungeachtet der unerwarteten Hinderniſſe bei Suffelweihersheim, unter die bedeutendern Waffenthaten des Feldzugs. Jedoch nicht blos mit dem Lorbeerkranz ſchmückten dieſe Kriege das Haupt des Helden; ſie verflochten damit auch das Myrthenreis der beglückenden Liebe. In dieſen Tagen vor

allgemeinen Bewegung der Fürſten und Völker geſchah es, daß er Catharina Paulowna, die Großfürſtin von Rußland, kennen lernte, welche Gefährtin und Beglückerin ſeines Lebens und Mutter des würtembergiſchen Volkes werden ſollte. An ihrer Seite fühlte er ſich glücklich zu Paris und London, und zu Wien, als die mächtigſten Herrſcher Europa's daſelbſt beiſammen waren, ward der Bund beider Herzen vollendet. Die Vermählung geſchah zu Petersburg am 24. Januar 1816. Daß der junge Fürſt ſich glücklich fühlte, ſah alle Welt, als er im April an der Seite ſeiner Gemahlin nach Würtemberg zurückkehrte. Wo er früher allein und einſam gegangen war, hatte er jetzt ſeine unzertrennliche Begleiterin; ſie, einfach wie er ſelbſt, war fähig, ſeine einfachen Freuden mit ihm zu theilen; ſie gewährte ihm bald die beglückende Vater-Hoffnung. (Leider ward ihm 1819 durch den Tod dieſer trefflichen Fürſtin das Glück, das er in ihrem Beſitz fand, geraubt.) Nun aber riefen Regentenpflichten ihn in eine höhere Stellung, wo es ſchwer wird, die vorher gemachten Erfahrungen anzuwenden, noch ſchwerer, auch fernerhin aus der umwölkten Höhe herab das Wahre zu ſehen und der guten Vorſätze Kraft zu bewähren. König Friedrich ſtarb unerwartet ſchnell am 30. Octbr. 1816; Wilhelm ſah nicht den König in ihm ſterben, ſondern den Vater. Den Antritt ſeiner Regierung, welcher in einen Zeitpunkt fiel, wo das Land überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnete der erklärte Wille, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks gewiſſenhaft zu befördern. Zwar wurden Perſonen nicht zur Verantwortung gezogen, an welchen ganz Würtemberg ſo gern ſtrenges Recht ausgeübt geſehen hätte. Der nunmehrige Regent glaubte, beſſer eine ausgedehntere Amneſtie zu gewähren; denn ſie hatten auch ihn beleidigt; er ſchien es dem Andenken ſeines Vaters ſchuldig zu ſeyn. Nicht nur mit Schonung, auch im vollen Genuß des gemachten Gewinns ungeſtört und auf Ehrenwegen wurden ſie entfernt, aber unſchädlich gemacht. Warnungszeichen ſind dies freilich nicht für andere, welche den Fürſtendienſt mißbrauchen wollen. Dagegen nahm er einige harte und beſchwerliche Verordnungen der frühern Regierung zurück; er erleichterte Laſten des Volks; er beſchränkte vor allem ſich ſelbſt in ſeinem Aufwand; er gab ſeinem Hof eine Einrichtung, welche fern von Kargheit, wie von übermäßiger Pracht, Unterſchleife, wie ſie ſeit vielen Jahren Statt gefunden hatten, unmöglich machen ſollte, man weiß nicht, ob auch wirklich verhütet. Aus allen Gegenden des Landes ſtrömten in den erſten Monaten ſeiner Regierung Viele vor ſeinem Palaſt zuſammen, die bei ihm unmittelbar Hülfe ſuchten. Was jetzt, nachdem man am Schluß der vorigen Regierung ſogar noch Korn hatte ausführen, und von den Naturalien der Kammer oder Staatscaſſe um hohe Preiſe verkaufen laſſen, durch ferne Einkäufe möglich war, that er, um der Noth zu ſteuern, welche durch den Mißwachs und die Theurung des Jahrs auf dem Königreich laſtete. Wohlthätig wirkten die Armenvereine, die aller Orte auf Veranlaſſung ſeiner Gemahlin geſtiftet wurden, und unter ihrer oberſten Leitung ſtanden. Das wichtigſte war, das vereinte Land durch eine Staatsverfaſſung zu beruhigen, die unſerer Zeit und den beſondern Verhältniſſen Würtembergs angemeſſen, und den Zwecken des Staats überhaupt entſprechend wäre. Er hatte es unter ſeinem Vater als Kronprinz wenigſtens nie gemißbilligt, daß ſich die Würtemberger ſtatt der Sache, um welche es zu thun war, nicht eine bloße leere Form und nicht das Zurückſchieben der vertragsrechtlichen Anſprüche, welche das mit den

incorporirten Acquiſitionen untrennbar vereinte Stammland hatte, gefallen ließen; aber ſeinen Grundſätzen gemäß beobachtete er ruhig, was und wie es endlich werden möchte. Kaum aber hatte er ſelbſt die Regentenpflichten übernommen, als er ſich ſofort des Geſchäfts mit Eifer annahm. Vornehmlich von dem Freih. v. Wangenheim, den er zum Staatsminiſter machte und der ſchon vorher durch ſeine „Idee der Staatsverfaſſung“ ſich zur Leitung der Verhandlungen mit den wiedereinberufenen Ständen dne Weg gebahnt, vom Vater aber allmählig immer weniger gebraucht, ſich um ſo mehr der aufgehenden Sonne genähert hatte, ward auf des Königs Befehl ein ſchon unter ſeinem Vater begonnener Verfaſſungsentwurf vollendet. Manches, wo er dem Volke nicht genug gethan glaubte, wurde von ihm verworfen und geändert; die Machtvollkommenheit, die er von ſeinem Vater ererbt hatte, bei dieſem aber nur als eine Art von Dictatur, als ein Product gebieteriſcher Zeitumſtände, betrachtet werden konnte, von ihm ſelbſt in beſtimmtere Ordnung und Schranken gebracht, und nun das Entworfene dem würtembergiſchen Volk, und zugleich der prüfenden Mitwelt vorgelegt. Man weiß, dem König gelang noch nicht, was er zum Beſten ſeines Volks beabſichtigte. Seine Räthe nahmen da, wo doch ein Vertrag durch Überzeugung entſtehen ſollte, zu ſehr den Ton des alleingebietenden Entſcheidens an. Sie ſetzten dem alten guten Rechte des Landes das entgegen, was nach ihrer augenblicklichen Meinung das Rechte und Gute allein wäre. Die reifere Staatsklugheit würde beides nicht in einen Gegenſatz geſtellt, vielmehr vereinigt haben. Diejenigen Grundſätze über Staatsverwaltung überhaupt und über die einem beſondern Lande, nach ſeinem innern und äußern Zuſtand, angemeſſenen beſondern Regierungsnormen, welche gerade dieſes Land gegen Willkührlichkeit in der Rechtspflege, Polizei und Finanzen am beſten ſichern können, ſind das wahrhaft Rechte und Gute, welches aber deſto zuverſichtlicher auch als ein altes Recht anzuſprechen iſt, wenn das Land zuvor ſchon darüber mit ſeiner Regentenfamilie in einem beſchwornen Vertragsverband geſtanden hat. Nur was etwa in dieſem alten Rechte dem Zweck, die Willkührlichkeit in der Staatsverwaltung zu verhüten, nicht mehr gemäß wäre, ſoll, aber durch Überzeugung, von beiden Theilen nach der rechtlichen Art, wie Verträge allein zu ändern ſind, aufgegeben werden; wie auch die würtembergiſchen Stände ſich über mehrere ſolche Punkte zum voraus und ohne erſt ſie ſich abhandeln laſſen zu wollen, für Abänderung erklärt hatten. Der König ließ zwar auch an dem königl. Verfaſſungsentwurf noch manches durch eine Beylage vom 30. Mai 1817 abändern und erkannte dadurch deſſen Verbeſſerlichkeit nach kurzer Zeit und als Wirkung der ſtändiſchen Deliberationen an. Er ließ ſich aber zu gleicher Zeit bewegen, eine abſolute Anerkennung alles übrigen ohne weitere Berathſchlagung und Berichtigung in einem peremtoriſchen Termine, wie durch ein Ultimatum, zu verlangen, da doch der König in der Eröffnungsrede am 3. März, erſt 3 Monate früher, erklärt hatte, daß „ſeine Geheimenräthe befehligt ſeyen, über jeden Abſchnitt auf Erfordern die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erbländiſchen Verfaſſung oder dem Entwurf der ſtändiſchen Commiſſion rechtfertigen.“ Wäre auch das übrige Ganze unverbeſſerlich gut geweſen, ſo hatte doch in dieſer Art der Behandlung der wichtige Begriff eines von beiden Seiten nach Überzeugung angenommenen Vertrags aufgehört. Wer wüßte, ob der Mangel dieſes Verhältniſſes, welches doch erſt dem

Volke eine volle Verbindlichkeit auflegt, im Zeitenwechſel der Regentenfamilie weit nachtheiliger werden möchte, als dem Volke. Bald nachher hat, wie verſichert wird, der König in einem Kreiſe von Königen und Fürſten, wo von der Sache die Rede war, erklärt: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich das Beſte meines Volks gewollt habe, und ich habe nicht geglaubt, einen ſolchen Ausgang erwarten zu dürfen!" Unter dem 5. Juny erklärte er: auch ſo ſollen dem Königreiche die Wohlthaten der angebotenen Verfaſſung zu Theil werden. Indeß iſt vieles abgeändert und mehrmals, da Miniſter und Miniſteranſichten gar ſchnell wechſeln, wieder abgeändert worden. Bedeutend zwar iſt es, wenn ein Fürſt, welcher das Urtheil der Welt nicht gleichgültig anſieht, von königlichem Willen beſeelt, ſagen kann: „Ich würde die Achtung von Deutſchland, von ganz Europa, wenn es ſeyn müßte, gegen die Ausführung deſſen ſetzen, was ich als das Beſte meines Volks erkannt habe!" Nur wird es immer ſchwer ſeyn, den Moment anzugeben, in welchem die Einſicht des Einzelnen ſo unfehlbar gut iſt, daß ſie ſich der Achtung und alſo auch der Einſicht von ganz Europa mit Grund entgegenſtellen dürfte. Mit dem 13. July 1819 hat der König aufs neue Stände einberufen und am 24. ausgeſprochen, daß es der ſchönſte Tag ſeines Regenten-Lebens ſeyn werde, den Verfaſſungsvertrag, worüber verhandelt wird, zu unterzeichnen. Von der erfreulichſten Vorbedeutung war es, daß der König, unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft von Wisbaden und Coblenz, den 24. Juny eine zahlreiche Deputation aus der Ständeverſammlung, und darunter beſonders die von derſelben zur Verfaſſungsberathung mit den königl. Commiſſarien ausgewählten Commiſſionsmitglieder alle mit Vergnügen" zu einer Audienz kommen ließ. Mit eigner Rührung ſprach der König davon, daß er „in einer Zeit außerordentlicher Umſtände einen Weg, den keine andere deutſche Regierung vor ihm betreten, wähle" den Weg, durch eine beiderſeitig zu berathende, freie Übereinkunft des Grundverfaſſungsgeſetz als Vertrag, als Ausdruck beiderſeitiger Überzeugung und Einwilligung einzuleiten. „Glauben Sie mir meine Herrn!" ſo ſprach er mit ſichtbarer Empfindung aus vollem Herzen — „glauben Sie mir, mit aufrichtigem Wohlwollen biete ich Ihnen die Hand zu einem Vertrag. Der ſchönſte Tag meines Regenten-Lebens wird der ſeyn, an welchem ich ihn unterzeichnen kann." Und dieſer Tag blieb nicht fern. Man muß anerkennen, daß die gemeinſchaftliche Commiſſion den Verfaſſungsentwurf von 1817 mit tiefſinniger Anſtrengung nach Inhalt und Ausdruck in möglichſt kurzer Zeit vielfach berichtigte. Seit dem 26. July war ſie in voller Thätigkeit. Schwere Steine waren noch zu heben oder wenigſtens, damit ſie in ein zeitgemäßes Gebäude paſſen konnten, ſtark zu behauen. Altwürtembergs Verfaſſung hatte ganz keinen Adel gehabt und war eben deßwegen, als um ſo gleichartiger in ſich, ſo lange beſtanden. Jetzt war ein zum Lande hinzugekommener theils vormals reichsſtändiſcher, theils ritterſchaftlicher Adel auch in die Verfaſſung einzufügen, welcher ſchon durch die dunkle Vorliebe für eine Zweiheit der Kammer ſeine Abſonderungsneigung — wider Willen — verrieth. Überdies hörte man nicht auf, immerhin nicht nur wegen leicht zu erhaltender Vorrechte der Ehre, ſondern auch wegen der, doch eher zu den Regierungspflichten und Rechten gehörigen, Anſprüche auf Gerichtsbarkeit über Mitunterthanen, welche ihre Unterthanen zu ſeyn notoriſch aufgehört hatten, ſich auf höhere Entſcheidung einer Inſtanz,

wo alle Berather und Beurtheiler ſelbſt Adeliche ſind, und auf eine ohne die Völker=Einſtimmung im Zeitendrang zum Geſetz gemachte Acte zu berufen. Sachkundige verſichern, daß König Wilhelm zu Minderung dieſer Schwierigkeiten aus perſönlicher Klugheit und Billigkeit ſelbſt das Äußerſte that. Sie verſichern, daß er zur geſetzlichen Gewährleiſtung gegen Herrſcher=Willkühr als echter Regent ſelbſt Punkte zugegeben und ergänzt habe, welche die Commiſſarien ihm nur mit einer gewiſſen Scheu vorzulegen wagten. Auch die Ständeverſammlung, beſonders von dem Vicepräſidenten Dr. Weishaar mit eben ſo viel Klugheit als Kraft geleitet, und von würdigen Mitgliedern, wie Zahn, Graf v. Schäsberg, v. Varenbühler, v. Theobald, Lang, Schott, Uhland, Prälat Schmid u. A. belebt, betrieb, da ihre Sitzungen d. 2. Sept. wieder anfingen, das freie Berathungsgeſchäft über den commiſſariſchen Entwurf des Verfaſſungsvertrags ſo thätig, ſo aufrichtig, daß ſie nach Sitzungen, die faſt den ganzen Tag dauerten und keinen Punkt unbeachtet durchgehen ließen, am Nachmittag des 18. Septembers an den König eine Note über die Änderungen und Zuſätze, welche die Mehrheit der Verſammlung wünſchenswerth gefunden hatte, gelangen laſſen konnte. Am 22ſten ließ darüber der König, nach Berathung mit ſeinem geheimen Rathscollegium, ſeine Entſchließungen, großentheils genehmigend, zurückgehen. Noch an dem Nachmittag des folgenden 23. Septembers wurde die feierliche Anfrage: ob die Verſammlung nunmehr in den Verfaſſungsvertrag, nach dem Inhalt, welchen dieſer Vertrag durch die von der Verſammlung verhandelten commiſſariſchen Propoſitionen und die heute verleſene königliche Willenserklärung erhalten hat, einſtimme? — einmüthig, meiſt durch motivirte Abſtimmungen, unter oftmals wiederkehrenden Segenswünſchen für König und Vaterland, bejaht. Dieſe freiſinnige Einſtimmung (dieſer lebendige Gegenbeweis wider alle, welche die Regenten in den Ständeverſammlungen der Volksabgeordneten nur ein leidenſchaftliches Anwogen gegen die Regentenpflichten und Rechte fürchten lehren möchten) wurde zugleich dem König eingereicht. Das Verfaſſungswerk war durch Ja und Ja, als Vertrag, beendigt. Übel berichtete Abwarnungen und deſſen, was zeitgemäß fortdauern kann, allzu unkundige einzelne Räthe konnten ihn nicht mehr rückgängig machen, nur ſeinen für ganz Deutſchland unüberſehbaren Werth erhöhen. König Wilhelm, der unerſchrockene Mann ſeines Worts, der Regent, welcher an Fürſtenworten nicht deuteln und nicht mäkeln laſſen will, ſah, hörte, überdachte ſich und ſein Volk, und unterſchrieb — ſchnell, ruhig und feſt, mit eben jenem perſönlichen Muth, womit er einſt in das Vorwärts gegen Paris mit Kaiſer Alexander eingeſtimmt hatte. Jacta est alea, möchte man mit Ulrich von Hutten ausrufen. Aber nicht ein Glückswurf war hier, ſondern das Entſchloſſenſeyn der Bedachtſamkeit und einer das ganze Volk vereinigenden, befeuernden Überzeugung. Ganz mit der rechtlichen Förmlichkeit einer vollſtändigen Vertragshandlung wurde am 25. das von der Ständeverſammlung unterzeichnete Exemplar feierlich dem König, das vom König unterfertigte an die Stände in großer Audienz ausgehändigt. Die Rede vom Throne wurde vom König mit einer Haltung geſprochen, welche den ſehr bewegten Zuhörern zeigte, wie ſehr das Herz des Fürſten von ihr durchdrungen war. Ihr bedeutungsvoller Inhalt mag auch hier vom ganzen Deutſchland, von Feinden und Freunden aufrichtig volksthümlicher Staatsverfaſſungen, oft genug geleſen, erwogen und von den Einen aus Liebe

und Billigkeit, von den Andern aus Conſequenz für Royalismus hochverehrt werden. Der Menſch und der Fürſt, der Volksfreund und der König, der Friedensfreund und der Feldherr zugleich ſprach zeitkundig und, wie ſein Wahlſpruch ſagt, treu ohne Furcht — wie folgt: „Hochgeborne, Ehrwürdige, Edle, Liebe Getreue! Sie erhalten hiermit meine feierliche Beſtätigung der durch freies Einverſtändniß errichteten Verfaſſung des Königreichs. Möge dieſe ernſte Stunde ſegensreich ſeyn für das Vaterland! Und ſie wird es ſeyn, wenn der Geiſt der Mäßigung, der Ordnung und der Wahrheit ihrer Anwendung vorſteht, wenn wahre Vaterlandsliebe, echter Bürgerſinn das Gute, welches ſie enthält, auszubilden, und ihre Unvollkommenheiten, die ſie mit jedem menſchlichen Werke theilt, zu verbeſſern bemüht ſind. — Ohne dieſen Geiſt, ohne dieſe Geſinnung iſt jede Verfaſſung eine leere Form. — Dieſe Überzeugung hat meine Schritte in dieſer wichtigen Angelegenheit geleitet. — Sehr gut erkannte ich die Wichtigkeit des Zeitpunktes, in dem wir leben; ich verbarg mir nicht die Schwierigkeit, welche darin lag, die verſchiedenartigſten Anſichten, Wünſche und Erwartungen durch freie Zuſtimmung zu vereinigen, und wie, auch in dem glücklichen Falle, der mich heute in Ihre Mitte führt, ein auf dieſem Wege entſtandenes Grundgeſetz manche Unvollkommenheit nothwendig an ſich tragen müſſe, welche in einem Werke, das nur aus Einer Idee, aus Einem Willen hervorgeht, leichter vermieden werden könnte. Doch dieſe Rückſichten wichen der Betrachtung, daß jede Verfaſſung nur in ſo weit gut iſt, als ſie den Bürger mit treuer Anhänglichkeit an ſeinen Regenten, an das Vaterland und deſſen Einrichtungen bindet; daß Achtung vaterländiſcher Sitte vorzugsweiſe geeignet iſt, dieſe Anhänglichkeit, welche Kraft und Muth zu jeder Anſtrengung giebt, zu erzeugen, und daß mit ihr nothwendig auch die Bereitwilligkeit verbunden iſt, die Lehren der Erfahrung zur Vervollkommnung der vaterländiſchen Einrichtungen zu benutzen. Gern vertraue ich daher dem guten Geiſte meines Volkes, daß eine Verfaſſung, welche vorzugsweiſe aus ſeinen Sitten, aus ſeiner Eigenthümlichkeit hervorgegangen iſt, mir eine neue Gewähr der Ordnungsliebe, der Geſetzmäßigkeit, der willigen Erfüllung jeder Bürgerpflicht ſeyn werde. Sie haben dem Vertrauen, daß Sie zu dieſer wichtigen Angelegenheit berief, rühmlich entſprochen; mit Freude ertheile ich Ihnen dies Zeugniß im Angeſichte Deutſchlands; Ihr König dankt Ihnen im Namen des Vaterlands. Der Beruf, zu dem Sie vereinigt waren, iſt hiemit beendigt: doch er begränzt nicht Ihre Wirkſamkeit für das Werk, das Sie gründen halfen. Ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen zurückgegeben, verbreiten Sie eine gerechte Würdigung der Verfaſſung, welche nicht fehlen wird, wenn jeder nicht nur das, was ihm, ſondern auch das, was dem andern darin ſchätzbar iſt, als einen Gewinn für das Vaterland erkennt. Dieſe Geſinnung, das Erheben über den engen Kreis vereinzelter Intereſſen, erzeugt den Geiſt der Mäßigung, der Ordnung und verſtändigen Prüfung, durch welchen, — das erwarte ich zuverläſſig, — die Stände, welche ich in kurzer

Zeit zu verſammeln entſchloſſen bin, vor dem Vaterlande und vor ganz Deutſchland das Vertrauen, welches ich auch in dieſer ſo hochwichtigen Angelegenheit in meine Würtemberger geſetzt habe, rechtfertigen werden.“ Und eben dieſe gerechte Würdigung der Verfaſſung, zugleich aber und vorzüglich des aufrichtig guten Willens, aus welchem ſie unter fruchtloſen Entgegenwirkungen ſolcher, die immer noch Deutſchlands Redlichkeit und Kräftigkeit zu erkennen allzu verwöhnt ſind, ſiegend hervorging, iſt in allgemeinen, dankvollen Jubel gegen den König übergegangen; in einen ganz andern Jubel, als ihn Präfecte gebieten, Adreſſenmacher in leere Prunkworte faſſen, und Gallamenſchen und Hofdienſtleute zu betreiben vermöchten. Der Würtemberger wetteifert mit dem Bayer, Süddeutſchland für die Freiſtätte der Volkstreue, aber auch der Volksachtung zu halten. Völker und Fürſten werden an dieſen geſunden Kern ſich anſchließen. Alles ſtimmt für König Wilhelm in die Schlußworte des ſtändiſchen Präſidenten ein: Möge unter ſeiner gerechten und milden Regierung eine Verfaſſung erſtarken, die mit ſo vieler Liebe von ihm ins Leben gerufen worden iſt. Das ganze Volk rufe jubelnd zum Himmel: Lange und beglückt regiere uns König Wilhelm! — Nur davon vornehmlich, daß der Staatsdienerſinn durch Gefühl der nichtdienſtbaren Amtswürde Verfaſſungsgeiſt werde und das, was Fürſt und Volk aufrichtig wollen, in den einzelnen tauſendfachen Anwendungen nicht nach dem Dienſttrieb, ſondern aus Amtspflicht durchführen, werden die heilbringendſten Folgen deſſen was nun Geſetz der Geſetze geworden iſt, ausgehen. Ständeverſammlungen können und ſollen Übel öffentlich entdecken und eben dadurch abſchrecken, Unpaſſendes verhüten, Erfahrungsmäßiges rathen, die Volkswilligkeit zum Gehorſam bewegen. Aber allein der kräftige Wink des Regenten an alle Staatsbeamte, daß die ſtricteſte Anwendung und Ausübung des Verfaſſungsvertrags bleibend ſein ernſter Wille ſey, kann die in der gebieteriſchen Zwiſchenzeit meiſt nur zum Dienſt gewöhnten Executoren der Geſetze in die Stimmung und Geſinnung der dem Regenten um der Regierten willen arbeitenden Amtspflicht hinüber leiten. In dieſer ſteten, geraden Richtung der Mittel auf den errungenen Zweck wird auch der feſtwollende König Wilhelm die volksbeglückende Erfüllung ſeiner Wünſche finden, auf welche er allen treuen Bürgern den Handſchlag gab, und welche jedes deutſchen Herzens Wünſche ſeyn und werden müſſen. Preis dem Werke! Heil ihm durch ſeine Früchte!

Wilhelmsbad, ein berühmter Bade- und Vergnügungsort in der churheſſiſchen Grafſchaft Hanau, eine halbe Stunde von der Stadt Hanau entfernt. Die erſte Quelle dieſes Bades wurde 1709 zufällig entdeckt, und ſeitdem unter dem Namen des guten Brunnens häufig beſucht. Der jetzige Churfürſt von Heſſen ließ hier, noch als Erbprinz, im J. 1779 prächtige, ſchön und bequem eingerichtete Gebäude aufführen, einen engliſchen Park anlegen, und veranſtaltete mehrere andere Annehmlichkeiten für die Badegäſte. Von ihm erhielt daher der Ort den Namen Wilhelmsbad. Es wird ſehr häufig, beſonders von Frankfurt und Hanau aus, beſucht, doch mehr ſeiner ſchönen Anlagen wegen und als Vergnügungsort, da man der Heilquelle, die vorzüglich für Nervenzufälle dienlich ſeyn ſoll, mindere mineraliſche Kräfte, als andern berühmten Geſundbrunnen zuſchreibt.

Wilhelmshöhe, früher Weißenſtein genannt, ein chur-

fürſtlich heſſiſches, eine Stunde von Caſſel entferntes Luſtſchloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Churfürſten. Natur und Kunſt ſcheinen hier gleichſam gewetteifert zu haben, um ein irdiſches Paradies zu ſchaffen. Von Fremden aus aller Weltgegenden beſucht, hat dieſer Ort faſt immer ihre Erwartungen übertroffen und mit Recht werden ſeine Anlagen zu den merkwürdigſten in Europa gezählt. Eine ſchnurgerade, von beiden Seiten mit Häuſern beſetzte Lindenallée führt von Caſſel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen; dieſe erheben ſich allmählig bis zum Gipfel des Habichtswalder Gebirgs und gewähren an den meiſten Stellen die entzückendſte Ausſicht in das weite reizende Thal, in deſſen Mitte die Reſidenz liegt und welches ſich über der Fulda Ufer hin bis zum Soergebirge erſtreckt. Die Hauptſehenswürdigkeiten dieſes Luſtorts ſind folgende: 1. Das churfürſtliche Schloß; daſſelbe iſt vom jetzt regierenden Churfürſten in altrömiſchem Styl erbaut und beſteht aus einem Hauptgebäude und zwei durch bedeckte Gallerien mit demſelben zuſammenhängenden Flügeln. Das Hauptgebäude iſt 266 Fuß lang, 66 Fuß tief und einige 80 Fuß hoch. Sechs freiſtehende Säulen ioniſcher Ordnung, welche 47 Fuß in der Höhe und 5½ Fuß im Durchmeſſer enthalten, tragen den Fronton, in deſſen Mitte eine runde 48 Fuß hohe Kuppel hervorragt. Jeder der beiden Seitenflügel iſt 175 Fuß lang, 72 Fuß breit und 65 Fuß hoch; auf beiden Seiten ſind ſechs Säulen ioniſcher Ordnung angebracht. 2. Die große Fontaine, eine Waſſerſäule, welche mehr von der Natur als Kunſt begünſtigt aus einem Steinhügel emporſteigt und bei gewöhnlichem Waſſeranlaß die Höhe von 140, bei vollem Gebrauche des Waſſervorraths aber 190 Fuß erreicht, bevor ſie in einen Staubregen verwandelt auf den Spiegel des Baſſins herabſinkt; im Durchmeſſer enthält dieſelbe neun Zoll. 3. Der große Waſſerfall oder Aquäduct, die in altrömiſchem Styl aufgeführte Ruine einer über 14 weitgeſprengten Bogen angelegten Waſſerleitung. Der Waſſerzufluß deſſen für jede Stunde 2800 Ohme nöthig ſind, wird aus einem dahinter befindlichen Behälter in die breiten Kandeln geführt, ſtrömt mit Schnelle und Heftigkeit durch dieſelben hindurch und ſtürzt ſich zuletzt von einer Höhe von 104 Fuß, 18 Fuß breit und 1 Fuß im Durchmeſſer auf eine mahleriſch geordnete Felſengruppe herab. 4. Die Teufelsbrücke, ein von einem Felſen herabkommender Waſſerſturz von faſt gleicher Höhe, aber größerer Breite als der Aquäduct, worüber eine Brücke angebracht iſt, von der man den Waſſerfall anſchauen kann. 5. Der ſogenannte Steinhöfer'ſche Waſſerfall, ein äußerſt romantiſcher Waldwaſſerſturz, welchen der Aufſeher der hieſigen Waſſerleitungen Steinhöfer, in einem Waldgebirge angelegt hat. Zwiſchen wild durch einander gewachſenen Bäumen und Geſträuchen ſtürzt ſich hier das Waſſer über mächtige Steinklumpen und Felsſtücke, welche von der Natur ſelbſt hier auf einander gethürmt zu ſeyn ſcheinen, in den Abgrund hinab. 6. Die Löwenburg, die künſtliche Ruine einer alten Ritterburg, aus deren gothiſchen Fenſtern man eine der entzückendſten Ausſichten ins weite Thal genießt. Die Gemächer der Burg, unter welchen der Ritterſaal, die Capelle und die Rüſtkammer beſonders merkwürdig, ſind im Geſchmack der Ritterzeit angelegt und ausmeublirt. 7. Das chineſiſche Dorf Moulang, wo vorzüglich ein unter der weſtphäliſchen Regierung neben dem Schloſſe erbauter, nachher aber hierher verlegter Pavillon ſehens-

werth iſt, deſſen aus bunt gefärbtem Glaſe verfertigte Flügelfenſter eine täuſchende Wirkung hervorbringen. 8. Der Carlsberg mit ſeinen Cascaden, gewöhnlich der Winterkaſten genannt. Dieſe ihrer Art nach in Europa einzige Anlage wurde vom Landgrafen Carl im J. 1701 unter der Leitung des italieniſchen Baumeiſters Giov. Franc. Guernieri begonnen und im Jahre 1714 vollendet. Der erſte Gegenſtand, welcher hier die Aufmerkſamkeit erregt, iſt eine Grotte des Neptuns; ſie hält 30 Fuß im Durchmeſſer, iſt 20 Fuß hoch und beſteht aus drei Bogen. Vor der Grotte iſt ein rundes, 220 Fuß im Durchmeſſer haltendes Baſſin. Wenn die Cascaden angelaſſen ſind, ſtürzt ſich das Waſſer über die Grotte hinab in das Baſſin. Gleich darüber fängt die Cascade ſelbſt an; ſie iſt dreifach, 900 rheinl. Fuß lang und 40 Fuß breit. In Zwiſchenräumen von 150 zu 150 Fuß ſind Baſſins angebracht, aus welchen das Waſſer fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Treppen, deren jede 842 Stufen hat, bis an das Rieſenſchloß, wegen ſeiner achteckigen Form Octogon genannt; daſſelbe beſteht aus drei über einander gethürmten Bogengewölben und hat 284 Fuß im Durchmeſſer. Am Fuße dieſes Gebäudes liegt das Rieſenbaſſin, welches 150 Fuß im Durchmeſſer hat. Ein von oben herabgeſtürzt ſcheinender Felſen bedeckt darin den rücklings liegenden Körper des Rieſen Enceladus. Kopf und Schultern ragen aus dem Felſen hervor und der Mund dieſes Coloſſes, welcher ſieben Fuß lang iſt, ſpeit einen Waſſerſtrahl 55 Fuß in die Höhe. Im Hintergrunde des Baſſins iſt eine Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun ſteht, welche, ſo lange das Waſſer herabſtürzt, auf kupfernen Hörnern blaſen. Außerdem ſtürzt in das Rieſenbaſſin über einen 77 Fuß hohen Felſen ein Waſſerfall, welcher aus einem darüber gelegenen kleinen Baſſin kommt. Hinter dieſem kleinen Baſſin iſt die Grotte des Polyphem. Im Hintergrunde derſelben ſitzt der einäugige Rieſe und bläſ't auf einer Hirtenflöte mit ſieben Pfeifen ſieben verſchiedene Stücke. Vor dieſer Grotte iſt das Artiſchockenbaſſin, welches ſeinen Namen einer ſteinernen Artiſchocke von ungeheurer Größe verdankt, aus deren Blättern zwölf Fontainen in Bogen ſpringen, wovon die mittelſte in einer geraden Höhe von 40 Fuß emporſteigt. Vier Haupteingänge führen zum Erdgeſchoß des Rieſenſchloſſes; von dieſem Erdgeſchoſſe, welches ein großes Kreuzgewölbe iſt, gelangt man auf vier von außen hinaufführenden Treppen zum erſten Umgang, und eben ſo zum zweiten, in welchem verſchiedene Zimmer zur Wohnung eingerichtet worden; das dritte Stockwerk wird von 192 gekuppelten toscaniſchen 48 Fuß hohen Säulen geſtützt. Durch die von dieſen Säulen gebildeten Bogengänge gelangt man zu einem achteckigen Tonnengewölb um das Octagon, in welches man auf einer Schneckentreppe ohne Spindel bis zu einer Plateform ſteigt, die ſich über das ganze Gebäude erſtreckt und mit einer maſſiven Bruſtlehne umgeben iſt. Auf dieſer Plateform, nach der Seite der Cascaden hin, ragt aus großen Quaderſtücken errichtet die Pyramide hervor, deren Bau ein ganzes Jahr erfodert hat, und erſt 1714 vollendet ward; ſie iſt viereckig, 96 Fuß hoch und hat im Innern fünf Kreuzgewölbe über einander. Zu ihren vier Umgängen gelangt man mittelſt einer um eine hohle Spindel angelegten Wendeltreppe. Oben auf dieſer Pyramide ſteht auf einem elf Fuß hohen Piedeſtal die coloſſale Statue des Farneſiſchen Hercules, in der um-

liegenden Gegend der große Chriſtoph genannt, und krönt die Spitze des ganzen bewundernswürdigen Gebäudes. Drei Jahre nachher, als Guernieri den großen Bau vollendet hatte, nämlich im Jahre 1717, wurde ſie an ihrem jetzigen Platze aufgeſtellt; ſie iſt aus Kupfer getrieben und 31 Fuß hoch. Das Piedeſtal und die Bildſäule ſelbſt ſind hohl und auf Leitern kann man bis in die kupferne Keule, worauf der Coloß ſeinen kräftigen Arm ſtützt, ſteigen; dieſe Keule iſt von ſolcher Größe, daß zwölf erwachſene Perſonen darin Raum haben; in derſelben iſt eine Thür angebracht, deren Öffnung theils die außerdem hier herrſchende finſtere Nacht in eine Dämmerung verwandelt, theils dazu dient, die unbeſchränkteſte und herrlichſte Ausſicht ſogar bis zum Inſelberg bei Gotha und bis zum Brocken hin zu gewähren. KM.

Wilhelmsſtein, eine Feſtung im Steinhuder Meere (ſ. d. Art.) im Fürſtenthum Lippe-Schauenburg. Graf Wilhelm zu Lippe-Bückeburg, portugieſiſcher und braunſchweigiſcher Generalfeldmarſchall, einer der unterrichtetſten Generale ſeiner Zeit, legte ſie in den Jahren 1761 bis 1765 auf einem durch Kunſt gebildeten Boden an. Er wollte dadurch ſeine Unterſuchungen und neuen Erfindungen in der Kriegskunſt zum Nutzen der daſelbſt von ihm errichteten Militärakademie anſchaulich machen. Es iſt bei Erbauung der Feſtung auf alles Rückſicht genommen worden; in Kriegszeiten kann ſie zu einem ſichern Zufluchtsorte dienen, weil der Angriff ſehr ſchwierig, ja faſt unmöglich iſt. Als im Jahr 1787 der Landgraf von Heſſen Caſſel die ganze Grafſchaft tumultuariſch in Beſitz nahm, konnte der Commandant von Wilhelmsſtein auf keine Art zur Übergabe gebracht werden. Die Feſtung braucht nicht mehr als 400 Mann zur Beſatzung. Gegenwärtig dient ſie zugleich zur Aufbewahrung von Gefangenen.

Wilkes (John), Parlamentsglied, dann Lordmayor und zuletzt Schatzmeiſter der Stadt London, ein Mann, der zu ſeiner Zeit auch im Auslande großes Aufſehen erregte, von der Volkspartei als Verfechter der engliſchen Freiheit vergöttert, von den Miniſtern aufs heftigſte verfolgt wurde, und durch ſein Beiſpiel auch auf das gegenwärtige Zeitalter, das jenem ähnliche Auftritte hervorbrachte, fortdauernd gewirkt hat. Wilkes war der Sohn eines ſehr reichen Branntweinbrenners zu London, und 1727 geboren. Der feurige, talentvolle Knabe wurde den Wiſſenſchaften gewidmet. Nachdem er den erſten Unterricht in ſeinem Vaterlande erhalten hatte, ging er nach Leyden, um da die Rechte zu ſtudiren, und machte dann eine Reiſe durch Holland und Deutſchland. Nach ſeiner Zurückkunft in England wurde er 1757 von der Stadt Ailesbury als Repräſentant im Unterhauſe gewählt. Er zeichnete ſich weniger durch redneriſches Talent, als vielmehr durch ſeine witzige und anziehende Schreibart aus. Er gab ein politiſches Wochenblatt: the North Briton, heraus, das gegen die Miniſter gerichtet war, und begierig geleſen wurde. In einem dieſer Blätter (Nr. 45) hatte er die Rede, mit welcher der König das Parlament nach dem (1763) zu Paris geſchloſſenen Frieden — der alle engliſchen Zeitungs- und Pamphletsſchreiber beſchäftigte — eröffnete, ſtark angegriffen, und einen gewiſſen Ausdruck in derſelben für eine Lüge erklärt. Wilkes wurde auf Befehl der Miniſter in den Tower gefangen geſetzt, mußte aber, da er ſich auf die Habeascorpusacte (ſ. d. Art.) berief, bald wie-

der in Freiheit geſetzt werden. Die Volkspartei triumphirte laut über dieſen Sieg. Es entſtanden nun im Parlamente heftige Debatten über die Preßfreiheit, deren Reſultat war, daß beide Häuſer den Beſchluß faßten, daß die Nummer 45 des North Briton durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt werden ſollte. Dieſes Urtheil wurde nicht ohne Volksunruhen vollzogen. Im Unterhauſe wurde hierauf ein förmlicher Prozeß gegen Wilkes eingeleitet, und mit einer großen Stimmenmehrheit ſeine Ausſtoßung aus dem Parlamente beſchloſſen. Eine Schmähſchrift Verſuch über das Weib (Essai on Woman — eine anſtößige Paraphraſe des Veni Creator), die Wilkes heimlich gedruckt und verbreitet hatte, vergrößerte ſeine Schuld und er flüchtete ſich nach Frankreich. Im J. 1768 kam er nach England zurück, wurde in London von dem Pöbel mit großer Freude empfangen, und von der Grafſchaft Middleſex zum Repräſentanten im Parlament gewählt. Freiwillig ſtellte er ſich vor das königliche Gericht (the kings bench), und ſelbſt in das Gefängniß, wozu ihn jenes verurtheilte ohne die Bewegungen des Volks, das feſt an ihm hing und alles verſuchte, ihn zu befreien, zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Seine Entlaſſung aus dem Gefängniſſe (1770) war die Loſung zu neuen Unruhen, weil das Parlament ſich weigerte, ihn als Repräſentanten von Middleſex anzunehmen. Er wurde indeſſen, den Miniſtern zum Trotz, zum Alderman und 1770 zum Lordmayor von London gewählt; in der Folge erhielt er die ſehr einträgliche Stelle als Schatzmeiſter oder Kämmerer von London. Er ſtarb 1797. Wilkes war ein Mann von Verſtand und Kenntniſſen, beſonders der Rechte ſeines Vaterlandes kundig, die er mit Muth, Entſchloſſenheit und ausharrender Standhaftigkeit vertheidigte und dadurch den willkührlichen Unternehmungen der Miniſter Schranken ſetzte. Sein Charakter war nicht vorwurfsfrei; es hätte indeſſen vielleicht nur von ihm abgehangen, ein zweiter Catilina zu werden, aber er bemühte ſich nachher (1780), einen von Andern veranlaßten Volksaufruhr ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens zu dämpfen. Außer vielen politiſchen Aufſätzen und einer Sammlung ſeiner Parlamentsreden, hat er auch eine Geſchichte Englands von der Revolution an bis zur Thronbeſteigung des braunſchweigiſchen Hauſes (1768, 4.) herausgegeben.

Willamov (Joh. Gottl.), gehört nicht zu den ausgezeichnetſten, aber doch zu den vorzüglichern deutſchen Dichtern aus der Mitte des vorigen Jahrh. Er war 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, ſtudirte in Königsberg und wurde 1758 Profeſſor in Thorn. Einige Jahre ſpäter gab er ſeine erſte Sammlung von Poeſien heraus. Der ſo milde, ſanftmüthige Mann hatte ſich in einer Gattung verſucht, die ſonſt nur die raſende Trunkenheit beim Mänadendienſte des Bacchus ausſtrömte, in der Dithyrambe. Da ſie nicht mehr ihren eigenthümlichen Charakter beibehalten konnte, ſo wendete er ſie auf große Ereigniſſe an, und beſang z. B. die Trennung Siciliens von Italien, Hermann u. ſ. w., mit der Fülle und Regelloſigkeit dithyrambiſcher Bilder. Doch dieſe Form der Poeſie kann uns nie national werden, und ſo wurde auch an Willamovs Dithyramben wohl das Studium des Pindar bewundert, aber ſeine Geſänge ſelbſt wurden bald vergeſſen. Im J. 1765 gab er die erſten zwei Bücher dialogiſcher Fabeln heraus, die ſich durch Natürlichkeit, Anmuth und Wahrheit vortheilhaft auszeichnen, und den Äſopiſchen an die Seite geſetzt zu werden verdie-

nen. Willamovs ſpätere Verhältniſſe waren ſo unerfreulich, daß ſie den Sänger ganz verſtummen machten. Nachdem er in Thorn als Profeſſor zwar arm aber ruhig gelebt, und durch ſeine Sanftmuth ſich die Liebe ſeiner Schüler erworben hatte, wurde er 1767 nach Büſchings Abgang als Director der deutſchen Schule nach Petersburg gerufen. Mangel an ökonomiſchen Einſichten verwickelte ihn hier in die unangenehmſten Verhältniſſe, er brachte das Inſtitut in Schulden und nahm 1776 ſeine Entlaſſung. Er wurde zwar als Lehrer an einem Mädcheninſtitut angeſtellt, allein mit ſo geringem Gehalte, daß er ſich kaum anſtändig genug kleiden konnte, um in Geſellſchaft zu erſcheinen. Ein unangenehmer Vorfall, der ihn im Mai 1777 traf, machte auf ſein Gemüth ſo tiefen Eindruck, daß er erkrankte und im 41ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. In Petersburg hatte er wenig mehr geſchrieben, doch vermuthen Einige, die dort 1777 unter dem Titel Spaziergänge erſchienene Wochenſchrift ſey von ihm.

Wille. Der Wille wird dem Verſtand entgegengeſetzt, und bezeichnet die Selbſtthätigkeit des Begehrens und der Einwirkung in der Sinnenwelt. Dieſe Selbſtthätigkeit des Begehrens beſteht darin, daß der Menſch zu einem vorgeſtellten Zwecke durch beſtimmte Mittel ſtrebt, mithin eine *Wahl* hier eintritt, von welcher das Vermögen den Namen hat. Der Wille iſt ſonach das nach Zweckbegriffen beſtimmte Begehren. Allein in dieſer Bedeutung iſt der Wille ganz gleichbedeutend mit *Willkühr*, d. h. dem durch Naturnothwendigkeit nicht unmittelbar beſtimmten *Beſtrebungsvermögen*, und geht auf das, was für nützlich und ſchädlich gehalten wird. Bei dem willkührlichen Begehren oder Willen in dieſem Sinne wirkt der Trieb mittelbar, d. h. der Menſch begehrt das Angenehme, und ſtrebt das Unangenehme zu vermeiden, durch gewiſſe hierzu führende vorgeſtellte *Mittel*. So unterſcheidet ſich die menſchliche Willkühr von der thieriſchen (arbitrium brutum), welche da vorkommt, wo der blinde Trieb nicht zwingend einwirkt. Wille dagegen im engern Sinne oder moraliſches Begehrungsvermögen iſt das Vermögen, das Vernünftige oder *an ſich Gute* zu beſtreben; ein Vermögen, das dem Thiere *nicht* zukommt. Der Wille ſetzt Freiheit voraus; der Menſch kann das Gute unterlaſſen und dem Triebe folgen; dann iſt der Wille nicht wirkſam. Die Willensfreiheit beſteht alſo darin, daß ſich der Menſch nach einem Geſetz ſeines Handelns unabhängig von der Naturnothwendigkeit beſtimmen kann, und die Geſetze des Handelns, welche die practiſche Vernunft vorſchreibt, heißen daher auch Willensgeſetze oder Freiheitsgeſetze (ſ. *Freiheit*). Dieſe Geſetze ſind der wahre Wille der Menſchheit und damit zugleich der Gottheit. Wir nennen aber den Willen *rein*, der lediglich auf das Gute gerichtet iſt; in ſofern der Menſch jedoch zugleich ſinnliches Weſen iſt und bleibt, wird auch ſein Wille immer noch ein *pathologiſcher*, d. h. nicht allem Einfluß ſinnlicher Antriebe entzogen, und nur der Gottheit ſchreiben wir den reinen Willen zu.

T

Wille (Johann Georg), berühmter Kupferſtecher in Paris, der viele der ausgezeichnetſten Schüler gebildet hat. Er war 1717 in Großenlinden bei Gießen geboren, lernte erſt dort das Büchſenmacherhandwerk, ging dann nach Straßburg und endlich 1736 nach Paris, wo er eine Zeit lang bei Büchſenſchmieden und Uhrmachern arbeitete, und ſich ſodann ganz auf das Kupferſtechen legte. Bald

vervollkommnete er ſich in dieſer Kunſt, lieferte die vortrefflichſten Werke, und ward in kurzem ein berühmter Meiſter. Im J. 1761 ward er Mitglied der Pariſer Akademie und in der Folge des Inſtituts. Napoleon gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Er ſtarb 1808. Vorzüglich zeichnete er ſich durch die ſanft graduirte Haltung ſeiner Töne und die Feſtigkeit und Zierlichkeit ſeines Grabſtichels in Stoffen und Gewändern, beſonders im Atlas, aus.

Williams (Helena Maria), eine engliſche Schriftſtellerin, bekannt durch ihren Aufenthalt in Frankreich während der Revolution und durch eine gewiſſe Vorliebe für Napoleon. Schon in ihrem 18. Jahre, wo ſie in London unter dem Schutze des D. **Kippis** lebte, trat ſie, durch dieſen aufgemuntert, als Dichterin auf, und zeichnete ſich im Fache der Erzählung aus. Der Ertrag von zwei Bändchen Gedichte (1786) ſetzte ſie in den Stand, Frankreich 1788 zu beſuchen, wo ſie ſeit 1791 ſich fortwährend aufhielt. Unter Robeſpierre's Schreckensregierung ward ſie in den Tempel geſperrt, kam aber nach dem Sturze des Tyrannen in Freiheit, und machte ſich jetzt, von ihrem Freunde, dem bekannten D. **Stone**, unterſtützt, auch als politiſche Schriftſtellerin bekannt. Allein es war auffallend, daß ſie, eine eifrige Republikanerin, eine Lobrednerin von dem Zwangherrſcher Frankreichs werden konnte, deſſen Bewunderung für Oſſian ſie für ihn einnahm. Vorzüglich entehrte ſie ſich ſelbſt durch die gefühlloſen Bemerkungen und die verleumderiſchen Zuſätze, mit welchen ſie die Herausgabe der Correſpondenz Ludwigs XVI. begleitet (Ludwigs XVI. polit. und vertrauter Briefwechſel, mit Anmerk. drei Bände 1763). Indeß zog ſie ſich die Ungnade Napoleons durch eine Ode auf den Frieden von Amiens zu, in der ſie ſeiner mit keinem Worte gedacht, ſondern, was ihn noch mehr erzürnte, von ihrer geliebten vaterländiſchen Inſel gerühmt hatte, daß ihr die Meere gehorchten. Der Polizeipräfect nahm ſie deßhalb in Verhaft, und unterſuchte ihre Papiere; doch ward ſie, da man nichts Verdächtiges fand, nach 24 Stunden wieder in Freiheit geſetzt. Sie erzählt dies in ihrer letzten Schrift: Hiſtoriſche Nachrichten von den letzten Ereigniſſen in Frankreich, ſeit der Landung Napoleons den 1. März 1815 bis zur Wiederherſtellung Ludwigs XVIII., nebſt einem Bericht von dem gegenwärtigen geſellſchaftlichen Zuſtande und der öffentlichen Meinung in Frankreich, 1815. Unter ihren frühern Schriften ſind zu bemerken: ein Gedicht über den Sklavenhandel, 1788; Julie, eine Novelle, zwei Bände, 1790; und mehrere einzelne Gedichte und Aufſätze, vorzüglich die Briefe, geſchrieben in Frankreich im Sommer 1790, zwei Bde, 2te Aufl. 1792; und Briefe über den politiſchen Zuſtand von Frankreich, vier Bde, 1796; Reiſe in die Schweiz, mit vergleichenden Blicken auf den gegenwärtigen Zuſtand von Paris, zwei Bde, 1798; Briefe über den ſittlichen Zuſtand und die öffentliche Meinung in der franzöſiſchen Republik, zwei Bde, 1800; und die Reiſen des Herrn von Humboldt in die Tropenländer der neuen Welt, vier Bde 1814. Ihre politiſchen Schriften über den Zuſtand in Frankreich ſind auch ins Deutſche überſetzt.

Willkühr, die ungebundene Wahl, – aus **Wille** und **Kuhr**, Wahl, zuſammengeſetzt. (S. d. Art. **Freiheit** und **Wille**.) — Im beſondern Sinne verſteht man darunter Stadtgeſetze und Statuten, in ſo fern ſie durch freie Wahl und Stimmung der Bürger gemacht worden ſind, und in dieſer Bedeutung wird **Willkühr** dem allgemeinen Landrechte entgegengeſetzt. (S. d. Art. **Land**-

recht.) Das Sprichwort: Willkühr bricht Landrecht, heißt ſo viel als: die Stadtrechte haben den Vorzug vor dem Landrechte.

Wilna (Wilno), eine große Stadt, ehemals Hauptſtadt des Großherzogthums Litthauen, jetzt Hauptort des ruſſiſchen Gouvernements Wilna, am ſchiffbaren Fluſſe Wilia (Wilna). Sie liegt in einem Thale zwiſchen Bergen, hat, ohne die weitläuftigen Vorſtädte, eine Meile im Umfange, 3000 Häuſer, 25,000 Einwohner, darunter 12,000 Juden, anſehnliche Paläſte und andere Gebäude, 30 Kirchen und Klöſter des catholiſchen Ritus, zu welchen auch die Domkirche gehört, und ſieben Kirchen andrer Religionsverwandten, unter denen ſich auch ein Mohammedaniſches Bethaus befindet. Es haben ſich hier viel Deutſche niedergelaſſen. Der hieſige Handel, der theils mit ausländiſchen Waaren, theils mit Verſendung inländiſcher Producte nach Königsberg, Memel und Riga getrieben wird, iſt ziemlich bedeutend; Fabriken und Manufacturen giebt es jedoch nicht. Die im Jahre 1803 von der ruſſiſchen Regierung beſtätigte und neu organiſirte Univerſität hat vier Facultäten, der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, der phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, der Medicin, der Moral und Politik, unter welchen letztern auch Theologie und Jurisprudenz mitbegriffen ſind. Für die Univerſität iſt ein jährlicher Fonds von 142,000 Silberrubeln angewieſen. Der Profeſſoren ſind 32, außer 12 Adjuncten. Die Univerſität hat eine gut eingerichtete Sternwarte und einen botaniſchen Garten, auch iſt eine botaniſche Geſellſchaft und eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften errichtet worden. Das Gouvernement Wilna enthält 1284 Quadratmeilen und 980,000 Einwohner. Es iſt eine flache Ebene, bloß mit Landrücken, und vielen Waldungen, Brüchen, Moräſten und Seen. Der im Ganzen fruchtbare Boden liefert viel Getraide, Flachs und Hanf. Die Induſtrie iſt unbedeutend, und beſchränkt ſich faſt allein auf die gewöhnlichen ſtädtiſchen Gewerbe. Die Einwohner ſind Litthauer, Polen, Juden, Tataren, auch Großruſſen und Deutſche.

Wilſon (Sir Robert Thomas), der Befreier Lavalette's, brittiſcher Generalmajor, Ritter des öſterreich. Maria Thereſia-, des portugieſ. Thurm- und Schwert- und des ruſſiſchen St. Georgs-Ordens, geb. zu London 1777. Er erhielt von ſeinem Vater, dem berühmten Mahler und Schriftſteller Benjamin Wilſon, eine gute Erziehung. Im J. 1788 trat er in Kriegsdienſte, diente 1793 als Lieutenant unter dem Herzog von York in Holland, zeichnete ſich 1794 in Flandern aus, vorzüglich in dem Treffen von Villers en Couché bei Cambray (23. April), wo er zur Rettung des Kaiſers Franz, welcher ſich zu weit von dem Lager entfernt hatte, und in Gefahr kam, gefangen zu werden, viel beitrug. Dafür ward ihm eine beſondre Medaille und der Maria Thereſia-Orden zu Theil. In der Folge diente er wieder unter York in Holland 1799; dann ging er als Major mit Abercrombie nach Ägypten. Er gab über dieſen Feldzug einen merkwürdigen Bericht heraus, der den unter Buonaparte's Einfluß geſchriebenen Bericht des Generals Regnier theils widerlegte, theils ergänzte. Man erfuhr aus Wilſons Schrift, daß Buonaparte in Jaffa ſeine peſtkranken Soldaten habe vergiften und die türkiſchen Gefangenen niederſchießen laſſen. Beides wurde durch ſpätere Zeugniſſe in der Hauptſache beſtätigt, und der hiſtoriſche Werth des Wilſon'ſchen Tagebuchs iſt jetzt eben ſo

anerkannt, als deſſen militäriſcher Gehalt. — S. deſſen engl. überſ.
der Schrift von Regnier über den Feldzug 1801 in Ägypten
(1802), und ſeinen Historical Account of the British Expedition to
Egypt, with some important Facts relative to Gen. Buonaparte
4. 1802. Von dieſer Schrift, die auch ins Deutſche überſ. und im
Auszuge (1803) vorhanden iſt, ſind noch vier Aufl. (2 Bde. 8.) er-
ſchienen. Nachher ging er mit Baird nach Braſilien, dann nahm
er Theil an der Eroberung des Caps. Im Nov. 1806 begleitete
er den General Hutchinſon, der eine geheime Sendung an den ruſ-
ſiſchen Kaiſer hatte. Hier erwarb ſich Wilſon im Kriege mit den
Franzoſen die Achtung des Kaiſers. Nach dem Frieden zu Tilſit
fand er in Petersburg eine ausgezeichnete Aufnahme, konnte aber den
Bruch zwiſchen Rußland und England nicht verhindern. Er eilte
nach London zurück, und vollzog hierauf in Liſſabon die ihm über-
tragene Organiſation der portugieſiſchen Truppen ſo ſchnell und mit
ſolcher Geſchicklichkeit, daß der franzöſiſche Feldherr glaubte, er habe
alte brittiſche Krieger in portugieſiſchen Uniformen vor ſich. Dar-
auf bewies Wilſon in dem ruſſiſchen Kriege 1812 nicht weniger
Muth und Geſchicklichkeit. Er befand ſich in Kutuſoffs Hauptquar-
tiere, als Lauriſton wegen eines Waffenſtillſtandes unterhandelte,
und man glaubt, daß Kutuſoff bei dieſer Gelegenheit dem britti-
ſchen General ſein Vertrauen geſchenkt und auf deſſen Rath gehört
habe. Nach des brittiſchen Geſandten im Gefolge Alexanders, Lord
Cathcarts, Zeugniß hatte er an jedem bedeutenden Treffen im
ruſſiſchen und deutſchen Feldzuge mit Ruhm Theil genommen, ſo
daß er ſich die Achtung der Offiziere von allen Armeen erwarb, und
Alexander ihm im Angeſicht des Bundesheers den St. Georgsorden
umhängen ließ. Der öſterreichiſche Kaiſer ertheilte ihm das Groß-
kreuz des Maria Thereſiaordens und der König von Preußen den
rothen Adlerorden. Vorzüglich leiſtete er in der Schlacht bei Leipzig
durch ſeine geſchickte Aufſtellung der öſterreichiſchen Cavallerie aus-
gezeichnete Dienſte. Als ihn darauf ſeine Regierung nach Italien
ſandte, gab ihm der Kaiſer Alexander, als ein Zeichen ſeiner per-
ſönlichen Achtung, den St. Annenorden erſter Claſſe. Auch in Ita-
lien erwarb er ſich den Beifall der fremden Heere; nur ſeine eigene
Regierung gab ihm kein Zeichen der Anerkennung ſeiner Verdienſte.
Er hatte durch freimüthigen Tadel beleidigt, und da er ſich mit
Wärme für die Volksrechte erklärte, welche er von der brittiſchen
Regierung gekränkt glaubte, und überdies von den ſeltenen Eigen-
ſchaften Buonaparte's, als dieſer geſtürzt war, mit Bewunderung
ſprach, ſo machte er ſich viel Feinde. Vorzüglich fand man ſeine
Zweifel an der Untrüglichkeit des Grundſatzes der Legitimität an-
ſtößig. Noch größeres Aufſehn erregte ſeine großmüthige Mitwir-
kung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frankreich im
December 1815. Dieſen ſchon zum Tode verurtheilten Staatsge-
fangenen hatte ſeine Gemahlin aus dem Gefängniſſe befreit, worauf er
ſich den Engländern Bruce, Kapitain Hutchinſon und General
Wilſon anvertraute, die ſeine Flucht beförderten, indem Wilſon
ſelbſt in ſeinem Wagen ihn in der Verkleidung eines brittiſchen
Staabsoffiziers über die Gränze brachte. Durch aufgefangene Briefe
wurde das Geheimniß entdeckt, und Wilſon nebſt ſeinen Freunden,
mit Einwilligung des Herzogs von Wellington und des engliſchen
Geſandten, in das Gefängniß la Force gebracht. Zugleich entdeckte
die Pariſer Polizei, daß Wilſon ſich bittere Äußerungen über das

Haus Bourbon in Briefen an ſeine Freunde in England erlaubt habe. Der Prozeß der drei Engländer vor dem Aſſiſengerichte in Paris (von 21ſten bis 24ſten April 1816) ward, ungeachtet der männlichen Vertheidigung der Britten, nach franzöſiſchen Geſetzen ſo entſchieden, daß ſie zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt wurden. Im Juli 1816 kehrte Wilſon nach London zurück. Der Prinz Regent mißbilligte ſeine Handlung, weil er ſeinen Stand als brittiſcher Offizier durch die bei der Entführung angewandte Verkleidung gemißbraucht habe. Dies alles mußte die natürliche Reizbarkeit des Sir Robert Wilſon erhöhen, und ſein an ſich ſchon aufgeregtes Gemüth noch mehr erbittern. Er hat in ſolcher Stimmung Mehreres geſchrieben, was eine ſtrenge Prüfung nicht aushält. Am meiſten hat die von ihm ohne ſeinen Namen herausgegebene Schrift: A Sketch of the military and political power of Russia in the year 1817, Lond. 1817. 8. 223 S. durch ihre kühnen Behauptungen und gewagten Urtheile allgemeines Aufſehen erregt. Als Theilnehmer an den wichtigſten Kriegs- und Staatsbegebenheiten iſt ſein Zeugniß wie ſein Urtheil von großer Bedeutung; nur iſt das Ganze flüchtig hingeworfen, und enthält mehr unbeſtimmte Annahmen, als gründliche Entwickelung aus erwieſenen Thatſachen. Der Verf. beginnt mit Betrachtungen über die Geſchichte des Kriegsweſens und der Kriegspolitik in Rußland; er zeigt, was die letztere bereits hervorgebracht, wie ſie ihre Zwecke erreicht, und warum ſie zu verſchiedenen Zeiten nicht mehr habe thun können. Er macht auf das militäriſche Übergewicht Rußlands in Europa aufmerkſam, und rügt mehrere politiſche Mißgriffe der brittiſchen Regierung u. ſ. w. Insbeſondre bemerkt er, durch welche Fehler Napoleon (und Junot) den ganzen Erfolg ſeines Krieges mit Rußland vereitelte, ſo wie die Fehler, welche die ruſſiſchen Heerführer begingen. Auch über die Kriegsereigniſſe in Deutſchland giebt er viele Aufſchlüſſe, noch bedeutendere über die entſcheidenden Augenblicke in dem Gange des Kriegs in Frankreich. Mehrere ſeiner Behauptungen haben ſtarken Widerſpruch gefunden; vergl. die Anmerkungen zu Wilſons Schrift in den europäiſchen Annalen 1818, und die Beurtheilung im Edinb. Review Nov. 1817, welche Manches enthält, was Beherzigung verdient, über den letzten Frieden mit Frankreich und über die gegenwärtige Stimmung der Völker. Was Wilſon über die außerordentlichen Fortſchritte der innern Verwaltung des ruſſiſchen Kriegsweſens ſeit dem Tilſiter Frieden, und über den vortrefflichen Zuſtand des ruſſiſchen Heers im Jahr 1815 als Kenner und Augenzeuge bemerkt, bleibt allemal wichtig. Er erklärt ſich lebhaft für Ney, dem die Capitulation von Paris hätte Schutz gewähren ſollen. Dann zeigt er das Übergewicht der politiſchen und militäriſchen Stellung Rußlands in Europa und Aſien ſeit 1815, ſo wie deſſen um ſich greifenden Einfluß auf den Welthandel im Weſten von Nordamerika. Endlich beurtheilt er die Stellung der übrigen Mächte, Frankreichs, Öſterreichs, der Pforte und Englands. Nach ſeiner Rückkehr trat Wilſon auf die Seite der Reformers, konnte aber im J. 1818 ſeine Erwählung zum Parlamentsglied nicht durchſetzen. Hierauf begab er ſich als Freiwilliger nach Südamerika, und diente unter den Fahnen von Venezuela, allein er konnte ſich mit Bolivar nicht vertragen, kehrte nach England zurück, ward zum Parlamentsgliede gewählt, und gehörte in der berühmten Sitzung, die den 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, zur

Oppoſition. — Er hat außer den genannten Werken geſchrieben: An Inquiry into the preſent State of the military force of the British Empire, 1804, und Account of the Campaigns in Poland in 1806 and 7, with remarks on the character and composition of the Russian Army. 4 1811. K.

Winckelmann (Johann Joachim). Dieſer um Kritik und Geſchichte der Kunſt, ſo wie um das Studium der Antike unſterblich verdiente Gelehrte war den 9ten Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark als der Sohn eines armen Schuhmachers geboren. Auch die äußerſte Dürftigkeit konnte ſeine früh erwachte Neigung zum Studiren nicht unterdrücken. Er beſuchte die Schule ſeines Geburtsorts, deren würdiger Rector ihn bald lieb gewann und zu ſich ins Haus nahm; und als dieſer alte Lehrer blind geworden, war Winckelmann ſein Führer und Vorleſer und genoß dafür ſeiner belehrenden Unterhaltung. Mit einem guten Grunde im Griechiſchen und Lateiniſchen ging er 1735 nach Berlin auf das Cölniſche Gymnaſium und wanderte von dort nach Hamburg, um aus des berühmten Fabrizius Bibliothek einige alte Claſſiker zu erſtehen, wozu er das Geld unterwegs bei Pfarrern und Gutsbeſitzern erbat. Zu Oſtern 1738 bezog er die Univerſität Halle; er lebte während ſeines zweijährigen Aufenthalts daſelbſt von einem kleinen Stipendium und Unterſtützungen. Da ihn das Studium der alten Literatur und der ſchönen Wiſſenſchaften mehr anzog, als die Theologie, ſo vernachläſſigte er die Collegien, beſuchte aber deſto fleißiger die Bibliotheken und beſchäftigte ſich mit den Alten. Nach einem mißlungenen Verſuch, Paris und Rom zu beſuchen, war er ein Jahr (1741) Hofmeiſter bei dem Rittmeiſter von Grollmann zu Oſterburg, beſuchte ſodann Jena, wo er Italieniſch und Engliſch lernte, und ging 1742 als Hauslehrer zu dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben bei Halberſtadt. Hier beſchäftigte er ſich vornehmlich mit Geſchichtsſtudien. Im J. 1743 erhielt Winckelmann das Conrectorat an der Schule zu Seehauſen in der Altmark. So niederdrückend auch ſeine Lage ſowohl als ſeine Amtsbeſchäftigung hier war, ſo ertrug er ſie doch fünf Jahr, während welcher er mit unermüdlichem Eifer ſeine Studien fortſetzte. Im J. 1748 wandte er ſich an den Miniſter Grafen von Bünau nach Nöthenitz bei Dresden, und bot ſich ihm zum Bibliothekar an. Der Graf hatte bereits einen Bibliothekar, erklärte ſich aber bereit, ihn als Bibliotheksecretär mit 80 Thlrn Gehalt anzuſtellen. Winckelmann nahm froh das Erbieten an. Er verlebte einige Jahre ruhig und zufrieden, theils mit eignen Studien, theils mit Arbeiten für den Grafen beſchäftigt. Die Nähe Dresdens mit ſeinen reichen Kunſtſchätzen und die Bekanntſchaft mit einigen Künſtlern erweckten in ihm die Liebe zur Kunſt, deren practiſcher Ausübung er ſich gern noch gewidmet hätte, wenn er nicht bereits zu alt dazu geweſen wäre. Er fühlte, daß er ſeine Neigung auf das theoretiſche und geſchichtliche Studium der Kunſt beſchränken müſſe. Von entſcheidendem Nutzen für ihn war die Bekanntſchaft und der Umgang mit Lippert, Hagedorn und Öſer. Winckelmann lernte die verſchiedenen Schulen der Kunſt, den eigentlichen Charakter der Künſtler und ihrer verſchiednen Manieren, ſo wie auch das Materielle der Kunſt kennen. Jetzt faßte er ein ſchönes Ziel ſeines Wirkens und Strebens ins Auge und richtete alle ſeine Wünſche auf Italien, das Vaterland und den Wohnſitz der Künſte. Das Anerbieten des päpſtlichen Nunzius, Monſ. Archinto, der Win-

ckelmanns Gelehrſamkeit kannte und ſchätzte, ihm in Rom eine Bibliothekarſtelle zu verſchaffen, war daher zu anlockend, als daß die damit verbundene Bedingung der Religionsänderung ihn hätte abſchrecken ſollen. Die Unterhandlungen zogen ſich indeß in die Länge, bis endlich des Königs von Polen Beichtvater, der Pater Rauch, die Sache ſo leitete, daß Winckelmann mit einer kleinen Penſion ganz unabhängig in Rom leben konnte. Dieſer trat jetzt (1754) förmlich zur römiſchen Kirche über und verließ die Dienſte des Grafen Bünau, um in Dresden ganz dem Studium der Kunſt zu leben. Die erſte Frucht deſſelben waren die *Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke* 1755, die ſowohl des Inhalts als der Schreibart wegen den Beifall der Kenner erhielten, wenn gleich die Zueignung an den König, die auf Brühls Rath geſchehen war, zufällig unbeachtet blieb. Um die Wirkung ſeiner Schrift noch zu verſtärken, griff Winckelmann ſelbſt ſie in einer zweiten an und vertheidigte ſie in einer dritten. Endlich waren alle Hinderniſſe beſeitigt, und Winckelmann reiſ'te im Herbſt 1755 mit einer königl. Penſion von 200 Rthlrn auf zwei Jahre nach Rom ab. Hier fand er bald Freunde und Beſchützer. Der Hofmahler Dieterich hatte ihn an Rafael Mengs empfohlen, mit dem er ſchnell in ein vertrautes Verhältniß trat. Die gelehrten und kunſtliebenden Cardinäle Paſſionei und Albani kannten ihn durch Archinto, der inzwiſchen Cardinal und Staatsſecretär geworden war, und intereſſirten ſich für ihn, und des Papſtes Leibarzt Laurenti wirkte ihm ſogar eine Audienz bei Benedict XIV. aus, der ihn leutſelig aufnahm und ſeines Schutzes verſicherte. Winckelmann überließ ſich jetzt dem Anſchauen und der Betrachtung alter und neuer Kunſtwerke; auch machte er einige ſchriftſtelleriſche Plane, ohne jedoch etwas auszuführen; die Idee einer Geſchichte der alten Kunſt ſchwebte ihm vor, aber noch fehlte es ihm dazu an Klarheit der Begriffe und an Erfahrung. Im Frühjahr 1758 beſuchte er Neapel, wo er die Bekanntſchaft der ausgezeichnetſten Männer machte und durch ſie den Zutritt zu den Alterthümern von Portici, Herculanum und Pompeji erlangte. Nach zehnwöchentlicher Abweſenheit kehrte er mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntniſſen nach Rom zurück, die er zum Theil in ſeinen Berichten über die herculaniſchen Alterthümer, welche er für den Churprinzen von Sachſen einſandte, niederlegte. Im Sept. 1758 reiſ'te Winckelmann auf die wiederholte Einladung des Grafen Muzel-Stoſch, der durch Erbſchaft von ſeinem Oheim im Beſitz einer der ſchönſten und reichſten Gemmenſammlungen war, nach Florenz, wo er neun Monate verweilte, um jene Sammlung zu ordnen und zu verzeichnen. Dieſes Verzeichniß, das er im nächſten Jahre ausarbeitete, erſchien zu Florenz unter dem Titel: Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Um dieſe Zeit bot der Cardinal Albani ihm ſeine Dienſte als Bibliothekar und Aufſeher über ſeine Alterthümer an, mit freier Wohnung und 120 Scudi Jahrgehalt; mancherlei Rückſichten bewogen Winckelmann, dies Anerbieten (im Julius 1759) anzunehmen. Er hatte ſeine Geſchichte der Kunſt zwar angefangen, fand aber bei ſeinem ſchnellen Fortſchreiten den erſten Entwurf bald zu dürftig und beſchloß, ihn völlig umzuarbeiten. Im Sommer 1760 endigte er die Anmerkungen über die Baukunſt der Alten, die zwei Jahr ſpäter in Deutſchland erſchienen. Verſchiedene Anträge wurden ihm gemacht, aber von ihm abgelehnt; der Aufenthalt in Rom ward

ihm immer lieber und er dachte daran, für immer dort zu bleiben. Da der Cardinal Albani Bibliothekar der Vaticana geworden war, ſo hatte er Hoffnung auf die erſte erledigte Stelle an derſelben, mithin auf eine lebenslängliche Verſorgung. Schon früher war ein angeblich altes Gemählde, Jupiter und Ganymed, in Rom zum Vorſchein gekommen und von Winckelmann in ſeinen Briefen als eins der ſchönſten Alterthümer geprieſen worden, obgleich viele es für ein Werk von Mengs hielten; zu einem noch ſchlimmern Irrthum verleitete ihn jetzt Caſanova, der eigens um der Kennerſchaft ſeines Freundes einen Streich zu ſpielen zwei Gemählde verfertigt hatte, die Winckelmann für echt nahm und ſogar in ſeiner Geſchichte der Kunſt beſchrieb. Erſt nach dem Druck derſelben entdeckte er den Betrug. Im J. 1762 beſuchte Winckelmann in Geſellſchaft des Grafen Brühl abermals Neapel und deſſen merkwürdige Umgebungen und übergab ſeine daſelbſt gemachten Entdeckungen und Bemerkungen bald darauf dem Publicum in dem Sendſchreiben an den Grafen von Brühl über die herculaniſchen Entdeckungen. Der Plan einer Schrift zur Erläuterung ſchwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweiterte ſich ihm unter den Händen zu einem größern Werke mit vielen Kupfern, das fünf Jahre ſpäter, unter dem Titel Monumenti antichi inediti, in italieniſcher Sprache ans Licht trat. Auch legte er, da die Geſchichte der Kunſt in der Handſchrift vollendet war, die Hand an die längſt beſchloſſene Schrift über die Allegorie, welche aber erſt 1766 erſchien. Im J. 1763 gab er eine andere kleine Schrift, über die Empfindung des Schönen, heraus. Ähnliche Mittheilungen an ſeine Freunde über Gegenſtände der Kunſt ſollten folgen. Aber dieſe wie mancher andere Vorſatz blieb unausgeführt. In demſelben Jahre erhielt er endlich die Stelle eines Oberaufſehers aller Alterthümer in und um Rom mit einem monatlichen Einkommen von 12 – 15 Scudi, und zugleich ein jährliches Wartegeld von der vaticaniſchen Bibliothek, bis ein Scrittorat an derſelben ledig würde. Dadurch wurde ſeine Lage in Rom geſichert, und als im nächſten Jahre auch die Unterhandlungen mit Friedrich II. wegen einer Anſtellung in Berlin ſich zerſchlagen hatten, beſchloß er um ſo mehr, für immer dort zu bleiben. Im Anfange des J. 1764 erſchien endlich zu Dresden ſeine Geſchichte der Kunſt. In demſelben Frühling machte er mit Volkmann und Heinrich Füßli eine dritte Reiſe nach Neapel, deren Reſultate er in einer beſondern Schrift: Nachrichten von den neueſten herculaniſchen Entdeckungen, herausgab. Den größten Theil des J. 1766 widmete Winckelmann der Ausarbeitung des Discorso preliminare ſeiner Monumenti inediti, einer neuen Durchſicht und dem Druck derſelben. Die Koſten dazu beſtritt er ſelbſt ſeit 1764, wo Caſanova, der ſie bis dahin vorgeſchoſſen hatte, nach Dresden reiſte. Um die Mängel der erſten Ausgabe ſeiner Geſchichte der Kunſt einſtweilen zu erſetzen, ließ er 1797 Anmerkungen dazu erſcheinen, arbeitete aber inzwiſchen mit großem Eifer an einer zweiten Ausgabe dieſes Werkes. Zugleich erwachten in ihm alte Reiſeplane nach Griechenland, die er jedoch, wo nicht aufgab, doch verſchob, um Berlin zu beſuchen, wo ſeine Geſchichte der Kunſt in einer franzöſiſchen Überſetzung erſcheinen ſollte, und wo er für jene Reiſeplane Unterſtützung zu finden hoffte. Er machte noch eine vierte Reiſe nach Neapel, wo ſein Sendſchreiben ihm heftige Gegner zugezogen hatte,

ſöhnte ſich mit ihnen aus, beſtieg den Veſuv während eines eben Statt habenden Ausbruchs, traf die nöthigen Verfügungen für die Kupfer zum dritten Theil ſeiner Monumenti, wofür er bereits vieles geſammelt hatte, und trat endlich im April 1768 in Geſellſchaft des Bildhauers Cavaceppi ſeine Reiſe nach Deutſchland an. Schon der Anblick der tyroler Gebirge verſenkte Winckelmann in eine tiefe Schwermuth, die in Augsburg und München immer mehr zunahm. In Regensburg endlich äußerte er den feſten Entſchluß, allein nach Italien zurückkehren zu wollen. Alles, was ſein Reiſegefährte von ihm erlangen konnte, war, daß er bis nach Wien mitging, um ſodann ſeine Rückreiſe anzutreten. Hier kam er den 12. Mai an und fand bei dem Fürſten Kaunitz und andern Großen die ehrenvollſte Aufnahme. Aber von dem gefaßten Entſchluß der Rückkehr konnte ihn nichts abhalten. Seine Gemüthsbewegung wurde durch Zuredungen nur vermehrt und zog ihm ein heftiges Fieber zu, das ihn einige Tage im Bette hielt. Nach ſeiner Herſtellung beſah er die Merkwürdigkeiten Wiens, ward in Schönbrunn der Kaiſerin Maria Thereſia vorgeſtellt, die ihn mit beſonderer Auszeichnung empfing und reich beſchenkte, und reiſ'te zu Anfang des Junius nach Trieſt ab. Unterwegs geſellte ſich ein Italiener, Namens Franceſco Arcangeli, zu ihm. Dieſer, ein abgefeimter Böſewicht, der erſt vor kurzem in Wien zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwieſen worden, bemächtigte ſich durch erheuchelte Kunſtliebe bald des Vertrauens des argloſen Winckelmann, der ihm ſeine goldnen Medaillen und andere Koſtbarkeiten unbedenklich zeigte. In Trieſt übernahm Arcangeli die Beſorgung der Reiſeangelegenheiten, während Winckelmann im Gaſthofe blieb. Am 8. Jun. zwiſchen eins und zwei Uhr ſaß er ſchreibend am Tiſche, als der Italiener in ſein Zimmer trat, um ihm ſeine plötzliche Abreiſe anzuzeigen und Abſchied zu nehmen. Er bat, ihm zuvor noch einmal die goldnen Medaillen zu zeigen; aber während Winckelmann, vor dem Coffre knieend, ſie hervorlangen wollte, warf jener ihm eine Schlinge um den Hals und verſetzte dem Unglücklichen, der ſich vergebens wehrte, fünf tödtliche Stiche in den Unterleib, worauf er, ohne etwas mitzunehmen, entſprang. Winckelmann verſchied wenige Stunden darauf, nachdem er ſein Teſtament gemacht und den Cardinal Albani zum Univerſalerben eingeſetzt hatte. Seine Handſchrift zur zweiten Ausgabe der Geſchichte der Kunſt, die er bei ſich führte, kam in den Beſitz der kaiſerlichen Akademie der bildenden Künſte in Wien, welche 1776 eine Ausgabe darnach beſorgen ließ, die jedoch den Erwartungen der Kenner nicht entſprach; ſeine übrigen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauſes Albani; 1799 führten ſie die Franzoſen nach Paris, von wo ſie jedoch wahrſcheinlich zurückgekehrt ſind. Winckelmanns Geiſt iſt in ſeinen Schriften ausgeprägt, die eben ſo ſchätzbar durch gehaltvollen Inhalt als körnichten einfachen Ausdruck ſind. Ihr unvergängliches Verdienſt beſteht darin, daß ſie zuerſt die ewigen Principien der Kunſt aufſtellen und die Werke derſelben nach ihrem wahren, durch jene Principien bedingten Weſen und ihrem Zuſammenhang unter einander darſtellen. Nächſt dem enthalten ſie einen Schatz von hiſtoriſchen Aufklärungen, gegen den die einzelnen Irrthümer unbedeutend erſcheinen. Sie finden ſich geſammelt, bis auf die Monumenti inediti, die Description des pierres gravées und die verſchiednen Briefſammlungen, in der von Fernow begonnenen und von Meyer

und Schulze beendigten Ausgabe, Dresden 7 Bände, 1808 — 17. Nächſt dem iſt zu Winckelmanns Kenntniß zu empfehlen Göthe's treffliche Schrift: Winckelmann und ſein Jahrhundert. Über ſeinen traurigen Tod giebt eine kleine Schrift: Winckelmanns letzte Lebenswoche, herausgegeben von Roſetti, Dresden 1818, ſehr genaue Nachricht.

Wind. Was man darunter verſtehe, iſt hinreichend bekannt. Wir können uns daher ſogleich zur Erklärung der Urſachen dieſes oft wohlthätigen, oft furchtbaren Phänomens wenden. Die den Erdball überall umgebende Luft zeigt, gleich allen flüſſigen Körpern, ein beſtändiges Beſtreben, ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen. Wird dies Gleichgewicht irgendwo geſtört, etwa durch Kälte, welche bekanntlich die Luft zuſammenzieht, oder durch Wärme, welche ſie ausdehnt, ſo ſtrömt die benachbarte Luft, zur Wiederherſtellung dieſes Gleichgewichts, herbei; das iſt die nächſte und gewöhnlichſte Urſache der Winde. Damit verbinden ſich andere Umſtände, um ſehr merkwürdige Erſcheinungen hervorzubringen, von denen wir namentlich des zwiſchen den Wendekreiſen herrſchenden, beſtändigen Oſtwindes Erwähnung thun müſſen, der den Seefahrern ſo bekannt iſt, daß, um von Europa nach Amerika zu ſegeln, man erſt bis zur Region dieſer Winde hinaufſchifft, und, ſich ihnen überlaſſend, den Ocean dann in gerader Linie durchſchneidet. Die Urſache dieſer Winde iſt in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche bekanntlich in der Richtung gegen Oſten vor ſich geht, zu ſuchen. Die ſtarke Erwärmung der Luft zwiſchen den Wendekreiſen bewirkt ein beſtändiges Zuſtrömen kälterer Luft aus den Polargegenden, alſo von Punkten, welche bei der Rotation der Erdkugel einen minderen Schwung erleiden, als die Äquatorialgegenden. (Vergl. Abplattung der Erde.) Bei der Ankunft in den letzteren bringt die Luft dieſe mindere Geſchwindigkeit mit, dergeſtalt, daß das mit der rotirenden Erdkugel gegen Oſten fortgeführte Schiff ſich an dieſe weniger geſchwinde Luft ſtößt, oder, weil die erſtere Bewegung vom Schiffer nicht empfunden wird, einen von Oſten wehenden Wind erfährt. — Außer dieſen beſtändigen Winden giebt es periodiſche Winde, wohin beſonders die Paſſatwinde (Mouſſons) gehören, die auf einigen eingeſchränkten Meeren zwiſchen den Wendekreiſen eine Zeit des Jahrs hindurch nach dieſer, in der übrigen Zeit aber nach entgegengeſetzter Richtung wehen, und deren Urſache in der Modification der angeführten Hauptumſtände durch Localitäten geſucht werden muß. — In unſern Gegenden kennt man bekanntlich nur unbeſtändige Winde, die ſich von jenen beſtändigen und zugleich gelinden und gleichförmigen Winden auch noch durch die Verſchiedenheit ihrer Stärke unterſcheiden. Hat der Wind eine Geſchwindigkeit von 40 — 60 Fuß in der Secunde, ſo wird er Sturm, darüber, Orcan; von denen die heißen Erdſtriche, neben jenen beſtändigen Winden, als außerordentliche Erſcheinungen, nicht befreit ſind; welche vielmehr dort, aus leicht erklärl. Gründen, wohin beſonders die außerordentlich hohe Temperatur dieſer Gegenden gehört, noch heftiger zu wüthen pflegen. Um einen Begriff von der furchtbaren Gewalt dieſer Wirkungen zu geben, führen wir nur an, daß bei vorausgeſetzter Geſchwindigkeit von 123 Fuß in der Secunde, welche beobachtet worden iſt, z. B. ein Thurm von 150 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite, auf allen Seiten vom Windſtoße eine Gewalt erleidet, die

dem Drucke von neun Millionen Pfunden gleich iſt, welche Angabe auf genauen Vergleichungen des Waſſer- und Windſtoßes, und der ſpecifiſchen Gewichte beider Materien beruht. — Eben ſo furchtbar in ihren mechaniſchen Wirkungen zeigen ſich die Wirbelwinde, welche aus einer Luftſäule beſtehen, die mit Gewalt um ihre Axe rotirt und zugleich eine fortgehende Bewegung hat, und die Waſſerhoſen, von welchen ein eigner Artikel handelt: wie anderſeits die geſundheitzerſtörenden Einflüſſe des in Italien wehenden Sirocco, des Sam in Arabien u. ſ. w. aus Reiſebeſchreibungen hinreichend bekannt ſind. Darüber darf man jedoch die wohlthätigen Wirkungen der Winde nicht vergeſſen, ohne welche das Luftmeer bald in einen ſtinkenden Sumpf verwandelt werden würde, und es iſt, bei der höchſt wichtigen Rolle, welche ſie in der Ökonomie der Natur ſpielen, nur zu beklagen, daß uns die Meteorologie über ihre phyſiſche Natur ſo wenig Befriedigendes zu ſagen weiß. Vergl. Meyers Meteorologie §. 180 ff. und Lampadius Atmoſphärologie, beſonders wegen der S. 382 gegebenen, hierher gehörigen reichen Literatur-Notizen. D. N.

Windbüchſe, das bekannte Schießgewehr, aus deſſen Lauf die Kugel durch die Gewalt comprimirter Luft, welche bei Öffnung eines Ventils hervorbricht, getrieben wird, und welches von verſchiedener Einrichtung ſeyn kann.

Windfahne, ſ. Anemoſkop.

Windharfe, ſ. Äolsharfe.

Windiſchgrätz. Weriand, Herr zu Grätz im Lande der Wenden, oder Windiſchgrätz, der am Ende des 11ten Jahrhunderts lebte, iſt der Stifter dieſes Hauſes, das mit der Erbland-Stallmeiſterwürde von Steyermark beliehen iſt. Es theilt ſich in zwei Linien. Die ältere, die Ruprechtſche, erlangte im J. 1804 die reichsfürſtliche Würde, indem ihre Herrſchaft Eglofs (1¼ Quadratm. mit 1500 Einw.) nebſt der Herrſchaft Siggen, die in Schwaben von den vorarlbergiſchen Herrſchaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafſchaft mit dem Namen Windiſchgrätz erhoben wurde. Dieſes Ländchen wurde 1806 mediatiſirt, und ſteht jetzt unter würtembergiſcher Hoheit. Die Familie iſt catholiſch. Der Fürſt Alfred, Freiherr zu Waldſtein und im Thal, geb. 1787, commandirt als Oberſter das kaiſerl. königl. Küraſſierregiment Großfürſt Conſtantin. Das Haus beſitzt noch mehrere Herrſchaften in Öſterreich und Steyermark, z. B. Tachau u. a. Auch hat es mit der jüngern, der gräflich Sigismund'ſchen Linie, gemeinſchaftlich das Oberſt-Erbland-Stallmeiſteramt in Steyermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, Äolipile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer Röhre von enger Öffnung, in welchem man etwas Waſſer bis zum Sieden erhitzt, deſſen Dampf dann mit einem lebhaften Ziſchen aus dem Schnabel dringt. Die ältere Phyſik wollte durch dieſes Experiment die Entſtehung der Winde erklären, ohne jedoch mit dieſer Erklärung viel Glück zu machen, da in der Natur ein gleich hoher Temperaturgrad nicht eintritt. (Vergl. Wind.)

Windmeſſer, ſ. Anemoſkop.

Windroſe iſt ein Theil des Compaſſes (ſ. d. Art.). Man nennt nämlich ſo die den Horizont vorſtellende und nach 32 Windſtrichen eingetheilte Scheibe des Compaſſes, weil ſie einige Ähnlichkeit mit einer Roſe hat. Die vier Gegenden, Nord, Süd, Oſt,

Weſt, welche die Scheibe oder den Horizont in Quadranten theilen, heißen Hauptgegenden, die kleineren Abtheilungen Nebengegenden. Jede der vier Hauptgegenden wird in zwei gleiche Theile getheilt, und die Benennung jeder dieſer erſten Nebengegenden wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenden, zwiſchen welche ſie fallen, zuſammengeſetzt, doch ſo, daß Norden und Süden allezeit vorangehen; ſie heißen daher Nord-Weſt (N.W.), Nord-Oſt (N.O.), Süd-Weſt (S.W.), Süd-Oſt (S.O.). Dieſe acht Gegenden werden ferner in zwei gleiche Theile getheilt, und es entſtehen nun acht neue Nebengegenden: Süd-Süd-Weſt, Weſt-Süd-Weſt, Weſt-Nord-Weſt, Nord-Nord-Weſt, Nord-Nord-Oſt, Oſt-Nord-Oſt, Oſt-Süd-Oſt, Süd-Süd-Oſt. Der Bogen des Horizonts, oder die 16 Gegenden werden noch einmal in der Mitte abgetheilt, und es entſtehen nun noch andere 16 Nebengegenden: Süd gen Weſten, Süd-Weſt gen Süden u. ſ. w. Man nennt dieſe Vorſtellung der Winde auch die Schiffsroſe, weil die Seefahrer ſie vorzüglich brauchen.

Windsbraut, ein heftiger, reißender Wirbelwind. So hat Luther, Apoſtelgeſch. 27, 14. den griechiſchen Ausdruck Wirbelwind überſetzt. Das Wort iſt jetzt im Hochdeutſchen faſt ganz veraltet. Die zweite Sylbe des Wortes, Braut, iſt von Brauſen gemacht worden.

Windſor, ein bekanntes königl. Schloß, auf einer Anhöhe, bei dem Städtchen Windſor, an dem ſüdlichen Ufer der Themſe, in der engliſchen Shire oder Grafſchaft Berk. Eine ſteinerne Brücke führt über die Themſe zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eaton, berühmt wegen ſeiner lateiniſchen Schule für 4 bis 500 Eleven. Die Stadt Windſor iſt klein und bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Blos das Schloß zieht die Reiſenden dahin. Wilhelm der Eroberer erbaute daſſelbe kurze Zeit nachher, als er ſich zum Herrn von England gemacht hatte. Später erwählte Eduard I. es zu ſeinem Lieblingsaufenthalte, und Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane prächtiger. Auch Carl II. wendete viel auf die Verſchönerung von Windſor, und ſeit ſeiner Zeit blieb es der Lieblingsaufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümlichen Anſehen, hat zwei Höfe, welche durch den ſogenannten runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt werden. An der Nordſeite des obern Hofes befinden ſich die Staats- und Audienzzimmer, an der Oſtſeite die Apartements der Prinzen, und gegen Süden die der vornehmſten Kronofficianten. Der untere Hof iſt wegen der St. Georgencapelle merkwürdig, worin früher der letztverſtorbene König alle Morgen in den Wochentagen ſeine Andacht hielt. Die verſchiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Mahlereien, bald von höherem, bald von geringerem Werthe. An allen iſt die Wirkung der Zeit ſichtbar. Der merkwürdigſte unter den Sälen iſt der 108 Fuß lange St. Georgs-Saal, der zum Speiſeſaal für die Ritter des Hoſenbandordens bei feierlichen Gelegenheiten beſtimmt iſt. Er iſt mit Frescomahlereien von Verrio verziert, welche die ganze Länge des Saales einnehmen und Scenen aus der brittiſchen Geſchichte darſtellen. Am Ende deſſelben ſteht der königliche Thron, über dieſem ſieht man das St. Georgenkreuz in einer Glorie umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten In-

ſchrift: Honny soit qui mal y pense. In einem Zimmer, nicht weit von dieſem Saale, liegt auf einem Tiſche die in Weiß und Gold geſtickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog von Marlborough jährlich am zweiten Auguſt, dem Tage der Schlacht von Blenheim nach Windſor bringen und dort niederlegen laſſen muß, widrigenfalls er ſein Recht auf Blenheim verliert. So lange Mitglieder der königl. Familie im Schloſſe von Windſor anweſend ſind, weht von dem Thurme die große engliſche Flagge, die man ſchon in weiter Entfernung von dem Schloſſe erblickt. Der ſchönſte Punkt von Windſor-Caſtle iſt die große, in ihrer Art einzige, Terraſſe. Sie erſtreckt ſich längs der öſtlichen und eines Theiles der nördlichen Seite des Schloſſes, iſt 1870 Fuß lang, und von verhältnißmäßiger Breite. Die Ausſicht auf die Themſe, welche ſich durch eine der reichſten Landſchaften hinſchlängelt, auf die mannichfaltigen Landhäuſer, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windſor und die in der Nähe liegenden Gärten, iſt über alle Beſchreibung ſchön und reizend. Nicht im eigentlichen Schloſſe von Windſor wohnt die königliche Familie, ſondern in einem modernen Gebäude, welches der ſüdlichen Terraſſe gegenüber liegt. Hinter dieſem Gebäude dehnt ſich ein wohlangelegter Garten aus, worin ſich ein zweites Gebäude befindet, welches die Prinzeſſinnen bewohnen.

Winfried, ſ. Bonifaz der Heilige.

Wingolf, ſ. Nordiſche Mythologie.

Winkel. Zwei Linien oder Flächen, die, von verſchiedenen Richtungen ausgehend, einander ſchneiden, bilden in ihrem Durchſchnitte Winkel. Sind die zwei Linien oder Flächen, die den Winkel ausmachen und Schenkel deſſelben heißen, gerade, ſo entſteht ein geradliniger oder geradflächiger Winkel, im Gegentheil ein krummliniger oder krummflächiger Winkel. Die Auseinanderſpannung der Schenkel des Winkels und alſo der Bogen, der von dem Scheitelpunkte, zwiſchen den Schenkeln, beſchrieben und nach Graden gemeſſen wird, beſtimmt ſein Maaß. Iſt ein Schenkel des Winkels auf dem andern ſenkrecht, ſo nennt man den Winkel einen rechten. Die Entfernung der Schenkel eines ſolchen Winkels beträgt 90 Grade. Ein Winkel, der kleiner als 90 Grade iſt, heißt ein ſpitziger, und ein Winkel, größer als ein rechter ein ſtumpfer. Zwei Winkel, die auf einer geraden Linie neben einander ſich befinden, ſind zuſammen ſo groß als zwei rechte und haben zu ihrem Maaße 180 Grade; man nennt ſolche Winkel Nebenwinkel. Schneiden ſich zwei Linien oder Flächen, ſo ſind die einander gegenüberliegenden Winkel, Verticalwinkel, ſtets ſich gleich. Körperliche Winkel ſind ſolche, die von drei oder mehreren Flächen, welche in einem Punkte zuſammenſtoßen, gebildet werden. — In der Kriegsbaukunſt hat man eingehende Winkel, welche ſich gegen das Feld, und ausgehende, welche ſich gegen die Feſtung öffnen. P. S.

Winkelmeſſer, ſ. Aſtrolabium.

Winter (Peter von), königl. baier. Capellmeiſter und Ritter des Civilverdienſtordens, gehört unter die berühmteſten deutſchen Componiſten. Geboren zu Mannheim im J. 1754, nach Andern 1755, Sohn eines Brigadiers der churpfälziſchen Garde, erhielt er vom Hofmuſikus Maier den erſten muſikaliſchen Unterricht, und bildete ſich unter der Leitung des erſten Violinſpielers Kramer ſo ſchnell aus, daß er ſchon als Knabe von 10 Jahren bei dem churfürſtl. Hofor-

cheſter den Zutritt erhielt. Er zeichnete ſich bald als Virtuos auf mehreren Inſtrumenten, beſonders auf der Violine, aus, und bildete ſich in Mannheim unter dem berühmten Abt Vogler zum Componiſten. 1775 erhielt er bei Eröffnung des deutſchen Theaters in Mannheim den ehrenvollen Ruf eines Orcheſterdirectors, welche Stelle er auch bei Verſetzung des churfürſtlichen Hoflagers von Mannheim nach München an letzterm Orte beibehielt. Er hat in England, wie in Italien (wohin er mehrmals als Theatercomponiſt berufen worden iſt), ſeine Compoſitionen mit dem begeiſtertſten Beifall aufgeführt. Am meiſten iſt ſein unterbrochenes Opferfeſt bekannt und beliebt worden. Für die Singſtimme, die von ihrer erſten Beſtimmung, auf das Herz des Menſchen zu wirken, oft nur zu ſehr abweicht, verſteht er beſſer, als irgend ein deutſcher und franzöſiſcher Componiſt, zu ſchreiben, und es muß beſonders angeführt werden, daß er durch ſeine tiefe Geſangskenntniß und natürliche Methode auch mehrere große Sänger und Sängerinnen, z. B. den Baritoniſten Mittermeier, die Metzger u. A. gebildet hat. Seine Declamation iſt rhetoriſch richtig und ſeine Inſtrumentalbegleitung effectvoll, weßhalb er den Kenner faſt immer eben ſo ſehr als das Ohr und Gefühl des Muſikliebhabers zu befriedigen weiß. Er iſt gegenwärtig einer der älteſten Componiſten, aber immer noch voll jugendlicher Kraft und Geſangsluſt. Unter ſeinen Compoſitionen erwähnen wir nur: I. Für die Kirche. 1. Mehrere Miſſen, Graduale, Offertorien, ein vortreffliches Requiem u. dergl. 2. Die Pilger auf Calvari, Oratorium für München. 3. Bettulia liberata, Orator. 1792 für Venedig. 4. Die Auferſtehung, Cantate. 5. Die Erlöſung des Menſchen mit untergelegtem Stabat mater. II. Für das Theater. 1. Bellerophon, Melodr. für Mannheim, 1787. 2. Leonardo und Blondine, Melodr. 3. Cora und Alonzo, Melodr. 4. Armida, Melodram mit Chören. 5. Der Bettelſtudent, Operette. 6. Catone in Utica, Op. ser., italieniſch für das Theater all' Ascensione zu Venedig, 1791. In demſelben Jahre 7. Antigone, Op. ser. für Neapel. 8. I Fratelli rivali, (auch deutſch, die Brüder als Nebenbuhler) für Venedig, Op. buff., 1794 für München. 9. Das unterbrochene Opferfeſt, Oper, deutſch, auch ins Italieniſche überſetzt 1796. 10. Le due Vedove, Op. buff. für Wien. 11. Das Labyrinth, Op. buff. für Wien, 1798. (eine Fortſetzung der Zauberflöte — ſo wie auch ein Theil der Pyramiden von Babylon. 12. Der Sturm, nach Shakſpeare, 1799 für München. 13. Maria von Montalban, ernſthafte Oper, 1800, für München. 14. Tamerlan, Op. ser., franz., 1802, für Paris. 15. Caſtor und Pollux, ital. Oper für London, 1803. 16. Colmal Op. ser. 17. Die Blinden, Oper. 18. Proſerpina, Op. ser. 19. Calypſo, Op. ser. für London. 20. Opus, ital. Oper. 21. Zaira, ſchon früher in England geſchrieben, neulich auch für die deutſche Bühne bearbeitet und voll herrlicher Geſangsſtücke. 22. Mahomet, Opera ser., vor einigen Jahren in Italien geſchrieben und daſelbſt mit dem größten Beifall aufgenommen; auch in Dresden gegeben. III. Für die Kammer. a) Singſtücke. 1. Pigmalione, Cant. 2. Piramo e Tisbe, Cant. 3 Hector, Cant. 4. Ignes de Castro, Cant. 5. Die Hochzeit des Figaro, Cant. 6. Andromaque, Cant. 7. Progne et Philomèle, Cant. 8. Geſänge am Clavier. 9 Canzonetten, ital. u. deutſch. 10. Timoteo oder die Macht der Töne, große Cantate nach Drydens Alexandersfeſt v. Dr. Schreiber, ital. u. deutſch 1809. (für London geſchrieben. b) In-

ſtrumentalſachen: viele Concerte, Serenaten, Symphonien (z B. eine brillante Schlachtſymphonie mit Chören, zur Feier der Schlacht bei Leipzig 1813).

Winter, die rauheſte und kälteſte Jahreszeit, welche im aſtronomiſchen Sinne mit dem kürzeſten Tage (22. Dec.) anfängt und mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der ſüdlichen Halbkugel fällt er in die Zeit unſers Sommers. In der nördlichen Halbkugel währt der Winter nur etwas über 89 auf der ſüdlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördliche Winter in die Sonnennähe, der ſüdliche aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde langſamer geht und alſo um ſoviel Tage länger verweilt. — Im gewöhnlichen Sprachgebrauch verſtehen wir unter Winter die rauhe und kalte Jahreszeit überhaupt. In der heißen Zone findet in dieſem Sinne gar kein Winter Statt; hier giebt es nur eine Regenzeit, die aber nicht kalt iſt. Eine ziemliche Strecke über die Wendekreiſe hinaus in beiden gemäßigten Zonen iſt noch derſelbe Fall. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja ſelbſt im ſüdlichen Europa, als Neapel, Sicilien, dem ſüdlichen Spanien und Portugal, kennt man weder Eis noch unſere Winterkälte. Im Jan. pflegen bereits die Mandelbäume zu blühen und die Gartengewächſe gedeihen in dieſer Zeit zum Theil beſſer als im Sommer. Weiter hinauf, ſchon im Kirchenſtaat, gefriert es etwas; noch mehr in Oberitalien. Diesſeits der Alpen, wo der Winter immer mehr ſteigt, wird er bei uns ſchon ziemlich anhaltend und ſtreng und erreicht endlich jenſeits des Polarkreiſes einen Grad von Kälte, der unſere Vorſtellung überſteigt. Dieſelbe Progreſſion findet nach dem Südpol zu Statt.

Winterfeldt (Hans Carl von), königl. preuß. Generallieutenant, Ritter des ſchwarzen Adlerordens und des Ordens pour le mérite, ward den 4. April 1707 zu Banſelow in Vorpommern geboren und begann die militäriſche Laufbahn im 16. Jahre bei dem Küraſſierregimente von Winterfeldt, von welchem er bald zur Garde du Corps verſetzt ward. Friedrich der Große, der ihm ſchon als Kronprinz ſein Vertrauen geſchenkt hatte, erhob ihn, der damals noch Lieutenant war, bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Major und Flügeladjutanten, und ſendete ihn wenige Monate darauf (1740) mit dem wichtigen Auftrage nach Petersburg, das dortige Cabinet dafür zu gewinnen, daß es ſich nicht in den erſten ſchleſiſchen Krieg miſche, den er beſchloſſen hatte. Der Zweck ward vollkommen erreicht und Winterfeldt, zur Armee zurückgeeilt, trat an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er ſich bei der Überrumpelung Glogau's (8. März 1741), beſonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) auszeichnete, in welcher er verwundet, bald darauf zum Obriſtlieutenant und nach wenig Tagen zum Obriſt und Generaladjutanten befördert ward. Er leitete darauf noch das glänzende Gefecht bei Rothſchloß (22. Juni). Im zweiten ſchleſiſchen Kriege (1744) machte er ſich zuerſt wieder bei dem Rückzuge aus Böhmen bemerkbar, wo er abermals eine Wunde empfing. Im folgenden Jahre lieferte er den ungariſchen leichten Truppen bei Schlawentiz (11. April) ein glänzendes Gefecht und ſchlug bald darauf den General Nadaſti bei Landshut, wofür ihn der König, der ihn zu dieſen Unternehmungen ganz beſonders ausgewählt hatte, zum Generalmajor ernannte. Er nahm darauf vorzüglichen Antheil

am Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und an dem glücklichen Gefecht bei Catholiſch-Hennersdorf (23. Nov.), und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In der nach dem Dresdner Frieden eingetretenen elfjährigen Waffenruhe war er als Generaladjutant immer in der Nähe des Königs und im Beſitz von deſſen größtem Vertrauen, ſo daß er von ihm zu den verſchiedenartigſten wichtigſten Geſchäften gebraucht wird. Den dritten ſchleſiſchen Krieg vorausſehend, ſtrebte er durch Einziehung guter Nachrichten über die Militäreinrichtungen der Nachbarſtaaten und Studium des wahrſcheinlichen Kriegsſchauplatzes ſich darauf beſonders vorzubereiten. Als die aus dem Dresdner Cabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Abſicht der Gegner übrig ließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergeſehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Anſicht gewann die Oberhand über die entgegengeſetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenſchaftlichkeit und Ehrſucht gemacht. — Er ward kurz vor dem Ausbruche des Kriegs Generallieutenant und erhielt den ſchwarzen Adlerorden. Friedrich drang in Sachſen ein und blokirte die ſächſiſche Armee in ihrem Lager bei Pirna; hier ward Winterfeldt abgeſendet, um den König Auguſt von ſeiner Verbindung mit Öſterreich abzuziehen. Als dies fehlſchlug, erfolgte die bekannte Capitulation. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Diviſion des linken Flügels und ward am Halſe verwundet; ſpäter ward er der Armee des Prinzen Auguſt Wilhelm zugetheilt; dieſer Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangnen Fehler vom Könige eben ſo hart behandelt, als alle unter ihm ſtehenden Generale, mit Ausnahme Winterfeldts, der nun bei dem Armeecorps des Herzogs von Bevern angeſtellt wurde, welches Friedrich nach eignem Geſtändniß eigentlich ihm anvertraute. — Der Herzog lagerte darauf am 31. Auguſt (1757) an der Landskrone bei Görlitz, Winterfeldt jenſeits der Neiſſe, den rechten Flügel gegen Mais, den Holzberg mit zwei Grenadierbataillons beſetzt haltend. — Im öſterreichiſchen Lager war der Miniſter Kaunitz angekommen, und die Generale beſchloſſen, um dieſem ein Compliment zu machen, den Angriff auf Winterfeldts Stellung, zu welchem ſie in der Nacht zum 7. Sept. 66 Bataillons und 70 Escadrons zuſammengezogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf den Holzberg, jene beiden Bataillone mußten ihn nach tapfrer Gegenwehr verlaſſen. Winterfeldt — der den Herzog vergeblich um Unterſtützung bat — eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Bruſt, an welcher er den folgenden Morgen ſtarb. Friedrich, der ihm ſtets unbedingtes Vertrauen geſchenkt hatte, betrachtete ſeinen Tod als einen der größten Verluſte, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallenen Helden.

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Umlaufe den weiteſten Abſtand ſüdwärts vom Äquator erlangt hat. Dies geſchieht den 21. oder 22. Dec. Wir haben alsdann den kürzeſten Tag (nämlich von $7\frac{1}{2}$ Stunde) und die Sonne beſchreibt den kleinſten Bogen am Himmel. Er fällt jetzt in das Sternbild des Schützen, man rechnet ihn aber immer noch vom Anfange des Steinbocks an.

Winterſchlaf der Thiere. Es giebt eine kleine Anzahl von Thieren, welche, außer der täglichen Ruhe, die ſie mit den meiſten übrigen Thieren theilen, mehrere Monate hindurch in einer Art von Scheintod, oder wenigſtens in völliger Unthätigkeit liegen, während welcher ſie neue Kräfte für den übrigen Theil des Jahres ſammeln. Die Säugthiere, die man Winterſchläfer nennt, gehören durchgehends zu der Familie der Geſingerten. Doch giebt es auch einige andere, wie die Fledermaus und der Igel, welche dem Winterſchlafe unterworfen ſind. Auch beſchränken ſie ſich nicht blos auf die kälteren Climate, ſondern auch in ſehr warmen Gegenden finden ſie ſich. So hält die Jerboa in Arabien, und der Taurick in Madagascar den Winterſchlaf. Die Zeit, wo ſie den Schlaf anfangen, iſt keineswegs ganz beſtimmt, doch fällt ſie meiſtens in denjenigen Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln, und wo die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zuſtand von ſcheinbarer Unthätigkeit verſinkt. Der Inſtinct treibt dieſe Thiere gegen dieſe Zeit, ſich eine ſichere Schlafſtelle aufzuſuchen. Die Fledermaus verbirgt ſich in dunkeln Höhlen, oder in die Schornſteine verfallner Schlöſſer. Der Igel wickelt ſich in Blätter ein, und legt ſich gewöhnlich unter Geſtrippe von Farrenkräutern. Hamſter und Murmelthiere vergraben ſich in die Erde und die Springmaus von Canada ſchließt ſich in eine Kugel von Thon ein. Dabei rollen ſich dieſe Thiere gewöhnlich ſo zuſammen, daß die Glieder vor der Kälte geſchützt ſind, daß die Eingeweide des Unterleibes und ſelbſt die Luftröhre zuſammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Viele dieſer Thiere, beſonders die Nager, wie der Hamſter und die Wanderratte, häufen vorher Vorräthe an, von denen ſie wahrſcheinlich leben, bis der Schlaf ſie übermannt. Während dieſer Periode bemerkt man nun folgende Erſcheinungen. Zuvörderſt Abnahme der Wärme. Dieſe wird bei manchen Thieren um 20, bei andern um 40 bis 50 Fahrenheitiſche Grade vermindert; doch iſt ſie immer noch größer, als die Temperatur der Luft in den Wintermonaten. Wenn ſie im Winter erweckt werden, ſo nehmen ſie ſehr bald wieder ihre natürliche Wärme an, und dieſe künſtliche Erweckung ſchadet ihnen nicht. Ferner athmen die Winterſchläfer viel langſamer und unterbrochner. Oft bemerkt man mehrere Minuten, ja wohl gar eine Viertelſtunde lang nicht den geringſten Athem, ſelten wird man mehr als einmal in der Minute ſie athmen finden. Daher verderben ſie auch durch das Athmen die Luft weit weniger, und können ſelbſt in verdorbener Luft viel länger aushalten, als wenn ſie wachen. Natürlich muß ſich das Herz verhältnißmäßig eben ſo langſam bewegen. Beim Hamſter ſchlägt es im Winterſchlaf nur funfzehnmal in der Minute, während man im wachenden Zuſtande wohl 115 Herzensſchläge zählt. Ihre Reizbarkeit iſt ſehr gering und man hat Hamſter in dieſem Zuſtande zergliedert, die nur dann und wann nach Luft ſchnappten, wenigſtens das Maul öffneten und auf deren Gedärme Schwefelſäure und Weingeiſt wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Murmelthiere kann man nur durch ſtarke electriſche Schläge aus der Leydner Flaſche wecken. Eben ſo iſt die Verdauung gemindert, Magen und Gedärme gewöhnlich leer, und ſelbſt wenn ſie erwacht ſind, zeigen ſie nur in geheizten Zimmern Freßbegierde; ſo vermindert ſich auch das Gewicht der Thiere während des Winterſchlafes ungemein. Die Urſachen dieſes Zuſtandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers ge-

ſucht. Wahr iſt es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer ſind, daher die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweiſen können. Auch öffnet ſich die große Hohlvene nicht blos in das rechte Herzohr, ſondern ſie theilt ſich in zwei anſehnliche Stämme, und die Thymusdrüſe, die bei den Kindern im Mutterleibe ſo bedeutend groß iſt, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indeſſen muß man doch, wenn man die Urſachen dieſes Zuſtandes aufzählt, manche äußern Umſtände nicht überſehen. Es iſt gewiß, daß die Kälte, wenn ſie auch nicht die einzige Urſache iſt, doch einen bedeutenden Antheil an dieſer Erſcheinung hat. Daher Thiere dieſer Art auch mitten im Sommer einſchlafen, wenn man ſie in kalter Temperatur zu erhalten weiß, dagegen bleiben ſie munter, wenn man ſie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter verſieht. Doch fallen ſie hier ſogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeit lang unterlaſſen wird. Bei manchen Winterſchläfern wirkt vorzüglich eingeſchränkte Luft; ſo kann man den Hamſter ſehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein Behältniß ſperrt, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln ſind auch die Schwalben, nach ſichern Zeugniſſen, einem ähnlichen Winterſchlafe unterworfen. Die Mauerſchwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Ritzen alter Gemäuer, ſondern man hat ſie auch oft aus dem Schlamme des Waſſers gezogen und ſie durch Wärme wieder erweckt, ſo daß man daraus eine allgemeine Regel hergeleitet, die indeſſen keinesweges gültig iſt, da ſie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Climate aufſuchen. Die im Schlamme gefundenen Schwalben ſind höchſt wahrſcheinlich durch zufällige Urſachen aufgehalten, haben ſich im Röhricht verſteckt und ſind ſo in dieſen Zuſtand verfallen. Auf ähnliche Weiſe hat man auch einſt einen jungen Kuckuck erſtarrt im Waſſer gefunden, ohne daß bei dieſen Vögeln der Winterſchlaf Naturgeſetz wäre. Bei den Fröſchen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien iſt der Winterſchlaf ſehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50 Grad Fahrenheit ſinkt, vermindert ſich ſogleich die Zahl der Herzensſchläge von dreißig bis auf zwölf in der Minute. Wenn man ihnen in dieſem Zuſtande mit Gewalt Futter beibringt, ſo findet man es nach geraumer Zeit ganz unverdaut. Auch bleiben Fröſche, Schlangen und Eidechſen, die man in einer künſtlichen Kälte erhält, oft Jahre lang in einem ſolchen Zuſtande. Daher kommt es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeſchloſſen gefunden, die vielleicht viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Schnecken und Inſecten, halten bekanntlich ihren Winterſchlaf. Einen unvollkommnen Winterſchlaf findet man bei dem gemeinen Bären, der im November, wo er vorzüglich fett iſt, ſich in ſeinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und ſo den Winter über ſelten erwacht. Aber wenn dies geſchehen, pflegt er ſich die Tatzen zu lecken, die ohne Haare und voll kleiner Drüſen ſind, daher man geglaubt hat, daß er ſeine Nahrung allein aus ihnen ziehe. Auch der Dachs verſchläft den größten Theil des Winters, indem er ſeine Schnauze in einen Fettbeutel am Hinterleibe ſteckt.

Winterthur, eine kleine, wohlgebaute, induſtriöſe Stadt im Schweizercanton Zürich, mit 420 Häuſern und 3300 Einwohnern, an der Eulach, in einem lieblichen Thale, vier Stunden von Zürich. Es giebt hier gute Kattun-, Mouſſelin- und Zitzfabriken; auch wird

Vitriol, Alaun und Glauberſalz bereitet und häufig verſendet. Überhaupt zeichnete ſich dieſe Stadt immerfort durch vorzügliche Künſtler aus. Die Stadt hat eine Bibliothek, ein Münz- und Naturaliencabinet. Ihre Umgegend zieren geſchmackvolle Landhäuſer, üppige Wieſen und Weinberge, deren Erzeugniß zum beſten des Cantons gehört. In der Umgegend wächſt ein guter Wein, mit welchem ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Wippenmühle, eine beſondere Art holländiſcher Windmühlen. Die ganze Mühle iſt nur ſo hoch, daß eben die Flügel über den Boden wegſchlagen, übrigens iſt das Untergebäude ſehr breit und trägt ein pyramidaliſches Dach.

Wirbel (Cartheſianiſche), ſ. **Descartes**.

Wirbelwind, ſ. **Wind**.

Wirkung, jede durch eine Urſache (in der Phyſik durch eine **körperliche**) hervorgebrachte Veränderung, oder das **Streben** nach einer ſolchen Veränderung. Jeder Wirkung muß eine Urſache entſprechen (Cessante causa, cessat effectus), und der Größe der Wirkung muß die Größe der zu ihrer Hervorbringung angewandten Kraft proportional ſeyn. Dieſe Sätze bringen ſich dem Verſtande auf; wogegen über das, was man unter **Größe der Kraft** zu verſtehen habe, ein müßiger Streit geführt worden iſt. D. N.

Wirtemberg, ſ. **Würtemberg**.

Wisbaden, eine dem Herzoge von Naſſau gehörige Stadt, die wegen ihrer Bäder berühmt iſt. Sie liegt auf einer kleinen Ebne, nach Süden und Oſten von Wieſen und fruchtbaren Getraidefluren, nach Norden von ſanft ſich erhebenden Rebengeländern umgeben, durch hohe Waldgebirge vor rauhen Winden geſchützt. Um die Stadt her ziehen ſich große Gemüſe- und Obſtgärten und auf allen Seiten ſieht man freundliche Meierhöfe oder anmuthige Dörfchen. Die Stadt hat ungefähr gegen 500 recht gut gebaute Häuſer, beſonders in der Nähe der Bäder. Sie iſt lebhaft, mit breiten, reinlichen Straßen und gutem Pflaſter verſehen. Mitten in der Stadt befindet ſich eine mit Hecken und Alleen umgebene Esplanade, die zu Spaziergängen dient, auf welchen man ohne Zwang erſcheinen kann. Unter den Straßen erinnert noch die Saalgaſſe an die alte Pfalz der Carolinger, welche hier ſtand und der Saal hieß. Von dem alten Schloſſe iſt noch etwas Mauerwerk übrig; das neue Schloß erbaute Johann Ludwig von Naſſau gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Das Rathhaus iſt wegen der in Holz gearbeiteten und andern Verzierungen ſehenswerth. Zu dem ſehr geſchmackvollen **neuen Churſaal** machte Hr. v. Wolzogen aus Weimar den erſten Plan; ausgeführt ward dieſer durch den Landbaumeiſter Zais auf Actien. Die Fronte beträgt 350, die Tiefe 170 Fuß und 58 inländiſche Marmorſäulen tragen ihn von innen und außen. Täglich ſind hier in der Churzeit Concerte, denn das Gebäude enthält einen ſchönen Tanzſaal, mehrere andere Säle und Zimmer. Die Römer kannten ſchon die mattiakiſchen Quellen, und noch bemerkt man hier die Spuren des von Druſus erbauten Caſtells auf dem Kirchhofe; auch hat man Überreſte römiſcher Bäder und viele alte Grabmäler um die Stadt herum entdeckt. Schon die Carolinger hatten hier eine Pfalz, welche Carl der Große oft bewohnte. Otto der Große erhob 965 Wisbaden zur Stadt. Wisbaden zählt vierzehn warme und zwei kalte Mineralquellen. Das Waſſer derſelben enthält: kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure

Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlenſauren Natrum aufgelöſ'tes Eiſen. Die heißeſte Quelle hat 151° Fahrenheit. Man benutzt das Waſſer weit mehr zum Baden als zum Trinken. Wirkſam iſt es bei Infarcten, bei Verſchleimung im Magen und Darmcanale, in Verſtopfung der Leber, bei Gelbſucht und Gallenübeln, Verſtopfung der Drüſen des Unterleibes bei Kindern, Rheumatismen, Gicht und Podagra, Lähmungen der Glieder, Hautausſchlägen und Geſchwüren ꝛc. Dagegen iſt das Waſſer ſchädlich bei allen Krankheiten, wo eine große Schwäche der feſten Theile des Körpers, oder ein aufgelöſ'ter Zuſtand der flüſſigen Theile Urſache iſt, wie z. B. bei hectiſchen Fiebern von innern Eiterungen, bei den meiſten Waſſerſuchten, im Scorbut, krebshaften Übeln, bei ſtarkem Fluß der monatlichen Reinigung der goldenen Ader u. d. m. Die Stadt hat nur ein trinkbares Waſſer das in Röhren vom ſchwalbacher Wege hereingeleitet wird; alle übrige Brunnen der Stadt ſind ſalzig. Der Badehäuſer ſind 23, mit Ausſchluß des Hoſpitalbades und des öffentlichen bürgerlichen Bades. Die bedeutendſten Badehäuſer ſind: 1. der Rindsfuß, 2. der Schützenhof, 3. der Adler, 4. die Roſe, 5. der Bär, 6. der ſchwarze Bock. Sie ſind gemeiniglich 20 — 40 Fuß hoch und beſtehen aus dem Badehauſe und Wohnhauſe; bei faſt allen ſieht man gegen das Dach, welches mehrere Öffnungen zum Abzug des Dampfes hat; jedes enthält 10 — 30 Badeſtübchen, die verſchloſſen werden können und deren Boden mit Backſteinen ausgelegt iſt. Man bezahlt gewöhnlich für ſein Bad wöchentlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. Durch Canäle wird von den Hauptquellen aus das Waſſer in die übrigen Bäder der Stadt geleitet. Die Einwohner von Wisbaden ſind ſehr gefällig und überhaupt Leute von Lebensart. Sie treiben nicht nur Handwerke und allerhand bürgerliche Gewerbe, ſondern auch Acker- und Weinbau. Daher fallen ſie auch nicht ſo gierig über die Beutel der Fremden her, wie dies in manchem andern Badeorte geſchieht. Die Landescollegien haben auch ihren Sitz in der Stadt. Unter allen Spaziergängen um Wisbaden her iſt die *neue Anlage*, welche ſich vom Herrengarten bis zum ehemaligen Wieſenbrunnen hinzieht und den herrlichen Churſaal umgiebt, die ſchönſte. Aber einen unendlichen Reichthum an großen und ſchönen Naturſcenen hat die umliegende Gegend. Wir nennen hiervon nur die *Faſanerie*, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; *Klarenthal*, ein ehemaliges Kloſter, in deſſen Nähe man alte Grabhügel findet; *Sonnenberg*, ein alte Burg mit weitläuftigen, mahleriſchen Ruinen; den *Geisberg*, von welchem man eine reizende Ausſicht nach Mainz und dem Rheine hat; *Adamsthal*, eine ſchön angelegte Meierei; die *Walkmühle*, mit recht artigen Anlagen und einem Tanzſaale; das Jagdſchloß, die *Platte*, wo man eine der reichſten Ausſichten in Deutſchland genießt; und *Biberich* mit ſeiner herrlichen Fürſtenwohnung und der eben ſo herrlichen Umgebung.

Wiſchnu, ſ. *Indiſche Mythologie*.

Wismar, eine Stadt im Großherzogthum Meklenburg-Schwerin, im Oſtſee- oder Diſtrict Wismar, iſt mit Mauern und Graben umgeben und liegt an einem Meerbuſen der Oſtſee, der einen geräumigen und ſichern Hafen bildet. Sie hat 1300 Häuſer und 7600 Einwohner, welche ſich hauptſächlich mit dem Handel zur See und mit dem Schiffbau beſchäftigen. Auch befinden ſich eine Kar-

tenfabrik und drei Tabaksfabriken hier. Die Stadt iſt alt und gehörte ehemals zu den Hanſeſtädten. Im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde ſie zum Herzogthume Schwerin geſchlagen, und im weſtphäliſchen Frieden an die Schweden, die ſie vorher eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem iſt die Stadt mehreremale belagert und eingenommen worden. Im Jahre 1803 erkaufte der Herzog von Meklenburg-Schwerin die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, nebſt den Ämtern Poel, auf der Inſel gleiches Namens, und Neukloſter von Schweden für die Summe von 1,200,000 Thaler Banco. Durch dieſe Acquiſition wurden die meklenburgiſchen Länder von dieſer Seite völlig arrondirt.

Wismuth (auch Bismuth; das Wort iſt wahrſcheinlich ausländiſch, Adelung hält es für ſlavoniſch), ein ſehr ſprödes Halbmetall, das auf ſeinem Bruche ein würfliches, aus kleinen Blätterchen beſtehendes Gewebe zeigt. Es wird theils gediegen, doch meiſtens nur verſteckt oder vererzt (mineraliſirt) gefunden. Man findet es in Sachſen bei Schneeberg, in Schleſien, Norwegen und Schweden. Der Wismuth wird im Feuer leicht flüſſig, und vereinigt ſich, den Zink ausgenommen, mit allen Metallen und Halbmetallen. Durch dergleichen Vermiſchungen können verſchiedene Compoſitionen und zu verſchiedenem Gebrauch gemacht werden. Mit Zinn, Blei und etwas Queckſilber vermiſcht, erhält man eine Spiegelfolie. Die Handwerker, die in Zinn arbeiten, brauchen den Wismuth, um das Zinn leichter flüſſig zu machen; mit Blei vermiſcht, wird er zum Löthen gebraucht. Die Schriftgießer vermiſchen ihn mit Spießglas, um Buchſtaben zu gießen. Mit Laugenſalz oder Weingeiſt aufgelöſ't, giebt der Wismuth einen feinen, weißen, kalkartigen Niederſchlag, der unter dem Namen ſpaniſches Weiß oder Schminkweiß bekannt, und für die Haut ſehr ſchädlich iſt. Die Ärzte der vorigen Zeiten empfahlen eine Auflöſung deſſelben als ein ſchweißtreibendes Mittel, und er war in den Apotheken unter dem Namen Marcaſit (ſ. d. Art.), Marcasita officinalis, bekannt.

Wiſpel, ein Getraidemaaß, welches zwei Malter oder 24 Scheffel hält.

Wiſſenſchaft, im Allgemeinen jede erweiterte und deutliche Kenntniß. Im engern Sinne aber bezeichnen wir mit Wiſſenſchaft einen ſyſtematiſch zu einem Ganzen verbundenen Inbegriff von Kenntniſſen, im Gegenſatze eines bloßen Aggregats derſelben. Einem ſolchen Ganzen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erſcheint, iſt Einheit der Idee nothwendig. Es muß ein Grundſatz daſeyn, nach welchem die Materie der Wiſſenſchaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntniſſe, zur Einheit des Ganzen verbunden ſind. Alle andern Grundſätze, die in einer Wiſſenſchaft vorkommen, müſſen von dieſem Hauptgrundſatze abgeleitet und ihm untergeordnet ſeyn. (Vergl. d. Art. Encyclopädie der Wiſſenſchaften.)

Witgenſtein, ſ. Sayn.

Witte (Carl), Doctor der Rechte und Philoſophie zu Berlin. Dieſer junge Mann, der in ſeinem ſechzehnten Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte auf eine ausgezeichnete Art, und nachdem er alle deßhalb erfoderlichen Prüfungen auf das ehrenvollſte beſtanden hatte, bei der Univerſität zu Heidelberg erhielt, verdient als ein merkwürdiges Beiſpiel aufgeſtellt zu werden von dem, was glückliche, jedoch nicht ganz außerordentliche Naturgaben unter zweckmäßiger Leitung in einem Alter vermögen, wo man höchſtens erfreuliche, vielverſprechende Blüthen, keinesweges aber gereifte Früchte zu erwar-

berechtigt iſt. — Carl Witte iſt geboren zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle, am 1ſten Jul. 1800. Sein Vater gleiches Namens war daſelbſt Pfarrer und bekannt als ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen. Er hatte von jeher eine große Neigung zur Pädagogik gezeigt und war vier Jahre lang Erzieher der Kinder einer Familie von Salis in der italieniſchen Schweiz geweſen. Während ſeines frühern Aufenthaltes zu Berlin, ſo wie auf Reiſen, welche er zu machen Gelegenheit fand, war er mit den großen Erziehern Deutſchlands und mit den vornehmſten öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanſtalten bekannt geworden, und hatte hier ſeine Anſichten von dem, was Erziehung leiſten könne, und wie ſie es könne, durch Beobachtung und Nachdenken berichtigt und geläutert. Als ihm dieſer Sohn geboren wurde, nahm er ſich vor, ihn ſelbſt und auf das ſorgfältigſte, jedoch der Natur gemäß und ohne etwas erkünſteln zu wollen, wozu ſie nicht die Hand böte, zu erziehen. Seine gute verſtändige Gattin, die er auch größtentheils zu ſeiner Lebensgefährtin gebildet hatte, unterſtützte ihn bei ſeinen Bemühungen mit dem regſten Eifer. Allein weder Vater noch Mutter ahneten, daß ſich ihres Kindes Fähigkeiten ſo früh und auf eine ſo überraſchende Art entwickeln würden, zumal da die Geſichtszüge deſſelben in den erſten Lebensjahren gerade nichts Ausgezeichnetes zu verſprechen ſchienen. — Im vierten Jahre las der junge Witte ſchon recht gut deutſch, indem er es gleichſam im Spiel von den Ältern gelernt hatte. Er rechnete in dieſer Zeit auch bewundernswürdig im Kopfe, ſelbſt mit Brüchen aller Art. Doch ließ ihn der Vater dies nicht fortſetzen, weil es den Geiſt zum Nachtheile des Körpers allzuſehr anzuſtrengen ſchien. Dieſer hatte ſich indeß ſehr kräftig ausgebildet und das Kind genoß immerwährend der beſten Geſundheit. Vom fünften Jahre an mußte der Vater faſt wider ſeinen Willen anfangen, den Sohn regelmäßig zu unterrichten, weil es die Mutter angelegentlich wünſchte. Er wählte zuerſt die franzöſiſche Sprache, ſpäter die italieniſche, und dann nach einem halben Jahre die lateiniſche, worauf ſodann die griechiſche und engliſche folgte. Selbſt hebräiſch lernte der Knabe mit Luſt und Eifer, Schreiben ohne Anleitung durch ſich ſelbſt. — Im achten Jahre erregte das Kind die Aufmerkſamkeit mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, Pädagogen und Schulmänner, z. B. eines Funk, Schütz, Tieftrunk, Olivier, Tillich, Lindner, Krug u. A., und alle billigten die einfache und natürliche Lehrmethode, nach welcher der Vater bei der Ausbildung ſeines Kindes verfuhr. Dieſes hatte bis zum vollendeten ſechsten Jahre nur eine halbe bis ganze Stunde den Tag über, im ſiebenten etwa eine bis anderthalb und im achten zwei bis zwei und eine halbe Stunde Unterricht erhalten. Der Ruf von der frühzeitigen Entwickelung des intereſſanten Kindes verbreitete ſich jetzt immer mehr und mehr, und auf einer Reiſe, die der Vater mit ihm nach Leipzig machte, erregte der Knabe hier eine ſolche Aufmerkſamkeit und Theilnahme, daß ſich mehrere edelmüthige Bewohner des Ortes vereinigten, ihm eine jährliche Penſion von 550 Thalern zu geben, damit der Vater ſich einzig der Ausbildung ſeines Sohnes zum Beſten der Menſchheit auf der Univerſität daſelbſt widmen könnte. Mehrere Prüfungen hatte der Knabe ſowohl in Leipzig als auch in Dresden auf höhern Befehl zur allgemeinen Zufriedenheit beſtanden und ſo wurde er unter die Zahl der Studirenden auf die gewöhnliche Art unweigerlich aufgenommen. — Der König von Weſtphalen, welcher damals der Landesherr von Witte war, wünſchte jedoch, daß der Knabe, ſtatt in Leipzig, auf einer Landesuniverſität ſtudiren möchte.

Er ging deßhalb mit dem Vater nach Göttingen, nachdem Letzterer ſeiner Stelle enthoben worden war, und erhielt nebſt dieſem eine jährliche Penſion von 2000 Franken. — Der junge Witte ſtand im zehnten Jahre, als ſeine Eltern mit ihm nach Göttingen gingen. Er ſchrieb hier im zwölften Jahre ſeine erſte lateiniſche Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine beſondere Vorliebe zeigte. Während der vier Jahre, welche er hier zubrachte, ſtudirte er mit vielem Eifer alte und neue Sprachen, Geſchichte, Geographie, Mathematik, Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, Philoſophie u. ſ. w. Im zwölften und dreizehnten Jahre las er Privatcollegia über niedere und höhere Mathematik, und in Hannover und Salzwedel las er öffentlich über dieſe Wiſſenſchaft. Im dreizehnten Jahre wurde er Doctor der Philoſophie zu Gießen, und im vierzehnten Mitglied der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in der Wetterau. Zugleich ſchrieb er ſein zweites deutſches Werk über einen Gegenſtand aus dem Gebiete der höhern Mathematik. Jetzt nahm ſich ſeiner ſein früherer rechtmäßiger Landesherr, der König von Preußen, wieder an, und verlängerte ihm die obgedachte Penſion noch auf vier Jahre. Nun ſtudirte Witte auch die Rechte, Diplomatik und Cameralwiſſenſchaften, und begab ſich deßhalb nach Heidelberg, wo er den 20ſten Auguſt 1816 die Doctorwürde erhielt. — Als er nach Berlin zurückgekehrt war, wollte er dort ſich dem akademiſchen Lehramte widmen, gerieth aber bei Gelegenheit ſeiner Habilitirung in einen Streit mit der Juriſtenfacultät, worüber Bericht an das Miniſterium erſtattet wurde. Da es unter dieſen Verhältniſſen nicht gerathen ſchien, ihn ſein Lehramt ſofort antreten zu laſſen, wurde höhern Orts der Ausweg getroffen, ihn in den Stand zu ſetzen, ehe er als Lehrer zu Berlin aufträte, eine literariſche Reiſe von einigen Jahren machen zu können. Auf dieſer iſt er noch jetzt begriffen. — Seine Erziehungsgeſchichte, welche vor kurzem von ſeinem Vater herausgegeben worden (2 Bde. 8. 1819, 3 Thlr.), enthält eine Menge trefflicher Erziehungsgrundſätze und wird Ältern und Erziehern gewiß ſehr nützlich ſeyn, wiewohl man dem Ganzen mehr Ordnung und Ausführung des Einzelnen, die ſtörende Polemik aber ganz wegwünſchen möchte.

Wittekind, ein berühmter Fürſt der alten Sachſen und einer ihrer vorzüglichſten Anführer im Kriege gegen Carl den Großen, deſſen Begebenheiten jedoch nur zum Theil bekannt ſind. Die Sachſen, ein zahlreiches und tapfres Volk, bewohnten unter dem Namen der Oſtphalen, Weſtphalen und Engern, zu welchen letztern Wittekind gehörte, das nördliche Deutſchland zwiſchen dem Rhein, der Elbe und Nordſee, oder das heutige Weſtphalen und Niederſachſen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle ihre Nachbarn, beſonders die fränkiſchen Gränzen. Carl der Große beſchloß daher, ſie unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Zugleich wurde die Religion als ein Bewegungsgrund dazu gebraucht. Der Krieg gegen ſie begann im Jahre 727 und dauerte bis 803, alſo dreißig Jahre hindurch, mit Inbegriff verſchiedener Waffenſtillſtandsverträge, die Carl mit den Sachſen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch erlitten die Sachſen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil die Franken durch beſſere Kriegskunſt und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derſelben, ein großes Übergewicht über ſie hatten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachſen Frieden und verſprachen Gehorſam. Aber ſobald Carl ſich mit ſeiner Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen ſie aufs neue zu den Waffen. So fing auch Wittekind 782 einen neuen Krieg an. Er

von Carl ihm entgegengeſchicktes Heer wurde faſt gänzlich aufgerieben. Carl kam nun ſelbſt mit einem mächtigen Heere, und als ihm Wittekind, der ſich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf ſein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er ſich dafür durch eine bis zur Grauſamkeit getriebene Strenge, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachſen die Köpfe abſchlagen ließ. Durch dieſes Verfahren wurden die Sachſen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufſtande gereizt. Aber ſie wurden (783) in zwei blutigen Treffen bei Detmold und am Haſefluß ſo geſchlagen, daß ſie faſt keinen Widerſtand mehr leiſten konnten. Carl verſuchte nun auch gelinde Mittel und bewog durch große Verſprechungen die beiden Heerführer der Sachſen, Wittekind und Albin, ſich ihm zu unterwerfen und das Chriſtenthum anzunehmen (785). Wittekind erhielt ſeine Beſitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Carl zum Herzog von Sachſen. Durch Biſchöfe und Prieſter, die Carl den Sachſen ſchickte, und durch acht Biſthümer, die er in Weſtphalen und Niederſachſen ſtiftete, ſuchte er die Sitten der Nation zu mildern und ſie im Gehorſam zu erhalten. Dennoch empörten ſich die Sachſen zu wiederholtenmalen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erſt im Jahre 803 endigte der Friede zu Selz, der den Sachſen verſchiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der chriſtlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, dieſe blutigen, mit der äußerſten Erbitterung geführten Kämpfe. — Daß Wittekind der Stammvater der ſächſiſchen Regenten ſey, iſt aus der Geſchichte keineswegs zu beweiſen. Es iſt bekannt, daß die königlichen und herzoglichen ſächſiſchen Häuſer von den alten Grafen von Wettin abſtammen. (S. Wettin.)

Wittelsbach, ſ. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, eine preußiſche ſtark befeſtigte Stadt in dem Merſeburger Regierungsbezirke der Provinz Sachſen, liegt an der Elbe, über die eine hölzerne 500 Ellen lange und 11½ Ellen breite Brücke führt, und iſt durch das Wirken Luthers und Melanchthons welthiſtoriſch berühmt geworden. Wittenberg hatte vor der letzten Belagerung 602 Häuſer, verlor aber durch dieſelbe 285 Wohnhäuſer, und zählt jetzt mit der Beſatzung 6345 Einwohner, und ſeit 1817 ſind zwei neue Vorſtädte auf dem linken und auf dem rechten Elbufer entſtanden. Die Schloß- und Univerſitätskirche, an die Luther am 31ſten October 1517 ſeine berühmten 95 Sätze anſchlug, und in der Luther, Melanchthon und die Churfürſten Friedrich der Weiſe und Johann der Beſtändige begraben liegen, iſt 1817 auf königliche Koſten von den während der letzten Belagerung erhaltenen Beſchädigungen wieder hergeſtellt worden. — Die 1502 von Friedrich dem Weiſen geſtiftete Univerſität iſt von der preußiſchen Regierung mit der Halliſchen vereinigt, dafür aber ein theologiſches Seminarium errichtet worden. Die Befeſtigungen ſind zweimal die Urſache der Zerſtörung der Stadt geworden. Schon 1547 wurde ſie vor der Schlacht bei Mühlberg von Kaiſer Carl V. eingenommen, allein Eigenthum, Gottesdienſt und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geſchützt. Im ſiebenjährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10ten bis zum 14ten October durch die auf den Weinbergen aufgeſtellte Reichsarmee bombardirt, und der preußiſche Commandant, Obriſt Salemon, zur Übergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuſer wurden hierbei ein Raub der Flammen. Das ſchwerſte Trübſal ſtand aber der Stadt im Jahre 1813 bevor. Sie ward, noch mit einem Walle und — theilweis naſſen — Graben umgeben, beim Vorrücken der Ruſſen im Anfange des Jahres 1813 auf Marſchall Victors Befehl ſo gut wieder

hergeſtellt, als es die Zeit geſtattete. Wittenberg war damals zunächſt durch ſeine Garniſon ſtark, die aus vorzüglichen polniſchen Truppen beſtand. Vom 26ſten März bis zum 20ſten April durch das Corps des Generallieut. von Kleiſt blokirt, während des Waffenſtillſtandes auf Buonaparte's Anordnung verſtärkt, palliſadirt, mit einem bedeckten Wege verſehen, ward es nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülowſchen Corps eingeſchloſſen und beworfen. Ende Octobers rückte die Brigade des Generalmaj. von Dobſchütz (vom 4. preuß. Armeecorps) davor, die eigentliche Belagerung begann aber erſt nach der Eroberung Torgau's, am 28ſten December. Das vom Feinde befeſtigte, ungefähr hundert Schritt vor dem Schloßthor gelegene Armenhaus ward in der Nacht zum 2ten Januar 1814 geſtürmt und behauptet, der bedeckte Weg in der Nacht zum 7ten genommen, in der folgenden das Couronnement deſſelben begonnen, und durch die hier etablirte Batterie dann am 12ten in die Baſtion längs des Schloßthors Breſche gelegt. Da der Gouverneur General la Poype die Auffoderung zur Übergabe ablehnte, ſo wurde der Sturm angeordnet und um Mitternacht in vier Colonnen ausgeführt. Die gegen die Breſche dirigirte drang zuerſt ein, und ſehr ſchnell war der Platz, mit Ausnahme des Rathhauſes und Schloſſes, genommen, in welche ſich die Garniſon geworfen hatte, die ſich indeß bald darauf auf Diſcretion ergab. Der Verluſt der Belagerer betrug im Ganzen etwa 400 Mann, davon beim Sturm 8 Offiziere, 100 Mann. Der General Graf Tauentzien, der als commandirender General dieſe Belagerung, ſo wie die von Torgau, geleitet hatte, erhielt als Belohnung das Großkreuz des eiſernen Kreuzes und den Ehrennamen Tauentzien v. Wittenberg.

Witterung, ſ. Wetter.

Witterungskunde. Die Witterungskunde oder Meteorologie beſchäftigt ſich vorzüglich mit Aufſuchung der beſtimmten und feſten Regeln und Grundſätze, wornach Witterungs- und Wettererſcheinungen in dem Dunſt- oder Luftkreiſe erfolgen müſſen. Dazu gehört die Kenntniß 1. aller Luftarten und ihrer Verwandtſchaften; 2. des äußeren Baues der Erdflächen, beſonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Abfluſſes aller Ströme und Flüſſe, der großen Landſeen, Waldungen und umgebenden Meere; 3. der Abdachung der Länder in Niederungen und des Abhanges des ganzen Landes vom Äquator nach den Polen; 4. des täglichen ſpiral- und des jährlichen kreisförmigen Umlaufs des Erdballs; 5. der wechſelſeitigen Ab- und Zuſtrömungen der Zonalwärme und Kälte; 6. der vom Lande angezogenen Abdunſtungen der Weltmeere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7. der täglichen Luftſtröme aus den Gebirgsſchluchten beim Umſchwung des Erdballs; 8. der Luftbewegungen oder Winde durch die mannichfaltigen Schattenſeiten der Gebirge, einzelnen Berge, Wolken, der Nachtſeite des Erdballs und anderer Erhöhungen; 9. der Störungen des Gleichgewichts der Luft durch electriſche Exploſionen und andere feurige Lufterſcheinungen; der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen unter der Schneelinie und andere Gegenſtände mehr. Alle dieſe concurrirenden oder vielſeitig mitwirkenden Urſachen enthalten die beſtimmten und hinreichenden Gründe zur Erſcheinung der täglichen Witterung oder des Wetters. Aus den Schriften der alten Griechen und Römer ſind die Irrwege bekannt, auf welche damals die poetiſchen und proſaiſchen Naturforſcher gerathen ſind, und in dem Mittelalter war die Witterungskunde ſogar ein Theil

der Aſtrologie oder Sterndeuterei, wovon noch jetzt Anzeigen des Wetters in den Calendern mit Aberglauben die Überreſte jener Finſterniß des menſchlichen Geiſtes ſind, deren Beibehaltung und Fortſetzung als ein Maaßſtab der Kindheit des größeren Publicums in dieſem Theile der Naturkenntniß angeſehen werden kann. Sogar noch zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts erklärte Theophraſtus Paracelſus (in ſeinen Werken von den Meteoren) die Nebenſonnen für meſſingene von den Luftgeiſtern fabricirte Becken, und die Sternſchnuppen für die Excremente der Geſtirne, welche aus der Verdauung ihrer aſtraliſchen Speiſen entſtünden. Bei dieſen aſtrologiſchen Thorheiten, die man zur Erklärung meteorologiſcher Erſcheinungen anwendete, abſtrahirten ſich Bauern, alte Frauen und Landwirthe noch andere Witterungs- und Wetterregeln, die man aus dem Verhalten mancher Thiere und den Veränderungen der Pflanzen hernahm. Größtentheils waren dieſe Regeln nur für ein nahe bevorſtehendes oder Localwetter auf einen oder zwei Tage in einem gewiſſen Orte anwendbar; jedoch fand man auch verſchiedene Erfahrungsſätze, welche ganze Jahreszeiten voraus anzuzeigen vermochten. Z. B. ein ſchöner Herbſt bringt einen windigen Winter. Wenn die Zugvögel in großen Heerden und zeitig kommen, ſo wird es früh und ein ſtrenger Vorwinter. Wenn Schwalben niedrig und Bienen nicht weit von dem Bienenſtocke wegfliegen, ſo kommt Regen u. ſ. w. Dieſe ſogenannten Haus- oder Bauerregeln wurden bei den fortgeſetzten Beobachtungen der Landwirthe, Hausväter und Naturforſcher nach und nach vermehrt und daraus entſtanden große Sammlungen ſolcher Regeln. Auch hierin zeigte ſich bald eine gewiſſe Unzuverläſſigkeit, wodurch auch dieſe Hausregeln an Glaubwürdigkeit, wenigſtens für die Vorausſicht auf mehrere Monate verloren. Das erneuerte Studium der Phyſik, welches beſonders in Deutſchland vor der Mitte des dreißigjährigen Krieges nach dem weſtphäliſchen Frieden begann, bekam ſeit Erfindung der Luftpumpe, der Barometer, Thermometer und anderer meteoroſkopiſcher Inſtrumente, ſehr bald eine andere Richtung. Wenigſtens trugen ſie zu beſſeren Begriffen vom Luftkreiſe bei. Jetzt glaubte man jedoch das wahre Wetter- und Witterungsorakel gefunden zu haben. Man ſah jene neuerfundenen Werkzeuge für die ſicherſten und untrüglichſten Verkündiger der Wetterveränderungen an. Jeder Beſitzer eines ſolchen Wetterglaſes, denn ſo nannte man die Luftſchwermeſſer (Barometer), wollte an deſſen hohem oder tiefem Stande des Queckſilbers den Zuſtand des Luftkreiſes blos aus deſſen Dichte und Federkraft erkennen. Über die Urſachen des Steigens und Fallens der Barometer, ſo wie über den Zuſammenhang der Witterung mit der Dichte der Luft entſtand eine große Anzahl von unzureichenden Hypotheſen und dies veranlaßte die Erfindung von einer größern Menge ähnlicher Meßinſtrumente. Aber man iſt bei ihrer vielfältigen Vermehrung und allen Verbeſſerungen in der Witterungskunde um nichts weiter gekommen, ſo viel man ſich auch ſelbſt noch in unſern Tagen damit beſchäftigt hat. Welche Vortheile werden oder ſollen unſere Nachkommen auch davon haben? Etwa den Cyclus von neunzehn, oder einer andern beliebigen Anzahl von Jahren, nach deren Ablauf dieſelbe Witterung wiederkehrt? — Innerhalb eines Jahrhundertes wird es unſtreitig mehrere Jahre geben, die nach Beſchaffenheit ihres Witterungscharakters, ſowohl in Rückſicht auf die Winter- als Sommermonate, einander ähnlich ſeyn mögen. Wo findet man aber wohl bei Vergleichung homogener Gegenſtände nicht Ähnlichkeiten heraus? Menſchengeſtalten — Geſichter —

und Charaktere, Thiere und Pflanzen, Foſſilien und Tage, Gegenden und Gedanken ſehen oft einander ſo vollkommen ähnlich wie Zwillingsgeſchwiſter und ſind dennoch verſchieden und einander fremd, wie dies ſchon Leibnitz gelehrt hat. Alle dieſe Inſtrumentalbemühungen und Beobachtungen, wohin auch die der pfalz-bayeriſchen meteorologiſchen Geſellſchaft und der Beitrag zur Witterungskunde des verdienſtvollen D. Schön zu Würzburg gehören, dürften daher wohl zu keinen befriedigenden Reſultaten im Allgemeinen führen. Daß ſie jedoch einſt, wenn dieſe allgemeinen und beſondern, oder Zonal- und climatiſchen Geſetze für die Witterung und deren Vorausſicht aufgefunden ſeyn werden, ein nicht unbeträchtlicher Nutzen für die Localwitterung davon erwarten läßt, wird Niemand in Abrede ſtellen. Sobald nur einige ſcheinbare Ideen durch die vielfältigen Inſtrumente aufgeregt waren, da entſtand auch eine faſt unzählbare Menge von Wageſätzen über Wetter und Witterungen, deren Geſchichte der Abt Richard (l'Histoire naturelle de l'air et des météores, à Paris VII. T. 1770; kam deutſch zu Frankfurt 1773 in 8. heraus) aufzählt. Der gelehrte Carteſius bemühte ſich im ſiebzehnten Jahrhunderte, alle Lufterſcheinungen mechaniſch, Stahl chemiſch, de Luc phyſiſch und Toaldo ſeleniſch, d. h. durch den Einfluß des Mondes, zu erklären. Vor hundert Jahren (1724) gab der Pater Cotte zu Paris zuerſt ein Lehrbuch der Meteorologie heraus, das auch ſeine großen Mängel hatte. So ſchätzenswerthe ſcharfſinnige Bemerkungen und Erklärungen man in demſelben, ſo wie in den Schriften der Herrn v. Sauſſure, de Luc, Harrebow zu Copenhagen, und in den Werken franzöſiſcher und engliſcher Gelehrten (ſ. Mémoires de l'académie des sciences und Philosophical Transactions) über meteorologiſche Gegenſtände findet, ſo läßt ſich doch das Unſichere und Schwankende in dieſem Theile des menſchlichen Wiſſens auch darin nicht verkennen. Eben ſo ſchränken ſich die mühſamen Unterſuchungen eines Lambert, Mayer und Gatterer mehr auf climatiſche und Localwitterung ein und verfehlen den Überblick des Ganzen. Die Witterungskunde kann daher nie größere Fortſchritte machen, ſo lange man noch auf den alten Landſtraßen, den Beſchäftigungen mit Localwettererſcheinungen, mit Beobachtungen der Barometer- und Thermometerſtände, fortwandert. Wer kann ſich beim Anblick eines Stückchens Mauerwand oder Abputzes aus den Kammern von Herculanum und Pompeji einen Begriff von der Bauart der alten Römer machen. Eben ſo wenig wird man von einzelnen Veränderungen, welche die meteoroſkopiſchen Werkzeuge, in einer mehr oder weniger eingeſchränkten Gegend, von dem über ihr befindlichen Luftkreiszuſtande anzeigen, auf die Witterung im Allgemeinen einen richtigen Schluß machen können. Es verdient daher gewiß dieſer Theil der Naturkenntniß eine allgemeine Reviſion und die Bemühungen ſachkundiger und wahrheitliebender Männer, eine richtigere Bahn nach feſtern Grund- und Erfahrungsſätzen zu betreten. Die Erfahrung hat leider nur zu deutlich bewieſen, daß wir auf dem bisher gelehrten Schnörkelwege zu dieſer wichtigen Naturkenntniß weder gekommen ſind, noch gelangen werden. Welchen unüberſehbaren, großen Nutzen würde aber eine ſichere und zuverläſſigere Witterunsgkunde für die Landwirthſchaft und das menſchliche Leben überhaupt gewähren! Dahin kann uns aber nur die Erforſchung der hierzu erfoderlichen allgemeinen Naturgeſetze und ihrer Modalitäten führen. Sobald wir dieſe Haupt- und Grundurſachen aller Erſcheinungen der Veränderungen in unſerm Dunſtkreiſe genauer kennen, dann wird und muß ſich

auch die Witterung als eine nothwendige Folge jener Prämiſſen vorher beſtimmen laſſen. Eine ſyſtematiſche Witterungskunde erfodert Gewißheit, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Beim Aufbau einer ſolchen Lehre muß man außer den oben bereits angeführten Sätzen Folgendes berückſichtigen. Alle Witterungserſcheinungen müſſen in dreierlei Hauptclaſſen eingetheilt werden, nämlich in allgemeine oder Zonal-, beſondere oder climatiſche und in die beſonderſte oder Localwitterung. Durch die erſtere wird der Charakter der Witterung eines ganzen Erdtheils oder Landes unter einerlei Breite und Länge beſtimmt; die andere zeigt die Abänderungen dieſer Witterung nach den eigenthümlichen Beſchaffenheiten und nach der Lage einzelner Gegenden oder Provinzen an; und die dritte beſchäftigt ſich mit dem Wetterwechſel in einzelnen Örtern. In Berückſichtigung dieſer Eintheilung kommt es auf den Überblick des Ganzen der dreierlei Erdgürtel, auf die Kenntniß der Beſchaffenheit des Baues einzelner Gegenden und dann auf die Lage und Umgebungen beſonderer Örter und die bisher in denſelben gemachten Erfahrungen in Abſicht des Wetterwechſels an. Die Haupturſache aller Witterung liegt in dem jährlichen Fluge des Erdballs um die Sonne, und in der unabläſſigen Ab- und Zuneigung eines oder des andern Theils ſeiner Oberfläche von und zu ihr, wodurch der Stand der letztern in jedem Augenblick beſtimmt, und die Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf die ihnen entgegenſtehenden Körper mehr oder weniger befördert werden muß. Nach der individuellen Lage und Beſchaffenheit eines Landes wird nun durch dieſes fortwährende Ab- und Zuwenden des Erdballs von und zu der Sonne bald eine größere, bald eine geringere Menge Wärmeſtoff aus dem letztern entwickelt, und dadurch die Luft verdünnt. Durch die ſpiralförmige rollende Bewegung des Erdballs um die Sonne fällt in jedem Momente eine neue Lichttangente auf ſeine Oberfläche, und dieſe ewigen Auf- und Niedergänge der Sonne, die in jedem Augenblicke über irgend einem Halbkreiſe des Erdballs Statt finden, verurſachen eine fortwährende Luftverdünnung und Verdichtung jener in den höhern, dieſer in den niedern Regionen der Atmoſphäre. Dadurch entſteht eine beſtändige Luftſtrömung aus der Schattenſeite des Erdkörpers ſelbſt und aller auf ihm befindlichen Erhöhungen. Dieſe Zuſtrömung der dichtern in die verdünntere, oder der kälteren in die wärmere Luft erzeugt die meiſten Winde und Dünſte. Mit den Grundſtoffen des Waſſer- und Sauerſtoffgaſes entweicht der Wärmeſtoff aus der Oberfläche aller Körper und bildet Dünſte, die in den höhern Luftregionen Wolken, in den niedern aber Nebel genannt werden. Je ausgebreiteter die Wolkenmaſſe nach allen Richtungen über die unter ihr liegenden Länder iſt, um deſto kühler oder kälter wird es in denſelben. Im Winter ſenkt ſich der Dunſtkreis tiefer zur Erde herab als im Sommer. Sobald nun aus dem Übermaaß der beſtändigen Sommerwärme ein Theil derſelben von der ſüdlichen Äquatorſeite nach Norden herſtrömt, ſo fangen an den untern Bergregionen Schnee und Eis an zu ſchmelzen, und die mildere Jahreszeit tritt ein, oder es beginnt der Frühling. Von den beiden Seiten des Äquators ziehen nach den Eisgegenden oder dem Süd- und Nordpole Wolken und Nebel hinab. Auf dem ſogenannten feſten Lande umſchweben jene Dünſte die Gipfel der hohen Berge in Nebel- und Wolkengeſtalt. Aus dem durch die Einwirkung der Sonnenſtrahlen im Winter herabgefallenen Schnee, der ſich auf allen Seiten der Gebirge, einzelner Berge und Landhöhen befindet, entſtehen in der mildern und wärmern Jahreszeit die

Dünſte. Im Winter wirkt die Sonne ihres niedrigen Standes wegen auf die mittäglichen Bergſeiten und die darauf befindlichen Schneelagen nur ſehr ſchwach. Im Frühjahre erfolgt dieſe Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf die Morgenſeite der Schneeberge ſchon viel ſtärker, und im Sommer liefern die Mitternachtſeiten aller Gebirge die meiſten Regen und Niederſchläge. Der Herbſt erſcheint immer um deſto heiterer und regenloſer, je weniger ſich noch Schnee- und Eislagen auf der abendlichen Seite der Gebirge, welche in dieſer Jahreszeit von den Strahlen der Sonne am meiſten beſchienen werden, befindet. Öfters wird auch ſchon ein Theil des neugefallenen Herbſtſchnees von den Berghöhen abgethaut und es entſtehen daher im Spätherbſte, beſonders im November, nicht ſelten anhaltende Regentage. Bruchige Gegenden und Bergſchluchten, große Waldungen und Höhenzüge ſind Nebeln und Regengüſſen mehr als andere flache und niedrige Gegenden ausgeſetzt. Die meiſten europäiſchen Schneeberge liegen in den ſüdweſtlichen Gegenden von Europa, daher kommen auch faſt immer Regen und Wolkenzüge von dieſer Seite. Die Richtung der letztern wird aber auch durch den Schwung des Erdballs von Weſten nach Oſten, und deſſen Abhang nach Norden hin, desgleichen durch die größere Wärme in den nordöſtlichen Ländern, während der Sommermonate, bedingt und hervorgebracht. Je wärmer es in den letztgenannten Ländern während der langen Sommertage iſt, um deſto ſchneller fliegen die abgedunſteten Südweſtwolken dahin. Da ſich der Erdball bei ſeinem fortwährenden raſchen Fluge um die Sonne in jedem Augenblicke in einem andern Standpunkte gegen ſich befindet, ſo muß ſich wenigſtens alle acht Tage ein anderer Zuſtand der Erde und ihres Dunſtkreiſes in gebirgs-, waſſer- und waldreichen Ländern zeigen. Durch dieſen Wetterwechſel iſt der Irrthum von dem Einfluſſe des Mondes auf die Witterung entſtanden, der aber nach unwiderleglichen Gründen eben ſo unzuläſſig iſt, wie der Einfluß der Geſtirne. Der oben erwähnte täglich veränderte Standpunkt des Erdballs muß auch nach den individuellen Lagen und Beſchaffenheiten eines Landes größere und geringere Luft- und Zuſtandsveränderungen des Dunſtkreiſes hervorbringen, die theils aus Zonal-, ſehr oft aus climatiſchen, auch wohl aus Localurſachen gebildet werden. Dieſe Veränderungen hat man bisher irrthümlich der einwirkenden Kraft des Mondes zugeſchrieben. Faſt immer, oder doch ſehr häufig ſtrömen im Dunſtkreiſe warme und kalte Luft und Wolkenzüge in verſchiedenen Richtungen über einander. Die unterſten Wolken werden die Regenwolken, weil die obern Tröpfchen auf die untern herabfließen und ſich zu Tropfen vergrößern. Wenn ſie die Luftſäule nicht mehr tragen kann, fallen ſie herab. Die heiße und warme Luft hat überall ein Beſtreben aufwärts zu ſteigen, und die kalte oder kühlere Luft dringt an die Stelle, von welcher ſich jene erhebt. Der Wärmeſtoff wird aber nie dem Erdballe von den Sonnenſtrahlen oder von irgend einem andern Weltkörper mitgetheilt, ſondern nur durch die Einwirkung der Sonne aus allen auf demſelben befindlichen Körpern aufgeregt und entwickelt. Die wärmeerregende Kraft der Mondſtrahlen iſt noch nicht bekannt, vielleicht iſt dieſe Entdeckung noch zu machen!? — Durch die Nähe des Nordpoleiſes und der dadurch kälter gewordenen Nordländer ward die freie Wärme von Europa bisher abgezogen, daher es manchem Naturbeobachter vorkam, als nähme die Wärme ab, da es doch gegentheils ſeit 2000 Jahren in dieſem Erdtheile um viele Grad wärmer geworden iſt. Die ſchwediſch-norwegiſchen Gebirge ſind die Schutzmauer gegen eine viel größere

Kälte, die ſonſt aus Norden nach Deutſchland kommen würde. Stünden nicht die hohen Bergketten gegen Süden dem Südwinde entgegen, ſo würden dieſe letztern in Deutſchland nicht ſo ſelten ſeyn. Dieſe Umſtände mildern die zu ſtrenge Kälte und zu große Hitze, welchen ſonſt Europa ausgeſetzt ſeyn würde. Liegen in den Sommermonaten an den Ufern der arctiſchen Länder noch Eisſchollen vom Frühjahreisgange, die von den Meereswellen in Bewegung geſetzt werden, und befindet ſich auf der Nordſeite der Nordoſtgebirge daſelbſt noch Schnee, ſo wehen kühle und kalte Winde im Sommer von Nord und Nordoſt nach Süd und Südweſt. Die Erhöhung des Erdballs am Äquator, die bis zum neunzigſten Grad nördlicher und ſüdlicher Breite zehn Meilen beträgt, verhindert den Einfluß der Luftbeſchaffenheit der einander entgegenſtehenden gemäßigten Zonen und der beiden Pole. Eben ſo treten die nördlichen und oſtnördlichen Nebel der Kälte nach Süd und Südweſt entgegen. — In die Oberfläche der Erde dringt ein großer Theil der im Sommer regegewordenen Wärme und verbindet ſich mit der freien Wärme, die ſich im Innern derſelben entwickelt. Wenn nach dem Herbſtgleichtage die Winde zwiſchen Weſten und Oſten wehen, und nur in ihrem Gange mit den dazwiſchen fallenden Mittelwinden bis über die Mitte des Octobers abwechſeln, dann bleiben ſie wenigſtens drei Monate in dieſen Weltgegenden ſtehen und der ſüdliche Theil von Europa hat einen ſtrengen, der nördliche einen milden Winter. Geht aber der Wind von Weſt nach Nordweſt und über Nord und Nordoſt nach Oſten, dann erfolgt ein kalter und ſtrenger Winter für die Nordſeite Europens und ein mäßiger für die jenſeits der Gebirge liegenden Südländer. Bei dieſer Beſtimmung der Winterwitterung muß man auf den Bau der drei großen verbundenen Erdtheile (Europa, Aſien und Afrika) beſonders Rückſicht nehmen, und auf den erwähnten Gang des Winters durch die beiden Thäler, Abhänge oder Abdachungen zu beiden Seiten der langen Bergkette von Sierra Morena in Spanien bis zu der Nerzinskoiſch-Ochotskiſchen Bergkette in Sibirien durch Europa und Aſien achten. Dieſe vorläufigen aphoriſtiſchen Ideen können ungefähr den Weg bezeichnen, welchen die Naturforſcher betreten müßten, wenn ſie in der Witterungskunde größere und zuverläſſigere Fortſchritte machen wollten. Auf dieſe Weiſe würde aber auch die Witterungslehre eine ganz andere Geſtalt erhalten und eine der wichtigſten aller menſchlichen Kenntniſſe werden. Dmr.

Witthum (lat. Dotalitium, franz. Douaire), überhaupt das, was ein Ehemann ſeiner Frau auf den Fall, daß ſie Wittwe werden ſollte, zu ihrem Unterhalte ausſetzt. Beſonders wird es von Wittwen höhern Standes gebraucht, und bedeutet das, was eine ſolche Wittwe, entweder vermöge der Eheſtiftung, oder nach den Rechten zu erhalten hat, um ſtandesmäßig leben zu können. Es wird bisweilen auch Leibgedinge (ſ. d. Art.), Leibgut, Leibzucht, genannt; wiewohl das Leibgedinge im engern Sinne nur einen Theil des Witthums ausmacht. Witthum nennt man nicht blos das zum Unterhalte ausgeſetzte Kapital, ſondern auch, beſonders bei Wittwen höhern Standes, das Grundſtück (Schloß, Rittergut ꝛc.), auf welchem die Wittwe ihren Sitz, und von deſſen Ertrage ſie ihren Unterhalt haben ſoll. Es wird zuweilen in der Dispoſition des Erblaſſers feſtgeſetzt, daß die Wittwe einen Theil ihres Witthums verlieren ſoll, wenn ſie ihren Wittwenſtuhl verrückt, d. h. ſich anderweit verheirathet. — Das nun veraltete Wort Witthum für ein einer Kirche oder frommen

Stiftung vermachtes Grundſtück wird von den Sprachforſchern von Widmen hergeleitet.

Wittwencaſſen ſind Anſtalten zur Unterſtützung hinterlaſſener Wittwen. Es giebt zwei Hauptgattungen dieſer Anſtalten, welche weſentlich von einander verſchieden ſind: 1. ſolche, die einen durch Vermächtniſſe oder Schenkungen oder Beſoldungsabzüge gebildeten Kapitalfonds beſitzen, deſſen Zinſen jährlich unter die Wittwen vertheilt werden, in Verhältniß zu den von ihren Ehegatten geleiſteten Beiträgen. Hier wird, um ganz ſicher zu gehen, keine beſtimmte Summe zugeſichert, ſondern die Größe der Unterſtützung richtet ſich lediglich nach der Zahl der Intereſſenten und der Wittwen; von dieſer Art iſt die Univerſitätswittwencaſſe in Göttingen. 2. Solche, die auf Leibrentenfuß (ſ. d. Art. Leibrente) eingerichtet ſind. Ihre Natur iſt folgende: eine anſehnliche Zahl von Ehemännern, deren Frauen noch ſämmtlich am Leben ſind, macht ſich anheiſchig, entweder auf einmal oder nach und nach eine gewiſſe Geldſumme durch ihre Beiträge zuſammenzubringen, um ihren dereinſtigen Wittwen eine dem Beitrage gemäße, ſtets gleiche, Penſion bis zum Tode der Wittwe oder bis zur Mündigkeit der Kinder zu verſichern. Man kann in dieſe Anſtalten auf zweierlei Weiſe eintreten: a) auf Kapitalfuß, d. h. durch Herſchießung einer Summe auf einem Brette; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergeſtalt, daß man jedes Jahr zu beſtimmten Zeiten eine gewiſſe Summe als Beitrag hergiebt. — Die Größe der der Wittwe zugeſicherten Leibrente wird berechnet: α) nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts, β) nach dem wahrſcheinlichen Tode beider, γ) nach der Größe des Einſatzes, welcher letztere jedoch verfallen iſt, wenn die Frau vor dem Manne ſtirbt. — Bei den Anſtalten, welche auf Kapitalfuß eingerichtet ſind, iſt die Berechnung leichter zu überſehen und die Caſſe mehr geſichert als bei denen auf Contributionsfuß. Hinſichtlich der Art und Weiſe der Berechnung haben Tetens und Kritter, die Hauptſchriftſteller in dieſem Fache, folgenden Grundſatz aufgeſtellt. Bei dem wahrſcheinlichen Tode des Mannes muß, der Beitrag mag auf Kapital- oder Contributionsfuß geſchehen ſeyn, die volle Summe vorhanden ſeyn, welche, mit Zinſen und Zinſeszins berechnet, erfoderlich iſt, um der Wittwe bis zu ihrem wahrſcheinlichen Tode die beſtimmte verſprochene Penſion zu verſchaffen. — Die Solidität einer Wittwencaſſenanſtalt beruht hauptſächlich auf der dabei zum Grund gelegten Berechnung der Wahrſcheinlichkeit der Sterblichkeit. Dieſe Wahrſcheinlichkeit iſt von mehreren Schriftſtellern, insbeſondere von Süßmilch (die göttliche Ordnung des menſchlichen Geſchlechts ꝛc.) in Tabellen dargeſtellt worden; wie richtig indeſſen auch dieſe Tabellen hinſichtlich der Sterblichkeit überhaupt ſeyn mögen, ſo hatte man doch Unrecht, ſie unbedingt bei den Wittwencaſſen zum Grund zu legen; denn 1. bei dieſen Anſtalten ſind die Wittwen gewöhnlich eine ausgeſuchte Anzahl geſunder Weiber, auf welche die Sterblichkeit der Weiber im Allgemeinen nicht anwendbar iſt; 2. haben die Frauen die Zeit ihrer möglichen Schwangerſchaft überſtanden, ſo tritt bei ihnen eine ganz andere Sterblichkeit ein; 3. die beigebrachten Geſundheitsſcheine der Ehemänner beweiſen wenig, die Sterblichkeit unter den Ehemännern, welche einſetzen, iſt größer, als die Sterblichkeit unter dem männlichen Geſchlecht überhaupt. Es iſt daher zur Vermeidung einer fehlerhaften Berechnung in dieſer Hinſicht von Kritter folgender Grundſatz aufgeſtellt und auch bei verſchiedenen Anſtalten der Art zur Richtſchnur angenommen worden. Beſteht

eine Wittwencaſſe aus zweitauſend Intereſſenten, welche im Durchſchnitt vierzig Jahre und deren Frauen 32 Jahre alt ſind und werden jedes Jahr zweihundert neue Intereſſenten aufgenommen, ſo ergiebt ſich gegen das funfzigſte Jahr, wann der erſte Stamm von zweitauſend Intereſſenten mit ihren Frauen als völlig ausgeſtorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchſten und beſtändig ſich gleich bleibenden Zahl der Wittwen, welche Penſionen erhalten und der Intereſſenten, welche beitragen, nämlich 3: 5, d. h. fünf Intereſſenten müſſen ſo viel beitragen, als drei Wittwen Penſion erhalten. — Wittwencaſſen, welche ihre Verſprechungen nicht halten können, ſind in der Regel nur dadurch vom gänzlichen Ruin zu retten, daß mit den Intereſſenten accordirt, d. h. wegen einer Verminderung der Penſion übereingekommen wird. Noch iſt zu bemerken, daß dergleichen Anſtalten nicht gerade den Armen zu gut kommen, auch nicht ſehr von Sparſamen geſucht werden können, weil man durch Privatſparſamkeit zwar nicht eine gleich große Rente ſeiner künftigen Wittwe zuſichern kann, aber auch dabei nicht Gefahr läuft, das Ganze zu verlieren, wenn die Frau früher ſtirbt; daher ſind dieſelben hauptſächlich da zu empfehlen, wo bei den Ehemännern wenig Sparſamkeit zu erwarten iſt. Vollſtändige Belehrung über dieſen Gegenſtand findet man in folgenden Schriften: Eclairciſſemens ſur les établiſſemens publics calculés ſous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss. — deutſch von Kritter, Altenburg 1782. 4. — Kritter Auflöſung der wichtigſten Fragen über die Errichtung dauerhafter Wittwencaſſen, Göttingen 1768. 8. — Deſſen Plan der neuen Einrichtung der Bremiſchen Wittwenpfleggeſellſchaft 1787. 4. — Karſtens Theorie von Wittwencaſſen, Halle 1784. 8. — Tetens Einleitung zur Berechnung der Leibrenten. Leipz. 1785 u. 86, 2 Thle. — Deſſen Nachricht von dem Zuſtande der Wittwencaſſe zu Copenhagen 1797, Copenh. 1803. — Florencourt Abhandlungen aus der juriſtiſchen und politiſchen Rechenkunſt mit einer Vorrede von Käſtner. Altenburg 1781. KM.

Witz. Der Witz als Eigenſchaft des Subjects iſt ein auf vorzüglicher Anlage beruhendes Talent, die Ähnlichkeiten an denjenigen Dingen, welche der natürliche Verſtand als verſchiedenartige zu betrachten pflegt, leicht ſchnell und lebendig aufzufaſſen und darzuſtellen. Da dies Auffinden der Ähnlichkeit Vergleichung vorausſetzt, ſo kann man auch ſagen, der Witz iſt eine natürliche Fertigkeit der vergleichenden Urtheilskraft im Auffinden ſolcher Ähnlichkeiten, durch welche die Dinge in eine ſinnreiche Beziehung treten, oder eine ſpielende Urtheilskraft. Der Witz aber als Product bezeichnet den glücklichen und ſinnreichen Vergleich und was durch denſelben bewirkt wird, ja oft auch verſteht man unter dem Witzigen das Sinnreiche überhaupt, beſonders aber ſo fern es in Worten ausgeſprochen wird (die Franzoſen ſagen daher bon mot). Der Witz zeigt ſich um ſo mehr als Fertigkeit, je leichter er dasjenige verknüpft, was für den gewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu ſtehen ſcheint, mithin je tiefer die Ähnlichkeit liegt, ferner je reicher er ſelbſt an Auffindung ſolcher Beziehungen iſt. Er wird als Talent ſehr unterſtützt durch Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Anſchauungen, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und damit verbundene Übung und Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weßhalb ihn Jean Paul auch den angeſchauten Verſtand zu nennen ſcheint. Er äußert ſich eben ſowohl im Erkenntnißgebiete als im Gebiete der

Kunſt und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, ſowohl ernſt als beluſtigend. Das Beluſtigende deſſelben aber beruht vorzüglich auf der ſchnellen und ſpielenden Äußerung der Geiſtesthätigkeit. Der Witz iſt um ſo beluſtigender, je mehr er durch ſinnreiche Beziehung heterogener Gegenſtände überraſcht und um ſo lächerlicher, je größer und anſchaulicher der Contraſt der verglichenen Gegenſtände iſt. Letztere Art pflegt man wohl auch vorzugsweiſe Witz zu nennen, und die Einfälle deſſelben erſcheinen dann gewöhnlich unter der Form der Ideenaſſociationen (ſ. d. Art.) und werden durch Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen oft hervorgerufen. Im letztern Falle und in ſo fern ſein Zweck keine ernſtliche Belehrung, ſondern die ſpielende Äußerung der Kraft ſein einziger Zweck iſt, iſt er im vollen Sinne des Worts ſpielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Ähnlichkeit oder Verſchiedenheit in der Wirklichkeit exiſtirt, oder blos durch Vorſtellung der Einbildungskraft ſcheinbar hervorgebracht iſt. Indeſſen darf der Schein doch nicht unwillkührlich ſeyn — denn der Witz iſt feine Urtheilskraft — und ſelbſt das Scheinverhältniß, welches er aufſtellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch ſo geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (tertium comparationis) nennt. Je tiefer, treffender und ſinnreicher dieſer Vergleichungspunkt ergriffen iſt, deſto ſinnreicher und tiefer iſt der Witz, und um ſo ſchaler und ſeichter, je hinfälliger dieſe Beziehungen und je leichter ſie auch dem alltäglichſten Kopf in die Augen fallen. In Rückſicht ſeiner Gegenſtände iſt der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenſtände (dahin gehört z. B. das Wortſpiel), erſterer aber auf Gegenſtände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes ſind in Hinſicht ihrer Darſtellung eigentlich (wenn der Witz ſich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält) oder uneigentlich und bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtſinnlichen oder umgekehrt vergleicht. Man redet auch von einem ſcharfſinnigen Witz, das iſt nun entweder ein ſolcher, welcher durch Blicke in das Weſentliche und Innere der Dinge entſpringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der ſich der Unterſcheidungen und Entgegenſetzungen des Scharfſinns ſcheinbar oder als Mittel zu Vergleichungen bedient. — Was ſeine Wirkungen anlangt, ſo iſt der Witz im Ganzen eine heilſame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der ſpielenden Thätigkeit deſſelben liegt, den Beſchränkungen der Einſeitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrſchende Thätigkeit wird, auch dem Verſtande und Gefühle nachtheilig wirken, und führte oft zu Kälte, Zerſtreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abſpannung des Geiſtes und Aberwitz. Selten auch iſt der blos Witzige geliebt. Daher muß ſich der Witz mit andern Vorzügen des Geiſtes verbinden. Der Witz kann, weil er Talent iſt, nicht Zweck der Erziehung ſeyn. Die Entwickelung deſſelben aber wird beſonders durch mannichfaltige und lebhafte Anſchauung, leichten geſelligen Umgang und heitere freie Verhältniſſe begünſtigt. Durch freien geſelligen Umgang wird ein gewiſſer Tact in der Anwendung des Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum Witzbold wird, d. h. zu einem Menſchen, der Witz am unrechten Orte anwendet, oder verſchwendet. T.

Wladimir (Wlodimir), ein Name, der für Rußland großes Intereſſe hat. Wladimir wurde (981), nach dem Tode ſeiner beiden

Brüder, Herr des ganzen damaligen ruſſiſchen Staates, und vergrößerte denſelben durch die Beſiegung verſchiedner benachbarter Völker. Bei Gelegenheit ſeiner Vermählung mit der griechiſch=kaiſerlichen Prinzeſſin Anna Romanowna ließ er ſich (988) taufen, und nahm mit ſeinem ganzen Volke die chriſtliche Religion an. Die erſten Religionslehrer der Ruſſen kamen aus Conſtantinopel und von ihnen wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griechiſchen Kirche eingeführt. Wladimir wird als der erſte chriſtliche Regent und, weil er viel Klöſter und Schulen ſtiftete, in der ruſſiſchen Geſchichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Zu ſeinem Andenken ſtiftete die Kaiſerin Catharina II. am 22. September 1782 den St. Wladimirorden. Er ſtarb 1015. Seine Nachkommen theilten zu ihrem eigenen Verderben das Reich unter ſich.

Woche. Die Eintheilung der Zeit in 7tägige Perioden (Wochen) hat ihren Urſprung im grauſten Alterthum und im Orient, und wird daher, wohl nicht mit Unrecht, von der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte hergeleitet. Dagegen rührt die Benennung der Wochentage: Sonntag, Montag, Dinſtag (dies Martis), Mittwoch, (dies Mercurii), Donnerſtag (dies Jovis), Freitag (dies Veneris), Sonnabend (dies Saturni), von einem aſtrologiſchen Aberglauben her. Die Ptolemäiſche Weltordnung zählte nämlich ſieben Planeten in der Ordnung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond; und der Aberglaube ließ dieſe Planeten hinter einander weg, jeden immer Eine Stunde, regieren. Fängt man alſo irgend einmal eine erſte Tagesſtunde mit dem Saturn an, ſo fällt auf die 24ſte, wie man leicht ſieht, der Mars, und auf die 25ſte oder 1ſte des andern Tages die Sonne (Sonntag); ſo fort gehend, auf die 1ſte des demnächſtigen Tages der Mond u. ſ. w. Man könnte auch annehmen, daß der Anfang mit der Sonne, als dem vornehmſten Planeten nach Ptolemäiſchen Begriffen, gemacht worden ſey, was, wie man gleich überſieht, die nämliche Ordnung noch ungezwungener herbeiführt. D. N.

Wodan iſt gleichbedeuetnd mit Odin, eine der mächtigſten Gottheiten des Nordens. Die alten Sachſen und Thüringer verehrten namentlich den Wodan als ihren Kriegsgott, und jene ſchwuren in dem Kampfe mit Carl dem Großen ein feierliches Gelübde, demſelben alle feindliche Gefangene zu opfern. (Vergl. Nordiſche Mythologie.)

Wohlbrück (Gottfried), Regiſſeur und Schauſpieler bei dem Stadttheater zu Leipzig. Er iſt geboren zu Berlin, und hat ſeine Bildung auf dem Friedrichswerderſchen, dann auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſium erhalten. Die Neigung zur dramatiſchen Kunſt mochte wohl dadurch in ihm geweckt worden ſeyn, daß er als Knabe ſchon an Aufführung kleiner Dramen auf jenen Unterrichtsanſtalten Antheil nahm. Er las, da ihm der Beſuch öffentlicher Schauſpiele verboten war, deſto mehr dramatiſche Werke, und kannte Engels Mimik und Leſſings Dramaturgie ziemlich genau, ehe er ein Schauſpiel ſah. Im 17ten Jahre verließ er Berlin, um Schröders Theater in Hamburg zu beſuchen. Im J. 1789 betrat er zum erſtenmale die Bühne zu Caſſel bei einer reiſenden Geſellſchaft, die nächſten fünf Jahre ſtand er bei der Döbbelinſchen Geſellſchaft und in Hannover und Bremen, kam dann nach Riga, wurde hierauf beim Hamburger Theater angeſtellt, wo er, in jugendlichen Rollenfächern beſchäftigt,

ſich einen ehrenden Ruf zu erwerben wußte. Im J. 1805 wurde er als Regiſſeur eines von Kunſtfreunden errichteten Theaters nach Düſſeldorf berufen. Jetzt widmete er ſich dem Fache des Feinkomiſchen und der Darſtellung von Charakterrollen, vornehmlich humoriſtiſcher und ſentimentaler Alten. Nach fünf hier verlebten Jahren trat er eine Kunſtreiſe an, und beſuchte bis zum December 1810 die Theater zu Wien, Regensburg, München, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe, Mannheim, Darmſtadt und Frankfurt. Im J. 1811 blieb er beim Hoftheater in Darmſtadt, dann ging er nach München, wo er an des bekannten Heigels Stelle als Mitglied der Bühne trat. Im Jahre 1816 beſuchte er die Theater zu Berlin und Hamburg und ging im J. 1817 als Regiſſeur und Schauſpieler zum neu errichteten Stadttheater zu Leipzig. Es giebt eine Gattung dramatiſcher Darſtellungen, welche bei den Alten, wenn auch nicht unberückſichtigt blieb, doch lange nicht ſo geſchätzt und ausgebildet war, als ſie es beſonders in den letztverfloſſenen beiden Decennien unter uns vorzüglich durch Iffland wurde, wir meinen die eigentlichen Charakterdarſtellungen, oder diejenigen Stücke, wo Dichter und Schauſpieler ſich's zum Hauptzweck gemacht haben, den innern geiſtigen Organismus eines Menſchen dergeſtalt zu entwickeln, daß ſein eigenthümliches Weſen nicht nur in den ſprechendſten Zügen klar von uns angeſchaut wird, ſondern auch durch dieſe Eigenthümlichkeit unſere ganze Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregt. Daß dieſe Charaktergemählde eine ſchätzenswerthe Bereicherung der dramatiſchen Kunſt ſind, wird Niemand läugnen. Daher auch diejenigen darſtellenden Künſtler, welche darin etwas mehr als Gewöhnliches leiſten, aller Achtung und der Auszeichnung werth ſind. Wohlbrück gehört zu dieſer Claſſe und hat durch dergleichen Darſtellungen vorzüglich ſeinen Ruf begründet. Seine Darſtellungen ſind mit Kenntniß der menſchlichen Natur, mit feiner Beobachtung der Art und Weiſe, wie ſich die verſchiedenen Charaktere zu äußern pflegen, und mit vieler Haltung und Übereinſtimmung ausgeführt. Er ſtrebt dem großen Muſter in dieſer Gattung, Iffland, nicht ohne Glück nach, wie dies ſein Geiziger nach Moliere, ſein Oberförſter in den Jägern, ſein Nathan und andere Rollen beweiſen. Auch das Feinkomiſche mißlingt ihm nicht.

Woiwoda, ein ſlavoniſches Wort, das ſo viel als Heerführer im Kriege (dux belli) bedeutet, und aus den beiden ſlaviſchen Worten Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zuſammengeſetzt iſt. Die Fürſten der Walachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe ſie von den griechiſchen Kaiſern, mit denen ſie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Deſpoten erhielten, an deſſen Statt ſie nachher den Titel Hospodar, ſo viel als Herr, annahmen. — Woiwoden hießen auch im ehemaligen Königreiche Polen die Statthalter in den Landſchaften (Woiwodſchaften), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeſchäfte, Juſtiz und Polizei, und machten die erſte Claſſe der weltlichen Reichsſtände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels Statt fand, ſo führte jeder Woiwode den Adel ſeiner Woiwodſchaft in das Feld.

Wolcott (John). Dieſer unter dem Namen Peter Pindar bekanntere ſatiriſche Dichter war geboren zu Dodbrock in Devonſhire und zu Kingsbridge erzogen, worauf er zu ſeinem Oheim, einem Wundarzt und Apotheker zu Fowey in Cornwall, kam. Hier ſtudirte er mit Eifer die Apothekerkunſt und legte ſich nebenher auf die Poeſie und das Zeichnen. Als Sir William Trelawney im J. 1768

Gouverneur von Jamaica geworden war, begab er ſich in deſſen Gefolge dahin. Während das Schiff zu Madeira anhielt, ſchrieb er einige ſeiner beſten Sonette, eine Schilderung der Naturſchönheiten dieſer Inſel enthaltend. Auf Jamaica übte er die Kunſt des Wundarztes und wurde vom Gouverneur zum Phyſicus ernannt, der ihm dazu ein Doctordiplom aus Schottland verſchaffte. Faſt wäre er für immer in Weſtindien geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch geiſtliche Vorträge und Leitung des Unterrichts auf der Inſel beim Tode deſſelben verſehen hatte, wünſchten ihn die Pflanzer für beſtändig in dieſer Stelle zu behalten; aber der Biſchof von London gab die Erlaubniß nicht dazu. Da nun auch der Gouverneur ſtarb, kehrte Wolcott nach England zurück, und ließ ſich als Arzt zu Truro nieder, allein er gerieth hier wegen ſeines Hanges zur Satire mit mehrern Leuten in der Nachbarſchaft in unangenehme Verhältniſſe. Dies und daß er nach dem Tode ſeines Oheims ein anſehnliches Einkommen erbte, beſtimmte ihn, ſich mehr ſeiner Neigung zur Dichtkunſt und zum Zeichnen zu überlaſſen. Er nahm ſich des ſpäterhin als Mahler und Profeſſor an der königl. Akademie bekannt gewordenen John Opie an, und ſetzte ihn durch ſeinen Unterricht in den Stand, bald als Porträtmahler reiſen zu können. Im J. 1778 begab ſich Wolcott nach London, wo er ſich allein ſeinen literariſchen Beſchäftigungen überließ, die auch bald eine Quelle reichlichen Ertrags für ihn wurden, denn ſeine ſatiriſchen Schriften las man allgemein mit vielem Vergnügen. Nur fand man daran auszuſetzen, daß ſie nicht ſelten den ſittlichen Anſtand verletzten, und zu oft gegen Perſonen von Stande und wahren Verdienſten gerichtet waren. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern ſeiner Werke wegen einer Leibrente, die er ſich von ihnen bedungen hatte, beſeitigt waren, bekam er eine Fehde mit William Gifford, der ihn in ſeiner Baviade und Mäviade hart mitgenommen hatte, und die ſich mit einer Prügelei zwiſchen beiden endigte. Späterhin bekam er Händel andrer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er Unterricht in der Kunſt ſceniſcher Darſtellung gegeben hatte. Indeſſen wurde dieſe Angelegenheit mit einigen Zeitungsartikeln abgethan. Nachdem er das Geſicht verloren, ſtarb er 1819 zu Somers-Town 81 Jahr alt. Die Anzahl ſeiner Schriften vom Jahre 1778 bis 1813 iſt ſehr anſehnlich.

Wolf (Chriſtian Freiherr von), Kanzler der Univerſität Halle, ein berühmter deutſcher Philoſoph und Mathematiker, wurde 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein nicht ſehr bemittelter, aber gebildeter Handwerker, wendete alles an, um ſeinem Sohne, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu geben. Wolf erhielt den erſten Unterricht auf dem Gymnaſium zu Breslau, und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu ſtudiren. Doch waren Mathematik und Philoſophie ſeine Lieblingswiſſenſchaften, mit denen er ſich faſt ausſchließend beſchäftigte. Er faßte den Entſchluß, ſich dem akademiſchen Leben zu widmen, ging deßwegen 1703 nach Leipzig, habilitirte ſich hier durch eine Disputation (de philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta), die eine ſehr günſtige Meinung für ihn erweckte, und hielt nun mathematiſche und philoſophiſche Vorleſungen, die häufig beſucht wurden. Durch verſchiedne Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik herausgab, wurde ſein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall der Schweden in Sachſen (1706) auch ihn von Leipzig entfernte, erhielt er auf Leibnitzens Empfehlung (1707) den Ruf als

Profeſſor der Mathematik und Naturlehre auf die Univerſität Halle. Hier erwarb er ſich durch ſeine ſyſtematiſche Lehrmethode, ſo wie durch mehrere mathematiſche Schriften, großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Begriffe und Lehrſätze in ſeinen mathematiſchen Vorträgen war etwas bis dahin ganz Ungewöhnliches. Daher kam es, daß, als Wolf ſeine Philoſophie nach dieſer Methode bearbeitet herausgab, ſie allgemeinen Beifall fand, ſich ſchnell durch Deutſchland verbreitete, und man anfing, dieſe Methode auch auf andre Wiſſenſchaften, nicht ſelten mit Übertreibung und Pedanterie, überzutragen. Wolf wurde jedoch von ſeinen Collegen zu Halle, beſonders von den Theologen, die zum Theil den damals überhand nehmenden Pietismus begünſtigten, und deren Grundſätzen ſeine philoſophiſche Denkart zuwider war, heftig angegriffen, für einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt, und bei der Regierung förmlich angeklagt. Durch eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I. vom 15. Nov. 1723 wurde Wolf ſeiner Stelle entſetzt, und unter Androhung harter Strafe (des Stranges) ihm anbefohlen, Halle in 24 Stunden und in zwei Tagen die preußiſchen Staaten zu verlaſſen. Wolf entfernte ſich ſogleich, fand in Caſſel eine günſtige Aufnahme und bei der Univerſität zu Marburg eine ehrenvolle Anſtellung. Der Streit über Wolfs philoſophiſches Syſtem wurde nun allgemeiner, und faſt ganz Deutſchland nahm Partei für oder wider ihn. Indeſſen erhielt Wolf aus dem Ausland viele Ehrenbezeigungen und vortheilhafte Anträge, welche letztere er aber, ſo wie den Vorſchlag, nach Halle zurückzukehren, ablehnte, obgleich der Prozeß wider ſeine Philoſophie durch eine in Berlin eigens dazu niedergeſetzte Commiſſion zu ſeiner völligen Genugthuung entſchieden worden war. Erſt 1740, als Friedrich II., der ihn ſehr ſchätzte, den Thron beſtiegen hatte, ging er als Geheimerath, Vicekanzler der Univerſität, und Profeſſor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Drei Jahre nachher wurde er an Ludwigs Stelle Kanzler der Univerſität, und 1745 erhob ihn der Churfürſt von Bayern während des Reichsvicariats in den Freiherrnſtand. Wolf ſah ſeine Philoſophie durch ganz Deutſchland und einen großen Theil von Europa verbreitet, aber er überlebte ſeinen Ruhm als akademiſcher Lehrer; die Zahl ſeiner Zuhörer verminderte ſich in den letzten Zeiten bedeutend. Er ſtarb 1754 im 76ſten Jahre ſeines Alters. Wolf hat unläugbar großes Verdienſt um die Philoſophie. Er hat ſie zwar nicht mit großen und glänzenden Erfindungen, wohl aber mit mehrern neuen Wahrheiten vom zweiten Range bereichert. Mit ſeinem Scharfſinn und ſeiner unermüdeten Thätigkeit umfaßte er alle Theile der Philoſophie, nur hat er einige derſelben, z. B. das Natur- und Völkerrecht und die Sittenlehre, mit faſt zu großer Weitläuftigkeit bearbeitet. Er führte die ſtrenge mathematiſche Methode in die Philoſophie ein, und verbreitete dadurch über ſie Ordnung, Licht und Gründlichkeit. Daß dieſe ſo nützliche Methode in der Folge von ſchwachen Köpfen gemißbraucht wurde, kann ihm nicht als Schuld angerechnet werden. Er machte ſich vorzüglich Leibnitzens Hypotheſen und Grundſätze zu eigen; bildete ſie weiter aus und beſtimmte ſie näher. Durch die Menge ſeiner zum Theil deutſch geſchriebenen Schriften und durch die große Zahl ſeiner Zuhörer hatte er einen ſehr ausgebreiteten und bei dem damals ſich regenden Pietismus und Myſticismus zugleich ſehr wohlthätigen Einfluß auf ſein Zeitalter. Auch um die deutſche Sprache hatte er weſentliche Verdienſte. Er entwickelte ihren Reichthum für philoſophiſche Begriffe und ſchrieb rein und verſtändlich in derſelben.

Wolf (Friedrich Auguſt). Dieſer als tief gelehrter und genialer Kritiker berühmte Philolog iſt 1757 zu Hainrode in der Grafſchaft Hohenſtein geboren, wo ſein Vater Cantor war. Mit ſeinem ſiebenten Jahre beſuchte er das Gymnaſium zu Nordhauſen, wo ihn beſonders die Erlernung der alten Sprachen anzog. Im J. 1774 ging er nach Göttingen, wo er indeß bald nur für ſich und unter den Schätzen der Bibliothek ſtudirte und faſt gar keine Collegia beſuchte. Indeß hatte Heyne doch ſeinen Werth erkannt und empfahl ihn 1777 zum Lehrer am Gymnaſium zu Ilefeld und ein Jahr darauf zum Rector der lateiniſchen Schule zu Oſterode im Harz. Im J. 1783 folgte er dem Ruf als Profeſſor der Beredſamkeit nach Halle, erhielt 1805 den Geheimerathstitel mit einer anſehnlichen Gehaltszulage, und begab ſich, nachdem Halle weſtphäliſch geworden, nach Berlin, wo er, eine Anſtellung bei der Univerſität ablehnend, mit einem bedeutenden Ehrengehalt als Mitglied der Akademie in freigewählter literariſcher Thätigkeit lebt. Als akademiſcher Lehrer und Director eines philologiſchen Seminars hat Wolf ſich hoch verdient gemacht und viele treffliche Schüler gezogen. Sein Vortrag empfiehlt ſich durch Klarheit und gediegene Kraft. Seinen Ruhm aber verdankt er vornehmlich ſeinen gelehrten Schriften und den von ihm beſorgten ſchätzbaren Ausgaben alter Claſſiker. Wir haben von ihm eine kritiſche Ausgabe des Homer, bei welcher er den von Villoiſon aufgefundenen Codex von St. Marcus zum Grunde gelegt hat. In den dazu gehörigen Prolegomenen hat er mit eben ſo viel Scharfſinn als Gelehrſamkeit ſeine Anſichten über die Homeriſchen Geſänge, die er nicht als das Werk eines einzigen Dichters, ſondern verſchiedner Rhapſoden anſieht, entwickelt. (S. Homer.) Nächſtdem hat er dem Plato große Studien gewidmet, und was er in der verſprochenen vollſtändigen Ausgabe deſſelben, wozu er ſich früher mit Becker vereinigt hatte, liefern würde, vorläufig in dem Phädon gezeigt, den er zuletzt mit einer meiſterhaften lateiniſchen Überſetzung begleitet hat. Nicht minder geſchätzt iſt ſeine Ausgabe der Heſiodiſchen Theogonie und der Reden des Demoſthenes und Ariſtides in Leptinem. Von lateiniſchen Claſſikern nennen wir ſeinen Sueton und ſeine Ausgabe von vier Ciceroniſchen Reden, deren Unechtheit er bewieſen hat. Außerdem hat er ſich durch ſein mit Buttmann herausgegebenes Muſeum für Alterthumskunde, ſo wie durch ſeine Analekten (bis jetzt vier Hefte) um gründliche Kunde des griechiſchen und römiſchen Alterthums verdient gemacht. Welcher Meiſter er auch in der Verskunſt ſey und mit welcher Genialität er auch die deutſche Sprache in ihrem ganzen Umfange kenne und zu gebrauchen verſtehe, hat er durch ſeine mit trefflichen Anmerkungen begleitete Überſetzung der erſten Satire des Horaz, durch ſeine Überſetzung der Wolken der Ariſtophanes und durch die im dritten Heft der Analekten gegebene Probe einer Homerüberſetzung bewährt, lauter Arbeiten, die er mehr oder weniger in Oppoſition von J. H. Voß unternommen hat. Sein polemiſcher Charakter, worin er wie in ſeiner Gelehrſamkeit dem großen Bentley ähnlich zu ſeyn ſcheint, hatte ihn in mehrere Streitigkeiten verwickelt, namentlich mit J. H. Voß, dem gelehrteſten und gewiegteſten Beſtreiter ſeiner Anſicht des Homer (wiewohl der öffentliche Streit von H. Voß über einen metriſchen Gegenſtand veranlaßt und von dieſem auch durchgefochten worden), ferner durch ſeine allgemein gemißbilligten Äußerungen über ſeinen verdienſtvollen, leider zu früh verſtorbenen Schüler Heindorf (im 1ſten Heft der Analekten) mit Buttmann und Schleiermacher.

Wolf (Herr und Frau), deutſche Schauſpieler, gegenwärtig Mitglieder des Berliner Theaters. Die Kunſt des dramatiſchen Künſtlers wird um ſo ſchwieriger, je weiter die Nation, der er angehört, in ihrer äſthetiſchen Bildung fortſchreitet. Wo man früher ſich mit Nachahmung der gewöhnlichen, Allen leicht erkenntlichen Wirklichkeit begnügte, und mit gewiſſen allgemeinen Darſtellungsformen zufrieden war, da will man ſpäter ideale Bilder erblicken, und in dem Darſteller einen wahren Seelenmahler finden. Man beſucht das Schauſpiel nicht mehr blos, um einige Stunden der Erholung auf eine leicht ergötzliche Weiſe auszufüllen, wobei man ſich an einer nur erträglichen Unterhaltung genügen laſſen könnte, ſondern man erwartet und fodert eine tiefer eingehende Beſchäftigung für Geiſt und Gemüth, einen Genuß durch Gedanken und Empfindung, man will, was die Phantaſie des Dichters geſchaffen hat, nicht nur ganz im Sinn und Geiſte deſſelben wiedergegeben ſehen, ſondern man meint ſogar vom Schauſpieler verlangen zu können, daß er den Dichter zuweilen verbeſſere und ſeine Dichtung, wo ſie mangelhaft erſcheint, vollende und verkläre. Daß dazu ein hoher Grad von Bildung des Geiſtes ſowohl als von Bildung der Sitten, zugleich aber auch mannichfache Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erfodert werden, welche ſich nicht wie die Kränze, die Antonio im Taſſo meint, bequem und mit Spazierengehn verdienen laſſen, leuchtet wohl Jedem ein; denn wie will der Schauſpieler ſich in Zeiten verſetzen, die er nicht durch die Geſchichte kennt, wie ſich das Seyn und Weſen von Perſonen auch nur auf Augenblicke aneignen können, deren inneres Leben dem ſeinigen auf keine Weiſe entſpricht. Mit Recht genießt alſo der dramatiſche Künſtler, wenn er dem Muſter ſich nähert oder nachſtrebt, das ſo eben angedeutet worden, einer hohen Achtung; mit Recht darf er auf eine Stelle in der ehrenden Geſellſchaft die Künſtler überhaupt Anſpruch machen. Er iſt keinesweges blos ein dienendes Werkzeug eines höhern Genius (des Dichters), ſondern ſelbſtſchaffender Geiſt, in gewiſſen Schranken unabhängiger Bildner. Daß der Künſtler, von denen wir hier ſprechen, in dieſe Claſſe gehöre, darüber iſt unter ihren Zeitgenoſſen nur eine Stimme, und ſo verdient auch ihr Name der Nachwelt aufbehalten zu werden. — Pius Alexander Wolf wurde, ſo viel uns bekannt geworden, im Kreiſe einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht zum Schauſpieler erzogen, ſondern für den Stand des Gelehrten beſtimmt. Daher hatte er ſich auch diejenigen Kenntniſſe früh zu erwerben geſucht, welche ihm auf dieſer Laufbahn förderlich ſeyn konnten, und die es ihm auch in ſeiner ſpäter ergriffenen gar ſehr wurden. Mit lebhafter Phantaſie, tiefem Gefühl, ſinnendem Ernſte, feiner Beobachtungsgabe und einem ſcharfen Blick des Geiſtes ausgerüſtet, dabei unterſtützt von einer mehr fein gebildeten als ſtarken und kräftigen Geſtalt und einem, alle Nuancen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen bezeichnenden Organe, ſchien er zum darſtellenden Künſtler gleichſam von der Natur berufen. Er folgte dieſem Rufe, und wir finden ihn ſeit 1804 als Mitglied der Schauſpielergeſellſchaft zu Weimar, zu der Zeit, wo ſich das dortig Theater zu der Kunſthöhe zu erheben begonnen, auf der es ein Muſter für die deutſchen Bühnen ward, welche den höhern Geiſt deſſelben ſich anzueignen geneigt oder fähig waren. Da ſich zwei der größten Geiſter, die Deutſchland erzeugt hat, und die beiden erſten dramatiſchen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe), ſelbſt mit der Leitung dieſer Bühne angelegentlichſt beſchäftigten, ſo fand

ein Mann von Wolfs Geiſt und Talenten vielfache Gelegenheit und Unterſtützung, um in die geheimſten Tiefen ſeiner Kunſt hinabzuſteigen und ſich zum wahren Künſtler auszubilden. Lange war man in Deutſchland ſchwankend geweſen, was man für das höchſte Ziel des darſtellenden Künſtlers anerkennen ſollte. Nachdem die ſteife manierirte Pracht, das conventionelle Pathos, die mehr declamatoriſche als dramatiſche Darſtellungsart der Franzoſen, beſonders in dem höhern Drama oder der Tragödie, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängſtlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affects durch Sturm und Drang, Wüthen und Toben auf den Brettern verdrängt worden war, und ſich jeder zum Schauſpieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Geſtalt und durchdringende Stimme verliehen hatte, erhob ſich, beſonders durch Göthe geweckt, der Genius echter Kunſt, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemeſſenen Gange der Regel, ſo wie durch die Unterordnung des Realen unter das Ideale, das Ziel, nach dem der Kunſtjünger zu ſtreben habe. Auf der Bühne zu Weimar erfreute man ſich nun der neuen Erſcheinung des echt deutſchen Kunſtgeiſtes, der, dem der Griechen verwandt, die Natur ehrt und ſchont, indem er ſie regelt, und das Ideal belebt, indem er es mit warmem, ſinnlichen Leben bekleidet. Wolf fühlte ſich in dieſem ſchönen Kreiſe bald einheimiſch, und ſtrebte, indem er ſich beſonders der Tragödie zuwandte und in das Fach jugendlicher Helden oder ernſter, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach ſchöner und belebter Geſtaltung des idealen Menſchen. Sein Hamlet, ſein Poſa, ſein Max Piccolomini, ſein Oreſt, und ſpäterhin ſein Taſſo wurden als muſterhafte Bildungen in ihrer Art ausgezeichnet, und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf. Allein nicht blos das ernſte Drama zog ſeine Neigung an, ſondern er zeichnete ſich auch bald im Komiſchen aus, wozu er in ſeiner reichen, leicht beweglichen Phantaſie, ſeinem feinen Beobachtungsgeiſte, ſeiner individualiſirenden Geſtaltungsgabe, ſelbſt ſeiner feinen und zarten Körperbildung, große Hülfsmittel fand. Natürlich mußte ihm hier nur das Feinkomiſche zuſagen, und er ſtrebte beſonders und mit Glück nach treuer und feſter Charakterzeichnung und humoriſtiſcher Belebung. Man ſah ihn immer mit Vergnügen im Luſtſpiele, wiewohl die eigentliche Sphäre ſeines Talents das Trauerſpiel (in der Bedeutung, wo es das ernſte Drama mit einſchließt) geblieben iſt. Wolf wurde auch ſelbſt dramatiſcher Dichter. Er ſchrieb ein heiteres Luſtſpiel Cäſario, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, ſpäter ein rührendes Drama, Pflicht um Pflicht (gedruckt in Müllners Almanach für Privatbühnen 1ſter Jahrgang), dann ein ähnliches: Treue ſiegt in Liebesnetzen, eine kleine Poſſe, der Hund des Aubri und andre. Während ſeines Aufenthaltes in Weimar, wo er ſich der beſondern Gunſt von Schiller und Göthe zu erfreuen hatte, verheirathete er ſich mit einer Künſtlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen der Kunſt ſich zu erheben ſuchte, der Frau Becker, gebornen Malcolmi. Dieſe Frau, welche noch jetzt mit ihrem Gatten eine Zierde der königlichen Nationalbühne zu Berlin iſt, kann mit Recht unter die vorzüglichſten Künſtlerinnen ihres Faches gerechnet werden. Mit einer hohen wohlgebildeten Geſtalt vereint ſie eine ausdrucksvolle Geſichtsbildung und edle würdevolle Haltung. Ihr biegſames, obwohl dem Umfange der Töne nach ſehr beſchränktes Organ erleichtert ihr die Kunſt zu ſpre-

chen, die ſie in hohem Grade beſitzt. So eignet ſich ihr Weſen beſonders für das Trauerſpiel, in dem ſie die erſten Heldinnen mit Glück darſtellt. Wir dürfen hier als erläuternde Beiſpiele nennen ihre Iphigenie (in Göthe's Drama gleiches Namens), Stella, Maria Stuart (gegenwärtig ſpielt ſie mit noch größerer Meiſterſchaft die Königin Eliſabeth in dieſem Trauerſpiel) Fürſtin in der Braut von Meſſina, Klärchen in Egmont, Adelheid in Götz von Berlichingen, Leonore Sanvitale in Taſſo, Eboli in Don Carlos, Sappho und andere. Allein auch im Naiv-Heitern hat ſie ſich vorzüglich in früherer Zeit mit vielem Glück gezeigt. Sie verräth überall ein tiefes Eindringen in den Geiſt der Rolle, einen ſichern Überblick des Ganzen, einen zarten Sinn für die dichteriſchen Schönheiten ihrer Partie, eine hohe Feinheit in der Nüancirung verwandter Seelenzuſtände; dabei wird ihr Spiel immer von einer hohen Anmuth beſeelt, und nichts gelingt ihr ſo ſehr als das Hinreißen des Zuſchauers in Momenten, wo es der Geiſt der Dichtung erfodert. Die gebundene Rede weiß ſie, wie ihr Gatte, mit beſonderer Kunſt, die gar nicht wie Kunſt ausſieht, vorzutragen; auch verſteht ſie ſich ſehr darauf, durch die Kleidung das Charakterbild, das ſie darſtellen ſoll, zweckmäßig zu verſchönern, oder zu beleben. Herr Wolf iſt gegenwärtig Regiſſeur des Trauerſpiels bei dem königlichen Nationaltheater zu Berlin, und im Trauer- und Luſtſpiele als darſtellender Künſtler beſchäftigt. Seine Gattin ſteht bei derſelben Bühne im Fache erſter Heldinnen im Trauerſpiele, würdevoller und leidenſchaftlicher Charaktere, und feinerer Anſtandsrollen. Beide haben vor einem Publicum, das an einen Fleck und Iffland und eine Bethmann gewöhnt war, faſt immer mit ausgezeichnetem Beifalle geſpielt, wenn auch ihr erſtes Erſcheinen daſelbſt etwas Befremdliches haben mochte.

Wolfe (James), ein berühmter engliſcher General. Frühzeitig durch große militäriſche Talente ausgezeichnet, wurde er in dem Kriege, der 1754 zwiſchen England und Frankreich wegen Gränzſtreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert und erhielt 1759 das Commando eines beſondern engliſchen Armeecorps von ungefähr 7000 Mann, welches beſtimmt war, den Franzoſen die ſo wichtige Provinz Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich auf die Eroberung von Quebeck, der Hauptſtadt dieſer Provinz, an. Die engliſche Flotte unter Admiral Saunders, auf welcher ſich Wolfe mit ſeinem Corps befand, ſegelte zwar in dieſer Abſicht den St. Lorenzfluß hinauf, aber die erſten Verſuche der Engländer zu landen und die Franzoſen anzugreifen ſchlugen fehl und Wolfe, durch Anſtrengungen und Kummer über das Mißlingen ſeiner Unternehmungen heftig angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wieder hergeſtellt war, gelang es ihm (im Juli 1759) auf der öſtlichen Seite der Stadt Quebeck zu landen. Da aber der franzöſiſche Heerführer, Marquis Montcalm, ſich in einer feſten Stellung zwiſchen den Engländern und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte Wolfe ſeinen Plan, ſchiffte ſein Corps wieder ein, und landete mit demſelben (den 12ten September) im Weſten von Quebeck, ohne daß die Franzoſen es vermuthen und verhindern konnten. Montcalm war nunmehr genöthigt, um die Stadt zu ſichern, den Engländern am folgenden Tage (den 13ten September) eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war ſehr hitzig und von beiden Seiten wurde mit gleichem Muthe gefochten.

Auf welcher Seite die überlegnere Anzahl von Truppen oder der größere Verluſt geweſen, iſt aus den ſich widerſprechenden Berichten nicht mit Beſtimmtheit abzunehmen. Das Reſultat der Schlacht war nachtheilig für die Franzoſen, ſie mußten das Feld räumen. Ein eignes Schickſal waltete dabei, daß beide Heerführer tödtlich verwundet wurden und aus dem Treffen gebracht werden mußten. Auch die beiden ihnen zunächſt im Commando folgenden Generale wurden verwundet. Wolfe war in den letzten Augenblicken ſeines Lebens nicht um ſich, ſondern blos um den Ausgang der Schlacht beſorgt. Mit Ängſtlichkeit erkundigte er ſich darnach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Feinde gänzlich geſchlagen wären und von allen Seiten wichen, ſagte er: „nun bin ich zufrieden,“ und wenige Augenblicke nachher verſchied er. Die Folgen der Schlacht waren ſehr wichtig. Die Franzoſen verabſäumten, wider des ſterbenden Montcalms Rath, Verſtärkungen an ſich zu ziehen, zogen ſich zu weit zurück, und überließen die Stadt Quebeck ihrem Schickſale, die, auch durch das Feuer der engliſchen Schiffe geängſtigt, vier Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen ſich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im Pariſer Frieden verblieb. — Wolfe ſtarb wie Epaminondas in der Schlacht bei Mantinea. Er war erſt 35 Jahre alt, und hatte ſich, ohne mächtige Verbindung, blos durch ſein Verdienſt emporgeſchwungen. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Weſtminſterabtei beigeſetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Monument errichtete. — Wolfe's letzte Augenblicke ſind durch ein ſchönes, wohl allgemein bekanntes Kunſtblatt — einen gelungenen Kupferſtich von William Wootlet nach dem Gemählde des trefflichen Mahlers Benjamin Weſt — verewigt worden; ein Blatt, das von Liebhabern bereits mit hundert Thalern bezahlt wird.

Wolfenbüttel. Fürſtenthum. Unter dieſem Namen begriff man ehemals, im weitern Sinne, die Beſitzungen der ältern Linie des Hauſes Braunſchweig oder Braunſchweig-Wolfenbüttel (ſ. d. Art.) im niederſächſiſchen Kreiſe. Das Fürſtenthum Wolfenbüttel im engern Sinne, als ein Theil des Ganzen, enthielt den wolfenbüttelſchen-ſchöningiſchen Harz- und Weſerbezirk. Die ſämmtlichen herzoglichen braunſchweig-wolfenbüttelſchen Länder wurden im J. 1807 dem neuen Königreiche Weſtphalen einverleibt. Als aber dieſes nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 wieder aufgelöſ't worden war, nahm Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Öls, im December 1813 ſeine Staaten wieder in Beſitz und theilte dieſelben am 1. Jan. 1814 in zwei Stadtgerichte, Braunſchweig und Wolfenbüttel, und in neunzehn Kreisgerichte, von denen eines das Kreisgericht Wolfenbüttel genannt wird. — Die **Stadt Wolfenbüttel** liegt in einer niedrigen und ſumpfigen Gegend an der Ocker, welche durch die Stadt fließt. Sie iſt mit Feſtungswerken umgeben, hat in ihrer Mitte eine Citadelle (die Dammfeſtung) und enthält mit zwei Vorſtädten 1000 meiſtens gut gebaute Häuſer und 6650 Einwohner. Es iſt hier ein altes fürſtl. Reſidenzſchloß und Zeughaus, ein Waiſenhaus und ein großes Armenhaus. Dem Schloſſe gegenüber iſt das ſchöne vom Herzog Auguſt Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in deſſen Erdgeſchoß ſich die herzogliche Reitbahn, oben aber die berühmte wolfenbüttelſche Bibliothek befindet. Sie iſt eine der vorzüglichſten in Deutſchland, die durch ihren berühmten Bibliothekar, J. G. E. Leſſing, den Herausgeber der **Wolfenbüttelſchen Fragmente**

(ſ. d. Art. Leſſing) noch bekannter wurde. Sie beſitzt viele Manuſcripte (10,000), eine große Anzahl der älteſten Drucke, und ſoll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben nur 110,000) Bände enthalten. Noch ſind zu Wolfenbüttel drei Pfarrkirchen, ein Gymnaſium, das immer einen guten Ruf behauptet hat, ein Conſiſtorium, und das gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht für Waldeck, die beiden Lippiſchen Häuſer und für die braunſchweigiſchen Lande. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel mit Garn getrieben; auch werden hier Bänder, Leinwand, Drell, Papiertapeten, Leder, lackirte Waaren, Tabak, Vitriol ꝛc. fabricirt. Die hieſigen Gärtner treiben einen ſtarken Handel mit Küchenkräutern.

Wölfl (Joſeph), geboren zu Salzburg 1772, bildete ſich unter Leopold Mozart und Michael Haydn (ebenfalls in Salzburg) zu einem ſehr beliebten Componiſten (beſonders für das Pianof.) und zu einem der größten und fertigſten Pianofortespieler, wobei ihn die Natur ſelbſt durch eine ungemeine Größe und Gelenkigkeit der Hand unterſtützt zu haben ſchien. Als Mozarts Ruhm ganz Deutſchland erfüllte, entſchloß ſich Wölfls Vater, den Sohn zur Vollendung ſeiner muſikaliſchen Ausbildung zu dieſem unſterblichen Componiſten zu ſchicken. Dieſer wurde Wölfls treueſter Freund und empfahl den achtzehnjährigen Jüngling dem polniſchen Grafen Orginsky zum Capellmeiſter. Bei dem Ausbruche der polniſchen Revolution 1794 verlor der Graf Orginsky ſein Vermögen und Wölfl ſeinen bisherigen Poſten. Letzterer blieb noch ein Jahr in Warſchau und ging nach der Theilung Polens 1795 nach Wien. Hier fing er an, für das Theater zu componiren und ſeine Zauberopern, der Höllenberg (Wien 1795) und der Kopf ohne Mann, Operette 1798) erwarben ihm lauten Beifall. Damals verheirathete ſich auch Wölfl mit einer geachteten Schauſpielerin, allein ſeine Ehe war nicht glücklich. Sie trennten ſich und Wölfl trat 1799 eine Reiſe an, auf welcher er die meiſten Städte Deutſchlands beſuchte. Vom Jahr 1799 an war er faſt beſtändig auf Reiſen und erwarb ſich durch ſeine ungemeine Fertigkeit und durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er die größten damals unerhörten Schwierigkeiten überwand, überall den begründeten Ruf eines der größten Virtuoſen auf ſeinem Inſtrument. Im Jahr 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewunderung erregte und zugleich eine franzöſiſche Oper für das Théatre comique: „L'amour romanesque“ in einem Act ſchrieb, und daſelbſt zur Aufführung brachte. Nachher 1805 ging er nach England, wo er am 21. Mai des Jahrs 1812 ſtarb. Als Beweis ſeiner Geſchicklichkeit und Geiſtesgegenwart kann folgende Anekdote dienen, welche Gerber in ſeinem Tonkünſtlerlexicon von ihm erzählt. Als Wölfl einſt (vermuthlich 1799) ein Concert in Dresden geben wollte, auch bereits am beſtimmten Tage die Capelle zur Probe deſſelben verſammelt und die Stimmen aufgelegt waren, fehlte es an weiter nichts als an dem Inſtrumente, worauf er ſpielen wollte. Endlich wird es gebracht, aber es ſteht einen halben Ton zu tief. Da nun der Clavierſtimmer wohl eine Stunde Zeit fodert, um es herauf zu ſtimmen, ſo ſetzt ſich Wölfl, um das Orcheſter nicht ſo lange aufzuhalten, ganz ruhig an das verſtimmte Pianoforte und ſpielt ſein in C geſetztes Concert (eines der ſchwerſten für dies Inſtrument) aus Cis mit eben der Fertigkeit, Reinheit und Präciſion, als wäre es in dieſer Tonart geſchrieben. — Er war ein beſcheidner, angenehmer und jovialer Mann, der ſeinen für die Kunſt zu frühen Tod leider durch eine ſehr unregelmäßige und ausſchweifende

Lebensart herbeiführte. Außer den ſchon angeführten theatraliſchen Werken hat er für die Kammer eine große Anzahl Sonaten, Quartetten, Trio's, Phantaſien, Fugen u.ſ.w. für das Pianoforte, mit und ohne Accompagnement. 15 verſchiedene Hefte Variationen für das Pianoforte, welche ſehr vorzüglich ſind, drei große Concerte für das Pianof. mit Orcheſter, die Geiſter des Sees, Ballade für Clavier und Geſang (Leipz. b. Härtel), zwei Hefte Geſänge mit Begleitung des Claviers nebſt einer vierſtimmigen Hymne componirt.

Wolfram, eine eigene metalliſche Subſtanz, welche, in natürlichem Zuſtande, gemeiniglich in den Zinnbergwerken gefunden, und von der neuern Chemie als ein einfacher Stoff aufgeführt wird.

Wolfsgruben ſind tiefe mit einer Fallthür verdeckte Gruben, in welchen man Wölfe fängt. Ähnliche 6 bis 8 Fuß weite und 4 bis 5 Fuß tiefe Gruben werden bei dem Graben einer Feſtung, wie auch zwiſchen dem äußern und innern Thore angelegt.

Wolga, in Rückſicht der Länge ihres gegen 570 deutſche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß nicht nur des ruſſiſchen Reichs, ſondern von ganz Europa. Sie entſpringt im Gouvernement Twer, auf den Alauniſchen Höhen bei dem Dorfe Wolcho-Werchowie aus einigen Seen, 20 Meilen oberhalb Twer, wird bei dieſer Stadt ſchon für Laſtſchiffe fahrbar, und nachdem ſich die Ocka oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kaſan mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der ſich in mehr als 60 Armen, 12 Meilen unter Aſtrachan, in das caspiſche Meer ergießt und in ſeinen Mündungen verſchiedne Inſeln bildet. Die Wolga wird im Laufe des Jahrs immer ſeichter, und nur wenn gegen das Ende des Frühlings Schnee und Eis ſchmilzt, und der Fluß dadurch ſo anſchwillt, daß er (gewöhnlich im Mai und Juni) aus ſeinen Ufern tritt, können auf demſelben große Schiffe über die Sandbänke und die niedrigen, alsdann ganz unter Waſſer ſtehenden Inſeln bis Aſtrachan ſicher hinabfahren. Die Ufer der Wolga ſind überaus fruchtbar, ſelbſt die näher gegen die Mündungen zu liegenden, noch nicht angebauten Gegenden derſelben bringen eine Menge nützlicher Producte hervor. Nirgends wird in Rußland ſo viel Eichenholz angetroffen, als in der Nähe dieſes Stroms. Die Wolga, welche blos durch ruſſiſches Gebiet fließt, iſt für die Verbindung des Innern dieſes Landes von äußerſter Wichtigkeit, und belebt nicht blos den innern, ſondern auch den ausländiſchen Handel, indem der Canal von Wiſchnei-Wolotſchock einen Nebenfluß der Wolga, nämlich die Twerza, mit dem Zna, und dieſen mit der Schlina verbindet, welche in einer natürlichen Verbindung mit der Mſta, dem Wolchow und der Newa ſteht, wodurch alſo eine Schifffahrt von Aſtrachan bis Petersburg, und mithin eine Verbindung des caspiſchen Meeres mit der Oſtſee bewirkt wird; desgleichen verbindet der nördliche Canal im Gouvernement Wologda die nördliche Keitma und den Dſchuritſch mit der ſüdlichen Keltma, und dadurch die Kama und Witſchegda, durch dieſe aber die Wolga und Dwina, das caspiſche und weiße Meer mit einander. Die Wolga iſt, beſonders von Aſtrachan an bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, außerordentlich fiſchreich; von allen den Fiſchen, die im caspiſchen Meere ſich finden, drängen ſich im Frühjahre eine ſo außerordentliche Menge in die Mündungen der Wolga und den Fluß weiter hinauf, daß der Fiſchfang um dieſe Zeit über 10,000 kleine Fahrzeuge beſchäftigt. Die Fiſche, welche am häufigſten gefangen werden, ſind Störe, Sterlet, Karpfen und Hechte

von außerordentlicher Größe und vorzüglich der Hauſen (im Ruſſiſchen wegen ſeiner weißen Farbe Beluga genannt. Aus den Eiern oder Roggen des Sterlet und des Hauſen wird bekanntlich der aus Rußland zu uns kommende Caviar, ſo wie aus der Haut und den Eingeweiden des letztern die Hauſenblaſe bereitet. Auch Seehunde kommen aus dem caspiſchen Meere in die Mündungen der Wolga und werden da gefangen. Wichmann ſchlägt den reinen jährlichen Gewinn von dieſer Fiſcherei auf 4,700,000 Rubel an.

Wolke (Chriſtian Heinrich). Dieſer Gelehrte hat ſich in der neueſten Zeit beſonders durch ſeine Forſchungen im Gebiete der deutſchen Sprache ausgezeichnet und ſich mit Verbeſſerung der Rechtſchreibung und richtigen Bildung der Wörter beſchäftigt. Sein neueſtes Werk iſt ſein Anleit, worin er ſich über eine große Menge von Wörtern in dieſer Rückſicht verbreitet hat. Früher war er Director des Erziehungsinſtituts zu Deſſau, welches unter dem Namen Philanthropin blühte und durch Baſedow ſo berühmt wurde, aber vorzüglich ſeinem Fleiße und ſeiner Gewiſſenhaftigkeit verdankte, was es geleiſtet hat. Er gab damals mehrere pädagogiſche Schriften heraus, welche zu ihrer Zeit geſchätzt wurden. Späterhin lebte er als Privatgelehrter an mehrern Orten, ſeit 1807 in Dresden. Er hat während ſeines Aufenthaltes in Rußland den Titel eines ruſſiſch-kaiſerlichen Hofraths erhalten. Seine Schriften ſ. bei Meuſel.

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde ſchwebenden ſichtbaren Waſſerdünſte. Vom Nebel ſind die Wolken nur durch die Höhe und durch eine größere Undurchſichtigkeit verſchieden. Letztere hat in der dünnern Luft ihren Grund, welche den Dunſttheilchen erlaubt, dichter zuſammenzutreten. Doch findet darin ein großer Unterſchied Statt, indem es Wolken giebt, die den Himmel trüben, ja verfinſtern, und wieder andere, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mondſtrahlen durchſcheinen laſſen. Ihre Bildungen und Formen, beſonders am Horizont, ſo wie die prächtigen Farben, die ſie vorzüglich im Morgen- und Abendroth durch die Strahlenbrechung erhalten, bieten dem Auge oft den herrlichſten und mannichfaltigſten Anblick dar. — Die Wolken entſtehen auf ähnliche Art wie der Nebel. Die wäſſerigen Dünſte, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüſſen und dem ganzen Erdboden aufſteigen, erheben ſich vermöge ihrer Elaſticität und geringern Schwere in der Atmoſphäre ſo hoch, bis ſie eine ſehr dünne und kalte Luft antreffen, in welcher ſie nicht mehr ſteigen können, ſondern vielmehr verdichtet werden. Über die Art und Weiſe aber, wie dieſe Verdichtung und die ganze Wolkenbildung vor ſich gehe, ſind die Phyſiker verſchiedner Meinung. De Luc, deſſen Anſicht die ſtatthafteſte iſt, glaubt, daß ſich das Waſſer nach ſeinem Aufſteigen in Dünſten, ehe es Wolken bildet, in Gasgeſtalt in der Luft befinde und gar nicht aufs Hygrometer wirke, daher die Luft in den obern Regionen immer trocken ſey. Die Wolken erklärt er für Anſammlungen von Bläschen, deren Bildung aus dem Gaſe er wenigſtens zum Theil im Feuer zu finden glaubt, weil ſie nach ſeiner Erfahrung fühlbare Wärme dem Körper mittheilen, den ſie benetzen. Nach Hube ſind die Wolken Sammlungen von niedergeſchlagnen Bläschen und unterſcheiden ſich durch ihre negative Electricität von den Nebeln, deren Electricität meiſtentheils poſitiv iſt; verlieren Nebel und Wolken ihre Electricität, ſo entſteht Regen. Völlig befriedigend ſind indeß dieſe Erklärungsarten keineswegs. Sehr verſchieden ſind die Entfernungen,

in welchen die Wolken über der Erde ſchweben. Dünne und leichte Wolken überſteigen noch um vieles die Höhe unſrer höchſten Berge; dichte und ſchwere Wolken dagegen berühren nicht nur die Berggipfel, ſondern ſelbſt die Spitzen der Thürme, ja die Gipfel der Bäume. Auch in Größe und Umfang ſind ſie ſehr verſchieden. Bei manchen hat man die Länge und Breite auf eine deutſche Meile angegeben und die Dicke (auf Bergreiſen) oft mehrere hundert, ja tauſend Fuß gefunden; andre ſind wieder von ſehr geringen Dimenſionen. Bei bedecktem Himmel bilden die Dünſte eine einzige ungeheure Wolke. Ihre Geſtalt verändert ſich unaufhörlich durch die Bewegung der Luft. Die Enden oder Seiten der Wolken ſind ſehr ungleich; die gegen die Erde gekehrte Fläche iſt ziemlich eben, die obern zuſammenhängenden Theile ſah Robertſon kegelförmig geſtaltet.

Wolle nennt man ausſchließlich die Haare der Schafe, obgleich jedes gekräuſelte Thierhaar und die dem ähnliche Haarkrone einiger Saamen auch ſo genannt wird. Das Schaf ſtammt aus Afrika, durch Clima und Cultur iſt es in den verſchiednen europäiſchen Ländern in verſchiedne Racen zerfallen, von denen die ſpaniſchen die beſte Wolle liefern. Obenan ſtehen die leoniſchen Merinos, die in Eſtremadura überwintern, dann folgen die von Segovia, die engliſchen in Südwales, die ſchottiſchen und endlich die deutſchen Landſchafe, welche an vielen Orten durch Einführung ſpaniſcher Race veredelt worden ſind. Feiner aber als alle dieſe Sorten iſt die Wolle der tibetaniſchen Schafe, die zu Sirinagar in Kachemir zu indiſchen Shawls verarbeitet wird. Von der deutſchen Wolle unterſcheidet man die einſchürige Winterwolle von der zweiſchürigen Herbſt- und Frühjahrswolle und die längere Waſchwolle von der kürzeren Fettwolle. Um ſie zu Tüchern und wollnen Zeugen zu verarbeiten, wird die Wolle ſortirt, gezupft und durch Klopfen und Maſchiniren weiter gereinigt, gewaſchen, mit Öl zum Spinnen geſchmeidig gemacht, mit metallnen Bürſten und Krempeln (zu Streichwolle) oder Kämmen (zu Kammwolle) gekrempelt. Das Spinnen mit der Hand oder auf der Maſchine bringt ſie endlich in Fäden, der Weber auf ſeinem Stuhle dieſe in die Geſtalt der wollnen Gewebe. Sie unterſcheiden ſich durch Einfachheit der verwebten Fäden, durch verſchiedne Dichtigkeit, Rauhheit und Glätte. Das einfachſte und zugleich dichteſte Gewebe iſt das Tuch; ſeine Dichtigkeit erhält es ſogleich durch enges Weben und noch mehr durch nachheriges Walken. Flanell und Bergen op Zoom ſind weit lockerer, auch ſehr rauh und nicht geſchoren. Feiner Flanell aus ſpaniſcher Wolle heißt Drap des Dames. Molton iſt dicker; Kalmuk derb gewalkt und langhaarig; Kerſey und Fries eben ſo, aber geköpert; Ratine iſt feiner; Caſimir am feinſten, geköpert und ſehr glatt geſchoren. Leichte wollene Zeuge ſind nicht ſehr dicht, weil man ſie nicht walkt. Krepon iſt glatt und kraus aus grober, feingeſponnener Wolle, Etamin iſt einfach, Damis iſt gepreßter Etamin, Perkan hat gezwirnte Kette. Raſch, Chalon und Serge ſind geköpert. Kalmang, Droguet, Florette, Tabouret, Lüſtrin, Wollendamaſt ſind geblümt; Felbel, Kaffa und Plüſch aber ſammetartig geſchnitten. Fs.

Wöllner (Johann Chriſtoph von). Dieſer Mann hat ſich in der Geſchichte der neueſten Zeit dadurch merkwürdig gemacht, daß er als Staatsminiſter und Chef des Departements der geiſtlichen Angelegenheiten im preußiſchen Staate unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm II., dem Geiſte der Zeit und den bisher in jenem

Staate befolgten Maximen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Myſticismus wieder herrſchend zu machen, und ſelbſt den Monarchen mit dergleichen geiſtigen Ausſchweifungen und Verirrungen anzuſtecken ſuchte. Die Wirkung davon war das bekannte Religionsedict, welches der jetzt regierende König ſogleich beim Antritte ſeiner Regierung widerrief. Eines Predigers Sohn ſtudirte er zu Halle Theologie und wurde im J. 1759 Prediger zu Großbehnitz unweit Berlin. Nachdem er ſeine Predigerſtelle niedergelegt hatte, wurde er Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen; denn er hatte ſich durch Schriften als einen Mann bewährt, der auch im Gebiete der Ökonomie nicht unbedeutende Kenntniſſe beſaß. Im Jahr 1786 wurde er vom König Friedrich Wilhelm II. in den Adelſtand erhoben und zum geheimen Oberfinanzrath und Intendanten des königl. Bauweſens ernannt, bis er 1788 Miniſter wurde. Er wußte ſich auf die Perſon des Monarchen einen großen Einfluß zu verſchaffen, und da er zugleich in mehrern geheimen Ordensverbindungen ſtand, ſo gelang es ihm, ſich des, ſeinem Geſchäftskreiſe eigentlich fremden, Miniſteriums zu bemächtigen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erhielt er ſeine Entlaſſung und lebte nun auf einem ſeiner Güter Großriez bei Beeskow, wo er 1800 ſtarb. In ſeinen frühern Jahren, wo er die Landwirthſchaft und Ökonomie überhaupt practiſch geübt hatte, ſchrieb er mehrere Werke darüber, welche man in Meuſels gelehrtem Deutſchland verzeichnet findet, z. B. Franz Home's Grundſätze des Ackerbaues und des Wachsthums der Pflanzen aus dem Engliſchen mit Anmerkungen. Auch Predigten hat er drucken laſſen, und ins geheim verſchiedne roſenkreuzeriſche Reden, da er dieſem Orden angehörte und viel dafür gewirkt haben ſoll. Sein Ordensname war hier: Chryſophiren.

Wolſey (Thomas), Cardinal, Erzbiſchof von York und Staatsminiſter Heinrichs VIII. von England. Er war von niederer Herkunft — der Sage nach der Sohn eines Fleiſchers zu Ipswich — beſaß aber große Talente. Er ſtudirte zu Oxford, wurde daſelbſt Lehrer der Grammatik und bekleidete nachher einige geringe Stellen, bis er endlich Capellan und Almoſenier des Königs Heinrich VII. wurde. Bei dem Sohne und Nachfolger deſſelben, Heinrich VIII., der blos ſeinen Leidenſchaften folgte, wußte er ſich ſo in Gunſt zu ſetzen, daß er bald einige wichtige Ämter und eine große Gewalt erhielt. Er bekam nach und nach verſchiedne Biſthümer, wurde endlich Erzbiſchof von York, Großkanzler von England und erlangte durch dieſe Würde einen höchſt bedeutenden Einfluß auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Europa's. Der Friede zwiſchen Heinrich VIII. und Ludwig XII. (1514) war vorzüglich ſein Werk. Carl (V.) von Spanien und Franz I. von Frankreich bewarben ſich wechſelsweiſe um die Gunſt des alles vermögenden Miniſters. Franz I. verſchaffte ihm (1515) den Cardinalshut, und Papſt Leo X. ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Bei der perſönlichen Zuſammenkunft Heinrichs und Franz I. (1520) in dem wegen des daſelbſt gehaltenen prächtigen Tourniers ſogenannten Camp de drap d'or, zwiſchen den Städten Ardres und Guines, war auch Wolſey zugegen und zeigte ſeine Prachtliebe durch einen verſchwenderiſchen Aufwand. Heinrich VIII. hielt zwiſchen den beiden mächtigen Nebenbuhlern, Franz und Carl, das Gleichgewicht. Eine Zeit lang neigte er ſich mehr auf die Seite des Letztern, aber der von Frankreich wieder gewonnene Wolſey zog ihn davon ab und lenkte ihn zu der fran-

zöſiſchen Partei. Bei der Eheſcheidung Heinrichs VIII. von ſeiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, war Wolſey ſehr thätig. Er beförderte die Liebe des Königs zu der ſchönen Anna Boulen, um ihn dadurch von den Staatsgeſchäften zu entfernen. Auch wurde ihm, zugleich mit dem Cardinal Campeggio, vom Papſte Auftrag gegeben, in dieſer Sache zu ſprechen. Wolſey's Ehrgeiz ging ſo weit, daß er ſelbſt nach der päpſtlichen Krone ſtrebte, wozu ihm Carl V. Hoffnung gemacht hatte. Aber er verlor unerwartet die Gunſt des freilich ſehr veränderlichen Königs, wozu Anna Boulen vielleicht beigetragen hatte; es wurde ihm das große Siegel abgenommen und ſtatt ſeiner der berühmte Thomas Morus zum Großkanzler von England ernannt. Wolſey wurde wegen ſeiner Handlungen vor dem Parlament öffentlich angeklagt und (1530) in ſein Erzbisthum York verwieſen. Hier wurde er verhaftet und ſollte nach London in den Tower gebracht werden, er ſtarb aber unterweges in der Abtei zu Leiceſter in einem Alter von 60 Jahren. Wenige Augenblicke vor ſeinem Tode legte er noch ein merkwürdiges Geſtändniß ab. „Hätte ich," ſagte er, „dem Könige des Himmels eben ſo treu als meinem Könige und Herrn auf Erden gedient, ſo würde er mich in meinem Alter nicht ſo verlaſſen, wie jetzt mein Fürſt es thut."

Woltmann (Carl Ludwig von), ein talentvoller deutſcher Geſchichtſchreiber. Er ward zu Oldenburg 1770 geboren, und durch ſeines Vaters Dienſtverhältniſſe zu dem Grafen Lynar, einem der reichſten, wie der kenntnißreichſten, gebildetſten Diplomatiker, ſchon frühe mit dem Leben der höhern Welt vertraut, beſonders da ſein Vater auf alle Art die Phantaſie des Knaben durch ergreifende Schilderungen berühmter Zeitgenoſſen, großer Höfe, geheimer Begebenheiten zu erregen wußte. Schon als funfzehnjähriger Jüngling ſprach er dieſe Richtung in Oden, Hymnen und Gedichten anderer Art, von Manſo, Halem u. A. geleitet, aus, und lebte und webte mit Homer, Oſſian, Klopſtock, Hölty, die ſeinen Gefühlen am meiſten zuſagten. In Göttingen, das er 1788 bezog, widmete er ſich weniger der Rechtskunde, als dem Studium der alten und andern Sprachen, bis ihn plötzlich die Geſchichte ſo mächtig ergriff, daß er beſchloß, ihr allein zu leben. Als erſten Verſuch bearbeitete er Otto III., den deutſchen Kaiſer, für Schillers Thalia, der ihn jedoch nicht aufnahm und nicht einmal einer Antwort würdigte: eine Kränkung, die ihn in ſeinem Fortſchreiten nur einige Augenblicke aufhielt. 1792 ging er nach Oldenburg zurück, vielſeitig, wenn auch nicht zum juriſtiſchen Geſchäftsleben, gebildet, und hielt Vorleſungen über die Geſchichte für die Schüler des Gymnaſiums daſelbſt, voll des Wunſches, in dieſen Wirkungskreis auf einer Univerſität zu treten, dem er durch ſeine Rückkehr nach Göttingen Verwirklichung zu ſchaffen ſuchte. Leider ſetzten ihm der akademiſche Ritus und ſeine Armuth unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen, und erſt Bürger, der ſeinen Otto III. trefflich fand, öffnete ihm ein neues Feld, das der hiſtoriſchen Schriftſtellerei. Woltmann ſchrieb ſeine Geſchichte der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode, deren zweiter Band nie erſchien, die jedoch den Anfang einer Reihe ähnlicher Arbeiten bezeichnete. Die franzöſiſche Revolution ergriff ihn jetzt auf eine Weiſe, die damals, wo alles dafür, an den Höfen aber dagegen Partei nahm, ihm viele Feinde zuzog. Er ſah in ihr einen Rieſenſchritt zur Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, weil ihn die Geſchichte noch nicht gelehrt hatte, daß es bei den größten Anſtrengungen — wie

wieder die neueſte Cataſtrophe 1813—15 zeigt — kaum einen Strohhalm breit vorrückt, und entſagte ſeinem Vaterlande darum ganz. Von Spittler begünſtigt, eröffnete er hiſtoriſche Vorleſungen, die zahlreich beſucht wurden, und ſeine Recenſionen in den Göttinger Anzeigen bereiteten ihm einen Ruf nach Jena, wo er als Lehrer der Geſchichte und als Schriftſteller gleich thätig war. Namentlich arbeitete er hier ſeine ältere Menſchengeſchichte, ſeine Geſchichte Frankreichs, ſeine kleinen hiſtoriſchen Schriften aus, und ging bereits an ſeine Überſetzung des Tacitus. 1796 machte er eine Reiſe ins Vaterland, über den Harz nach Preußens Hauptſtadt u. ſ. f. Getäuſcht in den Ausſichten, zu Göttingen angeſtellt zu werden, gefeſſelt an Berlin durch ſeine Zeitſchrift der Geſchichte und Politik, die 1800 begann, aber, wie er ſagt, durch den Cenſurzwang und Cabinetsbefehle gelähmt, nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte, war er endlich ſo glücklich, hier in diplomatiſchen Verhältniſſen als Reſident des Landgrafen von Heſſen-Homburg, als Geſchäftsträger der Stadt Bremen, Hamburg, Nürnberg angeſtellt zu werden, wobei er als Schriftſteller in ſeiner Geſchichte der Reformation mehr leiſtete, als im Ganzen genommen anerkannt wurde. Seine diplomatiſche Laufbahn ward durch die Lage der Dinge von 1806 an faſt Null und er arbeitete daher um ſo fleißiger, von ſeiner liebenswürdigen, eben mit ihm verheiratheten Gattin, Carolina Stoſch, unterſtützt, an mancherlei Werken. Namentlich vollendete er jetzt beinahe ſeine Überſetzung des Tacitus, ſeine Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens ꝛc., bis er, nach der Lützner Schlacht krank und kraftlos nach Prag ging, wo er bis zu ſeinem Tode 1817, den ein Schlagfluß herbeiführte, mit mancherlei hiſtoriſchen Arbeiten kleinerer Art beſchäftigt war, außerdem aber auch eine Geſchichte Böhmens in zwei Theilen ſchrieb, die unter uns weniger bekannt iſt. Wiewohl Wollmanns ſämmtlichen Werken der Stempel einer höhern Vollendung fehlt, ſo zeigen ſie doch alle ein geniales Talent, das aber dahin welkt, ohne für die Wiſſenſchaften etwas Großes und Bleibendes gefördert zu haben. Liebe zu ſinnlichen Genüſſen ſtörte ihn zu oft in anhaltender ernſter Thätigkeit und ſeine Eitelkeit und Weichheit lähmten ſeine Kraft und zogen ihn zur Empfindelei hin. Seine Geſchichte des brittiſchen Reichs iſt ſein beſtes Werk, aber er ließ ſie unvollendet. Über ſeine Überſetzung des Tacitus, die von vielen Merkmalen flüchtiger Oberflächlichkeit entſtellt iſt, ſ. d. Art. Tacitus. Nachdem Woltmann lange der Lobredner Napoleons geweſen, bot er dem Miniſter Stein ſeine Dienſte an, in der Hoffnung, zu einem wichtigen Poſten in der Adminiſtration, wenigſtens zu einer Stelle bei der Berliner Akademie oder Univerſität, zu gelangen. Aber dieſe Plane ſchlugen fehl. Überhaupt hatte Woltmann häufig erfahren, wie factiös die deutſche Literatur iſt, um ſeinen eignen Ausdruck zu gebrauchen; er ſelbſt aber trug auch kein Bedenken, ſein Scherflein zu dieſem factiöſen Weſen zu ſpenden. Seine Urtheile über Johannes von Müllers Verdienſte und Styl dürften für dieſe Bemerkung wohl mehr als zu ſehr ſprechen, und der Ton, der in ihnen herrſcht, um ſo weniger zu billigen ſeyn, je mehr er Freund von Müllern in Berlin geworden zu ſeyn verſichert, obſchon das Urtheil ſelbſt den Beifall mancher Unbefangenen, vielleicht aller haben dürfte. Die Memoiren des Herrn von Sa, die er anonym herausgab, ſind in vieler Hinſicht ſeiner unwürdig, und ein Denkmal ſeiner ſchlecht verhüllten Eigenliebe.

Woolſton (Thomas), ein berüchtigter engliſcher Freidenker, war 1669 zu Northampton geboren. Er ſtudirte zu Cambridge Philoſophie und Theologie, lehrte ſelbſt in der Folge beide Wiſſenſchaften, wurde Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Sidney-Collegiums zu Cambridge. Bei einer ſtarken Einbildungskraft und ſchwachem Verſtande hatte er viel Ehrgeiz. Um ſich zu einem hohen Amte in der engliſchen Kirche, nach welchem er trachtete, vorzubereiten, ſtudirte er mit übertriebenem Eifer die Kirchenväter, wodurch aber ſein ſchwacher Kopf auf Irrwege geführt wurde. Er behauptete, die Geſchichten des alten und neuen Teſtaments wären nichts weiter, als Allegorie. Man nahm ihm deßwegen ſeine Stelle im Sidney-Collegium. Dieſer Verluſt und das Fehlſchlagen aller Hoffnung, einen hohen geiſtlichen Poſten zu erhalten, erweckten in ihm einen bittern Haß gegen die engliſche Geiſtlichkeit, der ſich in den gröbſten Schmähungen über ſie ergoß, und verwirrte ſeinen Verſtand, ſo daß man ihn vier Jahre hindurch einſperren mußte. Als er wieder in Freiheit war, fuhr er fort, ſeine ſonderbaren Meinungen in Schriften zu behaupten. Für die anſtößigſten derſelben ſah man die Geſpräche über die Wunder unſers Heilands an. (Discourses on the Miracles of our Saviour. London 1727.) In dieſem Buche beſchuldigt er Jeſum der Magie, und legt einem jüdiſchen Rabbinen Einwürfe gegen die Auferſtehung in den Mund, die er ebenfalls allegoriſch von einer geiſtigen Auferſtehung verſtanden wiſſen will. Seine Schriften wurden beſonders von den Juden häufig geleſen und verbreitet: verſchiedne engliſche Theologen, unter denen auch Thomas Sherlock, ſchrieben Widerlegungen derſelben. Die Regierung fand für nöthig, ſtrengere Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Er wurde 1728 verhaftet, jedoch nach einiger Zeit wieder frei gelaſſen. Da er aber fortfuhr, ſeine Meinungen zu behaupten, wurde er wieder in das Gefängniß der königlichen Bank geſetzt, wo er 1733 ſtarb.

Wörlitz, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Deſſau, 3 Stunden von der Stadt Deſſau, mit einem geſchmackvollen Luſtſchloſſe, der gewöhnlichen Sommer-Reſidenz des Herzogs, 240 Häuſern und 1800 Einwohnern. Der Ort iſt berühmt geworden durch den vorzüglich ſchönen Garten im engliſchen Geſchmack, den der verſtorbne Herzog Leopold hier anlegte. Eine kurze Beſchreibung dieſes Gartens findet ſich in Hirſchfelds Theorie der Gartenkunſt. Vorzüglicher und umfaſſender iſt die Beſchreibung des fürſtl. anhalt-deſſauiſchen Landhauſes und engliſchen Gartens zu Wörlitz, von A. von Rode, m. K. Leipzig 1788. Auch hat die chalkographiſche Geſellſchaft zu Deſſau eine Suite von Blättern in Aqua Tinta, Anſichten von Wörlitz und andern geſchmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Deſſau, herausgegeben.

Woronzow (Alexander Graf von), ruſſiſcher Staatsminiſter, Großkanzler u. ſ. w. Entſproſſen aus einer vornehmen Familie, ſeines Vaterlandes, bekleidete er mehrere diplomatiſche Ämter und ward 1802 zum Großkanzler von Rußland ernannt. Er wurde darauf Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, zog ſich aber 1804 nach Moskau zurück, wo er 1806 ſtarb. Sein Bruder, der ebenfalls die diplomatiſche Laufbahn betrat, war lange ruſſiſcher Geſandter in England und unterhandelte unter andern mit vieler Geſchicklichkeit im J. 1806 die Diſpoſitionen der dritten Coalition gegen Frankreich. — Ein Sohn des Letztern iſt Graf Michael Woronzow, ruſſiſcher

Generallieutenant u.ſ.w. Er iſt zu Moskau geboren und war geraume Zeit mit ſeinem Vater in England. Indeß wählte er die militäriſche Laufbahn, ſtieg ſchnell von Stufe zu Stufe und zeichnete ſich rühmlich in den J. 1813 und 1814 aus. Nach dem zweiten Pariſer Frieden ward er Commandeur des ruſſiſchen Contingents der in Frankreich verbleibenden Occupationsarmee, und hatte als ſolcher drei Jahre ſein Hauptquartier in Maubeuge. Im J. 1818 befand er ſich beim Congreß zu Aachen, wo er von ſeinem Monarchen verdiente Beweiſe von Achtung und Zufriedenheit erhielt.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsſtadt. Durch den Frieden zu Lüneville (1801) kam ſie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und gehört ſeit dem Pariſer Frieden zu der großherzoglich heſſiſchen Rheinprovinz. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend und hat in 970 Häuſern gegen 6000 Einwohner, welche ſich zum Theil vom Weinbau und der Rheinſchifffahrt nähren. Es giebt hier einige Tabaks- und eine Bleizuckerfabrik. Die proteſtantiſche Religion iſt die vorherrſchende; die Catholiken haben außer der Domkirche, einem ehrwürdigen Gebäude, zu dem ſchon im achten Jahrhunderte der Grund gelegt wurde, noch eine Kirche, die Lutheraner zwei und die Reformirten eine Kirche. Unter den Weinſorten, welche in und bei Worms gezogen werden, zeichnen ſich durch Güte und Feuer aus: die Liebfrauenmilch, welcher Wein um die Liebfrauenkirche herumwächſt, und daher ſeinen Namen hat; der Katerlöcher und der Lug ins Land, der bei einem ehemaligen feſten Wartthurme wächſt. Worms iſt eine der älteſten und in der frühern deutſchen Geſchichte berühmteſten Städte Deutſchlands. Die Römer hatten hier eine Niederlaſſung und es war der Sitz oder doch längere Aufenthalt der frühern fränkiſchen Könige, ſelbſt Carls des Großen und der ſpätern Carolinger. In der mittlern und neuern Geſchichte ſpielt Worms gleichfalls eine große Rolle; theils durch die vielen Reichstage, welche die Kaiſer hier hielten und wovon die merkwürdigſten die beiden von 1495, welcher Deutſchland geſetzliche Form gab, und von 1521, auf welchem Luther (ſ. d. Art.) freimüthig ſein Glaubensbekenntniß vor dem Kaiſer und den verſammelten Reichsſtänden ablegte; theils durch die innere Wichtigkeit, die es durch ſeinen Gewerbfleiß, durch ſeinen Handelsverkehr, durch ſeine große Bevölkerung, die ſich noch am Ende des dreißigjährigen Krieges auf dreißigtauſend Seelen belief, erlangt hatte; theils durch den großen Antheil, den es als Glied des rheiniſchen Städtebundes an den bedeutendſten Fehden zwiſchen den benachbarten Fürſten nahm. Von dieſer Bedeutenheit iſt Worms in den letzten zwei Jahrhunderten durch mancherlei Urſachen, beſonders aber durch die vielen Kriege zwiſchen Deutſchland und Frankreich, herabgekommen. In dem Kriege zwiſchen Frankreich und Deutſchland wurde Worms (1689), ſo wie Speier, auf Louvois Befehl von den Franzoſen faſt ganz verwüſtet. Seitdem iſt die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch giebt es noch Plätze, wo ſtatt ehemaliger Gebäude nur Gärten ſind. In den erſten Jahren des franzöſiſchen Revolutionskriegs litt Worms wieder ſehr, indem es abwechſelnd von beiden Parteien beſetzt wurde. Zu **Worms** war auch ehemals ein ſehr altes Biſthum, deſſen Fürſtbiſchof der jedesmalige Erzbiſchof zu Mainz war.

Wortfuß, ſ. **Rhythmus**.

Wouvermann (Philipp), ein berühmter **Landſchafts- und Thiermahler** der niederländiſchen Schule, geboren 1620 zu Har-

lem, ſtarb ebendaſelbſt 1668. Er lernte zuerſt bei ſeinem Vater, Paul Wouvermann, dann bei ſeinem Landsmann Johann Wynants. Er arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für ſeine Arbeit; deſto mehr bereicherten ſich die Kunſthändler durch Verkauf ſeiner Werke ins Ausland. Er mahlte Landſchaften, Jagden, Pferdemärkte, Reiterſcharmützel, Fiſchereien ꝛc. und pflegte in ſeinen Gemählden gern Pferde anzubringen, unter welchen ſich immer ein weißes mit großem Lichtreflex auszeichnet. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, ſcheint zu einigen ſeiner Gemählde die Ideen gegeben zu haben. In ſeinen Landſchaften iſt immer etwas Neues; ſeine Figuren und Pferde ſind meiſterhaft gezeichnet. Viele ſeiner Gemählde ſind von guten Meiſtern in Kupfer geſtochen worden. (Oeuvres de Phil. Wouvermann d'après ses meilleurs tableaux par J. Moyreau, Paris 1737, fol.) Die königliche Gallerie zu Dresden beſitzt mehrere ganz vorzügliche Gemählde von ihm. In dem franzöſiſchen Muſeum (ſ. Mus. Nap. par Filhol) befindet ſich ebenfalls eine große Anzahl; einige auch in den Gallerien zu München und Wien. Nach ſeinem Tode ſtiegen ſeine Arbeiten zu einem ſehr hohen Preiſe, indem der Churfürſt von Bayern Maximilian Maria, Gouverneur der Niederlande, ſie eifrig aufſuchen und kaufen ließ. Wouvermanns größtes Verdienſt beſteht darin, daß er die Natur getreu nachahmte, wie er ſie innerhalb der Gränzen ſeines Vaterlandes, aus denen er nie gekommen war, hatte kennen lernen. Wenn er auch durch Lebhaftigkeit und Kraft des Colorits ſeinen Vorgänger Bamboccio nicht erreichte, ſo empfiehlt ihn doch ſeine überaus ſchöne Zeichnung und ſein zarter, weicher Pinſel. Vergl. über die Compoſition in Phil. Wouvermanns Gemählden ꝛc. Leipz. 1789. 8. — Peter Wouvermann, ſein Bruder, iſt ebenfalls als Mahler nicht unbekannt.

Woywoden, ſ. Woiwoda.

Wrack. Dieſes Wort ſoll aus dem Holländiſchen herkommen. Es bedeutet das Untaugliche in ſeiner Art, den Ausſchuß, und iſt in dieſer Bedeutung blos im Niederſächſiſchen gebräuchlich. Im Hochdeutſchen braucht man dafür den Ausdruck Brack, z. B. von Porzellan oder Fayence, das im Brennen verunglückt und untauglich iſt. In der Schifferſprache heißt Wrack der Körper eines geſcheiterten oder ſonſt untauglich gewordenen Schiffes.

Wrangel (Carl Guſtav, Graf von), ſchwediſcher Feldmarſchall, ein durch kriegeriſche Thaten zu Lande und Waſſer ausgezeichneter Feldherr des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er ſtammte aus einer alten und berühmten ſchwediſchen Familie. Sein Vater, Hermann Wrangel, war ſchwediſcher Reichsrath und Feldmarſchall, und ſtarb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Carl Guſtav Wrangel trat zeitig in Kriegsdienſte, und lernte in der berühmten Schule des großen Königs Guſtav Adolph. Er machte mit dieſem die Feldzüge in Deutſchland. Als der verdienſtvolle ſchwediſche Feldherr Banner (1641) ſtarb, war Wrangel als Generalmajor einer von denen, welche die ſchwediſche Armee unter ſehr mißlichen Umſtänden bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torſtenſohn commandirten. Unter Torſtenſohn machte Wrangel den Feldzug in Deutſchland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holſtein, um den Krieg gegen Dänemark zu führen (ſ. d. Art. Torſtenſohn). Man übertrug Wrangeln nach dem Tode des Admirals Claas Flemming den Oberbefehl über die ſchwediſche Flotte, welche am 25. Jun. 1644 der Uebermacht der däniſchen hatte weichen müſſen. Durch einige holländiſche

Schiffe verſtärkt, gelang es Wrangeln, die däniſche Flotte am 13ten October bei der Inſel Femern zu ſchlagen, und ſie theils wegzunehmen, theils zu vernichten. Er commandirte nachher ein detachirtes kleines Corps in Holſtein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück, bis der Friede zu Brömſebrö (den 23. Auguſt 1645) dieſen Krieg endigte. Wrangel ging hierauf wieder nach Deutſchland, und als Torſtenſohn (1646) wegen Krankheit genöthigt war, das Commando der ſchwediſchen Armee aufzugeben, wurde es Wrangeln und Königsmark übertragen. Wrangel vereinigte ſich bald nachher mit der franzöſiſchen Armee unter Turenne; beide wendeten ſich gemeinſchaftlich gegen den Churfürſten von Bayern, der dadurch genöthigt wurde (den 14ten März 1647), zu Ulm einen Waffenſtillſtand einzugehen. Wrangel trennte ſich nach einiger Zeit wieder von Turenne, ging nach Franken, und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die ſchwediſche und kaiſerliche Armee zu verſchiedenenmalen einander ſehr nahe kamen, ſo erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entſcheidung derſelben, während der Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück, zu viel abhing. Nicht lange nachher, als die ſchwediſche und franzöſiſche Armee ſich getrennt hatten, trat der Churfürſt von Bayern von dem geſchloſſenen Waffenſtillſtande zurück. Aber beide Heere vereinigten ſich von neuem, und ſchlugen (den 17ten Mai 1648) bei Zusmarshauſen unweit Augsburg die combinirte kaiſerliche und bayeriſche Armee mit großem Verluſte. Wrangel beſetzte hierauf Bayern und behandelte es ſehr hart. Unterdeſſen war der Pfalzgraf Carl Guſtav (nachmaliger König von Schweden) als Oberbefehlshaber der ſchwediſchen Armee mit friſchen Truppen in Deutſchland angekommen. Aber der zu Münſter geſchloſſene Friede endigte alle Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutſchland. Wrangel ging nun nach Schweden zurück und verlebte einige Jahre im Frieden. Als Carl Guſtav den ſchwediſchen Thron beſtiegen hatte, begleitete er dieſen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten dreitägigen Schlacht bei Warſchau (den 18ten bis 20ſten Jul. 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieſes Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde, eilte Carl Guſtav, dieſem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte ſehr bald Holſtein, Schleswig und Jütland. Wrangel belagerte die Feſtung Kronenburg, die ſich ihm nach 21 Tagen (am 6ten September 1658) ergab. Es wurde ihm hierauf der Oberbefehl über die ſchwediſche Flotte aufgetragen, die Copenhagen angreifen ſollte, allein dies Unternehmen glückte nicht, weil die Dänen während der Belagerung von Kronenburg Zeit gehabt hatten, die Hauptſtadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und eine holländiſche Flotte unter dem Admiral Optam zum Entſatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den Wrangel über die holländiſche Flotte (am 29ſten October 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Copenhagen aufgegeben werden. Aber im folgenden Jahre vereitelte er die von den Dänen auf die von den Schweden beſetzte Inſel Fünen verſuchte Landung. Der Tod des Königs von Schweden endigte (1660) dieſen Krieg. Als Ludwig XIV. im Jahre 1674 einen Krieg gegen das deutſche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs, nnd griff (im November) unerwartet die Staaten des Churfürſten von Brandenburg an, der auf dieſen Angriff nicht vorbereitet war, und mit ſeiner ganzen Macht gegen die Franzoſen am Rheine ſtand. Wrangel commandirte die ſechzehntauſend Mann ſtarke ſchwediſche Armee, die in das Brandenburgiſche einfiel und das Land übel behandelte. Er wurde aber bald

krank; ein Umſtand, der wahrſcheinlich zu dem unglücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens beitrug. Der große Churfürſt Friedrich Wilhelm (ſ. d. Art.) eilte mit ſeinen Truppen vom Rheine zurück, früher als es die Feinde erwarten konnten. Sein berühmter Feldmarſchall Derflinger überfiel (am 12ten Jun. 1675) den ſchwediſchen Oberſten Wangelin in Rathenow, und nahm ihn mit ſeinem ganzen Regimente gefangen. Eben ſo unerwartet griff am 18ten Jun. 1675 der Churfürſt die ſchwediſche Armee bei Fehrbellin (ſ. d. Art.) an, und erhielt einen vollſtändigen Sieg über ſie. Mit ſechstauſend Mann von einem langen Marſche ermüdeter Cavallerie ſchlug er dreizehntauſend Schweden, Truppen, die ſich in den vorhergehenden Kriegen durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Die Schweden mußten die ganze Mark Brandenburg räumen, und verloren ſelbſt einen Theil von Vorpommern. Wrangel legte hierauf ſeine Stelle wegen Alters und Krankheit nieder, und ſtarb im folgenden Jahre. Für ſeine frühern Siege war er (1645) in den Grafenſtand erhoben worden.

Wrede (Carl Philipp, Fürſt von), Feldmarſchall der Armee des Königs von Bayern, Herr von Ellingen, Engelzell, Suden, Mondſee u. ſ. w., Mitglied des königlich bayerſchen Staatsraths (ſeit 1817), geboren den 29ſten April 1767 zu Mannheim, machte ſeine Studien in Heidelberg und widmete ſich der Forſtwirthſchaft. Als Oberförſter ſtellte er ſich 1795 beim Übergang der Franzoſen über den Rhein an die Spitze einer aus Jägern und Bauern gebildeten Compagnie, und zeichnete ſich bei mehreren Gefechten am Rhein und Main und bei dem Rückzuge der Franzoſen durch den Odenwald vortheilhaft aus. Bei der Auflöſung des freiwilligen Aufgebots trat er bei der pfälziſchen Armee in Dienſte, ward Major und bald Commandant eines leichten Bataillons, an deſſen Spitze er in den Feldzügen von 1799 und 1800 tapfer focht. Als Obriſt nahm er an der Schlacht von Hohenlinden Antheil und erhielt dabei eine Wunde. Während der folgenden Friedensjahre wurde er Generalmajor, bildete ſich in den militäriſchen Wiſſenſchaften noch mehr aus, und commandirte beim Ausbruche des Krieges 1805 eine Diviſion der bayerſchen Armee. Von jetzt an beginnt eigentlich ſeine glänzende militäriſche Laufbahn. Der Umſchwung, den die bayerſche Armee in Verbindung mit der franzöſiſchen erhielt, ſagte ſeinem lebendigen Geiſte zu, und die darauf folgenden Feldzüge gaben ihm vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Im März 1806 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion. Im Jahre 1809 commandirte er die dritte Diviſion der Armee, ſtand beim Ausbruche des Kriegs mit derſelben an der Donau, zog ſich dann bis Abensberg zurück, und hatte an dem Siege bei Abensberg einen nicht geringen Antheil. Er verfolgte den Feind über die Iſar und lieferte ihm bei Neumark am Inn noch ein blutiges Gefecht. Über Salzburg, das er ſchnell eroberte, brach er in Verbindung mit den andern bayeriſchen Heerführern in Tyrol ein, und beſetzte nach wenigen Tagen Inſpruck. Als man Tyrols Unterwerfung vollendet glaubte, zog er ſich über Salzburg und Linz in Eilmärſchen nach Wien, und gab durch ſein pünktliches Eintreffen der Schlacht bei Wagram den Ausſchlag, wobei er eine leichte Wunde erhielt. Er trieb den Feind bis Znaim, und kam nach erfolgtem Waffenſtillſtande wieder nach Salzburg zurück. Die in Tyrol von neuem ausgebrochenen Unruhen zwangen ihn, ſeine Truppen noch einmal in dieſe Gebirgsſchlünde zu führen. Nach dem Frieden ernannte ihn der franzöſiſche Kaiſer zum franzöſiſchen Reichsgrafen, und dotirte ihn im Inn-

viertel mit Mondſee, Engelhardszell u. ſ. w. Zum General der Cavallerie ernannt, führte er mit Deroi 1812 die Bayern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polotzk, und übernahm, als beim Vordringen Wittgenſteins Marmont und Gouvion St. Cyr verwundet und Deroi gefallen war, das Commando. Im Jahre 1813 übernahm er das Commando der neugebildeten Armee und führte ſie am 12ten Auguſt aus dem Lagervon München an den Inn. Nachdem er hier zwei Monate lang der öſterreichiſchen Armee gegenüber geſtanden hatte, ſchloß er den 8ten October den Vertrag von Ried, wodurch ſich Bayern vom Rheinbunde losſagte und den Alliirten anſchloß, übernahm hierauf den Oberbefehl über die vereinigte bayeriſch-öſterreichiſche Armee, und führte ſie mit äußerſter Schnelligkeit vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frankfurt ſchon beſetzen laſſen, als Napoleon mit ſeinem ganzen Heere auf dem Rückzuge aus Sachſen bei Hanau ankam. Hier lieferte Wrede demſelben am 31ſten October die blutige Schlacht (ſ. Hanau), in welcher er ſchwer verwundet wurde. Nach ſeiner Wiederherſtellung eilte er zu ſeiner Armee nach Frankreich, wo er das fünfte Armeecorps commandirte; er nahm Theil an der Schlacht bei Brienne, den 1ſten Februar 1814, und eroberte 23 Kanonen. Hierauf ſchlug er Marmont bei Rosnay, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte den 18ten Februar fgg. den Rückzug des großen Heeres von Troyes, entſchied dann den Sieg bei Bar ſur Aube und trug zu dem bei Arcis ſur Aube (21ſten März) viel bei, anderer Gefechte nicht zu erwähnen. Auf dem Schlachtfelde bei Bar ſur Aube erhielt er den St. Georgsorden zweiter Claſſe. Nach dem Frieden erhob ihn ſein König den 9ten Jun. 1814 zum Fürſten und dotirte ihn mit dem im Nordgau liegenden Ellingen, als einem Fürſtenthume unter bayeriſcher Hoheit. (Ellingen, Stadt und Schloß mit neunzehn Dörfern und ſechzehn Weilern, wurde ihm und dem jedesmaligen Chef des Hauſes, als ein Thron- und Mannlehn den 24ſten Mai 1815 verliehen.) Dieſe Belohnung ward ihm zu Theil für den von ihm mit dem Fürſten von Metternich unterhandelten und den 3ten Juni 1814 zu Paris unterzeichneten Vertrag, nach welchem Bayern an Öſterreich Tyrol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel abtrat, wofür es Würzburg und Aſchaffenburg ſogleich in Beſitz nahm, und ſich von Öſterreich den künftigen Erwerb von Mainz und der Rheinpfalz verſprechen ließ! — Auf dem Congreſſe in Wien zeigte er ſich als geiſtvollen Diplomatiker, wie er ſich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Er wurde mit dem Marſchallsſtabe beehrt; und bei dem Wiederausbruche des Krieges 1815 drang er an der Spitze der bayriſchen Armee in Lothringen ein, ging den 23ſten Juni über die Saar, und nahm ſein Hauptquartier zu Auxerre. Die ſchnelle Entſcheidung dieſes Feldzugs durch die Ereigniſſe in den Niederlanden öffnete ſeiner Armee den Weg ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung dieſes Krieges kehrte er nach Bayern zurück, und nahm nun an den Staatsgeſchäften thätigen Antheil; vorzüglich als Reichsrath oder Mitglied der erſten Kammer an den Verhandlungen des erſten Landtags in Bayern 1819. Wrede vereinigt ſchnellen Überblick, große Beſonnenheit, Feuer und Ruhe mit unermüdeter Thätigkeit und ausgezeichneter perſönlichen Tapferkeit. In Napoleons Schule gebildet, hatte er ſpäter Gelegenheit, ſeine Talente gegen dieſen großen Meiſter geltend zu machen.

Wright (Sir Thomas), ein engliſcher Schiffscapitain, der eine Kriegsbrigg commandirte, und an der franzöſiſchen Küſte mehrere

Ausgewanderte gelandet hatte, wurde im Jahre 1804 kriegsgefangen. Die franzöſiſche Regierung wußte, daß er Georges und mehrere andere Verſchworene, z. B. Villeneuve, Picot den 27ſten Auguſt 1803, dann Armand Polignac im Anfange des Decembers deſſelben Jahres, und zuletzt Pichegru, Lajolais, Julius Polignac u. A. m. am 16ten Jan. 1804 auf dem Geſtade von Beville ans Land geſetzt habe. Da nun Buonaparte, Fouché und Réal glaubten, daß er die Verbindungen und Abſichten der Perſonen, welche er gelandet, in Frankreich ſelbſt genau kenne, ſo wurde er aufgefodert, als Zeuge gegen die Angeklagten aufzutreten. Allein Wright behauptete ſtandhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der franzöſiſchen Küſte zu landen, vollzogen habe, von allem übrigen aber durchaus nichts wiſſe. Hierauf — ſo wird wenigſtens ziemlich allgemein erzählt und geglaubt — hoffte man durch die Marter ein Geſtändniß von ihm zu erpreſſen; es ſollen ihm die Daumen zermalt, die Fußſohlen durch glühende Kupferplatten verbrannt, und ein Arm, zuletzt ein Bein abgelöſ't worden ſeyn. Die Staatsräthe Real und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm verſprochen, da er jetzt außer Stande ſey, in ſein Vaterland zurückzukehren, aufs Beſte für ihn in Frankreich zu ſorgen, wenn er das verlangte Geſtändniß thun würde; Wright ſey aber unerſchütterlich bei ſeiner erſten Ausſage geblieben. Im Jahre 1805 verlangte England durch ſpaniſche Vermittelung Wrights Auswechſelung, und Buonaparte ſagte dieſelbe zu; allein im November d. J. machte der Moniteur bekannt, Wright habe ſich bei der Nachricht von dem Unglück der Öſterreicher bei Ulm aus Verzweiflung ſelbſt das Leben genommen. Gleichwohl war dieſe Nachricht ſchon neun Tage vor ſeinem angeblichen Selbſtmorde allgemein bekannt geweſen. In Paris glaubte man, und in England ward es beſtimmt behauptet, daß Buonaparte ihn habe erdroſſeln laſſen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenſchlichkeit. Als in der Folge der engliſche Schiffsarzt Dr. Warden zu Buonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St. Helena ſagte: „Man glaubt in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain Wright im Tempel haben ſtranguliren laſſen," ſo gab, wie Warden erzählt, Buonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menſchen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebſten ihn beim Leben erhalten; denn in dem Prozeß, den ich damals (dies geſchah aber ſchon im März, April und Mai 1804) den Verſchwornen machen ließ, konnte ja Wright als der bedeutendſte Zeuge auftreten, weil er die Hauptperſonen der Verſchwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich übergeführt hatte. Dies meldete mir der Chef der Polizei (Warden ſagt, ich glaube Réal). Siebzig dieſer Gelandeten waren unentdeckt nach Paris gekommen." Zugleich betheuerte Buonaparte, daß Capitain Wright im Gefängniſſe im Tempel Hand an ſich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher, als es im Moniteur bekannt gemacht worden ſey. Fouché und Savary behaupten das Nämliche.

Wucher, Wuchergeſetze. Das Wort Wucher hatte in ältern Zeiten nicht die ſchlimme Bedeutung, in welcher es jetzt durchaus genommen wird. Man verſtand darunter den Gewinn, den man von ſeinem Eigenthume im Handel und Wandel hatte, folglich Zinſen, Renten. Geld auf Wucher, d. h. auf Zinſen, leihen, war ehemals ein gewöhnlicher, keineswegs beſchimpfender Ausdruck. Wuchern hieß ſo viel als vermehren. In dieſem Sinne wird es noch von Gewächſen

gebraucht, die auf Wieſen und Äckern wild wachſen, und ſich ſtark ausbreiten und vermehren, oder wuchern; man nennt ſie Wucherpflanzen. In unſern Zeiten verſteht man unter Wucher im Allgemeinen jeden übermäßigen Gewinn, jede eigennützige Handlung, wodurch das Eigenthum Anderer auf eine empfindliche Art gekränkt wird. In dieſer Bedeutung kann Wucher auf mancherlei Art und bei mancherlei Geſchäften, z. B. im Handel mit Getraide (Kornwucher) oder andern Lebensmitteln, getrieben werden. Beſonders aber verſteht man darunter den Geldwucher, oder die Foderung eines allzugroßen, unmäßigen Zinſes oder Gewinns bei und von ausgeliehenen Kapitalien. Beide Arten des Wuchers ſind wider die Moralität, und ſind wirklicher Betrug. Man hat meiſtens nur auf den Geldwucher Rückſicht genommen, und um demſelben zu ſteuern, ſind faſt in allen civiliſirten Staaten Wuchergeſetze gegeben worden, in welchen man zugleich einen geſetzlichen Zinsfuß vorgeſchrieben, den Niemand ohne Strafe überſchreiten ſoll. Aber dieſe Geſetze haben wenig gefruchtet, vielmehr haben ſie gewöhnlich die Folge gehabt, daß man auf mannichfaltige verſteckte Weiſe den Gewinn von einem gegebenen Darlehn nur um deſto mehr zu vergrößern geſucht hat, wodurch dem Erborger nothwendig der größte Nachtheil entſtehen muß. Daß für ein erhaltenes Darlehn dem Darleiher ein gewiſſer Zins (ſ. d. Art.), als Entſchädigung wegen des eine Zeit lang entbehrten Gebrauchs ſeines Kapitals, oder als eine Abgabe von dem Nutzen, den der Erborger von dem erhaltenen Darlehn hat, gegeben werde, kann wohl nicht leicht jemand für unbillig halten. Aber welcher Maaßſtab des Zinsfußes anzunehmen ſey, darüber laſſen ſich keine für alle Zeiten und alle Umſtände paſſenden Vorſchriften geben. In Deutſchland hat der Zinsfuß von Zeit zu Zeit viele Veränderungen erfahren. Im Mittelalter, da Gold und Silber noch ſelten, und der Werth der Sachen gering war, waren zehn bis zwölf Procent der gewöhnliche Zins für ein Darlehn. Als in der Folge die Geldmaſſe ſich vermehrte, wurden fünf Procent als rechtmäßiger und erlaubter Zins in den Reichsgeſetzen verordnet. Aber der Geiſt des Wuchers läßt ſich durch keine Geſetze binden. Um nicht in die angedrohten Strafen zu verfallen, hat man verſchiedene Mittel ausgedacht. Man läßt ſich eine höhere Summe verſchreiben, als wirklich dargeliehen worden, läßt ſich eine beſondere Discretion bezahlen, ſchlägt Zinſen zum Kapital oder nimmt Zins vom Zinſe, giebt ſchlechte Münze und bedingt ſich die Rückzahlung in guter Münze, oder giebt Waaren zu übermäßigen Preiſen ſtatt eines Theils des Darlehns, und was für Kunſtgriffe der Wuchergeiſt ſonſt noch erſonnen hat, um ſeine wahren Abſichten zu verhüllen. Da dergleichen gewöhnlich von beiden Theilen geheim gehaltene wucherliche Contracte nicht immer entdeckt werden, da alle in den Geſetzen angedrohten Strafen der Confiscation des Capitals, der Ehrloſigkeit, Gefängniß-, Zuchthausſtrafe und dergl. den Wucherer nicht abſchrecken, und das Übel vielmehr ſich krebsartig verbreitet: ſo haben ſchon mehrere angerathen, das Geſchäft der Kapitalausleihungen durchaus frei zu laſſen, und ſelbſt nicht einmal einen geſetzlichen Zinsfuß zu beſtimmen, indem der Zins weiter nichts als ein Preis des Darlehns ſey, den man daher eben ſo wenig, wie bei andern Geſchäften, beſtimmen könne und dürfe. Zur Verhütung des Wuchers hat man in mehreren Ländern, außer den deßwegen gegebenen Geſetzen, auch beſondere Anſtalten, Creditſyſteme, Leihbanken (ſ. d. Art.) u. ſ. w. eingeführt. Zu wünſchen wäre es, daß man das muthwillige, leichtſin-

nige Schuldenmachen ſchärfer als gewöhnlich beſtrafte. Der Vorſchlag, leichtſinnige Menſchen, die Schulden, die ſie nicht bezahlen können, auf jede ihnen mögliche Art abarbeiten zu laſſen, und die muthwilligen Bankerottirer mit der angedrohten Infamie wirklich zu beſtrafen, würde den Wucher gewiß ſehr verhindern. — Die Zahl der Schriften wider den Wucher iſt ſehr groß, aber auch für denſelben ſind mehrere erſchienen, z. B. Beathams Vertheidigung des Wuchers ꝛc. a. d. Engl. von J. A. Eberhard, Halle 1788; v. Sonnenfels Abhandlungen über Wucher und Wuchergeſetze, Wien 1789 und 1791; ſ. auch J. E. Roth Abhandlung über den Wucher und die Mittel, demſelben ohne Strafgeſetze Einhalt zu thun. Nürnberg 1793.

Wunder ſind Ereigniſſe, welche denen, die ſie ſahen, nach den ihnen bekannten Geſetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erſchienen und daher Bewunderung abnöthigten. Die Erzählung von Wundern, die ſich vormals zugetragen haben ſollen, wird uns daher um ſo dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und erſten Erzähler ſolche Ereigniſſe angeſehen haben. Wundergeſchichten aus unſerer oder einer nicht lange vergangenen Zeit laſſen ſich viel leichter erklären, als Nachrichten dieſer Art aus einer entlegenen Vorzeit; und ſind die Erzähler über den Verdacht einer abſichtlichen oder unabſichtlichen Täuſchung erhoben, ſo ſcheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die ſicherſte Auskunft. Mit den Wundergeſchichten in der Bibel verhält es ſich ſo; und da die meiſten derſelben ganz kurz, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumſtände erzählt ſind, mußten freilich die ſogenannten natürlichen Erklärungen Verſuche bleiben, die mehr oder weniger den über ſie verhängten Tadel der Willkühr verdienen. Als Beweiſe für die Göttlichkeit der Sache Jeſu hatten ſeine Wunderthaten zunächſt nur den Zweck, ſeine Zeitgenoſſen aufmerkſam und gläubig zu machen, uns werden ſie aber erſt durch die Göttlichkeit Jeſu ſelbſt und durch die innere, ewige und allgemein gültige Wahrheit ſeiner Lehre beglaubigt. — Die Frage, ob Wunder möglich ſind, beantwortet der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwiſſenden Menſchen erſcheint Vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirkſamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geiſt (vergl. Magnetismus) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es die Entſtehung des geringſten Grashalmes iſt. Der Kirchenvater Auguſtinus ſagt: „Gott thut in den Wundern nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erſcheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat.“ Nach ihm ſetzt Luther hinzu: „Die Wunderwerke, ſo täglich in der Welt geſchehen, ſind größer, als die von Chriſto geſchehen ſind, da er auf Erden lebte. Gott hat ihm etliche kleine und ſeltſame Wunderwerke fürbehalten, daß er uns aufwecke, und durch ein ſolch ſonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder weiſe und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt.“ E.

Wunder der Welt (die ſieben). Unter dieſem Namen hat man gewiſſe Denkmäler der Kunſt verſtanden, die theils wegen ihrer ungeheuern Größe und Dauer, oder theils ihrer ausgezeichneten Schönheit ſo unübertrefflich ſchienen, daß man ſie die Wunder der Welt — und da gerade ihre Zahl nur ſieben ausmacht, die ſieben Wunder der Welt genannt hat. Dieſe waren: 1. die ägyptiſchen Pyramiden (ſ. Pyramiden), 2. die Mauern und 3. die

ſogenannten hängenden Gärten zu Babylon (ſ. d. Art. Babylon und Semiramis), 4. der Tempel der Diana zu Epheſus (ſ. Dianentempel), 5. die Bildſäule des olympiſchen Jupiters (ſ. Jupiter), 6. das Mauſoleum (ſ. d. Art. Artemiſia und Mauſoleum), 7. der Coloß zu Rhodus (S. Coloß.) Doch muß man nicht glauben, daß dieſes die einzigen, ja auch nur ſchlechthin die erſten Werke geweſen ſeyen, welche die erhabene Größe des Alterthums bezeichnen.

Wunderbar in äſthetiſcher Hinſicht. Der Begriff des Wunderbaren in äſthetiſcher Hinſicht ſetzt den Begriff des Wunderbaren überhaupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns bekannten Gange der Natur abweichend ſcheint. Ob es wirklich davon abweiche, darauf kommt bei dieſem Begriffe nichts an, alles aber darauf, daß der Gegenſtand wegen der ſchnell veränderten Richtung unſers Gedankenlaufs, wegen des Überraſchenden, Neuen, Seltſamen, Unbegreiflichen oder wenigſtens noch Unbegriffenen, einen Zuſtand in uns hervorbringt, welchen wir den Zuſtand der Bewunderung nennen. Oft erſcheint uns daher auch ſchon das lebhaft Überraſchende Seltſame ꝛc., wenn auch nicht gerade das Abweichen von der gewöhnten Ordnung der Dinge überhaupt, als wunderbar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht blos in dem Reize der Neuheit überhaupt, ſondern, wenn wir den Begriff ſtrenger faſſen, in dem Streben unſers unendlichen Geiſtes, das Räthſelhafte zu löſen und in die verborgenen Tiefen der Natur zu ſchauen. Das Wunderbare ſcheint uns einen ſolchen Blick zu eröffnen, daher lieben wir das Wunderbare, und die Kunſt, ihrem innern Urſprung nach auf das Wunderbare deutend, bewegt ſich gern in deſſen Gebiete. Hieraus entſteht das äſthetiſch Wunderbare, d. i. dasjenige, was durch den Schein des Wunders gefällt. Dieſes iſt aber der Fall, wenn es, in ſich lebendig, unſerer Phantaſie ein unbegränztes Feld der Thätigkeit eröffnet, und uns durch ſeine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, woraus ſich ergiebt eines Theils, wie ſehr das Wunderbare mit dem Erhabenen verwandt iſt, andern Theils, daß auch das Seltſame den Schein des Wunderbaren verliert, ſobald es uns gewöhnlich wird. Mit dem Erhabenen iſt es aber insbeſondere verwandt, weil wir in dieſem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl der eigenen freien Kraft erweckt, und uns über die irdiſche Natur erhebt. Erſcheint uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenſchlicher Kraft, welche unſerer Kraft ſich drohend entgegenſtellt, dann iſt das Wunderbare zugleich furchtbar; aber hier hängt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geiſtes ab. Indeſſen kann doch das Wunderbare auch in anmuthiger und reizender Geſtalt erſcheinen, wie z. B. in den Feenmährchen, in Wielands Oberon ꝛc. — In welcher Form es aber erſcheine, ſo darf doch, wie wir in der obigen Beſtimmung andeuteten, das äſthetiſch Wunderbare nie ohne Bedeutung ſeyn und auf ein kindiſches Gaukelſpiel der Phantaſie hinwirken. Denn die ſinnlichen Formen, unter welchen die Kunſt, die Darſtellerin des Schönen, wirkt, ſind nicht ſchön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck ſie enthalten ſollen. Und ſo ſoll alſo auch das leichteſte Mährchen, als Product der Dichtkunſt, einen poetiſchen Sinn enthalten. Natürlich iſt es aber wohl, daß da, wo das Wunderbare in der Kunſt ſich zeigt, derſelbe Grad von Verſtändlichkeit nicht Statt finden kann, deſſen ſie ſonſt wohl fähig iſt; denn

es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß daſſelbe, indem es uns Etwas giebt, noch weit Mehreres verbirgt. So iſt auch das Wunderbare dem Wahrſcheinlichen, nicht aber dem Wahren entgegengeſetzt. Denn wahrſcheinlich iſt, was den Schein des wirklich Geſchehenden und mithin zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunſt erfodert nur innere Übereinſtimmung des Dargeſtellten. Um dieſer Wahrheit willen mißfällt uns ſogar jene geſchmackloſe Vermiſchung der gemeinen Wirklichkeit und des Wunderbaren in vielen Erzählungen und man muß daher das Romanhafte von dem Romantiſchen wohl unterſcheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der beſondern Künſte beſonders modificirt. Anders erſcheint es in der Poeſie, anders in den bildenden Künſten. Am größten und unbeſchränkteſten iſt ſein Wirkungskreis in jener. Denn durch den ausgeſprochenen Gedanken läßt ſich das Unbegreifliche und Ungewöhnliche am leichteſten vor die Phantaſie führen, und durch Schilderung übermenſchlicher Thaten und Weſen andeuten und darſtellen. Namentlich tritt das Wunderbare hervor im Gedichte (ſ. d. Art.), welches ſeine erhabenen Gegenſtände in die günſtige Ferne der Vergangenheit ſtellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöie, die als Urgedicht und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Urſprungs und ihrer erſten Kämpfe deutet, aber auch in ihren ſpätern Formen das Wunderbare gern als ſeinen Beſtandtheil aufnimmt. Beſchränkter iſt die Erſcheinung des Wunderbaren im Drama. Denn hier tritt es in die helle ſinnliche Gegenwart, und kann ſehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meiſten iſt es einheimiſch in der romantiſchen Oper, und die Muſik, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, iſt in dieſer Verbindung mit der Poeſie am fähigſten, die Wirkung des Wunderbaren hervorzubringen. Die bildenden Künſte, welche ihre Werke für das Auge fixiren und die Formen der Natur nachbilden, ſind dazu weniger geeignet; mehr jedoch unter ihnen die Mahlerei, welche ſich der ätheriſchen Scheingeſtalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren täuſchend nachbildet, als die Plaſtik und Architektur, welche in dem Beſtreben nach dem Wunderbaren leicht in das falſche Abenteuerliche verfällt. — Unter verſchiedenem Charakter ſtellt ſich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verwandt iſt, bei den verſchiedenen Völkern und zu verſchiedenen Zeiten der Kunſt dar. Das Mythiſche der Griechenwelt hat einen heitern Charakter und erſcheint als fröhliches, ſinnreiches Bilderſpiel der Phantaſie; das Myſtiſche in der romantiſchen und modernen Zeit überhaupt hat einen ernſteren Charakter, und iſt oft aus dem trüben geſtaltloſen Reich der Ahnungen von der Unterwelt geſchöpft. T.

Wünſchelruthe (lat. virgula mercurialis, franz. baguette divinatoire) iſt eine unter gewiſſen abergläubiſchen Umſtänden verfertigte, zweiäſtige, in einem Styl verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von Holz, Meſſingdraht, oder Metall, welche ehedem von abergläubiſchen Menſchen angewendet und an gewiſſe Örter auf die Erde hingelegt wurde, um da, wohin ſich dieſe Ruthe vorzüglich hinneigte, verborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Eigentlich wurde ſie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdiſche Waſſer und Erzgänge damit ausfündig zu machen; der Aberglaube aber, der in den vorigen Zeiten vielleicht noch weit mehr Gewalt über die Menſchen hatte, gab eben dieſen, oder auch Betrügern, ſogenannten klugen Leuten und dergleichen, häufig Veranlaſſung, da, wo ſie ſich Schätze zu erhalten wünſchten, durch Hülfe jenes

Zauberſtabes ſie auch wirklich aufzuſuchen. Indeſſen würde dieſe Anwendung der ſogen. Wünſchelruthe vielleicht nur noch als Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht vor einigen Jahren dieſe Sache wieder zur Sprache gekommen wäre, indem beſonders ein Italiener, Namens Campetti (ein junger Landmann, zu Gargnano am Ufer des Gardaſees geboren) durch ernſtliche und nachdrückliche Verſicherung, Metalle und Waſſer unter der Erde, durch körperliche Senſationen wahrnehmen zu können, großes Aufſehen gemacht, und auch die von ihm angeſtellten Verſuche allerdings ſehr für dieſe Behauptung zeugten. Ritter, ein bekannter Naturforſcher zu München, reiſ'te auf Befehl des Königs von Bayern im Jahre 1806 zu Campetti nach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wiederholte Verſuche anzuſtellen; und es wurden dieſe Verſuche auch wirklich, beſonders mit Schwefelkiespendeln, gemacht, von denen man behauptet, daß ſie in der Nähe von Metallen ſchwingen. Ritter hat vornehmlich bei dieſer Gelegenheit ſich eines Inſtruments bedient, das er Balancier genannt hat, und das ganz einfach in einem Stabe oder kleinem Streifen von Kupfer oder anderm Metalle, ungefähr ſechs Zoll lang und einen halben breit, beſteht. Die nähern Nachrichten darüber findet man in Aretins neuem literariſchen Anzeiger von 1807 von Nr. 22 an; auch hat Gilbert äußerſt intereſſante Beleuchtungen dieſer Verſuche 1808 herausgegeben.

Wurf, ſ. Balliſtik.

Würfel, ſ. Cubus.

Wurfrad wird, zum Unterſchiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Waſſer blos fortwirft und nicht ſchöpft. Gewöhnlich beſteht ein ſolches Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in ſchiefer Richtung angebrachter Schaufeln. An der untern Hälfte dieſes Rades iſt unten auf beiden Seiten eine hölzerne Verkleidung, die nur einen ſehr kleinen Raum zwiſchen ſich und dem Rade läßt. In dieſe Verkleidung kann ſich unterhalb das Waſſer von denjenigen Orten her hineinziehen, die man trocken zu machen ſucht.

Wurm (Albert Aloyſius Ferdinand), ausgezeichnet unter allen jetzt lebenden Darſtellern des Komiſchen auf der Bühne, ward im April 1783 zu Greifenhagen in Pommern von dürftigen Ältern geboren. Früh verlor er ſeine Ältern; als zartes Kind mußte er ſchon mit Mangel und Entbehrung kämpfen, und ſelbſt der dürftige Unterricht einer Dorfſchule ward ihm nur kurze Zeit zu Theil. Dennoch verließ ihn die glückliche Laune, welche er zur Welt gebracht, ſchon damals nie; froh und heiter trat der Knabe ins kummervolle Leben ein. Den Verfolgungen einer harten Stiefmutter entzog er ſich durch die Flucht, diente dann zuerſt bei Handwerkern, ſpäter bei Herrſchaften, und lernte in dieſer Lage die Sitten der niedern Stände kennen, in deren Nachbildung er nachmals ſo glücklich geworden iſt. Puppenſpieler weckten zuerſt ſeine Neigung zum Theater, und als er endlich in Neuſtrelitz ein wirkliches Schauſpiel aufführen ſah, faßte er den Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Brettern zu verſuchen. Er begann nach mehreren mißlungenen Bemühungen dieſe Laufbahn bei Kunſtreitern, nachher fand er ein Unterkommen bei wandernden Schauſpielertruppen und Nebenbühnen in Schleſien. Zum erſtenmale betrat er die Bühne als Plumper in: Er mengt ſich in Alles (ſpäter eine ſeiner beſten Rollen). Doch führte ihn ſeine Stimme von bedeutendem Umfange und ungemeiner Lieblichkeit bald in das Fach erſter Tenorpartien, und er debutirte als Belmonte. In Warſchau war ſein erſtes wich-

tiges Engagement, wo er bis 1804 ſich aufhielt; dann machte er nach Breslau, Bamberg, Würzburg eine Kunſtreiſe und blieb an letzterm Orte. Von Würzburg aus unternahm er ſeine zweite Kunſtreiſe, welche ihn über Mannheim, Darmſtadt (wo er ſich Voglers Liebe und Achtung erwarb), Caſſel, im Sommer 1809 nach Berlin führte. Hier ward er feſt engagirt, nachdem er eine neue Kunſtreiſe nach Bamberg, Würzburg und Nürnberg gemacht, und als Kilian in der Sucht zu glänzen debutirt hatte. Mit Kotzebue's Pachter Feldkümmel, in welchem an Wurm die Rolle des Pachters ausgetheilt wurde, begann endlich ſeine neueſte Laufbahn. Nicht lange darnach wurde zum erſtenmale das Hausgeſinde gegeben, eine Oper, welche in zwei Jahren einige 80mal wiederholt ward. Mit der Partie des Lorenz hatten Wurms erſte Tenorrollen ein Ende. Im Sommer 1814, auf einer Kunſtreiſe nach Königsberg, traf ihn die ſchmerzliche Nachricht von Ifflands Tode. Wurm wäre indeß vielleicht nie von Berlin abgegangen, hätte er nicht durch das glückliche Auffaſſen des Komiſchen in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der jüdiſchen Nation ſich den Haß derſelben zugezogen. Die lange verhaltene Erbitterung brach auf das Signal, welches eine durch Devrient von Breslau nach Berlin gekommene Poſſe: die Judenſchule, ſpäter: Unſer Verkehr genannt, gab, in offene Fehde aus, deren Opfer Wurm werden ſollte, der in dieſem Luſtſpiel den Jacob mit dem glänzendſten Erfolg ſpielte. Es ward ein Criminalprozeß gegen den Künſtler erhoben, im Gefängniß mußte er den Erguß ſeiner heitern Laune büßen, und nur die gerechte Huld des Königs wirkte ihm Freiheit und Losſprechung aus. Auf einer darauf unternommenen Kunſtreiſe über Hamburg durch ganz Norddeutſchland bis nach dem Rhein und Main ward ihm die glänzendſte Anerkennung ſeiner Verdienſte. Im J. 1817 nahm er bei dem neu eingerichteten Theater zu Leipzig Engagement, das er aber bald wieder aufgab, um fortan völlig frei ſeine Kunſt zu üben. Eine ausführliche Charakteriſtik dieſes intereſſanten Künſtlers zu geben, erlaubt hier der Raum nicht. Nur ſo viel ſey hier für diejenigen geſagt, die ihn noch nicht ſahen: er iſt in der Darſtellung des Niedrigkomiſchen bis in ſeine feinſten Nuancirungen einer der glücklichſten Schauſpieler. Eine unerſchöpfliche Laune, Feſtigkeit und pſychologiſche Richtigkeit in der Charakterzeichnung, ein glücklicher Takt, das Komiſche im Leben aufzugreifen und wiederzugeben, eine ſanfte, melodiſche Stimme, und ein bis zum Bewunderungswürdigen biegſames Organ ſind die hervorſtechenden Vorzüge ſeines Talents. Durch ſeinen Heinrich im Zinngießer, Adam im Dorfbarbier, Lorenz im Hausgeſinde, Crack im Lügner und Sohn, Ferdinand in den Drillingen, Jacob in Unſer Verkehr, Schneider im Schneider und Sänger, Max im Intermezzo ꝛc. ꝛc. iſt er Liebling von ganz Norddeutſchland geworden. Mit ſeiner ausführlichen Biographie und der Geſchichte ſeines unglücklichen Prozeſſes eröffnete ein Freund und Verehrer ſeiner Kunſt in Hamburg vor Kurzem eine Zeitſchrift: **Hamburgs Wächter** genannt, an welche diejenigen verwieſen werden, welche den herrlichen Komiker näher kennen lernen wollen.

Würmer können als Krankheitsurſache bei Menſchen und bei Thieren vorkommen. Die gewöhnlichſten bei den Menſchen ſind im Darmcanal, und zwar die **Madenwürmer**, Ascariden und Trichuriden, in den dicken Gedärmen, die **Spulwürmer**, vorzüglich in den ſogenannten dünnen Gedärmen, wo auch die **Band-**

würmer ſich aufhalten. Die Madenwürmer ſind den Käſemaden ähnlich, manche aber ſind auch beinahe eines Fingergliedes lang. Sie ſind beſonders häufig bei Kindern, denen ſie ein ſehr läſtiges Jucken im Maſtdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang u. a. Beſchwerden verurſachen. Die Spulwürmer ſind den Regenwürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ring, der mit kleinen Wärzchen beſetzt iſt, an der Spitze des Kopfes verſehen. Die Maulöffnung beſteht aus verſchiedenen Saugröhren. Sie ſind oft klumpenweiſe oder ihrer viele in einen Knaul zuſammengewickelt an mehreren Stellen der Därme vorhanden, ſowohl bei Kindern als bei Erwachſenen und verurſachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die Wände der Gedärme, und daher Kneipen, und Schmerzen im Unterleibe, meiſtens in der Nabelgegend, und beſonders nach dem Genuſſe ſüßer Speiſen oder anderer Dinge, die ihnen zuwider ſind. Gewöhnliche Zeichen ihrer Gegenwart ſind Übelkeit; Zuſammenfluß wäſſerichten Speichels in dem Munde; übelriechender Athem; blaſſes aufgedunſenes Geſicht mit blaulichen oder bräunlichen Bogen, beſonders an dem untern Augenrande; Erweiterung des Augenſterns; unruhiger Schlaf mit halbgeöffneten Augenliedern, auch zuweilen mit Zähneknirſchen; trüber weißer Urin; ein dicker, geſpannter Unterleib. Die Bandwürmer ſind platt, von weißlicher Farbe, oft ſehr bedeutender Länge, gegliedert und aus unzähligen Gelenken zuſammengeſetzt. Die gewöhnlichſten bei dem Menſchen ſind der Kürbißwurm, mit längern und ſchmalen Gelenken, welche den Kürbißkernen ähneln, und der breite Bandwurm mit etwas breitern Gelenken. Bei beiden Arten werden die Gelenke immer kürzer und ſchmaler, je näher ſie dem Kopfe kommen. Dieſer beſteht aus einem dünnen Faden, der ſich in einem Knötchen endigt, woran entweder bloße Saugröhren oder auch Haken befindlich ſind. Der Bandwurm heißt auch der Einſiedler (vermis solitarius), weil er ſich allein in den dünnen Gedärmen befindet, die er oft alle Gänge hindurch einnimmt. Die Zeichen ſeines Vorhandenſeyns in den Gedärmen ſind ziemlich unbeſtimmt, indem er zuweilen heftige Zufälle, ſeltſame Gefühle im Unterleibe von Druck, von Kälte und von wellenförmiger Bewegung, heftige Schmerzen, Krämpfe, epileptiſche und convulſiviſche Zufälle erregt, zuweilen aber auch ſich ganz ruhig verhält. Das gewiſſeſte Zeichen iſt, wenn von Zeit zu Zeit Stücken des Wurms durch den Stuhlgang abgehen, welche ſich durch das ſtete Wachsthum des Wurms von ſelbſt ablöſen. Über die Entſtehung der Eingeweidewürmer im Menſchen haben die Ärzte und Naturforſcher verſchiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Saame von außen in die Gedärme komme, ſteht Mehreres entgegen, z. B. daß jede Thierclaſſe und ſo auch der Menſch ihre eigenen Arten von Würmern haben; daß dieſe Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verſchwendung wäre, die der weiſen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwider liefe, wenn man annehmen wollte, daß der Saame der Würmer außerhalb der thieriſchen Körper verbreitet und dennoch beſtimmt wäre, ſich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere wenn er durch einen Zufall in dieſelben käme, zu entwickeln. Es iſt daher weit conſequenter, anzunehmen, daß der Urſtoff zu den Würmern oder der Saame derſelben jedem thieriſchen Körper angebo-

ren iſt, und nur beſondere krankhafte Verhältniſſe die Erzeugung und Ausbildung derſelben begünſtigen. Dies wird noch wahrſcheinlicher durch die Erfahrung, daß zwar beinahe jeder Menſch Würmer hat, beſonders Spulwürmer und Madenwürmer, jedoch der eine mehr, der andere weniger, und beſondere Krankheitsanlagen die häufigere Erzeugung derſelben ſo ſehr begünſtigen, daß ſie alsdann erſt wieder zu einer Krankheitsurſache werden. Es giebt daher zuweilen eine epidemiſche Conſtitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Urſache entweder der ganzen Krankheit, oder doch der meiſten Symptome derſelben ſind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, ſo nannte man ſie auch wohl geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Urſache waren. H.

Wurmſer (Dagobert Sigmund, Graf von), kaiſerl. öſterr. Generalfeldmarſchall, ein verdienſtvoller Feldherr des vorigen Jahrhunderts. Er ſtammte aus einer angeſehenen und reichen Familie im Elſaß, und wurde 1724 geboren. Anfangs wollte er ſich den Wiſſenſchaften widmen, trat aber bald in öſterreichiſche Kriegsdienſte, machte den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit, und kam als Generalfeldwachtmeiſter aus demſelben zurück. Im J. 1773 wurde er Chef eines Huſarenregiments, und einige Jahre ſpäter Feldmarſchallieutenant. Im bayeriſchen Erbfolgekriege commandirte er ein beſonderes Corps in Böhmen. Aus der Geſchichte jenes Krieges iſt bekannt, daß in dem erſten Feldzug (1778) von beiden Seiten kein großes Unternehmen gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten ſich häufig in den Winterquartieren, beſonders an der Gränze von Schleſien und der Grafſchaft Glaz. Gegen dieſe letztere, und gegen Glaz ſelbſt, beſchloß Wurmſer eine Unternehmung. Es gelang ihm (d. 18. Jan. 1779), die Preußen in Habelſchwerd zu überwältigen und viele Gefangene zu machen — faſt der einzige bedeutende Vortheil, den die Öſterreicher in dieſem Kriege über die Preußen erhielten — aber gegen Glaz ſelbſt konnte er nichts weiter ausführen. Die Preußen rückten verſtärkt vor, und der am 8ten März geſchloſſene Waffenſtillſtand, auf welchen der Friede zu Teſchen folgte, machte allen weitern Unternehmungen ein Ende. Wurmſer wurde in der Folge zum commandirenden General in Galizien, und 1787 zum General der Cavallerie ernannt. Beim Ausbruche des franzöſiſchen Revolutionskriegs erhielt er das Commando über ein Armeecorps, das ſich im Breisgau zuſammenzog. Er ging am 31. März 1793 bei Ketſch, zwiſchen Mannheim und Speier, über den Rhein, griff am folgenden Tage den Nachtrab der franzöſiſchen Armee unter Cuſtine an und ließ ſeine Vorpoſten bis Landau ſtreifen, welches er, doch ohne Erfolg, auffoderte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das Condéſche Corps ſich mit ihm vereinigte. Am 13 Octbr. eroberte er, in Verbindung mit dem Herzog von Braunſchweig, die berühmten weißenburger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte wurde er (im December) genöthigt, mit ſeinem ſehr geſchwächten Corps über den Rhein zurückzugehen. Er wurde im Januar 1794 von ſeiner Armee abberufen, deren Commando der Prinz von Waldeck interimiſtiſch erhielt. Im Auguſt 1795 kam er wieder zu der Armee, und nachdem die Franzoſen am 18ten und 29ſten October bei Mannheim geſchlagen worden waren, griff er dieſe Feſtung an, die ſich ihm am 22ſten November ergab.

Nachdem im Dekember 1795 zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden, nahm Wurmſer ſein Hauptquartier zu Mannheim, und hielt mit ſeinen Truppen die Gegend von Lautern bis Caundſtuhl längs dem Speierbach bis an den Rhein beſetzt. Am Rhein herrſchte bis zum Mai 1796 eine faſt gänzliche Unthätigkeit; deſto lebhafter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der ſich mit der öſterreichiſchen Armee bis in das Tyrol hatte zurückziehen müſſen, legte das Commando derſelben nieder, und Wurmſer wurde anſtatt ſeiner zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt. Am erſten Juli 1796 traf Wurmſer im Hauptquartier zu Trient ein, und machte ſogleich Anſtalten zum Vordringen, um das von den Franzoſen blokirte und von Bukaſſowich tapfer vertheidigte Mantua zu befreien. Zu Ende des Julius rückte Wurmſer zum Entſatz von Mantua vor, und vertrieb die Franzoſen aus verſchiedenen Stellungen. Dieſe hoben zwar die Blokade von Mantua auf, erhielten aber (am 3ten und 5ten Auguſt) entſcheidende Vortheile über die getheilten öſterreichiſchen Armeecorps, die ſich über die Etſch zurückziehen mußten. Wurmſer drang jedoch unter verſchiedenen Gefechten bis Mantua vor, wo er am 13ten September ankam. Am 30ſten September warf er ſich, von den Franzoſen gedrängt, in die Feſtung, in welcher er nun blokirt wurde. Zwar machte er von Zeit zu Zeit verſchiedene glückliche Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (d. 15. Nov.), wo die Öſterreicher unter Alvinzy geſchlagen wurden, hatte auch die nachtheilige Folge, daß Mantua enger eingeſchloſſen wurde. Der Verluſt der Schlachten bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua (d. 14. u. 16. Jan. 1797) verſchlimmerte die Lage dieſer Feſtung, von deren Schickſal auch das Schickſal Italiens abzuhängen ſchien. Die Unmöglichkeit eines Entſatzes, Mangel an Lebensmitteln und beſonders der gänzliche Mangel an den nothwendigen Arzneien bei eingeriſſenen Seuchen nöthigten endlich den Feldmarſchall Wurmſer am 2ten Februar Mantua, nach einer Blokade von neun Monaten, an den franzöſiſchen General Serrurier zu übergeben. Für Wurmſer war die Capitulation ſehr ehrenvoll, und der franzöſiſche Obergeneral Buonaparte ließ ihm in ſeinem Berichte an das Directorium volle Gerechtigkeit wiederfahren. Der unglückliche aber verdienſtvolle 73jährige Held ging nach der Übergabe von Mantua nach Wien, und wurde zum commandirenden General in Ungarn beſtimmt. Ehe er aber noch dieſen Poſten antreten konnte, ſtarb er zu Wien an den Folgen der in der hartnäckigen Vertheidigung von Mantua ſich zugezogenen Krankheit. Außer dem Ruhme eines tapfern und einſichtsvollen Feldherrn gebührt ihm auch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes. So gab er auch einen Beweis ſeiner Toleranz, dadurch, daß er in Prag zuerſt einen Gottesdienſt für die proteſtantiſchen Militärs einrichten ließ, ehe noch die daſigen Lutheraner ihren eignen Gottesdienſt erhielten.

Würtemberg (Königreich). Kein größerer Staat in Deutſchland, keiner in ganz Europa iſt auf eine ſo eigenthümliche und einzige Art entſtanden, als das Königreich Würtemberg, oder wie man faſt immer ſchrieb und jetzt wieder ſchreibt, **Wirtemberg**. Die ſehr brauchbare; „ausführliche chronologiſche Darſtellung alles Denkwürdigen aus der Geſchichte Wirtenbergs, vom Archivar **Schetter** (Stuttg. 1818.)" hat die alterthümliche Schreibart Wirtemberg gerechtfertigt, welche König Friedrich I, abgeändert wiſſen wollte,

weil man wohl nach ihr die alten Herrn von Wirtemberg von einem Wirth am Berge ableiten zu können ſcherzte. Leicht hätte es eine Art von Staatsverbrechen werden mögen, wenn vor dem Tode des erſten Königs das neu angewachſene Königreich von einem kleinen Urſprunge abgeleitet worden wäre, obgleich die Donau beim Ausfluß ins ſchwarze Meer ſich ſchwerlich der kleinen Urquelle bei Donaueſchingen ſchämen möchte. Virotungen ſoll ein allemanniſcher Gaunamen geweſen ſeyn. Man hat die Unterſchriften: Wirtinberch, Wirdeneberch, Wirtenberc, ſeit 1090. So viel iſt gewiß: Würtemberg war urſprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittleren Neckar gelegenen Stammhauſes, wo 1083 d. 11. Febr. die Capelle eingeweiht worden iſt. Daher wurde Würtemberg Familienname, dann der Name eines Herzogthums, endlich des Königreichs. Am Ende des elften Jahrhunderts nennt die Geſchichte zum erſtenmal Herren von Wirtemberg, überhaupt zum erſtenmal den Namen Wirtemberg; bis zur Mitte des 13ten Jahrhunderts kommt die Familie nur hie und da gelegentlich wieder vor. Von der Mitte des 13ten Jahrh. an werden in ununterbrochener Reihe Vater und Söhne und Enkel hinter einander genannt, und die Geſchichte Schwabens iſt voll ihrer Thätigkeit und ihres auf einen beſtimmten Zweck hinzielenden Wirkens zur Machtvergrößerung durch Wirthſchaftlichkeit und ritterliches Umſichgreifen. Seit 1139 kommen zum erſtenmal Grafen von Wirtemberc vor. Es gab nie eine Grafſchaft, die ſo hieß, und es iſt ohne geſchichtlichen Grund, daß Kaiſer Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienſte die Familie mit der Grafſchaft Würtemberg belehnt habe, ſo wie die Hohenſtaufen mit dem ſchwäbiſchen Herzogthum. Die Herren und Grafen von Würtemberg ſind nicht urſprünglich kaiſerliche Beamte geweſen, deren Amtsbiſtrict ſich endlich ins Lehen verwandelt hätte; ſie ſind die Beſitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehrern andern, ehrenhalber der Grafenname beigelegt wird und die auch ſpäterhin landvogteiliche Ämter und Nutzungen von den Kaiſern, Schutzvogteien aber von Klöſtern und Stiftern übertragen erhielen. Außer ihren eigenthümlichen Familiengütern (dem Patrimonium) erwarben ſie ſich bald durch Kauf, bald durch freie Übertragung viele Gefälle, auch die meiſten Jagdgerechtſame nur unter der Bedingung und Obliegenheit, dafür Klöſter, Städte, Dörfer richterlich und ritterlich zu ſchützen und zu regieren. Dieſe mit der Servitut, die Regierungskoſten zu tragen, belegten Einnahmen heißen in Wirtemberg die Kammer, und ſind alſo die von dem Regenten zu verwaltende Staatscaſſe. Geſondert ſind davon die Patrimonialgüter der Regentenfamilie, unter dem Namen Kammerſchreibereigut, jetzt Hof- und Domainenkammer. So erſcheint hier, was ſonſt ſelten ſo erſcheint, das was der domus angehört, von dem, was der dominus als Landesregent anwenden ſoll, geſchieden. Was er zur Regierung nicht nöthig hatte, wurde als Erſparniß betrachtet, wofür Acquiſitionen (für den Staat) zu machen waren. Steuerbeiträge ſollten nur bewilligt werden, wenn die Kammer für Regierungskoſten, die nicht blos nach allgemeiner Zweckmäßigkeit, ſondern auch nach dem Verhältniß des Landes zu ermäßigen ſind, nicht hinreichte. Sobald alſo Steuerbeiträge nöthig waren, konnte nicht mehr von Erſparniſſen und dadurch gemachten Acquiſitionen für den Regenten allein die Rede feyn. Was acquirirt wurde, war nur zu er-

werden geweſen, weil das Land Steuern ſupplirte; es war alſo in doppelter Rückſicht nur zum Nutzen des Landes erworben. Dieſer Staatszuſtand entwickelte ſich unter folgenden Hauptperſonen. Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, iſt der Graf von Würtemberg, von welchem die würtembergiſche Geſchichte in ununterbrochener Folge bis auf unſere Zeit herabläuft. Anfangs iſt dieſe Geſchichte Familiengeſchichte; deſſen, was er und ſeine Nachfolger an Land und Leuten theils beſeſſen, theils zu ſchützen und ſchirmen gehabt haben, geſchieht nur gelegentlich Erwähnung. Würtembergiſche theils eigene theils durch Regierungspflichten erhaltene Beſitzungen waren zu ſeiner Zeit, neben den alten Stammburgen Würtemberg und Beutelſpach im Herzen von Niederſchwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Canſtadt, Waiblingen und Marbach; er ſelbſt mag Schorndorf und Göppingen dazu erworben haben; gewiß iſt, daß die Grafſchaft Urach durch ſein Verdienſt ans bisherige Familiengut ſich anſchloß. Überhaupt war die Familie von alter Zeit her im Rems-, Vils- und mittlern Neckarthale begütert; ſie hatte Allodien im Enzgau, aufwärts Calw und Tübingen zu; ſelbſt in Oberſchwaben war ihr bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von dieſem allen nichts zuſammenhängend oder geſchloſſen; überall, ſogar in ihrer alten Heimath und ſelbſt am Fuß des Stammhauſes, war ihr Beſitzthum von Gütern andrer Herren mannichfach durchſchnitten. Um ſo ſchwieriger mußte ihr Emporkommen ſeyn, und um ſo verdienſtlicher. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Vaihingen und andere an Macht und Familienreichthum überlegen, gewaltige Reichsſtädte waren gegen ſie in Eiferſucht, oft in Fehde; wohlhabende Klöſter ſtreckten nach jedem Gut die Hände aus. Aber dieſe kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgeſammt zu Grunde. Eine eigenthümliche Kraft der Familie, welche in der gleichen Fülle, wie ſie die Väter belebte, in mehrern Geſchlechtsfolgen fortlebte, und eine kluge Benutzung jedes günſtigen Umſtandes erklärt die außerordentliche Erſcheinung, daß ſie ſo viele andere überflügelte und bald auskaufen bald durch Vogteiſchutz für ſich einträglich machen konnte. Damals war ganz Deutſchland, vorzüglich Schwaben, ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Bereits hatte ſich die Macht der alten Hohenſtaufen beinahe in Nichts verloren, der edle Stamm ſelbſt wurde bald darauf vernichtet; die Könige und Kaiſer von Deutſchland ſeit dem Ende Friedrichs II. bis auf Rudolph von Habsburg waren Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder Hinſicht unabhängig ſtanden die größeren und kleineren Herren Schwabens neben einander; jetzt galt es, ſich in der Mitte derſelben hervorzuthun. Unter ſolchen Umſtänden machte ſich Graf Ulrich mit dem Daumen, das Haupt der bis dahin wenig bekannten würtembergiſchen Familie, weit und breit einen Namen; ihm, dem unternehmendſten und tapferſten Ritter im ganzen Schwabenland, mußten ſelbſt die ſchwachen römiſchen Könige, welchen er furchtbar war, gute Worte geben, und nicht nur durch Kauf vermehrte er ſein angeſtammtes Gut, wie man aus Urkunden ſieht, ſondern auch durch Krieg und Eroberung; achtmal, ſagt eine alte Chronik, kam er triumphirend aus dem Felde, und nie ward er geſchlagen. Er iſt der eigentliche Gründer und Ahnherr der Größe des würtembergiſchen Hauſes, und vorzüglich in dieſer Hinſicht iſt der Beiname des Stifters, welchen er ebenfalls, aber aus anderm

Grunde, in der Geſchichte führt, bei ihm doppelt bedeutſam. (Er ſtarb 1265 den 20. Febr.) Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der Erlauchte, gab ſeinen Söhnen und Enkeln den Namen Ulrich; Männer wie er ſollten ſie werden, und wenn er und ſeine Söhne ſich ihre Beſitzungen, Rechte und Freiheiten von den Kaiſern beſtätigen laſſen, wollen ſie dieſelben ſo, wie Graf Ulrich mit dem Daumen ſie beſeſſen habe. Mit dem Satz von Familiengut, welchen er geſtiftet und hinterlaſſen hatte, wucherte eben dieſer Eberhard länger denn 50 Jahre mit nie raſtender Anſtrengung, hinterließ auch noch einmal ſo viel an Land, Leuten und Einkünften, als er vom Vater ererbt hatte. Keck und ohne Nachtheil beſtand er ernſthafte Fehden mit den Kaiſern Rudolph von Habsburg, Adolph von Naſſau, Albrecht von Öſterreich. So mächtig und begütert war er ſchon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Anſprüche auf den Thron der deutſchen Könige von ihm erwartete. Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, Eberhard, welcher ſich jetzt vorzüglich widerſpänſtig bezeigte, von ihm in die Acht gethan. Er wurde von ſeinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von ſeinen Unterthanen verlaſſen, aller ſeiner Burgen und Städte, ſeines ganzen Landes ſo durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Ort der Zuflucht ſuchen mußte. Damals wäre es um den ſo ſchön aufblühenden Namen Würtemberg auf einmal beinahe geſchehen geweſen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet ſchnell ſein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob ſich der niedergedrückte Eberhard eilig wieder, das Verlorne ward zurückgenommen, um mehrere Städte, um manches Dorf und manche Burg ſein wieder errungenes Beſitzthum bis gegen Ende ſeines Lebens durch Ankauf noch von ihm erweitert. Mächtiger, reicher, angeſehener als zuvor, ſagt verwundernd ein Chronikſchreiber, ſtand der verarmte Graf von ſeinem Fall auf. Er verlegte das Stift Beutelſpach, wo das Begräbniß ſeiner Familie war, deren Grabesruhe der letzte Krieg mit barbariſcher Wuth geſtört hatte, von da nach Stuttgart; er ſelbſt mit ſeiner Familie weilte, da auch die Burg Würtemberg, ihre bisherige Wohnung, in Schutt und Aſche lag, ſeit dieſer Zeit meiſtens zu Stuttgart; und ſo fing dieſe Stadt an, die Hauptſtadt des würtembergiſchen Gebiets zu werden. Ein ſo reger Geiſt des Ländererwerbens beſeelte die Familie, daß Ulrich, Eberhards Sohn, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters jene Herrſchaften im Elſaß erkaufte, welche bis in unſere Tage würtembergiſch geblieben, und erſt durch die franzöſiſche Revolution dem Hauſe verloren gegangen ſind. Während der 18 Jahre, die er nach dem Tode ſeines Vaters regierte, wurden von ihm über 81,000 Fl. auf Güterkauf verwendet. Darunter iſt Tübingen, bis jetzt die zweite Stadt Würtembergs, das ihm nicht höher als 20,000 Pfd. Heller zu ſtehen kam, gerade weil man nur die mit der Bedingung, die Regierungskoſten zu tragen, belaſteten Gefälle, Rechte und Güter, nicht aber den Beſitz des Landes ſelbſt, zu kaufen bekommen konnte. Eberhard, Illuſtris genannt, ſtarb den 5ten Juni 1325; ſein Sohn und Nachfolger Ulrich IV. den 11ten Juli 1344. Der vierte Graf, Ulrichs Sohn, Eberhard der Greiner, der männlichſte Ritter ſeiner Zeit in ganz Deutſchland, und von großem Namen ſelbſt jenſeits des Rheins bei den Franzoſen, erkaufte während der 48 Jahre ſeines Wirkens (1344 — 1392) gegen 20 Städte ganz oder zur Hälfte, und eine Menge Dörfer und anderer Güter, und erhielt

und vertheidigte, was er erworben und ererbt hatte, in ununterbrochenem Kampfe gegen die Reichsſtädte, welche oft aus menſchlicher Erweiterungsſucht, oft weil eben dieſe böſe menſchliche Neigung ihre Gegner furchtbar machte, allerdings Fürſtenfeinde waren. Was die Pfalzgrafen von Tübingen beſaßen, das Meiſte, was vom Tübingiſchen den Herzogen von Teck angehört hatte, vieles Eigenthum der Herzoge von Urslingen, der Grafen von Eichelberg, Kirchberg, Hohenberg und Anderer, die Grafſchaften Urach, Achalm, Aſperg, Baihingen, und die Burgen und Dörfer, vieler anderer durch Schwelgerei und Hofdienſte ſich verzehrender freier adelicher Geſchlechter — dies alles zuſammen bildete bereits gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts eine ausgedehnte, durch fremdes Beſitzthum wenig unterbrochene Strecke würtembergiſchen Gebiets. Auch unter den nachfolgenden Grafen, bis zur Stiftung der Untheilbarkeit und Erhebung der geſammten Ländermaſſe zum Herzogthum, iſt kaum einer oder der andere, welcher nicht durch eine oder mehrere beträchtliche Erwerbungen dieſelbe vergrößert hätte. Namentlich ward von dem vierten E b e r h a r d (er ſtarb 1419) die Grafſchaft Mömpelgard erheirathet durch Verbindung mit der Erbgräfin Henriette, welche es 1443 ihren Söhnen, Ludwig und Ulrich V. hinterließ. Unter dieſen, obgleich Ulrich der Vielgeliebte genannt wurde, wankte die alte haushälteriſche Ordnung, welche erſt Eberhard V. (1450), der Stifter des Münſinger Vertrags, wieder, auch gegen Eberhard den Jüngern, feſter ſtellte. Dreizehn reiche, früher unmittelbare Mannsklöſter verſchiedener Orden und mehrere nicht unbedeutende Frauenklöſter, welche unter würtembergiſchen Schutz und Schirm allmählig gekommen waren, und in der Mitte dieſes Gebiets lagen oder daran gränzten, zählte man immer entſchloſſener als integrirende Theile zu demſelben, ſo wie der Lehnhof des Hauſes mit jeder neuerworbenen Herrſchaft gewachſen war. Was den Habsburgern und denen von Hohenzollern, welche ſich auswärts einen Spielraum für ihre Kraft ſuchten, nicht gelang, das gelang dem Dynaſtengeſchlecht von Würtemberg; rings um ihre Stammburg her ſah es einen Staat anwachſen, der Tag für Tag zunahm, doch niemals Grafſchaft Würtemberg genannt wurde, auch wirklich ein Aggregat verſchiedener Graf- und Herrſchaften war. Glücklich war dieſes Zuſammenwachſen unter Würtemberg vorzüglich für die Einwohner dieſer Herrſchaften. Sie, vorher an die Scholle gebannt, ſaßen jeder in ſeiner Stadt oder ſeinem Dorfe feſt und unbeweglich, ſo lang ſie dem alten Herrn angehörten; jetzt konnten ſie ſich in einem ausgedehnteren Vaterlande umthun. Sie und ihr Eigenthum waren geſchätzter. Nur wenig Erobertes findet ſich unter dieſem würtembergiſchen Gebiet; man kennt es nicht einmal; beinahe alles wurde erkauft oder es hatte ſich freiwillig, um ritterlichen Schutz und gemeinſames Recht zu erhalten, angeſchloſſen. Ein höchſt günſtiger Umſtand in dieſer Hinſicht war für die Grafen das unkluge Haushalten und die Entartung der begüterten Geſchlechter in ihrer Nähe, während ſie ſelbſt noch einige Generationen hindurch ſich von entnervenden Ausſchweifungen zurückhielten und daher mannhaft und bieder blieben. Anderer Großthun verſchwendete, ſie hielten zuſammen; immer fehlte es dieſen an Geld, ſie konnten immer Geld geben, und ſich aus neuen Quellen verſchaffen. Ergiebige Geldquelle war vorzüglich die Landvogtei in Ober- und Niederſchwaben und im Elſaß, öfters in mehreren dieſer Provinzen zugleich, welche jenen Ulrichen und Eber-

harden häufig von den Kaiſern übertragen wurde. Da ſollten ſie wohl Klöſter und Reichsſtädte ſchirmen, und erlaubte Einkünfte waren ihnen davon geſtattet; aber, was nicht zu läugnen iſt, weniger den Schutz und Schirm derſelben machten ſie zum Hauptaugenmerk ihres Berufs, als wie ſie tüchtig Geld von ihnen zögen. Öfters mußte ihnen deßhalb die Landvogtei wieder abgenommen werden; eine Menge ihrer Fehden mit den Reichsſtädten und eine gegenſeitige Erbitterung hat hierin ihren unverkennbaren letzten Grund. Auch ſcheuten ſie von Anfang an kein Schuldenmachen bei Juden oder Chriſten, ſich Geld zu verſchaffen. Erſtern wies man hie und da, ſtatt der Pflicht zu zahlen, einen kaiſerlichen Freibrief vor. Selbſt das Geringſte, was der Grafen Familienfonds vermehren ochte, ward nicht verſchmäht; ein Stück Land für 15 oder 20 Pfd. Heller, das ſich ihnen anbot, wurde ſo begierig, als eine ganze Herrſchaft, erkauft. Manche Familie, vorzüglich die der Pfalzgrafen von Tübingen, ging zum Theil auch dadurch zu Grunde, daß ſie Ruhm und Verdienſt darin ſuchte, Klöſter zu ſtiften, fortdauernd zu begaben, und dadurch den alten Familienſchatz mehr und mehr zu verringern. Nicht ſo die Würtemberger. Sie wußten ihre Frömmigkeit in dieſer Hinſicht ſehr zu beſchränken; von den vielen Klöſtern in ihrer Nähe iſt keines von ihnen geſtiftet, keines bereichert worden; ja je reicher ſie ſelbſt wurden, deſto weniger hatten ſie Luſt, ihr Eigenthum in todte Hände kommen zu laſſen. Aber die Hauptſache, wodurch ihnen dieſe Gründung ihres Staats möglich wurde, iſt unſtreitig der Umſtand, daß gerade in dieſem Zeitpunkt, als es galt zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung des väterlichen Erbes Statt hatte, ſondern das geſammte Familiengut ununterbrochen in einer Hand zum Umtrieb beiſammenblieb. Die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen theilten und theilten, wie mit Blindheit geſchlagen, immerfort; bei der würtembergiſchen Familie war dieſes Beiſammenlaſſen des väterlichen Erbes nicht blos Folge des Zufalls, weil der Himmel einem Vater nie über zwei Söhne gab, ſondern frühe gefühlter und ſogar ausgeſprochener Grundſatz. Graf Eberhard dem Erlauchten fällt es durch eine zufällige Veranlaſſung ein, daß ſein Beſitzthum in ſpäterer Zeit einmal getheilt werden könnte, und der bloße Gedanke preßt ihm den Ausruf aus: wo Gott für ſey! Ihm waren zwei Söhne und von beiden Enkel erwachſen; ſein älterer Sohn ſtarb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er mußte ſich der Kirche widmen, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Späterhin verlangte der Bruder Eberhards des Greiners, von ſeinem Weibe aufgehetzt, ausdrücklich Theilung des ererbten und gewonnenen Guts, aber der Greiner zwang ihn mit Gewalt, davon abzuſtehen. Erſt 1442, da die Hauptmaſſe ſchon ſtark war, theilten die zwei Söhne Graf Eberhards IV. alles würtembergiſche Beſitzthum zum erſtenmal in zwei gleiche Hälften. Ludwigs Antheil wurde die Alz und der Schwarzwald, ſoweit ſie würtembergiſch waren, und er behnte ſich ſüdweſtlich weit in das Unterland herein; Urach war der Hauptort und ſeine Linie heißt davon die von Urach; die Bergfeſte Neuffen gab dem Stamm ſeines Bruders, Ulrich, den Namen. Doch nur 40 Jahre, bis 1482, dauerte die Trennung. Bald erkannte man, daß durch die Theilung die Kraft des Hauſes gelähmt worden ſey. Graf Eberhard im Bart (ſ. d. Art.), von der Uracher Linie nachher der erſte Herzog, betrieb vorzüglich die Wiedervereinigung zu einem Ganzen

und das Schickſal begünſtigte dieſelbe, indem mit ihm der Uracher Mannsſtamm ausſtarb, und die Linie von Neuffen nur durch den (oft wahnſinnig tollen) Grafen **Heinrich**, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt wurde. Wirklich ſah Eberhard im Bart alle würtembergiſche Beſitzungen durch den Münſinger Vertrag von 1482 in ſeiner Perſon wieder vereinigt, ſo daß er **Untheilbarkeit des Landes** auch für alle Zukunft zum Vertrag in ſeiner Familie und zugleich mit dem Lande ſelbſt machen konnte. Die zwei Gebiete wurden 1495 unter ihm von Kaiſer Maximilian I. zum **Herzogthum** vereinigt, und die Familie zur **herzoglichen** erhoben. Nun erſt wurde der Name **Würtemberg** zum Landesnamen, auch wieder die Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgeſprochen. Schon damals war es der bedeutendſte Staat in ganz Schwaben, ſein Herzog wurde ſpäter kreisausſchreibender Fürſt mit dem Biſchof von Conſtanz und einziger Director der Kreisverſammlung. In der Reichsverſammlung erhielt Eberhard im Bart ohne Widerſpruch bei der Erhebung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürſteten Mark- und Landgrafen. Eben den Bemühungen dieſes edlen Mannes, die beiden Landeshälften wieder zu vereinigen, und den Grundſatz der Untheilbarkeit zum Geſetz zu erheben, verdanken die Würtemberger zugleich das erſte vertragsmäßige und ſchriftliche Beſtimmen ihrer **ſtändiſchen Verfaſſung**. Eberhard hatte mit einem Vetter, dem jüngern Eberhard, zu thun, deſſen Charakterloſigkeit und verkehrten Räthen ſich hingebende Unfähigkeit zum Regenten das Beſte, was man anordnen mochte, vereitelt, das Land ſelbſt wieder verſchleudert hätte. Darum benutzte Eberhard um ſo mehr den Bürgerſtand ſelbſt, um durch Landesabgeordnete im Münſinger Vertrag von 1482 (ohne Adel und Prälaten) namentlich jenes Geſetz der Untheilbarkeit und einen Hof- und Kanzleietat, auch die Verfaſſungsregel, daß fortan von allen regierenden Herrn zu Würtemberg das, was der Herrſchaft (Herrn und Lande) nützlich und gut ſeyn möge, mit Rath der Prälaten, Räthe und Landſchaft ausgemacht und gethan werden ſoll, garantiren zu laſſen. Schon hier war der Landesadel nicht dabei, welcher, da unter Ulrich die verſchuldete Regierungscaſſe (Kammer) gerettet werden ſollte, ſich völlig abzog. Der **tübinger Vertrag**, (ſ. d. Art.) wo die ehrwürdigen und ehrſamen Prälaten und gemeine (gemeinſame) Landſchaft gebend zuſammenhielten, gab 1514 unter Herzog Ulrich dem würtembergiſchen Volk die erſte Haupturkunde ſeiner großentheils ſchon gangbar geweſenen Rechte; unter **Chriſtoph** (ſ. d. Art.) ward das **Lutherthum** verfaſſungsmäßige Religion des Landes. Unter demſelben und ſeinen Nachfolgern gediehen die landſchaftlichen Ausſchüſſe (permanente Delegationen) und die geſonderte Landescaſſe der als Zuſchuß für beſtimmte Schulden oder Anſtalten frei bewilligten Landesſteuern in ihrer eigenthümlichen Geſtalt. Ohne Erfolg blieb, was der in Frankreich verbildete Herzog **Friedrich** zu Anfange des 17ten, was der für gehoffte Unterſtützung von Öſterreich ſich aufzehrende Herzog **Carl** in der Mitte des 18ten Jahrhunderts gegen die Verfaſſung unternahmen. Erſt in unſerer Zeit, 1806, nachdem ſie in den letzten Jahren der Regierung Carls durch eine vom Hofe benutzte und begünſtigte Familienherrſchaft gelähmt worden und in der Achtung derer, welche allzu kurzſichtig das vorübergehende Übel von dem weſentlichen Guten zu wenig unterſchieden, geſunken war, wurde ſie mit dem Anfange des Kö-

nigthums durch unbedingte Souverainetät aufgelöſ't oder vielmehr nur factiſch unterbrochen. Denn vor kurzem hat Würtemberg durch eine Wiedergeburt ſeines Verfaſſungszuſtandes, die Feſtſetzung einer gemäßigten, gegen Willkührlichkeit ſichernden Regierungsform erhalten. Auch in mancher andern Hinſicht ſind die Schickſale des Herzogthums merkwürdig. Der erſte Herzog rühmte ſich vor Kaiſer und Reich, daß er im dichteſten Wald ſicher im Schooß jedes ſeiner Unterthanen zu übernachten ſich getraue; den zweiten konnten ſeine Räthe, Diener und Beamten auf immer von Land und Leuten verjagen; Ulrich (ſ. d. Art.), dem dritten Herzog, dem einen Sohn des unglücklichen, oft verrückten Grafen Heinrich (der andere war Graf Georg, der Stammvater der von Herzog Friedrich I. an regierenden Linie) nahm der ſchwäbiſche Bund das Herzogthum, und verkaufte es geradezu an die öſterreichiſchen Brüder Carl V. und König Ferdinand. Während dieſer öſterreichiſchen Regierung waren die verderblichen Unruhen des Bauernkriegs. Nach 15jähriger Entfernung erobert Ulrich das Land wieder, allein er muß es als öſterreichiſches Afterlehn anerkennen. Um ſo mehr führt er das Lutherthum ein, wird in Folge dieſes Schritts Mitglied des ſchmalkaldiſchen Bundes, verliert es aber nach dem unglücklichen Krieg beinahe zum zweitemale an König Ferdinand, der ihn der Felonie gegen ſein Haus anklagte. Dem Herzog Chriſtoph, Ulrichs Sohne, gelang die Rettung deſſelben, jedoch ohne des Afterlehns loswerden zu können, nachdem Moritz aus Sachſen ſich erhoben hatte. Die Lage des Herzogthums vom Anfange bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts war oft ſchrecklich, während die Banden des ſchwäbiſchen Bunds, Öſterreicher, Heſſen, tolle Bauern und Spanier darin wirthſchafteten. Durch den Schaden ſeiner Vorfahren gewitzigt, ruhte Herzog Friedrich I., ein Nachkomme Georgs, des in Mömpelgard apanagirten Bruders von Herzog Ulrich — nicht, bis er des Afterlehns ledig war, 1699; Öſterreich behielt ſich aber die Nachfolge im Herzogthume vor, auf den Fall, wenn der würtembergiſche Mannsſtamm ausſtürbe. Dieſe Befreiung koſtete dem Lande eine ſchwere Summe; aber gut war es, daß im 30jährigen Kriege, der nun bald ausbrach, Öſterreich nicht auch noch von dorther Anſprüche an Würtemberg machen konnte. Dieſer 30jährige Krieg iſt der traurigſte Zeitraum in aller würtembergiſchen Geſchichte. Schon den guten Herzog Johann Friedrich neckte und drückte man von Seiten der Catholiken auf alle Weiſe; ſeinem noch minderjährigen Sohn, Eberhard III., nahm man ſogleich nach des Vaters Tod durch das Reſtitutionsedict alle Klöſter, und gab ſie Mönchen und Nonnen wieder; und als er, zwar nicht den Jahren und dem Charakter, ſondern nur dem Namen nach, mündig war, beraubte man ihn nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) auch des noch übrigen Herzogthums, weil ſein Oheim und Vormund zu den Schweden gehalten habe, und er ſelbſt noch nicht von ihnen abgetreten ſey. Glücklich hätte ſich das Herzogthum ſchätzen mögen, wenn der Kaiſer es nur als erobertes Land behandelt hätte; allein es ward zeriſſen und zerſtückelt. Miniſter, Generale und der Erzbiſchof von Wien erhielten Theile zum Geſchenk, nach anderm griffen Baiern, Würzburg, die Erzherzogin Claudia von Öſterreich; wem der Reſt gehören ſollte, wußte Niemand. Die Bergveſte Hohentwiel, von Widerhold vertheidigt, kam allein nicht in Feindes Hand. Innerhalb ſieben Jahre, von 1634 — 1641, ſank die Be-

völkerung Würtembergs von ungefähr 400,000 Menſchen auf 48,000 herunter; wer fliehen konnte, war entflohen; die andern hatte Krieg, Peſt und Hunger weggerafft; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt und Aſche; der ſonſt ſchon ſo angebaute, fruchtbare Boden öd und wüſte. Nur dem guten Willen der Schweden unter Kanzler Oxenſtierna und den redlichen unverdroſſenen Bemühungen ſeiner für den Fürſten und das Vaterland mit Klugheit thätigen Staatsmänner, Burkhard und Varenbühler, verdankt Würtemberg ſeine gänzliche Wiederherſtellung im weſtphäliſchen Frieden. Allmählig erholte ſich das Herzogthum wieder, das Land unterſtützte den ganz verarmten Regenten und die Regierungscaſſe faſt über ſeine Kräfte. Sogar neue Erwerbungen wurden gemacht, die man, ohne daß die erſten Urkunden darüber je bekannt geworden ſind, als beſonderes Fideicommiß der Regentenfamilie und wie ein Majorat des Regenten zu behandeln ſich gewöhnte. Obſchon bald nach dieſem auch für Würtemberg die Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich drückend ward, obſchon Melac und andere Mordbrenner dieſes Königs darin wütheten und zerſtörten; dem Jammer des 30jährigen Kriegs kam dieſe neue Noth doch nicht gleich. Der unſeligſte Einfluß Ludwigs XIV. war, daß Würtemberg eine in ihrer Art einzige und mehr denn verderbliche Mätreſſenregierung, jene der Frau von Grävenitz, unter Herzog Eberhard Ludwig, hauptſächlich dem Beiſpiel deſſelben zu danken hat. Seit dem ſpaniſchen Succeſſionskrieg hatte das Herzogthum vor äußern Feinden Ruhe bis zu den Kriegen der franzöſiſchen Revolution. Nur einmal zogen fremde Heere durch, während des zweiten ſchleſiſchen Kriegs; am dritten nahm Herzog Carl, nicht mit Feldherrnruhm, einen auch auf Erhebung durch Öſterreich über die Landſtände berechneten Antheil gegen Friedrich den Einzigen. Man ſchrieb den Ritterzug für Maria Thereſia jugendlichem Übermuth und reichen franzöſiſchen Hülfsgeldern zu, die dem für ſeine Prunkluſt geldbedürftigen Herzog bezahlt wurden. Das Herzogthum litt, aber das Attentat, nach abſoluten Principien regieren zu wollen, wurde durch oberrichterliche Entſcheidung des Reichshofraths und auf immer übernommene Garantie von Preußen, Hannover und Dänemark verhindert, in dem vermittelten „Erbvergleich“ aber noch mehr beſchränkt. Nach dieſem abgewendeten Sturm wurde, da Carl vom fremden Einfluß, auf welchen der Premierminiſter, Graf von Montmartin, unbeſonnen gebaut hatte, ſich unabhängig machte, den Hofaufwand ganz abſtellte und gemäßigtere Unterhaltungen liebgewann, die zweite Hälfte der Regierung dieſes Herzogs eine der ſchönſten Zeiten des Landes. Schöne Kunſt und Wiſſenſchaft gedieh. Noch jetzt ſpricht man überall mit Achtung von ſeiner Carls-Akademie in Stuttgart; alle Künſtler, deren Würtemberg ſich bis dieſen Tag rühmt, verdanken ihre Bildung ſeinen Anſtalten. Trotz des früheren Preſſens und Vergeudens war kein blühenderer Wohlſtand im Herzogthum als in ſeiner beſſeren Zeit, von den 70ger Jahrgängen des letztverfloſſenen Jahrhunderts an. Die Bevölkerung ſtieg bis auf 600,000 Menſchen, und Bedeutendes war zur Vergrößerung deſſelben während der ganzen Zeit der Herzoge nicht geſchehen, außer dem, was Herzog Ulrich von der Pfalz erobert, Herzog Friedrich für große Summen, bei lang fortdauerndem Widerſpruch des badiſchen Hauſes, von einem Markgrafen erkauft hatte. Ohne Einfluß auf die Landesreligion war, daß von 1733 — 1797 catholiſche

Fürſten, Carl Alexander, und ſeine drei Söhne, Carl, Ludwig und Friedrich, insgeſammt mit dem Beinamen Eugen, regierende Herren waren. Der letzte von ihnen, Friedrich Eugen, von dem die ganze jetzt vorhandene würtembergiſche Familie abſtammt, ward der Gemahl einer preußiſchen Prinzeſſin; er ließ ſeine Kinder wieder lutheriſch erziehen, und mit ſeinem älteſten Sohn und Nachfolger, dem verſtorbenen König Friedrich, begann nicht nur in dieſer, ſondern in jeder Hinſicht eine neue Periode für den würtembergiſchen Staat. — Schon unter Friedrich Eugen hatte die franzöſiſche Republik die überrheiniſchen Beſitzungen des Hauſes ſich einverleibt; ſchon unter ihm war das Herzogthum von franzöſiſchen Völkern abwechſelnd beſetzt und wieder geräumt worden; auch war ſchon unter ihm von Entſchädigung Würtembergs für das Verlorne und in dem Kriege Erlittne auf dem Friedenscongreß zu Raſtadt die Rede geweſen. Der Sohn kam in dieſelbe Lage wie der Vater; aber ihm trug nun auch, unſtreitig durch Anwendung zeitgemäßer Unterhandlung und durch die Energie ſeines von Talent und Erfahrung unterſtützten imponirenden Charakters, der Friede von Lüneville (8. Febr. 1801) und der Reichsdeputationsſchluß (25. Febr. 1803) herrliche Früchte. Jetzt hauptſächlich wurde ſichtbar, wie bedeutend es war, daß einer der alten Grafen Mömpelgard erheirathet hatte. Dafür wurde Friedrich mit 112,000 Unterthanen entſchädigt; es waren Reichsſtädte oder geiſtliche Fürſtenthümer und Klöſter, in der Mitte oder an den Gränzen des alten Landes. Ihm ſelbſt und ſeinen Nachfolgern ward die Churwürde. Aus dieſen Entſchädigungen bildete ſich für einige Zeit ein neuwürtembergiſcher Staatsorganismus, mit dem Herzogthum nur durch den gemeinſchaftlichen Herrn und durch Voranſtalten zur Incorporation verbunden. Bis 1805 blieb Friedrich Churfürſt; er hatte in dieſem Jahr für den franzöſiſchen Kaiſer Antheil genommen an dem Kriege gegen Öſterreich, und Königswürde und Souverainetät und neue Ländererwerbungen mit einer Bevölkerung von mehr denn 200,000 Menſchen belohnten ihn für dieſen bei ſo vieler Übermacht Napoleons und da die öſterreichiſche Macht ſelbſt nur bis Ulm vorgerückt war, faſt unvermeidlich geweſenen Entſchluß. Jetzt war der Zeitpunkt, wo ſich das römiſche Reich deutſcher Nation auch der Form und dem Namen nach auflöſ'te. Sofort ward das neue Königreich einer der Staaten des ſich eben bildenden Rheinbunds und hatte als ſolcher thätigen Antheil an allen weitern Landkriegen des franzöſiſchen Kaiſers, mit Ausnahme des ſpaniſchen. Durch jenen letzten Krieg mit Öſterreich (1809) ſtieg endlich die Bevölkerung deſſelben auf 1,350,000 Einwohner. Dieſe Vergrößerungen waren vorderöſterreichiſche Provinzen in Schwaben, von Würtemberg umſchloßne oder daran gränzende Gebiete mehrerer zuvor unmittelbarer Reichsfürſten und Reichsritter, Länderſtriche, welche Baden und hauptſächlich Baiern gegen anderweitige Entſchädigung abtraten. Weiter ward ein großer Theil des Deutſchmeiſterthums dem Königreiche einverleibt. Auch nach dem Sturz des franzöſiſchen Kaiſers wußte König Friedrich alles, was er bis dahin erworben hatte, durch Beitritt zu den großen Verbündeten ſich zu erhalten. So macht er Epoche in der würtembergiſchen Geſchichte, wie einſt jene Ulriche und Eberharde, welche Mann für Mann das anererbte Land vermehrt den Söhnen zurückließen, wie jener Eberhard im Bart, unter welchem das Land zum Herzogthum erhoben wurde. Seit 1805 bildet

nun das Königreich einen der bedeutendern Staaten des deutſchen Bundes, eben ſo ſouverain, d. h. von Unterordnung unter ein anderes Staatsrecht freigeſprochen, wie Öſterreich, Preußen, Baiern, Sachſen und Hannover. 368 Quadratmeilen ſind ſein Flächenraum; um das ganze Land ſind, wie um einen Kern und Mittelpunkt, die fruchtbaren Badener und Donaugegenden in Oberſchwaben und eben ſo treffliche Striche des nördlichen Franken angeſchloſſen. Die Einwohner ſind ein fleißiges und fähiges Volk; nicht durch Sitzen in Fabriken verkrüppelt und muthlos, ſondern ein geſunder Menſchenſchlag, durch Landbau derb und kräftig, haben ſie ſich auch durch ihre Tapferkeit in neuerer Zeit als echte Abkömmlinge des alten Schwabenvolks bewieſen. Das Lutherthum hat aufgehört, alleinherrſchende Religion zu ſeyn; alle chriſtlichen Confeſſionen haben gleiche Rechte. Findet ſich auch noch eine Verſchiedenheit der Bildung zwiſchen den Einwohnern des ehemaligen Herzogthums und den neu erworbenen Unterthanen, bald wird ein Geiſt alles Volk beleben; mußten ja die Würtemberger bei der eignen Art, wie ihr Vaterland entſtanden iſt, von jeher durch Geben und Nehmen ſich gegenſeitig zuſammenbilden. Nirgends iſt ein Mangel zweckmäßiger Anſtalten für höhere und für Volksbildung; glänzendere ſind noch in Werden; an innern Einrichtungen des Staats wird thätiger, als je und irgendwo, gearbeitet, hoffentlich nicht ohne zu bemerken, daß man in den Nachbarſtaaten des endloſen Organiſirens früher müde geworden iſt, und fühlt, wie man eher einzelne Mängel auszubeſſern, als immer wieder zur Umänderung ganzer Geſchäftstheile ſich raſch entſchließen ſollte, weil ſchon die ſtete Furcht vor Unſtätigkeit für alle Unternehmungen und Einrichtungen das hemmendſte Übel iſt, und jede ſo raſch beſchloſſene Umbildung wieder ihre eigene Fehler mit ſich bringt und ſchneller zeigt, als ſelbſt ihr Beſſeres. Einige fruchtbare Jahre werden den ſehr beſchränkten Genuß wieder mehren. Eben dieſe wohlfeilern Zeiten aber müſſen dann das Steigen der Abgaben an Staats- und Gemeindekoſten und die ungeheure Zinsvermehrung an Staats- und Privatſchulden nur deſto fühlbarer machen und an die höchſt nöthige Minderung des Forderns und Gebens deſto kräftiger erinnern. König Wilhelm, Friedrichs des I. Sohn und Nachfolger, unterzog ſich der Vollendung des Verfaſſungswerks, das vom Vater, wir laſſen unentſchieden warum, angefangen worden war. Schon als er im öffentlichen Manifeſt ſeinen Unterthanen den Antritt der Regierung kund that, machte er ſie zwar nicht auf jene Bedingung der Erbhuldigung, auf die Rechte des tübinger Vertrags, als die Baſis der ganzen Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums, aufmerkſam, nahm aber „die heilige Verpflichtung auf ſich, Wohlfahrt und Glück der ihm anvertrauten Unterthanen durch eine dem Zeitgeiſte und den Bedürfniſſen des Volks entſprechende und ſeinen Wohlſtand erhöhende Verfaſſung ſicher zu ſtellen.“ Unſtreitig ſteht unter den Bedürfniſſen des Volks die Achtung ſeiner wohlhergebrachten Rechte oben an, da auch ein neues Verfaſſungsrecht nicht ohne den Grundſatz, wechſelſeitig anerkannte Rechte nur durch wechſelſeitige Einwilligung zu ändern, ſicher geſtellt ſeyn kann. Weil die Vorarbeiten noch nicht vollendet waren, ſo vertagte er einſtweilen die Verſammlung, um die bedeutenden Koſten zu erſparen. Das Geſchäft wurde mit Eifer, doch dem König, der ſein ſeinem Volke gegebenes Wort baldigſt löſen wollte, kaum eifrig genug betrieben, ob er gleich ſelbſt dieſe Zwiſchenzeit zu mehreren wohlthätigen Verfügun-

gen benutzte, wie zur Einrichtung eines durchaus für das, was von ihm ausginge, verantwortlichen geheimen Raths; wobei wohl anzunehmen iſt, daß eben deßwegen der Regent, weil er ſelbſt nicht verantwortlich ſeyn ſoll, nie anders als durch verantwortliche Staatsdiener etwas verfügt. Endlich ward der Verfaſſungsentwurf fertig. Er liegt vor den Augen der Welt; in vielen Hinſichten beſchränkt er die ſeit 1806 unbeſchränkte königliche Macht. Der König ging es ein, weil er es ſo als Recht erkannte. Am 3ten März 1817 eröffnete er in Perſon die Verſammlung der Stände, und erklärte feierlich, daß man alle noch anwendbare Normen der erbländiſchen Verfaſſung bei dem neuen Entwurfe gewiſſenhaft zum Grunde gelegt habe, auch der Entwurf der ſtändiſchen Commiſſion ſorgfältig benutzt worden ſey, die geheimen Räthe aber Befehl hätten, bei jedem Abſchnitt, auf Erfodern, die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erbländiſchen Verfaſſung oder dem Entwurf der ſtändiſchen Commiſſion rechtfertigten. Da der neue Entwurf diplomatiſch überall verbreitet wurde, ſo konnte man wohl von Gegenden her, wo man eine faſt überſpannte Machtentwickelung höchſtens durch ein abſolutes Regierungsſyſtem erhalten zu können meinen mag, ſelbſt bedenkliche Äußerungen, als wäre zu viel geboten worden, hören und erhalten. Eine ganz andere Stellung aber hat ein nicht auf Eroberungen, vielmehr auf rechtliche, ruhige Selbſterhaltung rechnender Staat von 1,300,000 Menſchen, von deren 600,000 bereits ſchriftlich ausgedrückte Regierungsgrundſätze, als die Bedingung ihres Gehorſams, für ſich haben. Die zur Entwickelung eintretenden Miniſter vermieden allzu wenig den Ton einer am Ende doch entſcheidenden Übermacht. Dennoch gab die Ständeverſammlung den neuen Artikel, die königlichen Geheimen- und andere Räthe bei ihren Berathſchlagungen, als zu Einreden berechtigt, zuzulaſſen, ohne viele Mühe proviſoriſch zu, um während des Unterhandelns bis zur wirklichen Abſchließung des Verfaſſungsvertrags die Probe zu machen. Wer den Entwurf gemacht hatte, konnte und ſollte über das Ganze und ſeine einzelnen Theile den erfoderlichen Aufſchluß geben. Ein Comité ward darauf von Seiten der Verſammlung niedergeſetzt, um ſich von ihm den Verfaſſungsentwurf begutachten zu laſſen; bald brachte daſſelbe die Differenzen auf 5 Hauptpunkte zurück. Sie bezogen ſich auf das, was derſelbe hinſichtlich der Verantwortlichkeit der Staatsdiener, der Form der Repräſentation, der Permanenz derſelben, der Sicherſtellung der Stände in Erfüllung ihres Berufs, endlich hinſichtlich der Staatshaushaltung in ſeinen einzelnen Kapiteln verordnen wollte. Die Miniſter ſahen, wie man leicht begreift, ungern, der Controle der Verſammlung unterworfen zu werden, während ſie ſelbſt wegen alles deſſen, was ſie als Stände ſprachen und handelten, von Verantwortlichkeit frei bleiben mußten, weil executive Gewalt den Ständen niemals, ſondern blos die Kraft der freien Überzeugung und des öffentlichen Urtheils zukam. Da ſelbſt König Friedrich Adel und Bürger als Regierte mit gleicher Gehorſamspflicht in eine Verſammlung conſtituirt hatte, ſo ſträubten ſich beide zugleich gegen das neue Project der Theilung in zwei Kammern. Ein zahlreicher Ausſchuß, der aber keineswegs die ganze Vollmacht der Landesverſammlung ſelbſt hatte, ſollte fortdauernd beſtehen. Endlich wollten ſie die Einnehmer und Bewahrer der vom Lande als Zuſchuß zur Rentkammer oder Regierungscaſſe jedesmal erſt beſtimmt bewilligten Steuergelder bleiben,

bis ſie an die königlichen Caſſen abgegeben würden. Weil das Anſehen des Regenten gegen die Miniſter und Stände alsdann am meiſten geſichert iſt, wenn die Grundverfaſſung alle Willkührlichkeit ſoviel als möglich verhütet und das Geſetz regieren läßt, ſo war es nur denen, welche ſich gern zu Ausnahmegeſetzen einen Weg vorbehalten möchten, natürlich, zu argwohnen, als ob einzelne dieſer näheren Beſtimmungen das königliche Anſehen gefährdeten. Die geheimen Räthe hatten ſchon angefangen, in Erörterung derſelben und jener Punkte überhaupt in öffentlicher Verſammlung ſich einzulaſſen, als zugleich auch in Vorwurf gebracht wurde, daß die Annahme der Verfaſſung von der Mehrheit der Stimmen abhängen würde, die in der Verſammlung dafür oder dagegen ſeyen. Plötzlich beſorgte man, der den Verfaſſungsentwurf vornehmlich betreibende Miniſter von Wangenheim hoffe, etwa durch eine nur kleine Mehrheit die Anſprüche der ſtammländiſchen als wohlerworbenes Recht, als jus partis, geltenden Verfaſſung beſeitigen zu können. Man beſtand alſo darauf, daß das Stammland nur für ſich ſelbſt aufzugeben habe, was es nachlaſſen wolle, und daß überhaupt über wichtige Punkte nur eine bedeutendere Majorität zu entſcheiden habe, wie der Entwurf ſelbſt zu künftigen Abänderungen eine ſolche größere Mehrzahl fodere. Dagegen wurde ausgeſtreut: der hohe Adel, der ſich immer noch mit andern Hoffnungen ſchmeichele, ſehe mit Vergnügen, wenn nichts zu Stande komme, ſuche es zu hintertreiben, und denke, im Trüben fiſchen zu können; andere hätten andere eigennützige Abſichten; manche glichen pedantiſchen Gelehrten, die, in einem wiſſenſchaftlichen Streit begriffen, eigenſinnig das letzte Wort und Recht haben wollen; der Ehrgeiz anderer fühle ſich tödtlich beleidigt, daß ſie, die vorher in ſo hohem Tone geſprochen, und alle Welt mit Erwartung ihrer Großthaten im Zuſammenſetzen der Paragraphen des ſtändiſchen Verfaſſungsentwurfs erfüllt hätten, jetzt auf das einfache, unſcheinbare Geſchäft der bloßen Annahme einer guten Verfaſſung beſchränkt werden ſollten; viele, behauptete man, hingen willenlos, oder die (verdorbene?) öffentliche Meinung in Stuttgart fürchtend, an dem Munde von Solchen. Als nun jene Frage zur Sprache kam, erinnerten nach den Rechtsbegriffen von den beſondern Rechten Einzelner oder beſtimmter Theile (jura singulorum und itio in partes) allerdings die ſämmtlichen 32 Repräſentanten altwürtembergiſcher Oberämter, daß die Verſammlung nicht befugt wäre, das vertragsmäßige, die Huldigung bedingende Recht eines Dritten, nämlich des Herzogthums, aus einer Art von Machtvollkommenheit für gültig oder ungültig zu erklären. Sie proteſtirten ſo; die Mehrzahl der Verſammlung erklärte ſich erſt mit Undeutlichkeit für Entſcheidung durch abſolute Mehrheit der Stimmen, der König wurde geneigt, ſeinen oder ſeiner Räthe Sinn ihrer Adreſſe unterlegen zu laſſen, ſo daß ein Reſcript ſeine Zufriedenheit damit bezeigte, und den Zweiunddreißigern unumwunden ſagte, ſie könnten nach Haus gehen, wenn ſie gewiſſenshalber nicht bei der weitern Verhandlung zu bleiben vermöchten. Sie gingen nicht, ſondern wußten (ein ſolches Schreckenswort war das gute alte Recht!) die Verſammlung zu bewegen, daß ſie in einer zweiten Adreſſe ihre dem König allzukünſtlich vorgetragene Meinung deutlicher erklärten: die geſammte Verſammlung habe (wie ſie rechtmäßiger Weiſe auch nicht anders durfte) nur in ſo fern die Stimmenmehrheit anerkannt, als den Altwürtembergern dadurch in ihren beſondern Rechten nicht zu nahe getreten würde.

Wie gefährlich überhaupt, wenn Wohl und Wehe eines Landes und ſeiner Zukunft von 55 Stimmen gegen 54 abhängig gemacht würde und leicht zu beſorgen wäre, daß ein mit aller Macht und Kunſt der Staatskräfte manoeuvrirender Miniſter ſich jenes 1 über 54 verſchaffen möchte. Der König ließ zum drittenmal über die Frage abſtimmen, und nun erklärte, weil man das Abbrechen der Verhandlungen, ſo lange nur möglich, vermeiden wollte, die Mehrheit der Verſammlung in einer dritten Addreſſe, daß ſie die Stimmenmehrheit unbedingt als entſcheidend anerkennen wolle. So war die Verſammlung durch das ungemäßigte Betreiben des leitenden Miniſters in Angſt und Verlegenheit geſetzt. Deſto mehr wünſchte und betrieb die Verſammlung die ihr zugeſagte und immer durch angeblichen Mangel an Local hinausgeſchobene Öffentlichkeit ihrer Sitzungen. Aus einem unbedeutenden Auflauf vor dem Ständehaus, worüber man höchſtens einzelne ihrer Mitglieder oder Officiaten in unerwieſenen Verdacht zu bringen ſuchte, konnte auf keinen Fall der ganzen Verſammlung ein Vorwurf gemacht werden, welche vielmehr das erlaubte Zuhören für das beſte Mittel, tumultuariſches Zuſammenlaufen zu verhüten, halten mußte. Dem König war es zur eigentlichen Herzensangelegenheit geworden, mit ſeinem Volke hinſichtlich der Verfaſſung zu Recht zu kommen. Er eilte, aber, wie es ſcheint, zu ſehr und hielt ſich zu raſch für überzeugt, daß durch jene gemeinſchaftlichen Erörterungen der einzelnen Punkte des Verfaſſungsentwurfs, welche doch in der Rede vom Throne erſt noch am 3ten März zugeſagt worden waren, nichts mehr erreicht werden könnte; daher zog er mit Beiſeitſetzung des Miniſters, welcher bisher in der Sache vorzugsweiſe gehandelt hatte, zu einem letzten Verſuch blos ſolche Männer zu Rath, die ſein beſonderſtes Vertrauen hatten, ſo wie jenes der Verſammlung zu haben ſchienen. Er beſtimmte durch dieſelbe jene fünf Hauptpunkte größtentheils den eigenen Vorſchlägen der Stände gemäß, aber leider! mit dem als Ultimatum und definitiv ausgeſprochenen, bei einer Vertragsberathung höchſt unerwarteten Zuſatz: die Verſammlung ſollte ſich innerhalb acht Tage mit Ja oder Nein erklären! Es mag ſeyn, daß der Termin unſchicklich kurz war; es mag ſeyn, daß die categoriſche Erklärung unanſtändig rauh von der Verſammlung verlangt wurde; die zum Gebieteriſchen geneigte Partie meinte, dieſes alles hätte dennoch einem Könige zu gut gehalten werden ſollen, von deſſen väterlicher Geſinnung jeder Würtemberger überzeugt ſeyn müßte. Die Vertreter des Volks konnten auch innerhalb dieſer acht Tage über einzelne noch mögliche Vergleichspunkte nicht einmal deliberiren, weil nur das Ganze anzunehmen oder nicht anzunehmen, in des Königs Namen als deſſen unabänderlicher Wille erklärt worden war. Der unmittelbare Adel mit den Altwürtembergern und den Unterrichtetſten aus dem neuen Lande bildeten eine große Majorität, nicht für Verwerfung des Verfaſſungsentwurfs und der neu gegebenen Additionalartikel, ſondern nur gegen die ohne durchgeführtes Berathſchlagen befehlsweiſe geforderte Annahme. So ſtimmten 67 gegen 42. Es machten nämlich der niedere Adel und manche aus Neuwürtemberg eine Minorität für die Annahme. Jene blieben auf ihrem behaupteten Rechtsboden; das gute alte Recht ſey doch nicht vergeben, und wenn es auch erſt ſpäter realiſirt werde. Dieſe erklärten, ſie werfen ſich mit kindlichem Vertrauen an das Herz ihres Königs, welcher feierlich erklärte, daß er, ungeachtet dieſer nicht von ihm geahnten Wendung der Dinge, ſchon jetzt ſein getreues Volk der Wohlthaten des Verfaſſungsentwurfs, in ſo weit

dieſer ſich nicht auf eine landſtändiſche Repräſentation beziehe, theilhaftig machen werde. (Reſcript vom 5ten Jun. 1817). Zugleich wurde die Verſammlung am 5. Jun. des Jahres 1817 förmlich aufgelöſ't. Indeß iſt in der Verfaſſung des Geheimenraths vieles anders angeordnet worden, als der königliche Entwurf beſtimmt hat. Viele Verfügungen unterzeichnet der König allein, ohne ſie durch das verantwortliche Geheimerathscollegium gehen zu laſſen und dadurch deſſen Verantwortlichkeit zu interponiren. Viele Organiſationen der Staatsverwaltungsſtellen konnten nicht ohne ſehr vermehrten, vom Volke nicht bewilligten, Staatsaufwand gemacht werden. Den 13ten Jul. 1819 hat der König aufs neue eine Ständeverſammlung eröffnen laſſen, mit der Zuſicherung, daß es der glücklichſte Tag ſeines Regentenlebens ſeyn werde, wenn er einen Verfaſſungs vertrag unterzeichnen könne.

Würtembergiſche Landſtände. Das ehemalige Herzogthum Würtemberg hatte eine ſtändiſche Verfaſſung, wodurch die Bewohner deſſelben vor andern Völkern Deutſchlands ausgezeichnet begünſtigt waren. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts fing ſie an, ſich zu bilden; durch den Tübinger Vertrag von 1514, als Ulrich ſeine Unterthanen allzu willkührlich in Anſpruch nahm, erhielt ſie Beſtand und Gehalt; unter Herzog Chriſtoph und ſeinen nächſten Nachfolgern in der zweiten Hälfte des ſechzehnten und im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts vollendete ſich mehr und mehr ihre Geſtalt, in welcher ſie den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erreicht hat. Nur Ein Stand war, genau genommen, vorhanden, nämlich das Volk oder die Geſammtmaſſe der eingebürgerten Bewohner Würtembergs, und dieſes Volk wurde auf ſeinen Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Ämterabgeordneten vertreten. Der Adel hatte ſich im funfzehnten Jahrhunderte, da beigeſteuert werden ſollte, abgeſondert. Indeß ſind faſt alle ſtändiſche Verfaſſungen, wo der Adel neben den Bürgerlichen faſt gleich ſtark war, zu Grunde gegangen. Die würtembergiſche war der Hofluft um ſo weniger zugänglich. Schade nur, daß der Herzog die Prälaten, ſo oft einer ſtarb, aus der Geiſtlichkeit des Landes wieder erſetzte. Sie waren von Amtswegen Stände des Herzogthums, und neben anderm lag ihnen hauptſächlich die Wahrung der Rechte der Kirche und des Kirchenguts ob, welches auch jetzt noch die Gutseinnahmen des durch die neuen Lande hinzugekommenen Adels aufwiegt. Nur wählte der Hof oft Unwiſſende, oft allzu geſchmeidige Prediger des paſſiven Gehorſams. Die Abgeordneten der Städte und Ämter waren nach altem Herkommen aus dem Magiſtrat der Amtsſtadt, nicht von freigewählten Wahlmännern aus den Bürgern ſelbſt gewählt, ſondern eben von jenem Magiſtrat und der Amtsverſammlung, das heißt, von Schultheißen der Flecken und Dörfer, welche das zu jeder Stadt gehörige Amt bildeten. Landtage waren lange Zeit ſelten; der engere Ausſchuß, faſt beſtändig in Stuttgart beiſammen und beinahe wie die allgemeine Landesverſammlung ſelbſt zu handeln berechtigt, hatte, da der Regent allein dieſe zu berufen hatte und nicht leicht gern berief, die Plenarzuſammenkünfte mehr und mehr für entbehrlich zu erklären, Anlaß und Vorwand gegeben. Der engere Ausſchuß, eine fortwährende ſtändiſche Delegation, verwaltete die Steuercaſſe des Landes, disponirte über die ſogenannte geheime Truche und wachte, daß der Herzog den Rechten des Landes nicht zu nahe trat; er hatte ſeine eigene Kanzlei und ausgedehnte Gebäude dazu, Räthe und übriges zahlreiches Perſonal, zureichende Diäten. Zwei Prälaten und ſechs Ab-

geordnete von Städten und Ämtern, die ſich, wenn nicht ein Landtag ſie auflöſ'te, ſelbſt ergänzten, bildeten dieſen engern Ausſchuß; in einzelnen Fällen verdoppelte er ſich durch einen hinzugerufenen größern Ausſchuß. Die eigentlichen Volksrechte nennt in der Hauptſache ſchon der Tübinger Vertrag. Bis zu Ende des Jahres 1805 dauerte dieſe Verfaſſung des Herzogthums ununterbrochen fort. Der Presburger Friede vom 26ſten December dieſes Jahrs, zwiſchen dem Kaiſer der Deutſchen, Franz II., und jenem der Franzoſen, gab dem Churfürſten von Würtemberg, Friedrich II., Königswürde und Souverainetät, und in Folge der letztern, da die gebieteriſchen Zeitumſtände eine Art von Dictatur begünſtigten, ja zum Theil unvermeidlich machen konnten, erklärte der neue König mit dem Anfange ſeines Königthums (1806) die ſtändiſche Verfaſſung des bisherigen Herzogthums Würtemberg für aufgehoben und ſich ſelbſt von nun an für den unumſchränkten Herrn deſſelben. Ob unter der zu Preßburg ausgeſprochenen Souverainetät auch wirklich Unumſchränktheit im Innern der Staaten, und nicht vielmehr blos Unabhängigkeit von außen zu verſtehen ſey, und wenn jenes, ob denn die Mächte zu Preßburg das Recht gehabt hätten, zum Nachtheil eines Dritten Verfügungen zu unbedingtem Gehorſam (vulgo: Staatsſklaverei) zu treffen, kann hier nicht entſchieden werden. Die Thatſache iſt; Friedrich regierte von nun an als unumſchränkter, unbedingten Gehorſam fodernder und meiſt auch erhaltender König. Schnell wurde alles Eigenthümliche der bisherigen Verfaſſung des Herzogthums durch immer neues und neues Organiſiren aus dem Wege geräumt. Auch iſt es nicht unwahr, wenn man behauptet, daß dieſer Verfaſſung es zwar nicht daran gefehlt hat, was Menſchenrecht und Menſchenwürde ſich von der Staatsverwaltung ausbedingen, daß ſie aber, auch abgeſehen von gewiſſen der Verbeſſerung bedürftigen Ausartungen, nicht mehr genug Gemeingeiſt in der ſchlaff gewordenen Mitwelt, nicht genug Halt und Stütze in der Geſinnung und nöthigen Kraftthätigkeit der Würtemberger hatte, welche, erſtaunt über den Zuſammenſturz der Reichsgerichte, und auf das Einheimiſche allzu beſchränkt, nicht die Freimüthigkeit hatten, da ſie den Regenten an den Huldigungseid erinnerten, auch insgeſammt auf dem feierlich bedingten Gehorſam alleinig mit Treue zu beharren. Nur hierin liegt die eigentliche Garantie freier Verfaſſungen. Aber alle würtembergiſchen Staatsdiener ſchwuren, ihrer nie verlöſchenden Bürgerpflichten allzu wenig eingedenk, und von dem Begriff eines Brotherrn kläglich eingeſchüchtert, das, was der König ohne den Miniſter von Normann zu fodern kaum für möglich gehalten hatte, den Eid des unbedingten, ſtatt des verfaſſungsmäßigen Gehorſams ohne Widerrede, mit Ausnahme von Zweien, welche bald ihren Schritt bereut zu haben ſcheinen; nur ein einziger Stadtmagiſtrat, und auch dieſer nicht aus dem Innern ſeines Herzens, äußerte beſcheidene Wünſche um das Belaſſenwerden bei der bisherigen Verfaſſung. Wahrſcheinlich iſt es, daß es fruchtlos geweſen ſeyn möchte, wenn auch ganz Würtemberg ſich dahin erklärt hätte; aber bei noch vorhandenem Sinn und Herz für die Verfaſſung würden ſolche Erklärungen dennoch erfolgt ſeyn, um ſo mehr, da ſie ohne Gefahr geſchehen konnten, indem Napolon ſelbſt ſtändiſche Verſammlungen, wenigſtens repräſentationsweiſe, einführen ließ. Weil man ſich ſelbſt nicht beſſer achtete, regierte Friedrich bis gegen das Ende ſeines Lebens als unumſchränkter Herr, und nie erhub ſich eine Stimme gegen ihn aus der Mitte ſeiner Unterthanen,

ob er gleich dieſe Herrſchaft im Allgemeinen und in tauſend einzelnen Fällen mit mehr Milde hätte üben mögen, als er gethan hat. Zwar dachte man mit Sehnſucht an die alte beſſere Zeit zurück, gewöhnte ſich aber zugleich auch an das Joch der neuern, ja, es wurde bei vielen träge Meinung, daß ein Beſtehen der Verfaſſung in jenen Jahren unmöglich geweſen wäre. Das Härteſte und Drückendſte ſchrieb man den Franzoſen und ihrem Kaiſer auf die Rechnung, und gegen dieſe ſtieg in der Stille, je länger das Unweſen dauerte, deſto höher der Grimm auch bei den Würtembergern. Schon nach der großen Niederlage des Rückzugs aus Rußland, am Ende von 1812, noch mehr nach den Tagen bei Leipzig im folgenden Jahre, hätten Tauſende aus allen Ständen freiwillig zu den Waffen gegriffen, wenn Friedrich, der Gebieter, ſelbſt es nicht verhindern zu müſſen geglaubt hätte. Ganz Deutſchland, vorzüglich das nördliche, war damals in freudiger Begeiſterung; allen Druck meinte man ſchon mit dem franzöſiſchen Joch weggeſchüttelt zu haben. Freiheit von den Fremden hatte man ſich erkämpft, und von Freiheit überhaupt, wie ſie des Menſchen würdig ſey, träumte ſofort gutmüthig ſchwärmeriſch alle Welt. Der häufige Mißbrauch in vielen Staaten, in allen der rückſichtslos durchgreifende Gebrauch der Unumſchränktheit führte natürlich auf die Idee der beſchränkten Monarchien, und „Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen" wurde für alle diejenigen, welche mit Abſcheu auf das Nächſtvergangene zurückſahen, und voll ſanguiniſcher Anſprüche an Gegenwart und Zukunft auf beiden Seiten auf redlich guten Willen rechneten, zum frohen Loſungswort. In Würtemberg, welches acht Jahre vor dieſem ſeine ſtändiſche Verfaſſung noch gehabt und bequem und behaglich ſich dabei befunden hatte, war über dieſen Punkt alles noch ziemlich ſtill, als anderer Orten ſchon laut und kräftig darüber geſprochen wurde; die Furcht vor dem König, welcher, wie man wußte, das Aufheben der herzogthümlichen Verfaſſung ſich nicht als letztes Verdienſt anrechnete, nebſt der geheimen Polizei und der bereitwilligen Dienſtbarkeit aller Staatskoſtgänger war entſcheidend genug gegen alle lebhaftere Äußerungen. Mehr verlor ſich dieſe Schüchternheit, als ſich Friedrich im September 1814 nach Wien auf den großen Congreß begeben hatte. Während ſeines Aufenthaltes daſelbſt bis zum Anfang von 1815 war einiges Erwachen des Selbſtgefühls im Adel und Bürgerſtand, nach gemeinſchaftlich ertragenem Druck, die Folge von der Entfernung des gefürchteten Mannes und von den liberaleren Nachrichten, welche aus Wien her lautbar wurden. Man verbarg ſich die Freude nimmer, als man hörte, daß Preußen hauptſächlich und Hannover in ſehr anziehenden Abſtimmungen auf Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen in allen Staaten Deutſchlands beſtänden, und kaum wurde ſie dadurch etwas getrübt, wenn man den eigenen König als denjenigen nannte, der ſich hauptſächlich mit aller Kraft, und von Bayern unterſtützt, dagegen ſetze. Auf die bedenkliche Frage: ob es bei dem Stattfinden ſtändiſcher Verſammlungen vornehmlich um eine bedeutende Stellung der Standesherrn und um einen für Dritte nutzbaren Gegenſatz zwiſchen Regenten und Regierten zu thun ſeyn könnte, war man noch nicht durch Erfahrungen hingeleitet. Und ſiehe! Noch ehe in Wien etwas beſchloſſen war, brach Friedrich daſelbſt auf, langte mit dem Januar 1815 wieder in ſeiner Hauptſtadt an, und beinahe mit ſeiner Ankunft, ſchon am 11ten Januar, erließ er unerwartet die Erklärung an ſeine Unterthanen, daß er ſtatt der erbländiſchen, welche im Drange der Zeit hätte untergehen müſſen, eine neue, den

jetzigen Verhältniſſen angemeſſene ſtändiſche Verfaſſung einzuführen und auf altes und neues Land auszudehnen geſonnen ſey. So zeigte er denen in Wien, welche ihm ſeinen Rath in den deutſchen Angelegenheiten überhaupt nicht ſo, wie er wünſchte, beachtet hatten, daß er handle während ſie deliberirten, und daß er ohne ſie handeln könne. Aber nirgends in Würtemberg, wo man nachdachte, machte dieſe Erklärung einen für ihn günſtigen Eindruck: denn Niemand glaubte anders, als daß es dabei ſeine Abſicht bleibe, unter einer von ihm ſelbſt beliebten Form nach der alten Art unumſchränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine neue königliche Verordnung, welche beſtimmte, wie es zu halten ſey mit der Wahl der zum Landtage abzuordnenden Volksrepräſentanten. Was ſie feſtſetzte, war weſentlich verſchieden und (die allzugroße Überzahl des Adels abgerechnet) ungleich beſſer als alles, was in dieſer Hinſicht im Herzogthume Sitte geweſen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht und ſie konnten, mit wenigen Ausnahmen, jeden rechtlichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reich ſich aufhielt. Zugleich aber ertheilte der König das Recht der Landſtandſchaft den einſt unmittelbaren fürſtlichen und gräflichen Familien, die mit ihren Ländereien an Würtemberg gefallen waren; er ertheilte daſſelbe Recht beinahe eben ſo vielen andern adelichen Familien, welche mehr oder minder in Verbindung mit dem Hofe ſtanden. Der Kanzler der Univerſität Tübingen und der älteſte lutheriſche Prälat, ſo wie von Seiten der Catholiken der Biſchof und der älteſte Decan, wurden auf ewige Zeiten zu Landſtänden ernannt. Dieſe und jene Viriſtimmführer der zweiten Claſſe ſollten wohl im Nothfalle den einſt Unmittelbaren, von welchen man zum voraus nicht vieles Nachgeben erwartete, das Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, von welchen ihm die meiſte Unbequemlichkeit kommen ſollte, ſchien der König gar nicht zu fürchten. So wenig waren er und ſeine Miniſter von der neuen Stimmung eines Theils der Würtemberger und von dem, was vorging, unterrichtet. Es gab aber in Würtemberg auch, wie an andern Orten, feurige junge Männer voll innerer Gewißheit einer neuen ſchönern Zeit, welche nicht erſt im Anbrechen, ſondern deren heller Tag bereits gekommen ſey. Solche zogen in einzelnen Gegenden, vorzüglich des ehemaligen Herzogthums umher, berichteten das Volk, machten es aufmerkſam auf ſeinen gegenwärtigen erbärmlichen Zuſtand und jenen geſetzlich geordneteren zur Zeit der alten Verfaſſung. Sie benutzten die beſſere vom König vorgeſchriebene Wahlart, die Stimmen des Volks auf ſolche zu lenken, denen ſie Muth und Talent genug zutrauten, einen Kampf mit dem Könige und ſeinen Miniſtern zu beſtehen. Die Wahlmänner, welchen dieſe Geſchichten neu und ungewohnt waren, wären faſt aller Orten in Verlegenheit geweſen, für wen ſie ſtimmen ſollten. Der König ſeiner Seits hatte einſtweilen eine Commiſſion von Staatsdienern verſchiedener Art ernannt, welche ihm ihre Vorſchläge und Anſichten von einer Verfaſſung für das Königreich mittheilen mußte; es war bloße Form; natürlich geſchah die Redaction derſelben unter ſeinem unmittelbarſten Einfluß; und der 15. Febr. des J. 1815 war der wie ein Hoffeſt geordnete Tag, an welchem die Ständeverſammlung zu Stuttgart eröffnet wurde, um die neue Verfaſſung im Namen des ganzen Volks als königliches Geſchenk und königliches Geſetz aus den Händen des Königs zu empfangen. Mit Demuth und Unterthänigkeit, woran man ſeit neun Jahren gewöhnt war, hofften der König und ſeine Miniſter, würden namentlich die Abgeordneten des Volks ſie annehmen. Dieſe und die

Virilſtimmführer ſammelten ſich in den nächſten Tagen vor dem 15ten Februar in Stuttgart; die erſten meiſtens unbefangene, und zum Theil, was man heißt, ehrliche Bürgersmänner; wenige geeignet, das Weſen einer Verfaſſung zu beurtheilen. Sie wurden in Stuttgart friſchweg von einigen jener warmen Patrioten in Empfang genommen; in Privathäuſern wurde die königliche Verfaſſung, welche noch Geheimniß ſeyn ſollte, vorgeleſen. Man vereinigte ſich, ſie, weil ſie nicht ein Vertragsrecht gewähre und die ältere Vertragspflicht nicht achte, ohne alles Weitere zu verwerfen. Das wußte in Stuttgart jedermann, nur der König nicht und die ihn berathenden Miniſter. Am beſtimmten Tage eröffnete er, mit Umgehung der gottesdienſtlichen und die Stände ehrenden Feierlichkeiten, welche früher Sitte waren, und worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Perſon mit einer Anrede an die Stände, übergab ſeine Verfaſſung und entfernte ſich im feſten Glauben, daß nun alles in Ordnung ſey. Aber die in der vergoldeten Kapſel liegende Verfaſſungsurkunde blieb auf dem Tiſche liegen, wie ſie niedergelegt war. Der König hatte kaum der Thür den Rücken gewendet, als ſich ſogleich, der Verabredung gemäß, einige Mitglieder erhoben und in abgeleſenen Aufſätzen die Verſammlung auffoderten, nur auf die Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums ſich einzulaſſen. Die ganze Verſammlung ſtimmte ohne weitere Berathung, weil man ſchon das kannte, was jetzt der König mitgetheilt hatte, durch aufgehobene Hände der Auffoderung bei. Noch denſelben Nachmittag ſchickte die Verſammlung die Erklärung, daß ſie, was an der alten Verfaſſung in Vergleichung mit den königliche Reſcripten zu beſſern ſey, ſofort in Berathung ziehen würde, dem Könige zu, und ſomit war ſeine Verfaſſung zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch nichts deſto weniger verworfen. Unſtreitig war die königliche Verfaſſung von wenigem Werth für den Augenblick, und die Stände hätten unverantwortlich gehandelt, wenn ſie derſelben durch ihre Annahme Gültigkeit gegeben hätten. Der König hätte nun vielleicht die Verſammlung ohne weiteres entlaſſen können. Allein er und die Miniſter, denen er ſein Vertrauen in der Sache ſchenkte, fanden ein gewiſſes Temporiſiren und Unterhandeln räthlicher und dem erwachten Volksgeiſt angemeſſener. Daß man fünf bis ſechs Virilſtimmführer, welche vom Hofe abhingen, mit Gewalt zu einer Art von königlicher Partei in der Ständeverſammlung zu machen ſuchte, war mehr ein Enthüllen der Schwäche. Deſto muthiger operirten die Stände. Von den meiſten Städten und Ämtern kamen Adreſſen ein, wodurch ſie aufgefodert wurden, die *Wiederherſtellung der Verfaſſung des Herzogthums* mit aller Kraft zu betreiben; und obſchon dieſe Petitionen dem Volke von ſeinen Abgeordneten ſelbſt erſt klar genug gemacht worden ſeyn mögen, ſo waren doch der Aufmerkſamen auch auf dem Lande viele. Man war ſich des erfahrnen Drucks der Willkührherrſchaft in allen Ständen perſönlich bewußt. Unwahre Nachrede aber war es und durch die früheſten, offenſten Erklärungen der Stände von ſelbſt zu widerlegen, wenn man dennoch ausſtreute: ſie verſtänden unter der alten Verfaſſung nicht blos die eigentlichen Rechte, ſo ſie dem Volke gewährt hatte, ſondern auch das vollſtändige äußere Gerüſt derſelben. Man hatte *zum voraus aufgegeben*: die alte Wahlart der Landesabgeordneten, die Abſonderung des Adels, die Nichtduldung des catholiſchen Cultus, das Geheimnißvolle in Verwaltung der Landesgelder, die Ausartung der Ausſchüſſe in Surrogate der Ständeverſammlungen. Aber man verlangte, daß die neben den Kammereinkünften zur Hülfe für

die Erfüllung der Regierungspflichten verwilligten Landesbeiträge von den Bevollmächtigten des Landes geſammelt werden ſollten, damit der etwaige Mehrertrag der ſo vielen indirecten Steuern immer gewiß in der Verwahrung für das Land bleiben müßte. Man verlangte dergleichen Zuſicherungen, weil ſie an ſich recht und zweckmäßig waren; allerdings aber deſto zuverſichtlicher, weil man ſie als wohl hergebrachtes Recht nie aufgegeben hatte. Das Rechte ſollte auch als Recht gelten und geltend bleiben. Das Herzogthum, hieß es, habe ſeine Verfaſſung nie aufgegeben und reclamire jetzt ſein wohlbegründetes Recht, und ein Recht darauf ſey auch dem neuen Lande durch einige Artikel des Reichsdeputationsſchluſſes von 1803 und des Preßburger Friedens vom Jahre 1805 zugetheilt. Um ihre Foderung gewichtiger zu machen, hielten ſie dem Könige ein furchtbares, aber nicht unwahres Gemählde der allſeitigen Noth vor, in welche das Land ſeit der Zeit der Souverainetät gerathen ſey, machten ihm nicht undeutlich Meineid zum Vorwurf, indem ſie ihn oft genug an den Eid erinnerten, wodurch er jene Verfaſſung einſt als unwiderruflich beſchworen habe; ſie ängſteten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volks und verlangten zugleich, daß er es gegen den eben von Elba zurückgekommenen Napoleon bewaffnen ſolle; an das würtembergiſche Heer, um auch dieſes ſich zu verbinden, erließen ſie Dankadreſſen. In Verlegenheit ſetzte man ſie durch eine juridiſche Kunſtfrage: ob ſie ſich für conſtituirt anſehen ſollte oder nicht? Erklärte ſie ſich für's Erſte, ſo konnte man es gegen ſie auslegen als factiſche Anerkennung eines Theils der königlichen Verfaſſung. Und doch hätte das Conſtituirtſeyn ſo manchen andern Vortheil gewährt! Der König behandelte ſie lange als conſtituirt. Sie mußte es ihm ſeyn, da ſie durch ſein Reſcript beſtand. Der nachher einwirkende Präſident von Wangenheim wollte ſie nur wie conſtituirend gelten laſſen, damit ſie ſich nicht über andere Staatsverwaltungsgegenſtände auslaſſen könnte. Was den König betrifft, ſo hatte er ſich bereits in ſchriftliche Erörterungen mit der Verſammlung eingelaſſen, einige dringende Beſchwerden abgeſtellt, und da er die Stände auf der Baſis des alten Rechts unverrückt beſtehen ſah, das Zuſammentreten einer Commiſſion verordnet, zur Hälfte aus Staatsdienern, die ſein Vertrauen hatten, zur Hälfte aus Mitgliedern der Verſammlung, von dieſer gewählt, um einen Weg auszumitteln, worauf man zuſammenkommen möchte. Auch ſchien es wirklich, als wollte er in einigen Hauptſachen nachgeben und in anderem, was weniger weſentlich war, ſprachen die Stände nachgiebiger. Allein im Ganzen wollte der König die fortdauernde Gültigkeit des alten Rechts und ſeine Ausdehnung auf das geſammte Land nicht anerkennen, die Ständeverſammlung aber von dieſem Grundſatze nicht abgehen; und ſo zerſchlug ſich die Unterhandlung. Am 8ten Auguſt vertagte er die Verſammlung; ſie ſollte am 15ten October deſſelben Jahrs aufs neue zuſammentreten. Alle Mitglieder hatten vom Tage der Eröffnung bis dahin einſtimmig gehandelt; die einſt Unmittelbaren hofften noch Wunderdinge für ſich anfangs vom Congreß zu Wien, und dann von der deutſchen Bundesverſammlung in Frankfurt; die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht; die Neuwürtemberger glaubten, daß auch ſie entſchieden rechtlich die Verfaſſung des Herzogthums in Anſpruch nehmen könnten. Einer oder zwei vom Adel nebſt einigen altwürtembergiſchen Advocaten, als unabhängigen Rechtsanwalten, waren die Seele der Verſammlung geweſen. Die ganze Verhandlung mußte dem

bürgerlichen Prozeſſe in etwas ähnlich werden, weil ein Vertrag unläugbar als Bedingung des Gehorſams des Landes vor Augen lag. Wenn es gleich am Richter fehlte, ſo trat die Klarheit des Vertragsrechtes dagegen ein, ſo daß, wer ihn nicht halten würde, wohl auch den Nutzen davon aufgeben müßte. Der erſte unregelmäßige Schritt wäre geweſen, wenn man die Idee des poſitiven Rechts ohne Erſatz aufgegeben hätte. Dieſes aber wollte auch kein Beſonnener. Die Zeit zwiſchen der Vertagung und dem neuen Zuſammentreten ließen jene Wortführer der Verſammlung nicht unbenutzt. Viele fuhren fort, nach ihrer Heimkehr das Volk zu belehren. Sie foderten auch die drei Mächte, Preußen, Dänemark und Hannover, welche in den ſiebziger Jahrgängen des vorigen Jahrhunderts dem Herzogthum ſeine Verfaſſung garantirt hatten, in öffentlichen Briefen auf, ihnen behülflich zu ſeyn bei Zurückfoderung derſelben. Die veränderten Zeitumſtände erklärten, warum ohne Rückſicht auf alte unbeſchränkte Zuſagen die Volksrepräſentanten von keinem dieſer Höfe Antwort erhielten. Am 2ten September kamen von manchen Orten des Landes Schulzen, Bürgermeiſter und ähnliche Männer nach **Kornweſtheim** nahe bei Ludwigsburg, um wegen Zuſammenberufung der Stände perſönlich Bittſchriften zu übergeben, wie von manchen Städten ſchriftliche Bitten eingeſchickt waren. Der König, wie er denn zum voraus voll Argwohns gegen ſein Volk war, befürchtete, als er, wohl mit Übertreibung, davon benachrichtigt wurde, einen Angriff auf das offene Ludwigsburg und ſetzte es in Belagerungsſtand; ſeine Polizei brachte die ſchon Verſammelten aus einander, und wies zurück, was noch auf dem Wege war. Weil aber immer häufiger die Wiedereinberufung von Seiten der Städte begehrt und die Steuereinnahme zweifelhafter wurde, ſo kam im October dieſes Jahres die Landesverſammlung aufs neue zu Stuttgart zuſammen; ſie beſtand durchaus noch aus denſelben Mitgliedern, weil ſie im Auguſt nicht aufgelöſ't, ſondern nur vertagt worden war. Mit welchem Selbſtvertrauen ſie auftrat, beweiſen ihre Umzüge in den Kirchen, beweiſ't die Feier des 18. Octobers; die Bürgerſchaft in Stuttgart war entſchieden auf ihrer Seite. Allein bald nach ihrer Zuſammenkunft am 11. Nov. that der König einen entſcheidenden Schritt. Die Rechtmäßigkeit der Anſprüche des ehemaligen Herzogthums auf ſeine alte Verfaſſung ward jetzt von ihm anerkannt, während er durch eine ſogenannte **Belehrung** aus einem anders wozu beſtimmt geweſenen Aufſatz des darauf zum Geheimenrath erhobenen Oberjuſtizraths **Lempp** beweiſen ließ, daß die neuen Lande kein Recht hätten, ſie zu verlangen. Der Beweis beſtand nur darin, daß es für eine ſolche große, nie erwartete Incorporation freilich auch kein ausdrücklich ausgeſprochenes Geſetz gebe. Und doch war alles durch die Kräfte des Stammlandes in die Vereinbarkeit gekommen! und doch war bisher jeder größere und kleinere Landeszuwachs in gleiche Pflichten und Rechte mit dem Stammlande übergegangen! Lempp war auch, wie noch aus ſchriftlicher Erklärung von ihm bekannt iſt, zu ehrlich, etwas Mehreres, als dieſes, daß das Incorporationsrecht nicht ausdrücklich beſchworen ſey, behaupten zu wollen. Galt denn aber ſelbſt das Beſchworene mehr als die Macht wollte? Wie viel weniger das, was nicht ausdrücklich als Huldigungsbedingung beſchworen war? ſo lange das Volk zwar ſein Recht, aber nicht den Sinn kannte, nur dem Rechte zu gehorchen. Allerdings wurden vom König und von dem jetzt viel einwirkenden Präſidenten von Wangenheim zugleich vierzehn liberale Grundſätze als Baſis einer für das ganze Land zu entwer-

ſenden neuen Verfaſſung aufgeſtellt und erklärt, daß von der herzogthümlichen, was immer noch für die neuere Zeit paſſe, in ſie aufgenommen werden ſolle. Wenn aber trotz alles deſſen das Herzogthum auch jetzt noch auf ſeiner ehemaligen Verfaſſung beſtehe, ſo bleibe nichts übrig, als, was freilich höchſt gefährlich ſeyn würde, die Theilung des Königreichs in zwei Staaten; jenes ſollte dann ſeine Verfaſſung, natürlich gehörig modificirt, zurückerhalten, und für die neuen Lande ſollte eine beſondere auf die Grundlage jener vierzehn Artikel errichtet werden. Die Stände erklärten, auf jene Baſis unterhandeln zu wollen, und eine gemeinſchaftliche Commiſſion aus Staatsdienern und Mitgliedern der Ständeverſammlung zu Entwerfung der Verfaſſung ward ſofort niedergeſetzt. Damals hatte ſeit dem October 1815 den bedeutendſten Einfluß in dieſe Angelegenheiten der Präſident und Staatsrath, Freiherr von Wangenheim. Schon waren jene vierzehn Artikel Folge dieſes Einfluſſes auf den König; weiter ward jetzt Wangenheim einer der vier königlichen Commiſſäre, welche in Verbindung mit eben ſo vielen ſtändiſchen auf die vierzehn Artikel die Verfaſſung des Königreichs entwerfen ſollten. Auch dieſer Commiſſion wollte Wangenheim nur allzu gern mit unaufhaltſamem Rednerdrang eine Superiorität ſeines Geiſtes und ſeiner Anſichten fühlen laſſen, wie ſich auch der Ton aller königlichen Erlaſſe an die Stände von dieſer Zeit an ſo änderte, wie es zuvor nach dem zarten Gefühl des Königs für das Schickliche und Würdige nie geſchehen war. Wangenheimiſcher Gedanke war vornehmlich auch die Idee von den beiden Kammern, in die ſich die Ständeverſammlung theilen ſollte, welche von jetzt an allmählig im Guten und Böſen beleuchtet wurde. Für ihre Commiſſäre, welche mit den königlichen zuſammenſaßen, ernannte die Verſammlung ſo, wie der König ſeinen Geheimenrath dazu beſtimmte, eine eigene ſehr zahlreiche Inſtructionscommité, hauptſächlich aus den Advocaten, die in ihrer Mitte waren, beſtehend, welcher die vier referiren, und von wo aus ſie zu weitern Schritten bevollmächtigt werden ſollten; ſie mochte dies für deſto nöthiger halten, weil ihr dieſelben bereits allzu Wangenheimiſch zu werden ſchienen. Aus den Arbeiten dieſer Comité bildete ſich nach und nach ein eigener Verfaſſungsentwurf, der ſpäter der ganzen Verſammlung vorgelegt und von ihr gebilligt wurde, und unter dem Namen des ſtändiſchen bekannt iſt. Die Arbeiten der beiden Commiſſionen zogen ſich unvermeidlich in die Länge. Der Reſt der Stände hatte inzwiſchen meiſt Muße; ſie ſammelten aber, in Sectionen getheilt, mancherlei Vorarbeiten für zukünftige Berathungen. Nur wurde von ihrer geiſtigen Thätigkeit nicht viel lautbar, weil die Regierung ſogar, wenn ſie irgend einmal mit ihren Committenten ſich beſprechen wollten, ſogleich Polizeimaßregeln dagegen verhängte. Mit Schmerz ſah und ertrug nur allzu lange die Verſammlung, daß man, ſelbſt unter dem Namen von Würdigungen, ohne den Charakter eines Vergleichcommiſſärs zu ſchonen, ungeſcheut ihr Anſehen zu zernichten, und ſie perſönlich, wie wenn die wenigen ſtändiſchen Ämter ihr Zweck ſeyn konnte, herabzuwürdigen ſtrebte und beſonders auch Cottaiſche Zeitungsblätter und Zeitſchriften dazu mißbrauchte. Überſah gleich die Ständeverſammlung von 1817 alle jene Quaſigenieſtreiche vielleicht mit allzu großem Gleichmuth, ſo ſah ſie endlich doch noch während der Zeit der Unterhandlung eine vom König ohne ihr Zuthun ausgeſchriebene Steuer, ſo wie ein eben ſo erlaſſenes Statut, die Tilgung der Staatsſchulden betreffend, nach Pflichten als eine Nöthigung

an, Adreſſen an den König zu erlaſſen, worin ſie ſich in ſtarken Ausdrücken darüber beſchwerte. Nicht die Steuer an und für ſich ſelbſt griffen ſie an, denn ſie wußten wohl, was nothwendig war, wenn der Staat nicht ſtill ſtehen ſollte, und auch nicht das Schuldenbezahlungsinſtitut, ſondern das war ihre Klage, daß man nicht ſie darum gefragt hatte, indem allerdings alle dergleichen Einrichtungen ohne ſtändiſche Prüfung und Einwilligung nicht legal, gewöhnlich auch nicht erwogen genug und vielmehr willkührlich ſchwankend leicht wechſelnd und creditlos ſind. Der ſich ſelbſt genügende Sachführer des Königs dagegen erklärte, die Verſammlung ſey nicht conſtituirt, ſondern blos zu Schließung eines neuen Verfaſſungsvertrags beiſammen; das ſollte ſie bedenken und ſich nicht in Sachen miſchen, die ſie nichts angingen. Auch ließ ſich um dieſe Zeit bereits eine zwar nur aus zwei Bürgerlichen und wenigen Adelichen beſtehende, aber auf die Macht trotzende, königliche Partei in der Verſammlung lauter vernehmen; ſie war im Beſitz der allgemeinen Zeitung; griff durch ſie hauptſächlich ihre Gegner an und ſuchte durch ihre Darſtellungen darin das größere deutſche Publicum für ſich zu gewinnen; manche gehäſſigen Gerüchte, daß es jenen Hauptſprechern der andern Partei um Conſulentenſtellen, reiche Beſoldungen u. dergl. noch mehr als um die gute Sache zu thun ſey, ſind durch ſie weiter verbreitet worden. Dies führte nicht zum Guten, ſondern veranlaßte perſönliche Erbitterung und machte nur noch ſtarrſinniger. Überhaupt herrſchte in Würtemberg die ganze ſtändiſche Periode über bei dem gebildeten und halbgebildeten Publicum ein ſtarker Terrorismus der Meinung. Die einen, und dieſe bildeten die Mehrzahl, hielten ſich rückſichtslos an die dem geſunden Menſchenverſtande ſo einleuchtende Idee des alten Rechts, und wer nicht ganz ihrer Meinung war, galt ihnen für einen Verräther der guten Sache aller Völker überhaupt. Unſtreitig war bei dieſer Partei perſönliche Erbitterung gegen den König und die Härte ſeiner frühern Regierung mitwirkend. Die andern bezüchtigten dieſe einer unverſtändigen Beſchränktheit und Befangenheit, und dem Wirken der Anführer dieſer Partei in der Ständeverſammlung legten ſie, wie denn dies menſchliche Art iſt, nicht die lauterſten Abſichten zum Grunde, obgleich jeder Blinde begreifen mußte, auf welcher Seite mit leichter Mühe am meiſten zu gewinnen geweſen wäre, und die, welche ſich in einer freien Verſammlung auszuzeichnen vermochten, ohnehin auch für die ſogenannten Staatsdienſte Kopf und Geſchick genug gehabt hätten. Endlich wurden dem Könige von jener Commiſſion für Entwerfung der Verfaſſung einzelne Artikel derſelben vorgelegt; eine dritte Commiſſion, ſie zu prüfen, ward von ihm niedergeſetzt; und die widerſprechendſten Gerüchte, wie er dieſes und jenes aufgenommen habe, kamen ins Publicum. So viel iſt gewiß, daß er, des ganzen Verfaſſungsweſen müde, beinahe entſchloſſen war, alle Kreuz- und Querzüge der bisherigen vermeintlichen Genialität und Idealität mit einemmale zu durchſchneiden, die Hoffnung ſeines Volks, den ſtändiſchen Entwurf, zu genehmigen und dadurch mit einem Federſtrich aller Cabale ein Ende zu machen. War dieſes die Abſicht des ſcharfſichtigen Menſchenkenners und entſchloſſenen Selbſtregenten, ſo iſt ſein Tod, der am 30. Oct. 1816 unerwartet ſchnell erfolgte, noch ehe etwas in der Sache geſchehen war, gewiß auch in dieſer Hinſicht als ein unglückliches Ereigniß für Würtemberg zu betrachten. Auch die neue Erfahrung, welche (1819) aus dem Gange der ſtändiſchen und landesfürſtlichen Verhandlungen in Würtemberg hervorleuchtete, beweiſ't abermals, daß das Möglichſtgute gewiß

erkannt und erreicht wird, wenn nur dem Nachdenken im Entwickeln des Dafür und Dawider ungehemmte Freithätigkeit bleibt. Irrthum erzeugt unausbleibliche Übel; das fühlbare Übel treibt nicht nur zum Denken des Richtigern, ſondern, was das Nöthigſte iſt, auch zum Wollen deſſelben. — Mit der Annahme des königlichen Verfaſſungsentwurfs von 1817 konnte es auf keinen Fall gut gehen, weil der Miniſter, der ihn einſeitig bearbeitet hatte, ihn in der Ständeverſammlung durchaus als in allen ſeinen Theilen vortrefflich durchfechten wollte. Es konnte nichts nützen, daß ſeiner Dialektik mehrere Mitglieder, beſonders der jetzige Staatsrath Fiſcher, ihre Gründe ebenfalls mit Beredſamkeit entgegenſtellten. Der Kampf des Rechtbehaltens war zu ungleich; der Miniſter konnte, wie er mehrmals gethan hat, auch immerfort ſich darauf zurückziehen, daß es unabänderlich ſo der Wille des Königs ſey. Weil denn die Macht nie auf der Seite der Ständeverſammlungen iſt, ſo kann man auch nach dem Dienſtbarkeitsſinn der Meiſten im Publicum immer vorausſetzen, daß eben dieſe Menge ſogar den Vorwurf der Rechthaberei am Ende auf die Unmächtigern werfe. Aber ein Werk der Überzeugung wäre es doch nie geweſen, wenn auch vielleicht nach einer zwei- oder dreimonatlichen Fortſetzung der Debatten die Streitfertigkeit des Miniſters eine Aufnahme ſeines Entwurfs unter dem erhabenen königlichen Namen durchgeſetzt hätte. Hiervon, ſcheint es uns, hatte der ſtillbeobachtende König ein richtiges Vorgefühl. Nur wählte Er, um es zu vermeiden, nicht etwa das Mittel, den allzu eingenommenen Vertheidiger ſeiner 337 Paragraphen und eben ſo zahlreichen Beilagen und Supplementen von den Debatten zurückzuziehen, die Wünſche der Stände aber ohne ſolche Zänkereien im Beiſeyn einiger, weniger befangenen Räthe noch weiter zum Wort kommen zu laſſen, die Gründe der Einreden zu erwägen und alsdann ſich über eine ausgleichende Übereinkunft mit Billigkeit zu erklären. Zwar ließ der König von ſelbſt und ohne jenen Miniſter mehrere Nachbeſſerungen des Entwurfs ſofort zugeben. Statt aber die Stände, deren Bemerkungen doch gerade zu dieſen Nachträgen Anlaß gegeben und alſo die Nutzbarkeit ihrer Prüfungen dargethan hatten, auch vollends über das übrige ruhiger durchzuhören, wurde eine Annahme im Ganzen, als definitiv, gefodert. Dieſe Methode war von vertragsmäßiger oder überhaupt frei erwogener Übereinkunft allzu auffallend entfernt. Man ſchien die leidige Entſtehung ſolcher blos kriegeriſchen Verträge, wo man nur als minderes Übel zugiebt, was man in der Noth nicht zu vermeiden vermag, mit einem Staatsvertrage zu verwechſeln, welcher willigen Gehorſam, d. h. einen ſolchen hervorbringen will, der doch niemals ohne Überzeugung zu erhalten iſt. Die zu ſchnellerer Beendigung gewählte Form mußte die Gemüther ſcheu machen, wenn auch der Inhalt des Miniſterentwurfs an ſich nach Inhalt und Faſſung annehmbarer geweſen wäre. — Wie ſehr der gute Geiſt des Königs ſelbſt ſich zur wahrhaft annehmbaren Form gewendet, wie herrlich er dadurch den Ständen zum Beweis ihrer wohlmeinenden Liebe zur Sache, und ſeinem ganzen Volke zu den liebenswürdigſten Proben verſtändig-dankvoller Geſinnungen und froher Treuergebenheit Anlaß gegeben habe, iſt unter dem Artikel: König Wilhelm von Würtemberg, aus theilnehmender Empfindung erzählt. Gewiß könnte der König in dieſem Augenblicke nicht nur mit dem Beſten ſeiner Vorfahren, dem Erſten der Herzoge, Eberhard dem Bärtigen, ſagen, daß er im dickſten Walde in dem Schooße jedes ſeiner Unterthanen ruhig ſein Haupt niederlegen könnte. Er dürfte noch mehr, er dürfte vor ganz Deutſch-

land behaupten, nicht blos daß jeder Würtemberger, ſondern noch manches andere deutſche Herz ſich vor ihm, wenn er es je bedürfte, zum Schilde machen würde. Nichts erkennt das Volk der Deutſchen redlicher, als wenn es ſich und ſein Recht, d. h. die ihm gebührenden Pflichten, mit Redlichkeit und Zutraulichkeit behandelt ſieht. Nichts haßt das deutſche Herz mit tieferm und ſtillem Unmuth, als wenn es unter dem Scheinbilde der Rechtlichkeit ſeine Rechte verkümmern und vieldeutig machen laſſen oder wie ein Gnadengeſchenk der Willkühr behandelt ſehen ſoll. Aber auch nicht durch die biedere Form und Haltung allein hat der neue Verfaſſungsvertrag dem König das Herz ſeines Volks erobert. Auch der Inhalt dieſer Conſtitution beweiſ't, daß das fortgeſetzte freie, wohlwollende Nachdenken von beiden Seiten vieles Beſſere zur Reife, vieles Wahre zur Klarheit gebracht hatte. Selbſt die Nachbarſtaaten und überhaupt alle Brüderſtaaten Deutſchlands mögen wohl die meiſten, hier als Volks- und Fürſtenrecht anerkannten Grundſätze — zwar niemals eiferſüchtig, aber — wahrhaft nacheifernd zu erwägen haben. Und wie wichtig iſt ſchon der mehrfach gegebene Erfahrungsbeweis, daß gar wohl mit einer Ständeverſammlung, ſogar mit einer aus Adel und erwählten Volksabgeordneten vereinten, durch freigelaſſene Berathſchlagung und Überzeugung eine paſſende Landesverfaſſung in der wenigſtens haltbarſten, die Willigkeit anziehenden Form eines Grundvertrags zu Stande zu bringen iſt. Auch die zur Vorbereitung von beiden Seiten gewählten Commiſſarien, auch die Ständeverſammlung ſelbſt haben hierdurch Preis und Dank aller Deutſchen verdient. Beſonders auch der ariſtokratiſche Beſtandtheil verdient die Anerkennung, daß er durch ſeine ſpeciellen Anſprüche das allgemeine Gute aufzuhalten ſich nicht erlaubt hat. — Feſtgeſetzt wurde demnach vor allem die Unzertrennlichkeit des Staats, die Anerkennung aller „*organiſchen*" Beſchlüſſe des deutſchen Bundes neben verfaſſungsmäßiger Mitwirkung der Stände zur Beſtimmung der dafür nöthigen Territorialmittel. Feſtgeſetzt iſt die Unverletzlichkeit des Regenten, wegen der heiligen Majeſtät ſeiner Amtswürde; ſeine kräftige Ausübung der Staatsgewalt, geordnet nach verfaſſungsmäßigen Beſtimmungen und durch eine nie außerhalb des Königreichs verletzbare Regierung. Die Verhältniſſe der Regentenfamilie (alſo ohne Zweifel auch die ſo nöthige, zweckmäßige Fürſtenerziehung) ſind auf ein Hausgeſetz ausgeſetzt, das dann, wie alle Landesgeſetze, ein gemeinſchaftliches ſeyn wird. Die Kleinode des Staatsbürgers, Freiheit der Perſon, Religions- und Denkfreiheit, mit Einſchluß geſetzlicher Freiheit der Preſſe und des Buchhandels, Sicherheit des Eigenthums, Auswanderungsfreiheit, auch die Gleichheit der ſtaatsbürgerlichen Pflichten und Rechte — werden ausdrücklich gewährt. (Eine Habeas-Corpusacte, oder geſetzliche allgemein bekannte Beſtimmung, unter welchen Umſtänden der blos Angeklagte *bald möglichſt der vorläufigen körperlich und ökonomiſch ſchädlichen Einkerkerung* entledigt werden ſolle, iſt ohne Zweifel bald zu hoffen.) Für das „allgemeine Beſte" kann nur das vom Geheimenrath als nothwendig erkannte, und dies nur gegen Entſchädigung vom einzelnen Eigenthümer gefodert werden. Auch einzelne Privilegien ſind nur durch Geſetze, alſo durch Beiſtimmung der Stände zu ertheilen. Dieſe verwenden ſich, wenn ein Unterthan durch die Inſtanzenreihe der Behörden hinauf ſein Recht nicht erhalten hat. Vorzüglich iſt geſorgt, daß alle Staatsdiener ſich nicht blos als Diener der Staatsverwaltung denken, daß ſie vielmehr alle Diener der Verfaſſung und alſo des Geſetzes ſeyn ſollen, aber auch dafür iſt geſorgt, daß ſie, indem ſie nicht will-

kührlich, nicht ohne Collegialbeſchlüſſe, ein- oder ab- oder verſetzt werden dürfen, der Verfaſſung getreu bleiben können, ohne daß ihnen übermenſchliche Verläugnung zugemuthet wird. Jeder Staatsdiener hingegen iſt der Staatsgeſellſchaft verantwortlich, wenn er etwas Verfaſſungswidriges, ohne Remonſtration an die nächſte Behörde, vollzieht. Leicht zu unterſcheiden iſt, was direct wider die Verfaſſung, oder was gegen Staatsverwaltungs-Verordnungen vollzogen würde. Alle vom Regenten ausgehenden Verfügungen, welche Staatsverwaltung betreffen, müſſen von dem Departementsminiſter contraſignirt, und dieſer dafür, wie für das, was er ſelbſt verfügt, verantwortlich ſeyn. Eine hohe Gerichtsſtelle für dieſen Zweck, ein Staatsgerichtshof, iſt zum voraus ausgemittelt. Rechtſchaffene Geſchäftsmänner ſichert dieſe Strenge gegen oben und unten, wie gegen den eigenen Menſchentrieb zur Willkührlichkeit. Wer etwa ſelbſt als Miniſter Stände bequemer für ſeine Perſon einzurichten trachtete, bedenkt nicht, wie weit und wie ſchnell im Wechſel der Perſonen und Verhältniſſe die Willkührlichkeit zu ſteigen, an welche Abgründe ſie das Ganze und den Einzelnen hinzudrängen vermöge. (Wer heute noch zu oberſt auf dem Rade der Glücksmacht ſtand, kann er nicht morgen Gegenfüßler über ſich haben, die nun, was er alles für ſich der Willkühr frei erhalten hatte, ihm ſchwer auf den Kopf fallen laſſen können?) Ferner wird in dieſer iſonomiſchen Conſtitution ein frei berathendes Geheimerathscollegium Organ des Regenten, um echte Detailkenntniſſe und Specialeinſichten in ſich, dem Einen, zu concentriren, auf deſſen parteiloſe Oberaufſicht, um Alle zu ihren Pflichten anzutreiben, das untergeordnete Ganze tagtäglich vertraut und hofft. Die *Gemeinden*, wie hier richtig vorausgeſetzt wird, ſind nicht um des Staats willen; umgekehrt ſind ſie als Grundlage des Staatsvereins anerkannt. Auf dieſem Grundſatz ruht eine ihnen zurückgebene freiere Eigenverwaltung und Wahrung der Körperſchaftsrechte durch ſelbſt gewählte Bürgerausſchüſſe. Jede *Kirche* erhält ihre Fonds in geſonderter Verwaltung durch Ihresgleichen. Ohne Beiſtimmung der Stände kann *kein Geſetz* gegeben, geändert, authentiſch erläutert werden. Das Recht der Vollziehungsanſtalten aber wird allein vom Regenten und in ſeinem Namen ausgeübt. Richter ſind unabhängig für Alle, auch für den Fiscus. Vor Ausübung des Begnadigungsrechts hört der Regent des erkennenden Gerichts Bericht oder deſſen freigegebenes Gutachten. Die Strafe der Vermögensconfiscation iſt aufgehoben. Auch die Mittel zum Vaterlandsſchutz, an Perſonen wie an Geld, und die militäriſchen Geſetze werden mit Einwilligung der Stände, alſo durch öffentlich gerechtfertigte Überzeugungsgründe, regulirt. Das ſchöne Familiengut (der Patrimonialbeſitz-Erſatz) der Dynaſtie iſt garantirt, aber nicht abgabenfrei. Das in ſeinem Weſen unverletzliche Kammergut oder der beſtehende Regierungsfonds ſichert ihm eine, für die Lebenszeit des Regenten ſtipulirte, Civilliſte, die Apanagen aber giebt es unmittelbar. Weder im Krieg noch Frieden kann eine directe oder indirecte Steuer ohne Bewilligung der Stände ausgeſchrieben werden. Ihre Pflicht iſt, nicht zu willigen, wenn nicht die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der Ausgaben und die Verwendung voriger Staatseinnahmen nachgewieſen iſt. Ihnen wird die Steuerpartition, auch monatlicher Caſſenbericht über Einnahmen und Ausſtände mitgetheilt. Die Schuldenzahlungscaſſe ſteht unter Leitung und Verantwortlichkeit der Stände. Ihr Ausſchuß giebt dem Finanzminiſter Abſchrift des monatlichen Caſſenberichts. Die Jahresrechnung wird vom Regenten und den Ständen durch eine Commiſſion abgehört und das Reſultat öffentlich. Landtag

iſt regelmäßig (erſt?) alle drei Jahre, bei jeder Regierungsveränderung innerhalb der erſten vier Wochen. Der Huldigungseid wird dem Thronfolger erſt dann abgelegt, wenn er in einer den Ständen auszuſtellenden feierlichen Urkunde die unverbrüchliche Feſthaltung der Verfaſſung bei ſeinem Königswort zugeſagt hat. Die Kammer der Standesherrn, welche aus den Prinzen des Hauſes, den ſonſtigen Reichs- oder Kreisſtimmhabern und einem Drittheil vom König ernennbarer Mitglieder beſteht, kann eine Abgabenverwilligung, welche der zweiten Kammer zuerſt vorgelegt wird, nur im Ganzen annehmen oder verwerfen, nachdem beide Kammern ſich zu vertraulichen Beſprechungen ohne Protokoll und Abſchluß verſammelt hatten. Verwirft die erſte Kammer die Verwilligung, ſo werden die Stimmen der ganzen Verſammlung zuſammengezählt. Andere Beſchlüſſe gehen nur aus Einſtimmung der Mehrheit jeder Kammer mit der andern hervor. Die Kammer der Abgeordneten beſteht aus dreizehn vom Ritteradel aus ihrer Mitte Gewählten, aus den Generalſuperintendenten, dem Landesbiſchof, einem vom Domcapitel gewählten Mitglied und einem Decan, dem Univerſitätskanzler, ſieben Gewählten der größern Städte und Einem von jedem der 62 Oberamtsbezirke. Die Wahlart iſt dafür, daß die Begüterten zwei Drittheile der Wahlmänner geben. Die Zahl der Wahlmänner iſt wie 20 zu 140, zwei Drittheile der Wahlmänner beſtehen aus denen, welche die höchſte directe Steuer geben, ein Drittheil wird durch eine Mehrheit der Wählenden von zwei Dritteln gewählt. Die Wahl des Abgeordneten ſelbſt aber hängt dann nur von dem Vertrauen dieſer Wahlmänner, nicht von ſeinem Vermögen, ab. So iſt, daß die Wahl nicht vom Pöbel ausgehe und doch auch nicht das Vermögen den Verſtand ausſchließe, verhütet. Käme eine der Kammern nicht in der zum Beſchließen nöthigen Vollſtändigkeit zuſammen, ſo könnten die kommenden Mitglieder in der andern Kammer mitſtimmen. Die Sitzungen der zweiten Kammer ſind in der Regel öffentlich. Miniſter können an den Berathſchlagungen beider Kammern Theil nehmen. Freie Abſtimmung. Rechtsverletzungen in derſelben können vor Gerichte gebracht werden. Eröffnung, Vertagung, Auflöſung geſchieht auf (contraſignirten) Befehl des Regenten. Durch einen Ausſchuß von zwölf Mitgliedern wird die Volksrepräſentation permanent erhalten. Er kann aber die Plenarverſammlung nicht entbehrlich machen, weil er zu Geſetzen, Steuern, Kriegsaushebungen, Schuldenübernahmen, nicht willigen darf, bei Eintritt des Landtags aufhört und Rechenſchaft zu geben hat. Ihre Beamte wählen die Stände und bezahlen ſich und ſie aus einer öffentlich mit dem Finanzetat zu bewilligenden Caſſe, deren Rechnung öffentlich juſtificirt wird. — Dies ſind wenigſtens die Hauptpunkte eines Verfaſſungsvertrags, welcher vom ganzen Lande aus freier Dankbarkeit mit lauter Feier aufgenommen iſt. Wer irgend, auch nur um der Converſation willen, den Inhalt einer nicht blos als Formalität gemachten, ſtändiſchen Verfaſſung überblicken möchte, hat hierdurch ein Beiſpiel deutſcher Art. Von ähnlicher Art waren mit ähnlichen Pflichten und Rechten faſt in allen deutſchen Reichsſtaaten, in Würtemberg bis 1806, wahre Repräſentationen durch Berechtigte und Gewählte. Man ſehe Rubhart über Bayern, Schloſſer über Jülich, Cleve und Berg ꝛc. Solche ſtellvertretenden Stände hatten ſich, wie die Vollziehungen und ſelbſt die Vollziehungsverſuche zeigen, die Regenten gedacht, als ſie vom Congreß zu Wien, wie König Friedrich von Würtemberg, wie Bayern, Baden, Weimar, Coburg, Naſſau ꝛc. zurückkamen und Verfaſſungen begannen. So hat allerdings das monarchiſche Princip die echte Re-

gentenmacht, wenn dies nur nach der Verfaſſung und nicht noch Nebenabſichten und Begehrungen der Oligokratie wirken will. Der Regent hat die Macht, daß ohne ſein Ja alles Ja der beiden Kammern nichts wirkt, daß ſein Nein ſie beide aufwiegt. Aber außer dieſem Gleichgewicht gegen die ganze Volksrepräſentation hat er, als ſo viele Mittel zu einem faſt unermeßlichen Übergewicht, ohne perſönliche Verantwortlichkeit die Initiative aller Geſetze, die Oberaufſicht über alle Pflichterfüllungen in allen Staatsanſtalten, die Beſetzung aller Ämter, die Ertheilung aller Ehrenzeichen, die Waffenmacht, die Unabhängigkeit ſeiner Regentencaſſe (Civilliſte), im Nothfall Vertagung oder Auflöſung der Kammern. Nur daß er keinen andern als verfaſſungsmäßigen, d. i. geſetzlich vorausbeſtimmten Gehorſam begehre. Demokratie, d. i. ein Regieren des Volks, ſoll nicht ſeyn, kann es auch nicht ſeyn durch ſolche Stände. Das einzig entſcheidende iſt, daß das monarchiſche Princip ſich nicht in ein demokratiſches verwandele. Regent und Volk werden ſich wohlbefinden, wenn jener die Vollſtrecker aller ſeiner Staatsmacht überall wirklich aus den Unterrichtetſten und Tüchtigſten wählt und an irgend eine Claſſe durch Nebenumſtände gebunden zu werden ſich hütet. Nur damit nicht die Leidenſchaften Weniger unter dem Namen des Regenten die Regierten als bloße Mittel gebrauchen können und durch die Veränderlichkeit der Einzelnen und ihrer Einſicht alles alle Tage unſtät und veränderlich ſey, ſind allgemeine Verfaſſungsgrundſätze und die offenkundige landſtändiſche Bewahrungsanſtalt für dieſelbe unentbehrlich. Eifer für die Pflichten, Mäßigung in den Anſprüchen, Vertrauen auf Vertrauenswürdige, leite Regenten und Regierte auf dieſer Mittelſtraße zur möglichſten Vereinigung ihrer beiderſeitigen Zufriedenheit, zum höchſten Verfaſſungs- und Bundesgeſetz: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt! Wolle dein Wohl, ſo wie es mit dem Wohl des Andern verträglich und harmoniſch iſt! (Das weitere ſehe man in den vorhergegangenen Art. Wilhelm [König von Würtemberg] und Würtemberg.)

Würzburg, das Großherzogthum, ſeit dem Jahre 1813 ein Theil des Königreichs Bayern, hat in den neuern Zeiten mancherlei Veränderungen erfahren. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde im Jahre 741 geſtiftet, Burghard als erſter Biſchof daſelbſt von dem heiligen Bonifaz beſtellt und geweiht, und ſeine Kirche von den fränkiſchen Königen mit einigen Beſitzungen dotirt, welche die fromme Milde der deutſchen Kaiſer und Könige in der Folge vermehrte. Die Biſchöfe ſelbſt erwarben von den benachbarten fränkiſchen Grafen und Herren mehrere Beſitzungen, aus welchen zuſammen der nachherige große Territorialumfang des Fürſtenthums Würzburg ſich bildete. Der Zufall, daß ein Fürſt, ein geborner Herzog von Sachſen, Biſchof zu Würzburg wurde, gab Veranlaſſung, daß ſeine Nachfolger, von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts an, den Titel als Herzoge von Franken annahmen. In geiſtlichen Angelegenheiten ſtand der Biſchof zu Würzburg unter dem Erzbiſchofe zu Mainz, ſelbſt nachdem Papſt Benedict XIV. im Jahre 1752 dem Biſchofe zu Würzburg das erzbiſchöfliche Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Sein Titel war: des heiligen römiſchen Reichs Fürſt und Biſchof zu Würzburg, Herzog zu Franken. Ihm zur Seite ſtand ein zahlreiches Domcapitel, das viel eigenthümliche Beſitzungen hatte; angeſehene adeliche Familien bekleideten ſeit langer Zeit die Erbämter des biſchöflichen Hofes. Der ganze Flächeninhalt des Hochſtifts wurde auf 87 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern, und die jährlichen Einkünfte des Fürſtbiſchofs wurden auf 500,000 Gulden angegeben. In Folge des Friedens zu

Lüneville wurde das Hochſtift Würzburg, ſo wie die andern unmittelbaren geiſtlichen Beſitzungen in Deutſchland, durch den Reichsdeputations-Hauptſchluß vom J 1803, mit Ausnahme einiger andern fürſtlichen Häuſern zugetheilten, ungefähr ſieben Quadratmeilen betragenden Ämter, an Bayern zur Entſchädigung für ſeine verlornen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürſtenthum überlaſſen. Der letzte Fürſtbiſchof, aus dem freiherrlichen Hauſe Fechenbach, erhielt für den Verluſt von Würzburg eine jährliche Penſion von 60,000 Fl. und überdies 30,000 Fl. als Coadjutor des Fürſtbiſchofs von Bamberg. Durch den Frieden zu Presburg (den 26ſten December 1805) wurde Würzburg dem ehemaligen Großherzog von Toscana, der ſein im Jahre 1803 mit dem churfürſtlichen Titel als Entſchädigung erhaltenes Herzogthum Salzburg nebſt Zubehör an Öſterreich abtrat, zugetheilt, und der churfürſtliche Titel wurde von Salzburg auf Würzburg übergetragen. Als dieſer Fürſt am 30ſten September 1806 dem rheiniſchen Bunde beitrat, nahm er den Titel als Großherzog von Würzburg an. Die bekannten Ereigniſſe des Jahres 1813 und die Verhandlungen des Wiener Congreſſes veränderten dieſe Verhältniſſe aufs neue. Der Großherzog erhielt ſeinen Erbſtaat Toscana wieder, und Würzburg wurde an Bayern überlaſſen. Das Großherzogthum Würzburg, ſo wie es gegenwärtig einen Theil des Untermainkreiſes des Königreichs Bayern ausmacht, hat auf 91½ Q. Meilen 290,000 Einw., die größtentheils catholiſcher Religion ſind. Das Land iſt meiſtentheils eben, aber auf drei Seiten von hohen oder waldigen Gebirgen, dem Rhöngebirge, dem großen und kleinen Haßberge und Steigerwald, umgeben. Außer andern kleinen Flüſſen durchſtrömt der Main einen großen Theil des Landes, und nimmt die fränkiſche Saale auf. Der Boden iſt ſehr fruchtbar und bringt viel Getraide, in einigen Gegenden mehr als der eigene Bedarf erfodert, hervor; vorzüglich wichtig aber iſt der Weinbau, der beſonders auf den Anhöhen des Mainthales, aber auch in andern Diſtricten, betrieben wird. Die edelſten Sorten, der Stein- und Leiſtenwein, wachſen nur in der Nähe der Hauptſtadt. Der Handel mit dieſem Producte iſt der beträchtlichſte und einträglichſte für das Land, das übrigens nicht reich an Mineralien iſt und, ungeachtet der ſtarken Bevölkerung, wenig Manufacturen und Fabriken hat. — Die mit Wällen und Graben umgebene Hauptſtadt Würzburg hat eine angenehme, doch etwas verſteckte Lage an beiden Ufern des dreihundert Schritte breiten Mains, über welchen eine 540 Fuß lange ſteinerne Brücke von acht Bogen und mit Statuen von Heiligen beſetzt führt, die beide Theile der Stadt mit einander verbindet. Sie hat in ungefähr 1900 Häuſern gegen 21,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das große und ſchöne, 1720 neuerbaute, ehemalige Reſidenzſchloß, eins der ſchönſten Fürſtenſchlöſſer, mit einem ſchönen Garten aus. Den erſten Rang nach ihm hat das große, reich dotirte und vortrefflich eingerichtete Juliushospital, welches ein Accouchirhaus, einen botaniſchen Garten, anatomiſchen Saal und verſchiedene Sammlungen hat, und für junge Ärzte ſehr intereſſant iſt. Unter den vielen Kirchen ſind beſonders bemerkenswerth: die große Domkirche mit ihren Monumenten und der Schönborniſchen Capelle; das ſehr geſchmackvoll erbaute neue Münſter mit den Überbleibſeln des heiligen Kilians, des Frankenapoſtels; die prächtige vormalige Stifts- und Hauger Pfarrkirche mit ihrer hohen Kuppel; die Univerſitätskirche mit einer Sternwarte auf dem majeſtätiſchen Thurme ꝛc. Überhaupt findet man hier viele anſehnliche Häu-

ſer; zunächſt dem Schloßplatze ſind die Straßen, welche alle des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, breit und regelmäßig, die meiſten andern ſind ſchmal und krumm. Die im Jahr 1582 von dem Biſchof Julius geſtiftete, oder vielmehr neuorganiſirte Univerſität hat bisher immer einen hohen Rang unter den catholiſchen Univerſitäten Deutſchlands behauptet, und mehrere ſehr berühmt gewordene Lehrer gehabt. Würzburg hat mehrere Fabriken, welche Wollenzeug und Tuch, Spiegel, Leder, Tabak, Glauberſalz und Farben liefern, doch ſind ſie nicht ſehr erheblich. Auch unterhält die Stadt Mainſchifffahrt und Handel, beſonders mit Wein. Außerhalb der Stadt auf dem linken Ufer des Mains, liegt auf einem vierhundert Fuß hohen Berge die Citadelle, die Marienburg. Auf einem Abhange dieſes Berges, die Leiſte genannt, wächſt der Leiſtenwein, und auf dem ebenfalls unweit der Stadt liegenden Steinberge der Steinwein. Überhaupt rechnet man auf 7000 Morgen Weinberge, welche die Stadt umgeben.

Wurzel, derjenige Theil der Pflanzen, welcher in der Erde befindlich iſt, und ſowohl die Pflanzen aufrecht erhält, als auch dazu dient, die zu ihrem Leben und Wachsthum nöthige Nahrung aus der Erde zu ziehen und ihr zuzuführen. (S. Pflanzenanatomie.)

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrmals mit ſich ſelbſt multiplicirt eine Potenz oder Dignität hervorbringt. So iſt 2 die Wurzel von 4, 8, 16 ꝛc. weil $2 . 2 = 4$; $2 . 2 . 2 = 8$; $2 . 2 . 2 . 2 = 16$. Im erſtern Falle ſagt man 2 iſt die Quadrat- oder zweite Wurzel von 4; im andern Falle: 2 iſt die Cubik- oder dritte Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 iſt die Biquadrat- oder vierte Wurzel von 16. Aus einer Zahl oder algebraiſchen Größe die Wurzel ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit ſich multiplicirt dieſe Dignität hervorbringt.

Wüthendes Heer, oder wie es die Alten nannten, Wütis-Heer, iſt, nach der Mährchenwelt, ein Haufe Nachtgeſpenſter, welche, beſonders im Thüringiſchen und Mansfeldiſchen, zu gewiſſen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geſchrei und Hundegebell umher ziehen ſollten, indem ſie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; viele wollten Geſtalten, auf ſeltſamen Pferden ſitzend, mit feurigen Augen ꝛc. dabei geſehen haben. Dieſes Heergeſpenſt, deſſen Benennung man von dem alten nordiſchen Gotte Wodan (ſ. d. Art.) hergeleitet hat, und das beſonders zwiſchen Gotha und Eiſenach, dann auch im erzgebirgiſchen Kreiſe und im Harzwalde ſeine nächtlichen Promenaden vornehmen ſollte, iſt ohne Zweifel die Ausgeburt furchtſamer, zaghafter Menſchen geweſen, die durch ganz natürliche Erſcheinungen erſchreckt, jene ſeltſamen Dinge zuſammengeſetzt haben: indeſſen hat man ehedem mit ſolch einer Gewißheit an dieſe Spukereien geglaubt, und dabei erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann ſeiner Unterthanen geweſen, nach ſeinem Tode nun als Poltergeiſt mit mehreren ſeiner Cumpane, die ein ähnliches Schickſal gehabt, umherziehe, daß das Mährchen ſehr lange als Volksſage unter dem gemeinen Mann und namentlich auch unter den Jägern gegolten hat. S.

Wyttenbach (Daniel), dieſer gelehrte Philolog, geboren zu Bern, war ſeit 1799 Profeſſor der Philologie zu Leyden und zeichnete ſich durch tiefe Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften des Alterthums aus, die er immer als Hauptgegenſtand ſeiner geiſtigen Thätigkeit an-

ſah. Er hat mehrere ſchätzbare Ausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker beſorgt, auch mehrere eigene Schriften in ſeinem Fache herausgegeben, welche ſich in Meuſels gelehrtem Deutſchlande verzeichnet finden. Wir begnügen uns ſeine Ausgabe des Plutarch, (Plutarchi Moralia, id est opera, exceptis vitis, reliqua, graece et latine, Oxonii, 1795 — 1810, 6 T. in 7 Vol. 4. oder 12 Vol. 8.) ſeine meiſterhafte Vita Ruhnkenii, womit er ſeinem ehemaligen Lehrer ein ſchönes, auch von Seiten der Latinität ausgezeichnetes Denkmal geſetzt, ſeine Bibliotheca critica und ſeine Selecta principum historicorum etc. anzuführen. Der Vater dieſes Philologen ſcheint der 1779 verſtorbene ehemalige Profeſſor zu Marburg gleiches Vornamens geweſen zu ſeyn, der 1740 Prediger zu Bern wurde, und mehrere dogmatiſche und moraliſche Lehrbücher herausgab. Dieſer in unſerer Zeit berühmteſte unter den Philologen Hollands ſtarb im Januar 1820.

X.

X, der vier und zwanzigſte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher einen zuſammengeſetzten Laut bezeichnet, welcher in ks aufgelöſ't werden kann.

Xanthippe, die launenhafte, zänkiſche Ehehälfte des Sokrates, die vor noch nicht 50 Jahren der deutſchen Jugend in dem erſten Leſebuche unter einer nicht paſſenden Benennung bekannt wurde, und die wohl, nicht ſo viel Celebrität erlangt haben würde, wäre ſie nicht eben die Gattin des Sokrates geweſen. Nur einem ſolchen Weiſen war es möglich, die Grillen einer Xanthippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er ſich entſchließen könne, mit einem ſolchen Weibe zu leben, antwortete Sokrates: Weil ſie meine Geduld übt, und eben dadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von Andern wiederfährt, zu ertragen. Auch Xenophon legt in dem bekannten philoſophiſchen Gaſtmahle dem Sokrates eine Vertheidigung ſeiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antiſthenes auf ſie in den Mund. Unter ihren launenhaften Einfällen wird auch dieſer von den Schriftſtellern erzählt, daß ſie oft den Mantel ihres Mannes umgenommen habe und damit ausgegangen ſey. Sokrates war dann genöthigt, entweder zu Hauſe zu bleiben, oder in ſchlechterer Kleidung zu erſcheinen. Als einſt Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen überſendete, riß ſie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. „Du wirſt nun nicht davon eſſen können," war alles, was Sokrates lächelnd ſagte. Xanthippe ließ aber auch dem Charakter ihres Gatten Gerechtigkeit wiederfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß ſie ihn unter allen, auch den erſchütterndſten Ereigniſſen ſtets gleichmüthig und mit unveränderter Miene geſehen hätte. Dieſer Zug läßt faſt vermuthen, daß der Charakter der Xanthippe abſichtlich von den Schriftſtellern zu ſehr in Schatten geſtellt worden ſey, um den Contraſt mit Sokrates deſto auffallender zu machen. Mit ihrem Namen bezeichnet man indeſſen gewöhnlich ein unverträgliches, zankſüchtiges Weib, das dem Manne das Leben ſauer macht.

Xanthus, ſ. Skamander.

Xantippus, ein dem Körper nach unanſehnlicher, aber durch geiſtige Fähigkeiten ſehr ausgezeichneter Feldherr der Lacedämonier,

von denen er im erſten puniſchen Kriege den Carthaginenſern mit einem nur kleinen Heere gegen die Römer zu Hülfe geſchickt wurde. Der römiſche Conſul Regulus hatte die weit überlegene Flotte der Carthaginenſer beſiegt, die Landung in Afrika bewerkſtelligt, die carthaginenſiſchen Feldherrn geſchlagen, und war bis gegen Carthago vorgedrungen. Die harten Friedensbedingungen, welche er den Beſiegten vorſchrieb, brachten dieſe zur Verzweiflung. Sie übertrugen dem Xantippus den Oberbefehl über ihr Heer. Xantippus lockte die Römer in eine für ſie nachtheilige Stellung, ſchlug ſie mit großem Verluſte, und machte ſelbſt ihren Anführer Regulus zum Gefangnen. Die Carthaginenſer erhielten dadurch wieder ein Übergewicht über die Römer. Aber ſo viel ſie auch dem Xantippus dabei zu danken hatten, ſo fürchteten ſie doch, aus einer kleinlichen republikaniſchen Eiferſucht, daß er ein zu großes Anſehn erlangen möchte. Sie ſchickten ihn daher nach Lacedämon zurück, gaben aber ins geheim den Auftrag, ihn auf der Überfahrt nach Europa aus dem Wege zu räumen. Dieſe ſchwarze Handlung brachte die Carthaginenſer um alles Vertrauen, und die Ausdrücke: Puniſche Treue und mehr als puniſche Treuloſigkeit, wurden zum Sprichwort.

Xenien (von dem griechiſchen Worte Xenion), Geſchenke, die man den eingeladnen oder zum Beſuch gekommnen Gäſten bei den Griechen und Römern zu geben pflegte, — eine Gewohnheit, die zum Anſtande gehört zu haben ſcheint. Der bekannte römiſche Epigrammatiſt Martial gab die Überſchrift Xenien dem 13ten Buche ſeiner Sinngedichte — einer Anzahl Diſtichen, die er ſeinen Freunden und Gönnern widmete, und deren jedes unter der Rubrik irgend eines zu einem Gaſtmahle gehörenden Gegenſtandes Lob oder Tadel enthält. Unter demſelben Namen erſchien in Schillers Muſenalmanach für das Jahr 1797 (Tübingen bei Cotta) eine Anzahl von mehr als 400 Diſtichen, die auf den damaligen Zuſtand der Gelehrſamkeit in Deutſchland Bezug hatten, manches literariſche Unweſen mit Laune und Geiſt rügten, ſchlechte Schriftſteller mit feinem, öfter mit bitterm Spotte geißelten, bisweilen aber auch feine und treffende Bemerkungen über Welt und Menſchenleben überhaupt enthielten. Als Verfaſſer derſelben nannte man öffentlich die beiden großen Dichter Göthe und Schiller, und es iſt dieſer Behauptung nicht widerſprochen worden. Dieſe Xenien wurden mit ſo großer Begierde geleſen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum drittenmale aufgelegt werden mußte. Es ſtand aber auch bald eine große Anzahl Gegner wider ſie auf, unter denen jedoch die Meiſten viel Schwäche und blos den Schmerz der beleidigten Eitelkeit zur Schau ſtellten. Nicht ungegründet war indeſſen der Vorwurf, den man den Xenien machte, daß unter der großen Menge dieſer Diſtichen auch ſchwache, den Anſtand beleidigende und ſelbſt im Versbau fehlerhafte ſich fänden, und daß ihr Ton bisweilen an die Streitigkeiten eines Scioppius, J. C. Scaliger und Klotz erinnerte. Wie bei jenen Streitigkeiten, blieb es auch diesmal beim Alten; der ſchlechten Schriftſteller ſind ſeitdem eher mehr als weniger geworden, und nach zwei Decennien iſt die ganze Fehde ſo ziemlich vergeſſen. Ausführliche Nachrichten darüber finden ſich in No. 54 — 60 des allgemeinen literariſchen Anzeigers, Leipzig 1797. Wielands Urtheil findet man in den literariſchen Spießruthen oder hochadelichen und berüchtigten Xenien, Weimar ohne Jahrzahl.

Xenokrates, ein berühmter griechiſcher Philoſoph, gebürtig aus Chalcedon. Er war ein Schüler des Plato, zugleich mit Ariſtoteles, unterſchied ſich aber von dieſem lebhaften und talentvollen Mitſchüler

dadurch, daß er nur langſam und mit Mühe den Unterricht ſeines Lehrers faßte. Plato ſchätzte ihn ſehr hoch wegen ſeines eiſernen Fleißes und ſeines beharrlichen Charakters; nur fand er an ſeinem Schüler einen Mangel der feinern Sitten, und erinnerte ihn daher oft, auch den Grazien zu opfern. Mit Plato reiſ'te er auch nach Sicilien. Nach deſſen Tode begab er ſich mit Ariſtoteles nach Kleinaſien, kehrte aber bald zurück und wurde der zweite Nachfolger des Plato in der Akademie (ſ. d. Art.), der er 25 Jahre lang bis an ſeinen Tod mit großer Achtung vorſtand. Er hat verſchiedene philoſophiſche Werke geſchrieben, aber keins derſelben iſt auf uns gekommen. Er ſtand wegen ſeiner Rechtlichkeit ſo in Anſehen, daß als er einſt vor Gericht ein Zeugniß ablegen ſollte, die Richter den dabei gewöhnlichen Eid von ihm nicht verlangten, ſondern ſein bloßes Wort als hinlänglich annahmen. Die Athenienſer ſchickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Macedonien. Er behauptete auch gegen die Großen ſeinen Charakter als practiſcher Philoſoph. Von einem anſehnlichen Geſchenke, das Alexander ihm ſandte, nahm er nach langem Weigern einen ſehr unbedeutenden Theil an, nur um den König nicht durch Verachtung zu beleidigen. Als einen Beweis, wie gut er ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen wußte, erzählt man, daß die bekannte Buhlerin Phryne vergebens ihre Künſte und alle Reize ihrer Schönheit aufgeboten, um ihn zu beſiegen, und aus Verdruß über die fehlgeſchlagene Abſicht ihn für eine Statue erklärt habe. — Er iſt von einem andern Xenokrates, mit dem Beinamen der Arzt, unterſchieden, der zu den Zeiten des Tiber oder Nero lebte, und von deſſen Schriften nur noch ein Werk über die Benutzung der Waſſerthiere als Nahrungsmittel übrig iſt, das einen ziemlich vollſtändigen Begriff von den Kenntniſſen giebt, welche man damals über die Naturgeſchichte der Fiſche und Conchylien hatte.

Xenophanes, ein griechiſcher Philoſoph, berühmt als der Stifter der eleatiſchen Schule. Die Zeit ſeiner Geburt und ſeines Todes iſt nicht ganz gewiß. Er ſoll ein Zeitgenoſſe des Pythagoras und Anarimander geweſen ſeyn, und ein Alter von 100 Jahren erreicht haben. Nachdem er aus ſeinem Vaterlande Kolophon vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Groß-Griechenland. Hier ließ er ſich gegen 536 v. Chr. zu Elea nieder und davon hat ſein Syſtem, und die Schule, die er ſtiftete, den Namen erhalten. Er blieb nicht bei den Meinungen ſeiner Vorgänger in der Philoſophie ſtehen, ſondern ſtellte neue Unterſuchungen über die Natur der Dinge an. Er beſtritt die Mythologie, wie Homer und Heſiod ſie dargeſtellt hatten, ſpottete über die Fabeln von den Göttern und war einem, nur noch unausgebildeten, idealiſchen Pantheismus zugethan. Seine Hauptſätze ſind: Das Seyende iſt ewig und unveränderlich, Eins und Alles, das Vollkommenſte und Beſte, — und wird Gott genannt. Dieſer iſt als ſolcher einzig, ſich vollkommen gleich und daher kugelartig, weder begränzt noch gränzenlos, weder beweglich noch unbeweglich, unter keines Menſchen Form vorzuſtellen, alles vorſtellend und vermögend. Die Vielheit der Dinge iſt nicht wahrhaft. In empiriſcher Hinſicht ſoll er behauptet haben, daß Alles aus Erde, oder aus Erde und Waſſer entſtanden ſey. Er nahm eine Veränderung der Oberfläche unſrer Erde durch Waſſer an, und hielt den Mond für einen bewohnten und angebauten Weltkörper. Er läugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorherſagen zu können, und behauptete, daß weit mehr Gutes als

Böſes in der Welt anzutreffen ſey. Im Allgemeinen klagte er über die Ungewißheit des menſchlichen Wiſſens, und beſchränkte alles auf Wahrſcheinlichkeit und Meinung. Von ſeinen Gedichten in denen er philoſophiſche und andere Gegenſtände vorgetragen hatte, finden ſich nur noch einige Fragmente beim Athenäus, Plutarch und Andern. Die Fragmente ſeines Lehrgedichts περι φυσεως ſind geſammelt in des Stephanus poesis philosophica.

Xenophon, der berühmte griechiſche Geſchichtſchreiber und Feldherr, geboren zu Athen ungefähr 450 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Sein Leben fällt gerade in die Periode, wo in Athen die größte politiſche und geiſtige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetſten Männer, zu denen er ſelbſt gehörte, auftraten. Xenophon war einer der vertrauteſten Schüler des Sokrates, und der Liebling dieſes ſeines Lehrers; auch kann man aus ſeinen Schriften den wahren Geiſt der Sokratiſchen Philoſophie am beſten kennen lernen. Er ſchrieb die Apologie und die Denkwürdigkeiten des Sokrates; in den letztern, einem ganz vorzüglichen Werke, hat er die Grundſätze ſeines Lehrers aufbewahrt, doch mag er auch bisweilen ſeine eignen Anſichten beigefügt haben. Xenophon war nicht blos ſpeculativer Philoſoph, er wendete die Philoſophie auch auf das Leben an. Er widmete ſich dem Staate, in dem er geboren war, und focht mit ſeinem Lehrer zugleich im peloponneſiſchen Kriege. Als der perſiſche Fürſt, Cyrus der Jüngere — zum Unterſchiede von dem Stifter jener Monarchie alſo genannt, — ſeinem ältern Bruder Artaxerxes Mnemon den väterlichen Thron ſtreitig machte, ſendeten ihm die Lacedämonier ein Hülfsheer zu, bei dem ſich Xenophon als Freiwilliger befand, und ein Günſtling des Cyrus wurde. In den Ebnen von Babylon verlor Cyrus Schlacht und Leben, aber auch die vornehmſten Anführer des griechiſchen Hülfsheers blieben in der Schlacht oder wurden durch Liſt gefangen und getödtet. Xenophon trat jetzt als ein Anführer an die Spitze des noch 10,000 Mann ſtarken griechiſchen Heers, das ſich in einer ſehr bedenklichen Lage befand, flößte ihm wieder Muth und Zuverſicht ein, und führte es aus Ober-Aſien durch Länder, deren Bewohner größtentheils feindlich geſinnt waren, auf einem gegen 500 deutſche Meilen langen Wege, von keiner Reiterei unterſtützt, unter tauſend Gefahren und Beſchwerden nach Griechenland zurück. Dieſer Rückzug iſt der berühmteſte in der ganzen Kriegsgeſchichte; man hat ihm verſchiedne ähnliche Unternehmungen in den neuern Zeiten an die Seite geſtellt, aber er iſt noch von keiner übertroffen worden. Xenophon ſelbſt hat dieſen Rückzug und zugleich die ganze Expedition des jüngern Cyrus beſchrieben. Er begleitete nachher den ſpartaniſchen König Ageſilaus auf einem Zuge nach Aſien gegen die Perſer. In der Folge wurde er den Athenienſern in Rückſicht ſeines Patriotismus verdächtig gemacht, und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte nun an verſchiednen Orten Griechenlands, auch zu Corinth, ganz von öffentlichen Geſchäften zurückgezogen, blos den Wiſſenſchaften, und ſtarb in einen Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin erwähnten Werken ſchrieb Xenophon das Gaſtmahl der Philoſophen, als Gegenſtück eines ähnlichen Werkes des Plato, verſchiedne kleinere Schriften zur Politik, Kriegswiſſenſchaft und Ökonomie gehörend, eine Geſchichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortſetzung der Geſchichte des Thucydides bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des ältern Cyrus, bekannter unter dem Namen der Cyropädie. Dieſes berühmte

Werk iſt keine eigentliche Geſchichte, ſondern mehr hiſtoriſcher Roman; es enthält Xenophons Grundſätze über die beſte Regierungsverfaſſung, eingekleidet in die verſchönerte Biographie des größten unter den damals bekannten Regenten. Xenophon hielt die monarchiſche Regierungsform für die beſte, und ſcheint ſie ſeinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Sein Styl iſt überhaupt, und beſonders in dieſem Werke, muſterhaft und vollendet, ſeine Sprache durchaus rein. Er iſt daher einer von den griechiſchen Claſſikern, die zum jugendlichen Unterrichte vorzüglich gewählt werden, obgleich ſeine philoſophiſchen Schriften für Anfänger nicht geeignet ſind. Die Griechen ſchätzten ſein Verdienſt als Schriftſteller ſo hoch, daß ſie ihn die griechiſche Biene und die attiſche Muſe nannten. Seine Werke ſind, einzeln und zuſammen, häufig herausgegeben und oft überſetzt worden. Die neuſten Ausgaben ſind von Schneider und Weiske. — Ein andrer, zu den erotiſchen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3ten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung, war aus Epheſus gebürtig, und ſchrieb einen Roman: Geſchichte des Habrokomes und der Anthia, welchen Bürger 1775 deutſch überſetzt hat.

Xerxes I., König von Perſien, in der Geſchichte durch den unglücklichen Erfolg eines rieſenhaften Eroberungsplans bekannt. Er war ungefähr 460 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung geboren, und der zweite Sohn des um Perſien ſehr verdienten Darius Hyſtaspes (ſ. d. Art.). Er wurde ſeinem ältern Bruder Artabazanes, der noch während des Privatſtandes des Vaters geboren worden war, ohne Zwiſt in der Thronfolge vorgezogen. Von ſeinem Vater hatte er zwar die Eroberungsſucht, aber nicht die dazu erforderlichen Fähigkeiten geerbt. Nachdem er ſich Ägypten in einem einzigen Feldzuge unterworfen hatte, glaubte er auch den ſchon von ſeinem Vater entworfenen Plan, Griechenland zu unterjochen, ausführen zu können. Er verſammelte in dieſer Abſicht ein ungeheures Heer. Die Geſchichtſchreiber geben die Zahl deſſelben auf eine Million Köpfe an. Wenn auch, wie ſich mit aller Wahrſcheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hiebei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigſtens die Hälfte deſſelben ausgemacht hat, ſo würde die Macht des Xerxes doch immer noch hinreichend geweſen ſeyn, die Griechen zu erdrücken. Aber der Erfolg zeigte ganz das Gegentheil. Xerxes ſetzte, um aus Aſien nach Europa zu gehen, mittelſt einer Schiffbrücke über den Helleſpont. Die Griechen erwarteten ihren Feind an der Gränze des Landes, an den Engpäſſen von Thermopylä (ſ. d. Art.). Nachdem hier der heldenmüthige Leonidas mit ſeinen Spartanern gefallen war, drang Xerxes mit Übermacht weiter vor und verbrannte das von den Einwohnern verlaſſene Athen. Nicht ſo glücklich war er zur See. Das erſte Seetreffen bei Artemiſium war für keinen Theil entſcheidend geweſen, hatte jedoch den Griechen neuen Muth eingeflößt. Aber das zweite Treffen bei Salamis, in welchem, nach Angabe der Geſchichtſchreiber, 2000 perſiſche Schiffe gegen 380 griechiſche fochten, fiel für die Perſer unglücklich aus. Xerxes ließ ſeinen Feldherrn Mardonius in Griechenland zurück, der aber nicht lange nachher bei Platäa gänzlich geſchlagen wurde. Er ſelbſt ging aus Scham und Unwillen nach Perſien zurück, und fiel bald nachher durch die Hand eines Mörders.

Ximenes (Franciſco), Cardinal, Erzbiſchof von Toledo und ſpani-

ſcher Premierminiſter, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien ſehr viel zu verdanken hatte, war 1437 zu Torreloguna, einem kleinen Orte in Altcaſtilien, wo ſein Vater Advocat war, geboren. Er ſtudirte zu Salamanca, reiſ'te hierauf nach Rom und brachte eine päpſtliche Bulle mit, welche ihm die erſte offen werdende geiſtliche Pfründe in Spanien zuſicherte. Der Erzbiſchof von Toledo weigerte ſich, ihm eine Stelle zu geben, und da Ximenes über dieſe Zurückſetzung ſich zu heftig geäußert hatte, ließ er ihn in das Gefängniß ſetzen. Ximenes kam jedoch wieder in Freiheit und erhielt eine geiſtliche Stelle im Kirchſprengel Siguenga, deſſen Biſchof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu ſeinem Großvicar ernannte. Er trat nachher in den Franziscanerorden, wurde Beichtvater der Königin Iſabelle von Caſtilien und 1495 Erzbiſchof von Toledo. Dieſe Würde nahm er erſt nach vielem Weigern an und es war ein ausdrücklicher Befehl des Papſtes nöthig, um ihn dazu zu bewegen. Er bewies ſich als Erzbiſchof ſehr thätig, indem er für die Armen väterlich ſorgte, eine Menge Mißbräuche abſchaffte und ſtreng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geſchickten Männern beſetzt wurden. Den Geiſtlichen ſeines Sprengels gab er weiſe Vorſchriften und bewirkte, aller Widerſprüche ungeachtet, eine Reform der Mendicantenorden in Spanien. Er gründete 1499 die Univerſität zu Alcala de Henares und unternahm einige Jahre nachher ein Werk, welches allein ſchon ihn berühmt gemacht haben würde — eine Ausgabe des alten Teſtaments in ſechs Sprachen (ſ. d. Art. Polyglotte.). Früher ſchon (1514) hatte er ebenfalls zu Henares eine Ausgabe des neuen Teſtaments in der Urſprache veranſtaltet. Ximenes Thätigkeit erſtreckte ſich auch auf andere Gegenſtände. Es herrſchten in der königlichen Familie Uneinigkeiten. Philipp von Öſterreich, Sohn des Kaiſers Maximilian I., hatte ſich mit Johanna, der einzigen Tochter Ferdinands des Catholiſchen von Aragonien und der Iſabella, Königin von Caſtilien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern erhielt Philipp, da ſeine Gemahlin die einzige Erbin ihrer Mutter war, das Königreich Caſtilien. Dies gab zu Uneinigkeiten zwiſchen ihm und ſeinem Schwiegervater Anlaß, die Ximenes beſeitigte. Nach Philipps frühem Tode (1506) wurde Ferdinand Regent von Caſtilien für ſeinen minderjährigen Enkel, den nachmaligen Kaiſer Carl V. Auch hierbei hatte Ximenes durch ſein Anſehn und ſeinen Einfluß viel mitgewirkt. Er erhielt vom Papſte den Cardinalshut, wurde zum Großinquiſitor von Spanien ernannt und bekam einen großen Antheil an den Staatsgeſchäften. Da er aber Ferdinands mißtrauiſche Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in ſein Erzbisthum zurück. Die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, dieſen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beſchäftigte ihn vorzüglich. Er entwarf in dieſer Abſicht den Plan, nach Afrika überzuſetzen, um die Feſtung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Ferdinand dieſen Plan in der Hoffnung genehmigte, daß Ximenes bei der Ausführung umkommen würde. Ximenes wendete die Einkünfte ſeines Erzbisthums, des reichſten in Europa — es brachte jährlich 300,000 Ducaten ein — zu dieſem Zuge an. Eine Meuterei, welche unter einem Theile der Truppen entſtand, die keinen Geiſtlichen zum Anführer haben wollten, dämpfte er augenblicklich durch Strenge. Im Mai 1509 landete er an der Küſte von Afrika. In erzbiſchöflicher Kleidung, über die er einen Harniſch trug, von Prieſtern und Mönchen, wie bei einer geiſtlichen Prozeſſion, umgeben, führte

er ſelbſt das gelandete Heer an. Es erfolgte bald in der Nähe von Oran eine Schlacht, in welcher die Mauren beſiegt wurden. Die Feſtung wurde ſofort erobert, und die Beſatzung derſelben niedergemacht. Ximenes ließ Oran neu befeſtigen, verwandelte die Moſcheen in Kirchen und kehrte dann als Sieger nach Spanien zurück, wo ihn Ferdinand feierlich empfing. Als dieſer 1516 ſtarb und ſein Enkel Carl noch minderjährig war, wurde Ximenes Regent von Spanien. Während dieſer nur zwei Jahre dauernden Adminiſtration bewirkte Ximenes außerordentlich viel. Er brachte Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronſchulden und brachte die veräußerten Domainen wieder an die Krone. Die ſpaniſchen Großen, die ihn wegen ſeiner ſtolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er. Er ſtellte das Anſehn der Geſetze wieder her und ſetzte die ſpaniſche Kriegsmacht auf einen reſpectabeln Fuß. Alle ſeine Entwürfe und Ideen waren groß. Er beſaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war langſam in ſeinen Entſchließungen, aber ſchnell in der Ausführung. Das ſpaniſche Cabinet hatte ihm noch lange nachher das Anſehn zu danken, in welchem es in Europa ſtand. Daß er die Wiſſenſchaften ſehr beförderte, iſt ſchon oben erwähnt worden. — Ximenes war ein wahrhaft großer Mann. Man hat ihm nicht ganz ohne Grund Stolz, Härte und ſelbſt Grauſamkeit vorgeworfen, aber die Umſtände machten ein ſolches Betragen bisweilen nothwendig; ſeine Strenge war vorzüglich gegen die Anmaßungen der Großen des Reichs gerichtet. Bei verſchiednen Gelegenheiten zeigte er ſich als Menſchenfreund und ſelbſt ſein Religionseifer verleitete ihn nicht zu Grauſamkeiten. Als er beim Einzug in das eroberte Oran die Menge der erſchlagnen Feinde ſah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige," ſagte er, „aber Menſchen, die man zu Chriſten machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Siegs entriſſen." Sein Leben und die Geſchichte ſeiner Staatsverwaltung iſt von verſchiednen Schiftſtellern beſchrieben worden, ſ. unter andern Histoire du Cardinal Ximenès par Fléchier, Evêque de Nismes, Amsterdam 1700. — Hiſtorie von dem Staatsminiſterio des Cardinals Ximenes, Hamburg 1719.

Xuthus, der dritte Sohn Hellens und der Orſeis. Da er bei der Theilung von ſeinem Vater übergangen und von ſeinen Brüdern aus Theſſalien vertrieben worden, ging er nach Attica, wo er dem Erichtheus gegen die Eleuſinier Beiſtand leiſtete und ſich mit deſſen Tochter Creuſa (ſ. d. Art.) vermählte, von ſeinen Schwägern aber nach der Gründung der attiſchen Vierſtädte vertrieben wurde. Seine Söhne waren Achäus und Jon (ſ. d. Art.).

Xylographie, ſ. Holzſchneidekunſt.

Y.

Y, ein aus dem Griechiſchen aufgenommener Buchſtabe, der ſeinen griechiſchen Namen Ypſilon behalten hat, zu den Selbſtlautern gehört und völlig wie unſer i klingt. In griechiſchen Wörtern und Namen wird er mit Recht beibehalten, dagegen kann er in allen deutſchen füglich mit dem i vertauſcht werden.

Yang-the-Kian, gemeiniglich Kiang oder der große Fluß genannt, iſt der größte Strom in China, und überhaupt einer der größten Aſiens, deſſen Lauf auf 400 Meilen geſchätzt wird. Er entſpringt wahrſcheinlich in der unter Chineſiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Provinz Sifan, und tritt, nachdem er über gewaltige Felsbänke und zwiſchen enge Felſenpäſſe ſich durchgedrängt hat, als ein ruhiger, ſanfter Strom in die große Chineſiſche Ebene ein. Seine Quelle iſt noch nicht genauer bekannt, indem noch kein Europäer dieſe Gegenden betreten hat. Seine Waſſermaſſe wird durch die beträchtlichen Nebenflüſſe Yalong, Mitsho, Yan, Han, Yuen, Yon und Kan vergrößert. Er fließt anfangs von ſeiner Quelle aus ſüdlich bis Yunnan, wendet ſich dann nach N. O. durch die Provinz Setſchuen und Houguang, wo er den Landſee Tong-ting-hu bildet, tritt in die Provinz Kiangnan, läuft bei Nanking vorbei und ergießt ſich dann durch eine 15 Meilen breite Mündung in das Chineſiſche Meer. Auf ſeinem untern Laufe ſteigen die Kriegsflotten der Chineſen hinauf. 6 Meilen von ſeiner Mündung liegt die 20 Meilen lang und 5 bis 6 Meilen breite Inſel Tſong-ming.

Yard, ein engliſches Längen- und Ackermaaß, als erſteres etwas über 2½ Fuß, als letzteres 1200 □ Ruthen haltend.

Yarmouth, eine regelmäßig gebaute und befeſtigte Stadt in der engliſchen Grafſchaft Norfolk (Norfolkſhire) am deutſchen Meere, auf einer Halbinſel zwiſchen der See und dem Fluſſe Yare, deſſen Mündung (mouth) einen guten Hafen bildet. Sie heißt auch Great Yarmouth, im Gegenſatz von Little (Klein) Yarmouth, das gegenüber in der Grafſchaft Suffolk liegt, und wohin eine Brücke führt. Dieſe Stadt zählt 154 Straßen, 3200 Häuſer und 18 000 Einwohner, die einigen Handel mit dem Auslande, vorzüglich mit den Oſtſeehäfen, mit Holland, Portugal und dem mittelländiſchen Meere treiben. Nach Norwich werden über Yarmouth viele Güter eingeführt, und eben ſo die eigenen Fabrikate von da ausgeführt. Die Küſtenfahrt beſteht in der Einfuhr von Steinkohlen und Ausfuhr von Korn, Malz und Worſtedzeugen. Nach Grönland werden einige Schiffe auf den Wallfiſchfang geſchickt, auch gehen Schiffe aus, um Kabeljau zu fangen. Eine Hauptnahrung der Einwohner beſteht jedoch ſeit den älteſten Zeiten in der Herings- und Makrelen-Fiſcherei. Den ganzen Monat October hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine ſehr wichtige Heringsfiſcherei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangenen Heringe iſt gewöhnlich außerordentlich groß, und ſie werden von hier auf 40 bis 50 Schiffen nach Spanien, Portugal und verſchiednen Häfen Italiens verführt. Zu den ausgezeichneten Gebäuden gehören die Nicolaikirche, das Theater, das Fiſcherhospital, das Zuchthaus, das Rath- und Zollhaus. Es iſt auch ein Seebad hier vorhanden.

Yeoman, in England der nächſte Rang nach der Gentry. Sonſt waren 250 Mann der königlichen Leibwache aus dieſem Stande welche Yeomen of the Guard heißen. Jetzt ſind es nur noch 100 und 70 als Reſerve.

Yorik, ſ. Sterne.

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), Bruder des Prinz-Regenten und zweiter Sohn des Königs Georg III. von Großbritannien, geb. d. 16. Aug. 1763, war von 1783 bis 1802 Fürſtbiſchof von Osnabrück, wurde 1811 d. 25. Mai zum zweiten-

male zum Generaliſſimus der brittiſchen Landmacht ernannt, iſt kaiſ. öſterreichiſcher Feldmarſchall, Großmeiſter des Bathordens, und hat, außer einer Rente von 18,000 Pf. wegen des abgetretenen Biſthums Osnabrück, ein Einkommen von 24,000 Pf. In einem Alter von 16 Jahren kam er nach Berlin, um den preußiſchen Kriegsdienſt zu lernen. Hier vermählte er ſich d. 29. Sept. 1791 mit Friederike, König Friedrich Wilhelms II. von Preußen Tochter, und kehrte hierauf nach London zurück. Er iſt kinderlos und wohnt zu Oatlands-Park bei London. Sein öffentliches Leben hat ihn mehr als einmal der ſtrengſten Beurtheilung, ſelbſt in dem Parlamente, bloßgeſtellt. Im J. 1793 erhielt er den Befehl über das brittiſche Heer in Flandern, welches zu der großen Armee unter dem Prinzen von Coburg gehörte. Unter dem Herzog von York dienten Sir Ralph Abercrombie, Sir William Erskine und andere Offiziere mit großer Auszeichnung; allein der Feldzug hatte bei den Fehlern des allgemeinen Plans keinen glücklichen Erfolg. Der Herzog nahm Valenciennes nach einer Belagerung von ſechs Wochen. Die unglückliche Unternehmung gegen Dünkirchen kann ihm nicht zur Laſt gelegt werden. Sie war von Öſterreich mit dem brittiſchen Cabinet verabredet, um dadurch das Parlament zu gewinnen, daß England als Hauptmacht an dem Kriege Theil nähme. Nach Playfair (Polit. Portraits, I. Lond. 1813 S. 73.) ſollen ſelbſt Offiziere vom Generalſtabe des Prinzen von Coburg, aus Unzufriedenheit darüber, daß Valenciennes, zu deſſen Einnahme vorzüglich die Öſterreicher beigetragen hatten, den Britten übergeben wurde, der Unternehmung auf Dünkirchen entgegengewirkt haben. Wenigſtens äußerten die Öſterreicher ihre Freude, als die Engländer unter dem Herzog von York die Schlacht von Hondeſcoote bei Dünkirchen gegen Houchard (8. Sept.) verloren und 4000 Mann eingebüßt hatten. Der Feldzug von 1794 endigte ſo, daß er ſich einſchiffen mußte. Im J. 1795 ward er zum Oberfeldherrn der brittiſchen Heere ernannt. Er ſtellte viele Mißbräuche ab, traf manche gute Einrichtung, und wurde, wegen ſeines milden Betragens dabei, von der Armee geliebt. Im J. 1799 commandirte er die Expedition nach Holland, an der ein ruſſiſches Hülfscorps unter dem General Eſſen Theil nahm. Zwar ergab ſich die holländiſche Flotte dem Viceadmiral Mitchel und der Herzog landete im Helder, aber zu ſpät. Es hatte nämlich an Transportſchiffen gefehlt, um 30,000 Mann zu gleicher Zeit überſetzen zu können. Auch waren ohne die Schuld des Herzogs Zeit und Ort ſchlecht gewählt. Man landete in einer ungünſtigen Jahreszeit (Ende Auguſts und ſtatt tiefer ſüdlich, in Nordholland. Das Wetter war nachtheilig und die Ruſſen (behaupten die Engländer) thaten ihre Schuldigkeit nicht. Daher ſiegte Brune an der Spitze der franzöſiſch-holländiſchen Armee bei Bergen (d. 19. Sept.) über die Alliirten. Zwar griff der Herzog den Feind am 2. Oct. bei Alkmar wieder an, und drängte ihn zurück; allein er benutzte dieſen Vortheil nicht, und ward daher am 6. von Brune zurückgeſchlagen. Hierauf kam d. 18. Oct. eine Capitulation zu Alkmar zu Stande, nach welcher die Engländer 8000 Kriegsgefangene zurückgaben und das Gebiet der Republik räumten. Der Herzog übernahm hierauf wieder die Leitung des Heerweſens. Allein ſeine Verbindung mit Miſtreß Clarke wurde für ſeinen Ruf ſehr nachtheilig. Als er mit dieſer liſtigen Frau Bekanntſchaft machte, hielt er ſie für eine Wittwe. Sie wußte ihn lange zu täuſchen; ſo bald er aber erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, brach er allen Um-

gang ab, beging aber den Fehler, ihr eine Penſion von 400 Pf. zu verweigern. Sie ſchloß ſich daher an ein Mitglied des Unterhauſes, den Oberſten Wardle, an, welcher den Plan entworfen hatte, den Herzog in der öffentlichen Meinung zu verderben. Unterſtützt von mehrern Unzufriednen, welche ſich zurückgeſetzt glaubten, trat er den 27. Jan. 1809 als Ankläger gegen den Herzog auf und verlangte eine Unterſuchung ſeines Betragens als Oberbefehlshaber. Er warf ihm vor, daß er bei Vergebung der Militärſtellen, Penſionen u. ſ. w. Mißbräuche geduldet, Beſtechungen zugelaſſen und beſonders durch den Einfluß ſeiner Buhlfrau, der Mad. Clarke, ſich habe leiten laſſen. Die Anklage fand vor dem Unterhauſe Statt und der Kanzler der Schatzkammer beſtand auf den Fortgang der Unterſuchung. Die Clarke erſchien mehrmals vor dem Unterhauſe perſönlich. Sie geſtand ein, Geld empfangen zu haben, um Beförderungen zu unterſtützen; allein der Herzog habe ihr dazu die Erlaubniß gegeben. Ihre frechen Antworten beluſtigten das Publicum und ſchadeten dem Herzog in der öffentlichen Meinung, ohne irgend einen erheblichen Klagepunkt zu beweiſen. Vielmehr wurde der Herzog mit einer Mehrheit von 278 Stimmen gegen 196 freigeſprochen, als habe er ſelbſt keinen Antheil an den vorgefallnen Beſtechungen und Unregelmäßigkeiten genommen. Dennoch drang Wardle auf die Motion, von dem Könige die Abſetzung des Herzogs als Befehlshaber der Landarmee zu verlangen. Zwar wurde dieſe Adreſſe durch die Stimmenmehrheit verworfen, allein der Herzog fand für gut, das Commando der Armee freiwillig niederzulegen. Dies geſchah im März 1809. Doch ſchon d. 25. Mai 1811 ſetzte ihn ſein Bruder, der Prinz-Regent, in die Stelle eines Feldmarſchalls und Oberbefehlshabers der geſammten brittiſchen Landmacht wieder ein. Indeß war die Urſache ſeiner Entlaſſung, ſeine Verbindung mit Miſtreß Clarke, die unter dem Schutze ſeiner Gunſt Handel mit Militärſtellen und Penſionen getrieben haben ſollte, noch in friſchem Andenken. Daher trugen d. 6. Juni Lord Milton und Francis Burdett im Unterhauſe auf den Beſchluß an: „Es ſcheine dem Unterhauſe ſehr unſchicklich, daß die Räthe des Prinz-Regenten dieſem die Wiederernennung des Herzogs zum Generalcommando vorgeſchlagen;“ allein ihr Antrag wurde, da die Grenville-Foriſche Partei dem Prinz-Regenten ergeben war, mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. Das Volk unterhielt ſich dagegen mit Spottgedichten auf die Prinzen des königlichen Hauſes. Übrigens wird jeder Unbefangene ſich leicht überzeugen können, daß der Herzog nicht für einzelne Unordnungen, die vorgefallen ſeyn mögen, verantwortlich ſeyn kann. Es iſt ſchon ein großes Verdienſt, daß bei einem Heerweſen von 200,000 Mann und 5000 Offizieren dieſe Ordnung und dieſer zweckmäßige Haushalt, wie er wirklich im Ganzen vorhanden iſt, eingeführt und erhalten wurde. Doch iſt es das größte Lob für den Herzog, daß er niemals von ſeiner Gewalt als Oberbefehlshaber einen ſtrengen Gebrauch gemacht oder Härte verſchuldet hat. Vielmehr legte ihm die allgemeine Stimme Milde und Mäßigung bei. Das Parlament hat ihm daher mehrmals, z. B. d. 6. Juni 1814, den Dank der Nation für ſeine gute Militärverwaltung bezeugt. Nach dem Tode der Prinzeſſin Charlotte iſt der Herzog der Kronerbe. K.

York, Graf von Wartenburg, königlich preußiſcher General der Infanterie, Ritter aller preußiſchen und vieler fremden Orden. Wir beklagen den Mangel an zuverläſſigen Materialien, der uns hin-

dert, etwas Beſtimmtes über die frühern merkwürdigen Begegniſſe dieſes ausgezeichneten Feldherrn mitzutheilen, deſſen Leben wir nur ſeit dem Jahre 1806 zu ſchildern vermögen. Er war damals Oberſt und Commandeur en Chef des Jägercorps und commandirte in dem Feldzuge dieſes Jahrs erſt die Avant-, ſpäter die Arriergarde des Corps des Herzogs von Weimar, deſſen Elbübergang er nach den Unfällen an der Saale ſo geſchickt deckte, daß die nachdrängende feindliche Übermacht keinen Vortheil erlangen konnte. Im Gefecht bei Wahren in Meklenburg verwundet und nach Preußen gebracht, entging er dem Schickſale der Blücherſchen Armee bei Lübeck und fand dort eine Anſtellung. Bei der Reorganiſation des preußiſchen Heeres im J. 1808 ward er als Generalmajor zum Inſpecteur ſämmtlicher leichten Truppen ernannt. Im J. 1812 bei dem preußiſchen Hülfscorps *) unter dem Generallieutenant von Grawert angeſtellt, erhielt er deſſen Oberbefehl, als jener General wegen Kränklichkeit das Commando niederlegte. — Dieſer Feldzug führte zwar einige hitzige Gefechte herbei, aber ſchwieriger ward die Lage des Generals, als Buonaparte dem 10. Corps den Rückzug nach der Memel befahl; er führte hier die dritte Colonne, welche die Arriergarde bildend, am 20. Dec. 1812 von Mitau abmarſchirte, verfolgt von den Abtheilungen der Generale Wittgenſtein und Paulucci (die am 27. bereits in Memel einrückten), während die Vordertruppen des Feindes ſich bereits an der Memel ausbreiteten. Nicht ſowohl das Kritiſche dieſer Lage, welche wohl durch der Truppen erprobte Tapferkeit verbeſſert worden wäre, als vielmehr ein Blick auf die politiſchen Verhältniſſe, veranlaßten den General von York zu der bekannten Convention vom 30. Dec. 1812, kraft welcher ſich das preußiſche Corps von den Franzoſen trennte, und unabhängig neutrale Quartiere bezog. Dieſer Schritt, der gleichſam das Signal zur allgemeinen Bewegung in ganz Preußen gab, ward zwar zuerſt von dem Könige, der noch durch wichtige Rückſichten beengt war, ſcheinbar gemißbilligt, aber bald genug durch die Stellung, die der Staat annahm, auf das Glänzendſte gerechtfertigt. Der General hat durch dieſen fürwahr nicht leichten Entſchluß eben ſo ſehr ſeine Umſicht und Charakterſtärke beurkundet, als zu dem großen Befreiungswerke weſentlich beigetragen und zu den nachherigen Ereigniſſen kühn die Bahn gebrochen. Nachdem das geſchmolzene Corps in Preußen wieder möglichſt completirt und ausgerüſtet worden, führte es der General an die Elbe, wo es zuerſt bei Danigkow (5. Aprl. 1813) gegen die aus Magdeburg vorgedrungene Armee des Vicekönigs von Italien ſiegreich focht. Darauf theilte es in den Schlachten von Großgörſchen und Bautzen die rühmlichen Anſtrengungen des verbündeten Heeres und kämpfte am Tage vor letztrer Schlacht (19. Mai) bei Weiſſig mit ruhmwürdiger Ausdauer gegen das überlegene fünfte franzöſiſche Armeecorps unter Sebaſtiani. Während des Waffenſtillſtandes beträchtlich verſtärkt und als erſtes Corps der preußiſchen Armee dem ſchleſiſchen Heere unter Blücher zugetheilt, nahm es entſchiednen Antheil an dem Siege an der Katzbach (26. Aug.). Der General erfocht darauf, als völlig ſelbſtſtändig zu betrachten, den

*) Es bildete dieſes 20,000 Mann ſtarke Corps mit der aus Polen, Bayern und Weſtphalen zuſammengeſetzten Diviſion Grandjean das 10te Corps der franzöſiſchen Armee unter dem Marſchall Macdonald, beſtimmt, den linken Flügel des franzöſiſchen Heeres zu decken und gegen Riga zu operiren.

Sieg über Bertrand bei Wartenburg (3. Oct. ſ. d. Art.), in deſſen Folge das ſchleſiſche Heer ſeine Operationen auf das linke Elbufer übertrug. — Es iſt bekannt, daß er von dieſer glänzenden Waffenthat den Ehrennamen Graf York von Wartenburg führt. Eben ſo ſelbſtſtändig iſt ſein Verdienſt in der Schlacht bei Leipzig, da bei dem am 16. bei Möckern über Marmont erkämpften Siege des ſchleſiſchen Heers ſein Corps ausſchließlich den wichtigen, hartnäckig vertheidigten Punkt Möckern eroberte. Eine genauere Schilderung dieſes mörderiſchen Gefechts würde hier zu weit führen; wer aber den Gang deſſelben genau kennt, wird ſich ſagen, daß nur eine ſo unerſchütterliche Feſtigkeit, wie ſie den General von York auszeichnet, den Sieg feſſeln konnte. Am 18. vom Schlachtfelde abmarſchirt, drängte er ſchon wieder am 20. die fliehenden Feinde bei ihrem Übergange über die Unſtrut bei Freiburg. Als die verbündeten Heere darauf ſiegreich in Frankreich eingedrungen waren, fand der General zuerſt wieder bei Montmirail (d. 11. Febr. 1814) Gelegenheit, ſeinen Feldherrnberuf aufs neue und um ſo ſicherer zu beurkunden, da es hier die Rettung eines Verbündeten galt. Der General Sacken hatte ſich zu voreilig in ein Gefecht mit Buonaparte eingelaſſen, das allgemach ſeine völlige Niederlage herbeiführen mußte, als der General York auf dem Schlachtfelde erſchien und durch ſeine Anordnungen das Gefecht, wiewohl mit eignem großen Verluſte, in ſo weit wieder herſtellte, daß Sacken wenigſtens vom gänzlichen Untergange gerettet ward. Ein nicht geringeres Verdienſt erwarb er ſich in der Schlacht bei Laon (9. März). Dann in Gemeinſchaft mit dem General von Kleiſt unternahm er den — nicht angeordneten, ſondern blos genehmigten — nächtlichen Angriff auf den franzöſiſchen rechten Flügel, der die Zerſtreuung der Corps von Marmont und Arrighi zur Folge hatte, der Schlacht erſt einen entſcheidenden Charakter gab (es wäre ohnedies blos ein parirter Stoß geweſen) und unter andern Umſtänden die Vernichtung Buonaparte's herbeigeführt haben würde. Wenn dies auch bisher noch nicht im Publicum ſo gewürdigt worden zu ſeyn ſcheint, ſo hat ſein König den Werth der That hinlänglich durch die Verleihung des Großkreuzes des eiſernen Kreuzes anerkannt, welches nach den Statuten blos der General erhalten kann, der als Oberbefehlshaber eine entſcheidende Schlacht gewinnt. Nach der Eroberung von Paris folgte der General dem Monarchen nach England, ward zum Grafen York von Wartenburg erhoben, mit einer anſehnlichen Dotation beliehen und zum commandirenden General in Schleſien und dem Großherzogthum Poſen ernannt. Der Krieg, den Buonaparte's Rückkehr nach Frankreich veranlaßte, rufte ihn zwar an die Spitze des fünften preußiſchen Armeecorps, das ſich an der Elbe und Saale ſammelte, aber der Umſtand, daß dieſes Corps zu einer friedlichen Unthätigkeit verdammt blieb, mag wohl eben, ſo wie einige Kränklichkeit veranlaßt haben, daß er deſſen Oberbefehl niemals wirklich übernahm. — Er erlitt zu dieſer Zeit einen ſchmerzlichen, auf ſeine Gemüthsſtimmung gewiß einflußvollen, Verluſt durch den Tod des einzigen Sohnes, der als Huſar im brandenburgiſchen Huſarenregimente in dem unglücklichen Cavalleriegefechte bei Verſailles (1. Juli 1815) nach der rühmlichſten Gegenwehr, mehrfach verwundet, wenige Tage darauf ſtarb. Im Gefolge dieſer Umſtände bat er nach der Rückkehr des Königs um ſeine Entlaſſung, die ihm endlich bewilligt ward. Er lebt ſeitdem in ſtiller Zurückgezogenheit auf ſeinen Gütern in Schleſien.

Young (Edward, ein bekannter engliſcher Dichter, Sohn eines Landpredigers in Hampſhire, geboren 1684. Er ſtudirte zu Oxford die Rechtswiſſenſchaft und wurde daſelbſt 1719 Doctor der Rechte. Er beſchäftigte ſich frühzeitig mit der Dichtkunſt und gab von 1719 an nach und nach drei Trauerſpiele: Buſiris, die Rache und die Brüder (das letztre von J. H. Schlegel deutſch überſetzt 1764) heraus, die mit Beifall aufgenommen wurden, aber auch den Fehler ſeiner ſpätern Gedichte haben, daß ſie zu bilderreich und ſententiös ſind. Auf dieſe dramatiſchen Arbeiten folgten einige moraliſche und religiöſe Gedichte. Da Young mehr Neigung zur Theologie hatte, ſo gab er die Jurisprudenz auf, trat in den geiſtlichen Stand und wurde 1728 Capellan des Königs Georg II. Zwei Jahre ſpäter erhielt er eine ſehr einträgliche Pfarrſtelle und verheirathete ſich. Der Tod ſeiner Gattin und ihrer beiden Kinder erſter Ehe verſetzte ihn in eine wehmüthige Stimmung und gab Veranlaſſung zu ſeinem berühmten Gedichte, Nachtgedanken, das mit großem Beifall in England aufgenommen wurde. Durch Eberts meiſterhafte Überſetzung wurde das Gedicht auch in Deutſchland bekannt, und weckte ein Heer von Nachahmern, die in ſteifer poetiſcher Proſa ſchwülſtige Gedanken zu Tage förderten. Die Periode, da Youngs ſchwermüthige Poeſien in Deutſchland Lieblingslectüre waren, ging der überſpannten Wertherſchen und der empfindelnden Siegwartiſchen voran. Außer jenen Gedichten ſchrieb Young: Satiren auf die Ruhmbegierde, und den Centaur oder über das Modeleben, nebſt einigen kleinern Aufſätzen und Gedichten. Die erſtern ſind ebenfalls von Ebert mit den Nachtgedanken zugleich überſetzt worden, unter dem Titel: Dr. E. Youngs Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unſterblichkeit, in 9 Büchern, nebſt deſſen Satiren auf die Ruhmbegierde, überſetzt von J. A. Ebert. Braunſchweig, 1760—71, 5 Bde. — Young ſtarb in ſeiner Pfarrei zu Wetwyn 1769. Er war ein Mann von Talent, wahrer Religioſität und liebenswürdigen Sitten. Sein ganzes Weſen war zum Feierlichen geſtimmt und alle ſeine Handlungen hatten dieſen Anſtrich. Über ſeinen Werth als Dichter mag hier folgendes ſtrenge, aber ziemlich richtige Urtheil eines engliſchen Kunſtrichters ſtehen. „Die Natur hatte Young eine reiche Fülle eines lebhaften und originellen Geiſtes gegeben. Er war vielſeitig und unerſchöpflich an Hülfsmitteln. Aber dieſe Vorzüge wurden durch entgegengeſetzte Fehler gemindert. Beiſpiele von Mangel an richtiger Beurtheilung und von einem fehlerhaften Geſchmack finden ſich nicht ſelten bei ihm. Oft ſpinnt er einen ſtarken und glänzenden Gedanken mit ermüdender, bis ins Kleinliche gehenden Weitläufigkeit bis zum äußerſten Ende aus; er ſcheint den ganzen Umfang ſeines Gemüths haben zeigen zu wollen, um ganz entfernte Bilder und Gedanken zu vereinigen, die nur durch die größte Mühe mit einander verbunden werden konnten. Seine glühende Einbildungskraft durchbricht die Schranken der Kritik, und er verliert ſich bisweilen in Schwulſt, gerade wenn er glaubt, recht erhaben zu ſeyn.“ — Von dem Dichter Young iſt der als ſtatiſtiſcher Schriftſteller und Verfaſſer einer Reiſe durch England und Wales (1771 ff.) bekannte Arthur Young zu unterſcheiden.

Yſenburg, ſ. Iſenburg.

Yverdun (Iverdon, Iſſerten), eine ſehr induſtriöſe Stadt des Schweizercantons Waadt, in einer angenehmen Lage am neufchateler See, auf einer durch zwei Arme der Orbe gebildeten Inſel, welcher

hernach Thiele heißt, und ſich in den neuenburger See ergießt. Über jeden dieſer Arme führt eine ſchöne Brücke. Die Stadt hat breite und gerade Straßen mit regelmäßigen Häuſern, deren Zahl ſich auf 334 beläuft, und 2500 Einwohnern, welche zum Theil in verſchiedenen Leinwand-, Zitz- und Kattunfabriken beſchäftigt ſind, vorzüglich aber einen ſehr bedeutenden Tranſitohandel zwiſchen Frankreich, Deutſchland und einem Theil der Schweiz treiben, welcher durch die vortheilhafte Lage der Stadt, wozu auch der hieſige Hafen gehört, ſehr begünſtigt wird. Zum Behuf des Handels ſind zwei große Kauf- oder Niederlagshäuſer vorhanden. Es giebt hier ein gutes Gymnaſium. Der nicht unbekannte Profeſſor de Felice, ein neapolitaniſcher Gelehrter, legte hier eine Druckerei an, in welcher er, mit Hülfe einiger franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Gelehrten, in den Jahren 1777 und 1778 eine neue Ausgabe der Encyclopädie (ſ. d. Art.), unter dem Titel: Dictionnaire universel, X Tom. gr. 4. veranſtaltete. In dem hieſigen alten Schloſſe legte der berühmte Erzieher Peſtalozzi (ſ. d. Art.) im J. 1804 ſein Erziehungsinſtitut an, wo es noch gegenwärtig iſt. Der verdienſtvolle Peſtalozzi, der am 12. Januar 1818 ſeinen 74ſten Geburtstag feierte, erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß er die von der Subſcription auf eine neue Ausgabe ſeiner Werke erhaltne Summe von ungefähr 50,000 franzöſiſchen Livres als einen unveränderlichen Fonds zu Gründung einer Armenanſtalt nach ſeinen Erziehungszwecken, und ganz vorzüglich zu immerwährender Beförderung der Erziehungsmittel ſeiner Anſtalt, in ſichre Hände niederlegen wolle. Johann Niederer, Peſtalozzi's älterer Gehülfe, leitet eine Mädchenerziehungsanſtalt und Konrad Näf, Peſtalozzi's Mitbürger, ſteht einer Taubſtummenanſtalt vor, die durch einfache, leichtfaßliche und gründliche Lehrart ſich auszeichnet.

Z.

Z, der fünfundzwanzigſte Buchſtabe des deutſchen Abc (wenn man das Y nicht zählt) und der härteſte unter den Sauſelautern.

Zaar, Zar (Czar), ein Titel der Beherrſcher Rußlands. Das Wort iſt aus der alten ſlavoniſchen Sprache, in welcher noch eine Überſetzung der Bibel vorhanden iſt, und bedeutet ſo viel als König; der Kaiſer wird in eben dieſer Sprache Keſſar genannt. — Bis zum 16ten Jahrhunderte hießen die Beherrſcher der verſchiedenen ruſſiſchen Provinzen Großfürſten (Weliki Knaes), und ſo gab es Großfürſten von Wladimir, Kiew, Moskwa ꝛc. Der Großfürſt Waſilei nahm zuerſt (1505) den Titel Samoderſheta an, welches eben ſo viel als das griechiſche Wort Autokrator bedeutet, und im Deutſchen durch Selbſtherrſcher ausgedrückt wird. Waſilei's Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Zaar von Moskwa an, den ſeine Nachfolger lange fortführten. Im J. 1721 wurde Pe-

tern I. vom Senate und der Geiſtlichkeit, im Namen der ruſſiſchen Nation, der Titel eines Kaiſers von Rußland beigelegt, wofür im Ruſſiſchen das lateiniſche Wort Imperator gebraucht wird. Verſchiedene der größern europäiſchen Mächte weigerten ſich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts dieſen Titel anzuerkennen. Gegenwärtig führt der Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen die Titel: Zaar von Moskwa, von Kaſan, zu Aſtrachan, zu Polen, von Sibirien und des tauriſchen Cherſones. Die älteſten Söhne und präſumtiven Thronfolger der Zaare wurden ehemals Zarewitz (Sohn des Zaars) genannt. Aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieſer Titel auf, und die kaiſerlichen Prinze wurden alle Großfürſten genannt. Kaiſer Paul I. führte (1799) den Titel Zarewitz (oder Ceſarewitſch) für ſeinen zweiten Sohn, den Großfürſten Conſtantin, wieder ein. Auch die ehemaligen Fürſten der dem ruſſiſchen Scepter nun unterworfenen Länder Gruſien (Georgien) und Imirette führten den Titel als Zaare.

Zach (Franz Freiherr von), geb. zu Preßburg am 4ten Junius 1754, einer der ausgezeichnetſten Mathematiker und Aſtronomen unſerer Zeit. Er wurde 1804, nachdem er zuvor in öſterreichiſchen Kriegsdienſten geſtanden und ſich einige Zeit in London aufgehalten hatte, mit dem Charakter eines Obriſtlieutenants Oberhofmeiſter der zu Eiſenberg wohnenden verwittweten Herzogin von Sachſen-Gotha, die er auch von dieſem Jahre an bis Ende des Sommers 1806 auf einer Reiſe durch Frankreich begleitete. Er führte mit rühmlichem Eifer und zum Beſten der Wiſſenſchaft die Direction der Sternwarte bei Seeberg von 1787 bis 1806, wo er ſie niederlegte. Gegenwärtig befindet er ſich im Gefolge der Herzogin in Italien und iſt auch hier für die Aſtronomie thätig. Zach hat dieſe Wiſſenſchaft beſonders durch treffliche Schriften gefördert und erweitert, worin ſich Gründlichkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darſtellung und des Vortrags vereinigen. Bekannt in einem weitern Kreiſe ſind ſeine: Geographiſchen Ephemeriden, ſo wie die Fortſetzung derſelben unter dem Titel: Monatliche Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde. Eine neue Fortſetzung dieſer gehaltvollen Zeitſchrift läßt er in Italien erſcheinen. Ueberdies hat er über einzelne Beobachtungen am Himmel gehaltreiche Abhandlungen herausgegeben; auch finden ſich in mehrern Zeitſchriften, z. B. in der gothaiſchen gelehrten Zeitung, treffliche Arbeiten von ihm.

Zachariä (Juſt Friedrich Wilhelm), Profeſſor der Dichtkunſt am Carolinum zu Braunſchweig, geboren 1726 zu Frankenhauſen im Fürſtenthume Schwarzburg. Er ſtudirte von 1743 an zu Leipzig die Rechte, beſchäftigte ſich aber faſt ausſchließlich mit der ſchönen Literatur und der Dichtkunſt. Durch das Beiſpiel ſeines Vaters, eines Rechtsgelehrten, der ein beliebter Gelegenheitsdichter war, veranlaßt, hatte er ſich frühzeitig als Dichter verſucht. Sein erſtes größeres Werk war: der Renommiſt, ein komiſches Heldengedicht, der erſte, wiewohl unvollkommene Verſuch dieſer Art in Deutſchland. Gottſched machte dieſes Gedicht zuerſt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes bekannt, und hat das Verdienſt, auch dieſen Dichter aufgemuntert zu haben. Aber Zachariä trennte ſich, wie andere gute Köpfe, bald von Gottſched, und kam in Verbindung mit jenen vorzüglichen und geiſtvollen jungen Männern, die ſich damals in Leipzig zuſammengefunden hatten, und die als Urheber eines beſſern Ge-

ſchmacks in Deutſchland anerkannt ſind. Der Beifall, mit dem Zachariä's erſtes komiſches Gedicht aufgenommen worden war, ermunterte ihn, in dieſer Gattung fortzufahren, und ſo entſtanden nach und nach ſeine andern komiſchen Heldengedichte: Phaeton, das Schnupftuch und Murner in der Hölle. Nachdem Zachariä ſich ein Jahr in Göttingen aufgehalten hatte, wurde er 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunſchweig, und 1761 Profeſſor der Dichtkunſt; es wurde ihm auch die Aufſicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waiſenhauſes daſelbſt aufgetragen, die er, nebſt der Herausgabe öffentlicher Blätter, mehrere Jahre hindurch beſorgte. Er zeigte als Lehrer und als Schriftſteller viel Thätigkeit. Seinen Ruhm als Dichter hat Zachariä vorzüglich ſeinen komiſchen Gedichten zu verdanken. Nicht ohne Glück hat er ſich auch in der beſchreibenden Dichtkunſt verſucht; ſeine beſten Gedichte dieſer Art ſind die Tageszeiten und die vier Stufen des weiblichen Alters. Auch gelangen ihm muſikaliſche Gedichte, die er zum Theil ſelbſt in Muſik ſetzte, und leichte, gefällige Lieder gar wohl; in der Ode war er nicht glücklich. Seine komiſchen und beſchreibenden Gedichte ſind in einige neuere Sprachen, und in die lateiniſche überſetzt worden. Er ſelbſt lieferte eine deutſche Überſetzung von Miltons verlornem Paradieſe in Hexametern, die aber matt, untreu und unharmoniſch iſt, und keinen Beifall fand. Außer verſchiedenen andern, zum Theil unvollendet gebliebenen Gedichten ſind auch von ihm: Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier (Braunſchweig 1771). Er hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken unſerer ältern deutſchen Dichter zu erneuern, und gab die nach ſeinem Tode von Eſchenburg fortgeſetzte Sammlung: Auserleſene Stücke der beſten deutſchen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten ꝛc. (1r B. 1766, 2r B. 1771) heraus. Die erſte vollſtändige Sammlung ſeiner poetiſchen Schriften erſchien in 9 Bänden (Braunſchweig 1763 und 1765); eine zweite verbeſſerte Auflage — in welcher die Überſetzung von Miltons Paradies weggelaſſen iſt — in 2 Bänden (Braunſchweig 1772). Nach ſeinem Tode gab Eſchenburg noch einen Band hinterlaſſener Schriften (1781) heraus. Zachariä hatte als Dichter einen Reichthum von poetiſchen Ideen und Bildern, und wußte ihnen eine gefällige Form zu geben. Er arbeitete mit Leichtigkeit, war aber dabei weniger correct. Er ſtarb 1777 im 51ſten Lebensjahre.

Zähigkeit. Zäh nennt man im gemeinen Leben Körper, deren Theile ſich, ohne Zertrennung, beträchtlich verſchieben laſſen: z. B. geſchmolzenes, ohne Zerreißung in lange Fäden ausziehbares, Siegellack, Pech u. ſ. w.

Zahl. Mehrere Einheiten oder unzertrennbare für ſich beſtehende Ganze, zuſammengenommen, bilden eine Vielheit oder Zahl. Man nennt daher das ſucceſſive Zuſammenbringen des Einen zu dem Andern Zählen. Wird der Einheit kein beſonderer Werth beigelegt, ſondern ſie nur im Allgemeinen gedacht, ſo wird die aus ſolchen Einheiten entſtehende Zahl eine unbenannte genannt, iſt aber der Gegenſtand der Einheit bei einer Zahl angegeben, ſo heißt ſie eine benannte. Die Zahlen 3, 4, 5 ſind daher unbenannte, hingegen 3 Thaler, 4 Pfund, 5 Meilen benanntene Zahlen. Iſt die Einheit einer Zahl ein Bruch, ſo wird eine ſolche Zahl eine gebrochene genannt. $\frac{3}{4}$ iſt eine gebrochne Zahl, deren Einheit $\frac{1}{4}$ iſt; dieſe gebrochene Zahl kann dann auch wieder benannt ſeyn, wie $\frac{3}{4}$ Ellen

Die Haupteigenſchaft der Zahlen beſteht darin, daß ſie vermehrt und vermindert werden können, und hierauf beruht die ganze Operation des Rechnens; alle Zweige deſſelben ſind blos Abkürzungsmethoden. P. S.

Zahl (goldene), ſ. Calender.

Zahlenſyſtem. Die wiſſenſchaftliche Formirung eines Zahlengebäudes wird ein Zahlenſyſtem genannt. Das unſrige, ſagt man, hätten wir den Arabern zu danken. Es beſteht darin, daß wir zehn Einheiten, die eben ſo viel verſchiedene Zeichen haben, zuſammennehmen und wiederum als eine beſondere Einheit, die wir Zehner nennen, betrachten; zehn ſolcher Zehner werden dann wiederum zu einer Einheit unter dem Namen Hunderter verbunden, und nach dieſem Geſetze reiht es ſich fort. Es machen demnach zehn Hunderter eine Einheit, die Tauſender heißt, aus. Zehn Tauſender geben einen Zehntauſender; zehn Zehntauſender einen Hunderttauſender; zehn Hunderttauſender eine Million u. ſ. w. Der Werth einer ſo geſchriebenen Zahlenreihe ſteigt hierbei von der rechten zur linken Hand, ſo daß in ſelbiger die letzte Zahl zur Rechten Einheiten, die folgende Zehner, die dritte Hunderter u. ſ. w. enthält. Nach dieſem Geſetze würden die Zahlen 93120415, wie hier neben einander geſtellt, folgenden Werth haben:

9	3	1	2	0	4	1	5
Zehnmillionen	Millionen	Hunderttauſender	Zehntauſender	Tauſender	Hunderter	Zehner	Einer

Da nun dieſes Zahlengebäude im Zuſammennehmen von jedesmal zehn Einheiten, die wir unter der Bezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 kennen, beſteht, ſo nennen wir es das dekadiſche, nach dem griechiſchen Worte Dekadikos (δεκαδικος, die Zehne). Ein anderes Zahlenſyſtem iſt die Dyadik, entlehnt von Dyadikos (δυαδικος, die Zweie), welches Leibnitz zuerſt aufgeſtellt hat, und welches blos in der Verbindung der zwei Zahlen 1 und 0 beſteht; es iſt hiernach 1 eins, 10 zwei, 11 drei, 100 vier, 101 fünf, 110 ſechs, 111 ſieben u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich Zahlenſyſteme blos mit drei oder auch vier Zahlen aufſtellen, die aber für die Mathematik keinen weitern Werth haben. Die Römer nahmen fünf Einheiten zuſammen und ſchrieben dieſe ſo: V; dann brachten ſie zwei ſolcher Fünfer zuſammen, woraus das Zahlzeichen $\overset{V}{\Lambda}$, X entſtand, fünf Zehner ſchrieben ſie L, zwei ſolcher Fünfziger gab einen Hunderter, den ſie C (den erſten Buchſtaben von centum, hundert) ſchrieben. Fünf ſolcher Hunderter gab ein Fünfhunderter D; zwei Fünfhunderter einen Tauſender M (den erſten Buchſtaben von mille, tauſend). Noch gebrauchte man hierbei die Abkürzung, daß eine Ziffer linkerhand, jedoch unmittelbar an eine andere geſchrieben, jene um ſo viel vermindert, als ſie Einheiten hat; es war demnach IV vier, XL vierzig, XC neunzig u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe wurde 1818 folgendermaßen geſchrieben: MDCCCXVIII. — Nach dem dekadiſchen Zahlenſyſteme

iſt alſo jede Zahl zur Linken zehnmal größer, als die zur Rechten. Läßt man nun aber von der Einheit an weiter zur Rechten in jeder Stelle die Zahl zehnmal kleiner werden, ſo müſſen alle ſolche folgende Stellen Brüche enthalten, die nach demſelben Geſetze, wie die ganzen Zahlen zur Linken ſteigen, zur Rechten abnehmen. Es ſind demnach: in der erſten Stelle nach der Einheit zur Rechten Zehntel, in der zweiten Hundertel, in der dritten Tauſentel ꝛc. Um nun aber die ganzen Einheiten von den Brucheinheiten gehörig unterſcheiden zu können, macht man zwiſchen den ganzen Einheiten und den Zehnteln in der Linie der Ziffer ein Komma und es heißt demnach:

4	1	3	6	9	8,	2	7
Hunderttauſender	Zehntauſender	Tauſender	Hunderter	Zehner	Einer	Zehntel	Hundertel

Der Bruch nach den ganzen Einheiten, wie hier $\frac{2}{10}$, $\frac{7}{100}$, heißt ein zehntheiliger oder Decimalbruch, weil der Nenner deſſelben durch 10 theilbar iſt. — Noch giebt es ein gewiſſes Syſtem der figurirten Zahlen oder Reihen der Polygonal- oder vieleckigen Zahlen. Dieſes ſind beſondere Zahlenreihen, die bei der Lehre der Progreſſionen abgehandelt werden, aber ſehr wenig practiſchen Nutzen haben. P. S.

Zähler, ſ. Nenner.

Zähne. Unter allen Knochen des menſchlichen Körpers ſind die Zähne, die Ohrknöchelchen ausgenommen, die kleinſten, aber deſſen ungeachtet ſind ſie für die Schönheit und Geſundheit ſehr wichtig. Für die Schönheit, weil die Rundung und Fülle des Geſichts davon abhängt; für die Geſundheit, weil die Speiſen von ihnen zuerſt gekaut und durch ſie zermalmt werden müſſen, und ſchlechte Zähne ſchlechte Säfte im Munde zum Begleiter haben, welche ſich dann gleich mit den überdies unvollkommen gekauten, und alſo minder leicht verdaulichen Speiſen miſchen. Zugleich können mehrere Buchſtaben ohne die Zähne nicht deutlich ausgeſprochen werden, und die Zähne ſind daher auch für die Ausſprache ſehr wichtig. Die meiſten Menſchen achten auf ihre Zähne viel zu wenig, weil ſie dieſe Verhältniſſe überſehen, und daher giebt es ſo wenige, welche vollkommen gute Zähne haben. Bei Kindern zeigen ſich die erſten Zähne im Verlauf oder gegen das Ende des ſechsten Monats. Hier kommen die erſten Schneidezähne zum Vorſchein, denen in dem zweiten halben Jahre die andern Schneidezähne folgen. Die Spitz- und Backenzähne kommen im dritten und vierten halben Jahre. Alle dieſe Zähne heißen Milch- oder Wechſelzähne, weil ſie vom 7ten Jahre an allmählig ausfallen, um denen zu weichen, die fürs ganze Leben bleiben ſollen. Das Kind hat nur 20 Zähne, der Erwachſene in der Regel 32, nämlich 8 Schneide- und 4 Spitz- oder Augenzähne; die übrigen heißen Backenzähne, wovon die zwei hinterſten die Weisheitszähne heißen, weil ſie ſpät, oft

erſt im 25ſten Jahre erſcheinen. — Jeder Zahn hat eine **Krone** (ſo nennt man den außer dem Zahnfleiſche ſtehenden Theil), den **Körper**, den **Hals**, der vom Zahnfleiſch bedeckt iſt, und eine oder mehrere **Wurzeln**, die in den Zahnhöhlen der Kinnladen ſind. Die Schneide- und Hundszähne haben nur eine, die Backenzähne mehrere, zwei bis drei Wurzeln. Die Krone der Zähne iſt der wichtigſte Theil. Sie iſt mit einem porzellanartigen Schmelze bedeckt, der ſehr hart iſt, aber durch ſehr harte Körper, durch Hitze und Kälte und ſchnellen Wechſel beider leicht Riſſe bekommt. Iſt das, ſo wird dann die darunter befindliche Knochenſubſtanz der äußern Luft Preis gegeben, vom Beinfraß ergriffen, und dies iſt dann die **gewöhnlichſte** Urſache der ſchlechten, ſchmerzhaften Zähne. Da indeſſen die Zähne in dieſer Krone eine kleine Höhle haben, worin ein zarter Nerv und Blutgefäßchen liegen, ſo können auch leicht Krankheitsſchärfen darin eine Entzündung und Verderbniß des Zahnes von innen heraus erregen. Vorzüglich werfen ſich leicht Rheumatismen, Gicht, veneriſche Schärfen auf die Zähne. Um die Zähne geſund zu erhalten, muß man ſich daher vor zu **heißen**, wie vor zu **kalten** Getränken und Speiſen hüten; am meiſten den ſchnellen Wechſel der Temperatur, ferner alles Zerbeißen ſehr harter Körper, das Zerknacken von Nüſſen meiden, keine Faden abbeißen, keine Knoten aufbeißen; weil die Zähne durch das erſtere im Schmelz beſchädigt werden, und das letztere ſie bis tief in die Zahnhöhle erſchüttert und locker macht, und der unterſte Theil ihrer Wurzeln eine Subſtanz hat, die unter dem Namen der **hornartigen** weicher als die übrige iſt, mithin dadurch unmittelbar leiden kann. Säuren aller Art löſen den Schmelz der Zähne auf, beſonders thun dies die ſtärkern und müſſen daher ſorgfältig vermieden werden. Alle Zahntincturen, die Säure bei ſich haben, ſchaden daher in der Länge auf die empfindlichſte Weiſe, ob ſie ſchon für den Augenblick die Zähne rein machen. Da der Schmelz durch rauhe, ſpitzige Dinge beſchädigt werden kann, ſo ſind auch alle metallene Zahnſtocher, das Stochern mit Nähnadeln, Zahnpulver von Bimsſtein, Korallen, Cremortartari ꝛc., Dinge, die man ſorgfältig vermeiden muß. — Leute, die viel Fleiſch, wenig Brot genießen, nicht die allerbeſte Verdauung haben, Tabak rauchen, finden, daß der Schleim im Munde ſich an den Zähnen anſetzt, und den Weinſtein erzeugt: ein Niederſchlag jener im Schleim enthaltenen erdigen Theile; er nimmt vorzüglich die Punkte des Zahnes ein, welche bei dem Eſſen am wenigſten in Berührung kommen, alſo die untern Theile überhaupt, dann die tiefern, zwiſchen Krone und Hals gelegenen, vom Zahnfleiſch begränzten Punkte. Das Zahnfleiſch wird nach und nach dadurch abgetrennt, Verderbniß, häßlicher Geruch aus dem Munde ſind die unausbleibliche Folge. Um ihm **zuvorzukommen**, muß man täglich die Zähne mit einem guten Zahnpulver, lauem Waſſer und einer harten Zahnbürſte reinigen. Wo er ſchon iſt, muß man ihn vom Zahnarzte entfernen laſſen, und dann die Wiederkehr auf gleiche Weiſe verhüten. Den Brand an den Zähnen kann man oft noch durch Ausfeilen der brandigen Stelle entfernen, oder durch Arzneien, Plombiren aufhalten, ſo daß der Zahn noch viele Jahre gebraucht werden kann. Da die mit dem Brande der Zähne entſtehenden Schmerzen oft unerträglich ſind, und auch außerdem dergleichen Schmerzen entſtehen, ſo iſt das Herausnehmen derſelben eben ſo gewöhnlich, als der Verluſt der angefreſſenen Zähne durch all-

mählige Zerſtörung auch da iſt, wo ſie nicht herausgenommen werden, und je wichtiger ſie doch für Sprache ꝛc. ſind, deſto mehr dachte man darauf, dieſen Verluſt durch künſtliche Zähne zu erſetzen. Man bediente ſich dazu gewöhnlich der Menſchenzähne aus Leichnamen geſunder Menſchen; jetzt macht man ſie aus Wollroß-, aus Kuhzahnen, Elfenbein. Der künſtliche Zahn wird entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelſt eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dies nicht geht, an die geſunden Nachbarn mit Seide, Golddraht befeſtigt. Da aber alle ſolche Zähne bald ihre Farbe verlieren und übelriechend werden, ſo verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porzellanartige, die zwar dieſen Fehler nicht haben, aber fürchten laſſen, daß durch ihre Härte gar leicht den entgegen ſtehenden natürlichen geſchadet werde, daher es auch noch nicht entſchieden iſt, ob ſie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fondis Name in Paris u. a. O. bereits verſchafft hat. *r.

Zähringen, ein Dorf mit 800 Einwohnern unweit Freiburg im ehemaligen öſterreichiſchen Breisgau, jetzt im Treiſamkreiſe des Großherzogthums Baden, mit einem zerſtörten Schloſſe gleiches Namens, von welchem die alten Herzoge von Zähringen, die Ahnherren des jetzigen großherzoglich badenſchen Hauſes, ſich nannten. Der letztverſtorbene Großherzog ſtiftete am 26ſten December 1812 einen neuen Haus-Orden des Zähringiſchen Löwens, deſſen Decoration das Wappen dieſes Hauſes, einen Löwen, und die Ruine der Burg Zähringen darſtellt. (Vergl. d. Art. Baden.)

Zainhammer, ein Hammerwerk, wo das Eiſen gezaint, d. h. in breite Stäbe verarbeitet wird.

Zajonczek (Joſeph, Fürſt), Vicekönig des Königreichs Polen, gehört zu den hiſtoriſch merkwürdigen Charakteren unſrer Tage. Er iſt 1752 zu Kaminieck geboren. Wie alle junge polniſche Edelleute widmete er ſich dem Kriegsdienſt. Er wurde Lieutenant in einem Infanterieregiment und durchlief die darauf folgenden Grade ſo ſchnell, daß er ſchon in einem Alter von 32 Jahren (1784) zum Obriſtlieutenant des Regiments Bulama ernannt wurde. Viertehalb Jahre darauf (1793) ward er Oberſt und Chef dieſes Regiments. Auf dieſem Poſten nahm er an dem Kriege, den die Polen gegen Rußland führten, thätigen Antheil. Er bekämpfte in vielen Gefechten die damaligen Feinde ſeines Vaterlandes mit großem Ruhme und zeichnete ſich ſo aus, daß er zum Generalmajor befördert wurde. Der Ausgang dieſes Kampfes iſt bekannt. Das Glück begünſtigte die Sache der Polen nicht, und mit vielen ſeiner Landsleute verließ Zajonczek ſeine Heimath, um in Frankreich ein neues Vaterland zu ſuchen. Auf dem Wege dahin ward er in Galizien angehalten. Er und ſein Bruder, der Mitglied des hohen polniſchen Nationalraths geweſen war, wurden verhaftet und in die Feſtung Joſephſtadt eingeſchloſſen. Als er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er ſich nach Paris, wo er eine militäriſche Anſtellung ſuchte. Man ſchickte ihn zu der franzöſiſchen Armee in Italien, bei der er den Grad eines Brigadegenerals bekleidete. Die tapfre polniſche Legion trug das Ihrige zu den Erfolgen der franzöſiſchen Waffen in Italien bei, und überall, wo ſie gebraucht wurde, behauptete auch der General Zajonczek einen ausgezeichneten Platz. Hierdurch war er Napoleon Buonaparte bekannt und lieb geworden. Dieſer nahm ihn daher mit ſich, als er die denkwürdige Expedition nach Ägypten un-

ternahm. Auch unter dieſem Himmelsſtrich focht der General Zajonczek mit großer Unerſchrockenheit und Einſicht, und ehrenvoll erwähnt findet ſich ſein Name in den Berichten von den mehrſten Treffen, welche die ſogenannte Armee des Orients lieferte. Zur Belohnung dafür ward er im J. 1802 durch einen Beſchluß des damaligen erſten Conſuls Buonaparte zum Diviſionsgeneral ernannt. Nach ſeiner Rückkehr aus Ägypten übertrug ihm derſelbe den Oberbefehl über eine Diviſion franzöſiſcher Truppen in Italien. Der Diviſionsgeneral Zajonczek begleitete gleichfalls Buonaparte, als er im J. 1812 den Zug gegen Rußland unternahm. An der Spitze eines franzöſiſchen Armeecorps riß ihm in dieſem Feldzuge eine Kugel das eine Bein weg, deſſen Stelle jetzt ein hölzernes erſetzt. Seit dieſem Unfall diente der tapfere General Zajonczek nicht mehr in den Reihen der franzöſiſchen Truppen. Eine höhere Beſtimmung gab ihn ſeinem Vaterlande wieder. Im Jahre 1815 ernannte ihn der Kaiſer Alexander, als König von Polen, zu ſeinem Statthalter, Vicekönig oder Namieſtnik, worüber die ganze polniſche Nation erfreut war, und erhob ihn 1818 in den polniſchen Fürſtenſtand.

Zaleucus, der Geſetzgeber der Republik Locris, einer griechiſchen Colonie in Großgriechenland (ſ. d. Art.). Er lebte nach Einigen 500 Jahre vor Chriſti Geb., und war ein Schüler des Pythagoras, nach Andern lange vor ihm, ſchon im 7. Jahrhundert. Von ſeinen Lebensumſtänden, ſo wie von ſeiner Geſetzgebung, iſt wenig bekannt, nur einige fragmentariſche Nachrichten darüber ſind von den alten Schriftſtellern aufbewahrt worden. Seine Geſetze ſcheinen ſehr ſtreng geweſen zu ſeyn. Um den Luxus zu unterdrücken, verordnete er, daß nur öffentliche Dirnen Geſchmeide von Gold und Edelſteinen tragen ſollten. Der Ehebruch ſollte mit dem Verluſte beider Augen beſtraft werden. Der Sohn des Geſetzgebers ſelbſt wurde überführt, dieſes Verbrechen begangen zu haben. Aus Achtung für den Vater bat das Volk inſtändig, dem ſchuldigen Sohne die Strafe zu erlaſſen; aber Zaleucus blieb unerbittlich. Um jedoch die Neigung der väterlichen Liebe mit der Strenge des Geſetzes zu vereinigen, ließ er zuerſt ſich ſelbſt und dann dem Sohne ein Auge ausſtechen. Das Beiſpiel ſtrenger Gerechtigkeit, das Zaleucus dadurch gab, ſoll, nach der Verſicherung der Schriftſteller, die Folge gehabt haben, daß man, ſo lange er lebte, von keinem Ehebruche zu Locris etwas hörte. Um ſeine Geſetze immer aufrecht zu erhalten, verordnete Zaleucus, daß jeder, der einen Vorſchlag zu einem neuen Geſetze machen wollte, mit einem Stricke um den Hals erſcheinen ſollte, damit man ihn ſogleich erdroſſeln könnte, wenn ſein Vorſchlag nicht für beſſer als das ſchon beſtehende Geſetz befunden würde.

Zampieri (Domenico), bekannter unter dem Namen Domenichino, ein berühmter Mahler der lombardiſchen Schule, geboren zu Bologna 1581. Er war ein Schüler Calvarts und der Caracci. Sein Talent entwickelte ſich langſam, aber er erſetzte dieſen Naturfehler durch unabläſſigen Fleiß und erwarb ſich einen ausgebreiteten Ruhm. Seine Kunſtgenoſſen beneideten ihn, und erregten ihm manchen Verdruß. Aus Unmuth darüber, vielleicht auch an beigebrachtem Gift, ſtarb er zu Neapel 1641 im 60ſten Jahre. Zampieri war auch zugleich ein guter Architekt. Papſt Gregor XIII. übertrug ihm die Aufſicht über die päpſtlichen Gebäude. Der Palaſt und die Gärten der Villa Aldobrandini zu Frascati ſind nach ſeiner Angabe eingerichtet. Man ſchätzt in ſeinen Gemählden vorzüglich die

Compoſition. In Frescogemählden iſt er meiſterhaft. Nicht immer ſo in Ölgemählden. Seine Zeichnung iſt groß und correct, beſonders iſt der Ausdruck in den Geſichtszügen vortrefflich. Für ein Meiſterſtück wird ſein heiliger Hieronymus (in einer Kirche zu Rom) gehalten. Zampieri's Originalgemählde werden nicht ſo gar häufig angetroffen; die ſonſt ſo reiche dresdner Gallerie beſitzt keins derſelben. Verſchiedene ſeiner Gemählde ſind in Kupfer geſtochen worden.

Zanguebar, ein afrikaniſches Küſtenland auf der Oſtküſte, welches ſich vom Cap Delgado bis zur Küſte Ajan erſtreckt, in einer Länge von etwa 200 Meilen längs des indiſchen Meeres. Der Boden an der Küſte iſt niedrig, ſumpfig und waldig, und viele Klippen, Sandbänke und kleine Inſeln erſchweren von der Meeresſeite den Zugang. Im Weſten ſteigt das Gebirge Lupata empor und ſcheidet dieſes Land von den unbekannten Theilen des innern Afrika. Der Boden iſt von vielen Küſtenflüſſen bewäſſert, worunter der Quilimanzi und der Magadoſcho die beträchtlichſten ſind, ſehr fruchtbar an Getraide, Reiß, edlen Südfrüchten, und hat Überfluß an Rindvieh und Schafen. Die Bewohner, größtentheils Abkömmlinge der Araber, die den Islam angenommen haben, haben hier mehrere Staaten, als Quiloa, Melinda, Magadoxo, Jubo ꝛc. gebildet, welche ſonſt meiſtens von den Portugieſen abhingen, jetzt aber dem Imam von Maskate unterworfen ſind.

Zannotti (Francesco Maria). Dieſer durch Geiſt und Gelehrſamkeit ausgezeichnete Mann war 1692 zu Bologna geboren, als der jüngſte von achtzehn Geſchwiſtern. Nach dem frühen Tode des Vaters, der als komiſcher Schauſpieler glänzte, empfing er eine ſorgfältige Erziehung bei den Jeſuiten. Sein vielſeitiger Geiſt bemächtigte ſich mit Leichtigkeit aller Gegenſtände des Unterrichts, vornehmlich der philoſophiſchen, phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, und ſchon im J. 1818 übertrug ihm der Senat von Bologna den Lehrſtuhl der Philoſophie an der dortigen Univerſität zugleich mit der Bibliothekarſtelle. Im J. 1723 ward er Secretär und 1766 Präſident jenes Inſtituts. In dieſem Zeitraum erſchienen ſeine wichtigſten Werke. Vertraut mit der Dichtkunſt, übte er ſie nicht nur mit Erfolg ſowohl in toscaniſchen als lateiniſchen Verſen, ſondern ſchrieb auch fünf Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen aufſtellt. Bei der Feier des Jubiläums in Rom 1750 hielt er, nach dem Wunſche Benedicts XIV., auf dem Capitol eine Lobrede auf die ſchönen Künſte, die ſich durch Eleganz und Inhalt empfiehlt. Um ſeinen Gegenſtand noch mehr zu beleuchten, ſchrieb er eine zweite Rede gegen jene erſte, und widerlegte dieſe in einer dritten. Alle drei Reden, die ein Ganzes bilden, erſchienen in demſelben Jahre vereint zu Bologna. Dieſelbe Schönheit der Schreibart, wie in den genannten, finden wir auch in ſeinen philoſophiſchen und phyſikaliſchen Werken, namentlich ſeiner Moral und ſeinen Dialogen über den Druck der Körper, die zugleich an tiefen und erhabnen Ideen reich ſind. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Commentarien der Akademie, worin er eine Geſchichte dieſer gelehrten Anſtalt und eine Analyſe aller derſelben vorgelegten phyſikaliſch-mathematiſchen Arbeiten liefert. Überdies enthalten die Schriften dieſer Geſellſchaft von ihm mehrere gehaltvolle Aufſätze über geometriſche, analytiſche und phyſikaliſche Gegenſtände. Noch erwähnen wir ſein Werk De viribus centralibus,

worin er die Lehre Newtons von den Centralkräften erweitert und erläutert vortrug. — Er ſtarb im J. 1777.

Zante, eine der vorzüglichſten unter den ſieben Inſeln im ioniſchen Meere an der Küſte Griechenlands, welche die ſogenannte (Sieben Inſeln oder ioniſche Republik ſ. d. Art.), oder, wie ſie jetzt heißen: die vereinigten Staaten der ioniſchen Inſeln bilden. Im Alterthume hieß ſie Zakynthos, war nach und nach den Griechen und Römern, ſpäter den Neapolitanern unterthan, und wurde gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts der Herrſchaft der Venetianer unterworfen, welche ſie über 400 Jahre hindurch beſaßen. Im J. 1797 kam ſie, wie die übrigen Inſeln, in die Gewalt der Franzoſen, denen ſie 1799 von den Ruſſen wieder entriſſen wurde. Seitdem hat ſie einen Theil der Republik der vereinigten ioniſchen Inſeln ausgemacht, die durch den am 5ten November 1815 zu Paris zwiſchen Rußland und England geſchloſſenen Tractat unter den unmittelbaren und ausſchließenden Schutz Großbritanniens geſtellt wurde, und die ſich ſelbſt eine Conſtitution gegeben hat, welche unlängſt von dem Regenten Englands ſanctionirt worden iſt. Die Inſel Zante iſt vier, nach Andern ſieben Quadratmeilen groß, und hat gegen 40,000 griechiſche Einwohner. Sie beſteht größtentheils aus einer ausgedehnten Ebene, welche ſich von der nördlichen zur ſüdlichen Küſte erſtreckt, im Weſten von einer Hügelkette und im Oſten durch den Berg Skopo und die bergigen Umgebungen der Stadt begränzt. Sie hat keinen Fluß, doch Quellen hinreichend. Überall findet man Spuren eines unterirdiſchen Feuers, daher ſie auch den Erdbeben ſehr ausgeſetzt iſt. Merkwürdig ſind die Pechquellen, welche ſich bei Chieri, zwei Meilen von der Hauptſtadt, an drei oder vier Stellen eines Moraſtes in der Geſtalt kleiner Teiche befinden. Die Ufer und der Grund ſind nämlich ſtark mit Steinöl belegt, welches die Frühlingsgewäſſer auf die Oberfläche bringen und abſetzen. Man ſammelt jährlich hundert Tonnen, und es wird nur zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Dieſe Pechquellen ſind noch in dem Zuſtande, worin ſie nach Herodots Beſchreibung waren. Der ſehr fruchtbare Boden der Inſel liefert nur auf vier Monate für ſeine Bewohner Getraide, denn zwei Drittel der Inſel ſind mit Reben bepflanzt; daher iſt Wein ein Hauptproduct, wovon jährlich 40,000 Tonnen gewonnen werden; desgleichen erntet man jährlich ſieben bis acht Millionen Pfd. Korinthen, welche größtentheils nach England gehen; ferner erhält man jährlich an 60,000 Tonnen Olivenöl, auch eine bedeutende Menge von Pomeranzen und Limonien. Die Einwohner ſind fleißig und unterhalten Baumwollenſpinnerei und Weberei und beträchtliche Liqueurbrennereien. Die Hauptſtadt Zante liegt am Fuße eines Berges, auf dem ein von den Venetianern erbautes Fort mit ſehr ausgedehnten Feſtungswerken ſteht. Sie hat 16 bis 18,000 Einwohner, iſt nach italieniſcher Art gebaut, mit engen Straßen und maſſiven vier bis fünf Stockwerke hohen Häuſern; die Hauptſtraße läuft mit der Rhede parallel und bildet mehrere öffentliche Plätze. Der Handel iſt lebhaft.

Zappi (Giovanni Battiſta Felice), geboren zu Imola im J. 1667, gehört zu den beſten italieniſchen Dichtern ſeines Zeitalters. Nachdem er zu Bologna die Rechte ſtudirt und darin ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte, daß ihm ſchon in ſeinem dreizehnten Jahre die Doctorwürde ertheilt worden, begab er ſich nach Rom,

wo er bald nicht blos als Rechtsgelehrter, ſondern auch als Dichter glänzte. Er war einer der Stifter der Akademie der Arcadier, in welcher er den Namen Tirſi Leucaſio annahm und der er zur beſondern Zierde gereichte. Ein phantaſtiſch-graziöſer Charakter zeichnet alle ſeine Poeſien aus; nur zuweilen dürfte ihn der Vorwurf des Geſuchten und Gekünſtelten treffen. Seine Talente hatten ihm die Gunſt Clemens XI. erworben, der ihm zu anſehnlichen Pfründen Hoffnung gemacht hatte. Aber noch ehe er zu ihrem Beſitz gelangt war, ſtarb Zappi im J. 1719. Seine Gattin, Fauſtina Maratti, die Tochter des berühmten römiſchen Mahlers Cavaliere Carlo Maratti, war nicht nur durch Schönheit, ſondern ebenfalls durch Dichtertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglauro Cidonia.

Zarskoje Selo (eigentlich Sarskoje Selo, d. i. Sara's Dorf, von dem Taufnamen einer ehemaligen Beſitzerin, als der Ort noch ein bloßes Dorf war), ein kaiſerliches Luſtſchloß, 25 Werſte oder 3½ deutſche Meile ſüdlich von Petersburg entfernt, von wo aus eine Chauſſée durch ſehr einförmige Gegenden führt. Catharina I. legte hier ein Luſtſchloß an, das Eliſabeth (1744) vergrößerte und verſchönerte, und dem Catharina II., deren Lieblingsaufenthalt es war, mit großem Koſtenaufwande ſeine dermalige Pracht und herrlichen Anlagen verſchaffte. Das große drei Stockwerke hohe Schloß iſt inwendig und auswendig prächtig verziert, ſelbſt die äußern Geſimſe und architektoniſchen Verzierungen ſind vergoldet; doch iſt, mit Ausnahme deſſen, was Catharina II. erſchuf oder veränderte, das meiſte in antikem Geſchmack. Man bewundert vorzüglich die große Paradetreppe, den Saal mit Spiegelwänden, die Capelle, die Porzellanzimmer und den Bernſteinſaal, in welchem die Wände von oben bis unten mit Bildhauerarbeit aus Bernſtein verziert ſind. Die Zimmer enthalten prächtige Meublen und ſchöne Gemählde, auch iſt hier eine Gallerie mit Bronzen, von Künſtlern der Petersburger Kunſtakademie verfertigt. In den Gärten, die in engliſchem Geſchmack gut angelegt ſind, findet man eine Eremitage mit Statuen und Vaſen, römiſche und gothiſche Tempel, Pyramiden, und unter mehrern Säulen und Obelisken auch Monumente und Triumphbogen, welche Catharina II. einigen Männern, die ſich unter ihrer Regierung auszeichneten, dem Grafen Romanzow und den Brüdern Orlow, hier errichtete. Den Eingang des Gartens ziert jetzt ein coloſſaler Triumphbogen in antiker Form, von gegoſſenem Eiſen errichtet, mit der Inſchrift: meinen theuern Waffenbrüdern geheiligt. Bei dieſem Luſtſchloſſe liegt die Stadt Sofia, womit jetzt Zarskoje-Selo vereinigt, und wo vor mehreren Jahren ein kaiſerliches Lyceum für die Bildung von Civilbeamten errichtet worden iſt.

Zauberbrunnen, ein kleiner Springbrunnen, von verſchiedener, aber immer, wie beim Heber, auf der Theorie des Luftdrucks beruhender Einrichtung, der bald Waſſer giebt, bald ausſetzt, und zu den Geräthſchaften der natürlichen Magie gehört.

Zauberei, ſ. Magie.

Zauberlaterne, **Laterna magica**, heißt ein optiſcher Apparat, mittelſt deſſen kleine auf Glas gemahlte Figuren im Dunkeln vergrößert an einer Wand dargeſtellt werden können. Die Vergrößerung geſchieht durch zwei in eine verſchloßne Laterne geſetzte Linſengläſer, von denen das erſte die Strahlen ſo auf das zweite ſendet, als ob ſie von einem entlegnern Gegenſtande kämen,

als das Gemählde iſt. Dadurch wird die Länge des Apparats beträchtlich vermindert, indem man das Gemählde dem erſten Glaſe näher als ſonſt bringen kann. Um das Bild deſto ſtärker zu erleuchten, iſt an der Rückwand der Laterne ein Hohlſpiegel angebracht, in deſſen Brennpunkte ſich eine brennende Lampe befindet. Die Zauberlaterne hat auf die Erfindung des Sonnenmikroſkops geleitet.

Zauner (Franz), Hofbildhauer, Profeſſor und Rath der kaiſerlichen Akademie der bildenden Künſte zu Wien, wie auch ſeit 1806 Director der dazu gehörenden Mahler- und Bildhauerclaſſe, iſt geboren zu Konutzberg (nach Andern Kauns) im deutſchen Tyrol 1746 (nach Andern 1748). Die Luſt zur Bildhauerei zeigte ſich früh bei ihm, er bildete ſie bei einem Vetter, der Bildhauer war, aus. Der Trieb, ſich zu vervollkommnen, brachte ihn nach Wien. Er kam 1766 dort an, arm an Geld, aber reich an Enthuſiasmus und Kunſteifer. Er arbeitete fünf Jahre bei dem geſchickten Profeſſor Schletterer. Jede Nebenſtunde benutzte er, um theils nach der Natur, theils nach den wenigen vorhandenen Abgüſſen der Antiken ſich zu bilden, und ſo bahnte ſich ſein Genie den eigenen Weg, frei von dem Zwang der Schule. Er arbeitete unter dem Hofbildhauer Bayer an der Verzierung des Gartens zu Schönbrunn. Raſtloſes, ſelbſt in der Nacht fortgeſetztes Studium brachte ihn ſo weit, daß er nun wünſchte, unter eignem Namen etwas Schönes auszuführen. Bald fand ſich Gelegenheit. Es ſollten Statuen zu einigen Brunnen in Schönbrunn verfertigt werden. Zauner meldete ſich deßhalb bei dem kunſtliebenden Fürſten Kaunitz, der ihm auftrug, binnen 15 Tagen ein Modell zu einem der Brunnen zu arbeiten. Es ſollte die drei größten öſterreichiſchen Flüſſe mit ihren Attributen vorſtellen. Das Modell wurde zur beſtimmten Zeit fertig, erhielt allgemeinen Beifall und Zauner führte es nun im Großen aus. Er erwarb ſich dadurch die Gunſt der Kaiſerin Königin Maria Thereſia, ſo wie des Fürſten Kaunitz, und wurde 1776 als Penſionär des Hofes nach Rom geſchickt, wo er ſich vier Jahre hindurch theoretiſch und practiſch ausbildete. Eben wollte er nach Neapel reiſen, als er 1781 nach Wien zu der erledigten Profeſſur der Bildhauerkunſt berufen wurde. Dort führte er das in unbeſtimmte Manier ausgeartete Studium der Bildhauerei auf richtigere Grundſätze zurück, die ihm die Natur, in Verbindung mit der Antike, darbot. Von eignen Werken führte er folgende aus: Klio, die Muſe der Geſchichte, ſitzend dargeſtellt, in carrariſchem Marmor, für den Fürſten Kaunitz. Das Denkmal der gräflich Frieſiſchen Familie zu Veßlau. Vier coloſſale weibliche Caryatiden, am Portal des Palais des Grafen von Fries am Joſephsplatz zu Wien. Zwei Bruſtbilder Kaiſer Franz II. Hymen, im Muſeum des Grafen von Fries. Die in Bronze gegoſſene coloſſale Bildſäule, die Kaiſer Franz II. ſeinem Oheim Kaiſer Joſeph II. zu Ehren auf dem Joſephsplatz bei der kaiſerlichen Burg in Wien 1807 errichten ließ. Da ſie ſein berühmteſtes Werk iſt, erlauben wir uns, etwas Näheres darüber zu ſagen. Nach der Idee des Künſtlers ſollte dies Monument einfach, edel und erhaben ſeyn, wie es der große Monarch ſelbſt war. Er wählte daher den Moment zur Darſtellung, wie der geliebte Herrſcher in ruhigem Schritt zu Pferde ſitzt, den Arm ſanft vor ſich hingeſtreckt, und in der Mitte ſeines Volks, für deſſen Wohlfahrt wachend, einherreitet. Durch das römiſche Coſtum, durch die Architektur des Piedeſtals, und durch

die Wahl der Ornamente, ſuchte er das Ganze im reinen antiken Geſchmack zu halten. In den Basreliefs bezeichnete der Künſtler Josephs Reiſen, und ſeine Liebe für Ackerbau, Handel und Wiſſenſchaften. Dieſe Bildſäule iſt jetzt faſt die größte in Europa. Profeſſor Zauner veranſtaltete den Guß in Bronze ganz nach einer von ihm ſelbſt ausgedachten Methode, welche von dem Verfahren das in Mariette's Werk über den Guß der Statue Ludwigs XIV. angegeben iſt, ſehr weſentlich verſchieden war. Er erhielt die Erlaubniß, die Statue erſt im Kleinen zu gießen; hierbei ſowohl als bei dem ſo ſchwierigen Guß im Großen beſtätigte der glücklichſte Erfolg alle Erwartungen, ſo daß der Künſtler mit dem belohnendſten Vergnügen am 19ten September 1800 die Figur des Kaiſers und am 26ſten Februar 1803 die Figur des Pferdes in der möglichſten Vollkommenheit aus der abgenommenen Form hervorkommen ſah. Um ſich leichter eine Idee von der Größe dieſer prachtvollen Statue zu machen, fügen wir hinzu, daß allein zur Figur des Kaiſers 354 Centner Metall, und zum Pferde 374 Centner Metall gebraucht wurden, und daß in dem Körper des Pferdes 23 ſtarke Männer Platz hatten, ohne gedrängt zu werden. Das Denkmal Kaiſer Leopolds II. vom Profeſſor Zauner in weißem Marmor gearbeitet befindet ſich in einer Seitencapelle der Auguſtiner-Hofkirche in Wien. Es ſtellt dieſen Monarchen auf einem Sarkophage liegend vor, in geharniſchtem Anzuge mit römiſchem Mantel. Über ihm gebeugt ſteht die weinende Germania, im langen Trauermantel. Außerdem hat man von dieſem großen Künſtler viele Büſten noch lebender Perſonen in Marmor, welche die treffendſte Ähnlichkeit und den paſſendſten Ausdruck mit einer ſehr feinen Ausarbeitung vereinen. Wl.

Zea (D. Francisco Antonio), Vicepräſident des Congreſſes von Venezuela, einer der gelehrteſten und ausgezeichnetſten Bürger des ſpaniſchen Amerika. Geboren in Neugranada und erzogen in der Hauptſtadt dieſes Vicekönigreichs, S. Fé de Bogota, erweckte er durch ſeine Talente das Mißtrauen der ſpaniſchen Regierung und der Prieſterherrſchaft. Er wurde nebſt mehrern andern durch ihre Talente verdächtigen Männern im J. 1792 gefangen nach Spanien geſandt, fand aber dort eine gute Aufnahme, und man ließ ihn ſeine wiſſenſchaftlichen Studien fortſetzen. Zea zeichnete ſich auch in Spanien aus, und machte eine Reiſe durch Europa. Im J. 1806 war er als Profeſſor der Botanik und Oberaufſeher bei dem königl. botaniſchen Garten in Madrid angeſtellt. Er trat im Namen des ſpaniſchen Amerika als Abgeordneter von Neugranada in der Verſammlung der Cortes während des Krieges mit Frankreich auf, begab ſich in der Folge nach London, und kehrte von da in ſein Vaterland zurück, wo er für die Sache der Freiheit thätig war. Er ſtand im J. 1818 als Präſident des Regierungsrathes und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angoſtura) in Neuguayana; auch war er Generalintendant der Armeen der Republik. Als im Februar 1819 der Congreß der Republik Venezuela in Angoſtura inſtallirt wurde, wurde Bürger Zea zum Vicepräſidenten ernannt.

Zeche. Dieſes Wort ſoll ehemals ſo viel als Innung, Zunft bedeutet haben, und in dieſem Sinn noch in Straßburg üblich ſeyn. Gegenwärtig iſt es ein bergmänniſcher Ausdruck, und man verſteht darunter ein nach einem beſtimmten Maaße abgemeſſenes Feld oder Gegend, wo unter der Erde durch Stolln oder Schachte gebaut

wird: es iſt in dieſem Sinne eben ſo viel als Berggebäude oder Grubengebäude oder Grube. Wenn, wie gewöhnlich, mehrere Perſonen den Bau einer Zeche gemeinſchaftlich unternehmen, ſo heißt ſie eine Gewerkzeche, und die Geſellſchaft, die ſie baut, eine Gewerkſchaft. Dieſe theilt das Feld oder die Zeche in 128 eingebildete Theile, welche Kuxe heißen. Nach dieſen Kuxen werden ſodann entweder die Koſten oder Zubuße zuſammengebracht, oder der Gewinn, die Ausbeute, an die Gewerken vertheilt. In der bergmänniſchen Sprache ſind viele mit dem Wort Zeche zuſammengeſetzte Ausdrücke üblich, z. B. eine Zeche befahren, ſich in die Grube begeben, um die Anſtalten und Arbeiten zu beſehen; eine Zeche belegen, Arbeiter annehmen und ſie auf der Zeche arbeiten laſſen; das Gegentheil davon heißt, die Zeche liegen laſſen, die Arbeit dabei einſtellen. Zechregiſter heißt die Rechnung über Einahme und Ausgabe einer Zeche oder Grube. — Zeche heißt auch ſo viel als die Reihe, Ordnung, wie irgend ein Geſchäft die Glieder einer Gemeinde nach einander trifft. Daher der Ausdruck: um die Zeche (umzechig, zechum), wechſelsweiſe, einer um den andern. Auf dem Lande ſind an vielen Orten die Unterthanen verbunden, in herrſchaftlichen Angelegenheiten um die Zeche Botendienſte zu thun; das Vieh wird um die Zeche gehütet ꝛc. — Endlich heißt Zeche ſo viel als Gelag, das Trinken in Geſellſchaft. Daher die Ausdrücke: Zechbruder, der ſich öfters bei Trinkgelagen einfindet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand für eine Trinkgeſellſchaft bezahlen, im uneigentlichen Sinne die bei einer Sache aufgelaufnen Unkoſten bezahlen müſſen.

Zechin (ital. Zecchino, von dem Worte Zecca, die Münze, wo das Geld geprägt wird), war die eigentliche Nationalgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig; doch nennt man die Goldmünzen einiger andern Länder, z. B. päpſtliche, türkiſche, im Italieniſchen auch Zechinen. Die florentiner Ducaten heißen Gigliati, und die kaiſerlich öſterreichiſchen, beſonders die cremnizer Ducaten, werden in Italien Ungheri genannt. Die venetianiſchen Zechinen waren den ungariſchen Ducaten am Schrot und Korn gleich, galten aber in Venedig ſelbſt mehr als dieſe. Auch auf den neu geprägten behielt man immer die alte Zeichnung bei, weil die Bewohner der Levante, wohin dieſe Goldſorten im Handel häufig gingen, daran gewöhnt waren. Vom Zechin iſt der Ducaten (ſ. d. Art.) unterſchieden; es giebt in Venedig Gold- und Silberducaten (Ducati d'oro, d'argento); auch in Neapel ſind Silberducaten gewöhnlich.

Zehnte iſt eine Naturalabgabe, welche vom rohen Ertrage der Urproduction im Verhältniß einer beſtimmten Quote erhoben wird. Dieſe Quote beträgt nicht immer, wie man aus der Benennung ſchließen könnte, den zehnten, ſondern bisweilen den 8ten oder 12ten ꝛc. Theil vom Ganzen des rohen Ertrags. Die Entrichtung dieſer Abgabe geſchieht bald an den Staat, bald an die Kirche, bald an Privatperſonen. Der Zehnte wird entweder blos von den Früchten gefodert, welche Grund und Boden trägt, oder von den durch die Landwirthſchaft gewonnenen Thieren; jener heißt Fruchtzehnte, dieſer Blutzehnte, Fleiſchzehnte, Schmalzehnte. Derjenige Zehnte, welcher von neu urbar gemachtem Lande, vom Rottland, entrichtet wird, heißt Novalzehnte oder Neubruchszehnte. „Von allen je erſonnenen Abgaben," ſagt Arthur Young mit Recht, „iſt der Zehnte am verderblichſten; eine wahre

Brandſchatzung, welche das Einkommen des Landmanns ſo ſtark angreift, daß ihm aller Muth zum Fleiße geraubt und jeder Gedanke an Verbeſſerungen bei ihm verdrängt wird. In einem unaufhörlichen Kriege gegen einander liegen die, welche den Zehnten heben und die, welche ihn entrichten. Unter dem Scheine der vollkommenſten Gleichheit iſt dieſe Abgabe die ungleichſte von allen und verdient ſchon in dieſer Hinſicht den bitterſten Tadel. Dieſe Ungleichheit entſteht dadurch, daß ſie vom rohen, nicht vom reinen Einkommen erhoben wird, welches letztere doch allein Gegenſtand der Beſteuerung ſeyn darf. Es giebt nämlich ſo fruchtbare Diſtricte, daß die Hälfte ihres rohen Products völlig hinreicht, das angelegte Capital mit dem gewöhnlichen Gewinnſt wieder zu erſtatten, ſo daß die Hälfte oder fünf Zehntheile als Grundrente für den Gutsbeſitzer übrig bleiben; dagegen giebt es wieder andere, die ſehr unfruchtbar ſind, deren Anbau ſo große Koſten verurſacht und deren Product ſo gering iſt, daß zur Wiedererſtattung des angelegten Capitals mit dem gewöhnlichen Gewinnſt vier Fünftheile der ganzen Ernte gehören, ſo daß nur ⅕ oder $\frac{2}{10}$ der Ernte als Grundrente für den Gutsbeſitzer übrig bleiben. Der Zehnte kann alſo auf einem fruchtbaren Boden nur den fünften Theil der Rente und auf einem unfruchtbaren die Hälfte der Rente wegnehmen. Und eben ſo wie durch ihre Ungleichheit wirkt dieſe Abgabe auch dadurch höchſt nachtheilig auf den Nationalreichthum, daß ſie jede koſtſpielige Verbeſſerung und Vervollkommnung der Bodencultur beinahe unmöglich macht; denn da der Zehntherr immer mit erntet, wiewohl er zu den Koſten, welche den höhern Ertrag veranlaßt haben, nichts beigetragen, ſo muß der Zehntpflichtige von dergleichen Verbeſſerungen gänzlich abgeſchreckt werden. Auch hält der Zehnte in vielen Fällen den Grundbeſitzer ab, den Anbau minder einträglicher Producte mit dem Anbau ergiebigerer zu vertauſchen, weil dieſe nicht ſo leicht gezehntet oder nicht ſo gut vom Zehntherrn benutzt werden können. So konnte man nach Adam Smiths Verſicherung in England erſt verſuchen, den Krappbau empor zu bringen, nachdem eine Parlamentsacte erſchienen war, welche verordnete, daß von jedem mit Krapp beſtellten Acker Feld ſtatt des Zehnten fünf Schillinge entrichtet werden ſollten; und der ſo nützlichen Verbreitung des Futterkräuteranbaues und der Obſtcultur thut in mancher Gegend von Deutſchland nichts mehr Eintrag, als die Furcht, den Hauptertrag dieſer Benutzungsweiſe der Felder dem Zehntherrn überlaſſen zu müſſen, der ernten will, wo er nicht geſäet hat.“ — Mit Recht iſt daher den Regierungen die Abſchaffung der Naturalzehnten als eine der weiſeſten Maaßregeln anzuempfehlen, eine ſolche Abſchaffung aber ohne Entſchädigung des Zehntherrn wäre Ungerechtigkeit. Gehört der Zehnte dem Staate, ſo iſt er zur Beſtreitung des Staatsaufwandes beſtimmt und die Lücke in der Staatscaſſe, welche durch die unbedingte Aufhebung des Zehnten entſtehen würde, müßte durch Abgaben der übrigen Bürger ergänzt werden; ſind aber Privatperſonen die Zehntherren, ſo darf die Regierung noch weniger den Zehnten unbedingt und ohne Erſatz abſchaffen, ohne eines Eingriffs in wohl erworbene Rechte ſich ſchuldig zu machen. Alles kommt demnach hierbei darauf an, mit dem Zehnten eine ſo wohlthätige Veränderung vorzunehmen, daß weder der Zehntberechtigte etwas verliert, noch der Zehntpflichtige etwas zum Nachtheil Jenes gewinnt; dies kann aber nur dadurch geſchehen, daß man die Grundſtücke nach

einem Durchſchnittsertrage von mehrern Jahren abſchätzt und darnach den Theil, welcher dem Zehntherrn jährlich gebührt, beſtimmt, immerhin mag dann dieſer Theil in Natur, d. h. in Körnern, abgeliefert, oder nach dem Marktpreiſe in Münze bezahlt werden, auf jeden Fall wird auf ſolche Weiſe der Zweck erreicht, daß der Landmann fernerhin von der Verbeſſerung der Bodencultur nicht abgeſchreckt und nicht gehindert wird, ſeine Grundſtücke nach freier Willkühr zu benutzen. K. M.

Zeichenlehre, in der Medicin, ſ. Semiotik.

Zeichnungskunſt iſt die ältere Schweſter der Mahlerei und wird ſpäter der Zögling der Geometrie. Umſchreibungen durch Linien und Verſuche, durch ſolche auf einer Fläche dasjenige täuſchend darzuſtellen, was wir in der Natur in gerundeten Formen erblicken, dies iſt der Anfang alles Zeichnens. Skiagraphie nannte man bei den Griechen ſolche Linearverſuche, einen Schatten auf einer Fläche zu umſchreiben. Der altgriechiſchen Sage nach, wurden Zeichnung und Plaſtik bei derſelben Gelegenheit erfunden, denn die Tochter des Dibutades, welche den Schatten des Profils ihres ſcheidenden Geliebten an der Wand umſchrieb, welchen der Vater dann ausſchnitt und in Thon modellirte, wird uns als erſte Zeichnerin genannt, ſo wie der Ritter Saurias, welcher mit dem Speere den Schatten ſeines Lieblingsroſſes umſchrieb, als erſter Zeichner. Zeichnung iſt eine Kunſt der Täuſchung, ſie will uns Erſcheinungen vorzaubern, die nicht wirklich da ſind; nur durch den geiſtigſten Sinn, nur durch das Auge, ſpricht ſie zu uns, ſie läßt ſich nicht begreifen, dem taſtenden Gefühl bleibt ſie fremd. Sie beſtimmt die Nähe und Ferne der darzuſtellenden Gegenſtände durch die Hülfe der Perſpective. So wie die Plaſtik ſchon ihrer Natur gemäß ſich eignet, die höchſten Ideale ſchöner Körperformen zu ſchaffen und darzuſtellen, ſo iſt die Zeichnung geeigneter zur Darſtellung überſinnlicher Ideen. Sie ſpricht mehr zum Sinn als zu den Sinnen. Man kann bei den früheſten Verſuchen im Zeichnen ſchon verſchiedene Epochen annehmen, die ſich faſt bei allen Nationen wiederholen: 1. bezeichnete man die Gegenſtände nur durch rohe formloſe Linien, z. B. ein Oval war ein Kopf ꝛc. 2. Um ſolche Zeichnungen mehr in die Augen fallend zu machen, füllte man den Umriß mit ſchwarzer oder anderer Farbe aus, und zeichnete dann in dieſen ſchwarzen Schattenriß mit Weiß die Augen und Augenbraunen, die Naſe und die Haare. Zu allen dieſen Abbildungen ſchrieb man die Namen und überhaupt erklärende Worte, wie wir ſie auf den älteren Vaſen finden; dies ſind die alt-äoliſchen Worte mit pelasgiſchen Buchſtaben, die ſelbſt bei alten Reliefs oft angebracht ſind; dieſe Sitte blieb aber bei den Griechen ſelbſt in den blühenden Zeiten der Zeichnungskunſt, denn die Figuren der großen Gemählde des Polygnot in der Leſche zu Delphi waren ſogar durch Überſchriften bezeichnet. In der dritten Epoche fing man ſchon an, die noch ſchattenloſen Zeichnungen zu illuminiren, man gab nämlich die Farben der verſchiedenen Gewänder an, aber alles völlig flach. So ſtickten Helena und Andromache in Homers Geſängen ihre Teppiche. In der vierten Epoche bemerkte man bei dieſer Flachmahlerei den Mangel der Rundung. Ardices und Telephanes (wahrſcheinlich erdichtete Namen) fingen an, durch das Schraffiren inwendig die Rundung der Körper auszudrücken. So zeichnete in neuerer Zeit Polidor die Caravaggio mehrere Fres-

co's in Rom, wo er ſich mit einer einzigen Farbe begnügte, die
Schatten aber durch Schraffirungen ausdrückte. Man nennt dies:
„al sgrafito" oder „peintures hachées." Dieſe Manier zu zeich-
nen war aber äußerſt hart. Philocles und Cleanthes erfanden die
Monochromen oder einfarbigen Gemählde (die nicht mit den
Monogrammen, oder mit Linien ſkizzirten Zeichnungen zu ver-
wechſeln ſind); bei den Monochromen wurden die Farben mit Weiß
gemiſcht, ſo glich dies der Manier, welche man noch jetzt en ca-
mayeu nennt. Dies bildete den Übergang aus dem Zeichnen in
das eigentliche Mahlen. Die Griechen waren ſehr ſtreng und ge-
nau bei ihrem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer des
Apelles, verlangte, daß ſeine Schüler zehn Jahre bei ihm aushal-
ten mußten. Man konnte drei Lehrſtufen annehmen: in der erſten
wurde Feſtigkeit der Hand und des Striches erworben, die Lehr-
linge mußten mit Griffeln auf Tafeln zeichnen, die mit Wachs über-
zogen waren; in der zweiten ſtudirten ſie die Feinheit und den
zarten Schwung der Striche, hier arbeiteten ſie mit dem Griffel
auf geglättete Buchsbaumtafeln und bisweilen auch auf Membranen
oder zubereitete mit Wachs überzogene Thierfelle. In der dritten
Lehrepoche mußten ſie Leichtigkeit und Freiheit erwerben,
hier wurde der Pinſel ſtatt des Griffels genommen und mit ihm
auf weiße Tafeln ſchwarze oder rothe, auf ſchwarze Tafeln weiße
Skizzen aufgetragen. Hierzu wurden auch oft gekreidete oder ge-
gypste Tafeln genommen. Die Linearzeichnung wurde zur höchſten
Vollkommenheit gebracht und in ihr verherrlichten die größten
Meiſter ihren Triumph. Der Wettſtreit des Apelles und Protoge-
nes in ſolchen mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfe-
nen Linien, welche ganz die Meiſterhand verriethen, iſt bekannt.
Dieſe Feinheit und Reinheit der Umriſſe iſt auch der Hauptvorzug
aller berühmten Vaſengemählde; etwas Hartes und Trocknes erhiel-
ten ſelbſt die auf ſolche Umriſſe ausgeführten Gemählde, und man
kann wohl behaupten, daß dieſe Art zu zeichnen der Alten, durch
den Einfluß der byzantiniſchen Schule auf das weſtliche Europa,
auch den frühern trocknen und magern Styl der altitalieniſchen ſo-
wohl als altdeutſchen Schule veranlaßte. Wir erwähnen die Te-
trachromen (vierfarbigen) und Polychromen (vielfarbigen Ge-
mählde) der Alten nicht weiter hier, weil ſie ſchon ins Gebiet der
Mahlerei gehören. Wenn wir in der neuern Zeit die Zeichnungs-
kunſt betrachten, ſo theilen ſich die Arten zu zeichnen in drei
Hauptgattungen ein: mit der Feder, mit der Kreide, und mit
Tuſche (en lavis). Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf
weißes Papier; bei dem erſtern werden die Lichter mit weißer
Kreide aufgeſetzt, bei letzterm aber werden ſie ausgeſpart. Die Fe-
derzeichnungen haben ſtets etwas Hartes, Ungefälliges, doch
geben ſie der Hand Sicherheit uud Leichtigkeit, beſonders nützlich ſind
ſie für Landſchaftszeichner. Es giebt zweierlei Arten von Federzeich-
nungen: entweder wird an der Schattenſeite die Zeichnung mit
Schraffirungen (hachures) verſtärkt; oder es werden nur die Um-
riſſe mit der Feder angegeben und der Schatten wird ſanft getuſcht.
Dies iſt beſonders geeignet für architektoniſche Zeichnungen, wie
auch für hiſtoriſche Skizzen. Die Kreidezeichnungen ſind die
gebräuchlichſten und am geeignetſten für alle Kunſtlehrlinge, weil ſich
hier Fehler verwiſchen und verdecken laſſen. Man bedient ſich dazu
ſowohl der ſchwarzen als rothen Kreide, und höht, wenn der Grund

farbig iſt, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide ſo, daß man ſie ſchabt und ſie verwiſcht mit kleinen Rollen von Papier oder Leder aufträgt, welche Eſtompes heißen, ſo bekommt eine ſolche Zeichnung ein äußerſt weiches und gefälliges Anſehen, obgleich weniger ſtrenge Beſtimmtheit. Dieſe Manier, die à l'estompe heißt, eignet ſich beſonders, um breite Maſſen von Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmoniſchen Lichteffect hervorzubringen. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargeſtellten Gegenſtände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden; dieſe eignen ſich beſonders zu Portraits. In dieſe Gattung von Zeichnungen gehören auch die mit Bleiſtift und Silberſtift auf Papier und Pergament, die ſich zur zarten Ausführung kleiner Gegenſtände eignen; man nennt dies crayonnirte Zeichnungen, bisweilen ſind ſie ganz zart mit einer trocknen Farbe untermiſcht. Dieſe Gattung eignet ſich mehr für Miniaturmaler und Dilettanten als für Meiſter. Das Tuſchen geſchieht vermittelſt des Pinſels auf weißes Papier mit ausgeſpaarten Lichtern, entweder mit chineſiſcher Tuſche, oder mit Sepia und Bieſter, mit Indigo oder Karmin gemiſcht. Dieſe Art zu zeichnen geſtattet die höchſte Vollendung, und iſt in allen verſchiedenen Gattungen der darzuſtellenden Gegenſtände ſehr anwendbar. Alle Zeichnungen werden in fünf Claſſen eingetheilt: in Gedanken oder erſte Entwürfe, in ausgeführte Zeichnungen, in Studien, in Akademien, und Kartons. Die Gedanken ſind die erſten Einfälle, die der Künſtler aufs Papier wirft, um ein vorhabendes Werk darnach auszuführen. Man nennt ſie Skizzen oder Croquis; ihr Zweck iſt bloß, den erſten noch rohen Gedanken hinzuwerfen; ſo wenig man ſtrenge Richtigkeit oder Zartheit von ihnen erwarten darf, ſo hoch werden ſie doch geſchätzt, wenn ein Meiſter ſie mit Geiſt und Kühnheit entwarf. Man nennt ſie auch tockirte Zeichnungen (dessins heurtés); ſie machen den größten Reichthum der Sammlungen von Handzeichnungen aus. Ausgeführte Zeichnungen nennt man diejenigen, die ſorgſam vollendet und mit Andeutung aller Kleinigkeiten ausgearbeitet ſind. Unter Studien verſteht man einzelne Theile von Gegenſtänden, die entweder nach dem Leben oder nach dem Runden (d'après la bosse) gemacht ſind, als Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. Hierher gehören auch Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln, welche man macht, um die Anatomie zu ſtudiren. Von Gewändern, von Thieren, Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landſchaften macht ſich der Künſtler auch Studien, welche dann bei der Ausführung von großem Nutzen ſind. Akademien oder Acte nennt man die Figuren, welche in den Malerakademien nach dem lebendigen Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenbeleuchtung in allerlei Stellungen geſetzt, wobei künſtliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und ſchwere Wendungen vorkommen, um die Schüler unter Aufſicht der Profeſſoren darin zu üben. Um Faltenwurf und Bekleidung zu ſtudiren, werden die Gewänder auf den Gliedermann (Mannequin), eine hölzerne Figur, deren Gelenke beweglich ſind, gelegt, und darnach gezeichnet; oft werden dieſe Gewänder naß darauf gelegt, um ſich deſto beſtimmter den Formen anzuſchmiegen und dieſe durchſchimmern zu laſſen. Kartons ſind Zeichnungen auf grauem Papier in derſelben Größe, als das darnach auszuführende Gemälde. Der Künſtler macht ſie, ehe er ein Frescogemälde entwirft. Man heftet ſie über den friſchen Mörtel einer Decke oder Mauer feſt, und fährt mit einem

ſpitzigen Eiſen über die Umriſſe, damit ſie in den Mörtel eingedruckt werden. Man verfertigt auch Kartons, um Tapeten darnach zu wirken. Man hat noch verſchiedene Hülfsmittel, deren ſich die Künſtler bedienen, um den Umriß eines Gemäldes auf eine andere Leinwand überzutragen, wenn ſie es recht treu copiren wollen, oder wenn ſie ihren Entwurf nun auf den Grund, auf dem ſie ihn auszuführen gedenken, wiederholen wollen. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, ſo pflegt man Fäden in abgemeſſenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehn. Dann wird es leicht, in jedes Quadrat das zu zeichnen, was im Original darin ſteht. Soll es ganz in derſelben Größe ſeyn, ſo zeichnet man oft den Umriß durch einen aufgeſpannten ſchwarzen Flor, von welchem man ihn hernach abdrückt; dies gibt zwar keine beſtimmte Form, aber es deutet genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß, und erſpart dadurch dem Künſtler viel Zeit. Will man die ſcharf beſtimmte Form aber nachzeichnen, ſo muß man eine Calque machen, das heißt: man nimmt mit Firniß getränktes, ganz durchſichtiges Papier, und legt es auf das Gemälde; der Umriß wird nun mit einem feinen Stift umſchrieben, dann auf der andern Seite des Papiers mit geſchabter Kreide beſtrichen, und nun abgedrückt, indem man den Umriß mit dem Stift nochmals übergeht; dies nennt man calkiren. Die Handzeichnungen großer Meiſter werden ſtets ſehr geſchätzt, da ſich in ihnen das erſte Feuer, womit ſie eine Idee faſſen, am deutlichſten und genialſten ausſpricht. Es wird eben daher, weil hier alles auf die flüchtige Leichtigkeit ankommt, womit die Idee ausgeſprochen iſt, weit ſchwerer, eine täuſchend ähnliche Copie von einer Handzeichnung zu machen, als von einem ausgeführten Gemälde. Die großen Malerſchulen unterſcheiden ſich eben ſo ſehr in der Zeichnung, als in der Malerei, und ein geübtes Auge wird die Meiſter eben ſo leicht in ihren Zeichnungen unterſcheiden können, wie in ihren Gemälden. Der Styl der Zeichnung iſt bei der ganz altitalieniſchen Schule eben ſo hart, trocken und mager, wie bei der altdeutſchen, nur daß dort edlere und ſchönere Formen durchblicken und richtigere Verhältniſſe, bei der altdeutſchen oft aber noch bedeutungsvollerer Tiefſinn, der ſich mehr zur Poeſie als zur bildenden Kunſt hinneigt. Später wurde in Italien die römiſche Schule, durch Raphaels reinen Sinn für ſchöne und charaktervolle Formen und durch ſein Studium der Antike, die echte Lehrerin und Bewahrerin ſchöner Zeichnung; die florentiniſche Schule wollte ſie gerade hierin übertreffen, und verlor durch Uebertreibung, was ſie an Gelehrſamkeit und ſtreng anatomiſchem Studium wohl voraus gehabt hätte. Die Meiſter dieſer Schule wählen oft kühn verkürzte Stellungen, nur um ihre Muskelkenntniß zu zeigen. Bei den Römern iſt jeder Pinſelſtrich zugleich gemahlt und gezeichnet. Die Florentiner brauchen den Pinſel bisweilen, als ob er nur ein trockener Zeichenſtift wäre. In der lombardiſchen Schule ſchimmert zartempfundene Zeichnung durch den zauberiſchen Farbenſchmelz durch, doch iſt ſie mehr der Natur und dem Gefühl abgelauſcht, als nach ſtreng wiſſenſchaftlichen Regeln gebildet. Bei der venetianiſchen Schule verſchwimmt die Zeichnung oft in der Fülle der Farbengluth, und wenn ſie bei einigen Meiſtern kühn und kräftig hervortritt, ſo ſind es mehr die Formen gemeiner Naturen ohne tiefern Sinn, ohne Adel und Würde, nur imponirend durch ihre kecke Wahrheit und üppige Fülle. Die Venetianer ſind die italieniſchen Niederländer, denn an dieſer und ihrer Schule bemerkt man gleiche Vorzüge, nur

mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die franzöſiſche Schule war zu Pouſſins Zeiten ſehr correct in der Zeichnung und mit Recht nannte man dieſen Meiſter den franzöſiſchen Raphael; ſpäter wurde der Styl äußerſt manierirt, erſt durch David wurde richtige und reine Zeichnung und ſtrenges Studium der Antike wieder eingeführt, durch letzteres und ſehr feſte Zeichnung unterſcheidet ſich die neuere franzöſiſche Schule. Die jetzt lebenden deutſchen Meiſter haben zwar verſchiedenen Styl, um ſo mehr iſt er aus eignem Gemüth und eignem Studium der Natur und der großen Meiſter entſproſſen und dieſe Eigenthümlichkeit iſt gerade ſehr löblich; möchte nur nicht eine ſo große Anzahl deutſcher Kunſtjünger durch die blinde Verehrung der altdeutſchen Schule vom rechten Wege verlockt werden! Die neuern italieniſchen Meiſter folgen treuer ihren großen Vorbildern und der Natur. Die Zeichnung beſtimmt ſtets den Geiſt eines Kunſtwerks, da die Malerei mehr den Körper deſſelben bildet und die letzte Ausführung (Retouche) die Seele hineinhaucht.
WI.

Zeit iſt das allgemeine Verhältniß, in welchem alle wahrnehmbaren Dinge ſtehen, in ſo fern ſie entſtehen, blühen und verſchwinden, und daher zugleich eine dem wahrnehmenden Geiſte nothwendige Form, durch welche das wahrnehmbare Mannichfaltige als nacheinander beſtehend zur Einheit verbunden wird. Sie iſt mithin kein äußerer Gegenſtand, auch kein Verhältniß einzelner Dinge zu einander. Sie iſt vielmehr wie die Erſcheinungswelt, deren Form ſie iſt, unendlich und ohne Unterbrechung. Von einer beſtimmten Zeit aber (relative Zeit) reden wir nur in Hinſicht deſſen, was die Zeit erfüllt. Hiernach unterſcheiden wir auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ihre relativen Beſtandtheile, die ſtetig in einander übergehen. Um die Folge und Dauer einzelner Dinge und Begebenheiten zum menſchlichen Bedürfniß abzumeſſen, hat man die großen und ſich immer gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper, die zunächſt mit der Erde in Verbindung ſtehen, zum Maaßſtabe genommen; daher die phyſiſche oder aſtronomiſche Zeit. Ein ſolches Zeitmaaß gewährt uns nämlich die Natur ſelbſt durch die tägliche ſcheinbare Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. durch die Umdrehung unſerer Erde um ihre Axe. Dies gibt die Sternzeit (ſ. d. Art.). Für die bürgerlichen Lebensverhältniſſe aber konnte aus wichtigen Gründen die Sternzeit nicht zum Zeitmaaße dienen. Man mußte die Sonnenzeit (ſ. d. Art.) nehmen. Obwohl dieſe nun ungleichförmig iſt, und weder mit der Sternzeit noch mit der Zeit, welche eine Uhr angibt, genau übereinkommt, ſo hilft doch dieſem Uebelſtande die Zeitgleichung ab, vermöge welcher man die wahre Sonnenzeit in mittlere verwandelt. (S. Sonnenzeit und Zeitgleichung.)

Zeitalter, die vier (Mythol.). Der Gedanke, daß es einſt eine vollkommen glückliche Zeit des Menſchengeſchlechts gegeben habe, und dieſe durch die allmählige Verſchlimmerung des letztern verſchwunden ſey, hat ungeachtet der traurigen Empfindungen, die er erregt, theils für den denkenden Menſchen, theils für die Phantaſie der Dichter etwas zu reizendes, als daß man ſich darüber wundern ſollte, daß dieſe letztern ſchon in den ältern Zeiten eine Schilderung jenes idealen glücklichen Zeitalters gewagt haben. Man würde ſich vielmehr über das Gegentheil wundern müſſen. Die erſten Dichter, die uns eine etwas vollendete und reizend ſeyn ſollende Beſchreibung dieſes

Zeitalters und ſeiner allmähligen Verſchlimmerung hinterlaſſen haben, ſind Heſiod und Ovid. Nach der Dichtung, die der letztere in ſeinen Metamorphoſen aufſtellt, folgten, ſeit der Entſtehung der Erde, viererlei Zeitalter auf einander, nämlich: 1. das goldne Zeitalter, unter der Regierung des Saturn. Da lebten die Menſchen frei, ohne Geſetze und ohne Richter; ſie kannten nur ihre Ufer, keine Schiffe, keine Waffen, keine Krieger und Kriege; ihre Felder trugen Früchte, ohne geackert zu werden; es herrſchte in dieſem Zeitalter ein immerwährender Frühling. Unter Jupiters Regierung folgte 2. das ſilberne Zeitalter: Jupiter theilte das Jahr in vier Jahreszeiten. Die Menſchen, die vorher auf den Feldern und in den Wäldern gewohnt hatten, fingen nun an, Häuſer zu beziehen und das Feld zu bauen. Darauf trat 3. das eherne oder erzene Zeitalter ein, in dem ſchon Wildheit und Liebe zu den Waffen ſich zeigte, doch aber die Menſchen ſich noch keiner Verbrechen ſchuldig machten. Endlich erſchien 4. das eiſerne Zeitalter. In dieſem hörte Treue und Redlichkeit auf und Betrug, Hinterliſt, Habſucht und Gewalt traten nun an ihre Stelle. Man fing an, Schiffe zu bauen, die Felder auszumeſſen; man ſuchte die in der Erde verborgenen Reichthümer auf; man entdeckte das Eiſen und ſchmiedete Waffen: es entſtanden Kriege, Raub und Mord, und Aſträa floh zum Himmel zurück. In dieſem Zeitalter wagte es ſogar ein boshaftes Geſchlecht von Menſchen, den Himmel zu ſtürmen (ſ. Giganten), bis endlich Jupiter, der Bosheit des Menſchengeſchlechts überdrüßig, mit Beiſtimmung der übrigen Götter, um die Zeit des theſſaliſchen Königs Deucalion, durch eine allgemeine Ueberſchwemmung das ganze Menſchengeſchlecht vertilgte. Nur Deucalion und ſeine Gemahlin Pyrrha blieben übrig. Sie warfen auf einen Ausſpruch des Orakels der Themis Steine hinter ſich, aus welchen ein neues Menſchengeſchlecht erwuchs. — Dieſe Darſtellung Ovids iſt von Dichtern und Philoſophen vielfältig nachgeahmt und weiter bearbeitet worden.

Zeitgleichung nennt man den Unterſchied zwiſchen mittlerer und wahrer Sonnenzeit, von deſſen doppelter Urſache in dem Art. Sonnenzeit ausführlich gehandelt wird. Man ſtelle ſich, um den nicht ganz leichten Gegenſtand noch unter einem andern Geſichtspunkte zu beleuchten, eine eingebildete (mittlere) Sonne vor, welche den Aequator zur Jahresbahn hätte, und denſelben mit gleichförmiger Geſchwindigkeit durchliefe. Dieſe würde mittlere Zeit, gleich unſeren gewöhnlichen Taſchen- und Pendel-Uhren, deren richtigen Gang vorausgeſetzt, zeigen; wogegen die wahre, die Ekliptik mit ungleichförmiger Geſchwindigkeit durchlaufende Sonne wahre Zeit macht, welche jede richtig geſtellte Sonnen-Uhr zeigt. Das heißt mit andern Worten, die Zeitgleichung iſt der Unterſchied zwiſchen der mittlern und wahren, geraden Aufſteigung (ſ. Aufſteigung) der Sonne; eine Erklärung, die man vollkommen verſtehen muß, wenn man in Erwägung zieht, daß der mit der wahren Sonne zugleich culminirende Aequatorspunkt ihre wahre gerade Aufſteigung beſtimmt. (S. Aſtronomie.) D. N.

Zeitmaaß (ital. Tempo, franz. Mouvement), heißt überhaupt die Beſtimmung der Dauer eines gewiſſen Zeitraumes. Insbeſondere aber verſteht man in der Muſik darunter die Beſtimmung des Grades (oder den Grad) der Geſchwindigkeit, in welcher ein Tonſtück vorgetragen werden ſoll. (S. Tempo.)

Zeitrechnung, ſ. Chronologie.

Zeitrenten, ſ. **Leibrenten**.

Zeitungen. Dieſes Mittel, die Zeitereigniſſe ſchnell bekannt zu machen, Ideen darüber in Umlauf zu ſetzen, neue Erfindungen mitzutheilen, überhaupt Nachrichten aller Art zu verbreiten und dadurch den Gang der bürgerlichen Geſchäfte zu erleichtern, ſo wie auf die öffentliche Meinung einzuwirken, war in den ältern Zeiten ganz unbekannt. Es iſt eine aus den Fortſchritten der Cultur hervorgegangene Erfindung neuerer Zeit, die durch die Einführung der Buchdruckerkunſt und der Poſten begünſtigt wurde, und nach und nach eine unüberſehbare Ausdehnung und einen eben ſo unüberſehbaren Einfluß gewonnen hat. Das deutſche Wort **Zeitung** kommt nicht von **Zeit** her, ſondern von dem alten noch im Engliſchen gebräuchlichen Worte **tidings**, geſchehene Dinge, Begebenheiten. Ihren Urſprung hatten ſie in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig mit Soliman II. in Dalmatien führen mußte, gab Veranlaſſung, daß man in Venedig, vom Jahre 1563 an, die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in geſchriebenen Blättern an einem beſondern Orte den Neugierigen zum Leſen mittheilte. Das Leſegeld dafür wurde in einer längſt außer Cours gekommenen Scheidemünze, Gazetta, bezahlt, und dieſer Name ging auf die Neuigkeitsblätter ſelbſt in Italien und ſpäter in Frankreich (Gazette) über. In Deutſchland kamen im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ähnliche Blätter auf. Es hat ſich noch ein „**Aviſo, Relation oder Zeitung**: was ſich begeben oder zugetragen hat in Deutſch- und Welſchland, Spanien und Frankreich ꝛc., in Oſt- und Weſtindien ꝛc.“ im Jahre 1612 gedruckt, erhalten. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt a. M. das **Frankfurter Journal** angefangen und 1617 kamen ebendaſelbſt die **Poſt-Aviſen** heraus. Nach und nach erſchienen nun auch an andern Orten unter den Titeln: Relation, Riſtretto, Correſpondent (wir haben dem Hamburger Correſpondenten im zweiten Bande einen beſondern Artikel gewidmet), Courier, Poſtreiter, Chronik, Realzeitung und dergl. öffentliche Zeitungsblätter, die in der Regel mit einem landesherrlichen Privilegio verſehen waren, von den Regierungen unter ihre Aufſicht genommen und unter Cenſur geſtellt wurden.

Aber erſt mit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution erhielten die politiſchen Zeitungen den höhern Charakter, der ihnen früher, wo ſie ſich auf die bloße Mittheilung der Neuigkeiten einſchränkten, mit Ausnahme Englands, gänzlich abging. Dem Moniteur, welcher zuerſt am 9ten November 1789 erſchien, haben wir im ſechsten Bande einen beſondern Artikel gewidmet, wohin wir verweiſen. Es ſtellten ſich nun, da die Preſſen durch ein Decret der conſtituirenden Nationalverſammlung freigegeben wurden, anſtatt der früher als verächtlich betrachteten ſogenannten Zeitungsſchreiber, durch Talent, Geiſt und Patriotismus und oft auch Geburt ausgezeichnete Männer an ihre Spitze, — ſie ſonderten ſich nach den politiſchen Parteien und Farben; — die öffentlichen Angelegenheiten des Volks wurden in ihnen verhandelt, die Discuſſionen der Nationalverſammlung, durch Geſchwindſchreiber aufgezeichnet, in ihnen mitgetheilt und darüber, je nachdem die Blätter der einen oder andern Partei zugethan waren, polemiſirt. So ſchwer es ſeyn mochte, aus ihnen den wahren Zuſtand der Dinge kennen zu lernen, ſo waren ſie doch das vorzüglichſte Mittel, die politiſche Ausbildung des Volks zu bewirken, und daſſelbe zu gewöhnen, über die öffentlichen Angelegenheiten der Nation nachzudenken und dadurch am Ende auch zu eigenthümlichen Anſichten zu

gelangen. Bei den Engländern war dies alles ſchon früher ſo geweſen. Die Franzoſen ahmten in facto ihnen nur darin nach, wußten aber weniger als ihre Nachbarn, während die Revolution zum Theil durch ſie immer mehr entartete, Maaß und Ziel zu halten, und es entſtanden Blätter, wie Marats Ami du peuple und Huberts Père Duchesne, die man auf der Stufe, zu der unſere Civiliſation gelangt iſt, kaum für denkbar gehalten haben ſollte. Eine Geſchichte des franzöſiſchen Zeitungsweſens während der Revolution würde das höchſte Intereſſe haben, aber auch zugleich faſt eine Geſchichte dieſer Revolution ſelbſt ſeyn. Wir begnügen uns die wichtigſten einzelnen Erſcheinungen dieſer Art in den verſchiedenen Epochen der Revolution und ſeit der Reſtauration hier zu verzeichnen. Ueber den Moniteur, deſſen Napoleon vorzüglich ſich bediente, um durch das Organ deſſelben ſeine Entwürfe vorzubereiten und bekannt zu machen, ſ. d. beſondern Art. — Er hat ſeit der Reſtauration, da ſich die königliche Regierung mehr der halbofficiellen Blätter, die häufig unter dem ſpeciellen Einfluſſe des einen oder des andern Miniſters ſtehen, bedient, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, an Intereſſen und an Abſatz ſehr verloren. Das Journal de Paris erſchien zuerſt 1777, hat ſich während der ganzen Revolution bis jetzt erhalten und iſt gegenwärtig (1820) eines der geleſenſten Pariſer Blätter. Es hat ſeinen politiſchen Charakter ſehr oft ändern müſſen. Eine Zeit lang wurde es von Röderer, Corancez und St. Aubin mit beſonderm Erfolge redigirt. Während des Miniſteriums Decazes (1818 — 20) ſtand es unter dem beſondern Einfluſſe dieſes Miniſters und die liberalen Blätter nannten es ſpottweiſe das Journal de Police. Es iſt auch noch nach Decazes Austritt als ein miniſterielles Blatt zu betrachten. Die Gazette de France war die erſte regelmäßig erſcheinende franzöſiſche Zeitung und begann ſchon im Jahre 1631. Auch ſie hat ſich mit wenigen Unterbrechungen die Revolution durch erhalten und gehört ſeit der zweiten Reſtauration nebſt der Quotidienne, dem Journal des débats und dem Drapeau blanc zu den heftigſten Parteiblättern der Ultraroyaliſten. In den erſten Zeiten der Revolution zeichneten ſich noch beſonders als antirevolutionair die Actes des Apôtres (von Peltier geleitet) und der Ami du Roi, ſo wie im Geiſt der Revolution die Chronique de Paris (von Condorcet, Noel und andern), l'Orateur du peuple (von Freron), l'Ami du peuple (von Marat), das Journal de la cour et de la ville (von dem nachherigen Marſchall Brune angefangen) und viele andere aus. Die oft ſchnell auf einander folgenden Revolutionen hatten auf das Erſcheinen und Verſchwinden der Pariſer Zeitungen immer großen Einfluß und der 10te Auguſt 1792, der 31ſte Mai 1793, der 9te Thermidor 1794, der 13te Vendemiaire 1795, der 18te Brumaire (wo Napoleon die Zügel der Regierung faßte), der 30ſte März 1814, der 20ſte März 1815, der 30ſte Juni 1815 gaben einer Menge Blätter ihre Entſtehung, wie dagegen andere verſchwanden. Lange Zeit erhielt ſich durch alle Revolutionen ungeſtört und ununterbrochen das ſogenannte Journal du soir. Durch ſeinen einfachen und dabei doch geiſtreichen, aber von allem eigentlichen Parteinehmen freibleibenden Ton ſchiffte es allen Klippen der Revolutionsſtürme glücklich vorbei, und es war eine Art von Sprichwort geworden, daß man, um nicht guillotinirt, füſilirt oder deportirt zu werden, die Wahrheit wie das Journal du soir zu ſagen verſtehen müſſe. Das Direktorium bediente ſich insbeſondere des ſogenannten Rédac-

teur, um Frankreich und der Welt ſeine übermüthige und freche Politik bekannt zu machen. Eine der wichtigſten Pariſer Zeitungen, welche ſich auch bis jetzt erhalten hat, und am 1ſten Juni 1791 begann, iſt das Journal des Débats, eine Zeit lang auch Journal de l'Empire genannt. Es hatte das Glück, an dem Abbé Geoffroy einen Mitarbeiter zu gewinnen, durch den es ſo gehoben wurde, daß es eine Zeit lang 30,000 Exemplare abgeſetzt haben ſoll. Die Pariſer Zeitungen begnügen ſich nämlich nicht mit bloßen politiſchen Nachrichten, ſondern liefern ſämmtlich in einem ſogenannten Feuilleton oder im Blatte ſelbſt literariſche Nachrichten. Für letztere zeigte nun Geoffroy ein außerordentliches Talent, und er lieferte in dieſem Feuilleton täglich ſehr anziehend geſchriebene Aufſätze, die ſich durch Kenntniſſe und Witz eben ſo ſehr als durch Satire und Bosheit auszeichneten. Nach Geoffroy's Tode und dadurch, daß das Blatt zu der Partei der Ultraroyaliſten übergegangen, iſt die Anzahl der Abnehmer gegenwärtig auf 8000 geſunken. Die beſten Mitarbeiter an demſelben ſind jetzt Maltebrün und Hoffmann. Unter Napoleon, der nirgends die Freiheit und am wenigſten die Freiheit der Preſſe liebte, war das Zeitungsweſen in Frankreich, wie in ganz Europa, mit Ausnahme Englands, geſunken und in allem, was zur Politik gehörte, bloß Echo deſſen, was der Moniteur, in welchem der Gewaltherrſcher ſelbſt oft eigenhändige Paragraphen einrücken ließ, zu verkünden beliebte. Nach ſeiner Zurückkunft von Elba geſtattete er den Zeitungen zwar Freiheit, aber ſie wurde nur ſparſam benutzt, da man ihm nicht traute.

Nach der erſten und zweiten Reſtauration wurden die Zeitungen unter Cenſuraufſicht geſtellt. Erſt im Juni 1819 hörte dieſe auf und auch die Journale genoſſen einer unbeſchränkten Preßfreiheit. Man hatte jedoch verſchiedene Geſetzbeſtimmungen getroffen, welche die Unternehmung, ein tägliches Journal herauszugeben, ſehr erſchwerten. So war für Paris eine Caution von 10,000 Franken Renten erfoderlich, alſo nach dem Cours der Renten berechnet eine Capital-Summe von 150,000 Franken. Es erſchienen dennoch mehrere neue Zeitungen, z. B. die Renommée, an deren Spitze ſich Benj. Conſtant und Jouy ſtellten, le Censeur, deſſen Hauptredacteur Comte und Dunoyer wurden, und bei welchem Depping ein fleißiger Mitarbeiter iſt, l'Aristarque françois, le Courier und andere. — Die am meiſten verbreitetſte Pariſer Zeitung blieb jedoch trotz dieſer Concurrenz le Constitutionnel, welcher zunächſt von Etienne, Jay und Tiſſot geleitet wird.

Die Wuth der verſchiedenen politiſchen Parteien, welche Frankreich leider immer noch zerreißen, wurde durch die völlige Emancipation der Preſſen im Jahre 1819 jedoch ſo genährt und verurſachte ſolche Scandale, daß die Regierung mit mehreren andern Ausnahmgeſetzen, welche ſie den beiden Kammern nach Ermordung des Herzogs von Berry vorlegte, auch aufs neue vorſchlug, die Journale unter Cenſur zu ſtellen, ein Vorſchlag der jedoch heftigen Widerſpruch bei allen Parteien fand, und der, wenn überhaupt, nur ſehr gemildert und auf kurze Zeit angenommen werden wird, da in Frankreich jedermann dieſe geiſtige Vormundſchaft dritter und, wenn auch unwillkürlich, doch immer befangener Perſonen (Cenſur genannt) eines freien Volkes auf die Dauer unwürdig und mit einer repräſentativen Verfaſſung mit Recht ganz unverträglich findet. Auf alle Fälle aber werden die Repreſſiv-Geſetze gegen den Mißbrauch der Preſſe und na-

mentlich gegen die Verletzung perſönlicher Ehre künftig ſehr geſchärft werden, indem alle Parteien in dieſer Hinſicht über die Nothwendigkeit einer ſtrengeren Geſetzgebung einig ſind.

Dieſe Zeitungsetabliſſements haben in Frankreich und England einen großen Umfang und ſind auch in induſtrieller, ſo wie in mercantiler Hinſicht ſo wichtig, daß wir uns in Deutſchland davon kaum einen Begriff machen können. So beſchäftigt der Constitutionnel in Paris eine eigene Druckerei von acht bis zehn Preſſen, die Tag und Nacht in Thätigkeit ſind; außer ſechs bis acht Eigenthümern und einem Redacteur en Chef ſind noch zehn bis zwölf Redacteurs für verſchiedene Fächer angeſtellt und die monatlichen Auslagen erfordern, wie uns einer der Eigenthümer ſelbſt verſicherte, nicht weniger als gegen 50,000 Franken, alſo 600,000 Franken das Jahr. Das Honorar, das den einzelnen Redacteurs und denen, welche einzelne Artikel liefern, ausgezahlt wird, iſt ſehr bedeutend. Für einen Artikel von einer oder anderthalb Columnen werden oft 100 bis 150 Franken bezahlt.

Der Mechanismus bei dieſen Inſtituten iſt eben ſo bewundernswürdig als die Geſchicklichkeit, welche ſich die Franzoſen erworben haben, über jeden Vorfall, der das Intereſſe des Publicums in Anſpruch nehmen kann, augenblicklich picante Artikel zu improviſiren. Dies gilt beſonders bei den Verhandlungen der Kammern, bei den Verhandlungen der Tribunäle und bei den Schauſpielen. Nur wenige Stunden nachdem das eine oder andere geſchehen, verhandelt oder dargeſtellt worden, findet man in zwanzig Blättern der Hauptſtadt die umſtändlichſten Berichte darüber. Die Theater dauern in der Regel bis elf Uhr Nachts und ſpäter; aber ſchon am nächſten Morgen findet man über alle Bühnen-Darſtellungen, in ſo fern ſie nur einige Aufmerkſamkeit erregt haben, in jedem Blatte einen Artikel.

Der Capitalwerth eines Zeitungsinſtituts iſt in Paris nach Maaßgabe ſeines Credits beim Publikum und des Abſatzes oft ſehr bedeutend. Gemeiniglich iſt er in mehrere Actien vertheilt, die in einzelnen Fällen jede einen Capitalwerth von 100,000 bis 200,000 Franken repräſentiren, mithin alle zuſammen öfters den Werth einer Million Franken und mehr. In England iſt dies noch gigantiſcher, und als im vorigen Jahre (1819) Herr Perry, Eigenthümer des Morning Chronicle, ſein Etabliſſement verkaufen wollte, erklärte er, es nicht unter 100,000 Pfund, alſo 2,400,000 Franken, abſtehen zu wollen.

In England iſt das Zeitungsweſen überhaupt von noch höherer Wichtigkeit als in Frankreich, hat übrigens denſelben Charakter, der durch den Genuß der vollkommenſten Preßfreiheit im Guten wie im Schlimmen noch mehr ausgebildet, aber auch in anderer Hinſicht ausgeartet iſt. Die wichtigſten engliſchen Blätter von der Oppoſitionspartei ſind: the Morning Chronicle; von der miniſteriellen Partei: the Courier; einen eigenen feſten unabhängigen Charakter ſuchte die Times zu behaupten; zu dem leidenſchaftlichſten Ultraroyalismus bekennt ſich die new Times. Auch the Sun, the Statesman, the Morning Post, the Morning Herold ſind, wie viele andere, als ſehr wichtige Inſtitute zu betrachten. Die Einnahme der Regierung von dieſem Zeitungsverkehr (durch den Stempel und die Poſten) iſt von der höchſten Bedeutung und ſchwer zu berechnen. Noch weniger ſind

es die darin angelegten ungeheuren Capitale und die davon bezogenen Renten, ſo wie der ganze induſtrielle Mechanismus dabei.

Italien, Spanien (bis zur Revol. v. 7. März 1820) und Portugal bieten für das Zeitungsweſen wenig Bemerkenswerthes dar. Während der franzöſiſchen Occupationen dieſer Länder hatte es ſich allerdings mehr als bisher entwickelt, allein der Despotismus Napoleons ließ keine freie Wirkſamkeit zu. Gegenwärtig iſt es in dieſen Ländern aus begreiflichen Urſachen noch mehr geſunken. Von italieniſchen Zeitungen iſt die Gazetta di Firenze die einzige, welche im Auslande geleſen wird.

Im Königreiche der Niederlande findet man Zeitungen in holländiſcher und franzöſiſcher Sprache. Mehrere unter den letztern und vor allen der Vrai Libéral, der in Brüſſel erſcheint, gehören zu den keckſten europäiſchen Zeitungen, weshalb die Redacteurs auch ſtets mit den Tribunälen zu thun haben. Die Preſſe ſelbſt iſt zwar in den Niederlanden frei, allein die Geſetze über die Vergehungen der Preſſe ſind um ſo ſtrenger, und nicht ſelten mit großer Härte und ſelbſt Unbilligkeit gehandhabt worden. Eine lange Reihe von Jahren genoß die (franz.) Gazette de Leyde einen großen Ruf und ward als Gazette diplomatique von Europa betrachtet. Sie war das Eigenthum der Familie Luzac in Leyden und von dieſer mehrere Generationen hindurch mit der größten Sorgfalt und im reinſten franzöſiſchen Style redigirt worden. Während der franzöſiſchen Revolution und der auf einander folgenden Parteien in den Niederlanden hatte ſie viele Anfechtungen und ward öfters ſuspendirt. Ihr jetziger Charakter (wenn ſie noch fortdauert) iſt uns unbekannt. Von den in holländiſcher Sprache erſcheinenden Zeitungen (Couranten genannt) iſt die harlemer Zeitung die beliebteſte und die, welche den ſtärkſten Abſatz hat. Faſt in jeder holländiſchen Stadt erſcheint eine ſolche Courant, die aber zu vier Fünfteln mit bloßen ſogenannten Intelligenznachrichten gefüllt ſind, und bei denen ſämmtlich die ſonderbare Gewohnheit eingeführt iſt, daß ſie ſogar am Rande und hier in die Quere bedruckt ſind.

Von dem Zeitungsweſen in Rußland und den ſcandinaviſchen Reichen iſt uns zu wenig bekannt geworden, um davon Bericht geben zu können. Die Petersburger Hofzeitung erſcheint in deutſcher Sprache.

In Deutſchland war bis zum Anfange der franzöſiſchen Revolution der Zeitungsverkehr unbedeutend, und gegen England, Frankreich und ſelbſt auch die Niederlande gerechnet, iſt er es auch immer geblieben. Seit den Beſchlüſſen der deutſchen Bundesverſammlung vom 20ſten September 1819 iſt er aufs neue geſtört und gelähmt worden. Die bis jetzt noch geringe Theilnahme des deutſchen Volks an den öffentlichen Angelegenheiten, die erſt in den conſtitutionellen deutſchen Staaten aufkeimt; die wieder allgemein eingeführte Cenſur, die übrigens nur in einigen der kleinern Staaten aufgehoben war, und von der man ſich nicht leicht entfernen wird, da die Regierungen ſich dabei ſehr gemächlich befinden; das Monopol- und Privilegienweſen *),

---

*) So wird im Königreich Sachſen die einzige politiſche Zeitung Sachſens (die Leipziger) als ein Regale verpachtet. Die Nachtheile davon ſind ſehr groß. Während bei einem ſolchen Privilegium die Zeitung ſelbſt natürlich vernachläſſigt wird, und man ſie bloß wegen der Local-Anzeigen und gerichtlichen Bekanntmachungen lieſt,

das in den meiſten deutſchen Staaten damit getrieben wird; endlich die Getheiltheit der deutſchen Nationalintereſſen und die noch geringe politiſche Ausbildung des deutſchen Volks im Allgemeinen, laſſen auch keine große und glänzende Erſcheinungen darin erwarten oder aufkommen.

Bis zu dem Anfange der franzöſiſchen Revolution war in Deutſchland der Hamburger Correſpondent faſt die einzige Zeitung, welche ihre Nachrichten aus den entfernteren Ländern und Gegenden durch originale Correſpondenzen einzog. Neben ihr erſchien in Hamburg noch eine ſogenannte neue Zeitung, die jedoch, ungeachtet ſie zu Zeiten ſehr gute Redacteurs hatte, z. B. Erſch, am Ende die Concurrenz mit dem Correſpondenten nicht aushalten konnte und aufhören mußte. Aus dieſen Quellen wurden nun für Hunderte von Provinzialblättern die ihnen zuſagenden Artikel durch bloßes Anſtreichen derſelben auf das geiſtloſeſte compilirt, was denn eine Zeitung redigiren hieß. Aus der Erbärmlichkeit dieſer Beſchäftigung und dieſer ſogenannten Redacteurs läßt ſich zum Theil die Verachtung erklären, die in Deutſchland mit dem Begriffe eines Zeitungsſchreibers verbunden ward, und auch in neuerer Zeit, wo man dieſes Geſchäft würdiger behandelte, noch nicht ganz aufgehört hat. Der Abſatz des Hamburger Correſpondenten ſtieg von dem Ausbruche der Revolution an fortwährend, da beſonders in dieſem Zeitpunkte und noch eine geraume Zeit nachher die Redaction vortrefflich war und insbeſondere die Nachrichten aus England und die Parlamentsverhandlungen mit ausgezeichneter Sorgfalt geliefert wurden. Man gab in jenem Zeitraume den Abſatz des Correſpondenten zwiſchen 25 — 30,000 Exemplare an. — Durch die Einverleibung Hamburgs in das franzöſiſche Reich, ſeit welcher Zeit es neben dem deutſchen auch einen franzöſiſchen Text liefern mußte, erhielt das treffliche Inſtitut einen ſolchen Stoß, daß der Abſatz bald nur noch einige tauſend Exemplare betrug, und auch nach der Freiwerdung Hamburgs hat es ſich nicht wieder erholen können, woran aber die Redaction wohl mit Urſache ſeyn möchte.

Raiſonnirende Blätter im Charakter der franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen gab es bis in neuerer Zeit in Deutſchland keine, wenn wir nicht etwa die Neuwieder Geſpräche im Reiche der Todten, die ſogar in Wien regelmäßig nachgedruckt wurden, dahin zählen wollen.

Dagegen bildete ſich im Jahre 1798 in Deutſchland ein neues Zeitungsinſtitut aus, das bald alle andere überflügelte und bis jetzt fortdauert: die allgemeine Zeitung. Der Buchhändler Cotta, damals in Tübingen, dem wir ſo viele treffliche und gediegene Unternehmungen verdanken, faßte auch zu dieſem Inſtitute die erſte Idee und vereinte ſich dafür zuerſt mit Schiller, dann mit Poſſelt und Huber. Schiller ſagte ſich ſchon vor der Ausführung wieder los davon. Poſſelt trat an deſſen Stelle, that aber ſehr wenig, ſo daß Cotta ſelbſt und ſein Aſſocié Zahn die Hauptſache zu beſorgen hatten, bis Huber aus Neuſchatel in Tübingen eintraf und die

werden eine Menge auswärtiger Zeitungen geleſen, wofür eine große Summe Geld ins Ausland geht. Obwohl dieſer Zeitungspacht jetzt noch bedeutend genug iſt (16,000 Thlr.), ſo hat er doch früher bei geringerer Pachtſumme nur gedient, einzelne begünſtigte Perſonen auf Koſten des allgemeinen Weſens zu bereichern, und auch die jetzige Summe würde bei einem Zeitungs- und Anzeigenſtempel leicht ſehr bedeutend erhöht werden können, wenn freie Concurrenz gelaſſen wäre, wobei zugleich das Publikum ſelbſt viel gewinnen dürfte.

Hauptredaction übernahm. Nur bis zum 8ten Sept. 1798 behielt dieſe Zeitung ihren erſten Titel: Neueſte Weltkunde. Ein Verbot traf ſie unter dieſem Titel und ſie nahm nun den der allgemeinen Zeitung an, welchen ſie bis jetzt beibehalten hat. Nach Verlauf des erſten halben Jahres wurde ſie von Tübingen nach Stuttgart, dann 1803 wegen Cenſurſchwierigkeiten von da nach dem damals bayriſchen Ulm, und als dies auch unter würtembergiſche Oberherrſchaft kam, nach Augsburg verlegt, wo ſich das Inſtitut noch gegenwärtig befindet und von der bayeriſchen Regierung mit beſonderer Liberalität behandelt wird. Nach Hubers Tode nahm Stegmann, der früher in preußiſchen diplomatiſchen Dienſten (zuletzt als Legationsrath in Turin) geſtanden hatte, die Redaction und ſie hat ſich der Leitung dieſes ausgezeichneten Mannes, der einem ſo ſchwierigen Geſchäfte vollkommen gewachſen iſt, bis jetzt (1820) zu erfreuen. Als zweiter Redacteur iſt uns Hr. Wiedemann, der früher in Paris in einem miniſteriellen Büreau arbeitete, bekannt; ihm iſt beſonders die Redaction der Frankreich und England betreffenden Artikel anvertraut. Die allgemeine Zeitung hat in allen europäiſchen Ländern Correſpondenten, die ihr mit Nachrichten an die Hand gehen; außerdem bedienen ſich ihrer häufig deutſche und ausländiſche Regierungen, um in halb officiellen Art. das Publikum nach ihren Ideen zu bearbeiten. Dies iſt von der öſterreichiſchen vorzüglich bei den Operationen mit ihrem Papiergelde und ihren Staatspapieren oft mit vielem Geſchick geſchehen; ſelbſt das franzöſiſche Miniſterium hat in den Jahren 1818 — 20 ſich ſehr häufig auch des Vehikels der allgemeinen Zeitung bedient, um Nachrichten ins Publicum zu bringen oder daſſelbe zu deroutiren. (Noch mehr indeß hat ſich das franzöſiſche Miniſterium der Londoner Blätter dazu bedient.) Mit wenigerm Erfolg hat das preußiſche Miniſterium dieſes Hülfsmittel angewandt. In den Beilagen finden ſich häufig intereſſante allgemeine Ueberſichten über die politiſche Literatur einzelner Länder. Von merkwürdigen Reiſenden und von den wichtigſten public Characters unſerer Zeit werden treffende uud genaue biographiſche Nachrichten und Charakteriſtiken gegeben. Den Nekrolog liefert vorzüglich Herr Hofrath Böttiger in Dresden *).

*) Dieſer geiſt- und kenntnißreiche vielſeitig gebildete Gelehrte iſt überhaupt ein ſehr thätiger Mitarbeiter an dieſem Inſtitute, und es iſt dabei nur zu bedauern, daß er, um es allen Parteien recht zu machen, es mit allen entweder ſchon verdorben hat, oder noch verdirbt. Er iſt der Lobredner der entgegengeſetzteſten von ihnen und redet je nach den Perſonen dem Ariſtocratismus wie dem Liberalismus das Wort, jedoch letzteres mit Vorſicht und nur dann, wenn er dabei nicht hier oder dort anzuſtoßen glaubt. Dies gilt nicht bloß von ſeinen politiſchen Berichten in der A. Z. (worüber er auch ſchon öfters ſcharf und in der Brauſchen Minerva einmal [1819] ſelbſt lieblos beurtheilt worden), ſondern auch von ſeinen critiſch-literariſchen Ueberſichten, wo ebenfalls den ſich abſolut entgegenſtehenden Perſonen und literariſchen Inſtituten, je nachdem gerade die Reihe an ſie kommt, Lob und Beifall geſpendet und die heterogenſten Anſichten ſanctionirt werden. So unausſtehlich dies allgemein gefunden und ſo ſehr auch mit Recht anerkannt wird, daß dieſes Verfahren allen Grundſätzen der Critik entgegen läuft, und ein ſo empfangenes und ertheiltes Lob ohne Werth ſeyn muß, — ſo werden ſeine Mittheilungen doch und auch die in der Allg. Zeit. ſehr gern geleſen, da ſie immer in geiſtreicher und lebendiger Form vorgetragen ſind und aus jeder derſelben her-

Bei allen dieſen Vorzügen iſt dennoch der Abſatz der allgemeinen Zeitung im Grunde unbedeutend und kann nicht viel mehr als den Koſtenaufwand decken. 1817 betrug er nicht mehr als gegen 2000 Exemplare, und er mag auch jetzt nicht bedeutend ſtärker ſeyn.

Während der franzöſiſchen Unterjochung Deutſchlands konnte ſich das deutſche Zeitungsweſen, wie ſich denken läßt, nirgends ausbilden, und jedes Blatt hütete ſich, eine politiſche Neuigkeit zu erzählen, ſo lange ſie nicht im Moniteur oder doch in den halbofficiellen pariſer Blättern geſtanden hatte. Der in Caſſel damals erſcheinende weſtphäliſche Moniteur wurde jedoch von Murhard u. A. in ſeiner Art zweckmäßig redigirt und von manchem trefflichen Mitarbeiter, z. B. von Villers, öfters mit intereſſanten Beiträgen ausgeſteuert. Die höchſte Verachtung erregte dagegen ein nach der Schlacht von Jena in Berlin entſtandenes Blatt, unter dem Titel: der Telegraph, von einem getauften Juden Namens Lange redigirt. Die franzöſiſche Regierung jener Zeit war ſchamlos genug, ſich dieſes eben ſo ſchlecht redigirten als ſich zu den verworfenſten Geſinnungen bekennenden Blattes zur Bekanntmachung ihrer officiellen Mittheilungen zu bedienen, und es unter ihren beſondern Schutz zu nehmen. Die Freiwerdung Deutſchlands im Jahr 1813 gab einer Menge politiſcher Blätter im Geiſte der erwachenden Zeit ihr Entſtehen. Kotzebue wurde von dem ruſſiſchen General Wittgenſtein zur Herausgabe einer Zeitung, um auf das Volk zu wirken, eingeladen, und ſo entſtand in Berlin deſſen Ruſſiſch-Deutſches Volksblatt. Eben da begann Niebuhr ein anderes Journal unter dem Titel: der Preußiſche Correſpondent. Beide gingen aber bald unter. Nach der Ueberſchreitung der Elbe durch die vereinigten Heere unternahm der Herausgeber dieſes Lexicons ein politiſches Blatt unter dem Titel: Deutſche Blätter, die in der erſten Zeit mit einem außerordentlichen, mehr aber in der damaligen Zeit als in ihrem Werth begründeten Beifall geleſen wurden. Zu den berühmteſten Zeitungen dieſer Periode muß aber vor allen der Rheiniſche Merkur von Görres gezählt werden. Wir verweiſen darüber auf den Artikel Görres im 4ten Bande und bemerken hier nur, daß am 23. Jan. 1814 das erſte, und am 10. Jan. 1816 das letzte Stück erſchien. Die gewaltſame, durch einen Cabinetsbefehl bewirkte Unterdrückung deſſelben kam dem Vf. vielleicht nicht ungelegen, denn der Ton des rhein. Merkurs ließ ſich unmöglich in einer ruhigen Zeit — und am wenigſten in einem rein monarchiſchen Staat ohne conſtitutionelle Formen fortführen. — Der deutſche Beobachter wurde 1813 nach der Einnahme Hamburgs von einem Hrn. Dävel, Secretair Tettenborns, unternommen und ſpäterhin eine Zeit lang von Cotta, dem Unternehmer der allgemeinen Zeitung fortgeführt. Cotta war hier aber weniger glücklich, und die Entrepriſe koſtete ihm in kurzer Zeit gegen 25,000 Mark B. Einbuße. Sie kam jetzt in Dävels Hände zurück und fand an Röding und Benzenberg Stützen, welcher letztere ganz beſonders dies Inſtitut zu einem Depot ſeiner häufig intereſſanten publiciſtiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Ideen machte. Mit Anfang 1819 hörte Benzenbergs Theilnahme auf, und die frankfurter Bundestags-Beſchlüſſe v. 20. Sept. 1819 boten dem Unternehmer eine vielleicht erwünſchte Gelegenheit, das Blatt ganz aufhören zu laſſen. Es hat in keinem Zeitpunkte über 700 Ab-

vorleuchtet, daß dem Verf. unermeßliche Kenntniſſe zu Gebote ſtehen und ſeine Beleſenheit, ſeine brieflichen Connexionen ſo wie ſein Welt- und Literaturverkehr wahrhaft erſtaunenswürdig ſind.

nehmer gehabt und war zuletzt auf 500 geſunken. — Im Oeſterreichiſchen, das bis dahin außer der officiellen Wiener keine Zeitung von irgend einer literariſchen oder politiſchen Bedeutung hervorgebracht hatte, war inzwiſchen — wir wiſſen nicht genau wann — auch ein Blatt, der öſterreichiſche Beobachter, entſtanden, das bald als halbofficiell betrachtet und außer Oeſterreich auch in ganz Deutſchland mit Aufmerkſamkeit geleſen wurde, da es das einzige war, das ſich von 1809 — 1812 erlaubte, von Zeit zu Zeit einige Lichtſtrahlen über Spanien und die politiſche Stellung der europäiſchen Mächte in die Nacht der damaligen Zeit zu werfen. Der Eigenthümer und Redacteur dieſes Blatts war und iſt noch Hr. von Pilat, ein geborner Hannoveraner, der in Wien zur römiſchen Kirche übergegangen und als Privat-Secretär beim Fürſten Metternich angeſtellt war, und deſſen Stellung daher beſonderes Vertrauen einflößen mußte. Der Abſatz ſoll in dem gedachten Zeitraum bis auf 6000 geſtiegen ſeyn. Gegenwärtig wird der öſterr. Beobachter außer Oeſterreich ſelbſt, im übrigen Deutſchland wenig geleſen, da er in der Regel nur die gewöhnlichen Zeitungsartikel gibt, und wenn er einmal ſelbſtſtändig die Stimme erhebt, dies in einem Sinne geſchieht, der den Foderungen der Zeit zu ſehr widerſpricht, um günſtig aufgenommen werden zu können. In ſeinem Tone hat er ſich zugleich eine gewiſſe Rauheit und eine Art von Dictatur angemaßt, die man nirgends und am wenigſten einem deutſchen Zeitungsſchreiber nachſieht. Er hat häufig Fehden mit den Redactionen der allgemeinen Zeitung, des Oppoſitionsblatts, der bremer Zeitung und auch mit den franzöſiſchen liberalen Blättern angeknüpft, die ſich aber nur ſelten zu ſeiner Genugthuung geendet haben mögen.

Es bleibt uns übrig, noch etwas von der Preußiſchen Staatszeitung zu ſagen. Dieſelbe ſteht zwar unter der Leitung eines eben ſo liberalen als kenntnißreichen Mannes, des Staatsraths Stägemann, dem im 9ten Bande ein beſonderer Artikel gewidmet iſt, allein ſie hat dennoch den Erwartungen des Publicums auf keinerlei Weiſe entſprochen, da daſſelbe einmal kein Vertrauen zu den officiellen und miniſteriellen Bearbeitungen der öffentlichen Meinung faſſen will, und vielleicht auch nicht faſſen kann. Eine wahre öffentliche Meinung kann in der jetzigen Zeit ſich nur unter einer conſtitutionellen und repräſentativen Regierungsform und durch völlige Preßfreiheit, bei welcher aber die Exceſſe derſelben durch die ſtrengſten repreſſiven Geſetze mittelſt Geſchworner zu richten ſind, ausbilden und alles directe Einwirken rein monarchiſcher Regierungen ſelbſt, denen in erſter und letzter Inſtanz immer die Cabinetsbefehle zu Gebot ſtehen, iſt dabei nachtheilig und völlig vergebens. Insbeſondere haben die erſten Berichte über Sands Mordthat und die zuerſt in derſelben verbreitete Nachricht, daß dieſer Mord auf Anſtiften einer nicht genannten, aber leicht zu errathenden Univerſität geſchehen, ſo wie die erſten excentriſchen Berichte über die Verſchwörung in Deutſchland und die ſogenannten demagogiſchen Umtriebe, (man ſehe unſern beſondern Art. darüber im Anhange des 10. Bds.) der preuß. Staatszeitung um ſo mehr in ihrem Credit geſchadet, als dieſe Nachrichten und die Art ihrer Mittheilung zugleich ſo viel Stoff für das Lächerliche darboten. — Außer dem Staatsrath Stägemann hat der Hofrath Carl Müller, ein ſehr gewandter und vielfach unterrichteter Mann, die Leitung dieſes Inſtituts, dem man in ſeiner jetzigen Geſtalt keine Dauer verſprechen darf.

Zu den im Geiſt unſerer Zeit redigirten Blättern dürfte man vor dem 20. Sept. 1819, der für das deutſche Zeitungsweſen eine neue Norm einführte, noch das weimariſche Oppoſitionsblatt,

den fränkiſchen Merkur, die rheiniſchen Blätter und die Speirer Zeitung rechnen.

Dem Oppoſitionsblatt, durch das weimariſche Induſtrie-Comptoir oder Bertuch und deſſen Schwiegerſohn Froriep begründet, lag eine pikante Idee zum Grunde, und nur der Titel in Verbindung mit dem Zuſatze: oder Großherzogl. Weimariſche privilegirte Zeitung, wurde unſchicklich und anſtößig gefunden. Ludwig Wieland, älteſter Sohn des unſterblichen Dichters, ein Mann von Kenntniß, Geiſt, Patriotismus und ſchriftſtelleriſcher (nur zu rauher und derber) Gewandtheit, erhielt die Hauptredaction, und das Inſtitut gewann bald freien Aufſchwung, bis die Feier auf der Wartburg (ſ. d. Art. in dieſem Bande unſeres Lex.) und die Nachrichten und Darſtellungen darüber die weimariſche Regierung ſo ins Gedränge brachten, daß das Oppoſitionsblatt einige Tage lang ganz ſuspendirt und der ſeitherige Redacteur am Ende davon entfernt wurde. Die Red. ſchwankte jetzt eine Zeitlang in mehrern Händen, bis ſie endlich Rüder, während der franz. Occupation Maire von Hamburg, erhielt, der ſie wenigſtens formell noch jetzt führt. Auch der oben gerügte Titel iſt modificirt und das Anſtößige daraus weggelaſſen worden.

Der fränkiſche in Bamberg erſcheinende Merkur wurde von dem als Dichter bekannten D. Wetzel einige Jahre lang mit bedeutendem Erfolge herausgegeben. Wetzeln ſtand Witz, Laune und Satire ſtets zu Gebot und er wußte ſich derſelben in ſeinem Blatt trefflich zu bedienen. Die rheiniſchen Blätter wurden vom Hofrath Weitzel in Wisbaden (der ſich aber nach dem 20. Sept. davon zurückzog) und die Speirer Zeitung vom D. Butenſchön mit Geiſt und politiſchem Blick (jedoch beſonders mit einem gewaltigen Anti-Boruſſismus) redigirt.

Durch die bekannten Beſchlüſſe des deutſchen Bundestags vom 20. Sept. 1819 wurden alle deutſchen Zeitungen auch in den Staaten, wo, wie in Weimar und in Würtemberg, die Cenſur durch die Landesverfaſſung förmlich aufgehoben war, aufs neue wieder unter Cenſur oder miniſterielle Aufſicht genommen und dafür ſolche Grundſätze aufgeſtellt, daß aller freie Aufſchwung der Anſichten aufhören mußte, und die ſämmtlichen deutſchen Zeitungsblätter in ihre alte Apathie zurückſanken. Die Dauer dieſer Verfügungen des deutſchen Bundestags iſt auf fünf Jahre geſetzt.

Außer den politiſchen Zeitungen, mit welchen dieſer Art. ſich bis hieher beſchäftigt hat, ſind auch noch die Handels-, die Gelehrten- und die Unterhaltungsblätter zu erwähnen. —

Von eigentlichen Handelsblättern kennen wir die Londner Lloyds list — die Amſterdamer Zeetidingen — das Beiblatt zum Journal de Paris — die Hamburger Börſenhall-Liſte und eine Nürnberger Handelszeitung. Sie enthalten ſämmtlich Waaren- und Wechſelpreiſe und ihre Veränderungen; die Courſe der Staatspapiere; Nachrichten über das Ankommen und Abgehen der Schiffe; Verzeichniſſe von Falliſſements und gezahlten Dividenden und ähnliche die Handelswelt intereſſirende Berichte. Die Hamburger Börſenhall-Liſte (jetzt von D. Hartmann redigirt), die überhaupt als das vorzüglichſte dieſer Blätter zu betrachten iſt, theilt zugleich jedesmal die neueſten politiſchen Nachrichten mit.

Ueber die gelehrten Zeitungen ſ. m. im 5ten Bande unſers Werks den Art. Literaturzeitungen. Den dort gegebenen Nachrichten, welche ſich nicht bloß auf gelehrte Zeitungen, ſondern auf alle cri-

tiſchen Inſtitute beziehen, inſofern ſie als Zeitſchriften erſcheinen, dürfen wir noch zwei neuere deutſche, ein franzöſiſches und ein italieniſches hinzufügen, welche, wie es ſcheint, die Aufmerkſamkeit der gelehrten Welt in einem nicht geringen Grade auf ſich ziehen. Es ſind dies die beiden deutſchen Quartal-Schriften: die Wiener Jahrbücher der Literatur von Matthäus von Collin herausgegeben, und der Hermes oder critiſches Jahrbuch der Literatur von Brockhaus in Leipzig unternommen und jetzt auch redigirt. Wenn die Wiener Jahrbücher den ſogenannten liberalen Ideen unſers Jahrhunderts mehr abgeneigt als zugethan ſcheinen, ſo dürfen ſie ſich wenigſtens rühmen, die geiſt- und kenntnißreichſten Männer der antiliberalen Partei als Kämpfer in ihren Reihen zu ſehen, von welchen wir nur Gentz nennen wollen. Sie zählen ferner (außer dem trefflichen Herausgeber ſelbſt) v. Hormayr, v. Hammer, und viele andere ausgezeichnete Männer unter ihre Mitarbeiter. Die Idee zu dieſem Inſtitute ſoll vom Fürſten Metternich ausgegangen ſeyn und es ahmt den Londner Quarterly Review, der ihm auch in ſeinen politiſchen Tendenzen als Vorbild vorzuſchweben ſcheint, ſogar bis auf den Umſchlag nach. Die Koſten dieſer Unternehmung werden, wie man ſagt, zum Theil aus der kaiſerlichen Caſſe getragen — Der Hermes (eine bloße Privatunternehmung des Herausgebers dieſes Lexicons) bekennt ſich dagegen in ſeinen politiſchen Tendenzen zu der entgegengeſetzten Partei (der conſtitutionellen), und um ſich hierbei ganz frei bewegen zu können und beim Druck von keiner Cenſur beengt zu ſeyn, hat der Unternehmer Druck und Verlag mit dem zweiten Jahrgang (1820) ganz aus Deutſchland weg und nach Amſterdam verlegt Man hat ihn den deutſchen Edinburgh Review genannt. — Ferner die in Paris (mit 1819) neu erſchienene critiſche Zeitſchrift: la Revue encyclopédique. Sie iſt an die Stelle des Millin'ſchen Magazin encyclopédique getreten, beſchäftigt ſich aber nicht, wie dieſes, vorherrſchend mit archäologiſchen Gegenſtänden, ſondern widmet ſich der ganzen franzöſiſchen und überhaupt europäiſchen Literatur. Der Redacteur iſt Herr Jullien und es zählt die ausgezeichnetſten franz. Gelehrten und auch mehrere Ausländer unter ſeine Mitarbeiter. — Endlich die ſeit 1817 zu Mailand erſcheinende treffliche Biblioteca italiana, die Acerbi zum Herausgeber hat und theils Abhandlungen theils Recenſionen liefert.

Ueber die deutſchen Unterhaltungsblätter haben wir in den Art. Elegante Zeitung, Freimüthiger, Kotzebue und Merkel ſchon mehrere Nachrichten und gewiſſermaßen die Geſchichte ihres Entſtehens mitgetheilt. Ihre Zahl hat ſich ſeitdem beſtändig vermehrt, obgleich auch viele eben ſo ſchnell wieder untergegangen als entſtanden ſind. Die bedeutendſten, außer den oben erwähnten, ſind das ſtuttgarter Morgenblatt, die dresdner Abendzeitung, der berliner Geſellſchafter und das von Kotzebue gegründete literariſche Wochenblatt, das mehr in die Categorie der Unterhaltungsblätter, als der gelehrten Zeitungen zu ſetzen iſt. Erſteres begann 1807 und iſt unter verſchiedenen Redactionen von L. F. Huber, Haug, Rückert (Freimund Reimar) und jetzt der Madam Huber geb. Heyne (einer der geiſtreichſten Frauen und durch ihre Erzählungen der ganzen deutſchen Leſewelt auf das vortheilhafteſte bekannt) mit Glück und Beifall fortgeſetzt worden, da der Unternehmer (der Buchhändler Cotta), der auch ſtets Antheil an der Redaction genommen, viel auf dies Blatt verwendet. Schon ſeit einigen Jahren iſt daſſelbe mit einem ſogenannten Kunſtblatt und mit

einer literariſchen Beilage vereint. Erſteres hat im J. 1820 einen Herrn Schorn, und dieſe den Dr. Müllner in Weißenfels zu Spezial-Redactoren erhalten. Die Wahl des Erſtern ſcheint eben ſo glücklich, als die des Letztern unglücklich getroffen zu ſeyn, indem M. dieſe liter. Beilage nur benutzt, um ſeine Privatſtreitigkeiten darin auszukramen, die Perſonen, die ihn nicht für den erſten deutſchen Dichter und Criticus halten wollen, zu verunglimpfen und anzubohren, die Verlagswerke ſolcher Verleger, mit denen er zerfallen, ohne Rückſicht auf die Vf. herabzuwürdigen, und ſeine eigenen Machwerke durch lobender Selbſtrecenſionen anzupreiſen. Durch dies beiſpielloſe Unweſen entehrt ſich dieſe ſonſt intereſſante Unternehmung in dem Grade, daß man von der Einſicht des Unternehmers erwarten darf, er werde demſelben über kurz oder lang (d. h. ſobald er den Criticaſter nur los werden kann, was ſo leicht nicht ſeyn wird) ſteuern und dadurch dieſem beliebten Blatte aufs Neue ſeine volle Achtung verſchaffen. — Die dresdner Abendzeitung entſtand 1817, und wird von dem unter dem Pſeudo-Namen Theodor Hell bekannten Hofrath Winkler, und dem Hofrath Kind (ſ. d. Art.) herausgegeben. Letzterer nimmt jedoch wenig Theil an der Redaction und ſcheint nur ſeinen Namen als Empfehlung dazu hergegeben zu haben. Dieſe Abendzeitung hat ſich ein großes Publikum erworben, was ſie vorzüglich den lebendigen und geiſtreichen Theater-Critiken Böttigers, ſo ſehr man an ihnen auch die Lobewuth ausſetzt und dieſe nicht mit Unrecht wegwünſcht, und dem Talente mehrerer Mitarbeiter, welche kleine Erzählungen dazu beizutragen pflegen (wie Clauren-Heun, Schilling, Laun-Schulze und Andere) verdankt.— Der in Berlin erſcheinende Geſellſchafter beſteht ſeit 1816, und wird vom Prof. Gubitz mit Geſchick und Umſicht redigirt. Ueber das literariſche Wochenblatt ſehe man den Art. Kotzebue. Nach Kotzebue's Tode wurde es noch geraume Zeit mit Broſamen aus deſſen Nachlaß und ſonſtigen Beiträgen gefüllt, ohne daß ein anderer Red. dafür wäre genannt worden. Später bemächtigte ſich der literariſche Bauchredner unſerer Zeit, der Dr. Müllner in Weißenfels, auch dieſes Blattes zum Behuf ſeiner Privatangelegenheiten und es ging hier eben ſo, wie wir beim Morgenblatt oben angeführt haben. Die Idee zu dieſem Blatt iſt übrigens ganz für die Frivolität unſerer Zeit berechnet, wie man es von dem erſten Gründer erwarten kann *). Man ſchätzt den Abſatz des Morgenblatts (das beſonders viel nach Oeſterreich geht) auf 1500; den der Abendzeitung auf 800; den des Geſellſchafters auf 500 Exemplare; ſo wie den der eleganten Zeitung auf etwa 1000, und den des Kuhn'ſchen Freimüthigen auf 800 Exemplare. — Der thätige und einſichtsvolle Buchhändler Colburn in London hat die den deutſchen Unterhaltungsblättern zum Grunde liegende Idee, nach einem dazu entworfenen Plane unſeres durch ſeine Reiſe nach China bekannten, jetzt in London lebenden und dort eingebürgerten Landsmanns Hüttner, ſeit 1818 dorthin verpflanzt und es erſcheint ſeit dieſer Zeit die ſehr zweckmäßig und verſtändig redigirte Literary Gazette, die zu Ende 1819, ſchon über 3000 Abonnenten zählte. In Frankreich ſind dieſe beſondern Unterhaltungsblätter unbekannt, wogegen jede politiſche Zeitung in ihrem ſogenannten Feuilleton literariſche, Kunſt- und Theater-Nachrichten mittheilt. B—s.

*) Es iſt jetzt (April 1820) das Eigenthum des Herausgebers dieſes Lex. geworden, der ihm einen veredelten Charakter geben wird.

Zeiz, ehemals eine Stiftsſtadt des Königreichs Sachſen, durch den Vertrag vom 18ten Mai 1815 an Preußen abgetreten, und jetzt zum Regierungsbezirk Merſeburg im Herzogthum Sachſen gehörig. Die Stadt Zeiz liegt fünf Meilen von Leipzig in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der weißen Elſter, über welche eine ſteinerne Brücke führt, und auf und an einem hohen Berge, daher die Straßen größtentheils abſchüſſig ſind. Sie zählt 770 Häuſer und mit dem Militär 6500 Einwohner, die ſich theils mit Arbeiten in den hieſigen Tuch-, Zeug- und Ledermanufacturen, theils mit Feld- und Gartenbau beſchäftigen. Die Stadt iſt alt, hat aber, als ehemaliger Sitz verſchiedener Behörden, zum Theil gute Gebäude, ein Schloß, die Moritzburg genannt, 5 Kirchen und ein nicht unberühmtes Gymnaſium, das eine gute Bibliothek von 12,000 Bänden und vielen Handſchriften beſitzt. Nahe bei der Stadt an der Elſter iſt der ſogenannte Thiergarten, ein Wald mit Luſtpartien. Das ehemalige Bisthum Zeiz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der heidniſchen Wenden zum Chriſtenthum zu befördern. Die unruhigen Wenden bezeigten ſo wenig Luſt ſich zu bekehren, daß ſie 976 den Biſchof mit ſeinen Domherrn auf einige Zeit von Zeiz vertrieben. In der Folge fanden es der Biſchof und ſeine Geiſtlichen gerathener, ihren Sitz (1029) nach dem mehr Annehmlichkeiten darbietenden Naumburg zu verlegen; das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeiz, doch reſidirten die Biſchöfe ſelbſt gewöhnlich zu Zeiz. Als der letzte catholiſche Biſchof, Julius Pflug, 1564 ſtarb, wurde dem Churhauſe Sachſen durch einen Vergleich die Adminiſtration des Stifts übertragen. Schon früher hatte Churſachſen die landesfürſtliche Hoheit und Schutzgerechtigkeit über die in ſeinen Ländern gelegenen Stifter behauptet. Churfürſt Johann Georg I. vermachte in ſeinem Teſtamente (1652) das Stift Naumburg-Zeiz, nebſt verſchiedenen andern Ämtern, ſeinem vierten und jüngſten Sohne Moritz, welcher der Stifter der ſachſen-zeiziſchen Nebenlinie wurde, die bereits im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit ſeinen Söhnen wieder ausſtarb. Durch einen im Jahr 1726 geſchloſſenen Vergleich wurde das weltliche Stiftsregiment dem Churhauſe Sachſen auf immer übertragen, die Kirchenſachen aber wurden dem ſächſiſchen Geheimenrathscollegio überlaſſen. Dieſe Verfaſſung iſt bis zum Jahre 1815 beibehalten worden, in welchem das ganze Stift Naumburg-Zeiz, mit Ausnahme eines Bezirks von einer Quadratmeile, an Preußen abgetreten wurde.

Zellgewebe (tela cellularis), nennt man die Urbildung der organiſchen Körper, welche ſich in allen einzelnen Organen befindet, alle einzelnen Organe umgiebt und verbindet, und woraus ſich die letztern nach der Anſicht mancher Phyſiologen bilden. Man kann es am deutlichſten und leichteſten ſehen, wenn man die Muskelfibern der Länge nach aus einander reißt; da bemerkt man viele kleine weiße Fäſerchen, welche den getrennten Fibern anhängen, dieſe ſind eben reines Zellgewebe. Es beſteht aus einer großen Menge kleiner Zellen, welche unter einander zuſammenhängen, und thieriſchen Dunſt, Fett oder auch krankhafter Weiſe ſerös-wäſſerige Flüſſigkeiten enthalten.

Zeloten waren eigentlich bei den Juden diejenigen, welche für die Ehre Gottes und ihres Tempels, ſo wie für ihre Geſetze eiferten, und die öfters ſo weit gingen, daß ſie einen vermeintlichen Gottesverächter oder Sabbathsſchänder ſofort ſteinigten oder ſonſt aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. In der Folge, ſo wie auch heut zu Tage, belegt man diejenigen mit

dieſem Namen, welche ohne Überlegung und mit ungebührlicher Strenge ſich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen Andersdenkende eifern.

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, Paßgänger, folglich bequem zum Reiten iſt; daher auch in den alten Ritterromanen die Damen gewöhnlich auf Zeltern reiten. Es kommt von dem nicht mehr gewöhnlichen, aber in alten Wörterbüchern ſich noch findenden Worte, der Zelt (franzöſiſch Amble) her, das den Gang eines Pferdes zwiſchen Paß und Trab bedeutete.

Zend, ſ. Perſiſche Sprache.

Zend-Aveſta (lebendiges Wort) iſt der Name der heiligen Bücher, welche die Nachkommen der alten Perſer, die Gebern (ſ. d. Art.) oder Gauern in Perſien und die Parſen in Indien, von ihrem Religionslehrer und Geſetzgeber Zoroaſter oder Zerduſcht (ſ. d. Art.) vor mehr als viertauſend Jahren erhalten zu haben behaupten. Engliſche und franzöſiſche Reiſende hatten ſchon früher über die Religion der Gebern und ihre heiligen Bücher einige, aber unvollſtändige Nachrichten gegeben. Anquetil du Perron (ſ. d. Art.) erlernte, während ſeines Aufenthaltes in Indien die heilige Sprache, in welcher jene Bücher geſchrieben ſind, brachte Abſchriften derſelben bei ſeiner Rückkehr nach Europa (1762) mit, und gab 1771 eine franzöſiſche Überſetzung des Zend-Aveſta heraus. Es erſchien nachher eine deutſche Überſetzung von Kleuker, unter dem Titel: Zend-Aveſta, Zoroaſters lebendiges Wort ꝛc. 3 Thle. Riga 1776 — 78 und ſpäter: Zend-Aveſta im Kleinen, ein Auszug aus den Zendbüchern, von Kleuker 1789. Engliſche und deutſche Gelehrte erhoben bald Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieſer Schriften, woraus Streitigkeiten entſtanden, über welche der Anhang zum Zend-Aveſta ꝛc. von Kleuker 1783 weitere Auskunft giebt. Der Zend-Aveſta beſteht aus fünf Büchern, welche in der Zendſprache geſchrieben ſind. Ein Theil derſelben ſoll dem Zoroaſter von Ormuzd, dem höchſten Weltregierer, geoffenbart worden ſeyn. Sie enthalten die Lehren von dem höchſten guten Weſen (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem böſen Weſen (Arimanes), von den Belohnungen und Beſtrafungen in einer andern Welt ꝛc. und werden beim öffentlichen Gottesdienſte vorgeleſen. Ein anderer Theil derſelben beſteht aus einer Sammlung kleinerer Aufſätze und Fragmente verſchiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreiſungen der vornehmſten Genien des Himmels, Sittenſprüche ꝛc. Dieſe ſind von verſchiedenen Verfaſſern und in verſchiedenen Dialecten geſchrieben. Auch ſind in dieſen Büchern hiſtoriſche und geographiſche Notizen enthalten, die jedoch verſchiedener Auslegungen fähig zu ſeyn ſcheinen. — Freunde der geheimen Wiſſenſchaften haben in dieſen Büchern beſondere Geheimniſſe und die Weisheit des Morgenlandes zu finden geglaubt.

Zenith (Aſtron.), ein arabiſches Wort, welches denjenigen Punkt bezeichnet, der gerade über dem Haupte, dem Scheitel, des Zuſchauers ſteht, und als der höchſte Punkt des Himmels betrachtet wird, Scheitelpunkt. Jeder Ort der Erdfläche hat ſein eigenes Zenith, und man findet es mit Hülfe des Bleiloths, nach welchem die Achſe eines Fernrohrs lothrecht geſtellt wird, ſo daß das Auge dadurch gerade in dem Scheitel ſteht. — Der entgegengeſetzte oder Fußpunkt heißt Nadir (ſ. d. Art.)

Zeno, ein Name, der in der alten Geſchichte häufig vorkommt. Beſonders ſind zwei Philoſophen dieſes Namens berühmt geworden. 1. Zeno, der Eleatiker, aus Elea, der griechiſchen Colonie in Groß-

griechenland gebürtig, lebte ungefähr fünfhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung; denn er blühte um die achtzigſte Olympiade, in welcher Zeit er mit Parmenides nach Athen reiſ'te. Er war ein Zögling der von Xenophanes (ſ. d. Art.) geſtifteten eleatiſchen Schule. Man ſchreibt dieſem Zeno die Erfindung, oder doch die weitere Ausübung der Dialektik (ſ. d. Art.) zu, deren er ſich zur Vertheidigung des eleatiſchen Syſtems mit großem Scharfſinn bediente. Von ſeinen Schriften iſt nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftſtellern ſind Fragmente ſeiner Lehrſätze aufbewahrt worden. Hierzu gehört, daß er die Vielheit der Dinge, den Raum und die Bewegung als Behauptungen der dem eleatiſchen Syſtem gegenüberſtehenden Empiriker zu widerlegen ſuchte. Man ſchildert ihn übrigens als einen guten, edlen Mann voll Energie und Patriotismus. Er unternahm es, ſein von dem Tyrannen Clearchus unterdrücktes Vaterland zu befreien. Als der Verſuch mißlang, ſtand er alle Martern ruhig aus und biß ſich endlich ſelbſt die Zunge ab, um nicht die Sache und die Theilnehmer an derſelben zu verrathen. — 2. Zeno, der Stifter der ſtoiſchen Schule (ſ. d. Art. Stoa). Er war gebürtig aus Kition (Citium), einer Stadt auf der Inſel Cypern, ein Zeitgenoſſe Epikurs und lebte ungefähr von 320 bis 260 vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hatte von ſeinen Handelsreiſen nach Athen die neueſten Schriften der daſigen Philoſophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Zeno geweckt und genährt wurde. Aus Begierde, ſich weiter auszubilden, oder, wie Einige erzählen, durch den Verluſt ſeines Vermögens bewogen, widmete er ſich zu Athen der Philoſophie. Für dieſe Wiſſenſchaft waren damals in Athen mehrere Schulen eröffnet. Zeno hörte zuerſt den Cyniker Krates, dann die Dialektiker und den Akademiker Xenokrates. Da ihm keines von den Syſtemen, mit denen er ſich bekannt gemacht hatte, ganz befriedigend, aber auch nicht ganz verwerflich ſchien, ſo bildete er ſich ein neues Syſtem, das die Mängel und Fehler der andern vermeiden, das Brauchbare und Gute daraus aber in ſich vereinigen ſollte (Eklekticismus), in der Hauptſache aber ein gemäßigter Cynismus iſt. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, erhielt ſein Syſtem in der Folge den Namen des ſtoiſchen. (Siehe über dieſes Syſtem den Art. Stoa.) Er trat mit dieſem Syſteme zu einer Zeit auf, wo die Grundſätze der Epikureiſchen Schule großen Beifall fanden, und eben dadurch eher eine Verſchlimmerung, als Veredlung der Menſchheit zu beſorgen war. Von allen den Gegnern, welche Zeno's Syſtem fand, hat keiner ſeinen Charakter verwerflich machen können. Er war Philoſoph nicht blos für die Schule, ſondern auch in ſeinem ganzen Leben, ſo wie er auch bei Bearbeitung der Philoſophie nicht allein den wiſſenſchaftlichen Zweck, ſondern zugleich auch die Veredlung des Lebens beabſichtigte. Ein Beweis, welche Achtung er ſich durch ſeine Tugend erworben, iſt der Umſtand, daß man die Schlüſſel der Befeſtigungswerke von Athen bei ihm, als an dem ſicherſten Verwahrungsorte, niederlegte. Durch das Anſehen, das er ſich bei dem macedoniſchen Könige Antigonus erworben hatte, bewirkte er weſentliche Vortheile für die Athenienſer. Auch bewieſen ihm dieſe ihre Dankbarkeit dadurch, daß ſie ihm nach ſeinem Tode ein Denkmal mit der Inſchrift: ſein Leben war ſeinen Lehren vollkommen gleich, ſetzen ließen. Er ſoll im ſpäten Alter ſich ſelbſt getödtet haben; ein Beiſpiel, dem nachher mehrere Stoiker folgten. Zeno legte nur den Grund zum ſtoiſchen Syſtem,

ſeine Nachfolger bildeten es weiter aus; ſein zweiter Nachfolger Chryſippus wird allgemein für denjenigen gehalten, der es am feſteſten begründete.

Zeno (Apoſtolo), berühmt als Dichter und Literator, war 1669 zu Venedig in einer früher patriziſchen, damals aber nur bürgerlichen Familie geboren. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung, die ſeinen aufgeweckten und regen Geiſt früh mit Kenntniſſen bereicherte. Seine erſte Berühmtheit aber ſollte er der Poeſie verdanken. Der Erfolg ſeiner Melodramen, einer damals ſehr beliebten, aber auch ſehr gemißbrauchten Dichtungsgattung, war eben ſo glänzend als verdient. Von mehreren Seiten ward ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen, er aber zog es vor, in ſeinem Vaterlande zu bleiben, und unternahm unter dem Titel: Giornale de' Letterati d' Italia, eine Zeitſchrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. Als im Jahr 1715 ſeine Gattin, mit der er eben nicht glücklich gelebt hatte, geſtorben war, ging Zeno, auf die Einladungen Carls VI. als kaiſerlicher Hofdichter nach Wien. Zwar war ſowohl die Reiſe, auf der er das Bein brach, als auch die erſte Zeit ſeines Aufenthalts in Wien wenig erfreulich für ihn; bald aber änderte ſich ſeine Lage, und er fühlte ſich höchſt glücklich durch die Gunſt und perſönliche Auszeichnung des Kaiſers. Der Beifall, den er erntete, ſtieg mit jedem neuen Drama; überdies ward er auch zum Hiſtoriographen ernannt. Dieſe Ämter verwaltete er bis 1729, wo er aus Rückſicht auf ſein zunehmendes Alter ſie niederlegte, und nach Venedig zurückkehrte. Der Kaiſer, der ihn als Freund liebte, ließ ihm ſeinen vollen Gehalt gegen das Verſprechen, ihm jährlich ein neues Melodrama zu ſchicken. Hier lebte er bis zum 11. Nov. 1750 in literariſcher Muße, im Beſitz einer koſtbaren Bücher- und Münzſammlung, die er wenige Monate vor ſeinem Tode den Dominicanern von der ſtrengen Obſervanz ſchenkte. Als Dichter hat Apoſtolo Zeno ein anerkanntes Verdienſt um die muſikaliſche Poeſie der Italiener; namentlich hat er der italieniſchen Oper durch ſeine Melodramen eine regelmäßigere Geſtalt gegeben; ein Verdienſt, das ſelbſt Metaſtaſio in ihm anerkennt. Vorzüglicher und von bleibendem Werth iſt, was er als Bibliograph und Hiſtoriker leiſtete. In dieſen Fächern beſaß er die umfaſſendſten und gründlichſten Kenntniſſe. Dies beweiſen vor allen ſeine Anmerkungen zu Fontanini's Biblioteca della Eloquenza Italiana, ſeine Dissertazioni Vossiane, ſeine Nachträge zu Foreſti's Mappamondo Istorico und ſeine Lebensbeſchreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manutius, ſo wie die Beiträge, womit er Anderer Arbeiten (z. B. Muratori) förderte, und ſein reicher handſchriftlicher Nachlaß, der zum Theil noch jetzt der Bekanntmachung werth wäre.

Zenobia (Septimia), eine berühmte Herrſcherin in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, die ſich durch viele große Eigenſchaften, namentlich durch männlichen Heldenmuth einen hohen Grad von Klugheit und Liſt über ihr Zeitalter erhob. Sie, die Gemahlin des Odenathus, des Stifters des palmireniſchen Reichs in Syrien, übernahm nach deſſen Tode im Jahr Chriſti 267 die Regierung und verwaltete ſie im Namen ihrer Söhne mit vielem Glücke. Bei der Schwäche der damaligen römiſchen Kaiſer, die ihr Stolz verachtete, hatte ſie ſich der Oberherrſchaft derſelben entzogen; ſie vergrößerte ihr Reich bald durch beträchtliche Eroberungen und nahm den Namen einer Königin des Orients an. Dem Kaiſer Aurelian war es vorbehalten, ſie zu überwinden. Nachdem er ihr Heer, welches den hart

näckigſten Widerſtand leiſtete, geſchlagen hatte, wurde ſie endlich ſelbſt in Palmyra belagert und alle Hoffnungen eines glücklichen Ausganges für ſie waren verſchwunden. Aurelian ſchickte ihr einen Brief eigenhändig geſchrieben, und verſprach ihr das Leben, wenn ſie ſich ihm ergeben würde. Aber Zenobia verwarf dieſen Antrag mit Unwillen und antwortete ihm mit Kaltblütigkeit, daß ihr immer Muth genug übrig bleiben werde, um im verzweifelndſten Falle die Standhaftigkeit der Cleopatra nachzuahmen. Der Kaiſer, hierüber erbittert, wagte einen neuen Angriff, eroberte im Jahre 273 Palmyra und nahm die Zenobia gefangen. Er führte ſie mit ſich nach Rom und verherrlichte durch ſie den glänzenden Triumph, den er hielt. Zenobia erſchien in unbeſchreiblicher Pracht, in einem mit Edelſteinen reich beſetzten Gewande, und war an goldene Ketten gefeſſelt, die ihr nachgetragen wurden. Ihr ſchöner Wuchs, ihre ſchwarzen, lebhaften Augen und eine majeſtätiſche Würde in ihrem ganzen Betragen gewannen ihr die Herzen der Römer. Sie erhielt nachher anſehnliche Ländereien in der Gegend von Tibur, wovon ſie ſo viel Einkünfte hatte, daß ſie ihrem vorigen Stande angemeſſen leben konnte. Ihre Töchter wurden mit den vornehmſten Römern verheirathet, ihr Sohn, Vabollath, erhielt ein kleines Fürſtenthum in Armenien, und ihre Nachkommenſchaft ſoll noch am Ende des vierten Jahrhunderts zu Rom geblüht haben.

Zentgericht, ſ. Centgericht.

Zeolith, eine Gattung von Foſſilien von meiſt weißer, auch rother, braunrother, gelber, bläulichgrauer Farbe, welche durch Erwärmen electriſch werden, und unter andern die Eigenſchaft haben, daß ſie ſich vor dem Löthrohr ſchäumend aufblähen (daher auch Brauſeſtein). Es giebt mehrere Arten.

Zephyr, ein ſchwacher, kühler, angenehmer Abendwind, eigentlich der Weſtſüdweſtwind. Der Name kommt aus dem Griechiſchen her, und bedeutet nach der Herleitung einen Wind, der lebendig macht, weil zu der Zeit, wenn dieſer Wind anfängt zu wehen, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte er unter die geringern Gottheiten, war ein Sohn des Äolus und der Aurora, und Liebhaber der Chloris oder Flora. Bei den Römern hieß er Favonius. Unter ſeinem Schutze ſtanden die Blumen und Erdfrüchte. Man ſtellte ihn als einen ſchönen, ſanften Jüngling vor, mit einem Blumenkranze auf dem Haupte. Bei unſern Dichtern kommen nicht nur häufig Zephyre, ſondern auch Zephyretten vor.

Zerboni di Spoſetti ward unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. im Jahr 1796 das Opfer des Miniſterdeſpotismus und der Hofcabalen. Durch die Revolution in Frankreich war eine beſondere Furcht über die andern Höfe und Cabinete gekommen, überall witterten ſie Jacobiner, jeder freigeſinnte und freimüthige Mann ward verdächtig; mit beſonderer Ängſtlichkeit wachten die Preußen in dem eroberten Theile von Polen. Den Aufſtand in Breslau im October 1796 verſtand der Miniſter von Hoym nicht zu beſchwichtigen, er wähnte ſogar, daß die Schleſier gemeinſchaftliche Sache mit den Polen machen würden. In dieſem Glauben beſtärkte ihn ein Brief, den er von dem Kriegsrath Zerboni aus Peterkau erhielt, der als ein Beiſpiel der Freimüthigkeit in der preußiſchen Geſchichte aufbehalten zu werden verdient; einiges daraus ſoll hier mitgetheilt werden: „Es ſind (am 6ten October 1796) Auftritte in der Hauptſtadt Schleſiens

vorgefallen, die in einem wohl regierten Staate nicht erhört ſind. Unſere Staatsverfaſſung iſt gut, unſere Geſetze ſind weiſe, wo kann alſo der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letzteren? Was hiervon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewiſſen in der Nacht vom 6ten zum 7ten dieſes Monats geſagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Entſchlüſſe, die ſie da faßten, das Schickſal aller Ihrer bisherigen Entſchlüſſe haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und ihr Andenken verhaßt ſeyn! — Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft es zu vollbringen; Sie beugen ihre Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Der Mann von Kenntniſſen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne geſellige Feinheit hat für Sie keinen Werth. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man ſonſt ertrug, zu einer Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreiſt in die Augen leuchtet, durch die kleinlich ſtrengen Gränzlinien unausſtehlich und ſich dem gebildeten Bürgerſtande unerträglich gemacht. — Das Schickſal hat wenigen ſeiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewieſen, den es Ihnen ſo früh gab. Auf dem Orte, wo Sie ſtehen, was könnten Sie für Schleſien, für Südpreußen thun? und was geſchieht durch Sie. — — Sie ſind von Ihren geiſtloſen Schreibern, die mit wenig Geſchicklichkeit für jede Laune Sr. Hochgräfl. Excellenz eine geſetzliche Formel zu finden befliſſen ſind, nur die Ausdrücke der Livrée gewohnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit. — —“ Auf dieſes Schreiben, das der Miniſter v. Hoym dem Könige mitgetheilt hatte, wurde Zerboni zuerſt nach Glaz, dann nach Spandau und von da nach Magdeburg als Staats- und Majeſtätsverbrecher auf königliche Gnade geſetzt. Da jener Brief dazu allein nicht hinreichend ſchien, ſo hatte der Miniſter Hoym aus den Briefen, die in Zerboni's Schreibtiſch gefunden worden waren, Auszüge machen laſſen, woraus ſich ergeben ſollte, daß Zerboni das Haupt einer Verſchwörung ſey. Drei Jahre lang ſchmachtete Zerboni im engen Gewahrſam, bis es ihm endlich gelang, auf dem Wege des Rechts ſeine Vertheidigung einzuleiten. Er ward freigeſprochen. — Später trat er in ſeine Dienſtverhältniſſe zurück und iſt jetzt Oberpräſident des Großherzogthums Poſen, geſchmückt mit mehreren Orden des Königreichs. — Unter dem Titel: „Actenſtücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des ſüdpreußlichen Kriegs- und Domainenraths Zerboni und ſeiner Freunde, 1801,“ machte Zerboni ſeine Schickſale bekannt.

Zerbſt, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Deſſau, ehemals die Hauptſtadt eines beſondern Fürſtenthums der zerbſtiſchen Linie des Hauſes Anhalt, welche im Jahre 1603 geſtiftet worden war, und 1793 mit dem Fürſten Friedrich Auguſt (einem Bruder der Kaiſerin Catharina II. von Rußland) ausſtarb. Die zerbſtiſchen Lande wurden hierauf am 28ſten December 1797 unter die drei fürſtlichen Häuſer Deſſau, Bernburg und Cöthen getheilt. Die Stadt Zerbſt, die größte in ſämmtlichen Ländern der anhaltiſchen Häuſer, liegt an der Nuthe, eine Meile von der Elbe, in einem ebenen, ſandigen Boden, hat ein ſchönes, außerhalb der Stadt gelegenes Reſidenzſchloß, vier Vorſtädte und in 1580 Häuſern 8000 Einwohner. Lutheraner und Reformirte ſind hier unter einander vermiſcht, und der Rath beſteht in gleicher Anzahl aus Mitgliedern beider Confeſſionen. Es iſt hier ein gutes Gymnaſium und eine berühmte Töchterſchule. Auch giebt es hier eine bedeutende Gold- und Silberfabrik, und eine Wachsfabrik; das Zerb-

ſter Bier iſt berühmt. Jetzt befindet ſich hier das für die anhaltiſchen und ſchwarzburgiſchen Häuſer errichtete Oberappellationsgericht.

Zerknirſchung (contritio), wird die Traurigkeit genannt, welche ſich des Menſchen bei einer aufrichtigen und lebhaften Reue über ſeine Sünden bemächtigt, weil er ſich durch das niederſchlagende Bewußtſeyn derſelben gleichſam zermalmt und in ſeinem Innern vernichtet fühlt. Sie entſteht durch die Schrecken des Gewiſſens, welche die Erkenntniß der Sünde bei der Vorſtellung des übertretnen Geſetzes bewirkt; nach proteſtantiſcher Anſicht ohne eignes Verdienſt des Reuigen zufolge einer göttlichen Einwirkung, weil das Geſetz und der Ausſpruch des Gewiſſens Gottes Stimme iſt; nach catholiſcher Anſicht, als Handlung des freien Willens, die ein Verdienſt haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Dieſe Verſchiedenheit hat einen bedeutenden Einfluß auf die Moral beider Kirchen gehabt, welcher noch jetzt in dem ſittlichen Zuſtande ihrer Glieder merkbar iſt. E.

Zerlegung oder Zerſetzung iſt eine chemiſche Operation, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Beſtandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, wodurch dies geſchieht, als Abdampfen, Auflöſen, Niederſchlagen, Schmelzen, Diſtilliren und Sublimiren, wirken mittelſt der chemiſchen Verwandtſchaft (ſ. d. Art.), denn indem ſie mit einem Beſtandtheile des zu zerlegenden Körpers näher verwandt ſind, als dieſer mit dem ihm verbundenen Beſtandtheile, bewirken ſie, daß er denſelben verläßt und ſich mit ihnen verbindet.

Zerlegung der Kräfte und Bewegungen. Wir müſſen, um über dieſen Gegenſtand ſo allgemein faßlich als möglich zu ſprechen, von der Zuſammenſetzung der Kräfte und einem Beiſpiele ausgehen. Man nehme ein viereckiges, rechtwinkliges Brett, und rolle auf deſſen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden mit daran hängender Bleikugel geſchlagen iſt, der ſich beim Rollen abwickelt. Hier wirken zwei Kräfte *): die Hand, die die Walze in horizontaler Richtung fortführt, und die Schwere, welche die Kugel in verticaler Richtung hinabtreibt; der Weg, den die ſolchergeſtalt von den zwei gleichzeitig auf ſie wirkenden, hier, ihren Richtungen nach, einen rechten Winkel einſchließenden, Kräften bewegte Kugel wirklich beſchreibt, iſt aber, wie man bei Anſtellung des Verſuchs finden wird, die Diagonale des Vierecks. Eine einzige in letzterer Richtung allein thätige Kraft würde eben das bewirkt haben, was die beiden, einen Winkel einſchließenden, gemeinſchaftlich und gleichzeitig auf die Kugel wirkenden Kräfte zuſammen bewirken. Die Bewegung in der Diagonale erſcheint als das Reſultat einer einzigen, aus jenen beiden Kräften, nach gewiſſer Maaßgabe, zuſammengeſetzten Kraft, und jene beiden Kräfte laſſen ſich im umgekehrten Falle hinſichtlich der Wirkung als aus der Zerlegung dieſer einzigen entſtanden betrachten. Durch dieſes Beiſpiel wird der Gegenſtand in der Hauptſache vollkommen klar, und man begreift, daß das Reſultat ein ähnliches geweſen ſeyn würde, wenn die zuſammenſetzenden (Seiten-) Kräfte auch nicht einen rechten, ſondern einen

*) Kraft ſteht hier allgemein für Urſach der Veränderungen, die wir an den Körpern wahrnehmen; nicht für Urſach der Modification ſchon vorhandener Geſchwindigkeit, wie die Dynamik den Ausdruck wohl zu gebrauchen pflegt.

beliebigen andern Winkel mit einander eingeſchloſſen hätten. Iſt allgemein die Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie ausgedrückt, ſo verzeichne man ein beliebiges Parallelogramm, deſſen Diagonale jene Grade ausdrückt; die Seiten deſſelben ſtellen die zuſammenſetzenden (Seiten-) Kräfte jener zuſammengeſetzten (mittlern) Kraft dar und können gleich dieſen Kräften unendlich verſchieden ſeyn, da der Winkel, unter dem man ſie an die Diagonale legen mag, willkührlich iſt. (Vergl. *Winkelhebel* und *Zuſammenſetzung der Kräfte*.) Die unzählbaren Anwendungen dieſes Satzes lehrt die Mechanik ausführlicher kennen, und den Fall, da von mehr als zwei Kräften die Rede iſt, beleuchtet der Art. *Zuſammenſetzung der Kräfte*, der überhaupt mit gegenwärtigem im Zuſammenhange zu leſen iſt. D. N.

Zeſen (Philipp von), eine eigene literariſche Erſcheinung im ſiebzehnten Jahrhundert. Über den eigentlichen Namen des Mannes herrſcht Ungewißheit. Er ſelbſt ſchrieb ihn auf verſchiedene Art: Philipp, gewöhnlicher aber Filipp Zeſe, Zeſen, Cäſien, auch Zeſen von Fürſtenau, und im Lateiniſchen Caesius. Er war 1619 zu Priorau, einem damals churſächſiſchen Dorfe, unweit Deſſau, wo ſein Vater Pfarrer war, geboren, ſtudirte zu Halle, Wittenberg — wo er Magiſter wurde — und Leipzig, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunſt und deutſcher Sprache. Ein öffentliches Amt hat er nie bekleidet, aber er ſcheint in großem Anſehen geſtanden zu haben. Er wurde kaiſerlicher Pfalzgraf, als Poet gekrönt, in der Folge geadelt, und erhielt von einigen ſächſiſchen Fürſtenhäuſern den Titel als Rath. Nach vielen Reiſen in Deutſchland und Holland ließ er ſich zu Hamburg nieder, wo er 1689 im ſiebzigſten Jahre ſtarb. Lange vorher ſchon (1643) hatte er zu Hamburg eine gelehrte Geſellſchaft: die *deutſch geſinnte Genoſſenſchaft* oder den *Roſenorden*, geſtiftet, in welcher er den Namen des *Färtigen* (Fertigen) führte. Die Verbeſſerung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt ſcheint der Hauptzweck dieſes Vereins geweſen zu ſeyn. Eine Nachricht von dieſer Geſellſchaft und ihren Statuten gab Zeſen unter dem Titel: *das hochdeutſche helikoniſche Roſenthal* ꝛc. ꝛc. Amſterdam 1669, heraus. Im Jahre 1648 wurde Zeſen auch in die *fruchtbringende Geſellſchaft* unter dem Namen des *Wohlſetzenden* aufgenommen. Er war ein ſehr thätiger und fleißiger Mann, der mit ungemeiner Leichtigkeit arbeitete, viel Kenntniſſe beſaß und nicht ohne Talente war. Aber ſein übertriebener Eifer, unſere Sprache umzuſchaffen, alles Fremdartige aus derſelben zu verdrängen, ſtatt deſſen eine Menge unnöthiger und ſonderbarer Neuerungen in dieſelbe einzuführen, wobei er nur zu ſehr Mangel an Geſchmack und Kritik verrieth, haben ihm, ſtatt des gehofften Ruhmes, nur Tadel und Spott zugezogen. Seine Anhänger, die *Zeſianer*, erhoben ihn zwar über Alles, ſchadeten ihm aber vielmehr durch die Übertreibung ihres Lobes, ſo wie ihres Eifers, die Sprache zu reinigen, in welchem ſie auf die lächerlichſte und ungereimteſte Art noch weiter als ihr Meiſter ſelbſt gingen. Zeſen und ſeine Schüler wollten eine veränderte Orthographie einführen. Sie nahmen dabei zur Hauptregel an, daß man ſo ſchreiben ſolle, wie man ſpreche, aber ſie gingen darin offenbar oft fehl. Sie ſchrieben z. B. *Mänſch*, *wärden*, *Fäder*, ſtatt Menſch, werden, Feder. Aber noch weit ſonderbarer und auffallender war ihr Beſtreben, an die Stelle allgemein bekannter und verſtändlicher Wörter andere, oft ganz läppiſche, Ausdrücke einzufüh-

ren, z. B. Dachnaſe, Schießprügel, Kopfdeckel, Zeugemutter ꝛc., anſtatt Schornſtein, Flinte, Hut, Natur. Den aus der Mythologie bekannten griechiſchen und römiſchen Gottheiten gaben ſie abgeſchmackte deutſche Namen. Sie nannten die Diana Weidin, Minerva Klugin, Venus Luſtin, Pomona Obſtin, den Vulcan Glutfang. Sie wollten überhaupt alle fremden Wörter, oder die nur irgend eine fremde Abſtammung verriethen, ganz aus der deutſchen Sprache wegſchaffen. Einige von Zeſen anſtatt der fremden eingeführte, die Sache ausdrückende deutſche Wörter ſind uns indeß geblieben, und er hätte unſtreitig manches Gute für die Sprache wirken können, wenn er dabei mit mehr Vorſicht und Kritik gehandelt hätte. Die Anzahl ſeiner poetiſchen, kritiſchen, ſatiriſchen und moraliſchen Werke, die er ſelbſt in allen Formaten herausgegeben hat, beträgt über ſiebzig, und mehr als vierzig hat er zum Theil unvollendet hinterlaſſen. Für eins der beſſern ſeiner Gedichte, das zugleich einen Theil ſeiner Lebensgeſchichte erzählt, hält man: Priorau, oder das Lob des Vaterlandes, Amſterdam 1680.

Zetergeſchrei, ſ. Todesſtrafen.

Zethus, ein Sohn der Antiope und des Jupiter.

Zettelbank, Circulationsbank, iſt die Bankanſtalt, welche Zettel, ſogenannte Banknoten, die auf einzelne beſtimmte Summen von Münze lauten, in Umlauf ſetzt, mit dem Verſprechen, den Nennwerth dieſer Noten baar auszuzahlen jedem Inhaber, welcher dieſelben der Bank zur Umtauſchung gegen baare Münze einreicht. Anſtalten dieſer Art können ſelbſt von einem einzelnen Privatmann, welcher das erfoderliche Vermögen dazu beſitzt, errichtet werden, gewöhnlich aber ſchießen dazu mehrere ihre Kapitale zuſammen und wählen einen Director zur Leitung des Ganzen. Über die Antheile der Eigenthümer des Bankfonds werden Verbriefungen ausgefertigt, welche Actien heißen, die Eigenthümer ſelbſt heißen Actionäre, und der unter dieſelben zu vertheilende Gewinnſt der Anſtalt wird Dividende genannt; je nachdem letztere groß oder klein iſt, haben die Actien eine höhere oder geringere Geltung. Eine Banknote iſt nichts weiter als ein Wechſelbrief, ausgeſtellt auf die Bank ſelbſt, der zu jeder Zeit zahlbar iſt, und deſſen baare Zahlung man nur um deßwillen nicht betreibt, weil man ſicher iſt, oder vielmehr zu ſeyn glaubt, ſie erhalten zu können, wann man will. Die Dividende oder der Gewinnſt der Theilhaber der Bank beruht darauf, daß die Bank, ſo lange ihr Credit feſtſteht, d. h. ſo lange der Glaube unerſchüttert bleibt, ſie werde ihr Verſprechen wegen baarer Zahlung der Noten gewiß erfüllen, nicht den ganzen Betrag der ausgegebenen Noten baar in ihrer Caſſe zu haben braucht und daher einen Theil deſſelben zu anderweiten vortheilhaften Geſchäften verwenden kann. Setzt die Bank keine größere Summe mittelſt Noten im Umlauf, als der zur Umwechslung der Noten gegen baare Münze beſtimmte, in ihren Koffern verwahrte Fonds beträgt, ſo iſt kein Gewinnſt für die Theilhaber der Bank denkbar; wenn aber die Bank z. B. Noten über 4 Million Thlr. gegen ſichere Unterpfänder ausleiht und nur eine Million Thlr. zur Deckung der einzureichenden Noten baar liegen läßt, ſo wird nach Abzug der durch die Verfertigung der Zettel und durch die Verwaltung der Bankanſtalt veranlaßten Koſten ein Überſchuß als Dividende bleiben, welcher den Betrag der gewöhnlichen Zinſen des hinterlegten Bankfonds in der Regel weit übertrifft. — Die Geſchäfte

einer Zettelbank beſtehen gewöhnlich darin, daß ſie gegen ſicheres Unterpfand auf bewegliche und unbewegliche Güter Darleihen giebt, Wechſel kauft und verkauft, auch den Betrag guter Wechſel vor ihrer Verfallzeit gegen Abzug der hierbei üblichen Zinſen vorſchießt. Abgeſehen von dem Gewinnſte der Theilhaber der Bank ſind die Vortheile, welche dem verkehrtreibenden Publicum aus einer ſolchen Anſtalt erwachſen, ausnehmend wichtig; große Summen können nämlich weit leichter mit Papier als mit baarer Münze bezahlt werden, man erſpart bei jenem die Mühe des Zählens, iſt weniger Irrthümern und Gefahren ausgeſetzt und braucht insbeſondere auf Reiſen des Transports wegen nicht ſo verlegen zu ſeyn, wie bei dieſen. Der Dieb entdeckt die Noten nicht ſo leicht, wie baare Münze, und ſoll eine Schuld an einem entfernten Orte abgetragen werden, ſo kann man die Noten durchſchneiden und die zweite Hälfte abſenden, wenn die Nachricht von der glücklichen Ankunft der erſten eingegangen iſt; wird eine Note durch Zufall vernichtet, ſo verliert freilich der Privatmann, der ſie verlor, aber für die Nation geht nur ein Blättchen Papier verloren, kein wirkliches Gut, wie bei der Vernichtung von baarer Münze. Noten laſſen ſich nicht beſchneiden oder wie Goldſtücke in ledernen Beuteln reiben und leichter machen, die abgenutzte Note, welche nicht mehr umlaufen kann, gilt noch, was ſie galt, da die Bank ſie ausgab; will es der Inhaber derſelben, ſo kann er ſie austauſchen gegen eine neue. Bei ſolchen Bequemlichkeiten, welche die Banknoten gewähren, iſt es nicht zu verwundern, wenn man ſie häufig, beſonders beim Großhandel, der baaren Münze nicht nur gleich achtet, ſondern ſie ihr ſogar noch vorzieht und in ſo fern die Bank, welche die Noten ausgeſtellt hat, hinreichenden Credit beſitzt, oft begieriger nach Noten greifen ſieht, als nach baarer Münze. Als Grundlagen einer guten Bankanſtalt dieſer Art ſind folgende Bedingungen zu betrachten: 1. Die Bank darf keinen größern Betrag in Noten in Umlauf ſetzen, als die Werthe ausmachen, welche ſich in ihrem Gewahrſam befinden; 2. wenn auch die Bankunternehmer finden, daß der größte Theil der zur Sicherheit ihrer Noten dienenden baaren Münze zur Auswechslung nicht nöthig iſt und ſie alſo ſchon mit einem Theile der baaren Fonds alle Anfoderungen, die in einem gewiſſen Zeitraume an die Bank gemacht werden mögen, werde befriedigen können, ſo dürfen ſie doch den zur Auswechslung überflüſſigen Theil nur auf eine ſolche Art nützlich gebrauchen, daß die baaren Fonds, ſobald es erfoderlich, in kurzer Zeit wieder eingezogen werden können; 3. die Caſſen zur Auswechslung müſſen allenthalben offen ſtehen, wo die Banknoten umlaufen. — Zettelbanken, welchen eine dieſer drei Grundlagen fehlt, geben immer zu der Beſorgniß Anlaß, daß ihre Noten über lang oder kurz unter den Nennwerth ſinken und alle jene Übel zur Folge haben werden, welche ſtete Begleiter von fehlerhaften Papiermünzen (ſ. d. Art. Papiermünze) ſind. Ob übrigens die Zettelbank von einzelnen Bürgern oder vom Staate errichtet, ob ſie alſo eine Privatbank oder eine Staatsbank ſey, iſt an ſie ziemlich gleichgültig. Beide Gattungen von Bankanſtalten können, wenn ſie auf richtige Grundſätze gebaut ſind und ihren Hauptzweck, nämlich den Umlauf der in den Tauſchverkehr kommenden Gütermaſſe zu beleben, gehörig erfüllen, höchſt wohlthätig auf den Nationalreichthum wirken. Weil aber für die Regierung ein zu großer Reiz darin liegt, in Zeiten öffentlicher Noth die Staatsbank als eine

Hülfsanſtalt für ihre Finanzen zu betrachten, und da die Geſchichte ſo häufige Beiſpiele liefert von einem Mißbrauche ſolcher Anſtalten, ſo erklärt es ſich, warum Privatbanken dieſer Art in der Regel eines ſtärkern öffentlichen Zutrauens genießen, als Staatsbanken. Hinſichtlich der erſtern ſollte ſich die Regierung nie einen andern Einfluß erlauben, als den des Schutzes und der Oberaufſicht auf genaue Befolgung der Grundgeſetze der Anſtalt. Maßt ſich dieſelbe einen ſtärkern Einfluß in dieſer Hinſicht an, ſo erhält die Privatbank binnen Kurzem den Charakter einer Staatsbank und ihr Credit iſt denſelben Gefahren ausgeſetzt, wie der Credit der letztern. — In keinem Lande iſt man eifriger bemüht geweſen, Zettelbanken zu errichten, und der Banknoten ſtatt der Metallmünze ſich zu bedienen, als in Großbritannien. Seit dem Frieden, welcher dem amerikaniſchen Kriege ein Ende gemacht, bis auf den heutigen Tag hat dort die Zahl ſolcher Anſtalten mit jedem Jahre zugenommen, ſo daß daſelbſt die Metallmünze gegenwärtig aus der Circulation beinahe gänzlich verſchwunden und in die Caſſen der Bankiers geſtrömt iſt. Im Jahre 1797 betrug die Anzahl ſolcher Banken in Großbritannien 353, im Jahr 1799 bereits 366, im J. 1800 386, im J. 1809 735, im J. 1812 878 und im J. 1815 ſogar über 1000. Hiervon befinden ſich außer der großen engliſchen Bank 70 allein in London und die übrigen zerſtreut im Lande. — Als die wichtigſten und zugleich merkwürdigſten Zettelbanken in Europa aber ſind ohne Zweifel die engliſche Bank in London und die franzöſiſche in Paris (ſ. d. Art. Engliſche Bank, Franzöſiſche Bank) zu betrachten. K. M.

Zeuge iſt eine Perſon, welche zu einer rechtlichen Verhandlung, ſie ſey ſtreitig oder nicht, gezogen wird, damit ſie entweder über vergangene Thatſachen Auskunft gebe, oder durch ihre Gegenwart bei der Verhandlung in den Stand geſetzt werde, über dieſelbe einmal künftig Auskunft zu geben. Das Alter, welches die Geſetze zur Ablegung eines gültigen Zeugniſſes erfodern, iſt, — peinliche Fälle ausgenommen, — daſſelbe, welches zur Ablegung eines Eides erfodert wird. Abſolut unfähig, als Zeugen aufzutreten, ſind Kinder unter ſieben Jahren, Wahnſinnige, der Beſtechung und des Meineides überführte, Perſonen, welche mit der infamia juris belegt ſind. Reſpective unfähig ſind: Perſonen, die von der Sache Schaden oder Nutzen zu erwarten haben, und ſolche, welche die Sache, von der die Rede iſt, nicht zu begreifen vermögen. Zeugenverdächtigkeit entſteht aus Verwandtſchaft und Schwägerſchaft bis zum vierten Grade exclusive, aus großer Zuneigung oder ſtarkem Haſſe, aus der infamia facti und aus jeder genauen Verbindung, worin der Zeuge mit einer Partei ſteht, und welche eine beſondere Ehrfurcht oder Treue erfodert. Dahin gehören alle Perſonen, die in eines Andern Lohn und Brot ſtehen, in Beziehung auf dieſen. Auch Juden und Ketzer ſind verdächtige Zeugen gegen einen Chriſten. Zeugen, welche gar kein ihre Glaubwürdigkeit treffender Vorwurf trifft, ſind unbeſcholtene Zeugen, testes classici oder omni exceptione majores.

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieſes Wort zuſammengeſetzt iſt, verſteht man 1. den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2. ein mechaniſches Hülfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird; z. B. Hebezeug, Reißzeug; 3. Geräthſchaften zu verſchiedenen Bedürfniſſen (weiß Zeug, Tiſchzeug). Daher iſt Zeughaus 1. jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthſchaften oder Werkzeuge verwahrt werden; 2. im engern Sinne

ein Gebäude, in welchem Geſchütz und andere zum Kriege erfoderliche Sachen aufbewahrt werden. Das ausländiſche Wort Arſenal (wahrſcheinlich von Ars) drückt noch mehr aus und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfniſſe (z. B. Geſchütz, Schiffe ꝛc.) verfertigt werden. Zeugmeiſter, Zeugwärter ſind Aufſeher über gewiſſe Arten von Kriegsgeräthſchaften. Generalfeldzeugmeiſter iſt bei der kaiſerlich öſterreichiſchen Armee ein Titel, der den [illegible] es Gener[illegible]ls der Cavallerie bei andern Armeen gleich iſt, ohne alle Rückſicht auf Artillerie; aber im ehemaligen Königreiche Polen hieß der Chef der Artillerie Krongroßfeldzeugmeiſter.

Zeus, ſ. Jupiter.

Zeuxis, ein berühmter griechiſche[illegible] Mahler, der ungefähr 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung leb[illegible] [illegible]r war gebürtig aus Heraclea in Großgriechenlan[illegible], und [illegible]in Schü[illegible] [illegible] athenienſiſchen Mahlers Apollodorus, dem [illegible] das Verdien[illegible] [illegible] treuen Nachahmung der Natur, richtiger [illegible]ung und ei[illegible]s guten Colorits beilegt. Zeuxis brachte die [illegible]lerei zu einem höhern Grade der Vollkommenheit und übertraf ſeine Vorgänger. Er verſtand die Kunſt, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, und hatte ein vortreffliches Colorit. Seine Gemählde wurden daher auch ſehr geſucht und theuer bezahlt, ſo daß er ſie zuletzt gar nicht mehr verkaufen wollte, weil ſie, nach der Äußerung, die man ihm beilegt, nicht zu bezahlen wären. Der Ruhm, den er ſich erwarb, erregte die Eiferſucht ſeines Lehrers Apollodorus, der eine Satire auf ihn verfertigt haben ſoll. Ganz vorzüglich glücklich war Zeuxis in weiblichen Gemählden. Die alten Schriftſteller rühmen beſonders eins ſeiner Gemählde, eine Helena, die er für die Stadt Crotona — nach Andern für Agrigent — mahlte. Zum Modell dazu hatte er ſich fünf der ſchönſten Mädchen ausgeſucht. Berühmt war auch im Alterthume ſein Gemählde, Jupiter auf dem Throne ſitzend, von den andern Göttern umgeben. Von allen dieſen Kunſtwerken iſt nichts bis auf unſere Zeiten erhalten worden. Er mahlte viel für den König Archelaus von Macedonien. Als vorzügliche Gemählde von ihm werden noch ein Hercules in der Wiege, der die Schlangen erdrückt, ein Athlet, eine Alkmene, eine Penelope erwähnt. Zeuxis mahlte langſam, ſeine Werke waren aber deſto vollendeter. Er war ein treuer Nachahmer der Natur. Als er mit ſeinem Kunſtgenoſſen, dem berühmten Parrhaſius, einen Wettſtreit über die größere Geſchicklichkeit in der Kunſt eingegangen war, mahlte er Weintrauben ſo natürlich, daß die Vögel auf dieſelben zuflogen. Parrhaſius ſtellte ihm eine Tafel mit einem gemahlten Vorhang entgegen. Als Zeuxis verlangte, daß der Vorhang aufgezogen würde, um das, ſeiner Meinung nach, hinter demſelben verborgene Gemählde ſehen zu können, bekannte er ſich für überwunden, weil er nur Vögel, ſein Gegner aber ſelbſt einen Künſtler getäuſcht habe. Er ſcheint eine beſondere Geſchicklichkeit in Fruchtſtücken beſeſſen zu haben. Denn als er ein andermal einen Knaben mahlte, der einen Korb mit Weintrauben trug, flogen die Vögel wieder nach den Trauben. Zeuxis fand ſich jedoch dadurch nicht geſchmeichelt, und wiſchte den Traubenkorb weg. „Wäre der Knabe,“ ſagte er, „eben ſo natürlich dargeſtellt, ſo würden die Vögel ſich vor ihm geſcheut haben.“ Um dieſe Erzählungen von den Wirkungen ſeiner Gemählde richtig zu würdigen, vergleiche man die Art. Idealiſiren, Kunſt, Illuſion,

Nachahmung und was Göthe ſo herrlich über dieſen Punkt in ſeinem Aufſatze über Myrons Kuh (Kunſt und Alterthum 3ter Bd.) bemerkt hat. Man erzählt eine, vielleicht nur zum Scherz erſonnene, Anekdote von der Art ſeines Todes. Er habe nämlich eine Hecuba gemahlt, und ſey bei der Betrachtung des über alle Maßen häßlichen Geſichts derſelben in ein ſo heftiges Lachen gerathen, daß er darüber geſtorben ſey.

Zeyſt (Zeiſt), ein Dorf mit mehr als 1200 Einwohnern und einem ſchönen Schloſſe in der niederländiſchen Provinz Utrecht, eine Stunde von der Stadt Utrecht entfernt. Das Dorf liegt in einer ſehr angenehmen Gegend, wo ſich viele Gärten und ſchöne Promenaden finden. Es gehörte ehemals dem gräflich naſſauiſchen Hauſe, wurde aber 1752 an einen Kaufmann in Amſterdam verkauft, der es der Brüdergemeinde zu Anlegung einer Colonie, die jetzt aus 300 Mitgliedern beſteht, einräumte. Die Herrnhuther haben nun hier große Brüder- und Schweſterhäuſer und Fabriken angelegt, welche Kunſttiſchlerwaaren, Handſchuhe, Leder, [illegible], Seifenkugeln, Gold- und Silberarbeiten, Lackirwaaren und [illegible] von vorzüglicher Güte liefern. Unweit Zeyſt breitet ſich eine weite Haide aus, wo von der franzöſiſch-holländiſchen Armee bei der Thronbeſteigung Napoleons eine 148 Fuß hohe Erdpyramide errichtet wurde, die jetzt mit der Herrſchaft Napoleons verſchwunden iſt.

Ziegel, ein künſtlicher Stein aus gebrannter Lehm- oder Thonerde. Die Kunſt, Ziegel zu formen und zu brennen, iſt ſo einfach, daß man ſich nicht zu wundern hat, wenn man ihre Spuren ſchon bei den älteſten Völkern antrifft. Schon im erſten Buch Moſis wird der Thurmbau zu Babel ſo beſchrieben, daß man Ziegel gebrannt, und Asphalt zum Bindemittel der Backſteine genommen habe. Bekanntlich ſetzt man den Thurmbau zu Babel gewöhnlich in das fünfte Jahrhundert nach der ſogenannten Sündfluth, und es möchten alſo wohl wenige menſchliche Künſte ſeyn, deren Urſprung ſich in ſo frühen Zeiten findet. Da ausdrücklich vom Brennen des Thons die Rede iſt, ſo kann dies ſchwerlich der Thurm ſeyn, deſſen Ruinen man noch zeigt; denn hier ſind die Steine von ungebranntem Thon. Auch Herodot erzählt, daß die Mauern von Babylon aus gebrannter Erde, mit Asphalt verbunden, aufgeführt ſeyen. Auch die Kinder Iſrael wurden von dem Pharao gezwungen, Thonerde zu graben und Ziegel zu brennen, da man die Städte Pithom und Raamſes baute. Die Griechen vervollkommneten dieſe Kunſt, nach Plinius Bericht. Sie hatten dreierlei Arten von Ziegeln, wovon die erſteren ſechs, die zweiten zwölf, und die größten funfzehn Zoll lang waren. Auch die Römer müſſen es ſehr weit darin gebracht haben: denn Trajans Säule, aus dieſem Stoff aufgeführt, iſt nach 1700 Jahren noch höchſt dauerhaft. Unter den neueren Völkern ſcheinen es die Holländer am weiteſten in der Kunſt des Ziegelbrennens gebracht zu haben, denn ſowohl ihre Häuſer, als auch das Pflaſter ihrer Höfe widerſtehen der meiſt feuchten Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Ihnen ſtehen wenigſtens die engliſchen Ziegel, deren man ſich zum Häuſerbau in London bedient, weit nach. Der beſte Stoff, um Ziegel zu machen, beſteht in einer Miſchung von Thon und Sand, die man Lehm- oder Ziegelerde zu nennen pflegt. In manchen Gegenden nimmt man auch Mergel dazu, welcher bekanntlich aus Thon und Kalk zuſammengeſetzt iſt; doch darf nicht zu viel Kalk darunter ſeyn, weil

ſich ſonſt der Mergel eher zur Verbeſſerung der Ackererde, als zum Ziegelbrennen ſchickt. An mehreren Orten wird auch der Thon durch Verwitterung des Porphyrs erzeugt, indem der Feldſpath ſich durch die Länge der Zeit an der Luft zerſetzt; auch dieſer giebt gute Ziegel. So kann man auch Erde, die aus Alaun und Kieſel beſteht zu Ziegeln brennen; ſobald aber Kalk zu dieſer Miſchung tritt, ſchmilzt im ſtärkeren Feuer die Maſſe zu einer Schlacke. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die dauerhafteſten Ziegel aus einer Erde bereitet werden, welche drei Theile Thon und einen Theil Kalk enthält. Wird ſolch eine Miſchung einer ſtarken Feuerhitze ausgeſetzt, ſo fängt ſie an, ſich zu verſchlacken, und wird dadurch viel härter und dichter, als gewöhnliche Ziegel. Solche halbverſchlackte Ziegel ſaugen weniger Waſſer ein, und zerfallen alſo im Winter viel weniger als die gemeinen. Die letztern nämlich, wie man an den Dachziegeln häufig genug ſieht, nehmen, der beſtändigen Näſſe des Winters ausgeſetzt, die Feuchtigkeiten in ihre Zwiſchenräume auf. Dieſe gefrieren, dehnen ſich aus, und der Ziegel, wenn das Waſſer aufgethaut iſt, fällt aus einander. Daher pflegt man in England die gewöhnlichen Ziegel anzuſtreichen, oder mit einer Art Firniß zu überziehen, damit die Feuchtigkeit nicht eindringen könne. — Ein Haupterfoderniß zu guten Ziegeln iſt, daß ſie vor dem Brennen hinlänglich ausgetrocknet ſeyen. Wollte man ſie brennen, wenn ſie inwendig noch feucht ſind, ſo würde das Waſſer, durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, die Maſſe zum Zerplatzen bringen. Daher trocknet man die an der Luft ſchon getrockneten Ziegel oft noch bei gelindem Feuer, ehe man ſie in den Ofen bringt. Freilich hängt das Waſſer der Thonerde ſo feſt an, daß es auch durch die ſtärkſte Feuerhitze nicht ganz davon zu trennen iſt, aber, wenn ſeiner eine möglichſt geringe Menge iſt, ſo macht es mit der Ziegelerde eine durchaus feſte Maſſe aus, die nicht leicht mehr Feuchtigkeit anzieht. — Der Ziegelofen wird gewöhnlich ganz einfach erbaut: man macht ihn ungefähr zwölf Fuß hoch, faſt eben ſo lang und breit. Die Wände, ungefähr einen Fuß dick, neigen ſich nach oben ſchräg gegen einander. Die Ziegel kommen auf flachen Boden zu ſtehen und werden, bei jedem Brennen etwa 15 bis 20,000 an der Zahl, mit alten Dachziegeln bedeckt. Dann wird Reisholz zuerſt angezündet und zwei bis drei Tage lang ein mäßiges Feuer unterhalten, bis der anfangs ſchwarze Rauch anfängt, durchſcheinend zu werden. Dies iſt ein Zeichen, daß die Ziegel hinlänglich trocken ſind. Nun ſetzt man das Ofenloch mit Ziegeln und Lehm ſo weit zu, daß nur noch eine Öffnung zu ein Paar Scheiten Holz oder zu einem Bündel Reiſig übrig bleiben. Dann wird dieſer Feuerſtoff hineingebracht, angezündet und das Feuer ſo lange verſtärkt, bis die Flamme oben aufſchlägt, und die Bogen anfangen weiß zu werden. Nach und nach vermindert man dann das Feuer, und läßt es ungefähr nach 4[illegible] Stunden endlich ausgehen. In Schweden pflegt man auch Schlacken aus den Eiſenhütten unter die Ziegelmaſſe zu werfen, wodurch ſie natürlich noch viel dauerhafter wird. Man kann ſtatt deſſen auch klein gemahlene alte Ziegel oder geſtoßenes Glas hinzuthun, wodurch das Verſchlacken befördert wird. Die Farbe der fertigen Ziegel beweiſ't nicht immer ihre Güte. Die engliſchen Ziegel ſind hellgelb und etwas bräunlich, welches wahrſcheinlich von der Steinkohlenmaſſe herrührt, die, mit den Eiſenkalken vermiſcht, einen gelben Ocher darſtellt. Denn Eiſen iſt in der meiſten Ziegelerde. Die Gewal

des Feuers verkalkt dies, und es kann nun, nach der Verſchiedenheit der beigemiſchten Stoffe, mancherlei Farben geben. Die Alten kannten ſchwimmende Ziegel, die unter andern Plinius erwähnt. Er ſagt, ſie würden in Spanien und Kleinaſien aus einer Art Bimsſtein gemacht, und ſänken im Waſſer nicht unter. Erſt im Jahre 1791 fand Fabroni bei Caſtel del Piano auf der Gränze zwiſchen Toscana und dem Kirchenſtaat, eine Art Bergmehl, welches aus 79 Theilen Kieſel, aus 12 Theilen Waſſer, wenigem Alaun, und noch wenigerem Eiſen beſtand. Wenn aus dieſer Erde Ziegel gebildet wurden, ſo ſchwammen ſie im Waſſer, und es iſt alſo dadurch Plinius Ausſage beſtätigt.

Ziethen (Hans Joachim von), königl. preuß. General der Cavallerie, Ritter des ſchwarzen Adlerordens ꝛc., ward 1699 auf dem väterlichen Gute Wuſtrau in der Grafſchaft Ruppin geboren, begann ſeine militäriſche Laufbahn in ſeinem 14ten Jahre beim Infanterieregimente v. Schwendy, nahm einige Jahre darauf wegen unverdienter Zurückſetzung ſeine Entlaſſung, lebte drittehalb Jahr auf dem väterlichen Gute und trat 1726 beim Dragonerregimente v. Wuthenow als Premierlieutenant wieder in Dienſte, wo er ſich nun mit unermüdetem Eifer ſeiner neuen Waffe widmete. Nichts deſtoweniger ward er von einem unwürdigen Cameraden in Händel verwickelt, die ihm zuerſt einjährigen Feſtungsarreſt, ſpäter ſogar Caſſation zuzogen. Er ward jedoch auf einiger Generale Verwendung im Jahre 1730 wieder bei der Leibhuſaren-Compagnie angeſtellt, die der König in Berlin errichten ließ und aus welcher ſein nachmals ſo berühmt gewordenes Regiment entſtand. Im J. 1731 zum Rittmeiſter befördert, machte er 1735 den erſten Feldzug gegen Frankreich unter Befehl des öſterreichiſchen Generals Baron[illegible], eines damals berühmten Parteigängers, auf deſſen Empfehlung er im folgenden Jahre zum Major ernannt ward. Im Laufe des erſten ſchleſiſchen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Obriſtlieutenant. Als er aber wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothſchloß ſich beſonders auszeichnete und ſeinen vormaligen Lehrer Baronay (der des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, verfügte der König ſeine Beförderung zum Oberſt und Chef des nunmehr formirten Huſarenregiments und verlieh ihm den Verdienſtorden. Es mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 als Commandeur der Avantgarde eines von Olmütz aus detachirten 15,000 Mann ſtarken Corps bis Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der öſterreichiſchen Hauptſtadt nie wieder ein preußiſcher Feldherr gekommen iſt. Der zweite ſchleſiſche Krieg begann (1744) und Ziethen zeichnete ſich ſchon im erſten Feldzuge ſo vortheilhaft aus, daß er zum Generalmajor befördert ward, im zweiten Feldzuge wollen wir nur ſeines berühmten Zuges nach Jägerndorf durch die öſterreichiſche Armee, ſeiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reſerve commandirte, und beſonders des für ihn ſo glorreichen Gefechts bei catholiſch Hennersdorf (23. Nov.) erwähnen, mit welchem ſich ſeine rühmliche Thätigkeit vor der Hand ſchloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf nach der Schlacht bei Keſſelsdorf der Friede eintrat. Der ruhige Zeitraum von da bis zum Ausbruche des dritten ſchleſiſchen Krieges brachte dem Helden nicht den erfreulichen Zuſtand, den er ſo ſehr verdiente; der Tod ſeiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer, als die fortwährende Ungnade Friedrichs, die, von cabalirenden

Feinden angefacht, ſich vielfach und höchſt unangenehm äußerte, und erſt kurz vor Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges durch eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Könige auf eine Art beſeitigt ward, die dieſem Fürſten zur hohen Ehre gereicht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die ausgezeichneten Thaten aufzählen wollten, durch welche Ziethen in dieſem Kriege ſeinen Feldherrnberuf ſo vielfach beurkundete. Wir beſchränken uns darauf, kürzlich zu erwähnen, daß er für ausgezeichnet kluge Leitung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den ſchwarzen Adlerorden erhielt; bei Collin, wo er auf dem rechten Flügel 100 Escadrons commandirte, verwundet ward; bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Nadaſtiſchen Corps die Bahn zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit großer Umſicht und Thätigkeit leitete; ſpäterhin aber bei Deckung des großen für das Olmützer Belagerungsheer beſtimmten Transportes der feindlichen Übermacht und Laudons Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, wo er die öſterreichiſche Hauptarmee zurückhielt, zum General der Cavallerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entſcheidung brachte, obwohl ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Bald nach dem hubertsburger Frieden (1763) verheirathete ſich Ziethen in ſeinem 65ſten Jahre nochmals, und es ward ihm zuerſt ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte, ſo wie er denn von nun an ſeinen Feldherrn immer durch Beweiſe von Gnade und Zuneigung erfreute, die dieſer ſo ſehr verdiente, und wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch den Grabſtichel verewigt ſind. Unermüdlich wie er war, wollte der 79jährige Greis durchaus noch an dem bayeriſchen Erbfolgekriege Theil nehmen, allein der König lehnte ſeine wiederholten Anträge in Rückſicht auf ſeine ſchwächliche Geſundheit gnädig ab. So von ſeinem Monarchen geehrt und geliebt, von ſeinen Untergebenen und denen, die ihm näher ſtanden, faſt angebetet, von der großen Menge mit enthuſiaſtiſcher Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heitres Greiſenalter, bis am 26ſten Januar 1786 zu Berlin ein ſanfter ſchneller Tod ſein ruhmvolles Leben ohne lange vorherige Krankheit endete. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal ſetzen; bekannter iſt die von Schadow gearbeitete Bildſäule des Helden, die Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufſtellen ließ. — Sein obengedachter 1765 geb. Sohn hat ſich insbeſondere in dem Kriege von 1813 — 1815 gegen die Franzoſen auf das rühmlichſte ausgezeichnet. Nach dem zweiten Pariſer Frieden wurde er zum Befehlshaber des in Frankreich verbleibenden preußiſchen Occupationscontingents ernannt, und hatte als ſolcher ſein Hauptquartier in Sedan. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er zum Militärgouverneur von Schleſien ernannt.

Zigeuner, ein Nomadenvolk, deſſen offenbar aſiatiſche Bildung und Sprache nebſt ihren Sitten durchaus von allen europäiſchen abweichen. Was den Namen Zigeuner betrifft, ſo wird derſelbe zwar von Mehreren für eigentlich deutſch gehalten, und von Zieh-Gauner hergeleitet, allein dem ſteht entgegen, daß ſie ſchon bei ihrer Ankunft in Ungarn im Anfang des 15ten Jahrhunderts Zigani und Zingani, auch von den Italienern, Wallachen und ſelbſt von den Türken Zingari, Tſchingani und Zigani ge-

nannt werden. Es iſt vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Name urſprünglich indiſch iſt. Denn am Ausfluſſe des Indus giebt es noch jetzt ein Volk, die Tſchinganen, und der Lieutenant Pattinger, welcher ſie kürzlich in Beluchiſtan auf der perſiſchen Gränze traf, beſtätigt die Ähnlichkeit ihrer Sitten mit den Gebräuchen der Zigeuner. Die Holländer nennen dies Volk Heiden, die Schweden und Dänen Tataren die Engländer Ägypter (Gypsies); die Franzoſen Böhmen (Bohémiens), die Spanier endlich Gitanos, welches überhaupt den ſchlauen Charakter bezeichnet. Dies Volk iſt zwar durch ganz Europa verbreitet, und es können leicht, wie Einige berechnet haben, ſieben- bis achtmalhunderttauſend durch Europa zerſtreut ſeyn. Indeſſen ſcheinen die meiſten im ſüdlichen Spanien herumzuſchweifen, wo man ſie auf 40,000 Seelen anſetzt. In Deutſchland und Frankreich ſind ſie nur einzeln, deſto zahlreicher aber in Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau, wo gewiß allein 200,000 leben. Noch häufiger trifft man ſie in der ganzen Türkei, beſonders in Beſſarabien, der Crimm und um Conſtantinopel. Man kennt ihr äußeres Anſehen: die gelbbraune oder Olivenfarbe ihrer Haut, die Kohlenſchwärze ihrer Haare und ihrer Augen, die blendende Weiße ihrer Zähne; weßwegen manche Mädchen, vorzüglich in Spanien, für große Schönheiten gehalten werden. Dazu kommt das Ebenmaaß ihrer Glieder, welches ſelbſt den Männern nicht fehlt, die übrigens ein zurückſchreckendes, ſcheues Anſehen haben. Ihre Lebensweiſe iſt unſtät. Sie haben ſelten feſte Wohnplätze. Wo es das Clima erlaubt, — und ſie ziehen deßwegen die ſüdlichen Länder vor, — ſind ſie hordenweiſe in Wäldern und Einöden anzutreffen. Selten führen ſie Zelte mit ſich, ſondern gegen die Winterkälte ſchützen ſie ſich durch den Aufenthalt in Höhlen und Grotten, oder ſie bauen ſich Erdhütten, die einige Fuß in die Erde gegraben und obenher mit Raſen, auf Sparren gelegt, bedeckt ſind. In Spanien, und ſelbſt in Ungarn und Siebenbürgen, giebt es dennoch mehrere, die Gewerbe treiben. Sie ſind Gaſtwirthe, Pferdeärzte, Roßhändler, Schmiede, beſſern alte Keſſel und Pfannen aus, verfertigen Eiſenwaaren, Nägel und dergl. Einzelne haben es ſelbſt in der Muſik zu einiger Fertigkeit gebracht. Ihre Weiber ſind in jüngeren Jahren, beſonders in Spanien, Tänzerinnen. Sobald ſie etwas älter werden, treiben ſie durchgehends Wahrſagerei und Chiromantie. Dies Gewerbe iſt ihnen durch die ganze Welt eigen, und eine Hauptquelle ihres Erwerbes. Die Kinder gehen bis ins zehnte Jahr vollkommen nackt. Weder Hemden, noch Kopf- und Fußbedeckung kennt ein Zigeuner. Ihre Nahrung iſt ekelhaft. Unter den Gemüſen lieben ſie Zwiebeln und Knoblauch, ganz nach morgenländiſcher Sitte. Sonſt aber iſt alles Fleiſch ihnen willkommen, ſelbſt das von verreckten Thieren: daher eine Viehſeuche für ſie das willkommenſte Ereigniß iſt. In Ungarn wurden ſie vor einigen dreißig Jahren beſchuldigt, mehrere Menſchen geſchlachtet und gegeſſen zu haben. Auch wurde dies Verbrechen mit der größten Strenge an ihnen beſtraft: dennoch bleibt ihre wirkliche Schuld unerwieſen. Unter den Getränken ziehen ſie den Branntwein allen übrigen vor. Tabak iſt ihre größte Leckerei. Sie kauen und rauchen ihn, ſo Mann als Weib, mit ſolcher Begierde, daß ſie alles hingeben, um dieſe Liebhaberei zu befriedigen. Eine eigentliche Religion haben ſie nicht. Unter den Türken ſind ſie Mohammedaner, und in Spanien wenigſtens, ſo wie in Siebenbürgen, nehmen ſie chriſtliche Ge-

bräuche an, aber ohne ſich um Unterricht, oder um Begriffe von geiſtlichen Dingen zu bekümmern. In Siebenbürgen laſſen ſie ihre Kinder oft mehrmals an verſchiedenen Orten taufen, um deſto mehr Pathengeld zu bekommen. Die Ehen werden auf die roheſte Weiſe geſchloſſen. Unbekümmert darum, ob das Mädchen ſeine Schweſter oder eine Fremde iſt, heirathet ſie der junge Zigeuner, ſobald er will, gewöhnlich in ſeinem vierzehnten oder funfzehnten Jahre. In Ungarn laſſen ſie ſich wohl trauen, aber von einem Zigeuner, der die Stelle des Prieſters vertritt. Kein Zigeuner heirathet eine Andere, als eine echte Zigeunerin. Wird er ihrer überdrießig, ſo jagt er ſie ohne Umſtände fort. An Erziehung iſt unter dieſem rohen Volke nicht zu denken. Eine allgemeine, faſt thieriſche Liebe zu ihren Kindern macht, daß ſie ſie nie ſtrafen, ſondern daß dieſe von Jugend auf des Müßigganges, des Stehlens und der Betrügereien gewohnt werden. Das Sittenverderbniß iſt unter dieſem Volke ſo groß, daß ſie eine wahre Freude an Grauſamkeiten finden: daher ältere ſchlechte Regierungen ſich ihrer als Nachrichter bedienten. Dabei ſind ſie höchſt feige, und ſtehlen nur da, wo ſie es mit Sicherheit können. Sie brechen nie zur Nacht in die Häuſer. Als in Spanien die Peſt in einer Stadt herrſchte, ſah man die Zigeuner in ganzen Horden einbrechen, um die wehrloſen Einwohner zu plündern. Dabei kann man ihnen aber keinesweges Fähigkeiten abſprechen. Sie ſind nicht allein äußerſt ſchlau bei ihren Unternehmungen, ſonden in Siebenbürgen verrichten ſie die Goldwäſche mit vieler Geſchicklichkeit. Wegen ihrer natürlichen Feigheit ſind ſie, in Spanien wenigſtens, nie zum Soldatendienſt genommen worden. In Ungarn hingegen und in Siebenbürgen hat man ſie bisweilen im Kriege gebraucht, aber ohne beſondere Beweiſe ihrer Tapferkeit zu erfahren. — Lange und oft hat man ſchon an die Verbannung dieſes Volks aus Europa gedacht. In Frankreich und Spanien, in Italien und Deutſchland wurden ſchon im ſechzehnten Jahrhundert Geſetze gegen die Duldung derſelben gegeben. Doch halfen ſelbſt die Verfolgungen nur auf kurze Zeit. In die ſüdlichen Gegenden ſchlichen ſie ſich immer bald wieder ein. Da ſie in den öſterreichiſchen Staaten ſehr zahlreich ſind, dort auch eine Art von Verfaſſung haben, indem ſie von Oberzigeunern oder Woiwoden gewiſſermaßen regiert werden, ſo dachte die große Maria Thereſia zuerſt daran, dieſe ihre Unterthanen zu Menſchen und Bürgern umzuſchaffen. Sie gab im Jahre 1768 eine Verordnung, daß fortan die Zigeuner feſte Wohnſitze wählen, ſich zu Gewerben entſchließen, ihre Kinder kleiden und in die Schulen ſchicken ſollten. Viele ihrer ekelhaften Gebräuche wurden unterſagt, und ſelbſt befohlen, daß man ſie nicht mehr Zigeuner, ſondern Neubauern nennen ſollte. Da dieſe Verordnung ohne Erfolg blieb, ſo griff man 1773 zu ſo ſtrengen Maaßregeln, daß man den Ältern mit Gewalt ihre Kinder nahm, und ſie auf chriſtliche Weiſe erziehen ließ. Allein hierdurch wurde der an ſich löbliche Zweck eben ſo wenig erreicht, als durch die milden Verfügungen der ruſſiſchen Regierung. Doch ſind Joſephs II. weiſe Verordnungen (ſeit 1782) zur ſittlichen und bürgerlichen Verbeſſerung der Zigeuner in Ungarn, in Siebenbürgen und im Banat nicht ganz ohne Erfolg geblieben. — Was ihre Sprache betrifft, ſo ſind die meiſten Wörter indiſchen Urſprunges: theils kommen ſie mit wenigen Veränderungen im Sanſkrit, im Malabariſchen und Bengaliſchen vor, theils haben ſie allerdings ſeit den vier Jahrhunderten, wo ſie ſich

in Europa aufhalten, manche Wörter von den Völkern angenommen, unter denen ſie leben. Auch ihre Grammatik iſt ganz morgenländiſch und ſtimmt mit den indiſchen Dialecten ſehr überein. Dieſe Ähnlichkeit kann nicht für Werk des Zufalls gelten, zumal da auch Körperbildung und Sitten gleichfalls auf den indoſtaniſchen Urſprung ſchließen laſſen. Man hat noch genauer den letzteren dadurch erläutern wollen, daß man ſie von einer eigenen Kaſte der Hindus ableitete. Nur kann dies nicht die in Hindoſtan geehrte Kaſte der Sudder, d. h. der Handwerker und Ackerbauer, ſeyn, ſondern man muß auf die Parias ſchließen, die von allen Hindus verachtet werden, weil ſie im äußerſten Schmutz leben und das Fleiſch von gefallenem Vieh verzehren. Indeſſen läßt ſich doch gegen dieſe Vermuthung das einwenden, daß nicht wohl abzuſehen iſt, warum dieſe Kaſte gerade ihr Vaterland verlaſſen und ſich durch ganz Europa zerſtreut haben ſoll. Dazu kommt, daß die Nation der Tſchinganen am Ausfluſſe des Indus, ein räuberiſches Volk, wenigſtens dem Namen nach mehr Anſprüche auf Verwandtſchaft mit den Zigeunern macht, und daß ſich die Zigeuner ſelbſt Sinde nennen: ein Name, der ohne Zweifel mit Sind oder Indus zuſammenhängt. Bei ihrer erſten Ankunft in Italien ſagten ſie ſelbſt, daß ſie vom Indus herkämen. Dann hat der Engländer Richardſon vor einiger Zeit eine indiſche Nation beſchrieben, die er Nuts, auch Pentſchpiri und Bäſigers nennt. Obgleich ſie ſich zur Mohammedaniſchen Religion bekennen, ſo ſind ſie doch durch Sitten und Gebräuche, beſonders durch Diebereien, Wahrſagerkünſte und Unreinlichkeit den Zigeunern äußerſt ähnlich. Das Jahr, wo die Zigeuner zuerſt in Deutſchland erwähnt werden, iſt 1417. Sie ſcheinen aus der Moldau zunächſt nach Deutſchland und Italien gekommen zu ſeyn. Damals ſchon zogen ſie in Horden, einen Anführer an der Spitze, umher. Man ſchätzte die, welche im Jahre 1418 allein nach der Schweiz kamen, auf 14,000 Mann. Man hielt ſie anfangs für Pilger, die aus dem gelobten Lande kämen, daher ſchonte man nicht nur ihrer, ſondern ſie erhielten ſogar Schutz- und Freibriefe. Indeſſen weiß man, daß ſie in ſpätern Zeiten dergleichen Privilegien ſehr geſchickt unterzuſchieben wußten. Welche Urſach ſie aus ihrem Vaterlande vertrieben, iſt nicht ganz klar, doch ſehr wahrſcheinlich, daß es die Grauſamkeiten waren, die Tamerlan auf ſeinem Eroberungszuge nach Indien verübte. Es war im Jahre 1398, als dieſer wilde Eroberer ganz Indien durchſtreifte, und alles mit Blut und Verheerung erfüllte. Selbſt nachdem er im folgenden Jahre nach Samarkand zurückgegangen war, ließ er die eroberten Provinzen von mongoliſchen Statthaltern regieren, die, eben ſo blutdürſtige Barbaren als er, ſich bald unabhängig machten. Vgl. Grellmanns hiſtoriſchen Verſuch über die Zigeuner. 2te Auflage, Göttingen 1787 und Johann von Müllers Schweizer Geſchichte III. Sämmtliche Werke Th. 21. S. 369 flg.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter von), wurde geboren zu Brugg, einer kleinen Stadt des Cantons Bern, im Jahre 1728. Sein Vater war Rathsherr und ſeine Mutter aus der franzöſiſchen Schweiz, daher der Sohn auch früh ſchon dieſer Sprache ganz mächtig wurde. Er ſtudirte in Göttingen die Arzneiwiſſenſchaft, wurde Doctor und zeichnete ſich durch Kenntniß und Geſchicklichkeit aus. Nachdem er einige Zeit Stadtphyſikus ſeiner Vaterſtadt geweſen war, kam er im Jahre 1768 als königlich großbritanniſcher Leibarzt mit

dem Titel eines Hofraths nach Hannover. Sein früherer Aufenthalt in Brugg, wo er von allem für ihn paſſenden Umgange abgeſchieden geweſen war, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm entwickelt, welche ihn ſein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ. Als practiſcher Arzt hatte er einen großen und verdienten Ruf; beſonders wußte er mit ſeltenem Scharfblicke ſtets die Natur der Krankheiten zu erkennen. Als Schriftſteller genoß er eines noch ausgebreitetern Ruhms, und ſeine Schriften wurden auch von ſolchen geleſen, welche nicht mit gelehrten Vorkenntniſſen verſehen waren. Seine Darſtellung vereinigt Klarheit mit zweckmäßigem Schmuck und einer anziehenden Beredſamkeit. Seine Werke: Über die Einſamkeit, Leipzig 1784 und 1785, 4 Theile, und über den Nationalſtolz, Zürich 1789, ſind in dieſer Hinſicht ausgezeichnet zu nennen, und wurden faſt in alle lebende Sprachen überſetzt, dazu kam, daß ſie auch von Seiten der überall bemerklichen tiefen und originellen Gedanken und zweckmäßig mitgetheilten Kenntniſſe als trefflich anerkannt wurden. Nicht mindern Ruhm erwarb ihm ſeine Schrift: Von der Erfahrung in der Arzneiwiſſenſchaft. Dieſe Werke verſchafften ihm unter andern auch die Zuneigung der Kaiſerin von Rußland, Catharina II., die ihm einen ehrenden Ruf an ihren Hof zukommen ließ, den er jedoch ablehnte. Auch Friedrich dem Großen war er bekannt worden. In deſſen letzter Krankheit wurde er zu ihm berufen, und dies gab ihm Veranlaſſung, über dieſen Monarchen und ſein Verhältniß zu ihm Mancherlei zu ſchreiben, was jedoch ſeinen Ruhm nicht vermehrt hat; z. B. Über Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor ſeinem Tode; Fragmente über Friedrich den Großen u. ſ. w. Seine Anſicht von der Welt und dem Leben wurde durch ſeine immerwährende Kränklichkeit nach und nach ſo ſehr getrübt, daß er ſich durch ſeine letzten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten faſt um den Ruhm brachte, deſſen er früher mit Recht genoſſen hatte. Sein Leben war keineswegs glücklich zu nennen. Er ſtarb 1795 im 77ſten Jahre ſeines Alters. Seine ſämmtlichen Schriften finden ſich verzeichnet in Jördens Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten.

Zimmermann (Eberhard Auguſt Wilhelm von), einer jener achtungswerthen deutſchen Gelehrten, die ſich durch Gründlichkeit des Studiums und unermüdeten Fleiß vorzüglich ausgezeichnet haben. Er hatte ſich das Fach der Geographie, Ethnographie, Anthropologie und Zoologie gewählt, und gehörte hier, wenn auch nicht zu denen, die man eigentliche Schöpfer oder Begründer ihrer Wiſſenſchaft nennen kann, doch zu denen, welche das Vorhandene und Aufgefundene meiſterhaft zu benutzen, anziehend darzuſtellen, und dadurch unter allen Claſſen der gebildeten Menſchheit zu verbreiten wiſſen. Er war geboren 1743 zu Belzen im Celliſchen, wo ſein Vater — bekannt durch ein Werk über die Todtenurnen der alten Deutſchen — Superintendent war; dann bildete er ſich auf der Univerſität Göttingen, und ſpäter zu Leyden. An erſterm Orte hatte er ſich Hollmanns und anderer Mathematiker und Phyſiker Beifall erworben, eine Probeſchrift über die Analyſe der Curven, und auch ſchon eine meteorologiſche Beobachtungsreiſe auf den Harz geſchrieben. In Leyden faßte er zuerſt den Gedanken, welcher dann die leitende Hauptidee durch alle ſeine gelehrten und ſchriftſtelleriſchen Bemühungen wurde, die thieriſche Schöpfung climatiſch zu begränzen und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Thierracen, vom Menſchen ſelbſt

ausgehend, ſein unverwandtes Augenmerk zu richten. Sein eigenes Vermögen und die Großmuth des braunſchweigiſchen Fürſtenhauſes, dem er mit voller Seele ergeben war, ſetzten ihn in den Stand, mehrere Reiſen nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, welche für das Studium ſeiner Wiſſenſchaft ihm großen Vortheil gewährten. Auch beſuchte er die nordiſchen Reiche, Rußland und Schweden. Nach England machte er drei verſchiedene Reiſen, und gab in London ſelbſt 1788 ſeinen political Survey of the present State of Europe mit ſechzehn ſtatiſtiſchen Tafeln heraus. Hier ſchloß er auch Verbindungen, wodurch er ſchnell alles Merkwürdige erhalten konnte, was in dem Fache der Phyſik und der Erdkunde auf den brittiſchen Inſeln und in Nordamerika erſchien. Früchte ſeiner Reiſe nach Italien finden ſich in ſeinem allgemeinen Blicke auf Italien (1797) und in der Abhandlung über die Molfetta in Apulien. In Paris befand er ſich im Jahre 1789, eben als ſich die erſten Bewegungen der Revolution zeigten. Hier entwarf er den Plan zu ſeinen geographiſchen Annalen, wovon drei Jahrgänge erſchienen ſind; die eigene Anſicht der revolutionären Bewegungen in Frankreichs Hauptſtadt ließ ihn die Folgen derſelben für ganz Europa ahnen, aber auch das Elend, welches ſie über Frankreich ſelbſt bringen würden. Eine Vergleichung der franzöſiſchen Staatsumwälzung mit den frühern Ereigniſſen ähnlicher, wenn ſchon nicht gleicher Art in Amerika führte ihn zu Ausarbeitung des Werks: Frankreich und die Freiſtaaten von Nordamerika, Berlin 1795, und ſpäter der allgemeinen Überſicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freiſtaaten von Nordamerika (1800) in zwei Bänden. Erſteres iſt mehr geo- und ethnographiſch, das andere politiſch-hiſtoriſch. Der Verfaſſer, welcher ſeit dem Jahre 1766 Profeſſor der Phyſik am Collegio Carolino zu Braunſchweig geweſen war, wurde nun von ſeinem Fürſten zum geheimen Etatsrath ernannt und ſeiner Geſchäfte am Carolinum entbunden, nachdem er vorher ſchon von dem Kaiſer Leopold in den Adelſtand erhoben worden war. Das bedeutendſte Unternehmen von Zimmermanns ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit iſt unſtreitig wohl ſein geographiſches Taſchenbuch oder Taſchenbuch der Reiſen (dieſen Titel führt es), welches in zwölf Jahrgängen von 1802 bis 1813 einen großen Theil der uns bekannten Erde in einem höchſt gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelt, und wovon eine Art von Auszug, mit den neuſten Anſichten und Entdeckungen bereichert, unter dem Titel: die Erde und ihre Bewohner nach den neueſten Entdeckungen, 5 Theile, erſchien. Ferner gehören zu ſeinen eigenthümlichen Verdienſten ſeine Verſuche über die Natur der Körper, namentlich über die Compreſſibilität und Elaſticität des Waſſers, worüber er 1779 auch ſchrieb. Noch in ſeinem hohen Alter beſchäftigte er ſich mit Überſetzungen und Bearbeitungen ausländiſcher Werke, die ſich auf ſein Lieblingsſtudium bezogen, und die er alle mit großer Sorgfalt ausführte. An der politiſchen Lage der Welt nahm er fortwährend den lebhafteſten Antheil und zeigte ſich als den entſchiedenſten Haſſer der franzöſiſchen Tyrannei, welche ſeit 1806 auf ſeinem deutſchen Vaterlande laſtete; ja er ſprach ſich in ſeinen Schriften darüber mit einer Freimüthigkeit aus, die ihn oft in große Gefahr brachte. Die Erwartung beſſerer Tage, deren Morgenröthe er noch erlebte, hielt ihn immer aufrecht im Sturme der Zeit. Er ſtarb 1815 im

73ſten Jahre ſeines Alters, nachdem er dem braunſchweigiſch-wolfenbüttelſchen Fürſtenhauſe faſt funfzig Jahre treu gedient hatte.

Zimmt, die Rinde des Zimmtbaumes (laurus cinnamomum), welcher zum Geſchlechte der Lorbeern gehört und auf Ceylon, Borneo, der malabariſchen Küſte und Martinique einheimiſch iſt. Indeß iſt der oſtindiſche, namentlich der von Ceylon, der vorzüglichſte. Auf Ceylon giebt es ganze Wälder von Zimmtbäumen. Sie blühen hier im Januar und ihre Früchte, die erſt grün, dann roth und zuletzt ſchwarz oder ſchwarzroth ausſehen, riechen nebſt den jungen geriebenen Blättern faſt wie Gewürznelken. Die äußere graue Rinde hat weder Geruch noch Geſchmack, die darunter befindliche macht den Zimmt aus. Man ſchält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht zu tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz abſchneidet, damit der Baum neue treibe. Nachdem man die äußere graue Schale ſorgfältig von der eigentlichen Zimmtrinde getrennt hat, trocknet man dieſe in der Sonne, packt ſie dann in leinene Tücher, mit behaarten Fellen umſchlagen, und bringt ſie in den Handel. Der Gebrauch des Zimmts iſt bekannt, ſo auch ſeine mancherlei Verfälſchungen. Ein guter Zimmt muß von ſchöner, hellrothbrauner Farbe, und zwar ſcharfem, aber zugleich angenehmem und ſüßem Geſchmack ſeyn. Man rechnet, daß jährlich 3 bis 400,000 Pfund Zimmt nach Europa gehen und halb ſo viel in Indien abgeſetzt wird. — Zimmtblüthe, ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das faſt die Geſtalt der Gewürznelken hat und für die unentwickelte Blüthenknospe des Zimmtbaums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, Capellmeiſter an der Peterskirche in Rom, geboren zu Neapel den 4ten April 1752. Im ſiebenten Jahre verlor er ſeinen Vater und wurde ins Conſervatorium zu Loretto geſchickt, um dort die Muſik zu erlernen. Hier waren Cimaroſa und Giordanello ſeine Mitſchüler. Um die Kunſttheorie gründlicher zu ſtudiren, nahm er bei dem Abt Speranza Unterricht. Im Jahre 1781 componirte er für das Theater in Neapel ſeine Oper Montezuma, ein Werk, welches Haydn wegen ſeiner Gründlichkeit ſehr ſchätzte. Im Jahre 1785 ließ er zu Mailand ſeine Alzinda mit vielem Erfolg aufführen; denn er hatte in dieſem Werke die geſuchte Manier verlaſſen. Seitdem ſchrieb er für alle italieniſche Bühnen, beſonders aber für Mailand und Venedig. Seine beſten Opern ſind Ifigenia, Pirro, Artaserse, Apelle e Campaspe, Giulietta e Romeo (eine ſeiner berühmteſten und auch in Deutſchland nach Verdienſt bekannten Opern, aus welcher die ſchöne Arie Ombra adorata aspetta durch Creſcentini's Vortrag claſſiſch geworden iſt); ferner il Conte di Saldagna, Ines de Castro, la Secchia rapita, il Ritratto, und zwei vortreffliche Oratorien: la distruzzione di Gerusalemme und il trionfo di Davide. Im J. 1789 war er in Paris und gab ſeine Oper Antigone (von Marmontel), die aber wegen öffentlicher Ereigniſſe nur zwei Vorſtellungen erfuhr. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich ganz dem vollſtimmigen Geſange. Er ſetzte Mehreres zu acht Stimmen, und wurde nach dreitägiger Prüfung zum Capellmeiſter am Dom zu Mailand erwählt. Umſtände nöthigten ihn, dieſen Platz ſpäterhin zu verlaſſen, und er wurde nach Guglielmi's Tode (1806) zum Director der vaticaniſchen Capelle berufen. Seit dieſer Zeit widmet er ſich faſt ausſchließend der Kirchencompoſition. Zingarelli iſt tiefer als ſeine jüngern Landsleute in das Weſen ſeiner Kunſt eingedrungen; daher wahre Sänger noch immer

ſeine Werke ſchätzen, und ſie wegen ihres ausdrucksvollen Geſangs gern vortragen.

Zink, ein Halbmetall, das nicht gediegen, ſondern vererzt, in verſchiedenen Ländern, vorzüglich auf dem Rammelsberge bei Goslar und in Oſtindien gefunden wird. Er iſt von weißbläulichter, dem Blei ähnelnder Farbe, in ſeiner Structur blättricht, ſtrahlicht oder würflicht, geſchmeidiger als die andern Halbmetalle und wird im Feuer leicht flüſſig. Bei ſtärkerm Feuer ſteigt ein Rauch in die Höhe, der ſich wie Wolle an andere Körper anſetzt. Man nennt dies die Zinkblume, die auch in den Apotheken (zu Brechmitteln und zu äußerem Gebrauch) bereitet wird. Man läßt aber auch zu dieſem Behufe die ganze Maſſe von Zink durch eine gewiſſe Operation ſich in Zinkkalk auflöſen. Der Zink vereinigt ſich, Eiſen und Wismuth ausgenommen, mit allen Metallen. Mit gereinigtem Kupfer vermiſcht, giebt er das Meſſing (ſ. d. Art.). Ein Pfund gereinigtes Kupfer mit acht Loth Zink vermiſcht giebt ein ſchönes gelbes Meſſing, das ſich vollkommen unter dem Hammer treiben und zu dem feinſten Drahte ziehen läßt. Bekanntlich werden die Nadeln aus dergleichen Draht gefertigt. Eine andere Miſchung von einem Pfund gereinigten Kupfer und 26 Loth Zink giebt einen Tomback von ſchöner Goldfarbe, der ſich auch einigermaßen unter dem Hammer treiben läßt. Aus Kupfer, Zink und etwas Zinn wird Prinzmetall gemacht. In England bedient man ſich ſeit kurzem einer Compoſition von Zink, um die Schiffe dauerhafter und wohlfeiler, als bisher mit Kupfer, zu beſchlagen. In Böhmen hat neuerlich ein Technologe, Namens Werner, den Zink zu Orgelpfeifen angewandt, welche ſehr hell und ſtark klingen ſollen. Zu Goslar geſchieht die Zubereitung des Zinks im Großen, und es wird ein beträchtlicher Handel damit getrieben. Auch der Handel mit dem oſtindiſchen Zink, der mit einem beſondern Namen Tuttanego heißt, iſt bedeutend. In Sachſen, Polen und Ungarn findet man auch hier und da Zink.

Zinke, heißt 1. ein zugeſpitzter Theil eines Inſtruments, z. B. einer Gabel; bei den Jägern die Enden am Hirſchgeweihe; 2. ein Blasinſtrument, gerade oder krumm und von verſchiedener Art. Es war ehemals gewöhnlicher und wurde beſonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigiren. Die Stadtpfeifer hießen davon ehemals Stadtzinkeniſten. Im Italieniſchen heißt es Cornetto (Cornettino), franzöſiſch Cornet à Bouquin. Die gekrümmte Zinke hat beinahe die Figur eines großen lateiniſchen S. Bei den Orgeln heißen Zinken die Pfeifen, welche den Ton dieſes Blasinſtruments nachahmen und zum Schnarrwerke gehören.

Zinn (stannum), ein weißes, weiches, im Feuer leicht flüſſiges Metall, das, mit andern Metallen verſetzt, dieſe ſpröde macht; es iſt unter allen bekannten Metallen das leichteſte. Man findet es nirgends gediegen, ſondern ſtets vererzt, in Zinngraupen, Zwitter, Zinnſtein und Zinnſpath. In Europa wird es in England, Böhmen und Sachſen, in Aſien auf der Halbinſel Malacca und in China gefunden. Es findet ſich auch noch in einigen andern europäiſchen Ländern, aber nur in geringerer Menge und Güte. England hat unter allen europäiſchen Ländern die erſten Zinnbergwerke gehabt; ſie ſind in den Grafſchaften Cornwall und Devon (Devonſhire), und geben eine jährliche ſehr bedeutende Ausbeute. In Deutſchland hat ein engliſcher Bergmann, der aus Mißvergnügen ſich dahin geflüchtet hatte, in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts (von 1252 an) die erſten Zinnbergwerke eröffnet. Die böhmiſchen Zinnbergwerke ſind zu Schlakenwalde,

Zinnwalde, die ſächſiſchen zu Altenberg, Zinnwalde, Eibenſtock und Geier. Das engliſche Zinn behauptet den erſten Rang in Europa, doch ſteht ihm das böhmiſche und beſonders das ſächſiſche Zinn an Güte wenig nach. Das oſtindiſche wird für das vorzüglichſte unter allen gehalten. Das Zinn wird mit andern Metallen vermiſcht, und es werden dadurch verſchiedene Compoſitionen hervorgebracht; am häufigſten wird es mit Blei verſetzt, woraus das ſogenannte Pfundzinn entſteht, das nach der Proportion der Miſchung verſchiedene Namen erhält. Die Zinngießer verfertigen aus dem Zinn die bekannten Hausgeräthe. Es wird häufig zur Verzinnung der Eiſenbleche (Weißblech), kupfernen Geſchirre, Pferdegebiſſe, Sporen ꝛc. gebraucht, um die Metalle, die man damit überzieht, länger gegen den Roſt zu verwahren. Zu ganz feinen dünnen Blättchen geſchlagen, heißt es Staniol (ſ. d. Art.) und wird zum Belegen der Spiegelgläſer, oder, gefärbt, zum Belegen anderer Sachen gebraucht. Es wird mit andern Metallen verſetzt zu Orgelpfeifen, Buchdruckerſchriften und Glockengut verarbeitet. Durch Auflöſung kann es zu verſchiedenen Arbeiten benutzt werden. Jedes Zinn, auch das beſte, iſt nicht ganz frei von Arſenik, nicht ſelten iſt es, wie z. B. das engliſche Stangenzinn, mit Blei verſetzt. Es kann daher die größte Vorſicht beim Gebrauch zinnerner oder verzinnter Gefäße nicht genug empfohlen werden, daß man nämlich, da das Zinn ſich ſehr leicht auflöſ't, nicht ſolche Speiſen, die leicht ſcharf und ſauer werden, darin zubereite, oder ſie lange darin aufbewahre. Das chemiſche Zeichen des Zinns iſt ♃.

Zinnober iſt ein mineraliſcher Körper, welcher aus chemiſch verbundenem Queckſilber und Schwefel beſteht, gewöhnlich von hochrother Farbe. Er wird theils in der Natur ſchon zubereitet vorgefunden, z. B. in dem Queckſilberbergwerke zu Idria in Friaul u. a. O., theils künſtlich gefertigt. Er wird gewöhnlich als Farbe, in ſeltenen Fällen auch als Arzneimittel gebraucht, und da er außerdem ſchädliche Einwirkung auf den menſchlichen Körper äußert, ſo iſt auch bei der techniſchen Anwendung deſſelben Vorſicht zu empfehlen.

Zins (von dem lateiniſchen Census, die Abſchätzung des Werthes eines Grundſtücks oder ſonſtigen Vermögens, nach welchem der Beſitzer ſeine Abgabe zu entrichten hatte), bedeutet 1. jede Abgabe, die einer zu entrichten ſchuldig iſt, 2. eine Abgabe für die Nutzung eines Grundſtücks, Hauſes, Kapitals ꝛc. Nach der erſten Bedeutung hieß in ältern Zeiten Zins (Census) im weitern Sinne jede Abgabe, die der Zinsmann (Censit) ſeinem Lehn- oder Grundherrn zu entrichten hatte. Der Zins wurde entweder in Gelde bezahlt, und hieß dann Pfennigzins, in Getraide (Korngült), oder in andern Naturalien nach den deßwegen feſtgeſetzten Jahreszeiten. Im Schwabenſpiegel war feſtgeſetzt, welche Naturalien zu Oſtern, Pfingſten, Martini, Weihnachten u. ſ. w. verzinſet werden mußten. Küchenzinſen nannte man die Naturalien (Gänſe, Hühner, Eier, welche die Unterthanen unmittelbar in die Küche des Lehnherrn lieferten, wo ſie die Frau vom Hauſe in Empfang nahm. (Über die vielfältigen, in Deutſchland ehemals und zum Theil noch jetzt gewöhnlichen Zinſen ſ. hiſtoriſche Entwickelung der deutſchen Steuerverfaſſung ꝛc. von Lange. Berlin 1793.) — Nach der zweiten Bedeutung iſt Zins eine verhältnißmäßige Vergeltung oder Entſchädigung für ein, entweder auf immer, oder auf gewiſſe Zeit zur Benutzung überlaſſenes Grundſtück, Gebäude, Kapital ꝛc. Nach der Verſchiedenheit des zur Benutzung überlaſſenen Gegenſtandes ſind auch die Benennungen des Zin-

ſes verſchieden. Erbzins (auch Zins ohne weitern Zuſatz) iſt die ordentliche Abgabe, welche die Unterthanen von ihren Gütern zu entrichten haben. Der Erbzins iſt eine Grundbeſchwerde, welche auf den Grundſtücken haftet, und mit ihnen auf jeden Beſitzer fortgeht. Der Urſprung dieſer Zinſen iſt in jenen frühern Zeiten zu ſuchen, da die ganze Flur und alle Grundſtücke eines Dorfes Einem Herrn gehörten, der einen Theil derſelben ſeinen Dienſtleuten zur Beurbarung für ihre eigene Rechnung überließ, zur Entſchädigung aber für die bis dahin aus dieſen Grundſtücken gezogenen Nutzungen die Unterthanen zu gewiſſen Leiſtungen an Zinſen, Zehnten, Dienſten ꝛc. verbindlich machte. Erbzinsgüter dieſer Art ſind, mit wenigen Ausnahmen, die Bauerngüter in Sachſen. Der Beſitzer eines ſolchen Gutes ſteht zwar unter einem Ober- oder Lehnherrn, hat aber das nutzbare Eigenthum ſeines Gutes, und kann es auch durch Erbſchaft oder Veräußerung auf Andere bringen. Ein ſolches deutſches Erbzinsgut iſt von dem römiſchen Erbzinsgute (emphyteutiſchem Gute, ſ. d. Art. Emphyteuſe) in gewiſſer Art unterſchieden. Der Zins wird entweder in Gelde (trockene Zinſen), oder in Getraide (Zinsgetraide) entrichtet. Auch ſind die Zinshühner (Rauchhühner, weil ſie nach den Rauchfängen oder Feuerſtätten gegeben werden) gewöhnlich. Noch heutiges Tages wird, wenn einem ein Grundſtück vererbt, d. h. zum eigenthümlichen Gebrauch auf immer überlaſſen wird, ein verhältnißmäßiger, an den Ober- oder Lehnherrn jährlich zu entrichtender Erbzins nach dem Acker- oder Feldmaaße aufgelegt. Erbzins heißt auch das Geld, welches für die Benutzung eines in Erbpacht (ſ. d. Art.) überlaſſenen Gutes jährlich zu entrichten iſt. Wenn der Erbpachter den Erbzins mehrere Termine nach einander ſchuldig bleibt, ſo wird er des Erbpachts verluſtig. Dagegen behält der Beſitzer eines eigenthümlichen Erbzinsgutes ſein Eigenthum an demſelben, wenn er auch den Erbzins ſchuldig bleibt, und der Zinsherr muß deßwegen ordentliche Klage anſtellen. Der in den alten ſächſiſchen Rechten verordnete Rutſcherzins (Zinszins oder Zins vom Zins), da der ſchuldig verbliebene Zins mit jedem Tage erhöht wurde, iſt nicht mehr gewöhnlich. — Laaszins (Laßzins), die Abgabe, welche von Gütern, die nur auf eine Zeit lang zur Benutzung überlaſſen worden (Laßgüter, Laßwieſen), zu entrichten iſt. — Miethzins, der für die Benutzung eines ganzen Hauſes oder einzelner Theile deſſelben bezahlt wird. — Zinſen, Intereſſen für ein dargeliehenes Kapital, als Entſchädigung für den Darleiher wegen Entbehrung des Kapitals auf die Zeit des Darleihens. Der Zinsfuß (Betrag der Zinſen) iſt nicht überall und zu allen Zeiten einerlei; er richtet ſich theils nach der Menge des in einem Lande vorhandenen Geldes, und die Zinſen ſind um deſto höher, je ärmer ein Staat an Gelde iſt, im Gegentheile aber werden ſie niedriger, theils iſt er durch die Landesgeſetze vorgeſchrieben. In den frühern, geldarmen Zeiten waren die Zinſen in Deutſchland und andern Ländern ſehr hoch; ſelbſt der aus Amerika gekommene Reichthum machte keine Änderung darin. Die Päpſte fanden für nöthig, Verordnungen deßwegen zu geben, Clemens VII. ſetzte ſie 1592 auf ſieben Procent herab. In Deutſchland wurden ſie durch Reichsgeſetze auf fünf vom Hundert feſtgeſetzt. Dieſer Satz wird noch in den meiſten deutſchen Ländern als der höchſte erlaubte angeſehen; nur in Wechſeln ſind ſechs vom Hundert erlaubt. Aber weder dieſe Verordnungen der Geſetze, noch die in denſelben für die Übertreter gedrohten Strafen können verhindern,

daß nicht Wucher getrieben und weit höhere Zinſen, als die Geſetze erlauben, von Darleihern verlangt und von Schuldnern zugeſtanden werden. In keinem Lande ſind ſo hohe Zinſen, ſelbſt von der Regiegierung bezahlt worden, als in Spanien, wohin doch ſo große Schätze aus Amerika fließen. Zu den Zeiten Carls II. war der ſpaniſche Hof genöthigt, die aufgenommenen Kapitalien mit zwölf bis funfzehn vom Hundert zu verzinſen; ſo groß war der durch die äußerſt ſchlechte Staatswirthſchaft erzeugte Mangel. — Noch giebt es Verzugszinſen, unter denen man gewöhnlich diejenigen verſteht, die bezahlt werden müſſen, wenn das ſchuldige Kapital nicht zu beſtimmter Zeit bezahlt worden iſt.

Zinszahl, Römerzinszahl, ſ. Periode.

Zinzendorf (Nicolaus Ludwig, Graf von), der berühmte Stifter der unter dem Namen der Brüdergemeinde (ſ. d. Art.) oder Herrnhuter bekannten Religionsgeſellſchaft, wurde 1700 zu Dresden geboren. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters, der churſächſiſcher Conferenzminiſter war und in großer Achtung ſtand, wurde er in der Lauſitz auf dem Lande, in dem Hauſe ſeiner Großmutter, einer Frau von Gersdorf, erzogen, die eine fromme und gelehrte Dame war, eine Sammlung geiſtlicher Lieder und poetiſcher Betrachtungen herausgab und mit dem gelehrten Schurzfleiſch lateiniſche Briefe wechſelte. Zinzendorfs erſte Jugend fiel gerade in die Zeit, da die Meinungen der Pietiſten (ſ. d. Art.) oft und viel beſprochen wurden. Dies und der Umſtand, daß der fromme Spener oft in das Haus der Frau von Gersdorf kam, da den jungen Zinzendorf ſah und einſegnete, trug, nebſt den Andachtsübungen, die täglich im Hauſe gehalten wurden, unſtreitig viel bei, in dem lebhaften Knaben religiöſe Gefühle zu erregen, die bald in eine gewiſſe Schwärmerei übergingen. Noch ein Kind, ſchrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf ſie zum Fenſter hinaus, in der Hoffnung, daß der Heiland ſie ſchon finden werde. Dieſe Stimmung wurde noch mehr in ihm unterhalten, als er, zehn Jahre alt, in das Pädagogium zu Halle unter des berühmten Frankens beſondere Aufſicht kam. Hier veranſtaltete er geheime Zuſammenkünfte zur Erbauung, und ſtiftete einen myſtiſchen Orden vom Senfkorn. Sein Oheim und Vormund, der anders dachte und ihn zum Geſchäftsleben vorbereiten wollte, ſchickte ihn 1716 auf die Univerſität Wittenberg, deren theologiſche Lehrer, unter dem Namen der Orthodoxen bekannt, die heftigſten Gegner der Halleſchen Pietiſten waren. Zinzendorf blieb jedoch unverändert bei ſeiner Denkart, und als im Jahre 1717 das Jubiläum der Reformation feierlich zu Wittenberg begangen wurde, ſchloß er ſich ein, und betrauerte den Verfall der Kirche durch Faſten und Weinen. Neben ſeinen übrigen Studien trieb er für ſich allein und ohne alle Anleitung die theologiſchen Wiſſenſchaften und faßte ſchon jetzt den Vorſatz, künftig in den geiſtlichen Stand zu treten. Er verließ 1719 Wittenberg und machte eine Reiſe nach Holland und Frankreich, die er ſelbſt unter dem Titel: Attici Wallfahrt durch die Welt, beſchrieben hat. Er ſuchte vorzüglich berühmte Geiſtliche auf und ſein Hauptgeſchäft war, Unterredungen über religiöſe Gegenſtände zu halten. Er wurde 1722 als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden angeſtellt, welche Stelle er aber 1727 wieder niederlegte. Er hatte während dieſer Zeit ſehr wenig Antheil an den Geſchäften ſeines Amtes genommen, dagegen aber ſich mit der Theologie beſchäftigt und häufige Andachtsübungen gehalten. In gedachtem Jahre (1722) vermählte er ſich mit einer

Gräfin Reuß von Ebersdorf, und gab einigen der Religion wegen ausgewanderten mährischen Brüdern die Erlaubniß, ſich auf ſeinem Gute Berthelsdorf in der Oberlauſitz anzuſiedeln. Dieſe Colonie erhielt 1724 den Namen Herrnhut (ſ. d. Art.). Zinzendorf faßte nun den Vorſatz, eine beſondere kirchliche Gemeinde nach ſeinen Grundſätzen zu ſtiften und machte dieſe letztern in verſchiedenen, ſich bisweilen widerſprechenden Schriften öffentlich bekannt. Es erhob ſich daher auch eine große Anzahl Gegner wider ihn, ſo wie die Anlegung der neuen Colonie ſelbſt ihm mancherlei Verdrießlichkeiten zuzog. Doch ließ er ſich durch keine Schwierigkeiten und Widerſprüche von ſeinem Vorhaben abwendig machen. Dahin gehörte auch, daß er ſich entſchloß, in den geiſtlichen Stand zu treten. Er ging deßwegen (1734) unter einem angenommenen Namen nach Stralſund, ließ ſich dort als Candidat der Theologie examiniren und hielt in der Stadtkirche daſelbſt ſeine erſte Predigt. Mit einer faſt unglaublichen Thätigkeit machte er Reiſen in verſchiedene Länder, um die Glieder ſeiner Gemeinde, von welcher ſchon Miſſionen ausgingen, zu vermehren, aber nicht überall fand er eine günſtige Aufnahme. Aus ſeinem eigenen Vaterlande wurde er (1736) durch ein landesherrliches Reſcript förmlich verwieſen. Als Veranlaſſung zu dieſem Befehl waren die von dem Grafen Zinzendorf eingeführten Neuerungen, Conventikuln, gefährliche Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangeſetzt und der öffentliche Gottesdienſt verachtet würde, angegeben. Doch wurde dieſer Befehl im Jahre 1747 zurückgenommen. Zinzendorf hatte ſich unterdeſſen in Berlin zum mähriſchen Biſchof ordiniren laſſen. Da er in Berlin nicht öffentlich auftreten durfte, ſo hielt er eine Zeit lang Privatandachten in ſeiner Wohnung, die ſehr beſucht wurden. Im Jahre 1739 machte er eine Reiſe nach Weſtindien auf die Inſeln St. Thomas und St. Croix, wo bereits von der Brüdergemeinde Miſſionen errichtet worden waren, um dieſe zu beſuchen und ganz einzurichten. In gleicher Abſicht reiſ'te er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn ſeine ſechzehnjährige Tochter begleitete. Hier ſuchte er auch unter einigen entfernteren indianiſchen Völkerſchaften ſeine Gemeinde auszubreiten. Auf allen dieſen Reiſen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den andern Geſchäften, die er bezweckte, faſt unabläſſig mit Correſpondenzen und Bücherſchreiben beſchäftigt, und man muß in der That über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings durch eine vortreffliche körperliche Conſtitution unterſtützt wurde, erſtaunen. Unter den während dieſer Zeit von ihm herausgegebenen Büchern fanden vorzüglich das Geſangbuch der Gemeinde in Herrnhut und die Wundenlitanei den größten Anſtoß. Als er 1743 nach Europa zurückgekommen war, machte er eine Reiſe nach Liefland, wo ſich bereits Glieder ſeiner Gemeinde befanden; der weitere Eingang in Rußland wurde ihm jedoch unterſagt und er ſelbſt auf kaiſerlichen Befehl unter militäriſcher Bedeckung über die Gränze gebracht. Er machte hernach mehrere Reiſen nach Holland und England, hielt ſich in letzterm Lande länger als vier Jahre auf, und hatte die Befriedigung, ungeachtet die Zahl ſeiner Gegner ſtets wuchs, doch die von ihm geſtiftete Gemeinde immer weiter verbreitet und neue Miſſionen in andern Welttheilen, z. B. in Oſtindien zu Trankebar, entſtehen zu ſehen. Nach ſo vielen Wanderungen ſtarb er zu Herrnhut 1760 und wurde auf dem daſigen Gottesacker der Brüdergemeinde begraben. Ein ziemlich unparteiiſches Urtheil über ihn von einem ſeiner Zeitgenoſſen ſteht in von Loens kleinen Schriften,

Th. 1. S. auch: Leben des Grafen von Zinzendorf, von Reichel, Leipzig 1790.

Zirbeldrüſe, eine eirunde Drüſe zu oberſt im Gehirn, in welcher ſich viele Nerven vereinigen und welche von einigen Phyſiologen und Pſychologen, z. B. Descartes, für den Sitz der Seele gehalten wurde.

Zirkel, ſ. Cirkel und Kreis.

Zirkonerde, eine von Klaproth als Beſtandtheil mehrerer Edelſteine entdeckte eigenthümliche Erde, die die neuere Chemie zu den Elementen rechnet. D. N.

Ziska, ſ. Zizka.

Zittau, ehemals die dritte unter den Sechsſtädten der Oberlauſitz, jetzt die zweite Stadt im königlich ſächſiſchen Landestheile dieſer Provinz, an der Mandau, welche nahe bei der Stadt in die Neiſſe fällt, hat 1100 Häuſer, von denen die meiſten nach dem Brande, welcher 1757 faſt die ganze Stadt verheerte, geſchmackvoll aufgebaut worden, an 60 aber noch traurige Brandſtellen ſind. Die Einwohner, an 7800, ſämmtlich evangeliſch lutheriſcher Confeſſion, nähren ſich hauptſächlich vom Handel, wozu theils die Lage an der nur eine kleine Stunde von der Stadt entfernten böhmiſchen Gränze, theils die in den umliegenden Dörfern ſtark betriebene Leinwand- und Damaſtweberei Gelegenheit giebt. Gegenwärtig iſt der Tranſitohandel mit Colonial- und Schnittwaaren und Garnen ſehr lebhaft, der ſonſt ſehr bedeutende Leinwandhandel aber ſehr geſunken. Auch andre Gewerbe haben hier guten Fortgang, doch mehr im Kleinen, und auch das ſtarke Tuchmachergewerk liefert ſeine Fabrikate meiſtentheils an auswärtige Tuchhandlungen. Der Magiſtrat, die einzige Behörde in der Stadt, hat bedeutende Vorrechte (ſ. Lauſitz) und übt die Gerichtsbarkeit mit allen herrſchaftlichen Gerechtſamen über 43,000 Seelen, da eine große Anzahl von Dörfern mit anſehnlichen Rittergütern der Stadt gehören. Daher ſind auch die Einkünfte der Communalcaſſen ſehr beträchtlich und alle öffentlichen Anſtalten wohl fundirt. Darunter gehört ein blühendes Gymnaſium, eine allgemeine deutſche Stadtſchule, welche nach dem Muſter der Leipziger Bürgerſchule 1811 errichtet wurde und an 800 Schüler beiderlei Geſchlechts zählt, ein Seminarium für Landſchullehrer, eine mit der Stadtſchule verbundne Induſtrie- und Arbeitsanſtalt, das reiche Jacobsſpital mit einer eignen Kirche u. ſ. w. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die im beſten Geſchmack aufgeführte, aber im Innern jetzt noch nicht vollendete Hauptkirche zu St. Johannis, die interimiſtiſche Hauptkirche zu St. Petri und Pauli, drei Begräbnißkirchen, das Zuchthaus, welches das einzige in der Provinz iſt und in ſeinen Mauern eine eigne Kirche hat, das neue Schauſpielhaus und der Marſtall mit den Salz- und Getraideniederlagen aus. Wohlunterhaltne Kunſtſtraßen mit Baumpflanzungen und Spaziergängen umgeben die innere Stadt, Gärten, deren Beſitzer einen ſtarken Handel mit Gartengewächſen und Gemüſen auf ſechs Meilen weit nach allen Seiten hin treiben, füllen die Vorſtädte. Die um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts hier gebildete böhmiſche Exulantengemeinde hat einen eignen Prediger und neben der Peter-Paulskirche ihre eigne Kirche, über welcher in zwei großen Sälen die an hiſtoriſchen und philologiſchen Werken reiche Rathsbibliothek würdig aufgeſtellt iſt. E.

Zitterfiſche oder electriſche Fiſche werden beſondere Fiſcharten genannt, welche das Vermögen beſitzen, Körpern, die ſie unmittelbar oder vermittelſt leitender Materie berühren, electriſche Schläge

oder Erſchütterungen mitzutheilen. Richer, welcher 1671 von der Pariſer Akademie den Auftrag erhielt, auf der Inſel Cayenne die dortige Länge des Secunden-Pendels zu unterſuchen, hat bei Gelegenheit ſeines Aufenthalts daſelbſt dieſe thieriſche Electricität an dem ſogenannten Zitteraal (Gymnotus electricus), der eigentlich nicht zu dem Geſchlecht der Aale gehört, zuerſt entdeckt, und Adrian van Berkel machte deſſen Eigenſchaft zuerſt (zwiſchen 1680 und 89) bekannt. Nach Verlauf von 100 Jahren ward man mit der Beſchreibung und den Eigenſchaften dieſes Fiſches bekannter, und der gelehrte Muſchenbroek erzählte das, was man damals (1762) von ihm erfuhr, am vollſtändigſten (Introd. ad philos. nat.). Die Verſuche, welche ein D. Schilling aus Surinam (1770) der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften berichtete, nach welchen derſelbe die Verbindung der Eigenſchaften dieſes Fiſches mit dem Magnete zu beweiſen ſchien, haben ſich nicht beſtätigt, ſondern ſind vielmehr durchaus als unrichtig befunden worden. Eben ſo übereilt ſchloſſen andere Gelehrte, welche dem Zitteraal ein beſonderes Gefühl oder einen eignen Sinn zuſchrieben, vermöge deſſen er es ſollte vorher wahrnehmen können, ob er Körper, die in ſeinen Wirkungskreis kommen, mit dem electriſchen Schlage treffen werde oder nicht. — Die Electricität dieſes Fiſches ſcheint im Schwanze deſſelben am ſtärkſten zu ſeyn. Sobald er ſich ſchnell im Waſſer bewegt, pflanzt ſich dieſe Erſchütterung bis auf eine Entfernung von 15 Fuß fort. Durch dieſe electriſche Kraft tödtet er Fiſche die ſich ihm nähern. Der zweite electriſche Fiſch iſt der Krampfroche (Raia Torpedo), den man im Mittelmeere, in der Oſtſee und andern Gewäſſern findet. Das electriſche Licht, welches einige Gelehrten an dieſem Fiſche bezweifelten, haben andere dagegen wirklich geſehen. Dieſes Licht hat völlig den hellen Schein, der ſich bei Entladung einer Leydenſchen Flaſche zeigt. Der Zitterwelſe oder Rauſch (Silurus electricus) iſt der dritte Zitterfiſch und wird im Nil und in andern afrikaniſchen Strömen gefunden. Der vierte iſt der, vom engliſchen Schiffslieutenant Patterſon auf ſeiner Reiſe nach Oſtindien zwiſchen der Küſte Zanguebar und der Inſel Madagascar gefundene electriſche Stachelbauch (Tetrodon). Es iſt hierbei zu bemerken, daß ſich die Electricität dieſer Fiſche an beſonders dazu geeigneten Organen entladet, die entweder an den beiden Seiten ihres ganzen Körpers hinlaufen, oder die als ſechseckige Prismen von Fleiſchfaſern auf demſelben hervortreten, und die mit einer Menge von Blutgefäßen und Nerven angefüllt ſind. Sollte nicht vielleicht die Anhäufung des latenten Wärmeſtoffs, der durch ſo viele kleine Blutgefäße und zahlreiche Nerven unter und neben einander in ſo kleine abgeſonderte Räume vertheilt iſt, endlich durch eine ſtärkere Reibung aufgeregt werden und dadurch eine Erwärmung, gegen die Natur des Fiſchblutes, welches ſonſt kalt iſt, und endlich die electriſche Exploſion hervorbringen? Sind nicht unter allen Theilen des thieriſchen Körpers die Nerven für alle electriſchen Wirkungen am empfänglichſten und die beſten Leiter derſelben? — Zwar iſt es auffallend, daß ſich die thieriſche Electricität nur an Fiſchen gefunden hat, die doch in einer Flüſſigkeit leben, welche der Erweckung der künſtlichen Electricität ſo ſehr entgegen iſt; allein ſieht man nicht, wenn zwei Cacholonge oder Chalcedone in einem Eimer Waſſer, im finſtern Zimmer, ſtark an einander gerieben werden, einen hellen Lichtſchein zwiſchen den Steinen hervorſtrahlen, der mit dem electriſchen Scheine eine große Ähnlichkeit hat? — D.

Zizka (Ziſchka). — Johann Zizka von Trocznow, der furchtbare Feldherr der Huſſiten, ſtammte aus einem adelichen böhmiſchen Geſchlechte und ward um das Jahr 1360 auf einem ſeinen Ältern gehörenden Meierhofe zu Trocznow in der jetzt fürſtlich Schwarzenbergiſchen Herrſchaft Forbes (Borowany) im Budweiſer Kreiſe im Freien unter einer Eiche geboren. Als Knabe verlor er das rechte Auge; hieß aber nicht deßhalb Zizka, welches ſein Geſchlechtsname war, und auch nicht Einäugiger bedeutet. Er kam als Page an den Hof des böhmiſchen Königs Wenzel VI., und diente an deſſen Hofe ſpäter als Kämmerer. Er zeigte von Jugend auf viel Geiſtesanlagen, aber auch einen düſtern Hang zur Einſamkeit. Zuerſt trat er als Krieger auf unter der Schaar von Freiwilligen, welche aus Böhmen und Ungarn dem deutſchen Orden gegen die Polen und Litthauer zu Hülfe zogen. Hier nahm er Theil an dem blutigen Treffen bei Tanneberg, den 15ten Juli 1410, in welchem der Orden, der ſchon den Sieg errungen zu haben glaubte, eine große Niederlage erlitt. Dann verſuchte ſich Zizka in den Kriegen der Ungarn wider die Türken, hierauf mit den Engländern gegen die Franzoſen, am Tage von Azincourt (1415). Nach ſeiner Rückkunft blieb er an dem Hofe des Königs Wenzel. Das Mißvergnügen eines großen Theils der böhmiſchen Nation über das Schickſal der beiden Reformatoren, Huß und Hieronymus (ſ. d. Art.), ergriff auch ihn. Als nun ein Mönch ſeine geliebte Schweſter, die Nonne war, entehrte, und ihrem grauſamen Schickſale überließ, ſann er auf Rache; Wenzel ſelbſt äußerte eines Tages gegen ihn, wenn er ein Mittel wiſſe, die den Böhmen in Coſtnitz zugefügte Schmach zu rächen, ſo möge er es thun, er habe dazu ſeine volle königliche Einwilligung. Nun verließ Zizka den Hof und erforſchte die Geſinnungen des Volks. Bald kehrte er nach Prag zurück. Schon war Niclas von Huſſynecz an die Spitze der Aufrührer getreten, und Wenzel verlangte von den Bürgern Prags, daß ſie die Waffen ausliefern ſollten. Da führte Zizka ſie bewaffnet auf das Schloß (15ten April 1418) „So, ſprach er zum König, wollen wir für dich fechten," und die Bürger behielten die Waffen. Zizka galt von nun an für das Haupt der Huſſiten. Bei einem Aufzuge (30ſten Juli 1419) traf den Prieſter der Huſſiten ein Steinwurf. Alsbald ſtürmten ſie, von Zizka angefeuert, das Rathhaus und warfen dreizehn Rathsherren unter die Spieße des Volks. König Wenzel ſtarb vor Schreck über dieſen Vorfall. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiſer Sigismund, zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen; dadurch gewann Zizka Zeit, ſeine Macht zu vermehren. Doch mußte er ſich anfangs von Prag entfernen und nach Pilſen begeben. Als nun Sigismund die Anhänger der neuen Lehre hinrichten ließ, verſchworen ſich die Huſſiten unter Zizka, Sigismund nie als König von Böhmen anzuerkennen. Sie legten Feſtungen an, und Zizka ließ auf dem Berge Tabor eine Stadt bauen, wovon ſie den Namen Taboriten erhielten. Er befeſtigte die neue Stadt auf eine Art, die ſeiner Einſicht in die Kriegswiſſenſchaft Ehre machte. Auch ſchreibt man ihm die Wiedereinführung der Wagenburg (ſ. d. Art.) zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, ſein Fußvolk gegen die feindlichen Angriffe ſicherte. In kurzer Zeit hatte er ſeinen ſchlecht bewaffneten und undiſciplinirten Haufen zu einem Heere organiſirt, dem man nicht widerſtehen zu können glaubte. Einige glückliche Gefechte, die er lieferte, verſchafften ihm beſſere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Seine Unternehmungen wurden aber nicht blos von Raub:

begierde, ſondern mehr noch von Rachſucht geleitet. Zizka beging viele Grauſamkeiten, theils um ſich furchtbar zu machen, theils weil er dem wilden Ungeſtüme ſeines fanatiſchen Haufens nachgeben mußte. Um Prag gegen den Kaiſer Sigismund, der mit großer Macht anrückte, zu vertheidigen, begab ſich Zizka dahin und verſchanzte ſich auf dem Berge Wittkow. Er wurde hier am 14ten Juli 1420 von einem achtmal ſtärkern Heere, das der Kaiſer durch die Hülfe einiger deutſchen Fürſten zuſammengebracht hatte, lebhaft angegriffen. Mit viertauſend Mann ſchlug er die wiederholten Stürme von dreißigtauſend zurück. Darum heißt jener Ort noch jetzt der Zizkaberg. Geldmangel, den der Kaiſer nur zu oft fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. Im folgenden Jahre (1421) eroberte Ziska das, von den Königlichen noch beſetzte Schloß zu Prag und bekam da die vier erſten Kanonen, die ſeit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in ſeine Gewalt. Von dieſer Zeit an wurden Kanonen, ſo wie das kleine Feuergewehr, welches letztere jedoch anfänglich nur Adeliche ſich anſchaffen konnten, bei den Huſſiten und den Heeren ihrer Gegner gewöhnlich. Zizka ſetzte ſeine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehrere feſte Städte, gewöhnlich durch Sturm, und behandelte die Beſiegten mit Grauſamkeit. Nach dem Tode des Niclas von Huſſynecz 1421 erkannten ihn alle Huſſiten als ihr Oberhaupt an, allein er ließ dem König von Polen die böhmiſche Krone anbieten. Durch unglaublich ſchnelle Märſche kam er überall ſeinen Feinden zuvor. Bei der Belagerung des Schloſſes Raby verlor er durch einen Pfeilſchuß auch ſein zweites Auge. Jetzt ließ er ſich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, ſo daß er von ſeinen Leuten geſehen werden konnte, und nach der Beſchreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Er hatte eine ſogenannte unüberwindliche Brüderlegion, mit welcher er gewöhnlich den Ausgang der Schlacht entſchied. Ein beträchtliches Heer, das Kaiſer Sigismund aufs neue wider ihn ſchickte, trieb er zurück, ſchlug es bei Deutſchbrod (18ten Januar 1422) in die Flucht, und drang (1422) ſelbſt in Mähren und Öſterreich ein. Als hierauf die Prager ſeinem Willen nicht gehorchten, demüthigte ſie der blinde Heeresfürſt durch mehrere Niederlagen. Nur einmal, bei Kremſir in Mähren, mußte er weichen; es war dies das einzigemal, daß er im offenen Felde geſchlagen wurde. Sigismund bot ihm endlich die Statthalterſchaft von Böhmen an mit großen Vortheilen, wenn er ſich für ihn erklären wolle. Während der Unterhandlungen aber überfiel ihn, als er eben Przibislaw im Czaslauer Kreiſe belagerte, eine peſtartige Krankheit, und er ſtarb am 12ten October 1424. Die über dieſen Verluſt raſenden Taboriten erſtürmten die Stadt, hieben alles nieder und verbrannten den unglücklichen Ort. Zizka hatte dreizehn Schlachten gewonnen und in mehr als hundert Gefechten geſiegt, obgleich alt und blind. Er hielt ſich ſelbſt für ein Werkzeug der göttlichen Rache, und das Jammern von Mönchen und Prieſtern, die er zum Feuertode ſchleppen ließ, nannte er mit kaltem fürchterlichem Hohne: der Schweſter Brautlied! — Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben, und ſein Lieblingsgewehr, ein eiſerner Streitkolben, über ſeinem Monumente aufgehangen. Man erzählt, daß Kaiſer Ferdinand I. mehr als 130 Jahre nachher, als er auf einer Reiſe nach Prag die Kirche zu Czaslau beſuchte und erfuhr, daß Ziska da begraben läge, darüber ſo betroffen worden, daß er augenblicklich nicht nur die Kirche, ſondern die Stadt ſelbſt, wo er über-

nachten wollte, verlaſſen habe. Das Grabmal wurde im J. 1623 auf kaiſerlichen Befehl abgebrochen, und Ziska's Gebeine fortgeſchafft. Eine Fabel iſt es, daß Ziska befohlen habe, ſeine Haut als Trommelfell zu gebrauchen, weil die Feinde dadurch in Furcht geſetzt werden würden. Im Commando der Huſſiten folgte ihm Procop, der den Krieg mit Glück fortſetzte, aber auch die an Böhmen gränzenden Länder mit Grauſamkeit verheerte. (Vergl. d. Art. Huſſiten.)

Znaim (Znoym), eine Stadt im Markgrafthum Mähren und Hauptort eines Kreiſes gleiches Namens, in einer angenehmen Gegend auf einem Berge, an deſſen Fuße die Taya fließt. Die Stadt hat 700 Häuſer und 6000 Einwohner. Am Fuße des Berges liegt eine ehemalige ſchöne Abtei der Prämonſtratenſer, die jetzt zu einer großen kaiſerlichen Tabaksfabrik eingerichtet iſt, welche jährlich über 25,000 Ct. Tabak liefert. Znaim iſt wegen des Waffenſtillſtandes merkwürdig, der in der Nähe der Stadt am 12. Juli 1809 zwiſchen den Öſterreichern und Franzoſen abgeſchloſſen wurde, und dem am 14. Oct. der Wiener Friede folgte.

Zobel (ein ruſſiſches Wort, eigentlich Sobol), ein bekanntes vierfüßiges Thier, das zum Geſchlecht der Marder und Wieſel gehört, und deſſen koſtbarer Pelz ſehr geſchätzt wird. Der Zobel iſt blos in einem Theile des nördlichen Aſiens, in Sibirien, einheimiſch. Er lebt dort in dichten, einſamen Wäldern und niſtet in hohlen Bäumen oder unter ihren Wurzeln in der Erde. Er iſt ſehr ſchnell und ſpringt mit vieler Leichtigkeit auf den Bäumen umher. Am Tage ſchläft er; des Nachts geht er ſeinem Raube nach, der gewöhnlich in kleinen Säugthieren und Vögeln beſteht; doch frißt er auch, wenn es die Jahreszeit mit ſich bringt, Beeren und Früchte. Die Farbe der Zobelfelle iſt ſchwarzgrau, blaßroth, braun oder ſchwarz; die Felle werden am meiſten geſchätzt, die recht ſchwarzbraun, dickhaarig und glänzend ſind. Die Zobel ſind nicht blos in Anſehung der Farbe, ſondern auch der Güte ihrer Felle, nach den verſchiedenen Gegenden, wo ſie ſich aufhalten, verſchieden. Die, welche von dem großen Gebirge an, das Rußland und Sibirien trennt, bis an den Fluß Oby gefangen werden, ſind die ſchlechteſten. Je mehr die Landſchaften gegen Oſten liegen, deſto ſchöner ſind die Zobel. Am ſchönſten und zahlreichſten findet man ſie an dem Lenaſtrome in der Landſchaft Jakutzk, in dem Gouvernement Irkutzk. Der eigentliche Zobelfang dauert vom November bis in den Februar. Man fängt ſie mit Schlingen oder ſchießt ſie auch wohl mit ſtumpfen Bolzen, um das Fell nicht zu verletzen. Daß die nach Sibirien verwieſenen Staatsgefangenen oder Verbrecher zum Zobelfange gebraucht würden, iſt eine zwar lange angenommene, aber ungegründete Nachricht. Gewöhnlich vereinigt ſich eine Geſellſchaft von zehn oder zwölf Mann zur Zobeljagd, die ſich einen Anführer wählen, dem ſie gehorchen, und alle Zobel, die ſie fangen, unter ſich theilen. Sie bauen ſich zu dieſem Behuf an einem paſſenden Orte eine Hütte, verſorgen ſich auf geraume Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln, und ſtellen dann Fallen auf, in denen ſich der Zobel fängt. Die Tatarn legen ſich beſonders auf dieſe Jagd und wiſſen die Zobel auf alle Art zu verfolgen. Wenn der Zobel ſich nicht mehr zu retten weiß, ſo klettert er auf einen hohen Baum; die Tatarn zünden dieſen an, und wenn der Zobel herunterſpringt, ſo fängt er ſich in den umhergeſpannten Netzen und wird todtgeſchlagen. Die Zobel ſind eigentlich ein Regale der Krone, die den Fang derſelben nur denjenigen Einwohnern Sibiriens überlaſſen hat, die einen Theil ihres Tributs da-

mit bezahlen müſſen. Es werden aber jetzt weniger Zobel an die Krone eingeliefert als ſonſt; denn theils haben die Zobel, weil man ſie zu häufig gefangen, überhaupt abgenommen, theils ſind die Tatarn klüger geworden, verkaufen die gefangenen Zobel an Schleichhändler für einen beſſern Preis und zahlen ihren Tribut in andern Thierfellen oder auch in baarem Gelde. In frühern Zeiten, da ſie das Pelzwerk noch ſo brachten, wie ſie es fingen, kamen oft Zobel von hohem Werthe bei den kaiſerlichen Caſſen ein. Die eingelieferten Zobelfelle werden mit einem Siegel bezeichnet und nach Petersburg geſchickt. Ungeachtet des kaiſerlichen Befehls, alle Zobelfelle einzuliefern, werden doch ſehr viele heimlich verkauft. Der Preis der Felle iſt nach der Güte derſelben ſehr verſchieden; auch die Größe der Felle, ob ſie mehr oder weniger dickhaarig ſind und einen gewiſſen Glanz haben — den die alten, verlegenen Bälge gewöhnlich verlieren — wird dabei berückſichtigt. Von den guten Fellen wird das Stück zwiſchen fünf bis zehn Rubel bezahlt. Man hat auch weiße und graue Zobel, ferner von kaſtanienbrauner Farbe mit einem Goldglanze und ſchwarze mit einem Silberglanze. Die weißen ſind ſehr ſelten und werden als eine Seltenheit theuer verkauft; von den kaſtanienbraunen wird das Stück mit 20 bis 40 Rubel bezahlt. Zu einem Zobelpelz gehören viele Fellchen, und wenn er aus lauter ſchwarzen Fellen beſteht, die einen Silberglanz haben, ſo wird er auf 5 bis 10,000 Rubel geſchätzt und nur zu Geſchenken für fürſtliche Perſonen gebraucht. Die Ruſſen verſtehen die Kunſt, die Zobel zu färben oder durch Räuchern zu ſchwärzen. Die gefärbten Zobel kann man leicht an dem Mangel des Glanzes, den die von Natur ſchwarzen haben, oder dadurch erkennen, daß ſie, wenn man ſie mit einem weißen Tuche reibt, abfärben. Daß ſie durch Räuchern ſchwarz gemacht ſind, erkennt man an den gekrümmten Haaren, denn bei einem guten Felle müſſen die Haare alle gleich ſeyn, und wenn man es mit der Hand ſtreicht, nach allen Richtungen folgen. Die Chineſen ſollen die Kunſt, die Zobel zu färben, in einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit beſitzen, daß man ſie von den echten nicht unterſcheiden kann.

Zobtenberg, ein bekannter Berg in Schleſien, zwei Meilen von Schweidnitz, fünf Meilen von Breslau entfernt, liegt im reichenbacher Regierungsbezirke und beſteht eigentlich aus einer Reihe von Bergen, wovon nur ein einzelner Zobtenberg heißt. Er hat wahrſcheinlich ſeinen Namen von dem nicht weit entlegenen Städtchen Zobten, wird aber im gemeinen Leben auch der Zottenberg (Zothenberg) genannt. Er ſteht mit dem ſudetiſchen Gebirge in Verbindung, hat eine faſt kegelförmige Geſtalt, eine ſenkrechte Höhe von mehr als 1200 Fuß und 10,400 Schritte im Umfange. Auf drei Seiten wird er von einer weitläufigen Ebne umgeben, gegen Mittag aber gränzt er an den Geiersberg. Der bequemſte Weg auf den Zobtenberg führt von dem Städtchen Zobten aus. Auf der höchſten Spitze deſſelben ſtand ſchon im elften Jahrhundert ein Schloß, das, nach mancherlei Veränderungen der Beſitzer, 1471 als Raubſchloß zerſtört wurde. Seit 1702 iſt an deſſen Stelle eine kleine Kirche erbaut worden, zu der man auf ſechzig Stufen ſteigt, und zu der am Feſte Mariä Heimſuchung zahlreiche Wallfahrten gemacht werden. Südweſtwärts hinter der Kirche iſt ein hoher und ſteiler Felſen, von welchem man einen beträchtlichen Theil Schleſiens, beſonders die ſchönen Fluren von Frankenſtein bis Liegnitz, überſehen kann. Der übrige Theil des Berges iſt mit Holz dicht bewachſen. Es finden ſich da auch gute

Marmorbrüche. Der Berg dient übrigens den Landleuten in Schleſien zum Wetteranzeiger. Wenn er mit Gewölk bedeckt iſt, ſo erwartet man Regen; iſt er lichtblau und hell, ſo ſteht gutes Wetter bevor. Auch erzählt man von dieſem Berge allerhand abenteuerliche Mährchen aus ältern Zeiten.

Zodiacallicht, Thierkreis-Licht. Man gewahrt in unſern Breiten, beſonders um die Nachtgleichen, zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne, oftmals ein von derſelben ab, in der Richtung des Thierkreiſes (daher der Nahme) fortgehendes, ſpitzzulaufendes, ſchönes, weißliches Licht, welches große Ähnlichkeit mit dem Schimmer hat, den die Milchſtraße verbreitet. Über die Natur dieſer zuerſt von Caſſini beobachteten Erſcheinung hat unter den Aſtronomen ein langer, noch nicht entſchiedener Streit geherrſcht. Mairan ſuchte mit vielen, zum Theil ſcharfſinnigen Gründen darzuthun, daß ſie nichts anders als die entweder ſelbſt leuchtende, oder vom Körper der Sonne erleuchtete Atmoſphäre der letztern ſey. Dieſe Behauptung iſt aber neuerlich vom Verf. der himmliſchen Mechanik angefochten worden. Man hat jedoch wahrnehmen wollen, daß die Stärke dieſes Lichts im Verhältniſſe der Sonnenflecke zu- und abnehme, eine Erfahrung, die wiederum für Mairans Hypotheſe zu ſprechen ſcheint, indem die Sonnenflecke, nach Herſchels Meinung, dadurch entſtehen, daß die ſelbſtleuchtende Sonnen-Atmoſphäre einzelne Stellen des dunkeln Kerns entblöße. — Feſt ſteht bis jetzt weiter nichts, als daß die Materie, von welcher uns das Thierkreis-Licht zugeſendet wird, von außerordentlich feiner Beſchaffenheit ſeyn muß, indem man die kleinſten Sterne mitten durch dieſelbe erkennt. D. N.

Zodiacus (Thierkreis) heißt in der Aſtronomie derjenige Streifen in der ſcheinbaren Himmelskugel, innerhalb deſſen ſich jederzeit die Planeten befinden. Dieſer Streifen liegt zu beiden Seiten der Sonnenbahn (Ekliptik) und wird von zwei derſelben parallel laufenden Kreiſen begränzt. Er enthält zwölf Sternbilder, die im Art. Sternbilder genannt ſind. Den Namen Thierkreis hat er von dieſen Sternbildern, die meiſt von Thieren hergenommen ſind.

Zoega (Georg), ein Däne, war einer der größten Alterthumsforſcher unſerer Zeit und dabei einer der edelſten und ſeltenſten Männer. Er war im Jahre 1756 in Mögeltonder in Jütland geboren, ſtudirte in Göttingen und zeichnete ſich ſchon vor dem 21. Jahre durch viele gelehrte Abhandlungen aus, die er in deutſcher und däniſcher Sprache ſchrieb. 1777 ging er nach Italien und kam 1779 in Rom an. Seitdem wandte ſich all ſein Streben auf die Archäologie. Zoega hatte unſtreitig durch Winckelmann die erſten Anregungen zu einem tiefern Erforſchen der Alterthumskunde erhalten, aber ſo ähnlich ſich beide große Männer in ihrem ernſten raſtloſen Streben, ihrem regen Schönheitsſinn und ihrer Gelehrſamkeit waren, ſo verſchieden war ihre innerſte Geiſtesrichtung. In Winckelmann war mehr der populäre und plaſtiſche Geiſt der Alten eingedrungen, er ſah in den antiken Kunſtwerken die freigewordne Form, das Mittel, wodurch das dichteriſche Gemüth ſich gleichſam veräußerlicht und Andern ſichtbar erſcheint. Zoega hingegen las in den Werken der alten Künſtler und Dichter mehr den tiefverborgnen Gedanken, ſie waren ihm geheimnißvolle, deutungsreiche Sinnbilder, die ihn ſtets wieder in das Heiligthum des innern Gemüthes zurückführten; er ließ ſie auf ſeine Seele wirken wie die Tiefen der Natur und des Lebens, deren Dolmetſcher ſie ihm waren. Er trennte und verband auf ſolche Weiſe

immer ſelbſtthätig den innern geiſtigen Sinn und die vollendete äußere Schönheit eines Kunſtwerks, und in dieſem Scheiden und Vereinen lag eben Zoegas Hinneigung zu den, von ihm ſo tief durchdachten, Orphikern und Neuplatonikern. Zoega hatte die echt antike Bildung nicht blos mit Verſtand und Gedächtniß aufgefaßt, ſie war lebendig in ihn übergegangen; keine Geiſter neuerer Zeit berührten ſeine Weltanſicht und ſein innerſtes Leben ſo vielfach wie die Alten. Je näher man ihn kennen lernte, um ſo deutlicher fühlte man dies, ſein Umgang hauchte griechiſchen Sinn, ſelbſt durch die Form ſeines Geſprächs, das in leichter und anmuthiger Kürze reich an den menſchlichſten Beziehungen war und abſichtslos belehrte. Sein Ernſt und ſeine Richtung nach innen, die frühzeitig zum Schwermüthigen ſich neigte, hätte leicht durch viele Sorgen und Leiden ganz darin untergehen können, wenn nicht aus Griechenland milde Heiterkeit ihm zugeweht wäre. So reizbar er auch für kleine Verdrießlichkeiten war, ſo überwand er doch dieſe Stimmung durch große Geduld und erwarb ſich eine ſtete ruhige Heiterkeit. Dies drückte ſich ſehr wohlthuend in ihm aus, als ein ſtiller Frieden, der durch Ertragen und Vergeſſen erworben wurde und der das Leben unabhängig macht von dem Erlebten. Auffallend war in ſeinen frühern Jahren ein gewiſſer geiſtiger Cybeledienſt, eine Anbetung Gottes in der Natur, vorherrſchend in ihm. Der Einfluß ſeiner Zeit, die durch die kalte Aufklärung zu einer neuen Frühlingswärme des Glaubens überging, wirkte ſpäter auch auf ihn. Im Beobachten des Äußerlichen der Religion war er ſtreng, er ließ es gern als heiliges Sinnbild auf ſich wirken, aber er haßte die nur halbverſtandnen Worte dabei. Im äußern Leben bewies Zoega den freien Mann und war entfernt von Zwang und zweckloſen Schicklichkeiten. Für ſinnige kunſtliebende Fremde, die Rom beſuchten, war er ein trefflicher Führer. Man kann Zoega richtiger ſchildern durch das, was er war, als durch das, was er that, denn ſo unermüdet auch der Fleiß war, womit er eine bewundernswerthe Menge des Einzelnen prüfte und mit genauer Kenntniß umfaßte, ſo beklagt man doch mit Recht, daß er nicht dazu gekommen iſt, ſeine Anſichten im größern Zuſammenhange auszuſprechen. Bei ſeiner Ankunft in Rom wurde er durch den Profeſſor Adler dem Cardinal Stefano Borgia vorgeſtellt, deſſen Gunſt und Schutz er ſich bald erwarb. Dieſer Cardinal hatte eine Vorliebe für ägyptiſche Alterthümer, von denen er eine reiche Sammlung beſaß. Zoega, der die coptiſche Sprache verſtand, wurde bald der Ödip dieſer uralten Räthſel. 1787 machte er eine vollſtändige Sammlung ägyptiſcher Münzen bekannt, mit ausführlichen Erläuterungen. Der allgemeine Beifall, den dies für Geſchichte und Chronologie ſo wichtige Werk erhielt, machte Pius VI. auf Zoega aufmerkſam und er trug ihm die ſchwere Arbeit auf, die Obelisken zu erläutern. 1797 gab er auf päpſtliche Koſten ſein großes Werk über dieſe Obelisken (de origine et usu obeliscorum Romae, 1797) heraus, welches ihm den Ruhm der ſcharfſinnigſten, ausgebreitetſten und gründlichſten Gelehrſamkeit erwarb. Das Muſeo Borgiano Veliterno war reich an coptiſchen Schriftrollen; Zoega unternahm die höchſt ſchwierige und mühevolle Arbeit, dieſe zu erläutern; erſt 1810 konnte dieſe Frucht namenloſer Anſtrengungen bekannt gemacht werden. Zoega ſchrieb in deutſcher Sprache einen archäologiſchen Wegweiſer durch Rom, der vielen kunſtliebenden Rei-

ſenden ſehr nützlich wurde. Er ſelbſt begleitete die ausgezeichnetſten derſelben; ſo war er unter andern ein ganzes Jahr lang der Führer Sr. k. H. des Prinzen Guſtav von Meklenburg-Schwerin. Ein größeres Werk Zoega's, welches Schätze der ſeltenſten Kenntniſſe enthält, iſt in zwei Foliobänden bei Piraneſi in Rom 1808 herausgekommen, unter dem Namen: Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli colle illustrazioni di Giorgio Zoega. Oft bedauerte Zoega in ſpätern Jahren, nicht auf das griechiſche Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem ägyptiſchen widmete. Dies hinderte mehr als irgend etwas anderes die Ausführung ſeines frühern Planes, die ganze griechiſche Alterthumskunde zu ſichten und neu zu begründen. So wichtig jene Forſchungen für ſeinen Hauptzweck waren, ſo dehnten ſie ſich doch unverhältnißmäßig aus. Überdies hatte Zoega mit immerwährenden Hinderniſſen und dem Mangel aller äußern günſtigen Verhältniſſe zu kämpfen. Das Schickſal, über zu gründlich und weit angelegte Vorbereitungen das Leben verfließen zu ſehen, ohne an das Hauptwerk deſſelben zu kommen, theilt Zoega mit vielen großen Gelehrten. Er war von dem däniſchen Hof zu deſſen Generalconſul in dem Kirchenſtaat ernannt worden; wenige Tage nach ſeinem Tode kam das Diplom, welches ihn zum Ritter des Danebrogordens ernannte, in Rom an. Er war Profeſſor der Univerſität Kiel und Mitglied der Akademien zu Copenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz, Rom ꝛc. Eigentlich gehörte er Rom an, wo er allein den ihm angemeßnen Wirkungskreis finden konnte. Zoega ſtarb 1809, tief betrauert von allen, die ihn kannten; er wurde in der Kirche S. Andrea delle Fratte begraben. Der Secretär der italieniſchen Akademie, Sign. Thibaut de Berneau, entwarf eine Lobrede Zoega's, die genaue Rechenſchaft von ſeinen Werken giebt und 1809 in Paris herauskam. Sein großer Landsmann, Ritter Thorwaldſen, zeichnete den edlen ausdrucksvollen Kopf Zoega's, und dies Porträt findet man nebſt einer kurzen von F. A. Visconti geſchriebnen Biographie Zoega's deſſen „Bassirilievi" beigefügt. Abhandlungen von ihm hat nach ſeinem Tode Welker herausgegeben. Wl.

Zoilus, ein griechiſcher Rhetor, gebürtig aus Amphipolis, einer Stadt in Thracien, lebte zu den Zeiten des ägyptiſchen Königs Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 270 Jahre vor Chriſti Geburt. Er iſt blos durch ſeine hämiſchen Kritiken der Werke des Plato und beſonders der Gedichte des Homer bekannt oder vielmehr berüchtigt worden; wegen der letztern wurde er die Geißel des Homer (Homeromastix) genannt. Von ſeinen Schriften iſt nichts auf die Nachwelt gekommen, und der Verluſt derſelben ſcheint nicht zu bedauern zu ſeyn. Er kam nach Alexandria und überreichte dem Ptolemäus ſeine Kritik der Homeriſchen Gedichte, welche aber dieſer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften mit Unwillen zurückwies. Als Zoilus ihn nachher um eine Unterſtützung bat, gab ihm der König die bittre, aber verdiente Antwort: „Da Homer noch lange nach ſeinem Tode ſo vielen Menſchen Verdienſt und Unterhalt (nämlich durch das Abſchreiben ſeiner Gedichte) verſchaffte, ſo würde es dem Kritiker, der mehr Geiſt als Homer zu haben glaubte, leicht werden, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen." Auch der Lehrer des Zoilus, Polykrates, hatte, wie die alten Schriftſteller erwähnen, eine Schmähſchrift gegen Sokrates herausgegeben. Zoilus wollte ſich auszeichnen, that es aber auf eine für ihn nicht vortheilhafte Art. Er ging in einem auffal-

lenden, ſchmutzigen Anzuge einher, widerſprach Allen und redete von Jedermann Böſes. „Ich rede von allen Leuten Böſes," antwortete er einſt auf die Frage, warum er es thue, „weil ich ſelbſt nicht ſo viel Böſes thun kann, als ich thun möchte." Zur verdienten Strafe bezeichneten die Alten jeden hämiſchen, ſchmähſüchtigen Tadler mit dem Namen Zoilus.

Zoll, ein Längenmaaß, nach dem Decimalmaaß der zehnte, nach dem Duodecimalmaaß der zwölfte Theil des Fußes. (S. Fuß.).

Zoll (Mauth, Douane), iſt eine auf die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr von Waaren gelegte Abgabe, welche entweder nach dem Werthe oder nach dem Gewichte, oder nach dem kubiſchen Inhalte der Waaren erhoben wird. Die Begriffe von Zoll und andern ähnlichen Abgaben ſind in den wenigſten Ländern ſtreng geſondert, gewöhnlich werden Geleits- und Wegegelder mit eigentlichen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen verwechſelt und gar häufig wird eine Abgabe als Zoll aufgeführt und bezeichnet, welche in der That nichts anders als Acciſe iſt. In ältern und neuern Zeiten hat man die Zölle als eine nützliche Abgabe empfohlen, weil man glaubte, der Kaufmann zahle ſie von ſeinem Handelsgewinnſte, weil man vermittelſt derſelben den Fremden bei der Durchfuhr eine Steuer aufzulegen vermochte und weil man damit den Handel leiten zu können wähnte. Es iſt aber in der Regel nicht der Kaufmann, welcher den Zoll wirklich bezahlt, ſondern dieſer ſchießt denſelben nur vor und läßt ſich ihn demnächſt mit Zinſen für den geleiſteten Vorſchuß im Preiſe ſeiner Waaren von den Conſumenten wieder vergüten; die Steuer aber, welche beim Tranſito den Ausländern aufgelegt werden kann, iſt, am Sunde ausgenommen, immer nur unbedeutend und ihre Anlegung erfodert große Vorſicht, ſoll ſie dem Handel nicht verderblich werden; und was die Leitung des Handels betrifft, welche man durch Zölle beabſichtigt, ſo beruht es hauptſächlich auf irrigen, durch das Mercantilſyſtem (ſ. d. Art.) auf die Bahn gebrachten Vorſtellungen, wenn eine Regierung daraus große Vortheile für den Nationalwohlſtand ziehen zu können wähnt. Als eigentliche Conſumtionsſteuer aber hat dieſe Abgabe noch die beſondern Fehler, 1. daß ſie lange Zeit vor der Einführung des beſteuerten Gegenſtandes in den Kreis der Conſumtion erhoben wird; 2. daß ſie von manchem Artikel gezahlt werden muß, der gar nicht einmal zur Conſumtion gelangt, ſondern auf dem Lager des Kaufmanns liegen bleibt, und 3. daß ſie als eine Abgabe, welche vom Kapitale erhoben wird, die Betriebſamkeit der Bürger hemmt und eben dadurch ihre Production ſchwächt. Was die Wirkung der Zölle auf den Verkehr ſelbſt betrifft, ſo iſt dieſelbe folgende: Zölle auf die Einfuhr vertheuern uns die Waaren der Ausländer; Zölle auf die Ausfuhr vertheuern unſere Producte den Ausländern. Jener Streben geht auf Verminderung unſerer Nachfrage nach ausländiſchen Waaren, mithin auf Verminderung des Abſatzes eben dieſer Waaren in unſerer Heimath; unſer Streben geht auf Verminderung der Nachfrage nach unſern Producten im Auslande und mithin auf Verminderung des Abſatzes unſerer Producte im Auslande. Erreichen beide ihr Ziel, ſo vermindern ſie zu gleicher Zeit den Verdienſt, den wir den Ausländern gaben, und denjenigen, welchen wir von den Ausländern erhielten. Der Erreichung dieſes Ziels aber kann die Nation entgegen arbeiten, wenn ſie das mit dem Zoll belegte Product zu einem wohlfeilern Preiſe liefert und auf gleiche Weiſe kann eine weiter getriebene Theilung der Arbeit zehnfach den Zoll erſetzen, auch

kann, vermindern ſich die Kapitalgewinnſte, des Zolls ungeachtet der Preis der Waare derſelbe oder faſt derſelbe wie vorher bleiben. — Je nach dem die Zölle entweder auf dem Lande oder auf dem Waſſer erhoben werden, heißen dieſelben entweder Landzölle oder Waſſerzölle; letztere ſind auf den ſchönſten Flüſſen Deutſchlands hin und wieder zum weſentlichen Nachtheil des Handels ſo vervielfältigt und erhöht worden, daß die Kaufleute mancher Gegenden, welchen der Fluß vortrefflich zu Statten kommen könnte, die Landfracht vorziehen, ſobald der Werth der Waare beträchtlich und deren Maſſe klein genug iſt, um ſie auf der Achſe verfahren zu können. — Die Zölle, welche bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren aus der einen Provinz deſſelben Landes in die andere entrichtet werden, heißen Binnenzölle; dieſe ſind die nachtheiligſten von allen, denn ſie bewirken nicht nur eine große Ungleichheit der Beſteurung der einzelnen Bürger, ſondern hemmen zugleich den wichtigſten Zweig des Nationalverkehrs, nämlich den Binnenverkehr; weiſe Regierungen haben denſelben daher auch in ihren Ländern gänzlich abgeſchafft und den Unterthanen dadurch eine große Wohlthat erwieſen. — In mehrern Staaten, namentlich in Großbritannien, wird dem Kaufmanne die auf den inländiſchen Verbrauch einer Waare gelegte Abgabe ganz oder zum Theil zurückgegeben, wenn er die Waare nach andern Ländern ausführt; eine Vergütung dieſer Art heißt Rückzoll und iſt in der Regel wegen der Erleichterung, die ſie dem Handel gewährt, ſehr zu empfehlen, nur iſt dabei die gehörige Vorkehrung zu treffen, daß nicht die Waare, bei deren Ausfuhr der Rückzoll bezahlt worden, heimlich wieder ins Land eingeführt werde, wodurch natürlich der Zweck gänzlich verfehlt und der Staat unrechtlicher Weiſe eines Theils ſeines Einkommens beraubt werden würde. KM.

Zollikofer (Georg Joachim), Prediger bei der evangeliſch-reformirten Gemeinde zu Leipzig, einer der vorzüglichſten deutſchen Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts, geboren zu St. Gallen in der Schweiz im J. 1730. Von ſeinem Vater, einem braven Rechtsgelehrten, der früher ſelbſt Theologie ſtudirt hatte, erbte er die Neigung, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, und erhielt auch von ihm den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht, der auf der Schule ſeiner Vaterſtadt, dann auf den Gymnaſien zu Frankfurt am Main und zu Bremen, und zuletzt auf der Univerſität zu Utrecht weiter fortgeſetzt wurde. Bald nach ſeiner Rückkunft von der Univerſität wurde er (1754) Prediger zu Murten in der Schweiz, erhielt aber, da er ſich vortheilhaft auszeichnete, in kurzer Zeit den Ruf an einige andere Orte, und 1758 als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig. Dieſe Stelle hat er, ungeachtet verſchiedner vortheilhaftern Anträge, bis an ſeinen Tod behalten, weil er ſich bei derſelben auf einem Standpunkte befand, von wo aus er viel Gutes wirken konnte. Der Ort, wo er nun lebte, die höhere Cultur der Gemeine, deren Lehrer er war, der Umgang mit mehrern ausgezeichneten Gelehrten, alles trug dazu bei, Zollikofers Talent weiter auszubilden, und ihn allmählig auf die Stufe zu heben, auf welcher er ſeinen hohen Ruhm als Kanzelredner bis an ſein Ende behauptet hat. Während ſeiner dreißigjährigen Amtsführung hat er als öffentlicher Lehrer ungemein viel Gutes gewirkt, nicht nur bei ſeiner Gemeinde, ſondern auch bei den zahlreichen Zuhörern, die nicht eigentlich dazu gehörten, vorzüglich unter den jungen Studirenden, die in ihm ein freilich ſchwer zu erreichendes Muſter der Nachahmung fanden. Zollikofers Vortrag

als Kanzelredner war, wie ſein äußerer Anſtand, ruhig und würdevoll, tief eindringend und überzeugend, ohne hinreißend zu ſeyn, nicht eigentlich populär, aber lichtvoll und faßlich, vorzüglich auf den Verſtand und durch dieſen auf das Herz gerichtet. Ein Hauptzweck ſeiner Vorträge war, den Vorurtheilen und herrſchenden Übeln der Zeit entgegen zu arbeiten, und im wahren Sinne des Worts aufzuklären oder richtigere moraliſche Begriffe zu befördern. Er beſaß die ſo ſeltne Kunſt, ganz ſpecielle Verhältniſſe, Fehler, Gewohnheiten, ſelbſt Vergnügungen des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens, auf der Kanzel mit Würde zu behandeln. Zollikofers Charakter, ſein öffentliches und Privatleben waren völlig vorwurfsfrei, auch wurde er allgemein geachtet. Als denkender Geiſtlicher ging er, wo er, nach ſorgfältiger Prüfung, ſich eines andern überzeugt hatte, mit freiem Geiſte und ohne Furcht von mehrern Sätzen des ältern Syſtems ab. Von ſeinen Predigten ſind ungefähr 250 im Druck erſchienen, und alle ſind mit dem Beifall aufgenommen worden, mit dem man ſie vorher gehört hatte. Er ſelbſt hat von 1769 bis 1788 vier Sammlungen Predigten in ſechs Bänden herausgegeben, die mehreremale wieder aufgelegt worden ſind. Nach ſeinem Tode wurden die von ihm hinterlaſſenen Predigten in neun Bänden herausgegeben. Alle dieſe Sammlungen haben auch den Titel: Zollikofers ſämmtliche Predigten, 15 Bände, Leipzig 1789 — 1804. Ein großes Verdienſt erwarb ſich Zollikofer durch die Herausgabe eines *Neuen Geſangbuchs* (Leipzig 1766 und achte Auflage, Ebend. 1786), das Nachahmung fand, und wodurch er einem großen und ſehr gefühlten Bedürfniſſe abhalf. Sein Freund Weiße (ſ. d. Art.) ſtand ihm bei dieſem Werke thätig bei. Außer den Verbeſſerungen alter Lieder ſind auch verſchiedne (ungefähr 12) neue Lieder von Zollikofer ſelbſt in dieſer Sammlung. Auch die von ihm herausgegebenen *Andachtsübungen* und *Gebete* haben einen großen Werth. Noch ſind von ihm Überſetzungen einiger Werke aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, z. B. Unterhaltungen der Emilie, a. d. Fr. Leipzig 1774; Brydone's Reiſe durch Sicilien und Malta, a. d. Engl., Leipzig 1774. Zollikofer ſtarb im J. 1788. Vergl.: Über den Charakter Zollikofers, von C. Garve, Leipzig 1788.

Zone, ſ. *Erdſtrich*.

Zoolithen, ein aus zwei griechiſchen Worten zuſammengeſetztes Wort, wodurch man in der Naturgeſchichte *foſſile thieriſche Körperarten* bezeichnet, die bisweilen gefunden werden, und die für die Naturkunde der organiſirten Körper (Zoologie) nicht unwichtig ſind. Sie unterſcheiden ſich von den eigentlich ſogenannten *Verſteinerungen* (ſ. d. Art.) oder den wahren *Petrefacten* dadurch, daß dieſe letztern organiſirte, mit fremden Erdtheilen durchdrungene, und durch die Länge der Zeit verhärtete und ſteinartig gewordene Körper ſind. Man unterſcheidet die *Zoolithen* nach der in der Naturgeſchichte angenommenen Eintheilung der Thiere in ſechs Claſſen: in *Tetrapodolithen* oder foſſile ſäugende Thierarten und deren Theile; zu dieſen gehören die Knochen und Zähne von der nicht mehr bekannten Thierart Mammuth (ſ. d. Art.), welche man am Ohio in Nordamerika findet; *Ornitholithen* oder foſſile Vögelgerippe, von denen man jedoch erweislich noch keine gefunden hat; *Amphibiolithen* oder foſſile Körper oder Theile von Amphibien; *Ichthyolithen* oder foſſile Fiſche, von denen ſich gut erhaltene Gerippe in der Gegend von Verona finden, wobei dieſes Beſondre iſt, daß in

einer gemeinſchaftlichen Lage Fluß- und Seefiſche, und von letztern aus den entfernteſten Oceanen vorkommen; Entomolithen oder foſſile Inſecten, beſonders im Bernſtein; Helmintholithen oder foſſile Gewürme und Theile derſelben, die zum Theil ſehr häufig gefunden werden.

Zoologie, ſ. Thier.

Zoophyten, ſ. Thier.

Zoroaſter, oder Zerdutſch, ein Lehrer der Weisheit in Perſien, der wenigſtens ſechstehalbhundert Jahr vor Chriſti Geburt gelebt haben muß. Aber ſein Leben iſt beinahe in ein eben ſo undurchdringliches Dunkel gehüllt, als die Lebensgeſchichte des Hermes Trismegiſtus. Bei mehrern alten Völkern hat man einen Zoroaſter zu finden geglaubt; und daher vermehren manche die Anzahl der Zoroaſter bis auf acht. Der perſiſche — von dem wir noch das Meiſte wiſſen — war ein Verbeſſerer der Volksreligion, und trug ein neues Religionsbuch unter dem Namen Zend-Aveſta (lebendiges Wort) zuſammen, worüber der eigne Art. nachzuſehen iſt. Seine Lehre hat ſich noch bis jetzt unter den Gebern erhalten. S. Gebern.

Zoſimus, ein griechiſcher Geſchichtſchreiber, lebte in der Mitte des 5ten Jahrhunderts nach Chr. zu Conſtantinopel, und ſchrieb eine Geſchichte der Kaiſer, von Auguſt bis zum Jahr 410 n. Chr., die wir noch beſitzen.

Zrini (Niclas, Graf von), Feldherr Kaiſer Ferdinands I., Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien, Tavernicus in Ungarn, geb. 1518, ſtarb den Heldentod, in einem Ausfalle des von ihm wider die ganze türkiſche Heeresmacht unter dem ſiegreichen Großherrn Suleyman vertheidigten Szigeth, am 7. Sept. 1566. Er war aus dem alten Geſchlechte der Grafen von Brebir; ſein Haus hieß Zrini (ſeit 1347) von dem Schloſſe Zrin. Schon als zwölfjähriger Knabe verdiente ſich Graf Niclas in der Belagerung Wiens von Carl V. ein Streitroß und eine güldne Kette. In der Folge zeichnete er ſich in den Feldzügen gegen Johann von Zapolya aus, der das Königreich Ungarn dem Erzherzog Ferdinand ſtreitig machte, und gegen den Sultan Suleyman, Zapolya's Bundesgenoſſen. Zrini führte faſt immer die Vor- oder Nachhut. Den Dienſt der leichten Reiterei bildete er zur höchſten Vollkommenheit aus. Seine Heldengeſtalt, ſeine Lebhaftigkeit, ſeine Freigebigkeit im Belohnen, ſein parteiloſer Ernſt im Strafen erhoben ihn bald zum Abgott ſeiner tapfern Schaaren. Mit ihnen vertheidigte er zwölf Jahre lang Croatien, dem er als Ban vorſtand, wider die Osmanen, und ſchlug ſie 1562 von Szigeth hinweg. Ungarn hingegen war großentheils ſchon ein türkiſcher Paſchalik, und der Überreſt zum Tribut genöthigt. Da wollte Suleyman der Unüberwindliche von Belgrad aus auch noch Szigeth erobern. (Dieſe Feſtung liegt in der Szalader Geſpannſchaft an der Gränze). Zrini, der Gefürchtete, glaubten die Türken, ſey noch in Wien; darum hofften ſie die Feſte eher zu bezwingen. Eine Niederlage, die der türkiſche Vortrab bei Sziklos durch Zrini's Schaaren erlitt, reizten des Sultans Zorn zum ſofortigen Angriff. Alſo zog der berühmte Großweſſir Mehmed Sokolowich, ein croatiſcher Renegat, mit 65,000 Mann dem Großherrn voraus. Über die angeſchwollene Drau mußte eine Brücke in anderthalb Tagen geſchlagen werden, und das Heer ging vom 1. bis 5. Auguſt über den Strom. Nun verſammelte Zrini ſeine Krieger, 2500 an der Zahl. Alle ſchworen — er zuerſt, dann jeder ſeinem Hauptmann und

alle Hauptleute ihm, zuſammen — für den Glauben, den Kaiſer und das Vaterland zu ſterben. Der Platz wurde heftig beſchoſſen. Schon am 7. ſtürmte der Feind die neue Stadt. Zrini ſteckte ſie in Brand. Nun thürmten die Belagerer rings um die Mauern ungeheure Holzſtöße auf, die ſie anzündeten; nach mehrern abgeſchlagenen Stürmen ward die neue Stadt am 19. Aug. von den trunkenen Janitſcharen an ſieben Orten zugleich erſtürmt, und Zrini's kleiner Haufe von der Übermacht bis an die Zugbrücke des Schloſſes ſelbſt gedrängt. Das Feuer der Belagerer dauerte ununterbrochen fort, zugleich ſetzten ſie der Feſtung, der es an Mineurs fehlte, durch Minen zu. Vom 26. Aug. bis zum 1. Sept. geſchahen täglich ſieben und mehr Stürme auf das Schloß ſelbſt, die Zrini immer zurückſchlug. Eben ſo ſtandhaft wies er alle Vorſchläge und Anerbietungen des Feindes von ſich; ſelbſt die Drohung des Großweſſirs, daß der Sultan ſeinen vorgeblich in türkiſche Gefangenſchaft gerathenen Sohn ermorden laſſen würde, wenn er die Feſtung nicht übergäbe, konnte ſeinen Entſchluß nicht erſchüttern. Von Zorn und Verdruß darüber außer ſich, ſtarb Suleyman, welcher zuletzt 1000 Goldgulden auf Zrini's Kopf geſetzt hatte, den 4. Sept. an der Lagerſeuche. Der Großweſſir verbarg ſeinen Tod den Truppen. Am 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu ſtecken. Zrini flüchtete mit den Seinigen in das innere; vergeblich ſuchte der Türken ganzes Fußvolk mit ihm zugleich in das Thor der innern Burg zu dringen. In dieſer war aber weder Mund- noch Kriegsvorrath, und die Lage derſelben ganz abhängig von dem äußern Schloſſe. Da unternahmen die Türken am 7. einen allgemeinen Sturm. Schon fiel ihr Feuer bis in des Grafen Gemächer; die *Burg* brannte. Jetzt verſammelte Zrini die Seinigen. Ohne Panzer, mit Helm, Schild und Säbel trat er unter ſie: „Gedenkt, rief er, eures Eides! Wir müſſen hinaus. Oder wollt ihr hier verbrennen, wollt ihr verhungern? So laßt uns ſterben als Männer. Ich gehe voran, thut, was ich.“ Damit ſtürzte er die Schloßbrücke hinaus, ſeine Sechshundert ihm nach und hinein unter die Hunderttauſende von Türken. Bald traf ihn der erſte, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte, bis der dritte *Ungarns Leonidas* tödtete. Alle die Seinen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Aber hier ſprangen plötzlich — Zrini hatte Lunten gelegt — die verſchiedenen Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerſchmettert. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20,000 Mann gekoſtet, und ihm ſelbſt das Leben. Die Türken behaupteten den Platz bis 1689. Der Janitſcharen-Aga ließ Zrini's Kopf auf einer Stange vor des Sultans Gezelt aufſtellen; dann ward das furchtbare Haupt, aus Achtung gegen Zrini's Heldentod, an des Kaiſers Feldherrn, den Grafen von Salm, nach Raab geſchickt. Das Geſchlecht der Zrini's erloſch 1703. — Die deutſche Literatur beſitzt von Theod. *Körner* ein Trauerſpiel: Zrini, das jene Begebenheit darſtellt, und ein gutes Schauſpiel iſt, nur kein Trauerſpiel. Vergl. *Hormayrs* öſterreichiſchen Plutarch, VII.

Zſchokke (Johann Heinrich), ein beliebter und geachteter Schriftſteller, wurde zu Magdeburg geboren, beſchäftigte ſich zuerſt mit dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, und ward 1794 Lehrer der Moralphiloſophie und Äſthetik auf der Univerſität Frankfurt an der Oder. Hierauf begab er ſich in die Schweiz und erhielt im J. 1797 von der Regierung des Cantons Graubünden

das Bürgerrecht. Gegen Ende des Jahres 1798 wurde er vom helvetiſchen Miniſter der Wiſſenſchaften Stapfer zum Mitarbeiter erwählt, und vom helvetiſchen Directorium im Frühlinge 1799 zum Regierungscommiſſär in Unterwalden, im Auguſt deſſelben Jahres zum Regierungscommiſſär des ganzen Cantons Waldſtätten, im Frühling 1800 zum Regierungscommiſſär der italieniſchen Schweiz, Ende des Jahres zum Regierungsſtatthalter von Baſel ernannt. Seit dem Jahre 1801 aber lebt er als Privatgelehrter auf dem ehemaligen Oberamtsſchloſſe Biberſtein bei Aarau, und iſt ſeit dem Auguſt 1804 auch Mitglied des Oberforſt- und Bergamts dieſes Cantons. Er hat viele hiſtoriſche, äſthetiſche und philoſophiſche Schriften herausgegeben, welche ſich beſonders durch einen gefälligen, belebten und einnehmenden Vortrag auszeichnen. Auch iſt er dramatiſcher Dichter, und als ſolcher durch ſeinen *Abällino*, ſeine Überſetzung der *Molieriſchen Luſtſpiele* und andere Arbeiten bekannt, welche Beifall auf der Bühne fanden. Unter ſeinen neueſten Schriften zeichnet ſich beſonders aus: *die Geſchichte der Baiern* in 4 Theilen, dann ſeine Zeitſchrift: *Überlieferungen zur Geſchichte der neueſten Zeit*, welche an die Stelle der Miscellen der neueſten Weltkunde getreten ſind. Außerdem hat er noch mehrere *Romane* geſchrieben, zum Theil hiſtoriſche, wie die *Prinzeſſin von Wolfenbüttel*, auch verſchiedene kleinere Erzählungen, zerſtreut und in Sammlungen. So giebt er gegenwärtig noch in Verbindung mit mehrern guten darſtellenden Schriftſtellern eine Zeitſchrift heraus, die blos unterhaltende Aufſätze enthält, unter dem Titel *Erheiterungen*, und des Titels nicht unwerth ſich zeigt. Auch über die Forſtwiſſenſchaft hat er geſchrieben. *Der Gebirgsförſter*, eine Anweiſung zu Benützung der Gebirgswaldungen, 3 Theile, 1806.

Zuchthäuſer. Der Name zeigt ſchon die eigentliche Beſtimmung dieſer Anſtalten an; ſie ſollen *Erziehungshäuſer* für ſtrafbare, aber noch einiger Beſſerung fähige Mitglieder des menſchlichen Geſchlechts ſeyn; die *Sträflinge* ſollen darin nicht nur geſtraft, ſondern auch gebeſſert werden. In wie fern dieſer doppelte Zweck in unſern Zuchthäuſern erreicht werde oder werden könne, wird ſich in Folgendem zeigen. Eine kurze Geſchichte von der Entſtehung dieſer Anſtalten mag jenen Bemerkungen vorangehen. — Zu der Zeit, da eine geläuterte Philoſophie die Menſchen menſchlicher machte, und den Werth des Menſchenlebens ſchätzen lehrte, da hörte man auf, nicht nur wirkliche Verbrechen, ſondern auch Vergehungen gröbrer Art mit dem Tode zu beſtrafen, und errichtete Anſtalten, in denen die Strafbaren ihre Schuld abbüßen mußten, ohne doch der Geſellſchaft ganz entzogen zu werden; vielmehr ſollten ſie derſelben dereinſt gebeſſert zurückgegeben werden. Bei den Römern war Verbannung die Strafe für Staatsverbrecher aus den Claſſen der Bürger, Arbeit in den Bergwerken die Strafe für Leibeigne und Sklaven, die ſich wichtige Vergehungen hatten zu Schulden kommen laſſen. In ſpätern Zeiten wurden in den Ländern, die eine Seemacht unterhielten, die Verbrecher auf den Galeeren eingeſchmiedet; ein Gebrauch, der am letzten bei dem Maltheſerorden, als dieſer noch Galeeren hatte, üblich war, jetzt aber nicht mehr Statt findet. In andern Ländern wurden ſie, und werden noch jetzt, als *Knechte des Staats*, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. In einigen Ländern iſt die Deportation der Verbrecher

…n noch unangebaute Gegenden entfernter Provinzen gewöhnlich; ſo ſchickt England ſeine Verbrecher nach Botanybay, Rußland die ſeinigen nach Sibirien. Auch in Deutſchland hat man, jedoch nur einmal, eine ſolche Deportation verſucht. Der eigentliche Zeitpunkt, wo Zuchthäuſer entſtanden, iſt unbekannt. In England beſtand zu Bury (Sudbury) in der Grafſchaft Suffolk bereits 1589 ein Zucht- und Arbeitshaus, deſſen Reglement Morton Eden in ſeiner Geſchichte der arbeitenden Claſſen in England erwähnt. Die gewerbfleißigen und ſpeculativen Niederländer gaben uns Deutſchen, wie in vielen andern Dingen, ſo auch darin ein Beiſpiel, die Kräfte und Fähigkeiten ſelbſt böſer und verdorbener Menſchen zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Indem Menſchen dieſer Art in eigens dazu errichteten Anſtalten von weitern Vergehungen abgehalten werden, ſucht man zugleich ſie durch Arbeiten zu beſchäftigen und nützlich zu machen. In dieſer Abſicht wurde zu Amſterdam 1595 ein Zuchthaus für Männer, und 1596 ein zweites für liederliche Weibsperſonen errichtet. Bald nachher waren faſt in allen niederländiſchen Städten ähnliche Anſtalten zu finden. In Deutſchland entſtanden dieſe Anſtalten erſt mit dem 17ten Jahrhunderte. Die freien Reichsſtädte, die durch Gewerbſamkeit blühend geworden waren, und früher als in ſouverainen Staaten geſchah, eine regelmäßige Polizei einführten, gingen hierin mit ihrem Beiſpiel voran. Der Magiſtrat zu Hamburg faßte im J. 1609 den Beſchluß, ein Zucht- und Arbeitshaus anzulegen, „damit die Armen unterhalten, die Bettler abgeſchafft, und allerhand Unheil gewehret würde." Zu Bremen beſtand 1617 ein Zuchthaus. Mehrere andere Reichsſtädte folgten dieſen Beiſpielen. Später thaten es auch die Regenten ſouverainer Staaten. So wurde 1708 das Zuchthaus zu Halle, und 1716 zu Waldheim in Sachſen auf den Antrag der Landſtände ein Zucht- und Armenhaus errichtet. Gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren ſchon mehr als 50 Zucht- und Arbeitshäuſer in Deutſchland vorhanden. Kleinere Städte verbanden ſich zu gemeinſchaftlicher Errichtung ſolcher Anſtalten, oder gaben ihre Sträflinge in ausländiſche Zuchthäuſer gegen eine gewiſſe jährliche Bezahlung. Dieſe öffentlichen Anſtalten waren in ihrem erſten Urſprunge meiſtens ziemlich eingeſchränkt. Als aber in Deutſchland die Tortur nach und nach abgeſchafft, und, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Landesverweiſung, häufiger auf Zuchthausſtrafe erkannt wurde, da fand man es in verſchiedenen Ländern nöthig, nicht nur die ſchon beſtehenden Anſtalten dieſer Art zu erweitern, ſondern auch neue Zucht- und Arbeitshäuſer zu errichten. Durch die mildern Geſetze unſerer Tage, durch die ſeltener vollzogne Todesſtrafe der Verbrecher, ſind leider unſere Zuchthäuſer mit Sträflingen aller Art größtentheils überfüllt. Aber wer wollte deßwegen jene ſtrengern Geſetze, jene häufigern Todesſtrafen zurückwünſchen. Daß die härteſten Strafen den Verbrecher nicht abſchrecken, hat längſt die Erfahrung gelehrt. Es ſind genug Beiſpiele vorhanden, daß während der Zeit, da man einen Dieb an den Galgen knüpfte, auf dem Richtplatze ſelbſt Diebſtähle begangen wurden. Das erſte und wirkſamſte Mittel, die Übervölkerung der Zuchthäuſer nach und nach zu vermindern — deſſen weitere Erörterung jedoch nicht hierher gehört — iſt, durch verbeſſerte Erziehung der Jugend Verbrechen zu verhüten. Ein gleich wichtiger Gegenſtand iſt der, daß die Zuchthäuſer, ihrer urſprünglichen Beſtimmung nach, nicht blos Straf-, ſondern auch wirkliche

Beſſerungsanſtalten ſeyn möchten, und in dieſer Rückſicht iſt immer noch nicht genug Ernſt bewieſen worden. Schon oft genug iſt die auf häufige Erfahrungen gegründete Bemerkung gemacht worden, daß Zuchthäuſer, wo nicht ſchlimmer machen, doch nur wenig moraliſche Beſſerung bewirken. Die Einrichtung der Häuſer ſelbſt iſt Schuld daran. Man vermiſcht den noch nicht ganz verdorbnen, vielleicht blos leichtſinnigen Sträfling mit dem größten Böſewichte; der junge Verbrecher wird von dem ältern und erfahrnern unterrichtet, und nach ſeiner Entlaſſung aus der Anſtalt dem Staate doppelt gefährlich. Selten wird man einen berüchtigten Verbrecher finden, der nicht früher, vielleicht mehr als einmal, Zuchthausſtrafe erlitten hätte. Die eingeführten Religionsübungen und die eifrigſten Bemühungen der Zuchthausprediger können nur ſelten bei einem oder dem andern Beſſerung bewirken. Es giebt kein anderes Mittel, größre Immoralität in den Anſtalten ſelbſt und die Folgen derſelben, wenn die Sträflinge wieder entlaſſen werden, zu verhüten als ſolche Anſtalten in zwei Abtheilungen, das Beſſerungshaus und das eigentliche Zucht- und Verwahrungshaus, abzuſondern. In Sachſen ſind zu Zwickau die Sträflinge in zwei Claſſen, die härtere und gelindere, abgetheilt. Eine gleiche Verfügung wurde auch in der im Jahre 1811 zu Lichtenburg errichteten Strafanſtalt getroffen. Auch erkannte die ſächſiſche Regierung die Nothwendigkeit, Gemüthskranke und Waiſen, denen man in frühern Zeiten denſelben Aufenthalt mit den Sträflingen angewieſen hatte, abzuſondern, und jede Claſſe in eignen Anſtalten unterzubringen. — Unter allen Büchern, die über zweckmäßigere Einrichtung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer geſchrieben worden, behauptet unſtreitig des edlen Britten John Howards (ſ. d. Art.) oft aufgelegtes Werk den Vorzug. (S. auch: Über Gefängniſſe und Zuchthäuſer, im Auszuge a. d. E. des Howard, von Köſter, Leipzig 1780.) Auch er dringt auf eine Abſonderung der Züchtlinge in gewiſſe Claſſen, nach den Graden ihrer Verbrechen und Vergehungen, und auf einen Unterſchied in ihrer übrigen Behandlung, z. B. in Anſehung der Koſt, der auferlegten Arbeiten, des Genuſſes mehrerer oder minderer Freiheit ꝛc. Sein Landsmann Macfarlan, und deſſen deutſcher Herausgeber, Garve (J. Macfarlans Unterſuchungen über die Armuth ꝛc. a. d. E. mit Zuſätzen von Garve, Leipzig 1785), ſtellen eben dies als das ſicherſte Mittel dar, die Einrichtung der Zuchthäuſer zu verbeſſern. Es läßt ſich freilich dagegen einwenden, daß dieſe gutgemeinten Vorſchläge nicht überall ausführbar ſind. Sehr viel hängt hierbei von dem Charakter und dem Benehmen des Hausverwalters oder Vorſtehers einer ſolchen Anſtalt ab, und es fehlt nicht an Beiſpielen, daß die Verfaſſung, die irgend eine Anſtalt dieſer Art unter einem ganz dazu geeigneten Vorſteher hatte, unter ſeinem minder fähigen Nachfolger in Verfall gerieth. Was von Seiten des Religionslehrers für die moraliſche Verbeſſerung der Züchtlinge gethan werden könne und müſſe, hat Wagnitz in ſeiner Schrift: Über die moraliſche Verbeſſerung der Zuchthausgefangenen, Halle 1787, gezeigt. S. auch: Wagniz Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigſten Zuchthäuſer in Deutſchland, 2 Th. Leipzig 1791 fgd. — Über Zuchthäuſer und Zuchthausſtrafen ꝛc. von C. E. Wächter, Stuttgart 1786, und Dr. Knötzſchker: Von Verbannung der Miſſethäter zur Bergarbeit, Leipzig 1795.

Zucker iſt eine ſüße Subſtanz, die in vielen Vegetabilien vorkommt, cryſtalliſirbar, verbrennlich und durch Gährung in Weingeiſt zu verändern iſt. Er leuchtet, wenn er im Finſtern geſchlagen wird; durch Salpeterſäure wird er in der Siedhitze in Zuckerſäure verändert. Man kann ihn durch Eindicken des abgeklärten Saftes der Weintrauben, der Möhren, Runkelrüben erhalten. Hundert Pfund Runkelrüben liefern durch Auspreſſen ihres Saftes, der ſogleich geſchäumt und mit Kalk geklärt wird, durch nachheriges Einkochen und Abſcheiden von allen trüben Theilen zwei Pfund guten Zucker. Der Saft der Ahornbäume giebt mit Blut und Kalk behandelt ebenfalls Zucker. Der mehrſte aber wird aus dem Zuckerrohre gewonnen. Schon die Soldaten Alexanders des Großen ſollen auf dem indiſchen Zuge Rohr mit ſüßem Safte gefunden haben, auch erzählt man von den Kreuzfahrern, daß ſie das jetzige Zuckerrohr von Tripolis mitgebracht hätten. Mit Gewißheit aber iſt nur ſo viel bekannt, daß es im 15ten Jahrhundert in Sicilien einheimiſch war und von dort 1419 durch den Herzog von Viſlo nach Canaria und Madeira gepflanzt ward; 1643 kam es nach Barbados; 1648 nach Guadeloupe. Es gleicht dem Schilfe, hat ſehr ſchwammiges Mark, erreicht an 6 Fuß Höhe, einen halben Zoll Dicke und hat einen knotigen, blättrigen Halm. Man ſchneidet es, ſobald die Blätter abfallen wollen, bricht dieſe ab, und quetſcht durch Walzen den Saft aus den Halmen. Dieſer ſogenannte Zuckerwein läuft in einer Rinne in den großen Keſſel ab, worin er ſogleich mit Kalk oder Potaſche aufgekocht wird, um alle Säure wegzunehmen, die ſonſt eine ſchnelle Gährung einleiten würde. Der klare Saft wird in einen andern Keſſel genommen, dort nochmals gekocht, auch wohl mit Blut oder dem eiweißſtoffhaltigen Fruchtſafte des Robirous esculentus geklärt, und dieſes Verfahren ſo lange wiederholt, bis der Saft beim Auskühlen gerinnt. Das Gerinnen ſucht man durch heftiges Rühren in Kühltrögen zu befördern. Sobald es eintritt, ſchüttet man den Saft in Fäſſer mit Bodenlöchern und läßt ihn zu Rohzucker oder Moscovade erſtarren. Nach dem Erſtarren tröpfelt durch die geöffneten Löcher der Syrup oder die Melaſſe ab. Bisweilen wird der Rohzucker mit feuchtem Thone bedeckt und dadurch noch mehr von der Melaſſe befreit, er bekommt dann den Namen Sucre terré. Die Rohzucker werden in Kiſten verpackt als Caſtonade oder Caſſonade nach Europa verſandt, die ſchlechteſten Sorten heißen Thomaszucker, die beſſern Martinique und Guadeloupe, die beſten Canarien- und Madeirazucker. Dieſe Rohzucker reinigt man nochmals von anhängenden färbenden und ſchleimigen Theilen in der Raffinerie. So wird das Haus genannt, das im Erdgeſtock mehrere Keſſel zum Klären, Sieden, Schäumen, Läutern und Pfannen zum Kühlen hat, in deſſen obern Bodenräumen Platz genug iſt, die gefüllten Zuckerformen aufzunehmen und den gereinigten Zucker zu trocknen. Zu dem Ende wird der Rohzucker mit reinem Kalkwaſſer gekocht, Rindsblut zum Abklären zugeſetzt und der geklärte Saft durch Flanell geſeihet. Der durchgeſeihete bekommt durch raſches Einkochen die gehörige Dicke, in der er ſich körnen kann, wird darauf in einer beſondern Kühlpfanne gerührt, und wenn er zu erſtarren anfängt, in thönerne kegelförmige Formen gegoſſen. Dieſe Formen ſind von verſchiedener Größe, haben an ihrer Spitze eine verſtopfte Öffnung und werden vor dem Füllen vier Tage in Waſſer eingeweicht, worauf man ſie ablaufen läßt und

mit der Spitze in Unterſetztöpfe ſtürzt. Hat ſich der Zucker in ihnen gekörnt, ſo ſtellt man ſelbige auf den Trockenboden, öffnet die Löcher an ihrer Spitze, damit der nicht geronnene Syrup ablaufe, und ſchlägt über den erſtarrten Zucker eine Decke von feuchtem, wohl gereinigtem und geſchlämmtem Thone, deſſen Waſſer durch den Zucker ſickert und den anhängenden Syrup in den Unterſetztopf mit ſich nimmt. Der ſo gereinigte Zucker (von ſeiner Form Zuckerhut, Zuckerbrot genannt) muß außer der Form vollends trocknen, wird geputzt und in Papier gepackt. Der feinſte, Canaria Königszucker, wird durch dreimaliges Raffiniren gewonnen, ihm folgen in der Güte: 1. ſuper Fein, 2. ordinär Fein, 3. fein Raffinade, 4. mittel Raffinade, 5. ordinär Raffinade, 6. fein klein Melis, 7. fein groß Melis, 8. ordinär groß Melis, 9. fein Lumpen, 10. mittel Lumpen, 11. ordinär Lumpen. Farinzucker und Syrup ſind Abfälle. Kandiszucker wird durch Cryſtalliſation aus einer nicht zu dicken Auflöſung des Zuckers erhalten; der braune Kandis wird gefärbt. Das Raffiniren des Zuckers ward in Venedig erfunden; ſeit 1570 beſtehen aber ſchon in Deutſchland Zuckerraffinerien. Sonſt kann man auch aus Stärke, durch Sieden mit Schwefelſäure und nachherige Entfernung derſelben mittelſt Kalks, eine zuckerähnliche Maſſe erhalten, welche als Stärkenzucker zur Zeit der Continentalſperre den Rohrzucker erſetzen half und deſſen Bereitung durch den Petersburger Akademiker Kirchhoff entdeckt ward. Fs.

Zug. Wenn zwei Körper ſolchergeſtalt in zuſammenhängender Verbindung ſtehen, daß die Bewegung des einen das Nachfolgen des andern bewirkt, wie die vor einen Wagen geſpannten Pferde eins der gewöhnlichſten Beiſpiele abgeben, ſo ſagt man, der eine Körper ziehe den andern. Dieſer in der Erfahrung ſich ſo einfach darſtellende Umſtand führt in der Theorie auf intereſſante Unterſuchungen. Sind z. B. an einem über einer Rolle laufenden Faden ungleiche Gewichte befeſtigt, ſo wird das größere ſinken und, das kleinere nachziehend, ein Steigen deſſelben verurſachen. Die hierbei ſich ergebende Beſchleunigung iſt, wie man leicht überſieht, ein in der Maſchinenlehre wichtiger Gegenſtand, und die Theorie lehrt die Frage darnach aus dem reſpect. Gewichte der beiden Maſſen beantworten. Dieſe Unterſuchungen ſind bekannt unter dem Namen der Theorie der Überwucht. D. N.

Zug, der kleinſte unter den helvetiſchen Cantonen, welcher zwiſchen den Cantonen Zürich, Schwyz, Luzern und Aarau liegt, ungefähr ſechs bis ſieben Stunden lang und vier bis fünf breit iſt. Sein Flächeninhalt beträgt nur 5½ Quadratmeilen. Seiner Beſchaffenheit nach zerfällt er in zwei Theile, den ſüdöſtlichen und nordweſtlichen, wovon dieſer fruchtbarer Thalboden, und erſterer Gebirgsland iſt, wo jedoch die Gebirgsgipfel nicht 5000 Fuß erreichen, und meiſtens ſanft ſich herabſenken. Einen großen Raum des Landes nehmen der Zuger und Egerſee ein. Die Einwohner, deren Zahl etwas über 14,000 beträgt, ſind deutſchen Stammes, und bekennen ſich zur catholiſchen Kirche. Sie beſchäftigen ſich vorzüglich mit Viehzucht und Obſtbau. Die Induſtrie iſt nicht bedeutend. Das Volk beſitzt die höchſte Macht und übt ſie theils in der Landesgemeinde, theils in den verfaſſungsmäßigen Gemeinden, deren Abgeordnete im dreifachen Landrathe ſitzen. Der dreifache Landrath iſt die geſetzgebende und der Cantonsrath die vollziehende Behörde. Zur Bundesarmee ſtellt der Canton 250 Mann und der Geldbei-

trag beſteht aus 2497 Franken. Der Hauptort iſt die Stadt Zug, am Zugerſee und am Fuße des Zugerberges, in einer der angenehmſten Lagen, von blumenreichen Wieſen, Obſtgärten, kleinen Weinbergen und ſchönen Landhäuſern umgeben. Den See begränzt gegen Mittag der Rigi, hinter ihm ſteigt der Pilatus auf und in der Ferne ragen die beſchneiten Gipfel der berniſchen Hochgebirge hervor. Die Stadt iſt klein, und enthält nur 2000 Einwohner.

Zugvögel, ſ. Vögel.

Zumſteeg (Johann Rudolph), ein beliebter deutſcher Tonſetzer, war der Sohn eines würtembergiſchen Kammerlakaien. Er wurde im Jahre 1760 zu Sachſenflur im Schüpfergrunde im Rittercanton Odenwald geboren, und auf Bitten ſeines Vaters ſpäter in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude bei Stuttgart aufgenommen. Anfänglich beſtimmte man ihn zum Bildhauer, aber ſein muſikaliſches Talent ſprach ſich zu mächtig aus, als daß man hätte anſtehen können, ihn von einer Bahn zurückzuhalten, auf der er in der Folge mit ſo vielem Beifall wandelte. Die herzogliche Capelle war damals reich an vorzüglichen Mitgliedern, Zumſteeg genoß den Unterricht der vorzüglichſten Meiſter mit vielem Erfolge. Schon während ſeiner akademiſchen Laufbahn componirte er mehrere Singſpiele, Cantaten und die Geſänge zu Schillers Räubern, deſſen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war. Als er hierauf als Hofmuſicus bei der herzogl. Capelle angeſtellt wurde, componirte er Klopſtocks Frühlingsfeier, eine Meſſe und mehrere Balladen und Lieder, wodurch er ſich den Beifall des Hofes und des Publicums in dem Grade erwarb, daß er nach dem Abgange des Capellmeiſters Poli zum herzoglichen Concertmeiſter ernannt wurde. Am 27. Januar 1802 endete ein Schlagfluß ein thätiges Leben, zu früh für die Kunſt. Er war der erſte deutſche Componiſt, der ſich in Balladencompoſitionen mit entſchiednem Glück verſuchte. Wem ſind nicht ſeine Leonore, Büßende, des Pfarrers Tochter von Taubenheim u. a. m. bekannt? Auch ſeine Lieder gehören zu den ausgezeichnetſten und gefälligſten Liedercompoſitionen der Deutſchen, beſonders iſt ſeine Kolma ein herrliches Product. Unter ſeinen Opern ſind die Geiſterinſel (nach Gotter), Elbondakant und das Pfauenfeſt die gelungenſten. Außerdem hat er einige deutſche Kirchencantaten componirt. Auch als Menſch war Zumſteeg hoher Achtung werth.

Zündwurſt, ein wurſtähnlicher, mit Pulver gefüllter Sack, vermittelſt deſſen beim Miniren das Feuer an den beſtimmten Ort geleitet wird.

Zünfte, ſ. Gilde.

Zunge. Mit dem Namen der Zunge bezeichnen wir den fleiſchigen mit Haut umgebenen Körper in der Mundhöhle und theilen ſie in die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befeſtigt iſt, in den Körper und in die Spitze. Die Haut, welche ſie umgiebt, iſt eine Fortſetzung der, die den Mund in Innern überhaupt überzieht. Im Ganzen genommen iſt ſie ſehr gefäßreich, auf der Fläche ſehr feucht, weil ihre Gefäße viel Säfte abſondern und der Schleim im Munde ſie befeuchtet. Unten ſchlägt ſich dieſe Haut zuſammen und bildet das Zungenbändchen, das bei neugebornen Kindern bisweilen zu weit vorgeht und dann einen kleinen Einſchnitt fodert. — Die Zunge iſt das Organ des Geſchmacks. Zu dieſem Zweck wurden ihr die Zungenwärzchen am hintern Theile, davon zwiſchen 7 — 12 von bedeutender Größe und noch viel mehr von minder be-

deutender Größe ſind. Es beſtehen dieſe Wärzchen aus feinen Gefäßenden und Nervenenden. Die Zunge ſelbſt beſteht aus Muskeln, die ihr, da ſie nur hinten im Rachen befeſtigt iſt, erlauben, ſich nach allen Richtungen im Munde zu bewegen und auf alle Weiſe zu verändern, um ſo die Speiſen nicht nur zu ſchmecken, ſondern auch theils zwiſchen die Zähne zu bringen, theils in die Speiſeröhre zu leiten, theils um zur Sprache zu dienen u. ſ. f. Der Gefäße und Nerven hat ſie eine große Menge, von den Nerven aber iſt nur einer, der vorzüglich als Geſchmacksnerv zu betrachten iſt, in wie fern er ſich bis in die Geſchmackswärzchen verfolgen läßt.

Zungen wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche ſich ſonſt der Maltheſerorden theilte. Dieſe waren Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutſchland, Caſtilien und England. (S. Johanniterorden.)

Zurechnung (Imputation) iſt das Urtheil, wodurch ein Menſch für den freien Urheber einer mit Befolgung oder Übertretung ſittlicher Geſetze vorgenommenen Handlung erklärt wird. Dieſes Urtheil heißt Zurechnung der That (imputatio facti), wenn es beſtimmt, ob und in wie fern eine Handlung frei geweſen, Zurechnung des Rechts (imp. juris), wenn es beſtimmt, in wie weit das Geſetz von dem Handelnden erkannt und mit Freiheit erfüllt oder übertreten worden ſey, vollſtändige Zurechnung (imp. plena), wenn beides zuſammentrifft. Die Zurechnung kann ſich nicht weiter erſtrecken als das Gebiet der ſittlichen Freiheit des Handelnden, den ſie beurtheilt, und alſo nur in den Fällen Statt finden, wo ſich vorausſetzen läßt, daß der, welchem etwas zugerechnet wird, auch habe anders handeln und das Gegentheil von dem thun können was er gethan hat. Hieraus folgt, daß die Zurechnung und die daraus folgende Verdienſtlichkeit oder Strafbarkeit bei Erfüllung oder Übertretung des Geſetzes verſchiedene Grade hat, welche von den Graden der Freiheit des Handelnden abhängen, mit der ſeine Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit in gleichem Verhältniſſe ſteigt und fällt. Die bürgerliche Geſetzgebung ſchreibt zur Beurtheilung des Grades der Zurechnungsfähigkeit folgende Regeln vor: Einem Menſchen wird ſeine Handlung um deſto mehr zugerechnet, 1. je weniger äußere Veranlaſſungen und Gründe und innere ſinnliche Reize er hatte, ſie zu begehen; 2. je ſtärker ſein Vorſatz dabei war; 3. je mehr er aus eigner Kraft und mit eignen Mitteln dazu gewirkt hat; 4. je wichtiger und zahlreicher die Folgen ſeiner Handlung ſind und je deutlicher er ſie vorherſahe oder vorherzuſehen fähig war; 5. je mehr er Zeit hatte, die Handlung zu überlegen und ſie wirklich überlegte. Nur diejenigen Folgen, welche die Handlung wirklich nach ſich zieht, und nur ſo viel, als der Handelnde dazu beigetragen hat, wird ihm zugerechnet, und zwar das von ihm Beabſichtigte mehr, als das ohne ſeine Abſicht Geſchehene. Jedoch ſichert auch die genaueſte Beobachtung dieſer Regeln nie völlig vor Irrthum, da die Richtigkeit des Urtheils über die Handlung eines Andern zu ſehr von der Kenntniß und unbefangenen Anſicht der Individualität, Bildungsſtufe und Gemüthsſtimmung deſſelben, der Verhältniſſe und Umſtände, in deren Conflict er handelte, alſo ſolcher Dinge abhängt, die ein fremdes Auge nicht vollkommen überſehen und würdigen kann. Daher wird vor menſchlichen Richterſtühlen die Zurechnung auf das, was von der Außenſeite und Wirkung einer Handlung dem Thäter erweislich zuzuſchreiben und nach

bürgerlichen Geſetzen zu rügen iſt, eingeſchränkt, das Urtheil über den innern Werth oder Unwerth derſelben aber Gott und dem eignen Gewiſſen des Thäters, überlaſſen. Vor dieſem höhern Richterſtuhle muß dem Menſchen begreiflicher Weiſe eine viel größere Anzahl von Handlungen und jede derſelben in andern Graden der Schärfe oder Milde zugerechnet werden, als vor dem irdiſchen Richter. Was dieſer als eine leichte Vergehung behandelt, iſt oft nach den Grundſätzen der chriſtlichen Moral eine ſchwere Sünde. Die älteren Theologen glaubten aus Röm. 5, 12. ſchließen zu müſſen, daß Gott die Sünde Adams allen Menſchen zurechne, doch iſt dieſe harte Lehre ſeit Mosheim von den proteſtantiſchen Theologen allmählig aufgegeben worden. E.

Zürich, der erſte der 22 Cantons der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft, nach der im Jahr 1814 unter ihnen feſtgeſetzten Rangordnung, und einer der drei *Vororte* oder Cantons, welche abwechſelnd die Bundesangelegenheiten leiten (ſ. d. Art. *Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft*), gränzt an das Großh. Baden und die Cantons Schafhauſen, Thurgau, St. Gallen, Schwyz, Zug und Aarau. Er enthält auf 45 Q.M. 182,123 Einw., folglich über 4000 Menſchen auf einer Q.M., und gehört daher zu den am meiſten bevölkerten Gegenden der Schweiz. Dieſer Canton beſteht, mit Ausnahme einiger Berge von mittlerer Höhe (davon die höchſte Spitze, der Hörnli ſich 3589 Fuß über das Meer erhebt), aus Hügeln und Ebenen. Vorzüglich zwei Bergketten von Süden nach Norden laufend, durchſtreichen denſelben. Die ausgedehntere und höhere (die Allmannskette) folgt der auf derſelben entſpringenden Tös nach; dieſer gegenüber, gegen Weſten, zieht die andere Bergkette, der Albis ſich hin und bildet mit ihr das Thal, in welchem der Züricherſee mit ſeinen lieblichen, wohlangebauten Geſtaden und der Hauptſtadt liegt, und in welchem die wilde Sihl und die Limmat fließen. Der fruchtbarſte, flachſte Landſtrich iſt nordöſtlich von der Allmannskette zwiſchen der Tös und dem Rheine bis Schafhauſen. Das Clima iſt mild, und der Boden ergiebig, beſonders durch den unermüdeten Fleiß der Bewohner, denn in keinem Canton hat der Landbau eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht; ſehr beträchtlich iſt, außer dem Getraidebau, auch der Wein=, Obſt= und Gemüſebau. Schöne ausgedehnte Waldungen befinden ſich in verſchiedenen Gegenden, die Viehzucht iſt anſehnlich, und von Mineralien giebt es beſonders Torf und Steinkohlen. Allein dieſe beträchtlichen Erwerbsquellen werden von den Fabrikarbeiten überwogen, die nach und nach ſich von der Stadt über den ganzen Canton ausgebreitet haben. Vor der ſchweizeriſchen Revolution waren mit denſelben bei 50,000 Menſchen beſchäftigt. Es beſtehen an 50 engliſche Spinnmaſchinen, viele Kattundruckereien, mehrere Kattunfabriken, auch werden von Einzelnen viele tauſend Stück baumwollene Tücher und Mouſſelin verfertigt; nach den Baumwollen= ſind die Seidenfabriken die anſehnlichſten. Die Einwohner ſind deutſchen Stammes, und bekennen ſich, mit Ausnahme zweier Gemeinden, zu der reformirten Kirche. Der Canton iſt, in Rückſicht ſeiner beſondern Staatsverwaltung, ariſto=demokratiſch. Die Regierung iſt in den Händen des *großen* und *kleinen Raths*. Jener, aus 212 Mitgliedern beſtehend, giebt die Geſetze und übt die ſouveraine Gewalt aus; der kleine Rath, den 25 aus dem großen Rathe gewählte Mitglieder bilden, hat die Vollziehung der Geſetze und entſcheidet in letzter Inſtanz, legt aber dem großen

Rathe Rechnung von ſeiner Verwaltung ab. Zwei Bürgermeiſter führen abwechſelnd ein Jahr hindurch den Vorſitz in beiden Räthen. Über geiſtliche Angelegenheiten führt der Kirchenrath, über Schulſachen der Erziehungsrath, beide aus mehrern Mitgliedern beſtehend, beſondere Aufſicht. Der ganze Canton iſt in elf Amtsbezirke abgetheilt, deren jedem ein Oberamtmann vorſteht. Die erſte Inſtanz machen die Friedensrichter. Die Einkünfte des Cantons betragen über 671,000 ſchweizer Franken, die Ausgaben etwas weniger. Zur Bundesarmee ſtellt er 3858 Mann, und ſein Geldbeitrag iſt auf 77,453 ſchweizer Franken angeſetzt. — **Zürich**, die Hauptſtadt des Cantons, liegt an der ſchnell fließenden Limmat, da, wo dieſe aus dem züricher See heraustritt, in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend. Die **Limmat**, welche im Canton Glarus entſpringt, anfangs die Linth heißt, und erſt bei Zürich den Namen Limmat erhält, theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, welche durch Brücken mit einander verbunden ſind. Die Stadt iſt mit Wall und Graben umgeben und hat in 1160 Häuſern 10,600 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: das große Münſter, in welchem der Staatsſchatz verwahrt und bei welchem ein Chorherrnſtift iſt, das Frauenmünſter, das anſehnliche Rathhaus, das ſehr zweckmäßig eingerichtete Waiſenhaus, eins der ſchönſten Gebäude, die zwei Zeughäuſer, das ganz neue Irrenhaus ꝛc. In dem ehemaligen Zunfthauſe zur Meiſe hält die Tagſatzung ihre Verſammlungen. An dem 1520 geſtifteten akademiſchen Gymnaſio oder der Akademie ſind 14 Profeſſoren angeſtellt. Die vom Profeſſor Uſteri im Jahre 1773 errichtete **Töchterſchule** iſt das Muſter für andere Anſtalten dieſer Art geworden. Überhaupt giebt es viele Unterrichts- und Erziehungsanſtalten, als das politiſche Inſtitut, das mediciniſch-chirurgiſche Inſtitut mit 17 Profeſſoren, das Collegium Humanitatis ꝛc. Zürich enthält verſchiedene literariſche, Kunſt- und andere Sammlungen, z. B. die Stadtbibliothek nebſt dem Münzcabinet, die an Handſchriften reiche Bibliothek der Chorherrn; die phyſikaliſche Geſellſchaft beſitzt eine gute Bibliothek, ein Naturaliencabinet und vortreffliche Inſtrumente. Auch Privatperſonen haben ausgezeichnete Sammlungen. Vier Buchhandlungen befinden ſich hier, worunter die von Orell, Füßli und Compagnie die bedeutendſte Verlagshandlung iſt, und die größte, ſehr gut eingerichtete Druckerei der Schweiz unterhält. Die züricher Gelehrten haben ſich unter allen Schweizern am meiſten ausgezeichnet. Ulrich Zwingli, zwar nicht in Zürich geboren, hielt hier am 1ſten Januar 1519 ſeine erſte Predigt und legte hier den Grund zu der Glaubensänderung, die ſich von Zürich aus weiter in der Schweiz verbreitete. Die Namen Bodmer — als Literator, weniger als Dichter — und Breitinger (beide rüſtige literariſche Kämpfer gegen Gottſched), Konrad Geßner, Salomon Geßner, Heidegger, Lavater, ſind in der Geſchichte der deutſchen Literatur bekannt. Auch die Landleute der Umgegend von Zürich haben zum Theil viel Bildung; **Hirzels philoſophiſcher Bauer** liefert ein Beiſpiel davon. Die Sitten der Einwohner Zürichs ſind einfacher und ſtrenger, als in verſchiednen andern großen Städten der Schweiz; Pracht- und Polizeigeſetze halten ſie immer in gewiſſen Schranken. In Zürich herrſcht große Induſtrie; dieſe Stadt iſt nebſt den zunächſt liegenden Dörfern der Mittelpunkt, in welchem ſich die verſchiedenen Zweige von Manufacturen, die durch den größten Theil des Cantons verbreitet ſind, vereinigen. Die Baumwollen- und Mouſſelinmanufa-

turen ſind die wichtigſten unter allen; bedeutend ſind auch die Manufacturen leichter ſeidner Stoffe; ferner giebt es hier Fabriken von Tabak, Tapeten, Strohhüten, Taftſchirmen, Talglichtern, Seife, eine Glockengießerei, viele Gerbereien und Färbereien. Mit dieſen Fabrikaten wird ein beträchtlicher Handel getrieben, auch der Getraide- und der Weinhandel, ſo wie der Speditionshandel mit Gütern zwiſchen Deutſchland und Italien ſind bedeutend, und die hieſigen Bankiers machen große Wechſelgeſchäfte. In der Stadt iſt der Lindenhof, ein angenehmer Spaziergang, und vor der Stadt iſt der Schützenplatz, eine von der Sihl und Limmat beim Zuſammenfluſſe derſelben gebildete Landzunge mit herrlichen Schattengängen und zwei Denkmälern Geßners. Die Gegend von Zürich gewährt viele reizende Spaziergänge und Ausſichten, z. B. auf dem Hütliberg, auf der eine Meile entfernten Forche, wo man einen großen Theil der öſtlichen Schweiz überſieht, bei Regensberg, wo man die ſchönſte Überſicht der Alpenkette genießt, und auf dem Schnabelberg oder der Hochwacht auf dem Albis, wo man eine deutliche Anſicht der ſchweizer Gebirge erhält. Auch Zürich hat in den neuern Zeiten mancherlei Schickſale erfahren. Eine ſchon lange gedauerte Spannung zwiſchen den Regenten und Regierten erleichterte die 1798 von den Franzoſen bewirkte Revolution, von welcher jedoch dieſer Canton verhältnißmäßig weniger als andere litt. In dem Kriege, den die zweite Coalition (1799) gegen Frankreich führte, und der auch die mit der fränkiſchen Republik verbundene Schweiz traf, war Zürich ein ſehr bedeutender militäriſcher Punkt. Am 4ten und 5ten Jun. 1799 focht hier der Erzherzog Carl gegen die Franzoſen mit Glück und beſetzte am 7ten Jun. die Stadt. Im Auguſt fielen neue Gefechte bei Zürich vor. Am 24. Sept. ſchlug Maſſena die vereinten öſterreichiſch-ruſſiſchen Truppen, und dieſer Sieg veranlaßte den Rückzug derſelben aus der Schweiz. Das ſonſt berühmte und gefüllte Zeughaus zu Zürich, in welchem man unter andern Merkwürdigkeiten Wilhelm Tells Armbruſt aufbewahrte, wurde unter dieſen Umſtänden geleert.

Züricher See, nach dem Genfer See der größte in der Schweiz, fünf Meilen lang, aber in der größten Breite nur anderthalb Stunden breit, gehört theils zum Canton Zürich, theils zu St. Gallen und Schwyz. Seine Geſtalt iſt lang und ſchmal, in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt; er gleicht mehr einem großen Fluſſe als einem See, und wird in den obern und untern See unterſchieden. Der obere See fängt in der Gegend von Uznach vom Einfluß der Linth in denſelben an, und geht in einer Länge von vier Stunden bis Rapperswyl, wo eine hölzerne, 1850 Fuß lange Brücke über denſelben führt. Der untere See geht von Rapperswyl bis Zürich, welches am Ende deſſelben liegt, ſechs Stunden lang, iſt gegen hundert Klaftern tief und ſehr fiſchreich. Da, wo er an Zürich ſtößt, geht die Linth, welche hier den Namen Limmat erhält, aus demſelben hervor (ſ. d. A. Zürich). Die Ufer deſſelben ſind, beſonders in der ähe von Zürich, überaus reizend mit Weinbergen und vielen gro- n und gutgebauten Manufacturdörfern beſetzt. Über den Weinber- n erheben ſich nach und nach andere Berge, die immer höher anſtei- n und zuletzt erblickt man die Gletſcher von Glarus, Schwyz und ündten. Im Gaſthauſe zum Schwert in Zürich hat man eine vor- effliche Ausſicht auf den See. Noch mehr Genuß durch die ſich nach d nach eröffnenden mannichfaltigen Ausſichten gewährt die Fahrt auf m See ſelbſt, die von allen, die ſie gemacht haben, gerühmt wird,

und von Dichtern oft beſungen worden iſt. Sie erzeugte auch Klopſtocks treffliche Ode: „Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht.“ Auf der kleinen, unweit Rapperswyl gelegenen Inſel Ufnau, von welcher aus man eine vortreffliche Ausſicht hat, war in einer Capelle das nun zerſtörte Grab Ulrichs von Hutten (ſ. d. Art.), der aus den Stürmen der Welt zurückgezogen 1523 hier ſtarb. Die Schifffahrt auf dieſem See iſt bedeutend, doch wird ſie der vielen ſeichten Stellen wegen nur mit kleinen Schiffen, die höchſtens 250 Centner tragen, betrieben. Unter den dreißig Fiſcharten, die der See ernährt, werden vorzüglich die Lachſe, Forellen, Aale und Bratfiſche geſchätzt. So wie Zürich ſelbſt im Revolutionskriege (1799) ein wichtiger militäriſcher Punkt war, ſo wurde auch der See in gleicher Abſicht benutzt. Eine Flotille von bewaffneten Kanonierſchaluppen unter dem Befehle des Engländers Williams ſollte auf dem See die Operationen der Verbündeten zu Lande unterſtützen.

Zurlo (Giuſeppe, Graf von), ein berühmter italieniſcher Staatsmann der neuern Zeit, war 1759 zu Neapel geboren. Alte Literatur und Philoſophie beſchäftigten ihn ſchon in einem frühen Alter und er entwickelte ſchnell ſeine glücklichen Anlagen. Als die Regierung ſich bemühte, den unglücklichen Folgen des Erdbebens vom Jahre 1783 abzuhelfen, und Männer von den anerkannteſten Verdienſten an die Spitze der verheerten Provinzen rief, ward Zurlo dem Vicarius des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und ſchönen Eigenſchaften, die er hier entwickelte, gründeten ſeinen Ruf. Von nun an trat er in die wichtigen Richterſtellen und wurde 1798 zum Finanzminiſter berufen. Aus zarter Rückſicht für ſeinen Vorgänger lehnte Zurlo dieſe Ernennung ab, ohne jedoch ſeinen Rath zur Verbeſſerung des Finanzzuſtandes ſeinem Vaterlande zu entziehen. Als bald darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ der König ihn zur Verwaltung der Finanzen zurück. Seine Thätigkeit war von ſehr kurzer Dauer. Das Volk, das einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte, bemächtigte ſich ſeiner Perſon und verwüſtete ſein Haus; nur mit Mühe rettete er ſein Leben. Schon nach einigen Monaten wurde die königliche Regierung wiedereingeſetzt und jetzt ernannte der König Zurlo zum Finanzminiſter. Das Land war mit Papiergeld überſchwemmt, der Credit vernichtet, und die Bedürfniſſe eben ſo groß als dringend. Zurlo ſtellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergelde hypothekariſche Sicherheit gab. Die ihm dafür angebotene Belohnung lehnte er uneigennützig mit der Erklärung ab, daß er ſich um ſo weniger durch das allgemeine Unglück bereichern möchte, als er ſich ſtets durch ſeine Armuth geehrt gefühlt habe. Sein Miniſterium endigte im Jahre 1803. Zurlo lebte von den öffentlichen Geſchäften entfernt, bis 1809 der neue Regent des Landes ihn zum Juſtizminiſter ernannte. Während der wenigen Monate, die er in dieſem Poſten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein und ſchrieb ſelbſt eine Prozeßordnung und ein Strafgeſetzbuch, welches die neue Criminalgeſetzgebung dieſes Landes bildete. Bald aber ſchien der Regierung das Juſtizminiſterium ein zu beſchränkter Wirkungskreis für Zurlo, und ſie übertrug ihm die innere Staatsverwaltung, welche nicht blos wieder eingerichtet, ſondern von neuem geſchaffen werden mußte. Zurlo traf die zweckmäßigſten und wohlthätigſten Maaßregeln für die Staatswirthſchaft, Künſte und Manufacturen, öffentlichen Unterricht, ſchöne Künſte u. ſ. w., die wir jedoch hier nicht ins Detail verfolgen können. Seine rühm-

liche Thätigkeit endigte mit der Auflöſung der damaligen Regierung. Von Madam Murat, der bisherigen Königin, aufgefodert, ſie zu begleiten, war er edelmüthig genug, ſich auch dieſen Wünſchen zu fügen. Er trennte ſich von ihr in Trieſt, überſtand zu Venedig eine ſchwere Krankheit, von der langſam geneſend er ſich mit gelehrten Bemerkungen zu einer anonymen Überſetzung des Anakreon beſchäftigte, die dort erſchien, verlebte dann drei Jahre in der Zurückgezogenheit zu Rom und erhielt endlich 1818 Erlaubniß zur Rückkehr in ſein Vaterland.

Zurückprallung. Wenn ein bewegter Körper auf ſeinem Wege an Hinderniſſe ſtößt, wodurch eine Veränderung der urſprünglichen Richtung veranlaßt wird, ſo ſagt man, der Körper pralle an jenem Hinderniſſe ab, von demſelben zurück. Hierbei gilt das bei der Zurückſtrahlung der Lichtſtrahlen Statt findende Geſetz, daß nämlich ſenkrecht anprallende Körper auch ſenkrecht zurückprallen, ſonſt aber der Winkel der Zurückprallung dem Winkel, unter dem der Körper anſtößt, gleich iſt und in keinem Falle die Ebene der Richtung eine Veränderung leidet, d. h. daß die Linie der Zurückprallung in der Ebene durch die Linie des Anprallens und den Perpendikel vom bewegten Punkte auf den getroffenen Gegenſtand liegt. (S. Zurückſtrahlung.) D. N.

Zurückſtrahlung. Wenn das Licht auf ganz, oder doch zum Theil undurchſichtige Flächen fällt, ſo wird es unter einem Winkel (dem Zurückwerfungswinkel) zurückgeſtrahlt, welcher dem Einfallswinkel gleich iſt, bleibt aber in derſelben Ebene (der Zurückwerfungsebene): ſenkrecht einfallende Lichtſtrahlen werden alſo auch ſenkrecht zurückgeworfen. Dies iſt das der geſammten Catoptrik zum Grunde liegende Geſetz, davon wir zur Erklärung der Erſcheinungen des Sehens in Spiegeln Gebrauch gemacht haben. (S. Spiegel.) Die Zurückſtrahlung mit ihren Geſetzen erſcheint hiernach nur als ein beſonderer Fall der Zurückprallung (ſ. d. Art.); dieſe Geſetze ſelbſt ſcheinen aber in ihrer Einfachheit begründet zu ſeyn. D. N.

Zuſammenkunft, ſ. Aſpecte.

Zuſammenſetzung der Kräfte und Bewegungen. Wenn ein Punkt von zwei Kräften zugleich getrieben wird, welche ſich den Richtungen und Größen nach wie die bei den Seiten eines Parallelogramms verhalten, ſo wiederfährt ihm eben ſo viel, als ob ihn nur eine Kraft triebe, deren Richtung und Größe durch die Diagonale jenes Parallelogramms ausgedrückt wird. Die beiden erſten Kräfte heißen die Seitenkräfte, die daraus reſultirende, die mittlere Kraft, und die Richtung, in der ſie thätig wird, die mittlere Richtung. Hat man ſich von der Richtigkeit dieſes Satzes überzeugt, ſo wird es nicht ſchwer werden, das Reſultat, auch unter der Vorausſetzung von mehr als zwei auf den Punkt wirkenden Kräften, zu finden; denn je zwei dieſer Kräfte werden ſich zuerſt zu einer mittleren Kraft vereinigen, die ſo gebildeten mittleren Kräfte aber hiernächſt wiederum als Seiten- oder äußere Kräfte betrachten laſſen, deren letztes Reſultat eine in einer einzigen Richtung thätige Kraft wird. So erhellt im Allgemeinen, daß aus dem Zuſammenkommen mehrerer Kräfte oder Bewegungen, deren Richtungen Winkel mit einander einſchließen, eine einzige Bewegung oder Kraft entſtehen kann, die den bewegten Punkt nach einer zwiſchen jene fallenden Richtung fortführt, und dies iſt, was man unter Zuſammenſetzung der Kräfte und Bewegun-

gen verſteht. Die Anwendungen davon im bürgerlichen Leben ſind zahllos. D. N.

Zuyderſee, ſ. Süderſee.

Zwanzigguldenfuß, ſ. Münzfuß.

Zweck iſt das, was durch den Willen des Menſchen wirklich gemacht werden ſoll und zugleich einen Beſtimmungsgrund deſſelben enthält. (S. Abſicht.)

Zweibrücken (franzöſiſch Deux-Ponts), eine jetzt zum Rheinkreiſe des Königreichs Bayern gehörende Stadt, ehemals die Hauptſtadt eines beſondern Fürſtenthums gleiches Namens im oberrheiniſchen Kreiſe. Nach dem Abſterben der ehemaligen Grafen von Zweibrücken kam dieſes Land (1390) an das Haus Pfalz. In der Folge wurde es das Fürſtenthum Zweibrücken genannt. Aus dieſem Hauſe ſtammte Carl Guſtav, der, als ſeine Verwandte, die Königin Chriſtina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den ſchwediſchen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode ſeines Enkels, Carls XII., (1718) kam Zweibrücken an einen der nächſten Verwandten, und nach deſſen unbeerbtem Abſterben an die Nebenlinie des pfälziſchen Hauſes, Birkenfeld. Von dieſer pfalzzweibrücken-birkenfeldiſchen Linie ſtammt das jetzige königlich-bayerſche Haus ab (ſ. Bayern.) Das Fürſtenthum Zweibrücken wurde während des Revolutionskrieges von den Franzoſen beſetzt, durch den Luneviller Frieden mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, und machte nachher einen Theil des Departements des Donnersbergs aus. Es enthielt auf 36 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 70,000 Menſchen. Durch den Frieden zu Paris am 30ſten Mai 1814 wurde es an Deutſchland zurückgegeben, und gehört jetzt größtentheils zum Rheinkreiſe des Königreichs Bayern; der übrige kleinere Theil gehört zu den überrheiniſchen neuen Oldenburgiſchen, Sachſen-Coburgiſchen und Heſſen-Homburgiſchen Beſitzungen. Die Stadt Zweibrücken iſt nicht groß, aber gut und regelmäßig gebaut, beſteht aus der Altſtadt, Neuſtadt und der vom Herzoge Chriſtian ſehr ſchön angelegten Vorſtadt, liegt in einer angenehmen Gegend von Anhöhen und Gehölz umgeben, und hat 800 Häuſer mit 5000 Einwohnern. Es iſt hier ein Gymnaſium und der Sitz des Appellationsgerichtes für den Rheinkreis. Das vormalige große herzogliche Reſidenzſchloß, ſonſt eins der prachtvollſten Fürſtenſchlöſſer Deutſchlands, liegt jetzt in Ruinen, die zu einer catholiſchen Kirche umgebaut werden ſollen. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Stadtkirche und die Lutheriſche Kirche. In der Literargeſchichte iſt Zweibrücken nicht unbekannt. Es erſchien hier ehemals eine gutgeſchriebene franzöſiſche Zeitung (Gazette de Deux-Ponts), und von dem Jahre 1779 an gab eine Geſellſchaft von Gelehrten in der hieſigen herzoglichen Druckerei eine Reihe von correcten Handausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker heraus.

Zweifel heißt derjenige Zuſtand der Seele, wo man für die Wahrheit widerſprechender Sätze gleich ſtarke Gründe einzuſehen meint und ſich alſo für keinen beſtimmen kann. Weil bei dem Uebergange von niedern zu höhern Stufen der Erkenntniß die Meinung ſchwanken muß, bis ſie den vorigen Standpunkt aufgegeben und einen neuen errungen hat, ſo iſt dieſer Zuſtand unvermeidlich für den, der redlich nach Wahrheit forſcht, doch nur vorübergehend, da ſein Streben ihn zur Gewißheit oder zum Glauben führt. Im Zweifel beharren, verräth Trägheit oder Unglauben, jene, wo durch weitere

Forſchen neues Licht und feſtere Überzeugung zu erringen iſt, dieſen, wo die Gränzen, an denen die menſchliche Wißbegierde in allen Richtungen ihres Strebens endlich ſtill ſtehen muß, auf Entſcheidungen hinweiſen, bei denen der religiöſe Glaube ſich beruhigt. Zweifel in Sachen der Religion entſteht viel öfter aus Unwiſſenheit und Verworrenheit der Begriffe oder aus muthwilliger Empörung gegen die Autorität, die den Glauben empfiehlt, als aus echter Wahrheitsliebe. Baco von Verulam ſagt: „oberflächliches Koſten in der Philoſophie bringt vielleicht zum Atheismus, tieferes Eindringen führt zur Religion zurück. Vergl. *Glaube* und *Skepticismus*. E.

Zweikampf. Der Name bezeichnet ſchon die Sache, deren Urſprung ſich in das graue Alterthum verliert. Die alten Geſchichtſchreiber erzählen uns jedoch nur Beiſpiele von ſolchen Zweikämpfen, die im Angeſichte zweier einander gegenüberſtehenden Heere geſchahen, und durch welche der Streit zwiſchen zwei Völkern entſchieden werden ſollte. Ein ſolcher Zweikampf war der, welcher zwiſchen den Horatiern und Curiatiern Statt fand. Ganz verſchieden davon waren die *gerichtlichen Zweikämpfe* der Deutſchen, da nämlich in zweifelhaften und ſchwer zu entſcheidenden Fällen die Richter durch das Geſez verpflichtet waren, den Parteien einen Zweikampf vor Gericht anzutragen und ihnen aufzugeben, ihren Streit mit den Waffen in der Hand auszumachen. Man ging dabei von dem, zwar in ſeinen Vorderſätzen vollkommen richtigen, aber in der daraus gezogenen Folgerung falſchen Grundſatze aus, daß Gott, als der Regierer der Welt, die Unſchuld in ſeinen Schutz nehme, daß er daher auch — und hierin lag der Irrthum — ſo oft es die Menſchen verlangten, durch ſeine unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, die Schuld oder Unſchuld einer Perſon an das Licht bringen werde. Durch die gerichtlichen Zweikämpfe glaubte man alſo eben das zu bewirken, was durch die ſogenannten *Gottesurtheile* oder *Ordalien* bewirkt werden ſollte. Die Zeit, wann dieſe Gewohnheit der gerichtlichen Zweikämpfe entſtanden, iſt ungewiß. Zu den Zeiten des Tacitus ſcheint ſie noch nicht üblich geweſen zu ſeyn, ſie würde ſonſt wohl ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn und er würde ihrer in ſeiner umſtändlichen Beſchreibung von der gerichtlichen Verfaſſung der Deutſchen gewiß erwähnt haben. Von den Franken iſt es gewiß, daß ſie den Zweikampf erſt nach der Eroberung Galliens von den Burgundern annahmen und unter ſich einführten. Da der Charakter dieſer Nationen durch die beſtändigen Kriege verwildert war und Tapferkeit mehr als jede andere Tugend galt, ſo konnte leicht der Gedanke entſtehen, daß der Tapfere auch immer das gute Recht auf ſeiner Seite habe. Und ſo kam denn die barbariſche Gewohnheit auf, zum Beweiſe ſeiner Behauptungen ſich auf ſein Schwert zu berufen. Beim gänzlichen Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfaſſung und beſtimmter Geſetze wurde das Schwert als die einzige Richtſchnur des Rechts und Unrechts angeſehen. Bei dieſen Zweikämpfen waren gewiſſe Formen feſtgeſetzt, die genau beobachtet wurden. Die Richter trugen entweder ſelbſt auf den Zweikampf an, oder der Beleidigte foderte ſeinen Gegner dazu heraus, um ſeine Unſchuld zu beweiſen. Selbſt die Zeugen waren verbunden, ihre Ausſagen durch den Zweikampf zu beſtätigen. Wenn die Parteien an dem vorherbeſtimmten Tage und Orte erſchienen, wurden Kampfrichter (*Grieswärtel*) beſtellt, deren Amt es war, genau Acht zu geben, daß keiner von den Streitenden einen überwiegenden Vortheil über den Andern haben

möchte. Die Waffen wurden unterſucht, und Sonne und Wind unter beide getheilt, ſo daß keinem die Sonnenſtrahlen oder der Wind beſchwerlicher als ſeinem Gegner fallen konnten. Der Überwundene oder der, welcher ſich dem Sieger ergab, wurde für ehr= und rechtlos, oft auch für vogelfrei erklärt und ſeine Güter wurden confiscirt. Betraf dies Schickſal den Kläger, ſo mußte er noch dem Richter und dem Beklagten eine Geldſtrafe erlegen. Wenn der Überwundene im Zweikampfe blieb, ſo wurde er nicht ehrlos und erhielt ein anſtändiges Begräbniß. Dem Sieger war es erlaubt, dem Beſiegten, wenn er nicht um Leben und Schonung bat, den letzten Todesſtoß zu geben. Nicht die Adelichen allein, ſondern alle Freigebornen überhaupt hatten das Recht, ihre Sache durch den Zweikampf zu entſcheiden, weil kein freier Mann mit Leibesſtrafen belegt werden durfte. Wer den Zweikampf ausſchlug, wurde ſogleich für ſchuldig erkannt. Perſonen, die ſelbſt nicht fechten konnten, als Geiſtliche, Weiber, Greiſe und Schwache, mußten Verfechter ſtellen, die ſich für ſie ſchlugen. Dieſe gerichtlichen Zweikämpfe dauerten lange Zeit fort, ob man gleich das Barbariſche und Unzweckmäßige derſelben erkannte. Die Kaiſer errichteten ſelbſt privilegirte Kampfgerichte, von denen das zu Hall in Schwaben ſich am längſten erhielt. Jeder konnte ſeinen Gegner an einem ſolchen Orte zum Zweikampf herausfodern. Durch die Einführung der päpſtlichen Decretalen (1235) und einer beſſern Gerichtspflege wurden auch die gerichtlichen Zweikämpfe, ſo wie die Ordalien nach und nach abgeſchafft. Als im elften Jahrhunderte der Geiſt des Ritterweſens ſich ausbildete, wurden auch außergerichtliche Zweikämpfe gewöhnlich, die vor ſelbſt gewählten Schiedsrichtern gehalten wurden, um über Ehrenſachen zu entſcheiden. Auch dieſe verſchwanden in der Folge. An ihre Stelle kamen die Duelle (ſ. d. Art.) auf, die noch jetzt in allen geſitteten Staaten mehr oder weniger üblich ſind, und weder durch Geſetze, noch durch angedrohte Strafen ganz haben unterdrückt werden können. Über die gerichtlichen Zweikämpfe ſ. Meiers Geſchichte der Ordalien, insbeſondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutſchland, Jena 1795.

Zweiſchattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord=, bald ſüdwärts fällt. D. N.

Zwerge ſind eine bloße Spielart, keine beſondere Gattung des Menſchengeſchlechts. Die Pygmäen der Alten, die Quimo's, die Commerſon gefunden haben will, und andere Zwergnationen ſind blos Geſchöpfe der Einbildungskraft. Es iſt bisweilen der Fall, daß unter den großen und ſtarken Kindern gleich großer und ſtarker Ältern ſich auch ein Zwerg befindet. Die Natur behandelt dieſe Geſchöpfe nicht immer ganz ſtiefmütterlich, und wenn gleich kein Beiſpiel von einem Zwerge vorhanden iſt, der ſich durch außerordentliche Talente ausgezeichnet hätte, ſo ſind ſie doch öfters nicht ohne Anlagen. Ein Zug, der ſie beſonders charakteriſirt und ſie den Kindern noch mehr gleich macht, iſt die hervorſtechende Eigenliebe und hohe Meinung, die ſie gewöhnlich von ihrer kleinen Perſon haben. Bei den Römern wurden die Zwerge zu mancherlei Verrichtungen, bisweilen ſelbſt, um des Contraſtes willen, bei Fechterſpielen gebraucht. Am Hofe zu Conſtantinopel wird immer eine Anzahl Zwerge als Pagen unterhalten. Die, welche zufälliger Weiſe zugleich taub und ſtumm oder verſchnitten ſind, werden als treuere Leute vorgezogen. Auch an den deutſchen Höfen fehlte es noch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter

der Hofdienerſchaft nicht an einem Cammerzwark, wie man ehemals ſchrieb, der bisweilen auch die Rolle eines Hofnarren ſpielte. Der Geſchmack an dergleichen Beluſtigungen hat ſich verloren. Am weiteſten trieb es damit in Rußland Peter der Große, der die Zwerge ſeines Reichs an ſeinem Hofe verſammelte, und die bekannte Zwergenhochzeit veranſtaltete. — Bei den Gärtnern heißt Zwerg ein Gewächs, das in ſeiner Art niedriger als andere iſt; Zwergbaum, ein Baum, der durch Pfropfen und beſondere Wartung ſo gezogen iſt, daß er keinen Stamm in die Höhe treibt, ſondern bald über der Wurzel ſich in Zweige ausbreitet, und nichts deſto weniger viele und gute Früchte trägt.

Zwickau, eine Stadt im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, liegt an der Mulde, welche hier viele Mühlen treibt und durch die Vorſtädte fließt, in einem ſehr anmuthigen Thale, und hat in ungefähr 900 Häuſern etwas über 4000 Einwohner. Es werden hier Tücher und Kattune fabricirt, Leder zugerichtet und Werkzeuge für die Wollarbeiter verfertigt. Auch befinden ſich zwei große Farbenfabriken, eine Siegellack- und eine Karminfabrik hier. Zwickau hat vier Kirchen, ein Hoſpital und eine lateiniſche Schule mit einer Bibliothek von 16,000 Bänden, die zum Theil aus der grünhainiſchen Kloſterbibliothek entſtanden iſt, und mit einer Naturalienſammlung. In dem hieſigen Schloſſe Oſterſtein, welches von der Stadt durch Mauern und Graben getrennt iſt, wurde im J. 1775 ein Zucht- und Arbeitshaus angelegt. Die Sträflinge ſind hier in zwei Claſſen, die härtere und gelindere, getheilt. Die Arbeiten derſelben, die zweckmäßig eingerichtet ſind, verſchaffen einen nicht unbedeutenden Ertrag. Eine Stunde von Zwickau, bei Planitz und Bockwa, ſind bedeutende Steinkohlengruben.

Zwillinge (Phyſiologie). Nach der phyſiſchen Natureinrichtung des Menſchen wird nur ein Kind auf einmal gezeugt und geboren. Als Ausnahme von der Regel geſchieht es, daß zwei Kinder zugleich geboren werden, welche alsdann Zwillinge heißen. Oft, doch nicht immer ſehen dieſe einander ſehr ähnlich, obwohl Geſchlecht und Geiſtesfähigkeiten ſelten gleich ſind.

Zwillinge (Dioscuri) waren nach der Mythologie zwei Söhne des Jupiter und der Leda, Caſtor und Pollux. (S. d. Art.)

Zwingli (Ulrich). Dieſer mit Luthern gleichzeitige Reformator wurde zu Wildhaus in der ſchweizeriſchen Grafſchaft Toggenburg 1484 als der dritte von acht Söhnen des daſigen Amtmanns geboren. Er legte den Grund zu ſeiner künftigen Gelehrſamkeit von ſeinem zehnten Jahre an in Baſel und Bern, wo er beſonders unter der Anleitung des in der damaligen Zeit als Dichter und Gelehrten berühmten Heinrich Wölflein die Alten ſtudirte. Seine fernere Ausbildung erlangte er theils auf der Univerſität zu Wien, wo er ſich der Philoſophie, und dann in Baſel unter Wyttenbach der Theologie widmete. Er wurde 1506 Pfarrer in Glarus, und hier that er, was Luther im Auguſtinerkloſter zu Erfurt that, er las nämlich die heilige Schrift fleißig. Die Briefe Pauli ſchrieb er in der Grundſprache ab und lernte ſie auswendig, was ihm hernach bei ſeinen Diſputationen gute Dienſte that. Den Feldzügen der Glarner für den Papſt gegen die Franzoſen in der Lombardei wohnte er in den Jahren 1512, 13 und 15 als Feldprieſter bei, für welchen Dienſt er bis 1517 vom Papſte eine Penſion von funfzig Gulden jährlich be-

zog. 1516 wurde er als Prediger in das, durch die vielen Wallfahrten berühmte Kloſter Maria-Einſiedeln, wo in der Vorzeit beſonders ein altes und der Sage nach wunderthätiges Marienbild hoch verehrt wurde, berufen. Hier zeigte ſich ſein Geiſt erhaben über den Geiſt der damaligen Zeit, und ihm weit vorſtrebend, als er mit einer beſſern Einſicht ausgerüſtet, wider die in der Kirche eingeriſſene und für ſie ſelbſt in moraliſcher Hinſicht ſo verderblichen Mißbräuche, ja ſogar wider die Wallfahrten und die Verehrung der Maria mit Eifer predigte, und die Biſchöfe zu Sitten und Conſtanz auffoderte, die Verbeſſerung der Religionsſätze nach Anleitung des göttlichen Wortes thätig zu befördern. Doch war er damals noch ſo wenig verdächtig, daß ihm der päpſtliche Legat Anton Pulci den 1ſten September 1518 das Diplom als Akoluthen-Caplan des heiligen Stuhles gab. Bald darauf wurde er nach Zürich berufen, und trat ſein Amt als Leutprieſter oder Pfarrer am großen Münſter daſelbſt den 1. Jan. 1519 mit einer Predigt an, worin er ſich für das reine Evangelium und gegen den Pericopenzwang erklärte. Daher hat am 1ſten Januar 1819 die reformirte Kirche in der Schweiz ihr Jubelfeſt begangen. In dieſem Pfarramte, zu dem er 1521 noch eine Stelle als Chorherr erhielt, that er ſich beſonders durch ſeine Predigten über die bibliſchen Bücher hervor und man kann als ſicher annehmen, daß dieſe Predigten nebſt denen wider Irrthümer, Aberglauben und Laſter den Grund zu ſeinem nachmaligen Reformationswerk legten. Er hatte eben dieſelbe Veranlaſſung dazu, die Luther hatte. 1518 fand ſich nämlich Bernardin Samſon, ein Franziscaner aus Mailand, in der Schweiz ein, in der Abſicht, für den päpſtlichen Hof durch den Ablaßkram Geld zu gewinnen. Zwingli, der bei Samſons erſtem Erſcheinen noch in Einſiedeln predigte, widerſetzte ſich ihm ſowohl hier als in Zürich mit der ganzen Gewalt ſeiner Kanzelberedſamkeit, und erlangte, da der Ablaß ſchon überall verhaßt geworden war, doch ſo viel, daß er in Zürich nicht in die Stadt gelaſſen wurde. Sogar der Biſchof von Conſtanz, den Samſons möchiſche Arroganz ſehr beleidigt hatte, unterſtützte Zwingli in ſeinem Angriffe auf Samſon. Von nun an ging Zwingli mit dem einſtimmigſten Beifall der Züricher und eines großen Theils der übrigen Schweizer immer weiter: denn die Obrigkeit in Zürich unterſtützte ſeine Verbeſſerungen dergeſtalt, daß ſie ſchon 1520 einen Befehl durch ihr Gebiet ergehen ließ, vermöge deſſen das Wort Gottes ohne menſchliche Zuſätze gelehrt werden ſollte. 1522 wurde daſelbſt die Reformation auch in äußerlichen Sachen vorgenommen. In eben dieſem Jahre ſchrieb Zwingli ſein erſtes Buch gegen die Faſten der römiſchen Kirche, und fing das Studium der hebräiſchen Sprache an. Die von Adrian VI. an Zwingli gemachten Anerbietungen zu hohen klericaliſchen Ehrenſtellen machten dieſen nicht wankend. 1523 lud der Stand Zürich alle Theologen, die Zwingli eines beſſern überführen könnten, zu einer Unterredung nach Zürich ein. Bei dieſer Disputation waren an ſechshundert geiſtliche und weltliche Perſonen beiſammen. Zwingli hatte ſeine Glaubensartikel, welche der Gegenſtand derſelben ſeyn ſollten, an der Zahl 67, aufgeſetzt; allein die Einwendungen des berühmten Johann Fabers, nachmaligen Biſchofs zu Wien, ſchienen der Obrigkeit zu Zürich ſo wenig befriedigend, daß ſie vielmehr Zwingli's Lehrart als richtig anerkannte, und denſelben nebſt ſeinen Gehülfen bei derſelben beſtätigte. Die zweite Disputation, bei welcher Zwingli nebſt ſeinen Amtsgenoſſen in Gegenwart von mehr als neunhundert

Perſonen die Verwerfung des Bilderdienſtes und der Meſſe mit ſolchem Erfolge vertheidigte, daß ſie auf obrigkeitlichen Befehl einen Unterricht für die Prediger des Züricher Gebiets entwerfen mußten, damit dieſe einen richtigen Begriff von Zwingli's Lehren bekämen, fällt in eben daſſelbe Jahr und hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Künſte aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets, ſo wie 1524 die Abſchaffung der Meſſe zur unmittelbaren Folge. Zwingli trat in eben dieſem Jahre in den Eheſtand, mit der ſchon 43jährigen Anna Reinhard, der Wittwe des Junkers Meyer von Knonow, gab im folgenden ſein Glaubensbekenntniß von der wahren und falſchen Religion heraus und hatte ſomit in wenig Jahren das Reformationswerk in ſeinem Vaterlande auf einen ziemlich feſten Fuß gebracht. Mit Eifer fuhr er in demſelben fort, und die Obrigkeit zu Zürich, die ihn immer ſehr thätig unterſtützt hatte, ſchaffte jetzt die Bettelmönche ab, zog die Eheſachen vor die weltlichen Gerichte und ordnete eine beßre Verwaltung der Kirchengüter an. Zwingli war mit Luthern und den übrigen deutſchen Reformatoren völlig einig. Er nahm wie ſie die Bibel zum einzigen Entſcheidungsgrunde an, verwarf alle menſchlichen Zuſätze, beſtritt die Herrſchaft und den Eigennutz der Geiſtlichkeit ſo wie den Aberglauben mit Kraft und Erfolg und wollte mit einem Worte die chriſtliche Kirche wieder auf die Einfalt der erſten Jahrhunderte zurückgebracht wiſſen. Nur in einigen Punkten, von welchen indeſſen die Lehre von der Gegenwart Chriſti im Abendmahl der einzige wichtige war, da die andern faſt ſämmtlich Gegenſtände der Liturgie betrafen, war ſeine Anſicht von der ihrigen verſchieden. Um auch dieſe Verſchiedenheit in der Lehre vom Abendmahle und eine ſeit 1524 ausgebrochene Abſonderung der beiden neuen Religionsparteien Luthers und Zwingli's zu heben, wurde vom Landgrafen zu Heſſen, Philipp dem Großmüthigen, eine Zuſammenkunft zwiſchen den ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren 1529 zu Stande gebracht. Von Seiten der erſtern erſchienen als Hauptperſonen Luther und Melanchthon und von Seiten der Schweizer Zwingli und Öcolampadius. Man unterredete ſich mit Sanftmuth, und beſonders behandelte der ſonſt ſo heftige Luther den wackern Zwingli mit brüderlicher Liebe. Ob nun zwar der Endzweck einer völligen Vereinigung nicht erreicht wurde, ſo kam doch ſo viel zur Wirklichkeit, daß man einen Vergleich zu Stande brachte, in deſſen dreizehn erſten Artikeln man vollkommen übereinſtimmend die vornehmſten Glaubenslehren beſtimmte und im vierzehnten feſtſetzte, daß, wenn man gleich nicht übereinſtimme, ob im Abendmahle der wahre Leib und Blut Chriſti gegenwärtig ſey, man ſich doch gegenſeitig mit chriſtlicher Liebe begegnen wolle. 1531, als im vorhergegangenen Jahre Zwingli einigen Verfolgungen und perſönlichen Nachſtellungen nur mit Mühe entgangen war, brach ein offener Krieg zwiſchen Zürich auf einer und den catholiſchen Cantons Luzern, Schweiz, Uri, Unterwalden und Zug auf der andern Seite aus, und Zwingli mußte auf Befehl des Züricher Raths mit dem Banner des Cantons, deſſen Führer jederzeit ein Geiſtlicher war, zu Felde ziehen. Es kam am 11. Oct. zum Angriff und Zwingli rief ſeinen Landsleuten zu, „Gott zu vertrauen.“ Da aber die Gegner den Zürichern mehr als doppelt überlegen und auch beſſer angeführt waren, ſo wurden die letztern geſchlagen, und Zwingli war unter denen, die im Kampfe den ſchönen Tod für das Vaterland ſtarben.

Durch Calvin erhielt hernach das reformirte Glaubensbekenntniß die Geſtalt, die es noch jetzt hat, obgleich Zwingli ſein erſter Urheber iſt. Es trägt das Gepräge ſeiner Eigenthümlichkeit, die das Vorherrſchen eines ſcharfen Verſtandes bei minderer Fülle der Phantaſie von Luthers reicherm Gemüthe unterſchied. Kürzlich ſind Zwingli's ſämmtliche Schriften im Auszuge von Uſteri und Vögeli herausgegeben worden. Zürich 1819 1ſte Abtheilung. W—r.

Zwirn wird von vorzüglicher Güte zu Mecheln, Ryſſel und Antwerpen gemacht, auch liefert das ſächſiſche Erzgebirge ebenfalls viel davon. Die älteſte Art des Zwirnens iſt die mit der Spindel, neuer ſchon das Zwirnen auf dem Spinnrade und auf der Zwirnmaſchine, auf welcher mehrere hundert Spulen zugleich zwirnen. Es wird ſo vorgenommen, daß mehrere einfache, gebleichte oder ungebleichte Fäden von Flachs oder Hanf feſt zu einem einzigen zuſammengedreht werden. F.

Zwiſchenact (Entre-Act) nennt man bei theatraliſchen Vorſtellungen diejenige Zeit, welche (gleichſam als ein Ruhepunkt zur Erholung für Schauſpieler und Publicum) entweder zwiſchen zwei verſchiednen Stücken, oder zwiſchen den verſchiednen Abtheilungen eines Stückes (welche Acte, franzöſiſch Acts heißen) Statt findet. In Deutſchland wird während dieſer Zeit jedesmal die vordere Gardine (der Vorhang) herabgelaſſen, welches aber in Frankreich nicht, oder nur dann geſchieht, wenn während dieſer Zeit die Decorationen zu verändern oder Vorkehrungen zur folgenden Abtheilung auf der Bühne zu treffen ſind. Bei Dramen, Schauſpielen, Luſtſpielen und dergl. wird (wenigſtens in Deutſchland) dieſe Zwiſchenzeit gewöhnlich durch Inſtrumentalmuſik, welche aber ſelten der Handlung des Stückes recht angemeſſen iſt, ausgefüllt. Daher nennt man auch die Muſikſtücke (und vorzüglich die eigens hierzu componirten), durch welche jene Zeit ausgefüllt wird, Entre-Acts (Zwiſchenacte). Bei Opern und großen pantomimiſchen Ballets fällt dies jedoch in Deutſchland in der Regel weg, um die Zuhörer nicht mit Muſik zu überladen. In Frankreich finden auch bei den Opern ſolche Entre-Acts Statt, welche vom Componiſten als eine Art kurzer Ouverturen oder Einleitungen mit charakteriſtiſcher Beziehung auf die Handlung des folgenden Acts dazu componirt werden. Von dem größten Theil des Publicums (an jedem Orte) werden ſolche Zwiſchenacte gewöhnlich als etwas Außerweſentliches unbeachtet gelaſſen. Für den verſtändigern (freilich aber überall kleinern) Theil aber ſind ſie keinesweges eine bloße bedeutungsloſe Zeitverkürzung, ſondern ſtehen (oder ſollen es ihrem Zwecke nach wenigſtens) in genauer Verbindung mit der Wirkung der ganzen Darſtellung. Zweck und Beſtimmung dieſer Zwiſchenacte iſt: dem Zuſchauer oder Zuhörer einen Ruhepunkt zu geben, um durch zu anhaltende geiſtige Anſtrengung nicht Überſpannung oder Erſchlaffung zu erzeugen, zugleich aber auch einen leiſen Nachklang der durch das Vorangegangne erregten Gefühle zu erhalten, und das Gemüth in eine für das Nachfolgende empfängliche Stimmung zu verſetzen und darauf vorzubereiten. Man ſieht hieraus, in welcher genauen Verbindung dieſe Zwiſchenmuſik mit dem Ganzen ſteht und wie bedeutend dadurch der Eindruck deſſelben unterſtützt oder (durch unzweckmäßige Wahl derſelben) geſtört werden kann. Hieraus entſpringt daher die ſo bedeutende und unerläßliche Verpflichtung für jeden Orcheſterdirigenten eines Theaters, in der Auswahl dieſer Zwiſchenmuſiken ſehr behutſam und mit ſteter Rück-

ſicht auf den Inhalt und Charakter der Darſtellung überhaupt, und auf den Ausgang der vorhergehenden und den Anfang und Inhalt der folgenden Abtheilung des Stückes insbeſondre zu Werke zu gehen. Denn welchen ſtörenden, widrigen Eindruck es macht, wenn z. B. ein Act eines Stückes mit Verzweiflung oder Trauer ſchließt, und nun unmittelbar, während die Mitempfindung des Zuhörers noch in voller Thätigkeit iſt, das Orcheſter mit einem luſtigen Rondo, einer Symphonie, oder (wie es wohl auch geſchieht) gar mit einer muntern Polonaiſe oder Menuet einfällt, und ſo jeden Nachklang der vorher erregten Gefühle in einem Moment gewaltſam erſtickt, davon kann man ſich faſt in jedem Theater überzeugen. Vormals wurden bei den Italienern die Zwiſchenacte der ſogenannten großen (d. h. ernſten) Opern durch Ballets oder durch kleine Zwiſchenſpiele, die man Intermezzi nennt, ausgefüllt.

Zwiſchenmittel ſind in der Chemie im Allgemeinen ſolche Subſtanzen, welche eine ſonſt nicht Statt findende Verwandtſchaft vermitteln. Öl z. B. läßt ſich unmittelbar nicht im Waſſer auflöſen. Hat man aber das Öl, durch Verbindung mit einem Laugenſalze, zu Seife gemacht, ſo erfolgt dieſe Auflöſung, und das Laugenſalz iſt das Zwiſchenmittel der Verbindung geworden.

Zwiſchenräume der Körper, ſ. Poren.

Zwitter (Hermaphroditen) nannte man ſonſt Geſchöpfe, die mit vollkommen ausgebildeten Zeugungstheilen beider Geſchlechter verſehen ſeyn ſollten. Wir wiſſen nicht, ob es eine bloße Künſtlergrille geweſen, die ſich darin gefallen, die männliche und weibliche Natur gemiſcht in einem und demſelben Körper zu bilden, oder ob Thatſachen zum Grunde gelegen, welche das Daſeyn ähnlicher Verbindungen zu erweiſen ſcheinen. Genug, Hyginus und Ovid erzählen: Atlantius, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, habe ſich einſt in der halikarnaſſiſchen Quelle Salmacis gebadet, die Nymphe der Quelle, entzückt von ſeiner Schönheit, umfaßte ihn und ſchwur, ihn nicht verlaſſen zu wollen. Da erhörten die Götter ihren Wunſch und verbanden beide zu einem Körper, der aber beide Geſchlechtstheile hatte und beiderlei Naturen vereinigte. (S. Hermaphrodit.). Man erklärt übrigens dieſe Fabel aus der Weichlichkeit und dem weibiſchen Weſen der Anwohner jener Quelle, worauf Strabo, da er den Harlikarnaß beſchreibt, ausdrücklich hindeutet. Indeß war die Idee einmal da, und was ſonſt Künſtlergrille geweſen, das glaubten Naturforſcher und Ärzte in ältern und neuern Zeiten, als wirkliche Erſcheinung beobachtet zu haben. Ja, die Geſetzgeber der Juden unterſchieden ſchon, wie gewöhnlich ſehr fein, vier Arten von Zwittern, bei den einen herrſche das männliche, bei den andern das weibliche Geſchlecht vor, bei den dritten ſeyen beiderlei Geſchlechter gleich, und bei der vierten Claſſe ſey weder das eine noch das andere Geſchlecht vorherrſchend. Nimmt man die Sache genau, ſo kann nur der ein wahrer Zwitter genannt werden, deſſen äußere Geſchlechtstheile nicht allein beiderlei Formen zeigen, ſondern der auch neben den Hoden und Saamenſträngen zugleich Eierſtöcke und einen Uterus beſitzt. Giebt es ſolche Geſchöpfe, ſo ſind es Zwitter. Allein dieſe ſind und bleiben fabelhaft. Alle Beiſpiele vorgeblicher Zwitter zerfallen in zwei Claſſen, entweder ſind ſie männlichen Geſchlechts und ihre äußern Theile ſind nur nicht gehörig ausgebildet, oder ſie ſind weiblichen Geſchlechts, ohne daß die äußern Theile ihre Vollkommenheit erreicht hätten. Der Grund dieſer mangelhaften Ausbildung liegt in dem Fehler des Stehenbleibens

auf den frühern Stufen der Bildung. Denn, je näher der Embryo ſeinem Urſprung iſt, deſto weniger kann man ein Geſchlecht bei ihm unterſcheiden. Nicht allein ſind die Hoden verborgen, ſondern man ſieht auch an männlichen Embryonen weit mehr Spaltung der Ruthe; man kann dieſe, da ſie undurchbohrt iſt, eher mit der Clitoris vergleichen, und, was ſpäter Hodenſack wird, iſt dann bloße Haut, die in der Mitte eine längliche Spalte hat. Bleibt dieſe Bildung, ſo iſt es natürlich, daß man ein ſolches Geſchöpf für einen Zwitter halten muß. Es giebt nun aber ſolche Mißbildungen nicht ſelten, die man wohl Androgyne zu nennen pflegt. Sie haben keine Hoden; der Hodenſack hat in der Länge eine Spalte, die aber nicht in den Unterleib führt; doch kennt man einzelne Beiſpiele, wo wirklich dieſe Spalte in einen blinden Sack überging und ſogar einen periodiſchen Blutfluß erlitt, der aber von fehlerhafter Richtung der Hämorrhoiden herrührte. Gewöhnlich iſt die männliche Ruthe ſehr klein und undurchbohrt, oder ſie iſt in der Mitte geſpalten, wie ſie es im früheſten Zuſtand des Embryo's war, woraus dann wieder der Verdacht der weiblichen Natur entſteht. Es giebt Fälle, wo ſolche Geſchöpfe in den Jahren der Mannbarkeit ſtarke Brüſte bekommen, wie Baillie einen ſolchen Fall erzählt. In jenen Jahren entſcheidet ſich aber gewöhnlich das Geſchlecht. Die, welche vorher für Mädchen gehalten wurden, zeigen ſich auf einmal als Knaben, oder vielmehr als Jünglinge, durch Ausbrüche des Geſchlechtstriebes und durch Aufrichtung der Ruthe, auch Ausfließen des Saamens, wenn ſie ſtärker gereizt werden. Indeſſen ſind ſolche Geſchöpfe oft ſchwächlich, und es dauert oft lange, ehe ſie einmal den Geſchlechtstrieb fühlen. Seltner ſind die Fälle, wo Zwitter urſprünglich weiblichen Geſchlechts ſind, aber durch ungemein große Clitoris und durch verengte Scheide, deren Lefzen vielleicht herabhangen, als Männer erſcheinen. Solche Zwitter (Gynandrae) ſind leicht zu erkennen. Denn die Clitoris iſt nie durchbohrt; der Urin fließt immer aus der noch ſo engen Spalte der Scheide; und, wenn auch die Brüſte platt bleiben, ſo ſtellt ſich der Monatsfluß aus der Scheide, als ein ſicheres Merkmal des Geſchlechts, ein.

Zwölffingerdarm (Duodenum), das Stück des Darmcanals, welches unmittelbar nach dem Magen folgt, und bei dem erwachſenen Menſchen ungefähr zwölf fingerbreit lang iſt. Der Übergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm heißt der Pförtner; dieſes Stück des Darmcanals geht wieder in den Theil des dünnen Darms über, welcher Leerdarm heißt.

Zwölftafelgeſetze, ſ. Rom.

Anhang.

Müllner (Adolph) neuer Artikel.
Radical-Reformers.
Sand (Carl Ludwig).
Stael (Frau v. geb. Necker.)
Taſchenbücher- und Almanachs-Literatur in Deutſchland.
Umtriebe (demagogiſche).

*) Müllner (Amandus Gottfried Adolph), geboren zu Langendorf bei Weißenfels den 18. Oct. 1774, der einzige Sohn des Amtsprocurators, Heinrich Adolph Müllner. Seine Mutter war die Schweſter des berühmten Bürger. Er erhielt ſeinen erſten Unterricht auf der Stadtſchule zu Weißenfels, und las in ſeinem elften Jahre Wielands Oberon, über welchen er gerathen war, mit dem größten Eifer und Verſäumung ſeiner Schulſtunden durch. Im J. 1789 bezog er die Fürſtenſchule Pforta, wo ſein Lieblingsſtudium die Mathematik war. Sein Lehrer in dieſer Wiſſenſchaft, der noch lebende Schmidt, hielt auch Vorträge für freiwillige Zuhörer über deutſche Dichtkunſt, worin er beſonders Proſodie und Reimlehre entwickelte. Dieſe zogen Müllnern vorzüglich an, und reizten ihn zum Leſen deutſcher Dichter, ſo wie zu eignen Verſuchen in deutſcher Verskunſt, welches ſeine übrigen Lehrer mißbilligten. Daß ihn zu gleicher Zeit die trockne Mathematik und die Dichtkunſt anzog, bewies er dadurch, daß er (etwa im 15. Jahre) die Entſtehung der elliptiſchen Curve (der Planetenbahn) aus der Kreislinie in gereimten Verſen beſang. Während ſeiner Schuljahre war er mehreremale im Hauſe ſeiner Ältern zugleich mit Bürger anweſend. Einen tiefen Eindruck machte es auf ihn, als dieſer bei einer freundſchaftlichen Veranlaſſung ſeine Ballade Lenore mit dem ihm eignen Feuer recitirte. Bürger, der dies bemerkte, wurde dadurch ſeinem jungen Neffen geiſtig näher gebracht, und ſchrieb ihm über mehrere poetiſche Verſuche, die ihm Müllner nach Göttingen ſendete, unter andern über eine Überſetzung der Horaziſchen Ode an den Blanduſiſchen Quell, nebſt Anmerkungen. Hierdurch veranlaßt, äußerte ihm Bürger ſchriftlich: „Ich geſtehe dir gern, daß ich in deinen Jahren ſo weit noch nicht war; aber ich glaube, wer in voller Jugendkraft ſo viel Mühe und Fleiß auf die Überſetzung eines fremden Gedichtes wenden kann, der hat ſelten viel eigne Erfindung.“ Dieſe Äußerung wirkte entmuthigend auf den Schüler, und er gab von dieſer Zeit an alle Verſuche in der Dichtkunſt, bis auf unbedeutende Gelegenheitsverſe, auf; nicht ſo die Lectüre von Schillers Dichterwerken, die ihn am meiſten befriedigten. 1793 — 97 ſtudirte er in Leipzig die Rechte und lernte im Schauſpielhauſe Shakſpeare's Werke in Schröders Bearbeitungen kennen. Von 1797 arbeitete er als überzähliger Actuarius im Amte Delitzſch bei Leipzig, zog aber 1798 nach Weißenfels und begann dort als Advocat zu practiciren. Jetzt wurde ihm die dramatiſche Kunſt ganz aus den Augen gerückt. Er verheirathete ſich 1802. Im J.

*) Da der im 6ten Bande enthaltene Artikel über den jetzt ſo viel beſprochenen Doctor Müllner in Weißenfels weſentlich von ihm ſelbſt herrührt und daher nothwendig einſeitig iſt, ſo liefern wir hier nachträglich einen aus einer freien und unpartheiiſchen Beurtheilung entſprungenen neuen Artikel über dieſen public Character. d. Red.

1803 ſchrieb er Erinnerungen über den eben im Druck erſchienenen Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für Churſachſen, unter dem Titel: Modeſtinus 60 Gedanken über den Entwurf ꝛc. (1804 bei Hennig in Greitz gedruckt). Auch war er ſeitdem Mitarbeiter mehrerer literariſchen Inſtitute im juriſtiſchen Fache. Im J. 1805 erwarb er ſich durch Vertheidigung einer Diſſertation, ad LL. 10 et 24. C. de procurat. in Wittenberg die Doctorwürde. Das für Norddeutſchland verhängnißvolle Jahr 1806 brachte ihn auf das Studium der franzöſiſchen Sprache, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war, und aus deren Claſſikern er von nun an häufig überſetzte. Sobald er ſie ohne Wörterbuch verſtand, zogen ſie ihn wenig mehr an. Er nahm ſchon 1808 wieder an der Rechtswiſſenſchaft lebhaften Antheil, und ſchrieb im Gefühle der geiſtloſen Handwerksmäßigkeit, womit er die Urtheilsfabrication betrieben ſah, die allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde (Leipzig 1812) *). — Das Hoftheater von Weimar, welches zur Sommerszeit zu Lauchſtädt ſpielte, weckte in ihm die Neigung zur Ausübung zur Bühnenkunſt, und ein Privattheater, welches er im J. 1810 in Weißenfels errichtete, wurde die Veranlaſſung, daß er ſich als Luſtſpieldichter verſuchte. Er ſchrieb das kleine Stück: der angoliſche Kater, dann (nach Voltaire) die Zurückkunft aus Surinam, ſpäter (1811) die Vertrauten, welche zuerſt auf dem Burgtheater in Wien großen Beifall erhielten; (1812) die Zweiflerin, oder die gefährliche Prüfung (ſ. Spiele für die Bühne, Leipz. 1815 und Almanach für Privatbühnen, Leipz. 1817). Um dieſe Zeit machte das genannte Privattheater auf Müllners Veranſtaltung einen Verſuch im Tragiſchen durch die Aufführung des vierundzwanzigſten Februars von Werner. Die Beſchäftigung mit dieſem Gedichte, welches eine vorherrſchende Richtung auf das Schickſalsprincip enthält, führte ihn zum Nachdenken über die antike und moderne Tragödie. Aus derſelben ging im Mai 1812 ſeine erſte Tragödie, der neun und zwanzigſte Februar, hervor. Dieſe verſchaffte ihm Ifflands perſönliche Bekanntſchaft, der wiederholt in ihn drang, eine Tragödie zu dichten, die den Theaterabend füllen möchte. Eben damals beſchäftigte Müllnern eine in Eduard Henke's Schrift über die Strafrechtstheorie aufgeworfene Frage, ob es nicht Verbrecher gebe, deren überſinnliche Exiſtenz nur auf Koſten der ſinnlichen zu retten, und auf welche die Bemerkung des Seneca anwendbar ſey: ingeniis talibus vitae exitus remedium est, optimumque est abire ei, qui ad se nunquam rediturus est. Dieſer Zufall gab ihm den Hauptgedanken ſeiner zweiten Tragödie, die Schuld, die in dem Monat October 1812 angefangen und vollendet wurde. Sie erſchien zuerſt ebenfalls auf dem Burgtheater in Wien (im April 1813) und hat auf den erſten deut-

*) Dieſe Elementarlehre erſchien im Selbſtverlage des Verfaſſers und ward, da er auch nachher keinen Verleger dafür finden konnte, und das Publicum ſie verwarf, Maculatur. M. erlaubte ſich am Ende, um die ihm liegen gebliebenen Exemplare doch an Mann zu bringen, ſehr verpönter Mittel. Er gab ſie mit einem neuen Titel und der Jahrzahl 1819 heraus, ſchrieb Selbſt-Recenſionen darüber u. ſ. w. Es wurde dies aber bald bekannt, und er darüber mit Recht in öffentlichen Blättern gezüchtigt. d. Red.

chen Theatern viel Beifall erhalten. Auch erſchien ſie in Leipzig 1816 im Druck, und erhielt trotz zweier Nachdrücke ſchnell eine weite Auflage. Eine dritte iſt bald auf die zweite gefolgt. Bald nach der Sch‛ld ſchrieb Müllner das Luſtſpiel, die großen Kinder, und ein Duodrama, der Blitz, desgleichen in kleines Luſtſpiel: die Onkelei. Seine dritte Tragödie von er heroiſchen Gattung, König Yngurd, erſchien 1817. Von inem neuen Trauerſpiele: die Albaneſerin, hat er einige Bruchtücke drucken laſſen *).

Dieſe aus dem 6ten Bande unſers Werkes mit Hinweglaſſung iniger zu idioſynkratiſchen Ausſchmückungen wieder abgedruckten facischen Umſtände können ſchon hinreichen, nachdenkenden Leſern den richigen Maaßſtab für die Beurtheilung eines Dichters zu geben. Daß ein lfjähriger Knabe den Oberon lieber lieſ't, als in die Schule geht, ängt ganz natürlich zuſammen und wird ſich öfter finden, jedoch eben ei einem ſolchen die Sinnlichkeit häufiger anregenden Buche in der Regel die Neugier am Stoffe wirkſamer ſeyn, als die poetiſche Luſt n der Form, und es wäre ein günſtigeres Zeichen, wenn eine Begeiterung am Homer oder am Sophokles die Verſäumniß der Schultunden verurſacht hätte. Noch verdächtiger iſt für das dichteriche Gemüth der Hang zur Mathematik und ein Beſingen der „Entſteung der elliptiſchen Curve aus der Kreislinie in gereimten Verſen;“ in Beweis, daß der Sänger die Poeſie in der Berechnung einer ünſtlichen Sprache, nicht in den ewigen Quellen der Natur und des nenſchlichen Herzens geſucht habe. Andre Dichter ſind auf andern Wegen nicht zur Vers-, ſondern zur Dichtkunſt geführt worden. Das Genie quillt in der Jugend zu phantaſtiſchen Verirrungen über, und ernt erſt, wenn es ausgeſchäumt und die Reife erlangt hat, die Beerrſchung der Meiſterſchaft; die kluge und kühle Berechnung und Abglättung von Sprachverſuchen zeugt dagegen für Mangel an Phantaſie nd Fülle, und das iſt es auch, was Bürger, der ein wahrer Dichter var, über ſeinen Neffen ausgeſprochen hat. Wäre dieſer Ausſpruch nwahr geweſen, ſo würde der Schüler ſeine Verſuche nicht aufgegeen haben; das gekränkte Dichtergefühl ergießt ſich in Klagen für ſich nd geheim, unterdrücken läßt es ſich nicht. Iſt es daher ſogar zu erwundern, daß gerade aus einem ſolchen Drucke nicht ein lyriſcher Dichter entſtanden iſt, ſo muß es noch mehr auffallen, daß Müllner en Schiller zwar gern geleſen, und den Shakſpeare im Schauſpielauſe kennen gelernt habe, zu eignen dramatiſchen Verſuchen jedoch rſt durch eine Liebhaberei am Selbſtſpielen, bei welcher ihn beanntlich weder Natur noch Talent unterſtützen, durch franzöſiſche uſtſpiele und durch Werners vierundzwanzigſten Februar erweckt

*) Dieſes neue Trauerſpiel Müllners iſt auch bereits (März 1820) auf mehrere deutſche Bühnen gebracht worden, hat aber bis jetzt nirgends höhere Theilnahme gefunden. Den darüber in der Zeitung für die E. Welt, dem Morgenblatt, den Originalien und vielen andern Zeitungen enthaltenen Nachrichten, die das Gegentheil verſichern, wird man, da dieſe Nachrichten größtentheils von Herrn Müllner ſelbſt herrühren, erſt dann Glauben beimeſſen können, wenn das deutſche Publicum Gelegenheit gefunden, dieſe neue Production des Herrn M., der es an Flittern und ſogenannten „Knalleffecten“ nicht fehlen, die aber auch theilweiſe höheres Verdienſt haben ſoll, mit Ruhe zu prüfen.

d. Red.

worden iſt. Wäre übrigens bei letzterer Gelegenheit ſein „Nachdenken über die antike und moderne Tragödie" durch Wahrheit und Einſicht beherrſcht geweſen, ſo würde er bald darauf geſtoßen ſeyn, daß das Wernerſche Schickſal, auf einen ſich von der Religion entfernenden Aberglauben des gemeinen Volks gebaut, den Modernen das Fatum der Alten, das ihnen ein geheiligter, den allgemeinen Nationalglauben gewaltig durchdringender Religionsſatz war, nicht erſetzen könne, daß vielmehr das wahre Schickſal, wie es Menſchen nur zu ergreifen vermag, im Menſchen und in ſeiner Natur liege, und ſo in den Dichtungen von Shakſpeare und Schiller, weil dieſe einmal genannt ſind, anzutreffen ſey. Das neue Schickſal, das Müllner gar auch theoretiſch aufzubauen verſucht hat, iſt nichts als ein krankhaftes Hirngeſpinſt, und eine Verſündigung am Höchſten.

Das Luſtſpiel M's iſt vom eigentlichen Weſen des Luſtſpiels, in Hinſicht deſſen wir nur auf Solgers Erwin, Geſpräche über die Kunſt, und deſſen vortreffliche Recenſion der dramatiſchen Vorleſungen A. W. Schlegels in den Wiener Jahrbüchern der Literatur verweiſen, gänzlich entfernt. Dazu iſt es auch kein deutſches Luſtſpiel, ſondern ein franzöſiſches, dem die vorgenommenen Veränderungen und Anpaſſungen nach Zeit und Ort ſeine Natur, da eine ſolche nicht im Zufälligen, ſondern im Weſentlichen beſteht, nicht nehmen können. Man könnte vielmehr ſagen, daß M. die franzöſiſche Komödie noch franzöſiſcher gemacht habe, da nun die Converſation erſt recht auf der äußerſten Spitze des Epigrammatiſchen tanzt und ohne eine eben ſo kalte Reflexion, wie ſie bei der Hervorbringung obwaltete, gar nicht empfunden werden kann. An leichten freien Witz iſt auf keine Weiſe, an Humor, wie er aus einer überreichen kräftigen Seele hervorquillt, noch weniger zu denken, und ſo iſt uns Müllner nicht einmal, was uns Kotzebue war, geſchweige daß er uns werden könnte, was ein Fortſchreiten auf der von Shakſpeare vorgezeichneten Bahn verſprechen dürfte. Was M. in ſeiner Gattung allenfalls Leidliches leiſten kann, dürfte in den Vertrauten erſchöpft ſeyn.

Für eine Naturanlage zum Drama iſt es überhaupt ein trauriges Zeichen, wenn ſie erſt im 38. Lebensjahre hervor will, und wir erinnern uns keines beſſern dramatiſchen Dichters, der nicht ſchon ſeine frühe Jugend mit einem unruhigen Streben zu ſeiner Höhe bezeichnet hätte. Der dramatiſche Dichter muß einen unbezwingbaren Trieb in ſich fühlen, die Natur und ihre Erſcheinungen, die Menſchenwelt und ihre Begebniſſe dramatiſch aufzufaſſen und zu geſtalten, es verwandelt ſich ihm alles in Handlung und nimmt unwillkührlich die entſprechende Form an, und hat er eine menſchliche Erfahrung mit einer großen und göttlichen Idee beſeelt, ſo läßt es ihm keinen Frieden, er muß das Neue, ihm noch unausgeſprochen Scheinende, das ihn bewegt, verkündigen, und das große allgemeine Schickſal der Menſchheit im kleinen Bilde wieder abſpiegeln. Was ſoll man nun ſagen, wenn jemand im mehr als reifem Mannsalter damit anfängt, einen 29ſten Februar zu ſchreiben, der den 24ſten Februar Werners mit der Neuerung wiedergiebt, daß Gott, der die ewige Liebe iſt, einen durch menſchliche Mathematik feſtgeſetzten Schalttag dem Teufel überlaſſen habe, übrigens aber ſeinem Vorbild an Poeſie, wenn wir uns hier nur an die Wortbedeutung des griechiſchen ποιεῖν (machen) halten wollen, weit nachſteht? — Inzwiſchen führt die von M. gewählte Form und der Vers auf eine andre Betrachtung. Es war um dieſe Zeit der Calderon in Deutſchland wieder auferweckt worden und fing

an, nicht nur durch die Gewalt und das Überſchwengliche ſeiner Poeſie Verehrer und Anhänger zu finden, ſondern auch durch die Form anziehend gefunden zu werden. Dieſen Umſtand benutzte M., um den Trochäus und ſo etwas Neues, das den Anſtrich einer Originalität geben ſollte und in gewiſſer Hinſicht, was den unvermeidlichen Ton des Ganzen betrifft, auch mußte, in ſeine Tragödie einzuführen. Kam nun des durch eine ſolche Form minder als andre Schauſpieler abgeſchreckten Ifflands wiederholtes Eindringen, der Gedanke, „einen Theaterabend zu füllen," vollends Henke's Strafrechtstheorie und ein auf Schrauben geſtellter Controversſatz nebſt Seneca hinzu, ſo iſt es kein Wunder, wenn die große Tragödie, die Schuld, zu Stande gebracht wurde. Zu welchen unſeligen Reſultaten ein Schickſalsprincip, wie es in derſelben vorwaltet, führen müßte, wenn es auch nur die geringſte Wahrheit hätte, iſt von einſichtsvollen Kunſtrichtern bereits dargelegt worden, und wird auch allgemein eingeſehen werden, wenn erſt einige Blendungen des Moments von den Blicken der Zuſchauer abgefallen ſind. Wir wollen davon abſtehen, daß alles nach dem Calender geſchieht, es bliebe gräßlich genug, wenn das Schickſal ſeine Launen auch an andern Tagen ausgeführt hätte. Dennoch hat dieſes Stück eine lobwürdige Eigenſchaft: es iſt die Abwickelung der Fäden aus einem einzigen einen Mittelpunkt bildenden Knäuel, und dieſe hatte Müllner dem Calderon abgemerkt, für welchen es ein ſchönes Zeugniß abgiebt, daß er ſelbſt durch eine ſolche Caricatur der Andacht zum Kreuz, wie die Schuld iſt, einige Wirkſamkeit beweiſen konnte. Indem ſich jedoch M. von der ſtrengen muſikaliſchen Form ſeines Vorbildes entfernt, welche ihre eigenen nothwendigen Bedingungen ſo weſentlich mit ſich führt, daß Inhalt und Geſtaltung ſich wechſelſeitig beſtimmen und nicht abgeſondert gedacht werden können, verfiel er in das Formloſe, wo nun kurze und kürzere, gereimte und ungereimte Verſe ohne innern Grund aufs Willkührlichſte durch einander laufen. Die allgemeine Harmonie fährt dabei ſchlecht, doch auch der Wohllaut des Einzelnen muß ſich manche Härte und Unnatur gefallen laſſen, beſonders wo ein auf den Kopf geſtellter Gedanke eingezwängt werden ſoll. Von den Charakteren läßt ſich nicht viel Beſſeres rühmen. Ein laſterhaftes Ehepaar, das auf eine unbegreifliche Weiſe mitten im Abgrund der Sünde noch leidlich genug, ſogar von der nächſten Umgebung undurchſchaut, mit einander hat fortleben können, ein vorlautes Kind, ein wankelhafter Vater und eine preziöſe Schweſter ſprechen indeſſen die Schuld, wenn auch nicht ohne in viel unnatürliche Widerſprüche zu verfallen, doch wenigſtens für einen ſummariſchen, in die innern Fugen nicht eindringenden Überblick noch erträglich durch, aber den Gipfel der Verwirrung erreichen die Müllneriſchen Menſchen im Yngurd, ſo daß ſich das Paradoxon durchführen ließe, die einzige vernünftige Perſon ſei die Braunhild, nachdem ſie toll geworden. Ein König, der erſt nicht weiß was er will, dann ſich alte Liebesgeſchichten erzählen läßt, wo er ſich ſchlagen ſollte, und nach verlorner Schlacht ſich in Eil einem Teufel ergiebt, den er in ſeinem Gehirn trägt; ein Mädchen, das Vater und Mutter nicht mehr liebt, weil es von einem Liebhaber geträumt hat, nach welchem ſich umzuſehen, es ſeine Lebenszeit auf einem Felſen verbringt; ein Knabe, der ſich für einen Dichter hält, weil er, ſich in allerlei träumeriſche Hirngeſpinſte vergaukelnd, das Leben nicht friſch und kräftig anzufaſſen verſteht; ein matter Prätendent, eine verbuhlte und boshafte Alte, und eine Mutter, die ihrer Tochter gleich zu Anfang feſt-

ſame Naturgeheimniſſe entwickelt, bilden nebſt einigen dem Shakſpeare ſchlecht nachgebildeten Nebenperſonen die Geſellſchaft, die uns hier im Reich der Langeweile und Unnatur herumführt. Wenn das Anſchauungen der Welt und des Lebens ſind, ſo giebt es keine Welt und das Leben lebt nicht; ohne Wahrheit aber was iſt Dichtung? — Daß übrigens M. hier Calderon verlaſſen, und ſtatt deſſen Shakſpeare theils im Macbeth, theils im König Johann nachzuahmen verſucht hat, kann uns nicht entſchädigen, weil er damit zugleich jene Gewalt innerer Verknüpfung, die höhere Einheit Shakſpeare's völlig mißkennend, aus den Händen ungeſchickt verlor. Wie auch ſeine Nachahmung des Einzelnen ausfällt, davon mag das der Schlegelſchen überſetzung Heinrichs IV (1. Thl.) entlehnte Wortſpiel Schotte und Schatte im Yngurd eine Probe ſeyn.

Nur um ihn erſt zu einem Verſtehen des großen brittiſchen Meiſters gelangen zu ſehn, würde man Herrn M. überhaupt anrathen, denſelben an der Quelle zu ſtudiren, wenn nicht wiederum das Befremdliche zu beſorgen ſtände, daß ihm auch bei den engliſchen Claſſikern, wie einſt bei den franzöſiſchen, das Wörterbuch mehr Vergnügen machen möchte als ſie ſelbſt. Doch im entgegengeſetzten Falle bildete ſich derſelbe vielleicht ein beſſeres Compendium, als wonach er die bisherigen Stücke zuſammengeſetzt hat, denen man es nur zu ſehr anſieht, wie ſie nicht als organiſch nothwendige Einheiten hervorgedrungen, ſondern mit peinlicher Berechnung nach und nach conſtruirt worden ſind. Es iſt ein Verſchiedenes um die Abfaſſung juriſtiſcher Diſſertationen und Lehrbücher und ein Gedicht, und auch die Schauſpielfabrication kann zur geiſtloſen Handwerksmäßigkeit herabſinken.

Die Popularität M's hat ſehr abgenommen. Die Schuld machte durch die Benutzung eines aufkeimenden Zeitgeſchmacks und durch eine in Bildern gleißende und zu anſcheinend tiefſinnigen Gedanken ſich verſteigende Sprache, welche nicht nur die inneren Widerſprüche vor den durch Effecte geblendeten Augen zu verbergen, ſondern auch die Dürftigkeit der Handlung und die gänzlich unnöthige Mordcataſtrophe zu verſtecken hatte, eine Art Aufſehen. Auf der einen Seite hatte M. dafür geſorgt, Schauſpielern und Schauſpielerinnen Tiraden in den Mund zu legen und Abgänge zu bereiten, bei denen Knallwirkungen gar nicht ausbleiben konnten, auf der andern war man überraſcht, eine auffallende dramatiſche Erſcheinung ſo plötzlich hervortreten zu ſehen, und nahm man dieſelbe für das Werk eines Anfängers, nach welchem ſich andre in raſcher Aufeinanderfolge, geläuterter von den großen Mängeln aller Anfänge, aufſchwingen würden, ſo ſchien eine daran geſetzte Kraft allerdings der Aufmunterung werth. Es kam noch hinzu, daß das Stück zuerſt in Wien von vortrefflichen Künſtlern aufgeführt ward, dadurch auf ein enthuſiaſtiſches und alles Neue liebendes Publicum heftig wirkte, und nun von wiener Kunſtrichtern, die das Werk faſt für ein vaterländiſches Eigenthum anſahen, wie ſie es mit allem Einheimiſchen machen zu müſſen glauben, aus allen Kräften angeprieſen wurde. So fand man denn zuletzt wohl gar den Dichter gegen ſich ſelbſt ungerecht, als er in einer dem Druck angehängten Selbſtrecenſion dem ungemeſſenen Lobe ſcheinbar beſcheiden widerſprach, um es erſt recht hervorzuheben, und bald, nachdem die Klippe des ungewohnten Verſes überſtiegen war, wurden die Rollen des Stückes auch Steckenpferde ſtehender und wandernder Künſtler, denn nach der neuen Weiſe iſt es überhaupt bequemer, rhetoriſche Aufgaben zu löſen, als zu ſpielen. —

Der Yngurd hat ſchon weniger Unterſtützung vom Publicum erhalten, doch der Hauptheld betet wie die Jungfrau von Orleans und verflucht ſich dann zum Teufel, eine Königin wird toll und das Ganze geht vor, man weiß nicht recht wie noch wo; ſo hat ſich denn das Stück noch fortgeſpielt, wo ein recht derber und kräftiger Lungenheld zu bewundern war. — Die Albaneſerin, von der ſich nach den gedruckten, mit allen bekannten Fehlern behafteten Proben wenig erwarten ließ, hat nichts erfüllt, und wird ſogar die Bühne bald verlaſſen müſſen. An einem Orte haben ſelbſt freundſchaftliche Vorbereitungen der Jugend des Erfolgs entbehrt, man klagt vielmehr über die trockene Begeiſterung und den kalten Wahnſinn; wie vorher das Laſter, ſo ſei hier die Tugend zum Zerrbild geworden, und die unſinnigſte Vorfallenheit winde ſich mühſam unter aufgeſchichteten Floskeln fort.

Dieſes Sinken im öffentlichen Credit mußte einem Schriftſteller, der ſich ſo ganz an die vorübergehende Erſcheinung des Taggeſchmacks klammerte, Verdruß verurſachen. Doch ſtatt dieſen zu verbergen und auf Selbſterkenntniß und eine beſſere Richtung geleitet zu werden, ſchlug er einen ganz eigenen Weg ein, ſeine wankende Herrſchaft zu befeſtigen und für die Zukunft wo möglich ſich allein zu verſichern. Man hat zuweilen geſagt, er habe nach dem Bilde Napoleons (Andere meinen gar Yngurds) durch Terrorismus zur Alleinregierung gelangen wollen, doch läßt ſich von einem Freunde der Mathematik der Rechnungsfehler nicht vermuthen, daß er ſeinen Kopf für eine Armee angeſehen hätte. Dem ſey wie ihm wolle, M. fing an, ſich wie einſt auf die juriſtiſche, nun auf die äſthetiſche Kritik zu legen, und dieſe vorzugsweiſe dem Dramaturgiſchen zu widmen. Durch hin und wieder zu glühend geſpendete Lobpreiſung glücklich berauſcht, verſuchte er, unter ſeinem Namen auftretend, durch die Gewalt deſſelben zu vernichten, was ihm allenfalls bei der Menge noch im Wege, im Lichte oder gar im Verdienſte, d. h. im Gelderwerb, ſtehen könne. Anfangs brachte dies, bei einer in neuerer Zeit um ſich greifenden Weichlichkeit gegen die vielen kleinen öffentlichen Stimmen und den unter den Schriftſtellern gebräuchlich gewordenen Ton gegenſeitiger Becomplimentirung, in der That eine ſolche Art von Schrecken hervor, daß Viele ſich dazu verſtanden, dem beißenden Kritikus laut und leiſe zu huldigen, um dadurch ſeine Lauge von ſich abzuwehren. Auf die Länge wollte es jedoch nicht vollſtändig gelingen; es fand ſich, daß bei einigen Angegriffenen gleichfalls Muth und Geiſt vorhanden war, ſie erkühnten ſich nicht nur zu widerſprechen, ſondern auch das Geiſtloſe und die von der Elementarlehre der kunſtrichterlichen Entſcheidungskunde allzuſehr entblößten kritiſchen Motive ihres Gegners aufzudecken. So weit nun dieſe Kühnen in der literariſchen Achtung ſtiegen, ſo ſank der angreifende Theil in derſelben, und der Zorn machte ihn vollends ſo rückſichtslos, ſich durch unverhehlte wunderliche Drohungen und Verſprechungen Blößen zu geben, die ein Syſtem, von welchem man ohnehin genug wußte, noch mehr enthüllten. Zwar verkleidete ſich derſelbe nunmehr in Anonymität und ſuchte, ſich in den Beſitz einer Menge Zeitungsorgane zugleich ſetzend, und durch dieſelben auf die mannichfaltigſte Weiſe bald die Andern antaſtend, bald ſich ſelbſt mit ſolchem Lobe überhäufend, als ſey er ein Dritter, ſimultan eine verſteckte Stimmenmehrheit zu begründen, doch konnte ſich leider ſein Phantaſus zu wenig verbergen, um nicht bald aufgeſpürt und an den Tag gezogen zu werden. Als die höchſte Po-

tenz ſeiner Laune iſt es aber vielleicht anzuſehen, daß ſelbſt die Verleger ihm ungünſtiger Geſinnungen ſich ihm entweder hingeben oder büßen ſollten. Die Nachwelt wird es kaum glauben, daß er die ihm fremdeſten Werke geſchmähet habe, weil ſie mit einigem Tadel für ihn aus Einer Preſſe oder Verlagshandlung hervorgegangen waren; doch hat er es durch dies alles bei der Mitwelt dahin gebracht, daß bereits das Licht des Lächerlichen auf ihn fällt, in welchem ſich nicht leicht mit einigem Einfluß regieren läßt.

Das langweiligſte Durchführen von ihm ſelbſt gewählter lächerlicher Masken, wie der Zuckerbäcker, der Kurze, der Lange, der Semiofficielle, die conſtitutionell geſinnte Dame, die Vierundzwanzigpfünder u. ſ. w., unter welchen er bald achtbare und gelehrte Männer, bald Staatseinrichtungen, bald Bühnen und Künſtler anfällt, wird gleichfalls nicht lang vorhalten. Man hört zuletzt auf, die Perſönlichkeit mit Satire, gezwungene Witzelei mit Humor zu verwechſeln, die breite Fläche tritt nach dem Stumpfſchreiben einiger Formeln greller hervor, und ſo wird es unausbleiblich dahin kommen, daß ein Schriftſteller, der ſich mit einem ihm mehr geneigt als gebührend entgegengekommenen Wohlwollen nicht zu ſättigen wußte, ſeinen ephemeren Ruhm ſelbſt zerſtört, indem er das Publicum zwingt, die Augen zu öffnen. Er wird, im eigentlichen Sinne ſich ſelbſt überlebend, den Kummer haben, ſich ſo ungeliebt als lieblos verſinken zu ſehen, wie ſchon manches Beſſere vor ihm verſank. Man vergleiche über ihn, wenn man Intereſſe daran findet, dieſen Mann genauer kennen zu lernen, „Müllneriana oder Verhandlungen über eine Recenſion des Yngurd im 3ten Stück des Hermes zwiſchen Herrn M. als Vf. des Yngurd, Herrn Prof. Krug, als Red. und Herrn Brockhaus, als Unternehmer des Hermes. Leipzig, Brockhaus 1820. No. I. Zweite Auflage. 8 Gr. und No. II. 6 Gr. und Apollo der Leukopetraër. Vom Prof. Krug. Zweite Auflage. (in demſelben Verlage) 4 Gr. *).

*) Als Probe, wie auch das Ausland über Müllnern urtheilt, ſetzen wir folgenden Auszug einer Kritik ſeines Yngurd aus der Revue encyclopédique (Févr. 1820) noch hieher:

Le succès qui a couronné les ouvrages dramatiques de M. Müllner, est un des signes les plus caractéristiques de la décadence de l'art dramatique en Allemagne. En vain les critiques éclairés ont-ils relevé tout ce que ces productions avaient de défectueux et d'absurde, M. Müllner n'en est pas moins persuadé qu'il est le régénérateur du théâtre allemand; et ses admirateurs exclusifs croient faire beaucoup d'honneur à Schiller et à Goethe, en ne les mettant pas trop au-dessous de celui qu'ils proclament un second Shakespear. Espérons que le tems fera bientôt justice de ce ridicule engouement, et qu'après une ivresse passagère, le goût naturel et le bon sens des Allemands leur fera mieux apprécier le mérite et l'immense supériorité des chefs-d'oeuvre de leurs grands poëtes tragiques. Nous ne fatiguerons point nos lecteurs par l'analyse de la tragédie d'Yngurd, bizarre imbroglio, dans lequel on voit sans cesse les efforts que fait l'auteur pour imiter Shakespear, et sa déplorable impuissance à suivre les traces de ce beau génie. Evénemens sans vraisemblance, confusion dans le plan, caractères outrés et hors de toute nature, exagération et affectation

Radical-Reformers. In England droht ein doppelter Haß die Fugen des Staatsgebäudes aus einander zu ſprengen: der Haß der Armen gegen die Reichen, und der Haß des Sectengeiſtes (Methodiſten, unter Andern auch der Catholiken) gegen die bevorrechtete biſchöfliche Kirche. Die große Volksmenge der Fabrik- und anderer Arbeiter in den Manufactur-Städten iſt von beiden Arten jenes Haſſes ſchon längſt erfüllt geweſen; allein nie waren frühere Ausbrüche deſſelben, z. B. der der Ludditen oder der Maſchinen-Zerſtörer, ſo furchtbar durch die Maſſe, Rohheit und dennoch vorſichtig abgemeſſene Kühnheit der Theilnehmer, als im Jahr 1819, wo die Partei der Radical-Reformers den blinden Haufen zu lenken begann. Der Druck der öffentlichen Laſten, die Stockung des Handels, und der fortdauernde Anwachs der Nationalſchuld (am 6. Januar 1819 betrug ſie über 1181 Mill. Pf. St. und die allgemeine Ausgabe, mit Einſchluß des Tilgungsfonds 45,749,246 Pf. St. Dagegen hatten ſich die Staats-Einkünfte im letzten Quartale um ⅞ Mill. Pf. St. vermindert), haben die ärmere Claſſe, die Größe der Armentaxe aber, welche jetzt bis ins Ungeheure geſtiegen iſt, (in London und Weſtminſter leben jetzt 13,430 Armenkinder von öffentlicher Milde) hat die wohlhabende Claſſe faſt zur Verzweiflung gebracht. Nun giebt es in England nach den Liſten der den Reichen ſeit dem Frieden abgenommenen Einkommentaxe unter 2,600,000 Familien, nur 656,000, die jener Taxe unterworfen geweſen waren, weil ſie 50 Pf. St. jährliche Einnahme und darüber hatten. Der ganze Grund und Boden aber iſt in den Händen von nur 33,000 Familien. Man ſchließe hieraus auf die Zahl der Ärmern, denen ſeit Abſchaffung der Einkommentaxe, die ſie nicht traf, keine allgemein drückende Taxe abgenommen worden iſt. Ihre Erbitterung deßhalb hat ſich nicht blos gegen die Miniſter, ſondern auch gegen das Unterhaus gewandt, wo die Whigpartei (ſ. d. A.) in ſich ſelbſt uneins, und im Kampfe mit den Miniſtern bisher ſtets unterlag. Es konnte daher nicht fehlen, zumal da die Polizei in ihrem Aufſpürungsſyſtem ſelbſt Unzufriedene aufreizte, um ſie beſtrafen zu können, und da die Miniſter unter dem Vorwande der öffentlichen Unzufriedenheit ihre Gewalt immer mehr ausdehnten, daß mehrere Whigs auf die Seite der Radical-Reformers traten. Das Volk verlangt, von Sir Rob. Wilſon (ſ. d. Art.), Hobhouſe und Sir Francis Burdett (ſ. d. Art.) im Unterhauſe hierin unterſtützt, und von Cobbet durch Schriften aufgemuntert, eine freie und gleiche jährliche allgemeine Parlamentswahl; nur dann, glaubt es, werde Verminderung der Taxen u. ſ. w. von ſelbſt folgen. Um dieſen Zweck zu erreichen, hat es — wozu ihm die brittiſche Verfaſſung das Recht giebt, — in häufigen und zahlreichen Verſammlungen öffentlich berathſchlagt, Verbindungen und Ausſchüſſe errichtet, Beſchüſſe gefaßt, Bittſchriften übergeben u. ſ. w. Da alle Schritte fruchtlos waren, ſo ſtieg mit der Erbitterung die Kühnheit. Man verſagte ſich den Genuß des Thees, Caffees u. a. Artikel, damit die dadurch verurſachte Verminderung der Zollgefälle die Regierung in Verlegenheit ſetzte. Auch unter den Frauen bildeten ſich eifrige Reformer-Clubbs. Zuletzt ſprach man von Bewaffnung; das Volk, von einigen Parteimännern, Hunt (ſ. d. Art.) Watſon, Thiſtlewood, Preſton,

dans le style: voilà le jugement que les critiques allemands les plus sages ont porté sur la nouvelle production de M. Müllner.

u. A. geleitet, übte ſich in militäriſchen Bewegungen, trug Piken und Fahnen. Nun hielt Hunt in Mancheſter den 16. Aug. 1819 eine große Verſammlung von beinahe 100 000 Menſchen; die Obrigkeit aber ließ, um ihn zu verhaften, nach Verleſung der Aufruhracte (was jedoch nicht in der gehörigen Form geſchah), da ſich die große Volksmenge nicht ſogleich zerſtreuen konnte, die Yeomanry (berittene Miliz), von Huſaren und Infanterie unterſtützt, einhauen, wodurch an 500 Menſchen aus dem Volke, und darunter viele ohne ihre Schuld, getödtet und verwundet wurden. Die Verhaftung Hunts und 14 anderer, darunter auch einige Frauen, erfolgte ohne Widerſtand. Dieſes wilde Blutvergießen erweckte ein allgemeines Geſchrei des Volks in London und in der Provinz: Zu den Waffen! Rache für den Mord in Mancheſter! In dieſem Sinne hielten Wooler in London, der Wundarzt Watſon in Smithfields, und Burdett in Weſtminſter Volksverſammlungen, um den Prinz-Regenten zu bitten, das Betragen der Obrigkeit zu Mancheſter gerichtlich zu unterſuchen und dem Volke die Reform des Hauſes der Gemeinen zu bewilligen. Auch die Verſammlung des Gemeinderaths von London übergab dem Regenten eine Bittſchrift, die Verletzung der Conſtitution in Mancheſter unterſuchen und beſtrafen zu laſſen. In mehrern Städten Schottlands hielt das Volk ähnliche Verſammlungen. Dagegen wurden Hunt und ſeine Mitſchuldigen von den Miniſtern als Verſchwörer, welche die Geſetze des Landes mit Gewalt ändern wollten, gerichtlich angeklagt, doch gegen Bürgſchaft wieder in Freiheit geſetzt. Indeſſen erklärten auch viele Bürger, die mit der Conſtitution zugleich das Vermögen und den Beſitz des Reichthums bedroht ſahen, öffentlich ihren Abſcheu vor jenen tumultuariſchen Volksbewegungen. Deſto mehr wurde Hunt der gefeierte Held des Tages. Er hielt den 13. Sept. einen Triumpheinzug in London, der einen Begriff von dem Geiſte und von der Macht des brittiſchen Volks geben konnte. Dreimalhunderttauſend Menſchen waren Zeugen dieſes Feſtes. Der weiße Hut war das Zeichen eines Reformers; der Zug ſelbſt trug mehrere Fahnen, darunter eine rothe mit der Freiheitsmütze und der Inſchrift: Freiheit oder Tod. Doch endigten ſich dieſe und andere Verſammlungen ohne alle Unordnung. Das Volk und ſeine Redner enthielten ſich jeder geſetzwidrigen Handlung. Die Mahlzeit, bei der Hunt und ſeine Freunde nur Waſſer tranken, beſchloß ein Toaſt auf Brutus. Zwei Tage darauf, den 15., ertheilte der Regent auf die Adreſſe des Gemeinderaths eine mißbilligende Antwort. Die Unterſuchung der Ereigniſſe zu Mancheſter ward auf die Frühjahrs-Aſſiſen 1820 verſchoben, das Parlament aber zum 23. Nov. verſammelt. Unterdeſſen waren die an ſich zu dieſer Rolle ganz untauglichen und vom Volke ſelbſt mehrmals verſpotteten Häupter der Reformers, Hunt, Watſon und Thiſtlewood, unter ſich zerfallen. Hunt tadelte ſcharf die Heftigkeit ſeiner Genoſſen; deßhalb ward ſeine Büſte von den Radical-Reformers in London zerſchlagen, und er zog ſich aus der Öffentlichkeit zurück, um eine Fabrik von Surrogat- (Radical-) Caffee und Thee anzulegen. Auf der andern Seite erklärten ſich mehrere Große und Whigs von anerkannt edlem Charakter für die Sache des Volks, z. B. der Herzog von Norfolk, der Graf Fitzwilliam, die Lords Egremont, Dundas, Milton, Graf Albemarle. Sie nahmen an mehreren Volksverſammlungen Theil und ſtimmten den Beſchlüſſen gegen die zu Mancheſter geſchehenen Kränkungen der Rechte des Volks bei. Dagegen zeigte das Miniſterium Entſchloſſenheit und

Kraft. Die Truppen wurden mit 10,000 Mann vermehrt, und überall die berittene Yeomanry aufgeboten. Auch ſchienen ſich in dieſer Sache die ausgezeichnetſten Männer der Oppoſition, wie die Lords Grenville und Gray, und Mr. Tierney, auf die Seite der Miniſter zu neigen. Der Graf Fitzwilliam, Englands erſter Pair, wurde wegen ſeiner Theilnahme an der Volksverſammlung zu York am 14. Oct. vom Miniſterium ſeiner Stelle als Lordlieutenant entſetzt. Allein die Reformers fuhren nur um ſo kühner fort, faſt in allen Städten Englands und Schottlands zahlreiche Verſammlungen zu halten. Auch in Irland droht die Eidgenoſſenſchaft der Bandmänner (von einem weißen Bande als Bundeszeichen am Hute ſo genannt), das unglückliche Land aufs neue in Blut und Elend zu ſtürzen. Ihre Grundſätze ſollen ein Gemiſch von engliſchem Radicalismus und religiöſem Fanatismus ſeyn. Sie wollen weder Zehnten entrichten, noch Proteſtanten um ſich dulden. Doch erklärten ſich auch viele Bürger in Adreſſen an den Prinz=Regenten gegen die Partei der Radicalen, und vereinigten ſich unter einander zur nachdrücklichen Aufrechthaltung der Ordnung. Um dieſe Zeit kam Cobbet aus den vereinigten Staaten wieder zurück. Er ſchloß ſich ſogleich an die Reformers an, und hielt nebſt Hunt in London Vorleſungen über Mäßigkeit und Moralität. Das Volk in der Provinz beging nur ſelten Unordnungen, wo das Geſetz und die bewaffnete Macht ihnen Einhalt thun mußten. Deſto kühner war die Sprache der Flugſchriften. Hobhouſe, Sohn eines Parlamentsgliedes, ward deßhalb in Newgate eingeſperrt. Nun brachten die Miniſter fünf Bills in das Parlament, wegen Stempelung der Flugblätter, gegen politiſche und religiöſe Schandſchriften, wegen Beſchränkung der Volksverſammlungen, wegen Verbots der militäriſchen Übungen und die Wegnahme der Waffen in den Häuſern betreffend. Dieſe Bills gingen ſämmtlich durch und erhielten den 30. Dec. die königliche Zuſtimmung. Dadurch erlangten zwar die Miniſter eine größere Gewalt; aber die Unzufriedenheit im Volke nahm zu. Man feierte den 1. Januar als einen Faſttag, um über die verlorne Freiheit zu trauern. Zwar bewilligte das Parlament, um arme Auswanderer zu verſorgen, zur Anlegung einer Colonie auf dem Cap große Summen, und der Prinz=Regent, ſeit dem Tode ſeines Vaters am 29. Januar 1820 König Georg IV., beſtimmte ſeinen Wald von Dartmoore zum Anbau für die Armen der Hauptſtadt; allein dies ſind nur ſchwache Palliativmittel für die Größe und den Trotz der Armuth. Als nun der König, noch vor der Beendigung mehrerer legislatoriſchen Gegenſtände, gleich nach den nöthigen Geldbewilligungen, das bisherige Unterhaus im Februar auflöſ'te, die Miniſter aber beibehielt, ſo wandte ſich der Haß der Radical=Reformers mit verdoppelter Wuth gegen die Miniſter. In dieſer Zeit bildete ſich ein Complott, alle Miniſter, wie der Courier behauptet, am 23. Febr., wo ſie beim Lord Harrowby (Bathurſt) ſpeiſen ſollten, daſelbſt umzubringen. Wenigſtens wurde Lord Harrowby am Morgen dieſes Tages von einem Unbekannten, der ihm einen Brief brachte, gewarnt und mit der Gefahr bekannt gemacht. Der Lord zeigte dies ſogleich den Miniſtern an, die ihre Maaßregeln ſo nahmen, daß noch denſelben Tag, Abends gegen 8 Uhr, Magiſtratsperſonen mit Warrants, von Polizeibeamten und Gardeſoldaten unter Capit. Fitz Clarence unterſtützt, die Verſchwornen in ihrem kürzlich erſt gemietheten Verſammlungshauſe, in einer Seitenſtraße unweit der Wohnung des Lords Harrowby, überfielen, wo ſie mit Fül=

lung von Granaten, Patronen und andern Zubereitungen, unter dem Dache in einer Art Scheuer, 20 bis 30 an der Zahl, beſchäftigt waren. Die Verſchwornen löſchten die Lichter aus, und vertheidigten ſich mit Piſtolen und Degen, wobei ein Polizeibeamter Smithers getödtet und mehrere Conſtables, auch einige Soldaten, verwundet wurden. Thiſtlewood ſoll ſich an der Spitze der Verſchwornen befunden haben. Endlich wurden neun derſelben ergriffen, die übrigen entſprangen durch ein Fenſter, unter ihnen angeblich auch der aus dem Watſonſchen Prozeß bekannte Arthur Thiſtlewood. Dieſer ward ſchon am folgenden Morgen, den 24., in ſeiner Wohnung im Bette ergriffen und als Hochverräther und des abſichtlichen Mords der Miniſter angeklagt, vor Gericht geſtellt, nachdem er gleich nach ſeiner Verhaftung vor dem im Hotel des Staatsſecretärs des Innern verſammelten geheimen Rathe verhört worden war. Noch ward Bruner, das zweite Haupt dieſer Verſchwörung, ſo wie mehrere Andre — Fleiſcher, Zimmerleute, Schuhmacher u. ſ. w., ſämmtlich ohne einen Schilling baar bei ihnen zu finden, — an den, folgenden Tagen ergriffen. Die bei den Verhafteten gefundenen Papiere ſollen den ganzen Plan zu der Revolution, welche die Radicalen in England hätten anſtiften wollen, enthüllt haben. Der Morning Chronicle nennt aber das Ganze nur Unordnung, Widerſetzlichkeit und Mord, nicht Hochverrath. Wenn das Complott, das ſich ſo furchtbar angekündigt, wirklich jenen Zweck gehabt hat, ſo ſieht ſich die brittiſche Regierung von einer großen Gefahr befreit. Die Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte wird die nächſte Folge davon ſeyn. Allein die Urſachen des immer wachſenden Übels der Volksunzufriedenheit beſtehen fort, und man kann wohl fragen: Wo iſt Pitt, der Pilot, der das Staatsſchiff Großbritanniens leitet (the Pilote, who weatherd the storm)? K.

Sand (Carl Ludwig) Candidat der Theologie, — aus Schwärmerei der Mörder des Staatsraths von Kotzebue, — geboren im J. 1795 zu Wunſiedel im Obermain-Kreiſe des Königreichs Bayern, wo ſein Vater, ehemals preußiſcher Juſtizrath, und ſeine Mutter noch leben, erhielt von ſeinen Ältern eine ſorgfältige Erziehung, die vorzüglich ſeine (ſchwärmeriſchen Anſichten, wie man ſagt, nicht unempfängliche) Mutter geleitet haben mag. In den reifern Knabenjahren ging er auf das Gymnaſium zu Regensburg, wo er fleißig und brav, aber immer etwas finſter und verſchloſſen war. Er ſoll daſelbſt beſonders die philologiſchen Vorträge Kleins, des dermaligen Profeſſors zu Würzburg, mit Vorliebe ſtudirt haben. (Warum begründeten nicht vielmehr Sprach- und hiſtoriſche Studien — die Herder einſt einer Mutter empfahl, um die vorherrſchende Anlage ihres Sohnes zu allem, was in den Bereich der Phantaſie gehört, gleich in ihrer erſten Entwickelung dem beſonnenen Ernſte der Urtheilskraft zu unterwerfen — die Bildung des Jünglings in einem Alter, das für philoſophiſche Studien noch nicht vorbereitet und reif genug ſeyn kann?) Von Regensburg zog den jungen Sand Eſchenmeyers Ruf nach Tübingen, wo er mit vielem Eifer den Vorbereitungswiſſenſchaften (man weiß nicht, welchen vorzüglich, und in welcher Ordnung) der Theologie oblag, bis auch ihn, wie ſo viele andre Studirende, die Wiedererneuerung des Kriegs gegen Frankreich im J. 1815 zu den Waffen rief. Er diente als Freiwilliger im bayerſchen Heer und ſein Hauptmann hat ſein muſterhaftes Betragen öffentlich anerkannt. Der Friede gab ihn den Studien wieder, welche er nun zu Erlangen fortſetzte. Hier war unter ſeinen Lehrern Dr. Kaiſer-

vor Allen derjenige, der ihn beſonders anzog. Während er ſich durch Fleiß und anſtändiges Betragen die Zuneigung ſeiner Lehrer erwarb, gewann er durch Biederkeit und Gradſinn die Liebe faſt aller derer, die ihn kennen lernten, und ſeinen vertrauteren Freunden flößte er, durch ſeine in Schwärmerei (d. i., um das Ding mit dem rechten Namen zu nennen, jene ausſchweifende Überſpannung des Gefühlsvermögens *und* der Einbildungskraft, vermöge deren dunkle Gefühle und *unklare* Ideen den Menſchen da beherrſchen, wo Vernunft *und* Verſtand allein ihn leiten ſollten) ſich verirrende Begeiſterung für Religion und Vaterland, Achtung, aber auch damals ſchon Beſorgniß ein; denn es blickte allenthalben nur zu deutlich hervor, daß in ihm das Gemüth eine gewaltige Herrſchaft über den Verſtand behauptete. Ein Unglücksfall im Sommer 1817 entſchied vollends den Verluſt des klaren, ſittlich freien Bewußtſeyns in ihm. Es war nämlich ſein Stubengenoſſe und liebſter Freund vor ſeinen Augen beim Baden ertrunken, ohne daß er ihm helfen, ohne daß er mit ihm ſterben konnte. Fortan war Tiefſinn die Farbe ſeiner Seele, bis das Wartburgsfeſt (ſ. d. A.) *) und das akademiſche Leben zu Jena, wo er ſeit Michaelis 1817 ſtudirte, ſeinen niedergedrückten Geiſt wieder etwas aufrichteten. Hier, wo Kotzebue in der Nähe, durch kalten Spott und bittern Witz, ohne Gemüth und Erhebung, das Heiligſte in den Augen einer feurig fühlenden Jugend, die akademiſche Freiheit angriff und den Verdacht auf ſich zog, daß er die Meinung der Großen und des ruſſiſchen Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die politiſche Volkskraft ſeines ehemaligen Vaterlandes lenke, hier mußte der mit Verachtung gepaarte Haß gegen dieſen vermeintlichen Feind der deutſchen Nation in *Sand* um ſo heftiger entbrennen, je mehr ſich der kräftige und reine Jüngling durch Geſinnung und That über die Sphäre der Knabenzucht erhoben fühlte, in die der ſpottende Tadel eines der politiſchen Angeberei verdächtigen Luſtſpieldichters, deſſen Charakter durch nichts Hohes Ehrfurcht einflößte, an deſſen Namen vielmehr ſchimpfliche Erinnerungen hafteten, die akademiſche Jugend zurück verſetzt ſehen wollte. Auch konnte es wohl keinen ſchneidendern Gegenſatz geben, als Kotzebue, den gewandten, der Überlegenheit ſeines Witzes ſich bewußten Weltmann, wie er die Geißel der Satire gegen ſeine Gegner ſchwingt, und ihm gegenüber den von Nationalſtolz, Vaterlandsliebe und akademiſch-politiſchem Parteigeiſte zur ſectiriſchen Schwärmerei entzündeten *Sand*. Alle Züge, welche den Charakter des Schwärmers ausmachen, erkennt man in dem anſich ſo braven Jüngling. Verſchloſſen und wenig geſprächig brütete ſeine Phantaſie über dem, was er mit tiefer lebhafter und inniger Empfindung umſchloß, über der Idee des Vaterlandes, für die er ſein Leben im Kam-

*) Hier machte er ſowohl durch ſein kraftvolles und ſchönes Aeußere, als auch durch ſeine Rede viel Eindruck. „Es geziemt, ſagte er,“ „dem deutſchen Jüngling kein Opfer für zu groß zu achten, wenn es Deutſchlands Selbſtſtändigkeit und Freiheit gilt. Das Vaterland richtet nach manchen getäuſchten Erwartungen ſeine Hoffnung auf ſeine Jugend. Wie die Franzoſen das Recht haben, zu fodern, daß Fremde ſich nicht in ihre Angelegenheiten miſchen, ſo müſſen auch die Deutſchen das nicht dulden. Allein fremde Agenten durchziehen ungeſtraft das deutſche Vaterland, um unumſchränkte Fürſtenmacht zu predigen und die aufkeimende Freiheit zu unterdrücken u. ſ. w.“

pfe gewagt hatte, und für die er es zum Opfer darzubringen immerfort bereit war. Er drückte oft neuen Ankömmlingen auf der Univerſität die Hand, ſprach ernſt einzelne große Worte zu ihnen und ſchien ſie gleichſam für Wahrheit, Recht und Vaterland einzuweihen. Man will bemerkt haben, daß er das Studium der Exegeſe ganz vernachläſſigt, daß er fleißig in der Bibel geleſen, und die letzte Zeit den anatomiſchen Hörſaal beſucht habe. Dem Geſpräche überhaupt wenig zugänglich, mußte er in ſeinen Anſichten immer tiefer verſinken, und bei aller Demuth eines religiöſen Gemüths, ſtolz auf ſein Bewußtſeyn, jeden Andern tief verachten, der den Schwung ſeines Gefühls nicht begriff oder theilte; er mußte bei dem, was er für wahr und gut hielt, rechthaberiſch, hartnäckig und unbeweglich ſtehen bleiben, und da er die Kraft zu handeln wie den Willen dazu hatte, gern etwas Großes für ſeine Idee von dem Vaterlande zu thun beſchließen, ſelbſt mit Hintanſetzung des Lebens, das ihm, wie er die Zeit anſah, keine Freude mehr gab. Dieſe Gemüthsrichtung beweiſen folgende Zeilen, welche man von Sand in dem Stammbuche eines Freundes, am 21. Juni 1818 zu Jena, geſchrieben fand: „Unſer Leben Heldenfahrt, kurzer Sieg und früher Tod.“ Hierauf einige überſpannte Äußerungen und Körner's Worte: „Frei woll'n wir das Vaterland wiederſehn, oder frei zu den glücklichen Vätern gehn.“ Sand erblickte in Kotzebue den geiſtigen, mithin den furchtbarſten Feind ſeines Vaterlands. Das literariſche Wochenblatt, die Auftritte in Weimar, Ludens, Okens, Wielands, Lindners Verfolgung, endlich die Stourdza'ſche Schrift, deren Abfaſſung (Stourdza hatte ſie nur aus Kotzebue's ſchlechtem Franzöſiſch in ein beſſeres Franzöſiſch übergetragen) man Kotzebue'n zuſchrieb, dies und manches Andre ſcheint den unglücklich befangenen Jüngling zu dem Entſchluſſe gebracht zu haben, Kotzebue zu ermorden. Mit dieſem Vorhaben verließ er Jena den 9ten März, und reiſ'te über Erlangen nach Mannheim, wo er den 23. früh um 7 Uhr ankam. Nachdem er ſich gebadet und gegeſſen hatte, beſuchte er mit der größten Unbefangenheit die Kirche, das Schloß und die öffentlichen Spaziergänge, und begab ſich, da er des Vormittags nicht vorgelaſſen worden war, Nachmittags gegen 5 Uhr in das Haus Kotzebue's, der eben eine Geſellſchaft bei ſich erwartete. Er ließ ſich als ein Fremder aus Weimar anmelden (wo Kotzebue's 82jährige Mutter lebte), und ward in ein Zimmer geführt, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Der junge Mann überreichte ihm ein Papier, und während er dies las, durchbohrte er ihn mit mehreren Dolchſtichen *). Darauf verließ er das

*) Falſch iſt es, was eine Staatszeitung erzählte, das Papier habe die Worte enthalten: „Kotzebue's Todesurtheil, geſprochen von der Univerſität — d. 18. März und von dem Ueberbringer vollzogen“ —!! Wohl aber hat man bei Sand nach ſeiner Verhaftung Aufſätze von ihm ſelbſt gefunden, die ſeinen exaltirten Zuſtand und ſeine That betreffen: z. B. „Todesſtoß dem Aug. von Kotzebue. Nur in der Tugend Einheit! Unſere Tage fodern Entſcheidung für das Geſetz, das Gott ſeinen Menſchen flammend in die Bruſt geſchrieben hat. Bereitet Euch! Entſcheidet auf Leben und Tod!“ — „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Geſinnung dieſer Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieſer feilen Zeit, dich Verräther und Verderber meines Volks — August von Kotzebue niederzuſtoßen,“ u. ſ. w.

Haus, doch kaum hatte er die Straße erreicht, ſo rief er, die Hände gen Himmel erhebend, aus: Es iſt vollbracht! und ſtieß ſich den Dolch in die Bruſt. Man ſchaffte ihn ins Hospital. Seine Jugendkraft friſtete ihm, nach einer überſtandenen ſchmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und ſeinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu ſprechen, gab er anfangs im Verhöre ſeine Erklärungen ſchriftlich, blieb ſtandhaft, auch bei mehrern Confrontationen dabei, daß er keine Mitſchuldigen habe (was auch durch keinen Umſtand ſich dargethan hat), und bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth. Seiner That ſich freuend, die er nach ſeinem Geſtändniſſe ſeit einem halben Jahre überdacht und nach manchem Seelenkampfe als nothwendig für das Geſammtintereſſe Teutoniens beſchloſſen habe, bedauerte er blos Kotzebue's Familie. Er ließ ſich vorleſen, las ſpäterhin auch ſelbſt, meiſt in der Bibel, oder in Schillers und in Körners Gedichten. — Bei der Unterſuchung ſeiner Papiere in Jena d. 25. März fand man nichts von Bedeutung, als folgenden Anfang eines Briefes: „Ich gehe meinem Schickſale, dem Schaffott entgegen," und einen Brief von ihm an einen Studenten in Jena, den dieſer der Burſchenſchaft vorleſen ſollte. Sand erklärt darin, daß er aus ihrer Verbindung trete, — weil es ihr nicht gleichgültig ſeyn könne, wenn er auf dem Rabenſtein ſterbe, und er hierdurch nur dem zuvorkomme, was ſie ohnehin unter dieſen Umſtänden für nothwendig erachtet haben würde, — der Ausſchließung aus ihrer Mitte. — In einem andern Briefe bezeichnet er die That näher, zu welcher er ſich anſchicke, und ſagt, — daß es ihm freilich ſchrecklich ſey, einen Menſchen zu ermorden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerſtehen, die ihn unabläſſig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen, ꝛc. Auch aus dem Brief, den Sand, kurz vor Verübung ſeiner blutigen That, an ſeine Verwandten erlaſſen hat, welcher aber erſt ſpäter eintraf, überzeugt man ſich, daß Sand nur das Opfer ſeiner eignen fanatiſchen Verblendung, nicht das Werkzeug einer Verſchwörung geweſen iſt; aber nicht ohne Wehmuth kann man in dieſen Zeilen den Kampf eines edlen Gemüths, aus welchem Großes hätte werden können, mit den Verirrungen einer wilden Schwärmerei und den Sieg der letztern erblicken. Der Brief iſt abgedruckt in der Allg. Zeit. 1819, 106 fg. Der Bruder des Unglücklichen und ſeine Mutter erhielten die Erlaubniß, ihn zu ſprechen. Die Unterſuchung ward in Mannheim von dem Oberhofgerichtskanzler von Hohenhorſt, zwei Oberhofgerichtsräthen und dem Stadtdirector von Jagemann geführt. Sie ſcheint längſt zum Spruche reif zu ſeyn; indeß ſieht der unglückliche Sand dem Tode entgegen. Die peinlichſte Strafe für ihn würde es ſeyn, wenn ſein Bewußtſeyn erwachte, und er einſähe, daß kein Einzelner befugt iſt, der Zeit und dem geſetzlichen Willen der Geſellſchaft vorzugreifen, und an ſein Urtheil, an ſeine Überzeugung wie das eigne Leben, — was Heldenmuth anzeigt — ſo das Leben eines Andern, der unter dem Schutze der Geſetze und des Völkerrechts ſteht und das Glück einer ſchuldloſen Familie zu ſetzen; — wenn er einſähe, daß Recht und Wahrheit gegen ungerechte und falſche Meinung nicht durch die Spitze eines Dolchs ſiegen können, ſondern daß ſie dadurch ſich ſelbſt tödten; daß er alſo nicht blos der Mörder eines Schriftſtellers, den bereits die öffentliche Meinung entlarvt und vernichtet hatte, und der eben darum im Begriff war, Deutſchland ganz zu verlaſſen, ſondern daß er auch der Mörder der eigenen Sa-

che war, für die er ſein Leben einzuſetzen glaubte! — Wenn er einſähe, welch ein ungeheurer Irrthum es iſt, ſich durch ein inneres Gefühl berufen zu glauben, an die Stelle des Geſetzes, des Richters und des Urtheils ſeine Privatmeinung ſetzen zu müſſen und dieſer Alles Preis zu geben, was der vermeintliche Feind Heiliges und Theures auf Erden hat! Welch ein Wahnſinn, dem ewigen Rathſchluſſe Gottes entgegenzuſtreben, der auch dem Sünder, wie dem Irrenden Zeit läßt, in ſich zu gehen und ſich zu beſſern! Und was hatte endlich Kotzebue gethan, wofür er nicht ſchon in der öffentlichen Meinung büßen mußte? Was Kotzebue ſonſt noch gegen Myſticismus und Schwärmerei geſchrieben hat, war an ſich nicht nur wahr, ſondern erhielt ſogar durch Sands That die furchtbarſte Bekräftigung. Nun erſt, durch Sands Verbrechen erſchreckt, fanden Viele in Kotzebue's Anſchuldigungen des akademiſchen Geiſtes den Anſchein der Wahrheit. War endlich Kotzebue an Deutſchland ein Verräther, ſo war er es durch offenkundige Schriften; und hatten dieſe nicht ſchon Widerleger gefunden? Deſſen ungeachtet erregte Sands That bei den Deutſchen mehr Theilnahme und Bedauern als Abſcheu. Kotzebue war in der öffentlichen Meinung zu tief geſunken, und ſein Mörder ſtand in der Glorie eines Heros der deutſchen Jugend, kräftig und ſchön gebildet, wie er war, mild und ernſt, wie er ſich äußerte, tadellos und brav, wie man ſein früheres Leben kannte, als ein freiwilliger Märtyrer des Vaterlandes (?) da, ſo daß mancher ſeine That für ein ſchönes (!) Zeichen der Zeit erklärte. Uns dünkt, Sands That war ſo wenig ein beſonderes als ein ſchönes Zeichen der Zeit. Denn in jeder bewegten Zeit gab es gemüthskräftige Menſchen, ohne Klarheit und Zuſammenhang in ihren Ideen, die eben darum von dunklen Gefühlen überwältigt, den Verhältniſſen trotzten und ihr Leben an eine ungeheure That — ſo mußte ihnen das Verbrechen des Mordes erſcheinen — ſetzten, um ein dunkles Etwas, das ſie Idee nannten, zu behaupten. So handelten Hunderte in der Zeit der franzöſiſchen Revolution, ſo Charlotte Corday, ſo einſt Tell, ſo in unſern Tagen Schill, ſo der heldenmüthige Jüngling Staps. Aber unter allen überſprang keiner ſo anmaßend kühn die ſittliche Ordnung des göttlichen Geſetzes: Du (d. h. Du Einzelner nach deinem ſubjectiven Urtheil) ſollſt nicht tödten, als der von ſeiner Meinung und ſeinem Stolze bis zum methodiſchen Wahnſinn bethörte Sand. Was wir von Ravaillac wiſſen, lautete eben ſo, wie das, was Sand erklärte; nur daß Heinrich IV. im moraliſchen Sinne eben ſo hoch über Kotzebue ſteht, als Sand über Ravaillac. Dieſer wollte nämlich die Chriſtenheit von einem kriegsluſtigen König, den er für einen Feind der Chriſtenheit hielt, befreien, und äußerte in jedem Verhör, daß er Chriſtum im Herzen trage! Die Idee der Religion bethörte den Mörder Heinrichs IV.; die Idee des Vaterlandes den Mörder Kotzebue's. Jener wurde von fanatiſchen Prieſtern in ſeinem Haſſe beſtärkt; dieſer ward von ſeinem eigenen ſtolzen Wahne, daß er berufen ſey, der feigen Welt ein Beiſpiel zu geben, zum Morde hingetrieben. Jener durfte vorausſetzen, daß ſeine That Europa von einem Kriege befreien würde; dieſer hatte keinen Grund zu glauben, daß ſeine That Deutſchland gegen den Deſpotismus ſchützen werde, für deſſen Anwalt er Kotzebue hielt. Wohl haben diejenigen Männer ein ſchönes Zeichen der Zeit gegeben, welche mit ihres Namens Unterſchrift den geiſtigen Kampf gegen Kotzebue kämpften; Sand hat blos ein Zeichen von ſeiner Ideenverwirrung gegeben, und dadurch die alte Wahrheit aufs

Neue beſtätigt, daß der unlogiſche, unphiloſophiſche Myſticismus verbunden mit der unmoraliſchen Rohheit vieler jungen Leute, ſich gewaltſame Selbſthülfe zu erlauben, ein kräftiges nach Sieg und Ruhm dürſtendes Gemüth, das ſein Leben andrer Umſtände wegen ohnehin gering achtet, ſehr leicht zu jener Schwärmerei verleite, welche Geſetz und Ordnung unter die Füße tritt. Übrigens läugnen wir nicht, daß Sands Myſticismus mit einer hochherzigen Kraft gepaart war; und dieſe auf eine Nationalſache gerichtete Kraft, die unſerem heutigen Myſticismus, der aus Schwäche und Scheu vor dem Denken entſprungen, oft nur Modethorheit iſt, gänzlich fehlt, war es eben, was dem unglücklichen Schwärmer die Bewunderung des großen Haufens und das theilnehmende Mitleiden aller guten Menſchen gewann. Darum glaubte auch der Berliner Profeſſor der Theologie, de Wette, einen Troſtbrief an Sands Mutter (die deſſen, wie wir glauben, nicht bedurfte) ſchreiben zu müſſen (Berlin d. 31. März 1819), in welchem er zwar ſagte: „Die That iſt — allgemein betrachtet (warum nicht: ſchlechthin?) — unſittlich und der ſittlichen Geſetzgebung zuwiderlaufend. Das Böſe ſoll nicht durch das Böſe überwunden werden, ſondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, Liſt und Gewalt kann kein Recht geſtiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel." — Allein wie ſoll man damit die übrigen Sätze dieſes Briefs zuſammenreimen, z. B.: „So wie die That geſchehen iſt, mit dieſem Glauben, mit dieſer Zuverſicht (— beide ſind ja offenbar die eines Schwärmers, d. h. eines von Gefühl und Einbildung zum Irrwahn bethörten Menſchen geweſen —) iſt ſie ein ſchönes Zeichen der Zeit."!? Wenn dieſe und ähnliche Stellen nichts weiter ſagen wollen, als: auch ein guter Menſch kann unter gegebenen Umſtänden aus Begeiſterung für eine Idee zum Verbrecher werden, wenn Vernunft und Verſtand (bei hundert Andern thun dies freilich Furcht und Schwäche) nicht ſein Gefühl und ſeine Einbildungskraft beherrſchen, ſo waren ſie doch ſehr zweideutig abgefaßt. Übrigens iſt es bekannt, daß der König von Preußen ſich durch dieſen im Vertrauen an eine unglückliche Mutter geſchriebenen Privatbrief bewogen gefunden hat, den Profeſſor de Wette mittelſt Cabinetsordre vom 30. Sept. 1819 ſeines Lehramts zu entlaſſen. Nach Beendigung des Sandſchen Prozeſſes ſoll ein actenmäßiger Bericht darüber im Druck erſcheinen, durch welchen vielleicht manche hier erzählten Nebenumſtände eine Berichtigung erhalten können. In der Hauptſache iſt ſchon jetzt ſo viel gewiß: Sand war ein Mörder aus Schwärmerei, ohne Mitſchuldige; und ſeine That hat Deutſchlands Feinde nicht widerlegt.

Stael-Holſtein (Anne Germaine von), geborne Necker, eine hochbegabte Frau, die man die größte Schriftſtellerin aller Zeiten und Länder genannt hat, und ohne Übertreibung wenigſtens die geiſtreichſte Frau unſers Zeitalters nennen kann. Seit Voltaire und Rouſſeau ſchrieb niemand mit gleicher Kraft in der franzöſiſchen Sprache. Eine ſeltene Begünſtigung äußerer Umſtände trug viel bei, die Geiſtesanlagen zu entwickeln und eigenthümlich auszubilden, die ſie der Natur verdankte. Ihr Vater, Jacob Necker (ſ. d. Art.) wohnte ſeit 1750, als Mitglied eines großen Handelshauſes und ſpäter als Reſident der Republik Genf, ſeiner Heimath, in Paris, wo Frau von Stael 1768 geboren wurde. Kaum war ſie neun Jahre alt, als ihr Vater durch ſeine Erhebung zum Finanzminiſter (1777) den glänzenden Kreiſen der Hauptſtadt noch näher gerückt ward. Ihre

Mutter, die Tochter eines Geiſtlichen in der franzöſiſchen Schweiz, frommſinnig, ſtrengſittlich, lernfleißig und verſtändig, aber zu metaphyſiſchem Grübeln geneigt, und in ihrem Benehmen gezwungen, übernahm die erſte Erziehung ihrer Tochter, und früh lernte das lebhafte Kind mit angeſtrengtem Fleiße und hörte viele Unterredungen an, die über die Faſſungskraft ſeines Alters gingen. Das Neckerſche Haus ward von den ausgezeichnetſten Männern der Hauptſtadt beſucht, und wie andere Frauen jener Zeit, die auf literariſche Bildung Anſpruch machten, ſammelte auch Frau Necker berühmte Gelehrte um ſich, unter andern Raynal, Marmontel, Thomas. Die Aufmunterung zum Reden, die das junge Mädchen in dieſen Geſellſchaften erhielt, und die vielfachen Anregungen ihres Geiſtes hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung ihrer innern Thätigkeit; ſie bildeten die ſeltene Unterhaltungsgabe, wodurch Frau von Stael ſich auszeichnete, und weckten früh ihre Neigung zu geiſtigen Kampfſpielen, aber, da man in jenen Geſellſchaften mehr auf glänzende und ſpitzfindige, als gründliche Erörterung der Gegenſtände ſich verſtehen mochte, auch wohl den Hang zu auffallenden Meinungen, der ſich beſonders in ihren ältern Werken ſichtbar macht. Das muntere Mädchen ſchloß ſich jedoch ſeit früher Jugend weniger an die ſtrengſinnige Mutter, bei welcher ſie einen peinlichen Zwang fühlte, und hing mehr an ihrem Vater, deſſen Geiſtesſtimmung der ihrigen verwandter war, und der es beſſer als Frau Necker verſtand, den Geiſt ſeiner Tochter nach ihrer Eigenthümlichkeit zu erregen. So bildete ſich die gegenſeitige Anhänglichkeit, die von ſeiner Seite als innige Zärtlichkeit, mit welcher ein gerechter väterlicher Stolz ſich vereinte, von ihrer Seite als ſchwärmeriſche Liebe, als eine faſt an Anbetung gränzende Verehrung erſchien. Mit ſo lebhaftem Entzücken aber Necker die Auszeichnung ſeiner Tochter und ihre herrlich erblühenden Geiſteskräfte bemerkte, ſo wenig ermunterte er ſie zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Er, von Natur den Schriftſtellerinnen abhold, hatte ſelbſt ſeiner Frau ſolche Beſchäftigungen unterſagt, beſorgt, daß der Gedanke, ſie beim Eintritte in ihr Zimmer zu ſtören, ihm das Gefühl eines läſtigen Zwanges geben werde. Um ſich nicht einem ähnlichen Verbote auszuſetzen, hatte ſeine Tochter ſich ſeit ihrer zarteſten Jugend in der Gewohnheit befeſtigt, Unterbrechungen ohne Unmuth zu ertragen, und gleichſam im Fluge zu ſchreiben, ſo daß es ihm, wenn er ſie immer ſtehend, oder auf die Ecke eines Kaminſimſes geſtützt fand, nicht einfallen konnte, ſie in einer ernſthaften Beſchäftigung zu ſtören. Von ihrer zarteſten Jugend an beſchäftigte ſie ſich mit ſchriftlichen Arbeiten. Als im Jahre 1781 ihres Vaters berühmter Bericht über den Staatshaushalt (compte rendu) erſchien, ſchrieb ſie ohne ihren Namen einen Brief, welcher Neckers Aufmerkſamkeit auf ſich zog, der ſogleich ihre Darſtellungsweiſe darin erkannte. Bald nachher, in ihrem elften Jahre, machte ſie Auszüge aus Montesquieu's Werke über die Geſetze, mit eigenen Bemerkungen begleitet, und ſelbſt Raynal wollte um dieſe Zeit ſie veranlaſſen, für ſeine Geſchichte der Niederlaſſungen und des Handels der Europäer in beiden Indien, einen Aufſatz über den Widerruf der Verordnung von Nantes zu ſchreiben. Ihre älteſten Schriften, die durch den Druck bekannt wurden, ſind drei Erzählungen, die ſie aber erſt 1795 herausgab, worauf ein Luſtſpiel (*Sophie* 1786) und zwei Trauerſpiele (*Johanna Grey* und *Montmorency* 1787) folgten. Das erſte Aufſehen aber erregte die junge Schriftſtellerin durch ihre *Briefe über Rouſſeau's Schriften und Charakter*

(Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau), die im Jahre 1788 nur in wenigen Abdrücken bekannt gemacht wurden, im folgenden Jahre aber in einer vermehrten Auflage erſchienen. Nicht lange vorher hatte Fräulein Necker das Band der Ehe, aber nicht aus freier Wahl, geknüpft. Ihr Herz ſcheint einem edlen Manne, dem Vicomte Matthieu de Montmorency, gehört zu haben, mit welchem ſie während ihres ganzen Lebens durch innige Freundſchaft verbunden war; aber der ſchwediſche Geſandte in Paris, der Freiherr von Stael-Holſtein, ein Mann von wackerer Geſinnung und edlem Benehmen, nur weit älter als ſie, war deſto glücklicher in ſeinen Bewerbungen, da Frau Necker, eine eifrige Proteſtantin, darauf beſtand, daß die Wahl auf einen Mann ihres Glaubens fallen ſollte, und ſein König, deſſen Liebling er war, ihm auf mehrere Jahre die Geſandtenſtelle zuſicherte, um Fräulein Necker gegen die Beſorgniß zu ſichern, Frankreich verlaſſen zu müſſen.

Die Revolution, welche ungefähr gleichzeitig mit ihrer Verheirathung ausbrach, hatte auf ihre Geiſtesrichtung und ihr Schickſal einen entſcheidend wichtigen Einfluß. Theilnahme am öffentlichen Leben mußte in ihrem Geiſte früh und kräftig erwachen. Ihre Jugend fiel in die Zeit großer Ereigniſſe, welche, obgleich ſie anfangs nur auf einen fernen Welttheil beſchränkt zu ſeyn ſchienen, doch die leiſe vorbereitete neue Geſtaltung Europa's beſchleunigte; das erſte Miniſterium ihres Vaters (1777 — 81) brachte den häuslichen Kreis, worin ſie aufwuchs, der großen Welt und dem Staatsleben noch näher, und Verhandlungen über Staatsſachen waren ſchon zu jener Zeit, ſelbſt in den Geſellſchaftsſälen gebildeter Frauen, Hauptgegenſtände der Unterhaltung. Mit den politiſchen Anſichten ihres Vaters vertraut und mit den freiſinnigen Gedanken genährt, wodurch mehrere ausgezeichnete franz. Schriftſteller ihren Zeitgenoſſen eine neue Richtung gaben, mußte ſie ſeit ihrer früheſten Jugend von Freiheitsliebe entflammt werden, und ſchon in ihrer Schrift über Rouſſeau ward dieſe Geſinnung kräftig ausgeſprochen. „Weder ihrer Gemüthsart — ſagt Frau Necker de Sauſſure — noch ihrem Schickſale konnte die allgemeine Bewegung gleichgültig ſeyn, da ſie dem Mittelpunkte der gewaltigen Wirkung nahe war, durch ihren Geiſt ſich zu allen aufgeſtellten Grundſätzen erhob, und durch alle Ergebniſſe in ihren Gefühlen berührt wurde. Wo alle Köpfe erhitzt waren, konnte ihr Kopf nicht gleichgültig bleiben. Sie bewunderte Englands Verfaſſung eben ſo ſehr, als ſie Frankreich liebte, der Gedanke, die Franzoſen ſo frei zu ſehen, als die Engländer, ſie auf gleicher Linie zu erblicken in Beziehung auf alles, was die Rechte der Menſchheit ſichert und die Würde derſelben aufrichtet, mußte ihre feurigſten Wünſche befriedigen, und wenn man erwägt, daß mit dieſer Ausſicht ſich die Hoffnung verband, ihr Vater werde zu einer ſolchen Wohlthat beitragen und Dank dafür ernten, ſo wird man über ihre Begeiſterung nicht erſtaunen." Sie hat in ihrem nachgelaſſenen Werke umſtändlich erzählt, wie die großen Ereigniſſe ſie ergriffen haben und welchen Antheil ſie an der bewegten Zeit genommen. Ihres Vaters Verbannung (1787) machte einen eben ſo erſchütternden Eindruck auf ſie, als ſeine bald nachher (1788) erfolgte Berufung ins Miniſterium und die hohe Volksgunſt, die ihn umgab, das Herz der bewundernden Tochter erhoben. Als der Sturm der Revolution, der ihm bald zu mächtig ward, im September 1790 ihn zwang, für immer vom Schauplatze des öffentlichen Lebens abzutreten, und Zuflucht in ſeiner Heimath zu ſuchen, mußte ſeine Tochter

mit den Ihrigen in Paris bleiben. Sie ſah bald nach ſo feurigen Hoffnungen mit tiefem Schmerze ihre Erwartungen betrogen. „Bei einem Mitgefühle, welches ſelbſt gegen gleichgültige Menſchen ſo lebhaft war, daß es eigener Schmerz wurde, bei einem Abſcheu gegen Willkühr, der alle Kräfte ihrer Seele erregte, ward ſie bei dem Anblicke der Herrſchaft des Schreckens mehr als irgend jemand mit Entſetzen erfüllt. Unter denjenigen, welche nicht die theuerſten Gegenſtände ihrer Zuneigung beweinten, konnte niemand mehr als ſie leiden. Mit der innigſten Theilnahme an fremdem Schmerze, mit ſchrecklichen Beſorgniſſen für ihre Freunde, verband ſich der Gedanke, daß der Name der Freiheit für immer geſchmäht, und ihres Vaters Name gleiches Schickſal erfahren werde. Was ſie auf Erden vergötterte, die Freiheit und ihres Vaters Ruhm, ſchien *ein Streich* niederzuwerfen.“ Während Robespierre's Herrſchaft wirkte ſie edelmüthig, ſelbſt eigene Gefahr nicht ſcheuend, dem Tode Opfer zu entreißen, und hatte den hohen Muth, eine kräftige und beredte *Vertheidigung der gefangenen Königin*, die ihr doch immer abhold geweſen war, bekannt zu machen. Nach dem Aufſtande vom 10ten Auguſt verſchob ſie ihre Abreiſe von Tage zu Tage, da ſie nicht allein ſich retten wollte, während ſo viele Freunde in Gefahr ſchwebten. Am 2ten September, als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte ſie Paris verlaſſen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging ſie nur durch eine wunderbare Vereinigung rettender Umſtände ſeiner Wuth und kam glücklich auf dem Landgute ihres Vaters an, das nun die ſichere Zuflucht aller Unglücklichen ward welche der Tyrannei in Frankreich entronnen waren. Als Schweden die franzöſiſche Republik anerkannt hatte, ging ihr Mann wieder als Geſandter nach Paris, und auch ſie kam 1798 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrſchaft des Directoriums anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die ſie benutzte, die Zurückberufung mehrerer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beſchützer, als die übrigen Directoren Verfolgungen gegen ſie verhängen wollten, und ſie gewann ſelbſt ſo viel Einfluß, daß Talleyrand (ſ. d. Art.), der im Jahre 1796 aus ſeiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Während dieſer ruhigen Zeit wandte ſie ſich auch wieder zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Dahin gehören zwei politiſche Schriften: *über den Frieden mit dem Auslande* — und *über den innern Frieden*, worin ſie ihre Anſichten über Frankreichs Lage im Jahre 1795 mittheilte, und die merkwürdige Äußerung niederlegte, daß Frankreich nur durch willkührliche Kriegerherrſchaft zur geſetzmäßigen Monarchie gelangen werde. Ein Jahr ſpäter erſchien eine Abhandlung *über den Einfluß der Leidenſchaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker* (De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations. Lausanne et Paris 1796, 3te Aufl. 1797), ein Werk, das bei einem großen Reichthume tiefer und lichtvoller Gedanken doch keine vollſtändige Ausführung des vorgelegten Gegenſtandes iſt, und eine ſo verfehlte Anlage des Plans hat, daß es nicht als harmoniſches Ganzes vollendet werden konnte. — Ihre häuslichen Verhältniſſe nahmen ungefähr um dieſe Zeit eine unglückliche Wendung. Die Verbindung mit ihrem Manne, der in ſeinen Neigungen ihr wenig ähnlich war, und in Hinſicht auf Geiſtesbildung weit unter ihr ſtand, war vom Anfange an ziemlich kalt gewe-

ſen, wie es bei einem ſo ungleichen Verhältniſſe nicht anders ſeyn konnte, zumal da ſie, bei aller ſchonenden Achtung, die ſie ihm, wie man verſichert, bewieſen hat, doch ihre Eigenthümlichkeit, wie es ſcheint, ihm zu ſcharf entgegenſtellte. Endlich, als ſie das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß ſeiner unbedachtſamen Freigebigkeit ſichern zu müſſen glaubte, wie uns Frau Necker de Sauſſure erzählt, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte; denn als er, von Altersſchwäche und Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte ſich Frau von Staël ihm wieder, und reiſ'te im Jahre 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er ſtarb, ehe ſie das Landgut ihres Vaters erreichte.

Den Mann, der auf das Schickſal ihres ſpätern Lebens einen ſo feindſelig ſtörenden Einfluß hatte, Buonaparte, hatte ſie kurz vorher zum erſtenmale geſehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Der Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, hatte die Einbildungskraft der Franzoſen lebhaft entzündet, und auch Frau von Staël näherte ſich ihm, wie ſie uns ſelbſt erzählt (Considérations sur la révol. franç. II. 1797), mit einer verwunderndeu Beſtürzung, wozu aber bald eine drückende Furcht ſich geſellte. Je öfter ſie ihn ſah, deſto ſchüchterner ward ſie, und ſie fühlte dunkel, daß keine Regung des Herzens auf ihn wirken könne. Sie hielt es dennoch für möglich, ihn für die Sache der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit zu gewinnen, als man, um Geld zur Unternehmung gegen Ägypten zu erhalten, einen Einfall in die Schweiz machen wollte, wozu die Unruhen im Waadtlande den Vorwand liehen. Später ſah ſie ſelber, daß ihr Verſuch mißlingen mußte, und ſie geſteht offen, daß alle Fehler, die ſie in der Politik begangen, aus ihrem Wahne gefloſſen, die Menſchen ſeyen durch die Wahrheit, wenn ſie ihnen mit Kraft vorgeſtellt werde, zu bewegen. Die Gefahr, welche der Schweiz drohte, trieb ſie aus Paris und ſie eilte zu ihrem Vater nach Coppet, wo bei dem Einfalle der Franzoſen eine Schutzwache unter dem jetzigen Marſchall Suchet ankam; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, kehrte Frau von Staël nach Paris zurück, um die Ausſtreichung ihres Vaters von der Liſte der Ausgewanderten zu bewirken. Eine ruhige Heiterkeit ſchien dem Abende ſeines Lebens aufzugehn, und Frankreich die Schuld der Gerechtigkeit ihm abtragen zu wollen. Auch Buonaparte beſuchte ihn, kurz vor ſeinem Übergange über den St. Bernhard, im Sommer 1800, und machte während der langen Unterredung einen guten Eindruck auf ihn, da er mit Vertrauen von ſeinen künftigen Entwürfen ſprach. Neckers Wahrheitseifer aber verdarb alles. In ſeiner Schrift: **Letzte Anſichten über Politik und Finanzen** (dernières vues de politique et des finances), die er im Jahre 1802 herausgab, nannte er zwar Buonaparte den **nothwendigen Mann**, und rühmte den hohen Geiſt des Gewaltigen, aber er beurtheilte auch freimüthig die conſulariſche Verfaſſung, und berührte Buonaparte's Entwurf, eine Monarchie in Frankreich zu gründen und ſich mit einem neuen Adel zu umgeben. Buonaparte, der ſeine Entwürfe nicht zuvor verkündet wiſſen wollte, ließ Neckers Werk in den Zeitſchriften angreifen; auf ſein Geheiß ſchrieb der Conſul Lebrun einen herben Brief an Necker, worin er ihm rieth, ſich nicht mehr mit Staatsangelegenheiten abzugeben, und Frau von Staël wurde von Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß ſie ihrem Vater falſche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung, die ſie auf viele Jahre von ihrem geliebten Geburtsorte

entfernte, lebte ſie bei ihrem Vater in Coppet, meiſt aber auf Reiſen, und nur einmal war ſie ſeitdem, im Jahre 1806, auf einige Tage heimlich in Paris.

Ihr ſchriftſtelleriſcher Ruf war indeß deſto höher geſtiegen, da ſie durch zwei Schriften, die ſie nach langem Schweigen herausgab, auch viele Gegner gereizt hatte. Ihr geiſtvolles Werk über das Verhältniß der Literatur zu den geſellſchaftlichen Einrichtungen (De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales. Paris 1800, 2 Bde. 8.) fand viele Widerſacher, unter welchen Fontanes der ſcharfſinnigſte und würdigſte war, und allerdings hat ſie den Einfluß der Literatur auf den Charakter und auf das Glück der Menſchheit wohl überſchätzt, und über die vergangene und künftige Geſchichte derſelben zu zuverſichtliche Behauptungen ausgeſprochen. In einem weitern Kreiſe verbreitete ihren Ruf der Roman Delphine (1802, 3 Bde), ihr treues Abbild, wie ſie in ihrer Jugend war, die Schilderung eines durch Geiſt und Empfindung dem gewöhnlichen Maaße entweichenden Weſens, das mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geſchlechts in einen unglücklichen Kampf geräth, ein Werk, das von einigen Beurtheilern zu hoch erhoben, und von andern ſo tief herabgeſetzt wurde, daß Frau v. Stael, die ſonſt nie zu ihren frühern Schriften zurückkehrte, ſich gedrungen fühlte, in einem beſondern Aufſatze den ſittlichen Zweck der Delphine zu vertheidigen. Einige Zeit nach der Erſcheinung dieſes Werks, im Jahre 1803, machte ſie ihre erſte Reiſe nach Deutſchland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb ſie bald zur Rückkehr, aber ehe ſie die Schweiz erreichte, empfing ſie (im April 1804) die Todesbotſchaft. Ihr Herz blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke mit des Vaters verehrtem Bilde beſchäftigt; ſie hörte nicht auf, mit ihm zu leben und fühlte ſich durch ihn beſchützt, getröſtet, durch ſeinen Beiſtand aufgerichtet. „Alles was mein Vater mir geſagt hat — ſpricht ſie (Considérations sur la révol. franç. II. 311) zwölf Jahre nach ſeinem Tode — iſt felſenfeſt in mir, alles was ich durch mich ſelber gewonnen, kann verſchwinden, der Beſtand meines Weſens aber ruht auf meiner Anhänglichkeit an ſeinem Andenken, ich habe geliebt, was ich nicht mehr liebe, geachtet, was ich nicht mehr achte; der Strom des Lebens hat alles weggeriſſen, nur nicht dieſen großen Schatten dort auf dem Gipfel des Berges, der mir das künftige Leben zeigt." Die Stimmung, worein ihres Vaters Tod ſie verſetzte, entwickelte ihre Glaubensanſichten, und machte die frommen Regungen ihres Gemüthes beſtändiger und lebhafter. In dieſer Stimmung ſchrieb ſie jenen trefflichen Aufſatz über Neckers häusliches Leben, den ſie der Sammlung ſeines Nachlaſſes (Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille 1805) vorſetzte. In keinem ihrer Werke lernt man ſo genau ſie ſelber kennen.

Um ihren Schmerz zu zerſtreuen, reiſ'te ſie im Jahre 1805 nach Italien. Seit dieſer Zeit war A. W. Schlegel, den ſie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr beſtändiger Begleiter, und ſein Umgang iſt nicht ohne Einfluß auf ihre Geiſtesrichtung und ihre Anſichten, beſonders über Kunſt und deutſche Literatur, geblieben. Die Frucht ihrer Reiſe nach Italien war Corinna (Corinne ou l'Italie, Paris 1807. 2 Bde. 8. 6te Aufl. 1817. 3 Bde. 12.), das vollendetſte, glänzendſte ihrer Werke, beſonders in Hinſicht auf Darſtellung, ein Erzeugniß des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemählde von Italien glücklich verſchmolzen ſind. Durch Fried-

rich Schlegels gelungene Überſetzung iſt es auch Eigenthum der deutſchen Literatur geworden. Im Jahre 1810 ging Frau von Staël nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu ſammeln, das ſie ſchon auf ihrer erſten Reiſe durch Deutſchland entworfen hatte, einem Gemählde dieſes Landes in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philoſophie. Die Cenſur hatte die Handſchrift des Werkes mit ängſtlicher Sorgfalt durchgeſehen und viele Stellen weggeſtrichen, aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiminiſters Savary weggenommen und ſogleich vernichtet wurde. „Ihr ſeyd ein Volk und Ihr weinet!" hatte ſie ja den Deutſchen zugerufen, und der Geiſt, welcher überall in der Schrift wehte, war dem Intereſſe der Willkührherrſchaft ſo ſehr entgegen, daß die Unterdrückung des Buches zwar ungerecht, aber nichts weniger als ungereimt war. Erſt zu Ende des Jahres 1813 erſchien das Werk (3 Bände) unverſtümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig (bei Brockhaus), welche ſich durch eine ſchätzbare Einleitung von Villers und dadurch auszeichnet, daß die im Texte überſetzten Stellen aus den deutſchen Dichtern und Proſaiſten im Original beigefügt ſind. So reich dieſes Werk an ſcharfſinnigen, geiſtvollen Gedanken iſt, und ſo achtungswerth durch die Wärme, womit es den Franzoſen deutſche Art und Kunſt empfiehlt, ſo hat man doch mit vollem Rechte viele ſchiefe Anſichten und falſche Meinungen gerügt, und gerade in dieſer Schrift, mehr als in ihren andern Werken, einen auffallenden Mangel an Übereinſtimmung in den Grundſätzen gefunden.

Frau von Staël ward nun härter verfolgt, und ihre Verweiſung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbſt ihre Freunde, welche die Verbannte beſuchten, ſetzten ſich grauſamer Verfolgung aus. Den Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr geſtattete, verſchönerte eine neue Verbindung, die ſie ungefähr um dieſe Zeit unter Umſtänden knüpfte, die bezeichnend für ihre Eigenheit ſind. Ein junger Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, kam, durch Wunden geſchwächt, aus Spanien zurück, wo er mit glänzender Tapferkeit gefochten hatte, und lebte in Genf. Einige theilnehmende Worte, die Frau von Staël zu ihm ſprach, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und entflammten ſein Herz und ſeine Einbildungskraft. „Ich werde ſie ſo ſehr lieben, daß ſie mich am Ende heirathen ſoll," ſagte er früh zu einem Freunde. Die Umſtände begünſtigten ſeine Wünſche. Frau von Staël, durch Leiden gebeugt, hatte ſich ſchon länger mit dem Gedanken vertraut gemacht, einem geliebten Manne noch einmal ihre Freiheit zu opfern, und mit der Hoffnung, in England eine ruhige Zuflucht zu erhalten, nicht ſelten auch den Wunſch vereint, dort einen edlen Mann zu finden, den ſie eines ſolchen Opfers würdig achten könne. Die neue Verbindung machte ſie glücklich, wiewohl ihre Lage dadurch ſchwierig wurde, da ſie die Bedingung feſtſetzte, ihre Ehe geheim zu halten. Sie hat es den Ihrigen ſelbſt geſtanden, daß ſie dies mißbilligte, wie uns Frau Necker de Sauſſure erzählt, mit der Verſicherung, ihre Freundin ſey nur durch eine Scheu, wovon ſie ſelbſt ihr Muth nicht befreite, und durch die Anhänglichkeit an einen Namen, den ſie berühmt gemacht, verleitet worden, auf einer Bedingung zu beſtehen, die ſie in eine zweideutige Stellung bringen mußte.

Sie wollte um jeden Preis das Land verlaſſen, wo ſie Andere in ihr Schickſal zu verwickeln fürchtete, aber von Beobachtern und Kund-

ſchaftern umringt, ſah ſie die Gefahren und Schwierigkeiten bei der Flucht. Sie kämpfte lange unſchlüſſig gegen den Gedanken, das Grab ihrer Ältern und die Schweiz, ihr zweites Vaterland, zu verlaſſen und wie eine Verbrecherin über Land und Meer zu fliehen. Im Frühjahre 1812, im letzten Augenblicke, wo die Flucht noch möglich war, entſchloß ſie ſich endlich zur Abreiſe, als man ſie ſogar mit Gefängniß bedrohte, wenn ſie ſich nur einen Tag von ihrer Wohnung entfernen würde. Sie eilte, von den franzöſiſchen Heeren verfolgt, über Wien nach Moskau. Bei dem Vorrücken der Franzoſen ging ſie nach Petersburg, und bald darauf, im Herbſte 1812, nach Stockholm. Hier erſchien ihre kurz vorher vollendete Schrift über den Selbſtmord (Réflexions sur le suicide), worin ſie die Hülfsmittel aufzeigt, die Religion und Moral dem Unglücklichen darbieten, mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der ſie ſehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging ſie nach England, wo ſie großes Aufſehen machte. Sie war noch in London, als die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris ankam, und auf die Frage eines engliſchen Miniſters, was ſie wünſche, hatte ihr lebendiges Vaterlandsgefühl nur die offene Antwort: Buonaparte möge ſiegen und — fallen. Nach langer Verbannung, deren traurige Ereigniſſe ſie in einer beſondern Schrift (Dix années d'exile) theilweiſe erzählt hat, welche in der Sammlung ihrer Werke erſcheint, landete ſie im Jahre 1814 zu Calais, und die erſten Menſchen, die ſie am Ufer ſah, waren — preußiſche Soldaten. Die fremden Fürſten empfingen ſie mit hoher Auszeichnung, und ihr Einfluß hat nicht wenig beigetragen, den Rückzug der fremden Kriegsvölker zu beſchleunigen. Im folgenden Jahre, als Buonaparte von Elba zurückkehrte, verließ ſie Paris und eilte nach Coppet. Buonaparte ließ ſie nach Paris rufen, da man ſie bei dem neuen Verfaſſungswerke brauche, aber ſie weigerte ſich mit den Worten: „Er hat die Conſtitution und mich zwölf Jahre entbehren können und auch jetzt liebt er keine von uns beiden." Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt Frau von Stael endlich durch Einſchreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von zwei Millionen, die ihr Vater bei ſeinem Abſchiede im öffentlichen Schatze zurückgelaſſen, eine Schuld, die einſt ſelbſt das Directorium anerkannte und in geiſtlichen Gütern bezahlen wollte, was aber Necker ausſchlug; Buonaparte hingegen hatte ſeit 1802 keine Vorſtellung darüber mehr angenommen.

In einem glücklichen häuslichen Kreiſe, an der Seite eines geliebten Gatten, eines trefflichen Sohnes und einer liebenswürdigen, höchſt gebildeten Tochter, die mit einem Manne von ausgezeichneten Verdienſten, dem Herzoge von Broglio, verbunden war, geachtet und geſucht von den geiſtreichſten Männern der Hauptſtadt, und von der Hoffnung erhoben, ihr Vaterland nach ſo vielen Stürmen im Genuſſe einer freien Staatseinrichtung zu erblicken, lebte ſie in Paris, und nur der Schmerz über Frankreichs Beſetzung durch fremde Heere bewegte ſie ſo lebhaft, daß ſie ſich vorgenommen hatte, ihre Heimath wieder zu verlaſſen und erſt nach dem Abzuge der Verbündeten zurückzukehren. Bis zu ihrer letzten Krankheit beſchäftigte ſie ſich mit den Betrachtungen über die wichtigſten Ereigniſſe der franzöſiſchen Staatsumwälzung (Considérations sur les principeaux évènements de la révolution française, Paris 1819, 3 Bde., 8. Leipz. bei Brockhaus 1819, 3 Bde.), worin ſie der Nachwelt ein koſtbares Vermächtniß hinterlaſſen wollte. „Es iſt die Frucht,

welche die belehrendſte Vergangenheit in einem mit der Zukunft beſchäftigten Geiſte gereift hat.“ Wenige waren beſſer als Frau von Staël im Stande, die Wichtigkeit der Gegenſtände zu würdigen, die ſie hier überſchaute, und niemand hatte auch ſo wenig Anlaß als ſie, die Thatſachen aus perſönlichen Rückſichten zu beſchönigen und zu entſtellen; daher athmet das Werk den echten Geiſt geſchichtlicher Unparteilichkeit. Drei verſchiedene Zwecke laufen darin neben einander: die Rechtfertigung des öffentlichen Lebens ihres Vaters, die treue Darſtellung des Ganges und der Bedeutung der Revolution, und die Entwickelung der politiſchen Grundſätze, welchen die Huldigung unſers Zeitalters gebührt. Frau von Staël hat dieſe Zwecke mit geübter Denkkraft und lebendigem Geiſte durchgeführt. Wenn auch nach ihrer Darſtellung der öffentlichen Wirkſamkeit ihres Vaters noch nicht alle Zweifel eine befriedigende Löſung gefunden haben, ſo hat ſie doch zu der gerechten Würdigung des edlen viel verkannten Mannes mit ſiegreichen Gründen gezwungen. In ihrer Darſtellung der Revolution hebt ſich Buonaparte's Schilderung hervor, die zu dem bedeutendſten gehört, was über den Außerordentlichen geſagt worden, obgleich man vielleicht nicht verfechten kann, was man behauptet hat, daß Buonaparte ſo auf die Nachwelt kommen ſoll, ſo auf die Nachwelt kommen wird, wie Frau von Staël ihn geſchildert hat. Ihre politiſchen Grundſätze ſtellen das geſetzlich freie Staatsleben ihrem Volke als das Ziel hin, dem es ſelbſt durch die Verwirrung des Revolutionsſturmes, oft unbewußt, nachgeſtrebt hat, und ihr Zweck iſt, zu zeigen, daß Frankreich eine der brittiſchen ähnliche Verfaſſung haben müſſe. Aus dieſen verſchiedenen Zwecken aber, welche die Verfaſſerin ſich vorgeſetzt hat, entſteht der Mangel an Einheit des Planes, worin der Hauptvorwurf beſteht, den man dieſer geiſtvollen, kräftig anregenden Schrift machen kann; denn der Umſtand, daß Frau von Staël, durch den Tod ereilt, dem ganzen Werke nicht die letzte Vollendung geben konnte, muß gegen andere Gebrechen nachſichtig machen. — Mitten in dem glücklichen Verhältniſſe, deſſen Frau von Staël ſich erfreute, nahm der Tod ſie hinweg. Seit dem Anfange des Jahres 1817 kämpfte ſie mit den ſchmerzlichen Leiden, wozu der Kummer während ihrer Verbannung, ihr langer Winteraufenthalt im Norden (1812) und der Schmerz über den Verluſt eines geliebten Sohnes, der ſie ein Jahr ſpäter traf, den Keim gelegt hatten. Die Krankheit nahm gegen den Sommer eine bedenkliche Wendung. Schmerzlich war ihr das Scheiden vom Leben und von ihren Lieben, und furchtbar, wie ſie ſelber zu ihrem Arzte ſagte, der Gedanke an die körperliche Auflöſung, ſo wenig der Tod, moraliſch betrachtet, Schrecken für ſie hatte. Bis zu ihrem letzten Augenblicke behielt ſie völlige Gemüthsruhe und hoffnungsvoll waren ihre Gedanken auf die Wiedervereinigung mit ihrem Vater gerichtet. Ich glaube zu wiſſen, ſagte ſie eines Tages, wie aus einem Traume erwachend, was der Übergang vom Leben zum Tode iſt, und bin überzeugt, Gottes Güte macht ihn uns leicht; unſere Gedanken verwirren ſich und der Schmerz iſt nicht ſehr lebhaft. So ward es ihr gewährt. Lange vor ihrem ſtillen Hinſcheiden war der ſchwere Kampf geendet. In den erſten Morgenſtunden des 14. Jul. 1817 aus tiefem Schlaf erwachend, erwiederte ſie auf die Frage, ob ſie ſchlafe, ihrer treuen Pflegerin: Schwer und tief! Es waren ihre letzten Worte. Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme und Trauer. Unter der Aufſicht des deutſchen Arztes Friedländer, der ſie in Vereinigung mit dem alten Arzte Portale, und dem erfahrnen Wundarzte Jurines behandelt

hatte, ward ihre Leiche faſt auf ägyptiſche Weiſe mumienartig gegen Verweſung verwahrt. In dem verſchloſſenen bleiernen Sarge wurde ein Spiegelglas über dem wohl erhaltenen Geſichte angebracht, und darauf die Leiche nach Coppet geführt, wo man ſie in der Familiengruft, ihren Ältern gegenüber, beiſetzte. — Eine geiſtvolle Schilderung der ſeltenen Frau gab uns unlängſt ihre vertraute Freundin und nahe Verwandte, Frau Necker de Sauſſure in Genf, in der Notice sur le caractère et les écrits de Mad. de Stael, welche der eben zu Paris begonnenen Sammlung der Werke der Frau von Stael vorgeſetzt iſt, und im 18ten Stücke der Zeitgenoſſen in einer vollſtändigen Verdeutſchung mitgetheilt wird. Es muß hier auf dieſe treffliche Darſtellung, welche Frau von Stael als Schriftſtellerin, ſo wie in ihren häuslichen und geſelligen Verhältniſſen ſchildert, verwieſen werden; doch mögen auch hier ein Paar Züge des Bildes ſtehen, das die Verfaſſerin mit feſter Hand, und zwar mit Liebe, doch nicht mit blinder Vorliebe, gezeichnet hat. „Sie zog unwiderſtehlich an, und hatte ſie anfangs in Erſtaunen geſetzt, ſo wußte ſie bald zu feſſeln. Die Art von Kraft, die mißfällig ſeyn kann, war ihr nicht eigen, ſie beſaß eine verführeriſche Miſchung von kräftiger Empfindung und Biegſamkeit des Charakters. Es war ſo viel Wahrheit, ſo viel Liebe, ſo viel Größe in ihr, die göttliche Flamme war ſo glühend in ihrer Seele, ſo hell in ihrem Geiſte, daß man den edelſten Neigungen des Innern zu folgen glaubte, wenn man ſich an ſie ſchloß, und man betrachtete ſie als ein Weſen, das einzig war, durch die Theilnahme, welche ſie einflößte, und durch die hinreißende dramatiſche Wirkung, die ſie machte. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch ſein Übergewicht herrſchte, ſo ſchien dieſe, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegen Schmerz, ſich zu unterwerfen, und zu der lebhafteſten Bewunderung gegen ſie geſellte ſich ſtets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang ſie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendſten Äußerungen ſeine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleide eine rührende, ſiegreiche Beredſamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Dieſe außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieſes Feuer, die in ihren Schriften ſich offenbaren, konnten durch ihre Lebensſchickſale nicht ausgelöſcht werden. Ihre Seele war, wenn ich ſo ſagen darf, lebenvoller als jede andere. Sie liebte, ſie ſah, ſie dachte mehr; ſie war fähiger zur Hingebung als zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenuſſe, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geiſt war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einſichten hat ſie nur Troſt geſchöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit ſie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erſchütterte und ihre Ruhe ſtörte. Und dieſe Gabe, die erhabenſte vielleicht von allen, dieſe Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andern eben ſo erſtaunlichen, machte ſie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Es war ein zu großes Misverhältniß zwiſchen ihr und Andern. Sie hatte das Geſchick der Menſchheit lange vorher begriffen, ehe ſie ſich zur Ergebung ſtimmte. Das Leben, zu bitter für ſie in ſeinen Schmerzen, war ihr zu einförmig in den Genüſſen, die es darbietet, und jener ſchöne Beweis für die Unſterblichkeit der Seele, das Mißverhältniß zwiſchen unſern Wünſchen und unſerm Looſe, erhielt bei dem Blicke auf Frau von Stael eine neue Kraft. Man glaubte einen höhern Geiſt zu ſehen, den ein

neidiſches Schickſal dem Elende und den Täuſchungen des Erdenlebens ausgeſetzt und der bei ſeinen hohen Vorzügen das Leere und das Unglück dieſes Lebens nur deſto tiefer fühlte." — „Man ſieht bei ihr beſtimmt hervortreten, was in den meiſten Seelen nur unbeſtimmt ſich regt, weil ſie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geiſtesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltſames in ihrem Weſen. Keine fremdartige Form war ihr eingedrückt worden, und ſelbſt die Erziehung hatte keine tiefen Spuren bei ihr zurückgelaſſen. So wie auf ihre Urtheile, die ſich in ihrer Aufrichtigkeit ungeſtüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, eben ſo wenig wirkten in ihrem Innern Eigenſinn und Laune darauf ein. Man wurde von ihr in ein dichteriſches Gebiet eingeführt, in eine neue, und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenſtände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältniſſen erſchienen. Keine in unſerer Natur gegründete Eigenſchaft und Stimmung ward bei ihr vermißt, und nur das Erkünſtelte und Kindiſche allein iſt ihr fremd geblieben. Für alle Gemüthsregungen war ſie empfänglich, jedes begeiſterte Gefühl ward von ihr begriffen, jede Anſicht von ihr aufgefaßt, und nichts Großes, nichts Bedeutendes hat ſich in verſchiedenen Erdgegenden und in verſchiedenen Zeitpunkten der Geſittung im menſchlichen Herzen entwickelt, das nicht in ihrem Innern einen Anklang gefunden hätte. In der wichtigſten Beziehung endlich, in Hinſicht auf die Religion, kann das Beiſpiel der Frau von Staël auch belehrend ſeyn. Dieſer ſelbſtſtändige Geiſt, dieſer Verſtand, dem jedes Licht ſo willkommen war, überzeugte ſich von Tage zu Tage mehr von den hehren Wahrheiten des Chriſtenthums. Das Leben hat für ſie ſeine Beſtimmung erfüllt, denn durch ſo viele Wechſel führte es ſie zu jenem großen Gedanken, wohin wir Alle auf ſo verſchiedenen Wegen gelangen." — „Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Erziehung, die ſie dem Leben verdankte. Begabt mit der empfänglichſten Seele, in einem Alter, wo die ganze beſeelte Schöpfung dem Rufe zur Erhöhung der Fähigkeiten zu folgen ſcheint, erweitert und übt ſie unaufhörlich ihren Geiſt. Freundſchaft und Kindesliebe haben bei ihr eine ſchwärmeriſche Stimmung. Die erſten frommen Regungen empfängt ſie auch als ein Gefühl und vielleicht als die Quelle der erhabenſten Empfindungen. Die Jugend kommt, das Alter, wo die Vernunft ſich in Zweifeln regt und zugleich die Begeiſterung ihre Flügel hebt, wo das Herz alles, der Geiſt nichts glaubt, wo die Unterſuchung aller Fragen zur Verwerfung aller Urtheile führt, und wo ſehr oft bei einem rauhen Stoicismus der Grundſätze die Sophismen der Leidenſchaften nichts vermögen. Der Einfluß dieſer Lebenszeit und eines mit ihr einſtimmigen Zeitalters mag bei Frau von Staël merklich ſeyn; aber der Gedanke an die Gottheit iſt unverändert in ihrem Herzen geblieben, und eine frühzeitige Beobachtungsgabe führt bald zu dem großen Ergebniſſe, daß die Leidenſchaften nicht glücklich machen. Sie erklärt alle irdiſchen Gefühle für gefährlich, und bei dem Schiffbruche ihrer Hoffnungen ſieht ſie kein ſicheres Rettungsmittel, als Mildthätigkeit und Ergebung, zwei ganz chriſtliche Tugenden, welchen ſie unter andern Namen huldigt. Späterhin richtet ſie ihren forſchenden Blick auf die Geſchichte und die Werke des menſchlichen Geiſtes; ſie erſtaunt über ihre Entdeckungen und das Chriſtenthum erſcheint ihr in ſeiner wahren Geſtalt. Der große Einfluß, und noch mehr die Schönheiten deſſelben erwecken ihre Überraſchung. Sie fühlt,

daß nur eine geheime Übereinſtimmung mit dem Herzen und mit allem, was gut und groß in unſerer Natur iſt, jene Wirkungen erklären kann, und allmählig bereitet ſie ſich, eine der „Menſchheit heilſame Lehre als ein göttliches Geſetz anzunehmen.“ Über die ſchriftſtelleriſche Eigenheit der Frau v. Stael ſagt die Verfaſſerin: „Man könnte unter allen Schriftſtellern Rouſſeau am erſten in Vergleichung mit ihr ſtellen, weil ſich bei ihm dieſelbe Vereinigung von Geiſteskräften fand; aber er unterſcheidet ſich darin von ihr, daß er dieſe Kräfte nicht auf ein gemeinſchaftliches Ziel richtete. Oft verläugnete er die edelſte Hälfte ſeines Weſens, und die ganze Spitzfindigkeit ſeines Geiſtes aufbietend, um ſeine Gefühle Lügen zu ſtrafen, war er Zweifler in der Philoſophie und Menſchenhaſſer im Leben mit jener Seelengluth, die Glaube und Liebe entzünden. Er war ein vollkommenerer Meiſter in ſeiner Kunſt; ſeine Darſtellungen ſind vollendeter, tiefer gedacht vielleicht, und doch ſteht er durch mindere Aufrichtigkeit, durch mehr Rederei, mehr Sophismen, als Denker unter ihr, während ſein wilder Stolz, ſeine herbe, rauhe Sinnesart, ſeinem Talente eine finſtre Gluth geben, die gar nicht dem edlen Feuer gleicht, das Frau von Stael beſeelt. Das Menſchengeſchlecht, das Rouſſeau zu lieben glaubte, war nur ein, ihm ſelber unbekanntes Ideal. Frau von Stael liebt, was ſie umgiebt, und trägt auf die Menſchheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen über. Was vielleicht ihrer Darſtellung an Vollendung abgeht, wird mehr als erſetzt durch den Zauber der erſten Aufwallung, durch die Friſche der Begeiſterung, wenn man ſo ſagen darf. Es iſt ein Bach, der lebendig aus der Quelle ſpringt und funkelt in ſeinem Hinrieſeln. Ihr Talent iſt aber auch noch auf andere Weiſe, als durch jene Vereinigung verſchiedener Geiſteskräfte ausgezeichnet. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen iſt. Dieſes Gepräge verdankt ſie ihrem Charakter, ſie verdankt es der Kraft, ſo wie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umſtande, daß ſie nie die Weiblichkeit verleugnet. Vielleicht iſt dies das Geheimniß ihres Zaubers. Sie ſpricht als Frau zu dem Leſer, ſie ſetzt ſich perſönlich mit ihm in Beziehung, um ihm zu ſagen, was in ihrer und ſeiner Seele vorgeht, aber ſie weiß ſehr wohl, daß man die Anſprüche ihres Geſchlechts ſehr bald vergeſſen würde, wenn ſie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erſcheinen; mag ſie daher ihn aufzuklären oder zu blenden ſuchen, ſie läßt ihre Überlegenheit nie drückend fühlen, und mag ſich nie einen Vorzug anmaßen. Es ſcheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der ſittlichen Welt gegeben, und ſie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang.“ Die Freundin hat nur leiſe die Mängel der Darſtellung berührt, welche ſie beſonders in den ältern Schriften der Frau von Stael findet; aber es möchte ſich wohl im Allgemeinen behaupten laſſen, daß der Geſchmack der Frau von Stael nicht ganz rein, ihr Styl unregelmäßig und anſpruchvoll iſt, und ihr Streben nach Wirkung und die nothwendig daraus entſtehende Übertreibung zuweilen der Richtigkeit ihres Urtheils nachtheilig geweſen ſind und der Darſtellung von Thatſachen eine verdächtige Farbe gegeben haben. In allen ihren Werken aber, ſelbſt in denjenigen, die man mehr als eine Sammlung herrlicher Bruchſtücke, denn als durch Einheit verknüpfte Darſtellungen betrachten muß, findet man weit mehr eigenthümliche, tiefe Beobachtung, größern Scharfſinn bei lebhafter Einbildungskraft, philoſophiſchere Blicke auf das Menſchenherz, die Poli-

tik und Literatur, als in vielen andern Schriftſtellerinnen. Manche ihrer Meinungen, zumal über Lebensverhältniſſe, mögen die Prüfung nicht aushalten, weit untadelicher aber iſt ſie in der Politik, wo ſie ſich ſtets als eine warme Freundin und Schutzrednerin der Freiheit und freiſinniger Grundſätze zeigt, und mehr beneidenswürdig als tadelnswerth erſcheint jene empfängliche Stimmung, die nach allem, was ſie erfahren und gelitten, ſie noch immer verleitet, das Verdienſt früherer Verſuche zu politiſchen Verbeſſerungen zu überſchätzen, und die Hoffnung auf deren künftiges Gelingen zu hoch zu ſpannen. Mag ſie auch mit zu großer Zuverſicht eine beſſere Zukunft verkünden, ihre Schriften wirken doch kräftig dahin, ihre Vorherſagung zu rechtfertigen. W. A.

Taſchenbücher- und Almanachslitteratur in Deutſchland. „Die deutſche Literatur unſerer Tage bietet im Gegenſatze zu der frühern ein merkwürdiges Bild dar. Wir brauchen kaum ein halbes Jahrhundert zurückzugehen und die Bücherbänke in Deutſchland blicken uns finſter, ſtreng, gelehrt, faſt abſchreckend an. Ungeheure Folios gönnen auch den beleibteſten Quartanten nur unwillig einen Raum und dieſe ſehen wieder mit Stolz auf das noch ſcheu ſich anſchmiegende Geſchlecht der Octavbände herab. Wie anders iſt es jetzt u. ſ. w." So beginnt eine gehaltreiche Beurtheilung der Almanachsliteratur von 1820 im Hermes St. VI., die ſich von den gewöhnlichen Recenſionen der Almanache, wie ſie ſich in unſern Tageblättern befinden, wie eine Leſſingſche Kritik von einer Müllnerſchen und Böttigerſchen unterſcheidet, und wir müſſen unſere Leſer einladen, von derſelben vollſtändig Kenntniß zu nehmen, wenn ſie ſich über dieſen Zweig des deutſchen Bücher- und Literaturweſens, wie er geworden und wie er iſt, genau unterrichten wollen. Bei unſerm beſchränkten Raume, können wir uns nur einige literariſch-bibliographiſche Andeutungen darüber erlauben. Der Urſprung unſerer jetzigen Taſchenbücher für die elegante Welt verliert ſich in die Anhänge, welche man den Calendern für das Volk, dergleichen z. B. der hinkende Bote ſeit länger als anderthalb hundert Jahre geweſen, jährlich zu geben pflegte. Es entſtand die Idee, den gebildetern Ständen bei der Gelegenheit, wo ſich auch dieſe mit einem Calender für das nächſte Jahr zu verſehen pflegten, eine Sammlung kleiner unterrichtender und unterhaltender Aufſätze in die Hände zu liefern. Man begnügte ſich dabei zuerſt mit einer blos zierlichen Form. Nach und nach ſteigerte ſich das Bedürfniß durch die ſich mit dieſem Zweige der Literatur beſchäftigende Induſtrie und die Concurrenz. Man fügte Kupfer hinzu, anfangs wenige und von geringem Kunſtwerth. Chodowiecky und ſein ausgezeichnetes Talent für die Charakteriſtik in kleinen Zeichnungen begünſtigte und entwickelte dieſe Liebhaberei bald außerordentlich. Die Anſprüche an die chalkographiſche Ausſtattung ſo wie an den äußern Schmuck haben ſich ſeit dieſer Zeit immer geſteigert und wir ſehen jetzt nicht blos alle unſere eigenen Künſtler zum wahren Kunſtverderb mit dieſen Lilliputblättern beſchäftigt, ſondern ſie genügen ſelbſt nicht für das Bedürfniß, und die Unternehmer ſuchen ſogar die Chalkographen in Frankreichs und Englands Hauptſtadt auf. Wo ferner noch vor zwanzig bis dreißig Jahren eine einfache Broſchirung zureichte, ſieht man jetzt mindeſtens ſaubere Bände mit Goldſchnitt und Figuren, und gar nicht ſelten ſind Bände von echtem Maroquin, von Seide, ja vom zierlichſten Moire mit ſilbernen Schlöſſern. So viel Hunderte vor dreißig Jahren dem Unternehmer ein ſolches Büchlein ko-

ſtete, eben ſo viel Tauſende muß er jetzt darauf verwenden und das Unternehmen iſt gegenwärtig faſt halsbrechend für die Buchhändler geworden; denn irgend ein zufälliger Umſtand, der ſie hindert, das Taſchenbuch zeitig auf den Markt zu bringen, der es nur um einige Wochen verſpätet, kann den Verluſt des ganzen darauf verwendeten Kapitals nach ſich ziehen. Dieſelbe Steigerung, welche in den Anſprüchen auf das Äußere Statt gefunden, iſt auch bei der Zuſammenſtellung des Inhalts eingetreten und wir ſind dahin gekommen, daß ſich faſt die ganze poetiſche Literatur der Deutſchen in dieſe Ephemeren geflüchtet hat und nur in dieſer Form noch Sammlungen gedeihen. Auch ſind die Anſprüche der Autoren, welche Beiträge dazu liefern, in gleichem Grade geſtiegen; man verlangt und bezahlt in Goldſtücken, wo ſonſt einige Silberthaler zureichten, ja es giebt eine Claſſe von ſonſt achtbaren Schriftſtellern unter uns, welche ein förmliches Gewerbe mit ihren Erzeugniſſen für Taſchenbücher treiben und ihre Producte jährlich höher auszumünzen ſuchen. Man beſtellt wohl gar bei ihnen, wie man ſich ein Kleid beſtellt, Gedichte, Erzählungen und Aufſätze aller Art nach vorgeſchriebenem Maaß und ſie übernehmen es, jeden gegebenen Auftrag pünktlich auszurichten, ſo fern nur der dafür erheiſchte anſehnliche Ehrenſold bezahlt wird, was nicht ſelten ſogar pränumerando geſchehen muß. Man ſieht hieraus, daß dieſe Unternehmungen jetzt in der Regel nicht blos von den Verlegern, ſondern auch von den Dichtern, Autoren und Redactoren aus Induſtrie betrieben werden, und da das Publicum dies bemerken muß, ſo darf man nicht minder annehmen, daß ihre Culminationsepoche vorüber und ihr Herabſinken nahe iſt. Wir wollen hier nur noch über diejenigen Taſchenbücher, welche in ihrer Epoche die größte Celebrität erlangten oder noch beſitzen, einige literariſch-bibliographiſche Notizen geben.

Eines der erſten Taſchenbücher dieſer Art, die in Deutſchland mit Beifall geleſen wurden, war das *Lauenburger*. Es erſchien zuerſt 1770 und wurde bis 1798 fortgeſetzt, friſtete ſich darauf noch zwei Jahre unter andern Titeln und erloſch dann. — Die *Gothaiſchen Hofcalender*, welche auch die Genealogie der europäiſchen und deutſchen Fürſtenhäuſer lieferten und außerdem mancherlei brauchbare Notizen mittheilten, erſchienen zuerſt 1764 und von 1766 an auch franzöſiſch. Sie ſind ohne alle oder doch ohne bedeutende Unterbrechung bis jetzt fortgeſetzt worden und haben beſonders im Auslande eine Art von diplomatiſcher Autorität gehabt. Ihr Abſatz iſt gegen ſonſt ſehr geſunken. — *Lichtenbergs* Beiträge und ſein fortgeſetzter geiſtreicher Commentar zu den verkleinert darin mitgetheilten Hogarthiſchen Kupferſtichen waren es vorzüglich, was dem *Göttinger Taſchencalender* von 1776 bis 1813, wo er aufhörte, ein großes Leſepublicum verſchaffte. Er erſchien zugleich eine Zeitlang in einer franz. Überſetzung. Das *Leipziger Taſchenbuch für Frauenzimmer*, welches unter der Redaction von *Claudius* (nicht des Wandsbecker, ſondern des Leipziger) erſchien, hatte ſich durch die eine Zeit lang mit Glück fortgeführte Geſchichte der darin eingeführten Familie *Ehrenberg* ein großes Publicum erworben. Am Ende ſchlief dies freilich aus Langerweile dabei ein und das Taſchenbuch hörte nun (1813) einige Jahre auf, bis ein neuer Verleger und ein neuer Redacteur (Herr Hofrath *Rochlitz*) es (1818) wieder ins Leben zurückriefen. — Das ebenfalls in *Leipzig* erſcheinende *Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen*, das vor allen andern ein großes Glück in der deutſchen

Leſewelt gemacht hat, erſchien zuerſt 1791 im Verlage von Voß und Leo und wird bis jetzt (1820) und zwar ſeit zwei Jahren ſogar zweifach fortgeſetzt. Der erſte Jahrgang koſtete 16 Gr., die ſpätern ſtiegen ſucceſſiv bis 1 Thlr. 16 Gr. Die Redaction der erſten Jahrgänge hatte der als Bibliograph und Buchhändler bekannte Roch, in deſſen Verlag auch das Taſchenbuch bald nachher überging. Später kam es in den Verlag des Buchhändlers Enoch Richter (Firma Gleditſch), in welchem es ungeſtört eine lange Reihe von Jahren blieb und während welcher Zeit es der Hofrath Becker und nach deſſen Tode der Hofrath Kind redigirten. Letzterer, der das Eigenthumsrecht an dieſem Taſchenbuche für die Beckerſchen Erben zu beſitzen behauptete, gerieth darüber mit dem genannten Verleger in Streit, der eine Trennung Beider zur Folge hatte. So beſitzt das deutſche Publicum ſeit zwei Jahren (1819 und 1820) ein doppeltes Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, von welchen das eine durch Kind bei Göſchen und das andere bei Gleditſch durch den Prof. Wendt in Leipzig zuſammengeſtellt wird. Das Cottaiſche Taſchenbuch für Damen wurde 1798 begonnen. Es hat ſich durch die bedeutenden Connexionen dieſer Handlung ſtets intereſſanter Beiträge von Huber, Pfeffel, Lafontaine, Göthe und Jean Paul zu erfreuen gehabt und ſich dadurch erhalten. Das Äußere dagegen iſt, wie bei allem Cottaiſchen Verlag, höchſt vernachläſſigt. — Cotta unternahm 1802 ein ähnliches Taſchenbuch in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel: Almanach des Dames, und ließ daſſelbe in Paris zuſammenſtellen und drucken, wie auch dort die Kupfer dazu ſtechen. Es iſt eine Compilation von pièces fugitives und ſein Verdienſt beſchränkt ſich auf die oft hübſchen Kupferchen. — Das Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft wurde 1800 von dem Buchhändler Wilmans, damals in Bremen, unternommen, und wird bis jetzt mit Erfolg fortgeſetzt. Der jetzige Redacteur iſt Stephan Schütze. Die Minerva, ein ebenfalls ſehr beliebtes Taſchenbuch, das 1809 zuerſt herauskam und wahrſcheinlich von dem Verleger, Herrn Gerhard Fleiſcher, ſelbſt zuſammengeſtellt wird, hat ſich durch die Idee, zu den Kupfern Darſtellungen aus den Werken Schillers zu wählen, welche von Böttiger mit einem Commentar begleitet wurden, ſehr beliebt gemacht. Über dieſe Commentare erklärt jener Recenſent im Hermes ſich folgendermaßen: „Selten beſtraft ſich wohl das Entfernen von einem durch Neigung und Kenntniß angewieſenen Wirkungskreiſe (archäologiſchen Studien) auffallender als bei dieſen Kupfererklärungen (Böttigers).“ „Der Verf.“, bemerkt der Recenſent weiter, „ſich auf Anlaß Shakſpeare's und Schillers an die bewegte literariſche Gegenwart hingebend, macht ein Angeſchloſſenbleiben an die ſchöne, antike Vergangenheit für die Zukunft doppelt wünſchenswerth, und wenn dieſer Aufſatz wirklich der letzte dieſer Art ſeyn ſoll, ſo haben die Freunde des Alterthums gewiß ſich und ihrer Belehrung Glück deßhalb zu wünſchen. Nicht ſchwer, doch hier zu weitſchichtig, würde eine Aufzeichnung von Irrthümern und Widerſprüchen ſeyn, in welche der Verf. durch ein Syſtem, kein Syſtem zu haben, verfallen mußte, ſo daß ſelbſt das Richtige und Feine untergeht oder wirkungslos bleibt. Es genüge, ein ſo heterogenes Perſonal als das folgende, dem nach der Reihe Lob geſpendet wird (und nirgends in geringer Gabe), auszuheben, um ein Erreichen allerſeitiger Befriedigung, wo nicht allerſeitigen Gefallens, als eine literariſche Unmög-

lichkeit darzuſtellen: Shakſpeare, Schiller, Münter, Apel, Göthe, Gerſtenberg, Bouterwek, Wieland, Lucian Buonaparte, Dannecker, Ramberg, Kügelgen, Seckendorf, Raphael, Tiſchbein, Benzel Sternau, Müllner, Raupach, Melliſch, Eßlair, Talma, Madam Schröder, A. W. Schlegel, Collin, Millin, Genelli, Wiener Modejournal, Klingemann, Zimmermann in den Originalien, die Originalien ſelbſt, Peucer, Robert, Whateley, Steevens, Herder, Tieck, Garrick, New monthly magazine, Füßli, Madam Bethmann, Blümner, Madam Siddons, Einſiedel, Gozzi, Garlieb Merkel, Holbein, Blumenhagen; alle dieſe Namen werden in einer bunten Moſaik auf ein Paar Bogen excerpirt, citirt und gelobt. Kommt hingegen einmal ein leichter Tadel vor, ſo fehlt es an der rechten (oder an aller) Gründlichkeit, welche in der Nennung des Namens beſteht u. A. Ein Anderes iſt es bei dieſem Commentator, wenn der Geſcholtene nicht mehr lebt, wie es z. B. mit Wetzeln u. A. der Fall iſt." Im Jahre 1815 erſchien unter der Leitung Fouqué's und des Buchhändlers Schrag das Frauentaſchenbuch, das wegen ſeines meiſtens wohlgewählten Inhalts und ſeiner zierlichen Kupfer beim Publicum freundliche Aufnahme fand. Zu den beliebten Ephemeren dieſer Art ſind ferner noch Cornelia von Schreiber, Penelope von Theodor Hell und Vergiß mein nicht von Clauren = Heun zu zählen. Die Aglaja, welche in Wien von Wallishäuſer herausgegeben und vielleicht auch zuſammengeſtellt wird, zeichnet ſich durch ſehr ſauber in punktirter Manier ausgeführte Kupfer von John aus. Nicht minder machen wir noch auf die Alpenroſen, ein in Bern erſcheinendes Taſchenbuch, aufmerkſam, das von Wyß, Kuhn, Hegner (dem geiſtreichen und gemüthvollen Verfaſſer der Molkenkur, Salys Revolutionstage und der Reiſe unter dem Titel: Auch ich war in Paris) und andern ſchweizer Gelehrten und Dichtern oft mit trefflichen Beiträgen ausgeſtattet iſt. — Wir erwähnen des Taſchenbuchs Urania zuletzt, weil es von dem Herausgeber dieſes Lexicons geleitet wird. Dieſes Inſtitut erhielt dadurch, daß es zum größern Theil Werke liefert, welche die Ehre, nicht den äußern Werth eines Preiſes geſucht haben, und nicht aus einer Beſtellung hervorgegangen oder auf die Autorität eines Namens aufgenommen worden ſind, einen eigenthümlichen Charakter. Nachdem die erſten Jahrgänge dieſes Taſchenbuchs (für 1810, 12, 15, 17) auf die gewöhnliche Weiſe unter verſchiedenen Redactionen waren zuſammengeſtellt worden, faßte der Unternehmer deſſelben den Gedanken, ihm durch öffentliche Preisaufgaben, zu denen alle Dichter Deutſchlands eingeladen würden, einen höhern Werth zu geben. Er ſetzte daher Preiſe aus auf die beſte poetiſche Erzählung und auf das beſte Lehrgedicht in der Epiſtelform. Das Glück krönte gleich den erſten Verſuch (im J. 1820) mit einem ſeltenen Erfolg. Ein junger Dichter, Ernſt Schulze, fühlte ſich durch ſie begeiſtert, und es entſtand „die bezauberte Roſe, eine poetiſche Erzählung in drei Geſängen," die als das ſchönſte Gedicht, das die deutſche Poeſie in dieſer Gattung beſitzt, genannt werden kann, und ſo lange dauern wird, als es eine deutſche Sprache und Poeſie giebt. Es iſt ſeitdem vielfach gedruckt und nachgedruckt worden und befindet ſich in den Händen von Tauſenden *). Merkwürdig wurde dabei noch

*) Die dritte Auflage dieſes Gedichts iſt 1820 in fünf verſchiedenen Ausgaben erſchienen, die nach ihrer verſchiedenen Ausſchmückung 1 Thlr. — 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. — 2 Thlr. 12 Gr. und 3 Thlr. koſten.

der Umſtand, daß die Krönung dieſes Gedichts die letzten Stunden des jungen Sängers verſüßte. (Man vergleiche darüber den Art. Schulze (Ernſt) im achten Bande.) Auch in den folgenden Jahren 1819 und 1820 iſt die Ausbeute der Preisaufgaben nicht gering geweſen und man kann hoffen, daß der Herausgeber dieſes Inſtitut auf die ſo glücklich begonnene Weiſe fortſetzen werde. Wenn auch nicht unſere erſten Dichter zur Concurrenz treten werden, ſo bietet ſie doch unſern jungen noch namenloſen Dichtern Gelegenheit dar, ihre Kräfte zu verſuchen und verſchafft ihnen die Gewißheit, blos nach ihrem Talent und nicht nach Nebenrückſichten beurtheilt zu werden. — Die äußere Ausſchmückung der Urania gehört auch zu den vorzüglichſten.

Wir führen weiter noch verſchiedene deutſche Taſchenbücher auf, die ſich beſondern Zwecken gewidmet hatten oder noch widmen. Unter dieſen verdient vor allen das von Mahn herausgegebene Niederrheiniſche Taſchenbuch (Düſſeldorf bei Schreiner) genannt zu werden, welches in ſechs Jahrgängen von 1799, 1800, 1, 2, 3 und 5) eine Reihe der ſchönſten Bilder der damaligen Düſſeldorfer Gallerie in vortrefflichen Stichen von Heß mittheilte, welche Blätter dieſem Taſchenbuche für Sammler einen dauernden Werth zuſichern. — Der unermüdliche und unerſchöpfliche Kotzebue begann 1803 ein dramatiſches Taſchenbuch unter dem Titel: „Almanach dramatiſcher Spiele zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande," welches bis zu ſeinem Tode im Jahre 1819 mit großem Beifalle fortgeſetzt worden iſt. Es enthält neben vielen Trivialitäten auch eine nicht geringe Zahl lebendiger, geiſtreicher und unterhaltender dramatiſcher Gemählde, die noch lange unſere Bühne und die Darſtellungen von Dilettanten erheitern werden. Für das Jahr 1820 erſchien die Sammlung noch aus Kotzebue's Nachlaß gefüllt. Von 1821 an übernimmt Theodor Hell (Winkler) eine neue Zuſammenſtellung *).

Öfters ſind auch ausgezeichnete Werke unſerer Dichter zuerſt in der Geſtalt von Taſchenbüchern von den ſpeculirenden Verlegern geliefert worden. So brachte Vieweg in Braunſchweig 1798 Göthe's Hermann und Dorothea zuerſt als Taſchenbuch, Unger in Berlin 1802 Schillers Jungfrau von Orleans; eben ſo auch Cotta ſpäterhin auf gleiche Weiſe Göthe's natürliche Tochter, letztere jedoch mit geringerem Glücke.

Noch müſſen wir der deutſchen Muſenalmanache erwähnen, obgleich dieſelben gegenwärtig nicht mehr an der Mode ſind, und von Verlegern und Buchhändlern als die incurranteſten Artikel betrachtet werden. Die berühmteſte Sammlung derſelben iſt die von Bürger und Voß. Der franzöſiſche Almanach des Muses brachte beide Freunde auf den Gedanken, eine ähnliche Sammlung für Deutſchland zu bilden, und ihr Bemühen wurde in jener durch den bekannten Göttinger Freundesverein für die deutſche Poeſie ſo bedeutungsreichen Zeit mit großem Erfolge gekrönt. Von 1770 bis 1776 gaben beide Dichter die Sammlung unter dem Titel: Göttingiſcher Muſenalmanach (auch Blumenleſe) gemeinſchaftlich

*) Auch der ſich in Allem verſuchende D. Müllner hat einige Jahre lang einen dramatiſchen Almanach für Privatbühnen herausgegeben. Da er ſelbigen aber mehr als ein Vehikel betrachtete, ſich dabei auf eine geſchickte Weiſe loben zu können, ſo hat er aus Mangel an Abſatz bald aufgehört.

heraus. Von 1777 — 1794 beſorgte ſie Bürger allein. Von 1795 bis 1803, wo er aufhörte, war Carl Reinhard der Herausgeber. Voß begann 1777 eine beſondere Sammlung in Verein mit Göckingk, welche bis 1798 fortdauerte und ſich von jener durch den Titel Hamburgiſche poetiſche Blumenleſe auszeichnete. Auch Schiller begann 1796 eine ſolche Sammlung und durch die Aufnahme der Xenien erhielt dieſer erſte Jahrgang einen ſo außerordentlich ſtarken Abſatz, daß er mehreremal neu aufgelegt werden mußte. Es erſchienen nachher noch die Jahrgänge 1797 — 1800. Zu den anziehendſten Sammlungen dieſer Art wurde auch der Wiener Muſenalmanach gerechnet, welcher in den Jahren 1781 — 88 und — 96 von Blumauer und Ratſchky herausgegeben und dann einige Jahre lang von Leon fortgeſetzt wurde. In neuerer Zeit hat ſich das Intereſſe an dieſen ausſchließlich poetiſchen Blumenleſen ſo vermindert, daß gegenwärtig auch nicht eine einzige Sammlung dieſer Art mehr beſteht. Wetzel kündigte für 1820 eine neue an, allein der Tod raffte den talentvollen Dichter weg, ehe er den erſten Jahrgang hatte ordnen können. B—s.

Umtriebe (demagogiſche) in Deutſchland. Ein neues Criminal-Kunſtwort bezeichnet ein neues Verbrechen, ein neues Verbrechen bringt neue Rechtsformen, neue Strafen hervor, und fällt das Verbrechen einer ganzen Nation zur Laſt, ſo iſt es Rechtens, daß die ganze Nation dafür Strafe leide. — — — — Dieſe Bemerkungen kann man machen bei dem großen Prozeſſe, den die aufſehende Gewalt des Staats gegen den verführten und verdorbenen Zeitgeiſt und gegen die Schuljugend der deutſchen Nation im Jahr 1819 begonnen und bereits (im März 1820) bis zum Schlußberichte der in Mainz verſammelten Central-Unterſuchungs-Commiſſion fortgeführt hat. Zwar giebt es Ungläubige, die den Umfang des angeſchuldigten und gewiſſermaßen ſchon beſtraften Verbrechens noch in Zweifel ziehen; ja ſie gehen ſo weit, behaupten zu wollen, der Thatbeſtand der großen Schuld, als ob frevelnde Giganten ſchon ein ganzes Alpengebirge über einander gethürmt hätten, um einige und dreißig Throne von ihrer Höhe in den Pfuhl der Demokratie hinabzuſtürzen, ſey nichts als ein elender Maulwurfshaufen. Allein dieſe irrige Anſicht von blöden Maulwurfsaugen wird durch die in öffentlichen Urkunden, in der preußiſchen Staatszeitung und in andern Blättern bisher aufgedeckten Schulfrevel bereits hinreichend widerlegt. Man denke nur an Alles, was dem Beginnen demagogiſcher Umtriebe vorausgegangen iſt! — Die Theilnahme des Volks und der Jugend, beſonders der akademiſchen, an dem Kampfe gegen Napoleon zur Wiederherſtellung der deutſchen Fürſtenthrone hatte die Fürſten in Wien bewogen, ihren Völkern neue, dem gegenwärtigen Zuſtande ihrer geſteigerten Cultur angemeſſene ſtändiſche Einrichtungen (vergl. die Proclamationen und Declarationen, ſo wie die in Klübers Archiv aufbewahrten diplomatiſchen Noten) zu verſprechen. Dieſes Verſprechen brachte in den durch jene Theilnahme ohnehin ſchon exaltirten Köpfen ein allgemeines Hinneigen zu einer neuen Ordnung hervor, indem man, weil die Fürſten den alten Kaiſerthron nicht wieder aufrichteten und ſich ſelbſt von den Feſſeln des Reichslehnweſens für immer losmachten, auch in Anſehung der Völker die alten auf die Reichslehnverfaſſung gegründeten Territorial-Feudalſtände für aufgehoben anſah. Aber bald verrieth eine „heimliche Unruhe und eine

dumpfe Gährung" in Reden und Schrift die, wie uns dünkt, ungegründete Furcht, daß man bei der Organiſation einer ſtändiſchen Ariſtokratie, welche Poſtulate anhöre und dem Volke zutheile, nichts als die Wiederherſtellung der Feudalſtände, blos um den Staatscredit zu untermauern, beabſichtige. Der Antagonismus zwiſchen der alten und der neuen Zeit regte ſich aufs neue in dem Streite der Praxis mit der Theorie; daher wurden die Ströme nicht frei, und das Zollweſen blieb, wie es ſchon ein alter Schriftſteller bezeichnete, die mira insania Germanorum. Der dunkle Sinn des 13. Art. der Bundesacte und die im Sinne des Volks geſchehene Vollziehung deſſelben in Bayern, Baden, Weimar, Würtemberg, Naſſau ꝛc. reizte die Ungeduld der übrigen Völker Deutſchlands. Aber in dem Wunſche derſelben nach Reformen ſah die Ariſtokratie ein revolutionaires Anwogen, dem ſie als Damm ſich entgegenſtellen müſſe. Nun entſtanden gegenſeitig Mißtrauen und Erbitterung. Mehr als ein Schriftſteller des Tages, auch wohl mancher unreife Kopf, ſchrieb vorlaut und unartig für die Volksſache. Denn man hatte zwar das Grab einer vernünftigen Freiheit der Rede und Schrift, den Cenſurzwang an einigen Orten ſelbſt zu Grabe getragen, aber man hatte vergeſſen, vorher durch ein Geſetz über Preßmißbrauch die Gränzen des Erlaubten zu bezeichnen, und die Mittel, Strafbares zu hindern, ſich zu ſichern. Daher bewegte ſich mancher im Gebrauche der neuen ungewohnten Redefreiheit etwas tölpiſch; und es kam bei der lieben Jugend, welche ſich für das Gute und Rechte — anfangs ſelbſt mit Erlaubniß der Regierungen — zu begeiſtern angefangen hatte, wie bei jedem Weine, die ſogenannte Zeit des Brauſens. Die alte fromme Zucht und Ordnung war nämlich ſchon längſt aus der häuslichen Erziehung großentheils, und zum Theil auch aus den Schulſälen entwichen, ſo daß die Jünglinge immer unreifer die Akademie bezogen, von wo ſie der Ruf ins Feld zweimal abrief. Sie kehrten für politiſche Ideen begeiſtert zurück, darum nahmen ſie fortwährend Antheil an vielem, was man in der aufgeregten Zeit ſprach, und behandelten Alles mit der vorherrſchenden Richtung unſerer Zeit — die bisher einzig und allein faſt nur noch auf den Univerſitäten, wo die Denkfreiheit falſche Theorien beſſer zu widerlegen im Stande iſt, als das Gebot der Macht, ſiegreich bekämpft wurde, — mit Gemüth und Einbildungskraft, den Verbündeten des altdeutſch-romantiſch-äſthetiſch-catholicirenden Myſticismus, und der von Friedrich Schlegel einſt apotheoſirten „göttlichen Grobheit." Indeß reizten auch wohl hier und da die vornehme Gleichgültigkeit gegen die Feier des 18. Octobers und das verächtliche Abſprechen gewiſſer Leute über das Daſeyn und die Bedeutung der eben ſo frommen als glorreichen Volksbegeiſterung in den Jahren 1813 fg. das Volk und ganz beſonders die erwachſenere Jugend zum Unwillen. Da gab die Jubelfeier der Reformation dem Nationalgefühle einen erhöhten Schwung. In dieſer — pſychologiſch ſehr erklärbaren — Stimmung feierte die akademiſche Jugend das Wartburgsfeſt; zugleich bildete ſich die Giganten-Coalition der acht und dreißigeinigen Burſchenſchaft. Dieſe auf Nationaleinheit gerichtete Verbindung und der politiſch-literariſche Polizei-Muthwille einiger Burſche beim Octoberfeuer des Wartburgsfeſtes gaben einer gewiſſen Partei die Waffen in die Hand, welche bewirkte, daß die akademiſche Freiheit von der Diplomatie und von der Polizei zugleich angegriffen ward. Dies reizte die jungen

Leute heftig auf; dazu kam der Vorfall in Göttingen. Doch erſt als Stourdza und Kotzebue in die Schranken traten, entſtand in der Studentenwelt ein Lärm, wie ihn etwa Vater Homer bei dem Froſch- und Mäuſekriege gehört haben mochte. Man nahm die Sache zu ernſthaft, und dadurch wurde ſie es. So geſchah es, daß mehrere junge Leute die Tramontana verloren; ja ein in der Gemüthsſchwärmerei längſt befangener, übrigens unbeſcholtener Jüngling exaltirte ſich bis zum Fanatismus. Er griff zum Dolche und ſetzte Leben und Ehre an die Sache des Ganzen. Natürlich bewunderte mehr als Einer den Muth, der für etwas edel Gefühltes einem Meuchelmorde ſich hingab; der durch das viel zu langmüthig geduldete Duellunweſen an Selbſthülfe gewöhnte jugendliche Dünkel überſah dabei, daß der Zweck falſch durchdacht und daß das Mittel ein Verbrechen war. Bei Andern hingegen kamen zu dem gerechten Abſcheu noch Furcht und Argwohn. Man glaubte an einen Aſſaſſinen-Bund; denn hier und da ſprach ein Knabe wie ein Dolchritter. Nun wurden politiſch verdächtig die, oft nur ſcheinbare, Rohheit vieler Turner, deren Geſetze übrigens (man leſe GuthsMuths Katechismus) ſtreng ſittlich waren, der allerdings anmaßende Ton eines großen Theils der jungen Welt und das renommirende Deutſchthum der Burſchenſchaft. In dem ärgerlichen Streite über Turnen und Turnziel übertrieben die Turnfreunde viel und verdarben durch ihr Zunftſpiel alles. Das Kindlein wurde mit dem Bade ausgeſchüttet. Als das Gefährlichſte erſchien die geheime Verbindung. Hatte aber der Tugendbund ſchon früher den Trieb zu ſolchen Verbrüderungen ſelbſt unter Männern genährt, und hatte ſpäterhin die Kette des Adelsbundes dem Volke Beſorgniſſe eingeflößt, ſo war es ſehr natürlich, daß auch in der Studentenwelt das alte Spiel mit Orden und Landsmannſchaften ſich als Burſchenſchaft erneuerte. Sie bezweckte in dieſer Form — es iſt Thatſache — viel Gutes und Löbliches: die Jugend vergaß dabei freilich, daß es zum Guten keiner geheimen Verbindung bedarf, die ohnehin nur zu oft der eigenen Selbſtſtändigkeit des Jünglings von Charakter nachtheilig werden kann. Politiſche Anfeindung machte jene Verbindung, welche übrigens ohne Theilnahme der akademiſchen Lehrer zu Stande gekommen war, nur noch enger und den Geiſt derſelben hartnäckiger. So entſtand eine Oppoſition der Geſinnung und Meinung, welche die politiſche Farbe der Zeit an ſich trug, auch in der Schul- und akademiſchen Jugend, wie ſie ſchon im Volke durch die hingehaltenen oder beſtrittenen politiſchen Erwartungen, Erinnerungen und Anſprüche ſich gebildet hatte. Zwar blieb es beim Schreiben, Sprechen und Leſen; als aber endlich das politiſche Leben in den ſüddeutſchen Ständekammern ſich regte, und die Furcht immer mehr zunahm, daß auch in Preußen und Öſterreich der Wunſch nach einem Repräſentativſyſtem, wie es in einem großen Theile Deutſchlands ſchon vorhanden war, laut werden möchte, da bot der durch dies alles zuſammengenommen erſchreckte, beleidigte, erzürnte Cabinetsgeiſt dem Zeitgeiſte offene Fehde. Voll von dem Glauben an eine allgemein vorhandene Verſchwörung, beſchloß man der Hydra demagogiſcher Umtriebe in ganz Deutſchland mit einemmale die Köpfe abzuſchlagen, oder die wilden Schößlinge des Baumes der Erkenntniß des Guten und des Böſen — alle gefährliche Theorien der Lehr- und Preßfreiheit mit der Wurzel auszurotten. Vorläufig wurden in der preußiſchen Monarchie die Turnplätze geſchloſſen; dann fanden in Töplitz miniſterielle Verabredungen Statt; zugleich erfolgten in Ber-

lin [im] Juli 1819 Verhaftungen von Studenten und jungen Gelehrten. Jahn wurde nach Spandau, dann nach Cüſtrin und ſpäterhin nach Berlin zurück in gefängliche Haft gebracht, und vor die ſeit dem 16. September mit der Unterſuchung beauftragte gerichtliche Immediat-Commiſſion geſtellt. Über zwei Dolche, die man bei ihm fand, gab er ſogleich befriedigende Auskunft. Mehrere, die für ſeine Schuldloſigkeit, in Anſehung der öffentlichen Bezüchtigungen, in öffentlichen Blättern Zeugniß abzulegen gewagt hatten, verloren dieſer Publicität wegen ihre Stellen im Civil- und Militärdienſte. In Bonn nahm ein Polizeibeamter aus Berlin die Papiere von drei Profeſſoren, Arndt und den beiden Welcker, in Beſchlag, was (nach einem Schreiben des Staatskanzlers) „nicht ſowohl wegen eines perſönlichen Verdachts gegen ſie, als vielmehr zur näheren Ermittelung der in Deutſchland vorhandenen demagogiſchen Umtriebe verfügt worden war." Denn als ſich um dieſelbe Zeit, im Auguſt, in Carlsbad die Miniſter von Öſterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachſen, Würtemberg, Baden, Sachſen-Weimar, Meklenbrug und Naſſau verſammelt hatten, war das Gerücht von einer entdeckten Verſchwörung zum Umſturz der deutſchen Throne allgemein, man ſprach von einem in den Papieren eines Studenten gefundenen Plane zu einer deutſchen Republik. Eine Chateaubriand zugeſchriebene Schrift: Des sociétés secrètes en Allemagne etc. ſah überall geheime Verbindungen zu Revolutionen, ſelbſt in den Bibelgeſellſchaften und in der Lancanſterſchen Methode. Die Polizei war in voller Thätigkeit. Auf der churheſſiſchen Univerſität Marburg forſchte eine beſonders dazu niedergeſetzte Commiſſion dem demagogiſchen Geſpenſte nach. Sie entdeckte ſo wenig als die in Heidelberg, Tübingen, Erlangen und die gleich anfangs in Jena mit größter Strenge angeſtellte Unterſuchung von Sands Mitſchuldigen, deren er keine hatte. Doch glaubte man, revolutionairen Planen der Burſchenſchaft auf die Spur gekommen zu ſeyn. Auch die Verhaftungen im Naſſauiſchen führten zu keinem Reſultate, und in Meklenburg-Schwerin wurden zwei als Staatsgefangene eingezogene Candidaten nach Urthel und Recht als völlig ſtraflos freigeſprochen. Unterdeſſen hob man die Turnanſtalten in beiden Heſſen, in Sachſen-Weimar und in andern Ländern auf. In Jena verlor der Hofrath Oken ſeine Profeſſur, weil er die Iſis, die noch fortdauert, nicht aufgeben wollte, und Prof. Fries verlor, wie es heißt, ſein Lehramt, behielt jedoch ſeinen Gehalt, ohne daß beiden eine Verführung der Jugend zu demagogiſchen Umtrieben zur Laſt gelegt wurde. Schon fing das Publicum an zu glauben, daß nur ein blinder Lärm Deutſchland geängſtigt und die öffentliche Aufmerkſamkeit von andern Dingen abgezogen habe; ja Benjamin Conſtant behauptete (de l'Etat de l'Europe sous le point de vue constitutionel) geradezu, daß die Vorausſetzung dieſer „conspiration ténébreuse" denjenigen Claſſen willkommen geweſen, die dabei intereſſirt ſeyen, daß jede Conſtitution ausgeſetzt und jede Reclamation in Aufruhr umgedeutet werde. Dieſer Franzoſe erinnerte uns, daß „Arndt, Görres, Jahn (der erſte Freiwillige im J. 1813) die deutſche Jugend vor Kurzem noch zum Kampfe für ihre legitimen Fürſten aufgefodert hätten; wie ſey es denkbar, daß ſie jetzt gegen dieſelben conſpiriren ſollten! Nur läſtige Mahner gebe es in Deutſchland an erhaltene Verheißungen, „keine Verſchwörer." Allein es gab dafür, was wir beſſer wußten, beraiſonnirende Phantaſten, ungezogene Tadler und unberufene Staats-

redner. Daher ward in Deutſchland die Überzeugung der Diplomaten von dem Vorhandenſeyn revolutionairer Verbindungen immer feſter. Dieſe Überzeugung erklärte der Präſidial-Vortrag des öſterreichiſchen Bundestagsgeſandten in der Epoche machenden Sitzung des Bundestages vom 20. Sept. 1819. Europa erſtaunte über die Raſchheit und die Einmüthigkeit (obwohl in Anſehung der letztern Zweifel ſich erhoben, weil das erſte Protokoll, welches die Widerſprüche einiger Bundesmächte enthalten haben würde, erſt nach manchem Hin- und Herreden zurückgenommen worden ſeyn ſoll), mit welcher dieſe hohe Verſammlung bei dieſem Anlaß als Geſetzgeberin und Richterin für ganz Deutſchland auftrat, und eine wahrhaft ſtaatsrechtliche Reform ins Werk ſetzte, indem ſie die Autonomie der einzelnen ſouverainen Staaten, in Bezug auf mehrere gemeinſam wichtige Gegenſtände ihrer Verfaſſung und Geſetzgebung, der legislatoriſchen Gewalt des Bundes unterwarf, die im XI. Art. der Bundesacte ſanctionirten Beſchränkungen der Bundesgewalt überall, wo es auf Sicherheit, öffentliche Ordnung und Erhaltung des Beſitzſtandes ankommt, aufhob, und zugleich den bisher noch fehlenden Schlußſtein der Bundesverfaſſung, die Bildung einer wirklichen Vollziehungsmacht des Bundes im Innern, aufſtellte. Nie hatte Öſterreich im alten deutſchen Reiche auf eine ſo wirkſame Art ſeine Initative geltend gemacht, als an dieſem Tage, der den deutſchen Staatenbund factiſch einem Bundesſtaate näher brachte, und dadurch den Nationalwunſch nach größerer Einheit des Ganzen in allem was national gemeinſam iſt, unerwartet in einigen Punkten auf einmal realiſirte. Eben ſo raſch vollzogen die einzelnen Regierungen, was ihre Geſandten, ohne weitere Inſtructions-Einholung, unterzeichnet hatten. Ein erfreuliches Zeichen für die Nation, welche jetzt die ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im alten Reiche vermißte Kraft des Ganzen zu einem neuen Leben ſich geſtalten ſah. Bei alle dem war es für die, welche bisher an keine revolutionairen Umtriebe geglaubt hatten, — widerſprachen doch ſelbſt mehrere, ja, ſonderbar genug, eigentlich alle Regierungen dem Daſeyn derſelben in ihren Ländern! — ein niederſchlagender Beweis von der Größe und Furchtbarkeit des verborgenen Übels, daß noch vor den geendigten Unterſuchungen, Anklage, Urtheil und Strafe zugleich vermittelſt allgemeiner Polizeiverbote ausgeſprochen wurden. Öſterreich foderte nämlich in jenem Präſidial-Vortrage die Bundesverſammlung auf, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die in einem großen Theile von Deutſchland herrſchende unruhige Bewegung und Gährung der Gemüther zu richten, welche ſich in „Aufruhr" predigenden Schriften, in weit verbreiteten ſträflichen Verbindungen, ſelbſt in einzelnen Greuelthaten (Sand und Löning) offenbart habe. Der Präſidialgeſandte fand zwar die Quellen des Übels zum Theil in Zeitumſtänden, und zeichnete beſonders aus: 1. die Ungewißheit über den Sinn des 13. Art. der Bundesacte; 2. die unrichtigen Vorſtellungen von den der Bundesverſammlung zuſtehenden Befugniſſen und der Unzulänglichkeit der Mittel; allein er klagte auch als Mitſchuldige an die Gebrechen des Schul- und Univerſitätsweſens, und den Mißbrauch der Preſſe. Öſterreichs Verlangen, daß ſo lange die Bundesverſammlung den 13. Art. der Bundesacte nicht ausgelegt habe, die in mehrern Bundesſtaaten eingeleiteten Conſtitutions-Arbeiten noch ruhen möchten, wurde nebſt allen von der Präſidialgeſandtſchaft vorgelegten, auf fünf Jahre gültigen, Entwürfen von der Bundesverſammlung ſofort

genehmigt. Es ward nämlich die zur Vollziehung der für die innere Sicherheit im Bunde zu faſſenden Beſchlüſſe der B. V. entworfene proviſoriſche Executionsordnung als Bundesform anerkannt; es wurden auf allen deutſchen Univerſitäten Curatoren angeſtellt, die darüber zu wachen haben, daß die Profeſſoren keine gefährlichen Lehren vortragen und die Studirenden kein politiſches Treiben mehr verfolgen. („Die Studenten ſollen nichts vorhaben, als ſich zugleich für das gelehrte und für das thätige Leben vorbereiten.") Kein deßhalb abgeſetzter Profeſſor ſoll je wieder ein anderes Lehramt in Deutſchland erhalten; kein Student, der an der Burſchenſchaft oder ähnlichen Verbindungen ferner noch Theil nimmt, ſoll in einem öffentlichen Amte angeſtellt und kein relegirter Student ſoll auf irgend einer andern deutſchen Univerſität zugelaſſen werden. Es ward ferner eine allgemeine Cenſur für alle Zeitblätter und Schriften, die nicht über 20 Bogen im Drucke ſtark ſind, angeordnet, und der Bundesverſammlung eine unmittelbare Cenſurgewalt über alle mißfällige Schriften, in welchem deutſchen Staate ſie auch erſcheinen mögen, ohne weitere Appellation eingeräumt; worauf mehrere Regierungen nicht blos die ihrem Volke verfaſſungsmäßig zugeſtandene Preßfreiheit ſofort ſuspendirten, ſondern auch die Vorſchriften jener Cenſur noch ſtrenger abfaßten (vgl. Hermes V. die Vorrede). Endlich ward eine Central-Unterſuchungs-Commiſſion von ſieben Mitgliedern (ernannt von Öſterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Baden, Darmſtadt) mit Einſchluß eines Vorſitzenden in Mainz niedergeſetzt, welche ausſchließlich zur weitern Unterſuchung der gegenwärtig in mehrern Bundesſtaaten entdeckten revolutionairen Umtriebe und demagogiſchen Verbindungen beſtimmt iſt, die nöthigenfalls ſogar verdächtige Individuen aus jedem deutſchen Bundesſtaate requiriren, verhaften und nach Mainz abführen laſſen kann, und deren Bericht über die gemachten Entdeckungen bald erwartet wird. Unterdeſſen ſetzte man die Unterſuchungen an mehrern Orten mit großem Eifer fort. Jedermann fragte jetzt: Wer ſind die Verſchwörer? und wo ſind ſie? Da erſchien die Schrift von Görres: Deutſchland und die Revolution, welche vor jenen Beſchlüſſen geſchrieben war, und ſcharfen Tadel über einige Regierungen ausſprach, auch in erhabener Myſtik viel Irriges behauptend, manches Ultramontane, Phantaſtiſche und ſelbſt Illiberale vorſchlug. Das Buch ward confiscirt, und der Vf. entzog ſich durch die Flucht nach Frankreich der über ihn ſchon verhangenen Feſtungsſtrafe. Hierauf las man in dem Journal général des Pays-bas einen aus Berlin datirten Artikel, welcher aus zehntauſend Actenſtücken ungefähr zwölf Fragmente mittheilte von ſinnloſen revolutionairen Äußerungen, ohne jedoch hinzuzufügen, wer ſie gethan, wie viele deren ſeyen, wo und zu welchem Behufe ſie ſo geſprochen oder geſchrieben, und was ſie machinirt d. h. wirklich veranſtaltet hätten. Man ſchloß wohl nicht mit Unrecht aus jenen Äußerungen, z. B. „Alexanders, Friedrich Wilhelms Throne müſſen fallen," daß Leute, die ſo ſprechen und ſchreiben konnten, ſehr dumme, wo nicht verrückte Verſchwörer ſeyn müßten, welche mehr Anlage noch zu Tollhäuslern als zu Zuchthäuslern hätten. Übrigens behauptete jener Artikel, der vielen Leſern aus einer echten Quelle gefloſſen zu ſeyn ſchien, in zuverſichtlichem Tone: man habe ſeit 1812 verſucht, Verbindungen unter den ſtudirenden Jünglingen auf den deutſchen hohen Schulen, ſelbſt in Berlin, zu Stande zu bringen. Der Plan ſey geſcheitert; allein im Stillen gereift, habe er ſich bei dem

Wartburgsfeſte entfaltet. (So mußte er ja wohl gleich im Entſtehen offenkundig genug ſeyn!) Nun kenne man bereits 14 ſolcher Verbindungen (die furchtbare Burſchenſchaft), alle zu Einem Zwecke verbunden; unabhängig von dieſen, dem Anſcheine nach noch ziemlich unſchuldigen, größeren Vereinen, beſtünden beſondere Ausſchüſſe von auserwählten, durch Fähigkeit und glühenden Eifer ausgezeichneten Mitgliedern. Wer noch nicht bis zu dem Fanatismus erhitzt ſey, daß er als thätiges Werkzeug bei der gewaltſamen Wiedergeburt des Vaterlandes — dem geheimen Zwecke aller dieſer Verbindungen — ſich hinzugeben verlange, bleibe in den Proläen, und werde nie in das Heiligthum zugelaſſen. Man habe bis jetzt vier dieſer Ausſchüſſe entdeckt (alſo kennt man ja die Verſchwörer!), welche die vierzehn größeren Verbindungen leiteten: drei auf Univerſitäten, den vierten in der Reſidenz eines deutſchen Fürſten; ſämmtlich über den Plan und über die Mittel einverſtanden, die beſtehenden Verfaſſungen umzuſtürzen; nur nicht darüber, ob das in einen Körper zuſammengeſchmolzene Vaterland eine Wahlmonarchie oder einen demokratiſchen Freiſtaat bilden ſoll. Die Mitglieder nennen ſich ſelbſt nach ihrer Kleidung (wahrlich ſehr offenherzig!) die Schwarzen, und zählen nicht blos Studenten, ſondern Männer aus allen Ständen, während die eigentlichen Häupter ſich noch zu verbergen wüßten. Unter den Eingeweihten gebe es den höhern Grad der Unbedingten, welche das, was ihnen als das Eine, was noth thue, erſcheine, durch jedes Mittel zu vollziehn entſchloſſen ſeyen. Sand ſey ohne Zweifel Einer aus dieſer Claſſe. (Was ſich aber trotz aller Nachforſchungen und nach allen gemachten ſo wichtigen Entdeckungen dennoch nicht erwieſen hat!) — Wenn man die Behauptungen dieſes Artikels mit den bis jetzt bekannt gewordenen Reſultaten der Unterſuchung vergleicht, ſo geräth man in Verſuchung, den ganzen Artikel für einen Criminalroman, oder für ein Phantasma zu halten, das die Polizei geäfft hat; wenn er nicht gar eine Myſtification iſt. Man erinnert ſich dabei unwillkührlich an die von einem gewiſſen Oates erfundene Verſchwörung, an welche England, nach Hume's Bericht, zehn Jahre lang glaubte, und die mehreren Menſchen das Leben koſtete! — Nachdem jener Artikel eines niederländiſchen Journals ganz Europa mit der großen Verſchwörung der Schwarzen bekannt gemacht hatte, las man bald darauf in mehrern öffentlichen Blättern ein merkwürdiges, mit dem Namen Bernſtorff unterzeichnetes, angebliches Circular des Berliner Cabinets an die Geſandten und diplomatiſchen Agenten bei den fremden Höfen, welches noch mehr Furcht vor dem geheimen Übel „eines erkünſtelten Mißvergnügens verbreitete, das neben dem natürlichen (in den Verhältniſſen der Zeit gegründeten) herrſche, und das aus irrigen Grundſätzen, aus verderblichen und chimäriſchen Theorien, aus geheimen und ſtrafbaren Abſichten, aus niedrigen und eigennützigen Leidenſchaften entſtanden, und durch die Schriften einer revolutionären Partei verbreitet worden ſey.“ — Dieſe aus Wahlverwandtſchaften von Meinungen und Geſinnungen hervorgegangene Partei habe ſich durch förmliche Geſellſchaften verſtärkt, welche den Umſturz von Deutſchland zur Abſicht hätten, um eine einzige und untheilbare Republik (!!) oder ſonſt eine Chimäre gewaltſam zu realiſiren. Sands und Lönings Attentat ſey, wenn ſie auch keine eigentlichen ſogenannten Mitſchuldigen hätten, nichts deſto weniger die Folge der allgemeinen Denkungsart einer gewiſſen Claſſe, das

Zeichen einer ernſthaften, tiefen, ausgebreiteten Krankheit! Preußen habe die Nothwendigkeit eingeſehen, durch außerordentliche Mittel die Finſterniſſe aufzudecken, unter welchen die furchtbare Verbindung falſcher Lehren und der Bedürfniſſe mit den perſönlichen Leidenſchaften bereitet worden. Allenthalben hatten Thatſachen die Muthmaßungen beſtätigt und die Thätigkeit einer Partei bewieſen, die für eine mehr oder weniger entfernte Zukunft den Saamen der Empörung im Finſtern ausſtreue. Die geheimen Anführer würden durch Gleichheit der Grundſätze und Geſinnungen mit einander verbunden, und ſeyen durch eine natürliche Anziehung mit einander verknüpft. Sie wollten alle politiſchen Unterſchiede unter den Völkern Deutſchlands aufheben; zu dieſem Endzwecke hätten ſie ſich der aufwachſenden Generation bemächtigt, der ſie den Geiſt der Unabhängigkeit und des Stolzes einhauchten: Vernichtungsgrundſätze, eingehüllt in abſtruſe Metaphyſik und in eine myſtiſche Theologie, um den politiſchen Fanatismus durch religiöſen Fanatismus zu verſtärken u. ſ. w. — Dem Verfaſſer dieſes Artikels ſind ſolche Lehrbücher auf den proteſtantiſchen Univerſitäten nicht bekannt. Im Mittelalter gab es dergleichen; auch unſre Myſtiker neigen ſich mehr oder weniger faſt Alle zum Catholicismus jener Zeit hin, und der verſt. Graf Friedr. Leop. von Stolberg empfahl ſelbſt in ſeinem Aufſatze über den Zeitgeiſt die knechtiſche Barbarei des dunkelſten Mittelalters. Dagegen enthalten unſre beſſeren Compendien über Moralphiloſophie, Politik und Ökonomie nichts Abſtruſes noch Metaphyſik.) — Indeß geſteht der Vf. ſelbſt ein, daß hier nicht von einer Verſchwörung die Rede iſt, ſondern von der Vorbereitung einer Revolution von Preußen und ganz Deutſchland, nicht im jetzigen Augenblicke, ſondern in der Zukunft. (Aber wie unterſcheidet ſich eine ſolche Vorbereitung zu einer Revolution von einer Verſchwörung?) „Gegen Individuen allein mit Strenge verfahren, welche als mit den Abſichten und Umtrieben der Partei am meiſten vertraut und nicht als die ſtrafbarſten (wer iſts denn ſonſt?) verhaftet worden waren, wäre eine partielle Maaßregel geweſen; in den Urſachen (d. i. in den beiden großen Vehikeln der öffentlichen Meinung, nämlich der Druckerpreſſe und des öffentlichen Unterrichts) mußte man den Wirkungen vorbeugen.“ Hierauf wird der „Wunſch nach einer Nationalrepräſentation als demokratiſch“ gerügt und als die aus dem Mißbrauche der Preſſe und aus dem ſchlechten Lehrgeiſte entſtandene politiſche Krankheit eines Theiles von Deutſchland (doch nicht Würtembergs, Bayerns, Badens, 2c.) bezeichnet. Darum ſeyen gemeinſchaftliche Maaßregeln nöthig geweſen. Am Schluſſe ſagt das Schreiben noch, daß die Gewebe der revolutionären Umtriebe ſich in viele Länder erſtrecken, wo ſie durch beſondre Unterſuchungen entdeckt worden, ohne daß man ſie verfolgen kann, daher werde ein allgemeiner, blos temporärer Unterſuchungs-Ausſchuß alle Thatſachen am beſten auffinden und zuſammenſtellen. Übrigens hätten die Mächte Europa's, die ihre Anſtrengungen gegen die Umwälzungen, ſo wie gegen die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution vereinigt, Legitimität und Eigenthum auf ihre alten Grundlagen (iſt dies in Genua, Venedig, Sachſen, Polen 2c. 2c. wirklich geſchehen?) wieder eingeſetzt, und dieſen Zuſtand der Dinge ſich gegenſeitig garantirt. Je größer nun die Macht Deutſchlands ſey (durch das enge Anſchließen Preußens an Öſterreich), deſto leichter werde ſie alle Entwürfe hemmen, die dem Bunde der Bruderliebe und der heiligen Allianz zuwider

wären. — Dieſes Umlaufſchreiben befeſtigte den wankenden Glauben an die drohende Gefahr aufs neue. Unterdeſſen gingen die Unterſuchungen fort und die Beſchlüſſe vom 20ſten September wurden vollzogen. Doch war die Vollziehung hier und da äußerſt mild. Die Univerſität Göttingen behielt auf erhobene Beſchwerde ihre Cenſurfreiheit; in Leipzig und in Sachſen überhaupt blieb es bei den bisherigen Cenſurverordnungen, die für hinreichend angeſehen wurden, um ſo mehr „da die Unterthanen durch ihr Betragen keine Urſache zu Nachforſchungen wegen demagogiſcher Umtriebe gegeben hätten." In Jena wurde der Prof. Martin, als er unter ſolchen Umſtänden keine Vorleſungen halten zu können ſich erklärte, durch den Großherzog von jener Vormundſchaft freigeſprochen, der ſeine Collegen unterworfen blieben. Anderwärts war die Curatel ſtrenger. In Landshut beſuchte der k. Commiſſär, Herr v. Günther, die Vorleſungen der Profeſſoren und ließ Examinatorien halten. Auch nahm er des daſigen Profeſſors Köppen Abhandlungen über das dermalige Verhältniß der deutſchen Univerſitäten in Beſchlag. In Heidelberg und Freiburg erhielt der Commiſſär das Recht, die Hefte der Studenten zu unterſuchen und die von der Dogmatik und dem öffentlichen politiſchen Syſtem in ihren Vorträgen ſich entfernenden Profeſſoren zurechtzuweiſen u. ſ. w. Der akademiſche Senat zu Freiburg ſandte daher eine Proteſtation gegen ſolche die Lehrfreiheit beſchränkenden Maaßregeln an den Hof ein. In Berlin proteſtirte die Univerſität gegen die von der Bundesverſammlung den Univerſitäten gemachten Anſchuldigungen. Bayern, Würtemberg, Baden u. ſ. w. behaupteten ihr Repräſentativſyſtem; und erſteres ſoll, wie man ſagt, auch in Wien, wo einer der muthigſten Vertheidiger der bayerſchen Conſtitution, Herr von Zentner, an dem Miniſtercongreſſe Theil nahm, nebſt der würtembergiſchen Geſandtſchaft (Herr von Mandelslohe und Herr von Trott), die Öffentlichkeit der ſtändiſchen Verſammlungen gerettet haben. Aus gültigen Rechtsgründen weigerte ſich der aus Cöln nach Berlin in Haft gebrachte Mühlenfels daſelbſt im Verhöre zu antworten. Überhaupt waren am Ende des Januars 1820 nur an wenig Orten noch Verhaftungen vorgefallen. So ſaßen zu Bonn im Gefängnißhauſe der Student Sichel nebſt dem vormaligen Turnlehrer Baumeiſter und dem Studenten Colonius, alle drei in Criminalunterſuchung. In Wetzlar wurden der Director des Gymnaſiums, Ludwig Snell, ſo wie der ehemalige Turnlehrer an demſelben, Sartorius, ein genauer Freund von Sand, verhaftet, und in Criminalunterſuchung gezogen. Doch wurden, ſeit man das Verfahren in der Unterſuchungsſache in den Weg der Gerechtigkeit überwieſen hatte, mehrere der Verhafteten freigelaſſen. Dies geſchah zu Wien, wo einige junge Schweizergelehrte verhaftet worden waren, in Berlin und an andern Orten. Der Freilaſſung der übrigen ſah man entgegen. Da man nun in der Gegenwart keine verbrecheriſchen Handlungen entdeckte, da ſich nicht einmal gegen Jahn ſolche Beweiſe, wie man ſie ſuchte, vorfanden, und da man eben ſo wenig aus den Nachforſchungen über die Vergangenheit und die ehemals geäußerten Geſinnungen den Anfangspunkt verbrecheriſcher Entwürfe herausfinden konnte; ſo gerieth man in Verlegenheit und fragte ſich: was wird denn aus der großen Verſchwörung werden, mit welcher wir Europa in Angſt geſetzt haben, wenn wir nicht einmal einen einzigen Verſchwörer an das Tageslicht bringen können? Die bereits am 8. Jul. 1819 in Beſchlag genommenen Papiere der Berliner Burſchenſchaft hatten blos auf die Spur geführt, daß der Prof. Dr. de Wette in Berlin ein Troſtſchreiben an Sands Mutter erlaſſen habe.

Die preußiſche Regierung trug daher bei der königlich bayerſchen auf die Vernehmung der Sandſchen Familie über ihre Verhältniſſe zum Profeſſor de Wette und auf die Mittheilung jenes Schreibens an. Bei der nähern Unterſuchung ergab ſich zwar in Anſehung jener Verhältniſſe nichts Verdächtiges; allein die von Sands Ältern dem Landgerichte zu Wunſiedel (den 5. Auguſt) ausgelieferte Abſchrift des de Wette'ſchen Schreibens an die Juſtizräthin Sand vom 31ſten März veranlaßte die Vernehmung des Dr. de Wette, und da er ſich zu dem Inhalte der Abſchrift ſeines Privatbriefes bekannte, die ſofortige Entlaſſung deſſelben von ſeinem Lehramte durch eine Cabinetsordre. Dies alles aber entſprach den Erwartungen von der Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen keineswegs, und ſchon las man in öffentlichen Blättern die einlenkende Bemerkung, „die außerordentlichen Maaßregeln im Preußiſchen wegen demagogiſcher Umtriebe und geheimer Verbindungen ſeyen vielleicht nicht genug in der eigenthümlichen Farbe, die ſie in Preußen als preußiſche (?) nothwendig beſitzen, allgemein erblickt und gefaßt worden.“ — „Die Vorkehrungen hätten faſt nur die Zukunft zum Gegenſtande gehabt, und wären der möglichen Gefahr entgegengetreten. Es ſey der Regierung um Enthüllung, um Einſicht und Kenntniß zu thun geweſen, um Abſchreckung und Warnung, damit im Dunkeln kein Übel ſich geſtalte und vermehre, das ſpäterhin nur trauriger beſtritten würde.“ Endlich ward das Publicum durch die im 15ten und den folgenden Stücken der preußiſchen Staatszeitung (Februar 1820) enthaltenen „actenmäßigen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutſchland“ aufgeklärt, und nun ſah man allerdings, wie groß die Gefahr geweſen war. An der Spitze der deutſchen Radicalreformer erſcheint hier ein ehemaliger Jenaiſcher Student, Ferdinand Johann Witt, der Sohn eines holſteiniſchen Pferdehändlers, welcher erſt in Kiel, dann in Jena bis Ende 1818 ſtudirt und zuletzt in Altona unter Polizeiaufſicht geſtanden, dann aber, im Oct. 1819, — weil er es in Deutſchland nicht mehr habe aushalten können, — ſich nach England eingeſchifft, und in London die auffallenden Artikel über Deutſchland im Morning Chronicle geſchrieben hatte. Dieſer Enthuſiaſt, der nach dem Protokolle des Jenaer Univerſitätsgerichts vom 21ſten December 1818, ſchon in Jena für einen überſpannten, wo nicht halb verrückten Menſchen galt, ſoll daſelbſt nebſt Sand und andern in Arreſt geweſenen Individuen zu einem engern Vereine gehört haben. Er iſt Verfaſſer der Flugſchrift: Neueſtes aus Churheſſen,“ und hat ſich ſelbſt als Verfaſſer des aufrühreriſchen Gedichts: „Die deutſche Jugend an die deutſche Menge zum 18ten October 1818, 30 oder 35 gleichviel!“ angegeben. Auch ſoll er ein Werk über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Revolutionen noch unter der Feder haben. Jene Aufſätze von ihm im Morning Chronicle ſtimmen mit den im Juli 1819 in Beſchlag genommenen, an Wahnſinn gränzenden, politiſchen Tiraden eines unter Polizeiaufſicht ſtehenden Gymnaſiaſten in einer preußiſchen Stadt faſt wörtlich überein. Dieſer Gymnaſiaſt hat nämlich geſchrieben: „alle 38 (oder nach ſeiner eigenen Erklärung zum Protokolle: die ſouverainen Fürſten Deutſchlands) zu tödten, iſt ein leichtes Ding!“ u. ſ. w. In einem andern Aufſatze im Morning Chronicle vom 16ten Nov. ſchildert ein Deutſcher die jugendlichen Verbindungen, welche an die Stelle der 1814 aufgelöſten deutſchen Union getreten ſind und die die nachherigen demagogiſchen Umtriebe veranlaßt haben. Ferner theilt die Staatszeitung als Beweiſe der Jugendverführung, daß man nämlich in Schulen gelehrt

habe: „die Jugend ſey ſchon im Knabenalter mündig und müſſe daher frühzeitig mit den Grundlagen einer auf republikaniſchen Grundſätzen aufzurichtenden Verfaſſung ſich beſchäftigen, ſo daß ſich Tertianer und andere Schulknaben zu Staatsreformatoren und Conſtitutionsverfaſſern berufen geglaubt" — jedoch ohne die Namen der jungen Verfaſſer zu nennen, mehrere ſchriftliche Expectorationen dieſer Lykurgus-Embryone mit, und fügt die Bemerkung hinzu, daß ſie ſämmtlich leidenſchaftliche Schüler der Turnplätze geweſen ſeyn. Wir führen hieraus nur ſo viel an: 1. Ein ſechzehnjähriger Gymnaſiaſt ſchreibt phraſeologiſchen Unſinn über Einheit und Freiheit an einen jungen Privatdocenten, den 19. Mai 1819. 2. Ähnliche ſchwärmeriſche Luftblaſen beſchreibt ein ſechzehnjähriger Tertianer den 30ſten November und den 29ſten December 1819 einem Seminariſten. 3. Erklärt ſich ein zwanzigjähriger Seminariſt ſchriftlich über das wiederkommende heilige deutſche Kaiſerthum; auch die Turngemeinden haben der Wiederkunft eines deutſchen Kaiſers entgegen geharrt. 4. Ein Buchdruckerlehrling ſchreibt dito an einen Seminariſten. 5. Ein achtzehnjähriger Handlungsburſche ſchreibt Ähnliches an einen Schulamtscandidaten den 24ſten September 1819. 6. Ein Schüler, der eben confirmirt werden ſoll, legt demſelben Seminariſten den 27ſten November 1819 ſeinen Conſtitutionsentwurf von einem deutſchen Kaiſerthume vor, wie es in vierzehn Kreiſe einzutheilen ſey u. ſ. w. Dieſe Solone äußern ſich zum Theil mit beifälliger Bewunderung, oder wie ein zwanzigjähriger, unmündiger Schulamtscandidat myſtiſch-albern über Sands That. 7. Noch kecker erklärt ſich über das künftige „nicht mehr Beſtehen der Kleinſtaaten in Deutſchland, die er Mäuſe nennt, welche ſtets an unſerer Volksthümlichkeit nagen" (die der geſundere und größere Theil der Deutſchen aber als Staaten achtet, in welchen die liberalen Ideen ſehr oft eine Freiſtätte gefunden haben und noch finden), ein D. M. in F. f. t. in einem Briefe vom 13ten Auguſt 1815. 8. Dieſelbe politiſche Einheit Deutſchlands (welche übrigens, freilich in einem andern Sinne, die Beſchlüſſe vom 20ſten September ebenfalls im Auge gehabt haben), iſt in mehreren wiſſenſchaftlichen Studentenvereinen, z. B. in G., J., F., ganz ernſthaft beſprochen worden, wie die in der Staatszeitung ausgehobenen Stellen aus Briefen und Ausſagen mehrerer Studenten und Magiſter beweiſen; aber faſt immer erſcheint die Freiheit und Einheit Deutſchlands unter Einem Kaiſer nur als Idee; wie ſie ſchon oft in gedruckten Büchern verhandelt worden iſt. Falſche Theorien, ſelbſt in der Politik, ſind von jeher innerhalb und außerhalb der Mauern Iliums aufgeſtellt worden. Suchte nicht erſt vor kurzem ein Recenſent in der von Maſtiauxſchen Literaturzeitung (Heft III, 1819) den Grundſatz aus der Finſterniß des Mittelalters wieder hervorzuziehen: „daß der Papſt, zwar nicht ex officio, aber auf Anrufen (der Unterthanen) den Huldigungseid relaxiren könnte?" Überhaupt darf man fragen, in welchem öffentlichen Blatte hat man ſich unſchicklicher gegen Regierungen und Staatsminiſter erklärt, als es in jenem Blatte geſchehen iſt, das die proteſtantiſchen Fürſten beſchuldigt, die catholiſche Kirche unterdrücken zu wollen? — Die falſche Theorie wird nur durch die Theorie widerlegt, nicht durch die Macht: erſt wann Abſicht und That hinzukommen, greift die Macht ein. Nun bringt aber die Staatszeitung ſelbſt Zeugniſſe bei, daß von gewaltſamen Mitteln, eine Einheit in Deutſchland zu bewirken, in den Burſchenſchaften nie die Rede geweſen ſey. Auch ſtößt man unter allen dieſen Einheitspredigern auf

wenig entſchiedene Republikaner, die reine Volksherrſchaft wollen; nur Eine Stimme — ſie ſoll die eines der verborgenen Häupter ſeyn — läßt ſich toll und gräßlich genug ſo vernehmen: „Wenn man nur erſt die Vereinigung Deutſchlands unter ein Haupt bewirkt hat, dann iſt ja ein Hals leichter abgeſchnitten, als 35, um die allgemeine deutſche Republik zu ſtiften!“ — Hat aber die große Verbindung nur ſolche Häupter, ſo möchte ſie wohl ganz eigentlich eine kopf- und hirnloſe Ausgeburt politiſchen Aberwitzes, die ſich zum Glück nur auf die Schulbänke verirrt hat, genannt werden können. Auffallend iſt die Öffentlichkeit, mit welcher dieſe Jünglinge ihren Galimathias in Briefen und Stammbüchern niedergeſchrieben haben, ſo wie die Formloſigkeit ihrer Verbindungen. So verfahren keine Verſchwörer. Im Allgemeinen ſcheint aus dem bisher Bekanntgemachten zu folgen, daß die Geſinnung und die Idee des Vaterlandes eine Menge jugendlicher Köpfe erhitzt und drehend gemacht hat, daß dieſe aber weislich die That der Zukunft überlaſſen haben. Das Materiale des Verbrechens beſchränkt ſich alſo nicht auf eine wirkliche Verſchwörung, wie ſie das Criminalrecht kennt, ſondern auf demagogiſche — ſpäterhin revolutionär genannte — Umtriebe in der Studentenwelt. Nun heißen aber Umtriebe (menées) nicht Abſichten, Geſinnungen und Ideen, ſondern Machinationen, oder geheime Kunſtgriffe, d. i. eine verborgene Art und Weiſe zum Schaden Anderer zu handeln; demagogiſch aber bedeutet ſo viel, als das Volk unter dem Scheine des Rathgebens verführen. Alles kommt daher auf die Beantwortung folgender Fragen an, die ſich bei dieſem Prozeſſe von ſelbſt darbieten: Wer hat das Volk verführt; wozu ward es verführt und wodurch? Was hat das verführte Volk als ſolches gethan, oder hat es ſich verführen laſſen? In Anſehung des Wer ſind wir zwar noch im Dunkeln; doch beantwortet ſich dieſe Frage zum Theil durch die bereits verhängte Beſtrafung. Es ſind nämlich als Volksverführer anzuſehen oder ſie konnten es noch werden: 1. alle Herausgeber von Zeitungen und Schriften unter zwanzig Bogen; denn ſie haben die Cenſurfreiheit auch da, wo ſie bereits verfaſſungsmäßig ausgeſprochen war, auf fünf Jahre verloren; 2. alle öffentliche Lehrer; denn die Lehrfreiheit auf Univerſitäten iſt unter Curatel geſetzt worden; 3. alle Turnmeiſter; denn ſämmtliche Turnplätze ſind geſchloſſen, und das Turnweſen iſt ſeit dem 2ten Januar 1820 in der preußiſchen Monarchie gänzlich verboten; 4. einige öffentliche Lehrer, die ihrer Geſinnungen und Grundſätze wegen abgeſetzt worden ſind; doch hat man bis jetzt keinen derſelben demagogiſch-revolutionärer Umtriebe überführen können. Das: Wozu iſt das Volk verführt worden? hat die Staatszeitung durch das von den Volksverführern ſelbſt gebrauchte Wort: „wiſſenſchaftlich-bürgerliche Umwälzung Deutſchlands“ bezeichnet; andere Schriften durch den „Umſturz der beſtehenden Ordnung und Ruhe;“ — doch habe dieſen Umſturz erſt die künftig erwachſende Generation zu Stande bringen ſollen. Heißt eine wiſſenſchaftlich-bürgerliche Umwälzung ſo viel als eine Umwälzung des politiſchen Zuſtandes durch die Theorie oder durch die Wiſſenſchaft, d. h. durch eine Idee, die den Willen des Volks zu gewaltſamer That hinreißt? Wenn dieſe Idee nach den vorliegenden Acten: Freiheit und Einheit Deutſchlands unter einem Kaiſer iſt, ſo hat ſich das Volk, was den Kaiſer betrifft, ſchon ſeit dem weſtphäliſchen Frieden daran gewöhnt, ſie nicht mehr zu wollen; was aber die Einheit betrifft, ſo hat über eine kraftvolle Nationaleinheit alles Gemeinſamen unter den Vernünftigen in Deutſchland ſtets dieſelbe

Meinung geherrſcht; hierzu bedarf es nicht erſt der Burſchenſchaft. Die Freiheit endlich iſt eine Allen angeborene Idee und das Ideal der bürgerlichen Entwicklung überhaupt; oder wie ein alter Puriſt dieſes Wort überſetzt: ein Schöngedacht! Was man aber unter Freiheit und Einheit verſtehen ſoll, darüber iſt der große Haufe von jeher nicht ganz im Klaren geweſen; am wenigſten wird ein Haufe junger Burſche darüber die öffentliche Meinung fixiren. Der blinde Fürſtenhaß, zu dem mehrere derſelben ſich bekennen ſollen, zeigt ſich nicht im deutſchen Volke; auch iſt er von den Fürſten ſelbſt durch ihre Regierung am ſicherſten entwaffnet worden. Das Gefährliche der akademiſchen Bundesidee liegt einzig und allein in der Lehre von der Nothwendigkeit einer Revolution, d. i. eines gewaltſamen Umſturzes; dieſer Lehre aber hat zu jeder Zeit am kräftigſten die Zufriedenheit des Volks widerſprochen. Theoretiſche Schulgrübeleien bringen nun und nimmermehr eine Revolution hervor, deren einziger Grund öffentliche Willkühr und öffentliches Elend iſt. Die dritte Frage: Wodurch hat man das Volk verführt, iſt bereits amtlich beantwortet, jedoch iſt zugleich die Volksverführung auf die Schuljugend beſchränkt worden, daher das Verbrechen eigentlich in pädagogiſchen und theoretiſch methodologiſchen Umtrieben beſteht. Denn die erwachſene Generation, heißt es in der Staatszeitung, ſey „bei ihrer Rechtlichkeit und Vernunft" der Verführung für unempfänglich geachtet worden; darum hätten die Verführer ſich der Jugend auf Univerſitäten, Gymnaſien und Schulen bemächtigt. Hier haben wir alſo daſſelbe Verbrechen, weßhalb einſt Sokrates den Giftbecher trinken mußte. Nur fehlt es diesmal an dem Sokrates. Als Mittel der Verführung ſind nach der Staatszeitung gebraucht worden: 1. die Larve der Deutſchheit; 2. die Larve der Erkräftigung vermittelſt des Turnens; 3. geheime Verbindungen in und außer der Akademie, beſonders die allgemeine Burſchenſchaft, und angeblich geheimere Grade derſelben. „Das Turnweſen und die Burſchenſchaft, ſagt das Circulare, hatten zur Abſicht aus der geſammten Jugend einen Staat im Staate zu machen." 4. die Lehre von der Volksthümlichkeit, d. h. von republikaniſchen Grundſätzen (zwiſchen beiden iſt doch wohl ein großer Unterſchied!). Nach dieſen Mitteln zu urtheilen, ſcheint die Zahl der Jugendverführer ſehr groß zu ſeyn; denn wer weiß es, ob die vielen Anhänger und Lobredner des Deutſchthums, des Turnweſens und der Volksthümlichkeit dieſe nicht als Larven vorgenommen haben? — Die vierte Frage beſchränkt ſich auf das, was die verführte Jugend als ſolche gethan hat; vom Volke ſelbſt kann dabei nicht mehr die Rede ſeyn. Die Staatszeitung hat durch die abgedruckten Stellen aus Briefen, Aufſätzen und Protokollausſagen den Vorwitz und den Wahnſinn mehrerer Knaben und Jünglinge hinlänglich nachgewieſen. Überhaupt ſind bei dieſem Prozeſſe gar mancherlei Ideen, Geſinnungen und Anſichten aus dem vertraulichen Umgange an das Licht und in Criminalunterſuchung gezogen worden; natürlich mußte auch bei der Abfaſſung der prohibitiven Strafbeſchlüſſe auf die möglichen Folgen, welche die realiſirte Geſinnung in der künftig erwachſenen Generation hätte haben können, Rückſicht genommen, und den Verführern in Maſſe dieſe unheildrohende Geſinnung des jungen Volks als Schuld zugerechnet werden. Da nun die Ältern für die Schuld der Kinder und die Lehrer für die Schuld der Jugend nach dem Criminalcodex der Probabilität verantwortlich ſind, ſo war es Recht, daß die Leſer ihrer geſetzlich bewilligten Freude an der Preßfreiheit und die akademiſchen Lehrer ihrer bis-

erigen Lehrfreiheit (was den Geiſt der Vorträge betrifft) verluſtig purden, daß die Schaar der Tages- und periodiſchen Schriftſteller ür ihre leichtfertigen oder unartigen Collegen mitbüßten, und daß alle Turnplätze hermetiſch verſiegelt wurden; Hermes war ja ſchon im alten Griechenlande der Aufſeher über die Athletik und führte den Vorſitz bei den Ringſpielen! — Indeß erlauben wir uns nur eine Bemerkung. Schon vor dem Aufkommen des Turnweſens hat man in vielen Familien und gelehrten Schulen, auch da, wo es ſpäterhin keine Turnplätze gab, wahrgenommen, daß in der männlichen Jugend „Beſcheidenheit, Gehorſam, deutſcher wiſſenſchaftlicher Fleiß, Ehrfurcht nd Vertrauen — nicht ſowohl für Regenten und für bürgerliche Ordnung. — als vielmehr für Ältern, Lehrer, Vorgeſetzte und das Alter überhaupt, merklich abgenommen hatten. Man bemerkte, daß er alte, höchſt ſtrafbare, mit den ſogenannten humanioribus ganz nverträgliche Pennalismus, der die Jüngern mißhandelte und das Schutzſuchen bei dem Vorgeſetzten dem Schutzloſen zum Verbrechen nachte, welches die ältern Buben oft auf die grauſamſte Art rächten, aß dieſer rohe Pennalismus auf vielen hochgeprieſenen claſſiſchen Schulen ſein Unweſen forttrieb und ſelbſt in Penſionskinderſchulen pukte. Man hatte geſehen, daß in mehr als einer Familie vom ſogenannten feinen Tone das väterliche Anſehen ganz geſunken war, weil ie Frauen aus ihrer Sphäre heraustraten und der Luxus beide Theile n ſeine Wirbel fortzog. Was, fragte der Beobachter, wird dieſe geſetz- und zuchtlos aufgewachſene rohe Jugend auf der Univerſität beginnen, wo ſie füglich unter keiner nähern Aufſicht mehr ſtehen kann? Wozu ſind denn bei unſern Schulen Schulinſpectoren vom Magiſtrate, von der Geiſtlichkeit und vom Conſiſtorium, und Rectoren angeſtellt, die große Gewalt — und z. B. auf jenen claſſiſchen Schulen, auch große Einkünfte haben, um von den Spenden der Schüler ganz unabhängig leben zu können? Thun dieſe Männer ihre Pflicht nicht, oder meſſen ſie wohl gar die Strenge ihrer Zucht nach der Beträchtlichkeit der Geſchenke ab, — die, beiläufig ſey dies geſagt, den Genuß einer Freiſtelle oft ganz verkümmern, — was ſoll der Knabe für eine Achtung gegen Vorgeſetzte und für Geſetze auf die Univerſität mitbringen? Hier wo ſchon längſt dem Unſinn der Duelle und anderer rohen Ausbrüche der Selbſthülfe von Seiten des Staats nicht Einhalt gethan werden konnte, wodurch nothwendig das Anſehen deſſelben in den Augen der jungen Freiherrn ſinken mußte! Man unterſuche nur die frühere Schuljugend und die Familienerziehung der aufſätzigen Turner und Burſche (denn nicht alle ſind roh und unbeſcheiden; wir kennen mehrere, die ſich, trotz ihrer deutſchthümlichen Tracht, durch Sitten, Fleiß und Denkart ſehr auszeichnen), und man wird in den meiſten Fällen finden, daß nicht das Turnen allein, noch die akademiſche Freiheit, ſondern daß auch die ſchlaffe Zucht der Rectoren und Schulinſpectoren, nebſt der Schwäche der Väter, an der trotzigen Richtung des Jünglings Schuld geweſen ſind. Übrigens hat ſich freilich in unſerer Zeit das allgemeine Geſpräch über politiſche Reformen wie ein Schnupfenfieber ſo verbreitet, daß man ſich nicht wundern darf, wenn auch die auf alles Neue durch den „heiligen" Krieg vorbereitete Jugend davon ergriffen worden iſt. Jeder Wohlwollende muß daher ernſtlich wünſchen, daß die am 18ten November 1819 ausgefertigte Dienſtvorſchrift für die außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten bei den preußiſchen Univerſitäten ſowohl, als die neue Ordnung für die künftige Verwaltung der akademiſchen Disciplin und Polizeigewalt,

welche einem eigenen Univerſitätsrichter in allen Fällen, wo Ermahnungen und Verweiſe nicht ausreichen, übertragen iſt, dem akademiſchen Geiſte die reinwiſſenſchaftliche und ſittlich freie Richtung wiedergeben möge, welche keiner Burſchenordnung bedarf, um akademiſche Händel anders als durch Duelle abzuthun. Es iſt zu wünſchen, daß künftig keine politiſchen Träumereien mehr dem jugendlichen Geiſte jene heitere Unbefangenheit und die Freiheit rauben mögen, die allein das ernſte Studium zur reinſten Lebensfreude erhöhen können. Sollte nun auch, wie man glaubt, das große Schreckbild einer im Keime erſtickten gewaltſamen Umwälzung der monarchiſchen Ordnung des deutſchen Staatenbundes mit der Freilaſſung der Gefangenen völlig verſchwinden, und wie eine Feuerkugel plötzlich verlöſchen, ſo wird dieſes politiſche Meteor dennoch ſehr wohlthätige Folgen zurücklaſſen, wenn man gegen die Schulepidemie theoretiſcher Schwindelei eine hinlängliche Doſis Nieswurz aus Logik und Disciplin bereit hält, ohne deßhalb dem „vernünftigen und rechtlichen" erwachſenen Theile der Nation den Genuß einer rechtlichen und vernünftigen Freiheit zu entziehen.

N a ch t r a g

zu dem Artikel

S p a n i e n.

Spanien wird d. 7. März 1820 eine conſtitutionelle Monarchie. „In jedem Falle — ſo ſchloſſen wir (im Juli 1819) den Art. B. IX, S. 300 — geht Spanien groſen Ereigniſſen entgegen.“ Dies iſt geſchehen. Ein Wechſel der Dinge, wundervoller als der von Nacht und Tag, hat die Hülle der Willkühr und der Finſterniß von der ſpaniſchen Monarchie abgeſtreift, und — wie durch einen Zauberſchlag — iſt die Nation hervorgetreten, im Beſitze der freieſten Verfaſſung von Europa! Kein Donner hat die Luft, kein Erdbeben hat den Boden erſchüttert: die Sonne iſt aufgegangen, und die Nebel ſind verſchwunden. Aus den Kerkern der Inquiſition und aus dem Palaſte der Willkühr hat der allgemeine Wille des edeln hiſpaniſchen Volks die **Conſtitution vom 18. März 1812** hervorgerufen in das Leben, ohne Rache, ohne Blut. Nicht die Preßfreiheit hat dieſe Verwandlung — die plötzlichſte und allgemeinſte, welche je die politiſche Welt erlebte, — vorbereitet; auch nicht der Meinungskampf einer berathſchlagenden Volksverſammlung: ſondern die Armee. Das koſtbarſte Werkzeug der Willkühr hat die Willkühr ſelbſt vernichtet. Denn mächtiger als das Bayonnet iſt die Idee der Freiheit und des Vaterlandes in der Bruſt eines Volks, das den Namen Volk verdient; dagegen iſt nichts ſo zerbrechlich als der Thron der Gewalt in einer Zeit, wie die unſrige. Die Nachwelt wird ſie nennen das Jahrhundert der politiſchen Reformation. — In Spanien entwickelte ſich dieſe Umwandlung aus der Natur der Dinge ſelbſt: aus einem Geſetze, das Welten erſchafft und zerſtört, wie es die Throne der Könige ſtürzt und aufrichtet, aus dem Geſetze der Nothwendigkeit. Als Ferdinand (ſ. IX, S. 297) in Valencia war, hörte er nicht ſein Volk an, das ihm den Thron bewahrt hatte, ſondern eine Kaſte, die ruhmlos ſeiner Perſon zunächſt ſtand. Auf die Meinung des Herzogs von Infantado und auf den Rath des Generals Elio verwarf er die Conſtitution der Cortes, ſtatt ſie zu beſchwören. Hierauf zerriß in Madrid General Eguia mit Bayonneten die Urkunde der Nation; und die bedeutendſten Mitglieder der Cortes wurden in Kerker geworfen; ein Arguelles ſchmachtete in Ceuta! Zwar verſprach Ferdinand VII. (IX, 298), die Cortes zu berufen und eine liberale Conſtitution zu gründen; allein er gab dafür der Nation Mönche, Inquiſitoren und Jeſuiten. In ihrem Gefolge befand ſich das ganze Rüſtzeug der Verfolgung und Unterdrückung, ſelbſt die Folter. Vergebens warnten freimüthige Männer, wie Empecinado, Balleſteros und Andere den König. Sie wurden verbannt oder eingekerkert. Aber deſto tiefer fühlte das Nationalheer die Schande, daß einige aus ſeiner Mitte das Vaterland — Freiheit und Verfaſſung — meineidig zu verrathen die Feigheit gehabt hatten. Porlier, Mina, Lacy, Vidal traten, Einer nach dem Andern, an die Spitze der Anhänger des früher von ihnen beſchwornen Staatsgrundgeſetzes. Sie wurden verrathen und hingerichtet;

ihre Freunde zu Hunderten auf die Folter und ins Gefängniß geworfen. Die Inquiſition verfolgte alle Liberales als Freimaurer. Elio und Eguia herrſchten durch das Schrecken; jener in Valencia, dieſer in Granada. Im Cabinet des Königs wechſelten fünfundzwanzig Miniſter; nur der behauptete ſich, welcher gegen die ſo oft erwartete, von zwei Königinnen vergebens erflehte, Amneſtie und milde Maßregeln am entſchiedenſten ſich geſetzt hatte, Lozano de Torres. Und als er endlich dem Herzog von San Fernando weichen mußte, da verübte er (keiner von den Liberales, die deſſen beſchuldigt wurden) den Streich mit den untergeſchobenen Ordres an die Milizen, um das Syſtem der Härte, ſich und die mit ihm verbundenen Jeſuiten in der Höhe zu erhalten. Unterdeſſen befeſtigten die Männer von Buenos Ayres, von Chili, von Venezuela und von Neu-Granada ihre Freiheit; die Floridas mußten an die vereinigten Staaten abgetreten werden; es verunglückten die Truppen, welche man dem bedrohten Lima zu Hülfe ſandte, und die große Armada in Cadiz verſchlang den Schatz erzwungener Anleihen, den Credit ſelbſt, und kam nicht zu Stande. Gleichwohl beharrte der König auf dieſer Unternehmung. Es ſchien, man wollte die Armee über das Weltmeer hin verbannen, weil man ihren Geiſt, ihre Vaterlandsliebe fürchtete. Da bildete ſich in dem Heere ein geheimer Bund der Offiziere, die Conſtitution wieder herzuſtellen und ganze Regimenter beſchloſſen, ſich der Einſchiffung zu widerſetzen. An die Spitze ſtellte ſich O'Donnel Graf del Abisbal, der Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee; als er aber ſeinen Ehrgeiz, als Dictator das Schickſal der Monarchie zu leiten, durch die Civilgewalt gehemmt ſah, trat er auf die Seite des Königs zurück, und ließ d. 8. Juli die Abtheilung der Truppen, welche ſchon das Zeichen zum Aufſtande gegeben hatte, entwaffnen. Darauf unterbrach das gelbe Fieber die Zurüſtungen. Endlich ward der Befehl zur theilweiſen Einſchiffung der Truppen im December 1819 gegeben, und ſchon ſollte ſie im Januar 1820 vor ſich gehen, als plötzlich vier Bataillone unter dem Obriſtlieutenant D. Raphael Riego, den 1. Januar des Morgens um 1 Uhr, zu S. Juan die von der Nation 1812 beſchworne Conſtitution proclamirten, hierauf das Hauptquartier zu Arcos umzingelten, den (an Abisbals Stelle vom König ernannten) Oberbefehlshaber Calderon, ſeinen Generalſtab und den Seeminiſter in Verhaft nahmen, ſich der Forts San Fernando und S. Pedri bemächtigten, die Stadt Isla de Leon (40,000 Einwohner) beſetzten, und die in Folge des 8. Juli eingekerkerten Offiziere befreiten. Unter dieſen befand ſich der von ihnen im Voraus ſchon zum oberſten Anführer beſtimmte Ingenieuroberſte, Antonio Quiroga. Der Angriff auf Cadiz mißlang. Hier leiſteten die Seetruppen Widerſtand, und die Inſurgenten waren nicht ſtark genug, die Cortadura, welche die Landenge von Cadiz vertheidigt, zu nehmen; doch eroberten ſie la Caracca, wo das Seearſenal, ein Linienſchiff, mehrere Kanonierſchaluppen, viele Transporte und Lebensmittel in ihre Hände fielen, und wo ſie gegen tauſend Staatsgefangene in Freiheit ſetzten. Bald wuchs das Nationalheer — ſo nannten ſich die Inſurgenten — durch die königl. Truppen, welche zu ihnen übergingen, bis auf 9000 Mann an. Quiroga erklärte im Namen deſſelben, daß es vom Könige die Annahme der Conſtitution verlange, und für dieſen Zweck ſiegen oder ſterben wolle. Zugleich ward eine proviſoriſche Regierungsjunta in Isla de Leon errichtet. Unterdeſſen hatten die Offiziere der königl. Truppen in Sevilla den

General Freyre den Oberbefehl übertragen, und der König hatte ihn beſtätigt, weil er die Liebe der Soldaten beſaß. Vergebens ſuchte Freyre die Inſurgenten durch Amneſtie und andere Verſprechungen zu entwaffnen. Als er endlich ein Heer von etwa 12,000 Mann am Ende des Januars verſammelt und mit demſelben die Isla de Leon bis Chiclana, Conil und nördlich der Bay von Cadiz umſtellt hatte, ſah er, daß ſein Heer ſelbſt wankte und der Sache der Inſurgenten anhing, daß Spanier nicht gegen Spanier und gegen die Ehre und das Glück des Vaterlandes fechten wollten. Er ſuchte daher nur Cadiz zu ſichern, wo ein von dem Oberſten San Jago geleiteter Aufſtand unter den Truppen und Einwohnern kaum hatte unterdrückt werden können. Indeß beſchränkten ſich die Inſurgenten in ihrem Angriffe blos auf die Cortadura. Um die Verbindung mit der Bay von Gibraltar zu erhalten, ſandten ſie unter dem kühnen Riego eine Schaar von 2500 Mann nach Algeziras (d. 29. Januar), wo ihnen das Volk ſo wenig als an andern Orten Widerſtand leiſtete. Endlich zog Riego, obgleich von Joſeph O'Donnel verfolgt, ungehindert in Malaga (d. 19. Febr.) ein, und ſetzte nach einem Gefecht mit O'Donnels Truppen ſeinen Zug nach Antequera fort, wie ein Säemann, der das Korn der Conſtitution ausſtreut. Das Nationalheer unter Quiroga aber wandte ſich in öffentlicher Rede an den König (d. 3. Januar), an die Nation, an das königliche Heer, die Seetruppen und an die Stadt Cadiz: „Sie wollten nicht den Thron ſtürzen, noch den König verlaſſen, nur das Vaterland von dem Untergange retten, durch das vom Volke einſt beſchworene Geſetz." — Die edelſte Sprache drückte dieſes Gefühl eben ſo wahr als kräftig in dem Aufrufe an das ſpaniſche Volk aus. Sie ſchilderte die Urſachen des Verfalls des Staats und der Nation; ſie zeigte die Gefahren des Throns und des Volks ohne Conſtitution und Freiheit. „Sobald Völker das unbeſchränkte Eigenthum Eines Menſchen werden, ſind ſie lebendig todt." — Spanien erwachte, und die Nation hat gewählt zwiſchen der bisherigen Regierung und dem Geſetze der Freiheit. Schnell reifte in jeder Provinz unter allen Ständen der Entſchluß des Nationalwillens; zuerſt in den Städten. Voran gingen Corunna und Ferrol. Dort ſetzten Volk und Truppen d. 21. Febr. die Conſtitution in Kraft. Don Pedro Agar, ein altes Mitglied der Regierung der Cortes, übernahm den Vorſitz in der Junta von Galizien, und wie einen electriſchen Schlag empfand ganz Spanien den Ruf: La Constitucion! Vive Quiroga! Vive Riego! In Murcia ward den 29. Febr. die Conſtitution verkündigt; das Volk zerſtörte den Palaſt der Inquiſition, und aus dem Kerker des heiligen Gerichts traten Alpuente und Torrijos an die Spitze der Verwaltung. Bald hatte ſich die ganze cantabriſche Küſte, St. Ander (d. 28. Febr.), Oviedo und Bilbao für die Verfaſſung von 1812 erklärt; darauf erhob ſich in ſeiner alten Kraft Aragonien; die Behörden einmüthig mit dem Volke und den Soldaten zu Saragoſſa; d. 5. März. Auch war der gefürchtete Guerilla-Anführer, Francisco Espoz y Mina (ſ. d. A.) aus ſeiner Verbannung von Paris entkommen und hatte den 25. Febr. zu St. Eſtevan in Navarra die Fahne des conſtitutionellen Nationalheeres im nördlichen Spanien aufgepflanzt. Sein Aufruf vom 2. März war drohend gegen Ferdinand „den undankbarſten aller Fürſten." Gleichzeitig nahm Pampeluna aus eigenem Antriebe die Conſtitution an, welche daſelbſt der Vicekönig Espeleta in Kraft ſetzte. Madrid ſelbſt gerieth in Bewegung. Von hier war General

Abisbal, ſtatt nach Catalonien ſich zu begeben, nach Ocanna (10 Leguas von Madrid) gegangen, wo zum Schutze des Königs ein Heer zuſammengezogen werden ſollte. Er rief daſelbſt mit ſeinem Bruder, Carlos O'Donnel, der das Regiment Kaiſer Alexander commandirte, am 4. März die Conſtitution aus. Darauf vereinigten ſie ſich mit dem Oberſten Riego, der bei Antequera den General Joſeph O'Donnel gänzlich geſchlagen und überall auf ſeinem Zuge die Conſtitution der Cortes eingeführt hatte. General Joſeph O'Donnel kehrte mit wenigen Truppen zu dem General Freyre zurück, der nun ſelbſt, nachdem mehrere Bataillone (unter andern das Regiment Soria aus Cadiz d. 18. Febr.) zu den Inſurgenten übergegangen waren, und ſein Heer kaum noch 7000 Mann zählte, die Conſtitution in Sevilla bekannt machte, worauf in ganz Andaluſien Waffenruhe eintrat. Dies alles ſchreckte den König in ſeinem Palaſte aus ſeiner Sicherheit auf. Schon am 29. Febr. war die Regierung von dem nahen Ausbruche eines allgemeinen Inſurrectionsplanes unterrichtet. Ferdinand ſetzte daher eine Dictatorial-Junta nieder, unter dem Infanten Don Carlos. Doch dieſer widerrieth alles Nachgeben, während der Infant D. Francisco für die Berufung der Cortes ſtimmte, ſonſt werde der König ſeine Krone verlieren. Dies zog ihm die Ungnade ſeines Bruders und vierundzwanzigſtündigen Arreſt zu. Nun rief Ferdinand den nach Valladolid verbannten General Balleſteros zurück; allein dieſer lehnte es ab, an Freyre's Stelle den Oberbefehl zu übernehmen. Auch er ſtimmte für die Berufung der Cortes. Die Hülfe des heiligen Bundes anzurufen, war zu ſpät. Ein ſolcher Schritt würde des Königs Krone und Leben in Gefahr gebracht haben. Eben ſo wenig Beifall fand Elio's Vorſchlag, daß der König ſich von Madrid entfernen ſollte. Endlich trug Ferdinand den 3. März dem erſten Miniſter, Herzog von S. Fernando, auf, „weil, ſo hieß es in der königl. Ordonnanz, der Verfall des Staats endlich ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt und ſeine Sorgfalt in Anſpruch genommen habe," den alten Staatsrath wieder herzuſtellen, welcher zweckmäßige Reformen vorſchlagen, und dem alle andre Corporationen, die obern Tribunäle, ſelbſt die Univerſitäten, ſo wie einzelne Patrioten frei und offen ihre Ideen darüber mittheilen ſollten. Die bisherigen Rathgeber des Königs verſtummten. Alles vereinigte ſich, dem geängſtigten Monarchen die Berufung der Cortes anzurathen. Ferdinand befahl daher den 6. März ihre Zuſammenberufung nach den alten Geſetzen der Monarchie. Allein das Volk rief: Nicht die alten verjährten Cortes wollen wir; wir wollen die Conſtitution und die Cortes von 1812! — Selbſt die Garniſon, mit Einſchluß der Haustruppen, an welche das Artilleriecorps des Nationalheers unter Miguel Lopez Danos, und das Geniecorps, unter Felipe Arco Aguero, offne Erklärungen am 4. Febr. erlaſſen hatten, zeigte ſich entſchloſſen, wenn der König die Conſtitution nicht annähme, ſich mit dem Nationalheer zu vereinigen; doch ſollten zwei Bataillone zum Schutze des Königs zurückbleiben. Da bewilligte endlich, — den 7. Abends um 10 Uhr, — obgleich der Infant D. Carlos *) noch widerſprach, — auf Zureden des Infanten D. Francisco, des Biſchofs von Madrid und des Gen. Balleſteros, — Ferdinand VII.,

*) Don Carlos iſt von ſeinem Bruder d. 14. März zum Oberbefehlshaber der Nationalarmee ernannt worden. Er hat dies dem Heere in einer Proclamation bekannt gemacht, in welcher er den König, ſeinen Bruder, den großmüthigen Gründer der Freiheit der Nation nennt.

durch die natürliche Folge der Ereigniſſe dazu gezwungen, dem Drange gebieteriſcher Umſtände, was er ſo lange der Gerechtigkeit und Weisheit verweigert hatte. Es erſchien das berühmte Decret aus ſeinem Palaſte vom 7., in welchem ſich der catholiſche König bereit erklärte, die Cortes von 1812 zu berufen, und nach dem allgemeinen Willen des Volks — siendo la voluntad general del pueblo — die Conſtitution von 1812 zu beſchwören. Dieſer Beſchluß beruhigte die Hauptſtadt. Am 8. ſtellte General Balleſteros, nach dem Wunſche des Volks, auf Befehl des Königs, die Municipalität (ayuntamiento) von Madrid wieder her, wie ſie 1814 unter den Cortes geweſen war. Sie ſelbſt ſchloß ſofort diejenigen Mitglieder aus ihrer Mitte aus, welche damals der Aufhebung der Conſtitution beigetreten waren. An demſelben Tage ward eine allgemeine Amneſtie für die wegen politiſcher Vergehungen Verhafteten und Verbannten bekannt gemacht, worauf das Volk und Balleſteros auch die angefüllten Kerker der Inquiſition öffneten, aus denen der verſchwundene Graf Montijo hervorkam. Am 9. errichtete Ferdinand VII., der ſich nun den König aller Spanier nennt, eine **proviſoriſche Junta** von elf Mitgliedern, die bis zur conſtitutionellen Einſetzung der Cortes alle Regierungsſachen mit leitet, und ohne deren Genehmigung die Regierung nichts vollziehen darf. An ihrer Spitze ſteht der Cardinal von Bourbon, Erzbiſchof von Toledo (bisher in Ungnade), der an den König in Valencia die bekannte Anrede hielt (IX, 297); Balleſteros ward Vicepräſident. Unter den übrigen bemerkte man den Grafen Taboada, den Biſchof von Valladolid de Mechoacan (ein aufgeklärter Staatsmann, vom König früher zum Miniſter ernannt, bald aber fortgeſchickt), Don Manuel Lardizabal, und Valdemoro, der ſich einſt als Präfect von Valencia dem Rathe des Generals Elio, die Conſtitution zu verwerfen, widerſetzt hatte. Vor dieſer Junta und in Gegenwart einer Deputation des Ayuntamiento von Madrid beſchwor der König an demſelben Tage die Conſtitution, und wiederholte darauf vom Balcon vor dem verſammelten Volke ſeinen Eid. Dann leiſtete D. Francisco Balleſteros, den Ferdinand zum General der Centralarmee, die in Caſtilien gebildet werden ſoll, ernannt hatte (ein Mann, der einſt unter Wellington nicht dienen mochte), und alle Corporationen von Madrid denſelben Eid auf die Conſtitution in die Hände des Ayuntamiento der Hauptſtadt; auch die Garniſon und die Garden beſchworen das Verfaſſungsgeſetz *). Am 10. erließ der König (aus der Nationaldruckerei, ehemals Imprenta real) ein Manifeſt an die Nation: „Er habe 1814 geglaubt, die Conſtitution ſey nicht der Wille des Volks, darum habe er ſie damals nicht angenommen. Jetzt habe ich dieſe Conſtitution, nach welcher ihr verlangtet, beſchworen, und ich werde ihre feſteſte Stütze ſeyn. Vereinigt mit euern Repräſen-

*) Man findet daſſelbe vollſtändig aus dem Original überſetzt in der Schrift: **Die Conſtitution der Cortes und die Conſtitution von Südamerika** mit hiſtoriſchen Einleitungen und der berühmten Adreſſe an den König. Leipzig, bei Brockhaus 1820. 1 Thlr. 12 Gr. Sie iſt der franzöſiſchen von 1791 ſehr ähnlich und enthält 384 Art. Die Verſammlung der Cortes beſteht aus ungefähr 150 Mitgliedern; der König ernennt einen Staatsrath von 40 Mitgliedern, auf den Vorſchlag der Cortes. In dieſem Staatsrathe können aber nur vier Geiſtliche und vier Granden Sitz und Stimme haben. Die Cortes verſammeln ſich, auch ohne vom König berufen zu ſeyn; u. ſ. w.

tanten, werde ich das Glück haben, an dem großen Werke der Nationalwohlfahrt Theil zu nehmen. Aufrichtig wollen wir wandeln auf der Bahn der Verfaſſung; ich an eurer Spitze!" An demſelben Tage verlangte der König von der Junta Vorſchläge, um die perſönliche Freiheit und die Ausübung der Preßfreiheit zu ſichern und zu ordnen. Zugleich erließ Ferdinand mehrere Decrete, ſämmtlich mit der Eingangsformel: „nach Anhörung der proviſoriſchen Junta und mit ihrer Zuſtimmung," in welchen er befahl, überall die conſtitutionellen Behörden mit erfahrnen Männern, welche die Liebe des Volks beſäßen, und die öffentliche Meinung kennten, zu beſetzen. Darum mußten der Miniſter Mataflorida, der Graf Punon de Roſtro, und der Herzog d'Alagon, Commandant der Garden, ein Freund Wellingtons, ihren Abſchied nehmen. Sie, ſo wie die Herren Ramirez, Montenegro, Chamorro (von der Camarilla des Königs) und Andere verließen ſchleunig Madrid. Auch hob Ferdinand ſelbſt am 10. das Inquiſitionstribunal in der ganzen Monarchie auf, als unverträglich mit der Conſtitution, und gemäß dem Decrete der Cortes vom 22. Febr. 1813, das die Inquiſition abgeſchafft hatte. Darauf ſtellte am 11. der zum Miniſter der Gnade und der Juſtiz proviſoriſch ernannte D. José Garcia de la Torre (Mitglied der Centraljunta von 1808) alle Verfügungen von 1814 wieder her, die ſich auf die Preßfreiheit, welche die proviſoriſche Junta in ihrer Kundmachung an das Volk vom 10 März die Ägide der bürgerlichen Freiheit nannte, und auf die perſönliche Freiheit bezogen. Auch gab die proviſoriſche Junta dem König in dem Pater Marina, Canonicus von San Iſidoro, einem aufgeklärten Prälaten, der ſtets zu freiſinnigen Grundſätzen ſich bekannt hatte, einen andern Beichtvater. In Paris fertigte der ſpaniſche Geſandte bereits Päſſe aus zur Rückkehr für die Verbannten, unter andern für den Prinzen Maſſerano. Unterdeſſen hatte man in Catalonien ſchon am 10. die Conſtitution von 1812 wieder hergeſtellt. In Barcelona mußte ſie der Statthalter Caſtannos beſchwören, und der Biſchof weihte die Nationalfahne; worauf das Volk an Caſtannos Stelle den Marquis D. José de Caſtellar zum Statthalter ernannte, und die Acten der Inquiſition verbrannte. — So hat Spanien in den erſten Monaten des J. 1820 ernſt und nachdrücklich auf die Beſchlüſſe des Congreſſes von Carlsbad geantwortet. Die Verwaltung des alten königlichen Cabinets von Madrid, welche in Pariſer und Wiener Blättern Lobredner fand, hat ſich ſelbſt geſtürzt. Denn welche Früchte erzeugte dieſer Starrſinn einer mit Tod und Sklaverei verbündeten Staatskunſt? — Verluſt der Colonien; ſchmählicher Tod edler Mitbürger; Valencia's Garten mit dem Blute ſeiner Söhne beſpritzt; allgemeine Lähmung der Kraft; Tod in den Adern der öffentlichen Wohlfahrt; giftiger Haß der Serviles und Liberales; Ein Geiſt der Rache durch das ganze Land; eine Hydra von immer erneuerten Verſchwörungen, und zuletzt allgemeiner Aufſtand. Der Folter müde und der Willkühr, beſchloß ein wahrhaft edles und großes Volk, unter dem Geſetze der Freiheit zu leben und unter einem Throne, der auf einer Verfaſſung ruhte. Ein Aufſtand des Heers erlangte endlich, was blinde Willkühr ſo hartnäckig der Vernunft und der Gerechtigkeit verſagt hatte. Spanien beſitzt jetzt eine Nationalrepräſentation und eine Freiheit der Perſonen und der Preſſe, wie kein anderes Land in dieſem Umfange. Kein Oberhaus; Ein geſetzgebender Körper und ein König ſtellen die höchſte Gewalt dar. Der König iſt nicht verantwortlich; die Miniſter ſind es. Übrigens

hat die ſpaniſche Conſtitution das große Verdienſt, daß ſie der Erklärung der Rechte organiſche Geſetze beigefügt, welche, indem ſie zu Grundgeſetzen werden, aus der leeren Formel eine lebendige Karte, eine practiſche Freiheit machen. Aber wehe dem König und dem Lande, wenn das ränkevolle Gegenwirken einer beſiegten Partei das ſpaniſche Volk, welches bisher mit Mäßigung und Großmuth handelte, zu der Wildheit des Löwen aufreizen ſollte! Noch geht es ernſt auf dem Wege der Ordnung und des Rechts; noch hört es auf das weiſe Wort des Friedens, das die Männer ausſprechen, die ihm die Freiheit wiedergaben. Sie zeigen warnend hin auf das Beiſpiel Englands unter Carl I. und auf Frankreich unter Ludwig XVI. Möge kein Dämon der Rache für das Alte dazwiſchen treten, und die Wuth der Leidenſchaften entzünden! Dann wird die Zukunft zu dem Ruhme der ſpaniſchen Nation das Zeugniß der Nachwelt hinzufügen: Sie betrat den Pfad der Freiheit, indem ſie fortwandelte auf der Bahn der Großmuth, der Mäßigung und des Rechts!

Verzeichniß

der

im zehnten Bande enthaltenen Artikel.

Toaldo (Giuseppe)	Seite 1
Toaſt	—
Tobolsk	2
Toccator, Toccato, Toccata	3
Tockay	—
Tod	—
Tod (Mythologie)	5
Todeskampf	6
Todesſtrafe	—
Todi (Maria Francesca)	15
Todſünden	—
Todte Hand	—
Todten-Austragung	—
Todtengericht	16
Todtenkopf	—
Todtentanz	—
Todter Winkel	17
Todtes Kapital	—
Todtes Meer	18
Toga	19
Toggenburg	20
Toilette	—
Toiſe	—
Tököly (Emmerich, Graf von)	—
Toledo	21
Toleranz, ſ. Duldung und Freiheit (kirchliche)	—
Tollheit	—
Tolly (Barclai de), ſ. Barclai de Tolly	22
Tombuktu	—
Ton	23
Tonart, ſ. Ton	30
Tonica	Seite 30
Tonkunſt, ſ. Muſik	—
Tonleiter, ſ. Ton	—
Tonne	—
Tonnengewölbe	31
Tonſur	—
Tontine	—
Topas	—
Töpferkunſt	32
Topik	34
Topiſch	35
Töplitz, ſ. Teplitz	36
Topognom	—
Topographie	—
Tora	—
Toreutik	—
Torf	37
Torgau	38
Torricelli (Evangeliſta)	—
Torricelliſche Leere	39
Torricelliſche Röhre	—
Torſo	—
Torſtenſohn (Leonhard)	—
Tortur	41
Tories und Whigs	45
Toscana	48
Totaleindruck	50
Totalität	51
Totila	—
Tott (Baron von)	52
Toulon	—
Toulouſe	53
Tournefort (Joſeph Pitton de)	54

Tournois (Livre), ſ. Livre Seite 54
Touſſaint l'Ouverture —
Tower 57
Toxicologie 58
Tozze (Eobald) —
Trabanten 59
Tradition —
Traditoren 60
Trafalgar (Schlacht von) —
Trägheit 61
Tragiſch, Tragödie 62
Trajanus (Marcus Ulpius) 64
Trajectoria 67
Tramontane —
Trancheen, ſ. Laufgräben —
Trankebar —
Transfiguration 68
Tranſitohandel —
Transparent 69
Transporteur —
Transſpiration —
Transſubſtantiation, ſ. Abendmahl —
Transzendent, transzendental, Transzendentalphiloſophie —
Trapezunt 70
Trappe (La), Trappiſten 71
Traſſiren 72
Traube, ſ. Canone und Cartätſche —
Traubenhagel, Traubenſchuß, ſ. Cartätſche —
Trauermonumente —
Trauerſpiel, ſ. Tragiſch 73
Traum —
Trautmannsdorf (das gräfl. Haus von) 77
Trautmannsdorf (Maximil. Gr. v.) 78
Trauung 79
Traveſtie, Traveſtirung 81
Trebellius Pollio 83
Treckſchuyten —
Treibhäuſer —
Treibheerd 86
Tremulant —
Trenck (Franz Freiherr von der) —
Trenck (Friedrich Freiherr von der) —
Trepaniren 87
Treſſan (L. E. de la Vergne Gr. v.) 88
Treue 89
Triangel, ſ. Dreieck 90
Triangular- oder Trigonalzahlen —
Trianguliren —
Trianon —
Tribaden —
Tribonianus —
Tribrachys, ſ. Rhythmus Seite 91
Tribunal —
Tribunat —
Tribunus 92
Tribus 93
Tribut —
Tridentiniſches Concilium —
Trient 99
Trieſt —
Trier 100
Triglas 101
Triglyphen, ſ. Säulen —
Trigonometrie —
Triller 102
Trilling 104
Trillion —
Trinidad —
Trinitarier 105
Trinität, ſ. Dreieinigkeit 106
Trinklied, ſ. Skolien —
Trio —
Triolett 107
Tripel —
Triple-Allianz von 1717, ſ. Quadruple-Allianz —
Tripolis, ſ. Barbaresken —
Trippel (Alex.) —
Triptolemus —
Trismus 108
Triſſino (Giovanni Giorgio) —
Tritheiten 109
Triton —
Triumph —
Triumphbogen 110
Triumvirat 111
Trivium, ſ. Schulen —
Troas, ſ. Troja —
Trochäus, ſ. Rhythmus —
Trockenheit —
Troglodyten —
Troja —
Trokar 112
Trollhätta 113
Trommel —
Tromp (Martin Harpertzoon und Cornelius) 114
Trompete 116
Tropäen 117
Trope —
Tropenländer 118
Tropfbarkeit, ſ. Flüſſigkeit 120
Tropfen —
Tropfſtein, ſ. Stalaktit —
Trophäen, ſ. Tropäen —

Trophonius Seite 120
Tropicus 121
Tropiſches Jahr, ſ. Aſtronomie 122
Tros, ſ. Troja —
Troubadour —
Troygewicht 133
Trübſinn, ſ. Melancholie —
Truche (geheime) —
Truchſeß 136
Trüffeln —
Truhten, ſ. Druiden 137
Trunkenheit —
Tſchaiken 138
Tſchercaſſen, ſ. Circaſſien 139
Tſcherning (Andreas) —
Tſchirnhauſen (Ehrenfr. Walter Graf von) —
Tuba 140
Tuberkeln —
Tübingen —
Tübinger Vertrag 142
Tubus, ſ. Fernrohr 145
Tudor (das Haus) —
Tufſtein —
Tugend —
Tugendbund, Tugendverein —
Tuilerien 149
Tuiscon 150
Tula —
Tulpe 151
Tunguſen —
Tunica 152
Tunis —
Tunkin 154
Turban —
Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von) —
Turgot (Anne Robert Jacques) 157
Turin 158
Türken 159
Turkheſtan 160
Türkis —
Türkiſche Münzen —
Türkiſche Sprache und Literatur 161
Turkomannien 165
Turmalin 166
Turniere —
Turnkunſt 168
Turnziel 174
Tuſch 177
Tuſchmanier —
Tusculanum 178
Tutel, ſ. Vormundſchaft —
Tutti —
Twiſte Seite 178
Tycho Brahe 179
Tympanum 181
Tyndariden —
Typhon (ägyptiſche Gottheit) —
Typhon (griechiſche Gottheit) 182
Typhon oder Typho (Wirbelwind) 183
Typhus 184
Typographie 188
Typolithen —
Typometrie —
Typus, Typik oder Typologie —
Tyr 190
Tyrann —
Tyrol 191
Tyrrhenia 195
Tyrtäus —
Tyrus 196
Tzetzes (Johann und Iſaak) 197

U —
Uebel —
Ueberbein —
Uebergangsgebirge —
Ueberſetzungskunſt 198
Ubiquität 199
Uhr 200
Ukaſe 202
Ukräne —
Ulanen 203
Ulema —
Ulfilas —
Ulloa (Don Antonio di) 204
Ulm —
Ulpianus (Domitius) 205
Ulrich (Herzog von Würtemberg) —
Ultra 207
Ultramarin 210
Ultramontan 211
Ultimatum —
Ulyſſes —
Umber, Umbererde 212
Umdrehung —
Umfang, ſ. Volumen —
Umgekehrte Methode der Tangenten, ſ. Inversa methodus tangentium —
Umlauf —
Umlaufender Wind 213
Umlaufendes Kapital —
Ummerapura —
Umriß —

Umſchattig Seite 214
Unbiegſamkeit —
Undurchdringlichkeit —
Undurchſichtigkeit, ſ. Durchſichtigkeit —
Uncialbuchſtaben —
Unehelich —
Unendlich —
Ungarn 215
Ungariſche Militärgränze, ſ. Militärgränze 220
Ungarweine —
Unger (Joh. Georg und Joh. Friedr. Gottlieb) 221
Unglaube —
Uniformitätsacte 222
Unigenitus Dei filius etc. —
Union (kirchliche) 224
Unirte Griechen 229
Uniſonus —
Unitarier 231
Unität, ſ. Brüdergemeinde 232
Univerſitäten —
Univerſum, ſ. Weltgebäude 237
Unmittelbarkeit —
Unwürdigkeit, ſ. Minorennität und Vormundſchaft
Unſchattige —
Unſchuld (Stand der) —
Unſchuldsproben, ſ. Ordalien 238
Unſterblichkeit —
Untergang der Geſtirne, ſ. Aufgang und Aſtronomie 239
Unterhaus —
Unterleib 241
Unterſchlächtig, ſ. Mühlen und Oberſchlächtig 244
Unterthanen —
Unterwalden —
Unterwelt —
Unze 246
Upſala 247
Urakan —
Ural —
Uralit 248
Urania —
Uranium 249
Uranus —
Urbaniſten, ſ. Franziscaner —
Urbanität —
Urchriſtenthum —
Urgebirge, ſ. Gebirge 253
Urgicht, ſ. Tortur —
Uri —
Urin Seite 254
Urkunde —
Urlaub —
Urne —
Urphede 255
Urproduction —
Urſache 256
Urſprache —
Urſtoffe, ſ. Elemente 257
Urſulinerinnen —
Urtheil —
Urtheilskraft —
Urverſammlungen 258
Uſo 259
Uſusfructus, ſ. Nießbrauch —
Uſurpator —
Uterus —
Utica —
Utopien —
Ut, Re, Mi etc. 260
Uterini 261
Utraquiſten, ſ. Sub utraque und Calixtiner —
Utrecht —
Utrechter Friede 262
Utz (Johann Peter) 264

V 265
Vacciniren —
Vademecum 266
Vacuum, ſ. Leere —
Vacuum (Leydner) —
Vagabunden —
Valencia (Provinz und Stadt) —
Valenciennes 267
Valentinian (römiſche Kaiſer) —
Valentinianer, ſ. Gnoſtiker —
Valerianus (Publius Licinius) —
Valerius Publicola 268
Valerius Flaccus (Caj.), ſ. Flaccus (C. Val.) —
Valerius Maximus —
Valetta 269
Valkenaer (Ludw. Kasp.) —
Valla (Laurentius) —
Valladolid (Provinz und Stadt) 270
Valle (Pietro della) —
Valliere (Louiſe Françoiſe de la Baume le Blanc, Herzogin de la) 271
Valmy (Canonade bei) —
Valombroſa 273

Valuta Seite 274
Valvation —
Vampyren —
Vandalen 275
Vandamme (Dominique) 277
Vanderbourg (Charles) —
Van Dyk, ſ. Dyk 278
Vanille —
Vanini (Lucilio oder Julius Cäſar) —
Vanloo (Künſtlerfamilie) 279
Van Mons 280
Vanpraet (Joſeph) —
Vanſittart (Nicolaus) —
Vapeurs 281
Varianten —
Variation —
Variation der Magnetnadel, ſ. Magnetnadel 282
Variation des Mondes —
Variationscompaß —
Variationsrechnung —
Varinas 283
Variolit —
Variorum —
Varro (Marcus Terentius) —
Varus (Quintilius) —
Vaſall 284
Vaſari (Giorgio) —
Vasco da Gama, ſ. Gama 285
Vaſe —
Väterliche Gewalt —
Vatican 286
Vauban (Sebaſtien le Preſtre de) —
Vaucanſon 287
Vaucluſe —
Vaud (Pays de), ſ. Pays de Vaud 288
Vaudeville —
Vauxhall —
Vedam, ſ. Indiſche Literatur —
Vedette —
Vega (Don Frey Lope Felix de Carpio) 289
Vega (Georg Freiherr von) 293
Vegetabilien 295
Vehikel —
Vehmgerichte —
Veitstanz 297
Veleda, Velleda 268
Velinpapier —
Velitten 299
Vella (Giuſeppe) —
Vellejus Paterculus 300
Velthem (Johann) —
Veltlin Seite 300
Vendée 301
Vendome (Louis und Philippe Duc de) 305
Venen 306
Venedig (Republik) —
Venedig (Stadt) 308
Venerabile 310
Veneriſche Krankheit —
Venezuela 312
Ventil —
Ventilator —
Venus 313
Vera Cruz Nueva —
Vera's hydrauliſche Maſchine 314
Verbannung —
Verbindlichkeit —
Verbrechen und Quaſiverbrechen 315
Verbrennung 317
Verbum 318
Verdampfung 319
Verdauung —
Verdeck 322
Verdichtung —
Verdickung —
Verdünnung —
Vereinigte Gefälle (droits réunis) —
Vereinigte Staaten 326
Verfangenſchaftsrecht 362
Verfaſſung, ſ. Staatsverfaſſung —
Verfinſterungen, ſ. Finſterniſſe —
Verfolgungen der Chriſten —
Vergennes (Charles Gravier Graf) 365
Vergeſellſchaftung der Ideen, ſ. Aſſoziation der Ideen 366
Vergiftung —
Verglaſung —
Vergleich 367
Vergolden —
Vergrößerung 368
Vergrößerungsglas, ſ. Mikroſcop —
Verhärtung —
Verhau oder Verhack 371
Verjährung —
Verjüngter Maaßſtab 375
Verkalken, ſ. Calciniren —
Verklärung, ſ. Transfiguration 374
Verkohlung, ſ. Kohle —
Verlag, Verlagsrecht, Verleger —
Verlöbniß, ſ. Sponſalien 378
Verlorene Poſten —
Vermächtniß, ſ. Legat —
Vermeſſen —
Vermögen 379

Verhageln Seite 379
Verneinend, ſ. Negativ —
Vernet (Joſeph) —
Vernunft 380
Verona 381
Verpuffen 382
Vers, Versmaaß, Verskunſt —
Verſailles 385
Verſalbuchſtaben —
Verſchanzung, ſ. Schanze und Befeſtigungskunſt —
Verſchollen 386
Verſchwörung —
Verſetzungszeichen 387
Verſöhnung 388
Verſtand 389
Verſtärkungsflaſche, ſ. Flaſche (Leydener) 390
Verſteigerung, ſ. Subhaſtation —
Verſteinerungen —
Verſuch —
Vertagen 391
Vertebralſyſtem —
Vertheidigungsſchrift, ſ. Defenſion 392
Vertheilung —
Vertical —
Verticalkreis 391
Vertot d'Auboeuf (René Aubert de) —
Verträge und Quaſiverträge —
Vertumnus oder Vortumnus 396
Verviers —
Verwandtſchaft (chemiſche) —
Verwandtſchaften (Bluts- oder perſönliche) 397
Verweſung, ſ. Fäulniß —
Verwitterung —
Verzierungskunſt 398
Veſicularſyſtem —
Veſpaſianus (Titus Flavius) —
Veſper 399
Veſpucci, ſ. Amerigo Veſpucci —
Veſta —
Veſtalinnen —
Veſuv 400
Veteranen —
Veterinarius —
Veterinärſchule 401
Veto —
Vexierbecher —
Vezier —
Viaticum 402
Vibration —
Vibrationsſyſtem —
Vicarius —
Vice Seite 402
Vicenza —
Vico (Giovanni Battiſta) 403
Vicogne 405
Victor (Sextus Aurelius) —
Victor (Perrin) —
Victoria 406
Vida (Marcus Hieronymus) —
Vidimirung —
Viehzucht, ſ. Landwirthſchaft, Rindviehzucht und Schafzucht —
Vieleck, ſ. Polygon —
Vielweiberei, ſ. Polygamie und Ehe —
Vien (Joſeph Marie) —
Viereck 407
Vierwaldſtädter See —
Vigilien —
Vignetten 408
Villani (Giovanni, Matteo und Filippo) —
Villars (Louis Hector, Duc de) 409
Villèle (Joſeph Marquis de) 411
Villers (Carl Franz Dom. von) —
Villoiſon (J. B. Gaspard d'Anſſe de) 412
Vinalia 413
Vinci (Leonardo da) —
Vindelicien 415
Vindication 416
Vindicta —
Vinets (Petrus de) —
Viola (Alfonſo, oder Francesco della) —
Viola 417
Violino 418
Violon 420
Violoncello 421
Vioménil (Graf) —
Viotti (Giovanni Battiſta) —
Viper oder Natter 422
Virgilius (Publius) Maro —
Virginia, ſ. Appius Claudius 424
Virginien —
Viriathus oder Viriathes 425
Viril- und Curiatſtimmen —
Virtuelle Geſchwindigkeiten 426
Virtuoſe —
Visconti (Familie) —
Visconti (Ennio Quirino) 428
Viſionen 429
Viſir 430
Viſirſtab 431
Viſta —
Visum repertum —

Vitellius (Aulus) Seite 432
Vitriol —
Vitrolles (Baron) 433
Vitruvius (Marcus Vitruvius — Pollio) 434
Vittoria (Schlacht bei) —
Viviani (Vincenzo) 435
Vizdom 436
Vließ (goldenes), ſ. Argonauten und Jaſon —
Vließ, Orden des goldnen Vließes —
Vliſſingen 437
Vocalmuſik —
Vögel 438
Vogelfrei 443
Vogelneſter (indianiſche), ſ. Neſter —
Vogeſen —
Vogler (Georg Joſeph) 444
Voigt, Vogt 445
Voigtei —
Voigtland —
Voiſenon (Claude Henri de Fuſée de) 447
Volk, Volksſtamm 448
Völkerrecht —
Völkerwanderung 449
Volksſchulen, ſ. Schulen und — Landſchulen 454
Volksthum, Volksthümlich —
Volksvertreter —
Vollmachtsvertrag 457
Vollmond, ſ. Mondphaſen 458
Vollney (Graf von) —
Volsker —
Volta 459
Voltaire (François Marie Arouet de) —
Voltaiſche Säule, ſ. Galvanismus 466
Volte —
Volti 467
Voltigiren —
Volumen —
Vondel (Joaſt van der) —
Vorarlberg 468
Vorbehalt —
Vorgebirge, ſ. Cap —
Vorhalt —
Vorhut, ſ. Avantgarde 469
Vorkaufsrecht, ſ. Retractrecht —
Vormundſchaft —
Vorpoſten 470
Vorrücken der Nachtgleichen —
Vorſehung 472
Vorſpiel —
Vorſtellung, Vorſtellungsvermögen 473
Vortrab, ſ. Avantgarde 474
Vorzeichnung, ſ. Verſetzungszei— chen Seite 474
Voß (Johann Heinrich) —
Voſſius (Gerhard Johann und Iſaac) 48
Votivtafeln —
Votum —
Vulcan 481
Vulcane —
Vulgata 483

W

Waatland, ſ. Pays de Vaud —
Waage —
Waal 484
Waarenverſicherung —
Wachs —
Wachsfiguren —
Wachsmahlerei, ſ. Enkauſtik 487
Wache, Wacht —
Wachteln —
Wächter (G. Ph. Leonhard) 488
Wachtſchiff 489
Wachtthürme —
Wacke —
Wackenroder (Wilh. Heinr.) —
Waffen 490
Wagen 492
Wagen (electriſcher) 495
Wagenburg —
Wagerecht, ſ. Horizont —
Wagram (Schlacht bei) —
Wahabi, Wahabiten, Wechabiten 49
Wahlanziehung, ſ. Verwandtſchaft (chemiſche) 500
Wahlcapitulation, ſ. Capitulation —
Wahlreich —
Wahlſpruch, ſ. Symbol —
Wahlſtadt, Wahlplatz —
Wahlverwandtſchaft, ſ. Verwandt— ſchaft (chemiſche) 50
Wahnſinn —
Wahrheit 50
Wahrſagen, Wahrſager, -künſte 50
Währung 50
Währwolf, Wärwolf —
Wahrzeichen 505
Waibel, Webel —
Wald —
Waldalotten —
Waiſen, ſ. Huſſiten —
Waiſenhäuſer —

Walchern Seite 508
Wald (böhmiſcher und bayeriſcher) —
Waldburg 509
Waldeck 510
Waldenſer 511
Waldgötter, ſ. Faunen und Satyrn 513
Waldhorn, ſ. Horn —
Waldmenſchen —
Waldnymphen, ſ. Nymphen —
Wales, ſ. Wallis —
Walhalla, Valhalla —
Walken 514
Walkererde —
Walkyren oder Diſen, ſ. Nordiſche Mythologie —
Wall —
Wall (Anton) 515
Wallachei 517
Wallenſtein (Albrecht Graf v.) 518
Wallfahrten, ſ. Prozeſſionen 524
Wallfiſch, = fang —
Wallis 525
Wallis (Georg Friedr. Aug. Prinz von) 526
Wallis (Car. Am. Eliſ. Prinzeſſin von) 529
Wallis (Charl. Aug. Prinzeſſin von) 531
Wallis (Walliſer Land) 532
Wallonen 534
Wallrath —
Walmoden (Ludwig Graf von) 535
Walpole (Robert) —
Walpole (Horatio Lord) 537
Walpurga, Walburga 538
Wandelſtern, ſ. Planet —
Wandern —
Wanken der Erdaxe 541
Wanken des Mondes —
Wappen 542
Wappenkönig 543
Wappenkunde, ſ. Heraldik —
Wara, ſ. Nordiſche Mythologie —
Warburton (William) —
Wardein 544
Warendorf —
Warmbrunn —
Wärme 545
Wärmemeſſer 549
Wärmeſammler 550
Warſchau —
Wartburg 551
Wartburgsfeſt der Jünglinge von Deutſchlands proteſtantiſchen Hochſchulen Seite 551
Wartburg (Krieg auf) 557
Warte 558
Wartenburg (Treffen bei) —
Warze 560
Waſa —
Waſa (Guſtav), ſ. Guſtav I. —
Waſa=Orden, ſ. Schweden —
Waſer (Johann Heinrich) —
Wasgau 561
Waſhington (George) —
Waſhington (Stadt) 564
Waſſanah 565
Waſſer 566
Waſſerblei 567
Waſſerbruch, ſ. Bruch 568
Waſſerdampf, ſ. Dampf —
Waſſerfall —
Waſſergalle —
Waſſerhammer —
Waſſerhoſe —
Waſſerkopf 570
Waſſerleitung, ſ. Aquäduct —
Waſſerprobe, ſ. Ordalien —
Waſſerſcheu —
Waſſerſtoffgas, ſ. Gas 573
Waſſerſtraßen —
Waſſerſchraube —
Waſſerſucht —
Waſſeruhr, ſ. Uhr 576
Waſſervögel, ſ. Vögel —
Waſſerwage —
Waſſerweihe —
Waſſerziehen 577
Watelet (Claude Henry) —
Waterländer, ſ. Taufgeſinnte —
Waterloo (Schlacht bei) —
Watten 581
Wavre (Treffen bei) —
Weben 582
Weber (Bernhard Anſelm) 584
Weber (Carl Marie von) 585
Weber (Gottfried) 587
Wechabiten, ſ. Wahabi 588
Wechſel —
Wechſelrecht 593
Wechſelwinkel 594
Weckherlin (Georg Rudolph) —
Weckherlin (Wilhelm Ludwig) 595
Weda 596
Wedgewood, Wedgwood —
Wegelagerung —
Wegemeſſer —

Wehrgeld Seite 597
Weib, ſ. Frauen und Geſchlecht —
Weichbild —
Weichſel —
Weichſelzopf 598
Weide 599
Weigelianer —
Weigl (Joſeph) —
Weihbiſchof 600
Weihe, ſ. Ordination —
Weihkeſſel, ſ. Weihwaſſer —
Weihnachten 601
Weihrauch —
Weihwaſſer —
Weikard (Melchior Adam) —
Weiler 603
Weimar (Großherzogthum) —
Weimar (Provinz) —
Weimar (Stadt) 604
Wein 605
Weinbrenner (Friedrich) 609
Weingeiſt 610
Weinprobe —
Weinsberg 611
Weinſtein —
Weishaupt (Adam) —
Weißpfennig 612
Weiſſagungen —
Weiße (Chriſtian Felix) 613
Weisthümer 615
Weißenthurn (Johanna Franul von) —
Weißes Meer 616
Weitſichtigkeit —
Welfen —
Wellen, ſ. Meer 617
Wellesley (Richard Colley, Marquis von) —
Wellesley-Pole (William) 619
Wellesley (Sir Henry) —
Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von) 620
Welſer 624
Welt 626
Weltachſe, ſ. Weltaxe —
Weltalter —
Weltauge 627
Weltaxe —
Weltbürger —
Weltgebäude, Weltall, Univerſum —
Weltgegenden 628
Weltgeiſtliche —
Weltgeld —
Weltgeſchichte, ſ. Geſchichte 629
Welthandel Seite 629
Weltkugel, ſ. Globus 655
Weltmeer —
Weltmünze 656
Weltpol, ſ. Pol —
Weltſyſtem —
Weltumſegler 657
Weltweisheit, ſ. Philoſophie 658
Wendekreis —
Wendeltreppe —
Wenden —
Werder 659
Werft, Schiffswerft —
Werner (Abraham Gottlob) —
Werner (Friedrich Ludwig Zacharias) 661
Wernigerode, ſ. Stolberg 663
Werſt —
Werth —
Weſel —
Weſen 664
Weſer —
Wesley (John) —
Weſſemberg (Ignaz Heinrich v.) 665
Weſt (Benjamin) 667
Weſterhemde 668
Weſterreich —
Weſterwald —
Weſtindien —
Weſtminſter, ſ. London 673
Weſtphalen —
Weſtphäliſcher Friede 677
Weſtpreußen 680
Weſtpunkt, ſ. Abendpunkt 681
Wetſtein —
Wetter —
Wetterableiter, ſ. Blitzableiter —
Wetterau —
Wetterharfe, ſ. Aeolsharfe —
Wetterleuchten —
Wetterlichter 682
Wetterprophezeihung, ſ. Witterungskunde —
Wetterſcheide —
Wetterſtrahl, ſ. Blitz —
Wettin (Grafen von) 683
Wettrennen 684
Wetzſtein 685
Wezlar —
Whaaby, ſ. Wahabi —
Whigs —
Whisky 686
Whiſton (William) —
Whiſtſpiel —

Whitbread (Samuel) Seite 686
White-Boys 689
Whitefield (George) —
Wiclef oder Wiclif (Johann) 690
Widerſtand 691
Widerſtand der Mittel —
Wiebeking (C. F. von) 692
Wied (Grafſchaft) 693
Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, ſ. Restitutio in integrum —
Wiedertäufer, ſ. Taufgeſinnte —
Wieland (Chriſtoph Martin) 694
Wieliczka 706
Wien 707
Wiener Congreß, ſ. Congreß 710
Wiener Friede —
Wieſe 711
Wight —
Wilberforce (William) —
Wildbad 713
Wildbahn —
Wildbann —
Wildfangsrecht 714
Wildgrafen —
Wilhelm I. (Graf von Naſſau, Prinz von Oranien) —
Wilhelm III. (Erbſtatthalter von Holland und König von England) 720
Wilhelm I. (König der Niederlande) 723
Wilhelm der Eroberer 726
Wilhelm (König von Würtemberg) 727
Wilhelmsbad 736
Wilhelmshöhe —
Wilhelmsſtein 739
Wilkes (John) —
Willamov (Joh. Gottl.) 740
Wille 741
Wille (Johann Georg) —
Williams (Helena Maria) 742
Willkühr —
Wilna 743
Wilſon (Sir Robert Thomas) —
Winckelmann (Johann Joachim) 746
Wind 750
Windbüchſe 751
Windfahne, ſ. Anemoſkop —
Windharfe, ſ. Aeolsharfe —
Windiſchgrätz —
Windkugel —
Windmeſſer, ſ. Anemoſkop —
Windroſe —
Windsbraut 752
Windſor Seite 752
Winfried, ſ. Bonifaz der Heilige 753
Wingolf, ſ. Nordiſche Mythologie —
Winkel —
Winkelmeſſer, ſ. Aſtrolabium —
Winter (Peter von) —
Winter (Jahreszeit) 755
Winterfeld (Hans Carl von) —
Winterpunkt 756
Winterſchlaf der Thiere 757
Winterthur 758
Wippenmühle 759
Wirbel (Cartheſianiſche), ſ. Descartes —
Wirbelwind, ſ. Wind —
Wirkung —
Wirtemberg, ſ. Würtemberg —
Wiesbaden —
Wiſchnu, ſ. Indiſche Mythologie 760
Wismar —
Wismuth 761
Wispel —
Wiſſenſchaft —
Witgenſtein, ſ. Sayn —
Witte (Carl) —
Wittekind 763
Wittelsbach, ſ. Otto von Wittelsbach 764
Wittenberg —
Witterung, ſ. Wetter 765
Witterungskunde —
Witthum 770
Wittwencaſſen 771
Witz 772
Wladimir 773
Woche 774
Wodan —
Wohlbrück (Gottfried) —
Woiwoda 775
Wolcott (John) —
Wolf (Chriſtian Freiherr von) 776
Wolf (Friedrich Auguſt) 778
Wolf (Herr und Frau, Schauſpieler) 779
Wolfe (James) 781
Wolfenbüttel 782
Wölfl (Joſeph) 783
Wolfram 784
Wolfsgruben —
Wolga —
Wolke (Chriſtian Heinrich) 785
Wolken —
Wolle 786
Wöllner (Johann Chriſtian von) —

Wolſey (Thomas) Seite 787
Woltmann (Carl Ludwig von) 788
Woolſton (Thomas) 790
Wörlitz —
Woronzow (Alexander und Michael, Graf von) —
Worms 791
Wortfuß, ſ. Rhythmus —
Wouvermann (Philipp und Peter) —
Woywoden, ſ. Woiwoda 792
Wrack —
Wrangel (Carl Guſtav, Graf von) —
Wrede (Carl Philipp, Fürſt von) 794
Wright (Sir Thomas) 795
Wucher, Wuchergeſetze 796
Wunder 798
Wunder der Welt (die ſieben) —
Wunderbar in äſthetiſcher Hinſicht 799
Wünſchelruthe 800
Wurf, ſ. Balliſtik 801
Würfel, ſ. Cubus —
Wurfrad —
Wurm (Albrecht Aloyſius Ferd.) —
Würmer 802
Wurmſer (Dagobert Siegmund, Graf von) 804
Würtemberg (Königreich) 805
Würtembergiſche Landſtände 819
Würzburg 832
Wurzel 834
Wurzel (Mathematik) —
Wüthendes Heer —
Wyttenbach (Daniel) —

X 835
Xanthippe —
Xanthus, ſ. Skamander —
Xantippus —
Xenien 836
Xenokrates —
Xenophanes 837
Xenophon 838
Xerxes I., König von Perſien 839
Ximenes (Franciſco) —
Xuthus 841
Xylographie, ſ. Holzſchneidekunſt —

Y —
Yang-the-Kiang 842
Yard —
Yarmouth —
Yeoman —
Yorik, ſ. Sterne —
York (Friedrich, Herzog von) —
York, Graf von Wartenburg S. 844
Young (Eduard) 847
Yſenburg, ſ. Iſenburg —
Yverdun —

Z 848
Zaar —
Zach (Franz, Freiherr von) 849
Zachariä (Juſt. Friedr. Wilh.) —
Zähigkeit 850
Zahl —
Zahl (goldene), ſ. Calender 851
Zahlenſyſtem —
Zähler, ſ. Nenner 852
Zähne —
Zähringen 854
Zainhammer —
Zajonczek (Joſeph, Fürſt) —
Zaleucus 855
Zampieri (Domenico) —
Zanguebar 856
Zanotti (Francesco Maria) —
Zante 857
Zappi (Giovanni Bapt. Felice) —
Zarskoje Selo 858
Zauberbrunnen —
Zauberei, ſ. Magie —
Zauberlaterne —
Zauner (Franz) 859
Zea (D. Francisco Antonio) 860
Zeche —
Zechin 861
Zehnte —
Zeichenlehre, ſ. Semiotik 863
Zeichnungskunſt —
Zeit 867
Zeitalter, die vier (Mythol.) —
Zeitgleichung 868
Zeitmaaß —
Zeitrechnung, ſ. Chronologie 869
Zeitrenten, ſ. Leibrenten —
Zeitungen —
Zeiz 881
Zellgewebe —
Zeloten —
Zelter 882
Zend, ſ. Perſiſche Sprache —
Zend-Aveſta —
Zenith —
Zeno (Philoſophen) —
Zeno (Apoſtolo) 884
Zenobia (Septimia) —
Zentgericht, ſ. Centgericht 885
Zeolith —

Zephyr Seite 885
Zerboni di Spoſetti —
Zerbſt 886
Zerknirſchung 887
Zerlegung —
Zerlegung der Kräfte und Bewegungen —
Zeſen (Philipp) 888
Zetergeſchrei, ſ. Todesſtrafen 889
Zethus —
Zettelbank —
Zeuge 891
Zeughaus —
Zeus, ſ. Jupiter 892
Zeuxis —
Zeyſt 893
Ziegel —
Ziethen (Hans Joachim von) 895
Zigeuner 896
Zimmermann (Joh. Georg, Ritter von) 899
Zimmermann (Eberh. Aug. Wilh. von) 900
Zimmet 902
Zingarelli (Nicolò) —
Zink 903
Zinke —
Zinn —
Zinnober 904
Zins —
Zinszahl, ſ. Periode 906
Zinzendorf (Nicolaus Ludwig, Graf von) —
Zirbeldrüſe 908
Zirkel, ſ. Cirkel und Kreis —
Zirkonerde —
Ziska (Johann) —
Zittau 910
Zitterfiſche 911
Znaim 912
Zobel —
Zobtenberg 913
Zodiacallicht 914
Zodiacus —
Zoega (Georg) —
Zoilus 916
Zoll (Maaß) 917
Zoll (Abgabe) —
Zollikofer (Georg Joach.) Seite 918
Zone, ſ. Erdſtrich 919
Zoolithen —
Zoologie, ſ. Thier 920
Zoophyten, ſ. Thier —
Zoroaſter —
Zoſimus —
Zrini (Niclas, Graf von) —
Zſchokke (Johann Heinrich) 921
Zuchthäuſer 922
Zucker 925
Zug 926
Zug (Canton) —
Zugvögel, ſ. Vögel 927
Zumſteeg (Johann Rudolph) —
Zündwurſt —
Zünfte, ſ. Gilde —
Zunge —
Zungen 928
Zurechnung —
Zürich (Canton und Stadt) 929
Züricher See 931
Zurlo (Giuſeppe, Graf von) 932
Zurückprallung 933
Zurückſtrahlung —
Zuſammenkunft, ſ. Aſpecte —
Zuſammenſetzung der Kräfte und Bewegungen —
Zuyderſee, ſ. Süderſee 934
Zwanzigguldenfuß, ſ. Münzfuß —
Zweck —
Zweibrücken —
Zweifel —
Zweikampf 935
Zweiſchattige 936
Zwerge —
Zwickau 937
Zwillinge (Phyſiologie) —
Zwillinge (Mythol.) —
Zwingli (Ulrich) —
Zwirn 940
Zwiſchenact —
Zwiſchenmittel —
Zwiſchenräume der Körper, ſ. Poren —
Zwitter —
Zwölffingerdarm 942
Zwölftafelgeſetze, ſ. Rom —

Anhang.

Müllner (Am. Gottfr. Adolph) 945
Radical-Reformers 952
Sand (Carl Ludwig) 956
Staël-Holſtein (Frau von) 961
Taſchenbücher- und Almanachs-Literatur in Deutſchland 973
Umtriebe (demagogiſche) 978
Spanien (Nachtrag) 993

Literariſche Anzeigen.

So eben iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

I.

Hermes. Kritiſches Jahrbuch der Literatur No. VI. der ganzen Folge, oder des Jahrgangs 1820 zweites Stück.

(No. V. oder des gegenwärtigen Jahrgangs 1ſtes Stück wurde ausgegeben den 15. Decbr. 1819. No. VII. wird ausgegeben den 1. Juli d. J. No. VIII. den 1. Octbr. d. J.)

Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Stücken, jedes von 25 Bogen engen Drucks, 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.) und eines einzelnen Stücks 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.)

Inhalt dieſes Stücks.

I. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der italieniſchen Literatur. (Nach Salfi in der Revue encyclopédique 1819, mit einem Anhang von L. Hain.)
II. Kiefers Syſtem der Medicin. Von C. J. U.
III. Streitſchriften in der Sache Weſſembergs. Von S. P. U.
IV. D. Kochs kirchenrechtliche Unterſuchung über die künftigen catholiſch-kirchlichen Einrichtungen in Deutſchland. Von S. P. U.
V. Göthe's weſtöſtlicher Divan. Von G. C. O.
VI. Daru histoire de la république de Venise. Nach Lanjuinais und Raynauard.
VII. Die deutſchen Taſchenbücher für 1820. Von N. B. C.
VIII. Hamel Geſchichte des Bell- und Lancaſterſchen Unterrichts. Von P.
IX. 1. L. Wieland: Giebt es gegenwärtig in Deutſchland eine revolutionaire Partei. 2. Behr von den rechtlichen Gränzen der Einwirkung des teutſchen Bundes ꝛc. Von F. P.
X. 1. Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier? beantwortet von Voß. 2. Fr. L. Grafen zu Stolberg kurze Abfertigung ꝛc. 3. Briefwechſel zwiſchen Asmus und ſeinem Vetter bei Gelegenheit des Buches Sophronizon ꝛc. Von C. B. D.
XI. Verhandlungen der bayerſchen Ständeverſammlung. Zweiter Artikel. Von H. L. S.

XII. Ueber die Handelsverlegenheit in England und die Freiheit des Handels überhaupt, insbeſondere mit Frankreich. Nach dem Edinburgh review, von S. T. N. Mit einem Nachtrag des deutſchen Herausgebers.
XIII. Verhandlungen der badiſchen Ständeverſammlung. Von T. c. d.
XIV. Ueber das Retorſions-Princip als Grundlage eines deutſchen Handelsſyſtems. Von W. F.

Anhang: Letztes Wort in Sachen Müllners von Brockhaus.

Leipzig, den 1. Mai 1820.

F. A. Brockhaus,
Redacteur.

II.

Landsmannſchaften und Burſchenſchaft. Ein freies Wort über die geſelligen Verhältniſſe der Studirenden auf den deutſchen Hochſchulen. Mit Urkunden. Von Joachim Leopold Haupt. gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) (Daraus beſonders abgedruckt die Verfaſſungs-Urkunde der Jenaiſchen Burſchenſchaft. Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

Die irrigen Meinungen, welche, aus Unkunde der Verhältniſſe, ſowohl über die neuern Verbindungen, als auch das Verbindungsweſen der Studirenden auf den deutſchen Hochſchulen überhaupt unter den gebildeten Ständen deutſcher Zunge herrſchen, hat den Verfaſſer bewogen, alle dieſe Verhältniſſe näher zu beleuchten und weitläufiger aus einander zu ſetzen. Die Schrift verbreitet ſich demnach über das akademiſche Verbindungsweſen ſeit der Bildung der erſten Hochſchulen in Italien, Frankreich, England und Deutſchland, entwickelt die Entſtehung der geheimen Landsmannſchaften und der Burſchenſchaft aus den jedesmaligen Verhältniſſen und dem Geiſte der Zeit, zeigt beider Verbindungen, Grundſätze, Geſetze und die Verhältniſſe, welche ſie auf den Hochſchulen herbeigeführt haben, und giebt endlich einige Vorſchläge, wie die jetzige Geſtaltung der Dinge von den Regierungen und akademiſchen Behörden ſowohl, als Studirenden ſelbſt zu einer beſſern benutzt werden könne. Die beigedruckten Urkunden enthalten: zwei ſogenannte Landsmannſchaftscomments, eine Landsmannſchaftsconſtitution und die Verfaſſungsurkunden der Burſchenſchaft zu Jena, Gießen und Leipzig. — Das allgemeine Intereſſe, was man in

Deutſchland an den neueſten Ereigniſſen auf den Hochſchulen ge-men hat und die Wichtigkeit, welche dieſe Ereigniſſe in den Au der politiſchen Welt gewonnen haben, macht gewiß in Jedem Wunſch rege, ſie aus den Quellen kennen zu lernen und überhebt einer weitern Empfehlung dieſer Schrift.

III.

Das Staatsrecht des Königreichs Bayern; von Dr. Julius Schmelzing. In zwei Theilen. Erſter Theil. gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. (oder 4 Fl. 30 Kr.)

Der durch ſeine bisherigen Schriften, insbeſondere über das Natur-, Staats- und Völkerrecht dem literariſchen Publicum ſchon hinlänglich und vortheilhaft bekannte Hr. Verfaſſer unternahm es zuerſt durch angezeigtes Werk die gegenwärtige Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung des Königreichs Bayern aus den unmittelbaren und mannichfaltigen Geſetzquellen ſelbſt in ſyſtematiſcher Form darzuſtellen. Dieſer erſte Theil begreift die Verfaſſung des Königreichs Bayern; ihm iſt demnach die neueſte Verfaſſungsurkunde vom 26. Mai 1818 mit ihren integrirenden Edicten zum Grunde gelegt; aber auch alle damit in Verbindung ſtehenden früher oder ſpäter erſchienenen königl. organiſchen Edicte und allerhöchſten Supplementarverordnungen ſind in dieſer ſyſtematiſchen Darſtellung am geeigneten Orte aufgenommen. Der zweite und letzte Theil dieſes Werkes (von gleicher Stärke) umfaßt die Staatsverwaltung des Königreichs Bayern und wird ganz gewiß zur kommenden Michaelis-Meſſe im Publicum erſcheinen. Dieſer Theil dürfte um ſo mehr Aufmerkſamkeit und Intereſſe erregen, indem er einen Gegenſtand behandelt, welcher bis jetzt noch von keinem anderen bayriſchen Schriftſteller in einer ſolchen Ausführlichkeit und Genauigkeit aus den diesfalls ſo mannichfaltigen, zerſtreuten älteren und neueſten Geſetzquellen dargeſtellt wurde; und als eben dieſe bisher weniger, wie die neueſte Verfaſſungsurkunde Bayerns, durch Schriften zur allgemeinen Kenntniß in Deutſchland gekommen ſind. Es ſcheint überflüſſig, annoch etwas für die Gemeinnützigkeit dieſes Werkes zu ſagen, welches gewiß kein angehender Staatsdiener, überhaupt kein gebildeter Staatsbürger Bayerns unbeachtet laſſen wird, und das füglich auch als Leitfaden bei Univerſitätsvorleſungen über dieſen poſitiven Rechtstheil gebraucht werden kann. Dem Ausländer aber gewährt es einen belehrenden und angenehmen Ueberblick über die Verfaſſung und Verwaltung des bayriſchen Staats in ſeiner verſchiedenen Beziehung.

Staatliche Bibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (
Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 10

Leipzig 1820

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Prü.796(10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11113155-7